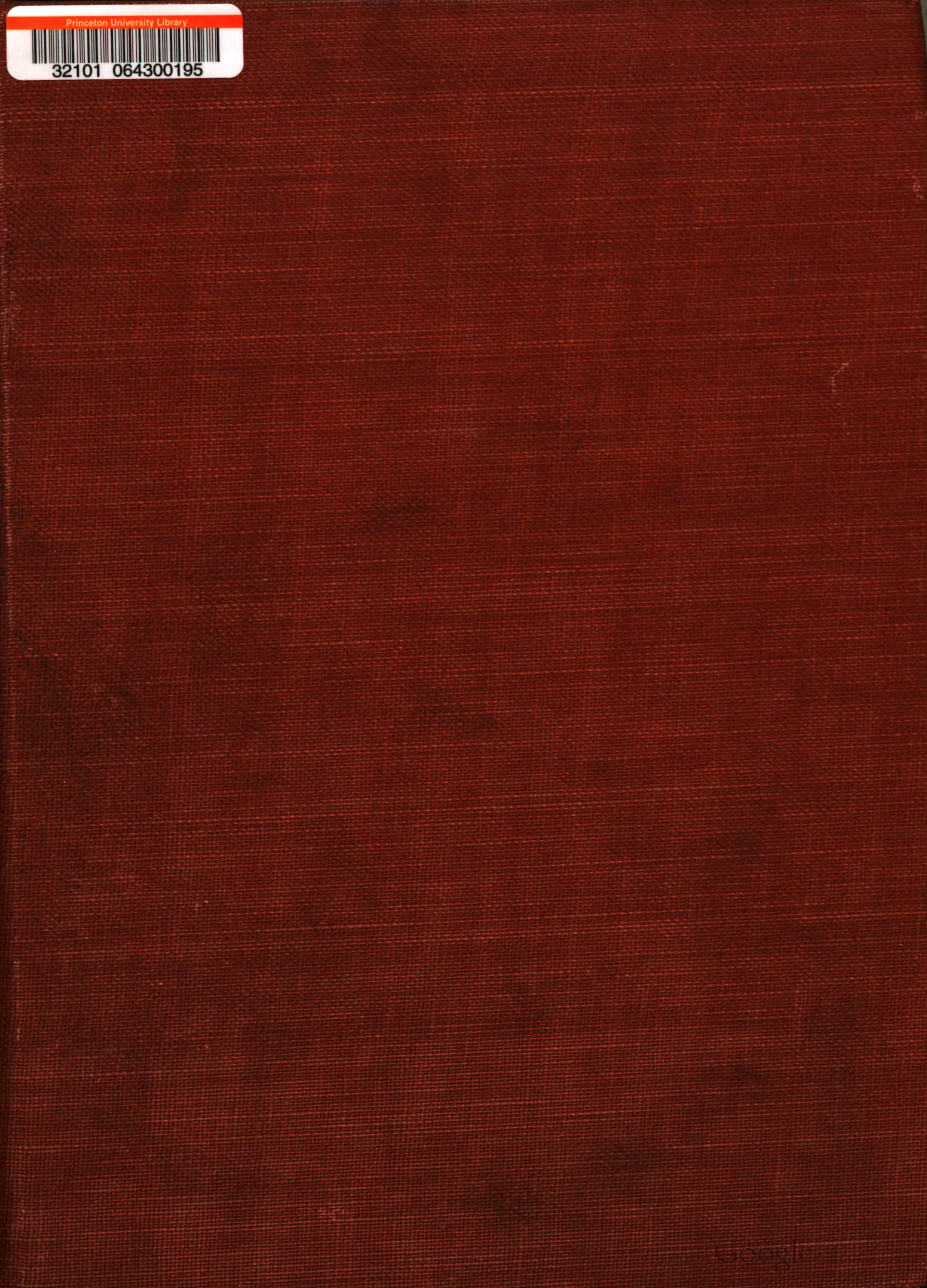

Princeton University Library
32101 064300195


VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei Sub Numine Viget

Reclams Universum

Moderne illustrierte Wochenschrift

Siebenunddreißigster Jahrgang

Erster Halbband

1921

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Inhaltsverzeichnis

(Mit * bezeichnete Aufsätze sind illustriert)

Mitarbeiterverzeichnis

Schriftsteller und Dichter

Maler, Zeichner und Kunstphotographen

Romane, Erzählungen, Novellen und Skizzen

Rechtswesen

Naturwissenschaft und Technik

Volkswirtschaft und Soziales

Kunst, Literatur und Kulturgeschichte

Gedichte

Psychologie

Medizin

Verschiedenes

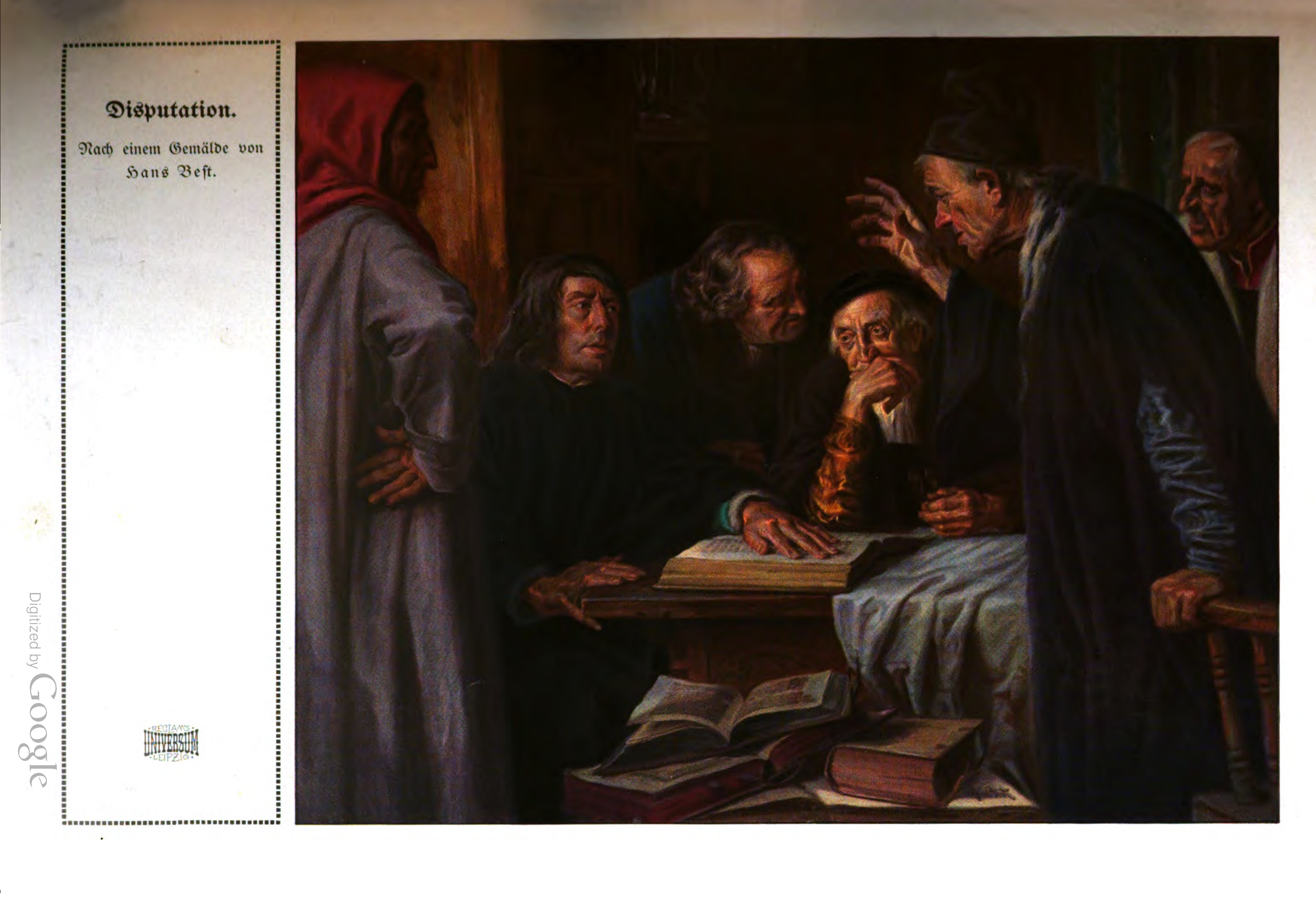
Kunstblätter, Zeichnungen und Kunstphotographien

Bilder aus Kunst, Wissenschaft und Leben

37. Jahrgang 1. Oktober 1920 Heft 1

Reclams Universum

Illustrierte Wochenschrift für deutsche Kultur im In- und Auslande



Disputation.

Nach einem Gemälde von Hans Best.

Ein Besuch bei Rudolf Herzog

dem Dichter unseres neuen Romans „Die Buben der Frau Opterberg"

Von Julius Gubitz

Als nach dem Waffenstillstandsabschluß unsere Truppen die deutsche Westzone räumen mußten, die der Feind als Besetzungsgebiet vorgesehen hatte, strömten sie in unendlichen Scharen über den Rhein. Die Dichterburg zu Rheinbreitbach, Rudolf Herzogs poesieumwobener Besitz, sah die müden Kämpfer dahinziehen, die Sieger in hundert Schlachten gewesen waren und nun doch weichen mußten, weil uns der Enderfolg versagt geblieben war. Tausende nahmen, nachdem sie in Schnee und Wind den Strom überschritten, den Weg über Rheinbreitbach, und manche ergreifenden Szenen spielten sich in jenen von heißer Aufregung und wilder Verzweiflung erfüllten Tagen in dem Dichterhause und seiner Umgebung ab.

Wie kein anderer deutscher Dichter hatte Rudolf Herzog das Getümmel der Schlachten gesehen. Auf fast allen Kriegsschauplätzen hatte er geweilt, er war Zeuge unserer glänzendsten Waffentaten, die den Jubel unseres Volkes, den Schrecken unserer Gegner erweckten, bis allmählich das Blatt sich wendete — und jetzt sah er das Ende, das traurige Ende dessen, was so vielversprechend, so herrlich begonnen hatte. Doch entschlossen und ungebeugt rief er nun, wie es bitter notwendig war, unser Volk auf, sich zu besinnen; er fand hoffnungweckende, vertrauenstärkende Worte und trug so dazu bei, daß unser Mut wuchs und daß wir bei den Abstimmungen in der schwerbedrohten, umlauerten Nord- und Ostmark die Hoffnungen unserer nimmersatten Widersacher vereiteln konnten.

Dennoch, dennoch umgibt uns heute rings Gefahr. Bedingungen wurden uns aufgelegt, die uns schaudern machen, und wieder ist es der Rhein, der ein nur zu deutliches Abbild unserer jammervollen Lage gibt, denn auf seinen Fluten ziehen täglich und stündlich als traurige Zeichen unserer Hörigkeit die langen Schleppzüge dahin mit den gewaltigen Kohlenmengen, die wir den Feinden liefern müssen, und an seinen Ufern sehen wir die Schmach der Besatzung. Sie und all das Schwere, das dem bedrängten Deutschland aus ihr erwächst, gab Rudolf Herzog die Idee, einen Rheinroman zu schreiben, der in seiner Handlung von den Quellen des Stroms bis zu seiner Mündung reicht. Dadurch, daß er die Landschaften vom Ober-, Mittel- und Niederrhein noch einmal poetisch erschloß, wollte der Dichter versuchen, das Augenmerk und die Liebe des gesamten deutschen Volkes auf die ihm früher so heiligen Gestade des Rheines, unsere jetzt so heiß umstrittene Westmark, zu richten. So entstanden „Die Buben der Frau Opterberg".

Es ist ganz gegen Herzogs Art, vorzeitig über seine Arbeiten zu sprechen. Sehr wenige erfahren vor der Drucklegung Näheres über den Inhalt eines neuen Werkes, als erste stets die Gattin des Dichters, deren verständnisvolles Urteil ihm von größter Bedeutung ist.

Auf mein besonderes Ersuchen erzählte er mir, was ihn bei der Niederschrift des neuen Werkes bewegte: „In dem Laufe des Rheins, von dem brausenden jungen Rhein an durch den romantischen Mittelrhein hindurch bis zum schwer arbeitenden Niederrhein wünschte ich ein Abbild zu geben unseres gesamten völkischen Lebens und Webens und zwar beginnend mit den siebziger Jahren, hinführend zu den Übergipfeln des überhitzten Ichlebens und gesellschaftlichen Treibens und schließlich sich durchkämpfend durch Krieg und Revolution bis auf den heutigen Tag, an dem die Führer, die sich nicht fürchten dürfen, auf neuen Wegen voranmarschieren müssen, um dem Volke die neuen Heimatsbedingungen zu schaffen. So wurde es ein Entwicklungsroman, der in dem Bilde einer selbstsicheren, arbeitsfrohen und lebenskundigen Frau und ihrer Buben sowie der weiten Kreise, die sie um sich ziehen, ein Abbild des letzten Menschenalters und seiner Geschlechterfolge am Rhein und mit ihm im deutschen Vaterlande bietet."

Rudolf Herzog geht in diesem Roman auf alle Punkte ein, die für unsere Gegenwart von Bedeutung sind, auf Schule und Religion, studentisches Leben und Frauenstudium, Landwirtschaft und Industrie; er beschäftigt sich mit den Fragen unseres seelischen und leiblichen Zusammenbruches und ebenso mit den wirtschaftspolitischen Problemen unserer Zeit, aber von dem Standpunkt ausgehend, daß in diesen schweren Tagen der Dichter nicht allein schildern, sondern zugleich die Pfade zeigen solle, die aus dem Dunkel der Gegenwart in ein neues Deutschland der Zukunft führen. Wie alle Werke des Dichters, ist auch seine neue Schöpfung von unbedingter Lebensbejahung getragen und sieht die Neubildung des deutschen Volkstums aus dem Engeren ins Weite, das heißt von der Familie aus vor. Durch den Roman rauscht der Rhein vom Oberland ins Unterland, und seine Menschen bauen die Schiffe, die von Basel bis Rotterdam dem deutschen Volke neuen Handel und Wandel erschließen sollen.

Seit einem Jahrzehnt marschiert Rudolf Herzog an der Spitze der erfolgreichen deutschen Schriftsteller. Unter den von unseren Feldgrauen in Krieg und Gefangenschaft begehrten Büchern bildeten seine Werke die weit überwiegende Mehrzahl. In wie hohem Grade er der Vertrauensträger und die Zukunftshoffnung unseres jüngeren Geschlechts ist, zeigt, daß die großen Jugendbünde wie das Deutsche Pfadfinderkorps und die Nationale deutsche Jugend ihm ihre Ehrenmitgliedschaft übertragen haben. Uns allen aber soll, wie seine bisherigen Bücher, so auch Rudolf Herzogs neuer Heimatroman „Die Buben der Frau Opterberg" zu einer Quelle erstarkenden deutschen Lebens werden, zu einem Bad der seelischen Wiedergeburt, die dem deutschen Volk das neue deutsche Menschentum in Kraft und Klarheit schenken möge.

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog

1.

Ein Adlerschrei — Aus Scheitelhöhe — —

„Ein Adler, Mutter! Dort! Siehst du ihn?"

„Ein Steinadler!" flüsterte der andere Knabe und packte in der Erregung fest des Freundes Hand. Die Köpfe weit in den Nacken gebogen, die Schultern aneinandergepreßt, starrten die Knaben in den blaublanken Frühlingshimmel. Bewegungslos standen sie, und ihre tiefen Atemzüge kamen wie aus einer Brust.

Frau Christiane Opterberg erfaßte mit einem langen, lächelnden Blick das Bild dieser Jugend. Sie lehnte, die Kappe über die strohgelbe Haarkrone gezogen, den kraftvollen Leib in starkem Lodengewand und die Füße bis weit hinauf zur geschwungenen Wade in derbes Rindsleder geschuht, an einem Felsstück, und ihre Brust ging geruhsam auf und nieder.

„Mutter! Siehst du?"

Jetzt erst suchte ihr Blick den Himmelsbogen ab.

„Es sind ihrer zwei," sagte sie nach einer Weile. „Die Steinadler jagen paarweise, ihr Buben. Sie sind die Könige der Einsamkeit, und die Einsamkeit verlangt einen Gefährten."

„Die Einsamkeit?" fragten die Knaben zweifelnd. „Dort! Wirklich dort — der zweite!"

Frau Christiane hatte ihn längst entdeckt. Ihr helles Auge folgte den Kreisen der gewaltigen Vögel, den Kreisen, die lotrecht über ihr den Himmel umspannten, sich kaum zu berühren schienen, sich umeinander schlangen, sich ausdehnten, sich verengten und jäh ein einziger Punkt schienen — wenn es galt.

„Ja," sagte Frau Christiane Opterberg, „gerade die Einsamkeit. Ohne einen Gefährten wäre sie eine große leere Gebärde, ein Grab bei Lebzeiten; mit einem Gefährten die Größe und Fülle des Lebens, aus einer stolzen Höhe betrachtet. Seht — da stoßen sie zu Tal . . . Was werden sie sich alles zu erzählen und zu erklären haben, wenn sie wieder hoch oben in ihrem Horste sitzen. Nun denkt's euch mal aus."

Die Knaben schauten lachend einander an und lachend die helläugige Frau.

„Na? Habt ihr's gefunden, ihr Wanderbuben?"

„Die Mutter meint," rief Martin Opterberg, „Einsamkeit und Tod ist noch lange nicht dasselbe."

„Noch lange nicht," bestätigte die Frau, und ihre Augen weiteten sich.

„Die Frau Pate meint: Und wer nicht tot ist, der hat zu leben, und, aus der Höhe betrachtet, lauft's da drunten durcheinander wie Ameisen, die einen nicht schrecken."

„Richtig, Christoph Attermann. Das mein' ich. Und wenn du es dann droben in der einsamen Höh' einem gleichartigen Gefährten mitteilst und er es dir bejaht, dann wird euch euer ernstes Wissen zur fröhlichen Gewißheit, und ihr habt erst die rechte Freude am Leben, weil's nimmer ein Fürchten gibt."

„Mutter," sagte der zwölfjährige Sohn aus Sinnen heraus, „hast du einen solchen Gefährten?"

„Ich hab' dich, und du hast den Christoph, und so hab' ich euch beide. Vorwärts, ihr Buben, und nehmt die Schuhe in die Hand. Wir betreten geheiligtes Land, wie's in der Schrift heißt. Spannt die Horcher auf. Hört ihr's seufzen und singen? Das ist ein Mutterlied und ein Kinderlied. Drauf zu und nehmt's in euch auf. Nehmt die ganze Brust voll. Noch ein paar hundert Schritt und Sprüng' über das graue Geröll, zwischen die Felsen hindurch" — sie nahm beim Anschreiten den einen Buben links, den andern rechts an sich in Wanderfreude — „ah, da haben wir's erreicht . . . Hier wird der Rhein geboren."

Und plötzlich spürte sie, wie links und rechts die klammernden Knabenfäuste sich tief in ihre Arme gruben.

Kristallen und blau blitzte die Angewurzelten der winzige Spiegel des Tomasees an, von steilen Felsen und dunkel wuchtender Bergwelt wie von Wimpern und Brauen umgürtet. Kaum ein Fuß breit Land, um heranzutreten. Steinblöcke, Jahrtausende alt, schirmen den Zugang zu dem Wunder der Zeugung, das, dem Auge verschleiert, in dreifacher Kraft aus dem Gletscherspalt quillt, aus Felsentiefe bricht, aus dem Grunde des Bodens steigt, um in der Muschel des Sees in kristallener Bläue das Auge aufzuschlagen.

Machtvoll in ihrer Mutterschaft und in ihrem Mutterstolz auf das geheime Wunder lag die wilde Bergwelt Graubündens, türmten sich die himmelstürmenden Gipfel, sprangen die weißen Brüste der Gletscher in Urkraft hervor. Ein Gebietendes und doch alle Wünsche Stillendes lagerte in der Luft, und die Knaben rangen nach einem Wort.

Und Martin Opterberg sagte so leise, als ob er ein Geheimnis sage, und seine Augen hafteten an dem spiegelblanken Wasser: „Mutter, das ist — wie die Farbe deiner Augen. So blau — und so kristallen."

„Ja, Frau Pate, der Martin hat's mir zuvorgesagt."

Frau Christiane hob den Kopf und lugte einen Augenblick lang nach dem Stückchen Himmel, das hoch oben über der engen Felsschlucht eine Handbreit blaute. Und sie schob jedem der Knaben eine Hand unter das Kinn, hob ihnen den Kopf und senkte den Blick geruhig forschend in die Augen der Knaben.

„Das Kristallene, wißt ihr, das Kristallene, das haben die Menschen im Blick, die scharf zuschauen müssen im Leben, daß ihnen nicht der Weg verrammelt wird, und die sich nicht fürchten dürfen, über die Hindernisse hinüberzusetzen, wenn er ihnen doch verrammelt wird."

„Die in den Bergen leben, haben es," sagte Christoph Attermann, ohne das erhobene Kinn in ihrer Hand zu regen.

„Und die Leute der Tiefebene auch, die auf der See fahren," sagte Martin Opterberg, und er suchte in dem Blick der Mutter.

„Seht ihr es wohl," entgegnete sie, „einer allein findet es nicht, und es müssen schon zwei Gefährten sein, um sich auf das Richtige zu bringen. Der Berg hat's nicht allein und die Tiefebene hat's nicht allein. Die Höhe des Lebens hat's, die den Dingen in die Seele blickt, und die Weite des Herzens, die sie umfaßt, um jed' Ding in seiner Art lieben zu lernen. Nur scharf zuschauen muß man, und man findet in jedem Ding und Menschenkind ein Bröselein Schönes oder Vergnügliches. Was wäre es sonst mit dem Glück . . ."

„Mutter, hab' ich auch das Kristallene?"

„Und ich, Frau Pate?"

„Narrenbuben ihr. Ein weniges. Aber es hat noch Zeit mit euch."

Und sie zog die beiden Knabenköpfe mit einer mütterlichen Gebärde an ihre Brust.

„Aufgeschaut, ihr Buben. Da steht ihr nun an der Wiege des Rheins, des Vorderrheins, und morgen wollen wir die Wiege seines wilderen Gesellen des Hinterrheins, suchen gehn. Auch der König unter den Strömen braucht einen Gefährten in der Einsamkeit. Hei, wie die ewigen Gletscher funkeln, der Badus in den Gotthardbergen, der



Bergwelt.

Crispalt im Glarnerland. Und dort, dort — in die Ferne müßt ihr sehen — schwingt sich die Furka wie eine steinerne Himmelsbrücke, trennt die Bergzüge auseinander und verbindet dafür die Menschlein von Uri und Wallis. Da spürt man den Herrgott."

Stille Andacht in den Augen, saß Frau Christiane auf breiter, moosübersponnener Steinplatte, auf der sich die Buben lang ausstreckten und, wohlig sich reckend und das Angesicht nach oben richtend, die Köpfe zutraulich in den Frauenschoß betteten. Frau Christiane strich ihnen mit einer kurzen Bewegung durch die hellen Haarbüschel. Dann wurde es ganz still zwischen den dreien, und sie spannen ihre Träume hinein in die große schweigende Natur, 'in die versteinerten Wogen der Bergmassen, die noch den Gischt der letzten Brandung in Eis und Schnee auf ihren Zackenhäuptern trugen, in das eingesprengte, winzige, kristallblaue Becken, darin sich rätselhaft das Leben aus tiefinnerstem Felsenleib erschloß: das lebendige, das lebenspendende Wasser. Mehr, mehr, als nur ein Wasser: das Wasser des Rheins, des deutschen Rheins.

„Ist das ein gesegneter Maimorgen!" sagte Frau Christiane nach einer Weile. Und als die Knaben schwiegen, fügte sie nach einer stillen Pause hinzu: „Ihr habt recht, ihr Buben. Wir brauchen keine vaterländischen Lieder anzustimmen wie ein Männergesangverein mit dem gefüllten Silberpokal, und keine feierlich dröhnenden Gelübde abzulegen wie ein Kriegerverein mit der Schärpe. Wir wollen ehrlich sein, so ehrlich, wie die Natur es ist, und uns ganz einfach sagen: Hier ist die Wasserscheide. Hoch genug, um sie nicht zu übersehen. An die zweitausend Meter hoch. Dort —", und sie wies mit der Hand nach den Bergen des Wallis, „wird die Rhone, hier wird der Rhein geboren, dort —", und die Hand wies in weiter ausholendem Schwung nach Süden, „lockt das blaue, sonnenschimmernde Mittelmeer, dort —", und ihre Hand fuhr gen Norden, „wartet die graue stürmische Nordsee. Die Rhone hat das lieblichere Teil erwählt, der Rhein das schwerere. Seine Kindheit ist Kampf aus der Enge, seine Jugend Lachen und Schwärmen, seine Manneszeit die gesammelte Kraft zur stärksten Arbeitsleistung, und sein Alter — ja, ihr Kinder, das ist die Frage, die der Herrgott euch offen läßt, um euren Witz daran zu proben — soll es versanden oder soll es in neue Kanäle geführt werden, die ohne Hasten und Stürmen die auf langem Wege gesammelten Güter dahintragen in das Meer der Allgemeinheit. Hier ist die Wasserscheide, Kinder. Im Süden steht die Sonne, im Norden der Nebel. Was dünkt euch?"

„Der lange Weg, Mutter. Kämpfen, lachen, siegen. Durch den Nebel hindurch."

„Der lange Weg, Frau Pate. Schaffen, arbeiten. Und dann der Kanal. Das wär' schon was."

„Ihr rauflustigen Germanenbuben," rief Frau Christiane und griff ihnen in den Schopf.

„Aber es soll mir schon recht sein, daß ihr nicht einschlafen wollt und euch euer Leben selber zu erringen trachtet. Denn das wahre Leben, Kinder, das wahre Leben ist nur das mit Wunden erkämpfte."

Sie sprang auf und riß die Knaben mit sich hoch. Lachend sah sie ihnen in die Augen.

„He, ihr beiden! Wollen wir hier die Gefühlsseligen spielen? Menschen mit solchen Muskeln und Lungen und allem Zubehör? Hunger hab' ich, Hunger, Hunger, Hunger, ihr nachlässigen Ritter, und nicht euch, aber eure Rucksäck' will ich zu meinen Füßen sehn!"

„Frau Pate, das Schwarzbrot! Ich schneid's aus!"

„Mutter, der Schinken, der rote Veltliner Wein!"

„Hängt die Flasche ins Bergwasser. Wen das Rheinwasser kühlt, dem gibt's erst das rechte innere Feuer. Ach,

Christoffel, lang' mir den Brotlaib. Bis zum Heiraten ist's noch lange hin, wenn du nicht besser schneiden lernst. Martin, behandle die Flasche recht. Des Weines Feuer soll zu Herzen gehen, nicht in den Kopf. Und nun zugelangt, ihr Wandervögel, damit 's Marschieren wieder schmeckt."

Ein weißes Mundtuch war über den moosigen Stein gespreizt. Die Brotschnitten lagen darauf und die Scheiben des Schinken. In den Metallbechern funkelte purpurn der Veltliner. Und die Schneehäupter der Berge und die glatten Gletscherzinken lugten über den Felsenkessel auf die seltenen Gäste aus dem Menschenreich, und die Quellwasser des Rheins im Tomasee spiegelten alles wider: die Bergwelt, die Menschen und den Maientag.

„Daß der Vater nicht mitgewandert ist, Mutter. Er hat doch einmal das Malen betrieben."

„Ei," antwortete Frau Christiane, „weil dem Vater kein Weg zu weit und beschwerlich ist, wenn er ihn im Wagen fahren kann."

„Ob ihn der meine noch hätt' schaffen können?" fragte der Christoph. „Er hat's mit der Atemnot wie nie. Drum ist er ja auch nach Freiburg zum Professor."

Frau Christiane sah den sinnenden Knaben lange an. Gleichaltrig war er ihrem Martin und unzertrennlich von ihm seit der Geburt. Eine schlimme Geburt war's gewesen, und von der Mutter mit dem Leben bezahlt. Und des Vaters Leben ein Siechtum ohne Ende, seit ihn beim Beschlagen des störrischen Gauls der Huf vor die Brust getroffen hatte.

„Ob ihm die Reise nach Freiburg hilft?" fragte der junge Christoph.

Frau Christiane bezwang ihren Blick.

„Jetzt wird sie schon geholfen haben. Packt ein, ihr Buben! Der Maientag ist nur einmal, und wir wollen ihn nutzen!"

Ins Quellwasser des Rheins tauchten sie ihre Hände und mit den gletscherfrischen Tropfen des Jungwassers feuchteten sie sich Stirn und Augen. „Nun haben wir die erste Rheintaufe," riefen sich die Knaben zu, „nun holen wir uns die zweite beim Bruder Hinterrhein."

Kletternd und am Stocke springend gerieten sie auf gangbaren Gebirgspfad. Hoch über ihnen in der Graubündner Felsenlandschaft kreisten die beiden Adler.

Bis zum Abend waren sie gewandert, durch das Tavetscher Tal, und ihnen zur Seite stürzte sich wie ein wilder Knabe, der keine Gefahren achtet und kennt, der bachbreite Rhein in brausendem Getöse die Felsen hinab. Im letzten Sonnenschein lag Disentis vor ihnen, das grüne Taldorf mit der Klosterkirche auf dem Hügel. Ein sauberer Weinschank bot ihnen Nachtquartier.

In schwer verständlichen romanischen Lauten begrüßten Wirt und Wirtin die Gäste, ging das Gespräch zwischen den Bauern, die vor dem roten Veltliner saßen. Verwundert horchten die Knaben beim Abendbrot auf. „Es ist die Sprache des alten Rätiens," antwortete Frau Christiane ihrem fragenden Blick, „so hieß Graubünden, als es eine römische Provinz war. Doch vorher schon, Jahrhunderte vor Christi Geburt, sollen sich Etruskerfürsten in das wichtige Bergland geschlagen und es besetzt haben. Hier sitzen wir unter den Nachkommen. Aber nicht lange, ihr Buben, denn wir suchen spornstreichs das Bett. Morgen ist auch noch ein Tag."

In erster Morgenfrühe brachen sie auf, einem langen, sonnigen Wandertag entgegen. Sie winkten dem Bergbach zu, der sich dem Dorfe gegenüber in den Vorderrhein ergießt und den die Leute von Disentis stolz den Mittelrhein nennen, und winkten dem Kloster einen Abschiedsgruß.

„Mutter, weißt du nicht ein Märlein vom Kloster Disentis?"

„Wir nennen heut Märlein, was einst Kampf und Krieg war und blutiger Schrecken. Und es ist gut so, sonst liefe aus Angst vor der Vergangenheit die Freud an der Zukunft aus der Welt. Uralt ist die Klosterstätte, und die Söhne des heiligen Benedikt haben sie errichtet. Das war, als nach des Königs Attila Tod Hunnenhaufen in die versteckten Berge drangen und lange, lange die Geißel über die rätischen Bauern schwangen, bis den schwerblütigen Gebirglern endlich das Blut heiß wurde und das Auge rot. Da gab es ein Blutbad, dem kein Hunnennachkömmling entrann. Seit jenem Tage stand das Kloster tausend Jahre lang als Zeichen der erkämpften Freiheit. Aber die Soldaten der französischen Revolution legten sich das Wörtlein Freiheit anders aus, wie es so der Brauch ist unter den Menschen, die die Macht in die Hand bekommen haben, und legten das Kloster mitsamt dem Dorf bis auf den Grund in Asche, als die aufs Blut gequälten Bauern die Freiheit der Plünderer nicht verstehen wollten und die Sensen nahmen. Nachher haben die Überlebenden notdürftig wieder aufgebaut."

„Mutter, wenn du erzählst, bekommt die Landschaft erst ein Gesicht."

„Und schlägt die Augen auf, wie ein Mensch, Frau Pate."

„Blickt hinein, ihr Buben, immer hinein. Die Augen sind's, die Farbe bekennen, nicht das Gewand. Und wenn ihr überdies Sorge tragt, daß die eigenen immer voll Wahrheit stehen, mag's biegen oder brechen, so bleibt ihr Herr und Meister über euch selbst und damit über die anderen."

Weiter und weiter marschierten sie, durch Berg und Tal. Oft sprühten die Sturzwellen des Rheins vor ihnen auf, oft hörten sie nur sein unterirdisch Brausen aus Tannendickicht und Steingeröll. Menschensiedlungen tauchten am Wege auf. Schon begann kühner Unternehmungsgeist sich die Wasserkraft nutzbar zu machen, und das Echo der Eisenhütten scholl dumpf aus den Wäldern. „Erzähle, Mutter," bat Martin Opterberg, „gib der Landschaft das Gesicht." Sie traten aus dem Tannendunkel und marschierten rüstig auf grünem Talweg dem Dorfe Trons entgegen.

Frau Christiane wies auf einen Baumstumpf hin. „Was für ein Baum scheint's euch?"

Christoph Attermann war schon hingesprungen. „Ein Ahorn, Frau Pate!"

„Nur ein Ahorn? Wie Tausende? Ei, da wollen wir ihm ein Gesicht geben, daß gerade er unter den Tausenden haften bleibt. Das sind fünfhundert Jahr und mehr, da war dieser Ahorn ein ganz eigener, und was damals unter ihm beschworen wurde, das gab dem Lande den Namen. Den ‚grauen Bund' beschworen damals aufrechte Männer unter diesem Ahorn von Trons, um das Land vor Zerstückelung zu bewahren, und das Land hieß alsbald Graubünden. So ist es stolzes und freies Land geblieben und wäre sonst zerrissen worden und unter die Füße getreten von Österreichern, Welschen, Spaniern und Franzosen. Seht, ihr Buben, und so mahnt uns der Ahornstumpf: Bleibt bei der Stange, wenn's ums Vaterland geht. Bleibt, was ihr seid, und sehnt euch nicht nach fremdem Flitter. Überläufer verlieren ihr Vaterland und gewinnen nimmer ein neues. Und wenn sie im neuen Land Minister würden, sie blieben Knechte im Geist."

„Die Frau Pate meint, weil sie drüben scharwenzeln müssen, um für echt zu gelten."

„Das mein' ich, Christoph Attermann, und manches, was das Gewissen beißt, dazu."



„Ist Graubünden glücklich geblieben, Mutter?"

„Ach, du mein Närrchen, als die Graubündner die zahllosen Zwingburgen ihrer Fronherren im Lande gebrochen und den grauen Bund verstärkt und erweitert hatten durch die Gemeinden und Gerichte, da hätten sie's wohl fein können in der stolzen Freiheit. Aber nun taten sie das Dümmste vom Dummen, was ein Volk nur zu tun vermag, und griffen einander in die Gewissensfreiheit und befehdeten sich zornmütig um den lieben Herrgott, ob der das Kreuz geschlagen haben wolle oder nicht, und selber zu seinen Kindern reden wolle oder durch den Mund der lieben Heiligen, und zerrissen sich in dieser geistigen Unfreiheit wie die wilden Tiere, mordeten einander zu Tausenden, riefen sogar von hüben und drüben die verhaßten Feinde ins Land, nur weil sie sich selber untereinander noch viel grimmiger zu hassen vermeinten, und jagten den Teufel mit Beelzebub aus, statt die Armseligkeit ihres Geistes vor Gott zu bemerken."

„Mutter," fragte Martin Opterberg, „meinst du damit, es sei gleich, ob katholisch oder evangelisch?"

„Mein Junge," sagte Frau Christiane, „eines steht fest: dem lieben Herrgott ist es gleich. Der ist zu groß für solche und andere anmaßlichen Dummheiten, mit denen die kurzlebigen Menschen in seinem ewigen Wissen und Wollen herumstochern möchten. Der will, daß hienieden ein Schweizer zuerst ein Schweizer und ein Deutscher zuerst und ganz und gar ein Deutscher zu sein habe, und behält sich alles übrige für seine Ewigkeit vor. Dort, und nur dort, ihr Buben, wird sich die Erleuchtung finden. Punktum."

Sie waren durch die Dorfstraße von Trons längst hindurch und auf dem Wege nach Ilanz, dem ersten Städtchen am Rhein. Aus der Berge Haft trieb der junge Strom in die Freiheit. Und die Gedanken der Knaben stürmten mit ihm, während die Füße rüstig wanderten und die Augen immer wieder die klaren Züge der Frau aufsuchten, die sich in körperlicher und geistiger Gesundheit stark fühlte und sicher unter den Menschheitsgeschwistern und aufrecht und vertrauend vor Gott als dem liebenden Vater.

In Ilanz gab es Mittagsrast. Aber sie sputeten sich, um noch vor Sonnenuntergang Reichenau zu erreichen, die Vermählungsstätte des Vorderrheins und des Hinterrheins. Voller Frühlingsflor standen die Matten, Forellen schnellten sich durch die Strudelbäche, in der Ferne blitzte aus rauschenden Baumgruppen der Flimsersee, Kuhherden läuteten durch das saftgeschwellte Gras. Friede überall. Da engt sich der Weg. Die Wälder verschlingen die Felder, die Felsen rücken heran und türmen sich hoch und steil, uralte Burgen auf den Gipfeln wie Raubnester über der Singvogelhalde. Der Rhein bäumt sich auf. Und wie ein Roß, das den Gefährten wittert, stürzt er sich zügellos in die zerklüftete Talenge und stürmt in verdoppelten Sätzen der Vereinigung entgegen.

Frau Christiane verhielt ihren Schritt. Sie schob die Kappe in den Nacken und stieß die Spitze des Wanderstockes in den Grund. Und die Knaben taten wie sie.

„Die Könige der Einsamkeit verlangen einen Gefährten, damit sie die Größe und Fülle ihres Lebens finden. Schaut dorthin, wo sich Rhein und Rhein umarmt! Um ein einziger zu werden! Eins in der Freude, im Kampf, in der Entsagung und der Hoffnung. Und immer gleich groß, ihr Buben."

„Laß uns hin, Mutter."

„Ja, Frau Pate —"

„Das Schloß da vor uns in dem Märchengarten ist der alte Sitz der Herren von Planta. Der Churer Bischof hat es gebaut. Die geistlichen Herren hatten einen guten Sinn dafür, wo die Erde am schönsten war und dem Himmel am nächsten. Kommt mit. Wenn wir durch den Märchengarten schreiten, gelangen wir dicht an das Märchen vom Rhein."

Sie schritten schweigsam durch den dunkel träumenden Garten, traten hervor und standen am hell beleuchteten Strand. In den Bergen sank die Sonne und verstreute verschwenderisch ihr letztes Licht. Und in die kristallblanken Fluten des Vorderrheins warfen sich die schicksaldunklen des Hinterrheins. Über die Wasser ging es wie ein Seufzer der Erlösung ...

„Ein wildes Märchen, Mutter."

„Ja, zahm ist das Rheinmärchen nie gewesen. Schlafhauben und Traumpoeten fabeln wohl davon. Wo der Rhein fließt, ist Kampf und wird es bleiben, solange Menschen leben. Seit Kelten und Römer mit den Germanen kriegten, bis in die Unendlichkeit."

„Warum, Frau Pate?"

„Weil dies Märchen lebt und noch lange nicht gestorben ist."

Da grübelten die Knaben über den geheimnisvollen Satz, bis sie im Gasthaus zu Reichenau am Tischleindeckdich saßen. —

Die Atemzüge des Maienabends zogen durch die weitgeöffneten Fenster in das Wirtssälchen. Oft schwollen sie an zu einer geheimnisvollen Woge von Düften, die in den blumigen Wildwiesen der Hänge und den bunten Bürgergärten des Städtchens geboren wurde. Dann senkte Frau Christiane die Hände und hob ganz leise das Gesicht der stillen Woge entgegen. Das lernten die Knaben schnell, und sie nannten es: das Herz baden.

„Jetzt sitzt der Vater daheim auf dem Gutshof und hat sich in der blauen Steingutbowle den ersten Waldmeistertrank gebraut," sagte Frau Christiane.

„Und zupft wohl die Gitarre zu einem Lied," fuhr Martin Opterberg fort und horchte ins Weite.

Der junge Christoph Attermann schwieg. Er dachte an seinen Vater, der nach Freiburg gefahren war, in die Klinik der Professoren, um von der schrecklichen Atemnot befreit zu werden. Und er dachte an seine Mutter, von der er nichts wußte, als daß sie in ihrer Mädchenzeit Schaffnerin gewesen war auf dem kleinen Gutshof der Opterbergs am oberen Rhein.

„Christoph," sagte Frau Christiane, als läse sie in den Gedanken des Knaben, „an solchen Lenzabenden kam deine Mutter nach getaner Arbeit immer mit der Weißzeugnähterei zu mir unter die große Rotbuche, die so spät ihre leuchtenden Blätter auseinanderrollt, und wenn wir auch nicht viel sprachen, so fühlten wir doch, daß uns die Tagesarbeit zu guten Abendgefährtinnen gemacht hatte. Daß sie mit ihrer stillen festen Treue bei mir war, hat mir oft über schwerblütige Gedanken hinweggeholfen, und sie kam auch noch Abend für Abend, als sie für ein Jahr in das kleine Schmiedehaus am Wege gezogen war, als deines Vaters junge Frau."

„Für ein Jahr ..." wiederholte Christoph Attermann. „Dann war sie tot."

„Was du nicht sagst, Christoph," meinte Frau Christiane verwundert. „Wie kann ein Mensch tot sein, der in seinem Kinde lebt? Bist du nicht in ihrem Schoß geworden und aus ihrem besten Blut? Oder glaubst du gar, du wärest aus dem Schmiedeteich herausgezogen worden?"

Da lachten sich die schlanken Knaben fröhlich an und wollten alsbald mit hundert Fragen kommen, aber es war ein lautes Lärmen, Gelächter und Durcheinanderschreien in dem Wirtssälchen geworden, obschon nur eine Familie aus sechs Köpfen an der gegenüberliegenden Wandseite am offenen Fenster saß und sich den Tafelfreuden ergab.

Die Knaben schielten hinüber und nickten sich zu.

(Fortsetzung folgt.)

Der bodenlose Kandidat

Humoristische Skizze von Ernst v. Wolzogen

Es war in längst verschollenen holden Friedenszeiten, als es noch anständige Menschen und ein sorgloses Lachen aus der Tiefe daseinsfroher Herzen gab. Wir wollten unseren Kindern einmal eine gründliche Auffrischung gönnen und sie einen ganzen Sommer lang bis zum ersten Herbstschnee in unseren geliebten bayrischen Bergen sich tummeln lassen. Damit sie aber nicht gar zu sehr mit ihrer Schulweisheit ins Hintertreffen kommen sollten, hatten wir uns einen Hauslehrer aus Berlin verschrieben. Ein guter Bekannter, selbst ein hoher Schulmann, hatte uns einen jungen Kandidaten der Philologie, namens Karl Jmanuel Meusel, warm empfohlen und noch besonders betont, daß wir ein gutes Werk damit täten, dem armen Teufel, der nicht nur körperlich unterernährt, sondern auch ein geistiger Hungerleider nach Sonne und Schönheit sei, einen längeren Aufenthalt in großer Natur zu gewähren. Unser Kandidat hatte seine Ankunft auf den 15. des Maien angesagt, und zu der Stunde, wo der Stellwagen ankommen mußte, ging ich mit meinen vier Kindern, zwei Mädchen und zwei Buben, zum Posthalter nach Urfeld am Walchensee.

Da aber dem Stellwagen niemand entstieg, der auch nur im entferntesten einem Cand. phil. geglichen hätte, so mußten wir annehmen, daß er zu Fuß die alte steile Jocherbergstraße hinaufgestiegen sei, und gingen ihm also entgegen. Wir sprachen auch einige alleingehende junge Rucksacktouristen an, von denen aber keiner der Kandidat Meusel sein wollte. Eine gute halbe Stunde waren wir schon unterwegs und hatten die Stelle, wo die alte Straße in die neue einmündet, längst hinter uns gebracht, als uns ein Menschengebilde entgegenkeuchte, das uns zunächst durch seine gänzlich ungebirglerische Aufmachung auffiel. Man stelle sich auf steiler Straße im prangenden Hochgebirge und in voller Mittagsglut eine lang aufgeschossene, klapperdürre Mannsgestalt vor, um die bis über die Knie herab ein fadenscheiniger schwarzer Bratenrock und um das übrige Gebein ein Paar ebenso schwarze, an den unteren Öffnungen ausgefranste Hosen schlotterte. Der Kopf verschwand zunächst unter dem breiten Rande eines alten gelben Strohhutes, und einen steif gestärkten Kragen samt dem dazu gehörigen schwarzen Atlasschlips hielt der Mann in seiner Linken — und dazu noch ein Handköfferchen mit schwarzem Wachstuch überzogen, während die Rechte mit einem schwarzen baumwollenen Regenschirm bewehrt war. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß dieser und kein anderer unser Karl Jmanuel Meusel sein mußte, und ich hatte mich nicht getäuscht. Als der bei seinem Namen Angeredete schier erschrocken den Hut zog, konnte ich feststellen, daß auch das Angesicht des schwarzen Wanderers sich harmonisch der typischen Vorstellung eines idealen deutschen Hungerkandidaten aus den blühendsten Tagen der Romantik einfügte. Große blaue erstaunte Kinderaugen blickten durch eine schief sitzende Stahlbrille, ein gänzlich unbeträchtliches Näschen reckte sich schüchtern über ein schmales Lippenpaar heraus, das ebenso wie das fügsame Kinn und die bleichen eingesunkenen Wangen von einem blonden Bartflaum bedeckt war. Von derselben blonden Lagerbierfarbe war auch das straffe Haupthaar, das in seinem Schnitt wohl einen gewissen künstlerischen Schmiß vortäuschen sollte, zur Zeit aber mit seinen schweißtriefenden Strähnen einen etwas kläglichen Eindruck machte.

Karl Jmanuel Meusel konnte sich lange nicht darüber beruhigen, daß wir ihn ohne Hemdkragen angetroffen hatten, und fühlte sich erst einigermaßen erleichtert, als wir ihm versicherten, daß wir uns nicht gewundert hätten, ihm bei dieser Hitze im blanken Hemde zu begegnen, mit Weste und Bratenrock über der Schulter. Als ich ihm mit gutmütigem Spott den Widersinn vorwarf, im schwarzen Begräbnisanzug in der Mittagsglut bergauf zu steigen, gestand er mir, tief errötend und im Flüsterton, damit es die Kinder nicht hören und darüber etwa gar den Respekt verlieren sollten, daß er keinen anderen Anzug besitze und außer der notwendigsten Wäsche, ein Paar Schuhen und etlichen Büchern nur noch eine alte Hausjacke in seinem Köfferchen berge. Als er aber merkte, daß dieses Geständnis die Herzlichkeit meines Willkomms nicht herabstimmte, wurde er bald zutraulich, sowohl gegen mich als gegen die Kinder, und erwies sich als ein liebenswürdiges, harmloses Menschenkind, dem die anstudierte Schulweisheit die jugendliche Empfänglichkeit aller Sinne und die Vertrauensseligkeit eines grundguten Herzens noch nicht zu trüben vermocht hatte.

Wir wurden bald alle miteinander gut Freund mit unserem Kandidaten. Die Kinder kicherten heimlich über seine unmöglichen Tischmanieren, über seine drolligen Bücklinge und über seine Fliegende-Blätter-Erscheinung. Aber sie lernten doch etwas bei ihm, denn sie fühlten, daß er sie lieb hatte. Und meine Frau und ich erbauten uns ehrlich an seiner köstlichen Begeisterungsfähigkeit. Karl Jmanuel Meusel war eigentlich immer und von allem begeistert. Er strahlte über jedes „Grüß Gott“, das ihm geboten wurde, blieb unterwegs bei jedem zehnten Schritt stehen, um die Berge, den weiten dunklen Wasserspiegel des Sees, den Felsensprung eines klaren Wässerchens, das Moos auf einem grauen Stein, ein Blümlein oder irgendein winziges Insekt zu bewundern. In das oberbayrische Volk war er einfach verliebt. Irgendeinen stämmigen Holzfäller fand er michelangelesk, die „g'scherten Buama“ erklärte er für Titaniden, und selbst an den plumpsten Deandeln mit Blähhälsen und hervorstehendem Zahnfleisch fand er noch eine stallduftige Kernfrische oder strotzende Mütterlichkeit zu preisen. Er begann sich seiner Dürre und Blässe zu schämen und gab sich alle erdenkliche Mühe, seine Sprache einigermaßen der Umgebung anzupassen, wobei natürlich nur ein höchst komisches Gemisch von ungeschickt nachgeahmten oberbayrischen Klängen mit berlinerisch verwischtem Schriftdeutsch herauskam. Einmal erwischten ihn die Kinder sogar dabei, wie er sich auf dem Gipfel eines Felsens, der sich aus der Berglehne über unserem Hause heraushob, im Juchzen übte.

Unser Kandidat mochte etwa vier Wochen im Hause gewesen sein, als im Wirtshaus zu Walchensee eine Tanzunterhaltung angesagt wurde. Karl Jmanuel brannte auf die Gelegenheit, das Volk in seiner Lustbarkeit zu studieren. Ich tat ihm den Gefallen, ihn gegen Abend auf den Tanzboden zu begleiten.

Da er noch niemals ein oberbayrisches Bauerntheater gesehen hatte, war der erste Anblick eines echten Schuh-

plattlers für seine arme Seele ein tief aufwühlendes Erlebnis. Zuerst sperrte er Mund und Augen weit auf und verfolgte die Sprünge der Tänzer und die klatschenden Hände mit dem Eifer eines wissenschaftlichen Forschers. Alsdann begannen seine Gesichtsmuskeln zu zucken, er vollführte komische kleine Knickse und schlug sich dabei mit den Handflächen auf die Knie. Der Versuch, den scharfen, das zweite Achtel betonenden Rhythmus nachzuahmen, mißglückte zunächst. Nach ein paar Klatschen war er bereits aus dem Takt. „Sakra, Sakra," seufzte er, indem er sich hilfeflehend nach mir umsah: „höllisch schwere Technik! Wie erlernen das diese jungen Leute? Gibt es auch bäurische Tanzmeister?"

„Ah, woher denn," erwiderte ich lachend. „Das lernen halt die Buben vom Zuschauen und nachher gehört bloß a weng Schneid dazu, daß man sich mitzumachen traut und sich aus dem Ausgelachtwerden nix macht."

„Oh, oh, oh," fiel er mir aufgeregt ins Wort, indem er mich beim Arm packte: „Haben Sie diesen Sprung gesehen, diese faunische Kontorsion? Da, der strohblonde Bursch, der war's. Jetzt hüpft er wieder — Bravo, bravissimo! Als ob er die bacchantische Choreographie der alten Hellenen studiert hätte. Hochsprung auf der Stelle mit hochgezogenem rechten Knie und gleichzeitiger Aufwärtsdrehung des Gesäßes, nebst Schlag auf die rechte Hinterwange. Famos, famos! O Gott, o Gott, da geht gar einer auf den Händen! Den Rhythmus in der Akrobatik kulminierend! Sich überschlagende Daseinsfreude — verbo tenus verstanden. Hier wird eine contradictio in adjecto sinnfällig, nämlich: raffinierte Natürlichkeit. Beneidenswert!"

„Tun Sie doch mit," ermunterte ich ihn höchst belustigt. „Schauen Sie sich um ein Mädel um und treten Sie beim nächsten Tanz mit an. Das Platteln freilich will gelernt sein, aber unsere Deandeln sind auch auf einen normalen Walzer geaicht. Können Sie walzen?"

„Leider nur theoretisch," erwiderte Karl Imanuel. „Ich hatte zu wenig Gelegenheit, mich in der Technik zu üben. Ach Gott ja! Es ist schon ein Kreuz! Ich bin eigentlich als ein dionysischer Mensch geboren. Ich habe eine beschwingte Tänzerseele in mir; aber meine leiblichen Beine hängen wie Bleigewichte an dieser Seele. Ich könnte in orphischen Räuschen schwelgen, aber in der Realität ertrage ich kaum eine Maß bayrisches Bier. Das ist die Tragik meines Schicksals."

„Dann packen Sie Ihr Schicksal bei den Hörnern und reiten Sie darauf, wie auf einem Stier," rief ich schmunzelnd.

„Ich?" lächelte er mit kläglicher Miene. „Dieser Stier trägt nur niedliche Prinzessinnen, wie das weiland Königskind Europa — meinesgleichen wirft er unbarmherzig ab."

Beim nächsten Tanz, einem langsamen Schleifer, faßte er sich tatsächlich ein Herz und engagierte mit der linkischen Verbeugung eines Tanzstunden-Gymnasiasten ein Mädel, das er schon eine ganze Weile mit glänzenden Augen im Tanz verfolgt hatte. In der Wahl bewies er wenigstens Geschmack; denn es war in der Tat das einzige auch nach zivilisierten Begriffen hübsche Deandl unter den sämtlichen Anwesenden. Ein kleines dralles dunkelhaariges und braunäugiges Ding, vollbusig und stramm bewadelt. Unseren Kandidaten sich mit diesem Naturkind im Landler drehen zu sehen, war höchst komisch. Er reckte seinen linken Arm so steif aus wie ein hölzerner Wegweiser, und mit der Rechten griff er ihr unter die Achsel, weil seine Hand ihr nicht bis auf die Hüfte hinunterreichte. Und sie hing wie eine Puppe an diesem Wegweiser. Nach wenigen Schritten war er bereits aus dem Takt, holperte und stolperte und drehte sich mit seinem Anhängsel rundherum, alle Augenblicke mit anderen Paaren unsanft zusammenstoßend. Die Deandeln grinsten und die Buben lachten laut heraus. Nach jedem Zusammenstoß hielt er inne, verbeugte sich unter lebhaften Entschuldigungen gegen den Stoßer oder Gestoßenen, gab aber sein heißes Bemühen keineswegs auf, sondern taperte und stackte immer wieder steifbeinig drauflos, bis das Mädel von dem Ausgelacht- und Gestoßenwerden genug hatte und ihm ärgerlich entschlüpfte.



Der bodenlose Kandidat.
Nach einer Zeichnung von Max Zschoch.

Ich hatte vom Zuschauen genug und überließ unseren Kandidaten seinem Schicksal, nicht ohne ihn beim Abschied noch zu ermuntern, sich durch den ersten mißglückten Versuch nicht abschrecken zu lassen und zum Abendbrot wieder in unser Häusl hinaufzukommen.

Wer aber nicht zum Abendbrot erschien, das war der Kandidat. Es wurde neun, es wurde zehn — kein Karl Imanuel ließ sich blicken. Da um diese Stunde die ländlichen Tanzunterhaltungen aufzuhören pflegen, und ich unserem dionysischen Hauslehrer auch keinen Schlüssel mitgegeben hatte, so machte ich mich auf den Weg, um ihn heimzuholen. Durch die Stille der Nacht klang das gedämpfte Brummen des Basses, das schrille Quieken der Klarinette und das lustige Geplärr der Blechinstrumente. Auf einmal aber verstummte die Musik, übertönt von einem wüsten Gejohle zahlreicher Männer- und Gekreische etlicher Frauenstimmen. O jegerl, dachte ich, sollte die Gaudi mit dem üblichen Raufaz enden!

Die blanken Sterne zwinkerten pfiffig durch die gestörte Nachtstille, und ich beschleunigte meine Schritte in der Vorahnung der mißlichen Lage, in die mein armer Schulmeister geraten könnte, wenn er am Ende gar in die Rauferei verwickelt wurde.

Ehe ich aber noch bis zum Wirtshaus gelangt war, nahm das Zwischenspiel ebenso plötzlich ein Ende wie es angefangen hatte. Die Haustür wurde mit einem Knall zugeworfen, und gleich darauf schmetterte die führende Trompete wieder weiter und brummte der Baß, die Füße schlurften und das Schnalzen und Juchzen unterstrich lustig den wiegenden Dreivierteltakt. Ich betrat den Tanzboden, vermochte aber den Kandidaten unter den Tanzenden nicht zu entdecken, obwohl sich deren Reihen bereits gelichtet hatten. Auch im Nebenzimmer,

wo die Alten beim Biere hockten, fand ich ihn nicht. Der Wirt bestätigte auf Befragen meine schlimme Ahnung.

„Sahnarn Kandidaten? A so, den damischen Schulmeister — den söll'n ham die Buam außag'schmiss'n, z'weg'n dem, weil er allwei' mit der Pointner Resl hat tanzen woll'n und der ihr G'spusi, der Ritzer Loisl hat's net leid'n mög'n. Und b'soff'n war 'r a, der Bazi, der — von zwoa Maß Bier, bitt' Ihna!"

Ich eilte hinaus und rief laut: Herr Meusel, Herr Meusel, Herr Kandidat, wo stecken Sie denn? — Keine Antwort. — Von der Chaussee, die dicht am Wirtshause vorbeiführte, hätte sich im schwachen Sternenlicht immerhin die schwarze Gestalt meines Kandidaten abheben müssen. Aber da war nichts zu sehen. Ich suchte die Grasböschung zwischen Landstraße und Seeufer ab. Vergebens. Dann spähte ich in alle finsteren Winkel rings um das Wirtshaus hinein und tastete mit dem Stock am Boden herum — vergebens. — Ich lauschte ebenso angestrengt wie ich spähte; doch die Musik und der Lärm der Plattler auf dem Tanzboden übertönten alle leisen Stimmen der Nacht, auch das Rauschen des fließenden Wassers an der Viehtränke, die etwas seitab von der Straße sich am Fuße des Hügels befand. Ich wollte schon ins Haus zurückkehren, um mir eine Laterne auszubitten, als ich aus der Richtung jenes Brunnens einen stöhnenden Laut zu vernehmen glaubte. Ich begab mich eilends dahin — und richtig: unterhalb des Troges lag etwas Schwarzes, lang ausgestreckt wie eine Stange Trauersiegellack, und das überfließende Wasser aus dem Viehtrog plätscherte darüber hin. Das Stöhnen aber ging wirklich von der Siegellackstange aus.

(Schluß folgt.)

Einsamkeit. Von Ferdinand Lamey

Es begab sich aber um die Zeit der heißen Tage, da man nicht mehr lehret in den Schulen, daß Chipher der Scheich sein Reisegewand antat und hinaufzog durch die Schluchten des Hermon, die müde Seele wieder aufzubaden im herben Hauch der Höhe.

Und da er über die Weide schritt, fand er den Hirten im Grase liegen und grüßte ihn mit dem Gruße der Gläubigen. Jener erwiderte die Worte des Friedens, und da er die Augen aufhob zu dem Wanderer, erkannte der Scheich in dem Einsamen alsobald Said Ben Hassan, der einst seiner Schüler eifrigster gewesen war, gekrönt mit der Krone des guten Willens. Und sie freuten sich beide der unverhofften Begegnung in dieser Menschenferne. Der Scheich aber wunderte sich und begann zu fragen: „Wie finde ich dich hier im Kleide der Niedrigkeit? Warum meidest du als der Gelehrten einer die Schulen und die Hallen und Höfe der Richter?"

Said gab Antwort und sprach: „Ich lebe mir."

„Habe ich dich nicht gelehrt," mahnte der Meister mit Ernst, „daß keiner ihm selber lebet, sondern den Brüdern?"

„Sie dienen," rief der Sohn des Hassan und schüttelte das Haupt, „ich aber muß frei sein."

„Kannst du nicht in Freiheit dienen?" fragte Chipher mit leisem Vorwurf.

„Wenn alle einander dienen," sagte Said ruhig.

„Dienen nicht alle?" suchte der Alte zurechtzuweisen.

„Aber nicht der Bruder dem Bruder," wehrte der Jüngling ab, „es dient nur der Knecht dem Knechte. Denn die sie Herren heißen, sind in Wahrheit Knechte des Goldes. Sie kaufen den Schweiß der Völker und das Blut der Heere, und Heer und Volk werden wie sie, und das Gold ist ihr Gott. Sie prägen die Ehre und geben ihr tönende Namen. Sie fangen den Geist in goldenen Netzen. Das Wort des Redners finden sie feil, und die Lehre der Weisen ist ihnen untertan. Die Satzungen der Schriftgelehrten sind ihre Befehle, auf daß geschehe, was ihnen nütze ist. Und ihre Weltordnung ist eine Geldordnung. Darum tat ich von mir allen Schmuck der Kleider und alle Zier des Leibes und Lebens. Ich zerbrach die Gitter des goldenen Diensthauses und fuhr aus in die Berge und ward frei auf freier Höhe. Karg ist der Boden und kühl das Licht der Berge. Doch siehe die Zeder an, die einsame, auf meiner Weide. Steht sie nicht still und stolz, sich selber genug, und breitet den Saum ihres Gewandes über den Rasen königlich?! Drunten in Tal und Ebene dehnen sich Wälder in dichten Massen. Da neidet der Nachbar dem Nachbar die Sonne, da ringen die Kronen nach Luft und Licht. Da sinnet und trachtet jeglicher nur, wie er sich über den andern erhebe und ihn erdrücke mit seiner Breite. Da stehen die Stämme einer am andern, hochgeschossen und kahl, selbst ohne Lust, dem Kaufherrn zur Freude. Für ihn wachsen und wuchern sie, auf daß sie gekauft und verkauft würden. Darum spannen sie die zähe Faser im Wettstreit über und über mit aller Kraft. Aber die Sieger sind die ersten, die da gefället werden. — Und wende dein Auge weiter hinaus! Siehst du am Strom die Wolke kleben? Dick wie Nebel und braun vom Staub. Dort heben sich Häuser, Reihe an Reihe, in dichtem Gedräng. Es tost der Stapel, es schreit der Befehler, und der Gehorcher lärmt und rennt. Nach Gold schreien und lärmen und rennen sie. Die Rosse wiehern, die Wagen rollen, und nimmer schweigt der Hader der Händler. Über all dem brütet der bräunliche Brodem, mißduftender Dunst.

Nie mehr steig' ich nieder in die Städte der Menschen. Hier oben will ich leben, wenn es sein muß leiden — und sterben in der klaren Einsamkeit meiner Gipfel."

Ben Hassan schwieg. Aber der Scheich rief: „Herrlicher, du hast deinen Lehrer belehrt und den Bekehrer bekehrt. Lasse mich mit dir sein einsam in deiner Höhe!"

Also geschah es, daß Chipher der Scheich nicht mehr zurückkam zu seinen Schülern und Freunden und verschollen blieb beim Volke. Als aber seine Zeit um war, da sein Geist hinüberzog über die große Brücke in das Reich der Sterne, barg Said Ben Hassan den Leib seines Lehrers in die Erde unter der alten Zeder seiner Weide und wälzte einen Stein auf das Grab. Sommer und Winter zogen darüber hin, still ruhte es im Schein des Tages und schweigend im Glanz der Sterne. Und die Menschen nannten fortan die Stätte Dschebel-el-Scheich, das ist Berg des Lehrenden. In den Zweigen aber des Baumes singt der hohe Wind das dunkle Lied vom unendlichen Alleinsein des Ich.

Die indischen Fakire

Von Prof. Dr. R. Stübe

Allen Religionen, mögen wir sie in den primitivsten Formen oder in ihrer höchsten, rein geistigen Gestaltung betrachten, ist gemeinsam, daß der Mensch eine Annäherung an die Gottheit sucht, daß er sie irgendwie zu erfassen, mit ihr in Verbindung zu treten strebt. Die Mittel, die zu diesem Ziele führen sollen, sind unendlich mannigfaltig; von primitiver Magie und Beschwörungskunst bis zur Blüte der deutschen Mystik ist ein weiter Weg, der aber immer, trotz oft seltsamer Abbiegungen, in gleiche Richtung führt. Ein Gemeinsames läßt sich auch in den Mitteln nachweisen: sie alle haben den Zweck, den Menschen von seinem körperlichen Leben abzulenken, die Natur in ihm zu überwinden, um sein geistiges Wesen von den Schranken des Sinnlichen zu befreien. Das ist das Wesen aller Askese. Das klassische Land der Askese aber ist Indien. Seit dem indischen Altertum bis zur Gegenwart sind die indischen „Büßer" charakteristische Gestalten der indischen Kultur. Ihre Erklärung erfordert ein tieferes Eingehen auf die Geschichte des religiösen Denkens und der Philosophie Indiens.

Bei uns ist die Bezeichnung Fakire für die indischen Asketen üblich geworden. Sie ist aber irrtümlich. Das arabische Wort fakir bedeutet „arm"; es ist erst in neuerer Zeit durch persischen Einfluß nach Indien gelangt und bezeichnet die islamischen Bettelmönche in Indien. Das auf dem Boden indischen Glaubens erwachsene Asketentum aber wird durch die Jogins vertreten. Dieses Wort bezeichnet zunächst die Anhänger einer philosophischen Schule, des Jogasystems. Joga (lat. jugum, „Joch") bedeutet „Anspannung", d. h. die Abwendung der Wahrnehmung von der äußeren Welt und die Konzentrierung des Geistes auf das Innere. Dazu dient eine körperliche und geistige Trainierung, durch die alle Kräfte auf einen Punkt, ursprünglich auf das innerste Wesen des Menschen selbst, gerichtet werden sollen. Bestimmte Körperhaltungen, eine gewisse Technik der Atmung, das Heften des Blickes auf einen festen Punkt, etwa auf die eigene Nasenspitze oder den Nabel, dienen als Mittel der Versenkung. Es handelt sich mit einem Wort um eine Selbsthypnose; als wunderbarer Höhepunkt gilt den Indern das Versinken in Bewußtlosigkeit, er ist eine Vorstufe der „Erlösung".



Die blaue Tasse. Nach einem Gemälde von Paul Ehrhardt.

Denn dieses ganze System hat einen philosophischen und religiösen Sinn. Erlösung aus dem Weltdasein ist das Ziel aller indischen Religion und Philosophie. Die Jogaphilosophie behauptet, daß die in der Konzentration des Geistes gewonnene Erkenntnis der Wesensverschiedenheit von Geist und Materie das Mittel der Erlösung sei, die in der vollen Aufhebung des Bewußtseins und zuletzt des Seins überhaupt besteht.

Diese Gedanken sind schon im indischen Altertum nachweisbar. Auch die noch heute geübte Technik ist alt. Schriften und Jogalehre empfehlen z. B. das Anstarren eines kleinen Gegenstandes, wodurch der Körper schließlich in völlige Starrheit verfällt. Das machen unsere Hypnotiseure nicht anders. Ein anderes Mittel der indischen Jogins besteht darin, daß die Zunge in die Rachenhöhle zurückgebogen wird und die Augen auf einen Punkt zwischen den Augenbrauen gedreht werden. Unsere Kunst hat diesen Blick längst erfaßt, z. B. als Ausdruck der Schwärmerei oder religiösen Verzückung in Heiligenbildern. Und von unseren Medizinern ist neuerdings festgestellt worden, daß eine Richtung des Blickes nach oben in Verbindung mit einer schielenden Stellung hypnotische Zustände hervorruft.

Was die Jogins leisten, ist also etwas ganz Natürliches, nur hat eine alte Überlieferung die Technik dieser Selbsthypnose in einer Weise ausgebildet und zu Wirkungen gesteigert, die uns mit Recht als staunenswert, den Indern aber als Wunderwirkung göttlicher Kräfte erscheinen. Geschäftssinn und Ruhmsucht oder Eitelkeit sind aber zwei stark ausgeprägte Charakterzüge des indischen Volkstums. Sie bewirkten, daß die Jogins ihre Künste als „fahrende Leute" zum Gelderwerb verwerteten

und dabei nach gut orientalischer Weise vor allem oft sehr gewandte Betrüger waren. Deshalb bedürfen die Nachrichten über indische Zauberkünstler schärfster Kritik, auch wo sie subjektiv ehrlich sind.

Durch ihre Kunst, sich selbst in langanhaltende hypnotische oder kataleptische Zustände zu versetzen, gelangten die Jogins in den Ruf besonderer Heiligkeit und Wunderkräfte; und dieses Ansehen wußten sie zu benutzen. Die Kunst der Selbsthypnose wurde von ihnen als ein Geschäft betrieben, das reichlichen Gewinn einbrachte.

Es gab und gibt aber noch heute in Indien unter den Jogins philosophisch gebildete Männer, die in der Jogapraxis ein mystisches Ziel zu erreichen glauben, die mit einem Worte die Visionen eines kataleptischen oder hysterischen Zustandes („Trance") für Wirklichkeit halten. Sie glauben in diesem Zustand eine mystische Vereinigung mit der Weltseele zu erreichen, von allen Schranken und Fesseln der Körperlichkeit befreit und zu voller Herrschaft über alles materielle Sein gelangt zu sein. Der Jogin kann sich leichter oder schwerer machen als die leichtesten oder schwersten Körper, er kann jede Größe annehmen, kann sich in jeden beliebigen Raum versetzen, er kann sich unsichtbar machen, kann alle Dinge, die er wünscht, erlangen und weiß alles, was in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft geschieht. Zuletzt wird er mit der Gottheit selbst vereinigt und ist damit von dem Zwang einer Wiedergeburt im irdischen Leben entrückt. Das alles sind alte Gedanken der Jogalehre, die in ihrem philosophischen Grundgedanken wurzeln.

Für die Praxis tritt im indischen Volksleben ein anderer Zug mehr hervor: der Glaube, daß die Jogins mit wunderbaren Kräften, mit Zauberkunst ausgestattet seien, die sie im Guten und Bösen anwenden können. Das indische Denken, aus dem die höchsten philosophischen Religionen erstanden sind, hat so niemals vermocht, die aus dem Volksglauben stammenden Elemente primitiven Aberglaubens in der höheren Religion völlig zu überwinden. Neben die religiösen Hymnen des Rig-Veda stellte schon das brahmanische Priestertum eine Sammlung uralter Zauberlieder und Beschwörungsformeln im Atharva-Veda, der das vierte heilige Buch der vedischen Literatur bildet. Die Zauberei ist stets ein Bestandteil der indischen Religion geblieben, sie ist in den Kultus der großen Götter eingedrungen und hat alle religiösen Vorstellungen durchdrungen. Wohl hat es in priesterlichen Kreisen höhere Anschauungen gegeben; aber niemals hat das Priestertum seinen Glauben vom Glauben der Volksmassen klar geschieden. Man hat es offenbar nicht gewollt, weil das Priestertum durch Anerkennung volkstümlicher Vorstellungen die Macht über das Seelenleben der Massen wahrte.

Von hier aus wird die indische Askese erst ganz verständlich. Die Askese ist nicht nur Mittel der Weltüberwindung, wie in anderen Religionen, sie ist vor allem ein Mittel, um übernatürliche Macht zu gewinnen. Die ganze Religion Indiens ist durch diesen einen Gedanken ins Magische umgebogen. Nicht die Götter sind die größten Mächte, sondern der Büßer, den selbst die Götter oft fürchten. Das alte Opferwesen — im Veda noch ein wirklicher Kultus der Götter — wird zu einem magischen Mittel, die Götter zu zwingen. Das Höchste, was der Mensch zu leisten vermag, ist die Askese oder „Buße". Die Götter selbst haben ihre Macht nur durch lange und harte asketische Übungen gewonnen. Vor allem Schiwa erscheint als der große Asket.

Die Jogins pflegen ein Wanderleben zu führen. Überall trifft man sie im heutigen Indien, auf Märkten und bei den Festen des Volkes, in stillen Hainen, im Gebirge und im Waldesdunkel. Entweder treten sie in Lumpen gehüllt oder völlig nackt auf, oft ist der Körper dick mit Asche bestreut, so daß ihr Anblick höchst grotesk ist.

Alexander der Große sah auf seinem Zuge nach Indien bereits solche Asketen; schon damals waren sie eine uralte Erscheinung. Unter sich zerfallen die Jogins in zahlreiche Sekten, die sich in ihren philosophischen Anschauungen wie durch praktische Übungen unterscheiden. Keineswegs stammen sie nur aus den untersten Volksschichten, vielmehr sind alle Kasten unter ihnen vertreten.

Sehr mannigfaltig sind die oft ungeheuerlichen asketischen Übungen der Jogins. Die indische Literatur schildert sie oft in ihren seltsamen Stellungen, und diese alten Zeugnisse sind durch moderne Beobachter bestätigt worden. So ist ein beliebtes Verfahren, daß sich der Asket unter der glühenden Sonne Indiens zwischen vier brennende Holzstöße setzt. Einen solchen Büßer sah man noch im 19. Jahrhundert. Er stand zwischen vier Feuern auf einem Bein und starrte in die Sonne. Dann legte er sich auf den Rücken und lag, die Beine emporgestreckt, so drei Stunden lang, dann setzte er sich mit gekreuzten Beinen nieder und ließ sich bis zum Abend von der indischen Sonne und seinen vier Feuern braten!

In dem bekannten Drama „Sakuntala" wird ein Jogin geschildert, der jahrelang wie ein Pfahl dasteht, ein Ameisenhaufen umhüllt seinen Leib und in seinem wilden Haupthaar nisten die Vögel. Das ist nicht nur dichterische Erfindung; man hat solche Waldasketen gefunden, die jahrzehntelang auf einem Flecke standen und in die Sonne starrten.

Ein anderes Verfahren besteht darin, auf einem Brette mit Nägeln zu sitzen und gar darauf zu schlafen, auch die Schuhe sind innen oft mit spitzen Nägeln ausgeschlagen. Wir haben es hier wohl mit einer Unempfindlichkeit zu tun, die bei gewissen schweren Nervenkrankheiten auftritt. Dabei kommt auch allerlei Betrug vor; so hören wir von einem Jogin, der seine Rückenseite durch ein Eisenblech schützte.

Eine sehr qualvolle Haltung besteht darin, daß der Asket tage- und gar wochenlang, auf eine Stütze gelehnt, auf einem Beine steht. Sehr selten ist die Form, daß sich der Asket an einem Baum oder Gestell mit dem Kopfe nach unten aufhängt; sie ist einmal von einem Europäer beobachtet worden.

An Selbstfolterungen aller Art sind die Jogins äußerst erfinderisch. Vielleicht können unsere Mediziner die pathologische Grundlage dieser Leistungen aufdecken. So bindet etwa ein Jogin einen Arm an einen Stab, so daß er senkrecht nach oben gehalten wird. Die Folge ist völlige Erstarrung oder Lähmung des Gliedes, das nicht in seine natürliche Haltung zurückgebracht werden kann. Oder der Büßer hält die Hand so lange geschlossen, bis die Nägel zu langen Krallen geworden und sogar durch das Fleisch und die Knochen der Hand hindurchdringen.

Eine andere asketische Übung besteht in einer Pilgerfahrt, die in der Weise ausgeführt wird, daß sich der Pilger lang auf die Erde hinwirft und dann vorwärts kriecht, bis die Fersen die Stelle berühren, wo die Stirne gelegen hat. Monate-, selbst jahrelang wurde diese mühsame Art des Vorwärtskriechens ausgeübt, um heilige Orte, etwa die Quellen des Ganges, zu erreichen. Das ist noch in neuester Zeit vorgekommen. Häufig ist auch das Gelübde des Schweigens. In der indischen Märchenliteratur ist es ein beliebtes, oft scherzhaft verwandtes Motiv, wie ein Schweigender zum Sprechen gebracht wird. Nicht selten sind auch schwere Selbstverstümmelungen beobachtet worden, die zum Teil gewiß in den Bereich des religiösen Wahnsinns fallen.

Daneben gibt es weniger schmerzhafte, als Symbol gedachte Übungen. So trat bei einem Feste ein junger

Mann auf, der unter einem Krug saß, dessen Boden ein Loch hatte, aus dem ein Wasserstrahl über seinen Kopf und Leib rann. Dieser Büßer fühlte sich dadurch als der Gott Schiwa selbst, auf dessen Haupt nach einem Mythus der Ganges vom Himmel niederströmt, um die Erde zu befruchten.

Von keiner Leistung der indischen „Fakire" ist in Europa so viel geredet worden, wie von ihrer Kunst, sich durch künstliche Mittel in einen oft lange anhaltenden Scheintod zu versetzen und sich in diesem Zustand sogar begraben zu lassen. Es kamen Berichte über solche Fälle aus Indien nach Europa, die jeden Zweifel ausschlossen. Die Beobachter waren gebildete, kritisch urteilende hohe englische Beamte, an deren Zuverlässigkeit ein Zweifel nicht bestehen konnte. Schon im 17. Jahrhundert berichtet der französische Reisende Thevenot, ein durchaus zuverlässiger Mann, daß sich Fakire „auf eine gewisse Zeit in Gruben verscharren ließen". Aus dem Jahre 1728 haben wir dann eine Nachricht, daß indische Asketen sich auf neun oder zehn Tage in ein Grab legten, dort ohne Nahrung in gleicher Stellung blieben, doch wurde ihnen Luft durch eine kleine Öffnung zugeführt. Ein wirkliches Begraben eines Jogin, wobei der Körper in einer Kiste lag und in der Erde wirklich begraben wurde, ist in der Tat im zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts festgestellt worden. Durch die dabei beobachteten Vorsichtsmaßregeln und stete Bewachung der Grabstätte ist jeder Betrug ausgeschlossen. Irrtümlich wird oft behauptet, daß diese Kunst von den Jogins vielfach geübt sei. In der Tat hat es nur einen Mann gegeben — und auf ihn allein gehen alle Berichte zurück —, der durch langjährige Übung den kataleptischen Zustand so weit zu steigern vermochte, daß die Lebensfähigkeit bis auf 40 Tage nahezu unterbrochen war und er so lange unter der Erde lag. Es war der Jogin Haridâs, der sich viermal — gegen gute Bezahlung — begraben ließ, und zwar drei, zehn, dreißig und vierzig Tage lang. Vor ihm ist kein derartiger Fall nachweisbar, und nach seinem Tode (1837) hat man in ganz Indien vergeblich nach einem Jogin von der gleichen Fähigkeit gesucht.

Haridâs war offenbar ein ganz abnormer Mensch. Seine Heimat war die Gegend von Lahore im nordwestlichen Indien; er führte als Jogin ein Wanderleben. Nach seinen Leistungen wurde er allgemein als Heiliger verehrt. In seinem bewußten Leben war davon wenig zu merken. Vielmehr führte er in seiner Heimat einen so anstößigen Lebenswandel, daß der Fürst von Lahore ihn ausweisen lassen wollte. Dem kam Haridâs freilich zuvor, wobei er noch die Gattin eines Brahmanen entführte. Bald darauf starb er wirklich.

Wie Haridâs seinen Scheintod vorbereitete, erfahren wir genau. Einige Tage vorher genoß er nur Milch. Am Tage des Begrabens verschluckte er einen schmalen, 30 Ellen langen Leinwandstreifen und zog ihn wieder aus dem Halse herauf. Darauf setzte er sich bis an die Schultern in ein mit Wasser gefülltes Gefäß. Der Zweck war die Entfernung aller fremden Stoffe aus Magen und Eingeweiden. Sodann verschloß er Nase und Ohren mit Wachs und klappte die Zunge nach hinten in den Rachen. Damit begann das Aussetzen des Atems, und bald trat Starre ein. Haridâs bot durchaus den Anblick eines Toten. Der Körper wurde dann in ein Tuch geschlagen und so in eine Kiste gelegt, die durch ein starkes Vorlegeschloß versichert wurde. Darauf wurde Haridâs in einer etwa vier Fuß tiefen Grube vergraben, die Erde wurde festgestampft und Gerste darauf gesät. Ständig war der Platz von mohammedanischen Soldaten bewacht, die jede Annäherung an das Grab verhinderten. Als Haridâs nach vierzig Tagen herausgeholt wurde, ergab sich folgendes. Die Grabstätte war in demselben Zustand wie bei der Bestattung. Auch der Körper wurde genau in derselben Lage gefunden, wie er hingelegt war. Die Arme und Beine waren steif und runzelig, der Kopf lag wie bei einem Toten auf einer Schulter. Der beobachtende europäische Arzt konnte Puls, Herzschlag und Atmung nicht feststellen. Nun traten Schüler des Jogin herzu, badeten den Körper in heißem Wasser, massierten Arme und Beine und legten mehrmals heißen Weizenteig auf den Kopf. Dann wurden die Wachsverschlüsse aus Ohren und Nase entfernt, mit einem zwischen die Zähne geschobenen Messer wurde der Mund geöffnet und die Zunge nach vorne gezogen. Die Augenlider wurden mit zerlassener Butter eingerieben und geöffnet; die Augen waren noch starr und ohne Glanz. Bald traten Zuckungen im Körper auf, die Nüstern wurden aufgeblasen, die Muskeln spannten sich. In diesem Augenblick ließ ein Diener Haridâs zerlassene Butter verschlucken. Nach wenig Minuten hatten die Augen ihren natürlichen Glanz. Das volle Bewußtsein trat nach etwa einer halben Stunde ein, nachdem der Körper aus dem Kasten gehoben worden war. Er sprach, wenn auch leise und schwach, mit den Anwesenden.

Wie ist dieser staunenswerte und auch in Indien einzige Fall zu erklären? Darauf kann nur die Physiologie antworten. Ihr ist die Tatsache bekannt, daß es Zustände gibt, in denen der Lebensprozeß auf ein äußerstes Minimum herabgesetzt wird, das aber noch zur Erhaltung des Lebens genügt. Der Jogin war natürlich nicht — wie die Inder glauben — tot, sondern er hatte sich in einen solchen Zustand geringster Lebensfunktion versetzt. In diesem Zustand genügte auch die minimale Luftzufuhr, die trotz des Eingrabens durch die Erddecke in den Kasten dringt. Was den Mangel an Nahrungszufuhr anlangt, so liegt es hier ähnlich wie beim Winterschlaf der Tiere: der Körper ernährt sich durch Verbrauch seines Fettes und der Gewebesubstanz. Die bei Haridâs beobachtete starke Abmagerung — leider hat man versäumt, ihn vorher und nachher zu wiegen — beweist, daß er seine Gewebe zum Teil aufgebraucht hat. Bei längerer Eingrabung wäre der wirkliche Tod unzweifelhaft eingetreten.

Es bleibt noch das Problem, wie es dem Jogin möglich ist, den Stillstand der Herztätigkeit und der Atmung künstlich herbeizuführen. Das beruht, wie der Wiener Mediziner L. Schrötter nachgewiesen hat, auf willkürlicher Kontraktion einer Halsmuskel. Auch ein Europäer, der Oberst Townsend, war imstande, dieses Kunststück nachzumachen, so daß mehrere gleichzeitig beobachtende Ärzte ihn für tot hielten. Noch nicht ganz sicher ist erklärt, wie die lange anhaltende Dauer des künstlichen Scheintodes von Haridâs erreicht wurde. Es scheint, daß er ein narkotisches Mittel nahm, bevor er sich in den kataleptischen Zustand versetzte. Übrigens wären diese Experimente in unserem Klima kaum möglich; es gehört dazu die Temperatur Indiens, wo der heiße Boden auch in größerer Tiefe dem Körper noch eine Wärme zuführt, die zur Erhaltung des minimalen Lebens nötig ist.

An den hier mitgeteilten Tatsachen ist vom geschichtlichen wie vom medizinischen Standpunkt aus kein Zweifel möglich. Wenn freilich vom Spiritismus und der sogen. okkultistischen „Wissenschaft" diese Erscheinungen als ein Zugang zur transzendentalen Welt, zu der die Weisheit Indiens den Schlüssel habe, ausgebeutet worden sind, so ist das einfach moderner Schwindel. Gewiß leisten die Inder manches, was jenseits der Möglichkeiten unserer Kräfte liegt; aber außerhalb aller natürlichen Möglichkeit liegen auch die Künste der Jogins nicht. Zweifellos haben wir es bei derartigen „Kulturleistungen" vielfach nur mit pathologischen Erscheinungen zu tun, zu denen wir in unseren Krankenhäusern die Parallelen suchen müssen.

Venusgärtlein. Von Kurt Siemers

Frau Venus hat ein Garten,
Darin viel Blumen blühn;
Der Lilgen tut sie warten,
Auch Veil und Rosmarin.

Die Blumen blühn im Märzen
Und blühn das ganze Jahr,
Näglein und fliegend Herzen,
Darzu Marienhaar.

Ein Kräutlein wollt' ich brechen,
Es war ein Kränzelkraut,
Mich deucht, es könnte stechen,
Und hab' mir's nicht getraut.

Die Vöglein jubilieren
Im Garten also hell:
Ich gehe drin spazieren
Und bleib' ein Junggesell.

An den Herbst. Von Cornelia Kopp

Alle Dinge werden mir verwandter,
Wenn du herben Hauchs mein Antlitz streifst,
Und — der Fülle hoher Abgesandter —
Frucht auf Frucht zu edler Süße reifst.

Alles Lebens tief geheime Quellen
Lockst du hoch zu schäumenderer Kraft,
Und ich fühle meine Pulse schwellen
Hart und heiß von deiner Leidenschaft.

Golddurchströmt, in Glut und Duft sich weitend,
Wie dein Reich, liegt meiner Seele Land,
Da gleich dir von Sturm zu Stürmen schreitend,
Tausend Tode stark ich überwand.

Es kam der Herbst... Von Charlotte Ball

Es kam der Herbst, dem Blühen kam das Ende;
Es kam der Tod, die Trauer an der Hand.
Nach jedem Baume griffen harte Hände
Und streuten welke Blätter in das Land.

Das kinderfrohe, liebe Lachen freier
Und sorgenloser Herzen — es zerstob.
Und es zerstob der wunderleichte Schleier,
Den sonst das Märchen um die Dinge wob.

Und war auf Erden nichts als jene Blöße
Des Seins, die nichts zu bergen sich vermaß —
Da wuchs die Einsamkeit in grauer Größe
Zum Himmel auf ... bis sie ihn ganz besaß ...

Denkwürdigkeiten unserer Zeit

Menschenverluste infolge des Weltkriegs

Ein von Döring verfaßter Bericht der „Studiengesellschaft für soziale Folgen des Krieges" in Kopenhagen gibt ein anschauliches Bild der Bevölkerungsbewegung während des Weltkriegs. Der Menschenverlust von 1914 bis Mitte 1919 betrug nach diesen Angaben und den amtlichen Veröffentlichungen in den zehn Staaten Deutschland, Österreich-Ungarn, Großbritannien, Frankreich, Italien, Belgien, Bulgarien, Rumänien, Serbien und Europäisch-Rußland insgesamt 35,4 Millionen. Davon entfallen 20,2 Millionen auf den Geburtenrückgang und über 15 Millionen auf die Zunahme der Sterblichkeit. Annähernd 10 Millionen Menschen sind auf den Schlachtfeldern geblieben. Die Ziffer der Gesamtverluste schwankt zwischen 4 und 11 v. H. der Bevölkerung; in Deutschland beträgt sie 9,3 v. H., in Serbien 35 v. H. der Bevölkerung. Der Bevölkerungsstand, der Ende 1913 in den genannten zehn Staaten noch 400 850 000 betrug, war bis Mitte 1919 auf 389 030 000 gesunken, während bei normaler Bevölkerungsentwicklung eine Erhöhung auf 424 480 000 zu erwarten gewesen wäre. In Deutschland sank die Bevölkerungszahl — das Reichsgebiet als unversehrt betrachtet — von 67 400 000 Ende 1913 auf 65 500 000 Mitte 1919 (zu erwartende Zahl unter normalen Verhältnissen 71 800 000). Der Geburtenverlust kommt in seinen Auswirkungen erst zur Geltung, wenn die Zeit der Reife für die dem Leben vorenthaltene Generation gekommen sein wird. Fünf Jahrgänge werden dann fehlen, bzw. äußerst reduziert sein, und an Arbeitskräften und Leistungsfähigkeit wird Europa den übrigen Erdteilen gegenüber bedeutend im Nachteil sein. Der prozentuale Anteil der Zivilbevölkerung an der Sterblichkeitszunahme beträgt, wie Dr. Schweisheimer im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 1920 ausführt, in Deutschland und Österreich-Ungarn 25,9 und 25 v. H., in Frankreich 23,9 v. H., in Italien 28,4 v. H., in England 20 v. H., in Belgien, Bulgarien, Rumänien und Serbien zwischen 42,5 und 55,8 v. H. Gänzlich verschoben hat sich das Zahlenverhältnis der Geschlechter. In den zehn genannten Staaten zusammen stieg der Frauenüberschuß von etwa 5,2 Millionen auf rund 15 Millionen, hat sich also beinahe verdreifacht. Es trafen auf 1000 Männer im Alter von 18 bis 45 Jahren 1919 (bzw. 1913): in Deutschland 1180 (bzw. 1005) Frauen, in Österreich-Ungarn 1230 (1048), in Großbritannien 1175 (1078), in Frankreich 1230 (1017), in Italien 1228 (1109).

Die unsterblichen Kriegsgesellschaften

Nach einer amtlichen Zusammenstellung gab es Anfang September, also fast zwei Jahre nach Kriegsende, in Deutschland immer noch 56 Kriegsorganisationen, Verwaltungsabteilungen, sowohl als Aktiengesellschaften und Gesellschaften mit beschränkter Haftung oder Geschäftsabteilungen, während sich nur 16 in Liquidation befinden. Dem Reichswirtschaftsministerium unterstehen noch die Behörden für die Kohlenverteilung, eiserne Flaschen, Bekleidung, Leder, Schuhe, Druckpapier, Zement, sowie Aus- und Einfuhrbewilligung. Eigentliche Kriegsgesellschaften sind ihr 14 unterstellt, nämlich die für Petroleum, Textilnotstand, Nesselanbau, Wolle, Hadern, Seide, Schuhe, Zeitungen, Chemikalien, Seeversicherung, Devisen und 3 Gesellschaften für Tabak. Andere Kriegsorganisationen befassen sich noch mit Baumwolle, Schuhwaren, Sulphat, Getreide, Kartoffeln, Fleisch, Fette, Fische, 2 für Zucker, Gemüse und Obst, Nährmittel und Eier, ferner Heeresverpflegung und landwirtschaftliche Kriegswirtschaft. Ferner gibt es noch 15 Gesellschaften mit beschränkter Haftung und 2 sonstige Organisationen.

Das telephonische Auge

Von Dr. Alfred Gradenwitz

Zu einer Zeit, wo über die ganze Welt eine Welle des rücksichtslosesten Materialismus geht, die nicht nur bei uns und in anderen direkt vom Kriege betroffenen Ländern, sondern allenthalben, die Begriffe von Mein und Dein in bedenkliches Wanken bringt, sucht die menschliche Gesellschaft, sucht der einzelne besonders eifrig Schutz für das bedrohte Eigentum. Wenn man für diesen Zweck schon früher die Errungenschaften von Wissenschaft und Technik ausnützte, tut man dies gegenwärtig emsiger als je, um so mehr, als auch die Feinde der Gesellschaft von ähnlichen Hilfsmitteln Gebrauch zu machen verstehen.

Der Leser weiß vielleicht, daß es einen metallähnlichen Körper, das Selen, gibt, der unter dem Einfluß des Lichtes seinen elektrischen Widerstand ändert, in der Dunkelheit wenig, bei heller Beleuchtung hingegen viel Strom durchläßt. Auf dieser Erscheinung beruhen die sogenannten Selenzellen, die z. B. in der Ferntelegraphie verwandt werden. Ihre Empfindlichkeit hat Dr. Hannach in Wilmersdorf ganz außerordentlich zu steigern gewußt, wobei er das reine Selen durch eine Selenverbindung ersetzte, und auf Grund hiervon hat er einen selbsttätigen Sicherheitsapparat, das „telephonische Auge", konstruiert, der alle bisherigen Leistungen auf diesem Gebiet weit zu übertreffen scheint. Ohne körperliche Berührung irgendwelcher Art — durch das bloße Auftreffen jedes, auch des schwächsten Lichtscheines (wie ihn der Eindringling in einem vorher verdunkelten Raum zu seiner Orientierung nun einmal braucht) — wird der Apparat in Tätigkeit gesetzt, und dann entsendet er nach dem Telephonamt, oder auch direkt nach der Polizeiwache, eine Aufeinanderfolge selbsttätiger Alarmsignale.

Das „telephonische Auge" ist nicht nur überaus empfindlich, sondern auch, zumal es durch äußere Einflüsse in seiner Wirkung nicht gestört wird, außerordentlich zuverlässig. Da die Meldevorrichtung durch Zerstörung irgendeines Teiles der Apparatur sofort in Tätigkeit gesetzt wird, würde jeder Versuch, das „telephonische Auge", z. B. durch Durchschneiden der Leitungsdrähte, unwirksam zu machen, gerade zu dem entgegengesetzten Resultat führen.

Der Apparat besteht aus folgenden Teilen:

1. Aus dem Aufnahmeapparat, der sich in dem zu schützenden Raum befindet und im wesentlichen aus den vorerwähnten lichtempfindlichen Substanzen besteht, die sich gegenseitig beeinflussen, so daß der Empfänger stets bereit ist, mit voller Empfindlichkeit in Tätigkeit zu treten.

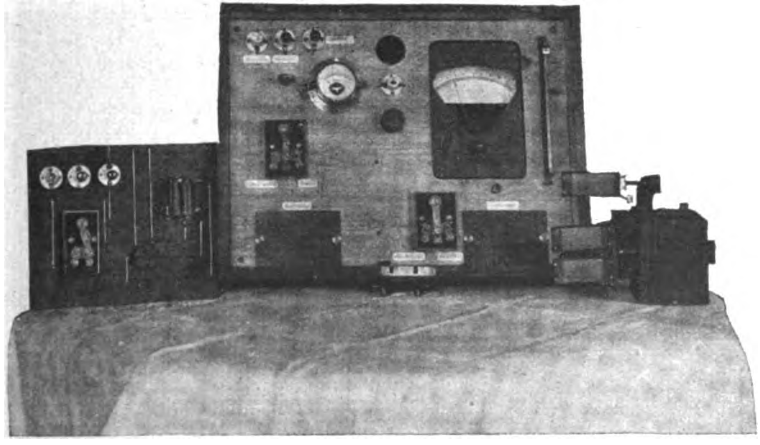
2. Aus dem Zeichengeber, der sich in demselben oder in einem beliebigen anderen Raume befinden kann, und der von dem Empfänger in Tätigkeit gesetzt und eine bestimmte Zeit lang in Tätigkeit erhalten wird.

3. Aus dem Meldeapparat, der sich auf einer beliebigen Zentrale, z. B. auf dem Fernsprechamt, befindet. In letzterem Falle sind die von dem Zeichengeber ausgehenden Leitungsdrähte mit der Fernsprechleitung verbunden, ohne daß irgendwelche Änderungen auf dem Amt oder auch in der Leitung vorzunehmen wären.

Beim Verlassen des zu schützenden Raumes — Bureau, Geschäftslokal, Wohnraum — braucht man nur durch Herunterlassen der Fensterläden Dunkelheit herzustellen und das „telephonische Auge" einzuschalten. Wenn dann ein unerwünschter Gast den Raum betritt und, um sich in der Dunkelheit zurechtzufinden, Licht macht, wird der Aufnahmeapparat in Tätigkeit gesetzt, und dieser betätigt dann durch Vermittlung eines Relais den Zeichengeber, der einige Zeit lang beliebig lange und kurze Stromstöße in periodischer Aufeinanderfolge durch die Leitung zur Zentrale oder zum Fernsprechamt schickt, wobei dort an beliebig vielen Stellen Lampen in gleichem Rhythmus aufleuchten und gleichzeitig eine akustische Signalvorrichtung in Tätigkeit treten kann, die den Wächter alarmiert.

Bei der dem Verfasser vorgeführten Anordnung leuchten im Telephonamt die drei Lampen des Teilnehmers — Anruflampe, Gruppenlampe, Kontrollampe — in bestimmtem Rhythmus (lang, kurz, kurz) auf, und zwar so lange, daß die die Aufsicht habende Beamtin das Aufleuchten bemerkt und die Polizeiwache davon benachrichtigt, daß dort und dort Einbruch verübt wird.

Es ist vollkommen gleichgültig, ob der den Aufnahmeapparat treffende Lichtstrahl kurz oder lang ist. Der Apparat tritt in jedem Falle sofort in Tätigkeit. Der geringe Lichtschein eines irgendwo im Raum entzündeten Streichholzes genügt vollkommen zur Betätigung des Sicherheitsapparates. Dieselbe Wirkung tritt auch ein, wenn z. B. in einem teilweise oder ganz verdunkelten Raum ein Vorhang zurückgeschoben, ein Fensterladen oder eine Tür geöffnet, eine Decke, eine Wand oder der Fußboden durchbrochen wird. Der Apparat eignet sich für mancherlei andere Kombinationen, kann z. B. zur Betätigung einer Blitzlichtvorrichtung benutzt werden, die von dem Einbrecher auf der Platte einer vorher eingestellten photographischen Kamera ein Bild herstellt, oder auch zur Verriegelung sämtlicher Ausgänge, zur Entzündung sämtlicher Lampen im Hause usw. Der schwache Lichtschein einer entstehenden Feuersbrunst hat die gleiche Wirkung wie der einer Lampe; der Apparat wirkt daher auch als selbsttätiger Feuermelder.



Das telephonische Auge. Links: Modell des Meldeapparates auf dem Telephonamt, in der Mitte: der Zeichengeber, rechts: der Aufnahmeapparat.

Der Kaufmann

Studie aus der Zeit der französischen Bedrückung 1807—1812. Von Walter v. Molo

Wir hungern und können bald vor lauter Sorgen nicht einmal mehr schlafen," sagt aufbegehrend der Krämer zum alten buckligen Botengänger, der sorgenvoll gebückt seinen Sack vor dem Ladentisch zuschnürt. „Dafür aber schlagen sich diese Herren Franzosen auf unsere Kosten den Bauch voll da drüben beim ‚Blauen Schild', da haben sie wieder bis in den frühen Morgen potuliert und das Fleisch auf die Straße geschmissen, weil es zu zähe war, und den Wein haben sie in den Rinnstein gegossen, die Hunde."

„Ja, ja," sagt der Botengänger, „bei uns auf dem Dorfe, da sind sie auch gleich mit dem Zertrümmern da, wenn ihnen zu wenig gezuckert oder geölt ist."

„Ich drehe die Hand nicht um," sagt der Krämer, „Rheinbundsoldaten oder Nationalfranzosen oder unsere eigenen Leute. Einer stiehlt und brandschatzt jetzt ärger als der andere. Wohin soll das führen?"

Der Botengänger nickt.

„Gestern war wieder so ein Fränkischer hier," der Krämer ordnet mit zitternder Hand seinen Warenkram auf dem Ladentisch, „der nicht hat bezahlen wollen. Weißt du, was man mir auf der Polizei sagte?"

„Nee."

„Still sollt' ich sein. Der Friedensvertrag gäbe den Fremden die Macht..."

Die Ladenglocke schwingt. Breitspurig, selbstbewußt tritt ein Mann in den Laden. Eilig, ängstlich rückt der Botengänger mit seinem Sack zur Seite. Der Ladeninhaber fragt nach dem Begehr des Kunden.

„'ne Pfeife mit dem Bild unseres Kaisers!"

„So etwas habe ich nicht."

„Aha! So? So was habt Ihr nicht."

„Diese Pfeifen sind ... ausgegangen, Herr. Hier aber, hier hätte ich noch etwas sehr Gutes. Es ist allerdings ... unser ehemaliger König drauf ..."

Lächelnd prüft der Kunde die Pfeife.

„Die Visage kratz' ich mir heraus. Ich nehm' die Pipe." Er steckt die Pfeife ein und wirft Geld auf den Tisch. Der Ladenbesitzer kramt in der Lade Kleingeld zusammen, scheu schiebt er es dem Käufer hin.

„Ein Taler fehlt. Ich hab' einen Doppeltaler gegeben."

„Nein, Herr. Es ist richtig herausgegeben."

„Ich kriege noch einen Taler! Allons! Her damit."

Dem Kaufmann schießt das Blut ins Gesicht. „Hast du nicht gesehen?" fragt er über den Tisch hinab den Botengänger. „Nee, nee," wehrt der alte Mann, sein Blick weicht aus. „Ich habe nischt nicht gesehen." Hurtig ladet er sich den schweren Sack auf die Schultern. Schnell schlurft der Mann zur Türe. „Adjes! Bis auf die nächste Woche." Die Ladentür sinkt hinter dem Fliehenden zu.

„Wollt Ihr mir jetzt endlich den Taler geben oder nicht? Ihr habt wohl schon lange keine Hausdurchsuchung mehr gehabt, he?"

„Hier, hier ist der Taler. Nichts für ungut ... Herr."

Die Tür hinter sich zuschmetternd, geht der Mann davon.

Der Krämer sinkt mit den Armen auf den Ladentisch. Zornestränen der Ohnmacht füllen ihm die Augen. „Wie lange noch? Wie lange muß man das noch ertragen? Bei den Bestellungen betrügen sie, beim Transport betrügen sie, man kriegt nichts herein." Er fährt sich wie von Sinnen mit den Händen übers Gesicht. „Die Meinen gehen mir vor die Hunde! Es ist ja grad', es ist grad', als ob man einen nicht ehrlich lassen wollt'?" ... Mit verzweifelten, racheverdunkelten Augen stiert er das kleine Mädchen an, das durch die Türe hereintritt.

„Ich kriege ein spanischrotes Zopfbändchen," sagt das Kind resolut.

Mit überbeweglichen Fingern schneidet der Krämer das Band von der Rolle ab. Das Kind schiebt ihm das Geld hin. Mit fahrigen Händen fegt er es in die Lade. Er legt dem Kinde zwei Groschen hin; es zuckt und zerrt im Antlitz des Mannes.

„Drei Groschen muß ich rauskriegen," sagt das Kind. „Nicht wahr? 7 und 3 ist 10. Drei Groschen krieg' ich." Das Kinderhändchen streckt sich über den Ladentisch.

„Glaubst du, ich könnt' nicht rechnen?" Er schlägt nach der Hand des Kindes. „Ich habe dir richtig herausgegeben. Schau, daß du rauskommst!"

„Nein," beharrt weinerlich die Kleine. „Sieben und drei sind zehn. Ich krieg' noch einen Groschen."

Außer sich funkeln die Augen des Mannes das Kind an. „Ich sag' dir, ich habe dir richtig herausgegeben. Glaubst du, du kannst besser rechnen als ich? Geh, sonst mache ich dir Beine! Du hast auf der Straße dein Geld vertrödelt! Hinaus! Sonst ..."

Totenbleich duckt sich das Kind unter der drohenden Hand. „Es sind aber sieben und drei zehn! Die Mutter prügelt mich, wenn ich mir nicht recht herausgeben lass'!"

„Aber Kind," bettelt der Mann, „wieso denn? Du verstehst mich falsch! Liebes Kind, das Bändchen kostet doch jetzt acht Groschen!" Groß werden des Kindes Augen, entlastet, das Mäulchen klappt auf. „Acht und zwei sind doch zehn, gelt?"

„Früher hat's aber nur sieben Groschen gekostet?"

„Freilich, Kind, jetzt kostet's aber acht. Es wird alles teurer! Geh jetzt! Du hast deinen Teil."

Er schiebt das Kind aus dem Laden. Wie von Sinnen wischt sich der Krämer die Stirn. Der Laden um ihn ist ganz verändert. Er ist jetzt viel greller beleuchtet als sonst. Das Tageslicht schmerzt. Als wären ihm seine Beine gelähmt, steif geht der Mann zur Türe, vor sich hinstierend, er schließt sie ab. Er dreht sich. Die unsichere Hand voraus, tastet er sich nach rückwärts aus dem Laden, durchs fensterlose Dunkel des Ganges, in den Wohnraum. In der Küche hantiert die Frau. Kinderstimmen sind im Hofe. Seine Kinder. Er sitzt auf dem Rand seines Bettes. Große, bittere Tränen quellen über die gefalteten Hände, am ganzen Leibe jäh aufzitternd, wie von Fieberschauern geschüttelt, betet der Mann zur niederen Stubendecke empor.

„Unser täglich Brot gib uns heute! Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern."

Es reißt ihm die Hände auseinander, es ballt sie ihm zu Fäusten. „Ich kann ihnen nicht vergeben. Führe mich nicht in Versuchung! O Gott!"

Der Kopf sinkt in die Schultern ein, er sitzt wie ein Raubtier in der Enge. Er schnellt auf, die Muskeln entladen sich in tollwütigem Schlag. Klirrend stürzt das Glas des Königsbildes zur Erde. „Du hast die Schuld," knirscht der Mann. „Dem Elend hast du uns ausgeliefert!" Wie zu sich kommend, greift sich der Mann langsam mit beiden Händen an den Kopf. Mit dumpfem Prall stürzt er vor dem Ehebett nieder auf die Knie „Jetzt bin ich wie die andern ...: Gott schütze uns!"

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: E. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Liebesgedanken

Nach einem Gemälde von Hanns Pellar

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

Just hatte das Haupt der Familie, ein gewaltig gewachsener Herr in gepflegtem schwarzen Riesenbart, mit vornehmer Gebärde der bedienenden Saaltochter eine Forelle von der Schüssel genommen, tastete mit der Gabel in das zarte Fleisch und belehrte die Bedienerin mit volltönender Stimme über eine verfeinerte Behandlungsweise des köstlichen Fisches. Er trug einen untadeligen grauen Reiseanzug nach englischem Schnitte, wie auch seine elfenhaft kleine quecksilbrige Gemahlin nach englischer Sitte gekleidet und von einem blauen Sonnenschleier umflattert war. Drei Knaben zwischen fünfzehn und zwölf Jahren, dazu ein Mädchen kaum über sechs, aber mundfertig wie die Brüder, bildeten in flotten Bergsteigertrachten den Rest der Tafel, tranken mehr, als ihnen zukam, von dem feurigen Veltliner und nahmen von der gereichten Schüssel je zwei der stattlichen Forellen, so daß die unwillige Bedienerin unter dem Gelächter von Mutter und Kindern und dem wohlwollenden Beifall des Vaters eine Schüssel nachholen mußte. Dann aber empfand die kleine quecksilbrige Dame den ländlichen Wein als zu sauer für ihren Gaumen, und der gewaltige Herr vollzog ein langes, gewichtiges Gespräch mit der Bedienerin, die in rotflammender Verlegenheit immer wieder die wenigen Weinsorten des Hauses aufzählen mußte, bis der vornehme Gast zugunsten eines traubensüßen und schäumenden Asti entschied und sich den schwarzen Bart zufrieden auf die Brust strich.

„Es sind die Barthelmeßleute, Mutter," flüsterte Martin Opterberg über den Tisch Frau Christiane zu, die unwillig das ungezügelte Benehmen der Kinder, das großtuerische Gebaren der Erwachsenen und die Störung des Abendfriedens durch den wortreichen Lärm empfand.

„Was für Barthelmeßleute?" fragte sie knapp.

„Der Kirchenbauer und Bildhauer, Mutter, der bei uns daheim in den Waldstädten die Wiederherstellungsarbeiten in den alten Kirchen verrichtet, in Säckingen, glaub' ich, und Rheinfelden. Die Kinder kamen schon oft auf unseren Hof und liehen sich alles aus, was sie kriegen konnten: Butter und Eier und Brot, ja sogar den Werkzeugkasten."

„Richtig," sagte Frau Christiane, „und wiedergebracht haben sie nichts und zu keiner Zeit."

Sie wollte sich erheben, um mit ihren Knaben die Schlafräume aufzusuchen, als das kleine, schwarzlockige Mädchen vom anderen Tische vor ihr stand. Es knickste und sagte in geläufiger Rede: „Ich bin die Sabine Barthelmeß, und Vater läßt die Frau Opterberg mit einer schönen Empfehlung fragen, ob die Frau Opterberg Vater wohl eben hundert Franken leihen könnte."

Es war mäuschenstill am Tisch der Barthelmeß geworden, während die Kleine sprach. Und in die Stille hinein antwortete Frau Christiane lustig, als handele es sich um einen Kinderscherz: „Ich kann dir leider nur noch ein Kätzchen leihen."

„Ein Kätzchen?" wiederholte die Kleine verblüfft. „Weshalb denn ein Kätzchen?"

„Weil ein Kätzchen, wenn's einem ausgeborgt wird, von ganz alleine wieder nach Hause kommt. Gute Nacht, mein Kindchen."

Das Mädchen warf einen hilfesuchenden Blick hinter sich. Und schon stand, bevor Frau Christiane mit ihren Knaben das Zimmer verlassen konnte, der gewaltige Herr mit einem freundlichen Lächeln vor ihr.

„Verzeihen Sie, meine gnädige Frau, die ländlich unbekümmerte Art, mit der ich in dieser Bergwelt mein Töchterlein zu Ihnen sandte. Die Beziehungen, die meine Kinder seit geraumem zum Opterbergschen Haus und Hof unterhalten haben, dünkten mich stark genug — Verzeihung, Professor Barthelmeß ist mein Name. Tja, und da habe ich mich wahrhaftig auf der Reise verrechnet gehabt und darf Ihnen wohl die hundert Franken in nächster Woche nachbarlich zurückerstatten."

Das Körperliche des Sprechers erdrückte fast. Aber Frau Christiane ließ sich nicht erdrücken.

„Ich pflege," entgegnete sie freundlich und neigte zur Gegenbegrüßung leicht das Haupt, „wenn ich mit den Kindern eine Bergfahrt unternehme, nur das Allernotwendigste an Geld mit mir zu führen. Damit sich die Kinder den einfachen Lebensbedingungen des Gebirgslebens anpassen lernen und damit wir auf unseren einsamen Pfaden keine Gelegenheit bieten, ausgeplündert zu werden. Aber der Gasthofhalter ist mir bekannt, und ich werde ihm gern ein Wörtlein sagen."

Noch einmal neigte sie freundlich das Haupt und schritt mit ihren Knaben an dem verdutzt sich Verbeugenden vorbei aus dem lautlos gewordenen Zimmer.

Im ersten Morgenlicht nahmen sie ihr Frühstück. Noch hatte keins von den Barthelmeßleuten sein Bett verlassen. Frau Christiane verständigte mit wenigen Worten den Wirt und gab ihm an, von welchen Kirchengemeinden der Waldstädte der Herr Professor Barthelmeß augenblicklich beschäftigt werde. Der Wirt lachte. „Ich kenn' schon den Weg."

„Nun gilt's noch einmal, ihr Buben," feuerte Frau Christiane draußen ihre morgenfrischen Begleiter an, „und jetzt gilt's erst aus dem vollen. Bis morgen mittag müssen wir uns bis ins Gletschergebiet des Rheinwaldhorns durchgekämpft haben, wollen wir als rechte Bergsteiger gelten. Viertausend Fuß höher hinauf, ihr Buben. Dafür aber auch dichter heran an den lieben Gott. Und wir tauchen die Hände in die Quelle des stürmenden Hinterrheins."

„Mit der Frau Pate wird's ein Katzensprung!"

„Führ uns, Mutter!"

Durch das Domletschgertal wanderten sie, durch die weiten, grünen Matten, und kraftvoll wogte ihnen der dunkle Strom entgegen, der Bergesprenger und Felsenspringer. Klosterruinen und Burgestrümmer auf ragenden Zinken und Zacken ließ er hinter sich, eine zerbrochene und schon verschollene Welt trotziger Herrengeschlechter in Panzer und Kutte. Jeder Fußbreit Bergerde, den die Wanderer betraten, sprach von Kampf und wieder Kampf, und je rauher und unzugänglicher die Bergwelt schien, um so enger nur drängten sich die blutigen Spuren der Menschen, die seit Jahrtausenden um die starren Höhen kämpften, um hinüber zu gelangen in die weichen Täler. Wohl an zwanzig Geschlechternamen schlugen an das Ohr der Knaben, und jeder Name wandelte sich ihnen



zur Sage von Männern, die da starben, wie sie gelebt hatten, ob's im Recht oder Unrecht gewesen war. „Das ist das Märchen vom Rhein," schloß Frau Christiane eine jede ihrer Erzählungen, „und wer auf diesen Wegen dem Ursprung des Rheins nachgeht, der wird begreifen lernen, daß die Seele des Stromes kriegerisch ist, auch wenn er sich an seinen Ufern ab und an das Flötenblasen gefallen läßt."

Und die Knaben begriffen es, als sie dem lieblichen Dörflein Thusis einen Abschiedsgruß zugewinkt hatten, um in der Felsenwildnis des Schamsertales wie Staubkörner zu verschwinden. Jäh schluckte sie das Felsentor des „Verlorenen Loches", und als sie sich durch den finsteren Bergtunnel hindurchgetastet hatten, standen sie erschauernd vor der grausigen Urgewalt der unbezähmten Natur und ihrer eigenen Kleinheit.

„Hindurch, hindurch!" rief Frau Christiane. „Es ist der Weg des Schreckens, die Via mala, aber Mut ist mehr als Schrecken, und nur die erkämpften Kronen haben Wert. Seht, durch dieses Felsenmeer hat sich der junge Rhein eine enge Gasse in die Freiheit gebissen, und so eng und so schauerlich sie ist, mutige Männer sind ihm gefolgt und haben Schritt für Schritt eine Straße an die senkrecht stürzenden Felswände geklebt, haben sterbend Spitzhacke und Mauerkelle weitergegeben, von Geschlecht zu Geschlecht, Jahrhunderte hindurch, bis der Mensch Sieger war, den Weg des Schreckens hindurch von Rongella bis Andeer, und über den Splügenpaß die Menschheitswege zueinander konnten von Norden nach Süden. Hindurch, hindurch, ihr Buben!"

Da strafften sie den Leib und marschierten den schwindelnden Weg, Tausende von Fuß die steilen Felswände über sich, jäh abstürzend die Felswände unter sich, und das donnernde Brausen des wütenden Wassers irgendwo in geheimnisvoller Tiefe. Stunden hindurch marschierten sie, hoch im Unendlichen über der lichtlosen Schlucht wie ein schmaler Streifen das Himmelsblau, und vermochten nicht zu sprechen vor dem Wogen und Wallen der Gedanken.

„Wir siegen," rief Frau Christiane, als sie sich, das Grausen im Rücken, in der nächsten Morgenfrühe über die letzte Felsterrasse des Rheinwaldtales hinaufarbeiteten zur Gletscherhöhe des Rheinwaldhornes. „Gebt das letzte her. Vor Mittag sind wir droben." Und als die Sonne scheitelrecht stand, riß sie die Knaben mit starker Bewegung an sich.

„Da seht! Da seht! Da springt der Rhein von der Mutterbrust."

Ein silbriger Faden huschte aus dem dunklen Gletscherspalt, gewann an Kraft, sammelte sich zum ersten Sprung, durchbrach das Gestein, stürmte eine kurze Strecke dahin und stürzte sich ohne Besinnen in dunkle Felsennacht, um, unsichtbar dem Auge, alle Jugendkraft zusammenzufassen zur ersten Mannestat des Kettensprengens.

Und wieder beugten sich Frau Christiane und die Knaben über das spritzende Quellwasser und befeuchteten sich Stirn und Augen.

„So sollt ihr jugendstürmisch springen und brausen," sagte Frau Christiane, „und auch ab und an von der Bildfläche verschwinden, um eure Kräfte zu sammeln und als Mann hervorzutreten. Ein jedes Zeitalter des Lebens heißt es erfassen und auskosten, damit das nächste nicht unter falscher Sehnsucht leidet. Denn was das eine Zeitalter köstlich kleidet, steht dem anderen Zeitalter nicht mehr zu Gesicht."

„Mutter," sagte Martin Opterberg, „ich wollte dich noch fragen, weshalb du zu Reichenau dem Professor Barthelmeß nicht ausgeholfen hast?"

„Weil dem erwachsenen Mann und dem Vater der großen Buben der Knabenleichtsinn nicht mehr zu Gesicht stand, und weil's immer noch nahrhaft Schwarzbrot zu erarbeiten gibt, wenn's für Schaumwein und Forellen nimmer langt."

Am Abend saßen sie beim Posthalter zu Splügen. Frau Christiane hatte den Wirt insgeheim nach einer Depesche befragt und sie erhalten. Als sie den Inhalt gelesen hatte, kehrte sie ruhig zu den Knaben zurück.

„Morgen fahren wir mit dem Postwagen die Straße zurück und gar bis Chur. In Chur nehmen wir die Eisenbahn bis zum Einfluß des Rheines in den Bodensee, und über den See, ihr Buben, sollt ihr im Dampfer, von Rorschach bis Stein am Rhein, ja bis zum Rheinfall von Schaffhausen fahren. Dann geht's mit dem Bähnlein heim über Waldshut und Säkkingen, ganz heim. Zufrieden?"

Und die jubelnden Knaben spürten nicht den stillen Ernst, der um die Frauenaugen spann. —

Es war ein Sonntagabend, als Frau Christiane mit den Knaben den Zug verließ, um in die geräumige Kutsche des Gutshofes zu steigen. Sie hatten noch eine Stunde Fahrt über Land, und Frau Christiane gebot dem Knecht, der kühlen Nachtluft wegen den Landauer zu schließen. Drinnen im Wagen nahm sie die Knabenhände in die ihrigen.

„Jetzt erst fahren wir heim."

„Soll ich die Nacht bei der Frau Pate bleiben?" fragte Christoph Attermann.

„Du sollst jetzt immer bei uns bleiben, Christoph."

Der junge Attermann fuhr auf. Er hatte sofort begriffen.

„Der Vater ist tot?! Er ist tot?!"

„Es gibt keinen Tod, Christoph. Es gibt nur ein Erneuern. Dafür laß' mich nun Sorge tragen."

„Nein — nein — nein! Ich ertrag's nicht! Ich bin ein Bettelbub geworden."

Frau Christiane ließ ihn weinen. Nach einer Weile erst begann sie ruhig zu sprechen.

„Ein Bettelbub, Christoph? Das sagt der Patenbub der Frau Christiane Opterberg und der Freund des jungen Martin? Du wirst es nie wieder sagen, Christoph, wenn du mir zugehört hast. Als deine Mutter starb, wie du soeben geboren warst, stand ich bei ihr und sah ihr in die Augen, wie wir uns oft in schweren Stunden in die Augen gesehen haben. Ich hatte den acht Wochen alten Martin an der Brust und nahm dich auf und legte dich hierher an die andere Brust. Da lachte die Sterbende ganz hell, und das war ihr Letztes. Und dich nahm ich mit ins Gutshaus, und an dieser Brust hat der Martin und an dieser hast du gelegen, und ihr beiden habt an mir getrunken ein volles Jahr lang."

Beide Hände preßte sie unter die Brust und sah den Knaben mit leuchtenden Augen an.

„Ist das ein Bettelbub, den die Frau Christiane Opterberg aus diesem Quell hat trinken lassen, bis er groß war und stark und auf den Füßen laufen konnte? Ist das bißchen Brot, das ich dir heut anbiete, mehr wert als Muttermilch? Muß ich wirklich so feierlich werden mit meinem dummen großen Jungen?"

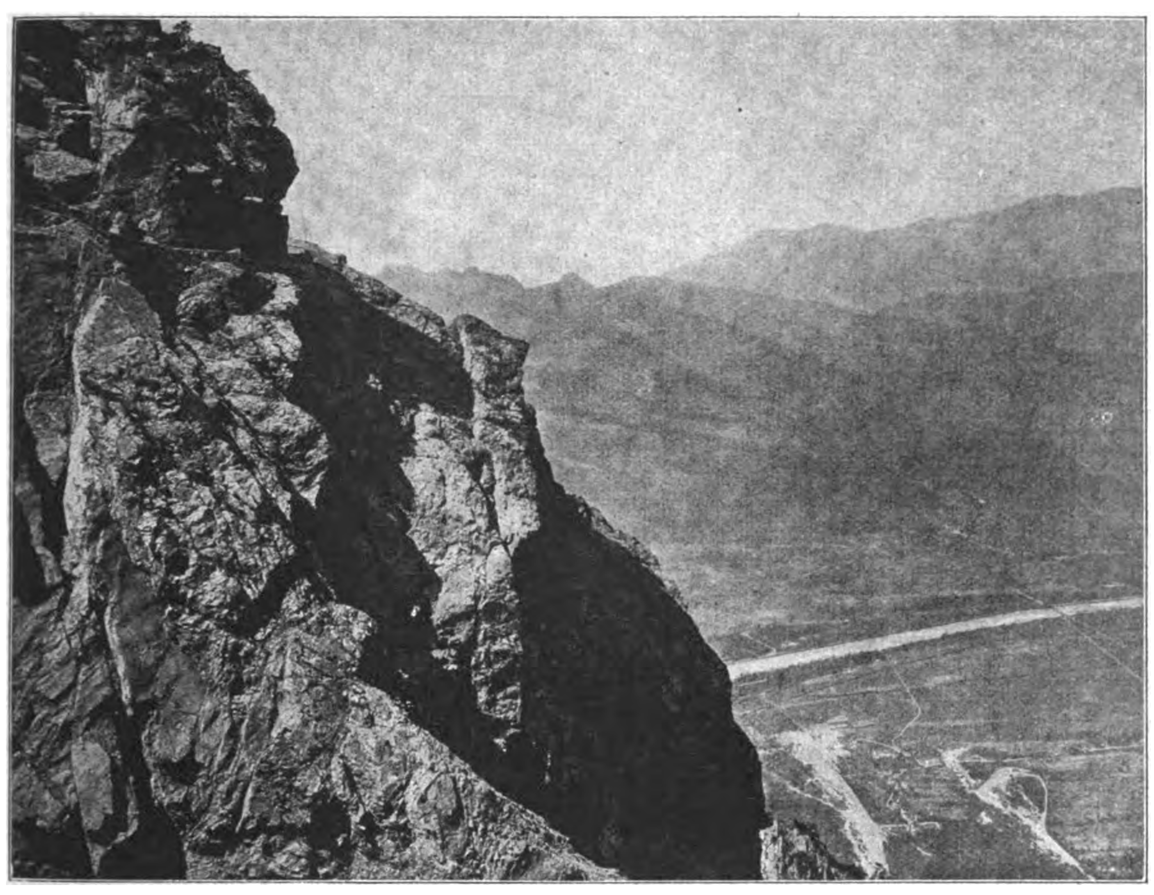
Da schrie der junge Christoph Attermann aus seiner Not heraus auf, daß es wie ein helles Lachen klang aus vergangenen Tagen.

„Mutter," rief er und fiel mit dem Kopf in ihren Schoß.

Der Wagen rumpelte in den Gutshof.

„Natürlich, Christoph. Die Frau Pate ist hin und vergangen. Und der Martin hat seinen Bruder. Helft eurer Mutter zur Erde, ihr Buben!"





Blick ins Rheintal und auf die Schweizer Alpen.

2.

Ein Sonderling hatte sich das Gutshaus erbaut. Auf steilem Uferrücken stand es frank und frei über dem rauschenden Rhein, und seine weißen Mauern, nur nach der Wasserseite vom Grün des Reblaubs umrankt, winkten in weite Ferne. Der kleine Giebelturm, mit Fenstern nach jeder Windrichtung verkleidet, hielt wie ein Dachreiter Ausschau über den Strom hinüber in das nahe uralte schweizerische Städtchen und in die anrückende Bergwelt, die sich in unabsehbaren Linien übereinandertürmte und in abenteuerlichen Gebilden das Gesichtsfeld beschloß, und diesseits des Stromes über die weiten, von Obstbäumen bestandenen Wiesenflächen und die fetten Ackerspreiten des badischen Landes bis zu den tannendunklen Höhen des Schwarzwaldes.

Eher ein ruhsames Landhaus, denn ein arbeitsames Gutshaus dünkte das freie Anwesen dem Blicke, und der terrassenartige Garten mit seiner Fülle von seltenem Gesträuch und erlesenem Obst, der kühn den Fels hinab bis zu dem plätschernden Uferwasser kletterte, schien ebenso eher aus verfeinertem Behagen als aus ländlichen Notwendigkeiten geboren zu sein. Auf die Landwirtschaft wiesen in geräumigem Abstand nur die gutgehaltenen Wirtschaftsgebäude mit ihren herabreichenden Strohdächern.

Ein alter Oheim Opterberg, am Niederrhein nahe der holländischen Grenze zu Haus, hatte sich vor Jahrzehnten, auf einer Besuchsreise zu oberrheinischen Verwandten, in die Schönheit des Landes so heftig verliebt gehabt, daß er kurz entschlossen an Land, Wiesen und Äckern zusammenkaufte, was zusammenzukaufen war, und sich auf der felsigen Uferhöhe sein Hagestolzhaus errichtete, ganz und gar, wie es ihm seine Sonderlingslaune eingab.

Die Hofbesitzer der Umgebung hatten dazumal wohl oft den Kopf geschüttelt über die kostspielige und unwirtschaftliche Anlage des Gutshofes. Aber den alten Opterberg hatte seine Sach' just so, wie sie war, gefreut, ohne daß er ahnen konnte, wie sehr sie erst den einen seiner Erben just so, wie sie war, erfreuen würde. Vom Blute des alten Oheims, der nicht gern nach Nützlichkeiten fragte und rechnete, war auch in Arnold Opterberg, dem Gatten der Frau Christiane, und es war in erheblichem Maße in ihm.

Der Knecht hatte schon einige Male stürmisch mit der Peitsche geknallt, und Frau Christiane war schon mit den Knaben in die erleuchtete Hausflur eingetreten, als Herr Arnold Opterberg vom Giebelzimmer die Treppe hinuntergeeilt kam. Er war ein Mann zu Anfang der Vierzig, von schlankem, ebenmäßigem Bau und breit in den Schultern. Sein Kopf zeigte einen auffallend klaren Schnitt, und aus dem sonnenbraunen, von blondem Haupthaar und weichem Barte umrahmten Gesicht blitzten die blauen Augen um so heller und feuriger hervor.

„Willkommen, ihr Weltreisenden, willkommen!" und seine Stimme drang wie ein warmer Strom in die Herzen und überwältigte sie, ohne sie lange zu befragen. „Ihr seid mir die rechten Pfingstwöchner, ihr! Bis zur allerletzten Neige den Ferienbecher auszutrinken, ob der Gatte und Vater daheim verhungert und verdurstet!" Und schon wiegte er Frau Christiane, während er sprach, in seinen Armen hin und her.

„Du bist nicht verdurstet, Arnold."

„Bin ich's nicht, so gebührt nicht dir der Ruhm, du erzieherisches Gewissen. Aber Frau, so gib mir doch den Mund frei —"

„Der Christoph Attermann ist hier und bleibt."

„Ah," sagte der Hausherr. „Ich vergaß — in der Wiedersehensfreude." Und er entließ Frau Christiane aus seinen Armen und wandte sich mit ausgestreckten Händen dem blassen Jungen zu. „Christoph, lieber Kerl, das war ein harter Schlag. Aber unter den harten Schlägen wird erst das Eisen zu Stahl, und wir haben alle den Rücken herhalten müssen."

Er sah ein stilles Lächeln auf Frau Christianes Lippen, brach ab und schob ihr den Buben zu. „Laß dich nur von ihr betreuen. Sie tut's ja nun mal nicht anders, als die Hand über uns halten."

„Ich bring' die Buben auf ihr Zimmer, Arnold. Sie sind müde und müssen morgen zeitig zur Schule fahren. Da gilt's noch, einen Überblick tun."

Arnold Opterberg hatte mit raschem Griff seinen Sohn Martin an sich gezogen, und der Knabe drückte sich fest in des Vaters Arme. „Schade, mein Junge, ich hab' ein paar fröhliche Gäste im Haus. Aber die Mutter wird sich nicht umstimmen lassen. War's schön in den Bergen?"

„Wunderschön . . ."

„Morgen! Morgen!" rief Frau Christiane, winkte den Mägden, die wartend in der Küchentüre standen, und eilte mit ihnen und den Knaben die Treppen zu den Schlafkammern hinauf.

„Christiane, es sind Gäste im Haus —!" rief der Hausherr hinter ihr drein.

„Wo sitzt ihr? Im Giebelzimmer?"

„Du hast es erraten!"

„Vergiß nicht, eine Flasche Wein anzubieten, bis ich komme" —

Arnold Opterberg blickte noch in die Höhe, aus der die Stimme gekommen war. Dann hörte er droben die Türen klappen. „O du Heimtückerin!" lachte er in sich hinein, „als ob du nicht längst schon wüßtest, daß wir an der zweiten sind — an der zweiten auf jeden Kopf." Und in frohester Stimmung stieg er die Nebentreppe wieder hinan, die in die hellerleuchtete Giebelstube führte.

Blauer Zigarrendampf quoll ihm in Wolken entgegen, als er die Türe öffnete, und in den Wolken sah er zwei Gestalten eifrig sich verbeugen.

„Meine allergnädigste Frau —"

„Sehr verehrte Hausfrau —"

Und er antwortete mit hochgestellter Stimme: „Ich freue mich, solcherlei durch und durch gediegene Männer bei meinem Manne vorzufinden."

Die Gestalten fuhren hoch. Sie griffen nach den Weinrömern und drängten dem Eintretenden entgegen. „Opterberg, Glückskind, sie war es noch nicht, die Hüterin deines Herdfeuers? Die Schützerin deiner Tugend? Die Bewacherin deines Weinkellers? Wir haben noch eine Galgenfrist und dürfen sie nutzen? Carpe diem! Nutze den Tag und sein lieblichstes Teil, die Nacht!" Und als die geleerten Römer schon wieder auf der Tischplatte des Einschenkens harrten, zerrte der eine der Gäste am Achselband eine alte Gitarre nach vorn, griff in die Saiten und sang:

„Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt, juchhe!
Drum ist so wohl mir auf der Welt, juchhe!"

und der andere fiel ein und hob dem Hausherrn das gefüllte Glas entgegen:

„Und wer will mein Kamerade sein,
Der stoße mit an, der stimme mit ein
Bei dieser Neige Wein."

Arnold Opterberg stieß mit an und stimmte mit ein. Und zum Gitarrenschlag sangen sie von dem Wein, der auf den Höhen wächst, und von den Mädchen, die im Tale wachsen, und immer wieder unterbrach Arnold Opterberg den Gesang und fragte nach dieser und jener, nach der dritten und der vierten, und vernahm in erregtem Staunen, daß sie den untern Weg gegangen seien, einen Mann geheiratet und Kinder gekriegt hätten — o so viele Kinder. „Aber laß dich das nicht anfechten, Bruderherz. Unser geliebtes Düsseldorf ist von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, und die schönen Mädchen drängen sich jahraus, jahrein lieblicher in die Schnürbrust, allen Malersleuten eine Augenweide. Und sie suchen nach dir und fragen nach dir, vom Ratinger Tor bis zu den verschwiegenen Waldwinkeln Gerresheims: Wo steckt der Arnold Opterberg, der mit dem Rubenskopf und dem Rubensfeuer? Wer sagt uns Verlassenen und Frierenden, wo der heiße Sonnengott Düsseldorfs hingeraten ist?"

„Schwindelt nicht. Vor fünfzehn Jahren lagen sie noch in den Windeln."

„In den Windeln? Du bist verbauert, Opterberg. Solche Mädchen liegen niemals in den Windeln. Sie entspringen ihren Müttern, die sich nach dir gesehnt haben, wie Liebesgedanken, wie —"

„Schweigt. Ich schenke euch auch ohnedies ein. Ja, schön war es, schön war es."

„Schön? War es? Es ist schön, Opterberg, und wird alle Tage schöner! Sobald uns die ersten, schüchternen Lorbeerblättlein hinter den Ohren hervorwuchsen — und sie wuchsen, Opterberg, zu ganzen Kränzen wuchsen sie, und all die lieben weißen Händchen steckten Rosen hinein. Rosen über Rosen. Erst dann ist der Lorbeer schön."

„Habt ihr davon geerntet?" fragte der Hausherr zweifelnd. „Es muß bei Nacht gewesen sein, denn ihr stahlt dem lieben Herrgott den Tag."

Ein Ton des Bedauerns ging von den Gästen aus.

„Soweit also ist es mit dir gekommen, Opterberg, daß du meinst, der Pinselstiel müsse Schwielen in den Händen hinterlassen? Wollen wir uns den Professorentitel an den Leib arbeiten und als Lichter auf dem Leuchter stehen, damit alle Welt uns erkennt und uns mit ihrer Hochachtung die tausend kleinen und großen Freuden unseres Lebens verkümmert? O du Abtrünniger, der klingende Erfolg, der kommt mit Naturnotwendigkeit wie der Blitz, wenn die Luft am dicksten ist. Gott verläßt keinen Maler. Und wenn's dann in Strömen gießt, stellen wir unsere Regentonne hinaus."

Arnold Opterberg reckte den Arm über den Tisch. Er griff nach dem Glas. „Düsseldorf soll leben," und das Wort verschlug ihm fast die Stimme.

„Soll leben, soll leben!" jubilierten die Gäste. „Wer es nur immer in solchem Weine leben lassen könnte. Opterberg, Opterberg, wären wir du, wir schmissen die Hacke stieloben auf den Kartoffelacker, versilberten den ganzen Kram und kauften uns einen Malerhut. Denke, wie wonnesam es schon mit leerem Geldbeutel war, denke, wie unaussprechlich schön es erst mit einem straffen Beutel voll Zechinen werden wird. Freundesarme, Mädchenherzen, alles öffnet sich dir entgegen — und die Kunst hat dich wieder."

„Eure Kunst — das Leben als einen einzigen Karneval zu nehmen."

„War es nicht auch die deine? Hast du sie nicht mit solcher Meisterschaft betrieben, daß wir anderen armselige Stümper neben dir waren? Liefen dir nicht die Mädchen in hellen Haufen zu, und schlugen sich nicht die Wirte darum, dir ankreiden zu dürfen? Ach, Opterberg, dieses ‚König Wikking sein' auf allen Meeren des Lebens, immer den Enterhaken in der Hand. Segel in Sicht, Kapitän, backbord voran! Stolze Fregatte oder niedliche Brigg? Einerlei! Alle Segel hoch! Drauf und dran! Und dann das Lösegeld —"

(Fortsetzung folgt.)



Fester Befehl. Von Theodor Fontane

In Arkadien wurd' auch ich geboren.
Auch ich habe mal auf Freiheit geschworen.

Ich haßte Schranzen und Fürstenschmeichler,
Glaubte beinah' an Held und Eichler,
Und Herwegh, Karl Beck und Dingelstedten
Erhob ich zu meinen Leibpoeten.

„. . . Auf dem offnen Meere der Freiheit
schwimmen . . .
Ein Volk muß immer sich selbst bestimmen,
Ein Volk geht immer die rechten Wege,
Nieder die Polizeigehege,
Nieder die possidentes beati —“
So dacht' auch ich. O, tempi passati!

Freiheit freilich. Aber zum Schlimmen
Führt der Masse Sich-selbst-Bestimmen,
Und das Klügste, das Beste, Bequemste,
Das auch freien Seelen weitaus Genehmste
Heißt doch schließlich, ich hab's nicht Hehl:
Festes Gesetz und fester Befehl.

Wir entnehmen dieses ums Jahr 1850 entstandene Gedicht mit freundlicher Genehmigung des Verlags S. Fischer den Gesammelten Werken Theodor Fontanes

Von der Schönheit. Von Will Vesper

Es war ein armes Mädchen, eine Magd, in einem reichen Hause, die verlor im Kriege ihren Geliebten, den sie sehr geliebt hatte. Als sie erfuhr, daß er in der Schlacht gefallen sei und nie wiederkommen werde, wollte sie sterben vor Schmerzen und vergoß viele Tränen. Aber da sie nur eine arme Magd war und viel Arbeit hatte, so konnte sie nicht lange stille sitzen und weinen, sondern mußte den ganzen Tag im Hause hin und her laufen und über die Straße gehen und tätig sein. Aber wo sie auch war und was sie auch tat, vergaß sie ihren Schmerz nicht. Man sah es an ihrem Gesicht und allen ihren Gebärden, wie traurig sie war. Sie war so angefüllt mit Trauer, daß sie es gar nicht verbergen konnte, obgleich sie es gern verborgen hätte. Alle, die sie ansahen, hatten Mitleid mit ihr und sagten: „Wie schön sie in ihrer Trauer aussieht. Es ist wirklich herzbewegend, sie anzuschauen in ihrer Traurigkeit. Und obgleich sie sonst gar nicht hübsch ist, muß man wirklich sagen: Wie schön sie aussieht!“ Und alle grüßten sie freundlich, wenn sie über die Gasse ging.

Es war nun in dem gleichen Hause eine Tochter, ein ganz hübsches und eitles Mädchen. Die hörte, wie die Leute von der Magd sagten: „Wie schön sie in ihrer Trauer aussieht“ und dachte: Weht heutzutage der Wind daher? Bisher dachte ich immer, um schön zu sein, müsse man ein fröhliches Gesicht machen, und so habe ich immer fröhliche Gesichter gemacht, obgleich es mir oft nicht danach zumute war. Wenn aber die Trauer schön macht und das Mode ist, so will ich so traurig aussehen wie nur irgendeine. Sie runzelte also die Stirn, machte ein trübseliges Gesicht und ging so über die Straße. Die Leute wunderten sich erst eine Weile, dann lachten sie und sagten: „Was macht denn die für ein Gesicht? Sie sieht ja aus wie eine Katze, wenn's donnert. Was mag der für eine Laus über den feinen Pelz gelaufen sein?“ Als das das Mädchen hörte, wurde es wütend, lief heim und beklagte sich bei seinem Vater, wie ungerecht die Leute geworden seien: „Über mich lachen sie, wenn ich traurig dreinsehe, aber von der Magd sagen sie: ‚Wie schön sie aussieht.‘ Und meine Nasenspitze ist doch wahrhaftig schöner als ihr ganzes Gesicht.“

„Diesmal haben die Leute recht,“ sagte der Vater, „obgleich man ja nicht oft sagen kann, daß sie recht haben. Und du solltest zu deinem Nutzen ein wenig über das nachdenken, was dir geschehen ist, dann würdest du merken, daß Schönheit allein aus dem Herzen kommt und nicht von äußeren Gebärden. Die Schönheit des Herzens ist so gewaltig, daß sie selbst ein trauriges und ein häßliches Gesicht noch schön macht. Aber wo das Herz nicht bei der Sache ist, sondern die Eitelkeit, da helfen weder traurige noch fröhliche Stirnfalten. Freude und Trauer lassen sich nicht nachäffen, sondern man muß sie im Herzen haben. Was einer ehrlich im Herzen hat, das leuchtet auch von seiner Stirn mit solcher Kraft, daß sogar die Leute sagen müssen: ‚Wie schön er aussieht.‘ Aber die meisten Menschen haben weiter nicht viel im Herzen als Eitelkeit. Darum ist auch die wahre Schönheit ein so seltener Vogel.“

Aus dieser Geschichte kann man auch lernen, daß die vernünftigsten Väter manchmal die unvernünftigsten Töchter haben.



Schönheit und Trauer. Nach einer Aufnahme von E. O. Hoppe.

Der bodenlose Kandidat

Humoristische Skizze von Ernst v. Wolzogen (Schluß)

Es war ein schweres Stück Arbeit, dem schmachvoll erledigten Erzieher meiner Kinder wieder auf die Beine zu helfen. Ich brachte ihn auch nicht dazu, in mir seinen gegenwärtigen Brotherrn zu erkennen. Die einzige verständliche Äußerung, die ihm zu entlocken war, bestand darin, daß er höchst unwirsch sich gegen den Versuch auflehnte, ihn mitten in der Nacht aus seinem Bett zu zerren. Nie und nimmer wäre es mir gelungen, meine schwarze Wasserleiche — denn der arme Teufel war tatsächlich durch und durch aufgeweicht vor Nässe — bis in unser fast eine Viertelstunde entferntes Heim hinaufzuschleppen, wenn ich nicht den Beistand eines freundlichen Burschen gefunden hätte. Und aus dem Munde dieses Burschen vernahm ich denn auch den ungefähren Hergang des Abenteuers.

Mein Kandidat hatte sich tatsächlich an zwei Maß Bier einen Mordsrausch angetrunken, und dieser Rausch hatte ihm Mut gemacht, um die Pointner Resl, jene dralle kleine Schöne, mit der er sich zuerst im Tanz versuchte, in derart zudringlicher Weise zu werben, daß deren anerkannter Schatz, der Ritzer Loisl, mit ihm erst in einen heftigen Wortwechsel und alsdann ins Raufen gekommen war. Beim Ringen war der dürre Zaunpfahl natürlich sofort unterlegen und dann hatten ihn ein Dutzend derber Fäuste vor die Türe befördert, draußen windelweich gewalkt und zum Schluß noch in den Wassertrog zur Abkühlung getaucht.

Wir steckten ihn ins Bett und deckten ihn warm zu, ohne daß er zu sich gekommen wäre, und überließen ihn seinem Schutzgeist zu weiterer Behandlung.

Anderen Tages, kurz vor zehn Uhr, erschien er nach ungemein schüchternem Anklopfen in meinem Studierzimmer und begrüßte mich mit einem tiefen Seufzer in zerknirschter Haltung und mit niedergeschlagenen Augen.

„Na, Herr Kandidat, tüchtig ausgeschlafen, keine Nachwehen: Fieber, Haarweh, Knochenbrüche?“

„Mein Gott, was müssen Sie von mir denken!“ seufzte er auf meinen freundlichen Zuspruch. „Wenn es überhaupt eine Entschuldigung für mich gibt ... aber Sie werden mich wohl nach dieser Blamage nicht länger in Ihrem Hause behalten wollen. Ich weiß ja gar nicht, wie ich Ihrer Frau Gemahlin und besonders den Kindern entgegentreten soll.“

„Beruhigen Sie sich nur darüber,“ ermunterte ich ihn. „Meine Frau bringt schon den richtigen Humor zum Verständnis Ihres Mißgeschickes auf, und den Kindern haben wir gesagt, daß Sie sich schwer erkältet hätten und heute wohl den Unterricht ausfallen lassen müßten.“

Er trat näher, drückte mir dankbar die Hand, seine blauen Augen schimmerten feucht und sein Moralischer preßte ihm abermals einen tiefen Seufzer ab, bevor er zu reden anhub: „Ich bin ein Gezeichneter, glaube ich, ein Verworfener vor den fröhlichen Göttern gesunder Daseinslust. Wenn man so aussieht wie ich, wenn man mit steifen Beinen und schlaffem Bizeps auf das Leben losgelassen wurde, wie ich, dann darf man sich einfach nicht anmaßen, mit der Kraft und der Jugend und der Schönheit zum Turnier reiten zu wollen. Man liegt schon im Sande, bevor noch einer von den Strammgeborenen die Lanze zum Stoß erhoben hat.“

„Na, na, so schlimm wirds nicht sein,“ versuchte ich ihn zu trösten. „Nutzen Sie nur fleißig die Gelegenheit aus, Ihren Körper zu stählen. Wasser, Luft und Sonne stehen Ihnen ja gratis zur Verfügung. Turnen Sie, springen Sie, stemmen Sie, hackeln Sie, nehmen Sie Privatunterricht darin beim Sepp, dem Fischerknecht, und im Tanzen bei unserem Kocherl — mit einem Wort, schauen S', daß S' a Schneid kriegen!“

Er lächelte matt: „A Schneid hätt' ich schon. Alles in mir ist unbändige Daseinslust, seit ich Hochgebirgsluft atme und diese himmlische Herrlichkeit schauen darf: aber ich fühle wohl, woran es liegt, daß ich meinen Überschwang nicht betätigen kann, wie diese krachledernen kräftigen Gestalten hierzulande: selbst wenn mir Simsons Kräfte wüchsen in dieser helikonischen Luft, die Betätigung solcher Kräfte würde mir einfach nicht stehen. Ich würde immer eine lächerliche Figur dabei spielen.“

Der arme Teufel ließ sich diese trübselige Überzeugung nicht ausreden. Ich gab es also auf und versuchte eine genauere Darstellung der Ereignisse des gestrigen Abends aus ihm herauszubekommen. Aber er wußte nicht einmal so viel davon, als ich schon von dem Burschen erfahren hatte, der mir geholfen hatte, ihn heimzuschleifen. Er konnte nur berichten, daß er sich Mut angetrunken habe, um es nochmals mit dem Tanzen zu probieren. Daß das bißchen Alkohol ihn in einen seligen Zustand versetzte und daß er in diesem Zustande der Pointner Resl stark den Hof gemacht habe. Der empfangenen Prügel erinnerte er sich noch, nicht aber der Wiedertäuferei im Viehtrog. Darauf hatte ihn erst unsere Magd gebracht, als sie ihm auf sein Rufen vor einer halben Stunde seinen immer noch feuchten schwarzen Anzug hinaufgetragen hatte. Er stand vor mir in Hausschuhen, einer weißen Drilchhose, die ich ihm geliehen hatte, und in seiner alten Morgenjacke.

„Das Schlimmste bei der Geschichte ist,“ so schloß er sein zerknirschtes Bekenntnis, „daß vermutlich bei meiner unsanften Hinausbeförderung mein salva venia Hosenboden zum Teufel gegangen ist. O Gott, o Gott, was fange ich jetzt bloß an? Es ist meine einzige Beinbekleidung. Ich kann doch nicht Sonntags wie Werktags und bei jedem Wetter in Ihren freundlichst geliehenen Hosen herumlaufen?“

„Ach, warum denn nicht?“ lachte ich ihn aus. „Das geht schon ein paar Tage lang. In der Jachenau wohnt ein ganz ordentlicher Schneider, den ich selbst schon in Nahrung gesetzt habe. Der wird Ihnen den Schaden leicht kurieren. Es wird am g'scheitsten sein, da den Kindern heute sowieso Schulfreiheit angesagt worden ist, wenn Sie gleich nach dem Mittagessen hinüberlaufen und dem Meister Geishuber das Wertstück anvertrauen.“

Mein guter Kandidat bedankte sich überschwenglich für den Rat und schritt sichtlich erleichtert zur Tür. Da aber machte er halt, sann ein Weilchen nach und wandte mir alsdann ein gerötetes Gesicht mit strahlenden Augen zu: „Wenn ich mir vielleicht“, begann er verlegen zögernd, „noch in einer anderen Angelegenheit Ihren Rat erbitten dürfte?“

Ich ermunterte ihn, sich auszusprechen, und da tat er die paar Schritte zu meinem Platze zurück und sagte, verlegen mit dem Zeigefinger an der Kante meines Schreibtisches entlang streichend: „In Jachenau ist doch die Pointner Resl zu Hause. Ich weiß nicht, ob ... es ist



mir schon gestern den ganzen Abend und heute früh durch den Kopf gegangen, ob ich nicht vielleicht mir ein Herz fassen sollte ... ich meine — vielleicht fehlt meinem Wesen nur die richtige Ergänzung —, das Naturhafte meine ich. So ein Stubenmensch, erzeugt in einer lauwarmen Ehe zwischen dem anämischen Willen und der blassen Theorie — ich meine, wenn so eine Spottgeburt wie ich sich mit der kernfrischen Natur quasi amalgamieren könnte ..."

„Um Gottes willen, machen Sie keine Dummheiten!" unterbrach ich sein hilfloses Gestammel. „Sie haben sich in die dralle Resl verliebt, gelt? Schön, warum nicht? Sie ist auch tatsächlich das einzige einigermaßen genießbare junge Weibsbild in der weiteren Umgebung. Aber wenn Sie etwa ernstere Absichten haben sollten — um Gottes willen nicht! Ein norddeutscher Gelehrter und eine oberbayrische Bauerndirn, das fügt sich nun und nimmer zusammen — selbst den Fall gesetzt, daß die Resl Sie nehmen möcht' und der Alte sie Ihnen gibt. Sie würden bald grausam enttäuscht werden, und die Resl würde einfach eingehen in der Berliner Luft."

Der Kandidat nahm einen Anlauf zu einer Einwendung, gab aber den Versuch alsbald auf und entfernte sich, wie ein Mädchen errötend, unter vielfachen Entschuldigungen.

Nach Tisch entschloß ich mich, ihn auf der weiten Wanderung sicherheitshalber zu begleiten, denn es schien mir keineswegs ausgeschlossen, daß die köstliche Wald- und Bergluft unterwegs wieder die Glut seiner theoretischen Daseinslust zum hellen Feuer einer großen Torheit anfachen könnte. Es war ja auch denkbar, daß sein Unstern ihn dem eifersüchtigen Loisl unter die Fäuste lieferte. Ich ging also mit und machte für ihn den Dolmetsch beim Meister Geishuber in betreff des bresthaften Hosenbodens. Der Schaden war übrigens weit schlimmer als ich mir vorgestellt hatte, und durch keine noch so geschickte Flickarbeit wieder gutzumachen. Es mußte ein ganz neuer Boden her und der alte Dorfschneider besaß in seinem Vorrat kein genügend großes Stück schwarzen Tuches. Bis ein solches von Tölz oder gar von München herbeigeschafft war, konnten mindestens acht Tage vergehen. Mein Kandidat mußte sich also wohl oder übel dreinschicken, so lange noch in meiner alten Drilchhose herumzulaufen.

Da er der Pointner Resl zwischen den weitverstreuten Gehöften, die zusammen die Ortschaft Jachenau bilden, nicht begegnet war, also daß ihr Anblick das bedenkliche Feuer, das ich mit meinen Vernunftgründen mühsam gedämpft hatte, wieder hätte entfachen können, so ließ er die acht Tage Frist, um die der Schneider gebeten hatte, verstreichen und gab sogar noch eine Woche drein.

Am Ende dieser vierzehn Tage hatte er sich in meine alten Drilchbuxen dermaßen eingelebt, daß auch ein Umschlag des herrlichen Sommerwetters in einen Dauerregen sie ihm kaum verleidet hätte, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, das seinem bodenlosen Kandidatendasein ein plötzliches Ende in dulci jubilo bereitete. Dieses Ereignis war ein großes Amtsschreiben der obersten Schulbehörde aus Berlin, in dem ihm seine Ernennung zum Lehramtsassessor in einem hochangesehenen Berliner Gymnasium mitgeteilt wurde.

Die Freude über die unvermutet rasche Erfüllung seiner kühnsten Träume wirkte auf unseren Karl Imanuel beinahe wie zwei Maß Bier, das heißt sie machte ihn schier toll vor Übermut. Er brachte es sogar fertig, angesichts meiner Frau und meiner vier Kinder ein Solo in unserer Diele zu platteln und sich die Musik dazu selber zu dudeln und zu schnakeln, so gut er's verstand. Es machte ihm gar nichts aus, daß wir alle sechse seine rettungslos dilettantische Anstrengung mit empörender Heiterkeit aufnahmen. Er sah diese Heiterkeit vielmehr als einen durchschlagenden Erfolg an und fühlte sich dadurch angeregt, sich auch als Kopfsteher und Handgänger zu versuchen. Als er endlich wieder einigermaßen sicher auf den Füßen stand und halbwegs zu Atem und zu Vernunft gekommen war, rief er plötzlich so gut oberbayrisch, als es ihm gegeben war: „Herrjott Saxendi, i' muaß in die Jachenau und nach meinem Hosenboden schaugen. Übermorgen soll ich mich ja schon in Berlin beim Schulrat und beim Direktor vorstellen und sofort für einen erkrankten Kollegen den griechischen Unterricht in der Tertia übernehmen."

Der bodenlose Kandidat. Zeichnung von Max Zschoch.

Er bat um Urlaub, und fünf Minuten später war er schon in Drilchhosen und schwarzem Bratenrock unterwegs nach der Jachenau — mit leerem Magen, denn es war zwei Stunden nach dem Frühstück und zwei Stunden vor dem Mittagessen. Wir sahen ihn erst bei hereinbrechender Dunkelheit wieder. Er holte sein versäumtes Nachtmahl mit großem Appetit nach, war aber merkwürdig scheu und schweigsam dabei. Und als ich ihn bat, doch gefälligst seine Rockschöße zu lüpfen, auf daß ich das Werk des Meisters Geishuber besichtigen könne, schlug er mir das errötend ab, obwohl wir allein im Zimmer waren. Er empfahl sich dann bald, weil er am anderen Morgen arg zeitig heraus mußte, um den Frühzug von Kochel zu erwischen.

Ich saß noch auf bei einem Buch und einer Zigarre, als mein Kandidat nach ganz leisem, vorsichtigem Klopfen seinen stubbeligen Kopf wieder zur Tür hereinsteckte. Er

war in Hemdärmeln, und auf meine laute Frage nach seinem Begehr legte er den Zeigefinger auf den Mund und flüsterte ängstlich: „Ach, bitte leise! Favete linguis. Es wäre schrecklich, wenn uns jemand überraschte!“

„Ja, mein Gott, was ist denn los? Was haben Sie denn?“ gab ich ebenso flüsternd zurück. „Sie kommen ja geschlichen wie ein Verschworener; haben Sie ein böses Gewissen?“

„Das nicht,“ versetzte er, die Tür vorsichtig ins Schloß drückend, und fuhr dann, nähertretend, fort: „Oder vielleicht doch — das heißt ich meine... die Sache ist nämlich die... entschuldigen Sie gütigst, daß ich Sie damit behellige, aber ich kann unmöglich eine von den Damen... nämlich — also mein Hosenboden sitzt an der Unterhose fest.“

„Wie — was sagen Sie da?“ fuhr ich erstaunt auf. „Ja, Unglücksmensch, wie geht denn das zu?“

„Ich wollte Sie bitten, ob Sie nicht vielleicht vermittels einer Schere vorsichtig von oben dazwischenfahren und den Versuch machen möchten, die beiden Kleidungsstücke voneinander zu trennen.“

Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte laut herauslachen. „Ja, aber bester Herr, warum streifen Sie denn die beiden Gehöse nicht miteinander herunter? Da könnten Sie doch die Operation selbst vollziehen!“

Karl Imanuel Meusel riß die Augen weit auf und machte ein urdrollig blödes Gesicht dazu. Dann schlug er sich vor die Stirne und murmelte: „Herrjott nee, darauf wäre ich nicht gekommen, ich Dusseltier! — Übrigens scheint es mir nicht ausgeschlossen, daß auch mein salva venia Hemde in Mitleidenschaft gezogen ist. Ach bitte, entschuldigen Sie gütigst die Belästigung, ich werde doch gleich mal einen Versuch machen.“

Er strebte mit großen Schritten nach der Tür, aber ich hielt ihn fest und herrschte ihn lachend an: „Halt, dableiben, jetzt wird erst mal gebeichtet! Wer hat Ihnen den Hosenboden an die Unterhose angenäht? Dem Meister Geishuber kann ich doch einen solchen Schildbürgerstreich nicht zutrauen.“

„Nein, nein, der war's auch nicht,“ stotterte Meusel in tödlicher Verlegenheit. „Denken Sie bloß an, der Schneider hatte immer noch keinen Stoff bekommen, und da mußte ich meine Hose zurücknehmen, wie sie war mit einem großen, im Hinterteil ausgeschalteten Quadrat — das heißt ich meine natürlich ohne dieses Quadrat. Ich habe sie dann beim Schneider gleich angezogen, bodenlos wie sie war, und Ihre freundlichst geliehenen Pantalons in Papier gewickelt an mich genommen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen hier Ihr Eigentum mit bestem Dank zurückerstatte.“ Damit legte er mir das Paket, das er bisher verlegen in den Händen verknittert hatte, auf den Schreibtisch.

Er wollte wiederum entschlüpfen, aber da packte ich ihn mit beiden Händen an den Schultern, drückte ihn auf den nächsten Stuhl nieder und sagte: „Jetzt lasse ich Sie nicht los, Mann Gottes, bis Sie mir gestanden haben, wer Sie aus Ihrer Bodenlosigkeit errettet hat — denn ich habe eben gesehen, daß Sie einen neuen Boden haben — sogar von schwarzem Samt.“

Da rückte er endlich mit der Wahrheit heraus. „Also ich bitte, seien Sie mir nicht böse,“ flüsterte er, seine kindlichen Augen flehentlich zu mir emporrichtend. „Sie haben mir zwar dringend abgeraten, aber ich — ich konnte einfach nicht anders. In meiner neuen Würde, eine gesicherte Zukunft vor Augen... und die Idee der Vermählung der kernfrischen Natur mit der blassen Theorie steckte mir eben doch noch so fest im Kopf... also kurz und gut: ich zog die schwarze Hose an, bodenlos wie sie war, und verfügte mich nach dem Mittagessen im Wirtshaus, auf den sicheren Schutz meiner langen Rockschöße vertrauend, nach dem Gehöfte des Herrn Pointner.“

„Also doch!“

„Jawohl. Ich habe nur eine Halbe Bier getrunken, ich war ganz klar im Kopfe. Und der alte Bauer — übrigens eine Figur, wie von Defregger geschaffen, wurzelstämmige Tüchtigkeit, stolzer Biedersinn... also, wie gesagt: der Bauer nahm meine Werbung gar nicht unfreundlich auf. Er rief seine Tochter herbei und ließ uns allein miteinander.“

„Na und 's Resl?“ schaltete ich gespannt ein.

Da wurde Karl Imanuel rot und seufzte herzbrechend. „Ja — die Resl war eigentlich auch nicht unfreundlich. Sie ließ sogar durchblicken, daß sie sich gewissermaßen geehrt fühle; aber dann schmetterte sie mich mit dem Donnerwort nieder: ‚Einen Brilleten nimm i' net‘. Es half mir nichts, daß ich mich erbot, die Brille auf dem Altar der Liebe zu opfern. Sie meinte, damit wäre nicht geholfen. Ich wäre nun einmal mit dem brilleten G'schau geboren. Ich fühlte die Knie unter mir schwanken und ließ mich auf die nächste beste Sitzgelegenheit fallen. Sie war sehr weich, ich wähnte ein schwellendes Kissen unter mir zu fühlen. Aber da kreischte die Resl laut auf, riß mich empor und eröffnete mir, daß ich mich in die Teigmulde gesetzt hätte, die auf der Ofenbank stand, hochaufgefüllt mit treibendem Brotteig. Und als sie mir in ihrer ländlichen Unschuld die Rockschöße aufhob, um mir bei der rückwärtigen Reinigung behilflich zu sein — ach Gott, da entdeckte sie die Bodenlosigkeit meines Zustandes! Ich hätte vor Scham zwischen den Dielenritzen verschwinden mögen! — Sie werden sich das vorstellen können — ebenso Resls berechtigte Heiterkeit. Aber als ich ihr den Zusammenhang, oder vielmehr den Grund meiner Zusammenhangslosigkeit erklärt hatte, da wurde ihre schöne Seele von echt weiblichem Mitgefühl ergriffen und sie eilte davon, um aus ihrem Flickkasten ein Stück Stoff herauszusuchen, das geeignet wäre, meine Blöße zu bedecken. Sie zertrennte ein altes Samtmieder und krönte ihre Barmherzigkeit, indem sie — denken Sie: hinter mir am Boden kniend, das liebe Kind — den Samt, der einst ihren jungen Busen bedeckt hatte, auf die klaffende Lücke heftete. Dabei ist ihr nun allerdings das Mißgeschick widerfahren, daß sie die noch intimere Unterhülle stellenweise mit hineinnähte. Ich war so ergriffen von ihrer Engelsgüte, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihr dankbar die Hände zu küssen. Ich glaube, ich habe sogar eine Träne darauf fallen lassen.“

Der gute Meusel hatte sich in eine so gerührte Stimmung hineingeredet, daß ihm seine Augen sicherlich abermals übergelaufen wären, wenn ihn nicht plötzlich ein neuer Gedanke vom Stuhl emporgerissen hätte. Er wandte mir sein gutes Knabengesicht zu und fragte ganz ernsthaft, ob es nicht im Grunde eine Roheit sei, das Werk der lieben Reslhand durch einen Scherenschnitt zu zerstören. Er halte es doch für richtiger, das Andenken seiner reinen ersten Liebe dadurch zu ehren, daß er hinfort Ober- und Unterhose nur vereint trage.

„Du lieber Himmel,“ fuhr es mir entsetzt heraus: „wollen Sie denn die Unterhose niemals waschen lassen?“

Karl Imanuel griff sich mit beiden Fäusten an die Stirne und lächelte trübselig: „Ja, sehen Sie, so ein Mensch bin ich. Ein Halkyonier steckt in mir — ich könnte mit geflügelten Füßen über Wolken schreiten, aber an der harten Wirklichkeit stoße ich mir blaue Beulen.“

Ich drückte ihm zum Abschied warm die Hand. „Nehmen Sie das nicht tragisch, mein Bester. Bleiben Sie der glückliche Traummensch, der Sie sind — und Sie werden mit der schlimmsten Wirklichkeit leicht fertig werden.“

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Die Trinker. Nach einem Gemälde von Velasquez.

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

Wenn ihr nur," antwortete Arnold Opterberg fliegenden Atems auf die Schilderungen seiner Freunde, „mit dem Pinsel halbwegs so malen könntet wie mit dem Maule! Aber malt nur weiter! Malt alle Regenbogenfarben in die Luft! Es behagt mir schon, es behagt mir, und morgen sind sie mit dem Wein verdunstet."

„Nein, Opterberg, sie sind echt, so echt wie wir selber, und mehr kann kein Mensch von sich und seinem guten Stern verlangen, als sich die Dinge in den persönlichsten Sehwinkel rücken zu dürfen. Hat das Leben eine Berechtigung, uns wie Narren zu behandeln? Oho, umgekehrt wird ein Schuh draus. Wir packen den Gaul beim Kopfe und sitzen kopfüber auf. Mag er rennen, wir reiten! Wohin ist einerlei. In die Freiheit geht's immer, in die Freiheit und die Freude. Und du, Opterberg, was tust du? Es hat den hohen Herrn in einer Laune gelüftet, eine andere Maske vorzubinden, als biederer Landmann die Dunggabel zu schultern und die Felder zu bestellen und am Feierabend Weib und Kind und Ingesind das tägliche Brot vorzuschneiden. Menschlein, Menschlein, man hat dich falsch beraten, die Maske steht dir nicht, der Löwe ist ein Fleischfresser und kein Körnerbeißer, das sagte dir schon der selige Brehm. Quousque tandem, Catilina? In der Vollkraft der Jahre — wach auf und erkenne dich selbst!"

In dem rotbraunen Gesichte Opterbergs blitzten die Augen wie helle, heiße Flammen. Die Ellbogen aufgestemmt, saß er und lauschte. Vor ihm gaukelten die Bilder der Erinnerung. Eine lange, lange Kette. Eine Kette —? Ein Rosengewinde war's. Ein Rosengewinde. Die Kette kam später. Nein, doch nicht. Was war's denn? Farbe bekennen, Farbe.

„Alles gut, alles gut," rief er in den Stimmenschwall. „Aber von der Hauptsache redet ihr nicht. Talent muß der Künstler haben, Talent, wenn er schon die übrige Welt als Kegelschub behandeln will. Oder besser noch: Genie! Ich hab's nicht. Nicht das eine und nicht das andere. Ja, wenn ich es hätte, wenn ich es hätte . . ."

Die Gäste wehrten ihm sprachlos mit den Händen. Offenen Mundes sahen sie ihn an, wie man einen Kranken, einen Verstörten anzusehen pflegt. Dann redeten sie wirr durcheinander.

„Du kein Talent? Weil du bisher keinen Gebrauch davon machtest! Weil du in aller Ruhe das Weltbild in dir reifen ließest, statt dich als Wunderknabe zu verzetteln! Weil du die seligsten Jahre in dich hineintrankst, um zunächst einmal die eigene Seele aufzufüllen, bevor du dich an die Auffüllung der anderen Seelen heranmachtest! Wer war wertvoller, du oder das Philistergehumpel? Du kein Talent? Hast du denn überhaupt schon mal in den Spiegel geschaut? Herr Gott noch, mit solchem Kopf, und mit solchen Augen erst, malt man sich schon das Glück aller Erdteile auf der Leinwand der Welt zusammen, ohne auch nur einen Groschen für eine Farbentube zu verschwenden."

„Unsinn redet ihr, Unsinn!"

„Weshalb hörst du denn unseren Unsinn zu mit Augen wie ein kreisender Habicht? Weil du spürst, daß das, was

für einen Schafbock Sinn bedeutet, für einen Steppenhengst den unverfälschtesten Unsinn darstellen würde. Weil du die Frühlingsluft witterst und die Luft der Freiheit, die einzige Luft, die Menschen deines Schlages zuträglich ist. Opterberg, uns hat in diesem schönsten aller Frühlinge dein guter Geist hergesandt. Ermanne dich, und wär's nur zu einer Probe aufs Exempel. Heraus aus der Maskerade. Heraus aus dem Bauernkittel, und in die Wanderstiefel hinein. Schließ dich uns an, Bruderherz, zu dritt über die Pässe, fahr' wohl, züchtig vernebeltes Nordland, gegrüßt, du paradiesisch seliges Land Italia! Opterberg, Opterberg, zehn Eide gegen einen: die Kartoffeln wachsen hierzuland auch ohne dich, und deine fürtreffliche Hausfrau wird feierlich zum Reichsverweser und noch feierlicher zum Reichsschatzkanzler ernannt."

„Grüß Gott, ihr Herren, grüß Gott! Ja, aber — wie ist mir denn? Schaut Arnold Opterbergs Eheliebste gar so grauslich aus wie ein herbes Erdenweib, daß es Sie aus allen Himmeln reißt?"

Mitten im Giebelzimmer stand Frau Christiane, das strohgelbe Haar in breiten Flechten um den Kopf gewunden, und lachte aus ihren klaren, blauen Augen den Männern ins Antlitz. Noch immer hockten die fremden Gäste wie verschlagen auf ihren Plätzen und starrten dies Bild der Frauenkraft und Frauenfröhlichkeit an.

„Mann," sagte Frau Christiane und fuhr Arnold Opterberg schmeichelnd durchs Haar, „willst du mir nicht deine Freunde mit Namen nennen? Oder muß man berühmte Künstler gleich nach dem Gesicht erkennen? Dann bitt' ich zu entschuldigen."

Arnold Opterberg hatte sich hastig erhoben. „Die Herren Kunstmaler Baltes und Krönlein," stellte er mit einer kurzen Handbewegung vor, und sein Blick glitt ein wenig mißtrauisch über Frau Christianes fröhliche Züge.

Nun waren auch die Gäste aufgefahren, dienerten und stolperten ein paar Worte hervor, und Frau Christiane sah lächelnd ihren Mann an, trat auf sie zu und reichte ihnen die Hand.

‚Wie zwei Zitterespen neben einem blühenden Lindenbaum,' fuhr es Arnold Opterberg durchs Hirn. Weshalb mußten die hageren Gesellen eine so schlechte Figur machen? Dann horchte er auf.

„Ich wollt' Sie in Ihren übermütigen Künstlerspäßen gewiß nicht stören," sagte Frau Christiane, „aber wie ich so die ganze Zeit vor der Türe saß und mich über Ihren Mutwillen immer mehr noch verlustierte, da stieg mir mit einemmal das Vergnügtsein von unten herauf so unbändig in die Kehle, daß es mich fast verraten hätt', und so bin ich schleunigst aufgesprungen und eingetreten. Das heißt: wenn Sie mich hierbehalten mögen. Eine Spielverderberin bin ich nimmer."

„Ihr beiden!" donnerte Arnold Opterberg seine Gäste an. „So macht doch wenigstens nicht so erschreckend geistvolle Gesichter! Heraus mit eurem Flederwisch! Sagt euer Sprüchlein noch einmal auf!"

Die Maler hatten sich wiedergefunden. Sie schwenkten ihre Taschentücher aus den Röcken und wischten sich mit den Tüchern die Augen, als ob sie Lachtränen entfernen müßten.

„Sie haben Geist, gnädigste Hausfrau, und Sie haben die Güte des Geistes, den Humor. Wahrhaftig? Alles haben Sie mit angehört? Alles? Und sich augenblicklich gesagt: Da spricht der Wein aus Männerkehlen!"

„Ich hab' mir noch mehr gesagt," lachte Frau Christiane sie an. „Ich hab' mir gesagt: Da hat der Arnold als richtiges Mannsbild den Gästen nur zu trinken gegeben und nicht zu essen. Kein Wunder, daß die Gedanken Kobolz schießen müssen, wenn ein handfest Abendbrot ihnen nicht die notwendige Erdenschwere gibt. Wir wollen's nachholen, meine Herren, aber nicht hier im blauen Zigarrenrauch, sondern drunten im frischen Eßzimmer."

Ohne eine Widerrede zu beachten, nahm sie des einen Gastes Arm und schritt mit ihm die Treppe hinab, plaudernd und fragend. Und Arnold Opterberg bot mit einer tiefen Verneigung dem anderen Gast den Arm, grinste ihn an und führte ihn zur Treppe. —

Das kräftige ländliche Mahl mundete ausgezeichnet. Auch hatte Frau Christiane einen vortrefflichen, goldgelben Badnerwein heraufholen lassen und kargte nicht mit Zugießen. Aber die Kosten der Unterhaltung hatte sie dennoch fast allein zu tragen, denn die Gäste fühlten schnell, daß sie sich in der blitzblanken Sauberkeit des Raumes und vor der blitzblanken Sauberkeit des Frauengeistes um ein Erhebliches fragwürdiger vorkamen, als in der durchräucherten Trinkstube und dem zügelfreien Großsprechertum. Neben der Leibesfrische Frau Christianes erschienen sie ungepflegt, und wenn auch der abgewetzte Anzug bei einem Studienfahrer angebracht oder doch zu entschuldigen war, so durften die vielerlei Flecke, Wein- und Tabakspuren doch immerhin fehlen. Das sagten sich die Gäste je länger, je mehr, und sie warfen nur heimlich aus den Augenwinkeln stumme und bewundernde Blicke auf die munter plaudernde Hausfrau.

Als ein Stündlein später Frau Christiane die Tafel aufhob, meinte sie freundlich: „Sie bleiben natürlich über Nacht. Ein Gasthaus gibt's nicht in der Nähe. Aber früh aufstehen müssen Sie. Auf dem Lande beginnt der Tag mit der Sonne."

„Wer so glücklich wäre, gnädigste Frau, auf dem Lande zu leben."

„Oh, da hätt' ich einen Vorschlag. Bleiben Sie ein paar Tag' und helfen Sie uns aus. Dadurch, daß ich mit meinen Buben die Bergfahrt hab' machen müssen, ist noch ein gut Teil Land mit Spätkartoffeln zu bestellen geblieben. Freie Herberg und Verpflegung, Wein und Tabak hinzu und für drei Tage Arbeit den Rest der Woche zum Studienmalen. Lockt's?"

„Es lockt, gnädigste Gutsherrin, oh, es lockt . . ." —

Frau Christiane befand sich mit ihrem Manne in dem großen Schlafgemach. Sie stand mit aufgelöstem Haar in Hemd und weißgefaltetem Rock, badete sich im eiskalten Wasser Gesicht, Brust und Hände und begann das Haar zu bürsten und neu einzuflechten. Arnold Opterberg ging mit unruhigen Schritten hinter ihrem Stuhle auf und ab. Plötzlich blieb er stehen.

„Du hast also wahr und wahrhaftig vor der Türe — zugehört, Christel?"

„Wahr und wahrhaftig, Arnold. Du könntest auch horchen sagen."

„Weshalb kamst du denn nicht herein? Wäre das nicht passender gewesen?"

„Es ging nicht, Arnold. Siehst du, vor der Tür, da konnt' ich mir noch einbilden, ich säße im Theater und hört' mir einen tollen Schwank an. Wäre ich aber eingetreten, so hätt' ich mitspielen müssen, und dazu waren mir schon zwei Clowns zuviel da."

Er lachte kurz und belustigt.

„Ein Körnchen Wahrheit war trotzdem in ihren Reden," begann er von neuem.

Sie wandte sich halb nach ihm und streckte mit einer stillen und zärtlichen Bewegung den Arm nach seiner Schulter.

„Du hast in dem Wirrwar des Giebelstübchens vorhin ein hübsches Wort gesagt, Arnold. Als du von den vorgezauberten Regenbogenfarben sprachst. Morgen sind sie mit dem Wein verdunstet. Weißt du, so wollen wir uns beim Morgenlicht auch nach dem Körnchen Wahrheit umsehen. Aber ein anderes, bevor wir schlafen gehen. Was war's mit dem Schmied Attermann?"



„Er ist von der Klinik weg und bei Breisach in den Rhein, wie ich es dir nach Splügen drahtete. Er wollte, als er erfahren hat, daß er unheilbar sei, seine paar Ersparnisse lieber seinem Jungen hinterlassen, als sie verdoktern. Bei Kehl erst hat man die Leiche herausgefischt und gleich eingegraben."

„Er trug wohl seine Brieftasche bei sich, daß man seine arme Person gleich vermocht' festzustellen?"

„In ein Stück undurchlässiges Leinen gewickelt, daß das Wasser nicht herankonnte. Er hat an alles gedacht. Auch an einen Zettel, worin er dich und mich mit der Vormundschaft betraut."

„Er soll sich in seinem Zutrauen nicht geirrt haben, der Ärmste." Sie erhob sich und umhalste ihren Mann. „Der Christoph ist nun unser Sohn und bleibt. Gelt, du? Und — gute Nacht."

Es war sechs Uhr morgens, als die beiden Knaben zur nächsten Bahnhaltestelle abmarschierten, um mit dem Frühzug die Gymnasialstadt zu erreichen. Frau Christiane stand auf dem Hof inmitten ihres Federviehs und winkte ihnen nach. Just kam der Hausherr aus der Stallung herübergeschritten.

„Der Franzel hätt' sie auch mit dem Wagen hinfahren können, Christiane."

„Wär's nicht verkehrt gewesen, Arnold? Das gemächliche Wagenfahren schafft den Buben keine richtigen Muskeln, wohl aber ein falsch Bewußtsein. Und den Franzel hab' ich überdies zum Kartoffelsetzen nötig wie alle Händ'."

Sie hielt überrascht inne.

„Ei, da hab' ich aber einmal voreilig von den Menschen Böses gedacht. Da kommen ja schon deine Malersleut' aus dem Haus und melden sich zur Arbeit. Hierher! Hierher! Grüß Gott! Das nenne ich ein Manneswort."

Die Gäste kamen heran, den Hut in der Hand.

„Meine gnädigste Hausfrau, wie gern, wie gern wäre ich Ihrem Rufe gefolgt. Aber beim ersten Morgendämmern erhielt ich ein dringliches Telegramm, das mich zu wichtigen Verhandlungen hinüber nach der Schweiz beruft."

„Und da mein Freund", fuhr der zweite fort, „ein Kind in geschäftlichen Dingen ist, so muß ich wohl oder übel an seiner Seite bleiben. Ich bin Ihrer Zustimmung sicher."

Frau Christiane stutzte nur einen Augenblick. Das nächstgelegene Telegraphenamt begann erst um sieben Uhr früh seinen Austragedienst, und jetzt war es sechs Uhr morgens. Der leichte Ärger aber, sie gerade töricht genug für solchen Hokuspokus zu halten, verflog, wie er gekommen war. „Mein Gott," sagte sie und reichte den Reisenden lachend die Hand, „da schaut man erst, was für berühmte Herren man beherbergt hat, für die eigenst die Telegraphenboten vor der Dienstzeit laufen. Also glückliche Reise dann und ein freundlich Erinnern."

Arnold Opterberg gab den Freunden bis zur Landstraße das Geleit. Frau Christiane sah ihn, während er neben ihnen einherschritt, mit der Reitgerte den Stiefelschaft schlagen. Da wußte sie, daß er grimmig war und die Düsseldorfer keine Lieblichkeiten zu hören erhielten.

Fleißig wurde die Woche geschafft. Arnold Opterberg war mit den Knechten auf den Feldern, und er legte selbst Hand an, wo es not tat, ja, er schaffte bisweilen über Gebühr, als wolle er von einem Gedanken los oder ihn betäuben, und kam zum Feierabend dampfend und rotgebrannt, aber mit unruhigen Augen ins Haus. Frau Christiane, die mit den Mägden die Gemüsegärten bestellte und die Milchkammer versah, merkte seine Unrast wohl und bemerkte nicht minder, daß er nach überheißem Tagewerk im Hause heimlich in den alten Truhen stöberte, Mappen und Leinwandrollen heraussuchte und sie in seine Giebelstube verbrachte.

In der zweiten Hälfte der Woche wich sein Arbeitsübereifer einer gereizten Arbeitsunlust. Wohl ging er in der Morgenfrühe mit den Knechten hinaus und wies ihnen ihre Aufgaben. Er selbst aber warf sich auf irgendeinem Hügel unter einem blühenden Baume ins Gras und starrte in die blauenden Fernen, wo Himmel und Erde geheimnisvoll lockend ineinanderflossen. Wie ein bebender Rausch lag der Frühling über der Welt und bebte in Arnold Opterbergs Blut.

Es war Abend, und das Sonnenlicht wollte nicht weichen von der blühenden, duftenden Erde. Frau Christiane hatte ihren Gatten früher als sonst zum Giebelzimmer hinaufsteigen sehen, und nach einer Weile folgte sie ihm nach. Sie fand ihn über den Studien und Entwürfen seiner längst vergangenen Malerzeit.

„Hältst du Heerschau ab, Arnold? Der Abend ist so weich wie eine Jugenderinnerung. Laß mich teilhaben."

„Ich habe die Seite meiner Jugenderinnerungen vorzeitig abgeschlossen und befinde mich seitdem im Zustande der Zahlungsunfähigkeit. Warum, Christiane, warum?"

Sie war neben ihn getreten, und während sie mit ihm auf die farbenbunten Studien und Entwürfe blickte, hatte sie den Kopf kaum merkbar an seinen Arm gelehnt.

„Vorzeitig abgeschlossen?" wiederholte sie. „Ich glaube gar, mein alter Arnold ist eitel geworden und will von seiner Frau Schmeicheleien hören. O du liebes Menschenkind, du warst bei aller Wildheit immer die ehrlichste Natur und weißt deshalb gar wohl, daß du dein vollgerüttelt Maß an Jugenderinnerungen in die Scheuer gebracht hast, mehr als ein Dutzend anderer Männer insgesamt."

„Du lenkst ab, Christiane," sagte Arnold Opterberg rauh. „Was ist mir an dem Rudel toller Häsinnen gelegen, die mir über den Weg sprangen. Wollt' ich darauf mein Augenmerk richten, ich könnt' sie heut wie damals springen sehen. Ich meine die Jugenderinnerungen des Künstlers."

„Nenn sie mir, Arnold."

„Nennen. Nennen. Dafür gibt's keine Worte. Das muß man fühlen. Kannst du das Gefühl der Freiheit, der unbedingten Selbstbestimmung über Raum und Zeit in Worte fassen? Das einzige, was den Menschen zum Herrn der Schöpfung macht? Ich habe es mir in einem Augenblick der Kopflosigkeit eingehandelt gegen eine fette Pfründe und laufe seitdem mit hunderttausend anderen Weidetieren im Kreis rundum auf derselben Wiese, statt mit einem Juchhei drüber hinwegzuziehen."

Ihr Kopf zitterte ein wenig an seinem Arm. Dann war sie wieder die ruhige Frau Christiane.

„Auch die Weidetiere haben ihren Zweck und Nutzen im Haushalt Gottes, Arnold, sicherlich einen größeren als der Kuckuck, der nur den Frühling ausruft und sich vor der Arbeit verflüchtigt, oder der Wanderfalke, der nur zur guten Jagd durchs Revier streicht. Werde nicht unwillig, Arnold, es ist ja nicht das erstemal, daß wir unsere Gedanken aufklären müssen, wenn ich auch nach den letzten Jahren glauben durft', wir wären aus dem Sturm und Drang hinaus und in einer klaren Sonnenluft. Siehst du, wenn ich nun solche Leut' wie unsere letzten Sonntagsgäste von der Freiheit der Kunst reden höre, so mein' ich halt immer, sie schlügen wie ein Fuchs einen Staubwirbel mit dem Schweif, um von der Fährte abzulenken, und riefen ‚Kunst' und meinten die Freiheit des Lebenswandels. Ach, Arnold, wie viele laufen hinzu, um sich einmal so recht von der Leine aller Pflichten zu lösen, ob sie berufen sind oder nicht berufen."

„Und ich war nicht berufen."

Sie hob den Kopf und sah ihm lächelnd in die Augen.

„Du warst zur Betätigung der Freiheit berufen, du Krafthuber du. Sind die großen Künstler frei? Sie wandern unter dem Kreuz ihrer Aufgaben, das mit der Länge des Weges und der Höhe des Ruhmes schwerer und

schwerer wird, oder unter der Peitsche ihres Ehrgeizes, der freudeblind und neidisch macht und zum Knecht des Erfolges. Du hättest zu den ersten nicht getaugt und noch weniger zu den letzten, und für die viel zu vielen erst, die die Kunst nur als Vorwand zum Stromern, Bechern und Borgen nehmen, dazu warst du weiß Gott zu schade."

Arnold Opterberg wandte hastig den Kopf, aber sie legte ihm die Hände um die Schläfen und zwang ihn sacht, sie wieder anzusehen.

„Darum, Arnold, darum, weil du ein Freiheitsmensch bist, gehörst du in die Sonne, in Sturm und Wetter hinaus und als Herr auf deine eigene Scholle —"

„Um meinen Kartoffelacker zu bauen. Ein begeisternd Ding."

„Ach, Arnold, wie mich dies Wort freut, denn es ist nicht von dir, sondern von den beiden Arbeitsscheuen, die Reißaus nahmen, als sie die Hände rühren sollten."

„Christiane," verwies Arnold Opterberg rauh, „sie haben dich um keinen Pfennig angeborgt. Darum hast du keinen Grund, ihre glückliche Lebensart zu schmähen."

„Es ist wahr," gestand sie freimütig zu, „sie haben sich in ihrer Art nicht schlecht aufgeführt. Aber sie leben von der Hand in den Mund, lassen den Herrgott und den Zufall für sich sorgen und stellen die Regentonnen heraus, wenn's Kleingeld regnet. War's nicht so? Nein, Arnold, du bist ja viel stolzer, als du zugestehst, und es macht dir nur zeitweilig Spaß, unter den Hofnarren den König zu spielen. Spiel ihn, und im übrigen wollen wir unserem Geschicke dankbar sein."

„Dem Geschicke in der Person des Oheims Opterberg."

Sie löste sich unmerkbar von ihm und blickte wieder auf die farbenbunten Studien und Entwürfe.

„Der Oheim Opterberg," sagte sie leise und ruhig, „schenkte mit seinem Tode und seinem Erbe dir die Rettung und mir das Glück in meinem Pflichtenkreis. Glaubst du dich im Glück verkürzt, so war es meine Schuld und nicht seine."

„Christiane!"

„Laß es mich nur zu Ende reden. Du warst der Sohn seines Bruders, und ich die Tochter seines Vetters. Auch mein Vater war ein Opterberg vom Niederrhein, und er heiratete eine süddeutsche Frau und war seit langem im badischen Oberland angesiedelt, als er dem Oheim Opterberg Gastfreundschaft gewähren durfte. Uns beide, dich und mich, hatte der Oheim zu Gesamterben eingesetzt. Mich, weil er mich als Landwirtin kennengelernt hatte. Dich, weil auch du auf einem Gutshof aufgewachsen seiest und der Erblasser, so heißt es im Testament, von deiner Begabung für die Landwirtschaft mehr halte, als von deiner Liebe für das Malerleben. Ich fuhr zu dir nach Düsseldorf, um dir trotzdem die Auszahlung deines Teiles anzubieten—"

„Und ich nahm das Ganze. Mit totem und lebendem Inventarium. Und das handfeste, flachsblonde Mädel dazu, ob es wollte oder nicht. Komm her, Christiane, gib mir einen Kuß. Ich habe das Frühlingsfieber und einen wilden Hunger dazu. Ruf die Buben zum Abendbrot."—

Noch war der Druck nicht aus der Luft, so sehr sich auch Arnold Opterberg Mühe gab, sich zu verstellen. Wieder und wieder kam er im Gespräch auf die beiden lustigen Kumpane zurück, die nun als Freiherrn das Land Italien durchzögen, das Geld verachteten und im Anblick der Kunst erschauerten trotz ihrer fleckigen Röcke und ihrer Bänkelsängergitarre.

Am Sonnabend kam ein Knecht zurück, der im großen Gasthof des nahen Schweizerstädtchens für Frau Christiane eine Lieferung zu machen gehabt hatte, und er erzählte seiner Auftraggeberin einen Schnurren von zwei Malern, die drüben im Gasthof Schlag neun Uhr abends auf die Bühn' träten und zum Gaudi der Gäst' nix als Unfug trieben. Und es wären die letzten Sonntagsgäst' des Herrn Opterberg gewesen. Er hätt' sie im Wirtszimmer hinter dem Krügel erkannt.

Da lachte Frau Christiane in sich hinein, gebot dem Knecht, gegen den Herrn zu schweigen, und war guter Dinge.

Als die Buben aus der Gymnasialstadt heimgekommen waren und Arnold Opterberg unruhiger als sonst, weil der freie Sonntag nahte, zum Fenster hinausschaute und einen Marsch auf die Scheiben trommelte, meinte Frau Christiane leichthin: „Es war eine harte Woche, und es lohnte sich schon, zur Aufmunterung des Bluts ein wenig ins Schweizerische hinüberzugehen. Wär's dir recht, Arnold? Es sollen allerhand lustige Hanswürste im Gasthof zum Adler auftreten. Die Buben könnten mit uns."

Arnold Opterberg schloß seinen Trommelmarsch mit einem Wirbel. „An die Pferde!" rief er. „Aufgesessen! Wir reiten!" Und mit langen Schritten, die Buben mit sich ziehend, eilte er ins Freie.

Lustig plaudernd marschierten sie zu viert durch den Frühlingsabend den Rhein hinauf der alten hölzernen Kapellenbrücke entgegen, die über den brausenden Strom hinüber zum Schweizer Ufer führte. Die Knaben erzählten dem Vater von den Rheinquellen an den Gletscherbrüsten und berichteten wichtig von ihren großen und kleinen Bergabenteuern. „In Reichenau war auch der Professor Barthelmeß, weißt du, der Kirchenbauer und Bildner, mit Frau und Kindern, und die Mutter sollt' die Zeche zahlen für die Fremden."

„Barthelmeß?" fragte Opterberg. „Kenn' wohl seinen Namen. Aber du scheinst Glück zu haben mit den Künstlern, Christiane."

Sie schüttelte leicht den Kopf. „Im heutigen Deutschland lebt fast ein jed's über seine Verhältnisse. Die Künstler werden dadurch nur um ein Mehr verleitet."

„Aber sie sollen auf ihren Stolz achten und sich nicht als Schnorranten aufführen," schloß Arnold Opterberg.

Sie saßen im Saal des Schweizer Gasthofes, und die Bürger des Städtchens bemerkten das schöne und aufrechte Paar mit den wohlgezogenen Buben in ehrlicher Freude, und es war ein achtungsvolles Grüßen von allen Seiten. Arnold Opterberg sonnte sich in dieser hohen Achtung, trank in gewinnender Haltung den angesehenen Bürgern des Städtleins zu und horchte nur zerstreut auf die ältliche Sängerin, die auf der Bühne Alpenlieder trällerte, und auf die Reden des Zauberkünstlers, der ein geehrtes Publikum um goldene Uhren bat. Dann aber fuhr er auf. „Deutsche Schnellmaler auf dem Wege nach Italien!" hatte der Mann am Klavier gerufen. Und schon tollten über die Bühne zwei hagere Gestalten, rissen sich den Hut vom Kopf, rührten Farbe darin an, zogen ein ellenlanges und zerschlissenes Sacktuch hervor, spannten es vorsichtig über einen Rahmen, und während der eine unter verzückten Sprüngen zu malen begann, schob der andere langsam die Nase durch die Kehrseite der zerschlissenen Leinwand, schob die Ohren nach, das stoppelige Kinn, Stirn und Augen, bis das ganze Angesicht ernst und würdevoll aus der Leinwand blickte wie ein frisch gemaltes Ölbildnis. Breit fuhr der Maler mit dem Firnispinsel über das ganze Bild. Es zuckte nicht mit der Wimper. Und unter dem tobenden Gelächter des Publikums legte der Maler einen Rahmen um das Bild, trat seitwärts, wies mit der Linken erhaben auf sein Werk, mit der Rechten untertänig auf sein Herz und nahm dankend einen Schoppen Wein aus dem Zuschauerraum entgegen. Da rollten des Bildnisses Augen, da verzerrte sich sein Mund, da streckte es heischend die Zunge — und das Bildnis begann zu reden und verlangte in sprudelndem Zorn seinen Anteil, bis ihm die Neige des Weines beruhigend in die Kehle floß.

(Fortsetzung folgt.)



Die schwedische Nachtigall

Jenny-Lind-Erinnerungen. Zu ihrem 100. Geburtstag am 6. Oktober

Von Anna Schwabacher-Bleichröder

Kunst und Natur sei eines nur. Doch selten finden wir dieses Lessingwort in bezug auf den Künstler selbst erfüllt. Eine jener Künstlererscheinungen, die zugleich höchste, durchgebildetste Kunst und unverfälschteste Natürlichkeit in sich vereinten, war Jenny Lind, die schwedische Nachtigall genannt.

Von sehr einfacher Herkunft — am 6. Oktober 1820 zu Stockholm als Tochter einer Waschfrau geboren —, strebte sie nie danach, hierüber in falschem Stolz etwas anderes jemand vorzutäuschen. Sie war die Wahrheit und Klarheit in Person. Ihr Äußeres fesselte nicht nur durch Schönheit, sondern noch mehr durch echte Weiblichkeit. In ihrem herrlichen Auge lag alles, das an Poetischem, das aus ihrem Liede sprach, der Ausdruck hoher, unbeirrbarer Güte.

Frühzeitig mußte Jenny Lind um ihren Unterhalt ringen. Als Achtjährige bereits unterstützt sie ihre arme Mutter. Sie spielte kleine, schlechtbezahlte Kinderrollen am dortigen Theater. Auch als sie dann Verwendung in Opernpartien daselbst fand, erging es ihr noch nicht gut. Aber ihr ungeheurer Fleiß und ihre Energie veranlaßten sie, nach Paris zu gehen, um die Gesangsschule des berühmten Garcia durchzumachen. Hier sah sie Meyerbeer. Und der große Opernkomponist erkannte sofort in ihr die glänzende Interpretin seiner weiblichen Hauptrollen. Er widmete ihrer Ausbildung viel Zeit, wie er es häufig in diesen Fällen tat, wie z. B. später auch Pauline Lucca. Aber im Gegensatz zu diesem Kobold, der vor Jugendübermut oft selbst in den Übungsstunden Allotria trieb, war Jenny angestrengt fleißig. Sie empfand zeitlebens einen heiligen Respekt vor ihrer Kunst, und eine vorbildliche Gewissenhaftigkeit verließ sie nie. Ein Beispiel hierfür. Sie empfing bei der damals beliebten Schriftstellerin Birch-Pfeiffer dramatischen und Sprechunterricht. Nun studierte diese auf Meyerbeers Wunsch der ungefähr zwanzigjährigen Jenny gerade eine neue Rolle ein, die sie zugleich in deutscher und italienischer Sprache singen mußte. Beides machte ihr anfangs enorme Schwierigkeiten. Und es fanden sich einige fast unüberwindlich schwere Stellen für die junge Künstlerin, die sich in eisernem Eifer fast die Zunge daran zerbrach. Zu allem Pech bekam die Lehrerin auch noch eine dringende Abhaltung, die sie zwang, sofort einen Weg zu unternehmen. Bevor die Birch-Pfeiffer ging, empfahl sie ihrer Schülerin, die schwierigen Stellen bis zu ihrer Rückkehr weiter am Klavier zu üben.

Es vergehen zwei Stunden — drei, vier. Frau Birch-Pfeiffer betritt endlich gegen zehn Uhr abends ihr Haus. Da hört sie droben jemand unaufhörlich Koloraturen üben. Beim Eintritt in ihren Korridor erfährt sie von ihrer Dienerin, daß Fräulein Jenny nicht eine Minute mit Üben aufgehört habe. Und beim Betreten des Musikzimmers springt Jenny begeistert auf und schmettert die vorher unüberwindlichen Stellen tadellos und im Jubelton einer Lerche der entzückten Lehrerin entgegen.

Bald danach erfüllte Jenny Linds Sangeskunst die Welt, die Alte wie die Neue. Man zahlte mitunter Hunderte für einen Platz in ihren Konzerten oder wenn sie in der Oper sang. Ihre Glanzrollen waren Norma, Regimentstochter und Nachtwandlerin. Am wunderbarsten aber lag ihr das deutsche Lied. Man verglich ihre Darbietungen Schumannscher Lieder mit dem Duft des Veilchens.

Während eines Triumphzugs durch die Vereinigten Staaten Amerikas vermählte sich die Künstlerin mit dem ihr von Hamburg her bekannten Pianisten Goldschmidt, der später einer ihrer begeistertsten Biographen wurde, denn Jenny Lind starb vor ihm, sie hatte sich wohl durch Überanstrengung ein Brustleiden zugezogen. Dies zwang sie verhältnismäßig früh in den Ruhestand. Sie trat nur noch ab und zu in Wohltätigkeitskonzerten auf und starb in London, wo sie von 1858 an lebte, am 2. November 1887.

Man betrauerte in der Dahingeschiedenen nicht nur die wunderbare, jahrelang einzig dastehende Sangeskünstlerin. Fast noch mehr den prächtigen Menschen in ihr. Sie war der gute, meist unsichtbare Engel unzähliger Bedürftiger aller Stände. Sie hatte viele wohltätige Anstalten gegründet. Riesensummen waren ihr nicht zuviel, wenn es etwas



Jenny Lind. Nach einem Gemälde von Eduard Magnus.

Gutes zu tun gab. Jenny Lind war auch ein wahrhaft frommer Mensch, einer von denen, die das Gotteswort weniger auf den Lippen, als im Herzen tragen und mit der gütigen, weichen Hand und der verstehenden und mitfühlenden Seele erfüllen. Sie ging noch zu Kranken und Wöchnerinnen, als sie selbst schon leidend war. Zeitlebens blieb sie jedem dankbar, der ihr nur den leisesten Dienst erwiesen. Selbst ihre entferntesten Verwandten vergaß sie nicht. Künstler und Künstlerinnen ließ sie ausbilden. Arme Studenten und Schauspieler erhielten Stipendien, junge Kaufleute kleine Kapitalien.

Wohltuend zu lesen ist der Briefwechsel zwischen ihr und ihrer einstigen Lehrerin, der Birch-Pfeiffer. Jenny Lind nennt diese nie anders als Mutter Birch-Pfeiffer oder „teuerste Mutter". Ihr schüttet sie ihr ganzes, ihrer Wesensart nach oft recht beladenes Herz aus. So schreibt sie ihr einmal mit jener rührenden Naivität, die nur einem gütig-kindlichen Herzen zu eigen, über ihr Unvermögen, sich dem Theaterleben anzupassen: „... denn, sehen Sie, Mutter Birch-Pfeiffer, dieses Leben paßt nicht für mich. Wenn Sie mich nur sehen könnten, in welcher Verzweiflung ich bin jedesmal, wenn ich in das Theater gehe, um zu singen. Das ist zuviel — diese abscheuliche Angst — ich begreife es nicht, da mir alles doch so gut geht und alle Menschen mich ja doch auf den Händen tragen ..."

Es erübrigt sich fast, hinzuzufügen, daß diesem blumenhaften Wesen alles Geschäftsmäßige in ihrer Kunst unangenehm war. Ihre Berater schlossen ohne sie die Kontrakte ab. Sie haßte die Reklame, die ihr mehr kaufmännisch gearteter Gatte für sie machte. Sie war und blieb der schlichte Mensch, von dem viele große Menschen mit Gathy, dem Kritiker, sagten: „Jenny Lind singen hören, ist ein großer Genuß, ein größerer, sie im traulichen Gespräch reden zu hören. Und es ist eine wahre Seelenerhebung, die Taten ihres schönen Gemüts zu erleben."

Klara Schumann, die größte Pianistin jener Zeit, erzählt in ihrem Tagebuch viel von Jenny Lind. War sie es doch, die oft helfend einsprang, wenn Wolken den Schumannschen Himmel umdräuten. Beide Frauen hatten sich in Leipzig kennengelernt, wohin Klara von Dresden, ihrem damaligen Wohnsitz, sich begeben, um die Lind singen zu hören. Vorher schreibt sie leise spottend in ihr Tagebuch: „Alles muß Lindsch werden — nun gibt es keine mehr, als die Lind." Dann aber sprudelt Klara, die scharfe Seherin echter Kunst und urgesunden Menschentums über: „Die Lind ist ein Gesangsgenie, wie sie in langer Zeit kaum einmal wiederkehren. Ihr Erscheinen ist gleich einnehmend, ihr Gesicht, wenn auch nicht schön, erscheint doch so, weil ein wunderschönes Auge das ganze Gesicht belebt. Ihr Gesang kommt aus dem Innersten des Herzens, es ist keine Effekthascherei."

Nach dem Konzert treten sich beide näher: „Hier gewann ich", so sagt Klara, „Jenny Lind doppelt lieb durch ihr anspruchsloses Wesen. Man merkte kaum, daß sie da war, so still war sie — eine liebe, natürliche Persönlichkeit." Auf Jenny hatte aber wiederum Klaras Bereitwilligkeit, dem überlasteten Leipziger Gewandhausdirektor Felix Mendelssohn-Bartholdy einen Teil der Begleitung der Lindvorträge abzunehmen und ihr, der Fremden, sich so gefällig zu zeigen, tiefen Eindruck gemacht. Und sie nahm jede Gelegenheit wahr, sich den Schumanns dankbar zu zeigen. Nicht lange danach, in Wien, konzertierte damals das Schumannsche Ehepaar und zwar durch eine Verkettung ungünstiger Zufälle nicht mit dem erhofften Erfolg. Das traf die oft mit Geldnöten ringenden Schumanns schwer. Da sprang die gerade dort weilende Lind ein. Sie erbot sich, ohne Entgelt im nächsten Schumannkonzert mitzuwirken. Über das Ergebnis dieses Abends berichtet Klara Schumanns Tagebuch: „Das Konzert war das schönste und brillanteste, das ich diesmal hier gegeben. Es bezahlte uns die ganze Reise und wir brachten noch hundert Taler nach Dresden mit." Von dieser Zeit her verbinden innige Beziehungen Schumanns und Jenny Lind. — Zum Schluß ein Brief Jenny Linds, der besser als alles andere diesen warmherzigen Menschen charakterisiert. Er galt Klara Schumann, die damals als Witwe und Ernährerin ihrer sieben kleinen Kinder keine goldenen Tage erlebte. Das Schreiben entsprang dem Wunsch, Klara, der in einer Nacht ihre sämtlichen Juwelen und andere Kostbarkeiten gestohlen wurden, einen Beweis des Mitgefühls zu geben. Dieser Brief, mit einer kostbaren Brillantbrosche an Klara Schumann abgesandt, lautet, getreulich in der urwüchsigen Sprechweise der Jenny Lind wiedergegeben, also:

„Theure Madame Schumann!

Es ist grausam, es ist zu schändlich, Sie von Ihre Andenken geraubt! Es kann einem das Herz zerschneiden so! Es giebt wohl eine Hölle für die bösen, bösen Menschen. Wenigstens giebt es eine Entfernung von Gott — und das ist Hölle genug. Ich kann mir nun natürlich nicht den Wunsch entsagen, Sie zu bitten, theure Freundin, diese beifolgende, kleine Broche freundlichst von mir anzunehmen und es Donnerstag zu tragen. Die alte Königin von Schweden gab mir dieselbe vor viele Jahren und, da ich ein Armband und Sachen noch mehr von ihr besitze, so brauchen Sie nicht darüber sich zu quälen und wäre es mir eine so wahre und große Freude, zu wissen, daß Sie etwas von mir haben. Ich habe ja so viel von Ihnen und Ihrem Manne empfangen, daß es ja verzeihlich ist, wenn man den Wunsch hegt, Ihnen ein kleines äußeres Zeichen der Liebe und Verehrung zu geben, und kaufen könnte ich nichts, um Sie es zu geben — das hinge nicht mit meine Gefühle zusammen. Diese Broche hab ich viel getragen. Oh! wie leid es uns tut, daß Sie bestohlen worden sind! In warmer Liebe

Ihre Jenny Lind."

Herbst. Von Karl Bröger

Durch Strunk und Stoppel rennt der Wind,
der Nebel steht um Sumpf und Rohr,
die Sonne tastet müd und blind
sich eben zwischen Wolken vor.

Oktober schreitet durch das Land,
mit rotem Laub das Haar bekränzt.
Es welkt in seiner kühlen Hand,
was grün und sommerfroh noch glänzt.

An ferner Wälder schwarzem Saum
hemmt er den Schritt. Er reckt sich schlank
zum Himmel auf, und wie im Traum
reibt er die matte Scheibe blank.

Die Schleier reißen Stück um Stück.
Land leuchtet unaussprechlich klar,
und du empfindest voller Glück
den Sommer, der noch gestern war.



Ein Königsgrab. Märchen von Toni Rothmund

Aus einem soeben im Verlag Levy & Müller in Stuttgart erschienenen Märchenbuch

Es ist ein sehr heißer Tag. Die Sonne steht über dem Walde, der seine dichten Zweige schützend über dem Haupt ineinander geflochten hat. Hie und da gelingt es ihr aber dennoch, mit ihren spitzen Pfeilen durch eine Öffnung in dem Blätterdach zu stechen, und dann liegen die Sonnentaler auf dem Waldboden und blinken. Die Vögel schweigen, und der Wind schläft. Es ist die Stunde, wo der Wald sein Mittagslied singt.

Der Wald hat viele Lieder. Er hat das Mondlied, das Nebellied, das Frühlingshochzeitslied und die zornigen Chöre des Herbstes. Er weiß kühle, fromme Morgengesänge und leise Abendschlummerlieder.

Am seltsamsten ist das Mittagslied. Da duftet der Wald süß und gewürzig nach gefallenen Tannennadeln und nach reifen Brombeeren. In der Luft treiben bunte Fliegen ihr Spiel, schießen ruckweise hin und her, und jedesmal, wenn sie durch einen Sonnenstrahl tanzen, glänzen sie auf wie Edelsteine. Ich liege ganz still am Herzen des Waldes und lausche dem Mittagslied. Es ist das Lied von einem König und seiner Braut, ein Lied von Lieben und Lassen, von Vergehen und Auferstehen. Es ist uralt, denn es stammt aus einer Zeit, wo noch keine Menschen auf Erden lebten. Aber Geschöpfe gab es damals schon, und Sommerhochzeitsfeste und frühen Tod.

Das Königspaar hatte Flügelein, die feiner waren, als die feinsten Schleier, die die Nebelfrau zu weben verstand. Und sie spannten die Flügelein aus und tanzten im goldenen Sonnenlicht den Brauttanz um die Krone der höchsten Tanne.

Die Tanne hatte eine Herzwunde, aus der quoll ohne Unterlaß in langsam rinnenden Tropfen das goldene Blut. Sie starb einen langsamen Tod. Denn einmal würde alles Blut vertropft sein und sie mußte verdorren. Die Wurzeln wußten noch nichts davon, die schafften ruhig im Boden und trieben die Säfte hinauf in den sterbenden Baum. Und die Sonne küßte ihn, der Wind wiegte ihn, und um seinen Gipfel schlang das Königspaar den Brauttanz.

Als der Abend seine roten Fluten über die Erde ausgoß, war das Königsliebchen müde, es setzte sich auf einen grünen Tannenast und sprach zum Geliebten: „Es will nun Abend werden, und das Hochzeitsfest ist aus. Laß uns nun zur Erde zurückkehren und tun, was unsere Pflicht ist.“

„Was ist unsere Pflicht?“ fragte der König unbehaglich.

„Einen Ameisenstaat gründen,“ erklärte sie wichtig. „Wir werfen das Flügelkleid ab und kriechen unter die Erde. Ich lege Eier, und du zimmerst Wiegen, und hilfst mir bei der Aufzucht der Kleinen, denn allein kann ich es unmöglich leisten. Sie müssen gewiegt, gewaschen, gebürstet und gefüttert werden, sie brauchen frische Luft und gute Pflege, damit sie zu tüchtigen Arbeitern, Kriegern und Wächtern werden. Auch weiß ich einen Platz, der sich zu einem Schloßbau gut eignen würde. Er ist unweit von einem kranken Blütenbaum.“ — „Warum gleich ein Schloß, wo wir doch nur zu zweien sind, und warum denn unter einem kranken Baum? Der trägt ja keine Blüten, die Nachtigall schlägt nicht in seinen Zweigen und er wirft uns keine weißen Blütenblätter herab!“

„Dummkopf!“ schalt das Weibchen. „Natürlich bauen wir nicht gleich das ganze Schloß! Aber der Platz muß doch da sein, denn wir müssen doch Räume haben für die Kommenden! Wir fangen klein an und bauen uns allmählich weiter aus. Neben der Nachtigall können wir nicht wohnen, denn sie frißt uns auf und die Blütenblätter, die von oben auf einen herunterfallen, verunreinigen einem nur das Hausdach. Auf dem kranken Baum aber weiden zahlreiche Blattlausherden, die können wir melken, sie liefern uns die süße Milch, die unsere Kleinen brauchen.“

„Und das soll ich wohl tun, morgens die Milch holen?“ fragte er mißtrauisch.

„Ja, natürlich! Wer denn sonst? Ich werde kaum Zeit haben, jemals wieder auszugehen, denn ich habe genug zu tun, Eier zu legen und die Stuben rein zu halten. Denn Mägde können wir uns einstweilen nicht halten. Später, wenn die Jungen groß sind und wir viele haben, könnt ihr ja einmal in den Krieg ziehen und uns die Jungen der Feinde als Beute ins Nest bringen. Die ziehen wir dann auf und richten sie zu Bedienten ab. Dann kannst du es dir ein wenig leichter machen, vorher nicht. Ich hatte als Kind auch eine brave Rothaut zur Wärterin, die auch eine Sklavin war und schon lange bei uns wohnte.

Komm nun her, daß ich dir die Flügel abbeiße, denn mit dem Herumfliegelieren ist es jetzt aus.“

„Nein, nein,“ rief der kleine König. „Das lasse ich mir nicht gefallen, die Flügel behalte ich!“

„Das geht nicht an!“ sagte das Weibchen. „Dann würdest du im Licht schwärmen, während ich unter der Erde arbeitete! Und da drunten sind dir Flügel nur hinderlich. Man bleibt überall damit hängen, sie fransen aus und werden löcherig.“

„Dann will ich gar nicht mit unter die Erde," sagte der kleine König. „Ich will hier oben im goldenen Sonnenschein bleiben! Sieh, wie der Himmel lodert, wie herrlich die Welt ist!"

„Ich sehe es wohl. Aber ich bin nicht umsonst in einem geordneten Ameisenhaufen zur Welt gekommen. Ich weiß, daß diesem Abendglühen die graue Dämmerung folgt und die eisige Nachtkälte. Du wirst erstarren und sterben!"

„Oh, tausendmal lieber sterben und vergehen nach einem so herrlichen Tag, als unter die Erde kriechen, Junge wiegen und Blattläuse melken!" rief der Ameisenkönig aus. Geh du, und tue, was du nicht lassen kannst. Ich werde dir nicht folgen. Ich will den Tag bis zu Ende genießen und dann den goldenen Tod sterben!"

„Die alte Geschichte!" sagte das Weibchen bitter. „So seid ihr alle! Meinetwegen, schlürfe den letzten Genuß und bezahle ihn mit dem goldenen Tod! Meinetwegen laß dir auch noch einen goldenen Sarg machen! Ich krieche unter die Erde und gründe einen Ameisenstaat, denn was soll aus der Welt werden, wenn es keine Ameisenstaaten mehr gäbe? Sie müßte zugrunde gehen!"

Und das Weibchen flog hinunter, riß sich zornig die Flügel vom Leibe und kroch unter die Erde.

Der kleine König tanzte einsam in den roten Strahlen der untergehenden Sonne. Um die sterbende Tanne tanzte der zum Tode verurteilte König. Die Tanne wiegte leise ihr Haupt im Abendwind und die Sonne küßte die beiden. Als es dämmergrau und kühl wurde, öffnete die Tanne ihm die Zweige und nahm ihn ans Herz.

Da schlief er ein, müde vom Tanz, vom Spiel, von Schönheit! Und das goldene Herzblut der Tanne floß über ihn hin und hüllte seinen Leib ganz ein, schuf ihm einen goldenen Sarg.

Alles vergeht. Zu allererst verging der große Ameisenhaufen unter dem kranken Blütenbaum. Dann starb die Tanne, dann versanken die Wälder in ihren Jahrmillionenschlaf, und die Meereswogen rollten mit leisem Schluchzen unaufhörlich über das Wäldergrab. Sie spülen und spülen, graben und lösen den Bernstein von den versunkenen Wäldern und werfen ihn an den Strand.

Kinder fanden das goldene Grab des Ameisenkönigs im klaren, gelben Bernstein, und ein vergessenes Märchen wurde wach, das Märchen von eines Königs Brauttanz und von seinem Sonnentod.

Denkwürdigkeiten unserer Zeit

Schieberparadies

In Bayern gibt es eine Landeswucherabwehrstelle, die eine Statistik über ihre Tätigkeit im letzten Jahr veröffentlicht hat. Man darf ohne weiteres annehmen, daß die von der Statistik „erfaßten" Geschäfte und Waren nur einen Bruchteil der tatsächlich abgeschlossenen darstellen und der wirkliche Umsatz der Schieber ein Vielfaches dieser Zahlen ist. Hier eine kleine Auslese aus der Liste der beschlagnahmten Waren: Fleisch für 2 Mill. Mark, Fleischkonserven für 116000 Mark, lebendes Vieh für 150000 Mark, Eier für 185000 Mark, Schokolade und Kakao für 140000 Mark, Honig für 16000 Mark, Obst und Gemüse für 120000 Mark, Kartoffeln für 110000 Mark, Salz für 20000 Mark, Wein und Branntwein für 3 1/2 Millionen Mark, Rauchwaren für 2100000 Mark, Textilien und Bekleidung für 3 1/2 Millionen Mark, Flugzeuge und Automobile für 2 1/2 Millionen Mark, Häute und Leder für 16 Millionen Mark. Die Gesamtrechnung ergibt innerhalb eines Jahres in Bayern Beschlagnahmen an Lebensmitteln im Werte von rund 10 Mill. und sonstiger Waren im Werte von 20 1/2 Millionen Mark, zusammen 30 1/2 Millionen Mark. Es ist demnach anzunehmen, daß in Bayern im letzten Jahre für etwa eine halbe Milliarde Mark verschoben wurde.

Kriegsehen und ihre Begleiterscheinungen

Die Statistik hat sich neuerdings auch mit Feststellungen über die Kriegsehen beschäftigt, die manches Bemerkenswerte enthalten. Da werden siebzehnjährige Witwer, sechzehnjährige Witwen und fünfzehnjährige Ehefrauen registriert. Die Zahl der jungen Eheleute zwischen 16 und 25 Jahren ist bedeutend größer als in Vorkriegszeiten, bemerkenswert ist die hohe Zahl der jungen Frauen unter 20 Jahren und die prozentual recht hohe Zahl der Witwen, die zum zweiten- und drittenmal geheiratet haben. Selbstverständlich ist auch die Zunahme der Ehescheidungen, von denen 60 Prozent auf Kriegsehen entfallen, 20 Prozent auf Kriegsvorfälle (eheliche Untreue während des Krieges).

Drohnentum

Wie wenig der Grundsatz der Sparsamkeit von den Kriegsgesellschaften beobachtet wird, wo viele Tausende auf Kosten der Gesamtheit ein für den Staat kostspieliges und unnützes Dasein führen, dafür gab der ehemalige Staatssekretär Dr. Müller im Berliner Tageblatt einige drastische Beispiele: Die leitenden Stellen im Reichspostamt geben zu, daß diese Behörde rund 50000 Beamte zuviel hat, für die rund 500 Millionen Mark jährlich an Gehältern erforderlich sind, während die von der gesamten Geschäftswelt als unerträgliche Belastung empfundene Erhöhung des Briefportos kaum 300 Millionen einbringt. Die Militärbehörden beschäftigen noch immer etwa 65000 Beamte mit der „Abwickelung" des alten Heeres und der Marine. Im Etat für 1920 sind dafür nicht weniger als 2 1/2 Milliarden Mark ausgeworfen. „Neunzig Prozent der in diesem Abwicklungsverfahren von Hand zu Hand wandernden Akten verdient nichts anderes als einen baldigen Flammentod." Und die Hauptbeschäftigung dieses vieltausendköpfigen Apparats scheint darin zu bestehen, die Arbeit so zu strecken, daß sie möglichst lange ausreicht. Bei einer Kriegsgesellschaft, die der Aufforderung, ihr im Zentrum der Reichshauptstadt gelegenes Verwaltungsgebäude mit einem weniger feudalen Palast in einem Vorort zu vertauschen, nicht nachkommen wollte mit der Begründung, die Verwaltung und Verwertung ihrer Bestände erforderte ihre Anwesenheit in der Stadt, ergab eine Nachprüfung, daß es sich dabei um Waren im Werte von kaum hundert Millionen Mark handelte, zu deren Verwaltung ein Apparat von 700 Angestellten, darunter 21 in leitender Stellung, vorhanden war. „Hätte man die Verwertung der Bestände einem geschickten, branchekundigen Kaufmann überlassen, so würde er wahrscheinlich in einem halben Tag die Bestände verwertet und das Fortbestehen der Gesellschaft überflüssig gemacht haben." Der unabhängige Sozialist Dittmann erzählt in seinen Berichten über Rußland, daß, wo früher vier oder fünf Beamte gefaulenzt hätten, heute deren sechzig oder siebzig sich gegenseitig im Wege ständen. Es scheint, als ob wir im neuen Deutschland von solch russischen Zuständen nicht allzuweit entfernt seien.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

Bevor der Spaß zu Ende war, hatte sich Arnold Opterberg erhoben und mit den Seinen den Saal verlassen. „Deutsche Schnellmaler auf dem Wege nach Italien!" klang ihm die Stimme des Ausrufers noch in den Ohren, als schon die Planken der Rheinbrücke unter seinen Füßen krachten. Diese Großredner der Kunst! Diese Herrgottstagediebe! Für einen Schoppen Wein und ein paar Frankenstücke zogen sie den deutschen Künstlernamen durch den Schweizer Dreck und sich selber durch die Spottmäuler der Spießbürgergesellschaft, die noch die Wäsche von der Leine nahm, wenn Künstler und andere Vagabunden des Weges kamen.

Und doch nur ein Spaß, aus ungebändigter Malerlaune geboren.

Nichts da! Die Kerle waren über die Vierzig alt und hatten sich zu bändigen, wenn sie ins Ausland kamen. Der deutsche Name war doch wohl eine Messe mehr wert, als die Malerlaune der Baltes und Krönlein.

„Vater," sagte neben ihm Martin Opterberg, „die Leut' im Saal haben die Deutschen arg verspottet."

Himmelherrgott, da empfand es der Bub auch schon.

Arnold Opterberg ging in großen Schritten. War er doch so weit über das Possenreißen hinausgewachsen an Frau Christianes Seite, daß er die tötende Lächerlichkeit fühlte? Er zog den Arm Christianes in den seinen und schritt wortlos mit Frau und Buben heim.

3.

Die Jahre wurden nicht leichter für Frau Christiane Opterberg, ob sie auch schneller dahinliefen in der täglich sich mehrenden Fürsorge um Leibes- und Seelenwohl der aufschießenden Knaben. Unbemerkt zwar waren die einstigen Anfängerarbeiten Arnold Opterbergs wieder in den Truhen verschwunden, und nie hatte des Hausherrn Hand sie wieder ans Licht gezogen. Aber ein anderes war geblieben und hatte sich in der Giebelstube eingenistet, und da es kein Lärmen machte und den Hausherrn ruhig zur Tagesarbeit freigab, so war ihm in Güte nicht beizukommen und mußte schmerzlich, aber schweigend ertragen werden. Arnold Opterberg saß abends einsam bei der Weinflasche.

Langsam war es angegangen. Erst bedeutete es nichts, als das Hinunterspülen des Tagesstaubes und des Ärgers über das Festsitzen auf der Scholle, während draußen die Welt schöner wurde mit jedem Tag und der Duft der reifenden Felder ein Sausen ins Blut trug und ein aufbegehrend Sehnen. Als die Wandervögel schrien und die Ernte von den Äpfel- und Birnbäumen gebrochen wurde, wuchs es täglich an, und als der Herbstwind über die Stoppelfelder klagte und die Wipfel der Bäume, kahlen Besen gleich, in den Regenschauern trauften, verblieb Arnold Opterberg länger und länger im Giebelturm, saß am Fenster und starrte auf die brausenden Wasser des Rheins, der in seinem kristallgrünen Gebirgskleid wie ein rechtes Bild der unbezähmbaren Jugendkraft vorüberflog, wandte sich ab, griff zum Glase und suchte in der Ferne die geheimnisvollen Höhenzüge ab, um gedankenverloren wieder zum Glase zu greifen. Während der Winterzeit, die dem Gutsherrn auch tagsüber mehr an freien Stunden ließ, als es der Gutsherrin lieb erscheinen konnte, hockte er hoch droben neben dem knatternden Eisenofen, las von morgens bis abends in alten und neuen Abenteuerbüchern und erhob sich nur, um in den Keller zu steigen und wählerisch eine andere Flasche auszumustern.

Auch diese Stimmungen waren Frau Christiane bei ihrem Gatten nicht neu, aber sie lagen doch weiter zurück in ihren ersten Ehejahren und hatten sich dazumal bis zu den maßlosen Ausbrüchen eines gänzlich unbeherrschten und nie an Zucht gewöhnten Geistes zu steigern vermocht. Das waren die Stunden gewesen, in denen Frau Christiane die lebenswarme Nähe ihrer Schaffnerin so wohltuend empfunden hatte, die Christoph Attermanns Mutter wurde und nie nachgelassen hatte, ihr auf dem ersten Dornenweg der Ehe die Hände unter die Füße zu legen.

Frau Christiane vergaß nicht, wer ihr Liebes getan hatte, und wenn es auch nicht viel gewesen war und keinerlei Aufhebens davon gemacht worden war, sie besaß die seltenste Frauentugend einer Gattin und Mutter: ein tiefschwesterliches Gemüt. Und sie stellte den Dank über die Gabe.

In diesen Zeiten, in denen bei Arnold Opterberg ein Rückfall eingetreten schien, verlor die mutige Frau nicht einen Augenblick den klaren Kopf. Sie hatte den Mann genommen, weil er ihr wohlgefiel in seiner Mannesschöne und seinem überschäumenden Frohgeblüt, das in ihr Arbeitsblut den heimlich ersehnten Festtagston hineinzutragen versprach, und da er der Vater ihres Martin geworden war, war die weitere Rechnung für sie gegeben. Nicht modeln, basteln und ändern wollen, wo es an ausgewachsenem Holz nichts mehr zu ändern gab, sondern helfen und halten, daß der Wipfel wohl im Winde

braufte, aber nicht im Sturme brach. „Ich hab' ihn mir gewählt," pflegte sie sich zu sagen, wenn ein Schatten über ihre Seele wandern wollte, „und ich hatte bei solcher Wahl zu wissen, wer er war. Ich wußte, daß es ein funkelnder Stein war, mit dem sich die liebe schwache Eitelkeit aufputzt, und darf nun statt des Glanzes kein wärmend Kaminfeuerchen erwarten. Wollte ich nachträglich wegen des Preises hadern, so dürfte füglich er sich als der Betrogene fühlen und nicht ich mich gar. Das Beste, was er mir überdies zu geben vermochte, habe ich von ihm: unseren Martin."

So ergab sie sich mit zunehmender Stärke der Freude an der Entwicklung ihres Sohnes, der der einzige geblieben war, und als sie Christoph Attermann ins Haus genommen und ihn dem Sohne zum Kameraden gegeben hatte, wußte ihre klarblickende Mutterliebe wohl, daß sie nun einen Teil des Sohnes an den Freund abzugeben hätte, aber sie fühlte sich auch an Liebeskraft reich genug, um die beiden Knaben zu einem einzigen Wesen in sich zu vereinen und nun beide zu besitzen.

„Christoph Attermann", so erwiderte sie auf eine launige Frage Arnold Opterbergs, „schenkt unserem Martin, was unserem Buben fehlt und was er im Jünglings- und Mannesalter als das verläßlichste Gut empfinden wird: Bruderliebe. Und ich schenke dem Christoph dafür, was dem Christoph fehlt und was er braucht, um Boden unter den Füßen zu bekommen: Mutterliebe. Ich denke, das ist ein Austausch, der sich in der Welt sehen lassen kann."

Und er konnte sich sehen lassen, von Anbeginn an. Das feurige Roß, das Martin Opterberg zu werden verhieß, wurde von dem ruhig wägenden Christoph Attermann wie von einem getreuen Gespanngefährten zu einem geregelten Schritt angehalten, während sich hinwieder der kühlere Schlag, den Christoph Attermann darstellte, in allen Fällen, in denen es Entschlossenheit galt, von dem heißblütigeren Freund und Bruder bis zur leidenschaftlichen Tat emporreißen ließ. So befruchteten sie sich gegenseitig, halfen sich auf Schritt und Tritt mit ihren Gaben und schufen, ohne die Merkmale ihrer Persönlichkeit aufzugeben, einen Ausgleich, den Frau Christiane mit stiller Freude beobachtete und förderte.

Frei ließ sie die Knaben aufwachsen, die, nun schon Sekundaner der Gymnasialstadt, kaum die insgeheime Zügelführung verspürten, im täglichen Leben mit der Natur ihre Natürlichkeit behielten und an den Dingen, die gegen sie rannten, ihre Kräfte wetzten und Ecken und Kanten abschliffen. Mußte sie die Buben eines allzu kecken Streiches wegen einmal bei den Ohren nehmen, so geschah es nicht, um sie zu demütigen, sondern um sie nachdrücklich auf die Forderungen der guten Sitte und eines anständigen Benehmens hinzuweisen.

„Würdet ihr dulden, daß irgendwer durch seine Aufführung eure Mutter beleidigt?"

„Nie!" riefen sie entsetzt und ballten die Fäuste.

„So nehmt euch in Zukunft selbst bei den Ohren, wenn ihr mich liebhabt. Es ist eine Beleidigung für eine Mutter, wenn die Söhne keine gute Erziehung aufweisen und die Mutter zum Gespött der Leute machen, als besäß sie selber keine."

„Mutter," brauste Martin Opterberg auf, „welcher Schmutzmichel hat das gewagt?"

„Mutter," stieß Christoph Attermann hervor, „wir prügeln ihn durch, Mutter."

Frau Christiane nahm mit der Linken den einen und mit der Rechten den anderen beim Schopf, schob sie mit den Stirnen aneinander und sagte: „Da habt ihr die ersten."

Verdutzt blickten sich die Knaben in die geweiteten Augen. Dann verstanden sie, rissen sich los von der Mutterhand und fielen mit einem Jubelschrei übereinander her, um sich weidlich das Fell zu gerben. Das ließ Frau Christiane mit Vergnügen geschehen.

Von Anbeginn waren die Knaben gewöhnt, was ihre Seelen bewegte, was ihre Freude oder ihren Abscheu erregte, ihre Spottlust wachrief und vor allem ihren Zweifel, vor die Mutter zu tragen. Die Freuden wurden von ihr in ein höheres Licht gerückt, der Abscheu untersucht und dem Ekel preisgegeben, die Spottlust vom Spotte befreit und zur Fröhlichkeit gebändigt und die Zweifel ohne jedes Versteckspiel durch Vergleiche mit dem Wesen der Natur klipp und klar gestellt, geläutert und behoben.

Nach dem Abendbrot, das schon um sieben Uhr eingenommen wurde, saß Frau Christiane in irgendeinem Winkel des Hauses oder des Gartens, am liebsten aber auf einer alten Holzbank drunten am Uferwasser des vorbeibrausenden Rheines noch lange mit den Knaben und ließ sich aus der Welt der Schulerlebnisse berichten. Oft flog das Gelächter der Erzählenden bis zu Arnold Opterberg und lockte ihn heran, und er kam, sein Weinglas in der Hand, herbeigeschlendert und drückte sich mit auf die Bank. Gern hörte er zu, wenn von den harmlosen und ewig wiederkehrenden Schulabenteuern berichtet wurde, in denen der Lehrer den kürzeren zog, denn der Lehrerstand war seiner Natur ein Greuel, und er warf die guten und die schlechten wahllos in einen Topf.

„Zucht ist diesen Bakelschwingern immer gleichbedeutend mit Züchtigung," knurrte er grimmig.

„Zucht", stimmte Frau Christiane ihm bei, „kommt von Ziehen und nicht von Züchtigen her. Öffentliche Prügel bilden immer eine Entehrung, und sollen deshalb nur bei Ehrlosigkeiten in Anwendung gebracht werden. Gegen Faulheit und Unwissenheit hat man den Lehrer ja gerade mit seinem geistigen Rüstzeug versehen, und die Rüpelhaftigkeiten müßten vor seiner würdigen Haltung im Keim ersticken. Ein Ansehen muß er sich halt geben können."

„Und gegen Dummheit?" reizte Arnold Opterberg. „Was für ein Kräutlein ist da wohl gewachsen?"

„Dummheit", sagte Frau Christiane, „ist eine tieftraurige Krankheit. Für kranke Kinder aber gibt's nur Liebe und beileibe keine Prügel."

„Ach, Mutter," rief Martin Opterberg lachend, „bei uns in der Schule pfeift's aus allen Handgelenken."

„Seid ihr denn ein solches Gesindel, ihr Buben dort? Sprich du, Christoph."

„Mutter," sagte der nachdenkliche Christoph Attermann, „ich glaub' fast, die meisten der Lehrer denken sich halt so wenig dabei, wie die meisten der Buben. Es ist so eine Gewohnheitssache."

„Schöne Gewohnheiten," sprudelte Frau Christiane, fühlte im Augenblick ihre aufsteigende Heftigkeit und bezwang sich vor den Jungen. „Ich will nur hoffen, daß meine beiden Buben solcherlei Gewohnheiten nicht an sich herankommen lassen. Duckmäusige und verprügelte Hunde sind mir schon unleidlich, geschweige denn — Menschenkinder. Na, gut' Nacht, ihr beiden."

„Der Schulmeister", spottete Arnold Opterberg, als die Knaben sie verlassen hatten, „ist eben ein Wesen an sich und sogar dem lieben Gott über, denn der läßt sich wenigstens noch herbei, in den Menschen sein Ebenbild zu sehen. Ein Schulmeister aber sieht nur sich."

„Nein, Arnold," und Frau Christiane schüttelte launig den Kopf, „nun freut's dich, das Kind mit dem Bad ausschütten zu können. Es ist mit dem Lehrerstand sicherlich wie mit allen Ständen, nur daß es durch die tägliche Schulstund' stärker hervorbricht. Die Vorlauten und Überheblichen sind allemal die, denen der vollgepfropfte Schulsack die einzige Bildung bedeutet. Die wahrhaft gebildeten Männer in der Lehrerschaft aber lächeln still über alles angelernte Wissen und sehen in der echten Bildung

die Gemüts- und Herzensbildung, die durch Wissen einen Ausdruck finden kann. Ein innerlich Vornehmer wird es ablehnen, seine Macht oder Laune durch Stockschläge oder Maulschellen zu bekunden."

Arnold Opterberg schmunzelte. „Also nun erhebe deine sittliche Forderung, Christiane."

Sie lachte ihm in die Augen und fuhr ihm übers Haar.

„Gut, ich erhebe sie. Ich fordere für den Schulamtsbeflissenen ein neues Prüfungsfach, und dieses lautet: Die gute Kinderstube. Besteht er nicht, so ist er nicht zum Erzieher, aber vielleicht zum Hundscherer geeignet. Punktum."

„Punktum," wiederholte Arnold Opterberg. „Was für einen erlesenen Schulmeister habe ich Glücklicher geehelicht."

Sie saß ganz still in der Schlinge seines Armes, die Wange an seiner Schulter.

„In der Ehe erzieht man sich nicht mehr, Arnold. Man gibt zu und nach, um allzeit das gute Gleichgewicht zu halten. Darin liegt's Glück für den Vernünftigen."

Er preßte seinen Mund auf ihre Haarflechten, ließ sein Glas stehen und ging langsam die Stufen des Gartens hinauf und dem Hause zu.

Am nächsten Abend fand er sich wieder ein, aber die Knaben fehlten. Frau Christiane rief sie herbei, und sie kamen mit ihren Büchern gesprungen. „Habt ihr so viel heut zu lernen?"

„Für den Konfirmandenunterricht, Mutter." Und Martin Opterberg zählte auf: „Ein Dutzend Katechismusfragen mit den Antworten, dazu zwei Dutzend Sprüche —"

„Und ein halbes Dutzend Gesangbuchstrophen," vollendete Christoph Attermann.

„Und das wollt ihr alles heut noch auswendig lernen?" forschte Arnold Opterberg ungläubig.

„Daß es nur so schnurrt, Vater."

„Mir wär's schon lieber," wehrte Frau Christiane, „ihr lerntet es mehr inwendig als auswendig."

„Mit dem Herrn Pfarrer ist schlecht Kirschen essen," gestand Christoph Attermann.

„Ich mag ihn nicht," entschied Martin Opterberg. „Er ist ein Weichling."

„Martin!" rief Frau Christiane streng. „Was für Redensarten erlaubst du dir, Bub?"

„Und ein Feigling," trotzte nun auch Christoph.

„Ich habe dich nicht gefragt, Christoph," verwies Frau Christiane nicht minder streng, aber es glitt wie ein blitzschnell Lachen um ihren Mund. „Heraus mit der Sprache, Martin. Was habt ihr gegen euren Pfarrer?"

„Daß er die Knaben mit zweierlei Maß mißt," sagte Martin Opterberg ärgerlich, „und mit den Aufrechten herb und überheblich und mit den Speichelleckern honigsüß verfährt, das braucht nicht meine Sach' zu sein und hat jeder mit sich abzumachen. Aber daß er vor den Mädchen schön tut und sich vor ihnen ein Ansehen geben will in seiner Körperkraft und Majestät, damit die Gänsʼ ihn nur noch mehr verhimmeln und seufzen und glucksen, das ist mir in der Seele zuwider."

„Ich glaub' gar," meinte Frau Christiane erstaunt, „der Martin ist eifersüchtig. Da wollen wir doch lieber den Christoph sprechen lassen. Aber nun bitt' ich mir einen nüchternen Bericht aus."

„Mutter," sagte Christoph Attermann, „der Martin ist nicht eifersüchtig. Keine Spur. Wir kriegen's nur mit der Scham, und die brennt einen höllisch im Halse, wenn der große, starke Mann erst wohlwollend den Mädchen über die Köpfe streicht und dann plötzlich einen der schmächtigsten Knaben, der just keine Antwort zu geben weiß, herausgreift, ihn über die Bank legt und ihm vor den Augen der Mädchen, Mutter, umständlich die Hosen strammt und ihm mit der breiten Hand fünfundzwanzig aufzählt, wozu der Bub noch mitzählen muß. Ach, Mutter, und dann schreitet er wie ein gewaltiger Feldherr die Reihen der Mädchen ab, und sie drängen sich an ihn, die Gänsʼ, und küssen ihm gar die Hand."

„Mein Gott," lachte Arnold Opterberg in hellster Heiterkeit, „die alten Kniffe."

Frau Christiane schaute auf ihre Buben, und sie erkannte die Scham und den dumpfen Knabengrimm und spürte beides mit in ihrem innersten Herzen.

„Hört mich einmal an, ihr Buben," sagte sie ganz ruhig, „damit ihr es ein für allemal wißt. Es gibt nur eine Sünde, die Unwahrheit. Die Unwahrheit gegen sich und gegen andere. Ein Mensch, der wahr ist, wird immer erkennen, was gut und was schlecht, was schön und was häßlich ist. Und wenn er noch so mancherlei im Leben tut, weil sein Blut heiß ist oder seine Einsamkeit groß, er wird nie etwas aus gemeinen Regungen tun und daß er sich schämen muß. Wie ihr euch aber eurer selbst wegen nicht schämen sollt, so sollt ihr euch noch viel weniger anderer Leute wegen schämen. Und wenn der erhabene Herr noch einmal eine solche — rundheraus eine solche Gemeinheit begeht, so sollt ihr als meine saubergehaltenen Buben aufstehn und Zeugnis ablegen: Wir wollen das nicht ansehen, und unsere Mutter hat's uns aus Reinlichkeitsgründen verboten."

Frau Christiane spürte, wie ihr der Atem schwand. Von links und von rechts hatten die Knaben sie umhalst und küßten ihr zu endlosen Malen die Wangen. Da fühlte sie noch tiefer und bewußter, wie ihr Blut eins war mit den Knaben, die sie mit derselben Muttermilch gesäugt hatte. An diesem wortlosen Ausbruch fühlte sie es.

„Und nun sputet euch und lernt eure Katechismusfragen und eure Bibelsprüch' und Gesangbuchstrophen. Wer einen Stolz will, muß doppelt seine Pflicht erfüllen."

Arnold Opterberg erhob sich. „Jungens," rief er den Davonspringenden nach, „die Mutter meint natürlich nicht, daß ihr nun vierundzwanzig Katechismusfragen und vierundzwanzig Bibelsprüch' auswendig lernen müßt. Das runde Dutzend genügt!"

„Inwendig lernen, nicht auswendig!" wiederholte Frau Christiane heiter, sprang auf, stand neben ihrem Mann und schaute lange mit ihm über den jungen Rhein hinaus.

„Christiane," sagte Arnold Opterberg nach einer Weile, „ich wollt', ich hätte dich zur Mutter gehabt. Da hätt' was aus mir werden können."

„Du mußt mich nicht rühmen," entgegnete sie und hielt das Gesicht dem Strome zu, „es gehört nur ein wenig Nachdenklichkeit dazu, um den Dingen auf die rechte Spur zu kommen. Siehst du, das waren Pfingsten zwei Jahre, daß ich mit den Buben zu den Rheinquellen gewandert bin. Und besonders das eine Bild ist mir geblieben, wie der lebendige Wasserstrahl aus der weißen Gletscherbrust springt und gleich den Kampf mit Fels und Wildnis beginnt, um zur Freiheit zu gelangen und zum Strome zu werden. Woher nimmt das kaum entsprungene Wasser gleich sein Wissen und seinen Willenstrieb, der uns staunen macht? Es wird wohl schon in der Tiefe des weißen Gletscherleibes mit tausend Kräften gespeist werden, von denen wir nicht wissen, weil wir sie nicht sehen."

„Fahre fort," sagte Arnold Opterberg, „ich bin mit dir auf der Reise."

„So wirst du auch wissen, wohin sie geht, Arnold. Ich meine, mit den Kindern ist es nicht viel anders. Sie bringen mehr mit auf die Welt, als wir in unserer Gedankenlosigkeit ahnen, und empfinden schon als junge Menschen die Dinge der In- und Umwelt, während wir

sie noch als Kindsköpfe betrachten und uns vor ihnen gehen lassen."

„Du meinst doch wohl nur den Pastor, Christiane."

Sie lachte zu ihm auf. „Auch den Pastor. Aber das Schönste ist doch die Erkenntnis. Und die zweite, die allerschönste dazu: daß die jungen Ströme von der Mutterbrust unzertrennlich sind und mit ihr eins und dasselbe."

„Christiane," sagte Arnold Opterberg, „ich beneide die Buben, die eine solche Mutter haben, denn sie werden ihr Leben lang mit Quellwasser gespeist werden und nie versanden können. Hast du nicht auch für mich ein Sprüchlein?"

„Behalte uns lieb, Arnold. Alles andere soll mich nicht anfechten."

„Komm," bat er, „laß uns noch einen langen Spaziergang machen. Rheinauf. Da kommen wir den Quellen näher. Es wandert sich gut mit dir, Christiane." —

☆

Eine neue Lebenswoge zog über das Land am jungen Rhein und ließ auch den Opterberghof nicht beiseite liegen. Die Technik begann, sich die Kräfte der Wasser dienstbar zu machen, die der drängende Strom in brausenden Stromschnellen durch die Uferfelsen zwängte. Noch standen die ersten Pläne kaum auf dem Papier, als schon das Unternehmertum sich regte und unter der Hand mit Landankäufen vorging, um den billig erworbenen Grund und Boden zu hochgesteigerten Preisen als Fabrikgrundstücke zu vergeben. Gleich zu Beginn traten die Herren an Arnold Opterberg heran. Der beschied sie auf die nächste Woche und besprach sich mit Frau Christiane. Der alte Übermut ging in ihm hoch und die Lust an Spiel und Wagnis.

„Die Kerls schätzen mich als früheren Städter für das dümmste Mitglied des Bauernstandes ein. Aber schon beim ersten Wort bin ich ihnen auf die Sprünge gekommen. Vertraust du mir eine Handvoll Geld an, Christiane? Nur des Spaßes wegen."

Frau Christiane erkannte nicht nur den Spaß, sondern auch den Vorteil. Und da Arnold Opterberg mit den Liegenschaften und ihren Verkaufsmöglichkeiten vertrauter war als die fremden Geschäftsleute, so hatte er bald einige der günstigst gelegenen Stücke in seine Hand gebracht und durch den Notar auf seinen und der Seinen Namen überschreiben lassen. „Ich habe es mir überlegt," erklärte er mit vergnügtem Augenzwinkern den verblüfften Händlern, „ich verkaufe doch lieber gleich an die Fabrikanten, die schon im Anzug sind, und mache das Geschäft selber."

Die Fabrikanten kamen, und Arnold Opterberg machte das Geschäft. Aber er bot den Herren, die meist aus der Gegend des betriebsfleißigen Niederrheins herangereist kamen und durch Anschluß an die Wasserkraft ein billigeres und bequemeres Herstellungsverfahren für ihre Erzeugnisse suchten, gastfreundlich auch den Opterberghof als Absteigestätte und übte die Gastfreundschaft in noch ausgedehnterem Maße, als sie sich erst in den kleineren und größeren Landsitzen der Umgebung häuslich niedergelassen hatten. Es waren trunkfeste Niederrheiner darunter, die nach der Anspannung aller Kräfte bei Tage nach ihrer Heimat Sitte am Abend eine Ausspannung beim Wein liebten. Und Arnold Opterberg kam dieser Liebe von ganzem Herzen entgegen, saß oft bis Mitternacht mit den neuen Becherfreunden und schritt tagsüber wie ein Neugeborener über die Äcker.

Frau Christiane schob keinen Riegel vor. Die Männer waren ihres Lebens Herr, aber sie selber beanspruchte dasselbe Recht für sich und ihre Buben, erschien nur kurz zur Begrüßung, hielt Umschau, ob für alles Erforderliche gut Vorsorge getroffen sei, und verabschiedete sich freundlich und heiter, um sich immer mehr den Knaben zu widmen.

Als es gegen den Winter ging, kamen sie mit einer großen Neuigkeit ins Haus gestürzt.

„Rate, Mutter, wer wieder im Lande ist? Nun, du rätst es gewiß nicht. Die Barthelmeßleute sind's. Die Buben sind heute bei uns eingeschult worden. Der Siebzehnjährige in die Tertia. Er soll sich das Einjährige ersitzen. Die beiden anderen wurden knapp quartareif erklärt. Aber ein Mundwerk haben sie alle, als gehörte die ganze Welt nur den Barthelmeßleuten. Uns hatten sie gleich entdeckt und verlangten von unserem Frühstücksbrot, weil sie das ihre zu Hause liegen gelassen hätten. Die Vielfraße."

„Und was schafft der Herr Professor?" unterbrach Frau Christiane den Redeschwall.

„Er hat wieder Kirchenaufträge in der Nähe. Auf viele Jahre, sagen die Buben, und ihr Vater sei der größte Künstler der Welt und unbezahlbar."

Frau Christiane lachte. „Wenn er unbezahlbar ist, der Herr Professor, so wird er sich wohl wieder an die Gutshöf' halten, und der Opterberghof wird's auch zu spüren kriegen."

Ihre Vorahnung sollte sich nur allzu rasch und allzu reichlich erfüllen. Zum Sonntag machten Herr und Frau Barthelmeß auf dem Opterberghof ihren feierlichen Besuch.

„Meine gnädige Frau," sagte der Professor in weltmännischer Gewandtheit, als entsänne er sich nur mit Vergnügen ihres Wandererlebnisses zu Reichenau, „daß erst ein paar Jahre bis zu dieser Stunde vergehen mußten, ist wirklich nicht meine Schuld. Eine kleine Mißhelligkeit mit der Kirchengemeinde, der ich damals gerade meine Kräfte widmete, zwang mich, Schluß zu machen und einen Auftrag in Rom zu übernehmen. Die frischgepflückten Lorbeeren haben gewirkt. Man hat mich zur Ausführung recht schwieriger Wiederherstellungsarbeiten über die Alpen zurückgeholt."

„Sie müßten", wandte sich Frau Barthelmeß lebhaft an Arnold Opterberg, der die schwarzhaarige zierliche Unrast belustigt betrachtete, „den Grund des Zwistes zwischen dem Professor und der Kirchengemeinde erfahren, um über solches Maß von Philisterei sprachlos zu sein. Wir hatten uns auf einer Fahrt nach dem Schweizerstädtchen Reichenau durch einen alltäglichen Zufall verausgabt, und der Gastwirt, statt ruhig abzuwarten, bis wir ihm den Betrag seiner lächerlichen Rechnung überweisen, beschlagnahmt schon nach wenigen Wochen in flegelhafter Art unser Guthaben bei der Kirchengemeinde, die sich, statt dem frechen Patron gründlich zu dienen, herausnimmt, einem Mann wie dem Professor Vorschriften über seine Art der Geldeinteilung zu machen und ihm die fällige Zahlung zu sperren. Was sagen Sie, mein lieber Herr Opterberg, zu solch einer Seifensiedergesellschaft?"

„Ich vermag nur die Hoffnung auszusprechen," entgegnete Arnold Opterberg, „daß diese Seifensiedergesellschaft mehr an den Gastwirt hat auszahlen müssen, als gerade Ihr Guthaben betrug. Das wäre die gerechte Strafe gewesen."

Das eilfertige Plappermündchen blieb ein paar Sekunden lang offen stehen. In den schwarzen Augen funkelte es ein wenig mißtrauisch. Dann berührte sie ihn mit dem zierlichen Zeigefinger kindlich vertraulich an der Schulter und lachte. „Sie sind, glaub' ich, ein großer Leichtsinn."

„Einer schönen Frau gegenüber gibt es gar keine andere Pflicht."

„Wollen wir recht gute Freunde werden, Herr Opterberg?"

(Fortsetzung folgt.)





Herbststimmung — Nach einem Scherenschnitt von Rolf Winkler

Zeitspruch. Von Walter v. Molo

Laß mich, Allmächtiger,
Ewiger, Gütiger, Harter, Unendlicher,
Der Du stehst um mich, um mein Leben und Sterben und Sein,
Der Du in mir bist,

Den ich atme und greife im Tun,
Laß mich Dir immer ins Auge sehn,
Ins Andere, Höhere, Bessere, Vollendete,
Das sieht, was ich tate und denke.

Gib Kraft mir, den Brüdern zu trauen, die Wahrheit zu sagen, sie zu gleicher Verrichtung zu zwingen,
Daß die Masken sinken und der Mensch steht
Vorm Menschen als
Bruder!

Odi profanum vulgus et arceo („Ich hasse das gemeine Volk und halte mir's vom Leibe"). Nach einer Radierung von Professor Bruno Héroux.

Denkwürdigkeiten unserer Zeit

Die Ausplünderung Deutschlands

Der französische Finanzminister machte Ende September Angaben über die Höhe der Besatzungskosten im Rheinlande, die einen Einblick in die ungeheuerlichen Lasten gewähren, durch die Frankreich das verarmte Deutschland systematisch ausplündert. Nach Havasmeldungen betrugen die Besatzungskosten bis Ende März 1920 1,8 Milliarden Frank, das ergibt nach dem Kurse von 400 7,2 Milliarden Mark. Hierbei handelt es sich in der Hauptsache nur um die baren Geldleistungen, die bis jetzt an die französische Besatzungsarmee gezahlt werden mußten. Der Wert der für die Besatzungstruppen getätigten Sachleistungen ist noch gar nicht zu schätzen. Allein durch die Requisitionen der Besatzungstruppen dürfte ein Kostenaufwand von mindestens 6 Milliarden Mark verursacht sein. Mit welcher Rücksichtslosigkeit diese vorgenommen werden, zeigen folgende Tatsachen: In der Nähe von Kaiserslautern wurde im September 1920 wertvolles Waldgelände von etwa 600 Hektar zur Errichtung eines Munitionsdepots beschlagnahmt. Die Gesamtkosten hierfür werden auf mindestens 110 Millionen Mark angegeben, deren Zahlung von Deutschland verlangt wird. Eine ebenfalls in der Nähe von Kaiserslautern geplante große Tankanlage, deren Errichtung von Deutschland gefordert wird, verschlingt weitere 40 Millionen Mark. Beide Anlagen sind für die Versorgung einer Millionenarmee ausreichend. Bei Trier planen die Franzosen den Bau einer Feldbäckerei, die täglich zunächst 100 000, später 200 000 Brote, also einen Tagesbedarf für 200 000 bzw. 400 000 Mann, herstellen soll, desgleichen die Errichtung eines Übungsplatzes für die Eisenbahntruppen, dessen Bau bereits begonnen hat. Hierzu werden nach anderen Mitteilungen 800 Morgen fruchtbaren Ackergeländes, fast durchweg Kleinbesitz, beansprucht. Die Höhe der Kosten, die hierdurch dem Deutschen Reich aufgebürdet werden sollen, ist noch nicht übersehbar. Die alten deutschen Flugplätze im besetzten Gebiet reichen für die Franzosen und Belgier nicht aus. Sie haben angeblich als Reserveflugplätze für den Mobilmachungsfall insgesamt 800 Hektar beschlagnahmt. Der schwere Schaden, den die meist kleinbäuerlichen Grundbesitzer angesichts dieser Zerstörung ihrer Wirtschaft erleiden, findet bei den Franzosen und Belgiern keinerlei Verständnis. Der Geldschaden, den das Reich zu tragen haben wird, ist zur Zeit überhaupt nicht zu schätzen. Die Belgier fordern weiter die Errichtung von vier großen Truppenlagern bei Neuß, Hert, Rheinkampf und Repelen, deren Bau über 47 Millionen Mark kosten wird.

8½ Millionen Mark für ein Pferd

Während in Deutschland die Mittel für Kultur, Wissenschaft und Forschung versiegen, während Hochschullaboratorien und Büchereien nicht mehr auf der Höhe der Zeit gehalten werden können, ist in England der Deckhengst Charles Malley, der Vater der Oaks-Siegerin Charlesbelle, für 45 000 Pfund von einem Züchterkonsortium, an dessen Spitze der frühere Colonel Hall Walker, der jetzige Lord Wavertree, steht, angekauft worden. Das sind nach dem jetzigen Stande der deutschen Währung rund 8½ Millionen Mark. Herrliche Zeiten!



Elegie

Novelle von Else Meerstedt, Hamburg

Ja, so war es gewesen, so waren wir auf die Geschichte meiner Urgroßtante Lisette Braun gekommen, meiner schönen Urgroßtante, der einst einmal ein Fürst beim Schützenfeste die Hand geküßt hatte. Die kleine, feine Hand mit den schlanken Nägeln, die so sorglich, so liebevoll Ordnung zwischen den feinen Porzellanen hielt und den tausend Sächelchen, die die Zeit in die Behausung einer mit vielen Nichten und einer großen Verwandtschaft gesegneten Urgroßtante führt. Mir schien diese Hand immer das schönste Stück unter den Porzellanen, sie hatte etwas so zart Liebkosendes, etwas so Nachdenkliches in ihren Bewegungen, etwas so Mozartisch-Musikalisches. Aber ich wollte ja keine Geschichte von meiner Urgroßtante Lisette Brauns Hand erzählen, sondern von ihr selbst, wiewohl es kein Fehler ist, daß ich zuerst von ihrer Hand sprach, charakterisiert die Hand doch den Menschen. Hätte meine Urgroßtante Lisette Braun große, grobe, rote Hände gehabt, wäre sie eben nicht die gewesen, die sie war, hätte sich ihre Geschichte mit Wolfgang Grothe anders abgespielt. Möglicherweise hätte sie ihn dann noch als reife Frau geheiratet und wäre mit ihm glücklich geworden, und in ihrer Stube wäre nicht der leise Duft wie von welken Blättern und getrockneten Veilchen in alten Gedichtbüchern gewesen, und die Schäferin hätte vielleicht ihren Hut, der Schäfer seinen Arm unter Kinderhänden verloren. Und da bin ich glücklich wieder da angelangt, wo ich eigentlich anfangen wollte zu erzählen, bei dem porzellanenen Schäferpärchen auf der geschweiften Kommode, zwischen dem nun schon, solang ich denken konnte, zwei schachspielende Kavaliere der alten Schule saßen. Früher wäre es mir freilich nie aufgefallen, daß es eine Ungehörigkeit, eine Grausamkeit war, zwei Liebende auf diese Art zu trennen. Erst, seit ich rot wurde, wenn eine grünsamtene Schülermütze irgendwo auf der Straße auftauchte, wußte ich, daß Liebende zusammengehörten, folglich auch das Schäferpärchen.

„Warum stellst du eigentlich immer etwas zwischen die beiden, Tante Lisette?“ hatte ich gefragt und dem Schäfer verstohlen über die dunklen Locken gestrichen, weil sie mir eine entfernte Ähnlichkeit mit den Locken unter eben besagter grünsamtener Schülermütze zu haben schienen.

„Weil es das Leben auch so macht,“ hatte Tante Lisette geantwortet.

„Wie macht es das Leben, Tante Lisette?“ Ich war noch in dem Alter, in dem mir die Welt wie der Kelch einer roten Rose schimmerte.

„Es bringt viel mehr Menschen auseinander, als zusammen, Kind. Vielleicht bringen sich die Menschen auch selbst auseinander. Genau läßt sich das nie feststellen. Wir sehen die Welt und die Menschen täglich anders, je nachdem das Lied ist, das unsere Seele in uns anschlägt. Das geheimnisvolle Lied, das wir selbst nicht zu dirigieren vermögen, das uns dirigiert. Das bald heiter, bald ernst ist, bald jauchzt, bald weint, bald versöhnlich, bald unversöhnlich klingt. Unsere Stimmungen schaffen uns unser Glück und unser Leid. Ich war von jeher ein Stimmungsmensch und er auch.“

„Er, Tante Lisette?“

„'s ist immer ein ‚Er‘, an den wir denken, bis wir sterben, froh, wenn er unser Leben mit uns teilte, traurig, wenn ihn der Tod abseits führte, noch trauriger, wenn ihn das Leben uns nahm.“

„Hast du kein Bild von ihm, Tante Lisette?“

„Ich sehe ihn täglich, Mädelchen.“

„Das Leben hat ihn dir genommen?“ Ich saß plötzlich zu Urgroßtante Lisettes Füßen, auf dem Fußkissen mit dem perlengestickten weißen Kätzchen neben dem Vergißmeinnichtkorb. Und ich hielt ihre Hand, die feine, kleine, kühle an meine Augen und ich dachte an die Schülermütze und hätte weinen mögen, wie nur kleine Mädels weinen können, die zum ersten Male schüchtern einen liebhaben und plötzlich fühlen, daß es anders im Leben kommen könnte, als sie es sich denken.



Am alten Schrank. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Rich. Wörsching.

„Tante Lisette!?“ Meine Augen mögen gebettelt haben. Ihre Hand strich, weniger ruhig als sonst, über das pflaumenblaue Seidenkleid, daß es leise raschelte wie fallendes Laub im Herbst.

„Meine Mutter hat mir immer erzählt, wie er mir als kleiner Knirps von fünf Jahren an der Hand seiner Mutter den ersten Besuch gemacht hat. Mutter lag noch im Bett, ich in der Wiege daneben. Er sollte den

großen Rosenstrauß der Wöchnerin geben, statt dessen legte er ihn mir in die Wiege und erklärte kategorisch: ‚Die Lisette nehmen wir mit.‘ Die beiden Frauen haben gelacht und meine Mutter hat gemeint, die Freier bei unserem Lisettchen stellten sich schon frühzeitig ein. Von da an ist er jeden Tag gekommen und hat nachgeschaut, ob ich auch schnell wachse, hat die Kinderklapper über meiner Wiege geschwungen und den hölzernen Hund auf dem Wiegenrande laufen lassen. Und meine Mutter hat gesagt, ich habe gekräht, wenn ich nur seine Stimme gehört habe. Solange ich zurückdenken kann, sind wir unzertrennlich gewesen. Er war mein Kavalier auch in den Flegeljahren. Er half mir über alle Zäune hinweg und hat sich mal mindestens vier Wochen lang bemüht, Peter, unserem alten Speicherkater, das Sprechen beizubringen, um meinem Wunsche nach dem Besitz eines gestiefelten Katers nachzukommen. Die Stiefel hatte er ihm schon gemacht mit Hilfe seines alten Freundes, des Flickschusters Deimler, der unser Nachbar war, bis er starb. Das ist schon recht lange her. Und er blieb mir treu, als die Schule des Städtchens für ihn nicht mehr ausreichte und er nach der Großstadt in Pension kam. Hei, wie scheuchte er die Bewerber um meine Huld in der Tanzstunde, wenn er auf Ferien kam! Er stand dann, wenn wir wohlverpackt nach Hause marschierten, drunten vor dem ‚Hirschen‘ und erwartete mich. So finster und drohend waren seine Blicke, daß ich von Stund' an sitzen und zum Tanzstundenball ohne Herrn blieb. Mich genierte das wenig. Ich hatte ohnedies immer Vergleiche zwischen ihm und den übrigen ‚Herren‘ angestellt, die sämtlich zu seinen Gunsten ausfielen. Nur meine Mutter empfand es, wie das nun mal in der Kleinstadt ist, als persönliche Kränkung, daß ihre Lisette keinen Polonäsenherrn hatte.

Ehe wir es uns versahen, waren wir erwachsen. Ich trug ein kleines goldenes Ringlein am Finger, das er mir geschenkt hatte, als er von der Schule nach Hause zurückkehrte, um ins väterliche Geschäft einzutreten. Meine Mutter wußte es nicht anders, als daß ich es von meiner Freundin bekam. Wir wurden rot, wenn wir einander sahen, und unsere Hände zitterten, wenn sie sich fanden. Wir suchten die Einsamkeit und flohen einander, wenn wir dann allein waren. Die Unbefangenheit der Kinderjahre war dahin. Das andere zwischen uns lag noch unausgesprochen. Er war herbe geworden, seit er erwachsen war. Was ihm so leicht geworden war, an der Wiege des kleinen Mädels auszusprechen, er verriet es lange nur durch Blicke, bis wir uns an einem stürmischen Winterabend — er hatte mich heimlich aus einer Kaffeegesellschaft abgeholt — unter Schlosser Ehlers kreischendem, ganz aus Rand und Band gekommenen Riesenschlüssel fanden. Das war wohl die schönste Zeit. Vielleicht war es sogar mein glücklichster Tag. Dazumal war es noch anders mit dem Verloben als heute. Dazumal liebte man heimliche Verlobungen nicht. Die Eltern waren die Hauptsache, und die wollten Klarheit sehen. Zum Heiraten aber waren wir noch zu jung.

Er litt unter dieser Heimlichtuerei. Er hatte eine merkwürdige Scheu vor der Rederei der Leute. Er glaubte es verdecken zu müssen, daß wir einander liebhatten. Das tat mir weh, reizte mich, trotzdem ich wußte, was ihn dazu bewog. Mein Temperament riet mir, ihn eifersüchtig zu machen, ihn zu quälen. So quälten wir uns gegenseitig. Wir belauerten einander. Das war unser unwürdig. Wir wußten es und konnten doch nicht anders. Wir hatten einander lieb und schlugen doch beide auf den Keil los, der uns auseinandertrieb.

Da feierte man im Städtchen das Schützenfest. Das war durchaus nichts Besonderes. Es kehrte jedes Jahr wieder. Aber das Schützenfest, von dem ich reden will, gab es nur einmal. Für mich und für die im Städtchen. Ein Fürst, ein wirklicher Fürst besuchte es. Zwar nur durch Zufall, aber er war doch da. Die Pferde seines Reisewagens waren durchgegangen und hatten ihn, den Fürsten, wohl heil gelassen, nicht aber seinen Kutscher und den Wagen. Und so mußte er notgedrungen ein paar Tage im Städtchen bleiben und besuchte aus Langerweile das Fest. Böse Zungen behaupteten, ich habe mich dem Fürsten so bemerkbar gemacht, daß er mich sich habe vorstellen lassen. Man konnte es nicht verwinden, daß er mir, als der einzigen, die Hand küßte. Ich war nett zum Fürsten, sehr nett, weil er, den ich liebhatte, zu einer anderen nett war. Ich sprühte vor Lustigkeit, ließ mir vom Fürsten allerlei zuflüstern, was gewiß keine Geheimnisse waren, und schickte Blicke nach ihm aus, die berechnet waren, daß ‚er‘ sie sah. Im Städtchen munkelte man, daß es um seines Vaters Geschäft nicht gut stände. Ich wußte das und hätte doppelt darauf Rücksicht nehmen müssen. An dem Abend sagte er mir beim Tanz mit todblassem Gesicht, daß er mich nie liebgehabt, daß er sich geirrt hätte in seinen Gefühlen für mich. Er hielt den Kopf so steif im Nacken, und ich brach den Tanz wortlos ab, noch ehe er zu Ende war. Mir war, als habe er mich geschlagen. Wie sind Menschen, die einander liebhaben, doch kurzsichtig! Sehen und hören alles verkehrt. Lassen den Trotz über sich Herr werden, anstatt die Liebe.

Vier Wochen später war ich verlobt mit dem Amtmann Braun, meinem guten Seligen, der schon länger in unserem Hause verkehrt und sich um mich beworben hatte, vier Monate später schon verheiratet. Meine Mutter mußte doch wohl eine Ahnung gehabt haben, daß mein Herz irgendwo hing, wo es nicht hängenbleiben sollte, und hatte die Hochzeit beschleunigt. Ich habe mich redlich bemüht, meinem seligen Braun eine gute Hausfrau zu sein. Ich kochte im Sommer Kirschen und Himbeeren ein und jede Woche mindestens einmal eine seiner Lieblingsspeisen. Ich stopfte ihm die Pfeife und die Strümpfe, sorgte stets für ein frisches Sträußlein für seine verstorbenen Eltern, die über der Kommode unter Glas und Rahmen hingen. Ich kampferte im Frühling seine Pelzmütze ein und stickte ihm, als wir zehn Jahre verheiratet waren, ein Käppchen. Wir lebten von Anfang an wie zwei rechtschaffene Eheleute, die vielleicht schon fünfzig Jahre verheiratet waren. Wir lebten unter der Wintersonne, die Frühlingssonne hatte uns gefehlt. Das Käppchen hat dein Urgroßohm nur ein Jahr getragen, dann habe ich ihm, eine junge Frau, die Augen zugedrückt und habe mich hier ans Fenster gesetzt unter meine Porzellanfigürchen und bin alt geworden. Das hat lange gedauert, viel länger, als wenn man im Glück alt wird.“

„Und er, ist er dann nicht gekommen, als du frei warst?“

„Nein, denn wir wären füreinander nicht mehr das gewesen, was wir einst einander waren. In uns beiden lebte etwas, was wir nicht vergessen konnten, was jeder am besten allein trägt.“

„Und er, wie trägt er es?“ Ich hatte mich erhoben und stand neben Urgroßtante Lisette, die unverwandt in den blitzblanken Spion vor dem Fenster schaute, der die Menschen schon anzeigte, noch ehe sie da waren. „Wie trägt er es, Tante?“ fragte ich noch einmal.

Da grüßte sie artig zum Fenster hinaus, eine leise Röte auf den noch immer feinen Zügen: „Sieh selbst, Kind!“

„Wolfgang Grothe — der — der Hagestolz —?“

„Ja, der, Kind. Und nun laß die beiden Kavaliere ruhig Schach spielen zwischen dem Schäferpärchen. Sie taten's ein Menschenalter lang — 's ist meine Anschauung vom Leben —“

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 21. Oktober 1920 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

Frau Christiane hatte während des Gespräches ihres Mannes mit der kleinen Frau nicht im geringsten Gewissensbisse empfunden, daß sie den wählerischen und großtuerischen Schlemmern zu Reichenau nicht mit der Zeche beigesprungen war. Ei, sagte sie sich, bei mir hatte der Herr Professor kein Guthaben wie bei der Kirchengemeinde, und so habe ich ihn doch gezwungen, seinen Aufwand selber zu begleichen. Und sie erkundigte sich freundlich nach dem Ergehen der Barthelmeßkinder.

„Sie sind so außergewöhnlich begabt," erklärte der Professor, „daß es mich fast erschreckt. Die drei Jungen werden sicherlich in die Fußtapfen ihres Vaters treten, und mein kleines Mädchen entwickelt sich nicht nur zu einer reizvollen und eigenartigen Schönheit, sondern auch zu einem recht überlegenen Geist. Sie werden nachher selbst urteilen können, gnädige Frau."

„Werden Sie von den Kindern abgeholt, Herr Professor?"

„Wir haben uns für den Nachmittag ein Stelldichein vor dem Opterberghof gegeben. Meine Frau und ich beabsichtigen, um den anstrengenden Weg zu sparen, hier in der Nähe in einem Wirtshaus zu Mittag zu essen und dann später mit den Kindern die Bahn zu benutzen."

„Eine Dorfkneipe ist gewiß kein angenehmer Sonntagmittagsaufenthalt," erklärte die nach neuester Mode gekleidete kleine Frau Barthelmeß, und zog ein lustig Mäulchen, „aber was tut man nicht seinen Kindern zuliebe."

„Sie essen ganz einfach einen Teller Suppe bei uns," entschied Arnold Opterberg. „Besser als in der Dorfkneipe ist sie bestimmt. Mehr kann ich nicht versprechen."

„Mein Gott," sagte die zierliche Frau und schaute zu ihrem stattlichen Gatten auf, „eine so herzlich entgegengetragene Freundschaft nur um einer leeren Besuchsform willen zu kränken, wäre undankbar und philisterhaft zugleich."

So blieben sie, und es wurde ein langes und heiteres Mahl. Wohl hatte der Professor an allen Fürstenhöfen und selbst im Vatikan gespeist, aber einen solchen Kälberbraten gäbe es höchstens noch in Traumbüchern, und gegenüber einer deutschen Hausfrau seien alle Köche der Welt ärmliche Stümper.



Sonnenblumen. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Rob. Starck.

„Ich bin keine deutsche Hausfrau," gestand Frau Hadwiga Barthelmeß flüsternd dem Hausherrn. „Ich kann lieb und fröhlich sein, das ist alles. Aber es ist nicht viel! Nein?"

„Ob es viel ist," erwiderte Arnold Opterberg und ließ seinen Blick wohlgefällig auf dem quecksilbrigen Persönchen ruhen, „das entzieht sich leider vorläufig noch meiner Beurteilung. Ich werde mich jedoch auf Ihren Wunsch gern bemühen, hinter diese Frage zu kommen."

Arnold Opterberg winkte, da das Mahl zu Ende war, den Knaben zu und hieß sie, eine Flasche Champagner aus dem Keller zu holen. Frau Hadwiga hörte es und tat einen kleinen Freudenschrei. „Oh, ich werde öfter kommen," rief sie entzückt, „ich werde öfter kommen, hier werde ich verstanden." Zunächst aber kamen die Barthelmeßkinder und stürzten mit Geschrei in den Hof und behaupteten, nicht zu Mittag gegessen zu haben, so daß Frau Christiane, um den Lärm zu beschwören, sofort den Kaffeetisch herrichten lassen mußte. Die großen Jungen und das kleine Mädchen stopften an Weißbrot und Kuchen in sich hinein, bis der letzte Krümel vertilgt war, tobten alsbald durch die Ställe, tranken ein paar Hühnereier leer, entdeckten die Obstkeller und füllten sich die Taschen. Die kleine Sabine Barthelmeß aber bemerkte den wenig huldvollen Blick, mit dem Martin Opterberg, der Haussohn, dem Treiben zuschaute, und sie schmeichelte sich an ihn heran und wollte nur noch an seiner Hand gehen und, als sie vorgab, müde geworden zu sein, von ihm „Huckepack" getragen werden.

„Du bist doch schon ein großes Mädchen," wehrte Martin Opterberg. „Da gehört sich's nimmer."

„Auch nicht, wenn man sich gefällt?" fragte die kleine Sabine verwundert.

Als am späten Abend der Spuk von dannen gebraust war, atmeten die Knaben auf. „Mir scheint die ganze Woch' nichts wert, wenn der Sonntag schlecht verlaufen ist," erklärte auch Christoph Attermann. Aber ob sie auch ärgerlich waren, dieser Sonntage folgten sich viele in dieser Winterszeit, denn Arnold Opterberg war nicht ärgerlich, seit ihm die kleine, schwarzhaarige Unrast zu Weihnachten

die Augen zugehalten und ihn auf den Mund geküßt hatte. Das sei ihr Weihnachtsgeschenk, aber erst die Probe.

Der Professor wollte es ihr nachtun und breitete die Arme nach Frau Christiane aus.

„Weshalb denn nur nicht, schönste Hausfrau? Sehen Sie doch nur Ihren Arnold!"

„Ja, der Arnold!" sagte Frau Christiane in gut gespielter Bewunderung, „das ist ein arg ritterlicher Mensch. Aber ich hab' nur den einen Mund, und auf den haben sich schon meine Buben gespitzt." Und sie nahm den Martin und den Christoph und küßte die jubelnden Jungen weidlich ab.

Dann aber geschah es, in der Zeit zwischen Weihnachten und Ostern, daß auch Herr Arnold Opterberg aus seiner verzauberten Sonntagsstimmung aufgeschreckt wurde.

Der Konfirmationstag nahte. Martin Opterberg und Christoph Attermann saßen im Konfirmandenunterricht, und der Herr Pfarrer strich den Mädchen wohlwollend über die Scheitel. Plötzlich rief er einen träumenden Knaben an, der nicht zu antworten wußte, ließ den Erschreckten vortreten, legte ihn über die Bank und straffte ihm vor den Augen der Mädchen mit breitem Griff die Hosen. Totenblaß erhob sich Martin Opterberg.

„Ich bitte den Herrn Pfarrer, das zu unterlassen," brachte er mit schwerer Zunge hervor.

Der Pfarrer hielt inne. Sein Gesicht war dunkelrot.

„Was erfrechst du dich? Gut, du sollst mit diesem Sünder tauschen. Tritt vor."

Martin Opterberg rührte sich nicht. „Meine Mutter hat's verboten," stieß er hervor.

Der zornige Mann suchte ihn aus der Bank zu ziehen. Da sprang auch Christoph Attermann auf.

„Unsere Mutter hat's verboten, und aus Reinlichkeitsgründen, hat sie gesagt."

Dem Zornigen nahm's die Besinnung.

„Unsere Mutter?" höhnte er. „Das ist mir ja ein hübsches Bekenntnis! Darum also hat man dich auf den Opterberghof heimgeholt. Auch etwa aus Reinlichkeitsgründen?!"

Martin Opterberg hatte die Verunglimpfung schneller verstanden als der Bruder und Freund.

Er fühlte nur eins: die Mutter war beschimpft. Und mit einem schluchzenden Aufschrei warf er sich auf den Angreifer und schlug blindlings mit den geballten Fäusten auf ihn los. Da hatte auch Christoph Attermann verstanden. Er schlug nicht blindlings drein. Er holte aus und zielte und schlug zwei-, dreimal wie mit Hammerschlägen dem Manne in den Nacken, daß der schwere Körper gegen die Bank taumelte und sich nur mit Mühe vor den schäumenden und hochgereckten Buben durch die Tür in Sicherheit bringen konnte. Und Christoph Attermann ging mit Augen, die wie Kohlen glommen, die Reihen der Mädchen entlang, die Faust vorgestreckt, und schrie sie heiser an: „Nun, wollt ihr mir nicht auch die Hand küssen, ihr Gänſ', ihr?"

Diesmal suchten sie nicht die Mutter auf. Diesmal galt der Vater. Das sagte ihnen auf der Heimfahrt ein seltsam zartfühlendes Jünglingsempfinden. Und sie berichteten dem Vater wortgetreu und gaben ihm die Hand darauf, daß sie nichts hinzugefügt und nichts hinweggelassen hätten, und Arnold Opterberg fuhr mit dem nächsten Zuge nach der badischen Hauptstadt zur Oberkirchenbehörde und erlangte die sofortige Beurlaubung und nachfolgende Versetzung des Mannes.

Einem Pfarrer der Nachbargemeinde wurde die Einsegnung übertragen. Er kam auf den Opterberghof und besprach sich mit Arnold Opterberg. Der rief die Knaben herein und befragte sie.

„Der Herr Pfarrer meint, ob ihr lieber in seiner Dorfgemeinde eingesegnet werden wollt, als in der Stadt?"

„Nein," erklärten die Knaben fest, „das dürfen wir wegen der Mutter nicht."

Der weißhaarige Pfarrer reichte ihnen die Hand. „Es ist recht so und soll so bleiben."

Frau Christiane aber tat, als wüßte sie von all den Geschehnissen nichts. „Sie dürfen nicht des Glaubens werden, sie hätten etwas anderes als etwas Selbstverständliches getan," sagte sie zu dem Gatten. Nur in ihren Augen stand ein noch tieferer Glanz, wenn sie heimlich auf ihre schlanken Buben schaute.

Am Tage vor der Einsegnung kam Christoph Attermann zu ihr. Sie waren allein.

„Mutter," sagte Christoph Attermann, „ich weiß nun auch, weshalb mein Vater in Kehl begraben liegt. Es ist nicht deshalb, weil er zufällig aus der Gegend stammt."

„Nein, Christoph, sondern weil er seinen Sohn lieber hatte als sein krankes Leben."

„Mutter," fragte Christoph Attermann weiter, und seine Mundwinkel zuckten, „warum reistest du gerade in diesen Tagen mit uns in die Berge und zu den Rheinquellen?"

„Es geschah, Christoph, weil ich ahnte, was dein Vater tun würde, weil ich dich um deiner Knabenerinnerungen wegen aus der Nähe der Dinge forthaben und dir in der Kraft und Herrlichkeit der Berge die Freude am Leben schenken wollte."

„Und aus keinem anderen Grunde, Mutter?"

„Doch," sagte Frau Christiane, trat vor ihn hin und schloß ihn fest in ihre Arme, „um dich spüren zu lassen, daß du eine Mutter gewonnen hast und ich einen Sohn."

„Deshalb komme ich," murmelte der Junge an der Frauenbrust, „deshalb komme ich, um dir zu danken."

Am nächsten Tage standen Martin Opterberg und Christoph Attermann Hand in Hand vor dem Geistlichen, der sie gemeinsam einsegnete. Frau Christiane saß neben dem Gatten im Kirchenstuhl, und ihre Augen leuchteten.

4.

Schon trugen die Buben vom Opterberghof die Primanermützen auf den blonden Häuptern, schon zeigte sich schüchtern der erste Flaum über der Oberlippe und verlieh den Knabengesichtern den Ausdruck der ersten Jungmännlichkeit. Hoch und aufrecht schritten sie beide einher, der junge Opterberg schlank und nervig, der junge Attermann breitschultrig und muskelhart. Nicht nur Frau Christiane, auch Arnold Opterberg sah ihnen oft prüfend nach, und es erschien ihm an der Zeit, die väterliche Erziehung etwas stärker in den Vordergrund treten zu lassen. Längst waren die beiden Buben gewöhnt, jedes Pferd auf der Weide zu reiten und fest auf dem Kutschbock die Zügel zu führen, auch kannten sie seit frühester Kinderzeit jede ruhigere Stelle im Strombett, die sich zum Schwimmen und Tauchen eignete, und ein jedes Strudelbecken, in dem sich der Salmenfang lohnte. Jetzt aber nahm Arnold Opterberg sie wohlbewaffnet mit auf die Pirsch in die Hänge des Hochwaldes und lehrte sie, mit weidgerechter Kugel den Bock auf die Decke legen, den balzenden Auerhahn anspringen und den im Liebesrausch Blinden und Tauben vom hohen Tannenast herunterholen, im Schnee der Saufährte folgen und den Keiler im Lager überraschen. Das stärkte Mut und Gewandtheit, gab dem Auge die Sicherheit und der Hand die Ruhe und zwang die raschen Gemüter, sich zu beherrschen, bevor die Kugel unwiderruflich den Lauf verließ. Diese Jägererkenntnis der jungen Jahre sollte ihnen oft noch im Mannesleben zum Leitstern werden.

Daß Herr Arnold Opterberg zuweilen über die Grenzen der jagdlichen Erziehung hinausgriff und in einsamer Jagdhütte seine Begleiter in die Geheimnisse der Grogbereitung einweihte, auch wohl mit ihnen beim Abstieg



in einem Schwarzwalddorf den einen oder anderen Liter Markgräfler Weines ausstach und sie zur Verschönerung der Stunde eine Pfeife Tabak blaffen ließ, war Frau Christiane durchaus nicht verborgen, wie die stolzen Jungmänner annahmen, denn das nächste Mal fanden sie in ihrer Feldflasche statt des kalten Milchtees einen wärmenden Rotwein vor, so daß sie beim ersten Schluck vor Schrecken fast dem Stickhusten erlegen wären, und ein anderes Mal im Rucksack ein halbes Dutzend zusammengebündelter Schweizer Stumpen mit einem Zettel von Frau Christianes Hand: „Solange ihr sie im Freien raucht, schadet's keinem Menschen." Nur als Arnold Opterberg die Gemeinsamkeit der Trink- und Rauchersitten auch ins Haus verpflanzen wollte, strich sie ihm begütigend über den Ärmel: „Nimm ihnen nicht die Freud' am Studentenleben vorweg, Arnold. Das erste Räuschlein muß in der Begeisterung der Jugend errungen sein, wenn's eine schöne und tragfähige Erinnerung werden soll."

„Tragfähig? Wie verstehst du das?"

„Daß man sich später nicht scheut, darüber hin zu laufen."

Arnold Opterberg lachte. „Hast recht, Frau. Ich werd' mir den Professor rufen. Dem hält's nicht ganz so scharf mit den Erinnerungen."

Der Professor kam auch ungerufen. Seine Arbeit, die vertraglich auf zwei Jahre bemessen war, hatte er nun schon in das dritte Jahr hinüberzuziehen gewußt und manchmal auch durch Übernahme kleinerer Reiseaufträge unterbrochen. Die Kirchenherren sahen sauer drein. Das änderte an der überlegenen Miene des Professors nicht das geringste. Er war sich bewußt, daß die Herren das Erneuerungswerk nicht mitten in der Ausführung stecken lassen konnten und daß der bisher entnommene Vorschuß beträchtlich genug sei, um den Meister vor jäher Kündigung des Vertrags zu schützen. „Wünschen Sie eine eilige Zuckerbäckerarbeit," pflegte er den Drängern zu sagen, „so empfehle ich Ihnen meinen Kollegen Dingsda. Ein Kunstwerk, das den höchsten Ansprüchen des Kenners genügt, will aus dem Samenkorn hervorwachsen wie eine edelblühende Pflanze." Und die Herren, die den Kenner spielten, nickten Beifall.

Professor Barthelmeß setzte die Feierabendstunde um ein bedeutendes früher an, als es auf dem Opterberghof der Brauch war, und da der Arbeitstag ihm ohnedies nicht die genügende Zeit ließ, sich seiner Familie zu widmen, so holte er in den reichlichen Mußestunden das Versäumnis vollauf nach und erschien nie anders als in Begleitung seiner Gattin Hadwiga, seiner drei Söhne Bernhard, Fridolin und Hartwig und seiner Tochter Sabine. Ein vornehmes Patriarchentum, das er bei solchen Anlässen zur Schau stellte, verwandelte vielerorts das erste Entsetzen über den zahlreichen Besuch in Scham und Bewunderung. Frau Christiane aber schaute mit heiterem Lächeln durch die väterliche Maske hindurch und ließ einige Abende Buttermilchsuppe und in der Schale gekochte Kartoffeln mit Speckröstерchen auftragen. Da zog der Spuk bald an ihrem Hause vorüber und fiel wie ein Heuschreckenschwarm bei einem der neu angesiedelten Fabrikanten ein. Auch Frau Hadwigas großen Bedarf an Butter, Käse und Eiern vermochte Frau Christiane zu ihrem Leidwesen bald nicht mehr zu decken, denn es war seltsam, wie oft in diesem Jahre ihre Kühe vor dem Kalben standen und keine Milch lieferten, und ihre Hühner aus dem Mausern gar nicht herauskamen und darum keine Eier legten. Dreierlei nur konnte sie nicht verhüten, und sie nahm es als eine Art Verkehrssteuer, die sie unter den Gesamtunkosten des Hofes aufrechnete: daß Arnold Opterberg mit dem ganz besonders weinverständigen Professor die besten Flaschen zu leeren liebte, daß Professor Barthelmeß bei solchen Gelegenheiten kleine Geldanleihen zu machen pflegte, und daß die Barthelmeßkinder bei ihren Spielen beharrlich Stall und Scheuer bevorzugten und zufällig aufgefundene Hühner-, Enten- und Gänseeier ohne alles Fackeln in sich hineintranken.

Frau Christiane drückte mitleidig beide Augen zu, wenn sie eins der zweibeinigen Wiesel bei der Beute überraschte.

„Es ist halt die Zigeunerwirtschaft bei den Alten schuld," meinte sie im Gespräch mit dem Gatten. „Nun ja, der Patriarch bleibt in seiner Rolle, denn wenn ich meine Bibel kenne, so übten die alten Patriarchen ja wohl auch ihr Gewerbe im Umherstreifen aus."

Arnold Opterberg lachte. „Und das schwarzhaarige Sabinchen könnte als Lockvogel Rebekka am Brunnen sitzen."

„Als modernes Mädchen sitzt sie lieber am Karpfenteich. Schau doch einmal, wie das Ding mit den Augen Bescheid weiß und jählings gutberechnete Blicke schießt, und zählt kaum zwölf Jahre. Unser Martin freilich wird rot vor Zorn, und der Christoph beschaut sich so seltsam seine Hände, als ob er ihr am liebsten das Sitzleder vollhauen möcht'."

„Wie ist es möglich," spottete der Hausherr, „daß die Buben der Frau Christiane Opterberg so arge Weiberhasser sein können."

„Weil sie doch an mir hängen? Meinst du, es wäre nicht gerade deswegen, Arnold, daß sie sich fragen: Wie würd' das Mädel meiner Mutter zu Gesicht stehen?"

„Ach, du liebe Muttereitelkeit! Laß die Buben mal erst mal ins Feuer kommen. Ich war auch drin und weiß ein Liedchen davon zu singen."

„Ein Liedchen, Arnold? Die Bescheidenheit ist doch sonst nicht dein Hauptfehler."

Der Professor kam durchs Hoftor geschritten. Sabine Barthelmeß stürzte ihm entgegen. „Hat er nicht eine Gestalt wie der Flötenspieler im Vatikan?" rief sie und zeigte auf den schlanken Martin Opterberg, der sich unwillig abwandte.

„Aber er pfeift dir was, dein Flötenspieler," knurrte Christoph Attermann sie an.

„Du bist ja auch nicht häßlich, Christoph," lenkte schnell das Mädchen ein, „nur zu stark betont in der Linie. Doch das ist halt Geschmackssache."

„Gott sei Dank," atmete Christoph Attermann auf, „daß ich dein Geschmack nicht bin und daß ich die Linie betone."

„Der Christoph Attermann ist ein Rüpel," entschied der Professor, „und von einem Eichenknorren lassen sich keine Orangen ernten."

„Das muß wahr sein," bestätigte Frau Christiane, „aber es lassen sich Bretter und Pfosten daraus fertigen zu einem standfesten Haus, und aus dem, was nebenbei fällt, lassen sich immer noch Eichenprügel schnitzen."

Der Professor zog ein wenig die Augenbrauen hoch und strich sich den knisternden Bart.

„Ich verstehe den Vergleich nicht sofort. Aber wir wollen die glücklichen Kinder sich selbst überlassen und auf das bißchen eigene Glück Bedacht haben. Der Tag war schwer, Opterberg. Dürfte ich wohl um ein Glas Milch bitten?"

„Kuhmilch oder Liebfraumilch? Sie müssen schon deutlicher werden, Barthelmeß."

„Sie haben es ja wieder gut vor. Aber ich bin kein Spielverderber. Also Liebfraumilch."

„Wissen Sie," sagte Opterberg, „aus dem kleinen, begrenzten Weinberg am Stift. Nur das ist Wachstum."

„Ich weiß, ich weiß," lehnte Professor Barthelmeß ab. „Ein Spatz ist keine Nachtigall, wenn sie auch beide zur Familie der Sperlingsvögel gehören. Lassen wir die Nachtigall singen bis in die späte Nacht, Opterberg."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wasserernte

Plauderei von Fritz Skowronnek

Der Mann, der als erster einen Baumstamm mit Feuer höhlte und sich in dem gebrechlichen Fahrzeug dem Wasser anvertraute, vollbrachte damit eine der größten Kulturtaten aller Zeiten. Er ist der Urahn aller Schiffer und Fischer und würde heute, da man endlich den unermeßlichen Wert der Fischnahrung für die Volkswirtschaft zu würdigen gelernt hat, sicherlich sein Denkmal in Stein und Erz erhalten. Vielleicht tut die schaffende Phantasie unrecht daran, das Verdienst einem Menschen zuzuweisen. Deshalb wollen wir uns mit der Tatsache begnügen, daß die Menschheit sich sehr früh das Meer eroberte. Sie gewann damit eine Nährmutter von schier unerschöpflicher Kraft.

Wieviel Zeit von da ab bis zum ersten Einsetzen unserer geschichtlichen Erinnerungen verflossen ist, läßt sich nicht einmal schätzen, aber nach den Versicherungen der Geologen kann es nur eine kurze Spanne in dem Lebensalter der Erde bedeuten. Noch kürzer ist der Zeitraum, den wir als Geschichte bezeichnen. Doch hat er bereits für manche Völker genügt, den Reichtum der unerschöpflich scheinenden Nährmutter, soviel davon auf ihr Teil fällt, in leichtsinniger oder geradezu sinnloser Art zu vergeuden. Leider muß unser liebes Deutschland dabei in erster Linie genannt werden!

Daß die Bäche, Flüsse und Seen, mit denen die Natur Deutschland reich beschenkt hat, seit Jahrzehnten entvölkert sind, steht fest. Früher stiegen ungezählte Lachse und Störe in deutschen Flüssen bis zur Quelle empor, um zu laichen. Jetzt zählen die gefangenen Fische dieser wertvollen Arten nach Hunderten. Und über die Armut der deutschen Forellengewässer fällte schon vor Jahrzehnten der Engländer John Horrocks, der das erste deutsche Buch über den Angelsport geschrieben hat, ein sehr herbes Urteil. Ähnlich steht es um die vielen norddeutschen Seen, die kaum ein Drittel des Ertrages bringen, den man erwarten dürfte. Der beste Beweis dafür ist neben den zahlenmäßigen Angaben die Abnahme der Durchschnittsgröße bei den gefangenen Fischen.

Die Erkenntnis, daß auch die Küstenstrecken der Nord- und Ostsee arm geworden sind, beginnt sich jetzt erst durchzuringen. Und vielen scheint es unfaßbar, daß die schier unendliche Wasserfläche erschöpft sein könnte. Die einsichtigen Fischer wissen ganz genau, was es bedeutet, daß die Flundern und Schollen, die sie fangen, von Jahr zu Jahr kleiner werden. Sie verdoppeln, um den Unterhalt zu gewinnen, ihre Anstrengungen, liegen Tag und Nacht auf dem Wasser und vergrößern dadurch das Übel.

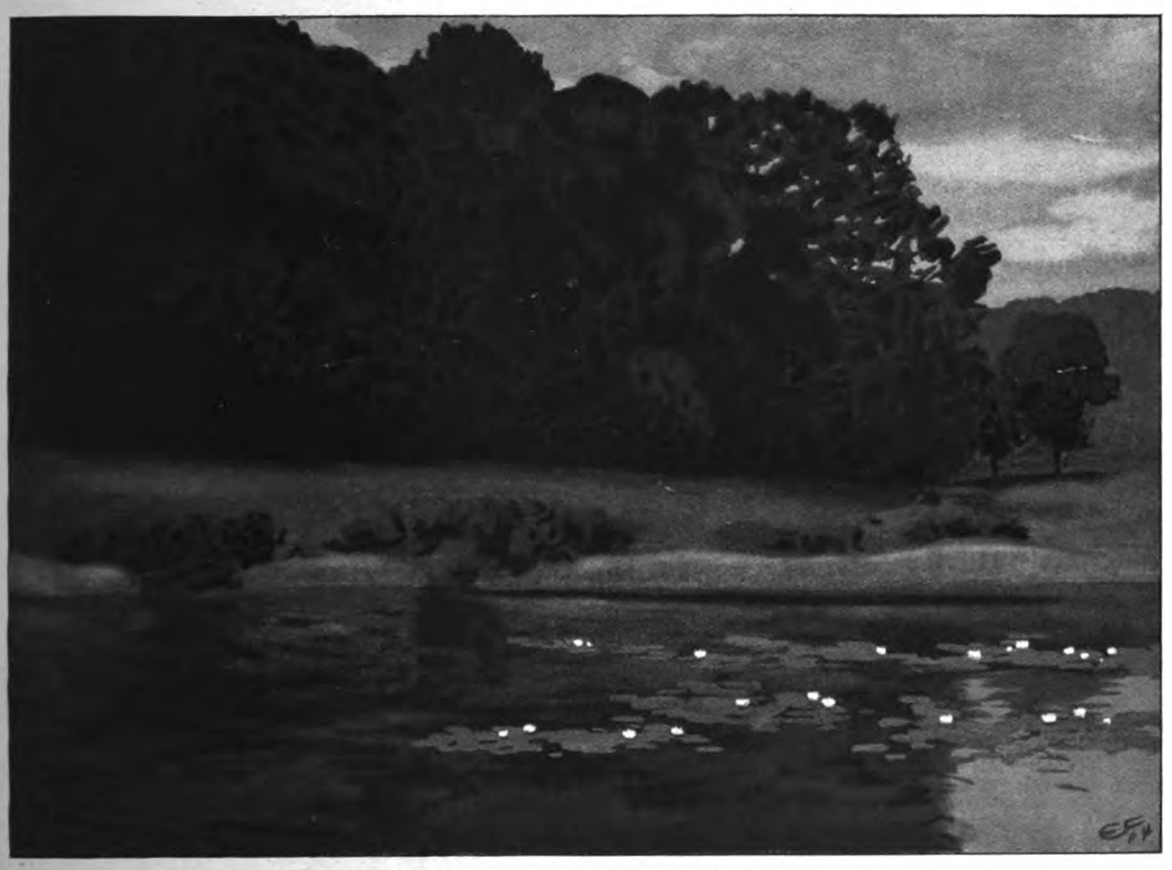
Nein, je schneller und rückhaltloser man die Tatsache, daß die deutsche Seeküste von der russischen bis zur holländischen Grenze fischarm geworden ist, anerkennt, desto eher ist auf energische Maßregel zur Besserung zu hoffen. Leider ist die Wissenschaft, die den Weg dafür angeben soll, noch zu jung. Sie steckt noch völlig in den Kinderschuhen. Wenn man bedenkt, daß es sich hierbei um ein Volksvermögen im Wert vieler Milliarden handelt, dann muß man sich wundern, daß die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer Abhilfe so langsame Fortschritte macht.

Statt langatmiger Auseinandersetzungen sei hier ein Zukunftsbild entrollt. Man errichte in Deutschland ein eigenes Ministerium für Fischwirtschaft, das nicht vom grünen Tisch aus „verwaltet", sondern durch eine Spitze der Berufsvertretung in Verbindung mit Männern der Wissenschaft beraten wird. Der Fischereibetrieb, dem sich die gesetzlichen Vorschriften nach der Individualität des Landstrichs anzupassen haben, steht unter strenger Aufsicht, die jede Raubfischerei verhindert und die Berufsfischer dazu anhält, nicht zu ernten, ohne zu säen! In Königsberg, Danzig, Greifswald, Kiel und zwei an der Nordsee gelegenen Städten errichte man fischwirtschaftliche Hochschulen nach Art der technischen, die in steter Fühlung mit dem lebendigen Betrieb lehren und wirken, und überall im Lande Fischerschulen, die nicht bloß die Theorie, sondern auch die Praxis lehren, was besonders not tut, denn kein Betrieb hält so hartnäckig an dem Althergebrachten fest, wie die Berufsfischerei.

Wieviel Belehrung und noch mehr das lebende Vorbild Besserung schaffen könnten, möchte ich aus meiner Erfahrung schildern. Unter den Berufsfischern in der Mark Brandenburg fand ich einen, der mit offnem Sinn alle Anregungen aufnahm, die ihm von der Wissenschaft geboten werden. Er besetzt seit 1892 seine Seen mit jungen Aalen, pachtet in der Umgegend seines Wohnsitzes alle Dorfteiche und besetzt sie mit einsömmrigen Karpfen, die bis zum Winter ein Gewicht von nahezu ein Pfund erreichen, und dann in die Seen überführt werden, wo sie im Laufe des nächsten Jahres die zum Verkauf erforderliche Größe von zwei bis drei Pfund erreichen. Dieser Mann klagte mir eines Tages, sein Fang mit dem Zuggarn im Herbst sei so gering, daß er den Fischbedarf der nächsten Umgebung nicht zu decken vermöge. Ich riet ihm, Staknetze zu verwenden. Er lachte mich aus und erst nach eindringlichem Zureden entschloß er sich, unter meiner Beihilfe einen Versuch zu machen. Bei Einbruch der Dunkelheit rüsteten wir uns zur Fahrt. Vier Staknetze wurden aneinander gebunden und sorgfältig verlesen quer über das Hinterteil des Bootes gelegt.

Als wir vom Lande abstießen, war es so dunkel geworden, daß wir uns auf Kahnlänge nicht mehr sahen. Die Nacht war so still, daß man die Fische springen hörte. Aufs Geratewohl ließ ich die Netze in gerader Richtung auf fünf bis sechs Meter Tiefe auslaufen. Dann griff ich zum Sturgel und plätscherte mit dem dünnen Ende im Wasser, während der Fischer mehrmals über den Netzen hin und her fuhr. Mit Mühe fanden wir das Ende der durch ein Tönnchen gezeichneten Netzwand. Aber als ich sie emporhob, da leuchtete es von Weißfischen. Und zuletzt hatte sich mit den Netzen ein Berg von Fischen: Plötze, Bleie, Barsche, Karpfen, Hechte, im Kahn aufgetürmt. Erst als der zweite Zug ein ähnliches Resultat brachte, bequemte sich der Fischer zu dem Zugeständnis, daß er eine Methode kennen gelernt, die ihm bisher völlig fremd gewesen.

So gibt es fast in jeder Gegend eine bewährte Methode, die anderswo unbekannt ist. Es wäre also jetzt schon durch Austausch der Erfahrungen eine Hebung des Betriebes zu erreichen. Wichtiger wäre freilich die mit aller Kraft zu betreibende Vermehrung des Fischbestandes.



Harzteich. Nach einem Gemälde von Ernst Frommhold.

Und die Vorbedingung dazu wäre die Beseitigung der Mißstände, denen wir diese traurige Entwicklung zur Last legen müssen. Welche Schwierigkeiten sich dabei ergeben, sei kurz angedeutet! Da fehlen der Regierung erstens die Sachverständigen, auf die sie sich stützen kann, oder sie will sie nicht hören. Den Umstand haben sich die Fischer zunutze gemacht und die Behauptung aufgestellt, der geringe Ertrag vieler Gewässer rühre nur davon her, daß sie zu wenig befischt würden. Dadurch würde das Heranwachsen der großen Raubfische begünstigt, denen all die schönen Nutzfische zum Opfer fielen. Und so unglaublich es scheinen mag: mit dieser Logik haben die Berufsfischer wirklich eine Beschränkung der ohnedies unzureichenden Schonvorschriften erreicht!

Eine andere Ursache ist in der kurzsichtigen Rücksichtnahme auf den Erwerb der Fischer zu suchen. Das traurigste Beispiel in dieser Beziehung hat das Kurische Haff gegeben. Dort wird in den Herbstmonaten mit einem Zugnetz, dem Keitel, gefischt, das von einem oder zwei Kähnen über den Boden des Gewässers geschleppt wird. Alle Sachverständigen, die nicht zu den Berufsfischern gehören, sind in der Verurteilung dieser äußerst schädlichen Betriebsart einig. Denn durch den Keitel wird nicht nur der Pflanzenwuchs am Boden des Haffs zerstört, sondern es werden auch Unmassen junger, mindermaßiger Fische vernichtet, die bei der schnellen Fortbewegung des Netzes nicht durch die Maschen, die sich zuziehen, entfliehen können. Statt nun aber diesen Betrieb zu verbieten und Maßregeln zur Vermehrung der gefährdeten Fischarten zu ergreifen, ging die Regierung auf die Forderung der Fischer ein und setzte das Mindestmaß der Netzmaschen herab. In wenigen Jahren war eingetreten, was geschehen mußte. Mit den engeren Maschen waren so viel Fische weggefangen und so viel Jungfische vernichtet worden, daß die Klagen der Fischer in verstärktem Maße wiederkehrten. Und als nun die Regierung, durch die Aufsichtsbeamten belehrt, wenigstens die alte Maschenweite wiederherstellen wollte, da verweigerten die kurischen Fischer die Steuerzahlung und setzten den Aufsichtsbeamten Gewalt entgegen.

Das ist nur ein Einzelbild, aber es gibt einen Begriff davon, wie verfahren der Karren der deutschen Fischwirtschaft ist. Nur der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß in Norddeutschland der laichende Fisch völlig schutzlos bleibt. Gesetzlich besteht ja in Preußen, Mecklenburg, Oldenburg und Thüringen die sogenannte absolute Schonzeit, die von Mitte April bis Mitte Juni reicht. Sie ist aber für drei Tage jeder Woche aufgehoben und das genügt dem Berufsfischer, um unter den zum Laichen versammelten Fischen wahre Verwüstungen anzurichten. Seit dreißig Jahren bekämpfen jedoch Sachverständige vergeblich diese Art von „Schonzeit", die ihrem Namen Hohn spricht.

Um das Gesamtbild zu vervollständigen, sei noch auf die Schädigungen hingewiesen, die dem Fischbestand der Flüsse und Bäche aus den Korrektionen der Wasserläufe, die im Interesse der Schiffahrt vorgenommen werden, erwachsen. Sie nehmen den Fischen die Laichplätze. Dazu treten die Wehre, die zur Ausnutzung der Wasserkraft angelegt werden, und schließlich die Verunreinigungen durch die schädlichen Abwässer der Industrie, die manchmal den Fischbestand eines Wasserlaufs in wenigen Stunden vernichten. Da tun sich Interessengegensätze auf, die noch schwerer zu überwinden sind, als die kurzsichtige Selbstsucht der Fischer.

Deshalb ist es allen wahren Freunden unserer Fischwirtschaft darum zu tun, die Öffentlichkeit von diesen Zuständen zu unterrichten, um den Willen zur Abhilfe

zu erwecken. Die hohen Fleischpreise dieses Jahres werden hoffentlich auch dazu beitragen, die Bedeutung der Gewässer für die Volksernährung in empfehlende Erinnerung zu bringen. Nun wäre es ja außerordentlich wünschenswert, wenn man zur Unterstützung der Beweisführung ein großes Zahlenmaterial entrollen könnte. Aber daran fehlt es bezeichnenderweise sehr!

Es ist nicht einmal möglich, einwandfrei die Größe unserer Binnengewässer annähernd anzugeben. Noch schlimmer wird die Sache, wenn man den Ertrag an Fischen beziffern will. Da liegen nur Schätzungen vor, um deren Richtigkeit heftig gestritten wird. Es fehlen also die bitter notwendigen Grundlagen für eine volkswirtschaftliche Betrachtung.

Immerhin werden einige Zahlen den Zustand beleuchten helfen. So bezieht Groß-Berlin jährlich eine verschwindend geringe Menge Fische für zweieinhalb Millionen Menschen, die es erklärt, daß lebende Süßwasserfische im Preise das beste Fleisch übertreffen. Das richtige Gesicht erhalten diese Zahlen erst, wenn man bedenkt, daß die Mark Brandenburg allein nahezu hunderttausend Hektar Süßwasser besitzt, daß außer dem Stettiner Haff alle Fischwirte bis ans Ostpreußen Fische dorthin liefern, daß die Karpfenzüchter, die Forellenzüchter den größten Teil ihres Ertrages dorthin absetzen. Dazu kommen die Seefische und einige Tausend Zentner russischer Zander in gefrorenem Zustande.

Ist es nicht geradezu lächerlich, festzustellen, daß der Fischkonsum Berlins sich in Friedenszeiten auf sechs Pfund pro Kopf beläuft?! Noch eindrucksvollere Zahlen liefert uns die Statistik des Deutschen Reiches über die Fischeinfuhr, die ziemlich zuverlässig ist, weil der Fiskus von jedem eingeführten Fisch einen Zoll erhebt. Danach bezog Deutschland vor Kriegsausbruch von Amerika 7000 Zentner Büchsenhummer im Werte von 1 Million Mark, 35000 Zentner gesalzenen Lachs für 3 Millionen und 14000 Zentner gefrorenen Lachs für 1 Million. Norwegen liefert über 5000 Zentner Anchovis, Appetitsilds usw. und 14000 Zentner Stockfisch. Aus Holland kommen 8000 Zentner Stockfisch und 100000 Zentner Sardellen für 6 Millionen. Belgien, Dänemark, Frankreich senden 11000 Zentner gesalzene Fische, Frankreich und Portugal noch 25000 Zentner Sardinen in Öl. Dazu bezog Deutschland vor dem Krieg vom Ausland noch für 60 Millionen etwa 1800000 Faß Salzheringe. den zehnten Teil davon fangen die deutschen Fischer. Und nun die größte Zahl: jährlich bezieht Deutschland 900000 bis 1 Million Zentner frischer Heringe aus dem Auslande. Zum Teil liegt darin ein erfreuliches Moment, denn neun Zehntel dieser gewaltigen Masse werden zu Marinaden mannigfacher Art verarbeitet, zum Teil ist es schmerzlich, daß diese Veredelungsindustrie das Rohmaterial aus dem Ausland aufkaufen muß.

Kein Land kann alle Produkte, die es braucht, selbst erzeugen, und volkswirtschaftlich wird es als Gewinn betrachtet, wenn ein Land mit seiner Ausfuhr nicht nur die Einfuhr bezahlt, sondern noch einen Gewinn erzielt. Deutschland befindet sich glücklicherweise in dieser Lage. Aber die Wasserernte, die es anderen Staaten abkauft, kann es allein einheimsen. Denn das Meer steht drei Seemeilen vom Lande jedem Fischer offen. Und französische Fischer fahren für Monate über den Atlantischen Ozean zur Bank von Neufundland, um mit vollem Schiff zurückzukehren. Um gerecht zu sein, muß gesagt werden, daß die deutsche Hochseefischerei sich bis zum Krieg energisch durchsetzte. Die braven Männer von der Waterkant der Nordsee fuhren hinaus nach Island und südwärts bis zur Küste von Spanien und Marokko und holten für viele Millionen Seefisch herein. Und alle Ehre den wackeren Männern, denn es ist ein harter, gefahrvoller Beruf, von dem die große Nährmutter alljährlich ihre Opfer an Menschenleben einfordert.

Wir hätten uns auch bis zum Ausbruch des Weltkriegs an dem Anwachsen der Hochseeflottille erfreuen können, das von deutscher Tatkraft Zeugnis ablegte. Aber die Fischerbevölkerung der Ostsee klebt an der Küste, darbt und jammert. Vielleicht fehlt es an Kapital, das ihren Mut entfacht und sie zu lohnendem Erwerb aufs weite Meer hinausführt! Und doch wäre das der einzige Weg, diese für unsere Volkswirtschaft gleich wichtige Bevölkerungsschicht zu erhalten und zu stärken. Wie man die Binnengewässer mit Fischen aufs neue bevölkern kann, das steht im großen und ganzen fest. Es fehlt nur der Entschluß und der stetige Wille. Für das Meer jedoch sind wir eben erst bei der verblüffenden Erkenntnis angelangt, daß es nicht unerschöpflich ist. Wieviel Menschenalter werden erforderlich sein, um die Mittel und Methoden zur Vermehrung der Seefische zu erforschen, und wie lange wird es dann noch dauern, bis die Tatkraft auf Grund dieser Erkenntnis einsetzt?!

Der Vergleich mit anderen Ländern fällt fast durchweg zuungunsten Deutschlands aus. Am weitesten ist uns England voraus. Es holt aus dem Meere jährlich Fische, Hummern und Austern im Werte von 300 Millionen Mark. Dort ist nicht nur der Seefisch, sondern auch die Auster Volksnahrungsmittel im wahren Sinne des Wortes. Ähnliche Verhältnisse weist Norwegen auf. Die Küstenfischerei versorgt die ganze Bevölkerung reichlich mit frischen Fischen, die Hochseefischerei schafft Werte von 43 Millionen Kronen für die Ausfuhr. Für beide Länder ist es bezeichnend, daß allein aus den Abfällen Fischguano im Werte von einigen Millionen hergestellt wird. Allerdings muß dabei in Betracht gezogen werden, daß England und Norwegen von der Natur ganz außerordentlich begünstigt sind. England (mit Schottland) hat bei einer Bodenfläche von 217959 qkm 4749 km Küstenstrecke. Norwegen mit einem Areal von 322304 qkm, das nur an der Küste einigermaßen bevölkert ist, erstreckt sich 2800 km lang am Meere hin, und ebensoviel Küste kann noch auf die Ausbuchtungen gerechnet werden. Deutschland dagegen hat 540484 qkm und nur 1665 km Küstenstrecke, wovon 1365 auf die fischarme Ostsee entfallen.

Auch Frankreich liegt günstiger; es ist ziemlich so groß wie Deutschland, hat aber an drei fischreichen Meeren — Nordsee, Atlantischer Ozean und Mittelmeer — 3120 km Küste Seine Fischerei hat sich stetig weiter entwickelt, sie liefert einen bedeutenden Prozentsatz zur Volksernährung und führt einen Überschuß von nahezu 100 Millionen Frank aus.

Das einstige Österreich stand mit seinem Areal (ohne Ungarn) von 300013 qkm und 1550 km Küstenstrecke Deutschland im großen ganzen gleich. Aber sein Anteil an der Wasserernte war noch geringer. Ein geradezu trauriges Beispiel bietet Italien mit seinen 6785 km Küste. Es deckt nicht die Hälfte seines Bedarfs.

In der Fürsorge für die Binnengewässer wird Deutschland von Frankreich, Österreich, ja selbst von der Schweiz übertroffen. Dagegen ist der Aufschwung der deutschen Teichwirtschaft in den letzten Jahren um so erfreulicher, als er nur dem Unternehmungsgeist des einzelnen zugute geschrieben werden muß. In erster Linie gebührt das Verdienst der Tatkraft der vielen Fischereivereine, denen staatlicherseits noch viel mehr Förderung zuteil werden könnte.

Weshalb wird von der 1365 km langen deutschen Ostseeküste kein Fischdampfer für Hochseefischerei ausgerüstet? An seetüchtigen Fischern ist kein Mangel, der Absatz ist gesichert: weshalb zögert das deutsche Kapital, sich auf diesem Gebiet in den Dienst der Volkswohlfahrt zu stellen?

Sorglose Eltern

Von Dr. Hans Lieske

Die durch die wirtschaftliche Notzeit gebotenen Einschränkungen machen sich im Familienleben vielfach auch insofern fühlbar, als viele Eltern unter anderem auf das früher zur Betreuung der Kinderwelt gehaltene Personal verzichten müssen. Vater und Mutter wußten in den verflossenen goldenen Zeiten ihre Sprößlinge in sicherer Obhut eines Kinderfräuleins, eines Hauslehrers, einer Erzieherin, wodurch sie der Sorge um das Tun und Lassen der Kinder enthoben waren. Ungezählte Familien sehen sich dagegen jetzt zu größtmöglicher Sparsamkeit und damit zur Entlassung kaum entbehrlicher Haushaltsgenossen gezwungen. Solch böse Notwendigkeit trifft Vater und Mutter um so härter, je weniger sie selbst bei bestem Willen infolge unerläßlicher Erwerbsarbeit imstande sind, den Kindern gebührende Pflege und Aufsicht zu widmen. Wer aber weiß, was Kindergedanken auszuhecken, was Kinderhände anzurichten vermögen, der kennt die Schwere eines Wächteramtes, gilt es, den Kindern gehörig auf die Finger zu sehen. Denn unser Recht stellt in diesem Punkte große Ansprüche. Schuldlose Eltern haben allerdings von ihm nichts zu fürchten. Bescheinigt ihnen das Gericht in Haftpflichtprozessen völlig einwandfreie Wahrung ihrer Überwachungspflichten, so rettet solch ein richterliches Attest vor einer Verurteilung wegen des von Kindern gestifteten Schadens. Aber schon eine geringfügige Lässigkeit, ein kleiner Schritt vom Wege, den das Schutzbedürfnis der Mitwelt zu gehen heißt, kann den Eltern zum Verhängnis werden. Voll bitterer Ironie wird da so mancher Richterspruch eine lebensfremde Überspannung dessen gescholten, was man von Vater und Mutter an Vorsicht verlangen darf. Statt dessen sollten sich die Kritiker in die Rolle eines Menschen versetzen, dem ohne alle eigene Schuld durch fremder Kinder Unbedachtsamkeit bitteres Leid geschah. Vielleicht wird dann ihr abfälliges Urteil gelinder.

Mit welchem Maße soll denn nun eigentlich gemessen werden? Wie müssen sich Vater und Mutter verhalten, damit ihnen nötigenfalls be-



Brüderlein und Schwesterlein. Von Ernst Bröbel. Plastik aus der Porzellanfabrik Fraureuth A.-G.

scheinigt werden kann: „Ihr habt allen verständigen, gerechten Ansprüchen nach bestem Vermögen genügt, darum seid ihr frei von Schuld und Haftung"? Eine rechte Antwort hierauf wird den meisten eine Mahnung, manchem wohl auch ein Trost sein. Sie zu erteilen mag die vielfach gescholtene Rechtsprechung hier selber das Wort ergreifen. Und zwar seien dem praktischen Leben entnommene Fälle Zeugen für die Bewertung elterlicher Aufsichtsführung vor Gericht. Denn das Gesetz verrät uns nur, daß die Eltern allen Schaden ersetzen müssen, den ihre minderjährigen Kinder infolge ungenügender Beaufsichtigung verübten. Sache des Gerichts aber bleibt das strenge Examen, das der Richter mit den Eltern der kleinen Missetäter anstellen muß. Eltern, die hier nicht bestanden, haben das schon in großer Zahl mit dem Verlust ihrer Existenz oder doch mit schwerer lebenslänglicher Fronarbeit im Dienste des Geschädigten büßen müssen.

Ein fünfjähriger Knabe bekundete eine schon mehrfach betätigte Vorliebe zum Werfen mit Steinen nach Menschen. Eines Tages verletzte er dabei ein kleines Mädchen schwer. Der auf Ersatz verklagte Vater des Jungen wandte ein, sich ohne Unterlaß um seinen Sohn zu kümmern; doch brachte ihm diese Ausflucht nicht den ersehnten Prozeßsieg. Allerdings durfte er die Aufsicht über das Kind seiner Frau überlassen. Da er aber um die üble Neigung seines Sprößlings wußte, hätte er ihr auch durch geeignete Strafmittel und verschärfte Aufsicht entgegentreten müssen. Gesittung und Charakter der Kinder sprechen also nachdrücklich mit bei der Lösung der Frage, ob es die Eltern wohl an der nötigen Überwachung fehlen ließen. Deshalb ist die Aufsichtspflicht der Eltern eines zu üblen Streichen geneigten Sohnes besonders weitgehend. Die Mutter eines dreizehnjährigen, nicht bloß zu gewöhnlichen Unarten, sondern zu ernsten Schlechtigkeiten neigenden Jungen mußte sich sagen lassen, daß derartige Kinder stetig und in besonderer Weise zu hüten seien. Die Folgen einer Unterlassungssünde aber hatte die Mutter durch Ver-

urteilung zu beträchtlicher lebenslänglicher Rente an den Verletzten zu büßen.

Schuldlos an dem vom Sohne begangenen Unheil wurde dagegen eine Witwe befunden, deren elfjähriger Knabe beim Fechten mit Bohnenstangen einem Kameraden versehentlich ein Auge ausgestoßen hatte. Und zwar rettete die Beklagte der Beweis, daß der Sohn ein guterzogener, braver Knabe war. Denn es kann von Eltern, die sich erfolgreich bemüht haben, ihre Kinder gut zu erziehen, nicht verlangt werden, daß sie Kinder im Alter von elf Jahren auf Schritt und Tritt begleiten lassen oder selber begleiten. Das Glück reichsgerichtlicher Anerkennung erfüllter Achtsamkeitspflichten widerfuhr weiter einem Vater, dessen zwölfjähriger Junge einem Spielkameraden mit einer Windbüchse das Auge ausgeschossen hatte. Schußwaffenunheil wird sich zwar meist in einer Verurteilung der Eltern rächen, die nicht mit aller Schärfe gegen das Hantieren unmündiger Kinder mit Waffen einschreiten. In diesem Falle aber schien der Vater jedes erforderliche Maß von Achtsamkeit auf das Treiben des Sohnes bewiesen zu haben. Denn er hatte dem Jungen nur im Zimmer mit Bolzen nach der Scheibe zu schießen erlaubt, ihm dagegen streng verboten, mit der Büchse hinauszugehen. Auch hatte er die Hergabe der erbetenen Bleikugeln verweigert. Als er am Tage vor dem Unfall das Schießen beendet zu sehen wünschte, schloß er die Büchse in sein Zimmer ein. Am Unfalltage selber nahm er die Büchse mit in sein Zimmer, in das er sich zum Mittagsschlafe zurückzog. Daß der Junge dem Verbot zum Trotz den Schlaf des Vaters ausnützen werde, sich die Büchse heimlich anzueignen, um dann auf der Straße damit zu schießen, damit brauchte der Vater nicht zu rechnen, weil das Kind sonst nicht ungezogen, verlogen oder unfolgsam war.

Ein anderer Fall mit anderen Lehren. Eine Reihe neunjähriger Knaben spielt auf dem Dorfanger. Dabei klettern die Jungen auf den kleinen, etwa zwei Meter hohen Hügel, um von ihm herunterzurutschen. Nachdem sie dies einige Male getan, wollte ein Junge einen seiner Mitschüler von dem Hügel herunterziehen. Also hockte sich ein Knabe auf die Spitze des Hügels, um sich ziehen zu lassen. Da er aber nicht gleich ins Rutschen kam, gab ihm ein dabeistehender Kamerad in gutmütiger Absicht einen Stoß in den Rücken, um ihn ins Gleiten zu bringen. Zum Unglück aber wurde der Stoß recht folgenschwer. Das von ihm betroffene Kind fiel nämlich nach vorn und brach dabei den Oberschenkel. Nun sollte der Vater des Täters Ersatz leisten. Darauf ging jedoch das Gericht nicht ein. Es wies darauf hin, daß sich die Haftung der Eltern von Rechts wegen immer nur auf eine rechtswidrige Tat des Kindes gründen darf. Solch eine Rechtswidrigkeit vermochte der Richter aber in dem Verhalten des Sohnes nicht zu erblicken. Denn der schädliche Stoß war nur schwach gewesen. Allerdings hatte er den Mitschüler zu Fall gebracht. Hierzu aber war auch ein starker Stoß nicht vonnöten. Denn der Verletzte hockte doch eben auf dem abschüssigen Hügel und mußte darum sehr leicht das Gleichgewicht verlieren. Ein bloßes Anstoßen oder einen kleinen Ruck wollte indessen der Richter verständigerweise nicht als widerrechtlichen Eingriff in fremde Rechtssphäre gelten lassen. Denn die Kinder waren Spielkameraden und bei einem Spiele begriffen, das ein Anfassen, Weiterschieben oder Vorwärtsstoßen in den mäßigen Grenzen eines Spieles als etwas ganz Natürliches, durchaus Erlaubtes und Selbstverständliches bedingt. Freilich sind bei solchen Spielen die Grenzen des Erlaubten leicht und bald überschritten. Der geschilderte Sachverhalt aber ließ dem erkennenden Richter die Annahme solch einer Grenzüberschreitung als ungerechtfertigt erscheinen.

Möchten diese Beispiele die Eltern an die Wichtigkeit ihrer Überwachungspflichten erinnern, auf der anderen Seite aber das Vertrauen zu der Einsicht und dem Billigkeitsgefühl unserer deutschen Richter stählen helfen.

Denkwürdigkeiten unserer Zeit

Feldgraues Elend

Zwei Jahre sind vergangen, seit an der Front der letzte Schuß fiel, und noch immer liegen 45000 Feldgraue in Lazaretten, um ihre Wunden und Gebrechen zu heilen. Mancher ist seit Herbst 1914 in Behandlung. Viele haben 20 bis 30 Operationen hinter sich. Für nicht wenige wird das Krankenhaus noch auf Jahre hinaus die Heimstätte sein. Und dabei sind einzelne seit Oktober 1911 zum Militär eingezogen und heute bereits neun Jahre ihrer Berufstätigkeit entrissen. Zu den körperlichen Schmerzen dieser Schwerverletzten gesellt sich die materielle Sorge. Ihre Familien befinden sich vielfach in Bedrängnis. Zudem beherrscht viele die Furcht, nach der Entlassung keine geeignete Arbeit zu finden. Die Gebührnisse von insgesamt 192 Mark monatlich sind, wie Hauptmann a. D. Willy Mayer im Berliner Tageblatt ausführt, zum Leben zu wenig. Daß diesen Ärmsten jeder verbitternde Kampf erspart bleiben muß, wird jeder zugeben, der sie einmal an der Stätte ihres Leidens aufgesucht hat. Aber wer sucht sie auf? In dem Reservelazarett, das im Berliner Lutherlyzeum am Tempelhofer Ufer untergebracht ist, liegt ein Feldzugteilnehmer, dem beide Hände weggerissen sind und der außerdem blind ist. Ein anderer, ebenfalls Blinder, hat ein Gesicht, das wie ein irregulärer Fleischklumpen aussieht. Ein Granatsplitter hat ihn so verunstaltet. Welches Elend bergen die Gartenmauern des Lazaretts in der stillen, schönen Thüringer Allee, draußen in Westend! Hier sind fast nur Feldgraue mit schweren Kieferverletzungen untergebracht. Männer, denen die Nase oder der ganze Unterkiefer weggerissen wurde; vereinzelt auch solche, die an Stelle des Gesichts nur ein tiefes Loch oder eine dicke Wulst haben. Und welche Tragödien spielen sich hinter den vergitterten Fenstern und Balkonen der Irrenanstalt von Dr. Edel ab, die in der Berliner Chaussee als eine Insel der Unglücklichen eingebettet liegt. In der Hast und Erregung unserer Tage vergessen wir nur zu leicht das Leid und das Weh der immer noch siechen Mitkämpfer des vergangenen Krieges. Ihnen mehr als bisher zu helfen, ist unabweisbare Pflicht der Gemeinschaft, das heißt des Staates. Aber erfüllt er diese Pflicht nicht bald, dann müssen die Gesunden sich zu einer großen Hilfsaktion zusammenschließen.

Steuernöte

In Königsberg i. Pr. hat die Not der Zeit die Einführung folgender neuen Steuern erforderlich gemacht: 1. einer Viehsteuer, und zwar für das Reit- oder Rennpferd eine Steuer von 500 Mk., für ein anderes Pferd 100 Mk., ein Rind 120 Mk., ein Schwein 80 Mk., ein Schaf oder eine Ziege 40 Mk.; 2. einer Wagensteuer von 200 Mk. für gewöhnliche und von 600 Mk. für Luxuswagen; 3. einer zehnprozentigen Personenfahrsteuer; 4. einer Hausangestelltensteuer, die beim ersten Hausangestellten 100 Mk., beim zweiten 300 Mk., für jeden weiteren 500 Mk. beträgt.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Hirsche. Nach einem Scherenschnitt von Marta Sachse-Schubert.

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

Ostern nahte. Die Reifeprüfung in der Gymnasialstadt war beendet. Martin Opterberg und Christoph Attermann kamen von der Bahn und schritten rüstig durch die Felder. Sie sprachen kein Wort, aber zuweilen blieben sie mit einem Ruck stehen, blickten sich in die Augen und lachten sich trunkenen Mutes an. Dann schritten sie um so eiliger aus.

Aus der Ferne schon erspähten sie vor dem Hoftor eine Frau, die Ausschau hielt in die Weite.

„Die Mutter!" jubelten sie, schwenkten ihre Mützen und setzten in wilden Sprüngen über den Weg.

Frau Christiane weilte schon seit Stunden vor dem Tore. Mitten im werktäglichen Schaffen hatte es die arbeitsfreudige Frau überfallen, daß sie die Hände sinken lassen und hinaushorchen mußte. Und langsam, von einem unwiderstehlichen Gefühl getrieben, hatte sie Fuß vor Fuß gesetzt und war wie traumwandelnd hinausgeschritten bis vor das Tor. Seit Stunden stand sie und schaute in die Weite und horchte in sich hinein, während sie glaubte, hinauszuhorchen. Heute wurden ihre Buben flügge. Und wenige Tage nur, und sie würden die Schwingen regen zum Ausflug in die Welt. Dann war das Nest leer.

In der Harrenden und Horchenden wurden die Stimmen der Vergangenheit lebendig. Sie redeten eifernd laut und wiederum schmerzlich leise in dem Kampf um die Seele des Mannes, die schweifen wollte im Blauen, statt Wurzel zu schlagen im Grünen. Hatte die tiefere Erkenntnis der Frau um des Lebens Möglichkeiten obgesiegt? Noch heute, nach zwanzig Jahren der Ehe, schweifte des Mannes unruhige Seele bei Tag und Nacht und wußte von der Heimatbedeutung des Opterberghofes nicht mehr als ein Vogel von seinem Futterplatz. Und dennoch, trotz der Niederlagen, die sie in den ersten Ehejahren mehr und mehr in eine innere Vereinsamung drängen wollten, die wurzelstarke Frau hatte dennoch obgesiegt. Nicht über des Gatten leichtes Zecherblut, aber über ihr eigenes Blut und des Weibes drängende Liebeserwartungen. Sie hatte sich als Siegerin erklärt, seit sie ihren Buben an die Brust legen konnte, und als glückliche Eroberin dazu, seit sie dem einzigen, den sie in Schmerzen geboren hatte, in dem Milchbruder einen Kameraden hatte geben können.

Wer hatte vordem ihres Reichtums gedacht? Nicht einmal der Gatte, den nur die Stunde lockte. Nun vermochte sie alle die Schätze, die sich unaufhörlich in ihr sammelten wie das Quellwasser im Berge, den Buben zu geben, und während sie in lautloser Freude gab und gab, spürte sie erst die ganze Fülle ihres Reichtums.

Frau Christiane stand am Tore und hielt Einschau und Ausschau. Ihre Lippen bewegten sich.

„Das ist das Glück. Spüren selbst in der Einsamkeit, daß man reicher ist als die tobende Welt, weil man aus sich selber schöpfen und spenden darf. Ihr habt mich dies Glück gelehrt, ihr Buben. Ich will's euch danken euer Leben lang."

Ein Tropfen stieg ihr ins Auge. Sie schüttelte ihn ab. Sie hatte daran gedacht, daß ihr Nest leer werden würde. Was nun mit den zuströmenden Schätzen in der Einsamkeit?

„Nein," sagte sie laut, „eine Mutter, die ihre Kinder ins Leben sendet, kann gar nicht einsam sein. Ich bin die Quelle, und sie sind der Strom. Und der Strom mag brausen, so fernhin er will, sein Lebenswasser holt er sich doch aus der Quelle."

Auf dem braunen Ackerwege tauchten die Gestalten der Heimkehrenden auf. Sie sah der Buben Mützenschwenken und die wilden Sprünge über die Ackerschollen querfeldein.

„So sollt ihr allzeit zu eurer Mutter gesprungen kommen und klares Quellwasser finden, ihr Buben," und sie hob die Arme und winkte den stürmisch Heimbegehrenden entgegen und fühlte sich von vier Jünglingsarmen umfaßt und die tollen Küsse der flaumbärtigen Lippen auf ihren Wangen.

„Wir haben's geschafft, Mutter, wir haben's geschafft!"

„Wollt ihr mich umbringen, ihr Wilden?"

„Mitnehmen möchten wir dich, mitnehmen in die Freiheit!"

„Um mich am nächsten Kreuzweg in der Freiheit sitzen zu lassen."

„Um dich der ganzen Welt vorzuweisen: Das ist unsere Mutter Christiane!"

„Das wär' mir das Rechte," lachte Frau Christiane, bekam ihre Hände frei und wuschelte durch das Blondhaar ihrer Buben. „Damit die ganze Studentenschaft schreit: ‚Da kommen die Opterbergsbuben mit ihrer Kinderfrau.' Nein, nein! Jetzt zeigt denen da draußen, daß ich euch wirklich das Laufen beigebracht hab'."

„Mutter, du wirst so allein sein, während wir draußen Tollheiten machen!"

„Macht ihr nur eure Tollheiten. Dann wird's euch heimtreiben, um euch bei der Mutter Rats zu holen, und ich bin nicht mehr allein."

„Ach, Mutter," rief Martin Opterberg übermütig, „wieviel Tollheiten werden wir begehen, um dir die Freud' zu machen."

„Uns, Mutter, uns," rief Christoph Attermann, „um deine Stimme zu hören."

„Kommt immer, ihr Buben, früh oder spät. Für eine Mutter gibt's keine Zeit. Eine Mutter wartet immer. Und nun marsch hinein und laßt euch beglückwünschen. Der Vater war euretwegen stundenlang im Keller, und gewiß nicht, um eine trockene Red' zu studieren."

Da nahmen die jungen Studenten Frau Christiane in die Mitte und zogen in den Hof, und Arnold Opterberg stand mit einem alten, kunstvoll geschliffenen Pokal auf der Schwelle des Hauses und winkte ihnen mit dem Kelch entgegen. „Trinkt einmal erst, trinkt einmal erst, damit wir nicht wehleidig werden. Es lebe die Freiheit!"

Nein, wehleidig wurden sie nicht an diesem Abend im Opterberghause. In der fensterreichen Giebelturmstube hatte der Hausherr den Tisch gerichtet, und während die Gläser aneinanderklangen, rauschte der junge Rhein sein stürmisch Wanderlied hinein und wetteiferten lockend die tannengrünen Höhen des Schwarzwaldes mit den rätselhaften Berggebilden der Alpen im Abendschein. Der ungewohnte Wein löste den Jünglingen die Zunge, daß sie mit dem jugendtrunkenen Hausherrn um die Wette schwärmten und Pläne schmiedeten, und Frau Christiane saß unter ihnen und blickte lächelnd in ihr Glas.

„Also das Ingenieurfach habt ihr euch erwählt," rief Arnold Opterberg, „Strombau, Brückenbau, Tief- und Hochbau und was weiß ich! Immerhin — ein freier Beruf, der einem die Wunder der Welt erschließen kann. Als Jurist Prozesse wegen einer Ungezieferbude führen, als Mediziner jedermann das Klistier setzen und als Schulmeister tagaus, tagein den Nürnberger Trichter bei anderer Leut' Kinder spielen — nee, wär' auch nicht mein Fall. Über die Theologie aber müßten sich die Theologen erst selber einmal einig sein. In den Weinbergen des Herrn stecken mir zuviel Pantscher, die das Hochzeitswunder zu Kana auf den Kopf stellen und aus Wein Wasser machen. Da wird das Herz nicht froh. Also es bleibt beim Ingenieurfach. Das ist doch noch ein Stück Leben, gesehen durch ein Stück Kunst, und ich habe nicht ganz umsonst zu Düsseldorf die Musen gegrüßt. Christiane, merkst du was?" Er war aufgestanden und hatte die Gläser frisch gefüllt. „Und nun wollen wir das Verbrüderungserzeugnis von Kunst und werktätigem Leben in diesen beiden Fahnenjunkern leben lassen Das Ingenieurwesen und seine beiden jüngsten Jünger: hoch, hoch und zum dritten Male — hoch!"

Sie standen im Kreise und stießen leuchtenden Auges miteinander an. Und Arnold Opterberg umarmte die Gefeierten und rief: „Jungens, am liebsten zög' ich mit euch. Aber ich besuche euch oft! Darauf könnt ihr das Abendmahl nehmen."

Die Wahl der Hochschule wurde zur Erörterung gestellt. Das wurde ein lustig Streiten. Die Namen Karlsruhe, Darmstadt, Aachen mißfielen Arnold Opterberg durchaus. Er wünschte Klang und Farbe in ihnen zu spüren wie in Freiburg, Heidelberg, Bonn.

„Aber Vater, es geht um eine technische Hochschule."

„Lari fari, es geht in den ersten Semestern darum, daß ihr irgendwo eingeschrieben seid und belegt. Denn ihr wollt doch zunächst Studenten werden und dann erst Ingenieure. Grundgütiger Gott, da sollte mir einer die Wahl freistellen!"

Martin Opterberg strahlte Christoph Attermann an. Der wiegte bedächtig den Kopf.

Frau Christiane ließ ihre Augen wandern, vom einen zum andern hin.

„Es ist Männersache," hob sie an, als sie zum Sprechen aufgefordert wurde, „und die Frau kann zu dieser Frage wohl nur das Gefühl reden lassen."

„Laß es reden, Mutter," riefen die Jungen wie aus einem Atem.

„Gut, ihr Buben, aber es ist nur eine Meinung und beileibe keine Beeinflussung. Ich mein' halt so in meinem Frauen- und Muttersinn: Gewiß werdet ihr zu allererst nicht gar zu viel schaffen und euch hinter den Büchern vergraben, weil ihr erst just von den Büchern kommt. Eure Jugend wird nach dem Leben greifen und nach den tausend neuen Eindrücken in der neuen Umgebung und in der neuen Freiheit. Das ist Jugendrecht und auch wohl der notwendige Ausgleich, und ich gönn's euch von Herzen. Ihr sollt als Männer nicht sagen dürfen, ihr hättet in der Jugend ein Versäumnis begangen, dem ihr nachtrauern müßt."

Arnold Opterberg griff nach seinem Glase und trank es aus. Die Jünglinge sahen es und schwiegen. Ihre Blicke kehrten zur Mutter zurück. Und Frau Christiane fuhr fort:

„Es mag Ausnahmen geben, die den Jugendschwarm nicht brauchen. Ich halt' nichts von diesen Ausnahmen, die die Freud' als Zeitvergeudung betrachten, wie ich auch von altklugen Kindern nichts halte. Nur die Freude hebt uns über den Kleinkram des Lebens hinaus, und nur aus der Freude wird die rechte Arbeit geboren. Also lernt in Gottesnamen die Freud' in jederlei Gestalt kennen und wählt auch die rechte aus zur Erinnerung. Ich würde dazu Freiburg wählen, weil es so mitten in unseres Herrgotts Schwarzwaldgarten liegt, und weil es euch, bevor ihr euch an die eigentliche und ernste Lebensarbeit macht, noch einmal die Heimat lieben lehrt in allen ihren Wundern. Dann mögt ihr weiter."

Frau Christiane nickte ihren Buben zu und ließ den Blick in den Abend wandern. Und die Buben sprachen erregt durcheinander und besprachen die Fächer, die sie auch in Freiburg belegen könnten, Mathematik, Geologie, Chemie, Physik. Das schwirrte durcheinander . . .

Vorbei der Schulzwang. Vorbei das jähe Auffahren im Morgendämmern mit dem ersten Blick nach der gnadenlosen Uhr. Fünfmal gellte auch heute ihr Schlag. Marsch, auf den Weg, durch Feld und Wald, durch Wetter und Wind zur fernen Eisenbahn, die nicht wartet! Martin Opterberg streckte sich wohlig in seinem Bett: „Schlag du fünftausendmal. Deine Macht ist aus. Ich bin ein Freiherr geworden."

Christoph Attermann aber erhob sich ruhig aus seinem Bett und begann ein großes Wasserplätschern.

„Heda, Student," rief ihm Martin Opterberg lustig aus den Kissen zu, „du träumst dich wohl eben in deine Kinderzeit zurück? In die Klappe, Fuchs! Wir singen als Morgenlied: Frei ist der Bursch!"

„Die Mutter ist auf, Martin. Ich hörte sie schon. Da möcht' ich ihr Gesellschaft leisten."

„Grüß sie von ihrem traumseligen Sohn."

Im ersten Morgendämmern stand Frau Christiane in ihrem Terrassengarten. Ihr Rundgang durch die Ställe war beendet, Knechten und Mägden die Früharbeit angewiesen. Der Himmel färbte sich rosafarben. Über den Vorbergen des Schwarzwaldes tasteten schon die Strahlen der aufgehenden Sonne.

Eine kleine Weile hier zu stehen und alles erwachende Leben in sich hineinzutrinken, war Frau Christianes tagtägliche Morgenandacht. Christoph Attermann gewahrte sie und verhielt seinen Schritt, um ihr Tun nicht zu stören. Doch Frau Christiane hatte den Schritt schon vernommen und sagte, ohne sich umzuwenden: „Das ist der Christoph. Guten Morgen, mein Bub. Weshalb schläfst du nicht aus wie der Martin?"

„Guten Morgen, Mutter. Der Martin hat mir schon einen Gruß an dich aufgetragen. Ich hörte dich im Hause und dacht', du könntest mich brauchen."

„Ei, Christoph, solltest du nicht eher darum gekommen sein, weil du mich brauchen möchtest?"

„Du weißt alles, Mutter. Ja, darum kam ich. Aber ich seh', ich stör' dich gerade."

Sie reichte ihm die Hand und zog ihn näher.

„Du kannst teilnehmen. Wer das hier betrachtet, Morgen für Morgen und jahraus, jahrein, dem kann der Glaube an die Unsterblichkeit nimmer vergehen und erst recht nicht der Mut zum Leben. Noch ist alles winterschwarz und so öd', daß du über dich selbst jammern möchtest, und da kriecht schon zu deinen Füßen das erste Leberblümchen aus dem Erdreich, siehst du, gerad' hier, wo wir stehen, und putzt sich und reckt sich ins Licht, als hätt' es nur eben ein Schläfchen hinter sich und wär' nun wieder fröhlich bei der Sach'. Und die Fruchtknoten an den Obstbäumen haben während des Winterschlafs ihr Säfteschwellen nicht eingestellt und bereiten sich im kahlen Holz schon wieder zur seligen Blüte. Und die bleiche Wintersonne kriegt einen goldenen Glanz und gar so viel Wärme, daß es uns wohlig über den Rücken rieselt und all das müde Blut in uns verwundert die Augen aufschlägt. Schau, Christoph, da kommt die Sonne selbst, und weil wir Frühaufsteher sind, lehrt sie uns ihren Spruch, und der lautet: ‚Im Haushalt Gottes gibt es keinen Tod und nur ein täglich Auferstehen. Und wenn's gestern Nacht war, so ist darum doch heute wieder Tag. Menschlein, Menschlein, du mußt nur erst den rechten Abstand zu dir selbst und deinem lächerlich winzigen Sorgenbündelchen gewinnen, um die ganze Größe der Schöpfung zu erkennen und dich selbst als ein unsterblich Glied.'"

„Du bist glücklich, Mutter."

„Ich war's nicht immer. Ich bin's geworden. Ich hab' manchen Stein zerklopfen müssen, bis ich zu der Quelle in mir kam. Und so müssen wir alle. Christoph, es geht nur um die Liebe im Leben. Um sie nur allein. Wer am stärksten zu lieben vermag, ist der Glücklichste. Nun sprich, was dich in der Frühe zu mir führt."

„Es ist so klein, Mutter..."

„Dann wollen wir es nicht erst groß wachsen lassen. Sprich tapfer drauflos."

„Mutter," sagte Christoph Attermann, „es wäre wohl am Platze, daß ich dir aus tiefstem Herzen dankte für alles, was du an mir getan hast. Von der Muttermilch an, die du mir gegeben hast wie deinem eigenen Sohn. Aber schau, da stock' ich schon. Denn dafür allein, daß du mich an deine Brust gelegt und mich gesäugt hast, dafür wär' mir ein Dank wie ein anmaßlich Wort, weil die Gabe zu unfaßlich hoch darüber steht. Und ich bin auch gar nicht gekommen, dir zu danken, weil ich ja von deiner Liebe gar nicht loslasse und immer wiederkommen werd' und gar keinen Abschluß find'."

„So ist's recht," ermunterte Frau Christiane. „Es ist recht, weil es das Selbstverständliche ist. Und nun sag das Deine."

„Mutter," hob Christoph Attermann von neuem an, „der Martin und ich, wir sind Brüder. Aber der Martin ist ein Opterberg-Erbe, und ich bin ein Attermann-Erbe, und danach muß ich jetzt den Weg, der in die Selbständigkeit führen soll, richten. Es wär' sonst ein falscher Ton in unserem brüderlichen Verhältnis, und ich gäb' mir einen Anstrich auf seine Kosten. Ach, Mutter, lach nicht. Du hast mir bei der Einsegnung vor Jahren vorgezeigt, daß der Erlös aus meinem Väterlichen und Mütterlichen die Summe von sechstausend Mark getragen habe. Wie ich mir mein Studium einzurichten gedenk', wird's auskömmlich reichen. Aber die Freud', mit dem Martin gemeinsam das Studentenleben zu betreiben, werde ich aufstecken müssen. Darum bleiben wir uns doch die gleichen und gehen als Männer wieder Hand in Hand."

Frau Christiane schaute angestrengt in die aufsteigende Sonne.

„Nun sprich auch jetzt, daß ich recht hab, Mutter, und nimm mir den Druck."

„Christoph," sagte Frau Christiane und blickte immer noch in die junge Sonne, „ich muß dir ein Geständnis machen. Mit den sechstausend Mark stimmt's nimmer."

Über die breite Stirn Christoph Attermanns zog eine brennende Scham. „Verzeih, Mutter," stammelte er, „ich hab's in meiner Gedankenlosigkeit nicht berechnet. Das Schulgeld und die Erziehungskosten —"

„Du Narr," sagte Frau Christiane, ohne den Blick aus der Höhe zu wenden, „sollen wir etwa gegeneinander aufrechnen? Was der Opterberghof an dir gehabt hat und du am Opterberghof? Nein, es ist eine viel größere Leichtfertigkeit, als du es ahnst, und ich muß mit der Sprache heraus. Also ich hab' — ich hab' mit deinen sechstausend Mark — kurz, ich hab' damit, wie man an der Börse sagt, spekuliert."

„Spekuliert?" Christoph Attermann lachte, wie von einem Alp befreit. „Und hin ist's?"

„Hin? Du bist wohl von Sinnen, Bub? Man spekuliert doch nicht, damit's hingeht? Verdoppelt hab' ich's und die Zinsen stehen auch noch dazu."

„Mutter," fragte Christoph Attermann ungläubig, „wann hast du denn das getan? Sieh mich doch an, Mutter."

Da schaute Frau Christiane ihm gelassen in die zweifelnden Jünglingsaugen.

„Hör zu, Christoph. Die anderen wissen nicht davon, und aus guten Gründen. Vor einer spekulierenden Mutter wäre die schuldige Achtung ins Wanken geraten. Es ist aber geschehen, und es war, als der Landhunger der Fabriken einsetzte. Da hab' ich heimlich für dein Erbteil

gekauft und ums Doppelte wieder verkauft. Es ist geglückt."

„Und wenn's nicht geglückt wär'?"

„Ja, mein armes Christophel, dann wärst du ein Bettelbub geworden."

„Das glaub' ich dir nicht, Mutter. Zum erstenmal im Leben glaub' ich dir was nicht."

„Das magst du dummer Bub halten, wie du willst. Die Hauptsach' ist und bleibt: das Geld ist da und ist dein. Und du wärst mir ein netter Geizhals, wenn du jetzt noch den Martin allein nach Freiburg ziehen lassen wolltest."

Der Junge hob die Arme. Dann warf er sich wortlos an Frau Christianes Brust. —

„So, und nun geh hin und erzähl dem Martin, auf welche Glücksweis' du dein Vermögen verdoppelt hast, und daß du mit ihm Schritt halten kannst."

„Mutter," stammelte Christoph Attermann, „was sag' ich nur zu all deiner Liebe . . .?"

Zu ihren Füßen brauste und schäumte der junge Rhein, kristallen und blau, wie er aus den Bergen kam, in denen seine Quellen lagen.

„Wenn sie dich zuviel dünkt," sagte Frau Christiane, „so gib dafür von der deinen an Martin," fuhr ihm durchs Haar und ging ins Haus.

Noch einmal gab es in der Osterwoche Becherklang im Giebelturmzimmer. Professor Barthelmeß war gekommen inmitten seines Familienlebens. Seinem ältesten Sohn Bernhard war, in Anbetracht, daß man ihn zur Rekrutenmusterung vorgeladen hatte, von der Schule nach hartem Kampf das Einjährigenzeugnis bewilligt worden, und die Brüder Fridolin und Hartwig hatten es gleichzeitig erhalten, weil sie die Erklärung abgaben, sich nicht einem wissenschaftlichen, sondern einem künstlerischen Berufe widmen zu wollen.

„Was ihnen der Vater geben kann, vermag ihnen nicht Schule und nicht Hochschule zu geben," erklärte Professor Barthelmeß feierlich. „Ich werde meine drei Söhne der christlichen Kunst zuführen. Sie erhebt über den Alltag und nährt ihre Jünger."

Als Martin Opterberg vom Vater ausgeschickt war, neuen Wein in die Giebelstube zu holen, und mit den Flaschen im Arm die Giebeltreppe hinaufgestiegen kam, huschte ihm die zwölfjährige Sabine Barthelmeß entgegen.

„Gib mir schnell einen Kuß, Martin. Daß du an mich denkst."

„Bist du toll, Mädel?"

Sie stand eine Treppenstufe höher als er, beugte sich schmiegsam vor und küßte ihn auf den Mund, bevor er, die Flaschen im Arm, abwehren konnte, huschte vor ihm die Treppe hinauf ins Zimmer zu den anderen und saß bei seinem Eintritt mit unschuldig gesenkten Augen.

Vierzehn Tage darauf trafen Martin Opterberg und Christoph Attermann in der alten Musenstadt Freiburg ein, um schon am nächsten Morgen als Füchse der Burschenschaft zu erwachen.

5.

„Bindet die Klingen! — Los! — — Halt!"

Immer wieder dieselbe helle Befehlsstimme. Immer wieder dasselbe leise Sirren der Stahlklingen und ihr hartes Aufdröhnen auf dem schweißfeuchten Filzdeckel.

„Was, ihr Füchse? Das treibt den Kneipendunst besser aus den Schädeln als die schönste Knetkur beim Herrn Hofbarbier. Auf die Mensur — los! Terz! Quart! Mit der Klinge fangen, nicht mit dem Kopf! Der Hieb ist die beste Deckung! Allemal! — Halt!"

Prustend schälte sich Martin Opterberg aus dem wulstigen Fechtzeug. „Den Donner auch," raunte er Christoph Attermann zu, der in der Ecke des Fechtsaals neben ihm stand und sich aus der Halsbinde löste, „da sing' noch einer: Frei ist der Bursch! Mit den Eulen ins Bett und mit den Hühnern heraus. Ich hab' keine drei Stunden Nachtruhe gehabt."

„Ging's mir anders, Martin? Aber der Fechtwart hat recht: der Dunst von der gestrigen Kneipe ist raus aus dem Schädel. Saufen kann jeder, aber Freiheit heißt doch wohl: frei werden durch Pflichtenerfüllung."

„Rechnest du den Frühschoppen nachher und den Mittagsbummel und die Nachmittagsspritzfahrt und die Abendkneipe ebenso zu den Pflichtenerfüllungen wie in der Frühe den Fechtboden?"

Christoph Attermann lachte gutmütig.

„Martin, wenn ich's noch wär', der so sprechen wollt'. Dir wächst ja alles von selber zu. Den Schläger handhabst du schon wie ein alter Fechter, daß sie dich sicher schon vor Ende des Semesters auf die Fuchsenmensur herausstellen werden, und beim Bechern und Singen wirst du nicht müd', bis der letzte nach Hause strebt. Ich muß mir das alles mühsam erlernen, und schimpf' doch nicht."

„Hei, weshalb schimpfst du nicht?"

„Weil ich mir denk', die Verbindungserziehung ist vonnöten, damit man zu jeder Stund' sich zusammenreißen lernt und nie außer Rand und Band kommt. Wer einmal befehlen will, muß sich selber gehorchen können. Und das weiß keiner besser, als der Martin Opterberg, und wenn er erst gewaschen und gestriegelt ist und die Mütz' auf dem Kopf hat und das Band um und zieht durch die Straßen Freiburgs, ‚fast als wollt' er eine suchen, die ihm die Allerliebste wär'‘, wer jubelt da am lautesten sein ‚Frei ist der Bursch‘?"

„Ach, Christoph," sagte Martin Opterberg und legte dem Freund den Arm um die Schulter, „es ist doch wunderschön . . ."

Sie zogen über die Straße und kamen an der Universität vorbei.

„Gehen wir einen Augenblick hinein, Martin?"

„Hinein? Schau dir einmal den festen Bau an. Der läuft uns nicht so leicht weg."

„Aber wir laufen ihm weg, weil wir gar so lose gebaut sind, und das säh' doch weiß Gott aus wie blasse Angst und Kneiferei. Hält's dein Hirn nicht aus nach dem bißchen Kneipen?"

„Also komm schon herein, du Quälgeist. Mein Hirn hält sämtliche Herren Professoren aus, aber ich mein', ein Kolleg genügt für heut, um ihnen die Ehre zu erweisen."

So zogen sie ein und drückten sich in die Bänke, und als sie wieder in die Frühlingssonne traten, grüßten sie erst ein Rudel frischer Studentinnen und ließen die lachenden Mädel an sich vorüberstolzieren, bevor sie den Frühschoppen aufsuchten.

„Prachtmädel darunter, Christoph. Mit denen müßte sich gut in unseren Schwarzwaldbergen wandern lassen."

„Du wärst imstande dazu."

„Du vielleicht nicht? Wer redete denn vorhin so hoch daher von blasser Angst und Kneiferei, als es galt, mich ins Kolleg zu schleppen? Umschichtig, Christoph. Jetzt ist die Reihe an mir, und du bist mein."

„Es sind Medizinerinnen, Martin. Man trifft sich kaum."

„Was sonst noch? Von morgen an schieben wir medizinische Kollegs ein. Ohne Beleggelder. Selbstverständlich. Der Professor wird sich freuen, zwei Hörer mehr um seine Weisheit versammelt zu sehen. Ach, Brüderlein, stachle du noch mal meinen wissenschaftlichen Eifer an."

(Fortsetzung folgt.)



Phantasien. Nach einer künstlerischen Aufnahme von H. Hoffmann.

Das Geheimnis der Phantasie

Von Dr. Adolf Heilborn

Obschon die Einbildungskraft eine große Künstlerin, ja, Zauberin ist," lehrt Kant ganz modern-materialistisch, „so ist sie doch nicht schöpferisch, sondern muß den Stoff zu ihren Bildungen von den Sinnen hernehmen": die Phantasie, heißt das mit anderen Worten, kann nichts erfinnen, was nicht in irgendwelcher Form da ist, was nicht unsere Sinne irgendwie vorher wahrgenommen haben. Kant steht damit in ausgesprochenem Gegensatz zu Plato, dessen Ideenlehre behauptet, es gäbe nichts auf der Welt, wovon nicht vorher die Idee irgendwie vorhanden oder wenigstens die Möglichkeit der Entstehung ersonnen gewesen wäre. Unsere Zeit neigt nach den Bitternissen der letzten Jahre und in ihrer gärenden Zerrissenheit wieder zu Platos Idee und also zum Mystizismus. Die junge Dichtergeneration ist Zeuge dafür, und gewichtiges Zeugnis legt auch manch Naturforscher in seinen Schriften dafür ab. Der Weltkrieg, dieser grausamste Experimentator und rücksichtsloseste Vivisektor, den die Menschheit bisher kennengelernt, hat für die Wissenschaft vom Menschen manch bedeutendes Ergebnis gezeitigt, indem er Möglichkeiten schuf, die auch der kühnste Operateur zu schaffen nie gewagt hätte. Er hat so auch in das Geheimnis der Seele hineingeleuchtet, mit mitleidslosem Eisen eindringend, zerstörend, bloßlegend, was verborgen war. Noch ist längst nicht die volle Ernte dieses Sichelns eingebracht, aber der und jener Wegbahner sucht bereits, die Frucht zu schätzen, und so hat als einer der ersten Karl Ludwig Schleich, der Berliner Chirurg, der „Gehirningenieur", wie man ihn wohl genannt hat, das Wesen der Phantasie uns zu enthüllen unternommen und in einer geistvollen Studie über „Gedankenmacht und Hysterie" (E. Rowohlts Verlag), an Platos Ideenlehre anknüpfend, die geheimnisvollen Zusammenhänge zwischen Formenbildung und Idee darzulegen versucht. Man mag sich zu dem Ergebnis stellen, wie man will — die Hypothese ist so bedeutungsvoll, daß sie hier in ihren Hauptzügen vorgetragen zu werden gewiß verdient.

Unser Gehirn, durch eine Längsfurche in zwei Hälften geteilt, die in der Tiefe durch eine Art von Querbalken zusammenhängen, durch eine Querfurche in einen vorderen, Großgehirn genannten, und einen weit kleineren, gleichsam unter das Großhirn geschlüpften, hinteren Teil, das Kleinhirn, geschieden, besteht bekanntlich aus einer die Oberfläche in ziemlich gleichmäßiger und starker Schicht als Rinde überziehenden grauen und einer inneren, in den einzelnen Abschnitten verschieden starken weißen Substanz. Die graue „Hirnrinde" birgt Millionen über Millionen winzigster Nervenzellen, die weiße „Marksubstanz" setzt sich aus den von jenen abgehenden oder zu ihnen hinführenden Nervenfasern zusammen. Diese Nervenfaserbündel sind nach unten zu einer Kreuzung übereinandergelegt, weiter oben aber durch den erwähnten Querbalken miteinander verbunden. Solche eigentümliche Anordnung bedingt es, daß alles, was in der rechten Hirnhälfte geschieht, auf die linke Körperseite bezogen wird oder einwirkt und umgekehrt: eine Verletzung der rechten Hirnhälfte ruft also Lähmung der linken Seite hervor. Das alles war schon lange bekannt. Schleich glaubt nun entdeckt zu haben, daß die beiden Hirnhälften, abgesehen von der beiden gemeinsamen Muskel- und Gefühlsfunktion, „im Haushalt der Ideen und Gedanken ganz verschiedene Ämter zu vertreten haben", und daß die eine Hälfte die andere „in jedem Augenblicke, in dem ein Mensch das

beabsichtigt, betrachten kann wie einen vor ihn hingelegten Stein".

Die linke Hirnhälfte empfängt nach Schleichs Auffassung von den Sinnesorganen (Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Gefühl, Muskel- und Raumsinn) her die Reizwellen und registriert die Eigenschaften der gesehenen, gehörten, gerochenen, geschmeckten, gefühlten Dinge, ohne jedoch ein Urteil über das betreffende Ding zu fällen. Dieses Urteil gibt vielmehr das rechte Hirn erst ab, indem es die Vorgänge der linken Nervenerregung kontrolliert, beurteilt mit Hilfe der Erinnerung, des Gedächtnisses, der Vergleichung, des schon Erlebten, des schon Erfahrenen, oder, wenn die Erfahrung mangelt, die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, Ursache und Wirkung abwägend. So erst kommt die Einverleibung des Gegenständlichen, des Wahrgenommenen, Empfundenen in den persönlichen Erlebniskreis des betrachtenden Individuums zustande; hier erst werden die „objektiven" Eigenschaften des Gegenstandes „subjektiver" Besitz.

Die rechte Hirnhälfte ist nun nach Schleich zugleich der Sitz der Phantasie, und das „metaphysische Wunder der Phantasietätigkeit" beruht auf einem sehr einfachen mechanischen Vorgang. Es ist nämlich der umgekehrte Nervenerregungsvorgang. Während für gewöhnlich alle Reize der Sinne von außen nach innen derart wirken, daß also z. B. ein Schimmel mit allen seinen sichtbaren Eigenschaften vom Auge abphotographiert und so dem Sehzentrum im linken Hirn mitgeteilt wird, worauf das rechte Hirn sein Urteil über das Ding abgibt, geschieht bei der Phantasietätigkeit gerade das Umgekehrte: alle Nervenzellen, die das Gruppenbild eines Schimmels in der Erinnerung des rechten Hirns zusammensetzen, beginnen bei der Vorstellung eines Schimmels in der Phantasie zuerst in Erregung zu geraten, und diese Erregung teilt sich rückläufig allen Nervenelementen bis zu den Stäbchen der Netzhaut mit, die einst beim wirklichen Anblick eines weißen Pferdes beteiligt waren. Daß dem wirklich so ist, beweist die Tatsache, daß bei der Vorstellung eines Schimmels in der Phantasie sich die Pupille des Auges genau so verengert, wie wenn das Auge das wirkliche Bild eines weißen Pferdes von außen empfangen hätte. Ganz das gleiche geschieht auch, wenn einem bei der bloßen Vorstellung einer besonders leckeren Speise das Wasser im Munde zusammenläuft. Bei diesem eben gewählten Beispiel hat die Phantasie nun aber schon auf das physische Geschehen in unserem Körper einen deutlich erkennbaren Einfluß, die Anregung der Tätigkeit der Speicheldrüsen nämlich, ausgeübt. Sie vermag nach Schleichs Beweisführung, das Räderwerk des Organismus auf Nervenbahnleitungen, wie wir es schilderten, in Bewegung setzend, überhaupt im Körper Tätigkeit zu erregen, Formen zu bilden. Und den wichtigsten Beweis für diese Hypothese findet Schleich in der Hysterie.

Die Hysterie, dieses Schreckgespenst der Familien mit erwachsenen Töchtern, dieses Vexierbild einer Sammlung aller möglichen echten Krankheitsformen, in dessen Diagnose sich Geringschätzung mit staunendem Interesse, Vorwurf mit Bedauern, Tadel mit Mitleid mischen, hat für den Arzt bislang etwas Sphinxhaftes gehabt, weil niemand noch den eigentlichen Grund dieser sonderbaren Variationen über Themata sonst wohl erkennbarer Krankheitsursachen und Erscheinungen hat aufdecken können. Es gibt keinen Bazillus der Hysterie, kein chemisches Gift, das sie erzeugt, sie ist nicht in einer besonderen Konstitution begründet, weder Mikroskop noch Messer können irgendwelche Veränderungen im Körper des Erkrankten nachweisen. Hysterie befällt auch keineswegs nur Frauen, es gibt vielmehr ebensoviel hysterische Männer, ja, selbst Kinder. Die Hysterie ist nach Schleich rein geistiger Natur, um es kurz zu sagen: eine „Perversion der Phantasietätigkeit". Ihr Wesen beruht nach ihm auf einem abnormen Eindringen der Phantasieströme der rechten Hirnhälfte in den Betrieb der Körpergewebe; sie ist ein Leiden, das vornehmlich Phantasiemenschen, im besonderen Künstlernaturen mit nicht vollem Ausgleich zwischen Wollen und Können befällt. Solch abnormes Eindringen der „Phantasieströme" vermittelt das sogenannte sympathische Nervengeflecht, das in unserem Körper allgegenwärtig ist, seine Gespinste von Nervenfiligran so zu den Nervenelementen des Gehirns wie in alle Drüsen, in jeden Muskel und zu jedem Blutgefäß entsendet; zarteste Nervenbündel erreichen das Innere jeder Zelle unseres Körpers bis zum Kern. Stellen wir uns nun vor, führt Schleich hierzu aus, daß von solchen Nervenfäden der eine einen antriebartigen, der andere aber einen hemmenden Einfluß auf das Zelleben hat — wie ja ein solch „Antagonismus" (Gegensatzwirkung) für die Organe unseres Körpers tatsächlich vielfach besteht —, und daß sich für gewöhnlich im normalen Zellenleben beide Einflüsse das Gleichgewicht halten, so haben wir die Möglichkeit, sämtliche Erscheinungen der Hysterie uns zu erklären, wenn wir annehmen, daß durch krankhafte Phantasietätigkeit dieses Gleichgewicht gestört wird, beispielshalber die Antriebswirkung stärker ist, als die für den normalen Lebensvorgang notwendige Hemmung. Das ist eine recht einleuchtende Erklärung der hysterischen Erscheinungen, die ja fast durchweg sich auf einen seelischen Vorgang letzten Grundes zurückführen lassen. Überempfindlichkeit auf der einen und Unempfindlichkeit auf der anderen Seite (also beispielshalber Krämpfe und Lähmungen, Schweißanfälle und Hauttrockenheit, Errötenkönnen und Sichblaßmachen usf.) sind charakteristische Zeichen der Hysterie. Vom Eintritt solcher Übererregbarkeit aber bis zum Auftreten und Erzeugen krankhafter Zustände ist ja nur ein Schritt. Schleich erzählt hierfür einen interessanten Fall. Eine junge Dame bekam alle Erscheinungen eines Bienenstichs am Auge innerhalb einer Viertelstunde, ohne Biene, allein ausgelöst durch das insektenmäßige Summen eines Ventilators in ihrem Zimmer. Einer anderen Hysterischen wuchs ein Eckzahn nach Anblick eines Walrosses im Übermaße. Moll, eine Autorität auf dem Gebiet hysterischer Erkrankungen, erwähnt von ähnlichen Über- und Neubildungen z. B. das Auftreten eines Kinnbartes bei Damen, beschleunigtes Wachtum der Nägel, Verdickung der Fingerglieder, Schwellung der Gelenke, das Blutweinen und Blutschwitzen, ja, selbst einen hysterischen Klumpfuß! Diese Dinge, schließt Schleich, beweisen zur Genüge und schlagend, daß die Hysterie eine formenschaffende Perversion der Phantasietätigkeit ist, daß sie im Kranken das aufweist, was das Grundgesetz der Natur ist: Formenbildung aus Idee. Die Hysterie vermag auf rein geistigem Wege Substanz zu erzeugen, und so gibt sie uns „für Platos Behauptung, daß die schöpferische Idee der Welt ihrer wirklichen Erscheinung vorangegangen sein muß, eine Erfahrungstatsache". Systematische Übungen am Mechanismus der Phantasieorgane, eine Art von rhythmischer Gymnastik der Bendaschen Neuroglia- und der Gefäßmuskeln „nach dem Prinzip der Exerzitien des Ignatius von Loyola" würden, wie unser Gehirningenieur urteilt, die einzig rationelle Behandlung des weitverbreiteten Leidens bilden und beste Aussicht auf Erfolg geben.

Die hier mitgeteilte Hypothese Schleichs ist zweifellos eine äußerst bestechende Denkmöglichkeit, eine recht plausibel erscheinende Lösung des Rätsels der Phantasietätigkeit. Freilich muß die exakte Wissenschaft erst die feineren anatomischen Grundlagen genauer nachprüfen, um endgültig zu entscheiden, ob die Lösung die richtige ist.

Adam Urbas

Erzählung von Jakob Wassermann

Unter den Aufzeichnungen des kürzlich verstorbenen Reichsgerichtspräsidenten Diesterweg, eines scharfsinnigen und geistreichen Kriminalisten vom Schlage des großen Anselm Feuerbach, befand sich auch die folgende.

An einem Oktoberabend, zu später Stunde, kam der Bauer Adam Urbas aus Aha, einem Dorf des südlichen Frankens zwischen Altmühl und Hahnenkamm, auf die Gendarmeriestation in Gunzenhausen und erstattete die Anzeige, daß er an eben diesem Tag seinem achtzehnjährigen Sohn Simon den Hals abgeschnitten habe. Er liege tot in der Kammer zu Hause. Das Messer, mit dem er die Tat verübt, trug er bei sich und überreichte es. Es war noch blutig.

Die Selbstbezichtigung, in ruhigem Ton und mit äußerst knappen Worten vorgebracht, wurde protokolliert. Auf alle weiteren Fragen des Kommissars verweigerte er die Antwort. Der Lokalaugenschein, der noch in derselben Nacht vorgenommen wurde, bestätigte seine Angaben. Man traf ein vor Entsetzen und Jammer halb wahnsinniges Weib und bestürzte Knechte und Mägde.

Adam Urban wurde ins Gefängnis nach Ansbach gebracht.

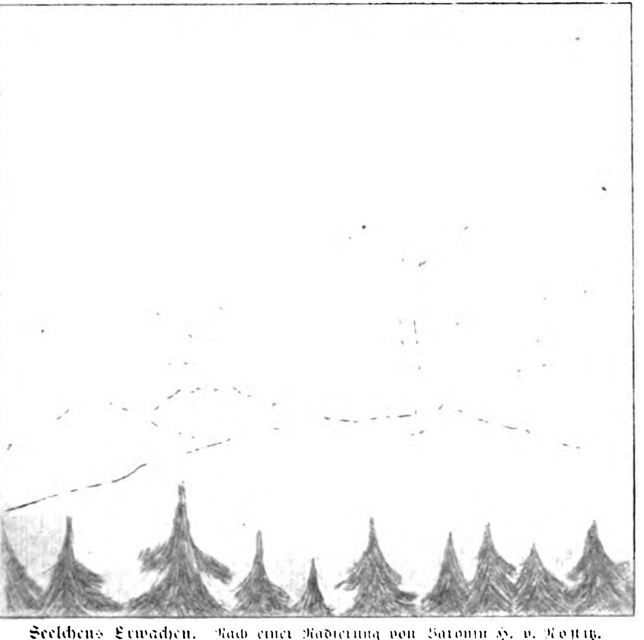
Als ziemlich junger Richter war ich einige Wochen zuvor in diese Kreishauptstadt versetzt worden, und meinem lebhaften Ehrgeiz war es willkommen, daß man mich mit der Voruntersuchung betraute.

Der Fall schien von Anfang sonnenklar. Ein anscheinend beschränkter und in allen Vorurteilen seiner Kaste befangener Bauer hatte seinen entarteten Sprößling, von dem er nur Schande und Unheil erfahren hatte, kurzerhand aus dem Weg geräumt, sowohl um ein Strafgericht zu vollziehen, als auch um noch größerem Übel, das im Entstehen war, vorzubeugen.

Nach den übereinstimmenden Aussagen der Zeugen war der junge Urbas ein völlig verlottertes Individuum gewesen, arbeitsscheuer Herumtreiber, ständiger Gast in allen Wirtshäusern und auf allen Jahrmärkten der Gegend. Für seinen müßiggängerischen und anstößigen Wandel hatte er viel Geld gebraucht, und was ihm die gefügige Mutter, die er einzuschüchtern verstand, nicht gab oder geben konnte, hatte er sich auf andere Weise zu verschaffen gewußt. So hatte er im August beim Getreidehändler Kohn in Weißenburg auf eigene Faust achthundert Mark für gelieferte Gerste abgeholt und das Geld unterschlagen und verpraßt. In Nördlingen hatte er sich mit einem verrufenen Frauenzimmer eingelassen, das von ihm schwanger zu sein behauptete; eines Tages hatte er die Person an einen entlegenen Ort gelockt und zu erwürgen versucht. Durch ihr Geschrei waren zufällig vorbeikommende Leute alarmiert worden, und so war sie ihm entronnen. Über diese Angelegenheit war die Untersuchung noch im Gang, als Adam Urbas den gerichtlichen Maßnahmen zuvorkam.

Auch aus der Knabenzeit Simons wurden Züge und Begebenheiten berichtet, die seinen Charakter in das übelste Licht rückten. Nichts entstammte dem Übermut, was er verübte, es war immer voller Tücke und Abgefeimtheit. So hatte sich z. B. die Großmagd sechs neue Leinenhemden in der Stadt gekauft; freudig zeigte sie die Erwerbung dem übrigen Gesinde und der Bäuerin; es wurde zur Vesper gerufen, und sie legte die blütenweiße Wäsche auf den Tisch in der Tenne. Als sie zurückkam, waren die Hemden mit Wagenschmiere derart besudelt, daß keines mehr brauchbar war. Daß Simon die Büberei begangen, bezweifelte niemand, aber bewiesen werden konnte es nicht, so wenig wie die Sache mit dem Fuhrmann Scharf. Der hatte seinen mit Mehlsäcken beladenen Wagen vor dem Krug halten lassen; als er weiterfahren wollte, rann das Mehl in weißen Bächen auf die Straße; zehn oder zwölf Säcke waren heimlich aufgeschnitten worden. Das ist der Simon Urbas gewesen und kein anderer, hieß es; bewiesen werden konnte es nicht.

Zur Heuchelei und Hinterlist gesellten sich später Frechheit und Gewalttätigkeit, und alle Gutmeinenden waren darüber einig, daß da ein Menschenunkraut emporwuchs, so hoch, daß keine Schere mehr hinanreichte, es zu stutzen und kein Spaten stark genug war, es auszujäten. Ich hätte auf die Fülle des gebotenen Materials verzichten können. Da war kein Problem, keine Verworrenheit, keine Tiefe; alles war eindeutig, platt und roh, zumindest, was den Ermordeten betraf.


Seelchens Erwachen. Nach einer Radierung von Baronin H. v. König.

Der letzte Akt des dörflichen Schauerdramas hatte sich am Gunzenhauser Kirchweihsonntag abgespielt. Zwei Bauern aus Windsbach hatten sich im Wirtshaus zu Aha darüber unterhalten, daß gegen Simon Urbas ein Verhaftsbefehl erlassen worden sei. Adam Urbas saß unbemerkt von ihnen am Nebentisch. Die anderen Gäste und der Wirt schielten ängstlich nach ihm hin, denn aus der Art, wie er das Glas absetzte und vom Stuhl aufstand, war zu schließen, daß er von der Nördlinger Geschichte noch nichts wußte. Die Schandtaten Simons wurden ihm nämlich so lang wie möglich ver-

hehlt. Es war seine außerordentliche Schweigsamkeit, seine achtunggebietende Haltung und nicht zuletzt seine große Beliebtheit in der Gemeinde und in der ganzen Gegend, die einen schonenden Wall um ihn errichteten. Durch all die Jahre hatte auch die Bäuerin die schlimmsten Nachrichten aufzufangen und in ihrer Wirkung auf Urbas zu mildern gewußt. Aber wenn man annahm, daß er deshalb in Unwissenheit oder nur in halber, in freiwilliger Unwissenheit lebte, so täuschte man sich. Er verstand es eben, seine Umgebung über das, was er sah und was in ihm vorging, im Zweifel zu lassen.

Die Bäuerin hatte das drohende Unglück beim Buttern von einer schwatzhaften Magd erfahren. Als Urbas nach Hause kam, stellte sie sich ans Fenster, um ihm nicht ins Gesicht sehen zu müssen. Da ging — es war schon gegen Abend — der Ziegelarbeiter Franz Schieferer am Haus vorbei und rief ihr zu, der Simon sei drüben in Gunzenhausen im „Hirschen"; er traktiere die Manns- und Weibsleute und werfe mit Geld herum, daß es nur so klappre; aber, fügte er lachend hinzu, denn er war stark angeheitert, man werde den Vogel bald auf Numero Sicher haben, die Gendarmen seien schon unterwegs. Dem war freilich nicht so, wie sich später erwies; auch das mit dem Verhaftsbefehl war vorläufig leeres Gerücht.

Das ganze Gesinde war zur Kirchweih gegangen. Die Bäuerin ließ sich auf die Wandbank nieder; Urbas wanderte mit schweren Schritten in der Stube auf und ab. Da hörte man von der Straße herein schlürfendes Gehen, dann wurde an der Haustürklinke gerüttelt. Fäuste polterten wider das massive Holz, dazu erschallten Flüche. Die Bäuerin sprang auf und wollte hinaus; Urbas hob den Zeigefinger, nichts weiter; sie verharrte auf der Stelle. Nun zeigte sich Simons Gesicht am Fenster, von Trunkenheit gerötet, mit Augen voller Bosheit. Die Bäuerin schrie auf und winkte ihm zu, er solle weggehen. Er verschwand wieder, eine Weile blieb es ruhig, dann war auf der Tenne Lärm. Er war durch die Tür auf der Hofseite ins Haus gelangt. Im Dunkeln stieß er gegen das Gerät; man vernahm einen Sturz; die Bäuerin riß die Stubentür auf, und im hinauslohenden Lampenschein gewahrte sie, wie sich der betrunkene Mensch mühsam vom Boden aufrichtete. Die Arme gegen die beiden in der Stube reckend, drang eine greulich lästernde Rede aus seinem Mund. Vielleicht war dieser Augenblick entscheidend für Urbas. Die Bäuerin sagte aus, daß sie ihn vom Kopf bis zu den Füßen habe zittern sehen. Simon hatte sich indessen zu seiner Kammer getastet, er schlug dröhnend die Tür hinter sich zu, dann war es wieder still. Urbas schaute in die finstere Tenne hinaus, die Bäuerin stand hinter ihm, das Gesicht in die Schürze gepreßt. Das dauerte so an fünf Minuten. Hierauf verließ Urbas die Stube und ging hinüber in die Kammer. Die Bäuerin versicherte, daß sie geahnt und gespürt habe, was kommen würde, daß ihr aber die Glieder wie gefroren gewesen seien und sie während der ganzen Zeit ihrer Sinne nicht mächtig war. Ob Simon so berauscht gewesen, daß er gleich, nachdem er sich auf die Bettstatt geworfen, in Schlaf verfiel, oder ob sie noch miteinander geredet, Vater und Sohn, ließ sich deshalb nicht ermitteln. Einmal sagte sie, es sei alles still geblieben, dann wieder, sie hätten miteinander geredet, und zwar ziemlich lange; die beiden Türen waren aber geschlossen gewesen, und da sie nach ihrer Behauptung im Ofenwinkel gesessen hatte, konnte, wie durch mehrmaligen Versuch erwiesen wurde, der Schall von bloßem Sprechen unmöglich zu ihr gedrungen sein. Auch ihre Angaben, wie lange Urbas in der Kammer geweilt, waren auffallend unsicher; bald sagte sie, es könne nur eine Viertelstunde, bald, es müßte mehr als eine Stunde gewesen sein. Das Mordmesser hatte nicht Urbas gehört, sondern dem Sohn; ob es dieser bei sich getragen oder ob es in der Kammer gelegen, war ebenfalls nicht zu ermitteln. Hierüber verweigerte Urbas jede Auskunft, und so wichtig der Umstand auch war, er konnte vorerst nicht ins Klare gebracht werden.

Ich gestehe, daß mir alle diese Vorgänge trotz ihrer Unheimlichkeit zunächst wenig Interesse einflößten. Sie waren als Begleiterscheinung eines solchen Verbrechens typisch. Der Vater ein unbeugsamer Starrkopf, beleidigt in seinem bäuerlichen Ehrgefühl, in echt bäuerlichem Dünkel keine Instanz über sich anerkennend, der Sohn ein Lump, dessen vorzeitiges und gewaltsames Ende man kaum recht bedauern konnte; die Mutter haltlos zwischen beiden schwankend; es war die übliche Konstellation, und die Gerechtigkeit konnte ihren Lauf nehmen, ohne daß sie auf hemmende Dunkelheiten stieß.

Nach und nach aber, bei genauem Einblick in die Vergangenheit und die Art des Adam Urbas, wurde meine Aufmerksamkeit nachhaltiger gefesselt. Es war, als gingest du an einer Mauer entlang, die aussieht wie alle andern Mauern in der Welt; plötzlich gewahrst du, erst kaum bemerkbar, dann immer deutlicher, gewisse Zeichen und Runen, die zu prüfen ein Etwas dich zwingt; du kommst nicht mehr los, du beginnst Gruppe um Gruppe zu entziffern, und schließlich wird dir eine unerwartete Mitteilung über das verschlossene Gebiet, das hinter dieser Mauer liegt.

Die Urbassche Ehe war dreizehn Jahre kinderlos gewesen. Die Frau hatte es als unabwendbares Schicksal getragen, der Mann aber hatte sich aufgelehnt gegen den Spruch der Natur. Er war der letzte eines uralten Bauerngeschlechts; in fränkischen Chroniken des vierzehnten Jahrhunderts schon werden die Urbas genannt. Ihn dünkte es wie Schmach, daß er keinen Leibeserben haben sollte. Wozu war das Schaffen und Sparen, Säen und Ernten? Wozu das Haus mit den gefüllten Truhen, das Vieh im Stall, das Getreide in der Scheune, wozu Acker und Wiese, Mühle, Fluß und Wald?

Er äußerte sich nicht; gegen sein Weib nicht, gegen andere Menschen nicht. Er verzog keine Miene, wenn die andeutende Rede darauf fiel. Kein hartes Wort das Jahr über, keine Erkundigung.

Aber einmal im Monat geschah es, daß er den Blick auf der Frau ruhen ließ. Es ging höhere Gewalt aus von dem Blick. Er wurde dabei nicht von einer bestimmten Absicht gelenkt, es gewann Macht über ihn und brach hervor. Auf dem Feld konnte es sein, er hörte auf, die Garbe zu binden und schaute sie an; beim Abendessen: er ließ den Löffel in die Schüssel fallen und schaute sie an; in der Nacht: die Bäuerin erwachte, er lag da, auf den Arm gestützt und schaute sie an. Auf dem Platz vor der Kirche: sie stand im Gespräch mit anderen Weibern, plötzlich verstummte sie, denn er stand drei Schritte vor ihr und schaute sie an. Ohne Zorn, ohne Drohung, ohne Vorwurf, nur prüfend aus umbuschten Augen still und lang.

Einmal im Monat geschah es und war mit Sicherheit zu erwarten. Anfangs ging es der Bäuerin nicht nah. Sie hielt es für eine Schrulle. Sie gab sich keine Rechenschaft, worauf es abzielte. Sie lachte; sie zwang sich zu einem muntern Wort. Später duckte sie sich, flüchtete mit Sinn und Auge; aber es kamen Stunden und schließlich Tage, wo sie in Grübeleien verfiel und die Frage, die sie an den Bauern nicht zu richten wagte, an seinen geisternden Schatten richtete.

Können Menschen nicht miteinander reden? grübelte sie; wozu hat einer die Zunge im Maul, daß er nicht sagt, was er begehrt? Sie beschloß, den Mann anzuhalten. Doch wenn es soweit war und sie vor ihn hintrat,



Der Einsiedler. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Balla.

entfiel ihr der Mut. Verschuldung wuchs, um Aufschluß drängte eine Stimme, Aufschluß kam nicht, sie fühlte sich nicht schuldig, etwas war schuldig, aber das Etwas war in ihr.

Das wechselnde Tun während der lebendigen Jahreszeiten zwang die Tage immer wieder ins gleiche, aber für eine immer kürzer werdende Spanne. Die Angst vor des Bauern Blick, der auf sie eindrang, so oft das Blutzeugnis die Schuld vergrößerte, lähmte die Gedanken. Vom November bis zum Februar rückten die Steine und Balken des Hauses gefährlich aneinander, in den Stuben war schwerere Luft, der Himmel klebte an den Fensterscheiben, der Abend war ein nasser Sack um den Leib, das Linnen schleifte bleich über die Diele, die Kühe lagen im rosigen Dampf, und durch die Schneeschlucht heran zum Stall schwankte durch Irisringe breitgängig, die Laterne in der Hand, die hochschwangere Magd.

Alles war Leib, alles war Angst. Achtundzwanzig Tage und Nächte waren ohne Einschnitt; Urbas saß am Ofen, die Pfeife zwischen den Zähnen; ging ins Wirtshaus und kehrte am Abend zurück; saß wieder am Ofen und studierte die Zeitung; erhob sich, wenn der Topf mit Kraut und Klößen hereingetragen wurde; sprach das Gebet; hörte still zu, wenn die anderen redeten, und nichts Heimliches war in seinen Mienen, kein Groll, der sich sammelte, nur Schweigen.

Dann aber kam die Stunde. Die Bäuerin spürte es schon in jeder Ader; die Haare fingen an zu knistern. Eine Tür ging auf, und er stand da; am Morgen, am späten Abend; war es nicht in der Stube, so war es in der Tenne; stand da mit dem unerforschlichen Blick. Kein Räuspern, kein Aufzucken, kein Wort, nur der Blick: warum nicht? warum alle und du nicht? warum liegt dein Acker brach?

Zwölf Jahre waren so verflossen, da hatte die Kraft der Frau ein Ende. Ihr Gemüt umdüsterte sich. In den Nächten wälzte sie sich schlaflos. Durch die Finsternis brannten die Augen des Bauern, auch wenn er schlief. Hörte sie bei Tag seinen Schritt, so verkroch sie sich in einen Winkel der Scheune und kauerte zitternd, bis von allen Seiten das Rufen nach ihr erschallte. Die Zügel der Wirtschaft waren gelockert, das Gesinde wurde lässiger.

Sie versagte sich ihm. Ihr graute vor seiner Umarmung. Ergab sie sich nicht, so hatte er nichts zu fordern, schien es ihr in der Verdunkelung ihrer Sinne. Sie wurde kalt an Haut und Blut; das Weib in ihr erstarrte. Da aber fing Urbas an, um sie zu werben. Es war wie nie zuvor. Sie hatte es nie kennengelernt. Nicht mit Worten warb er, vielmehr in einem scheuen Dienst. Es lag oft etwas Beklommenes darin, als habe sie sich versteckt, und er müsse sie finden; als suche er und könne sie nicht finden. Er glich einem Tier, das leidet. Ein Jahr lang oder noch länger währte dies, und in der Zeit verlor sich die Angst der Bäuerin, denn sie merkte, daß sie nicht bloß eine an ihn hingeworfene Kreatur in seinen Augen war, der man zu fressen gibt und die man karessiert, wenn sie geschuftet hat, und einen Fußtritt verabreicht, wenn sie nicht leistet, was man von ihr verlangt, sondern daß sie noch was anderes für ihn bedeutete, der Ehrung und der Befragung Würdiges. Sie wandte sich ihm mit bereitwilligerem Herzen wieder zu; einen Monat darauf wurde sie schwanger.

Als dies keinem Zweifel mehr unterlag, verwandelte sich ihr Wesen vollends. Mit jungen Schritten eilte sie durchs Haus, trieb die Säumigen heiter zur Arbeit, legte selbst überall Hand an, gesprächig, hell, aufgeblättert. Staunen war um sie. Auch Urbas wunderte sich. Sie mochte ihm, was bevorstand, nicht geradezu ankündigen; sie wünschte eine Form, in der es festlich und wie ein Geschenk wirken sollte. Am Gründonnerstag legte sie das Staatskleid an, dazu die langen schwarzen Kopfschleifen mit den silbernen Spangen, dann rief sie Urbas in die obere Stube, wo die Glasschränke standen mit dem alten Silber und Porzellan, Jahrhunderterbe. Gewichtig setzte sie sich in den Lehnstuhl, faltete die Hände über dem Leib und sagte, was zu sagen war, kurz und simpel.

Durch Urbas mächtigen Körper ging ein Ruck. Als sie von dieser Stunde sprach, neunzehn Jahre später sich dieses Geständnisses entsann, und wie Urbas sich dabei verhalten, war ihr noch immer die Erschütterung anzumerken, die sie damals gespürt. Sein erdbraunes Gesicht wurde rot wie Mohn. Er stieß eine dröhnende Lache aus. Danach rann ihm die Nässe aus den Augen. Er trat auf sie zu und schlug sie so derb auf die Schulter, daß sie schrie. Bestürzt, sie könne nicht als Liebkosung nehmen, was so gemeint war, tätschelte er ihr den Rücken, zärtlich, andächtig und ließ dazu ein melodisches Gebrumm in der Kehle orgeln.

Auf sein strenges Geheiß mußte sie sich pflegen. Er ging heimlich zum Doktor und bat um Weisungen. Damit die zwei Arme nicht fehlten, heuerte er noch eine Magd. Er überwachte sie; er räumte ihr aus dem Weg, was sie beim Schreiten hinderte. Als die Kinderwäsche genäht wurde, saß er bisweilen mit runden Augen daneben und wiegte den schweren Schädel.

Alles verlief der Natur gemäß, auch die Stunde am Ausgang der neun Monate. Lange hielt Urbas das Neugeborene in der Hand, lange betrachtete er das trübselig-ungestalte Ding. Auf seiner Stirne wetterte es freudig und sorgenvoll.

Simon wuchs auf wie alle anderen Bauernkinder; es wurde ihm nichts leichter gemacht. Keine Kenntnis durfte ihm davon werden, wie lange man auf ihn gewartet hatte und mit welcher Ungeduld. Was er seinen Leuten wert war, mußte sich aus seiner Brauchbarkeit ergeben. Frühe Launen zerschellten an der festgefügten Ordnung; frühe Krankheiten waren die Probe, die zu bestehen war: taugst du oder taugst du nicht? Allerdings, wer scharf zusah, konnte dann an Urbas eine unruhige Gespanntheit wahrnehmen, als behorche er den innersten Blutgang im Leib des Knaben.

Das Behorchen blieb in seinen Zügen. Es grub sich faltenmäßig ein. Schien es, wie wenn er nicht beachte, was Simon tat und sprach, so war es falscher Schein. Niemand in seiner Umgebung konnte ermessen, mit welcher Genauigkeit er in diesem Punkte sah. Ich erfuhr es. Ich erfuhr es in einer Weise, die weder zu vergessen, noch eigentlich mitteilbar ist. Es wären dazu andere Behelfe nötig, als sie mir zur Verfügung stehen.

Eine fast erhabene Vorstellung von dem Verhältnis zwischen Vater und Sohn war mit seinem Wesen verschmolzen. Er fühlte sich als Bauer, d. h. er fühlte sich als König. Die Erde war seine Erde. Der Knecht war sein Knecht. Wetter wurde für ihn gemacht, und für den Acker, und für die Ernte. Er war Herr über das Land; sein Auge grenzte es ab bis zu dem Stein, der von alters her unverrückt stand; kein Halm, der nicht in seinem Namen aufschoß. Eigentum war das Heiligste von allem, und Eigentum war des Herrn bedürftig, daß er es wachsam und unerbittlich verwalte, bis auf den Pfennig, bis auf das Saatkorn. Der Sohn übernahm es vom Vater, der Vater gab es dem Sohn, durch alle Zeiten hindurch; so war die Ordnung der Dinge, anders war die Welt nicht zu verstehen.

Aber das heißt vorgreifen, und ich will den Faden behalten.

Die förmlichen Verhöre, die ich mit Urbas vorzunehmen verpflichtet war, führten zu keinem nennenswerten Ergebnis. Die Antworten waren immer dieselben, und sie jedesmal wiederholen zu sollen, schien ihm verwunderlich und lästig zu sein. Er beschränkte sich auf die Tatsache; erklären wollte er nichts. Sich zu verteidigen verschmähte er, auch von einem Rechtsbeistand wollte er nichts wissen, und meinen Belehrungen und Ratschlägen setzte er eine obstinate Gleichgültigkeit entgegen. Als ich ihm nahelegte, daß er durch eine freimütige Darstellung der Beweggründe seines Verbrechens eine bedeutende Strafmilderung erzielen könne, antwortete er lakonisch: „Es ist nicht an dem." Ich entschloß mich, auf die fruchtlosen Inquisitionen zu verzichten, zumal die Zeugenaussagen und alles, was mir über die Person des Ermordeten wie über die des Angeklagten selbst bekannt geworden war, eine lückenlose Motivenkette geschaffen hatten.

Dennoch gab es zwei Momente der Ungewißheit, die aufzuhellen noch nicht gelungen war. Das eine war das Gutachten des Gerichtsarztes über den Leichenbefund am Tatort. Die Lage des Körpers zeigte nämlich nicht das geringste Merkmal von verübter Gewalt, weder an der Art wie die Gliederstarre eingetreten war, noch an den Kleidern, noch am Gesichtsausdruck. Wäre nicht die Selbstbeschuldigung des Bauern gewesen, so hätte sich der Beweis des Mordes schwer erbringen lassen. Das zweite knüpfte sich an das unbestrittene Faktum, daß das Messer dem Simon Urbas gehört hatte. Der Bauer behauptete, es habe im Hosengürtel Simons gesteckt, und er habe es einfach herausgezogen; auch zu dieser Angabe verstand er sich erst nach häufigem, ernstlichem Drängen. Sie trug das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit an sich, und am nächsten Tage widerrief er sie auch und sagte, das Messer sei aufgeklappt auf dem Tisch gelegen; Simon habe in der Frühe noch Brot damit geschnitten. Als ich ihm mein Erstaunen über diese Veränderung einer wichtigen Aussage nicht verhehlte, blickte er scheu zu Boden. Es war das einzige Mal, daß ich etwas wie Verwirrung an ihm zu beobachten glaubte.

Den beharrlich schweigenden Mund zum Reden zu bringen, wurde zwangvoller Trieb für mich. Fast ununterbrochen waren meine Gedanken mit dem Menschen beschäftigt; die Deutlichkeit der Erscheinung, die Hartnäckigkeit, mit der sie mich verfolgte, beunruhigte und quälte mich. Immer wieder rief mir eine Stimme zu: der Mann ist kein Mörder; das ist der Mann nicht, der hingeht und einem anderen den Hals abschneidet wie man ein Huhn schlachtet; dem eigenen Sohn mit Abscheu erregender Brutalität zum Henker wird. Doch hatte er es ja gestanden. Was war vorgegangen? Auf die Frage nach der Dauer seines Aufenthalts in der Kammer hatte er stets geschwiegen oder höchstens die Achseln gezuckt; erst beim letzten Verhör waren ihm, beinahe wider Willen, die Worte entschlüpft, er schätze, es könne eine halbe Stunde gewesen sein. Was war in dieser halben Stunde vorgegangen? Er gewahrte mein Nachdenken, und sein Gesicht verfinsterte sich.

Ich sah, den eigentümlichen Zustand meiner Unruhe und Ungeduld zu beenden, keinen anderen Weg, als den Bezirk der Beruflichkeit zu verlassen und ihm gegenüberzutreten, Mensch gegen Mensch. Ein gewisses Vertrauen glaubte ich mir bei ihm erworben zu haben; so oft ich mich bemüht gezeigt hatte, Heikles zart zu behandeln, glaubte ich eine dankbare Regung in ihm verspürt zu haben. Zögern machte mich nur noch die Erwägung, ob sich nicht der angeborene Argwohn gegen den Zudringling aus der fremden Sphäre wenden würde, ob es nicht an den Mitteln zu natürlicher Verständigung von vornherein mangle. Aber darüber halfen mir Bild und Gestalt hinweg; Adam Urbas war ja kein Bauer gewöhnlicher Sorte; er gehörte zu unserer Bauernaristokratie, seine bloße Haltung zeugte von Scharfsinn und Noblesse, und so hoffte ich, daß ich die Wege zu ihm nicht vergeblich baute. Ich überlegte nicht länger; eines Abends im Dezember war es, als ich in das Gefängnisgebäude ging und mir die Zelle aufsperren ließ, in der sich Urbas befand.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutsch Österreich: Friese & Lang, Wien I, Brännerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Brännerstraße 3. — Copyright 4. November 1920 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

Auf dem Franziskanerplatz plätscherten die Wasser des roten Sandsteinbrunnens. Vom Säulenschaft sann ein steinerner Mönch. Berthold Schwarz war's, der Freiburger Franziskaner.

„Wenn der nicht gelebt hätt', wär die Menschheit glücklicher," lenkte Christoph Attermann das Gespräch ab.

„Du meinst, wenn der Berthold Schwarz nicht das Pulver erfunden hätte. Ach, Christoph, die Menschheit würd' sich nur auf andere Weis' umbringen. Entweder sie balgen sich um eine schöne Helena, oder um den lieben Gott, oder um einen verprügelten Grenzaufseher. Die Hauptsache ist, daß sie die Windklappe öffnen und sich balgen können. Und wenn der Fuchs da drüben in seiner stolzen Farbenpracht sich noch ein einziges Mal erdreistet, mich anzuäugen, während ich hier vor Weisheit triefe, so werde ich ihn sofort einmal ansegeln und — —"

„Jedenfalls hätten die Schulmeister ihr schönstes Sprüchlein weniger, wenn der Berthold Schwarz nicht das Pulver erfunden hätte," lenkte Christoph Attermann in Gemütsruhe nochmal ab. „Links schwenkt, Martin. Wir sind die letzten zum Frühschoppen, wie immer."

„Natürlich!" rief Martin Opterberg und betrat hochaufgerichtet die Wirtschaft. „Wenn du mich Tag für Tag ins Kolleg verschleppen mußt!"

Die Burschenschaft saß beim zweiten Glas. Man ließ die Zuspätkommenden das erste Seidel restlos leeren. „Zur Dämpfung lasterhafter Streberei vor Mitternacht," erklärte der Fuchsmajor Tillmann, ein großer und schöner Mensch, der sich der Kunstgeschichte verschrieben hatte. „Sah ich euch nicht mit nüchternem Magen ins Kolleg schlüpfen, während ich am Fenster die Morgenpfeife reinigte? Auf trockenem Boden wird der Halm zu Stroh, und die Hähne, die allzufrüh krähen, sind schon um Mittag heiser. Laßt ab von der Überheblichkeit gegen eure Mitmenschen."

„Die Junker vom Opterberghof wünschen beizeiten Minister zu werden," lobte ein narbenbedeckter Bursch in ausgezeichneter Haltung. „Ich halte mich Euren Gnaden sehr empfohlen."

„Der Grüters", bemerkte sein Nachbar, ein hoch- und breitgewachsener Student mit ruhigem Blick, „schlägt überall seine Nägel ein und denkt in seinem schönen Sinn: irgendwo und irgendwie muß der Hut mal hängenbleiben."

„Lieber Broich, wenn du dich mit mir unterhalten möchtest, so sorge, daß Stoff im Glase ist."

„Erbarmen," rief der Fuchsmajor Tillmann. „Werdet doch nicht schon geistreich, wenn die Menschheit noch den Schlaf in den Augen hat. Ich bitte um einige Rücksichtnahme."

„Wer waren denn die Töchter in Apoll, die ihr so angelegentlich grüßtet?" fragte Grüters obenhin über den Tisch.

„Studentinnen," erwiderte Christoph Attermann.

„Habe ich nach dem Gewande gefragt?" belehrte ihn Grüters. „Studentinnen ist ein Herdenname. Ich meine, ob in der Schale eine süße oder eine bittere Mandel steckt?"

„Hübsche Mädel sind's," rief Martin Opterberg, und sprang dem verlegenen Freund rasch zur Hilfe. „Wer etwas vom Kern wissen will, muß sich schon selber bemühen und die Nüsse knacken. Das Ergebnis scheint mir Frage des Geschmacks."

„Du bist keck, Füchslein von neunzehn Lenzen. Sei dankbar, wenn dich erfahrene Männer lehren."

„Was, deucht euch, ist dieses?" rief der Fuchsmajor Tillmann und stieß seinen Zeigefinger durch einen Sonnenkringel.

„Das ist eine Bierbrezel, Leibbursch."

„Jüngling, du trägst noch die Eierschale des Materialismus am Steiß. Ich mahne dich zu einem tiefen Trunk der Erkenntnis. Rest weg. Danke. Nun? Ist es immer noch eine Bierbrezel?"

„Wahrhaftig — jetzt seh' ich's klarer. Es ist ein goldner Sonnenkringel."

„Frühlingssonne," rief Tillmann. „Allererste, goldene, lockende Frühlingssonne. Wie ein Bräutigamsreif legt sie sich um meinen Finger und ruft hinaus aus den engen Mauern in die blauenden Weiten. He, ihr Füchse, wißt ihr ein passend Verlobungslied?"

„Der Herr Professor — liest heut kein Kollegium,
„Drum ist es besser — man trinkt eins 'rum"

sangen die Füchse.

„Es ist notwendig," bemerkte Tillmann, „daß ich euch einigen Fuchsenunterricht in der freien Natur gewähre. Das geht ja nur



„Noch ist die blühende, goldene Zeit . . ." Nach einer Plastik.

ums Fressen und Saufen, und der heilige Geist kommt zu kurz. Punkt drei Uhr Antreten zum Marsch auf den Schloßberg und wohin uns die Füße tragen. Gesegnete Mahlzeit."

Um drei Uhr sammelte sich ein Trüpplein Farbentragender am Martinstor, dem die Jugendsonne aus dem alten Steingequader lachte. In der langen Straßenzeile sprangen tänzelnd die Brunnen und flüsterten von ihrer Mutter, der Dreisam, und den Schwarzwaldbergen ringsumher. Das Trüpplein zog die geborstene Stadtmauer entlang und schwenkte am lustigen Schwabentor singend ins knospende Rebgelände ein, das den Trümmerberg der einst so trutzenden Schlösser selig lächelnd überzog. Und der Gesang brach ab, als das Trüpplein die erste Höhe erstiegen hatte und aus wundertrunkenen Jugendaugen hinunterschaute auf das Gewirr der grauen Dächer und altertümlichen Giebel, aus dem der schlanke Turm des Münsters wie ein veilchenfarbener Traum der Vergangenheit sehnsüchtig gen Himmel ragte.

„Das ist die einzige Blüte der Gotik, die sich noch im Mittelalter voll zur Blume entfaltet hat," lehrte aus tiefem Schauen heraus der kunstbefreundete Tillmann. Seine Augen tranken sich satt und schweiften über die andachtsvollen Gesichter der Jüngeren.

„Nun, wie wär's denn jetzt mit dem schönen Lied vom Herrn Professor, der heut kein Kollegium liest?"

Aber keine Stimme erhob sich zum übermütigen Saufauslied.

„Sag uns noch ein paar Wörtel von dem da drunten," bat Martin Opterberg, und Christoph Attermann bat wie er, und die übrigen sprachen es mit. Und während sie standen und schauten und weiter hinanstiegen und oft Rückschau hielten, erzählte der Führer aus uralten Zeiten, vom Zähringer Herzog, dem zweiten Berthold, der um das Jahr 1090 die Stadt gegründet, und von den sagenhaften Baumeistern, die mit dem romanischen Querschiff den Bau des Münsters begonnen hatten, um ihn in siegreicher Kühnheit in die erwachende Welt der neuen deutschen Gotik hinüberzuführen. Ein Gestaltenheer tauchte auf und zog vorüber, während der Erzähler sprach. Bernhard von Clairvaux reckte im noch dachlosen Kirchenbau das Kreuz über den Häuptern des Volkes und entflammte ihm Hirn und Herz und Hand zum Kampf gegen die Ungläubigen. Das Erzhaus Österreich nahm Besitz, und Vorderösterreich hieß der Breisgau. Kaiser und Könige und Erzherzöge aus dem Hause Habsburg schritten funkelnd wie die Sonne durch die Stadt und die Jahrhunderte, und die Sonne verschwand unter den Stürmen des Dreißigjährigen Kriegs, der das Gift säte statt des deutschen Heils, und den mörderischen Haß erntete statt der Bruderliebe. Den Franzosen fiel die Stadt zur Beute und wieder Österreich, und aufs neue den französischen Scharen, die von der Freiheit sangen und das Fallbeil mit sich schleppten, und wiederum Österreich, dem geschwächten, um endlich den Kreis zu beschließen in der Rückkehr zum Zähringerhause Badens im Jahre 1806.

Auf hohem Gipfel, den Schloßberg wie eine liebliche Erhebung tief unter sich, stand das Trüpplein, den grünen Kranz der Schwarzwaldberge zur Rechten, weit hinaus vor sich das silbrige Geglitzer des Rheintales bei Breisach und jenseits in ungeheuren Nebelformen die Kette der Vogesen. Frankreich lugte über den Berg.

Der Führer Tillmann riß die Mütze vom Scheitel.

„Deutsch allzeit und allwege!" jauchzte er in das Sonnenland, und die anderen taten wie er und schwenkten die Mützen über den heißen Köpfen, und einer begann zu singen, und alle fielen ein, mit entblößten Häuptern und begeisterungflammenden Jugendaugen:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Christoph Attermann hatte den Arm um den Hals des Freundes und Bruders geschlungen. „Weißt du das Wort, Martin, das in schwerster Deutschlandszeit der alte Arndt geprägt hat?"

Martin Opterberg reckte vom Schwarzwaldgipfel den Arm gegen das Vogesenland.

„Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze!" rief er, und von neuem begannen sie den Vaterlandsgesang. Die Stimmen klangen ab. Ein Lauschen blieb.

Aus dem Walde kam es hervor. Ein silbernes Singen und Klingen. Lautenklang und singende Mädchenstimmen.

„Der Mai ist auf dem Wege, der Mai ist vor der Tür:
Im Garten, auf den Wiesen, ihr Blümlein kommt herfür!"

Und die Blümlein kamen. Ein Quartettlein frischer Mädchengestalten. In weißen Kleidern und über die junge Brust das bunte Lautenband gezogen, traten sie aus dem Waldesdunkel auf die sonnenüberschüttete Bergeskuppe, schauten nicht links und rechts nach den staunenden Studentlein und sangen ihr Frühlingswanderlied in den unendlichen Maientag bis zum Ende.

„Da hab' ich den Stab genommen, da hab' ich das Bündel geschnürt,
Zieh' weiter und immer weiter, wohin die Straße mich führt

Und über mir ziehen die Vögel, sie ziehen in lustigen Reihn,
Sie zwitschern und trillern und flöten, als ging's in den Himmel hinein.

Der Wandrer geht alleine, geht schweigend seinen Gang;
Das Bündel will ihn drücken, der Weg wird ihm zu lang.

Ja, wenn wir allzusammen so zögen ins Land hinein!
Und wenn auch das nicht wäre: Könnt' eine nur mit mir sein!"

Martin Opterberg hatte sich aus seinem Lauschen und Staunen gelöst. Er tat einen Schritt vor, auf die singenden Mädchen zu, und Christoph Attermann griff nach seiner Hand, als wollte er sagen: Nimm mich mit, Martin.

Vor den Mädchen stand Martin Opterberg, den Freund an der Hand, und sang ihnen die letzte Strophe wie einen Kehrreim zu:

„Ja, wenn wir allzusammen so zögen ins Land hinein!
Und wenn auch das nicht wäre: Könnt' eine nur mit mir sein!"

Lachend nickten die Mädchen den beiden zu, singend und klingend schritten sie über die Bergkuppe, Sonne im Haar, Sonne in den Augen, und ihre weißen Kleider schwanden im Dunkel des Waldes.

„Wollen wir nach, Christoph? Sie waren's, die Kolleginnen von der anderen Fakultät!"

„Jetzt nicht. Heute nicht. Nicht alle Freud' miteinand haben wollen."

„Alle, alle, alle miteinand!"

„Dann gäb's kein Freuen mehr für morgen und übers Jahr."

Martin Opterberg schlug sich gegen die Brust, die das Fuchsenband überspannte.

„Hier ist Platz für hundert Jahr Freud' und Hunger, und Durst für tausend."

Der Führer rief sie an.

„Daß mir keiner ausbricht! Wollt ihr ein Lämmerhüpfen spielen, so spiel' ich den Schäferhund. Das Ganze kehrt! Ich gedenk' heute abend eine Männerkneipe mit euch abzuhalten und keine Familienschokolade." —

Am Abend saßen sie auf ihrer Freiburger Kneipe. Kein Fuchs war üppiger als Martin Opterberg. Sein Blut glühte und wallte und riß ihn von Übermut zu Übermut.

„Prosit, Christoph! Die mit der Laute!"

„Prosit, Christophel! Die mit dem Sonnenkrönlein im braunen Haar! Menschenskind, und die mit dem Herzausschnitt im weißen Kleidel! Und die mit der schlanken Fessel am Fuß!"

„Und das hast du alles mit einem Blick gesehen?"

„Mehr, viel mehr! Vier rote Herzlein hab' ich gesehen, und ich hab' nur eins, und du hast nur eins. Was sollen wir tun, als trinken? Auf aller schönen Mädchen Wohl!"

„Eine ist mehr, Martin. Vielleicht ist sie darunter. Müh' muß man sich geben und warten können."

„Was warten! Heute scheint die Sonne! Morgen kann's regnen! Heute ist heut!"

Wohlgefällig schauten die älteren Burschen auf den flammenden Fuchsen. Sie tranken ihm zu. Sie lobten seine gute Haltung beim heißen Becher und seine Sicherheit und Gewandtheit beim kalten Schlägereisen. Man besprach den Tag seiner ersten Mensur und nahm ihn in nahe Aussicht. Ein Hinreißendes ging von Martin Opterberg aus, das die Jüngeren mit hinein in die Begeisterung trieb und die Älteren freundlich lächeln machte, und Christoph Attermann ging es durch den Sinn: Da schlägt Arnold Opterberg, der Vater, die Augen auf, während Frau Christiane schaffensmüde schlummert ...

Am Tage, nachdem Martin Opterberg zur Freude der Burschenschaft siegreich seine erste Mensur geschlagen hatte, gelang es ihm, sich mit den jungen Studentinnen bekannt zu machen. Er hatte im Kolleg seinen Platz neben ihnen gefunden, und da sein Verband, der eine kleine Stirnverwundung deckte, ins Rutschen gekommen war, so hatte ihm seine Nachbarin, Therese Baumgart, nach Schluß der Vorlesung den Wickel neu befestigt. Er hielt ganz still, während die kühle Mädchenhand über seine Stirn glitt, bedankte sich wohlerzogenerweise und bat darum, auch den anderen Kameradinnen vorgestellt zu werden. Christoph Attermann schaute atemlos zu. Er tat eine Verbeugung, wie vor einem Heiligenbild, als er aufgerufen und frischweg in den Kreis eingegliedert wurde.

Heute wanderten sie nur hinaus in die Anlagen der Stadt, denn die Mädchen hatten den frühen Nachmittag mit Vorlesungen belegt. Aber es war bald so viel lustiges Wortgefecht und Jugendlachen zwischen ihnen, daß die Stunde sie vertrauter machte, als lange Wochen, sonderlich, weil Martin Opterberg in den schattigen Baumgängen immer wieder den Verband verschob und von den feinen Mädchenhänden Therese Baumgarts Hilfe heischte.

„Sie wollen nur zeigen, daß Sie ein wundenbedeckter und ritterbürtiger Mann sind."

„Warum haben Sie so stille, mütterliche Hände, Fräulein Baumgart?"

„Die kleine Schmarre lohnt wirklich kaum das Nachsehen."

„Auf der nächsten Mensur in acht Tagen werde ich mir den halben Kopf wegsäbeln lassen, nur um Ihre größere ärztliche Zufriedenheit zu erlangen."

„Steht Ihnen die Zufriedenheit der Ärztin über der Zufriedenheit der Mutter, Herr Opterberg? Sie müssen doch sicherlich eine ausgezeichnete Mutter gehabt haben."

Da sprach Christoph Attermann sein erstes Wort.

„Wir haben sie noch, Fräulein Baumgart, und sie ist die beste und größte aller Mütter."

Das junge Mädchen blickte ihn aus großen Augen an. „Sie sind Brüder?"

„Meine Mutter starb bei meiner Geburt. Mein Vater ist tot. Aber Frau Christiane Opterberg hat uns zu Milchbrüdern gemacht, zu zwei Brüdern und zwei Söhnen. So reich ist sie."

Therese Baumgart reichte ihm die Hand.

„Das war schön. Was sie tat, und wie Sie es sagten. Und nun will ich auch den Verband noch einmal wickeln."

Und Martin Opterberg drückte den Kopf in ihre Hände ...

Acht Tage darauf focht Martin Opterberg seine zweite Mensur. Auch diesmal siegreich, wenn er auch einen schlankgeführten Durchzieher auf der Wange heimzutragen hatte.

„Christoph," fragte er, „ob wir zum Theresel laufen?"

„Narr du. Wenn du so fortmachst, gründest du allein ihr die Praxis."

„Sag', Christophel, gefällt sie dir nicht auch? Oder ist's die andere mehr, die im Walde das Sonnenkrönlein im braunen Haar trug, oder die mit dem Herzausschnitt im weißen Kleidel, oder die mit der schlanken Fessel am Fuß? Siehst du, ich hab' alles wohl behalten, aber von Namen hab' ich nur den einen der Therese Baumgart behalten."

„Sie trug die Laute," sagte Christoph Attermann, „aber sie trug auch ein Sonnenkrönlein im braunen Haar und einen Herzausschnitt im weißen Kleidel und die schlanke Fessel am Fuß. Du hast sie alle für eine genommen."

„Ach, wer das könnte, Christoph, und das Leben allweil für einen Freiburger Sommer nehmen."

„Die andere mit dem braunen Haar", sagte Christoph Attermann, „heißt Hilde Falkenroth und ist bei Koblenz gebürtig, und die beiden Blonden sind Schwestern, Elfriede und Gerda Klarenbach aus Düsseldorf. Nun verwechsel's nimmer."

„Wenn ich Glück hab', verwechsel' ich's, Christophel. Sie sind miteinander hübsch."

Und wieder eine Woche, da gab's ein groß Hallo in der Burschenschaft. Christoph Attermann hatte auf der Straße einem Studenten die Mütze vom Kopf gefegt, als der frech eine Studentin angeredet und behelligt hatte. Eine Forderung auf Säbel war gekommen, und Christoph Attermann hatte noch nicht auf der ersten Mensur gestanden. Trotzdem beharrte er darauf, die Partie sofort auszutragen. Vierzehn Tage Einpaukzeit wurden hüben und drüben bewilligt.

Alle Überredungskünste bot Martin Opterberg auf, um den Freund zu bestimmen, ihn vorzulassen. „Du sagst, es sei die Therese Baumgart gewesen, und ich bin im Säbelfechten weiter als du."

„Aber ich hab' den größeren Zorn, Martin."

„Wie kannst du das meinen, Christoph. Ich mag das Theresel so gut leiden wie du."

„Alldieweil hab' ich den Zorn für euch beide und für mich dazu."

Kaum kamen sie noch vom Fechtboden herunter. Martin Opterberg hatte es nach heißem Bitten und Drängen durchgesetzt, daß er dem Freund und Bruder als Sekundant zur Seite stehen dürfe. Da er auf dem Fechtboden einen glänzenden Beweis seiner Säbelfertigkeit lieferte, hatte es ihm die Burschenschaft zugestanden.

Beim ersten Gang klaffte Christoph Attermann die Stirn. Er ließ ruhig das Blut stillen und trat, trotz Abratens, von neuem an. Martin Opterberg hatte ihm mit zusammengebissenen Zähnen zugenickt; er hatte des Freundes Gegner zu leicht gewertet und brannte darauf, die Scharte auszuwetzen. Er riß sich zusammen. Er bekam den klaren, blanken Blick der Mutter. Jeden gefährlichen Hieb fing er mit der Klinge weg, ruhig und

kalt, jeder Bewegung des Freundes schaffte er Raum, jedem schweren Atemzug. Fast war die Partie zu Ende gekämpft, da erfaßte er blitzschnell eine Blöße des Gegners und blitzschnell das Auge des blutüberströmten Freundes. Wie eine Gedankenübertragung war's von Bruder zu Bruder im Bruchteil der Sekunde. Und Christoph Attermanns Klinge schnitt tief hinein in des Gegners Schwertarm, daß er den Säbel lassen mußte.

„Den Sieg dank' ich dir, Martin. Ich war zu End'. Im nächsten Augenblick hätt's mich gehascht."

Am nächsten Tage geschah etwas Lustiges. Mädchenfüße huschten die Treppe hinauf zur Wohnung der Brüder, Mädchenfinger klopften an die Stubentür. Und auf ein zweistimmiges „Herein" trat Therese Baumgart mit ihren Freundinnen ins Zimmer.

„Bleiben Sie liegen, Herr Attermann. Wir kommen nur im Husch. Aber ich mußt' unbedingt selber sehen, was mit Ihnen ist, denn ich bot die Ursache."

Sie drückte ihn, da er sich erheben wollte, auf das lederne Kanapee zurück und blickte nach dem Verband. „Ist es arg bös?" fragte sie den lachenden Martin Opterberg.

Geblutet hat er wie ein Öchslein, aber geschlagen hat er sich wie ein wütender Eber."

„Der Martin hat's geschafft, Fräulein Baumgart. Er hat mir beigestanden wie der Erzengel Michael mit dem Schwert, und ohne seine überlegene Fechtkunst hätt' ich mit Ihrer schönen Sach' am Boden gelegen."

„Der Christoph hat 's Fieber und faselt. Fassen Sie seinen Puls."

Sie faßte Christoph Attermanns Hand und hob dabei die Augen zu Martin Opterberg.

„Es ist wohl gleich, wem ich den Puls fühl'. Bei Ihnen beiden scheint mir alles wie mit Rädchen ineinander zu greifen. Aber ich bitt' Sie herzlich, machen Sie nicht wieder solche Dummheiten wegen meiner. Wenn's mich auch diesmal arg gefreut hat. Das sag' ich ehrlich."

„Es wird Sie schon keiner wieder behelligen, Fräulein Baumgart," knurrte der Wunde.

„Keiner außer uns," rief der übermütige Freund. „Sie und die Kameradinnen. Sie müssen uns schon ein ganz klein wenig zugute halten, weil Sie gar so hübsch sind."

Da lachten die Mädchen wie fröhliche Kinder, und die Therese Baumgart drückte Christoph Attermanns Hand und sagte: „Ich danke Ihnen recht, recht sehr, und wir sind Freunde."

Aus einem Seidenpapier nestelte sie ein paar Rosen und bot sie ihrem Ritter dar. Christoph Attermann aber bestand darauf, daß die eine der Martin erhalten müsse, ohne den er's nicht zu Ende geführt hätte, und Martin Opterberg küßte der Spenderin in jungenhafter Freude die Hand. Da wagte es auch der Christoph.

„Also so leben wir alle Tage! Die schönsten Mädchen und die rotesten Rosen! Und bei all der Sonne draußen keine Spur von Bücherstaub drinnen! So lob' ich's mir, so lob' ich's mir in Ewigkeit. Amen. Willst du mich erwürgen, Junge?"

„Vater!" hatte Martin Opterberg geschrien und sich dem Mann, der in strahlendem Vergnügen im Türrahmen stand, an den Hals geworfen. „Der Vater ist gekommen, der Vater —"

Und schon war auch Christoph Attermann auf den Beinen und bemächtigte sich der Hände des lachenden Mannes, und Arnold Opterberg rief ihm zu: „Nette Herren Söhne, das muß ich bekennen. Außerordentlich erkenntliche Jünglinge. Wer war's, der mich einmal zur Kneipe einladen wollte? Versunken und vergessen, der alte Eulenvogel im Turm. Und als er dennoch den Flug wagt, findet er verbundene Köpfe, an die kein Becher heranreicht."

„Sag' das nicht, Vater! Die Kruste auf der Backe ist mir nicht mehr hinderlich, und der Christoph hat auch den Mund frei!"

„Allemal!" rief Christoph Attermann. „Und wenn ich auf dem Kanapee angebunden würd', heut ging's hinaus! Gelt, Fräulein Baumgart, von Fieber keine Spur."

„Gestatten Sie, meine Damen," sagte Arnold Opterberg mit einer ritterlichen Verneigung, „daß ich mich Ihnen selber vorstelle. Ich bin der Vater dieser aus Rand und Band geratenen Jünglinge. Sie sind, wie ich sehe, auf einem Krankenbesuch. Dem zerschlagenen Kopf schadet es nicht. Aber wird es das Herz aushalten?"

Hastig nannte der Sohn die Namen. „Studentinnen der Medizin, Vater, und liebe und verehrte Freundinnen dazu."

„Lieb — und verehrt," wiederholte Arnold Opterberg, ließ seine aufleuchtenden Augen in die Runde gehen und drückte jedem der erglühenden Mädchen kräftig die Hand. „Gut, daß die Buben die erlösenden Worte sprachen. Ich hätte sie sonst vom Fleck weg in die Augenklinik geschafft."

„Wir wollten uns verabschieden und dürfen es jetzt," sagte Therese Baumgart und blickte aus ruhigen und unbefangenen Augen auf den Vater ihrer Freunde. „Es war eine große Ehre für mich, Herr Opterberg." Und sie knickste in verehrungsvoller Achtung.

„Reißausnehmen? Weil der alte Sturmvogel seine Jungen besucht? Seh' ich wirklich so zerzaust und zerfleddert aus, daß die holdeste Jugend vor mir von dannen stiebt? Oder schämen Sie sich des Bäuerleins vom Lande?"

Da lachten die vier Mädchen hellauf und schauten voll Bewunderung an dem kraftvollen Mann empor und in das braune, kühne Gesicht. Und Arnold Opterberg zog mit jedem Arm zwei der schlanken Mädchengestalten an sich und befahl: „Wir bleiben zusammen, bis es Sturm läutet zur Männerkneipe. Auf in den Stadtgarten! Es soll eine Kuchenschlacht geschlagen werden, als gält' es dem Erbfeind." —

„Ihr lieben und schönen Kinder," sagte Arnold Opterberg, als es Abend wurde nach dem fröhlichen Schmausen im Freien, „es ist Sommer geworden und das Semester neigt sich dem Ende. In wenig Wochen sind die Ferien da. Ferien! Wie das klingt! Nach blauen, glückseligen Tagen klingt es, nach rauschenden Wäldern und springenden Quellen, nach einer wunderbaren Wanderfahrt durch die Schwarzwaldberge und dem gastlich winkenden Ziel — dem Opterberghof. Seid meine und meiner Frau Christiane Gäste, ihr lieben, schönen Kinder."

Die Mädchenaugen weiteten sich. Wanderseligkeit sprang in ihnen auf. Winkende Fernen. Glücksstaunen und Jugendluft. In Therese Baumgarts Augen schimmerte es ein wenig feucht. Sie beugte sich über die Hand des frohspendenden Mannes. „Wir kommen gern."

Am Abend desselben Tages — oder war es die Sommernacht — oder war es der Jungmorgen — mußten auf dem Kneiphaus selbst die unverzagtesten Burschen, die Tillmann, Broich und Grüters die Waffen strecken. Christoph Attermann, der Wunde, hatte das Feld um Mitternacht geräumt. Arnold Opterberg schritt mit seinem Sohne als Sieger in den Morgen.

„Eine gute Kur, trotz deiner Medizinerinnen. Um zwanzig Jahre hat's verjüngt. Das machen wir öfter, Martin. Gleich alt sind wir. O Jugend, Jugend —!"

(Fortsetzung folgt.)



Adam Urbas

Erzählung von Jakob Wassermann (Fortsetzung)

Ich hatte Urbas Vergünstigungen für die Haft erwirkt. Es war ein wohnlicher Raum, anständig möbliert mit Waschtisch, Bett und Spiegel, behaglich warm. Er saß bei der Lampe und hatte die Bibel vor sich aufgeschlagen. Ich grüßte, zog den Mantel aus, hing ihn an den Türhaken und setzte mich Urbas gegenüber an den Tisch.

Sein Anblick frappierte mich jedesmal aufs neue; auch jetzt. Er war massig wie ein Stier. Sein Kopf hatte die Rundheit der eingeborenen fränkischen Brachyzephalen, doch wies der Schädel, besonders die Bildung an den Schläfen, Merkmale alter Zucht auf; die Knochen waren dort auffallend dünn, die Haut bläulichgelb und fast durchscheinend. Der Mund war weit geschnitten, mit fest verpreßten schmalen Lippen, die Nase gebogen, mit starkem Sattel; das Gesicht, an das eines alten Schauspielers erinnernd, war sorgfältig rasiert, die Hände waren die eines Riesen. Die träglidrigen Augen öffneten sich selten; dann aber hatte der Blick eine überraschende Durchdringungskraft, so daß es auch mir nicht leicht war, ihn auszuhalten.

Um das Gespräch einzuleiten, sagte ich, ich hätte schon lange das Bedürfnis empfunden, ihn aufzusuchen. Ich käme aber nicht in meiner Amtseigenschaft, sondern, wenn er wolle, als Freund, dem ein Besuch zufällig erlaubt sei. Im Grunde sei er mein Schutzbefohlener, und ich trüge die Verantwortung für sein Wohlergehen.

Er blickte mich schweigend an. Nach geraumer Weile sagte er: „Sehr gütig von Ihnen."

Ich wehrte ab. „So möchte ich es nicht aufgefaßt haben," sagte ich ungefähr; „ich wünschte, Sie sollen mir jetzt nicht mißtrauen. Dem Richter mißtraut man, unwillkürlich. Sie denken sich: kommt er nicht als Beamter, um seine Akten vollzuschreiben, so kommt er doch als Neugieriger, um zu schnüffeln. Weder das eine noch das andere ist meine Absicht. Die Akten sind so gut wie geschlossen; wir stehen vor der Verhandlung. Zur Neugier ist für mich wenig Anlaß; es ist mir ja alles bekannt, will mir scheinen. Warum ich gekommen bin, weiß ich selbst nicht genau. Ich mußte. Es war wie Pflicht."

Wieder antwortete Urbas lange nicht. Endlich sagte er: „Ich glaube Ihnen."

Ich griff das Wort auf. „Wenn Sie mir glauben," erwiderte ich, „dann können wir uns ja über das Geschehene wie zwei gute Bekannte in Ruhe unterhalten."

Urbas dachte nach. Hierauf sagte er: „Wozu soll ich denn reden? Schlimm genug, daß es hat geschehen müssen."

„Das ist eben die Frage," warf ich ein; „hat es geschehen müssen? müssen?"

Er hob den Kopf, aber die Lider blieben gesenkt. „Daran zu zweifeln, wäre die pure Vermessenheit," sagte er.

„Es gibt nicht nur einen Zweifel," beharrte ich, „sondern die menschliche Gesellschaft verwirft Ihre Tat und verabscheut sie. Wollte jeder in einem solchen Fall nach eigenem Gutdünken entscheiden, so wäre des Schreckens kein Ende, so lebten wir wie unter reißenden Bestien. Wie Sie sich vor sich selbst und Ihrem höchsten Richter verantworten werden, weiß ich nicht. Uns Menschen sind Sie die Verantwortung noch schuldig."

Urbas schüttelte den Kopf. „Was kann das Reden hinzutun oder wegtun?" murmelte er gleichgültig.

„Zwischen Ihnen und uns muß reiner Tisch werden," sagte ich; „solange Sie sich trotzig verschließen, bleibt alles ein wüster Graus."

„Wenn einer aber nicht die Worte hat?"

„Hat er sie nicht oder verweigert er sie nur aus Hoffart und aus Trotz?" entgegnete ich; „prüfen Sie sich."

Er sagte: „Die Zunge ist schwer; ich bin's nicht gewohnt."

Seine Stirn furchte sich. Ich sah, daß ich nicht weiter in ihn dringen durfte. Ich wartete. Endlich murrte es aus seiner Brust: „Ich hab' ihn gemacht." Sein Blick bohrte nach unten. „Wenn ich ihn gemacht habe, darf ich ihn dann nicht auch vertilgen?" fragte er mit einem

seltsamen, listig-bösen Ausdruck. „Das mögt ihr Leute bestreiten, soviel ihr wollt: den einer gemacht hat, den darf er auch wieder vertilgen, wenn's nur zum Unheil war, daß er kam. Ich hab' ihn mir geholt; herausgegraben aus seiner Mutter Schoß. Andere Weiber tragen die Frucht neun Monate. Von der kann man sagen, sie hat sie dreizehn Jahre getragen. Ich hab' ihn von ihr verlangt; ich hab' ihn vom Herrgott verlangt. Ich hab' ihn mir zurechtgerichtet, bevor er noch da war. So und so, dacht' ich, wirst du mir werden. Wie ein Stück Lehm, das einer aus dem Erdreich schneidet und bastelt daran und knetet es nach seinem Sinn Auf einmal hat er nichts als eitel Dreck in der Hand. Da schmeißt er's wieder hin, von wo er's hergenommen hat."

Der listig-böse Zug verstärkte sich. Er musterte mich durch einen Spalt zwischen den Lidern. „Daß es zum Unheil war, hat sich erst nach und nach erwiesen," sagte ich.

Er unterbrach mich mit einer herrischen Gebärde. „Von Anbeginn mißraten. Mißratenes Blut; ich hab' es mit meiner Nase gerochen. Andere, von schlechterer Herkunft, wachsen auf, ohne daß man ihrer viel achtet, und mißraten doch nicht. Biegen sie sich am Anfang krumm, so biegt sie die Zeit wieder grade. Bei ihm wurde das Krumme immer krummer. Da sah ich, es wird großes Leid entstehen. Und so war's. Jeder Tag ein Sandkorn davon, zuletzt ein Berg. Da bin ich gestanden und habe mich gefragt: was will das werden? Hat man's an einer Stelle fortgeschaufelt, war's an der anderen doppelt so hoch; hat man's angegriffen, ist's zwischen den Fingern zerronnen. Es war keine Hilfe."

„Aber können nicht auch schadhafte Keime durch eine sorgfältige Pflege zum Gedeihen geführt werden?" hielt ich ihm entgegen. „Haben Sie sein Gewissen zu wecken versucht? Haben Sie ihn in ernstliche Zucht genommen?"

Urbas hob zum erstenmal die schweren Lider, und in seinen Augen war etwas Verstörtes. „Herr," erwiderte er jäh, „das Element kann einer nicht bewältigen. Schafft's das Auge nicht, so schafft's auch das Maul nicht, hab' ich mir gesagt. Schafft's das Beispiel nicht, so schafft's auch der Prügel nicht. In dem Punkt, den Sie meinen, hat die Bäuerin ihre Schuldigkeit getan. Eine Weibsperson versteht das besser. Wenn er nicht hat spüren können, daß meine Stimme auch dabei war, was war dann an ihm nutze? Wenn er nicht hat hören können, was ich ihn ohne mein Reden habe vernehmen lassen, wär' auch des Propheten Wort nur leerer Schall für ihn gewesen. So hab' ich mir gesagt. Ich bin vorangegangen, er hätte nachgehen können; ich bin ihm nachgegangen, er hätte sich umdrehen können. Er hat mich nicht gesehen, er hat mich nicht gehört. Mich widert's, daß ich einen Menschen soll packen und ihm ins Ohr schreien: Mensch, sei ordentlich. Was soll das frommen, wenn's ihm nicht in der Art liegt? Verzieht einer seine Fratze zum Hohn, während andere beten, so ist er eine verlorene Kreatur. Zucht schlägt an, wo nicht an der Wurzel der Wurm schon nagt."

„Wußten Sie denn das ganz genau?" fragte ich und, wie ich vermute, nicht ohne Schüchternheit, denn seine Worte, seine Stimme hatten finstere Wucht. „Waren Sie denn von Ihrer eigenen Unfehlbarkeit so fest überzeugt?"

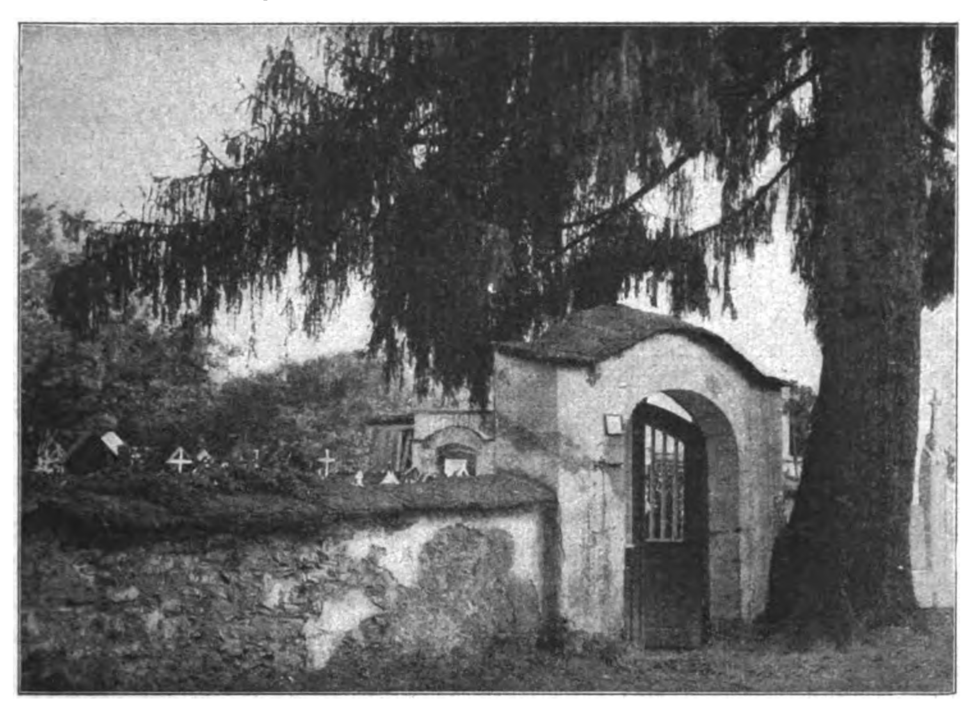
Er streckte den Arm über den Tisch und antwortete schwer atmend: „Wenn mein Fleisch und Blut wider mich aufsteht, so kann ich nicht mit ihm rechten wie mit einem Händler, der mich betrügt. Wenn der Same, den ich ausgestreut, mir als Schlangenbrut entgegenzüngelt, so kann ich nicht wie ein Schulmeister mit dem Bakel dreinfahren. Das hat kein Verhältnis, das hat keine Menschenwürde. Wenn einer Böses wirkt und aber Böses, auf den man die Zukunft gebaut, unabänderlich Böses, bis Haus und Hof im Schlamm ersticken, was soll man da tun? Soll man ihm die Knochen anders renken, ein anderes Hirn und Herz einblasen?"

Sein Gesicht, in seiner ganzen Mächtigkeit, bebte und flammte. Derselbe Mann, der sich solange, ein Lebensalter vielleicht, der mitteilenden Rede enthalten, riß vor meinen Augen sein Inneres auf und hatte Worte, Bilder, Töne, die mich verstummen machten und fast mit Angst erfüllten. Doch ich hatte plötzlich den unabweisbaren Eindruck, daß er nur scheinbar mit mir redete, nur scheinbar sich an mich wendete; daß er in Wirklichkeit sich eines abwesenden Bedrängers zu erwehren suchte, der nicht erst seit heute ihm mit Fragen und Vorwürfen zusetzte. Mir wollte es scheinen, als wäre alles, was er gegen mich äußerte, schon als feurig-gärender Stoff in ihm angesammelt gewesen, und nun quölle es aus ihm heraus, schleudre sich hervor; er konnte es nicht hemmen, und während dies Gewaltige, gewaltig Unterdrückte redete, schien er selbst in Grimm und Qual und noch immer stumm zu lauschen.

Übrigens klang seine Stimme ruhiger, als er mit eckigen Kinnladenbewegungen, den Kopf gesenkt, fortfuhr: „Es könnte wer fragen: wann hast du angefangen, alles zu wissen, und wann hast du aufgehört, zu hoffen? So frage er den Aussätzigen: wann hat deine Haut zu schwären angefangen? Er hat es am ersten Tag gewußt, natürlicherweise, aber den Aussatz hat er erst geglaubt, wie es ihn ins Siechenbett gezwungen. Bin gelegen, Nacht für Nacht, hab' gesonnen und gesonnen. Hab' mich durchforscht, hab' ihn durchforscht. Hab' dies erwogen, hab' jenes erwogen. Hab' zugesehen und zugesehen, wie der Aussatz um sich gefressen hat. Hab' mir den Geist zermartert, wie das Übel zu fassen wäre. Zucht! Zucht kommt immer um den Schritt zu spät, den die Unzucht voraus hat. Das Rohr, mit dem ich seinen Rücken zerbläut, wär' mir in der Faust zerbrochen, und die Narben auf dem Fleisch hätten ihn bloß verhärtet. Hätt' ich ihm Regeln vorsagen sollen? Was für Regeln? welche sind erprobt? Hätt' ich ihn an Ketten legen sollen wie einen Hund? Alles, was ich an ihm angepackt, war doch mein. Ich der Baum, er der Zweig; ich der Docht, er das Licht; ich das Erdreich, er der Quell. Wie soll denn der Baum zum Zweig reden? es rinnt ja der nämliche Saft durch. Und der Docht zum Licht? er nährt es ja. Und der Boden zum Wasser? es kommt ja aus ihm. Schön; aber woher kommt die Schlechtigkeit? Sie ist da und breitet sich aus wie das Feuer in dürrem Holz; aber woher kommt sie? Und was das für ein unbarmherziges Gestaffel hat: erst die kleine Lüge, dann die große; erst den Pfennig stiebitzt, dann den Taler; erst das Tier malträtiert, dann den Menschen; erst Tagdieberei, dann Ehrabschneiderei; erst ein Hansguckindieluft, dann ein Hurentreiber. Kein Respekt, kein Glauben, keine Redlichkeit, keine Liebe. Woher ist das alles gekommen? Aus mir? Es ist wohl schließlich an dem. Und da hab' ich mich gefragt: Wo, Urbas, und wann ist dein sterblich Teil oder dein unsterbliches so von der Hölle versengt worden, daß du solchen Stank und Unrat in die Welt gesetzt hast? Ist denn der Mensch nichts als ein geiler Schleim, das er nur wieder geilen Schleim hervorbringt?"

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Ein stiller Erdenwinkel.

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

Die drei unverzagtesten der Freiburger Zechgenossen, die Tillmann, Broich und Grüters, hatte Herr Arnold auch auf den Opterberghof geladen. Professor Barthelmeß war mit den Seinen in den Rheingau hinübergesiedelt, wohin er zu langjähriger und lohnender Arbeit berufen war, und Herr Arnold Opterberg ertrug die Einsamkeit des Zechertisches nur mit Widerstreben.

Wohl hatte Frau Christiane zunächst verwundert den Kopf geschüttelt, als sie durch den heimgekehrten Gatten von dem Massenbesuch erfuhr, dann aber bald eine Kiste mit Mundvorrat für neun hungrige Wanderer gepackt und nach Freiburg gesandt, damit die Studenten und Studentinnen ihren Rucksack daraus füllten, denn sie sollten sich vom Tage ihres Abmarsches an als Opterbergsche Gäste fühlen. Das rief einen großen Jubel in der Musenstadt hervor.

Und hinaus ging's an einem silbrigen Frühmorgen, als der erste Schein über den Himmel schimmerte, hinaus und hinauf auf den Schauinsland, immer der Sonne entgegen. In Kniehosen und leinenem Hemd marschierten die Burschen, in weißen, fußfreien Kleidern die Mädchen, den Lodenmantel für die Berg- und Waldesrast über den Rucksack geschnallt. Jeder trug das Seine, und die Therese Baumgart trug dazu am breiten Band die Laute. Da schwangen die Füße von selbst zum Marschklang der Saiten, und federnd wie zum Tanze ging's auch die steilsten Hänge hinan. Vom Schauinsland glitt der Blick noch einmal rückwärts in die Ebene. Zwischen den Hügeln träumte Freiburg. Grüß dich Gott, du alte, liebe Stadt. –

Weiter, weiter! Wer schaut rückwärts, wenn Jugend marschiert? Eine halbe Stunde noch, und sie fielen im Gasthaus auf der Halde ein, ließen sich von dem trefflichen Wirtspaar einen Kaffee kochen und verzehrten unter Jubelausbrüchen über Frau Christianes Gaben das Frühstück. Und wieder in den rauschenden Tannenwald, der immer dichter, immer geheimnisvoller seine bärtigen Stämme aneinanderschob, und auf schmalen Fußwegen im Einzelmarsch hintereinander bergauf, die Lautenspielerin voran. Scherzworte und Neckrufe flogen die Reihe hinauf und hinab, bis der Zug noch einmal umgeordnet war, hinter jedem Mägdlein ein übermütig Bürschlein, und da eins sich zuviel erwies, machte Martin Opterberg ritterlich den Führer. Über den waldesdunklen „Notschrei" führte er und durch die tiefe, smaragdene Bergwälderpracht, bis in praller Mittagssonne der Riesenrücken des Feldbergs sich vor ihnen reckte und dehnte.

„Atempause," bat jetzt Grüters, der Staatswissenschaftler.

„Abgelehnt!" rief Broich, der Jurist.

„Nur unserer Damen wegen," verteidigte sich der Diplomat.

„Den Damen den Arm! Nachher steigt sich's noch einmal so schön."

Schon hatte Broich den Arm Hilde Falkenroths, der Koblenzerin, in dem seinen und stieg bequem pfadan. Grüters und Tillmann folgten mit den beiden Düsseldorferinnen, den Schwestern Klarenbach. „Wen wähle ich?" fragte Therese Baumgart. „Uns beide," sagte Christoph Attermann, „denn es ist das gleiche." Und die Buben vom Opterberghof nahmen sie in die Mitte.

Martin Opterberg aber erhob trotz des Anmarsches seine helle Stimme:

„Schöne Mädel führt der Bursch zum — Hastdunichtgesehn —
Schöne Mädel führt der Bursch zum Tanz!"

Droben standen sie auf dem Feldbergturm, und all das nahe und ferne Märchenland der Schwarzwaldberge, der Alpenwelt und der Vogesenkette schlug seinen Bann um sie. In atemlosem Schauen standen sie und tranken die Schönheit der deutschen Welt.

„Nicht reden. Nicht reden."

Sie lasen es sich noch an den Augen ab, als sie schon weiter wanderten, den kahlen, langgestreckten Feldbergrücken entlang, und auf vorgeschobener Platte lagerten, den staunenden Blick hinabgesenkt in die einsamen Schluchten, aus deren einer fernher der Zauberspiegel des Titisees aufblitzte wie ein Irrlicht. Und wortlos fast und doch innerlich flüsternd und singend wanderten sie weiter, und ein jeder Bursch führte, als wäre es nun ein Selbstverständliches, sein Mädchen weiter am Arm, und die Lautenspielerin schritt zwischen den Opterbergbuben. Abwärts den Feldberg und hinauf zur Schutzhütte des Herzogenhorns.

Am Lagerfeuer hatten sie abgekocht. Die Mädchen boten die Speisen, und die Burschen kredenzten in zinnernen Bechern den Wein vom Kaiserstuhl. Dann wob der Sommerabend sein seltsam durchsichtig Blau, und sie alle zogen sich zu einem engeren Kreis zusammen und lagerten im Moos um einen Eichenstumpf, von dem das weiße Kleid der Therese Baumgart im Mondlicht leuchtete. Ihre Mädchenwange koste den Lautenhals, als sie sang und spielte.

Jugendlieder, Sehnsuchtslieder. Und die Hörer lagerten Hand in Hand.

„Noch ein letztes," bat Martin Opterberg, der als einziger aufrecht an einem Baum lehnte und nicht wußte, wie er einer nie gekannten Ergriffenheit Herr werden sollte.

„Du bist die Ruh, der Friede mild,
Die Sehnsucht du und was sie stillt . . ."

sang der Mädchenmund in die schweigende Bergnacht. Und Martin Opterberg spürte es wie einen Nachtschauer über seine Glieder gehen, daß er hätte aufschreien mögen, ohne zu wissen, warum.

Die Mädchen traten allein in die Schutzhütte und begaben sich in ihre Kammer. Die Freunde saßen rauchend am Feuer. Therese Baumgart wandte sich in der dunklen Tür der Hütte um.

„Therese . . ." hatte eine heiße und scheue Knabenstimme geflüstert.

„Gute Nacht, Martin," sagte sie. Und er küßte sie. —

Weiter, weiter. Im jubilierenden Morgenerwachen, in sengender Sommersonne. Durch endlose Wälder, die dennoch viel zu klein, hinauf auf die steilen Höhen, die dennoch viel zu nieder. Jetzt führte Christoph Attermann, denn Martin Opterberg bildete mit der Freundin den Schluß. Nur an den Fingerspitzen hielten sie sich beim Wandern, und doch war ihm, als fühlte er die Freundin an der Brust. Der steile „Blößling", der „Hohe Zinken", der „Hochkopf" — Christoph Attermann rief die Berge aus, die sie im Auf und Ab erstiegen — für Martin Opterberg waren sie nichts als Namen. Er sah nichts anderes als das eine Bild: das weiße Kleid in der blauen Sommernacht und die Mädchenwange kosend am Lautenhals. Und er hörte nichts als das eine, das letzte Lied.

„Thereseł," sagte er tiefaufatmend, als im leuchtenden Abendrot die erste Menschensiedlung zu ihren Füßen lag.

„Wie heißt der Ort?"

„Todtmoos."

„Der Name macht traurig . . ."

Am nächsten Tage stiegen sie durch das wilde Wehratal zur Rheinebene hinab, und das Brausen der stürzenden Wasser, die durch Granit den Weg erkämpfen mußten, betäubte noch ihre Sinne, als sie sich dem Opterberghof näherten.

Da stand das weiße Haus auf dem Felsen, der auf blumenbunten, baumbeschatteten Terrassen zum jungen, hastenden Rheine führte, und auf der Schwelle stand Arnold Opterberg und schüttelte den jungen Männern die Hand und zog die Mädchen in seine Arme. Und Frau Christiane stand auf der Schwelle und tat aus den klaren Augen, die die Farbe des jungen Rheines hatten, einen Umblick über die Gesichter der Ankömmlinge, streckte die Hände aus zum Willkomm und verteilte die Schar der jungen Gäste auf Stuben und Kammern.

„Mutter," sagte Christoph Attermann, als Frau Christiane zurückkehrte, „du hast einen unbestechlichen Blick. Welche gefällt dir am besten?"

„Das Mädchen mit der Laute, Christoph."

Da lachte Christoph Attermann in sich hinein und war fröhlich die ganzen Ferien über.

6.

Das junge Mannsvolk war über die Alpen, ins Land Italien. Herr Arnold Opterberg selber hatte den Plan entworfen und ihn durch Einschiebungen großer Fußreisen und Bevorzugung der einfachsten Schenken und Gasthäuser so billig zu gestalten gewußt, daß ihn auch die weniger bemittelten Studenten ohne geldliche Schwierigkeiten auszuführen vermochten. Es herrschte tosende Freude im Auslugzimmer des Giebelturms, als der Hausherr erklärte, die Leitung des Heereszuges selbst in die Hand nehmen, im übrigen aber Kamerad unter Kameraden sein zu wollen.

Fort waren sie wie die Zugvögel, obwohl es mitten in der Ernte war. Herr Arnold Opterberg hatte einen Grund gefunden, endlich aufs neue den Trieben seiner schweifenden Sehnsucht zu folgen, und da er als Lenker und Leiter der Jugend ging, der keine andere Zeit als die Ferienspanne zu Gebote stand, so fiel für ihn der Schein der Selbstsucht hinweg. Frau Christiane nickte mit ruhigen Augen, stellte einen neuen Knecht ein und stand des Morgens um eine Stunde früher auf. Besser mehr Arbeit mit den Händen, als mit dem Herzen, sagte sie sich in ihrer Lebenskunde. Und Unzufriedenheit in der Ehe ist Diebstahl am Maß unseres Lebens.

Und sie schuf den Ausgleich und legte von dem ihren zu, weil sie die reichere war.

Auch die Mädchen waren heimgeflattert in ihre Hausungen am Mittel- und Niederrhein. Ihrer drei nahmen ein Geheimnis mit sich, daß den drei Freunden der Opterbergsbuben recht wohl bekannt schien. Nur Therese Baumgart war auf besonderen Wunsch Frau Christianes noch geblieben.

Wenn die Gutsherrin in frühester Morgenfrühe die Fensterläden ihres Schlafzimmers öffnete, stand das Mädchen schon im Hof und winkte ihr den Gutenmorgengruß.

„Du sollst ausschlafen, Kind. Die Ferien sollen Kräftesammler sein."

„Das Sprichwort lehrt: ‚Sieben Stunden sind der Ruh' — die achte fällt dem Faulen zu.' Von neun bis vier lag ich in den Federn. Macht sieben Stunden. Ich bin frisch wie ein Fisch."

„Lauf in den Stall und trink einen Liter Milch, warm von der Kuh. Ich komme."

Das Jüngste Gericht. Nach einem Gemälde von Albert Welti

Besitzer Charles Paravicini-v. Wattenwyl, schweizerischer Gesandter in London



Den ganzen Tag blieb ihr das Mädchen zur Seite und griff zu, wo es zuzugreifen gab. Am Nachmittag saß es über seinen wissenschaftlichen Büchern, und nach Feierabend hockte es plaudernd neben Frau Christiane auf der Gartenbank, von der sich der Blick auf die strudelnden Wasser des jungen Rheins erschloß, oder spielte auch wohl auf eine Bitte der Hausherrin alte Liedweisen auf der Laute, zu der die beiden Frauen zweistimmig die verträumten Worte sangen.

„Erzähl mir ein weiteres von daheim, Theresel. Ich lausch' dir gern, und wenn der Rhein die Musik dazu macht, so ist das auch ein Lied."

Sie hatte das Mädchen von dem Tage an „Du" genannt, an dem die drei Freundinnen die Heimfahrt angetreten hatten. Mit diesem Du schuf sie der Zurückbleibenden zart und still den Heimplatz. Das empfand das Mädchen tief.

„Ein weiteres soll ich erzählen? Von den Eltern berichtete ich schon, daß sie als rechte Bürgersleute in Karlsruhe lebten und starben. Außer mir war noch eine Nachzüglerin im Nest, mein um zehn Jahre jüngeres Schwesterchen Linde, und da die Eltern erst in gesetzten Jahren geheiratet und kein übergroßes Vermögen erworben hatten, so erzogen sie mich, wie man einen Sohn erzieht, der rechtzeitig als seiner kleinen Schwester Beschützer auftreten kann. Also durfte ich mit achtzehn Jahren meine Reifeprüfung ablegen und zur Universität gehen. Doch das haben die Eltern nicht mehr erlebt. Die starben im Jahre vorher. Eins starb so geschwind dem andern nach, daß es gleich die Probe auf meine Widerstandskraft galt und auf die Berechtigung, trotz alledem das Studium aufzunehmen."

„Und das Schwesterchen? Die kleine Linde?"

„Die Linde," sagte Therese Baumgart mit einem warmen Ton, „die Linde zählt jetzt acht Jahre und ist im Schülerinnenstift zu Karlsruhe. Sie ist frisch und gesund und vertraut auf die große Schwester, daß sie fleißig studiere und ihr eine frohe Zukunft schaffe. Bis sie eingesegnet wird, muß ich als Frauenärztin meinen sicheren Wirkungskreis gefunden haben. Dann hol' ich sie zu mir in der Zeit ihrer schönsten und stärksten Entwicklungsfähigkeit und kann ihr mit den selbsterworbenen Mitteln die Wege ebnen helfen."

„Und wenn die Therese Baumgart inzwischen einen Mann gefunden hat?" fragte Frau Christiane.

„Glauben Sie denn, er würd's mir verwehren, wenn ich selbst verdiene?" fragte sie ängstlich zurück.

„Du lieb, unschuldig Närrchen," lachte Frau Christiane und huschelte den braunen Mädchenkopf an ihre Brust. „Also denken tust du doch daran, an die Lieb' und die Ehe, trotz Doktorhut und Heilberuf? Brauchst dich nicht verlegen zu ducken, Kind. Aufrecht stehen und selber seinen Mann stellen im Leben, ist notwendig, und zumal für uns Frauen, die nicht wissen, wie's kommen kann auch nach dem glücklichsten Rausch, und wie sich der Herr Gemahl im Taglicht entwickelt. Schau her, meine Händ'. Sie haben das Arbeiten gelernt vor der Ehe, und es war gut so, denn sie sind nicht zarter geworden im Lauf der Ehejahre. Oder soll ich ein golden Krönchen legen um meines lieben Herrn Arnold Opterberg Stirn? Mir ist doch, als glichen deine Augen den meinen?"

Da löste sich der braune Mädchenkopf von der Frauenbrust und beugte sich in den Schoß Frau Christianes und schmiegte die Wange auf die kräftigen Hände.

Und ein anderes Mal bat Frau Christiane: „Erzähl mir, wie du meine Buben kennengelernt hast. Sie waren wohl recht keck und großherrlich, weil sie die frischen Narben trugen?"

„Der Christoph trug noch keine, und der Martin seine erste."

„Also war's der Martin, der Sonne, Mond und Sterne begehrte. Ein Riß in der Haut, und sie dünken sich Helden und Abenteurer. Früher tat's ein Loch in der Hose. Aber mich freut's bei rechten Buben, und du kannst mir ruhig erzählen."

Das Mädchen lächelte der Frau in die Augen.

„Er war gewiß nicht schlimm und keck. Nur so ganz mannbar hat er sich gefühlt durch seinen ersten Sieg auf der Mensur und darum auch so — so siegsgewiß. Das stand ihm gut, und sein Benehmen zeigte gleich, daß er eine gute und geliebte Mutter hatte."

„Schmeichlerin. Weshalb sagst du mir das?"

„Weil es nicht von mir stammt, sondern vom Christoph Attermann. Und der brauchte noch ganz andere Ausdrück', und schmeichelte doch auch nicht."

„Nicht bös sein, Kind. Ich hör's ja gern und wär' keine Frau, wenn ich's leugnen wollt'. Aber versteh' mich auch darin recht: eine Schmeichelei kann eine Anerkennung sein, die den anderen schmücken soll, oder nur ein schönes Wort, mit dem sich der Redner selber aufputzen möcht'. Dafür muß die rechte Frau ein Ohr haben. Nun, und von euch wollt' ich's hören und hab' es gehört. Also du warst bei Christoph Attermann."

„Bei Christoph Attermann?" verwunderte sich das Mädchen. „Ja, doch, ich nannte ihn, als ich von des Martins frischer Fröhlichkeit sprach, mit der er im Kolleg gleich zu mir redete. Er saß neben mir, und sein Verbändlein war gerutscht."

„Sieh an. Medizinische Kollegs besucht der Bub, der ins Ingenieurfach will? Doch das müßt ihr ja wohl besser verstehen, und seinen Wissensdurst soll der Mensch stillen."

Überrot saß Therese Baumgart und wußte nicht, wohin mit dem Blick.

„Der Christoph Attermann besuchte doch auch die medizinischen Kollegs," stammelte sie.

„Ei, nun ist es wieder der Christoph. Ich dächt', der raufte sich inzwischen mit dem Säbel?"

„Gerauft hat er sich wahrhaftig nicht," verteidigte ihn das Mädchen. „Er hat, und gewiß gegen meinen Willen, einem Studenten die Mütz' abgeschlagen, als er mir unhöflich wurd', und nach den studentischen Bestimmungen mußt' er mit der Waffe einstehen. Aber der Martin hat ihm so herrlich sekundiert, daß er dem anderen die Zech' bezahlen ließ."

„Mein Gott, nun ist es wieder der Martin," sagte Frau Christiane kopfschüttelnd und erhob sich. Und als sich die Therese Baumgart mit ihr erhob, ganz kopflos geworden von den schnellen und blanken Einwürfen, nahm sie Frau Christiane mit einer mütterlichen Bewegung fest in den Arm. „Ich freu' mich, daß sie dir alle beide gefallen. Hab' ich sie doch beide aufgezogen wie Söhne und Brüder. Der eine ist treu und fest wie Gold, und der andere heiß wie eine Flamme, aber wie eine lautere Flamme, die auch einmal ein Herdfeuer gibt. Schenk du beiden deine Freundschaft, und wenn du einmal irre wirst an einem von beiden oder dich selber ein Zweifel plagt, so ruf mich, Theresel, oder komm selber angereist. Eine Mutter versteht alles; ich mein', eine rechte Frau und Mutter, und keine glucksende Henne. Gelt, und das Lindele, das bringst du mir auch einmal zum Anschauen."

✡

Und Herbst ward's, und der Winter kam über Freiburg, und mannshoch lag der Schnee auf den Schwarzwaldbergen. In der Burschenschaft hatten sich die fünf, die so sommerselig durch den Schwarzwald zum jungen Rhein gezogen waren und so freudetrunken über die

Alpen ins Land Italien, die Tillmann, Grüters, Broich und die Opterbergsbuben, trotz aller Verschiedenheiten des Wesens enger aneinander angeschlossen, weil sie von denselben fröhlichen Erinnerungen zehrten. Nicht weniger aber für die Gegenwart, weil der gleiche kleine Mädchenkreis sie anzog: Therese Baumgart und ihre Kameradinnen. Manche Wege noch waren sie mit ihnen gemeinsam gewandert, wenn Vorlesungen und Anatomiesaal die eifrigen Schülerinnen freiließ, und als die Schneemeldungen vom Feldberg und seinen Brüdern kamen, da war der erste Samstag recht, um über den Sonntag hinaus in die Berge zu fahren, die Schneeschuhe auf dem Rücken und die lernbegierigen Mädchen zur Seite.

Beschuht mit derbem Rindsleder, in dickgestrickten Jacken und flauschigen Wadenstrümpfen, die Wollmütze über das Haar gezogen und den Schal um die Schultern, glichen sich die Mädchen zum Verwechseln, und es konnte nicht ausbleiben, daß ihnen ihre Begleiter öfter als sonst unter das Mützlein blicken mußten, um festzustellen, mit wem sie sprachen. Das war Martin Opterbergs liebstes Spiel, und er übte reihum manche kleine Zärtlichkeit, um sich mit einem jähen Erschrecken zu entschuldigen, er habe eine andere gemeint. Die rheinischen Mädchen aber, selber viel zu glücksfröhlich, ließen sich den Übermut des hübschen und immer sprühenden Burschen ohne viel Aufhebens gefallen, da er doch überdies der beste Freund ihrer lieben Freunde war, und die Freunde selbst, die Tillmann, Grüters und Broich, nahmen sein lustiges Wildern, das immer in den Grenzen des Knabentollens blieb, als eine schickliche Gelegenheit, besonders warm für ihre Schützlinge einzutreten und sichernd den Arm um ihre Schultern zu ziehen. Nur Therese Baumgart blickte die ersten Male verwundert auf, wenn ein kleiner Aufschrei dartat, daß Martin Opterbergs Hand wieder einmal versehentlich unter das Kinnlein einer ihrer Kameradinnen gegriffen hatte. Dann aber nahm auch sie es als unschuldige Schneebahnfreiheit und lustigen Winterspuk.

So wurde das schwerfällige Hinauftapfen auf die Bergeshöhen zu einer gleich großen Köstlichkeit, wie das selige Hinabgleiten in die schneeverwehten Weiten, das sausende, brausende Sturmfliegen die steileren Hänge hinab, das atemversetzende Hinüberschwingen von Halde zu Halde und das jubelnde Sichwiederfinden im fernen Talgrund. Oft hieß es, eine Schleife fahren, um einer im Schnee versinkenden Gestalt wieder auf Füße und Schneeschuhe zu helfen. Dafür wurden hohe Belohnungen oder derbe Strafen zugesichert, je, ob es ein Mägdlein oder ein Bürschlein war. Und in den großen Schutzhütten, in denen es von sportliebendem Jungvolk wimmelte, gab es nach heißem Erbsenbrei zu Lautenklang und Zitterschlag Tanz und Gesang vor dem lodernden Kamin, bis die Mitternachtsstunde die Nimmermüden zur Strohrast rief.

Christoph Attermann war wie ein mächtiger Berghund. Er sicherte in kühnem Vorlauf die Bahn, hielt zurück, um die ungeübten Mädchen vorüberbrausen zu lassen, war als erster zur Stelle, um hilfreiche Hand zu bieten, und ließ dennoch keine Sekunde das Auge von Therese Baumgart, an deren Schneeschuhen er die kleinste Unregelmäßigkeit erblickte, ordnete und heilte.

„Ihr Wintervergnügen ist durch mich nur halb," klagte das Mädchen.

„Wenn das Ihre durch mich nur ein ganzes wird," lachte der Wetterfeste.

„Sie sind ein Mensch, dem man sich blindlings anvertrauen kann," sagte das Mädchen und reichte ihm die Hand.

„Tun Sie das nur zu jeder Stund. Sie mag hell oder dunkel sein, Fräulein Therese." —

Es war im März, und Neuschnee auf den Bergen. Wenige Tage noch, und das Wintersemester schloß ab, und der Abschied war da von Freiburg, der lieben alten Stadt. Wie auf Sturmflügeln kam Martin Opterberg auf Schneeschuhen vom Feldberg daher, und Therese Baumgart war mit ihm, weil es den Abschiedstag galt, den er sich auserbeten hatte. Durch die schneeverhängten Tanneneinsamkeiten fuhren sie dahin wie die wilde Jagd, und die Zottelbartriesen der Wälder schraken aus dem Schlummer, und es war, als flögen sie im Sprunge zurück, wo die jungen Menschenkinder mit einem Lustschrei vorüberbrausten.

„So dahinfliegen in alle Unendlichkeit!" schrie Martin Opterberg. „Das ist Leben!"

„Ja! ja! ja!" scholl es ihm nach.

Die Wälder des „Notschrei" nahmen sie auf. Sekundenlang gedachte das Mädchen des bedrückenden Namens. Aber das Jauchzen des Jünglings riß sie darüber hinweg, und da breitete sich die Halde, und das Haldenwirtshaus winkte.

Auf der Kaminbank hockten sie dicht beieinander und ließen sich durchwärmen von der Glut der harzigen Kloben und dem roten Glühwein, den ihnen der Wirt mit Späßen kredenzte. Und als sie wiederum die Schneeschuhe angeriemt hatten und mit erfrischten Kräften die Tafel des Schauinsland erreicht war, fiel jäh die Nacht herein.

„Was tun wir jetzt?" fragte das Mädchen.

„Wir machen Licht!" rief der Begleiter. „Fackelträger vor für die Königin!"

Zwei handliche Pechfackeln wählte er aus seinem Rückenbündel, entzündete ein paar Kienspäne und stieß die Fackeln in die Glut. Da flammten sie lichterloh auf und warfen ihren wilden Schein über das schweigende weiße Schneegefilde und die erhitzten Gesichter der beiden Menschenkinder. In jeder Hand schwang Martin Opterberg eine Fackel, daß das Schneeland wie ein königlicher Purpurmantel flammte.

„Bahn frei für die Märchenkönigin!" schmetterte er in das widerhallende Tal, hob die Fackeln hoch über den Kopf und brauste, das Mädchen in seiner feurigen Spur, die Hänge hinab.

Von der letzten Höhe glitten sie in die Niederungen der Menschen. Nebeneinander fuhren sie jetzt, und die Fackeln waren bis auf den Stumpf niedergebrannt. Martin Opterberg schleuderte sie zur Erde, daß ein Funkenregen um ihre Köpfe flog. Den Arm streckte er aus und riß die auf den Schneeschuhen Schwankende an sich.

„Mädchen, Mädchen, hast du mich lieb? Hast du mich lieb, Mädchen?"

„Ja, Martin, ich hab' dich lieb. Ja, Martin.. "

Er küßte ihr die Wangen, die Augen und den Mund. Und dann nahm sie sein Gesicht in ihre beiden Hände und blickte lange hinein. Als müsse sie sich jeden Zug, so wie er war, einprägen für immer.

Die Schneeschuhe wurden gelöst und aufgepackt. Durch die Vordörfer ging es nach Freiburg hinein. Die Brunnen auf den Straßen rauschten vom Abschiednehmen.

„Nun gehst du auf die Hochschule nach Darmstadt, Martin —"

„Geh du nach Heidelberg, Theresel. Du findest eine glänzende medizinische Fakultät, und ich finde dich leichter von Darmstadt aus."

„Wollen sehen, ob's glückt. Wenn du heimgehst, grüß die Mutter."

„Leb wohl. Ich sag' dir all meinen Dank."

„Leb wohl, du — —" (Fortsetzung folgt.)



Ich geh' den Weg . . .

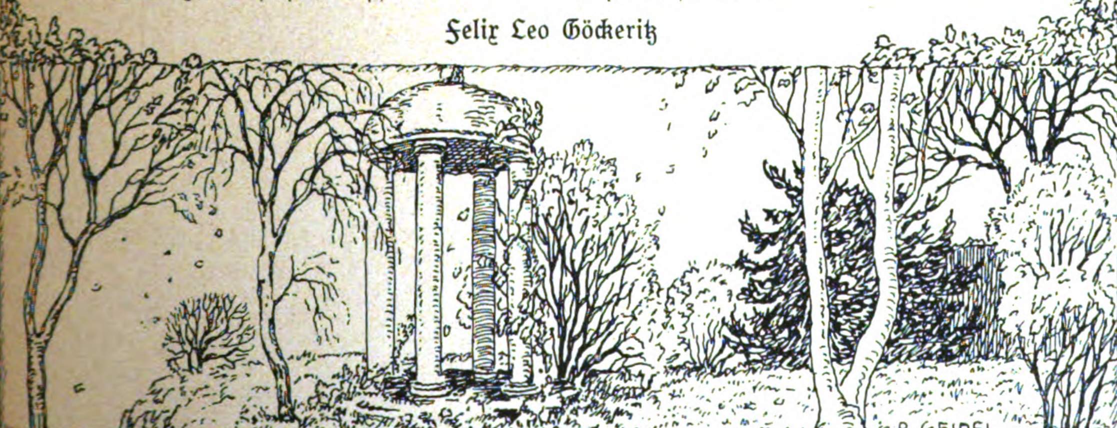
Ich geh' den Weg, den wir so oft gegangen
Zur Dämmerzeit, da aus dem stillen Tale
Der Glocken Abendlied herüberklang,
Da leis des müden Tages Sonnengold
Die ganze Welt in einen Schleier tauchte
Von glutdurchhauchtem Purpur und Brokat,
Da tiefe, träumeschwere Dämmerstille
Auf allen Wegen lag, und gütig segnend
Durch keusche Blütenpracht das Märchen schritt.
Die letzten Schwalben flitzten übers Feld,
Und aus dem Busch klang eines Drosselschlages
Halb schon verträumtes, leises Dankgebet.

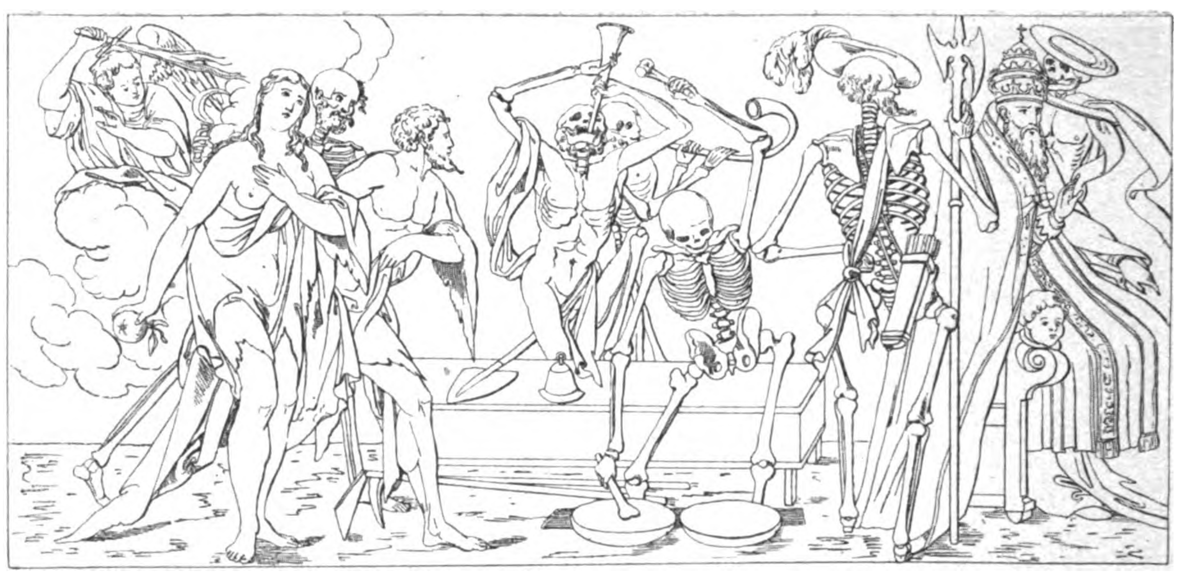
Wir schritten Hand in Hand durchs Ährenfeld
Hin nach dem Fels, da ein verwunschener,
Moosüberwucherter Dianentempel
Inmitten Rosenglut und Flieder träumte.
Und Brust an Brust versank uns alle Welt,
Und unsre Seele war voll tiefsten Glückes,
War, hingegeben an die Märchenpracht
Des jungen Sommertages, wunschlos glücklich . . .

Mein Frühlingsmärchen, zart wie Rosenknospen,
Des Herbstes erster Reif hat dich gebrochen!
Die Blätter gleiten sacht im Opfertode
Vom dürren Baumgeäst – und du bist tot!
Die lieben, hellen, lebensfrohen Augen,
Die ich so oft einst und so heiß geküßt,
Die seelenvollen Sterne meines Glückes,
Wie Märchenseen tief, sind jäh erloschen,
Die lieben, zarten, weichen Kinderhände,
Die einst so oft um meinen Nacken ruhten,
Sind kalt und starr. Der liebe Mund ist stumm,
Verweht der Kirschenlippen Purpurpracht,
Gebleicht der blonden Locken Seidenfülle.
Des Herbstes Astern blühen auf der Gruft,
Die meines Lebens Frühlingssonnenschein,
Mein ganzes Glück in ew'ge Nacht gerissen . . .

Ich geh' den Weg, den wir so oft gegangen.
Der Regen peitscht, der Sturm heult in den Kiefern,
Zerrißne Nebelfetzen ziehn durchs Tal.
Kein Laut, kein Lied, nur übers Stoppelfeld
Jammert der Wind, als ob er nach dir riefe.
Die letzten Rosen hat der Sturm gebrochen
Und ihrer Kelche schneeig-weiße Blätter
Rings um das kleine Tempelchen verstreut,
Als ob er noch in Herbst und Wetternacht
Dir deinen Weg mit Rosen segnen wollte –
Doch du bist tot! . . .

Felix Leo Göckeritz





1. Der Tod folgt Adam und Eva, als sie das Paradies verlassen. 2. Der Tod und der Papst.

Memento mori

Studie über „Totentänze", mit besonderer Würdigung des Wylschen

Von Josephine Graf-Lomtano (Hierzu sechs Abbildungen)

Vor dem unerbittlichen Endschicksal, das in Gestalt des Todes über seinem Haupte schwebt, hält der denkende Mensch nicht feige das Auge geschlossen. Zu allen Zeiten war, besonders für den Christen, sein Ende der Gegenstand ernster Betrachtung. Schon in den alten kirchlichen Mysterien tritt der Tod in Person als Mahner der Sterblichen auf und später wurde bei vielen kirchlichen und weltlichen Aufzügen ein gekröntes Gerippe mitgeführt, als Hinweis auf des Todes Allherrschaft. Als dann im 14. und 15. Jahrhundert der große Würger seine Macht als schwarzer Tod, als Pest am fürchterlichsten offenbarte und etwa den fünften Teil der Erdbevölkerung dahinraffte, da sprach sich die erschütternde Erkenntnis der Menschheit von seiner Allgewalt und ihrer eigenen Hinfälligkeit in monumentalen Kunstwerken aus. An den hochragenden Wänden der Dome und Kirchen, an den langgestreckten Mauern der Klöster und Friedhöfe erschienen kolossale Freskogemälde, in denen der Allbezwinger Tod als riesiges Skelett die Sterblichen mit sich hinwegführte in sein düsteres Reich. Ein derber Spruch ging damals um im Volksmund, man müsse „nach des Todes Pfeife tanzen", und mit dem gleichen grimmigen Humor gab der Maler dem grinsenden Skelett ein Musikinstrument in die Knochenhand und ließ es damit lockend vorausschreiten oder -tänzeln auf dem dunklen Weg. Daher die Bezeichnung „Totentänze".

Den „deutschen Tod" hat man nicht ohne Tadel diese drastische Darstellung genannt und in scharfem Gegensatz dazu hingewiesen auf die angeblich rein ästhetische Auffassung der Antike, die den Tod als schönen trauernden Knaben, gestützt auf die erloschene umgestürzte Fackel, gebildet habe. Allein die tanzenden Skelette auf griechischen geschnittenen Steinen, die reigenschlingenden Lemuren auf dem Grabe in Cumae und der die Seelen in die Unterwelt führende, entfleischte Merkur der Sammlung Stosch sind starke Stützen für die Annahme, daß auch den Alten eine minder holde Vorstellung vom Tod nicht ferne lag. Das unbekümmert Derbe in den Totentanzbildern freilich, der grüblerische Ernst in der Betrachtung und zugleich der sein eigenes Nichts bespiegelnde und belächelnde Humor sind echt deutsch, und Länder deutscher Zunge gaben uns die ersten Totentanzgemälde. „Dussent. ior. dri. huntert. vnd. XII." stand in verblichenen Lettern unter dem ältesten



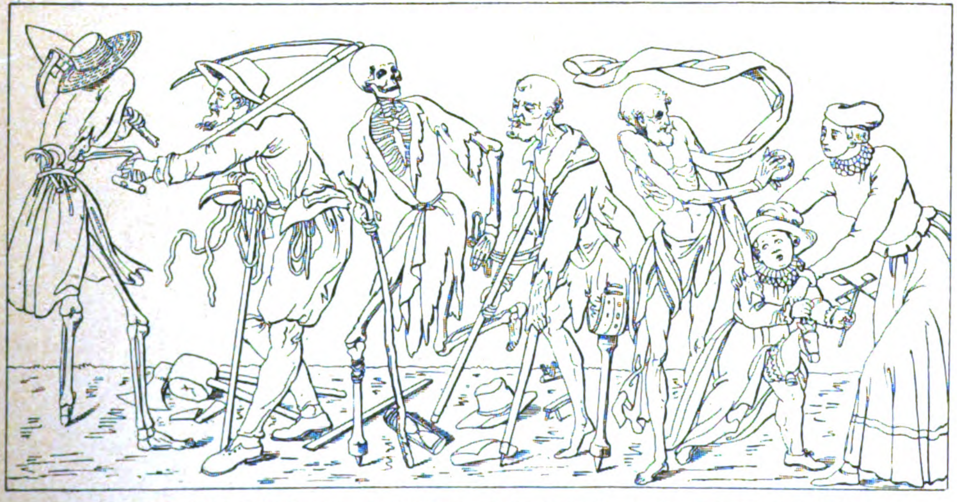
1. Der Tod und der Kaiser. 2. Der Tod und der Kardinal. 3. Der Tod und der Fürst.

deutschen Totentanz in Kloster Klingenthal (Kleinbasel). Kaum ein Jahrzehnt vorher war Basel furchtbar von der Pest heimgesucht worden und die ganze Tragik der Zeit sprach aus dem Gemälde. Als habe sich der „schwarze Tod" gerade das schöne Basel zu seinem Lieblingsaufenthalt erkoren, so tauchte auch bei dem großen Konzil dortselbst im Jahre 1431 unter der versammelten ungeheuren Menschenmenge als Schreckensgespenst die Pest auf. Und wiederum drängte sich die allgemeine tiefe Erschütterung über das furchtbare Erleben zusammen in einem gewaltigen Totentanzgemälde, das an der Mauer der Predigerkirche in Großbasel erschien und in der Folge ungeheuer populär geworden ist, ja, selbst als „lieber Tod von Basel" besungen wurde. Jahrhundertelang pilgerten Reisende aus allen Weltgegenden zu dem Gemälde, um dort im Schatten hoher Linden „durch alle Stendt der Menschen Endt als in aim Spiegel zu beschauen", bis schließlich 1806 in der Zeit der falschen „Aufklärung" der Baseler Stadtrat das altehrwürdige Kunstwerk „als Kinderschreck und Leuteschenche" trotz des empörten Widerspruchs des Volks herabschlagen ließ. Allein der Siegeszug der großen und tiefen Totentanzidee durch die Kulturländer war so wenig aufzuhalten, wie der von Freund Hein selbst. Nach jenem alten Baseler Bilde, doch unermeßlich erweitert in der Gruppenteilung und der Fülle der Motive und zugleich aufsteigend zu einem wahrhaft grandiosen Humor, schuf der geniale Holbein den weltberühmten Zyklus seiner Totentänze, zugleich als eine gewaltige Satire auf kirchliche, politische und soziale Mißstände. Durchbraust vom Geiste der Reformation, entstand in Bern der kraftvolle Totentanz des Manuel Deutsch, mit starken Seitenhieben auf die Geistlichkeit; den Abschiedsschmerz der Scheidenden verschärfte hier noch der Ausblick in eine wunderbare Landschaft. Wer in Luzern auf der überdachten Spreuerbrücke dahinschritt, dem lugte aus dem Gebälk der listige und lustige Tod des Ulrich Meglinger entgegen; hier tändelte der menschliche Gedanke mit der Vernichtung. Dagegen war der in Stein gehauene Totentanz des Herzogs Georg in Dresden ein erschütterndes Denkmal väterlichen Schmerzes um ein ganzes ausgestorbenes Fürstenhaus. In Lübeck vollführten die Gestalten der Toten einen bacchantischen Rundtanz in der Rotunde der dortigen Marienkirche. In Erfurt saß der Tod sogar auf dem Katheder und hielt eine Vorlesung über das bedeutungsvolle Thema: „Disce mori!" („Lerne sterben!") Auch die schönheittrunkene italienische und die sonst so lebenbejahende niederländische Kunst hatte ihre „Triumphzüge des Todes". Am meisten aber schwelgte die französische Phantasie in den „danses macabres", nicht nur als Kirchengemälde, auch auf Teppichen, Stickereien, Glockenwandungen erschienen die tanzenden Skelette und tauchten mahnend selbst zwischen den prächtigen Miniaturen auf den Randleisten der Gebetbücher auf. In neuerer Zeit haben zwei große deutsche Meister, Wilhelm v. Kaulbach und Alfred Rethel, die uralte Totentanzidee wieder aufgenommen, Kaulbach in allzu gellendem Hohn auf die menschlichen Schwächen, Rethel mit innerer Größe ohne alle Ironie. Sein Tod, der als bekränzter Triumphator über Leichen reitet, als politischer Redner von der Tribüne herab die Massen aufpeitscht, spricht stark zu unserem Gegenwartsempfinden, und nie ist andererseits dem vielgeschmähten und gefürchteten Knochenmann ein schöneres Loblied gesungen worden, als in der köstlichen Rethelschen Zeichnung: „Der Tod als Freund", in der dieser einem müden Greise das Zügenglöcklein läutet.



1. Der Tod und der Kriegsmann. 2. Der Tod und der Jüngling. 3. Der Tod und die Braut.

Als wahre Schätze volkstümlicher Kunst und Naivität sind die wenigen noch vorhandenen alten Totentänze sorgfältig bewahrt und der Öffentlichkeit meist durch Wort



1. Der Tod und der Landmann. 2. Der Tod und der Krüppel. 3. Der Tod und das Kind.



1. Der Tod und der Abt. 2. Der Tod und die Nonne. 3. Der Tod und der Sakristan. 4. Der Tod und der Ritter.

und Bild bekannt gemacht worden. Ein einziges altdeutsches Meisterwerk auf diesem Gebiet nur ist beinahe völlig in Vergessenheit geraten: der Totentanz des Jakobus v. Wyl in Luzern (etwa vom Jahre 1610). Von seinem Schöpfer wissen wir nur, daß er einem der ältesten und edelsten Schweizer Geschlechter entstammte und Lehrer jenes Meglinger war, der die Spreuerbrücke mit Totentänzen bemalte. Mag sein, daß des Meisters Gedächtnis erlosch, weil seine großen Kirchengemälde verbrannten; auch sein Totentanz-Zyklus stand rauchgeschwärzt und schmutzbedeckt in einem vergessenen Seitengang des alten Jesuitenklosters in Luzern und wurde erst 1832 entdeckt, gereinigt und im dortigen Rathausmuseum aufgestellt. In acht gewaltigen Ölbildern von hohem Farben- und Formenreiz entrollt sich hier das Schauspiel menschlicher Vernichtung. Hinausgepeitscht von dem rächenden Engel, stürzen unsere Stammeltern aus dem Paradiese; frohlockend folgt ihnen der Tod, denn mit der Sünde beginnt sein Reich. Zwar bricht die Kirche Christi den seelischen Tod, allein auch ihr irdisches Oberhaupt, der Papst, ist der Vernichtung untertan und seine goldene Tiara setzt sich der Tod aufs Haupt. So reißt er auch dem Kardinal den Purpurhut, dem Abt die Inful und den Krummstab weg, doch einen frommen altersschwachen Bischof weiß er auch liebevoll und sacht von seinen Schäflein weg ins Jenseits zu geleiten. Dem Priester trägt er fromm als Sakristan um Mitternacht die flackernde Laterne zum Sterbenden voran. Gekrönt, von Hermelin umwallt, auf große Taten sinnend, steht der Kaiser, da tritt der Tod unangemeldet vor ihn hin und reicht ihm ein Verzeichnis seiner minder ehrenvollen Werke, damit er vor dem Sturz ins Grab doch einmal noch der Wahrheit Stimme höre. Den Fürsten trifft er bei seinem Narren — denn fern seinem Hofe sind die Weisen —, er nimmt ihm seinen Kurhut, winkt ihn zürnend hinweg aus dieser wenig löblichen Gesellschaft, und nur der Narr jammert seinem Herrn nach. — Und einen unwürdigen Herrscher fällt der Tod an mit Grimm. Er packt ihn an seinem eisernen Panzer, unter dem kein Herz schlug für seine Untertanen, und entreißt ihm mit dem Zepter zugleich das Leben. Verfallen seiner Knochenhand ist die edelsteinübersäte Kaiserin, und jener stolzen, jungen Fürstin, die da im Glanz ihrer Hoheit so selbstgefällig dahinwandelt und sich fächelt, fährt in den weißen Nacken sein Geschoß. Doch nicht von rückwärts, Aug' in Auge fällt er den tapferen Kriegsmann an, damit sich dieser wehre, wie es Pflicht, und ehrenvoll dem Übermächtigen erliege. „Gib mir dein Gnadenkettlein," spricht er zu dem Ritter, „dir frommt nur noch das Kreuz auf deinem Sarkophag! Herunter, Krämer, mit dem ungerechten Gut, und du, geldgieriger Kaufmann mit der Geldkassette, denk lieber jetzt an jene Schätze, die weder Rost noch Motten je verzehren!" Vom Putztisch springt die Schöne auf, sie sah im Spiegel einen Totenkopf, und aus dem Becher seiner Jugendfreuden schlürft ahnungslos der Jüngling den Schlummertrank, den ihm der Tod mit Hinterlist gemischt. Verträumt in ihrem Glück steht die junge Braut, da naht sich ihr der Tod als Hochzeitsgast



1. Der Tod und die Dame. 2. Der Tod und der Kaufmann. 3. Der Tod und der Maler. 4. Der Tod und der Krämer.

geschmückt, ein Kränzlein hat er aufgesetzt, bacchantisch schwingt er einen Strauß, und wie sie zögert, ihm zu folgen in den Reigen, girrt er ihr lockend seinen alten Reim ins Ohr: „Komm, komm, willst du's nicht mit mir wagen? Jungfräulein pflegen sonst kein Tänzchen abzuschlagen." — „Hierher zu mir", herrscht er den bangen Knaben an, „laß Steckenpferd und Federspiel, und du, wehklagende Mutter, klag lieber euer aller Stammutter Eva an, die mir die Herrschaft gab über alles Fleisch!" — Doch kann der Tod auch gütig sein. Dem müden Landmann nimmt er seinen Spaten ab und wandert kameradschaftlich mit ihm dem Sonnenuntergang entgegen. Dem Krüppel zuliebe schnallt er sich ein Holzbein an und humpelt mit ihm vergnügt aus dieser elenden Welt. Dort vor der Staffelei sitzt der Maler — Wyl selber in Porträtähnlichkeit; noch unfertig ist sein Werk und mutlos ringt er nach würdiger Gestaltung —, da huscht der Tod hinter dem Gemälde hervor, fast zärtlich lächelt der zahnlose Mund, er spielt ihm Töne vor aus einer anderen Welt, wo alle seine Ideale sich vollenden.

Fürwahr, ein gewaltiges Memento mori, dieser Wylsche Totentanz, und ein würdiger Gegenstand der Betrachtung im Allerseelenmonat. Und doch ist hier wie bei allen Totentänzen im Grunde der Sterbliche der eigentliche Sieger. Indem er Kraft fand, seine eigene Vernichtung ergeben, selbst humorvoll darzustellen, hat er sich geistig über sie erhoben und sich befreit vom Druck der düsteren Wahrheit durch ihre künstlerische Gestaltung. So triumphiert auch hier der Menschengeist und mit der gleichen Kraft der Psyche steht der gereifte Sterbliche gelassen seinem körperlichen Untergang entgegen. Er weiß ja, daß das Leben nicht „der Güter höchstes" und noch viel weniger der Tod „der Übel größtes" ist.

Adam Urbas

Erzählung von Jakob Wassermann (Fortsetzung)

Urbas sah mich mit seinem großen Blick an wie ein Lastenschlepper, der unter der schweren Bürde keucht. Es entstand eine Stille. Er wischte sich mit dem Rockärmel die Feuchtigkeit von der Stirn. Ich begriff seine Erschütterung und sie teilte sich mir mit, aber mein in Zwiespalt geratenes Gefühl zieh ihn der Überheblichkeit, und ich konnte mich nicht enthalten, es zu äußern. „Ein solches Maß von Verantwortung sich zuzuschreiben, geht meines Erachtens weit über das hinaus, was einem Menschen verstattet ist," bemerkte ich; „übernimmt man sich in dem, wozu man sich verpflichtet wähnt, so vergreift man sich auch in seinen Rechten. Sie berufen sich in allen Stücken auf sich allein; als Mann und Vater nur auf sich selbst. Wie steht dann aber die Mutter da, die doch den gleichen Anspruch auf den Sohn hat, den stärkeren sogar? Die wird Ihre Gründe nicht billigen und gewiß nicht die Tat, für die Sie alle Bande der Familie zerreißen mußten."

„Darüber läßt sich nicht disputieren," antwortete Urbas hart; „das geht dorthin, wo das Denken aufhört. Ob sie meine Gründe billigt, weiß ich nicht. Sie hat verspielt, und ich hab' verspielt. Ist bei ihr der Kummer groß, so ist bei mir die Verdammnis noch größer. Bleibt ihr nichts vom Leben übrig, so ist mir's schon vergällt seit Jahr und Tag. Freilich ist sie mehr zu bedauern. War's doch, als gäb' ihr Leib ungern die Frucht her und sträube sich ahnungsvoll gegen meine eitle Torheit und Ungeduld. Man muß nur die Natur recht verstehen, aber man versteht sie mitnichten und will's besser machen und rennt wie ein Bock wider die verriegelte Tür. Es sollte kein Weib ein einziges Kind haben, da steht zu viel drauf. Meine Mutter hatte neun; davon sind allerdings sieben gestorben; meine Ahn sechzehn, und auch von denen sind acht früh mit Tod abgegangen. Solches Sterben hat nichts Bitteres. Von den Körnern bei der Aussaat gehen auch nicht alle auf. Ein einziges Kind soll man nicht haben; damit nimmt man sich zuviel vor, wie beim Lotteriespiel. Da ist kein Ausgleich, da schlägt die Flamme auf einen zurück und wird Qualm. Einer Mutter bangt vielleicht, und ihr Gemüt fällt in Finsternis, wenn ihr ein und alles verworfen ist vor Gott und Menschen; aber sie ist drin gefangen für Zeit und Ewigkeit, und träte er mit der aufgehobenen Hacke vor sie hin, sein Leben gälte ihr mehr als ihres. Kein Gut, kein Böse mehr; das Blut schreit lauter. Ich derweil! ‚Vater' hat's mich angerufen. Was ist das, Vater? hab' ich mich gefragt und hab' nach dem Ursinn geforscht. Wär' ich zur Magd ins Bett gegangen und hätte mit ihr einen Sohn gezeugt, der hätte mich auch Vater genannt. Wär's dasselbe gewesen? Es wäre nicht dasselbe gewesen. Vielleicht wär' der der Geratene, der Ehrfürchtige, der Gewünschte gewesen. Warum nicht ihn gezeugt, warum den Mißratenen? Aber da steht das Gesetz dagegen auf, und das Gesetz ist heilig. Und wär' dann das Weib noch mein Weib gewesen? Ich will einmal sagen: der Mann reicht weiter hinauf und hinunter denn das Weib. Ich will auch dieses sagen: der Vater ist tiefer in der Schuld denn die Mutter. Die Mutter sitzt am Rocksaum unseres Herrn, und er mag ihr nichts zuleide tun. Nach dem Vater wird gefragt, er muß Rechenschaft ablegen. Mitten inne steht er in der Geschlechterkette; die oberen deuten auf ihn, und die unteren deuten auf ihn. Er darf sich nicht gefallen in der Zärtlichkeit und Liebkosung, denn aus den Augen des Sohnes schaut ihn die Gemeinde an, schaut ihn der Kaiser an, schauen ihn die Altvordern an und alle, die nachher sind bis ins vierte und fünfte Glied. Der Sohn ist ihm verliehen als ein Pfand, will ich einmal sagen, daß er es der Welt zurück-



Vergessen. Nach einem Holzschnitt von Hildegard Henning.

geben soll, wenn die Zeit reif ist. Weh' dem, der mit leeren Händen kommt und sprechen muß: Ich hab's verwirkt."

Er schaute starr in die Luft, erhob sich vom Stuhl und wiederholte laut: „Ich hab's verwirkt." Dann setzte er sich wieder.

Ich wagte nicht die Versunkenheit zu stören, in die er fiel. Auch suchte ich in meinen Gedanken einen Weg, der weiter führte. Von Minute zu Minute war ich meiner Sache sicherer geworden, aber ich hatte Furcht. Eine solche Sicherheit war in mir, daß Vorgänge, die sich bis jetzt auf bloße Vermutungen und Kombinationen gestützt hatten, die Leuchtkraft des Erlebten gewannen, und in einer seherischen Glut fügte sich Bild an Bild. Zweifellos trug hierzu das Fluidum des Menschen bei, der mir gegenübersaß, und daher auch die Furcht. Ich habe trotz einer langen Laufbahn als ausübender Jurist und Richter, oder vielleicht durch sie, die Übertragbarkeit außerordentlicher Seelenzustände zu oft erfahren, um sie hier zu leugnen, wo ich plötzlich eine Fähigkeit zu entfalten vermochte, die ihr entwuchs. Es war etwas Grandioses um den Mann; seines Geheimnisses mich zu bemächtigen, dünkte mich fast unerlaubt; ich zauderte; ich fand das Wort nicht; schließlich aber unterbrach ich das tiefe Schweigen, beugte mich weit über den Tisch und fragte: „Sie sind in die Kammer hinübergegangen, um ein Ende zu machen?"

Er antwortete nicht. Die aufeinander gepreßten Lippen schienen sich der Rede wieder verweigern zu wollen. Doch für mich barst diese hartnäckige Stirn; sie öffnete sich wie ein Buch, und ich konnte in dem Raum dahinter lesen. „Sie waren zweimal in der Kammer," sagte ich plötzlich aufs Geratewohl, oder vielleicht ist das falsch: aufs Geratewohl, vielleicht geschah es unter der brennenden Eingebung und Vision des Augenblicks; „zweimal; als Sie sie das erstemal verließen, lebte Simon noch. Als Sie das zweitemal hineingingen, lag er schon als Leiche auf dem Bett."

Ich hatte nie gedacht, daß das Gesicht dieses Bauern, das von Natur braun war wie gebeiztes Holz, so weiß werden könne. Das Weiße quoll förmlich aus den Poren heraus und überzog die Haut mit einem Schimmer wie von nassem Kalk. Er stierte mich mit weiten Augen an, seine Backen schlotterten, und mit beiden Händen griff er an den Hals. Nun gab es keine Unschlüssigkeit mehr für mich; ich zwang mich zu angemessener Ruhe und fuhr fort: „Sie sind zu ihm gegangen, um ihm Geld zu bringen. Sie hatten an dem Sonntag kein Geld im Hause und liehen sich unmittelbar nach Tisch zweitausend Mark von Ihrem Nachbarn Stephan Buchner aus. Ist es nicht so? Das Geld sollte dazu dienen, daß sich Simon auf der Stelle davonmachte. Er sollte nach einer Hafenstadt, am selben Abend noch, und von dort nach Amerika. Ist es nicht so? Sie boten ihm das Geld, Sie entwickelten ihm Ihren Plan, und Sie erwarteten, daß er ohne Zögern gehorchen würde. Aber er gehorchte nicht nur nicht, sondern er schlug auch das Geld aus. Sie fragten ihn, da begann er zu sprechen. Zuerst war, was er vorbrachte, wirr und faselnd, denn er war noch benebelt von dem Trinkgelage, dann aber wurde seine Rede klar, Ihnen jedenfalls furchtbar klar. Sie standen vor ihm und schwiegen. Sie nahmen nicht einmal Anstoß daran, daß er auf der Bettstatt liegenblieb und in die Luft hineinsprach; denn Sie fühlten, daß er nicht den Mut gehabt hätte, zu sprechen, wenn er Ihnen ins Gesicht hätte schauen müssen. Sie haben zugehört, nur zugehört, und aus dem Zuhören entstand alles übrige. Verhält es sich so, oder nicht?"

Urbas ließ den angstvollen Blick nicht eine Sekunde lang von mir. „Da müssen Sie wohl als ein verzauberter Geist im Hause gewesen sein," stammelte er verstört.

„Nein," erwiderte ich; „es sind einfache Schlußfolgerungen aus Tatsachen. Die unscheinbarsten Tatsachen hinterlassen oft die eindringlichsten Spuren. Denken Sie nicht an Zauberei und Blendwerk. Eines Menschen Tun und Treiben wirkt nach allen Richtungen hin mit sonderbarer Gesetzmäßigkeit. Es ist, als schleudre man einen Stein ins Wasser; die Ringe breiten sich aus und vergehen, aber die Bewegung kann noch gemessen werden, auch wo das Auge längst nichts mehr gewahrt. In dem Betracht kann wirklich keiner entrinnen; jeder Schritt nach jeder Seite, was er mit dem Finger faßt und mit dem Atem behaucht, knüpft ihn fester in das Netz. Ich besitze eine Zeugenschaft, der ich anfangs wenig Wert beilegte; im Lauf der Zeit erst begriff ich ihre Wichtigkeit. Es gibt da einen Eichstädter Maler namens Kießling, Freund und Zechkumpan von Simon; ein verbummelter Kerl, eine verkommene Existenz; aber nicht ohne derbe Aufrichtigkeit. Der wußte mancherlei zu erzählen. Wie Sie sich erinnern werden, verschwand im vorigen Winter in Ihrem Haus eine von den alten, schönbemalten Porzellankannen. Sie, wie auch die Bäuerin, dachten nicht anders, als daß Simon sie sich angeeignet und beim Händler in der Stadt verklopft habe, denn es war ein wertvolles Stück; die Bäuerin äußerte sogar den Verdacht, Kießling habe bei dem Diebstahl seine Hand als Hehler im Spiel. Daß Simon die Kanne genommen, ist richtig; ebenso, daß Kießling daran interessiert war; er hätte wohl den Beuteanteil nicht verschmäht, wenn er es auch jetzt in Abrede stellt. Aber so weit kam es gar nicht. Simon zertrümmerte die Kanne vor den Augen seines Freundes. Sie waren in dessen Bude beisammen, drüben an der Pleinfelder Chaussee; Simon hatte die Kanne gebracht, Kießling nahm sie, beschaute sie, prüfte sie und wollte eben seine Anerkennung kundgeben, als Simon sie ihm wieder entriß und mit aller Kraft gegen den Fußboden schmetterte, wo sie natürlich in hundert Scherben zerbrach. Der andere machte ihm zornige Vorwürfe, aber Simon, nachdem er eine Weile finster vor sich hingebrütet, rief plötzlich aus: Ich möcht' ihm einmal einen rechten Tort antun, so daß er's spürt bis in die Eingeweide hinein. Kießling wußte nicht gleich, auf wen der Ausbruch gemünzt war; seine Bekanntschaft mit Simon war damals noch neu; später wurde ihm dann die Sache klar. Er sagte, er habe nie einen jungen Menschen gesehen, der einen solchen Haß gegen seinen Vater gehegt hätte. Von Zeit zu Zeit wiederholten sich die Anfälle, ähnlich jenem ersten; eine ohnmächtige Erbitterung kam über ihn, ein Trieb, zu zerstören; zu anderer Zeit wieder war es eine krankhafte Freudlosigkeit, ein melancholisches Hindämmern und stilles Glosen. Oft schien es nicht Haß zu sein, sondern Furcht; oft nicht Furcht, sondern etwas viel Unergründlicheres. Eine Äußerung, die auch von dritten Personen bezeugt ist, war die: Möcht' ihm einmal alles ins Gesicht sagen können, dann würde mir wohl. Was konnte er damit gemeint haben? Abgesehen von Kießling, schildern ihn auch sonst Leute, die ihn kannten, nicht als schlecht; es sind meist Leute, denen man ein unbefangenes Urteil zutrauen darf. Sie bezeichnen ihn als schwachen, leicht verführbaren Charakter, als einen Menschen ohne Verwurzelung gleichsam; ausschweifend wie einer, der sich betäuben will, arbeitsscheu wie einer, der fortwährend auf der Flucht ist und verfolgt wird, lasterhaft aus innerer Öde, aber keineswegs schlecht. So beurteile auch ich ihn jetzt. Aber von wem fühlte er sich eigentlich verfolgt? wem hat er getrotzt? was war zu betäuben? Ich glaube, wir beide, Urbas, wir wissen es. Wenn auch die ganze Welt darüber sich den Kopf zerbricht, wir wissen es. Bis zu jenem Abend in der Kammer haben Sie es nicht gewußt. Dort haben Sie es erfahren." (Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutsch-Österreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 18. November 1920 by Philipp Reclam jun., Leipzig.



Bauernhochzeit. Nach einem Gemälde von Jan Steen.

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

Sommer war es geworden und wieder Winter, seitdem Martin Opterberg und Christoph Attermann ins Hessische gezogen waren, um an der Technischen Hochschule zu Darmstadt ihren Studien obzuliegen. Vom ersten Tage an nahm sie ihr erwähltes Fach gefangen, und der buchenbestandene Odenwald durfte lange locken, bevor er in den wenigen Mußestunden, die sich die Eifernden ließen, die heißen Arbeitsstirnen zu kühlen bekam. Wie ein Bergmann ging Christoph Attermann in seiner Arbeit Stollen für Stollen ab und wühlte sich unermüdlich durchs Gestein, während sich Martin Opterberg, sobald er die Unterlagen unter den Füßen spürte, mehr und mehr in die großen Zusammenhänge vertiefte, die die Wunder der Technik mit dem Hoch- und Ausbau des gesamten Wirtschaftslebens verband, und ihrer Herr und Meister zu werden versuchte. Da tat sich manche Lücke auf, der nicht lediglich mit dem Winkelmaß und der Logarithmentafel beizukommen war, und schon nach einem weiteren Jahr stand es in ihm fest, daß er zur Abschließung seiner Studien noch ein paar Semester Volkswirtschaft an einer Universität hinzunehmen müsse. Aber das eilte ihm vorläufig nicht. Alle Säfte der Jugend stiegen in ihm auf, wie in einem jungen Baum, der nach allen Seiten seine Äste recken möchte und doch fürerst in die Höhe schießt.

Von Zeit zu Zeit traf ein Brieflein von Therese Baumgart, die nach Heidelberg übergesiedelt war, als Antwort auf einen fröhlichen Kartengruß ein. Darin berichtete das Mädchen gar ernsthaft von Studien, Übungen und ernsten Fachprüfungen, die es leicht bestanden habe, von seinen weiteren wissenschaftlichen Plänen und ein wenig auch von seinem eingezogenen und doch glücklichen Leben auf der Studentenbude hoch oben in der Neckarstadt. Und nur zwischen den Zeilen zitterte zuweilen ein Wort: Denkst du noch an die sommerselige Schwarzwaldwanderung? Denkst du noch an die glührote Fackelfahrt durch Neuschnee und Nacht, von Berg zu Tal? Dann schrieb Therese Baumgart wohl: „Wenn ich zur Erholung und Erfrischung ans Fenster tret' und die Hand ausstreck', so greif' ich in ein Bäumlein des Odenwalds, und wenn du von deinem Fenster aus dasselbe tust, so greifst auch du in ein Bäumlein des Odenwalds, und das Blätterrauschen geht von Süd gen Nord und von Nord gen Süd im selben Wald. Ist das nicht, als schüttelten wir uns wie nur je die Hände?"

Kam ein Brieflein, so gab es Martin Opterberg auch Christoph Attermann zu lesen, und wenn der Freund nach Tagen fragte, ob dem Theresel auch geantwortet sei, und erfuhr, daß der Martin noch nichts zu berichten gewußt habe, so setzte er sich selber hin und füllte manchen Bogen mit der Beschreibung des gemeinsamen brüderlichen Lebens. So kam es, daß Therese Baumgart letzthin ihre Briefe an die beiden Freunde zusammen richten mußte,

an den fleißigen Schreiber und an den fröhlichen Kartengrußsender.

Als die Freunde zum erstenmal nach Heidelberg gefahren waren, hatten sie das Theresel am Bahnhof kaum erkannt; so blaß und schlank war es von allem Studieren geworden. Aber die Wiedersehensfreude loderte mächtig in seinen Augen.

„Mädel, Mädel, hab' deiner Schönheit acht," rief Martin Opterberg und schwang des Mädchens Hände hin und her. „Das Stubenhocken schafft's nimmer. Der Wald muß hinzu."

„Hab deiner Gesundheit acht," sagte Christoph Attermann und wußte nicht, wie ihm das „Du" über die Lippen gesprungen war, bekam einen flammenden Kopf und wollte sich entschuldigen.

Therese Baumgart lachte ihn aus.

„Laß gut sein, Christophel. Wenn ich in Gedanken mit dir red', hab' ich dich längst du genannt."

„So tu's weiter und alle Zeit und schenk auch mir die Freud."

Sie nickten sich mit frohen Augen zu und gaben sich den Handschlag darauf. Martin Opterberg aber mahnte kräftig zum Aufstieg auf das Schloß, und die frischgebackene Heidelbergerin machte stolz die Führerin und leitete zuvörderst zur Universität, der uralten und ewig jungen Ruperto-Carola, die sie in begeisterten Worten pries und den Hörern als die älteste aller hohen Schulen Deutschlands einprägte, im Jahre 1386 vom Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz begründet im Wettbewerb gegen die hohen Schulen von Prag und Wien.

„Mich drängt's heut mehr nach dem großen Faß, als nach dem Born der Weisheit, Theresel."

„Folg mir nur brav, Martin. Wir kommen noch immer zu früh, denn das Faß ist leer bis auf den Grund."

„So wüßt' ich mir eine andere Quelle," lachte er und schaute ihr auf den Mund.

Nun stiegen sie plaudernd den Schloßberg hinan, und während sie sich heimlich mit den Blicken maßen und einer im anderen sich selber suchte, ging Frage und Antwort eilig zwischen ihnen hin und her, und es war, als läge Freiburg jählings am Neckar.

„Der Broich war der fleißigste," berichtete Therese Baumgart. „Sein juristisches Examen war ein gutes, und er arbeitet mit Macht auf den Assessor, um, wie ich glaub', in die Industrie zu gehen und schneller einen Hausstand zu gründen, als es ihm sonst glücken könnte."

„Einen Hausstand? Ist es denn so fest und richtig zwischen ihm und der Hilde Falkenroth?"

„Ich glaub's, Martin. Die Hilde hat der Medizin entsagt und ist heim in den großen Gasthof ihres Vaters bei Koblenz, wo sie das Kochen und Wirtschaften übt."

„Und die Klarenbachsmädchen machen's ihr wohl nach?"

„Sie studieren und studieren nicht, just so, wie es ihre guten Freunde, die Herren Tillmann und Grüters, tun. Der Tillmann verliert dabei ein wenig seinen Weg und denkt mehr an seine Elfriede als an seine Kunstgeschichte. Um ihn ist mir leid. Aber der Grüters weiß, was er will, und was er an Zeit mit der Gerda verliert, das holt er sicherlich des Nachts wieder bei, denn er wünscht dem reichen Industrieherrn Klarenbach als ernsthafter Bewerber unter die Augen zu treten."

„Wie das alles nach dem Versorgungshafen drängt," spottete Martin Opterberg und schüttelte sich. „Gerad', als ob die einzige Jugendzeit nicht das Beste bedeutete im Leben. Und nun sag noch eins zum Schluß: Was macht denn das Theresel?"

Das Mädchen sah ihn mit Erstaunen an. Dann wurde ihr Blick ruhig.

„Das Theresel dankt für gütige Nachfrag' und hofft bald größere Verbänd' anlegen zu dürfen als den ersten kleinen Wickel in Freiburg."

„Das Theresel ist wohl arg stolz geworden als wohlbestallter Kandidat der Medizin?"

„Nicht gerad' stolz, aber stetig in seinem Weg, weil's keine Sterntaler mehr schneit, wenn der Mensch träumt, sondern nur, wenn er wacht."

„Bist auch du mit auf der Jagd nach dem Mammon? Das scheint heut die Losung zu sein im lieben Vaterland."

„Narr, du. Hast du schon einmal für Geld gearbeitet und arbeiten müssen? Oder haben dir Vater und Mutter das Tischlein des Lebens gedeckt? Bevor du nicht den ersten selbstverdienten Taler auf den Tisch legst, würd' ich an deiner Stell' kein Wörtlein über den Gelderwerb sagen. Denn er kann auch heilig sein, Martin, und ein Durchgangstor zum rechten Glücklichwerden und Glücklichmachen bilden. Denk mir zuliebe nur einmal an die kleine Linde, mein Schwesterchen, und wie ich dem Lindele wohl mit meinen Rieseneinnahmen zu einem Königtum verhelfen werd."

Martin Opterberg reichte ihr beim letzten Bergan die Hand und hielt sie eine Zeitlang in der seinen.

„Ich hab' so dahergered't, Theresel. Die Jugend macht mir halt immer noch so warm, daß ich fast mein', ich dürft' sie nimmer und nimmer auslassen. Und nun gar noch vorzeitig Schluß machen, wie die Freunde zu Freiburg? Ach, du verstehst mich schon."

„Bist halt immer noch das Sturmherz?"

„Es stammt vom Vater, Therese. Von der Mutter hab' ich die heiße Arbeitsfreud', die der Vater nimmer besaß. Hoffentlich wird's ein Ausgleich."

„Der Martin ist ganz einfach überarbeitet," erklärte Christoph Attermann ruhig, „darüber helfen selbst die schönsten Wörter, die ihr tauscht, nicht hinweg. Er ist seit der Bubenzeit an die freie Natur gewöhnt, und wenn du ihm ein Arzneilein verschreiben willst, das ihm hilft und auch dir, so schreib zuweilen im Brief: „Wir wollen nächsten Sonntag durch den Odenwald rennen oder die Bergstraß entlang durch die Weindörfer."

„Christoph, wenn Mutter Christiane wüßt', daß du schon wieder der Medizinwissenschaft ins Handwerk pfuschst —! Aber ich will das Rezeptlein schreiben."

„Still," bat Martin Opterberg und zog ehrfürchtig den Hut vom Kopf. Sie hatten im Gespräch die Elisabethpforte durchschritten, die gesprengte Bastei, den Stückgarten durchquert, waren über die Burggrabenbrücke und durch den vierkantigen großen Wartturm gelangt und standen im Schloßhof, im Märchenhof der Wunder und Träume.

„Mein Gott," stieß Martin Opterberg hervor, „ist das möglich ..."

Und die anderen taten wie er und gingen über den moosbedeckten Hof, den die rotleuchtenden Sandsteinbauten wie ein Prachtgeschmeid von Schlössern und Burgen umgaben, auf Zehenspitzen einher, als fürchteten sie, aus den zerborstenen Mauernischen ein Elflein aus dem Sommermittagschlummer aufzustören oder den großen Pan selber.

„Muß man wirklich wissen," sagte Martin Opterberg leise, „daß das eine rosenrote Wunder der Otto-Heinrichsbau geheißen ist und das andere der Friedrichsbau? Und daß das dritte Wunder der gläserne Saalbau genannt ward und das vierte der Frauenzimmerbau und das fünfte der Ruprechtbau und was sonst noch immer? Fragt man im Märchen nach Nam' und Art? Da heißt es: Es war einmal ein Königssohn, der auszog an den Hof einer Prinzessin, und die war so schön... Und hier schauen uralte deutsche Kaiser und Könige, Kurfürsten und Pfalzgrafen aus den Fenstern und blinzeln in die pralle



Sonne und wohl auch ein wenig nach dem Frauenzimmerbau. Kinder, und wenn mir jetzt einer daherkäm' und würd' mir Sprüche machen von Gotik und Frührenaissance oder gar von köstlicher bengalischer Beleuchtung, ich tät den Lästerlichen wegen Gottesdienstschändung hinunterbefördern bis in den Neckar."

„Und die Händ' sollen sie lassen vom Wiederaufbau," setzte Christoph Attermann hinzu. „Wie's der Wahnsinn der Franzosen nach dem Dreißigjährigen Krieg im Raubüberfall zersprengt hat, so muß es erhalten bleiben. Ein Wahrzeichen: auch unter Trümmern sterben wir nicht."

„Nun ist die Reih' des Gebets an Therese Baumgart."

„Ich denk' wie ihr," meinte das Mädchen aus seinem Sinnen, „und ich denk' hinzu: Nur, wo unsere schönsten Gedanken und Erinnerungen aus den zerbrochenen Säulen und Bildwerken das alte Wunder neugestalten und ausschmücken dürfen, wird es ein Märchen. Und Märchen machen glücklich. Ich kann sie lesen, wann ich will, und immer mir das meine daraus lesen."

„Du hast das Rechte getroffen," sagte Martin Opterberg. „Unsere Märchenschlösser müssen wir uns selber bauen und selber bevölkern können. Das trifft der gescheiteste Baumeister nicht. Hier zwischen Moos, Epheu und Heckenrosen in den Trümmern liegen, ein Mädchen im Arm, und wortlos, wortlos die versunkene Welt beschwören, bis sich die Zinnen heben, Fahnen von den Zinnen wallen, weiße Frauenarme von den Marmoraltanen winken und goldengerüstete Ritter zu unserem Versteck sprengen, um uns einzuholen in feierlichem Zuge."

„Es gibt ein noch schöneres Plätzchen, um hinunterzulauschen in die Vergangenheit. Kommt," bat Therese Baumgart, „ich führe euch. Hoch oben im Wald ist's gelegen."

Kaum einen Seitenblick schenkten sie dem Keller mit dem Heidelberger Faß und dem Säuferzwerg Perkeo. „Das ist der Jahrmarktsgroschen für den Herrn Gevatter, dem es derber kommen muß als Elfenzauber," riefen sie sich lachend zu, stiegen den Waldweg hinauf zur Molkenkur, träumten ein Stündlein mit weit geöffneten Augen im Grase, als läge unter ihnen die waldgebettete, efeuumsponnene Ruinenwelt auf einem anderen, fremden Stern, und stiegen noch einmal bis zur Höhe des Königstuhles und sahen nichts mehr zu Füßen als ein grünwogendes Wäldermeer.

Im Abendschein ruderten sie auf dem Neckar. Es waren viel Boote draußen mit buntbemützten Studenten und andere mit den schönen Jungmädchen der Stadt. Von hüben und drüben warf man sich Rosen in den Kahn, und als Martin Opterberg einen wilden Bergjauchzer tat, reckten sich die weißen Hälslein nach ihm, und es strömte ein Rosenregen über sein Haupt. Da lachte er aus vollem Herzen und breitete den Spenderinnen die Arme entgegen.

Der letzte Zug erst entführte die Freunde nach Darmstadt, und doch war der Tag nicht ausgeschöpft. Das empfanden sie, weil sie sich wortarm im Abteil gegenübersaßen.

„Morgen hab' ich einen heißen Arbeitstag," sagte kurz vor der Ankunft Martin Opterberg.

„Ich nicht minder, Martin, und das Theresel kaum anders."

„Fandst du nicht, Christoph, daß sich die Therese Baumgart verändert hat? Es ist ein Zug Hausbackenes in sie hineingeraten."

„Ich fand nur einen vertieften Frauenernst, wie ihn die vertieftere Erkenntnis vom Leben mit sich bringt. Als wir noch Buben waren, sagte die Mutter einmal: ‚Seht darauf, daß euch immer das richtige Zeitalter zu Gesichte steht.' Das war auf den Professor Barthelmeß gemünzt. Du weißt ja, der sich immer auf den goldenen Jugendleichtsinn herausspielte und die Seinen schmarotzen und borgen ließ. Die Therese Baumgart hat heute das Gesicht, das ihr ansteht."

„Also hab' ich's nicht. Darauf kommt's hinaus."

„Mir scheint eher, Martin, es macht dir augenblicklich noch keine Freud', es zu haben. Denn auf die Dauer bist du ja viel zu stolz von der Mutter her, unter einer Maske herumzulaufen und nach Lärvchen auszuspähen, statt nach Gesichtern. Nein, nun laß mich meine Standred' zu Ende halten, Bruderherz. Das Theresel kam dir blaß und schmächtig vor. Woran lag's? Es war einer zuviel bei der Partie und hinderte das nähere Zuschauen. Das wollen wir schleunigst ändern."

„Also mach du mit ihr die Fahrt durch die Bergstraß' und laß mich daheim."

„Ah," sagte Christoph Attermann gedehnt. „So ist's gemeint? Dann ist's schon besser, wir drei bleiben noch eine ganze Weil' beisammen."

Nur eine Fahrt machten sie zu dritt von der weinfrohen Bergstraße aus in den sagenrauschenden Odenwald. Als das Sommersemester sich neigte. Fast in der Mitte zwischen Heidelberg und Darmstadt, in dem uralten Städtlein Auerbach, dessen gewaltige Burg Karl der Große baute, trafen sie zusammen. Und gleich begann der Marsch in den grünwogenden Wald.

„Sieh dorthinaus," bat Christoph Attermann die Gefährtin, „die Ruinen bildeten einmal das sagenhafte Kloster Lorch, in das sie die Leiche Siegfrieds trugen, als er hier im Odenwald erschlagen war. Und viel blutige Geschehnisse aus der Karolingerzeit drücken auf die Mauern."

„Weshalb heißt es der Odenwald?" fragte die Gefährtin.

„Weil der Wald so öde war. Nichts als Bäume und seltsame Felsenmeere."

„Nein," sagte Martin Opterberg, „es war der Odinswald. Hier herum liegt ja auch die Burg Rodenstein, der Horst des ewig nach Wild und Wein jagenden Jägergrafen, von dem wir so manches Lied auf der Kneipe geschmettert haben. Was ist er anders, als eine Auferstehung des wilden Jägers, und der wilde Jäger am Sturmhimmel ist der Germanengott Odin oder Wodan. Dies war der wilde Odinswald."

„Ja," nickte das Mädchen, „so wird es sein, denn der Berg, den wir ersteigen, führt auch einen Namen wie aus der Welt der Götter und Riesen. Der Melibokus!"

Durch den dunklen Buchenwald arbeiteten sie sich zum Gipfel und stürmten die Stiegen des Turmes hinauf, ohne sich umzuwenden. Einen Aufschrei taten sie wie aus einer Kehle, als sie auf der Plattform die Augen öffneten und nicht wußten, wohin zuerst mit dem Blick. Wälder, Berge, Burgen, Städte — geliebtes Land am Rhein. Der Taunus hüben in blauer Lieblichkeit, der Spessart drüben in rauher Herbheit. Dort stieg der Donnersberg auf, Donars Opferstätte, und weiter, weiter der Schwarzwald, das Kinder- und Heimatland, von den Vogesen jenseits des Rheins überragt. Und dicht zu Füßen die blühende Kette der Städtlein und Weiler der sonnigen Bergstraße, die niederglitt in die schier unübersehbare Rheinebene. Und nun zeigten sie sich in fiebernder Freude die Dome und Türme, die wie Schwurfinger aus dem Rheintal ragten, und jeder Name war wie ein tiefes deutsches Glockenläuten: Worms — Speier — Mainz.

„Laßt uns singen," bat Christoph Attermann. Aber keiner sang.

(Fortsetzung folgt.)



Vom Menschen und seiner Arbeit

Von Marg. Weinberg

Aus dem paradiesischen Zustande wunschloser Untätigkeit, so lesen wir in der Bibel, wurde das Ureltenpaar des Menschengeschlechts in die Unrast der Arbeit verstoßen, weil es die Frucht vom Baume der Erkenntnis begehrt hatte, jene Frucht, die aus der Fähigkeit zu unterscheiden und zu vergleichen, immer neue Bedürfnisse zeitigt und so die Menschen zum Schaffen zwingt. Strafe für Ungehorsam und Ungenügsamkeit oder göttliche Gnade, die dem letzten und befähigtsten ihrer Geschöpfe den entscheidenden Schritt von Tierheit zu Menschendasein gewährte? Dem modernen Menschen fällt die Antwort nicht schwer, ihm ist die Arbeit kein Fluch. Der Verfasser des Pentateuch aber bekennt sich unzweideutig zu anderer Auffassung. Sie entspricht derjenigen, die nicht nur die Völker des Altertums, sondern auch die primitiven Stämme der Gegenwart von der Arbeit haben. Daß sie diese nach Möglichkeit auf die Frauen abwälzen, wie es auch bei den alten Germanen geschah, daß ferner die hochkultivierten vorchristlichen Völker allmählich zu immer härterer Ausbeutung der Sklaven gelangten, spricht deutlich für die allgemeine Geringschätzung der Arbeit bei denen, die sich keinem Zwange zu beugen haben. Mit ihnen rechnete die christliche Lehre insofern ab, als sie durch das Apostelwort „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen", die Daseinsberechtigung des Menschen von seiner Arbeitsbereitschaft abhängig macht; aber freilich aus keinem anderen Grunde als diesem, daß niemand dem anderen mit seinen Lebensbedürfnissen beschwerlich fallen solle. (2. Thessalonicher 3, 8.) Von solcher Auffassung bis zu derjenigen, die in der Arbeit selbst den Lebenszweck und -inhalt sucht, ist freilich noch ein weiter Weg; aber ein Fortschritt bleibt es immerhin, daß die Pflicht zur Arbeit unterschiedlos für alle betont wird. Also auch für die am meisten bevorrechteten Personen, die allerdings viel Zeit verstreichen ließen, ehe sie selbst sich zu diesem Grundsatz bekannten. Erst Friedrich der Große hat es ausgesprochen, daß der König der erste Diener des Staates sei; und mit Recht meint Nietzsche, die königliche Höflichkeit in dem Worte „wir alle sind Arbeiter", wäre noch unter Ludwig XIV. ein Zynismus und eine Indezenz gewesen. Denn wahrlich galt bei ihm und seinesgleichen noch unbestritten die Auffassung, die uns der Verfasser der „Hipotadesa" als die indischer Despoten überliefert: „Genuß ist eines Königs Recht, mit Arbeit er sich nicht befaßt"; das Wort des Sonnenkönigs, daß die Könige durch Arbeit herrschen, ist jedenfalls nicht so aufzufassen, als habe er dabei die eigene gemeint.

Aber diese Zeiten sind für immer vorbei. In jahrtausendelanger Entwicklung haben sich die Menschen zur Schätzung der Arbeit, dieses unentbehrlichen Lebensgefährten, durchgerungen und eingesehen, daß nicht sie, sondern der Müßiggang entehrt. Aber daß es so lange gedauert hat, könnte freilich die Vermutung rechtfertigen, der Wille zur Arbeit sei ihnen lediglich aus äußerer Not aufgezwungen worden und keineswegs in der menschlichen Natur begründet. Indessen hat schon Dr. Martin Luther behauptet, wie der Vogel zum Fliegen, so sei der Mensch zur Arbeit geboren, und er hat recht, so sehr auch der Schein dagegen spricht. Nur muß man von dem modernen Arbeitsbegriff absehen und an seine Stelle den Betätigungstrieb setzen, der sich an jedem Kinde wahrnehmen läßt. Freilich, das Kind arbeitet nicht, es spielt. Aber sein Spiel trägt von Jahr zu Jahr mehr und mehr das Kennzeichen der Arbeit: es erzielt oder erstrebt wenigstens einen die Zeit des Beschäftigtseins überdauernden Erfolg; ein Fingerzeig, dem bekanntlich die in Kindergärten beliebten Fröbelschen Beschäftigungsspiele Rechnung tragen. Dagegen steht allerdings die Sprunghaftigkeit des kindlichen Spiels, das willkürlich begonnen und abgebrochen wird und keinem Zeitmaß unterworfen bleibt, in scharfem Gegensatze zu den Arbeitsgewohnheiten des erwachsenen Menschen, wenigstens des Kulturmenschen; denn nicht nur sind im Leben des einzelnen, je weiter man auf seine Kindheit zurückgeht, Spiel und Arbeit immer deutlicher einander angenähert; im Leben der Völker zeigt sich ein Gleiches: auch bei den Urvölkern ähnelt die Arbeit dem Spiel; so sehr, daß man sie lange Zeit damit verwechselt und den Wilden den Vorwurf der Trägheit gemacht hat.

Indessen braucht man nur eins unserer Museen für Völkerkunde zu durchstreifen, um mit Bewunderung zu erkennen, welche Fülle von Fleiß und Sorgfalt der Naturmensch aufbietet, um mit den dürftigsten Werkzeugen auf äußerst mühselige Weise seine Geräte zu verzieren und allerlei spielerische Dinge zu verfertigen, die freilich weniger seinen eigentlichen Bedürfnissen dienen, als daß sie ihm irgendwelche Lustgefühle erregen. Im Gegensatze hierzu wird die zur Lebensfristung notwendige Arbeit allerdings vernachlässigt, so lange wie möglich verschoben und dann mit jener Überspannung der Kräfte bewältigt, die sich unweigerlich rächen muß. Forschungsreisende versichern, daß man unter den Wilden selten alten Männern und Frauen begegnet, weil sie mit ihren Kräften nicht hauszuhalten verstehen und sich so vor der Zeit abnutzen. Mit diesem Preis ist die Willkür ihrer Betätigung wohl doch zu teuer bezahlt, und für den Kulturmenschen ist daher keine Veranlassung vorhanden, neidvoll eines Zustandes zu gedenken, in dem der Mensch nur arbeitet, wenn und solange es ihm gerade Spaß macht, es sei denn, daß ihn äußerste Notwendigkeit dazu zwingt.

Daß er diesem Zustand einmal entwachsen mußte, erklärt sich aus zwei Gründen. Mit zunehmender Kultur nehmen auch die Bedürfnisse der Menschen zu, während die ihnen dienenden Rohstoffe sich nicht vermehren. Das bedeutet für jeden einzelnen eine ständig vergrößerte Arbeitsleistung, die überdies unter immer ungünstigeren Verhältnissen bewältigt werden und ihm allmählich über den Kopf wachsen müßte, böte sich nicht der Ausweg, die Arbeit wirtschaftlicher zu gestalten. Ein anderes kommt hinzu: die Entstehung größerer Wirtschaftsaufgaben innerhalb der menschlichen Gemeinschaft. Um sie zu lösen, ist es unerläßlich, daß sich dienende Arbeit leitenden Kräften unterordnet, also freiwillig der Selbstbestimmung entsagt. Keine andere Einsicht also, als die, daß der einzelne, wenn er sich selbst überlassen bleibt, nicht alles leisten kann, was zu seinem Besten geleistet werden muß, führt einerseits zur gewissenhafteren Ausnutzung seiner Arbeitskraft, andererseits zur gesellschaftlichen oder beruflichen,

endlich auch zur technischen Arbeitsteilung, einem Hilfsmittel, das freilich geeignet ist, des Menschen inneres Verhältnis zu seiner Arbeit ganz und gar zu verschieben. Denn wie ließe sich die Freude an einer in allen ihren Teilen selbstgeleisteten, also im letzten Sinne schöpferischen Arbeit vergleichen mit dem Bewußtsein, geringen Beitrag zu einer von vielen Kräften bewältigten gespendet zu haben, oder die innere Befriedigung, die man bei selbstgewählter Betätigung empfindet, messen mit dem wenig erhebenden Gefühl, fremdem Befehl gehorchend, schaffen zu müssen! August Bebel schildert in seinen Lebenserinnerungen die mühselige Feldarbeit, mit der Liebknecht und er während der Hubertusburger Festungshaft ihrem Verlangen nach körperlicher Betätigung Genüge taten, und erinnert sich mit Freuden an den Spaß, den sie daran hatten. „Mutete der Staat", so schließt er seinen Bericht, „uns eine solche Arbeit zu, wir hätten sie in höchster Empörung zurückgewiesen. Das ist der Unterschied zwischen Zwang und freiem Willen." Bebel hat recht. Man denke sich, Nikolaus II., aus dessen Tagebuch hervorgeht, daß er in seinen Mußestunden Holz zersägte, wäre von den Bolschewisten während seiner Gefangenschaft zu solcher Arbeit gezwungen worden; zweifellos wäre ihm dies eine harte Demütigung gewesen, und das ehemals als Folge der körperlichen Kraftanspannung verspürte Lustgefühl darin erstickt worden. Wie erquickend dies aber bei freiwillig vollbrachter ungewohnter Arbeit wirken kann, das läßt uns Tolstoi in seinem Roman „Anna Karenina" miterleben, wenn er die Beteiligung des jungen Edelmanns an der Feldarbeit seiner Leute schildert: die anfängliche Ermüdung, das allmähliche Hereinwachsen in den Rhythmus der übrigen geübten Mäher, das Wohlbehagen im Stolz der abgelegten Kraftprobe, endlich das Schwinden des Zeitbewußtseins, das vollkommen in dem allgemeinen Lustgefühl untergeht. Allerdings handelt sich's hier um Arbeit, deren rhythmisch-automatische Gestaltung — nach Karl Büchers Lehre — an sich befriedigend ist, weil sie den Geist frei macht. Immerhin ist, damit sie in diesem Sinne wirkt, zweierlei nötig: daß der Arbeitende nach eigenem Willen aufhören kann, und daß er Erfolg seines Schaffens spürt.

Wo die Antwort auf die Frage „wie lange noch" und „zu welchem Zweck?" versagt ist, da wird die Arbeit zum Fluch; ihre unendliche Trostlosigkeit gestalteten die Alten in der Sage von den Danaiden, die das Faß ohne Boden voll Wasser schöpfen müssen. Die Ablösung der Arbeit durch Muße ist unerläßliche Notwendigkeit, der siebente Ruhetag, den uns die Bibel vorschreibt, eine der weisesten Verordnungen körperlicher und seelischer Gesundheitspflege; den Müßiggängern bezeichnenderweise ein Greuel, weil ihnen, die alle Tage die Hände in den Schoß legen, der eigentliche Tag des Feierns nicht nur nichts zu geben hat, sondern ihnen auch noch die Annehmlichkeit kürzt, daß andere für sie arbeiten. Dagegen gewährt er wohltuende Unterbrechung und Sammlung zu neuem Schaffen jedem wirklichen Arbeiter, natürlich auch dem des Geistes, und gerade hierdurch wird am deutlichsten die irrige Ansicht widerlegt, daß nur der mit Knochen und Muskeln Tätige diese ehrende Bezeichnung verdient.

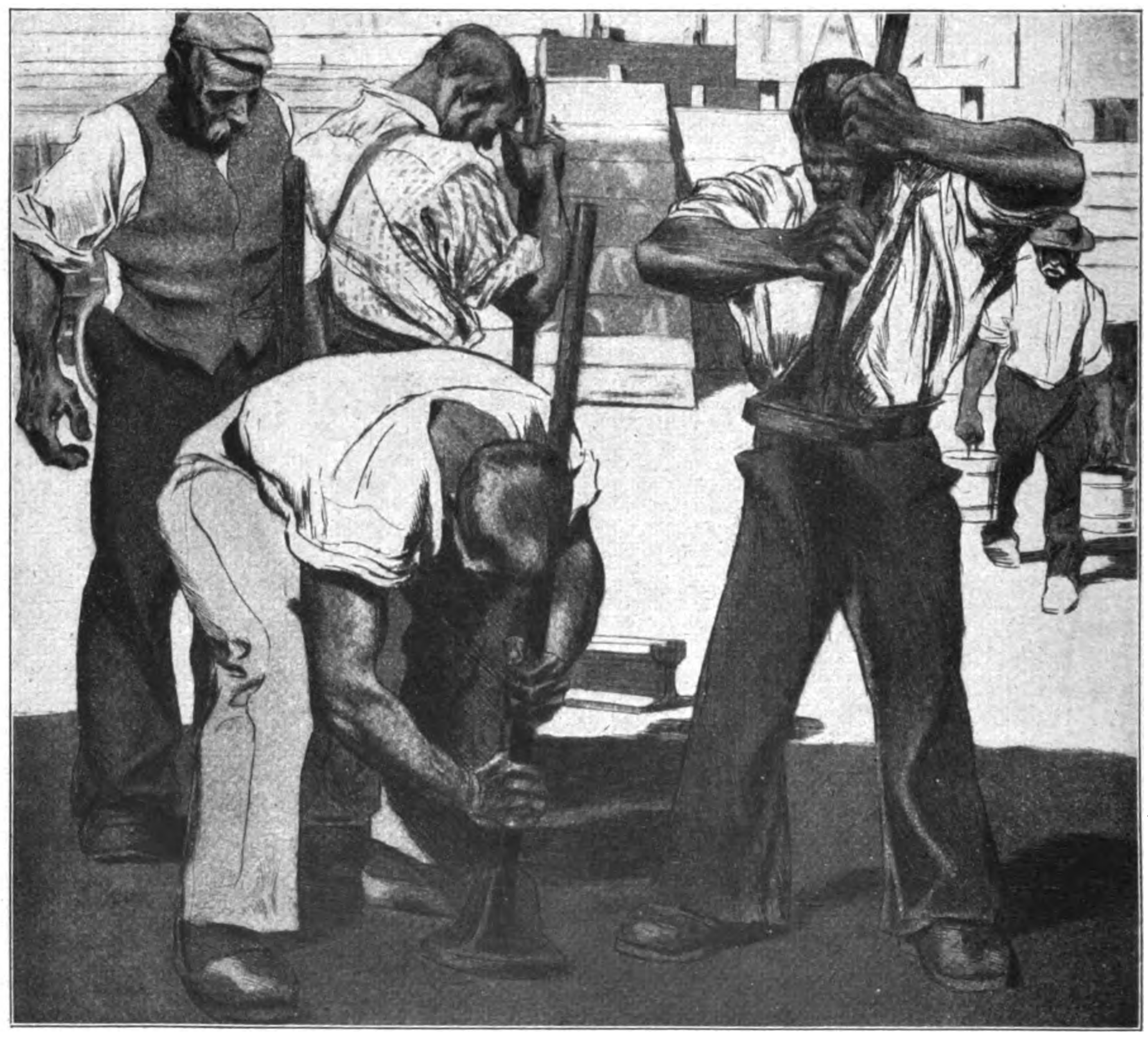
Sie ist leider weit verbreitet, besonders in den unteren Volksschichten, denen zwar der Unterschied zwischen gelernter und ungelernter, feiner und grober Arbeit geläufig ist, die aber von der mühevollen Kopfarbeit nichts wissen wollen, auch sehr leicht geneigt sind, die Leistung des Anordnenden derjenigen des Ausführenden gegenüber zu unterschätzen. In den Oberschichten spricht man dagegen von höherer und niederer Arbeit, was auch nicht gerade



Weiher bei Zonnebeke. Nach einem Aquarell von Kurt Reimer.

zur Beilegung des Streites verhelfen kann. Man sollte auf solche Bewertung hinsichtlich der Betätigung selbst verzichten und sie dafür auf die Art der Ausführung anwenden. Dann würde sich herausstellen, daß auch auf dem am wenigsten geschätzten Schaffensgebiete zuweilen höhere Arbeit, auf dem wichtigsten und angesehensten dagegen nur zu häufig niedere getan wird.

Das Maß, nach dem gemessen werden muß, trägt jede Form der Arbeit in sich selbst. Die Möglichkeit aber zur höchsten Entfaltung seiner Leistungsfähigkeit liegt für den Menschen in der richtigen Auswahl seines Berufs. Von ihr allein hängt auch das persönliche Verhältnis zu seiner Arbeit ab. Wie vielgestaltig es innerhalb der hohen Auffassung, die unsere Zeit von der Arbeit hegt, und die in der bildenden Kunst ergreifenden Ausdruck gefunden hat, im modernen Leben in die Erscheinung tritt — der junge Schweizer Dichter Sigfried Giedion veranschaulicht es uns in seiner dramatischen Dichtung, die den Namen „Arbeit" trägt. Vier Männer und eine Frau, scharf umrissene Gestalten, die in einer an Hodlersche Bildwerke erinnernden Symmetrie und gleichsetzenden Farblosigkeit nebeneinander gestellt sind, zeigen und äußern ihre Beziehungen zur Arbeit. Am problematischsten sind die der Frau: ihr soll sie Ersatz für den versagten eigentlichen Lebensinhalt bieten, aber das Experiment mißlingt; die Ehe, die nur Mittel zum Zweck werden und ihr den Weg zum befriedigenden Arbeitsfelde bahnen soll, erweist sich als Unmöglichkeit und raubt ihr die Schaffenslust: nicht selbständige Arbeit, sondern kameradschaftlicher Anteil an der des Mannes ist eigentlicher Lebensinhalt der Frau. Unter den vier Vertretern des anderen Geschlechts ist zunächst der in üblem Sinne typische kapitalistische Fabrikdirektor, der überhaupt kein ethisches, sondern nur ein wirtschaftliches Verhältnis zu seinem Beruf und den ihm untergeordneten Mitarbeitern hat; ferner der nach Erfolg ringende tüchtige Arbeiter, der an rechter Stelle steht und zu voller Anerkennung gelangt, dennoch aber höher als die Arbeit selbst ihren Preis stellt: die Gemeinschaft mit dem geliebten Weibe in irgendeinem verborgenen Erdenwinkel; daneben ein dritter, dem aus hoher Meinung von der Arbeit und Verachtung des Mittelmäßigen die eigene Betätigungsfreudigkeit erlahmt, weil ihm hervorragende Befähigung versagt blieb; endlich der vierte, der aus gleicher Gesinnung höchstes Schaffensglück schöpft: dem die Arbeit Zweck, Lohn und Lebensinhalt, die richtige Berufswahl Selbstverständlichkeit, der äußere Erfolg Nebensache, das eigene Urteil nicht Hemmschuh, sondern Antrieb ist. Ihn lockt als höchste Aufgabe die, auch für andere die Arbeit so zu gestalten, daß sie fortan nicht Last, nicht Überdruß, nicht Fluch sein muß. Jener etwas romantisch angehauchte Skeptiker spricht es aus, und jeder moderne, auf Tätigkeit gestellte Mensch wird die Worte nachsprechen: „Ich möchte sein wie er!"



Arbeit. Nach einer Zeichnung von Otto Richard Bossert.

Adam Urbas

Erzählung von Jakob Wassermann (Schluß)

Urbas atmete auf; sein Gesicht zuckte wie von inneren Stößen; er schien etwas sagen zu wollen, aber er vermochte es nicht. Doch die Lichter und Schatten in diesem kantigen, kraftvoll bewegten und wahrhaftigen Antlitz hatten ihre eigene Beredsamkeit; das düstere Staunen, der fast abergläubische Schrecken über die plötzliche Enthüllung dessen, was er für sein unantastbares, ewig verwahrtes Geheimnis gehalten, war von ihm gewichen, aber da er das Geheimnis nicht mehr zu schützen hatte, war auch das Gemüt der schweren Last entledigt; daher dies tiefe Aufatmen, das mich bewegte. Ich fand mich verpflichtet, ihm noch über die letzten Hemmnisse zu helfen, und ich sagte: „Erwägt man es genau, so sind die Menschen weit übler daran als die Tiere. Die Tiere können einander nicht mißverstehen. Die Menschen mißverstehen einander im Blut wie im Geist; der Bruder den Bruder, der Freund den Freund, der Vater den Sohn. Jeder steckt in seinem Mißverstehen wie in einem schwarzen Kellerloch, aber eine wunderliche Verblendung macht, daß er es für eine hell erleuchtete Wohnstube hält. Und wenn er meint, daß der Herrgott selber sich um ihn bemüht und ihn zu seinem Sprachrohr auserwählt, so zeigt sich's am Ende, daß es bloß der Teufel war. Dreizehn Jahre lang war ihr ganzes Trachten auf einen Sohn gerichtet, und wie er dann da war, haben sie achtzehn Jahre lang gebraucht, um dahinterzukommen, was es mit ihm für eine Bewandtnis hatte; und da war's zu spät. Ist's also nicht kläglich bestellt um die menschliche Vernunft und Weisheit? Wozu noch fernerhin sich verstecken, Urbas? Welchen Zweck soll es haben, sich eines Verbrechens anzuschuldigen, das Sie nicht begangen haben? Sich Mörder zu nennen an dem, der sich selbst den letzten Weg gewiesen hat? Wozu das frevle Spiel mit der irdischen Gerechtigkeit? Wozu, Mann, wozu?"

„Das will ich Ihnen einbekennen, wozu," sagte Urbas, „weil nun meine Partie doch ganz und gar verloren ist. Ich will es Ihnen einbekennen, aber haben Sie Geduld mit mir; es fällt mir schwer." Seine Blicke suchten innen; seine Finger bewegten sich, als suchten auch sie: das einschränkendste und unbedingteste Wort, die verläßlichste Übermittlung. Er begann stockend: „Es ist wahr, ich bin hinüber zu ihm, um ihm das Geld zu geben. An Amerika hab' ich nicht gedacht; nur möglichst schnell fort mit ihm, dacht' ich, und möglichst weit, damit einem wenigstens der Gendarm im Haus erspart wird. Ich bin hinübergegangen, und weil's finster in der Kammer war, hab' ich erst die Kerze anzünden müssen, und da hat er auf seinem Bett gelegen und hat mich angeschaut. Es ist wahr, er hat das Geld nicht genommen; er hat das Gesicht zur Wand gedreht und die Zähne geknirscht und gesagt, ihm könne das nicht mehr nützen. Ich habe vor der Bettstatt gestanden und spreche zu ihm: Steh auf, wenn dein Vater vor dir steht. Da dreht er das Gesicht wieder zu mir, und weil eitel Spott und Hohn drin geschrieben ist, schwillt mir der Zorn, und ich sage: Steh auf, wenn dein Vater vor dir steht. Er aber spricht: Warum soll ich denn aufstehen, da Ihr mich niedergeworfen habt? Die Fäuste ballen sich mir wie von selber, und ich frage: Wie denn? wie soll ich dich denn niedergeworfen haben, du Luder? Da kommt es aus seinem Mund hervor: Ihr. Weiter nichts. Ihr, sagt er. Ich blick' ihn an, und er blickt mich an, und eine Zeit vergeht so, dann wieder: Ihr. Darin war so viel Gift und Wut und Geifer und solch ein verkrampftes, rabenböses Grollen, daß mir der Speichel im Munde bitter wird. Was denn, Ihr? ruf' ich ihn an; was denn, Ihr? O Ihr, spricht er hinter den Zähnen hervor, Ihr seid mir auf der Brust gehockt, mein Leben lang. Da schwieg ich. Ihr habt gut vor mir stehen und blitzen mit Euren Augen, fährt er fort; soll denn das nicht endlich aufhören, daß Ihr mich anschaut mit Euren Augen? So ist's immer mit Euch gewesen; anschauen, anschauen, und kein Wort. Hinterm Tische sitzen und alles von einem wissen, und kein Wort. Weit habt Ihr mich gebracht mit Eurem Anschauen und Anschauen. Warum habt Ihr mich nicht genommen und zu mir geredet? Niemals ein einziges Wort geredet? Da muß einen ja die Verzweiflung packen. Wie soll er denn da nicht zu den Menschern und zu den Saufbrüdern laufen? Die reden doch, die lachen doch, die haben doch ein gutes Wort für einen, die sagen hü und hott, und man weiß, wie man mit ihnen dran ist. Ihr aber, hab' ich gewußt, wie ich mit Euch dran bin? Er liegt wieder auf der Lauer, dacht' ich; er hat was gegen dich vor, dacht' ich. Ein Büblein war ich noch, ist mir schon der Bissen im Hals steckengeblieben, wenn Ihr zur Tür hereingetreten seid. Hundertmal und hundertmal hab' ich zu Euch hingewollt, aber die Angst vor Euch hat mir's verwehrt. Was hab' ich denn verbrochen? dacht' ich, und wie ich dann was angestellt, war mir wohl und hab' wenigstens gewußt, warum, und so hat mir's nie Ruh' gelassen, bis ich nicht was Heilloses getan und den Leuten die Galle aufgeregt. Ja, ich bin schlecht, aber ich weiß nicht, ob ich's von Geburt bin; ja, ich bin zum Lumpenkerl geworden, aber Ihr braucht Euch deshalb nicht wie der heilige Geist vor mir aufzupflanzen, sondern solltet nachprüfen, was Ihr an mir gefehlt habt. Denn es hätte sein können, daß ich Euch hochgeehrt hätte, wie's in den zehn Geboten steht, und kirre geworden wäre wie ein Star. Das hätte sein können, weil's in mir war und bloß herausgetrieben worden ist. Bin ein Hundsfott geworden, und das Leben ist mir leid, und die Menscher und die Saufbrüder sind mir leid, und es freut mich nicht mehr. Dieses spricht er, und noch einiges, ich hab's vergessen, und wälzt sich auf der Bettstatt und knirscht mit den Zähnen und flennt und lacht ingrimmig und kehrt sich wieder zur Wand und schweigt. Ich denke mir: Urbas, die Seele da ist hin, aber deine vielleicht auch. Worte hatt' ich keine. Es war eben so; was hätt's gefruchtet, meinen Schöpfer anzuwinseln? Worte hatt' ich keine. Ich geh' hinaus. Im Hofe schreit' ich bis zum Zaun. Es ist alles so friedlich wie in Frühjahrsnächten, wenn die Wurzeln in der Erde ihren Saft spinnen. Ich schaue zu den Sternen hinauf, aber das kann mir nicht dienen. Ich mache die Stalltür auf und schnuppre die saure, warme Luft, und einer von den Ochsen hebt den Kopf, indes er mit den Zähnen mahlt. Da überläuft's mich schauerlich, und ich denke: du mußt zurück in die Kammer, und wenn du gleich keine Worte findest, irgendwas muß sein. Nun bin ich zurückgegangen, und wie ich eingetreten war, hat er bereits in seinem Blut gelegen. Da hab' ich dann eine lange Weile gestanden, dann hab' ich mir gesagt: Wenn dem so ist, so bist du der Mörder; hat er die Schuld bei dir gut, so mußt du sie bezahlen. Das ist es, was ich einzubekennen habe."

Er kreuzte beide Hände über der offenen Bibel, und mit leiserer Stimme und sonderbar umschattetem Blick fuhr er fort: „Ich habe einen Traum gehabt, den will ich Ihnen noch erzählen. Es war in der Nacht, bevor sich das ereignet hat. Der Knecht tritt in die Stube und spricht: Bauer, die Gäule sind eingeschirrt, wir wollen fahren. Ich geh' hinaus, es liegt tiefer Schnee, die Pferde stehen am Wagen, und ich fahre. Mit eins verlieren wir die Straße und die Gäule waten im Schnee bis an den Bauch. Da seh' ich auf einmal den Hof hinter mir brennen und das Schneefeld ist rot beschienen. Die Gäule fangen an zu laufen und ziehen mich an der Leine mit, daß mir der Atem ausgeht. Ich kann die Leine nicht loslassen, sie ist um die Hand herumgeschlungen, und wie wir gegen die Altmühl' herunterkommen, dort bei der Eisenbahnbrücke, wo das Wasser sechzig Ellen breit ist und mehr als zehn tief, da rennen die Gäule noch toller und die Brandlohe bedeckt den ganzen Himmel. Der Fluß ist zugefroren, die Gäule draufzu, und ich denke mir in meiner Angst: Wird's die Pferde samt dem Fuhrwerk tragen? Die Gäule, schwere Ackergäule, sausen das Ufer hinunter, aber das Eis hält. Da steht der Simon am anderen Ufer, und weil die Tiere auf der gefrorenen Bahn weiter rennen, schrei' ich zu ihm hinüber: Hilf, Simon. Und er: Ich muß heimgehen, der Stall brennt, das Haus brennt. Und ich, ich kann mich nicht auf den Wagen schwingen, die Gäule schleifen mich bereits, schrei' in der höchsten Not: Hilf, Simon, lös' mich vom Riemen los. Und er: Mußt Euch selber vom Riemen lösen, uns zwei trägt das Eis nicht. Da ruf' ich ihm zu: Alles ist dein, die Gäule und das Fuhrwerk, hilf um Gottes willen. Nun kehrt er um, und wie er umkehrt, stehen die Gäule still; aber wie er den ersten Schritt tut, kracht das Eis, und wie er das Handpferd am Zügel faßt, bricht das Eis, und Fuhrwerk und Gäule und ich samt dem Simon versinken im Wasser. Und im Versinken bin ich aufgewacht."

Er verstummte. Er erwartete keine Einrede mehr, ich hatte auch keine mehr. Mit Erstaunen beobachtete ich, wie sein Aussehen im Verlauf weniger Minuten um Jahre älter wurde, das Kinn spitz, die Augen stumpf, der Hals dünn, die Hände welk, die Haltung kraftlos. Der fordernde, habernde, gewaltige Mann, der mir gegenübergesessen, war auf einmal ein hinfälliger Greis. Als ich mich verabschiedete, sah er nicht empor, schien es kaum zu merken. Das Schweigen, in das sein ganzes früheres Leben eingehüllt gewesen, breitete sich wieder über ihn, undurchdringlich und in den Tod fließend. Denn am anderen Morgen, da er enthaftet werden sollte, fand ihn der Wärter am Fensterkreuz erhängt.

Denkwürdigkeiten unserer Zeit

Die Zwingherren am Rhein

Wie drückend die Lasten der französischen Besatzung im Westen unseres Vaterlands sind, davon geben folgende Ziffern einen kleinen Begriff: In Mainz waren im August an möblierten Räumen von der Besatzungsarmee in Anspruch genommen: 3000 möblierte Zimmer, 107 besondere Küchen, 269 mitbenutzte Küchen und 20 Bureauräume. Dazu unmöbliert 2 Wohnungen zu zwei Zimmern und Küche, 37 zu drei, 56 zu vier, 31 zu fünf, 43 zu sechs, 28 zu sieben, 9 zu acht, 5 zu neun und 2 Wohnungen zu elf Zimmern und Küche; des weiteren sieben ganze Häuser. Dies sind nur Ansprüche für militärische Zwecke. Es kommen hinzu die vielen französischen Zivilfamilien und Einzelpersonen, die sich in Mainz niedergelassen haben und in der Wohnungsbeschaffung nicht ohne Unterstützung durch Militärbehörden geblieben sind. Es bedarf keiner Erläuterung, wie dieser Abgang an Wohnungen für deutsche Zwecke nachteilig auf die Gesundheitsverhältnisse der Bevölkerung infolge des Zusammenpferchens zurückwirkt. Nicht minder schwerer belastet sind die übrigen Großstädte im deutschen Westen.

Die Kosten der Getreidebewirtschaftung

Der bayrische Landwirtschaftsminister Wutzelhofer hat Ende Oktober recht beachtenswerte Aufschlüsse über die Kosten der Reichsgetreidebewirtschaftung gegeben. Die Unkosten der Reichsgetreidestelle betragen für das Jahr 1919/20 85466622 Mark. In der Geschäftsabteilung sind vier Geschäftsführer mit je 6000 Mark und fünf stellvertretende Geschäftsführer mit je 4000 Mark Monatsgehalt, insgesamt 4912 Personen mit einem Gesamtaufwand von 72688331 Mark jährlich beschäftigt. In der Verwaltungsabteilung betragen die Personalunkosten 2119843 Mark. Im vergangenen Wirtschaftsjahr wurden 51 Millionen Zentner Inlands- und 10 Millionen Zentner Auslandsgetreide erfaßt. Auf jeden Zentner fallen somit 1,35 Mark Unkosten der Geschäftsabteilung. Trotz dieses ungeheuren Apparats bleiben nicht nur dringende schriftliche Eingaben, sondern auch dringende telegraphische Anfragen unerledigt.

Die Aussaugung Deutschösterreichs

Wie Deutschland durch die Kosten der Ententebesatzungen, die jährlich 15 Milliarden Mark verschlingen, so wird auch Österreich durch die der Reparationskommission systematisch ausgesaugt. Die Kommission hat in dem ehemaligen Kriegsministerium in Wien 300 Zimmer belegt. Über ihre Gehälter, die in umgekehrtem Verhältnis zu den Leistungen stehen, berichtet der Wiener „Abend“: Der Vorstand jeder staatlichen Abteilung in der Reparationskommission bezieht ein Jahresgehalt von 100000 Goldkronen, das sind nach dem jetzigen Kurs etwa 6 Millionen Kronen; sein Stellvertreter 50000, sein Sekretär 40000 Goldkronen. Der Generalsekretär der Kommission bezieht 50000 Goldkronen. Der letzte Stenograph hat ein Monatsgehalt von 25000 Kronen, nicht weniger auch die Maschinenschreiberin und jeder Hilfsbeamte. Die Reparationskommission hat einen Finanzfachverständigen. Er bezieht rund 4 Millionen Kronen jährlich. Das gleiche Gehalt bezieht der Vorstand des juristischen Bureaus der Reparationskommission. Der Finanzfachverständige hat drei Unterfachverständige. Jeder davon bezieht rund 2 Millionen Kronen jährlich. Der Finanzfachverständige hat auch einen Privatsekretär. Das Jahresgehalt dieses Sekretärs beträgt rund $^3/_4$ Millionen. Die finanzielle und die juristische Abteilung haben mehrere Maschinenschreiberinnen, jede mit einem Jahresgehalt von 300000 Kronen. Die Reparationskommission beschäftigt auch Sachverständige für Industrie und Handel, Verkehrswesen, Ackerbau, Verpflegung usw. Jeder dieser Herren bezieht ein Jahresgehalt von fast $2^1/_4$ Millionen Kronen, und jeder dieser Sachverständigen hat einen Riesenanhang von Stellvertretern, Sekretären, Stenographen, Maschinenschreibern usw. mit Gehältern von 300000 bis zu fast 1 Million Kronen. Rechnet man Beleuchtung, Heizung, Automobile, Erhaltungskosten der Kanzleiräume usw. dazu, so ergibt sich, daß die Reparationskommission das verhungernde Deutschösterreich nicht viel weniger als $^1/_2$ Milliarde jährlich kostet. Wie soll ein niedergebrochenes Land, das solche Lasten zu tragen hat, sich wieder aufrichten?

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 25. November 1920 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

Beethoven.

Nach dem Gemälde
von **Hans Temple.**



K. K. Kunstverlag J. Löwy.

Beethoven. Von Cornelia Kopp

Du peitschest mit des Schmerzes wilder Geißel
Die schnellen Rosse deiner Leidenschaft.
Gigantenträume, die dein Herz errafft,
Hämmert aus grauem Urgestein dein Meißel.

Bälle der Lust wirfst du in tollem Spiel
Jauchzend ins Blau und zwingst zurück sie höhnend;
Auf Knieen liegst du, betend, fluchend, stöhnend,
Bangst irrend und todwund um dunkles Ziel.

Doch manchmal strahlt dein Aug' aus Himmelsfernen
Herab, uns mit dem Licht der Ewigkeit zu grüßen,
Und deine Hand reicht gütig uns den süßen
Trost tiefster Göttlichkeit aus goldnen Sternen.

Ludwig van Beethoven

Zu seinem 150. Geburtstag. Von Prof. Hans Sonderburg, Kiel

Hierzu sieben Abbildungen

Beethoven — der Starke, der Reine! Er war nicht nur der große Meister, der, göttlicher Kraft voll, sein Werk zur Unsterblichkeit hob, er war auch der edle Mensch, hilfreich und gut, der sein Leben rein lebte und dessen Gedanken ein heiliger Geist leitete. Aus wehvollem Leid, aus brünstigem Schmerz wirkte Beethovens Seele, prometheischen Geistes voll, die eigene Erlösung. „O Mensch, hilf dir selbst!“ war sein Trutzwort. In übermenschlicher Anspannung seiner Willenskraft hat er sein Ziel erreicht, das er sich selbst gesetzt hatte, „in die Reihe der würdigen Künstler und Menschen aufgenommen zu werden“.

Zwei Augen, beschattet von buschigen Brauen, die wie zu einem Strich zusammengezogen sind, schauen uns an. Ihr Blick kann stechend die Menschen mustern, kann wie in Abgründe tauchen oder in selige Weiten schweifen, kann flammend aufleuchten und hinter dem Schleier der Wehmut in Trauer versinken: Beethovens Augen sind es die getreuen Spiegel seiner tragischen Gefühlswelt. Sie lagern unter der mächtigen Stirn, die seltsame Wülste zeigt und von tiefschwarzem, nach allen Seiten sich sträubendem Haar gekrönt wird. Das bartlose, pockennarbige Antlitz mit seinen ernsten, fast harten Zügen zeigt eine gerötete Hautfarbe. Die Nase ist breit, der Mund zart geformt. Die Unterlippe schiebt sich etwas über die obere vor. Charakteristisch wirkt das Grübchen rechtsseitig im Kinn. Über dem Antlitz liegt meist der Ausdruck unheilbarer Trauer. Beethovens Bewegungen sind hastig. Sein ganzes Wesen verrät das ungestüme Temperament, von dem diese Seele beherrscht wird. Den Körper vornüber gebeugt, die Hände auf dem Rücken, den hohen Hut weit in den Nacken geschoben, summend und brummend geht er einher, der Umgebung nicht achtend. Er hört nicht, wie etliche Spaziergänger über ihn lachen; er sieht nicht, wie andere ehrerbietig zur Seite treten und den Meister grüßen. Er hat die ihn umgebende Welt vergessen, zu der er kaum mehr Beziehungen kennt. Denn langsam und mit fast unmerklichen Schritten hat sich das Unheil an Beethoven herangeschlichen. Der Meister hört nicht! Beethovens Taubheit gleicht einem Verrat der Natur. Sie hat ihn gerade an der Stelle gepackt, wo sie das Genie am besten vernichten konnte. Aber aus der Stummheit der Außenwelt erwuchs ihm eine Innenwelt des Klingens. Beethoven ist ein wunderbares Beispiel für die Macht der Seele. Ein Leib, der in einer seiner edelsten Funktionen gelähmt ist — eine Seele, die gerichtet ist „auf die Plejaden und auf Bootes“. Hinter Beethovens hoher Stirn arbeitet es wie in einer Werkstatt, erdröhnend von Arbeit. Es jagen sich die Gedanken und formen sich zu wundersamen Gestalten, die sich in Tönen zum Leben wecken. Der Meister komponiert. Allerlei Zeichen, Ziffern und Noten fügen sich auf dem Papiere zueinander. Nun hört der Meister. Nun hört er mit seinem göttlichen Ohre, dem die irdische Kraft geschwunden war, wohllautdurchzogene Melodien. Süße zauberhafte Klänge gesellt er zueinander, und gewaltige Harmonien erwachsen. Ihn umrauscht in stiller feierlicher Pracht eine volle herrliche Musik. Nun hört der Held! Abgestreift von ihm sind Erdenschwere und des

Klingers Beethoven im Städtischen Museum in Leipzig.
Mit Genehmigung des Verlags E. A. Seemann, Leipzig.





Links: Das Beethoven-Haus in Bonn (Gartenansicht). Nach einem Aquarell von E. Büchner. — Rechts: Das Beethoven-Haus in Hetzendorf.

Leibes Qual. Es reden Menschenstimmen und Engelszungen, und die flammende Seele schafft und streist und sprengt die fesselnde Hülle, und der Geist unendlicher Hoheit weht über solchem Tun und Geschehen. Schon dem Sechsundzwanzigjährigen beginnt das Ohr sich zu trüben. Rasch schreitet das Leiden vor bis zur völligen Taubheit, an der Beethoven fünfundzwanzig Jahre lang leidet. „Ich bringe mein Leben elend zu und meide alle Gesellschaften, weil's mir nun nicht möglich ist, den Leuten zu sagen: ich bin taub. Ich habe schon oft den Schöpfer und mein Dasein verflucht," schreibt er.

Zur Taubheit und anderen körperlichen Leiden gesellen sich seelische. Von Beethovens Freunde Wegeler erfahren wir, daß seiner heroisch gerichteten Denkweise die Heiligkeit der Liebe über alles ging. Beethoven träumte in seiner idealen Gedankenwelt ständig von einem unerhörten Glück — und ständig bereitete das Leben ihm Enttäuschung und Bitternis und tiefstes Herzeleid. Er schließt mit dem Leben ab in seinem „Heiligenstädter Testament", das zu den ergreifendsten Menschlichkeitsdokumenten aller Zeiten gehört. „Das moralische Gesetz in uns, der gestirnte Himmel über uns" hielten nach Beethovens Wort seine Seele aufrecht. Auch mit Therese v. Bruswick, seiner „unsterblichen Geliebten", sollte er das Glück nicht finden, von dem er in seinem Liederkreis „An die ferne Geliebte" singt. Qualvoll klingt sein Aufschrei: „O Vorsehung, laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen! So lange schon ist aller wahren Freude Widerhall mir fremd."

Wilde Zerrissenheit der Seele geht durch Beethovens Leben und stempelt ihn zum Tragiker. Hungernd nach Liebe, dürstend nach Freude, wächst er im Kampfe mit den düsteren Gewalten seines Lebens ins Große und Übermenschliche, ein idealer Sieger über alles Leid und Weh. „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht", schreibt er im heldischen Widerstand gegen den Zusammenbruch der Kräfte. Im Aufbäumen gegen das Schicksal, das ihn körperlich durch Taubheit und Krankheit martert, seelisch durch ein nie erfülltes Liebesgefühl narrt, durch nie erfüllte Sehnsucht nach Freude quält, das schließlich sein Temperament unter der Asche einer melancholischen Resignation glimmen läßt — in solchem Aufbäumen gewinnt Beethoven die heroische Gewalt des Geistes, den Adel in der Sprache seiner Töne, das Pathos seiner Rede, die abgeklärte unsägliche Schönheit seiner Adagios, die gebändigte Kraft seiner Allegri und die faustischen Humore seiner Scherzi.



Beethoven auf der Promenade. Nach Lyser.

In Beethovens Leben herrscht ein ständiges Auf und Nieder. Er wird geboren in einer elenden Dachkammer eines armseligen Hauses. Der Vater ist ein ungebildeter, dem Trunke ergebener Mann; die Mutter, aus niederem Dienstbotenstand, rühmt der Sohn als seine beste Freundin, eine herzensgute, liebevolle Frau. Eine Kindheit voll Tränen und Härte ist Beethovens erstes Los. Als siebzehnjähriger Jüngling hat er die ganze Last des Familienunterhalts zu tragen. Das ebenso stolz wie zart geartete Knabengemüt trug schwer an diesen Verhältnissen. — 1814 steht Beethoven auf der Höhe des Ruhmes. Könige und Fürsten weilen in Wien zum Kongreß. Sie huldigen dem Meister, der sich stolzesten Sinnes von Majestäten den Hof machen läßt. „Vor einem Parterre von Königen" dirigiert er seine Kantate „Der glorreiche Augenblick". — Nach solchem Glanz folgt eine düstere Zeit, die traurigste in Beethovens Leben. Wirtschaftliche Sorgen



Das Beethoven-Denkmal in Wien.

Beethovens Grab auf dem Wiener Zentralfriedhof.

und unsäglicher Gram um den verlotterten Brudersohn Karl, dem er seine ganze Liebe zuwandte, lassen ihn in einen Abgrund des Leides versinken. „Für dich, armer Beethoven, gibt es kein Glück von außen, du mußt dir alles in dir selbst erschaffen, nur in der idealen Welt findest du Freude“, schreibt er monologisierend — und holt hervor aus dem Born des Leides die Verklärung seines eigenen, ureigensten Wesens: sein jubelndes Lied an die Freude, seine Neunte Symphonie mit Schlußchor über Schillers „Ode an die Freude“. Und wieder entfesseln sich Stürme des Beifalls über dieses Werk eines Titanen. Als am 7. Mai 1824 Teile der Missa solemnis und die Neunte Symphonie zur ersten Aufführung kommen, empfangen den eintretenden Beethoven fünf Beifallssalven; den Majestäten gibt die Etikette nur drei. Beethoven wird ohnmächtig nach dem Konzert und verbringt einen Tag ohne Speise und Trank — und bleibt so arm und elend wie zuvor, krank, einsam. Sein Tagebuch empfängt die Zeilen: „Opfere noch einmal alle Kleinigkeiten des gesellschaftlichen Lebens deiner Kunst.“ Ihn beschäftigen neue gewaltige Pläne, vor allem eine Faust-Musik. Er hat ganz überwunden, ist durchsonnt von Freudigkeit, so daß Grillparzer aus diesen Tagen Beethovens sagt: „Hätte ich den tausendsten Teil dieser Kraft und Festigkeit!“ Traurig sind die äußeren Lebensverhältnisse des Meisters, aber nichts mehr ficht ihn an. „So glücklich, als es mir hienieden beschieden ist, sollt ihr mich sehen, nicht unglücklich“ schreibt er. Dieses Glücklichsein ist keine Allerweltsfröhlichkeit; wohl kennt es das Leid und weiß von Qual, aber es findet zu allem ein leises, rührendes Lächeln.



Beethovens Flügel. Das Instrument befindet sich in Beethovens Geburtshaus in Bonn. Es stammt aus der letzten Lebenszeit Beethovens und wurde nach den genauen Angaben Beethovens von dem Wiener Instrumentenbauer Konrad Graff für den Meister gefertigt und von ihm in Wien benutzt.

Der Tod kommt. Es wird ein langes schmerzensreiches Ende. Die Wassersucht macht den Bauchstich nötig. Der Humor hilft dem Leidenden, der sagt: „Besser Wasser aus dem Bauch als aus der Feder.“ Der Kranke ahnt das Ende. Wien ist teilnahmlos. Nur die nächsten Freunde kommen an das Bett, wo der quälende Mangel steht. Der Todwunde ist erfüllt von höchstem Schwunge der Seele und geht mit wahrhaft sokratischer Weisheit und beispielloser Seelenruhe in den Tod. Donner und Hagelschlag prasselten hernieder um die fünfte Nachmittagsstunde des 26. März 1827. Blitze erleuchteten grell das Sterbezimmer. Da öffnet der Scheidende noch

einmal weit die Augen, erhebt die rechte Hand, blickt starr einige Sekunden mit ernster, drohender Miene zur Höhe — und stirbt. Ein zufällig Anwesender drückt ihm die Augen zu, dem Einsamen — —

Beethovens Werke sind der treue Ausdruck seines Wesens. Die ersten Schöpfungen werden genährt von Einflüssen Bachs und Händels, befruchtet von dem Geist Haydns und Mozarts. Mehr und mehr erfüllt Beethoven die schöne Form mit dem Lebensinhalte seines mystisch gerichteten gewaltigen Genius. Dann schreitet er über die vollkommene Künstlerschaft, die sich in der unlösbaren Einheit von Inhalt und Form ausspricht, hinaus: die Leidenschaft der Seele will fessellos ausströmen. Es sind verzweifelte Aufschreie des Ichs, die aus den letzten Werken hervorbrechen, und Beethovens dämonisch getriebene Seele droht in den eigenen Abgründen zu versinken. Das Menschliche in seiner schrankenlosen Fülle ist bei keinem sonst so unmittelbar Kunst geworden.

Zu diesem End-Beethoven hin entfalten sich vor uns alle Prächte, alles Glühen, alle Seligkeiten und alle Verzweiflungen des gigantischen Beethoven-Werkes: von den ersten Trios an zur Sonatenkunst, in der Beethoven schließlich wie in seinen Streichquartetten zu einem mystischen Hellseher der Musik wird. Die Ouvertüren sind alle Meisterwerke der höchsten Kunst, gipfelnd in der dritten Leonoren-Ouvertüre, der ersten symphonischen Dichtung lange vor Liszt. Mit der Oper „Fidelio" schuf Beethoven sein im doppelten Sinne einziges Bühnenwerk. In seinem Violinkonzert, in den Klavierkonzerten und Chorwerken mit Orchester: es türmt sich Ossa auf Pelion und Zyklopenfelsen dienen zum Fangball. Seine Symphonien sind Weihfestspiele der Töne, sind Mysterien und, geheimen Zaubers voll, ihre Beschwörung. Es fluten die Gedanken. Wunder des Wohllautes tun sich auf — und sind doch einem Haupte entsprungen, dessen Ohr tot war. Man meint, einen blinden Gott zu sehen, der Sonnen erschafft.

Beethovens Musik ist eine Predigt der Subjektivität. Sie spricht in streng individueller Fassung: sie braust daher in dithyrambischem Schwung voll Macht und Pracht, voll Würde und Erhabenheit, und innig verwandt sind ihr die Töne apollinischen Geistes. Beethovens Art ist ganz auf Schauen und inneres Erleben gestellt. Jede Sentimentalität ist ihr fremd. Die Musik soll dem Manne Feuer aus dem Geiste schlagen. So will es Beethoven. Wie ein Koloß ragt sein Geist und sein Werk in unsere Zeit. Der Meister ist uns nicht der Klassiker, der zur Anbetung auf kalten marmornen Sockel gestellt ist, er ist für uns lebendige Kraft, das warme Leben und Quell der Erquickung, daß die eigene Seele an ihm erstarke.

Zum heiligen Berge, der den Tempel Beethovens trägt, wallfahrten wir. Wir sehen den heiligen Berg gepeitscht von Stürmen, Wolken hüllen ihn ein, Blitze umlodern ihn und gewaltig reden die Donner. Wir sehen ihn umstrahlt von flutendem Licht, gekrönt von schneeiger Reine, ragend im Blau des Himmels. Freier atmen wir und tiefer als sonst, und das Herz wird rein von den eigenen Flecken. Zum heiligen Berge, der den Tempel Beethovens trägt, wallfahrten wir, die Herzen voll Ehrfurcht und in den Händen die Opferschale der Dankenden.

Die Weizenkörner

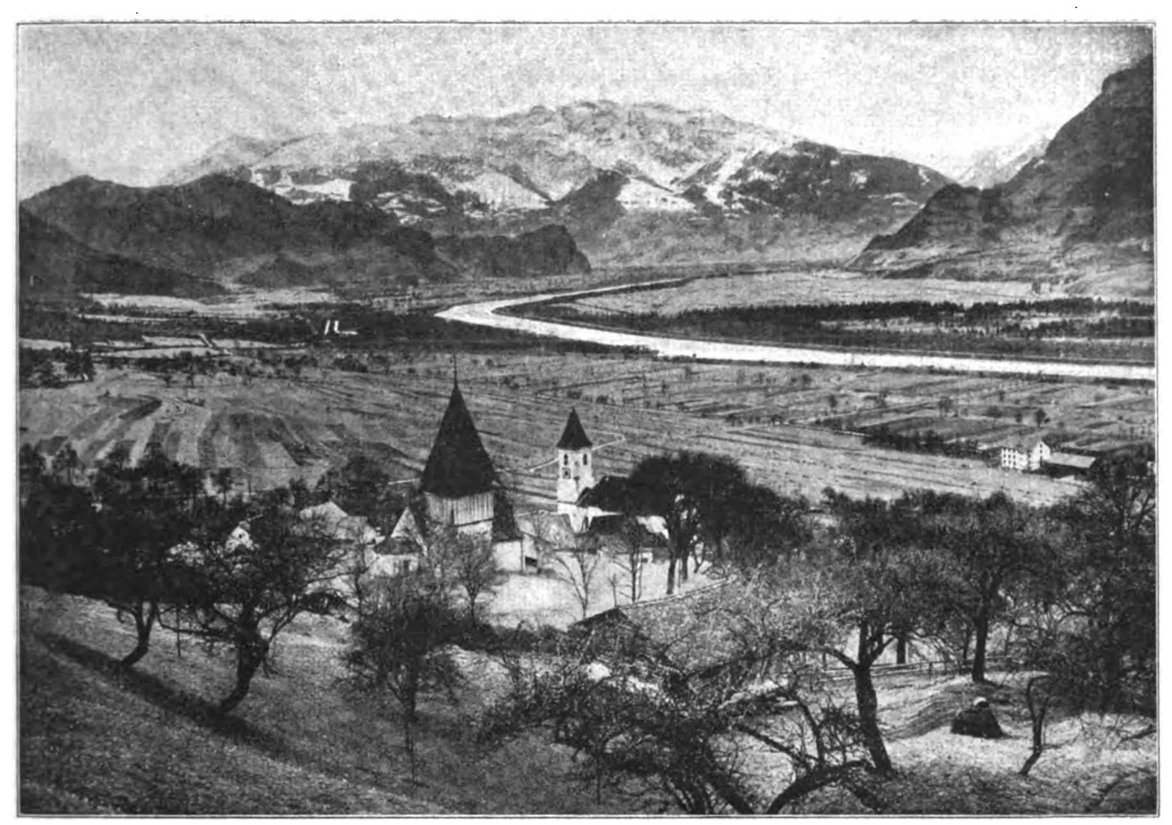
Ein Gleichnis von Will Vesper

Auf einem großen Weizenfeld wuchsen an grünen und goldenen Halmen viele Weizenkörner, wurden stark und rund und voll Kraft und saßen da fröhlich beieinander und flüsterten miteinander und sagten: „Wie schön ist das Leben." Nach einer Weile, als sie ganz reif geworden waren, kam der Bauer mit der Sense, schnitt die Halme nieder und sammelte sie zu großen, schweren Garben. Die Halme seufzten zwar, als sie zerschnitten wurden, aber die Weizenkörner neigten sich schwer und fröhlich in den Garben und flüsterten miteinander und sagten: „Wie schön ist es, reif zu sein." Dann wurden sie in die Scheune gefahren und kamen zuletzt unter die Dreschflegel und wurden durch die Mühle getrieben, die sie von allem Unkraut, Staub und Spreu trennte. „So ist es recht," sagten die Weizenkörner. „Es tut zwar weh, dies Leben. Es tut weh, gedroschen und durch die Mühle getrieben zu werden. Aber nun sind wir auch von allem Unkraut befreit, nun sind Spreu und Weizen voneinander getrennt, nun sind wir alle beisammen, ein ganzer Haufen goldener, wundervoller, wertvoller Weizenkörner. Es ist doch eine Lust, dies Dasein. Es ist eine Lust zu leben."

Der Bauer füllte die Weizenkörner in Säcke, und so standen sie eine ganze Weile. Die meisten Körner wurden zuletzt zu Mehl vermahlen, zu Brot verbacken und dienten zur Nahrung der Menschen. Aber davon will ich jetzt nichts sagen, sondern nur von einem Sack voll Weizen; den ließ der Bauer stehen, bis es Frühjahr war, und als er das Feld bereitet hatte, nahm er die Weizenkörner und streute sie aus einem weißen Tuch in weitem Bogen in die Erde. Als das diese Weizenkörner, die er auf den Acker warf, fühlten, seufzten sie und sagten: „O weh. Ist das nun unser Schicksal? Sind wir so wenig wert, daß wir nun wie nutzloses Gut hier auf die Erde fortgeworfen werden? Und da kommt er auch noch mit einer Egge und gräbt uns ganz unter die Erde. Ja, wir sollen begraben werden und das Licht nicht mehr sehen. Das ist ein schlimmes Ende und der Tod."

Der Bauer, der ihre Klage verstand, schwieg eine Weile, dann sagte er: „Wie seid ihr doch töricht. Erst als ihr auf den Halmen standet, da wußtet ihr doch wahrhaftig nicht, warum ihr auf den Halmen standet. Dennoch wart ihr fröhlich und nanntet das ‚das Leben'. Und als ich euch abmähte und als ich euch unter den Dreschflegel legte und durch die Mühle trieb, da trugt ihr das alles geduldig, weil es doch ‚das Leben' war, wie ihr sagtet — obgleich ihr doch wahrhaftig auch nicht wußtet, warum das alles geschah. Ich nehme es euch ja nicht übel, daß ihr auch jetzt nicht wißt, warum ich euch in die Erde werfe, warum ihr begraben werdet. Aber nun nennt ihr das ‚den Tod' und seid traurig. Aber ihr wißt doch von Tod und Leben, wie ich sehe, gleich wenig, nämlich gar nichts. Es war vielleicht töricht, daß ihr euch über das Leben freutet, von dem ihr doch nichts wußtet. Aber es ist ganz sicher töricht, daß ihr über den Tod klagt, von dem ihr doch auch nichts wißt. Denn ich, der Bauer, weiß, daß eben dies, was ihr Tod und Begräbnis nennt, das Leben ist, und sehe schon das Weizenfeld in der Sonne glänzen, in das ihr euch herrlich verwandeln werdet."

Da schwieg der Bauer und bedachte sich. Und nach einer Weile sagte er noch: „Das war eine weise Rede an die Weizenkörner. Aber ich hätte sie lieber mir selber und den anderen Menschen halten sollen, die wir auch von Tod und Leben keine Ursache und gar nichts wissen und doch das eine lieben und den anderen hassen. Sind wir nicht genau so töricht und unbedacht wie diese Weizenkörner?"



Blick in das obere Rheintal zwischen Sargans und Vaduz.

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

Eine jugendliche Schwermut lag auf den Gemütern der Wandernden, die nach einer erlösenden Zärtlichkeit verlangte oder einer bannenden Umarmung. Und sie zogen nach stündiger Rast wortlos weiter und hinüber nach dem Felsberg und wortlos und mit schlagenden Herzen durch die ungeheuerliche Öde des Felsenmeeres, aus dem schon die Römer die Quadern zu ihren Bauten holten und Karl der Große die Riesensäulen zu seiner Pfalz in Ingelheim.

„Laßt uns eins singen," bat Christoph Attermann noch einmal.

Da hob Martin Opterberg wie ein Trunkener das Rodenstein-Lied an.

„Und wieder sprach der Rodenstein:
Pelzkappenschwerenot!
Hans Breuning, Stat-Strompeter mein,
Bist untreu oder tot?"

Erschrocken blickte Therese Baumgart auf den wild daherſingenden Freund. Der aber hob unbekümmert um die erschrockenen Augen mit Macht die zweite Strophe an:

„Er eilt, bis er gen Darmstadt kam,
Kein Fahnden war geglückt;
Da lacht er, als am Schwarzen Lamm
Durchs Fenster er geblickt:

Er lebt noch! . . . lebt noch und hebt noch!
Doch frag mich keiner: wie?
Wie kommt mein alter Flügelmann
In solche Kompagnie?!"

„Jawoll! In Darmstadt! Dort sitzt er! Unter den braven Schöppleinschlürfern, die um acht Uhr in die Federn kriechen! Raus da! raus aus dem Haus da! O Horn und Sporn und Zorn! O Rodenstein! O Maienwein! Noch bin ich nicht verlor'n! Christoph, daß du's weißt, zum Oktober treten wir ein bei den Pionieren in Mainz, und gefällt's dir in Darmstadt besser, so geh' ich allein!"

„Einstweilen geht's nach Jugenheim und von dort zur Bahn. Der Tag ist zu End'."

Das war für lange Zeit das letztemal, daß sie miteinander wanderten. — — —

Ein Jahr lang dienten Martin Opterberg und Christoph Attermann bei den Mainzer Pionieren und fuhren den goldenen Rheingau stromauf und stromab. Als sie übers Jahr, in der letzten Septemberwoche, das lustige Mainz verließen, hatten sie beide die Offiziersprüfung mit Auszeichnung bestanden. Herr Arnold Opterberg aber war zum Empfang nach Rüdesheim gekommen.

Herr Arnold Opterberg war grau geworden, aber unter dem künstlerisch wuschligen Grauhaar leuchtete weinfroh sein schmales Gesicht.

„Zwei Fliegen schlag' ich hier mit einer Klappe," rief er den stolzen Buben entgegen, die er vom Schiff holte und auf dem Laufsteg stürmisch umarmte. „Was sag' ich? Zwei? Ein halbes Dutzend fast! Der Professor Barthelmeß ist hier mit Frau und Tochter, und die Weine haben wir geprobt zu Kloster Eberbach, Kiedrich und Eltville, zu Oestrich und Winkel und Geisenheim seit drei Tagen und Nächten! Herr Jesus, welche Tropfen! Der Barthelmeß hat's gut. Der kommt, wo er arbeitet, von den Kirchen in die Keller. Das ist der alte Mönchsweg. Kinder, und heute wollen wir einen Rüdesheimer Abend feiern."

„Wie geht's der Mutter?"

„Königlich wie immer, Kinder. Aber nun kommt zu den Barthelmeß! Hinein in die Weinlaube!"

Der Professor war ein schwerbeleibter Mann geworden, aber die faltigen Säcklein unter den Augen rührten nicht von Tränen her. Mit dröhnender Stimme begrüßte er die Angekommenen, als sei er der Herr der Weinlaube, und rief seine Damen auf, das Willkommglas darzubringen. Quecksilbern wie vor Jahren kam die immer noch zierliche Frau Hadwiga dem Gebote nach und reichte unter einem Schwall von Worten Christoph Attermann das Glas, während Sabine im schwarzen Gelock stumm das Glas Martin Opterberg bot. Aber die Augen des zigeunerhaft schönen Geschöpfes, das sich wie eine Weide zu dem jäh Erstaunten bog, hefteten sich scheulos, bettelnd und heischend an den aufflackernden Blick des Mannes.

„Wie alt bist du jetzt, Sabine?"

„Bald siebzehn."

„Ei, da hab' ich mich verrannt mit dem ‚Du'."

„Ich kann's ja auch zu dir sagen."

Das ging hastig von den Lippen.

Sie saßen dicht beieinander, und der Wein funkelte in den Gläsern und funkelte bald in den Augen. Wenn Martin Opterberg eine Bewegung machte, streifte er das schlanke Mädchenknie, wenn Sabine ihm das Glas hinhielt, streifte sie mit der Fingerspitze seine Hand. Ihre Augen hingen heimlich immerdar an den seinen, aber in der Heimlichkeit, die es ihn fühlen ließ und ihm das Blut durcheinanderwirbelte, daß er nur noch das berückende Mädchen spürte und nichts mehr von der zigeunernden Barthelmeßtochter.

Und nun stiegen die Rheinlieder und die Weinlieder und die Liebeslieder im Gefolg zu dem mondscheinhellen Rheingauhimmel, und ein Händedrücken hob an, und die Alten wollten die Jüngsten sein. „Denn dies ist die letzte Zaubernacht am Rhein," rief Herr Arnold Opterberg, „und wir wollen sie ausschlürfen bis zur Neige, bevor uns der Herbst verjagt!"

Eine Mondscheinfahrt schlug er vor. „Zum seligen Abschluß!" Und alle drängten sie jubelnd ihm nach an den Rhein. Und Arnold Opterberg sprang wie ein Jüngling als erster in den Kahn, stand hochaufgereckt auf der Steuerbank und schwang sein Glas dem Märchenzauber des Rheines zu. Der Arm stand in der Luft. Das Glas schlug klatschend aufs Wasser. Arnold Opterbergs Augen schlossen und öffneten sich. Standen weit auf, als sähen sie ins Unsichtbare. Und der Körper sank hintüber und wurde vom Rhein weggerissen.

„Ein Schlag! Ein Schlag!" schrie Professor Barthelmeß und umklammerte Frau und Tochter.

Das mondscheinhelle Wasser sprühte auf. Ohne eine Sekunde zu zögern, hatten sich Martin Opterberg und Christoph Attermann in die rasch fließende Flut geworfen. Ein paar Worte riefen sie sich im Wasser zu. Kurz, hart. Ihre Körper tauchten nieder. Unter Wasser schwammen sie und tauchten hoch, sicherten und tauchten nieder und ruderten schwerfällig weitab an Land, eine Last zwischen sich.

Herr Arnold Opterberg hatte gefunden, was er sich erwünscht hatte: den seligen Abschluß, bevor der Herbst ihn verjagte. — —

Die Leiche lag geborgen. In triefenden Kleidern stand Martin Opterberg im Zimmer seines Gasthofes, mit stieren Augen und kreisenden Gedanken, die um Hilfe riefen. Da öffnete sich die Tür, und ein Mädchen schlüpfte herein und warf sich ihm an die Brust.

„Martin! Martin! Ich mußt' zu dir hin!"

„Du! du!" sagte er mit schlagenden Zähnen und preßte seine kälteschauernden Glieder in die wärmenden Arme. „Das vergess' ich dir nicht, daß du in der Stund' meiner Not gekommen bist."

Schweren Schrittes trat Christoph Attermann ein. Sabine Barthelmeß huschte an ihm vorbei und durch die Tür. Ein Schluchzen schüttelte Christoph Attermanns Körper.

„Martin — Martin — nun hat der Rhein beide zu sich geholt — deinen Vater und den meinen." Und als er Martin Opterbergs qualvoll sich vordrängende Tränen sah, trat er auf ihn zu und wischte ihm so weich wie eine Mutter mit der Hand über die Augen.

7.

Die Leiche Arnold Opterbergs war aus dem Rheingau heimgebracht worden an den jungen Rhein. Sohn und Pflegesohn hatten sie heimgeleitet. Und als sie angelangt waren an dem kleinen Dorfbahnhof, an dem ein vierrädriger, mit schwarzem Tuch behängter Gutswagen auf den Sarg harrte, gedachten sie beide wie in einem Atemzug der letzten Worte Arnold Opterbergs auf ihre Frage: Wie geht es der Mutter?

„Königlich, wie immer," hatte Herr Arnold gerufen, und königlich wie immer stand Frau Christiane, kraftvoll und ruhevoll in ihrem schwarzen Trauerkleid anzuschauen, in der Bahnhofshalle und begrüßte durch eine kurze und herzliche Umarmung ihre Buben.

Die Ruhe der Mutter ging im selben Augenblick auf die erschütterten Söhne über. Aufrecht und ernst standen sie in ihrer gebräunten Männlichkeit neben Frau Christiane Opterberg, die mit leisen und festen Worten die Gutsknechte anwies, den Sarg aus dem Wagen zu heben und mit Sorgfalt auf das mitgeführte Fuhrwerk zu tragen. Zwischen ihren Buben schreitend, folgte sie dem langsam dahinrollenden Wagen auf der ackerumsäumten Landstraße. Keine Träne floß aus ihren klarblickenden Augen, kein Klagewort quoll ihr über die Lippen. Ihr Schmerz um den Toten in der schwarzen Lade war ihr zu heilig, um dem zusammengeströmten Volk ein Schauspiel zu bieten.

„Ich weiß genug aus eurem Telegramm und aus eurem Eilbotenschreiben," sagte sie daheim und strich den Söhnen über den Kopf, „genug, um die Einkehr einer friedsameren Stund' abzuwarten, in der ihr mir geruhiger als heut erzählen könnt, und ich geruhiger zuzuhören vermag. Haltet eine stille Umschau im alten Heimathaus und legt euch frühzeitig schlafen. Ich seh's euch an, daß ihr viel nachzuholen habt."

Die beiden gingen, und Frau Christiane rief sie an der Türe an. Als sie sich umwandten, stand die Mutter hinter ihnen und zog mit einer starken Bewegung ihre Köpfe fest an ihre Brust. Und während sie erst den einen und dann den anderen küßte, murmelte sie: „Weil ihr euch nicht besonnen habt, euer lebendiges Leben an einen Toten im Strom zu wagen. Ihr beide — ihr beide! Ihr habt ihn mir noch einmal geschenkt."

Dann ging Frau Christiane aufrecht hinüber in die Kammer, um mit ihrem Toten, den sie in seiner Mannesschöne heißer geliebt und in seinem leichten Sinn mehr und mütterlicher umsorgt und gestützt hatte, als es dem Lebenden je zum Bewußtsein gekommen war, die letzte lange Aussprache zu halten.

„Zu verzeihen haben wir uns nichts mehr, Arnold. Was den einen am anderen nicht gefreut haben mag — wer will sagen, ob es nicht gerad' des anderen stärkste Persönlichkeitswerte dargestellt hätt' in einer anderen Zusammenstellung. Eins aber ist darüber hinaus als eine Restsumme geblieben, die ihre Zinsen trägt: das ist der Dank deines Weibes für dennoch viel Liebe, Güte und sonnige Fröhlichkeit, die du in mein Leben hineingetragen hast."



Und die Nacht hindurch rief sie in ihren Gedanken alle die hellen Tage aus Brautzeit und Ehe wach und vergaß die dunklen. — —

Am nächsten Morgen wurde Herr Arnold Opterberg auf dem nahen Dorffriedhof zur endlichen Ruhe beigesetzt. Die Knechte und Mägde des Gutshofes umstanden das Grab, aus Dörfern und Städten waren die Teilnehmenden erschienen, und selbst aus der Schweiz war ein starker Zuzug erfolgt. Das freute Frau Christiane im Herzen für den, der unten im Grabesgrund lag und trotz seines unsteten Lebensdranges stark und mächtig genug gewesen war, über so viel Freundschaft zu gebieten.

Die Schollen waren niedergefallen. In langer Reihe zogen Nachbarn und Fremde an den Opterbergleuten vorüber und drückten ihnen die Hand. Schon sehnten sie das Ende der gleichförmigen, den Sinn immer mehr abstumpfenden Trauerbezeigungen herbei, als Frau Christiane auffuhr, weil ein fiebriges Lippenpaar sich auf ihre Hand gedrückt hatte, und Martin Opterberg schier fassungslos aufschluchzte, als er eine Sekunde lang eine eiskalte Mädchenhand in der seinen spürte. Durch Christoph Attermanns Augen aber ging ein Leuchten. Denn das schwarzgekleidete Mädchen, das auch ihm die Hand gedrückt hatte und nun im Schwarm der heimstrebenden Trauergäste auf der fernen Landstraße dahinschritt, war Therese Baumgart gewesen.

„Laßt sie," sagte Frau Christiane. „Sie hat, was auf keinem Seminar der Welt zu erlernen ist; sie hat die Zurückhaltung der echt adligen Menschen, die reich machen, weil sie ohne Worte reden. Sie wird zur rechten Stunde wiederkommen."

Christoph Attermann war daheim in den Garten gegangen, der in Terrassen zum brausenden Rheine fiel, und saß auf der alten Holzbank, den Blick auf den strömenden Wassern. Eine Woche war vergangen, seit sie Herrn Arnold Opterberg hinausgetragen hatten, und der Herbststurm pfiff über das schwarze Land. Fröstelnd saß er und doch in ruhigem Abwarten. Denn droben in Herrn Arnolds geliebtem Turmzimmer wußte er Martin mit Frau Christiane, und er hatte sie allein gelassen, um ihnen eine Aussprache unter vier Augen zu schaffen.

Martin Opterberg saß, die Arme aufgestützt, am offenen Giebelfenster.

„Es treibt dich hinaus, und ich lob' es," sagte Frau Christiane und blickte, dicht neben ihm stehend, in die frostige Weite. „Gewiß hat dich die Dienstzeit bei den Pionieren in der werktätigen Ausübung deines Berufs geschult und gefördert, aber daß der Geist mehr zu lernen hat als die Hand, das versteh' ich. Also nach Darmstadt geht's nimmer?"

„Die fünf Semester dort genügen mir, Mutter. Wenn's dir recht ist, geh' ich nach Berlin; ich mein' Charlottenburg. Ich wüßt' mir nichts Besseres zum Schaffen."

„Du willst fort — vom Rhein?"

„Mutter, ich muß das Bild erst aus meinem Kopf verloren haben."

„Das — vom Vater?"

Martin Opterberg nickte. Sein Blick haftete in den Fernen. Und unvermittelt erzählte er.

„Weißt, Mutter, als wir über den Rhein nach Rüdesheim kamen, der Christoph und ich, und der Vater uns erwartete und zum Barthelmeß brachte, da sahen wir's ja gleich, daß die Herren drei Tag' Rheingauer-Sonntag gemacht hatten, und die Nächt' nicht zu rechnen. Aber der Vater hatte 's ja doch geübt seit der Düsseldorfer Jugendzeit an, und es tat ihm nichts und machte ihn nur sprühender und sieghafter, als wär' er der Jüngste, und ging erst drauflos, die Welt zu erobern. So gab ich nichts darum, und daß der Barthelmeß die Geberlaune des Vaters ausnutzte und immer noch edlere und heißere Sorten auftischen ließ, achtete ich auch nicht, denn die Sabine war ein wirklich schönes und liebenswertes Mädchen geworden, und es war dem Kind zu gönnen, daß es einmal etwas anderes vom Leben erfuhr, als das Leben von Vater und Mutter."

„Darum," sagte Frau Christiane.

„Ja, darum, und weil es mir selber Spaß machte, zu sausen und zu brausen, und weil ich mein Blut spürte und nicht fragen und nur warm sein wollt'. Jetzt, nach zwei Wochen, weiß ich's als gewiß, ich wär' in der Nacht toller geworden als der Vater, und ich hätt's mir am anderen Tag vielleicht nicht verzeihen können, denn ich hatt' das Mädel schon ganz rappelköpfisch gemacht."

„Ich denk', das Mädel dich?"

„Mutter, das Kind! Und ich war schon gebrüht und gebeizt durch sieben Studentensemester in Freiburg und Darmstadt und das Pionierjahr in Mainz, das auch nicht lauter Katechismusunterricht war. Ich beschönige dir nichts, Mutter. Ich war wie vom Teufel besessen an dem Abend."

„Was geschah?"

Daß der Vater auf die Steuerbank stieg und ein Hoch auf das heiße Leben ausbringen wollt'. Und dann stand sein Arm in der Luft. Und seine Augen wurden leer und sahen doch mehr als wir. Aber der Arm stand immer noch steil in der Luft. Wie ein Warnungszeichen: Halt, Martin! Keinen Schritt weiter! Hier geht's ins Wasser! Und dann versank er rücklings."

Martin Opterbergs Augen suchten die jungen Wasser des Rheins. Als sähe er das Bild wiederkehren und käme nicht los. Frau Christiane blickte auf ihres Buben wirres Blondhaar und sprach nicht eine Silbe.

„Mutter, da hat mich das Grausen gepackt. Und ich meinte, auch ich sähe mehr als bisher. Ja, Mutter, so war's. Und nun wirst du verstehen, daß ich weit fort möcht' und nichts als Studium und Arbeit haben, um das Gleichgewicht wiederzufinden."

Ganz sacht streichelte Frau Christiane ihrem Buben die Schulter.

„Es war ein Unglücksfall, Martin. Ein schwerer und fürchterlicher gewiß. Aus dem heißesten Leben in den kältesten Tod — das erzeugt Schreckbilder in jedem, der's mit ansehen muß, und legt an seine eigenen irdischen Gedanken plötzlich Riesenmaßstäb' an. Es war der schwere Wein und die seit Tagen überfüllten Adern. Da kam es zum Schlagfluß. Jedem anderen wär's geschehen."

„Den steilen Arm redest du nicht hinweg," murmelte Martin Opterberg.

„Ich will's auch nicht, Martin. Es soll ein jähes Erwachen und Überblicken gewesen sein. Und wenn es ein Warnzeichen gewesen wär'. Das Blut des Vaters ging oft rascher und unbändiger, als zuzeiten gut war, und wenn's ihm selber Freude schaffte, so schuf es den anderen oft Herzeleid, ohne daß er's recht ahnte in seiner Fröhlichkeit. Gut, nimm's als ein Warnzeichen, mein Bub. Aber vergiß nicht: du bist aus dem Blut von Vater und Mutter entstanden. Und die Mutter bringt nicht nur das Kind zur Welt, sie speist es all sein Leben lang mit ihren besten Säften und Kräften, wie die Quelle, die wir in eurer Kinderzeit hoch droben im Gletscher fanden, unaufhörlich den jungen Rhein speist, und flöß er noch weiter als durch Deutschland und Holland ins Meer."

„Mutter," sagte Martin Opterberg, nahm ihre Hand von seiner Schulter und legte sie sich an die Augen, „ich spür', daß du da bist."

„Spür du auch ruhig den Vater. Nur zur rechten Zeit muß es sein."

„Sag noch ein Wort dazu, Mutter.“

Da ging ein heimliches Lächeln über Frau Christianes Züge, das der Sohn nicht sah, und das sie ganz aus ihrem Alltag und Werktag entrückte.

„Ich will es dir gewiß sagen, Martin, obschon du es selber weißt, wenn du im Frühjahr und Sommer über die Wiesen hinblickst. Da siehst du die Bienen unermüdlich hin und wider surren und Honig in die Zellen tragen, und da siehst du die farbenfrohen Schmetterlinge wie geflügelte Blumen durch die Sonne schweifen und von den Blüten nur den Honig trinken, ohne ihn zu sammeln, und sie entzücken dich doch. Was uns aber in den stillen Stunden entzückt, das sollen wir in den lauten nicht schmähen.“

Martin Opterberg stand auf. Jetzt erst seit dem Wiedersehen kam es Frau Christiane zum Bewußtsein, wie groß und männlich er geworden war.

„Ich danke dir, Mutter. Und ich habe dich ganz genau verstanden. Jetzt, da wir uns das Beste gesagt haben, wollen wir's auch kurz mit dem Abschied machen. Das Semester hat schon begonnen. Morgen fahre ich nach Berlin.“

„Und der Christoph?“

„Der Christoph will auf die Hochschul' nach Aachen. Für ihn ist der technische Hochbetrieb im Rheinland das beste. Wir haben's besprochen, Mutter, und es muß jeder einmal allein sein.“

„Wirst du deiner alten Freundin Therese Baumgart vorher noch ein Lebewohl bieten?“ fragte Frau Christiane, als frage sie leichthin.

„Der Therese? Die nur wie ein Geist hier erschien und wie ein Geist verschwand? Wenn ich einen Strich ziehen will, darf ich keine Lücke zum Ein- und Ausschlüpfen lassen.“

„Also auch die Barthelmeßleute siehst du nimmer?“

„Um die Sabine ist mir's leid,“ sagte Martin Opterberg und schaute über die Mutter hinweg. „Sie war die erste und einzige, die mich in meiner Not aufsuchte und mehr als den üblichen Händedruck für mich fand. Aber es ist schon besser, ich lass' es auch hier mit dem Wiedersehen ein paar Jahre anstehen.“

„Nein,“ sagte sich Frau Christiane, „er ist doch noch ein Bub, denn es ist noch verletzte Eitelkeit in ihm und eifersüchtig Abwägen.“

Dann gingen sie und stiegen aus des Vaters Sehnsuchtsstube hinab und saßen noch lange bei Christoph Attermann auf der Bank. — — —

In der Adventszeit kam Therese Baumgart angereist. Von Heidelberg hatte sie bei Frau Christiane angefragt, ob sie kommen dürfe, und nun lag sie mit ganz bleichem Gesicht an Frau Christianes Brust.

„Warst du krank, daß du so weiß ausschaust?“

„Es ist nur die Freud'.“

„Dann wollt' ich, ich säh' dich nie anders. Aber ein bißl rosa anmalen darf ich dich doch? Gelt?“

„Komm' ich auch nicht störend so nah' vor der Weihnachtszeit? Sie werden mich gewiß auslachen, wenn ich's sag', und sich in der Still' denken: Eine Ärztin will das werden, die so empfindsam ist? Aber es hat mich hergestoßen, weil ich wußt', die Buben sind fern und die Frau Christiane haust zum ersten Male allein zum Fest.“

„Und da wolltest du mich wohl gar auf dein Studentenstübchen holen kommen, Liebchen?“

„Ah,“ lachte Therese Baumgart, über den Gedanken belustigt, „das hätt' ich mir allein gar nicht auszudenken gewagt. Aber hierbleiben möcht' ich, wenn ich darf, bis über den Weihnachtsabend, und am ersten Feiertag nach Karlsruhe reisen zum Lindele.“

„Das Lindele feiert wohl im Stift sein Weihnachten?“

„Ja, aber ich darf es besuchen und mit ihm spazieren laufen und Schlittschuh fahren, so oft ich will. Ich miet' mir immer ein Ferienstübchen in Karlsruhe.“

„Jetzt geht's zu Tisch,“ gebot Frau Christiane, „und des Morgens wird ausgeschlafen bis in den hellen Tag, denn auf die Felder können wir nicht, oder nur mit Schneeschuhen. Schenk den Tee ein, Kind. Und reich mir die Sahne. Ich will mich einmal recht von dir verhätscheln lassen.“

Allerlei Handreichungen ließ sich Frau Christiane tun und erfand täglich neue, um das Mädchen im Glauben zu halten, es sei ihr eine große Hilfe, während sie doch vom Morgen bis Abend insgeheim an ihm herumsorgte, striegelte und fütterte, bis die Mädchenwangen sich röteten und die Augen den alten Glanz hatten.

Am Tage vor dem heiligen Abend fuhr Frau Christiane mit der Bahn nach Freiburg, um die letzten Weihnachtseinkäufe zu tun. Aber am Basler Bahnhof stieg sie in den Schnellzug nach Karlsruhe, und als sie in der Nacht heimkehrte, durfte Therese Baumgart nicht durch den Türspalt spähen. „Das Christkindchen ist im Haus,“ neckte Frau Christiane und blieb auch den nächsten Tag geheimnisvoll, bis in der Dämmerstunde das silberne Klingeln durchs Haus lief, das alle Gutsangehörigen zur Bescherung lud.

Auch auf Therese Baumgarts Platz lagen vielerlei Gaben der Liebe, und das Mädchen, das seit Jahren gewohnt war, sich seinen Weihnachtstisch selber zu decken, bedankte sich in größter Glücksverwirrung.

„Ei,“ sagte Frau Christiane, „du hast mir durch dein Kommen und Meingedenken ein so groß Geschenk gemacht, daß es mit der Handvoll Sächelchen doch arg gering vergolten wär'. Dazu bedurft' es nicht eigens der gestrigen Fahrt. Das Hauptgeschenk harrt unter dem Tisch. Knie dich einmal nieder, Kind.“

Therese Baumgart kniete nieder und lüftete das weiße Tafeltuch, das bis zum Boden niederhing. Und dann fuhr ihr Oberkörper mit einem Ruck unter dasselbe, und aus dem Zelt hervor drangen Worte des Entzückens, der Fröhlichkeit und Seligkeit, aber nicht einstimmig, sondern zweistimmig, und unter dem Gabentisch kroch ein zwölfjährig Mädchen hervor, ein getreues Abbild der Therese Baumgart, nur rascher und lustiger in Wesen und Augen, und nun war auch Therese Baumgart auf den Füßen, starrte Frau Christiane wie eine Erscheinung an, erwachte und schlang ihr stürmisch die Arme um den Hals.

„Hab' ich 's Rechte getroffen, Theresel? Ich mein' fast, es schmeckt noch besser als ein Paket Basler Leckerli.“

„Jetzt versteh' ich den Christoph Attermann,“ murmelte die Glückliche am Halse der Frau.

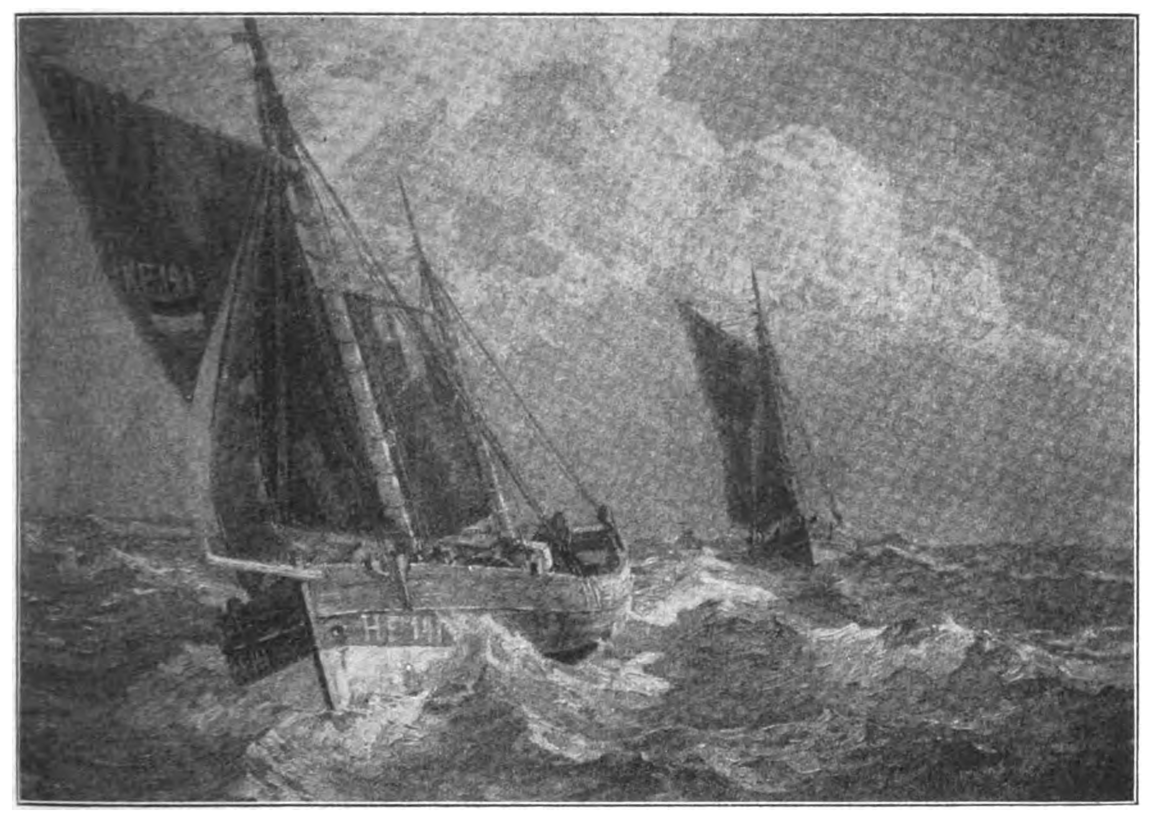
Das Lindele hatte Ferien erhalten bis nach dem Dreikönigstag. Frau Christiane hatte sie ihr ausgewirkt. Und vierzehn volle Ferientage kam kein Buch und keinerlei Arbeit in Therese Baumgarts Hände und nur das im Haus und Gutshof herumjubilierende Schwesterchen. Das hatte Frau Christiane zur Bedingung gemacht.

„Red mir nicht von Dankbarkeit,“ sagte die geruhige Frau, der das klare, gelbe Haar den Schein der vollen Sommerherrlichkeit verlieh. „Mir hat die kleine Linde zum mindesten so wohlgetan wie dir. Gerad' in meiner Ehe hat ein Mädelchen gefehlt. Die Buben kann man aufrecht erziehen, aber nicht huscheln und kuscheln, wenn's einem mal heiß in die Kehle steigen will. Weißt, Theresel, ein Mädelchen, das ist immer schon wie eine kleine Mitschwester, und nun bring' mir das Lindele jede Ferien.“

Der Handschlag, den Therese Baumgart darauf leisten mußte, wurde die kommenden Jahre getreulich eingelöst.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 2. Dezember 1920 by Philipp Reclam jun., Leipzig.



Auffrischende Brise. Nach einer Zeichnung von Paul Teschinsky.

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

Die Jahre aber gingen ihren Gang und brachten Aussaat und Ernte, trotz Frost und Hagelwetter und Hoffnungen und Erfüllungen den Menschen, trotz mancher verwehten Frühlingsblume, wie es der stete Lauf des Lebens, der über Erschütterungen lächelnd dahingeht, bedingt. Die Opterbergbuben blieben an der Arbeit und schlugen sich zu Männern durch, leichter oder schwerer, je nach Art und Veranlagung, und Frau Christiane schrieb im Monat jedem einen Brief. Nicht mehr. „Man muß den Menschenkindern Zeit lassen, einander etwas Erfreuliches zu berichten,“ pflegte sie zu sagen, „sonst quält sich Häcksel aus den Köpfen, und der ist gut für die Gäul'.“

Martin Opterberg war noch nicht wieder heimgekehrt. Er wollte einen Studienabschluß haben, und die Ferien verbrachte er, wenn er nicht gerade eines Winters zum Besuch der Theater und Konzerte Berlins bedurfte, auf Reisen, die ihn oft bis hinauf in das industriereiche Schweden und in das holzbestandene Norwegen führten. Seiner Mutter schrieb er freundliche Sohnesbriefe, aus denen Frau Christiane mit sicherem Auge das herauslas, was nicht darinnen stand: die immer noch nicht gebändigte Unrast und die Enttäuschung an den errungenen Freuden der Welt.

„Gut so, denn dazwischen liegt der Ausgleich,“ sagte Frau Christiane und bündelte den Brief zu den übrigen.

Christoph Attermann kam in festen Abständen. Er [illegible] sich nach dem Ergehen der Mutter, erzählte kurz und klar von seinen Fortschritten und den Hemmungen, die es noch zu überwinden gäbe, und hockte dann schweigsam lauschend an ihrer Seite wie in Kindheitstagen. Seine Züge waren fest und seine Bewegungen sicherer geworden, seitdem er ohne Martin Opterberg hauste und den Weg allein unter die Füße nahm. Das sah Frau Christiane auf den ersten Blick, und was sie von Stund' an mit ihm besprach, betraf ihn allein und nicht mehr die Buben zusammen.

„Mutter,“ sagte dann Christoph Attermann beim Abschied, „ob ich komme oder geh', ich spür' immerdar die Kraft deines Gleichnisses von der Rheinquelle und den ins Weite strömenden Wassern. Und ich spür' die Kraft des Nimmer-zugrunde-gehen-könnens, solang' die Quelle fließt.“

„Ich weiß schon von der Therese Baumgart, was für gewählte Reden du über mich führst.“

Auch die Therese Baumgart suchte Christoph Attermann in festen Abständen auf. Sie stand jetzt in Staatsexamen und Doktorprüfung und freute sich wie ein Kind, wenn das vertraute Gesicht des Jugendkameraden in ihren Nöten vor ihr erschien. Und es gab keine Angst und keinen Zwiespalt des Prüflings, den der gesunde Sinn des Freundes nicht ausgeräumt und ausgeglichen hätte.

„Wenn ich die Augen schließ', mein' ich, ich hör' Frau Christiane reden, und sie hat doch diesen ihren echten Sohn gar nicht geboren.“

„Doch, doch. Die Seele.“ — — —

Therese Baumgart hatte für die letzten Semester die Universität in Bonn gewählt. Das war für den Freund, der noch in Aachen verblieben war, bequem zu erreichen. Und wenn er kam und das Wetter günstig war, holte er sie zu einem Marsch in das stille Siebengebirge oder auf die Höhe des Rolandsbogens, und unter ihnen rauschte

der Strom um die Inseln Nonnenwert und Grafenwert und ergoß sich durch das letzte Bergtor, all seinen Zauber noch einmal zum berauschendsten Schönheitsbild zusammenfassend, beruhigt und kraftvoll in das Land der Arbeit.

„Abschied von der Jugend," sagte Therese Baumgart sinnend.

„Begrüßung des Manneslebens, Therese. Oder auch des Frauenlebens. Das ist eins. Wer sagt dir, daß sich der Rhein nicht dafür so ganz besonders bräutlich schmückt?"

„Du magst recht haben, Christoph, aber er tut es gewiß auch, um uns zu mahnen: Vergeßt die genossene Jugend nicht."

„Nein, die vergessen wir nicht, und auch den Dritten im Bunde nicht, der sich jetzt in Berlin herumquält."

„Quält er sich?" —

Dann nahm Christoph Attermann wohl die Briefe Martin Opterbergs hervor und las, während sie auf einem einsamen Waldhügel lagerten und doch die Fülle rheinischen Lebens vor Augen, der Horchenden manche halbe Stunde, bis ihr alle Examensnöte klein erschienen.

„Im zweiten Jahre hause ich nun in dieser brausenden Stadt, die so reich ist und so arm. So reich an geistiger Schöpferkraft in Kunst und Wissenschaften, daß man nicht weiß, woher die Eimer nehmen, um zu schöpfen, und so arm hinwiederum an geistigem Lebensbedarf großer Menschenherden, daß oft ein Becherlein genügt, um ihn auszuschöpfen. Ich meine nicht die Bildungsbestrebungen des arbeitenden Volkes, das nach all den Schätzen hungert und dürstet, die die sich höher veranschlagenden Kreise meist nur wie Spielzeuge auf der Festtafel liegen haben, um sie bei guter Gelegenheit zum Ballspiel zu benutzen. Weshalb kein Ausgleich hier und keine Vertiefung dort, da die Quellen überreichlich springen? Es ist die Stadt der Unausgeglichenheiten, und ich stehe mit meiner eigenen mitten darin." — — —

„Einen ganzen Winter hab' ich an Gesellschaften hingegeben. Ich wollte die Seele der höheren Menschheit kennenlernen, und war fast immer falsch am Ort. Die Seelen, die ich suchte, finden sich wohl nur auf den stillen Gelehrtenstuben und in den Arbeitsräumen der Handelsherren, der Erfinder und Insichgewendeten. Auch wohl in den alten preußischen Beamten- und Offiziersfamilien. Ich suchte das höhere Berlin auf, das sich so stolz und überheblich ‚das Ganze' nennt, und da ich ein guter Tänzer und kein schlechter Unterhalter bin, so habe ich rund ein halbes hundert Mal den Frack getragen, und ein halbes hundert Mal von Silber gespeist und den Sekt aus Kristallschalen getrunken, und ein halbes hundert Mal dieselben Gesichter betrachtet. Denn das scheint mir eines der bemerkenswerten Kennzeichen dieses höheren Berlins, daß man wohl allabendlich in einem anderen Hause tafelt, aber immer mit demselben halben hundert Menschen, die nur umgruppiert werden, damit dieselben Scherze nicht an dieselben Hörer gelangen. Stark ist die Börse vertreten, und der Schnitt mancher Gesichter weist östlich. Und nicht nur der Gesichtsschnitt. Es ist der Ton, der die Musik macht, und der Ton läßt — wenigstens im Lichte unserer Kinderstuben — oft doch gar zu sehr zu wünschen übrig. Er ist nicht als unmöglich zu fassen — er entgleitet — und gleitet über Oberflächen — und läßt Schaumblasen zurück. Darin sind Männer und Frauen geistesverwandt. Man spricht vom Theater, von der Kunst, von Politik und Wirtschaftsleben, Tollkühne auch von der Wissenschaft — und endigt unweigerlich bei der Liebe. Der Rest ist ein Stelldichein." — — —

„Wir haben daheim des öfteren darüber gesprochen, daß die rheinische Menschheit nur allzugern über ihre Verhältnisse lebt. Im Lande des Weines macht es die Begeisterung, das heißere Blut, und bleibt verständlich und leichter verzeihlich. Hier in Berlin ist es kaltblütigste Berechnung, mehr zu scheinen und reicher zu erscheinen, als man ist, um der lieben Mitwelt Sand in die Augen zu streuen, um bessere politische oder Handelsgeschäfte zu machen, um den Heiratsmarkt für die Töchter günstiger zu gestalten oder sich für alle Fälle und Zwecke in empfehlender Erinnerung zu halten. Dieses fettige Leben frißt wie ein Ölfleck um sich und ergreift Familien, die nicht über die notwendige Kaltblütigkeit verfügen und in dem Bestreben, gleichwertig geschätzt zu werden, die übertriebenste Gastlichkeit in gleicher Münze erwidern, schnell aber von Schulden und Unzuträglichkeiten aller Art aufgerieben und zu Tode gehetzt werden. Denn das ist ja das wirtschaftlich Gefahrdrohende bei solcher Lebensgestaltung, daß gerade der Nichtbesitzende den Wert des Geldes nicht mehr empfindet und zum Abenteurer wird, statt zum Werteschaffenden. Ich erblicke in der Ausbreitung solchen Wesens für unsere völkische Gesundheit eine weitaus schwerere Gefahr, als — sagen wir — selbst in einem unglücklich endenden Krieg. Der verlorene Krieg geht an die Knochen; dies undeutsche Wesen aber geht durch die Knochen hindurch an die Seele." — — —

„Ich schrieb Dir, lieber Christoph, in einem früheren Brief über das Hungern und Dürsten der Volksmassen nach gesteigerter Bildung. Auch diesen Heiligenschein vermag ich heute nicht mehr über die Häupter der Vielheit zu halten, denn es wird auch hier mit Wasser gekocht, und die Vielheit liefert nur den Brand dazu. Ich habe die Volksversammlungen durchzogen und den Reden der Volksführer gelauscht, und wenn ich später die aufrüttelnden und erhebenden Worte mit den Wirklichkeitstaten verglich, so blieb es ein Häuflein, das nach besserer Geisteszufuhr, und ein Haufe, der nach besserer Magenzufuhr schrie. Nicht etwa nur aus Nahrungsnot, was verständlich wäre, sondern weil die Mehrheit die höhere Bildungsstufe eben im reicher beschickten Kochherd erblickt, und das seit alters her und wohl bis zum jüngsten Tag, sofern wir nicht all miteinander Engel auf Erden werden. Diejenigen aber, die die Menge aufrufen, benutzen sie nur allzuoft, um sich von ihr in die Höhe tragen zu lassen und durch sie eine Stellung zu erlangen mit dem Kopf durch die Wand, die sich ihnen aus Rassen- und Klassen-Kinderstubengründen entgegenzustellen scheint. Also auch hier neben manchem reinen Kämpfer und edlen Schwärmer viel unsaubere Kittel. Grüß mir unseren jungen Rhein und unser Jugendland in den Bergen." — — —

Therese Baumgart blickte angestrengt in die Ferne. Ihre Hände lagen fest gefaltet im Schoß.

„Das klingt — das klingt — wie ein leidenschaftlich Suchen, Christoph, und wie ein herumirrend Glücksverlangen."

„Das Blut des Vaters und das Blut der Mutter liegen noch im Kampf in ihm, Therese. Da setzt es noch Wunden, und Verwunderungen zum mindesten. Aber das Blut der Frau Christiane wird schon obsiegen, wenn's auch ein bissel lang für unsere Begriffe währt. Glaub's mir, Theresel, ich kenn' es, das Blut."

„Du hast es ja selber mit der Muttermilch getrunken," antwortete sie und reichte ihm aufatmend die Hand.

☆

Es kam eine Zeit, in der der Opterberghof von Depeschenboten überlaufen wurde. Wenn es zu irgendeiner Unzeit am Haustor läutete und die Hofhunde ein gellendes Gebell anhoben, fuhr schon Frau Christiane lächelnd mit der Hand in die Wirtschaftstasche am Gürtel, um ein blitzblank Dreimarkstück für den noch ungesehenen Einlaßbegehrer hervorzuzaubern, denn sie wußte alsbald, was er brachte. Als erste meldete Therese Baumgart ihr glücklich bestandenes Staatsexamen. Wenige Wochen darauf

wiederum Therese Baumgart ihre mit „gut“ bestandene Doktorprüfung. Martin Opterberg und Christoph Attermann stellten sich in Drahtnachrichten fast gleichzeitig der Mutter als Regierungsbaumeister vor. Und über eine kurze Spanne traf eine zweite Drahtung Martin Opterbergs ein, die die Erreichung des Doktorgrades an der Universität Berlin für eine glänzend bewertete volkswirtschaftliche Abhandlung anzeigte. Diesmal hätte Frau Christiane vor freudiger Überrumpelung fast den Botentaler vergessen.

In einer Herbstnacht kam Martin Opterberg unangemeldet heim. Sechsundzwanzig Jahre zählte er jetzt und trug das kühngeschnittene Gesicht des Vaters. In seltsamer Bewegung schloß ihn Frau Christiane in die Arme. Und der Sohn gewahrte zum ersten Male im Auge der lebenssicheren und selbstsicheren Frau eine Träne.

„Mein junger Herr ist heimgekehrt,“ scherzte Frau Christiane die Erschütterung hinweg . . .

Martin Opterberg hatte sich mit Christoph Attermann ein Stelldichein bei der Mutter gegeben.

Christoph Attermann kam am anderen Tage, und nach Stunden schon war es, als seien sie nie getrennt gewesen, und nur eine keusche Mannesherbe blieb in ihren Empfindungen zwischen ihnen. Gleich groß gewachsen, standen sie auf festen Füßen nebeneinander, und Frau Christianes Augen wanderten in geheimer Freude von dem scharfgeschnittenen Kopfe des Sohnes zu dem offenen Antlitz des Pflegesohnes, dem der kurzgehaltene blonde Vollbart wohlanstand.

Die jungen Männer besprachen ihre Lebenspläne. Beide hatten sie schon vorgesorgt. Christoph Attermann wünschte sich auf den Gebieten des Tief- und Hochbaus zu betätigen und hatte für den Anfang eine Anstellung beim Bau der gewaltigen Wasserkraftstauwerke im benachbarten Laufenburg angenommen, die er später mit einer Stellung an einem großen niederrheinischen Brückenbauwerk zu vertauschen gedachte. Martin Opterberg ging nach Holland, England und Amerika, um vornehmlich im Flußschiffbau tätig zu sein und gleichzeitig die Handelsbeziehungen zu studieren. Auch er hatte sich bereits den ersten Arbeitsplatz gesichert.

„Die Lehrjahre sind überstanden,“ sagte Martin Opterberg, „nun folgen nach altem Zunftbrauch die Wanderjahre, Mutter, bevor man sich als Meister seßhaft machen darf.“

Frau Christiane sprach nicht hinein. Das war das Mutterschicksal, daß man die Kinder in der besten Zeit hergeben mußte, um sie erst wieder zu haben, wenn's zu Tale ging. Nein, keine Selbstsucht. Das Leben kennt nicht eine Mutter und nicht ein Kind, es springt von Geschlecht zu Geschlecht. Und Mutterselbstsucht ist wie ein Fluch.

Von der Rheininselstadt des heiligen Fridolin, dem Trompeterstädtchen Säckingen, bis nach den zischenden und strudelnden Stromschnellen im Felsenbett von Laufenburg streiften die beiden Brüder und Freunde noch einmal gemeinsam ihr Jugendland ab. Schon am zweiten Tage baten sie Frau Christiane, mitzuwandern. Das tat sie mit Freuden.

Und wieder war Martin Opterberg in der Welt, in die es ihn, wie einst seinen Vater, zog, doch wanderte er nicht wie Herr Arnold mit schwärmenden Augen und müßigen Händen, er wanderte mit klarforschenden Blicken und arbeitsregen Armen, und nach Jahresfrist setzte er von Rotterdam über den Kanal nach England, und wieder nach Jahresfrist von England über den Atlantischen Ozean nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Seine Briefe an Mutter und Freund wurden mehr und mehr wie Berichte eines Handelskonsuls, und waren sie zwischen den beiden ausgetauscht, so schickte sie Christoph Attermann, der den Strombau zu Laufenburg nun auch schon seit mehr als einem Jahr mit dem Bau von Brücken und Werftanlagen in dem großen niederrheinischen Werk vertauscht hatte, an Therese Baumgart, die als Ärztin an einer badischen Kinderheilanstalt wirkte. Die kleine Linde aber war, zum Jungmädchen erblüht, nun ganz das Abbild der Schwester geworden, nur heiterer und zugreifender, denn sie lebte als Hilfe und Hausgenossin an Frau Christianes Seite.

Im Sommer des vierten Jahres landete Martin Opterberg in Bremen. Von Köln aus nahm er den Rheindampfer, und als er durch den taghellen Sommerabend die gesegneten Ufer des Rheingaus entlang fuhr und die Namen der Weinstädte von den Tafeln der Haltestellen las, überkam den in Arbeit Gehärteten eine so weiche und sehnsüchtige Stimmung, daß er seinen Reiseplan änderte und beim nächsten alten Städtlein den Dampfer verließ. Hier mußten, dem letzten Briefe Sabines nach, jetzt die Barthelmeßleute hausen. Es zog ihn, das Mädchen zu sehen und ihm einen Gruß zu bieten.

Der Professor war zu einem Abendtrünklein, und die Frau war gegangen, um ihn abzuholen, erläuterte ein knapp der Schule entwachsenes Dienstmädchen, das ihn eintreten ließ. Das Fräulein wolle sie suchen gehen. Martin Opterberg schaute sich im Zimmer um. Es war in einer Unordnung, als ob man es morgen wieder zu verlassen gedächte. Er lenkte den Blick ab. Die Tür war gegangen. Und auf huschenden Füßen kam es herein, ein vollerblühtes Geschöpf, dem die schwarzen Locken um die Stirn und die weißen Gewänder um die Glieder flogen, warf sich an seine Brust, umstrickte ihn in den Armen, küßte ihn mit stürmischen, wilden und weichen, tollmachenden Küssen.

„Martin, mein Martin! Lang hast du mich warten lassen! Vergangen bin ich schier! Nun bist du gekommen, und ich vergeb' dir, verzeih dir und hätt' noch hundert Jahr auf dich gewartet. Aber gut ist's, daß du gekommen bist um all der vielen Sehnsucht willen.“

„Mädchen! Sabine! Reiß dich zusammen, Kind!“

„Weshalb soll ich mich zusammenreißen? Du siehst es ja nur allein, und vor dir darf ich sein, wie ich bin. Vor dir hab' ich kein Geheimnis, auch kein Mädchengeheimnis. Du hast es mir ja entlockt, damals schon, an dem Abend zu Rüdesheim, als ich noch ein halbes Kind war und du mich warten hießest.“

„Tat ich das? Mir sind an dem ereignisvollen Abend die Sinne durcheinander geraten.“

„Grüble nicht mehr. Es ist ja alles gut. Und nun schau auch du mich einmal an, Martin.“

„Du bist geworden, was du zu werden versprachst. Wie eine der fremden wildduftenden Blüten, die ich zuweilen im Rankengeflecht des Urwalds fand. Aber Haar und Kleid sind zerzaust, Sabine.“

„O du Schulmeisterlein! Ich schwamm im Rhein, als mich die Kleine rief, und da bin ich in die Kleider geschlüpft, wie's kam, und hab' die Haare flattern lassen, wie sie wollten, nur um eine Minute früher bei dir zu sein. Oder hätt'st du eine Fischblütige lieber gemocht, die erst zur Haarkünstlerin und zur Kammerzofe gewandelt wär'? Ich weiß es nicht, und wußt' nur das eine: Ich muß zu ihm, wie ich geh' und steh', und jede Minute ist mir geschenkt.“

Und der Langentwöhnte spürte den weichen Frauenkörper und spürte den wilden Zauber der Stunde, und er schloß die Augen und küßte wie ein Verdursteter die Lippen, die die seinen suchten.

Draußen polterte der Professor, der mit seiner Gattin heimkehrte. Er stand im Türrahmen und klatschte in

heller Verwunderung die Hände zusammen, obschon das kleine Dienstmädchen ihn hatte holen und benachrichtigen müssen. „Der Martin! Mein junger Freund Martin! Der Sohn meines unvergeßlichen Arnold Opterberg."

„Vater," stieß Frau Barthelmeß atemlos hervor. „Was haben die Kinder?"

„Ja," wiederholte der Professor staunend, „was habt ihr denn, Kinder?"

„Unsere Verlobungsstunde haben wir!" rief Sabine Barthelmeß und wühlte ihren Kopf an des Erkämpften Brust.

„Meine drei Söhne", sagte der Professor mit feuchtgewordenem Auge, „haben mich verlassen und sich selbständig gemacht mit meinen besten Gaben. Wenn ich auch stolz auf sie bin — das Verlassenwerden tut weh. Nun aber hab' ich einen neuen Sohn, der treu bleiben wird."

Martin Opterberg schritt über die Straße. Er ging zum Gasthof, um sich umzukleiden, und hatte versprochen, in einer Stunde zurück zu sein. Die Sinne liefen ihm wirr durcheinander, und er fand den Faden nicht. Nur einen wildsüßen Duft spürte er auf den Lippen, an den Händen.

„Dies heiße Mädchen also," sagte er mit einem tiefen Atemzug. „Es sei. Ich hab' die weichen Arme so nötig nach der harten Fron." Und mit einem Willensentschluß trat er in das Postamt ein und gab eine dringende Drahtung an Christoph Attermann auf.

Christoph Attermann traf schon am Mittag mit dem Schnellzug ein. Die Brüder standen Hand in Hand, und beider Hände waren hart geworden. Sie sahen sich in die Augen, und keiner fragte nach der vierjährigen Trennung den anderen nach dem Ergehen.

„Mußte es sein, Martin?"

„Ich denk', es ist recht so."

„Ich bin nicht du, und du bist nicht ich. Wenn du sie für die rechte hältst, wünsch' ich dir Glück und Frieden."

„Ende der Woche wollen wir die Mutter überraschen. Es kam mir ja selbst überraschend, Christoph, denn gar so schnell hatte ich mich noch nicht hergeben wollen. Doch das ist nun so mit der Liebe," lächelte er ins Weite. „Sobald die Sabine ihre Reiseklieder hergerichtet hat, fahren wir auf den Opterberghof. Willst du sie begrüßen?"

„Wenn sie nichts von meinem Kommen weiß, möcht' ich, wie sich's gebührt, der Mutter den Vorrang lassen."

„Gut. Und du willst schon am Nachmittag zurück?"

„Ich hab' noch im Badischen zu tun."

Am späten Abend verließ Christoph Attermann auf einer kleinen Schwarzwaldhaltestelle den Zug. Er stieg durch den harzduftenden Tannenforst bergan und fand den weißen Bau der Kinderheilstätte. Auf sein Befragen führte man ihn zum Wohnzimmer der Ärztin Dr. Therese Baumgart.

Im frischen weißen Kittel stand Therese Baumgart, schlank und geruhig, und in ihrer braunen Haarkrone spielten die Abendlichter. Jetzt aber schrak sie auf. Sie hatte den Besucher erkannt. „Herrgott, Christoph, was führt dich so jäh daher?"

„Verzeih mir, Theresel, daß ich dich erschreckt hab'. Aber ich mußt' zu dir und dich fragen."

„Was fragen, Christoph, das gar so wichtig wär'?"

„Ob du nicht meine Frau sein möchtest, Theresel? Oder es werden könnt'st, wenn du — frei bist?"

Sie stand regungslos und schaute ihn an.

„Ich bin frei, Christoph. Der, den du meinst, ist überstanden. Nicht, als ob ich ihm die Freundestreue gebrochen hätt'. Ich vermöcht' noch heut für ihn zu sterben, aber gemeinsam leben mit ihm, das könnt' ich nicht mehr. So armselig verlassen bin ich mir vorgekommen vor mir selber."

„War ein bindend Wort zwischen euch?"

„Nein, Christoph, und es trifft ihn kein Vorwurf. Ein Gutenachtkuß einmal auf dem Herzogenhorn und ein Abschiedskuß nach einer traumhaft schönen Feldbergfahrt auf Schneeschuhen durch den Neuschnee, als er zum anderen Morgen von Freiburg auf immer schied — und von mir."

„Theresel, du hast einmal gesagt, ich sei auch von Frau Christianes Blut. Vertraust du dich mir an? Ich hab' keine großen Schätze, aber ich hab' viel Dankbarkeit."

Therese Baumgart reichte ihm die Hände.

„Ich wußt' ja, Christoph, daß du mich einmal holen kommen würdest. Und das schuf mir so viel frohe Ruh'."

Als am nächsten Morgen Christoph Attermann aus dem Städtchen zu ihr wiederkehrte, brachte er ihr die feingestochenen Verlobungskarten. „Ich fand einen Lithographen vor und ließ gleich ein paar Dutzend herrichten. Eine ist schon fort an Frau Christiane, eine ans Lindele und eine an Martin."

„Was treibt dich denn nur plötzlich so," fragte sie, „du lieber Mann?"

Nun ist sie Braut vor der anderen, dachte Christoph Attermann. Jetzt trifft es sie nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Der Esel. Von W. Popper

Da ward aus Abend und Morgen der fünfte Tag, und der Herr schuf die Tiere, ein jegliches nach seiner Art...

„In welcher Gestalt willst du deine Erdenwanderung antreten?" fragte der Herr eines seiner Geschöpfe. — Dieses wollte sich erst mit den Erfahrensten des Himmels beraten. Zuerst ging es zu dem Erzengel Michael und fragte ihn: „Wen würdest du als den Weisesten und Beneidenswertesten erachten?"

„Als der Weiseste und Beneidenswerteste ist derjenige zu achten, der die ihm auferlegten Leiden und Lasten mit Geduld erträgt und selbst die verachtete Distel zu nützen versteht."

Nun ging es zum Erzengel Gabriel und fragte ihn: „Wen würdest du für den Weisesten und Beneidenswertesten halten?"

„Den, der auch auf rauhen, steinigen Pfaden mit Ruhe und Sicherheit aufwärts klimmt, ohne zu straucheln."

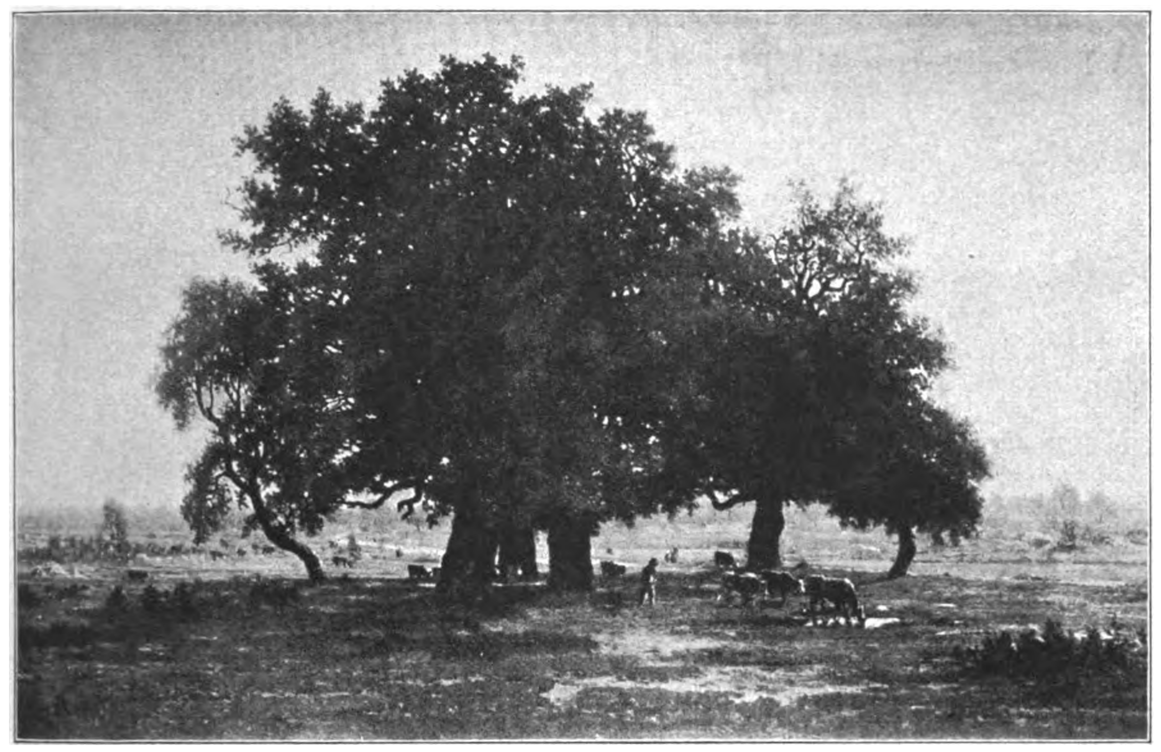
Zuletzt ging es zum heiligen Petrus, um ihm seine Frage vorzutragen.

„Ich betrachte denjenigen, der am meisten hört und am wenigsten sagt, als den weisesten der Weisen," antwortete Petrus.

Nun kehrte es zum Schöpfer zurück: „Herr, mache mich zu einem Wesen, das die ihm auferlegten Leiden und Lasten mit Geduld erträgt, das selbst die verachtete Distel noch zu nützen versteht; das auch auf steilen Pfaden sicher aufwärtsklimmt, ohne zu straucheln, und das viel hört und wenig sagt."

So geschah es. Der Herr formte auch dieses Geschöpf auf seine Art und nach seinen Wünschen.

Der Mensch aber mißbrauchte den geduldigen, genügsamen Gesellen und nannte ihn: „Esel".



Die alten Eichen. Nach einem Gemälde von Th. Rousseau. Phot.-Verlag Franz Hanfstaengl, München.

Die zwei Eichen. Von Reinhold Braun

Sie ist uns tief ins Herz gedrungen, der Liebsten und mir, die stille Lust der zwei Eichen.

Ihre Wurzeln haben sich ineinander verschlungen, daß es nun eine ist, und aus ihr stiegen die zwei mächtigen Stämme hinauf in das Licht, und einer jeden Wipfel ist die Krone ihrer Kraft und siegenden Schönheit.

Jede der Eichen bewahrte ihre Art und die Freiheit ihres Wesens und Wuchses. Aus einem heiligen Grunde sogen sie die Nahrung, und ein Himmel überwölbt sie.

Ein leiser Gesang kam zu uns her von den Bäumen: „Zwei Eichen sind wir und doch wie eine. In der Einheit aber blieb jedes ein Ganzes, und jede freute sich an der anderen sich vollendendem Wesen, und einer jeden Werden höhte sich an dem ihrer Schwester. Wir erlebten die hohe Lust der Einandererhöhung. Wir beschwangen einander von der Wurzel bis zur Krone und befreiten das Tüchtige in uns durch die Wahrheit der Liebe. Wir sammelten unsere Kraft zu uns selbst und der anderen, und einer jeden Kraft ward der anderen ein Segen und auch ihre Kraft im Sturme und in den Zeiten der Dürre. Wir wuchsen unser Bestes einander zu und an dem, was eine der anderen gab, entzündete sich die eigene Seele.

Und alles ward uns eins: des Jahres Kreise und Sonne und Freude, Regen und trockene Zeit, Stille und Sturm. Die tragende Liebe schenkte gedoppelte Freude, und jedes Schwere minderte sich nicht nur ums Halbe, sondern um das Mehrfache von ihm.

Seht, das ist die Kraft der Liebe oder der Freundschaft, ganz wie ihr wollt!“

Liebste, du hattest dich an mich gelehnt. Und wir wußten nicht mehr: hatte die stille Lust der zwei Eichen gesungen oder das Herz unserer Liebe?

Ich küßte dich und grüßte auch den Freund in der Ferne.

Gedanken und Einfälle

Warum des Greises Seele so gut das Kind versteht? Weil die sinkende Sonne die Erde im gleichen Winkel grüßt wie die erwachende.

*

Willst du ahnen Himmelsglück,
Mußt schauen in deines Kindes Blick!

*

Materialisten verwechseln des Daseins vergänglichen Schein meist mit des Lebens ewigem Sein.

*

Müßtest du Leides Bürde nicht tragen,
Würdest am Ende nach Gott nicht fragen.

Pessimisten sind Seelen mit gebrochenen Schwingen.

*

Mensch sein heißt Vergängliches erleiden und Ewiges ersehnen.

*

Hoffnung ist des Himmels Widerschein im Spiegel der menschlichen Seele. F. W. P. Wetzel

*

Ein lachender Mensch ist noch lange kein fröhlicher.

*

Noch bevor wir lieben, suchen wir nach Beweisen der Gegenliebe. Karl J. Rettenbach

November. Von A. De Nora

Die grünen Gräser, toderblaßt,
starren von Kälte steif —
fahl, mit weißem Perlmutterglast
emailliert sie der Reif.

Ein alter riesiger Eichbaum reckt
sich trotzig überm Gefild,
die schwarzen eisernen Arme gedeckt
vom Bronzeblätterschild,

als forderte er, ein einzelner Held,
zum Kampfe das ganze Heer
dunkler Tannen, das drüben hält,
Speer an Speer.

Und gellend immer zwischen den zwein
herüber, hinüber wehn
gleich kurzen höhnischen Kriegerschrein
die krächzenden Krähn ...

Herbstlicher Abend. Von Karl Christian Reh

Die alte Gasse windet sich im Grund,
doch eine Doppelsteige führt aus ihr empor,
an deren höchster Stelle grau ein Bildnis ragt:
Maria mit dem Kind.
Die schiefen Häuser hocken in der Dämmerung,
indes ein herbstlicher früher Abend durch die Stadt
hinschleicht.

Ich sehe Kinder um die Treppe laufen,
in ihren Händen flackern arme Lichtlein:
Was gilt das Spiel?

Sie steigen eins ums andre auf zum Bilde
und wieder nieder in die Nacht der Gasse.
Blaß schimmern ihre Hände schützend vor dem
Schein,
und dennoch lischt bisweilen jäh ein Licht
im ersten Aufwärtsschreiten schon, im Nieder-
steigen,
und eine Lücke wandert in der Reihe.

Und dieser Abend will wie Allerseelen sein
mit seinen Nebeln in der kalten Gassen.

Denkwürdigkeiten unserer Zeit

Die Reichseisenbahnen und ihr Milliardenzuschuß

Die deutschen Reichseisenbahnen, deren Überschuß einst einen Hauptposten in dem geordneten deutschen Reichshaushalt seligen Angedenkens bildeten, verschlingen jetzt eine Milliarde nach der anderen, und ein Ende dieser trostlosen Lage ist noch nicht abzusehen. Über die Gründe machte der Reichsminister Gröner folgende Mitteilungen: Der Personalbestand, Beamte und Arbeiter, hat sich gegenüber 1913 um fast 50 Prozent erhöht. Bei der Demobilmachung wurden viele Leute, die nichts von dem Betriebe verstanden, nur um ihnen ein Unterkommen zu schaffen, in die Eisenbahn eingestellt, und diese leidet noch heute darunter. Hinzu kommt der Achtstundentag und die geringere Leistungsfähigkeit des einzelnen gegenüber der Vorkriegszeit, die einen ganz erheblichen Mehrbestand an Personal erfordern. Dies seien einige der Gründe für das Defizit von 14,37 Milliarden Mark, das der ordentliche Etat der Eisenbahn aufweist. Noch nicht berücksichtigt darin sei die Besoldungsnovelle, die einen weiteren Betrag von 500 Millionen Mark erfordern wird. Daß auch bei Gehältern und Löhnen äußerste Sparsamkeit getrieben wird, zeigen folgende Zahlen: im Durchschnitt betrug

	1913 Mark	1919 Mark	1920 Mark
das Beamtengehalt	2352,—	7365,—	14027,—
der Arbeiterlohn	1331,—	5651,—	11212,—

das heißt also, im Gesamtdurchschnitt eine Steigerung der Gehälter und Löhne um nicht ganz das Siebenfache. Demgegenüber kosten Kohlen heute das 19fache, Schienen das 28fache, Stabeisen das 33fache, Stahlblech das 40fache, Eisenbahnwaggons das 17fache. Außerdem hat sich infolge der schlechten Qualität der Kohle, ganz abgesehen vom Preise, auch der Mehrverbrauch um 38 Prozent gesteigert, so daß einem Kohlenverbrauch zum Gesamtpreis von 219 Millionen Mark im Jahre 1913 heute für das Jahr 1920 ein solcher von 4,358 Milliarden Mark gegenübersteht. Mit den Erhöhungen auf der Ausgabenseite haben die Einnahmen nicht Schritt gehalten. Der Personentarif sei heute auf das Viereinhalbfache, der Gütertarif auf das Sechsfache gesteigert worden. Es sei nicht möglich, einfach durch rechnerische Steigerung einen Ausgleich zwischen Einnahmen und Ausgaben zu erzielen, denn im Interesse der Gesundung der Wirtschaft müsse auf die heutigen Warenpreise, die bereits eine enorme Höhe erreicht haben, Rücksicht genommen werden. Demnach werden unsere Eisenbahnen, auf die wir einst stolz waren, bis auf weiteres alljährlich den dreifachen Betrag des gesamten vormaligen Reichsetats verschlingen.

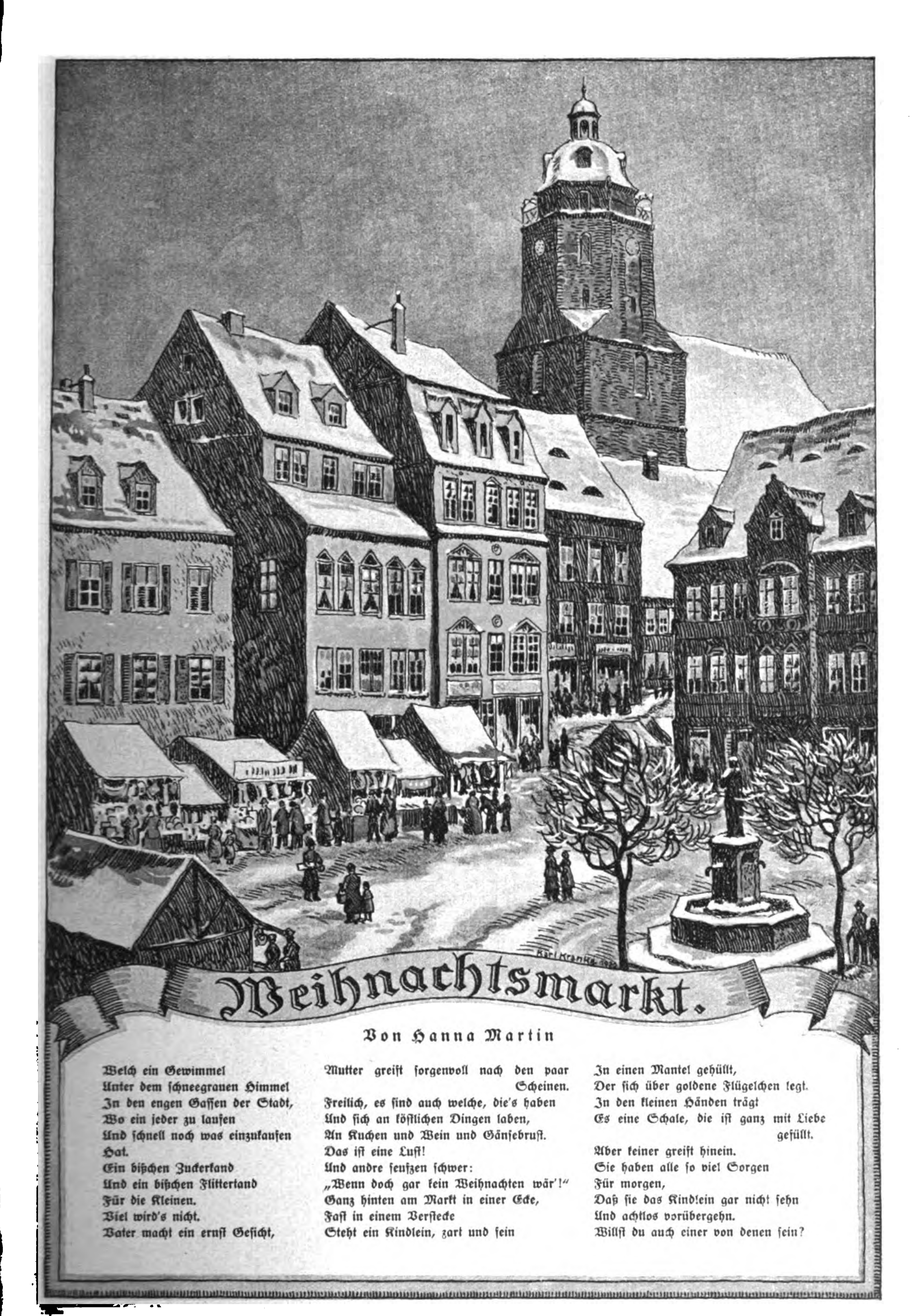
Von der Waffenablieferung

Die deutsche Waffenablieferung, die unter dem Anreiz der ausgesetzten, teilweise hohen Belohnungen erfolgte, sowie die Anmeldung der im Besitz von Organisationen und Fabriken befindlichen Waffen erwies, daß sich im privaten Besitz befanden: 925 Geschütze, Flammenwerfer und Minenwerfer, 17537 Maschinengewehre, 1678 Maschinenpistolen, 2103441 Gewehre und Karabiner, 76816 Revolver und Pistolen, 83941 Handgranaten, 3453 Geschützteile, 245272 Maschinengewehrteile, 295892 Gewehrteile und 45781151 Stück Munition für Handfeuerwaffen. Ihre Ablieferung bzw. Einziehung wurde erreicht, ohne daß ein Schutzmann oder ein Reichswehrsoldat eingegriffen hat.

Die Brüsseler Havannarechnung

Dem Völkerbund wurde eine Rechnung über die auf der Brüsseler Finanzkonferenz gerauchten Havannazigarren überreicht, die sich auf 3000 Pfund Sterling für 80000 Importen belaufen soll, das sind nach dem heutigen Geldwert rund eine halbe Million Mark. Da der Völkerbund für derartige Ausgaben über keine Geldreserven verfügt, hat er die Rechnung dem Obersten Rat überwiesen, der sie bezahlen soll. Diese Zigarrenrechnung ist, wie der „Tag“ bemerkt, das einzige positive Ergebnis der Konferenz von Brüssel.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3;
... für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 9. Dezember 1920 by Philipp Re[illegible] jun., Leipzig



Weihnachtsmarkt.

Von Hanna Martin

Welch ein Gewimmel
Unter dem schneegrauen Himmel
In den engen Gassen der Stadt,
Wo ein jeder zu laufen
Und schnell noch was einzukaufen
Hat.
Ein bißchen Zuckerkand
Und ein bißchen Flitterkand
Für die Kleinen.
Viel wird's nicht.
Vater macht ein ernst Gesicht,
Mutter greift sorgenvoll nach den paar Scheinen.
Freilich, es sind auch welche, die's haben
Und sich an köstlichen Dingen laben,
An Kuchen und Wein und Gänsebrust.
Das ist eine Lust!
Und andre seufzen schwer:
„Wenn doch gar kein Weihnachten wär'!"
Ganz hinten am Markt in einer Ecke,
Fast in einem Verstecke
Steht ein Kindlein, zart und fein
In einen Mantel gehüllt,
Der sich über goldene Flügelchen legt.
In den kleinen Händen trägt
Es eine Schale, die ist ganz mit Liebe gefüllt.
Aber keiner greift hinein.
Sie haben alle so viel Sorgen
Für morgen,
Daß sie das Kindlein gar nicht sehn
Und achtlos vorübergehn.
Willst du auch einer von denen sein?

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog

(Fortsetzung)

8.

Martin Opterberg hielt die schmale Karte in der Hand, die in schlichtem Steindruck die Verlobung Christoph Attermanns mit Therese Baumgart meldete. Er wandte sie um und suchte nach einer handschriftlichen Bemerkung. Es war aber nichts für ihn hinzugefügt.

Und mit einem Male spürte er, wie ihm eine Blutwelle langsam in die Stirne kroch.

So beharrlich hielt er die Augen auf die Karte gerichtet, als buchstabiere er Wort für Wort. Und zwischen den Zeilen tauchten andere auf, die unsichtbar geblieben waren und jetzt zu ihm redeten. Er hörte es wohl: Christoph Attermann sprach zu ihm: „Ich habe gewartet und gewartet, Martin, weil ich glaubte, der Edelstein gehöre dir. Nun aber habe ich ihn schnell geborgen, bevor fremde Füße über ihn dahingehen."

Die Blutwelle stieg. Er wollte sie niederhalten, und sie stieg doch. „Ich bin ein verlobter Mann," sprach er zu sich selber, „und werde in Kürze ein Weib haben. Weshalb sollte ich anderen Menschen nicht ein Glück gönnen, das ich mir genommen habe, ohne die anderen zu befragen?"

Einen Augenblick preßte er die Lippen zusammen. Vor zwei Tagen erst hatte er Christoph Attermann gerufen, um den Bruder und Freund als ersten in die neue Stunde seines Lebens einzuweihen. War Christoph Attermann zu dieser Zeit schon mit Therese Baumgart im Einverständnis gewesen? Fort, fort mit der unpassenden Eifersuchtsregung. Wahrhaftig, wenn etwas nicht am Platze war, so war es eine solche. Eine Scham war am Platz, und weil er sie unausgesprochen in tiefster Tiefe verspürte, bäumte sich der Groll in ihm auf wie in selbstherrlichen Knaben, die einen Verweis fürchten. Hier war der Verweis. Und war er der Knabe?

Er strich sich über die Augen und gewann sich wieder. Plötzlich sah er ganz klar. Plötzlich erkannte er die Beweggründe Christoph Attermanns in aller Schärfe. Christoph Attermann hatte der Freundin der Jugend eine ritterliche Genugtuung bereitet.

Das war es. Es gab keine Vergessene oder gar Verschmähte, es gab eine Frau, die ihr ruhiges Glück der Welt künden konnte, bevor die Welt von dem seinen wußte.

Er nahm Hut und Stock, um das Barthelmeßhaus aufzusuchen. Und während er hinüberschritt, klang das Rauschen des Rheins zu seinen Füßen ihm nur fern, und ganz nah klang ihm das Rauschen des Schwarzwaldes, und es war das Herzogenhorn, und im Tiefblau des Sommerabends saß ein Mädchen in weißem Kleid und hielt, singend und träumend zugleich, die Wange an den bebänderten Lautenhals geschmiegt.

„Du bist die Ruh, der Friede mild,
Die Sehnsucht du und was sie stillt" —

„Ei," grüßte im Hausflur Sabine Barthelmeß den in Gedanken Verlorenen, „hast du mir ein neues Gewand ausgedacht oder gar einen Schmuck zum feierlichen Verlobungstag auf dem Opterberghof?" Und sie schlang ihm die Arme um den Hals und küßte ihn weit offenen Auges.

„Zieh ein weißes Kleid an und leg ein Lautenband um, Sabine. Mehr brauch' ich nicht," sagte Martin.

„Herr Doktor, seien Sie munter," rief das Mädchen und griff ihm übermütig links und rechts ins Haar. „Das ist ein Anzug für Sonntagswanderer und kleine Studentinnen, nicht für die stolze Braut Martin Opterbergs. Ach du, wie wirst du die Augen öffnen."

„Zigeunerin," sagte er lachend und nahm sie in die Arme, „macht nur der Krönungsmantel die Königin? Trägst du den Zauber nicht in dir selbst? Schließ die Koffer ab, damit wir zur Mutter fahren können. Auch Christoph Attermann hat sich verlobt!"

„Der Attermann?" fragte sie gedehnt. „Der bei euch das Gnadenbrot aß? Was hat er sich vorzudrängen und uns den ersten Platz zu nehmen?"

„Es ißt auf dem Opterberghof keiner das Gnadenbrot, der an meiner Mutter Brust getrunken hat, Sabine."

„Mit einem Fräulein Dr. med. Therese Baumgart," las Sabine Barthelmeß von der Karte ab. „Ach du armes Herrgöttel, ein verstudiert Altjüngferlein ohne Saft und Salz, wie es sich für des Christophs Langweiligkeit schickt. Komm endlich in die Stube. Es ist niemand im ganzen Haus, und ich will mich schön machen wie zur Hauptprob' und alle Kleider anziehen, die ich mitnehm' auf die Brautfahrt."

„Die Therese Baumgart ist eine alte Jugendfreundin, Sabine."

„Grad' darum sollst du schaun, wie eine *junge* Jugendfreundin ausschaut."

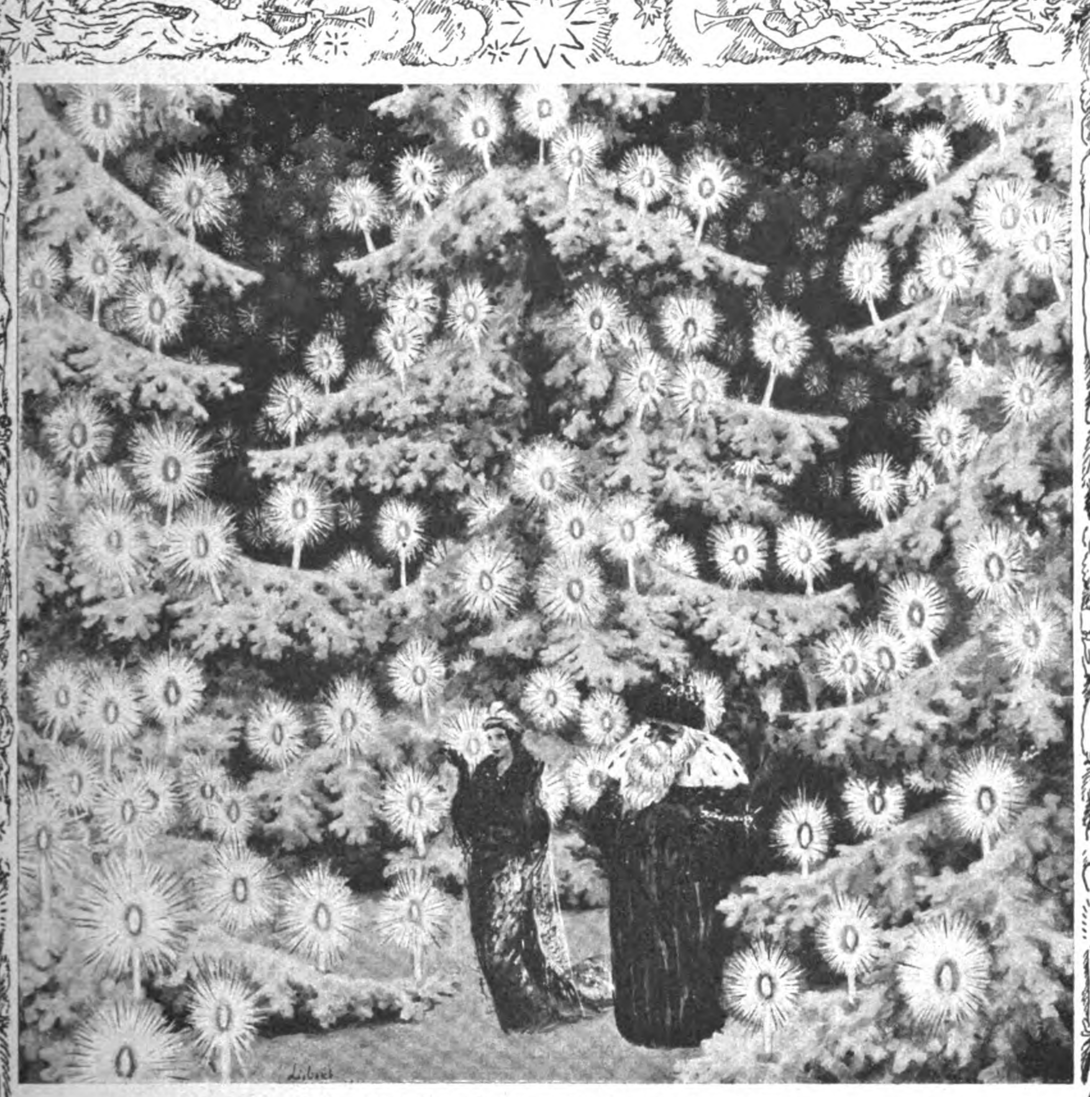
„Und wenn ich dir die Gewänder zerdrück', du Wilde?"

„So kaufst du mir neue und schönere."

☆

Da lag das weiße Opterberghaus auf dem Felsen über dem jungen Rhein. Martin Opterberg führte seine strahlende Braut über die Schwelle und in den Empfangsraum. Mitten im Zimmer

R. GEIDEL



Weihnachtsmärchen. Nach einer Zeichnung von Max Liebert.

stand Frau Christiane und blickte mit großen, stillforschenden Augen auf die Eintretenden.

„Hier bring' ich dir die Sabine, Mutter, die mein Weib und deine Tochter werden will."

Ein paar Atemzüge stiegen in Frau Christianes Brust auf und nieder.

„Will sie das wirklich, so soll sie von Herzen willkommen sein. So, wie ich dich willkommen heiß' nach der vierjährigen Trennung, Martin."

Da ließ der Heimgekehrte die Hand der Braut los und umarmte ungestüm die Mutter.

„Du! Du! Nicht bös' sein, daß ich nicht auf der kürzesten Straße zu dir lief. Aber da blühte eine Blume am Weg, daß ich nicht gleich weiterkonnt', und nun hab' ich sie gleich mitgebracht zu deiner und meiner Freud'."

„Wenn's deine Glücksblume ist, hast du recht getan," sagte Frau Christiane und streckte der Harrenden die freie Hand entgegen, über die Sabine Barthelmeß tief sich beugte.

„Willst du sie ihm sein, Sabine, und immerdar bleiben?"

„Ach, Mutter, ich hab' ja all die Jahre nur an ihn gedacht."

„Deinen funkelnden Augen hat's nichts geschadet, du, und arg verhärmt schaust du vom Kopf zur Zeh' auch nicht aus," scherzte Frau Christiane, aber ihre Augen blieben klar.

„Das ist ja mein Leid, Mutter, daß mir's kein Mensch ansieht, und daß ich in Sturm und Regen weiterblüh' wie in der Sonne."

„So halt's auch fürderhin dabei, Kind, zugunsten des Martin." Sie blickte zu ihrem Sohn hinüber. „Vor wenig Tagen hat mir der Christoph seine Verlobung angezeigt. Mit der Therese Baumgart. Das geht wieder einmal daher und einander auf den Fersen, wie bei euren Staats- und Doktorprüfungen. Ei, was ist mit dir, Martin?"

„Die Therese ist hier? Sie ist mit dem Christoph gekommen?"

„Sie sitzt auf einem Schwarzwaldgipfel und heilt die kleinen Menschenkinder."

„Mutter, du planst eine Überraschung. Ich hätt' sie dir nicht verderben sollen. Gerad' sah

ich die Therese Baumgart durch den Garten gehen. Durch die Fenster sah ich sie."

„Du bist durch die Welt gerannt, und die Jahre sind mit dir gerannt, ohne daß du es merktest, Martin. Das Theresel ist eine liebe und ernste Frau, und was dort im Garten wandelt, ist ihr Schwesterchen, das Lindele, und mein Hausschatz. Such dir dein Bubenzimmer, Martin. Ich zeig' der Sabine unterdes ihre Unterkunft. Und in einer Viertelstund' sind wir bei Tisch."

Selbst Frau Christiane mußte sich gestehen, daß Sabine Barthelmeß ihre Sach verstand. Das lachsfarbene Kleid mit dem langen, schmalen Halsausschnitt, in dem Sabine zu Tisch erschien, stand in köstlichem Zusammenklang zu dem südländisch getönten Kopf und dem tiefdunklen Haar, das überall eine Locke vorschickte wie im Dunkel tastende Fragen. Die Vertraulichkeit aber, mit der das Mädchen sich gleich im Hauswesen bewegte und der Hausfrau in ihren Verrichtungen bei Tisch begegnete, empfand Frau Christianes weiblicher Sinn als eine leise Vordringlichkeit, die sie gern gemißt hätte.

„Laß dir gefallen, daß die Linde und ich dich bedienen," sagte sie freundlich. „Du bist hier der Gast, den wir wohl zu versorgen gedenken, und es bleibt bei der Gewohnheit. Lindele, eine Tasse Tee wär' mir lieb."

Linde Baumgart hatte die Vorstellung bei Tisch mit einem mädchenhaften Knicks erwidert. Nun saß sie still und aufmerksam lauschend in ihrer weißen Hemdbluse, die ein langes, grünes Schlipsband farbenfroh belebte, und nur zu Anfang blickte sie verwundert auf, wenn die fremde junge Dame sie beim Vornamen rief und ihr das „Du" gab, während sie doch schicklich mit Fräulein Barthelmeß erwiderte.

Auch Martin Opterberg empfand die Betonung der jungen Dame gegenüber dem jungen Mädchen bei Sabine als eine leichte Anmaßung, die er durch besonders höfliche Anreden zu verbessern trachtete.

„Ich habe Sie für Ihre Schwester Therese gehalten, mein gnädiges Fräulein. Die Mutter hat's Ihnen wohl schon verraten. Sie sind ihr so gleich, als wären die langen Jahre zwischen heut und damals, als ich Ihre Schwester das erstemal zu Freiburg sah, ausgewischt."

Linde Baumgart sah ihn an, und eine mädchenhafte Röte lief ihr über die Wangen.

„Ähnlich schau' ich gewiß aus wie das Theresel, aber gleich bin ich ihr nicht. Da gehört mehr zu, als ich vermag. Doch wenn ich recht schön bitten dürft': nennen Sie mich Fräulein Baumgart und nicht gnädiges Fräulein. Ich bitt' Sie recht sehr."

„So lassen Sie mich Ihr Wohl trinken, Fräulein Baumgart, wenn Sie mir freundlichst mein Weinglas füllen möchten. In Erinnerung an Ihre Schwester, die nun eine glückliche Braut ist und eine noch glücklichere Frau werden möge."

Sabine Barthelmeß focht die feine Zurechtrückung nicht an. Sie rief das junge Mädchen „Lindele," wie sie es von Frau Christiane gehört hatte, und wandte das „Du" an, als habe sie ein unsicher Backfischlein zu begönnern.

Es ist Barthelmeß'sche Kinderstube, dachte Frau Christiane. Sie suchen die Menschen zu überrumpeln, um sie unter ihre Botmäßigkeit zu bekommen. Und dann gab sie sich der Freude über die Heimkehr ihres Sohnes hin, und, um ihm die Stunde zu schmücken, auch dem Vergnügen an der einschmeichelnden und wortreichen Art der Sabine Barthelmeß.

Eine Flasche französischen Champagners aus Herrn Arnolds Nachlaß kam auf den Tisch. Frau Christiane schenkte ihn selbst in die Kelche. Und sie trank Glück und Heil dem Brautpaar zu, das am Tische saß, und Glück und Heil dem Brautpaar, das in der Ferne weilte. „Ich darf es als Mutter sagen: die besten Mädchen landauf und landab sind mir für die Opterbergsbuben gut genug."

Sabine Barthelmeß leerte im Übermut ein paarmal den Spitzkelch. Der fürstliche Champagner flößte ihr geheime Hochachtung ein, und sie wünschte darzutun, als sei sie ihn wie ihr täglich Glas Brunnenwasser bei Tisch gewöhnt. Sie äußerte keinerlei Verwunderung, noch irgendeinen schönen Dank an die spendende Mutter, aber unter dem Tisch griff sie Martin Opterbergs Hand und suchte sie zu zerpressen, daß er aufschreien möge, und als Frau Christiane sich seitwärts zu Linde Baumgart neigte, um ihr eine Weisung zu geben, griff sie schnell nach seinem Kopf und küßte ihn auf die Augen.

„Sabine," flüsterte er ihr zu, „unsere Zärtlichkeiten gehen uns allein an."

Aber sie ließ sich nicht lehren und trieb ihr Spiel weiter, im Glauben, vor den Frauen des Opterberghofes die überlegene und leutselige junge Weltdame zu spielen.

In der Nacht fuhr Frau Christiane aus dem Schlummer. Ihre Gedanken waren so wach, als hätten sie im Schlafe weitergearbeitet.

„Nein," sagte sie vor sich hin, „sie mag eine gute Geliebte sein, niemals aber eine rechte Frau und Gattin."

Den Rest der Nacht verbrachte sie aufrecht in den Kissen. So hatte sie in mancher Nacht gesessen, wenn sie über einen Weg für Herrn Arnold grübelte . . .

Als Sabine Barthelmeß im losen Morgenkleid und das Haar in einen großen Knoten gewunden zum Frühstück erschien, kam Frau Christiane mit Linde Baumgart schon aus den Wirtschaftsgärten.

„Ausgeschlafen, Stadtkind? Schön siehst du aus, als wolltest du gleich zum Ball."

„Ich bin in das Fähnchen geschlüpft, weil ich mit Martin baden gehen möchte. Ich kenn' die breite ruhige Stelle im Rhein von früher her noch, und ich freu' mich auf die Erfrischung."

„Hast du den Martin schon begrüßt? Er wird drunten auf der Rheinbank sitzen."

Sabine Barthelmeß hatte sich schon in den Lehnstuhl geschmiegt und sich ein Honigbrötchen

gestrichen. „Gelt, Lindele, du bist so lieb und holst mir den Ausreißer."

Linde Baumgart nickte freundlich und ging. Unterwegs lächelte sie in sich hinein. Den Ausreißer! Als ob der allzu ernst gewordene Lebensringer Martin Opterberg, dem der Gedankenadel auf der Stirn stand, so ein kleines Schätzel wär'!

Sie fand den Gesuchten, wie es Frau Christiane vorhergesagt hatte, auf der Rheinbank, reichte ihm die Hand und richtete ihm ihre Bestellung aus.

„Wollen Sie nicht mit uns kommen, Fräulein Baumgart? Der Morgen ist so schön, das Wasser gewiß köstlich, und die Mutter wird Sie nicht entbehren."

„Das wär' mir leid, Herr Opterberg, wenn die Mutter mich so leicht entbehren möcht'. Es gibt mehr zu schaffen als sonst. Es sind hohe Gäste im Haus."

„Rechnen Sie mich auch zu den Gästen?" fragte Martin Opterberg. „Die Mutter", hatte sie gesagt. Es war ihm nicht entgangen.

„Sie sind der Sohn des Hauses, Herr Opterberg. Aber gerad' darum sind Sie Ihrer Frau Mutter der liebste Gast, dem sie nichts als die Händ' unter die Füße legen möcht', weil er gar so selten daheim ist und immer nur auf der Weiterreise."

Jetzt hatte sie „Ihre Frau Mutter" gesagt und vor dem Sohn des Hauses bescheiden den Rückzug angetreten.

„Sie sind wohl meiner Mutter eine getreue Helferin geworden?"

„Ihre Frau Mutter mir! Nein, darüber kann man nicht sprechen. Dafür kann man einen Menschen wieder nur mit dem ganzen Menschen liebhaben. Nicht nur aus Dankbarkeit."

„Ja, sie ist schon eine Prachtfrau . . ."

„Viel mehr, Herr Opterberg. Sie ist die Prachtfrau. Wer das werden könnte in ihrer Schul'."

Er lächelte über ihren mädchenhaften Eifer, und die Sonne stand noch auf seinem Gesicht, als er ins Zimmer trat und die Braut begrüßte.

„War es nicht arg selbstlos von mir, Martin, dir ein so hübsches Mädchen zum Morgengruß zu schicken?" fragte Sabine Barthelmeß lachend, während sie ihren Verlobten zwei-, dreimal auf den Mund küßte. „Dafür hast du die nächsten Stunden nur mir allein zu widmen. Auf, zum Rhein!"

„In dem Morgenkleidchen und dem wilden Haarknoten?"

„Beruhige dich, Liebster, ins Wasser geh' ich nicht mit dem Kleidchen, o nein, und das Haar wird doch nur zerzaust beim Baden und wird erst würdig hergerichtet, wenn ich herauskomme und mich feierlich für den Tag anzieh'."

„So komm, du Wilde. Es ist spät genug," sagte Martin Opterberg.

In seinen Arm eingehängt, schlenderte sie durch die Wiesen, und wenn er sich während des Plauderns zu ihr hinabbog, küßte sie blitzschnell sein Ohr. Dann hatten sie den verschwiegenen Badestrand erreicht und suchten im dichten Weidengebüsch nach undurchsichtigen Umkleideplätzen.

„Du darfst ruhig zuschauen, Martin. Ich hab' den Badetrikot gleich untergezogen und brauch' nur aus dem Kleid herauszuschlüpfen. Also hilf mir heraus."

Kein Mensch weit und breit. Kein anderer Laut in der Sommerhitze als das Murmeln des Uferwassers. Martin Opterberg strich ihr das Kleid von den Schultern und glaubte, ein fremdes Wesen aus sagenhaft-schwüler Wasserfrauenzeit zu sehen. Schlank und voll stand Sabine Barthelmeß im enganliegenden schwarzen Gespinst, das das elfenbeinfarbene Weiß der Glieder zum irrlichternden Leuchten brachte, und dehnte wohlig die Arme. „Rühr' mich nur an, ich brenne nicht, ich bin kühl wie ein Trunk im Sommer."

Da nahm er sie in die Arme und küßte die kühlen Schultern und den kühlen Nacken, und sie entglitt ihm wie eine geschmeidige Otter und war unter Wasser verschwunden. Wenige Minuten nur, und er hatte den Badeanzug angelegt und war ihr nach. Und es wurde ein Fliehen und Haschen, ein Suchen und Sichfindenlassen und ein Ausruhen Seite an Seite am verborgenen Strand, daß die Stunden vergingen und sie fast zu spät zum Mittagessen kamen. Linde Baumgart mußte helfen, daß die wilde Wasserfrau auf raschestem Wege in eine zeitgemäße Tischgenossin umgewandelt wurde, und sie tat es ohne Zieren und Zögern, weil es einem Gast des Opterberghofes galt.

Martin Opterberg aber hatte an diesem und den kommenden Tagen nur noch Augen für seine Braut.

Alle Schönheiten des Landes wünschte er ihr zu erschließen am jungen brausenden Rhein und in den himmelhochjauchzenden Schwarzwaldbergen, aber was sie nicht, bequem in den Wagen zurückgelehnt, besichtigen konnte, darauf verzichtete sie bald, und als er sie weiter hinausführte bis zum Hohentwiel und auf Herzogin Hadwigas ragende Sehnsuchtsburg, da fand sie nichts Bemerkenswertes als den heißen Aufstieg, und in der Wunder erschließenden Fernsicht über See und Alpenketten nichts als die Mahnung, schleunig zu dem Wunder verheißenden Seegestade hinabzusteigen. Hier aber war ihr Überlingens mittelalterliches Gassengewirr zu eng und Meersburgs abenteuerliches Frankenkönigsschloß zu felsenhoch, auch den Besuch des steilgelegenen Friedhofs mit Annette v. Droste-Hülshoffs stillem Grab schlug sie dankend aus, denn von Deutschlands großer Dichterin und Seelenforscherin wußte sie kaum den Namen. In Konstanz atmete sie auf, und in den üppigen romanischen Dominikanerhallen des Inselhotels gefiel sie sich über die Maßen so sehr, daß Martin Opterbergs stolze Ruhe selbst ins Wanken kam, weil sie mit Willen die Blicke und flüsternden Gespräche der Umsitzenden auf sich zog.

(Fortsetzung folgt.)

Wie aus dem Mythus das Märchen ward.

Von Clara Wandschneider

Als Kaiser Konstantin der Große den Glauben seiner Väter verließ und zum Christentum übertrat, als das Christentum Staatsreligion ward, da flüchteten die Anhänger des alten Götterglaubens aus den Städten und Dörfern in die einsamen Heiden. Hier hielten sie und ihre Nachkommen in zäher Treue noch lange Jahre fest am alten Glauben. Weil sie in den Heiden wohnten, nannte man sie Heiden. Bis dann die Zeit kam, wo auch die letzten Reste des alten Heidentums starben, und Jupiter und Venus nur noch als strahlende Sterne am Himmel standen.

Wie es den Göttern Griechenlands erging, erging es den Göttern Germaniens, als Karl der Große die Sachsen mit Gewalt zum Christentum zwang. Bonifazius hatte den Thüringern und Hessen gesagt: „Eure Götter sind tot!" Er schlug mit eigener Hand die alte Donarseiche bei Geismar nieder und Donar fuhr nicht mit Blitz und Donnerschlag auf den Frevler herab, wie es die Hessen erwartet hatten. Karls Priester kündeten den Sachsen: „Eure Götter haben nie gelebt" Karl aber ließ das höchste Heiligtum der Sachsen, die Irminsäule auf der Eresburg, niederschlagen, und kein Germanengott rächte den Frevel. (Sind auch die Götter tot, der Name Irmin lebt noch heutigestages fort, er lebt in Hermann-Armin, in Irmintraut, Irmgard, Armgard, Irma. Irmin heißt „der Gewaltige" und war ein Beiname Wodans.) Der Fall der Irminsäule traf den Götterglauben der Sachsen wie Wetterschlag die Eiche. Voll bangen Zweifels fragte man einander: „Sind Götter? Sind unsere Götter tot? Warum straft Wodan die Frevler nicht? Ist der Christengott mächtiger als er?" Der Tag von Verden zwang die Sachsen unter das Kreuz. Wittekind will die Bluttat von Verden rächen, er kommt gegen Karls Heeresmacht nicht auf. Die alte Freiheit und der alte Glaube sind verloren, Wittekind läßt sich taufen und mit ihm alle die Sachsen, die den Kampf für Wodan und die Freiheit für aussichtslos halten.

Um den alten Götterglauben völlig in Mißkredit zu bringen, wird er von den Christenpriestern als Teufelsspuk hingestellt: aus den Göttern werden Dämonen und Zauberer, die Göttinnen werden zu Unholdinnen, bösen Feen und Hexen. Aus Wodan wird der wilde Jäger, sein heiliger Tag, der Wodanstag, wird zum Mittwoch verflacht (die Engländer nennen ihn noch heute Wednesday, d. h. Wodanstag), Wodans Raben werden als Unglücksvögel verschrien. Freias heiliger Tag, der Freitag, wird zum Unglückstage gestempelt. Die Totengöttin Hel wird zur Großmutter des Teufels, Hels Reich zur Hölle. Aus den Baldursfeuern der Mittsommernacht wird das Johannisfeuer; wohl rollt die Jugend noch heute in der Johannisnacht brennende Räder zu Tal, sie weiß aber nicht, daß sie ein Abbild der von der Jahreshöhe herabsinkenden Sonne sind. Auch die Osterfeuer lodern noch heute, doch die wenigsten kennen ihren Sinn. Die Wodansfeuer sind völlig erloschen. Der Lichtglaube der Germanen ward in das Gegenteil verkehrt. Aus dem Glauben wird Aberglaube, aus Licht Finsternis, aus Schönheit und Güte Unheil und Tücke.

Als nun die Freunde des alten Götterglaubens sahen, wie der Lichtglaube ihrer Väter immer mehr von der Nacht des Aberglaubens verdunkelt ward, wie er immer mehr als Aberglaube, als Hexen- und Teufelsglaube hingestellt ward, da sannen sie auf einen Ausweg, um ihren Kindern ein Erinnern an die Lichtgestalten der Vorzeit zu bewahren, und Germanentreue fand einen Ausweg: aus den heiligen Mythen der Vorzeit ward das Märchen. Von Wodan und Frigga, von Donar und Baldur durften sie ihren Kindern nichts mehr erzählen, so erzählten sie ihnen vom Alten im Berge, vom König Drosselbart, von der Frau Holle und vom Schneewittchen über den sieben Bergen bei den sieben Zwergen. So retteten sie der Väter Glauben vor dem Vergessenwerden.

Das Märchen selbst gleicht in seinem schlichten Gewande dem Aschenbrödel, das niemand beachtet und das doch im strahlenden Kleide auf dem Königsball die Allerschönste ist. Das Märchen ist die Prinzessin in „Allerleirauh", unter dem Mantel von allerlei Pelz schimmert das Sternenkleid, unter dem rußgeschwärzten Gesicht des Rauhtierchens verbirgt sich die strahlende Schönheit des Königskindes. Und nun will ich des Rauhtierchens Mantel ein wenig zurückschlagen, auf daß man das Strahlenkleid sieht und des Königskindes Märchenschönheit erkennt.

Die Märchen „Die sechs Schwäne", „Die sieben Raben" und „Die zwölf Brüder" haben den gleichen Ursprung, sie sind Frühlingsmythen, Erlösung der Erde vom Winterleid. Treue Schwesterliebe findet die Erlösung: sieben Jahre stumm sein, nicht sprechen und nicht lachen, das heißt schweigend das Leid tragen, auch wenn es das Herz brechen will. Die Schwanenhemden erinnern an die Wielandsage, an das Federkleid der Walküren. Die sieben Raben sind die sieben Wintermonate, das treue Schwesterchen ist der Frühling, der Glasberg, in dem die sieben Raben wohnen, ist das Wintereis, das der Sonnenstrahl des Frühlings (des Schwesterchens abgeschnittener kleiner Finger) durchbricht.

Auch das Schneewittchenmärchen ist Frühlingsmythus: die sieben Zwerge sind die sieben Wintermonate, die Stiefmutter ist der Winter, Schnee-

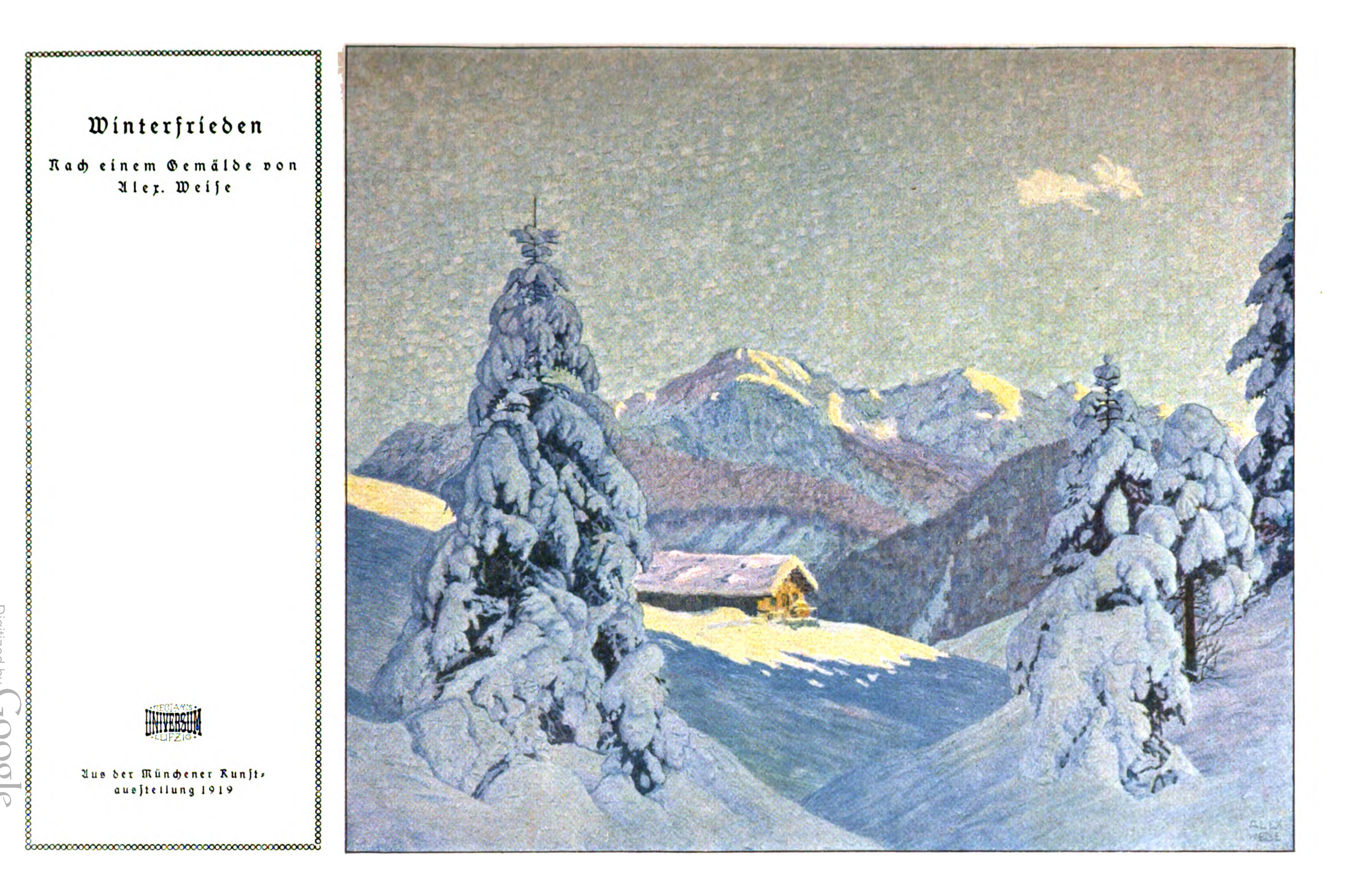
R. GEIDEL

Winterfrieden

Nach einem Gemälde von
Alex. Weise

Reclams Universum Leipzig

Aus der Münchener Kunst-
ausstellung 1919



wittchen die unter Schnee und Eis begrabene Wintererde, der gläserne Sarg ist das Wintereis, der Königssohn der Frühling.

Das Märchen „Die Rabe" geht auf die Brunhildensage zurück, ist somit gleichfalls Frühlingsmythus. Die Rabe ist Brunhilde, der Glasberg ist Brunhilds flammenumlohte Schildburg auf dem Isensteine. Das Zauberpferd ist Grane, Siegfrieds Schlachtroß. Der Schlaftrunk, vor dem die Rabe den Jüngling warnt, ist der Vergessenheitstrank, den Ute Siegfried reicht.

Das Märchen „Die zwei Brüder" entstammt der Siegfriedsage: der junge Held befreit die Königstochter vom Drachen, trennt sich aber wieder von ihr, wie sich Siegfried von Brunhilde trennt. Der Bruder, der gleiche Gestalt mit dem Drachentöter hat, so daß selbst die Königstochter die Brüder nicht unterscheiden kann, ist Gunther. Auch das Schwertlegen kommt vor, nur in umgekehrtem Verhältnis wie in der Siegfriedsage. Das Märchen zeigt aber auch Verwandtschaft mit dem Göttermythus: des Jünglings Drachenkampf ist Donars Kampf mit der Mitgardschlange. Donar tötet die Schlange, stürzt aber von dem Gift, das sie gegen ihn ausgespien hat, tot zur Erde. Der junge Jäger tötet den siebenköpfigen Drachen (die sieben Wintermonate!), ist aber vom Kampf und dem Feuer, das das Untier gegen ihn ausgespien hat, so matt und müde, daß er einschläft.

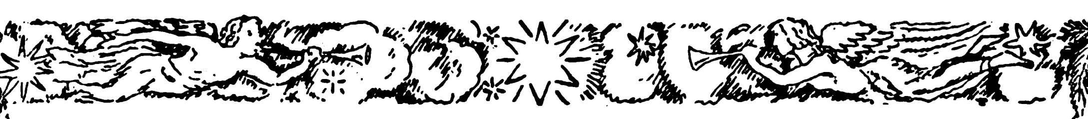
Auch das Märchen „Der junge Riese" geht auf die Götter- und Heldensage zurück: der junge Riese ist Siegfried. Beim Schmied schlägt er so ungefüg zu, daß der Amboß in die Erde sinkt, was die Siegfriedsage auch erzählt. Der geizige Schmiedemeister ist der geldgierige Regin. Der junge Riese ist furchtlos und unerschrocken wie Siegfried, Gefahr schreckt ihn nicht, sie lockt ihn an. Der junge Riese ist aber auch Donar. Die Mühlsteine, die der Amtmann auf den in den Brunnen gestiegenen Großknecht (den jungen Riesen) herabrollen läßt und deren größten der Großknecht als „schönes Halsband" wieder mit heraufbringt, bedeuten den Kessel des Humer, von dem die Edda berichtet: „dort senkte der Gatte der Sippia den Kessel auf den Kopf, daß die Ringe an den Knöcheln klirrten".

Lichtmythen und Frühlingsmythen sind es, die alle diese Märchen verkörpern. In allerlei Verkleidung finden wir die Lichtgottheit wieder. Auch die griechische Heldensage hat ihren Siegfried: Achill. Gleich unserem Siegfried ist Achilles am ganzen Körper unverwundbar bis auf die eine Ferse, an der ihn die Mutter gehalten, als sie ihm Unsterblichkeit sichern wollte. Gleich Siegfried stirbt Achill in der Blüte der Jugend, „die Stelle, wo er sterblich ist", bringt ihm den Tod, wie sie Siegfried den Tod bringt.

Die Sage vom „Hörnernen Siegfried" geht bis auf die graueste Urzeit der Menschheit zurück. Die Urmenschheit selbst ist Drache und Siegfried zugleich. Wilhelm Bölsches „Tierbuch" erzählt von diesem Ur-Siegfried: „Der Mensch ist mit allen anderen Säugetieren einst aus dem Reptil, dem Saurier, hervorgegangen. Siegfried erlegt das scheußliche Reptil, den Drachen. ‚Dann salbt er seine Menschenhaut mit dem Blute des Untiers und sie wird ‚hörnern' wie die Schuppenhülle des Reptils.' So erzählt die Sage. Der Sage Sinn aber ist eine richtige Beobachtung und eine Frage. Das Reptil führt einen natürlichen Panzer von Hornschuppen. Warum nicht auch der Mensch? Unsere Finger und Zehen tragen im Nagel ja wirklich eine Art Hornschuppe; aber warum nur noch sie? Siegfried steckte selbst in sagenhaft fernen Tagen im Drachen. Damals besaß er, besaß das Säugetier naturgemäß auch das angeborene Schuppenkleid dieses Drachentums. Warum hat es diesen natürlichen Panzer abgeschafft?"



Der Weihnachtsengel. Nach dem Gemälde von C. Plückebaum. Phot. und Verlag Franz Hanfstaengl, München



Die Sagen und Legenden vom Ritter Georg, dem Drachentöter, gehen sämtlich auf die Siefriedsage zurück. Jeder Drachenkampf ist Lichtmythus, jeder Drachenkämpfer ist Lichtgottheit, ist Wodan, Donar, Siegfried.

Das Märchen „Die sechs Diener“ entstammt der Göttersage der Edda: der Dicke, der die dreihundert Ochsen verzehrt ... den Wein gleich aus den Fässern trinkt, ist Donar in der Eddasage „Des Hammers Heimkunft“: „Einen Ochsen und acht Lachse und was von Süßem den Weibern bestimmt, aß Sippias Gatte und goß dazu drei mächtige Eimer Metes hinab.“ Auch der Mann mit den scharfen Augen, vor deren Blick die Felsen zerspringen, ist Donar. Der Schluß des Märchens erinnert an König Drosselbart.

Der Königssohn im Märchen „Der Eisenhans“ ist gleichfalls Donar. Die goldenen Äpfel, die ihm die Königstochter zuwirft, sind Sinnbilder der Sonne. Der Eisenofen aber ist die Unterwelt, Hels Reich.

Der goldene Hahn auf unseren Kirchtürmen ist Hels Hahn, der als gelber Hahn im Märchen von der „Frau Holle“ die Heimkehr der Goldmarie verkündet. Die Redensart, „daß dich der Hahn hacke!“ bedeutet: „möge dich Hels Hahn hacken, auf daß du stirbst“.

Das Märchen vom „Totenhemdchen“ geht auf das Helgelied der Edda zurück. Das tote Kind findet im Grabe keine Ruhe, weil seiner Mutter Tränen ihm das Totenhemdchen durchnäßen, Helge erscheint Sigrun ganz übergossen mit Blut, weil Sigruns Tränen ihm als Blutstropfen auf die Brust fallen. Im Volke herrscht noch heute der Glaube, daß Tränen, die auf die Leiche fallen, dem Toten die Grabesruhe nehmen. Auch das Märchen vom „Tränenkrüglein“ geht auf das Helgelied zurück.

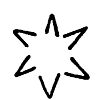
Das Märchen vom „Eigensinnigen Kinde“, dem die Hand aus dem Grabe wächst, findet seinen Ursprung in dem alten Volksglauben: „Wer seine Eltern schlägt, dem wächst die Hand aus dem Grabe!“ Dasselbe geschieht dem Baumfrevler, der seine Hand an die den Göttern geweihten Bäume legt. Vom Fuchsturm auf dem Hausberge bei Jena erzählt die Sage, er sei der kleine Finger eines Riesen, der Hand an seine Mutter gelegt hatte und zur Strafe dafür von der Erde verschlungen sei.

Uralte, heilige Wasser sind es, die im Märchenbrunnen rauschen: lebendiges Wasser, Wasser des Lebens entströmt dem Märchenquell. Trinke wieder aus diesem lauteren Quell, deutsche Jugend, laß ihn dir zum Gesundbrunnen werden.

Die deutschen Jugendbüchereien weisen manch schöne Sammlung von Volks- und Kunstmärchen auf, die des Märchenfreundes Herz erfreuen. Eins habe ich aber stets vermißt und nirgends gefunden: ein Märchenbuch mit mythologischen Deutungen der Märchen zum Gebrauch der Eltern und der reiferen Jugend. Wohl gibt es, von den Brüdern Grimm selbst geschrieben, eine Anmerkung zu den Grimmschen Märchen, doch handelt es sich hier zumeist um Angaben über den Fundort der Märchen und um Vergleiche mit anderen Märchen anderer Völker; mythologische Erklärungen und Angaben sind selten und sehr kurz gefaßt. Es fehlt uns eine Märchen-Edda, ein Märchenbuch, das beweist, wie aus den Mythen der Vorzeit das Märchen ward.

Hinweisen möchte ich die Freunde unseres altgermanischen Lichtglaubens auf einige moderne Bücher von großer Schönheit, die den Glaubenskampf der ringenden Menschenseele zeigen: „Stirnir“ und „Sind Götter?“ von Felix Dahn, „Widukind“ von Friedrich Lienhard und „Kaiser und Galiläer“ von Ibsen; das letzte ist in Reclams Universal-Bibliothek unter Nr. 2368/69a erschienen.

Der deutschen Jugend aber rate ich: Seid Gralshüter! Hütet und wahrt den deutschen Märchenschatz, gebt ihn nicht hin für Schundliteratur und Kinokitsch! Laßt die Tauben den bösen Stiefschwestern die Augen aushacken, das Aschenbrödel aber führt hinein in den Königssaal. Sei du der Königssohn des Märchens, deutsche Jugend, der die „rechte Braut“ heimführt, setze sie auf den goldenen Königsthron und achte und ehre sie so, wie es einem Königskinde geziemt.



Weihnachtslied. Von Theodor Storm

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milder Stern herniederlacht;
Vom Tannenwalde steigen Düfte
Und hauchen durch die Winterlüfte,
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich heimatlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, staunend muß ich stehn;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn.

Aus Storms Gedichten, erschienen in Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6080 81



Der Photograph. Ein Märchen von R. Mauch

Aus der Münchener Glaspalastausstellung 1920

Der Weihnachtsmarkt

Von Dr. Adolf Heilborn

Es ist ein Märchen, das ich hier erzähle, und ist doch Wort für Wort die Wahrheit. Es ward einst alle Jahre um die Weihnachtszeit freudvolle Wirklichkeit, aber nun ist es ein Märchen und wird es wohl für alle Zeiten bleiben. Ein köstliches Märchen, so schön wie kaum ein anderer Kindertraum, das Märchen vom Weihnachtsmarkt. Mit Flockenstieben und Glockenläuten hob es an, mit Eisblumen am Fenster und Schneemännern auf der Straße, mit dem warmen Kachelofen und Bratäpfeln in der Röhre. Mit all dem geheimnisvollen Zauber, der um dies eine Wörtchen „Weihnacht" webt.

Schon wochenlang vorher sprachen wir davon und konnten kaum die Zeit noch erwarten. Und dann erschienen, als Vorboten gleichsam, an der Straßenecke die ersten Weihnachtsbäume, dunkle Fichtenriesen und heller gestrichelte Edeltannen, umschnürt noch eine Weile zu unförmig gebauschtem, grünem Dickicht, und brachten den ganzen sommerlichen Duft ferner Bergwälder mit sich. Und der Kohlenmann, der sie feilhielt, begann mit Beil und Säge einen nach den anderen zuzurichten, auf die „Rutsche" zu stellen und längs des Straßenbordes aufzubauen, und wenn wir aus der Schule kamen, standen wir dichtgedrängt um seinen mit Stricken abgesperrten Arbeitsplatz und suchten, ein Scheitchen des Stammes mit den harzüberquollenen Jahresringen zu erhaschen oder einen grünen Zweig zu erbetteln. Das roch dann zu Hause schon so verheißungsvoll nach Weihnachten. Und nicht lange, so holten wir uns vom Buchbinder drüben die Bogen roten und grünen Glanzpapiers und die Heftchen mit dem knisternden Schaumgold, und es begann das köstlich geheimnisvolle Werk des Netzeschneidens und Kettenklebens und Nüssevergoldens. Wir saßen um den großen, runden Tisch herum, den die Hängelampe mit ihrem warmen, milden, gelben Lichte wie mit Sonne übergoß, und schnitten und klebten und sangen und träumten und knabberten die ersten Pfefferkuchen, die die Mutter auf den Tisch gesetzt: „Mehlweißchen" heißen diese schmalen, braunen, ganz mit Mehl gepuderten Täfelchen.

Und mit einem Male, förmlich über Nacht, war der Weihnachtsmarkt erbaut, eine wahre Stadt von lustigen Leinwandbuden, mit langen, engen Zeilen und winkligen Gassen, die Kreuz und die Quer, um das altersschwarze, massige Berliner Schloß herum. Am Tage sah das alles wohl ein wenig allzu grellbunt und doch nüchtern, geschäftsmäßig aus. Aber wenn die frühe Winterdämmerung mit ihren schweren, grauen Wolkentüchern niedersank, dann erstrahlte es in warmem, rötlichgelbem, magischem Lichte, weithin leuchtend, aus sich erhellt, eine fremdartige Märchenstadt in der großen Stadt der kalten Wirklichkeiten.

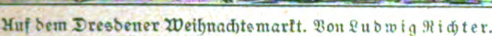
Was war das nicht schon immer für eine vergnügliche kleine Reise dorthin! Wenn die Schularbeiten fertig, zog die Mutter uns warm an, und dann ging's zum Omnibus, und dieses Holtern und Poltern und Scheibenklirren des ungeschlachten Gefährts, durch dessen winzige Fenster vorn man in bunten Reflexen die breiten, dampfenden Rücken der wohlgenährten Braunen sah, war fast wie das Stimmen der Instrumente zur Ouvertüre des unser wartenden Festspiels. So rumpelten wir durch dunkle, holperige Straßen mit gelblich flackernden, wie umschleierten Gaslaternen, am düsteren Rathaus vorbei zur langen Brücke mit dem ganz in Schnee gehüllten Großen Kurfürsten. Und plötzlich lag die Märchenstadt in ihrem Zauberglanze vor uns, ein Wunder aus Tausend und einer Nacht, ein Bild vom alten, lieben Hans Christian Andersen.

Eine bizarre Musik empfängt uns. Das schnarrende Rasseln der hölzernen Knarren, das zornige Brummen der Waldteufel, das dumpfe Brausen einer froh erregten Menge gibt den langhallenden Grundton, darüber gelles Kinderlärmen und Quinkelieren und Fiedeln



Weihnachten. Nach einer Zeichnung von Heinrich Zille.




Auf dem Dresdener Weihnachtsmarkt. Von Ludwig Richter.


„'n Sechser das Schäfchen." Von Theodor Hosemann.

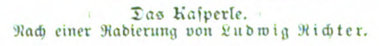
und Blasen lustig auf und ab klettert, anschwillt, verklingt, wieder einsetzt, indes die Glocken der nahen Kirchen von Zeit zu Zeit ihre ernsten Choralharmonien in feierlich gemessenen Rhythmen alles übertönend hineinstreuen. Und doch: so wirr das alles klingt, schier eine dämonische Weihnachtssymphonie — es ist, als hätte der „Geist der heurigen Weihnacht" aus Dickens' unsterblicher Weihnachtshymne die magischen Tropfen seiner Fackel drüberhin gesprengt, daß es eitel Wohllaut scheint, und selbst das bittere Schluchzen, das aus jenem „'n Sechser das Schäfchen, 'n Groschen der Hampelmann" quillt, es dringt nicht an die Oberfläche; hellhörige Herzen allein vernehmen es vielleicht.

Hier längs der Breiten Straße standen besonders geräumige Buden, sauber, blitzblank und hell erleuchtet: Pfefferküchler aus Braunschweig und Wachsstockhändler und Sattler und Zinn- und Rotgießer. Sie hielten sich ein wenig abseits von den anderen, gleichsam etwas reserviert, als wären sie vornehmere Leute. Ach, diese Pracht der Lebkuchen! Dicke, braune Tafeln mit Mandeln kunstvoll belegt, von Zitronat im Innern wie marmoriert; runde Bomben mit Schokoladenguß; rotzuckerige Herzen in allen Größen, mit bunten Bildern und lustigen Sprüchen beklebt. Und diese Fülle von kleinen Päckchen in blauen, schlichten Hüllen oder in den getüpfelten, gesprenkelten Glanzpapieren vergangener Biedermeiertage. Diese wahren Wagenräder aus Marzipan, ein Blumenstrauß, ein Fruchtkorb, irgendwelche Genien darauf in dicker Plastik modelliert. Diese Lokomotiven aus rotem Zucker, dieses Hunderterlei von Figuren: Dukatenmännchen, Schornsteinfeger! Beim Lichterzieher schwebten von der Zeltdecke dickbäckige Weihnachtsengel herab und stießen in goldene Posaunen und zitterten mit blinkenden Glimmerflügeln. Der Sattler hatte ganze Koppeln von Wiegenpferden auf den Bürgersteig gestellt, Braune und Schimmel und Schecken, in allen Größen; man konnte im Vorübergehen das blanke Fell verstohlen streicheln. Und erst der Zinngießer! Da standen Soldaten aller Herren Länder, flache, silberbunte und dicke, protzige Bleisoldaten, zu Fuß, zu Pferde, mit Kanonen. Und Festungen waren da, und blankes Puppengeschirr gab's, ganze Küchen voll, und Kochmaschinen mit richtigen Kesseln und messingnen Hähnen.

Und weiter, um die Ecke, an der Stechbahn, da standen die Holzschnitzer aus Bayern und Tirol und hatten Krippen aufgebaut mit den heiligen drei Königen und Ochs und Esel und dem Stern von Bethlehem und hatten ungezählte Herden von Rindern und Schafen und Pferden aus weißem Lindenholz und alle Tiere des Waldes, ein kleines Kunstwerk ein jedes. Und die Männer trugen so lustige, grüne Hüte mit Spielhahnfedern und Gemsbart und Uhrketten mit lauter Silbertalern und sprachen so drollige, fremde, gemütliche Worte.

Und immer tiefer wagte man sich an der Hand der Mutter, aus deren Augen das Glück der Kinder rührend widerstrahlte, hinein in dies Schlaraffenland, das nach Tannen duftete, nach Pfannkuchen





Das Kasperle.
Nach einer Radierung von Ludwig Richter.



Humor auf dem Weihnachtsmarkt.
Nach einem Kupferstich von Theodor Hosemann.

roch und Waffeln, nach Äpfeln und Maronen, die auf glühenden Platten hüpften, und das in allen Farben glänzte und aus tausend Spiegeln leuchtete.

Da blinkerte es vom Gold der Trompeten und dem Kalbfellweiß der Trommeln und reflektierte vom Schwarz der Flöten und dem roten Braun der Geigen. Da lagen bunte Bücher, rot und golden, und Bilder drauf: der Robinson, der Lederstrumpf, Grimms Märchen, Andersens Märchen, Münchhausen und viele, die längst vergessen sind. Da lockte ein großmächtiges Theater, „Thalia" stand in goldnen Lettern darüber, der rote Vorhang war hochgerollt, und Puppen hingen gelenkig steif vom unsichtbaren Schnürboden herab, Genoveva, Schneewittchen, der König, der Teufel und der Herrlichste von allen: Kasperle mit der Hakennase und der Zipfelmütze. Da war in einer Nachbarbude die Schar großmäuliger Nußknacker aufgepflanzt, in roter Husarenpekesche und weißer Zopfperücke, mit gezogenem Pallasch und grimmiger Miene. Und Knecht Ruprecht war da mit Rute und Gabensack und langem Strubbelbart. Und wieder ein Stückchen weiter waren an einem Balkengestell lustige hölzerne Vögel geschraubt und eine Holzkugel hing von jedem herab und reckte den Hals und streckte den Schwanz, und wenn der Verkäufer sie anstieß, dann klappte in hackendem Takte bald Hals, bald Schwanz in die Höhe und sank hernieder und schnellte hoch, und der Mann rief dazu sein preisendes: „Vorne pickt er, hinten nickt er." Und dabei kreiselten im Winde künstliche Weihnachtspyramiden, grünes Seidenpapier und knitterndes Rauschgold an Schnüren und Stäben.

Und hier, wo die Märchenstadt nun gleichsam in den ärmlichen Vorort auslief, drängten sich die Stände enger zusammen, nur vereinzelte Buden gab's noch mit billigem Allerlei; aber Säcke reihten sich dafür aneinander, bis zum Rande gefüllt mit Äpfeln und Nüssen und Apfelsinen. Kleine Öfen sprühten aus zahllosen Löchern ihre rote Glut in das Dunkel, und die seltenen Straßenlaternen warfen ihr Flackerlicht darüber. Auf winzigen Tischchen standen Rosinenmänner und Schornsteinfeger aus gebackenen Pflaumen, lagen Watteschäfchen mit Goldschaum übersprenkelt und Mehlweißchen und buntbemaltes Christbaumzuckerwerk. Und die Waldteufel brummten, und die Knarren ratschten, „'n Sechser das Schäfchen, 'n Groschen der Hampelmann!", und verklammte Händchen boten Christbaumhalter feil. Gewiß, das war ein Märchen wohl wie das vom „Kleinen Mädchen mit dem Schwefelhölzchen". Nein, nein, auch hier und gerade hier hatte jene Freude spendende Geisterfackel ihre Tropfen verspritzt. Die Kleinen spielten Große und fühlten sich, das war hier für köstliche Tage ihr unumschränktes Reich, und alle heimsten Ernten ein; denn jeder gab und schenkte, und alles verklärte jenes eine himmlische Wörtchen „Weihnacht".

Es ist ein Märchen, das ich hier erzählte, und war doch einst friedvolle Wirklichkeit, die alle Jahre sich erneute. Aber nun ist es ein Märchen und wird es wohl für ewige Zeiten bleiben.

Knecht Ruprecht

Ein Märchen von Toni Rothmund

Es ging ein alter Mann am Abend vor Weihnachten durch den winterlichen Wald. Er trug einen langen Mantel und dicke Fausthandschuhe, und über den Rücken hing ihm ein ziemlich großer Sack herunter, in dem es manchmal ganz leise klingelte und klirrte. Es schneite. Auf des Wanderers langem Bart, auf seinen buschigen Brauen schmolzen die Schneesterne. Aber auf seiner Pelzmütze und auf seinen mächtigen Schultern blieben sie liegen und verliehen dem rauhen Schafpelz einen kostbaren Hermelinbesatz. Es war so still um ihn, daß man ganz deutlich von Zeit zu Zeit das leise Klingen aus dem Sack hören konnte, und dann huschte jedesmal ein ärgerlicher Schatten über des Wanderers Gesicht.

Es war der Knecht Ruprecht, der in seines Herrn Diensten auf seiner alljährlichen winterlichen Erdenreise begriffen war. Er war nun schon auf dem Heimweg. Aber anstatt wie sonst sein Säcklein leer geschenkt zu haben, war es diesmal noch ganz voll, und darum klingelte es so lustig darin von allerlei Herrlichkeiten!

Ach, diesmal hatte der Knecht Ruprecht nicht viel Freude erlebt. Niemand hatte Sinn für seine Gaben gehabt, denn viel reichere und kostbarere Geschenke funkelten überall auf den Tischen. Wer machte sich noch etwas aus Nüssen, die mit Schaumgold bestrichen waren? Wer fragte groß nach Lebkuchenherzen, auf denen so schöne Sprüche standen, wie „Ich bin dir 3“, oder „Mein Herz ist süß“ und dergleichen! Wer kannte nur noch die echten Pflaumenkerle, die so drollig aussahen, wenn sie nachher am Weihnachtsbaum hingen? Sie waren altmodisch geworden wie der gute Knecht Ruprecht selber! Am liebsten wäre es ihm schon, er hätte alle die ungenügsamen, die harten und kalten Menschen mit seiner Rute züchtigen und in seinen Sack stecken können! Aber dazu wäre wohl der Sack nicht groß genug gewesen! Ach, es war oft recht schwer, dem Herrn Christ zu dienen, anstatt selber Herr zu sein, wie einst vor langen, langen Jahrhunderten!

Damals war er noch an der Spitze seines wilden Heeres über die Wälder gebraust. Hei o! Hü jo! Die Moosleute verkrochen sich hinter den Baumwurzeln, und die Menschen zitterten in ihren Häusern. Das war die freie — die herrliche Zeit!

Hernach aber hatte man die alten Götter verjagt und ihrer Macht beraubt. Manche hatten sich in tiefste Bergeinsamkeit zurückgezogen. Manche trugen Knechtsgewand und dienten jetzt selbst dem gekreuzigten Christengott. Aber einmal im Jahr waren sie frei! Einmal in den zwölf Nächten zwischen Weihnacht und dem Dreikönigstag!

Demütig ist Knecht Ruprecht vor den Türen gestanden, hat Gebetlein abgehört, Rutenstreiche verteilt und Äpfel und Nüsse verschenkt. Heut aber ist die letzte Nacht, die Christnacht. Morgen darf er das Knechtsgewand abwerfen — morgen ist er wieder der freie, herrliche Gott! Morgen werden die Raben wieder um sein Haupt fliegen und sein wildes Roß wird ihn über die Baumspitzen tragen! Frau Berchta, die wilde, katzenäugige Frau — sie wird von den Bergen kommen in ihrem Wagen, der von sechs Katzen gezogen wird. Tor, der Donnerer, wird nicht fehlen, so wenig wie Loki, der Doppelzüngige.

Und die Menschen, die die Güte, die Liebe, die Milde des einzigen nicht verstanden haben, sie werden sich ducken und vor Angst mit den Zähnen klappern, wenn die wilde Jagd vorüberbraust. Die faulen Weiber werden die Wocken an ihren Spinnrädern zerzaust und mit Roßmist besudelt finden, denn die alten heidnischen Götter belohnen nicht. Furcht und Schrecken sind ihre Geißeln!



Knecht Ruprecht. Nach einem Gemälde von Adolf Hengeler.

Die Augen des Wanderers blickten nicht demütig unter den weißen Brauen, sie funkelten herrisch und böse. Er warf den Kopf auf und sog die Luft ein. Hei — schon wehte ein anderer Wind, schon stoben ihm die Schneeflocken aufgeregter und angstvoller um das Haupt. Morgen war die Welt sein! Morgen würden seine wilden Wölfe den Schnee fressen, und die Bäume würden sich unter den Hufen der Wolkenrosse biegen! Heut noch — heut mußte er noch dienen!

Heraus aus dem Wald. Hinunter ins Dorf zu den harten Bauern, den geizigen, engherzigen Weibern, den selbstsüchtigen Kindern — ach, er kannte sie so gut!

Und die Demutsreise begann. Dies war das letzte Dorf, das er zu besuchen hatte, denn es war ja schon nahe an der Zeit, wo die Freiheit ihm winkte!

Es mag wohl so gewesen sein, daß die Menschen, an deren Türen er heute klopfte, ihn nicht gern hereinließen. Sein beschneiter Pelz konnte die mächtigen Schultern nicht verhüllen, und seine Augen funkelten gar zu drohend. Auch wurden die Menschen immer gleich seines Sackes ansichtig und dachten nicht, daß er komme zu geben, sondern meinten nicht anders, als er wolle heischen — und darum schlugen sie ihm die Türen vor der Nase zu, und jedesmal wurde er grimmiger in seinem Herzen und konnte es nicht begreifen, daß sein Herr dies Geschlecht immer noch liebte. —

Am Ende des Dorfes stand ein kleinwinziges Häuslein, ganz in sich zusammengekauert wie ein altes, altes Weiblein, die weiße dicke Schneehaube tief ins Gesicht gezogen.

Durch den Schnee kam ihm eine kleine, windverwehte Knabengestalt entgegen. Fast zur selben Zeit langten sie vor dem Häuschen an und klopften, und sogleich wurde ihnen aufgetan. Ein altes Mütterlein stand vor ihnen, nickte freundlich und lud sie ein, nur einzutreten.

Knecht Ruprecht mußte seine Riesengestalt bücken, als er über die Schwelle schritt, aber der kleine Knabe schlüpfte neben ihm herein. Er war ganz erstarrt und wärmte seine Hände am Feuer. Die Alte schob den späten Gästen Stühle hin, und dann holte sie Ziegenmilch, Brot und Käse, denn so arm sie war, so sollte doch in der Christnacht keine Seele ungespeiset von ihrer Türe gehen.

Der Knabe bat, daß sie ihm sein Fläschchen mit Milch füllen möge. Er hatte schon vor vielen Türen darum gebeten, ohne welche erhalten zu haben, obwohl er Geld dafür geboten hatte. Die Alte aber schob ihm ein dickes Buch hin und sagte: „Behalte dein Geld. Lies mir lieber die Weihnachtsgeschichte vor, denn ich kann nicht mehr recht sehen.“ Dann setzte sie sich mit gefalteten Händen in ihren Stuhl. Und auch Knecht Ruprecht schickte sich an, zuzuhören.

Der kleine Knabe nahm das schwere Buch auf die Knie und begann zu lesen:

„Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzet würde. Und diese Schätzung war die allererste und geschah zu der Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war.

Und jedermann ging, daß er sich schätzen ließe, ein jeglicher in seine Stadt. Da machte sich auch auf Joseph aus Galiläa aus Nazareth ins jüdische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, auf daß er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertrauten Weibe.

Feierlich wehten die Worte der ewig holden Geschichte durch das arme Stüblein. Des Knaben Antlitz begann zu leuchten, und Knecht Ruprechts Augen waren groß und staunend auf das Kind gerichtet. War's der Glanz der tanzenden Flammen, oder brannte wirklich ein Heiligenschein um dies Haupt? Als das Kind geendet hatte, war es nicht, als klänge das alte Hirtenlied aus ungesehenen Höhen, vom Frieden — Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen?

Die Alte ging, um das Fläschlein zu füllen. Da stand Knecht Ruprecht auf, bog das Knie vor dem Knaben und sagte: „Du bist es. Ich habe dich erkannt.“

Der Knabe richtete sein strahlendes Auge auf den Knienden und sagte: „Es ist nicht deine Sache, die Menschen zu schätzen, du wilder, du getreuer Knecht! Stürme genug haben gebraust, sie haben niemanden gebessert. Die Liebe ist die größte Macht, ihr sollst du dienen.“

Knecht Ruprecht bäumte den Kopf zurück und wollte etwas erwidern. Aber jener legte lächelnd den Finger auf die Lippen, und nun kam auch schon die Alte mit der Milch zurück.

Da tat Knecht Ruprecht seinen Sack auf, holte das größte Lebkuchenherz, einen echten Pflaumenkerl, eine ganze Hand voll vergoldeter Nüsse und drei rote, rote Äpfelein heraus und gab sie der Alten. Der sprangen die Tränen über das Runzelgesicht. So ein Herz hatte ihr Schatz ihr einmal geschenkt vor fünfzig Jahren, als sie noch jung und verliebt waren. Solche Nüsse hatte sie mit ihrem jungen Gatten vergoldet für die Kinder, die nun weit in der Welt zerstreut waren! Und solche Äpfel hatte der Baum in ihrem elterlichen Garten getragen! Und voll Freude schenkte sie die Hälfte dieser lieben Dinge dem fremden kleinen Knaben. —

Knecht Ruprecht war still hinausgegangen. Draußen stand er im Schnee, reckte die gewaltige Wodansgestalt und warf das wilde Haupt zurück. Da kamen sie schon — von den Bergen kamen sie heruntergestürmt, die wilden Wölfe, sprangen an ihm in die Höhe und leckten seine Hände. Hochaufgerichtet stand der Alte und streckte die Hand befehlend aus. Da krochen sie winselnd zu seinen Füßen, jaulten und bettelten, und als sie seinen unbeugsamen Willen sahen, flohen sie heulend in die Berge zurück.

Eine klare Frostnacht fiel vom Himmel herab. Das wilde Heer war gebannt. Sein König zog wieder demütig im Knechtsgewand über die Lande und diente dem stärkeren Herrn. Als er sich noch einmal umwandte, stand ein Stern über dem Hause und aus den Fenstern flutete ein mildes, weihnachtliches Licht in den Schnee hinaus.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 16. Dezember 1920 by Philipp Reclam jun., Leipzig.



Neujahrsnacht

Blauschwarze Stille spannt von West nach Ost
Die Nacht und streut aus vollen Händen Sterngefunkel,
Die alten Häuser stehen klein im Dunkel
Und kauern sich zusammen wie im Frost.

Wie spät die Stunde sei: sie schlafen nicht.
Sie sind ganz wach von Schritten und von Stimmen,
Und werfen in die engen Straßen Licht
Aus ihrer Fenster fragendbangem Glimmen.

Da – endlich! Zwölfmal dröhnt der dumpfe Laut
Der Glocke, schwingend von des Kirchturms Spitze.
Hand faßt nach Hand, und Aug' in Auge schaut:
„Prosit Neujahr, Bruder!“ „Daß es dir nütze!“

Daß es uns nütze! Daß es Helfer sei,
Kraft schenkend uns zum Schaffen und zum Tragen,
Das walte Gott und mach' das Herz uns frei
In Kraft und Trotz in diesen dunklen Tagen!

Hanna Martin

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

Meine kleine Wilde, im Inselhotel in Konstanz sind wir in der besten Gesellschaft aus aller Welt," sagte Martin Opterberg zu Sabine.

„Ja," entgegnete sie atemlos, „hier sind wir unter vornehmen Leuten. Schau den Herrn dort, der herüberblickt. Das scheint ein englischer Lord. Aber seine Begleiterin trägt gefärbtes Haar und ist sicherlich eine Pariser Schauspielerin." Und sie lächelte, weil die Dame lächelte.

„Ich denke, Sabine," sagte Martin Opterberg, „wir sind auch dann unter vornehmen Leuten, wenn wir ganz allein sind."

Sie weiß noch so wenig von der Welt, dachte er, und es wird schön sein, ihren Geist einzuführen und immer mehr zu verfeinern. Und er drängte selbst, den Hochzeitstag festzusetzen, als sie wieder auf dem Opterberghof weilten, um das Glück des Führens und Entdeckens ganz ausschöpfen zu können. Als er zu Sabine Barthelmeß davon sprach, schmiegte sie sich wie in einem Rausch in seine Arme.

„In sechs Wochen soll es sein, Sabine. Wir verzehren uns sonst. Morgen fahre ich an den Niederrhein, um alte Werftanlagen und neues Gelände zu erstehen, um die ich schon von den Vereinigten Staaten aus in Unterhandlung bin. Flußdampfer will ich bauen, die von Basel bis Rotterdam und über das Meer bis London gehen. Und später werd' ich Reeder dazu, um alle Wirtschaftsmöglichkeiten für die Lande am Rhein aufschließen zu helfen."

Sie streichelte ihm immerfort, während er sprach, das Haar in die Stirne hinein und wieder hinaus und summte eine verliebte Weise dazu. Da schwieg er und gab sich ihrer tändelnden Liebkosung hin, und sie merkte gar nicht, daß er nicht weiter sprach.

Später suchte er die Mutter in ihrem Geschäftszimmer auf. Frau Christiane stellte ihre Abrechnungsbücher beiseite und wies ihm den Gegenplatz am Schreibtisch. „Ich weiß, was dich zu mir führt, und hatte dich schon erwartet. Es ist alles bereit."

„Du liest in den Hirnen und Herzen, Mutter. Unsere germanischen Voreltern würden dich als Seherin verehrt haben. Und mit Recht."

„Mit Unrecht, Martin. Ich tu' nichts, als mich unbeirrt dem Muttergefühl hingeben, das mich zwingt, mit dem Hirn dessen zu denken, den ich aus mir geboren hab'. Und auf den Herzschlag dessen zu lauschen, dem ich schon den ersten Herzschlag abhörte, als er noch ein Ungeborener war. Du könntest am Nordpol oder im Feuerland stecken, ich empfänd' dein Denken und Fühlen auf dem Opterberghof."

Sie reichte ihm über die Tischplatte die Hand.

„Du willst mit mir über die Mittel zur Ausführung deiner Werftpläne sprechen, Martin. Das Geld, das wir flüssig machen können, liegt bereit."

Martin Opterberg hielt die Mutterhand in der seinen. Auge in Auge saßen sie.

„Als wir den Vater beerdigt hatten," sagte Martin Opterberg, „gabst du mir Einblick in unsere Vermögensverhältnisse. Das dank' ich dir heute noch, denn ich konnte meine Arbeitspläne auf ein fest umstecktes Ziel hinsteuern und brauchte nicht Kraft und Zeit zu vertun, um nach unbestimmten Erfolgsaussichten umherzukreuzen. Vertrauen bringt wieder Vertrauen hervor. Noch einmal: ich dank's dir, Mutter, und ich komme auch mit einigen Tausendern über See zurück, die ich mir selber hereinholte. Aber auf dich rechnete ich, um nicht in meinen besten Mannesjahren für andere zu schaffen."

Frau Christiane löste ihre Hand und holte ein Buch aus der Schreibtischlade.

„Hier lies. Was hier verzeichnet steht, kann in deinem Werk angelegt werden."

Martin Opterberg tat einen Überblick. „Ich brauch' die ganze Summe nicht, Mutter. Ich arbeite doch auch mit den Banken. Und ich würd's auch nicht dulden, daß du dich so entblößtest."

Da lachte Frau Christiane ihr fröhliches Frauenlachen.

„Schau, Martin, so groß und gescheit ihr werdet, die kleinen Buben bleibt ihr doch vor der Mutter. Glaubst du denn, du Kindskopf, ich zög' mich um deiner und der Sabine schönen Augen willen bis aufs Hemde aus, bevor ich daran dächt', mich wirklich zu Bett zu legen? Ach nein, mein lieber Bub, was ich dir geb', ist das, was der Opterberghof und seine Besitzerin ohne Not erübrigen kann, und wenn es halt mehr ist, als du dir errechnet hast, so ist es, weil inzwischen mein Erbe aus dem Elterlichen im badischen Oberland dazugekommen ist und des Vaters Erbe aus dem Hof am Niederrhein."

„Gut, Mutter, nun seh' ich klar. Und Eigengeld für den Anfang ist besser und billiger als Bankgeld. Morgen will ich an Ort und Stelle. Es zieht mich mit tausend Kräften ans Werk. Und in sechs Wochen, wenn's dir so paßt, halten Sabine und ich bei dir die Hochzeit."

„Hat sie schon ihre Aussteuer beisammen?" fragte Frau Christiane, ohne mit dem Augenlid zu zucken.

„Herr Gott noch einmal, ich glaub', daran haben wir alle beid' nicht gedacht, nicht die Sabine und nicht ich."

„Und der Herr Professor Barthelmeß und die Frau Professor noch weniger. Du siehst, die Tausender, die du mit über See gebracht hast, haben schon ihre Bestimmung gefunden."

„Mutter," sagte Martin Opterberg und erhob sich, „du magst die Barthelmeßleute nicht, und mir geht's nicht viel anders. Aber die Sabine kann nichts dazu zu der heillosen Wirtschaft. Sieh doch, wie alles an ihr wie bei einem Kinde nach der Sonne verlangt. Gefällt sie dir nimmer, die Sabine?"

„Nein, Martin," erwiderte Frau Christiane ruhig, „ich fürchte nichts für dich von deiner Ehe, wenn es dir gelingt, die Sabine zu dir hinaufzuziehen und nicht zu ihr hinabzusteigen. Schön genug ist sie, um einem Manne Freud' zu schaffen. Und das ist nicht wenig für ein Arbeitsleben wie das deinige. Glück auf, Bub'."

Noch einmal kehrte Martin Opterberg in dem Rheingaustädtchen ein, um Sabine Barthelmeß zu ihren Eltern zurückzubringen. Denn Sabine hatte auf dem Wunsch bestanden, ihre Aussteuer unter dem künstlerischen Auge des Vaters zu wählen und nicht unter dem sachkundigen der Frau Christiane Opterberg. Die Summe, die ihn

ihr Verlobter, als müsse es so sein, zur Verfügung stellte, löste bei ihr so helles Entzücken aus, daß Martin Opterberg es gern für den vergessenen Dank gelten ließ. Der Professor aber schüttelte, als er sie vernahm, bedächtig das Haupt und meinte, man werde immerhin rechnen müssen, aber er kenne ja gottlob die Quellen. „Eure Verlobung", teilte er dem Schwiegersohn im strengsten Vertrauen mit, „hat unerwartete Ansprüche auch an meine Tageskasse gestellt, denen sie vorübergehend nicht gewachsen ist. Es würde eine Annehmlichkeit für mich bedeuten, wenn du mir mit tausend — nein," sagte er, als Martin Opterberg nach der Brusttasche griff, „es geht nicht — wenn du mir mit zweitausend Mark über die unvorhergesehene Zeit hinweghelfen könntest."

☆

Die alten Werftanlagen und ausreichendes neues Gelände dazu waren erstanden. Weit genug entfernt, um dem Lärm des Werkes enthoben zu sein, und doch nahe genug, um es in wenigen Minuten zu erreichen, füllte sich ein schmuckes, kleines Landhaus mit ausgesuchtem Hausgerät. Man mußte es dem alten Kirchenbauer Barthelmeß lassen: sein Geschmack war erlesen und seine Spürgabe unübertrefflich. Aus allen Jahrhunderten schleppte er Schränke und Truhen, Schmucktische und Lehnstühle, Teppiche, Bilder und Stiche zusammen, daß es zuerst den Anschein gewann, als solle ein großes Trödellager aufgenapelt werden. Aber der Professor kam selbst, und nachdem er über den Baustil des Hauses eine Zeitlang mitleidsvoll das Haupt geschüttelt hatte, nahm unter seinen Händen der Trödelkram bald den Glanz und die Stimmungshoheit uralter geschichtlicher Überlieferung an, und jedes Zimmer war in die Versponnenheit einer anderen Zeit verwoben.

Auf dem Opterberghof wurde die Hochzeit gehalten. Acht Tage vorher hatte Christoph Attermann in aller Stille Therese Baumgart heimgeführt und Linde Baumgart, die Schwester, war vorausgeeilt, um das junge Nest zu schmücken, bis das Paar von seiner kurzen Ferienfahrt heimkehren würde.

Martin Opterbergs Stirn überzog sich, als er die Botschaft vernahm. Das kam einem Ausweichen gleich. Oder sollte es nur eine Feinfühligkeit der Freunde sein, die seinen Augen eine Schaustellung ihrer frohen Liebeserwartung entziehen wollten? Immerhin: auch Christoph Attermann hauste als Betriebsleiter des Brückenwerkes am Niederrhein, und ein öfteres Zusammenkommen war geboten. Weshalb da erst Gefühlsanwandlungen nachgeben? — —

Am Tage, an dem Christoph Attermann mit Therese Baumgart Hochzeit hielt, stand Martin Opterberg im Garten seines Landhauses am Rhein und horchte über die breiten Strommassen rheinauf, ob er ein Gläserklingen vernehme oder einen zitternden Lautenklang . . .

Martin Opterberg hatte sich in Jünglingsträumen seine eigene Hochzeit anders ausgemalt, als sie sich gestaltete. Und auch Sabine Barthelmeß hielt mit ihrer Unzufriedenheit über die kleinbürgerliche Familienveranstaltung nicht zurück.

„Meinen Vater und meine Mutter und meine hochverehrten Herren Brüder vermag ich alle Tage zu sehen, wenn's mich danach gelüsten sollt'. Weshalb lädst du nicht deine Freunde von der Universitätszeit, die doch alle in so glänzende Verhältnisse hineingeheiratet haben, daß ein Verkehr lohnt? Wenn der Christoph Attermann auf eine glanzvolle Feier verzichtet, so ist das seine Sach' und hat wohl mehr eine ‚klingende' Ursach'. Wir brauchen ihm das gottlob nicht nachzumachen."

„Du bist wie ein junger Jagdhund," sagte Martin Opterberg und strich ihr lächelnd über das erhitzte Gesicht, „weißt du, wie so ein junger, ungelernter Springinsfeld, der gleich von dem grauen Häslein abläßt, wenn vor ihm ein schillernder Fasan aufgeht."

„Du mußt mich führen, Martin," erwiderte sie und drückte sich ganz weich in seinen Arm.

Ein halbes Dutzend Gäste saßen außer dem Brautpaar an der Hochzeitstafel, und es war ein Geschrei wie auf dem Jahrmarkt. Wohl hatte Vater Barthelmeß unter Schluchzen eine gefühlvolle Rede gehalten, in der er die Wunderblume seines künstlerischen Lebens und Schaffens, der Liebe und dem Verständnis des neuen Sohnes anempfahl, und Frau Hadwiga Barthelmeß war in Tränen gebadet. Die drei Barthelmeßbrüder aber, die ohne ihre Frauen gekommen waren und von denen niemand recht wußte, mit wem sie eigentlich verheiratet waren, und ob die Kunst, der Handel oder der Müßiggang ihre Hauptbeschäftigung darstelle, hatten sich bei den brustwarmen Worten des Vaters verständnisvoll mit den Augen zugeplinkert und beim Hoch auf das Brautpaar ein groß' Hallo und Gläserleeren begonnen, auch Rundgesänge erhoben und im wilden Durcheinander ungescheut Liebesschwänke und Ehegeschichten zum besten gegeben, daß Frau Christianes Stirn sich leise rötete und ihre Augen immer ferner zu blicken schienen.

„Sabine," raunten die Brüder der abschiednehmenden Schwester zu, „wie steht's mit dem Reisegeld? Wir sind doch zu deinem Vergnügen gekommen."

„Ich hab's schon dem Vater für einen jeden von euch eingezahlt."

„Dem Vater? Das ist ein netter Spaß. Aber er soll uns nicht durchschlüpfen, der alte Festredner." — —

Sabine Opterberg thronte in ihrem Landhaus am Niederrhein. Selbst ihr glücklicher Gemahl wußte kein besseres Wort für die königliche Haltung zu finden, mit der sie ihren Platz als Herrin des Hauses einnahm. Sie schritt über die Teppiche, als sei sie zeit ihres Lebens nur über persische Handgewebe dahingeschritten, und sie erteilte ihre Befehle an die zwei Dienstboten, als ständen hinter den zweien noch ein Dutzend unsichtbare. Daß die hohe Herrin, wenn der Herr des Hauses mit gedankenheißer Stirn auf seiner Arbeitsstätte weilte, daheim stundenlang und vertraulich mit ihren Mädchen plauderte und sie ihre Schätze bewundern ließ, das hätte Martin Opterberg nie geglaubt. Kehrte er heim, so flog sie ihm wie ein sehnsüchtig Kind entgegen, erstickte ihn mit ihren Liebkosungen und ließ ihn im Taumel vergessen, was ihm hätte mißfallen können.

Bald füllte sich das Haus mit Gästen. Werksherren aus der Umgebung kamen mit ihren Damen, um die Pflichtbesuche der Opterbergs zu erwidern, die Jungen folgten nach, und mancher Geschäftsfreund stellte sich ein und nahm seinen Platz am künstlerisch gedeckten Tisch. Dann saß Sabine Opterberg beobachtend in der Runde, und keine Bewegung, kein Tonfall entging ihr, ohne daß sie ihn prüfte und sich zu eigen machte.

„Du hast ja deinen Kehlkopf mit einemmal anders eingestellt," verwunderte sich der Hausherr. „Willst du dich über deine Gäste lustig machen?"

„Ich habe nie anders geredet, als heute," erklärte die junge Frau und hob das Kinn.

Martin Opterberg schüttelte den Kopf. Kindereien, dachte er, sie läßt sich vom ungewohnten Schein blenden. Aber bald mußte er, wenn auch zögernd und widerwillig, erkennen, daß die Blendversuche allein von Sabine ausgingen, und daß sie die Kunst, die Blicke auf sich zu lenken, stärker noch und erfolgreicher übte, als ehemals in der vornehmen Allerweltsgemeinschaft des Konstanzer Inselhotels.

Die leichte Aufdringlichkeit, mit der sie sich den Menschen und Dingen zu nähern und sich ihrer zu bemächtigen

pflegte, war einem merkwürdigen Schlangengleiten gewichen. Plötzlich konnte sie die Augen aufschlagen und einem Herrn starr und verloren ins Gesicht blicken. Wurde er unruhig, so senkten sich langsam die schweren Lider, und der verlorene Blick wurde zu einem verlorenen Lächeln. Ein jeder fühlte sich besonders geehrt, und bald machte ein jeder sie zur stillen Vertrauten seiner geheimsten Empfindungen, ohne zu ahnen, daß er nur tastende Neugier auffütterte.

Oft auch ließ sie im Tischgespräch im Eifer der schönen Worte ihre Hand auf der Hand des Nachbarn ruhen, bis sich das Gesicht des Mannes dunkel färbte und er die Hand wie zur Prüfung der Absonderlichkeit krampfte. Dann saß sie mäuschenstill und dehnte den Augenblick. Oft aber auch forderte sie dreist und mit keckem Wort heraus, wenn sie fühlte, daß einer anderen höher und feiner gestimmte Wesensart sie in den dunklen Hintergrund drängte. Und die Männer hielten für berauschenden Übermut, was nichts als wohlverkappter Neid war, der Neid einer Frau, die nur einen Körper zu bieten hat und nicht eine Seele.

Zögernd nur und widerwillig erkannte es Martin Opterberg, und da er selbst unter dem Rausch dieser erdhaften Weiblichkeit stand, mußte er sich fast Gewalt antun, um den Blick klar zu behalten. Und er sah, wie Sabines Freude an einem Jüngling, der über keine anderen Vorzüge verfügte, als über seine geradegewachsenen Glieder, ebenso groß war, wie an einem reifen Manne, dessen überlegener Geist die Umgebung beherrschte. Und als er es erkannt hatte, glitt der Nebel des Rausches mehr und immer mehr von seinen Augen, und er sah, wie es sie triebhaft drängte, das Wohlgefallen eines jeden Mannes zu erregen, der drinnen oder draußen in ihren Sehkreis trat. Mit niederen Evakünsten, mit dem Spiel ihres weichen, geschmeidigen Körpers. Denn über ihn hinaus, das war seine letzte Erkenntnis, hatte sie nicht viel einzusetzen.

Für den Sohn der Frau Christiane Opterberg war diese Erkenntnis wie ein Fremdkörper im Blut. Er versuchte ihn wie einen unreinen Gedanken auszuscheiden. Aber das wach und scharf gewordene Auge ließ sich nicht mehr bestechen. Im Zeichensaal, auf dem Werftplatz, mitten in der gesteigerten Arbeit ließ er die Arme sinken und horchte in sich hinein und horchte hinaus, um ein Wort zu finden, Sabine Opterberg anzurufen in ihrer Nachtwandelei. Aber wie konnte ein ehrenhafter Mann mit seiner Frau über Dinge rechten, die im Gefühle lagen und nicht greifbar waren?

Er wartete und wartete, in der Hoffnung, es seien Schlacken gewesen, deren der Feuerstrom bald genug ausgeworfen haben würde, um zur reinen Flamme zu gelangen.

Englische Geschäftsfreunde kamen zu Gast, die die deutsche Sprache gut beherrschten. Mit Staunen vernahm Martin Opterberg, wie Frau Sabine die deutsche Sprache radebrechte, um die Ausländerin zu spielen, und auch die fremden Gäste vernahmen es verwundert.

„Sie sprechen nur gebrochen Deutsch, gnädige Frau? Belieben Sie eine andere Sprache?"

„Oh — meine italienische Heimat," brachte Sabine mit einem wundervollen Augenaufschlag hervor, der die Herzen erwärmte, „aber ich verstehe sehr gut."

Martin Opterberg stellte sie vor dem Schlafengehen zur Rede. „Weshalb lügst du die ehrenwerten Herren in meiner Gegenwart an, Sabine? Es ist nicht das erste Gaukelspiel, das mich an dir befremdet. Ich bitte dich, bei allem und jedem zu bedenken, daß du meinen Namen trägst."

Sofort nahm sie Kampfstellung an. Ihre Augen verhärteten sich. Die Iris wurde wie stahlgeschmiedet.

„Ich verbitte mir diesen Ton, der für deine Werftplätze paßt, nicht für mich. Ich habe nicht gelogen und ich lüge nie. Daß ich in Italien geboren bin, steht sogar auf meinem Geburtsschein zu lesen. Und ich gaukle keinem Menschen etwas vor. Ich geb' mich, wie ich bin, und hab' eure einstudierte Vornehmheit nicht nötig und euer Erziehungsgetu.'"

„Sabine," sagte Martin, „du weißt sehr wohl, daß du nur durch einen Zufall auf italienischem Boden geboren wurdest, daß deine Mutter auf einem Spaziergang von schweizerischem auf italienisches Gebiet von der Niederkunft überrascht wurde und deine ganze italienische Heimatseligkeit aus der Wochenstube im Hospital bestand. Nach acht Tagen holte dein Vater Mutter und Säugling in einem Wägelchen zurück, auf einem Wege, der bis zum Grenzpfahl nicht mehr als zehn Minuten betrug. Und nun schlafe wohl, meine stolze italienische Frau."

Aber der Scherz verflog bei Martin Opterberg, als er ein andermal durch eine offene Türe blickte und Zeuge wurde, wie Sabine sich hastig einem Gaste näherte und ihn küßte. Er trat ein und fand nur noch Sabine vor.

„Was geschieht hier, Sabine?"

Sie sah sein weißgewordenes Gesicht, den Feuerbrand in seinen Augen, und wußte, es gab kein Entrinnen.

„Wir hatten bei Tisch eine Doppelmandel gegessen, ein Vielliebchen. Hätte er's verloren, ich hätt' einen kostbaren Strauß Orchideen gewonnen. Ich wollt' kein Geld oder Geldeswert wagen und setzte einen Kuß. Und hab' wahrhaftig verloren."

Die Farbe kehrte in sein Gesicht zurück, die Drohung schwand aus den Augen.

„Unterlass' das zukünftig, bitte. Ich liebe keine mitgeküßten Lippen. Ich trinke auch nicht aus einem Glase, das reihum geht."

„Martinle, Martinle, nicht bös' sein über dein dumm Maidli."

Sie hing sich in seinen Arm und löste sich während des Abends keinen Schritt von ihm. Aus den Augenwinkeln streifte ihn immer wieder ihr beobachtender Blick, und als sie allein waren, überschüttete sie ihn mit ihren Zärtlichkeiten.

Aber die in eisernen Jahren gefestigte Ruhe war in Martin Opterberg dahin. In den Nächten fuhr er auf, und alles in ihm war ein Lauschen. Dann zwang er sich mit aller Kraft, anderer Bilder zu gedenken, und er sah die Schwarzwaldberge und auf dem Herzogenhorn ein weißgekleidetes Mädchen zur Laute singen in der tiefblauen Sommernacht, die Freunde ringsum. Ich will zu Christoph und Therese gehen, um einen Blick in ihr Heim und in ihr Herz zu werfen, nahm er sich vor, und zu den alten Jugend- und Wanderfreunden. Aber wenn es Morgen wurde, wußte er nicht, was er selber berichten sollte von sich und seinem Glück, und es blieb, wie es war.

So verging Martin Opterbergs erstes Ehejahr.

9.

Der Mann, der von Amerika zurückgekehrt war, hatte geglaubt, sein unruhig Jugendblut zur Ruhe gebracht zu haben und als Ausgleich für den täglichen Arbeitstag ein starkmachendes, wie ein Jungbrunnen quellendes Eheglück beanspruchen zu können. Der Mann, der unermüdlicher als vordem über den Werftplatz am Niederrhein schritt und mit seinen Ingenieuren, Werkmeistern und Arbeitern die Vollendung seines ersten Rhein-Seedampfers betrieb, wußte längst, daß die Ruhe noch nicht Einkehr in seinem Leben halten sollte, und daß es, entgegen seinem Verlangen, wohl einen Ausgleich, aber nur einen Ausgleich für die unklaren Strömungen seines Ehelebens geben würde. Und das war die Arbeit.



Die angestrengte Tätigkeit und größere Reisen, die er immer wieder ins Ausland zu unternehmen hatte, halfen ihm über die Enttäuschungsgrade seines Herzens hinweg und boten ihm den erwünschten Vorwand hinzu, die Wiederaufnahme des Verkehrs mit Christoph Attermann und den Freunden hinauszuschieben. Mehr als bisher fürchtete der Stolz seiner Männlichkeit für die Einführung seiner Frau in den alten Freundeskreisen.

Sabine Opterberg legte längst keinen Wert mehr darauf. Ihre Gedanken gehörten nur noch der eigenen Person, und die Ausdehnung ihrer Besprechungen mit den Schneiderinnen lieferten den Maßstab dazu. Es durfte keine bessergekleidete Frau geben als Sabine Opterberg, und getreu der Überlieferung des Barthelmeßschen Haushaltes wurde nach den erforderlichen Mitteln nicht gefragt. Bei guter Zeit regelte sich die Bezahlung von selbst.

Martin Opterberg zahlte die Rechnungen, die ihm die Geschäftsleute nach vergeblichen Mahnungen bei Sabine Opterberg unmittelbar zusandten, in selber Stunde noch auf Heller und Pfennig. Die kaufmännische Vertrauenswürdigkeit hielt für ihn nicht an den Grenzen des Geschäftsbetriebes an. Die Führung des häuslichen Lebens mußte in Aufwand und Deckung genau so untadelhaft sein, ja durch ihre Vorbildlichkeit das Ansehen des Geschäfts stützen.

„Ich habe", sagte er sich, „versäumt, Sabine ein klares Bild meiner geldlichen Lage zu geben." —

An einem Abend, als der Zufall sie allein gelassen hatte, entwarf Martin Opterberg seiner Frau in großen und klaren Zügen ein Bild seines Werkes, seiner Verpflichtungen und seiner baren Betriebsmittel. Sabine, die nur mit halbem Ohr zugehört hatte, horchte erst bei Nennung der letzteren auf.

„Für so unmenschlich reich hätt' ich dich ja gar nicht gehalten, Martin!"

Wider seinen Willen mußte Martin Opterberg laut hinauslachen.

„Bist du nun wirklich ein so verständnisloses Kind, Sabine, oder gar so leichtfertig, über den Ernst der Dinge hinwegzuhüpfen? Ich erkläre dir doch, daß die Höhe meiner Verpflichtungen den Gesamtwert meiner Werft mit allem, was daran und darin ist, fast erreicht, und daß meine Betriebsmittel so lange nur als geliehen anzusehen sind, bis meine Frachtdampfer fahren und sich selbst bezahlt machen."

„Vorläufig aber gehören deine Gelder dir, und du kannst darüber verfügen wie du willst. Mein Gott, hätten wir zu Hause immer eine so großartige Deckung gehabt wie du in deinen Werftanlagen."

„Wenn die Werft, was Gott verhüten möge, Hals über Kopf verkauft werden müßte, käme der angesetzte Betrag nicht annähernd heraus, und meine baren Gelder müßten in die Bresche. Das ist doch einleuchtend."

„Nein," sagte Sabine Opterberg, „das ist gar nicht einleuchtend, und mein Vater war als Künstler ganz sicher ein gescheiterer Kaufmann als du als Werftherr. Kommt Not an den Mann, so verkauft man, was man gerad' nicht braucht. Du erzählst mir doch, dein erster Frachtdampfer sei segelfertig. Also schlag ihn los, und du hast deinen Gewinn obenein."

„Es ist schwerer mit dir zu reden, als ich dachte," erwiderte Martin Opterberg. „Und es ist vielleicht sogar unnütz. Du kennst meine Pläne, mit eigenerbauten Schiffen als Reeder aufzutreten und dadurch und durch meine Kenntnis der Märkte den Warenaustausch zu verbilligen. Du aber tust, als ob die Bedeutung von Lebensaufgaben nur darin bestände, möglichst schnell und möglichst viel Geld für die eigene werte Persönlichkeit herauszuschlagen. Ich möchte dir als meiner Frau ein wenig mehr Ernst für meine Angelegenheiten anempfehlen."

„Ach, Martin, und ich möcht', es käm' heut abend noch irgendwer zu Besuch, mit dem sich lustiger reden ließ als mit dir."

Martin Opterberg betrachtete sie, als sähe er, wie so oft schon, ein fremdes Gesicht.

„Ich halte es für einen Glücksfall, Sabine, daß wir einmal ungestört sind. Als ich dich heiratete, wußte ich, wer du warst, aber ich täuschte mich, als ich auch zu wissen glaubte, was aus dir werden könnte. Bitte, laß mich. Ich hoffe ja immer noch, daß es nur der rechten Stunde bedarf, um dich zu deiner wahren Bestimmung hinzuleiten. Die seh' ich aber nur in deiner Eigenschaft als Gattin und Mutter."

„Ei, also dahinaus geht's. Kannst du mir auch nur die geringste eheliche Untreu' aufweisen?"

„Sprich das Wort nicht aus!" donnerte Martin Opterberg. „Pfui Teufel, wer gibt dir solche Marktweiberausdrücke in den Mund?"

Er bezwang sich vor ihrem schreckensbleichen Gesicht und wurde ruhiger.

„Nicht doch. Wir reden in der Erregung von Dingen, die gar nicht in Worte zu kleiden sind. Wir wollen vom Glück und nicht vom Unglück sprechen, und da steht es für mich fest: wärst du Mutter und nicht nur Gattin, du würdest dich schnell in dir selber zurechtfinden und dein bisheriges Tun und Treiben belächeln."

„Ich wünsch' mir keine Kinder. Ich hab' nur einmal mein bißchen Jugend, und will's auskosten."

„Weshalb hast du mich geheiratet, Sabine?"

„Um deinetwillen. Aber doch gewiß nicht, um aus der Eng' des Barthelmeßhauses hinauszugelangen und mich gleich wieder in die Eng' der Kinderstub' einmauern zu lassen. Ich denk' gar nicht daran, meine Freiheit dranzugeben und mich vor der Zeit zu verschandeln für ein bißchen gefühlsselig Eiapopeia. Ach nein, die Sabine Opterberg ist auch noch auf der Welt."

Martin Opterberg blickte sie an, als blicke er in einen leeren Raum. Und als er hinausgegangen war, schritt er durch den Garten an den Rhein, als müsse er wieder einmal über die Wasserflut hinweghorchen nach dem Oberrhein, und er schritt zur Gartenpforte hinaus, bis er den Werftplatz erreicht hatte und tastete sich in der Dunkelheit bis zu seinem Schiff, das zur Abnahme fertig lag. Und während er mit der Hand über die Bohlen und Planken glitt, dachte er: Hier also zeuge ich meine Kinder. Hier.

Heiß wollte es ihm in die Kehle steigen, wie er in die Dunkelheit starrte.

(Fortsetzung folgt.)



Winter. Nach einer Zeichnung von Ferdinand Staeger.





Weidmannsheil

Das Weidwerk und seine Bedeutung. Von Fritz Bley

Seit dem Kriege und insbesondere seit der Revolution hat das Weidwerk unter einer unverkennbar feindseligen Stimmung zu leiden, die nur aus entfesselten Leidenschaften, ganz gewiß aber nicht aus Erkenntnis der volkswirtschaftlichen und sittlichen Bedeutung der Jagd zu erklären ist. Immerhin: rein menschlich betrachtet ist sie zu verstehen! Unser Volk war vor dem Kriege viel zu sehr verstädtert, und mancher brave Soldat hat erst im Felde das Gefühl für die Natur gewonnen. Eine völlig neue Welt ist ihm damit aufgegangen und oft genug eine neue Leidenschaft, die doch unzweifelhaft von Urväterzeit her im Blute vererbt lag.

Andererseits hat ein Teil der „neuen Jäger", der vor dem Kriege nicht genug über die nach seiner Meinung den landwirtschaftlichen Arbeitern erwiesene Unbill der Naturallöhne wettern konnte, im Kohlrübenwinter den wahren Wert von Fleisch und Schlackwurst und somit auch den Wert des Wildbretes schätzen gelernt — von dem Nebenwerte des Hasenbalges, der heute mit 18 Mark bezahlt wird, ganz abzusehen!

Wiederum aus großstädtischer Unvertrautheit mit den natürlichen Bedingungen des Weidwerks erhob sich bei den Massen die Forderung, die Jagd jedem, auch dem kleinsten Grundbesitzer, zu gestatten oder wohl gar ganz freizugeben. Die Geschichte der Jagd in den Staaten, die diesem Gedanken gefolgt waren, hat aber unzweideutig erwiesen, daß nach einem kurzen Rausche wilder Schießlust das Wild restlos vertilgt war. Und es ist bezeichnend, daß gerade die beiden Republiken, auf die in diesem Falle unser Blick zunächst sich lenkt, die freie Schweiz und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, heute an der Spitze des Jagdschutzes marschieren! Zwar ist in den Vereinigten Staaten das Jagdrecht auf allem nicht besonders geschützten Gelände freigegeben; aber jener Schutz wird immer weiter ausgedehnt. Insbesondere sind durch vom Kongresse erlassene Gesetze 14 große Nationalparke errichtet und außerdem durch Verkündigung des Präsidenten 31 Naturdenkmale, in denen allem Wild völliger Schutz gewährt wird.

Der starke Umschwung in der Auffassung der Bevölkerung kann wohl nicht besser gekennzeichnet werden als durch den Hinweis, daß noch um das Jahr 1880 der berüchtigte Buffalo Bill, der in Lieferung für eine Verwertungsgesellschaft die letzte große Büffelherde ausgerottet hat, der Liebling des ganzen Volkes war, während jetzt, nachdem Amerika das schwere Unrecht an seinem stattlichsten Wilde eingesehen hat, jeder halbwegs anständige Amerikaner es sich zur Ehrenpflicht macht, das Großwild innerhalb der Parkgrenzen gegen Wilddiebe zu schützen. Für die amerikanische Weidmannschaft hat sich daraus die erfreuliche Tatsache ergeben, daß z. B. aus dem Yellowstonepark starke Rudel von Wapitihirschen und gelegentlich auch bereits von Bisons in Gegenden auswechseln, in denen ein begrenzter Abschuß gestattet ist.

Auch die Schweiz hat mit ihren Schutzbergen für das Gamswild, der Wiedereinbürgerung des echten Alpensteinbocks im Gebiet der „Grauen Hörner" im St. Galler Oberland und in dem zum Naturschutzpark erklärten Urwalde am Ofenberg unzweideutig bekundet, daß die Erhaltung des edelsten Wildes eine Ehrenpflicht sittlich hochstehender Völker ist. Selbst der Bär wird nun im Val Scarl und im moosgrünen Val Mingir unter der silbern leuchtenden Pyramide des Piz Plavna eine gesetzlich geschützte Heimat finden. Und da die Bergwände gegen Italien derartig schroff sind, daß die Livignaser dies Gebiet stets gemieden haben, hat er in den dortigen undurchdringlichen Bergföhrenwäldern unter der erhabenen Felsenwildnis alles erwünschte Behagen.

Schweizer wie Amerikaner haben tiefstens die Lehre von der körperlichen Tugend begriffen, die das Glück der antiken Welt und doch schließlich auch das Glück unseres Deutschlands war und wieder werden sollte. Denn sie entwickelt alle Eigenschaften, die ursprünglich Völker groß gemacht haben: insbesondere beherrschten Willen, Mut, Nüchternheit, Kraft, Ausdauer, Schärfe der Sinne und des Urteils und die Fähigkeit, in jeder Schwierigkeit sich zurechtzufinden.

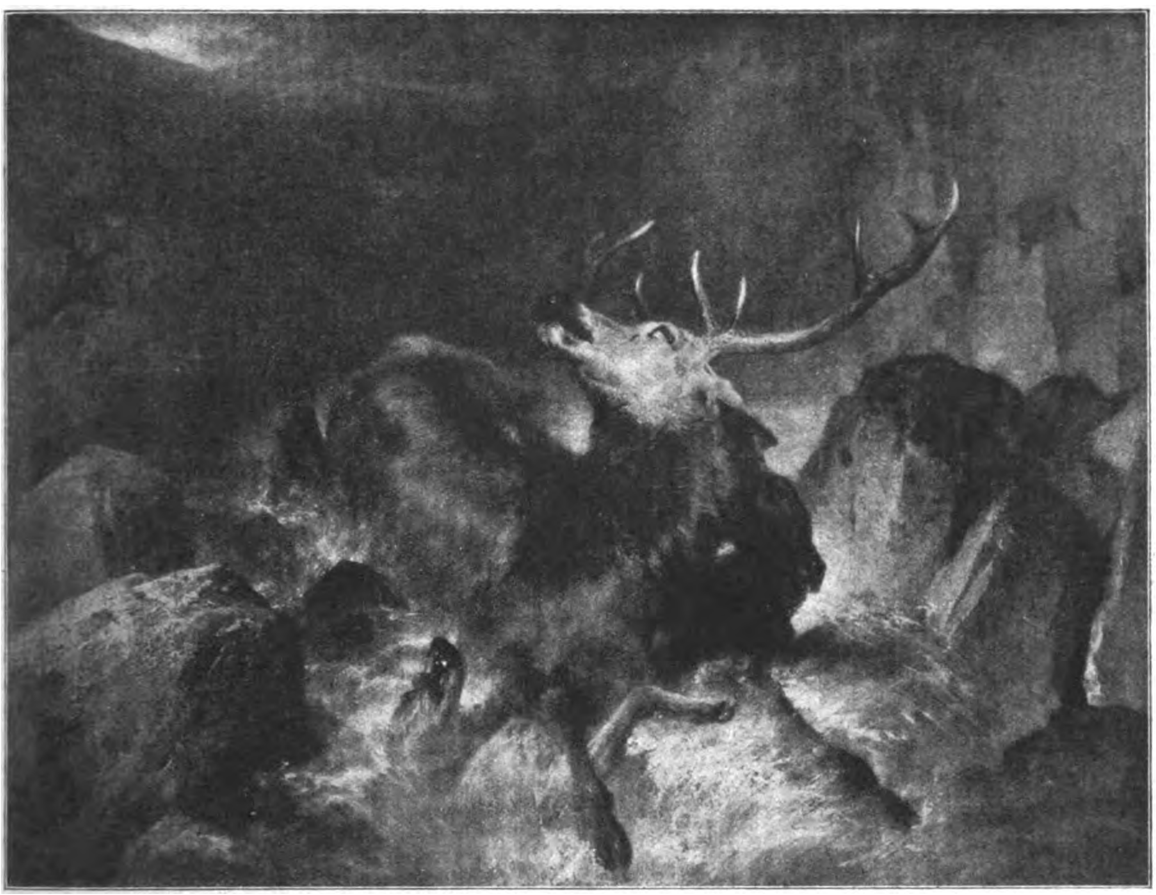
Die Erfahrungen, die wir in Deutschland nach großen Kriegen, namentlich nach der Revolution von 1848, gemacht hatten, beweisen, daß die völlige Freigabe der Jagd zu einer Vernichtung führt, von der die Wildstände, wenn überhaupt, erst in Jahrzehnten sich erholen können. Auch die Erteilung des Jagdrechts an kleinen und kleinsten Grundbesitz hat unweigerlich die gleiche Folge; das preußische Gesetz, das einen Mindestumfang des Jagdgebietes von 300 Morgen vorschreibt, ist bereits reichlich schädlich für die Erhaltung eines leidlichen Rehstandes.

Andererseits soll nicht bestritten werden, daß wir vor dem Kriege in den eingegatterten Großrevieren häufig ein Übermaß an Wild gehabt haben; insbesondere hat die weidgerechte Jägerei sich auch hiergegen mit Entschiedenheit eingesetzt und z. B. bei den alljährlichen Geweihausstellungen die Geweihe aus freier Wildbahn hoch über die der spöttischerweise als „Mastochsen" bezeichneten Gatterhirsche gestellt. Auch ein Übermaß an Kahlwild in freier Wildbahn wurde und wird entschieden von echtem Weidmannsgeiste verworfen, vielmehr fordert dieser weniger, aber auserlesenes, starkes und wirklich edles Wild.

Wo die Jagd so gehandhabt und insbesondere das im Walde als Forstgärtner wirkende Schwarzwild von den Bauernfeldern ferngehalten wird, auf denen es verheerenden Schaden anrichtet, da stellt das Wild ein Volksvermögen dar, das unbestreitbar geschont werden muß.

Leider ist es in letzter Zeit sehr stark zurückgegangen; denn wir hatten vor dem Kriege unter dem Rehwild und den Hasen verheerende Seuchen. Von den Kaninchen sind durchschnittlich 90 vom Hundert verschwunden, die Fasanen und in vielen Gegenden auch die Rebhühner wurden durch naßkalte oder allzu dürre Frühsommer vertilgt, und während des Krieges hatte mangels des nötigen Jagdschutzes das Raubzeug so sehr überhandgenommen, daß die heimkehrenden Krieger entsetzt waren über die Verödung ihrer Reviere.

Insbesondere hat aber der Krieg selbst an die Wildstände hohe Anforderungen gestellt, denn da das Fleisch immer knapper wurde, mußten Rot- und Rehwild, denen die Winterfütterung behördlich entzogen wurde, ihrerseits über Gebühr zur Volksernährung herangezogen werden.



Zu Tode gehetzt. Nach einem Gemälde von Edw. Landseer. Mit Genehmigung des Kunstverlags Fr. Hanfstaengl, München.

Daß dabei die Großstädte nicht immer so bedacht werden konnten, wie es wünschenswert gewesen wäre, hat vielfach in den Vorschriften der Kriegswirtschaft seinen Grund gehabt, insbesondere in der Vorschrift, daß zunächst die Lazarette mit dem für die Genesenden außerordentlich dienlichen Wildbret versorgt werden mußten. Dazu kam, daß das leicht verderbliche Wildbret unter den Mißgriffen der Kriegswirtschaft sehr stark litt und vielfach verdorben ankam. Man vergegenwärtige sich nur, daß z. B. die Stadt Köln auf schlesische Kreise angewiesen war, und daß die sorgfältig ausgearbeiteten Beziehungen zwischen Großhandel, Kleinhandel und Kundenkreis in den Großstädten völlig ausgeschaltet waren. Jedenfalls weiß der großstädtische Wildhandel, daß ihm nur dann genügende Mengen von richtig behandeltem Wild zugehen können, wenn die Strecken großer Treibjagden zur Winterszeit und die herbstlichen Abschüsse großer Reviere ihm angeliefert werden. Auch aus diesem Grunde, der bei der sozialen Bedeutung der Großstädte sicherlich stets im Vordergrunde bleiben wird, muß die Errichtung von Zwergjagdgebieten durchaus untunlich erscheinen.

Sofern also nicht politische Leidenschaft oder in Unkenntnis wurzelnde Voreingenommenheit die wirkliche Sachlage verkennt oder verschiebt, liegt auf der Hand, daß wir bei dem bisherigen Jagdrecht bleiben müssen, wenn die Jagd ihre volkswirtschaftliche Bedeutung behalten soll. Dabei mag hier nur kurz gestreift werden, welchen hohen mittelbaren Wert die Jagd für die deutsche Volkswirtschaft hat: als Auftraggeberin und Abnehmerin der Waffenindustrie, Ausrüstungsgeschäfte, Jagdpachteinnahmen der Gemeinden, Verkehrsbelebung usw. Wesentlich wichtiger und höher ist aber die Förderung einzuschätzen, die sie zahlreichen wissenschaftlichen Zweigen erweist: von der Zoologie und den Naturwissenschaften bis hinüber zur Kunst und Dichtung die im Preise der Jagd und des Wildes ihre schönste Blüte gezeitigt haben.

Wenn uns nach diesen Tagen des wilden Stürmens und Drängens einmal eine friedenreichere Zeit beschieden sein wird, so wird ganz gewiß das deutsche Volk und zwar in seinen breiteren, durch die Not geläuterten Kreisen, zur Freude an der Natur zurückkehren. Und was vermöchte ihm diese sicherer zu vermitteln als die Jagd, die alle Sinne restlos in Anspruch nimmt und den Mann ganz dem Großstadttreiben mit seinem Hasten und Jagen, seinem Rauch und Ruch und betäubendem Lärme entrückt. Insbesondere aber seinen Geschäften; denn draußen im grünen Walde muß sein ganzes Denken der Frage gelten, was das Wild zur Zeit denkt, das er beschleichen will.

Der starke Hirsch oder heimliche alte Rehbock weiß nichts von Ismen, hingegen braucht er eine ungewöhnliche Schärfe des Verstandes, um den hundert Fährlichkeiten zu entgehen, die ihn abends und morgens beim Auswechseln umlauern. Jeder alte Jäger weiß auf Grund von hinreichender Beobachtung, wie leicht ein Alttier an der Waldkante seinen Entschluß ändert, weil ihm irgend etwas im vertrauten Bilde des beabsichtigten Äsungsplatzes nicht zu stimmen scheint. Um wieviel mehr muß der Jäger überlegen, wo er erwarten darf, mit seinem Wilde zusammenzutreffen! Da schwinden alle Lehrmeinungen, und nur die Wirklichkeit verhilft zum verdienten grünen Bruche. Das ist im Walde nicht anders als auf dem freien Moore und im Hochgebirge. Mit Recht hat unser Altmeister Franz v. Kobell uns das Wort hinterlassen: „Das merkt ihr Jagdgenossen, — eine Rede, wie schön sie sei, — hat nie ein Gambs erschossen. — So ist's und bleibt dabei!"

Reise und Telegraphie zum Mars

Von Felix Linke

Wenn je, so kann man jetzt den Drang der Menschen von der Erde weg und zu den Sternen empor verstehen, da die Heimat des Menschen nie soviel mit Recht den Namen eines Jammertals getragen. Der Zug zu den blinkenden Himmelslichtern versinnbildlicht seit altersher die Sehnsucht der Menschen nach dem Reinen, Lichten und Freien, denn sie erschienen ebenso unerreichbar wie die erhofften, aber nie verwirklichten Tugenden. Waren die Wünsche aber früher nur Ideale, an deren Erreichung man bloß mit Hilfe der Götter denken konnte, so rücken sie unter dem Gesichtswinkel des modernen Menschen in das Gebiet der Möglichkeit, werden also zu einer „Frage der Zeit“. Ein Filmdichter hat vor einigen Jahren seine Auswanderungslustigen durch ein „Himmelsschiff“ zum Mars befördern lassen; aber einen viel konsequenteren Weg hat uns schon vor Jahrzehnten Jules Verne gezeichnet. Seine Reisenden ließen sich zum Monde schießen. Dieses Mittel liegt in der jetzigen schießfrohen Zeit, angesichts der 42er Mörser und der weittragenden Geschütze, besonders nahe, so daß auch ganz ernsthaften Leuten der Gedanke kommt, ob nicht die Möglichkeit vorhanden ist, auf diese Weise nach einer besseren und schöneren Welt zu gelangen und der Zwangsanleihe sowie vielen anderen Widrigkeiten und Drangsalen der Zeit zu entgehen. Aber der Weg scheint doch nicht so recht gangbar zu sein, denn sonst hätte man vielleicht schon Versuche dieser Art unternommen. Wie steht's eigentlich um dieses Problem? Was hat überhaupt die Wissenschaft zu dieser Angelegenheit zu sagen?

Die Erde mit einem Luftschiff oder Flugzeug verlassen zu wollen, ist ein vergebliches Unterfangen. Denn Fliegen setzt Luft voraus. Nun wissen wir aber, daß die Erde einen begrenzten Luftmantel besitzt, der wohl von der Wissenschaft immer weiter hinausgeschoben wird, aber doch auch recht begrenzt bleibt. Schon in 10 km Höhe ist die Luft so dünn, daß kein Fliegen mehr möglich ist; da nutzt es nichts, wenn sonst in 700 oder 800 km Höhe noch Spuren von Gas auffindbar sind. Der Weg ist also versperrt, und Verne hat einen glücklicheren Gedanken gehabt. Wie steht es also damit?

Auch ein Geschoß ist ein geworfener Körper und unterliegt daher den Wurfgesetzen. Was besagen die aber? Wenn wir einen Körper schräg nach oben werfen, so folgt er nicht der geraden Wurflinie, sondern er beschreibt eine krumme Linie, die die Mathematiker als Parabel bezeichnen. Die Krümmung der Wurfbahn erfolgt, weil der Körper nicht allein der Wurfkraft unterliegt, sondern auch der Schwere der Erde. Diese zieht ihn nach unten, jene nach oben. Je langsamer der Körper fliegt, desto mehr unterliegt er der Erdschwere, desto mehr und schneller fällt er und desto krummer wird seine Bahn. Je schneller man also den Körper wirft, indem man ihn z. B. aus einem Geschütz hervorschießt, um so flacher wird seine Bahn in der Luft, denn desto weniger hat er Zeit zu fallen, während er durch die Luft saust. Die Geschoßbahnen der modernen Infanteriegewehre sind daher ganz flache Bögen, aber sie sind immer Parabeln. Verfolgt man die Linien genauer, etwa im Stile des Astronomen, so findet man, daß sie eigentlich gar keine Parabeln sind, sondern kurze Ellipsenstückchen, die allerdings praktisch Parabeln gleichzusetzen sind. Dieser Umstand wird wichtig, sowie man zu großen Wurfgeschwindigkeiten und in die Räume des Kosmos hinausschreitet.

Denken wir uns nun, wir schießen von einem hohen Berge aus wagerecht, so könnten wir es dahin bringen, daß das Geschoß gerade so viel fällt, wie die Erdkrümmung von der Wagrechten abweicht. Dann erreicht das Geschoß den Erdboden nie, sondern es umkreist sie immerwährend. Das tritt ein, wenn das Geschoß mit 7900 m Anfangsgeschwindigkeit aus dem Rohr hervorschießt. Die Erde hat also noch immer die Kraft, das Geschoß in ihrem Anziehungsbereich zu halten, aber zu ihr zurück kehrt es nicht. Es umkreist sie in einer elliptischen Bahn, wobei der Erdmittelpunkt immer der Brennpunkt dieser Ellipse ist. — Doch auch die Kraft der Erde ist nicht unbegrenzt. Bekommt das Geschoß beim Ausstoß aus dem Rohre eine Geschwindigkeit von 11050 m in der Sekunde, dann überwindet es ihre Anziehung und fliegt unwiederbringlich in den Weltraum hinaus. Jetzt beschreibt es als Bahnlinie eine echte Parabel, deren Brennpunkt der Erdmittelpunkt ist. Bis wir's so weit gebracht haben, hat es aber noch gute Weile, denn wir sind mit unseren besten Geschützen erst bei 1000 m Anfangsgeschwindigkeit angelangt, und unsere schnellsten Züge haben bei den berühmten Schnellbahnversuchen auf der Zossener Strecke erst den zweihundertsten Teil dieser Geschwindigkeit erreicht. Aber ... es ist doch wohl nur eine Frage der Zeit? — Und wenn ja, so wäre also die Möglichkeit gegeben, unserer Erde zu entrinnen. Ob allerdings viele Menschen angesichts einer Reisedauer von einigen Jahren bis zum Mars die Gefahr wagen würden — wenn sie 12 km in der Sekunde zurücklegen —, erscheint angesichts der Unsicherheit unserer Bekanntschaft mit den Marsverhältnissen immer noch zweifelhaft. Die Lufthülle der Erde nämlich ist das Hindernis, das es noch zu überwinden gilt. Das erscheint uns zwar angesichts der Dünne der Luft unerheblich, aber die Astronomen machen uns dennoch sehr bedenklich. Sie wissen nämlich, daß die mit ungeheurer Geschwindigkeit aus dem Weltraum eindringenden Meteore von der Erdatmosphäre aufgehalten werden, trotzdem sie nicht bloß mit 12 km in der Sekunde reisen, sondern durchschnittlich mit 42! Wie kommt das?

Die Geschwindigkeit des eindringenden Meteors ist so groß, daß eine ungeheure Reibung an den durchschlagenen Luftmassen entsteht, die das Meteor hemmt. Bei solchen Geschwindigkeiten bietet die Luft der Bewegung gewaltigen Widerstand, etwa wie ein Löffel im Sirup. Es ist unmöglich, diesen schnell darin zu bewegen, eher bricht der Stiel ab. Dieselbe Erfahrung macht man in der Technik vielfach, wo es sich um schnelle Bewegungen handelt. Der Luftwiderstand spielte auch bei den vorhin erwähnten Geschwindigkeiten auf der Zossener Strecke schon eine erhebliche Rolle. Und bei den Geschossen merken wir den Einfluß des Windes sehr gut. Eine Geschwindigkeit gar von 12 km in der Sekunde würde das Geschoß in wenigen Augenblicken zum Stillstand bringen, oder in Staub und Asche verwandeln. Die Lufthülle ist der unbesiegliche Widerstand, der den menschlichen Körper an die Erde fesselt. Wenn also die technischen Mittel es uns versagen, in bessere Welten auszuwandern, dann

müssen wir unsere eigene Welt selbst dazu umgestalten. Diese Aufgabe ist fest vorgezeichnet, und sie ist, so hoffen alle Menschenfreunde, erfüllbar!

Müssen wir so jede Hoffnung schwinden sehen, der Erdenschwere entrückt zu werden, so bleibt uns vielleicht die Möglichkeit, mit unseren Brüdern jenseits der trennenden Gashülle unseres Planeten irgendwie in Gedankenaustausch treten zu können. Phantasiereiche Schriftsteller haben uns gleich bei der Erfindung der drahtlosen Telegraphie schöne Bilder davon vorgegaukelt. Die Fortpflanzung der elektromagnetischen Wellen geschieht ja nicht auf dem Rücken der Luft, sondern der mysteriöse Weltäther ist der Träger, auf dem sie ebenso durch den Makrokosmus fluten, wie sie das Atomgitterwerk der materiellen Körper durchzittern. Die Lösung der Aufgabe steht uns unmittelbar bevor. Denn um die Erde können wir bereits herumtelegraphieren, Nauens elektrische Stimme ist mit den jetzigen Hilfsmitteln der Technik überall auf unserem Mutterkörper hörbar. Jetzt kommt der planetarische Weltraum zur Eroberung in Betracht. Versuchen doch nach Meinung mancher „Kosmopoliten" Bewohner anderer Welten schon lange, Verständigung mit uns zu gewinnen.

Aber gerade in diesem erhebenden Augenblicke werden die schönsten Hoffnungen freundlicher Phantasten jählings zerstört durch einige Wissenschafter, die nichts Besseres zu tun haben, als die Solidarität der Erdenmenschheit mit der von Bewohnern anderer Welten — noch ein Phantom verblendeter Träumer in politicis — durch wissenschaftliche Beweisführung zu leugnen und den Chauvinismus sozusagen ins Planetarische zu übertragen. Um deutlicher zu werden: In dem „Jahrbuch der drahtlosen Telegraphie", dem wissenschaftlichen Sport- und Tummelplatz der „drahtlosen Theoretiker", erscheinen in neuester Zeit mehrere Veröffentlichungen hervorragender Kapazitäten dieses Wissenszweiges, die sich mit der Fortpflanzung der Wellen der drahtlosen Telegraphie befaßten. Und wenn man aus den Meinungsäußerungen Schlüsse ziehen darf, existiert eine Fortpflanzung der elektromagnetischen Wellen von der Erde durch den interstellaren Raum nicht. Anders ausgedrückt: Die Wellen der drahtlosen Telegraphie können nicht zur Erde hinaus!

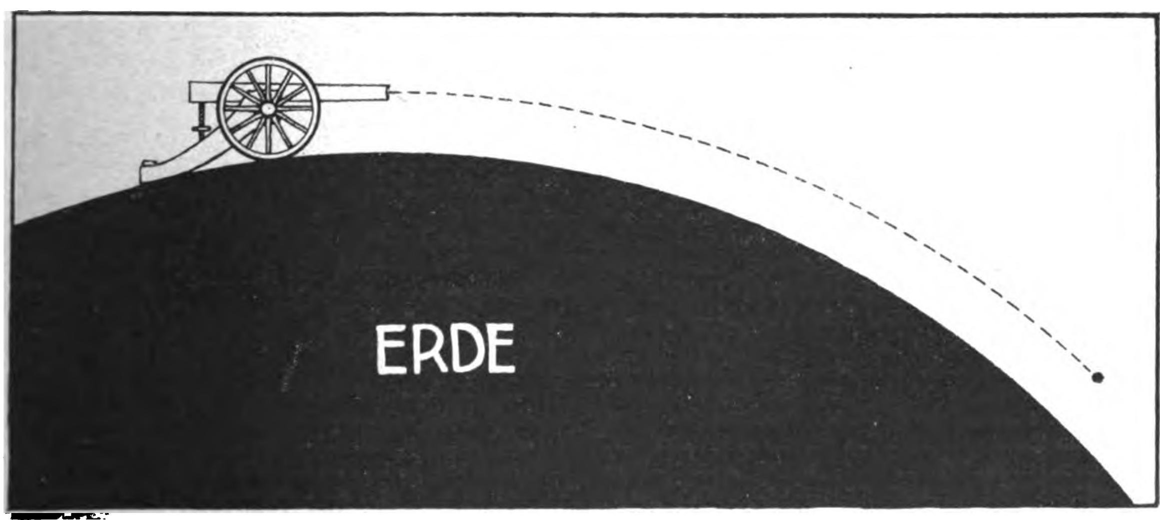
Warum aber sollen die elektromagnetischen Wellen, diese leichtest beschwingten Wanderer ohne Erdenschwere, denen die gleiche Schnelligkeit eignet wie den zarten Ätherwellen des kosmosdurchflutenden Lichts, nicht auch von Stern zu Stern dringen und Botschaften fühlender Wesen durch den Raum tragen? Auch das verneint die neueste Wissenschaft. Hat sie doch wahrscheinlich gemacht, daß die Wellen innerhalb eines engen Spalts verlaufen, der durch die Erdoberfläche nach innen und eine atmosphärische Schicht nach außen begrenzt ist. Nun: Die Erdoberfläche als Begrenzung erscheint erklärlich, anders dagegen, wie die luftige Atmosphäre die noch luftigeren elektrischen Wellen zu beschränken vermag. Und dennoch scheint's, daß bei der Übertragung der Wellen die Atmosphäre eine gewichtige Rolle spielt. Denn aus den theoretischen Erkenntnissen und den experimentellen Nachprüfungen geht schon jetzt mit ziemlicher Sicherheit hervor, daß die Wellen an die Erde gebunden sind. Wie man sich das vorstellt, das zu erörtern soll unsere letzte Aufgabe sein.

Tatsache ist, daß — und mehrere Gründe machen das wahrscheinlich — in gewisser Höhe in der Atmosphäre eine elektrisch geladene Schicht existiert, die ihre Ladung von den ultravioletten Strahlen der Sonne, von von der Erde aufsteigenden Strömen usw. erhält, und die nach ihrem Entdecker die Heavisideschicht heißt. Sie umgibt unseren ganzen Planeten und stellt für die anstürmenden elektromagnetischen Wellen eine Begrenzung dar, die diese wie ein Hohlspiegel nach innen immer zurückwirft. Die Erdoberfläche bildet also die innere, die Heavisideschicht die äußere Begrenzung des Raums, in dem die Wellen der drahtlosen Telegraphie verlaufen können. Außerhalb dieses Schlitzes sind sie unmöglich, gleichwie das Licht einer Lampe den Ausgang aus einem Raum nicht gewinnen kann, der allseitig von spiegelnden Wänden umschlossen ist.

Der schöne Traum, die Bewohner anderer Welten mit der drahtlosen Telegraphie zu erreichen, fällt also in ein Nichts zusammen. Die Erdatmosphäre ist sein grausamer Vernichter. Sie erlaubt uns weder, in das Universum hinaus zu telegraphieren noch hinaus zu schießen. Sie läßt wohl Geschosse zu uns herein, aber nicht hinaus.

Und ist's denn überhaupt ein Nachteil?

Wir wissen ja gar nicht, ob und wie eine solche Verständigung möglich ist. Und wenn wir sie dermaleinst brauchen, dann wird — des sind wir unserer Vergangenheit nach sicher — der menschliche Geist Mittel und Wege finden, sie zustande zu bringen. Denn es gibt ja wohl glücklicherweise noch viele Dinge zwischen Himmel und Erde, die sich unsere Weisheit bisher noch nicht hat träumen lassen.



Die elliptische Bahn, in der ein mit 7900 m Anfangsgeschwindigkeit von einem hohen Berge aus abgeschossenes Geschoß die Erde umkreisen würde.

Weil ich dich liebte. Von Anneliese Vollstädt

Du —
Du nanntest mich dein Sonnenkind
und ahntest nicht, daß oft das Herz in meiner Brust
vor Schmerz und Leid erzitterte.
Du freutest dich am Glanze meiner Augen und sahest
nicht, wenn einsam ich vor meinem eignen Angesicht
zusammenschreckte.
Und lachte ich, dann lachtest du und hörtest nicht, daß
hinter jedem Lachen ein leiser, weher Klang erbebte,
und liebtest mich als frohes, wildes Mädel, dem wirr
die blonden Haare um die Wangen hingen, und
wußtest nicht, wenn du gegangen, daß ich weinen mußte.
Du warst die Sonne, du gabst mir Licht und nahmst
es wieder mit dir fort und ließest mich im Dunkel
gehen — und doch hab' ich nur Dank für dich —
weil ich dich liebte.

Nach dem Zusammenbruch Anno 1806

Von Walter v. Molo

Inmitten des ausgeräumten Gutshofes, vor einer Schar verlumpter, halbverhungerter Dorfkinder steht gebeugt die junge Gutsfrau. Mit vorsichtiger abwägender Bewegung, damit nur ja nichts verloren geht, schöpft sie die Mehlsuppe in die Schälchen und Blechteller der gierig zusehenden Kinder. Leer und tot ist das Hofgeviert um die Menschen. Traurig schwingt in der einsamen Höhe, in der Mitte des Hofes, das aufgerissene Türchen des zertrümmerten Taubenschlages im Wind. „Und heute abend", sagt die Frau, „müßt ihr früher als sonst kommen, Kinder," freundlich, beruhigend nickt sie den Kleinen Appetit zu. „Kommt heute abend aber hinter das Haus. Hier wird zuviel Fuhrwerk sein."

Ein kleiner Junge mit zerrissenem Hemd wittert.

„Da tanzen wohl die französischen Herrens wieder bei Ihnen?"

„Iß weiter, Klaus! Lieschen," sagt die Frau zu einem Mädchen, das scharfe unkindliche Sorgenfurchen zu beiden Seiten des kleinen Mündchens im Kindergesicht hat, „war deine Mutter heute nacht noch einmal anfällig?"

Starr sieht das Kind gradaus vor sich hin. „Mutter wird nie wieder gesund."

„Das darfst du nicht sagen. Vielleicht hilft der liebe Gott doch." Das Kind schüttelt traurig den Kopf. Trocken weinend, hoffnungslos geht sein Blick über den Hof, über die abgetragenen Strohdächer des Dorfes zum erhöhten Waldrand. Dort steht ein großes windschiefes Kreuz. Unordentlich in breiter Fläche ist ihm zu Füßen die Erde durcheinandergewühlt und über etwas geworfen, das sich in wirrer Gruppe dem Lichte zu wieder aufzubäumen scheint.

„Die Unsern, Frau Baronin, sind seit dem Regen wieder obenauf!" flüstert der Junge.

„Iß weiter, mein Kind."

Über den Hof vom Gesindehaus her hallt Gesang der französischen Einquartierung. Wie eine Erscheinung, die nicht zu der kargen Landschaft paßt, tauchen auf der Dorfstraße zwei französische Offiziere zu Pferd auf. Im Prunk ihrer bunten Uniformen. Herausfordernd blitzen in der Sonne die Tressen und goldenen Schnüre, die Waffen und die Orden der Trabenden.

„Geht nach Hause, Kinder," sagt die Frau, „nehmt euer Essen mit."

Sie nicken. Verstehend, scheu trollen sich die Kinder in weitem Bogen dem Hoftor zu. Sie stehen zögernd. Die Offiziere haben ihre Pferde zusammengenommen. In kurzem Paradegalopp reiten sie in den Gutshof ein. In schöner, selbstbewußter Kurve sprengen sie an die Freitreppe heran. Sie springen, stolz auf die guten Figuren, die sie dabei machen, aus den Satteln. Mit einem Ruck verschwindet ängstlich die Kinderschar durch das Tor.

„Madame," spricht bei galanter Verbeugung der ältere Offizier. „Unsere Fete ist gesichert. Es hat Wunder gewirkt, daß ich Herrn von Strachwitz als Geisel verhaften ließ. Es folgt jetzt alles unserer Einladung."

Vom Stall her kommt ein Knecht gelaufen. Mit Todesangst im Blick nimmt er den Offizieren die Pferde ab.

„Mit reinem Hafer füttern!"

Der Oberst wendet sich zur Gutsfrau zurück.

„Sind Sie vorbereitet? Die ganze Umgebung wird heute abend unser Gast sein."

„Es ist wie immer alles geschehen, Herr Oberst, um Sie zufriedenzustellen."

„Zürnen Sie mir noch, schöne Frau von Möllendorff?"

Rein steht der Blick der Frau im Antlitz des Offiziers. Der Oberst faßt seinen Schnurrbart, hastig, verlegen dreht er daran herum. Agressiv, hilflos zornig sucht sein Blick ins Innere der Frau zu stoßen. Er prallt ab. Wie ein unsichtbarer Stahlsturz umgibt etwas die preußische Frau.

„Sie werden heute mit mir den Ball eröffnen, Frau von Möllendorff!"

„Ich trauere, Herr Oberst, um zwei Brüder."

Röte steigt in das Antlitz des Soldaten.

„Dann sorgen Sie dafür, daß Sie Ihre Freundin vertritt! Diese Witwe mit den schönen Armen, die so schmachtend zur Laute zu singen weiß! Haben Sie verstanden, Madame? Ich müßte sonst befehlen!"

Mit langsamer Bewegung wendet sich Frau von Möllendorff dem Hause zu.

„Ein Wort noch, Madame!"

Sie steht; der Wind spielt mit dem Blondhaar der Frau, liebevoll, als wolle er sie trösten.

„Weisen Sie jetzt die Mannschaft an," gebietet der Oberst seinem Adjutanten, „wie sie den Tanzsaal schmücken soll. Alle Gärten stehen voll Blumen. Sie sollen Sträuße winden!"

„Sehr wohl, Herr Oberst."

„Und Sie, Madame, Sie werden von heute ab, damit Sie mir nicht zuviel in Ihrem Tacitus lesen, mit uns zu Tisch speisen. Ich erwarte Sie in einer Stunde zu Tisch!" Er wendet sich, sporenklingend steigt er die Freitreppe hinan.

Mit nachdenklichen Schritten geht Frau von Möllendorff um das Herrenhaus herum, sie biegt zum Bureau ihres Gatten ein. Sie steht: des alten Jägers polternde Stimme klingt schimpfend durch die Tür: „Sie gehen vor die Hunde, Herr Baron, wenn Sie weiter so schnackisch schlapp sind, mit Respekt zu sagen! Hundert Jahre braucht der Wald, bis er wieder so dasteht wie jetzt. Wer soll denn



aufforsten? Haben Sie dazu Geld? Wo steht denn geschrieben, daß die Franzosen das Recht haben, auch unser Holz zu stehlen? Herr Baron, mit der Demut is nischt! Denken Sie an Ihren Herrn Papa! Immer feste rin ins Feuer! Anderes jibt's nich! Was ist denn jeschehn? Die Weltjeschichte is noch lange nich aus! Jut, wir haben eene aufs Dach gekriegt, det jebe ick zu, aber: det nächste Mal verkloppen wieder wir die Franzosen! Ick steh' Ihnen dafür, Herr Baron!"

Frau von Möllendorff tritt ein.

„Schrei nicht so, Christian."

„Nicht für ungut, halten zu Gnaden, gnädige Frau," sagt der alte Jäger mit blutrotem Kopf. „Is vielleicht eener von den Hunden draußen?" Mit den Fäusten faßt er sein Gewehr. „Soll ick ihm Beene machen? Bin immer parat zur Bedienung!"

„Es ist niemand draußen, Christian," spricht Frau von Möllendorff, sie sieht mitleidig in der einfachen, weißgetünchten Stube hinter dem Tisch, das bleiche Antlitz ihres Gatten, „aber es hätte leicht jemand draußen sein können. Du mußt um unsertwillen vorsichtiger sein."

„Det ist richtig! Werd' mir daran halten! Herr Baron, daß ich meine Meldung ganz mach'. Heut nacht is wieder in die Freimühle einjebrochen worden!" Der Jäger wendet sich wieder zu seiner Herrin. „Det is alles die Folge von der verfluchten Laschete, gnädige Frau," sagt er, kratzend, als wolle er dort Hilfe ausgraben, fährt er sich mit den Fingern über den Hinterkopf. „Deubel, Deubel," sagt er, „der olle Fritz jeht uns mörderisch ab! Herr Baron, der ließ man stramm an die Kiefern hängen! Sie müssen sich selbst helfen, Herr Baron! Es wird anders nich besser!"

Zerrissen lächelt der Gutsherr, er zuckt die Achseln.

„Die Gerichtsbarkeit ist mir genommen," sagt er. „Ich darf nicht mehr in die Justiz eingreifen. Das geht jetzt das Amtsgericht an."

„Nu, schön!" Der Jäger wendet sich zur Türe. „Wenn einer hangt, hangt er," sagt er wild in die Augen der Frau hinein, die besorgt zu ihrem Manne sieht. „Ich garantier', es wird bald wieder einer hängen! Wie sollen denn die Canaillen Orders parieren," schreit der Alte, „wenn sie keene Angst vor Ihnen haben?"

„Angst haben wir alle, Christian." Schmerzlich, selbstzerfleischend ist des jungen Gutsherrn Blick. „Vor den Franzosen haben wir alle Angst!"

„Ick hab' keene Angst," schreit der friderizianische Unteroffizier. „Mein Großvater hat die Schweden verkloppt. Ich verklopp' die Franzosen. Det is unser Metier. Ick hab' gar keene Angst, Herr Baron, dagegen verwahre ick mir!"

„Du hättest auch Angst, Christian, säß' dir das Messer an der Kehle wie mir."

„Heben Sie die Kehle, Herr Baron! Nischt für ungut. Adjes! Mahlzeit, Frau Baronin."

Der Alte zieht ab.

Frau von Möllendorff greift bittend nach der zuckenden Hand ihres Mannes.

„Fritz! Behalte den Kopf oben. Wir müssen durch!"

„Ja, ja, mit Moderation!"

Aufgeregt, haltlos schiebt er die Papiere auf dem Tisch durcheinander.

„Es geht nicht mehr, wenn du und die Kinder nicht wären ..."

„Fritz, wir müssen durch!"



Deutsche Heimat: Dorffrieden. Nach einer Radierung von B. Hörsing.

„Mit fünfzig Talern pro Tag für jeden französischen Offizier? Aus meiner Kasse? Ohne Korn, ohne Pferde, ohne Vieh? Mit diesen Hypotheken und Steuern? Wie stellst du dir das vor?"

„Verkauf meine Perlen, Fritz, dann hast du es leichter."

Er hebt abwehrend die Hände.

„Ich rühre nicht daran!"

„Fritz," sagt sie, ihr Blick sieht, als sähe er in andere, in bessere Zeiten. „Es ist ja gewiß schwer für dich. Aber es war doch gerecht, Fritz, daß der König die Leibeigenschaft aufhob."

„Gerecht! Gerecht? Gilt das Wort nur für andere? War es gerecht, mein altes Regiment aufzulösen? Ist das Gerechtigkeit, wie wir jetzt leben müssen? Du wirst sehen, ich kann das Gut nicht halten!"

„Auch dann muß es gehen, Gott ist überall."

Die Türe öffnet sich. Zornig, als sei sie schuld an allem, starrt der Mann die alte Wirtschafterin an.

„Gnädige Frau," zetert luftschnappend das Hausfaktotum los, „die unlautere Weibsperson, die, die vom Zahlmeister, die will ein warmes Bad! Jetzt!"

„So gib ihr's, Mariechen."

Bitter lacht der Gutsherr auf, er hämmert mit der Faust auf dem Tisch.

„Sie ist niemalen kopuliert mit ihm!" schreit Mariechen. „Wo war das erhört? Nur die Schweine baden am lichten Tag. Ich tu's nicht!"

„Dann werde ich das Bad richten."

Mariechen steht mit beschwörend erhobenen Händen.

„Das erlaub' ich nicht. Ich tu's schon!"

Im Innern des Hauses schallt eine heftige Stimme. Der Gutsherr springt hoch. „Fritz!" Es setzt die Türe auf und steht. Der alte Feldmarschall von Möllendorff hält in friderizianischer Generalsuniform vor einem stämmigen, jungen Offizier in französischer Uniform, der ihn anschreit: „Seit ich hier bin," schreit der Leutnant den Greis an, „beliebt es Ihnen, mir unehrerbietig zu nahen! Geben Sie sofort die Hand aus dem Brustausschnitt! Sie freches Gespenst, Sie!".

„Fritz!" Frau von Möllendorff ringt mit ihrem Mann.

Sie starrt den hochgewachsenen Greis an. Langsam, ruhig, gelassen zieht der die Hand aus dem Brustausschnitt. Er hebt sie zum Hut. Die alten Beine gespreizt, nimmt er grüßend den Generalshut vom Kopf. „Ist es Ihnen so genehm, Herr Leutnant Schubisenring?" Wie ein Vater sein ungezogenes Kind zur Vernunft bringt, lächelt der alte Möllendorff. Mit verwirrtem Drohblick, durcheinandergeworfen, verschwindet der Elsässer in seinem Zimmer. Totenbleich, keuchend lehnt der Gutsherr an der Mauer. „Das sind nur Äußerlichkeiten, Fritz!" beruhigt der alte Möllendorff seinen Sohn. Liebevoll tritt er an ihn heran. „Kontenance, Fritzchen," bittet er. „Jeder Toback trocknet. Der französische Toback trocknet auch. Komm, Fritzchen!" Er umschlingt die Schultern seines Sohnes. Die alten Augen bitten die Schwiegertochter um Hilfe. Sie nehmen den Fassungslosen unter den Armen, Frau von Möllendorff öffnet die Türe ins Wohnzimmer. Mit gefalteten Händen kommt ihnen der junge Kandidat, der Erzieher der Kinder, entgegen, seine Augen leuchten.

„Ich bewundere Sie, Exzellenz," sagt er heiß, begeistert, „Sie finden den Weg!"

Schweratmend, mit verächtlichem Blick den Geistlichen streifend, wirft sich der junge Möllendorff auf einen Stuhl. Er preßt die Fäuste in die Augen.

„Herr Baron," stammelt der Kandidat. „Wir müssen uns fügen! Ach bitte, finden Sie, wie Ihr Herr Vater, zur Menschenliebe und zur Brüderlichkeit!"

„Fritz," sagt der alte Möllendorff, er legt seine Faust auf die herabgesunken starrende Schulter seines Sohnes. „Zerstöre dich nicht! Denk an die Zukunft! Sie braucht Männer!"

„Ja, Herr Baron, die Exzellenz hat so sehr recht! Lassen Sie den Haß fahren; Sie werden erst dann wieder fröhlich sein!"

„Fritz," sagt der alte Möllendorff, „die Pferde, das Erz und die Menschen, die wachsen in Preußen, trotz der Franzosen!" Mit einem Ruck hebt der junge Möllendorff fragend den Kopf.

„Nicht!" bittet der Kandidat.

„Wie denn?" sagt der alte Möllendorff, er mißt den mageren Kandidaten von oben bis unten. „Ich kenne das Leben. Ich habe mich aus großer Verwirrung durchgerungen; ich weiß, was ich sage! Man muß Zeit gewinnen, bis die Reserven wieder heran sind. Fritz!?"

„Vater!" Der junge Mann springt auf. Er umarmt den Alten.

„Erziehe deine Kinder", spricht der alte Möllendorff, „zu solchem Denken! Bist du damit einverstanden, liebe Tochter?"

„Ja, Vater."

Schüchternes Klopfen ist an der Türe. Sie wenden sich. Schwerfällig linkisch schieben sich zwei Bauern ins Zimmer. Sie nicken einen unbeholfenen Gruß; der eine sucht stoßend den anderen vor sich zu bringen. Des jungen Möllendorffs Hand umpreßt feindlich die Lehne eines Sessels.

„Was wollt ihr?" herrscht der Gutsherr die Bauern an. „Ich kann euch nicht helfen."

„Klaus, willst du reden?"

„Red du!"

„Wir wollen nischt, Herr Baron. Gucken Sie uns bloß nicht so böse an; wir wollen nischt."

„Jar nischt, Herr Baron."

„Willst du reden?"

„Red du!"

„Ja, also, Ihr Vorwerk, Herr Baron, muß doch mal wieder aufgebaut werden? Nicht? Sie brauchen's doch?"

„Baut nur auf! Ihr werdet mit mir schlechte Geschäfte machen."

„Davon ist nicht die Rede, Herr Baron. Wir bauen's Ihnen gern auf; als Gegenschenerosität dafür, wie Sie uns det Vieh über den Winter brachten, als wir abbrannten; red du!"

„Ich hab' noch Korn, Herr Baron. Alles findet der Napoljum doch nicht, Herr Baron!" Der Bauer faltet die Hände. „Verschmähen Sie die kleine Gabe nicht!" bittet er.

Wortlos, dankbar strecken der alte und der junge Möllendorff den Landleuten die Hände hin. Frau von Möllendorff wendet sich ab. Sie zerrt ihr Augentuch aus der Tasche.

„Und, weil die Herrschaft so gnädig ist," sagt gerührt der ältere Bauer, „mit Verlaub und Respekt, mein Hans, der früher Ihnen gehörte, Sie haben nischt nich dafür gekonnt, Herr Baron, ick weiß schon, der heirat' am nächsten Sonntag. Ich mach' hiemit meine devoteste Einladung! Er heirat' die Grete, die der Herr von Prittwitz nicht hat freigeben wollen. Wir haben durchs Gericht die Konsenz. Geben Sie uns die Ehr', Herr Baron. Der Hans ist doch ein Stück von hier."

„Nehmt mir's nicht übel. Mir steht der Sinn nicht nach Festen."

„Aber, Herr Baron," sagt tröstend der alte Bauer. „Verkümmern Sie sich nicht. Det Leben geht weiter, trotz dem Napoljum, Herr Baron, haben Sie man keene Bange."

„Er hat recht, mein Sohn."

„Also auch das. Ja, ich komme! Ich komme gern!"

„Gotts Dank."

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 28. Dezember 1920 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

Abend.

Nach einem Gemälde von Heinrich Reifferscheid.



Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

Der ersterbaute Rhein-Seedampfer Martin Opterbergs war in das Eigentum einer großen Reedereigesellschaft übergegangen. Es war dem Erbauer schwer geworden, den Erstling seiner Pläne zu verkaufen und die Ausführung seiner Pläne wiederum auf Jahre zu verschieben. Aber als er an einem arbeitsfreien Sonntag einen Überschlag seiner häuslichen Verbrauchnisse zu Papier gebracht hatte und einen Voranschlag über die mutmaßlichen Bedürfnisse der nächsten Jahre, war sein Entschluß auf der Stelle gefaßt.

Der Verkauf hatte einen reichen Gewinn gebracht. Und wenn das glänzende Ergebnis auch das Selbstbewußtsein des Erbauers stärkte, Martin Opterbergs Freude ging leer aus. Wohl dachte er, nimm's als Lehrgeld, aber er fühlte, wie die Unruhe seines häuslichen Lebens nun auch in seine Arbeit einzudringen trachtete und sie zur Sklavin des Gelderwerbs herabdrücken wollte. Sabine Opterbergs Ausgaben waren seit der letzten Aussprache nicht nur gestiegen, die alten Barthelmeß und die Brüder Barthelmeß traten immer häufiger und mit immer umfangreicheren Geldforderungen an ihn heran.

„Schreibe deinen Eltern und deinen Brüdern," sagte er zu Sabine, „die Rechnung stimme nicht. Sie seien zu vier Männern, die arbeiten könnten, und ich nur ein einzelner. Die Firma heiße Martin Opterberg und nicht Opterberg & Barthelmeß."

Sabine sah ihn mit zornigen Augen an.

„Woher solltest du Familiensinn haben? Seit deinem neunzehnten Jahr bist du von Hause fort, und selten genug hat's dich heimgezogen. Es zieht dich ja nicht mal zu deinen Jugendfreunden. Wir Barthelmeßkinder aber haben ein Familienleben genossen, wie es inniger und vertraulicher gar nicht auszudenken ist. Wir sahen eben auf die Menschenfreud' und nicht auf das elende Geld."

„Das scheinen die Deinen auch heute noch zu tun, wo sie vier Familienleben führen."

Sabine Opterberg sprang über den Einwurf hinweg.

„Ein wahrhaft liebevoller Dank für Vater und Mutter, die sich ihr Leben lang für mich gequält haben. Du könntest zusehen, wie sie eines Tages darum ins Armenhaus müßten."

„Und deine drei Brüder könnten trotz des innigen Familienlebens auch zusehen?"

„Meine drei Brüder haben selber nichts."

„So sollen sie arbeiten und sich etwas schaffen. Oder wär's dir recht, wenn ich auch die Hände in den Schoß legte und mich etwa auf deine Leute verließe?"

„Nein," sagte Sabine Opterberg beleidigt, „du brauchst ihnen nichts mehr zu schicken, ich werd' es von meinen Ersparnissen tun."

Der Werftherr hob die Hände. „Da sei Gott vor, daß die Rechnung noch verworrener würde. Lieber werde ich die Ansprüche der Deinen noch einmal erfüllen und ihnen das Notwendige dazu schreiben, als daß ich mich zum Schluß in unserer doppelten Buchführung nicht mehr aus und ein kenne."

„Ich halt' das auch für das Vernünftigere, Martin."

Auf Martin Opterbergs Geldsendungen trafen herzlich gehaltene Dankschreiben von Barthelmeß Vater und Söhnen ein. Alle aber schrieben sie wie in einem geheimen Einverständnis, die mißverständliche Beurteilung der augenblicklichen Verhältnisse läge lediglich an der viel zu geringen Pflege der Familienbeziehungen, deren Vernachlässigung sie sich aufrichtig zum Vorwurf machten, die sie aber durch baldige Besuche zu heben gedächten.

Als erste erschienen Professor Barthelmeß und Frau. Und während sich Frau Hadwigas quecksilberne Unrast schon in den ersten Tagen daran machte, der Tochter Truhen und Schränke auf abgelegte Festgewänder und Leibwäsche zu untersuchen und sofort zum Mitnehmen zu verpacken, begann der Professor, das künstlerische Gesicht des Hauses von Grund aus neu zu gestalten und alle Möbel durcheinanderzurücken. Kaum, daß Martin Opterberg ihn von seinem ganz auf das Persönliche eingestellten Arbeitszimmer abzuhalten vermochte.

„Vergiß nicht, Martin, daß du die Tochter eines ersten und anerkanntesten Künstlers zur Frau besitzest. Das mußt du dir immer vergegenwärtigen."

„Ich weiß die Ehre nach ihrem vollen Wert zu schätzen."

Unter großem Lärmen rückten die Brüder ein. Wieder erschienen sie ohne ihre Frauen, aber Martin Opterberg wußte ihnen hierfür wenigstens Dank, denn er hatte im Laufe der Jahre erfahren, daß der erste seine einst vermögende Frau irgendwo und irgendwann im Stiche gelassen und der zweite ein Mädchen niederster Sorte geheiratet habe, der dritte aber eigentlich unverheiratet sei und nur in wilder Ehe lebe. Widerwillig genug bot er den Brüdern seiner Frau die Gastfreundschaft.

Mit Genugtuung hatte Sabine festgestellt, daß der Vater in seinem wallenden grauen Patriarchenbart und die Brüder in ihren nach dem neuesten Schnitt gearbeiteten Anzügen sehenswerte Figuren darstellten und auch die Mutter in ihrer fahrigen Beweglichkeit noch den alten Reiz ausübte. So zögerte sie nicht, eine Festtafel zu rüsten, die der Künstlerprofessor in ein wunderbares Gebilde aus roten Rosen wandelte, und ihre Verehrer und Neiderinnen zu laden, um die Barthelmeßleute und damit sich selbst in vorteilhaftestem Lichte vorzuführen.

Die Gäste saßen wie verzaubert in der Fülle von Rosen, aßen mit Bewunderung von den ausgesuchten Speisen und tranken mit Andacht die edel zusammengestimmten Weine. Es war nur eine Stimme an der festlichen Tafel, daß das Haus Opterberg, von dessen anmutreicher Herrin man zwar täglich neue Überraschungen gewöhnt sei, diesmal sich selber übertroffen habe.

Sabine Opterberg wies mit strahlender Miene auf ihren lächelnden Vater.

„Ja, meine verehrten Damen und Herren," lehrte der Professor, „die Errichtung einer Festtafel ist eine Kunst, die ebensoviel natürliche Begabung wie die allererlesensten Vorbilder verlangt. Beides vereint ergibt erst den untrüglichen Geschmack. Es nützt nichts, die feinsten Weine zu trinken, man muß sie auch nach Duft, Fülle und Feinheit in eine so stimmungsvolle Steigerung zu bringen wissen, als erschlösse sich langsam aus der Knospe die ersehnte Rose. Was ich in dieser und anderer Beziehung an den Höfen der Fürsten und Vornehmen des guten Geschmacks erlernen durfte, ist meiner angeborenen Begabung zugute gekommen. Sollte ich einmal den Vorzug

genießen, Sie als liebe Gäste in meinem eigenen Heim begrüßen zu dürfen, so werden Sie finden, daß sich auch der Reiz des erlesensten Weines durch die künstlerische Form der Trinkgefäße noch erhöhen läßt."

Und nun plauderte der Professor von Italien und Spanien, und es waren Siegeszüge des Künstlers und des Mannes, die er entrollte, und die gebeseligen Frauen spielten bald eine größere und munterere Rolle darin als der seligmachende Wein.

Der anfeuernde Beifall, den der durchtriebene Schönredner fand, ließ den Ehrgeiz der Söhne nicht lange ruhen. Schon hatte der Wein in den Gemütern der Gäste die allerfeinsten Übergänge ausgewischt, und sie konnten den Faden schon um einige Nummern kräftiger spinnen. Künstlerfeste, auf denen der erste Blick das Schicksal der Frauen bedeutete, wechselten mit geheimnisvollen Stelldicheins in Palästen und Parken voller Marmorbilder. Händeringende, liebefordernde Damen flehten um Entführung. Kraftwagen brausten durch die Nacht und über die Alpen. Hie und da blitzte im Zweikampf die Klinge. Namen wurden im Eifer des erregenden Berichts hervorgestoßen und erschreckt auf schonende Weise zurückgenommen. Ausrufe des Entzückens, schadenfreudiges Gelächter, derbe Zwischenrufe durchschwirrten die Tischgesellschaft. Sabine Opterberg aber genoß den frechen Unsinn der Brüder mit leuchtenden Augen.

„Und wer bezahlt das ganze Zaubertheater?" rief einer der Fabrikherren in aufgeräumter Stimmung. „Im Leben hätt' ich nicht gedacht, daß die Kunst so ausgiebig ihren Mann ernährt. Denn, wie mir Ihre Frau Schwester verrät, sind Sie ja allesamt Künstler, meine Herren."

„Künstler?" riefen die drei Brüder wirr durcheinander zurück. „Gibt das Wort allein alles her? Schafft es Gold und Edelstein? Frauen, Rosen und Wein? Der Mann muß hinzu! Der Siegerwille! Wir sind Lebenskünstler!"

Da erhob sich Martin Opterberg von seinem Platz, neigte sein Glas huldigend vor den drei Schwägern, leerte es und setzte sich wieder. Ohne ein Wort.

Einen Augenblick stand den Prahlhänsen der Mund offen. Dann begriffen sie und klopften sich die Stäubchen vom Frack. Und Sabine Opterberg wünschte eine gesegnete Mahlzeit und hob die Tafel auf.

Als die Gäste gegangen waren, winkte der alte Barthelmeß dem Hausherrn mit den Augen.

„Wir rauchen noch eine Zigarre zusammen."

„Wenn es dir Freude macht — gewiß."

„Laß erst meine Herren Söhne verschwunden sein. Sie wittern überall ein Geschäft und sind nicht wegzuschlagen."

„Handelt es sich denn um ein Geschäft? Dann könnten wir es auf morgen verschieben."

„Nun sind wir allein," sagte der alte Herr, sicherte noch einmal an den Türen und ließ sich zufrieden in einem Sessel nieder. Ihm gegenüber saß Martin Opterberg. Beide rauchten sie schweigend.

„So eine Gesellschaft muß dich ein Heidengeld kosten, Martin," nahm endlich der alte Herr das Wort.

Martin Opterberg zuckte nur mit den Achseln.

„Nun ja, du hast es ja dazu. Sabine erzählt Wunderdinge von deinem Vermögen und den Rieseneinkünften aus deiner Werft. Zum Beispiel der letzte Schiffsverkauf. Stimmt's?"

Martin Opterberg strich die Asche der Zigarre ab.

„Am einfachsten ist, du nennst mir ohne Umschweife deinen Wunsch."

„Meinen Wunsch? Ich habe keinen Wunsch. Aber da du dem Ton vertraulicher Aussprache den Geschäftston vorzuziehen scheinst, so will ich dir ganz gegen meine Absichten auch hierin folgen. Sabine hat mir aus ihrer Brautzeit noch einige Rechnungen hinterlassen. Für Kleider, Hüte, Leibwäsche und was so eine kleine Schönheit braucht. Die Leute haben vier Jahre gewartet und wollen nun bezahlt sein."

„Vier Jahre?" fragte Martin Opterberg und nahm die ihm hingestreckten Rechnungen entgegen. „Meine Verlobung und meine Heirat sind erst zwei Jahre alt. Da steckt ein Rechenfehler."

„Es ist alles in Ordnung," widersprach der alte Herr. „Das Kind hatte doch die Kleider und den anderen Staat mit auf die Verlobungsfahrt zu deiner lieben Frau Mutter."

„Aber die Rechnungen stammen, wie du mir zu erzählen beliebtest und wie die Zeitangaben auf diesen Papieren bestätigen, aus einer Verlobungszeit Sabines vor vier Jahren. Von dieser wußte ich in der Tat nicht, was wohl meine Zahlungssäumigkeit einigermaßen entschuldigt."

Martin Opterberg faltete die Papiere wieder zusammen und reichte sie dem alten Herrn zurück. Ein wenig betreten strich sich Professor Barthelmeß den Graubart. Dann versuchte er ein lustiges Lachen.

„Martin," rief er und schlug dem Stillbrütenden aufs Knie, „Martin, du kennst die Weiberchen nicht. Natürlich hat sie nur auf dich gewartet, sehnsüchtig sogar, verliebt wie keine zweite. Aber du bliebst jahrelang weg, zuletzt noch drüben überm Meer, und ließest nur gelegentlich von dir hören und so sparsam, daß kein Mensch herausfinden konnte, ob du noch warm oder schon kalt warst. In solchen Fällen pflegen unsere klugen Weiberchen zwei Eisen ins Feuer zu legen. Aber als du heimkehrtest und Ernst machtest, wurde das eine natürlich sofort wieder hinausbefördert."

„Gemein ..." stieß Martin Opterberg zwischen den Zähnen hervor. Er spürte, wie sich ihm die Kehle zusammenschnürte.

„Wie sagtest du?" fragte Professor Barthelmeß und nahm eine Fechterstellung an.

„Ich sagte, daß ich dir den Betrag morgen früh von meiner Kasse überweisen lassen werde und daß ich dir hiermit gute Nacht wünsche."

Auf dem baldachinüberdeckten Renaissancelager schlummerte Sabine Opterberg, die Lippen halb geöffnet wie ein zärtliches Kind. Der Mann, der sie prüfend betrachtet hatte, wandte sich ab, als wäre ihm ein Nachtfrost über die Glieder gelaufen. „Da orakeln die Neunmalweisen," flog es ihm durch den Sinn, „das Weib sei ein Rätsel. Und es ist doch nur dann ein Rätsel, wenn es voller Niedrigkeiten steckt, die unsere Anständigkeit nicht erraten kann."

☆

Nun zog es Martin Opterberg doch zu den Freunden. Plötzlich und unwiderstehlich zog es ihn hin, als drängte es ihn in sein Kinder- und Jugendland. Unangemeldet traf er in dem nicht fernen Industriedorf bei Christoph Attermann ein und stand auf der Schwelle.

„Martin!" schrie Christoph Attermann auf und lag ihm am Halse.

Einen Augenblick standen die beiden und rührten sich nicht. Aber jeder hörte in der Brust des anderen das niedergehaltene Schluchzen. Dann machte sich Martin Opterberg frei.

„Und das Theresel?" fragte er lächelnd.

Sie hielt ihren kleinen Buben auf dem Arm und streckte ihm die Hand entgegen.

„Grüß' dich Gott, Martin. Hier ist das Theresel, und der kleine Christian dazu."

„Er heißt nach unserer Mutter?" Und er streichelte des Kindes feines Blondhaar.

„Nach unserer Mutter," wiederholte Therese Attermann mit einem tiefen Ton.

Er sah sie an, und ihre Blicke trafen sich. Voll und ruhig lagen sie ineinander.

„Du bist die alte geblieben, Therese, und das heißt: die junge von dazumal. Kein Zug in deinem Gesicht ist anders geworden. Ihr müßt sehr glücklich geworden sein, daß die Zeit keine Spuren einzugraben fand. Denn auch der Christoph blieb, wie er war. Nur strahlender, viel strahlender schaut er aus.“

„Dir aber sieht man die Arbeit der Tage und Nächte an,“ sagte Christoph Attermann freimütig, „und das Theresel muß dir einmal den Puls fühlen und dich in die Kur nehmen.“

„Wenn's arg schlimm wird, komm' ich, Theresel. Weißt du noch den ersten Kopfwickel zu Freiburg? Der allererste war ich, der sich ein Herz faßte zu deiner ärztlichen Kunst.“

„Das war, als du dich jählings in das Theresel verliebtest,“ sagte Christoph Attermann, und das Wort war gesprochen.

Martin Opterberg nickte ihm zu und nickte der Hausfrau zu.

„Und mir fahnenflüchtigem Manne muß das Glück geschehen, daß mir die Freundin in meinem Bruder Christoph erhalten geblieben ist.“ Er sprang ab. „Ich hatte frische Luft nötig. Da bin ich zu euch hinausgekommen.“

„Setzt euch nieder,“ bat die Hausfrau, „setzt euch nieder und plaudert. Ich leg' nur den Kleinen zur Ruh' und bin gleich die Dritte im Bund.“

Zu dritt saßen sie in dem hellen Wohngemach und plauderten von Jugend und Heimat, und wie im Badner Land stand ein offener Wein auf dem Tisch. „Er ist von der Mutter,“ sagte Therese Attermann. „Sie schickt von Zeit zu Zeit ein Fäßlein.“

„Mir schickt sie keins,“ gestand Martin Opterberg und blickte nach der Wand, die als Schmuck ein großes Bildnis Frau Christianes trug. Das gleiche Bild hing daheim in seinem Arbeitszimmer. Hier behauptete es vor aller Welt den Ehrenplatz.

„Du bist gewiß ein so verwöhnter Herr geworden, daß sie's sich nimmer traut?“ meinte das Theresel und folgte seinem Blick.

„Ja, so ein verwöhnter Herr bin ich geworden. Und in einer Anwandlung von Leutseligkeit, so denkst du, bin ich von meinem goldenen Thron gestiegen, um mich bei euch zur Auffrischung des Blutes von einem Quentchen Heimweh durchrütteln zu lassen. Ja, so wird's wohl sein.“

„Schwätz nicht, Martin,“ rief die Hausfrau fröhlich, hielt ihm ihr Glas entgegen und stieß mit ihm an. „Weshalb du gekommen bist, ist mir gleich, mir und dem Christoph. Die Hauptsach' ist, daß du gekommen bist und wir wieder beieinander sitzen.“

„Jetzt müßt ihr erzählen,“ bat Martin Opterberg. „Ich rühr' mich nicht in meinem Sessel. So heimelig bin ich schon.“

Da erzählten sie beide, und einer nahm dem anderen das Wort vom Mund, um Wertvolles für den anderen hinzuzufügen, von Therese Attermanns ärztlichem Beruf und ihrer Tätigkeit als Kassenärztin unter den Werksarbeitern, ihren Frauen und ihren Kindern. Und von Christoph Attermanns selbständiger Stellung als hochbezahlter Ingenieur und Betriebsleiter. Und von beider Pläne.

„Du dachtest gewiß, Martin, als du hier eintratst: ‚Sie zogen mit gesenktem Blick in das Philisterland zurück, o jerum, jerum, jerum!‘ Falsch geraten, Martin, scharf daneben. Wir gedenken im Gegenteil ganz gewaltig ins Zukunftsland einzumarschieren, das Theresel und ich mitsamt dem Buben und allem, was nachfolgt. Drum haben wir unsere erste Einrichtung ganz bescheiden gehalten und



Das Dreikönigsfest. Nach einem Gemälde von Jan Steen.

unsere Lebensführung nach der Einrichtung eingerichtet, um Monat für Monat unsere Kriegskasse aufzufüllen. Denn ich möcht' einmal mein eigener Herr oder Teilhaber an einem Werk werden, um meine besten Kräfte erst entfalten zu können und den Meinen die Zukunft zu erschließen. Schau, daran hilft mir die da mit ihrer ganzen, großen Frauenliebe von morgens bis abends, und selbst des Nachts muß ich sie oft hergeben für ihre Kranken."

Er hatte die Hand seiner Frau gefaßt und hielt sie fest umspannt.

„Der Christoph", sagte die junge Doktorin, „ist nämlich von der Einbildung besessen, ich übte meine Kunst nur ihm zuliebe und nicht in erster Linie um der Kranken willen. Und ich würd' sie wie einen Werttagsrock an den Kleiderriegel hängen, sobald er mir den erträumten Sonntagsrock brächt'. Nachtwandler soll man nicht anrufen. Und er nachtwandelt gar so schön, der Christoph."

„Erzählt mir auch von den Freunden," bat Martin Opterberg. Es war ihm warm und wohl zumute.

„Sie sitzen alle drei mit ihren Frauen in Düsseldorf," berichtete Christoph Attermann. „Der wackere Broich ist mir der liebste geblieben. Das war er mir schon damals, als er mit eisernem Willen seinen Assessor machte, um sich seine Hilde Falkenroth aus dem Gasthof zu Koblenz zu holen. Er trat als juristischer Berater in ein Düsseldorfer Werk, ist aber mehr und mehr der kaufmännische Direktor geworden. Die Ehe kann als eine vorbildliche gelten. Sohn und Tochter werden straff erzogen."

„Und die Klarenbachsmädchen?" fragte der Besucher.

„Du hast's getroffen," bestätigte Christoph Attermann lachend, „daß du nach den Klarenbachsmädchen fragst und nicht nach den Männern. Denn das Klarenbachgeld spielt die erste Rolle in den beiden Ehen. Der Grüters, den die Gerda nahm, ist der alte Streber geblieben und jetzt frischgebackener Regierungsrat. Mit unserem einstigen Fuchsmajor Tillmann steht's schlimmer. Seit er der Mann der Elfriede Klarenbach geworden ist, nennt er sich zwar Kunstgelehrter, aber dabei hat's auch sein Bewenden. Er möcht' halt das Studentenleben in alle Ewigkeit weiterführen mit Weib, Wein und Gesang, aber die Elfriede hat's gewaltig mit der Eifersucht und heizt ihm zu jeder Tag- und Nachtstund' ein."

„Ich möcht' sie doch einmal wiedersehen, die Wanderkameraden der Jugendzeit. Ach, ihr beiden, schön war es doch. So unglaublich schön . . ."

Sie verzehrten ein schmackhaft Mittagessen, das die Köchin selber auftrug, und dann wurde die junge Doktorin zu einer Wöchnerin gerufen. Christoph Attermann tauschte ein paar leise Worte mit ihr. Sie nickte ihm zu, schüttelte Martin Opterberg die Hand und ging.

„Wie selbstsicher sie ist, Christoph, und wie schlicht. Ich freue mich mit dir über die Helle in deinem Haus. Die stammt alleweil noch von dem Sonnenkrönlein in ihrem Haar." Und dann begann er, in stundenlangen sachmännischen Erörterungen dem gespannt lauschenden Bruder und Freund ein Bild seiner Werftanlage zu geben und seiner wirtschaftlichen Pläne, und der Abend nahte und brachte die junge Doktorin heim, die strahlend von der Einfahrt eines neuen Weltbürgers zu berichten wußte und mitten im Satze abbrach und aus der Türe lief. Denn draußen hatten die Hupen von zwei sonntäglichen Kraftwagen ein Lärmen erhoben, und ehe sich's Martin Opterberg versah und sich zurechtzufinden wußte, fühlte er sich in einen Knäuel von jubilierenden Menschen verwickelt, die ihn umarmten, ihm die Hände schüttelten, ihn kräftig auf die Wangen küßten und allesamt auf ihn einredeten. „Mein Gott," stieß er endlich hervor, „seid ihr es wirklich?"

„Wirklich und wahrhaftig, Fleisch und Bein, Jugend und Schwarzwald, Burschenschaft und gut Freund allzeit und allwege," riefen und lachten die Tillmann, Grüters und Broich mit ihren Frauen im Wettbewerb durcheinander. „Eingefangen bist du, Weltflüchtling. Auf Gnade und Ungnade. Die Frau Doktorin hat's recht gemacht. Eingelullt hat sie dich mit Chloroform oder Liebreiz und uns inzwischen durch den Fernsprecher von Düsseldorf hergerufen. Die Klarenbachschen Kraftwagen schafften's in einer guten Stunde, als wir erst den Überfalltrupp beisammen hatten. Martin! Martin Opterberg! Wie ein verwunschener Prinz schaust du aus!"

„Und die bezauberndste Frau sollst du haben rheinauf und rheinab," rief der begeisterte Tillmann in Studentenseligkeit.

„Laß das!" gebot seine Gattin Elfriede scharf, und im Gelächter der Zuhörer ging der kurze, eheliche Auftritt unter.

„Wenn ich schon nicht", knurrte Tillmann verlegen, „von schönen Frauen sprechen darf, so gebt mir Wein, und die Frau Therese soll die Laute nehmen."

Rund um den Tisch saßen sie, auf den eine Bowle hingezaubert stand, und sahen sich in die Augen und suchten und fanden sich, und die Gläser klangen aneinander, wurden geleert und wieder gefüllt, und als der ersten Wiedersehensfreude genug getan war, sang Frau Therese zur Laute.

Wie entrückt saß sie, die weiche Wange an den Lautenhals geschmiegt, und lauschte beim Singen hinein und hinaus . . . Und langsam fand sich unter den Männern und Frauen Hand in Hand . . .

„O academia!" jubelte Tillmann auf. „O academia — —"

Monate hindurch zehrte Martin Opterberg von diesem Tag, von diesem Abend. Der Schnee lag auf den weiten Breiten am Niederrhein, und die Kopfweiden am langgestreckten Stromufer spiegelten ihre Hauben in dem schwerfällig fließenden Wasser. Tot war das Land. Heißer wurde das Leben in den Häusern der Menschen.

Am heißesten wogte es in Sabine Opterberg. Eine Lebensgier war in ihr, die nicht zu stillen war, und wenn es sich nicht zu irgendeiner Abendgesellschaft in der Umgebung zu schmücken galt, schmückte sie sich für die Theater- und Musikaufführungen in den benachbarten Städten, und selbst in den politischen Versammlungen ihres Bezirks erschien sie, um einem besonders heißblütigen Vorkämpfer zu lauschen. Die Männer blickten ihr auf den Straßen nach, wenn sie in ihrer schlanken Fülle vorüberschritt, und sie erspähte jeden Blick unter den niedergelassenen Lidern, auf den Lippen ein geschmeicheltes Lächeln, das wie eine Aufreizung wirkte.

Dieses Lächeln war Martin Opterberg das Verhaßteste an seiner Frau. Weil es ohne Ansehen der Person jeden bewundernden Blick bescheinigte, der nur von einem Mann kam. Auf dem Werftplatz hatte sie gesessen, auf einem Bretterstoß, und zum Zeitvertreib auf ihn gewartet. Ein Knecht war mit einer Pferdekarre an ihr vorbeigekommen, hatte jäh angehalten und mit flackernden Augen nach dem feinbestrumpften Bein gestarrt, das von der Höhe des Bretterstoßes lässig hin und her pendelte. Da waren die Augenlider der Frau niedergesunken, da war das Lächeln erschienen, dies vermaledeite Lächeln, wie es die scheuen Dirnen auf den Straßen hatten. Nie hatte es Martin Opterberg so verhaßt gefunden wie in dem Augenblick, da der Knecht beim Erscheinen seines Herrn gleich einem ertappten Sünder mit dem Gefährt von dannen jagte.

Die Bewunderung ihrer Kreise genügte Sabine Opterberg nicht mehr. Längst hielt sie Ausschau darüber hinaus, und ihr zigeunerndes Blut wallte bei jeder Erscheinung auf, die aus dem Rahmen strebte wie sie selber.

(Fortsetzung folgt.)



Die alte Geschichte. Skizzen von Hans Bauer

Hanne und Else hatten auf einer Schulbank gesessen. Als Hanne konfirmiert worden war, stand sie abends tüchtig mit den Jungen aus dem Hause herum. Mit 15 lernte sie tanzen. Mit 16 hatte sie ein Verhältnis. Mit 17 gab es für sie keine Geheimnisse mehr. Als sie 18 Jahre alt geworden war, brannte sie ihren Eltern mit einem Fabrikbesitzerssohn durch. Der hielt sie ein halbes Jahr aus und ließ sie dann sitzen. Sie machte sich nichts daraus und suchte einen neuen. Vom 19. Jahre an verbrachte sie ein reichliches Tagesviertel im Café, vom 20. Jahre an ein knappes Tagesdrittel. Im 21. Jahre ließ ein Freund sie fürs Ballett ausbilden. Als sie 22 geworden war und auf der Bühne auftrat, verliebte sich ein Rechtsanwalt in sie, schrieb ihr, lernte sie kennen und heiratete sie an ihrem 24. Geburtstage. Hanne hatte die Fähigkeiten erworben, Weltdame zu spielen. Ihr Herr Gemahl hatte Gott sei Dank die Mittel dazu, ihr die Benutzung dieser Fähigkeiten zu ermöglichen. Hanne führte ein großes, vornehmes Haus und lebte mit ihrem Gatten in Glück und Frieden.

Else wieder hatte nie mit den Jungen in den Ecken rumgestanden. War nur mit den Eltern und allenfalls einmal mit den Freundinnen ausgegangen. War mit 15 Jahren in ein Kontor geschickt worden, war noch im 16. Jahr in diesem und im 17. und im 19. und im 21. und im 22. . . . Abends las sie oder ging ins Theater oder in einen Verein. Sie lernte auch Männer kennen. Nicht viel. Aber doch einige. Als sie 24 Jahre alt geworden war, packte sie einer einmal am Kopf und küßte sie. Sie sträubte sich und ließ es dann geschehen und hatte selige Hoffnung und ein zitterndes Herz. Aber dieser eine kümmerte sich dann nicht mehr um sie. Da verschloß sie sich vollends gegen die Menschen und ging im 30. Jahre noch in das Kontor und im 35. in ein anderes . . .

Über die grenzenlose Einsamkeit und Eintönigkeit ihrer Tage tröstete sie nur zuweilen das Bewußtsein hinweg, zeit ihres Lebens ein anständiges Mädchen geblieben zu sein.

✡

Ein Zirkusdirektor hatte zwei Pferde gekauft. Beide wollte er für eine Spezialnummer dressieren. Zunächst einmal sollte beiden das Springen durch einen Reifen beigebracht werden. Das eine Pferd glotzte den Reifen an, hob die Füße, wenn die Peitschenschnur an seine Beine zischte, warf sie gegen den Dresseur und galoppierte dann wie wild in der Arena herum. Es war nichts anzufangen mit dem Vieh. Der Direktor verzichtete also auf die Dressur und benutzte das Pferd nur noch als Vorspann zu einem seiner Wagen.

Das andere Pferd hingegen hatte so etwas wie Intelligenz. Mit ihm war etwas anzufangen. Es war gelehrig. Da wurde es monatelang jeden Morgen vier Stunden und jeden Nachmittag fünf Stunden in der Arena abgerichtet. Kriegte Hiebe, viel, viel Hiebe. Mußte erst durch einen Reifen springen und dann auf den Hinterbeinen stehen lernen und brachte es schließlich so weit, daß es abends auftreten durfte. Am nächsten Morgen gab es wieder Hiebe, da ein so intelligentes Pferd zu Höherem als bloßem Reifendurchspringen und Stehen auf den Hinterbeinen berufen schien. Es mußte noch rückwärts gehen und dann sich im Kreise drehen lernen und dann . . . und dann immer etwas anderes, immer etwas Neues. Mußte es lernen unter Qual und Peitschenstreichen. Weil es so gelehrig war. Bekam nur wenig zu fressen. Weil gelehrige Pferde nicht fett werden dürfen. Dafür klatschten die Leute abends. Dafür wurde das Pferd allerdings in Inseraten und auf Plakaten „Mustafa, der Wunderhengst, das gelehrigste Pferd Europas!“ genannt.

Das andere Pferd lebte derweilen ein gemütliches, aufregungsloses Stalleben. Und wurde fett und stark. Keine Reklame freilich hat es je als gescheit gepriesen, und kein Direktor ist für dieses Pferdes Leistungen vom Publikum je beklatscht worden. Allerdings!

✡

Zwei Männer schritten auf einer entlegenen Straße dahin. Der eine ging auf dem linken, der andere auf dem rechten Trottoir. Plötzlich gellten Schreie: „Haltet den Dieb! Haltet den Dieb!“ Die beiden schauten sich um und sahen einen Mann in rasender Hast sich entgegenrennen. Der eine Passant bekam es mit der Angst zu tun und stellte sich in eine Hausflur. Der andere wieder griff nach seinem Hausschlüssel, zog den Zeigefinger durch ihn und war entschlossen, den Fliehenden zu stellen. Als der Dieb merkte, daß sich ihm jemand entgegenwerfen wollte, mäßigte er einen Augenblick seinen Lauf, zog einen Revolver aus der Tasche, drückte dreimal ab und traf mit dem dritten Schuß den mutigen Passanten in die Stirn, so daß er tot niederstürzte. Dann flüchtete der Dieb weiter. Als er um die Ecke gebogen war, kroch der andere Passant aus der Hausflur, in die er sich geschmiegt hatte, wieder heraus, wartete, bis sich Menschen um den Toten geschart hatten, ging dann in ein Café, setzte einen Artikel über den Vorfall auf, in dem er in höchsten Tönen den Mut des opferungsfreudigen Passanten pries, überschrieb ihn „Von einem fliehenden Dieb erschossen. Bericht eines Augenzeugen“ und verkaufte ihn für 23.50 Mark an die Lokalredaktion des Stadtanzeigers.



„Lustig Blut und leichter Sinn . . .“

Die Folgen des Hungerkriegs

Die Tuberkulose, die in Deutschland vor dem Kriege erfolgreich bekämpft wurde, nimmt wieder in bedrohlicher Weise zu, und die Sterblichkeit an dieser Krankheit hat an manchen Orten, besonders in den Großstädten, die doppelte Höhe wie im Jahre 1913 erreicht. Während damals im Deutschen Reiche in einem Jahre rund 95000 Menschen an Tuberkulose starben, muß jetzt, wie das Reichsministerium des Innern in einer Denkschrift feststellt, mit einer Zahl von wenigstens 160000 bis 170000 Todesfällen infolge von Tuberkulose gerechnet werden. Die Entstehungsweise und der Verlauf der Tuberkulose machen es aber in hohem Grade wahrscheinlich, daß der volle Umfang der Verschlimmerung sich erst nach einer Reihe von Jahren, ja vielleicht erst in Jahrzehnten deutlich zeigen wird.

Millionen für Briefmarkenfehldrucke

Die ungeheure Preisbewegung unserer Zeit greift auch auf die Briefmarken über. Besonders hohe Beträge werden für Aufdruckfehler aus der jüngsten Zeit gezahlt, wie zum Beispiel auf einer Versteigerung im Berliner Künstlerhause für die 1-Mark-Marke der letzten Samoa-Ausgabe mit dem Aufdruck der englischen Besetzung, in dem der Drucker bei der Umwertung in Schilling das S hatte herausfallen lassen. Das davon vorgelegte Exemplar auf Brief war mit 40000 Mark eingesetzt und wurde nach kurzem Kampf von einem Auftraggeber für 59000 Mark erstanden. Bei dieser Versteigerung gab es auch reichliche Angebote der Kriegsprovisorien unserer Kolonien. Die 50-Pfennig-Togo ging mit 33500 Mark in anderen Besitz über. Der Wert von einer Mark der gleichen Ausgabe erzielte 38000 Mark. Näher liegen dem Alltagssammler schon die Kriegsmarken aus den westlichen, von uns seinerzeit besetzten Gebieten. Die kurz vor dem Zusammenbruch der Front ausgegebene 75-Centimes-Marke (60 Pfennig) auf Einschreibebrief wurde mit 210 Mark bezahlt, der Wert 1 Frank 25 Centimes (II. Type) war mit 2000 Mark eingesetzt und stieg auf 3500 Mark, ein gutes Exemplar auf Briefstück brachte 1025 Mark. Einen Sensationspreis brachte der Fehldruck 2 Frank 50 Centimes auf 1 Mark (rot), der, in Charlerois abgestempelt, für 25000 Mark einen Käufer fand. Der Kampf um diese Markenschätze erbrachte Millionenbeträge. Auch ein Zeichen der Zeit.

Das Milchelend

Trotz aller Vorstellungen soll Deutschland an seine Gegner im Weltkrieg 640000 Milchkühe abliefern. Angesichts dessen mögen einige Zahlen die Milchversorgung der Kinder und Kranken in zwei deutschen Großstädten beleuchten. Diese Zahlen reden zugleich eine bewegende Sprache von dem Elend und der Not, die der Krieg und der Frieden von Versailles über das deutsche Volk verhängt haben. Zuerst Großberlin, das vor dem Kriege einen Tagesverbrauch von durchschnittlich einer Million Liter Milch hatte. Im Kriege rechnete man die täglich zur Verfügung stehende Menge auf 315000 Liter. Im Oktober 1918 war diese Zahl auf etwa 200000 Liter zurückgegangen. Die jetzige Versorgung mit Frischmilch bewegt sich zwischen 100000 und 200000 Liter täglich. Damit können von den Bezugsberechtigten höchstens 70 Prozent beliefert werden. Im Oktober 1920 waren für die Kinder im 1. und 2. Lebensjahre, die auf 1 Liter täglich Anspruch haben, statt 88000 nur 80000 Liter im Tagesdurchschnitt verfügbar. Die Kinder im 3. und 4. Lebensjahre, für die 39000 Liter pro Tag nötig wären, konnten nur 19000 Liter erhalten, die Kinder im 5. und 6. Lebensjahre statt 35000 nur 17000 Liter. Auch die Schwerkranken wurden in der Milchration verkürzt, bei Leichtkranken fiel sie meist ganz aus. In Mannheim betrug der Milchverbrauch vor dem Kriege täglich 110000 Liter. Während des Krieges ging er im September 1915 auf 50000, im Oktober 1916 auf 20000 Liter zurück, im November 1920 betrug er 25000 Liter. Infolgedessen erhielten nur die Kinder bis zu 16 Monaten täglich 1 Liter, die 3—4jährigen $^3/_4$ bis $^1/_2$ Liter, aber auch diese geringen Zuteilungen mußten zeitweise auf 50—75 Prozent gekürzt werden, so daß ein 4 Jahre altes Kind nur $^1/_4$ Liter Milch erhielt. Durch die Verheerungen der Maul- und Klauenseuche hat sich die Milchzufuhr noch mehr verringert. Und angesichts solcher ergreifender, den Leitern der Entente wohlbekannter Zahlen wird die Ablieferung von Hunderttausenden von Milchkühen von uns verlangt, deren Milchausfall Hunderttausenden deutscher Kinder und Kranker einen Teil ihrer Lebenskraft entziehen wird.

„Wenn ich zehn Mark hätte . . .“

Über das Thema „Wenn ich zehn Mark hätte“ hat ein Berliner Lehrer, F. Mahlke, Berliner Gemeindeschülerinnen Niederschriften machen lassen; eine davon lautet nach der „Freiheit“: „Zehn Mark ist sehr viel Geld. Dann brauchte ich keinen Hunger mehr zu haben und meine Geschwister auch nicht. Meine Mutter würde auch nicht mehr weinen. Dann würden mich die Leute auch nicht mehr ausschimpfen, weil ich nicht mehr betteln käme. Wenn ich groß bin, nehme ich von jedem Lohn zehn Mark, und ich suche mir eine arme Mutter und Kinder, die keinen Vater mehr haben, und schenke sie ihnen, daß es keiner weiß. Dann brauchen sie nicht mehr zu hungern; denn Hungern ist das Schlimmste auf der Welt.“ Ein erschütterndes Dokument zur Zeitgeschichte!

Bildnis. Von Helene Brauer

Oft sah die andern er sich ganz verschwenden
In Zorn und Lieben, Gram und Überschwang,
Und trug ein stilles Freun, daß ihm gelang,
Sein Herz zu halten in gelaßnen Händen.

Wohl hat er auch erfahren all die bittern
Und holden Wunder — doch sie rissen nie
Heiß und erbarmungslos ihn in die Knie,
Sie ließen leise nur sein Blut erzittern.

Doch Stunden traten herrisch in sein Leben,
Die gossen blendend kaltes Licht um ihn,
Drin seine Stärke ihm armselig schien,
Und er sich quälte, ganz sich hinzugeben.

Dann kam's wie eines fernen Tages Winken,
Der jubelnd gönnen würde seiner Kraft,
Besiegt zu werden von der Leidenschaft
Und ganz dem Leben an die Brust zu sinken.

Die Stadt der grauen Sorgen

Bilder aus dem Wiener Leben. Von Carl Marilaun

In der Allee vor meinem Haus fehlt seit ein paar Tagen ein Baum. Unschwer, zu erraten, wohin dieses Ahornbäumchen, das mit zwanzig anderen im vergangenen Sommer eine grüne Ahnung des laubrauschenden, vogelsingenden, bienensummenden Wienerwaldes in unsere Vorstadtgasse zauberte, geraten ist. Die Tage sind kalt, der Frost ist in diesem Jahr früh über die Stadt gekommen, und lange, dunkle Nächte mögen sich vortrefflich dazu eignen, mit Beil und Säge auszuziehen, um unter Mißachtung einiger Eigentumsgesetze Brennholz für den Küchenherd, ein bißchen wärmende Behaglichkeit für die kälteklirrende Stube heimzubringen.

Die Allee ist natürlich ruiniert, überdies ist ein böses Beispiel gegeben und es steht zu erwarten, daß die neunzehn noch übriggebliebenen Ahornbäume im Laufe eines langen Winters das Schicksal ihres zu Brennholz zerhackten Kameraden teilen werden. Wie denn auch nicht? Es ist eine böse Zeit für arme Leute, unbewachte Ahornbäume und verzweifelnde Gesetzeswächter. Nimm dir was, so hast du was; und die großen Kohlenfuhren, die man nicht so selten durch die Straßen unserer Stadt rollen sieht, halten in der Regel nur vor Häusern, deren Inhaber es nicht nötig haben, nächtlicherweile einen gestohlenen Baum heimzuführen, um prachtvolle Marmorkamine, gediegene Dauerbrandöfen und stattliche Küchenherde zu heizen. Die Ehrlichkeit ist in diesen vom Krieg eigentlich schon ziemlich entfernten Zeiten allzu hoch im Preis gestiegen, und man sieht es den meisten Leuten ohne weiteres an, daß sie es sich nicht mehr unter allen Umständen leisten können, der Versuchung und einem mit ein paar vom Gesetz verpönten, also eigentlich auf der Tagesordnung stehenden Handgriffen erreichbaren Ahornbaum aus dem Wege zu gehen.

So dürfte denn von meiner schönen Ahornallee im kommenden Frühling nicht mehr viel übrig sein. Die Vögel, die in ihren grünen Kronen wohnten, werden ein paar Gassen weiter ziehen. Aber was brauchen wir auch überflüssigen Vogelgesang vor unseren Fenstern, wo doch längst kein Hahn mehr nach uns kräht ...

✡

Den Fremden, die unsere Stadt besuchen, soll es allerdings mitunter einige Mühe bereiten, an das Wiener Elend zu glauben. Diese Fremden ziehen es nämlich meistens vor, sich nicht sehr weit von ihrer Hoteltüre zu entfernen. Und im Umkreis der großen Hotels geht es in der Tat schon durchaus friedensmäßig zu. Die schönen Frauen tragen spinnwebfeine Seidenstrümpfe über den Korso. Tadellose junge Herren verfügen bereits wieder über echt englische Krawatten und lassen ihre Pariser Seidenschals flattern. Stadtpelze, die wahrscheinlich soviel wie ein Landhaus kosten, schieben sich durch ein geradezu sehenswürdiges Gedränge von gutgekleideten, vorzüglich beschuhten, mit Zweitausendkronenhüten nebst allem Zubehör ausreichend versehenen Leuten. Niemals, auch in Friedenszeiten nicht, gab es ähnlich pompöse Auffahrten von Millionärsautomobilen vor der Oper, die allabendlich ausverkauft ist und in der sich infolgedessen auch nicht mehr das bescheidenste Plätzchen für Angehörige des kunstbegeisterten Wiener Mittelstandes auftreiben läßt.

Die Kunst ist Luxusware geworden, genau so wie Seidenkrawatten und ganze Schuhe. Und wie diese teuersten Schuhe und Krawatten, ist auch die Kunst nicht mehr ganz echt. Ein Anzug, der heute zwanzigtausend Kronen kostet, kann es nicht verbergen, daß er eigentlich doch nur Pofelware ist. Und Opernabende, zu denen sich die neuen Reichen drängen, haben immer öfter eine nur mehr recht entfernte Beziehung zur Kunst. In den Logen schimmern goldene und silberne Turbans mit Reiherfedern, nackte Schultern gleißen, die Rückenausschnitte der Pariser Abendkleider werden immer fabelhafter, ganze Feuerwerke frisch erworbener Brillanten werden abgebrannt. Chinchilla und Nutriapelze schmiegen sich um rosige Nacken, feiste Schiebergesichter lümmeln hinter den Samtvorhängen der großen Kaiserloge. Und von der Bühne ist das Götter- und Heldengeschlecht von Walhall verschwunden; es kann kein Zufall sein, daß an dem Tag, an dem ganz Tirol um den Verlust des deutschen Südtirols trauerte, hier in Wien der in Person erschienene Maestro Puccini wie ein Gott gefeiert wurde. Seine elegante, raffiniert leere, die Süßigkeit von Pariser Fondants noch überzuckernde Musik hat den Vortritt vor den bloß deutschen „Meistersingern“. Mimis „eiskaltes Händchen“ interessiert mehr als Tristans Todessehnsucht und Isoldes Liebestod. 200000 Kronen nahm die Wiener Oper an einem einzigen Puccini-Abend ein. Wir haben es ja, oder vielmehr, „man“ hat es.



Ein Pfarrer als Musikant in den Straßen Wiens.

✡

Die nichts haben, verbergen sich in ihrer kalten Kammer, die gar nicht so selten die Wohnung eines Hofrates oder

Universitätsprofessors ist. Dem Arbeiter hat die Macht der Organisation zu mitunter ganz märchenhaft anmutenden Löhnen verholfen; die Unzahl neu eröffneter, höchst fragwürdige, aber sehr kostspielige „Genüsse“ bietender Vergnügungslokale wird nicht zuletzt von jenen schlichten Leuten frequentiert, die unsere Schuhe besohlen, unseren Herd ausbessern, unsere Winterröcke wenden und uns die rayonnierte städtische Margarine ins Papier wickeln.

Der bloß geistig begüterte Bürger dieser Stadt lebt am äußersten Rand jener rücksichtslos und aufreizend sich breitmachenden Vergnügungslust, die das behagliche Wiener Phäakengesicht um manchen fremden, neuen und nichts weniger als angenehmen Zug bereichert hat. Der Mittelständler und geistige Arbeiter ist das wehrlose Opfer unserer umgekrempelten Weltordnung, die hier in Wien die Waschfrau über den Universitätsdozenten stellt und dem Straßenkehrer Bezüge sichert, von denen nicht jeder Arzt, und schon gar nicht der Künstler oder der Schriftsteller, der noch keine Operette geschrieben hat, träumen darf.

Ich kenne eine Hofratswohnung in einer der patrizisch altmodischen Gartenvorstädte Wiens, die von stillen, altgewordenen Leuten bewohnt ist und vor einem Jahr noch unberührt schien von so manchem dunklen Schatten, der sich seither auch hier eingenistet hat. Alte Bilder hingen — vor einem Jahr — an den Wänden. In schönen Biedermeierschränken, vom Vater und Großvater ererbt, leuchtete das gedämpfte Blau und Weiß echten Altwiener Porzellans. Kostbare Lederbände, alte Lexika, Atlanten, wertvolle Briefsammlungen verbargen sich hinter den schon etwas verblichenen und schleißig gewordenen Seidenvorhängen der Bibliothek. Vergoldete, geschnitzte Holzlüster hingen von der Decke, und wenn eine Stunde um war, huben rings an den Wänden die alten Stockuhren zu klingeln, zu läuten und anmutig verschollene Spieldosenliedchen zu musizieren an.

Erbteil von Generationen einer Altwiener Patrizierfamilie. Ihr letzter Abkomme fristet seine alten Tage von einer Hofratspension und — vom stückweisen Verkauf des Hausrats, der zum Trödler und in die benachbarten Villen der neuen Reichen wandert. Der echte, alte Salzburger Ofen in der Ecke wanderte zuerst aus, die Uhr mit den Alabastersäulen und den Drachen mit den geringelten Schweifen folgte. Heimlich, in ein Tuch geschlagen, noch verschämt, wurde sie aus dem Haus getragen. Ein Lüster folgte, Stück für Stück wurde das Porzellan verkauft, für die alten Briefe konnte ein Antiquar interessiert werden und bald war man soweit, sich nicht mehr schämen zu können, als einer der echten Biedermeierkasten um den anderen abgeholt und am hellichten Tag von den Möbelpackern auf einem Handwagen verladen und davongeführt wurde. Die wertvolleren Bilder sind längst verkauft; die lichten Flecke an der verrauchten Tapete sind geblieben und verraten den Platz, an dem sie ein Menschenalter lang hingen. Die Musik der alten Uhren klingt von Monat zu Monat dünner und trauriger. Von Monat zu Monat werden die Zimmer leerer, unwohnlicher und unheimlich geräumig.

Sie sind heute schon zu groß für die alten Leute, bald werden sie selbst ausziehen, das altmodische Häuschen einem soliden Preistreiber verkaufen und vom Erlös ihre nackte Armut irgendwo in einer Mietstube bei fremden Menschen verbergen.

Bürgerliche Tragödie. Und hart nebenan schwillt der Taumel der vergnügten, lebenslustigen, das frisch erworbene und auf dunklen Wegen verdiente Geld protzig zum Fenster hinauswerfenden Stadt. Man erkennt sie nicht mehr, zu viele fremde, entsetzlich häßliche Züge haben sich in ihr gutmütiges, allzu gutmütiges Gesicht gestohlen. Sie erwehrt sich ihrer Parasiten nicht mehr, und dies ist der eigentliche Tod von Wien.

☆

Weit draußen in den Winterwäldern steht das Schloß Schönbrunn. Ein Teil davon wurde von der demokratischen Republik an einen Unternehmer vermietet, der im Palaststöckel des Kanzlers der Kaiserin Maria Theresia eine mit dem gewissen Komfort der Schieberära eingerichtete Luxusbar für reiche Leute, die auf kaiserlichem Porzellan zu speisen wünschen, eröffnete. Und dem man merkwürdigerweise in dieser geduldigen, hungernden, frierenden Stadt die Fenster noch nicht eingeschlagen hat.

Im obersten Stockwerk des Schlosses brachte man arme, erholungsbedürftige Kinder unter. Nur die ehemaligen kaiserlichen Wohn- und Repräsentationsräume sind ihrer einstigen Bestimmung, dem Bewohner das Allervollendetste an Unwohnlichkeit zu bieten, treu geblieben. Wer in der Republik kein Dach oder nur einen ausgedienten Eisenbahnwagen überm Haupt hat, kann sich hier für ein Eintrittsgeld von drei Kronen die Zeit in einigen vierzig leerstehenden, feierlich langweiligen und etwas traurigen Sälen, Antichambres, Goldkabinetten und Prunkgalerien vertreiben. Und es ist merkwürdig, daß auch die überzeugtesten Republikaner die kronengeschmückten Stühle, die Brokatfauteuils, die Chinoiserien an den Wänden, die Schreibtische mit den goldenen Löwenpranken mit Empfindungen betrachten, die irgendwie noch immer mit einer menschlich wertvollen Art von Pietät verwandt sind.

Niemand wünscht diese kostbare und kostspielige Vergangenheit zurück, aber das Verhalten der hier sich drängenden Besucher zeigt nicht undeutlich, daß ein Bekenntnis zur Gegenwart sehr wohl mit einer gewissen Achtung für vergangene Dinge vereinbar ist. Der mit keinem einzigen Tintenklecks befleckte Prunkschreibtisch des Kaisers Karl wird in keinem Betrachter besondere Sehnsucht nach einer Wiederkehr des Exilierten von Prangins erwecken. Aber man kann ein ganz guter Republikaner sein und trotzdem nicht alle Lesebuchgeschichten, die unsere Jugend geschmückt haben, verwerfen wollen. Nicht, weil man an sie noch glaubte, sondern weil die Jugend, die keine moralischen Lesebuchgeschichten mehr liest, im Zimmer des alten Franz Joseph zu der Bescheidenheit erzogen werden könnte, die ihr fehlt. Der Mann, der hier saß, war vielleicht kein außerordentlicher Staatenlenker. Aber er arbeitete von vier Uhr morgens bis sieben Uhr abends und er dürfte mit seiner altmodischen Pedanterie, Ordnungsliebe und Arbeitsamkeit die Vorzüge eines reduzierten Achtstundentags wahrscheinlich unterschätzt haben. An sozialpolitischen Erwägungen (leider nur Erwägungen) ist ihm die Republik über.

In Schönbrunn lehren alle Wände, daß auch die kostbarsten Tapisserien und die kronengeschmückten Fauteuils veraltete, vom Geist der Zeiten abgelehnte oder von einem unreifen Träger erschütterte Gottesgnadentümer nicht zu stützen vermögen. Die Besucher aber besitzen die Einsicht, daß das Schimpfen auf die Vergangenheit keine Gegenwart besser macht. Und daß eine nachträgliche Empörung über die vollen Schüsseln, die hier herumgereicht wurden, unsere Brotschnitten um keinen Millimeter dicker macht. Wenn sie beim Betrachten des braunpolierten Schreibtisches eines alten Kaisers Ehrfurcht empfinden sollten, so lenkt sie dieses unzeitgemäße Gefühl möglicherweise zu Pflichten und Sorgen, über denen sogar ein Kaiser weiß wurde, während sie leider durchaus nicht angetan sind unserer heutigen, freien Jugend ein graues Haar wachsen zu lassen . . .

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Friedliche Stunde.

Nach einem Gemälde von
Firmin Baes.



Mit Genehmigung der Photogr. Union, München.

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

In diesem Winter gingen die politischen Wogen hoch in den Fabrikstädten am Niederrhein. Ein neuer Volksredner der Umsturzpartei war aufgestanden, ein dienstentlassener junger Oberlehrer, der rücksichtslos die Leidenschaften gegeneinander hetzte. Keine seiner Versammlungen ließ Sabine Opterberg im Stich. Das war eine Sprache, die sie in ihren Höhen und Tiefen verstand, so unklar der Schwall der Worte auch daherbrausen mochte. Daß es brauste, daß es stürmte und aller Grenzen spottete, das empfand sie wie heimatliche Luft, wie Blut von ihrem Blut.

Zwischen den Ehegatten kam es zu einer scharfen Auseinandersetzung. Martin Opterberg untersagte seiner Frau den Besuch der Versammlungen, untersagte ihr, sich selbst, ihn und seinen Namen bloßzustellen. „Du weißt, wohin du gehörst. Ein Schwanken ist ein Verzicht."

Da ließ Sabine Opterberg den neuen Glaubensboten, an dem der politische Strudelkopf ihr nichts, an dem der abenteuernde Mann ihr alles war, heimlich zu sich rufen und führte mit ihm eine Unterredung, die mit der Aufstellung kecker Richtlinien zu einem unanstößigen Verkehr schloß. Schon wenige Tage darauf, an einem Sonntagmorgen zur Besuchszeit, wurde Martin Opterberg eine Karte überreicht mit dem Namen: Dr. phil. Friedrich Radermacher. In ehrlicher Überraschung las er den Namen. Was wollte der Hetzer und Hasser von ihm? „Ich lasse bitten," gebot er dem wartenden Mädchen.

Der Eintretende war von schlanker und sehniger Gestalt, einen halben Kopf kleiner als der hochgewachsene Hausherr. Sein schwarzes Haar lockte sich in der Stirn, und in dem glattrasierten Gesicht lagen die dunklen Augen wie in verhaltenem Feuer. Eine Schönheit für romantische Zofenseelen, dachte Martin Opterberg und bot dem Besucher ernst einen Platz.

Doktor Radermacher nahm dankend an. Er erklärte in fließenden Worten, daß er von der vorbildlichen Art der Behandlung erfahren habe, der sich die Arbeiter auf dem Opterbergschen Werftplatz erfreuten, und daß er gekommen sei, um mit einem so sozial empfindenden Arbeitgeber, wie er ihn nie zuvor angetroffen habe, einen Austausch der Meinungen herbeizuführen, auf die Gefahr hin, seine vorgefaßte und verallgemeinernde Ansicht einer kleinen Nachprüfung unterziehen zu müssen. „Denn", schloß er feurig, „nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!"

„Der Mann schauspielert," sagte sich Martin Opterberg, doch ließ er sich höflich auf einige Erörterungen über die Wechselbeziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein, die er mit den Worten endete, daß die ehrliche Lösung aller dieser Fragen stets von den Persönlichkeitswerten in beiden Lagern abhänge und es im übrigen Faule und Fleißige, Zufriedene und Unzufriedene geben würde, solange die Menschheit sich nicht wie die Lilien auf dem Felde kleide und wie die Spatzen im Getreideacker nähre.

Nach einer Weile erhob sich der Besucher und bat, da er vorläufig keine politischen Versammlungen mehr abzuhalten gedenke, zu einer passenden Zeit wiederkommen zu dürfen. Martin Opterberg stand im Begriff, die Bitte als eine gänzlich zwecklose abzuweisen, als sich die Tür zu seinem Arbeitszimmer öffnete und Sabine ihren Gatten zum Frühstück rief. Überrascht blieb sie auf der Schwelle stehen, und da der Hausherr keine Miene machte, den Gast vorzustellen, so stellte sich der Gast mit einer ehrerbietigen Verbeugung selber vor.

„Ah," machte Sabine Opterberg, „unser berühmter Volkstribun. Wenn sich Ihr Blitz und Donner nicht auch gegen eine schlichtbürgerliche Küche richtet," fügte sie in Schelmerei hinzu, „so halten Sie mit und seien Sie der Dritte im Bund."

Der Gast nahm die Einladung mit großem Danke an, und so einsilbig Martin Opterberg bei Tische verharrte, so ritterlich und gewandt wußte der Fremdling die Unterhaltung zu führen.

„Ich werd' Sie bekehren," beteuerte die heitere Hausfrau, „ich werd' Sie meinem Manne als einen Sünder zu Füßen legen, über den im Himmel eitel Freud' herrschen soll."

Von Stund' an gehörte der Doktor Friedrich Radermacher zu den Besuchern des Hauses. Meist erschien er, wenn der Hausherr auf seinem Werftplatz in Anspruch genommen war. Martin Opterberg fühlte es bei der Heimkehr jedesmal an dem fahrigen und sprunghaften Wesen seiner Frau. Und plötzlich, mitten in einer alle Geisteskräfte erfordern en Arbeit, überfiel ihn ein grauenhafter Verdacht. Ein Verdacht, der seinen Mannesstolz rüttelte und schüttelte und ihm einen Geschmack wie Blut auf die Zunge legte. Er schob Papier und Zeichenstift von sich. Aus seiner Stirn brach eiskalter Schweiß.

„Pfui Teufel," sagte er zu sich selber. Aber das Herz hämmerte wie rasend und quoll ihm bis in den Hals. Da ging er heim und sah aus der Tür seines Hauses den Doktor Radermacher treten.

Sabine Opterberg stieß einen kleinen Schrei aus, als er so unvermutet im Zimmer erschien.

„Wie du mich erschreckt hast. Es ist doch nichts vorgefallen?"

„Vorgefallen? In einem ordentlich geführten Geschäftshaus?" Er schüttelte den Kopf und ging in sein Arbeitszimmer. „Ich will in Ruhe eine Berechnung machen. Du gehst wohl aus?"

Und dann saß Martin Opterberg die halbe Nacht, und die Schauer rüttelten und schüttelten ihn nur immer stärker, bis er aufsprang und die Arme gegen den tobenden Ansturm der Zerrbilder reckte.

„Wenn es wahr wäre — was würdest du tun? — Den Mann vor die Waffe nehmen? — Zuviel der Ehre für den Mann und das Weib, und Unehre für den Genarrten. — Das Weib auf die Straße jagen? Dem Liebhaber gar in die Arme? — Wo blieb die Strafe?"

Blutrot trat ihm der Grimm in die Augen.

„Noch weißt du es nicht!" schrie in ihm eine Stimme.

„Und wenn du es wüßtest?" beharrte bohrend eine andere. „Wenn du es wüßtest, du nähmst aus der Lade dort die ledergeflochtene Hundepeitsche und griffest, wo du sie fändest, Mann und Weib, nackt und bloß, und peitschtest den Mann vor den Augen des Weibes und das Weib vor den Augen des Mannes, daß sie sich hinfort nicht mehr in die Arme nehmen könnten aus Ekel

vor dem gezüchtigten Körper des anderen. Und weil es der andere ansehen mußte."

Ganz kalt, ganz ruhig stand Martin Opterberg in seinem Arbeitszimmer. — —

Draußen aber wurde es Frühling, und ein Frühlingswunder meldete sich im Hause Christoph Attermanns. Am jungen Rhein ließ Frau Christiane den Opterberghof unter der Obhut Linde Baumgarts, die der Schwester so ähnlich sah und nur fröhlicher war im Gemüt, und fuhr an den Niederrhein, um Therese Attermann in ihrer schweren und schönen Stunde eine Hilfe zu sein. Eine Nacht blieb sie zu Gast im Hause ihres Sohnes Martin. Ihre klaren Augen weiteten sich, als sie Sabine wiedersah.

„Schaff Ordnung in deiner Frau," sagte Frau Christiane hart, als sie in der Morgenfrühe von ihrem Sohne Abschied nahm.

„Mutter, du kannst mir alles sagen. Ich bin nicht schonungsbedürftig."

„Sie spielt Theater, Martin. Aus einem Liebesgeflacker heraus, oder nur, weil sie ihr eigenes Stück und sich selber spielt."

„Aus beidem heraus, Mutter. Hab keine Sorge um mich. Grüß das Theresel." — —

Ein kleines, braunhaariges Mädelchen kam im Hause Attermann zur Welt, und Christoph Attermann erschien in Person bei Martin Opterberg, um es ihm anzukünden.

„Die Frauen haben mich als das überflüssigste Möbel vor die Türe gesetzt," berichtete er dem Freund, den er sogleich auf dem Werftplatz aufgesucht hatte. „Sie lassen dich grüßen, und das Theresel schickt dir einen Kuß von deinem Patenmädel. Am besten, du holst ihn dir selbst."

Dann aber schritt er stillforschenden Blickes die Werft entlang. Sein fachmännischer Blick erkannte das Große, das hier aus dem Kleinen geschaffen war.

„Martin — ich streck' die Waffen vor dir."

„Ich schaff's nicht mehr allein, Christoph. Ich brauch' einen Mann an meiner Seite, der denkt, fühlt und handelt wie ich. Wie wär's, Christoph? Zu zweit planen und in eins vollbringen."

„Komm heim, Martin. Mir schwindelt der Kopf."

Den Rhein zu Füßen schritten sie in tiefer Glücksstimmung dem Wohnhause zu. Die Brüder von einst.

„Du kommst in ein leeres Haus," entschuldigte Martin Opterberg, als weder die Hausfrau noch eins der Mädchen zur Stelle war und der Hausflur von ihren Schritten widerhallte, „aber nun wollen wir es füllen."

„Das also ist dein Arbeitszimmer," sagte Christoph Attermann, trat ein und blickte sich ehrfürchtig um.

Martin Opterberg stand im Türrahmen hinter ihm. Sein Herz lachte. Hier war Verstehen, ein Verstehen auf den ersten Blick und ohne schmückende Worte.

„Ja," erwiderte er mit einem starken Atemzug, „dies ist mein ungestörtes Heiligtum. Hier hinein schaut niemand als nur ich."

Christoph Attermann wandte ihm das bärtige Antlitz zu.

„Nicht deine Frau?" fragte er ernst. „Nimmt sie denn nicht Anteil an deinem Geistesflug?"

„Meine Frau?" wiederholte Martin Opterberg, als verstünde er nicht. Ein hartes Lachen kam ihm über die Lippen. „Meine Frau bleibt lieber auf der Erde, wo's am lustigsten ist."

Und mit einem Male reckte sich sein Kopf, reckte sich sein Körper. Alle seine Glieder spannten sich. Sein ganzes Wesen war ein einziges Horchen.

„Was ist dir, Martin?"

„Still. Rühr dich nicht."

„Geht es um in deinem Haus?"

„Nur unreine Geister gehen um. Kein Wort mehr."

Christoph Attermann packte ein Schauder. Die Zimmertür klaffte einen Spalt. Und in dem dunkelverhängten Zimmer standen die Männer Seite an Seite und starrten in den sonnenhellen Hausflur. Ganz dumpf gingen ihre Herzschläge.

In der Haustür hatte sich kreischend ein Schlüssel gedreht. Zwei Menschen erschienen mit lauschenden Augen. Ein Mann, bartlos wie ein Schauspieler, und Sabine, schön und geschmeidig, mit einem gespannten Lächeln um den Mund.

Einen Augenblick horchte sie in das totstille Haus. Dann rief sie laut und munter die Namen ihrer Mädchen. Zweimal. Dreimal. Es blieb still.

Da wandte sie sich zu ihrem Begleiter und küßte ihn übermütig auf die lauschenden Augen. „Komm," flüsterte sie, nahm ihn bei der Hand und huschte mit ihm die Treppen hinauf.

Und wieder lag die leere Stille über dem Haus wie ein grinsend Gespenst.

Minuten vergingen. Noch immer standen die beiden Männer regungslos im Arbeitszimmer. Dann quoll ein tiefer Seufzer aus Christoph Attermanns Brust, und er griff nach der Hand des Freundes. Die war eiskalt, aber hart wie aus Stahl.

„Martin — —"

„Hast du sie genau gesehen, Christoph?"

„Den Fremden vergess' ich nicht, solang ich leb'. Die andere war die Sabine Barthelmeß."

„Die Sabine Barthelmeß. Das gab dir ein Gott ein. Sabine Barthelmeß. Nicht Frau Opterberg. So heißt nur noch die Mutter."

„Was willst du tun, Martin —?"

„Das, was den beiden zukommt, Christoph."

„Kein Blut, Martin!"

„Geh jetzt!"

„Kein Blut. Nur die Mutter heißt Frau Opterberg. Du hast es gesagt."

Die Worte stolperten von ihren Lippen, hasteten durch die Leere . . .

Martin Opterberg wandte dem Bruder das Gesicht zu. Es war weiß vor niedergehaltener Erregung, aber die blauen Augen hatten sich dunkel gefärbt.

„Ich hab' es gesagt. Das muß dir genügen. Ich bin kein italienischer Operntenor. Ich bin ganz deutsch — ganz deutsch."

Da wußte Christoph Attermann, daß es sich um eine Abrechnung handelte, die keinen Mittler ertrug, und er ging wortlos in das Büchergelaß, das an das Arbeitszimmer stieß, und ließ sich im Dunkel nieder.

Martin Opterberg war allein.

Einen hastigen Schritt tat er und blieb stehen.

Aus seiner Brust kam ein messerscharfer Ton — und brach ab.

Ein Nebel lag vor seinen Augen, und aus dem Nebel sprach eine Stimme.

„Wenn du es wüßtest, du nähmst aus der Lade dort die ledergeflochtene Hundepeitsche und griffest, wo du sie fändest, Mann und Weib, nackt und bloß, und peitschtest den Mann vor den Augen des Weibes, und das Weib vor den Augen des Mannes, daß sie sich hinfort nicht mehr in die Arme nehmen könnten aus Ekel an dem gezüchtigten Körper des anderen. Und weil es der andere ansehen mußte."

Und der Nebel schwand vor Martin Opterbergs Augen.

Aus einer Lade im Schrank holte er die ledergeflochtene Peitsche hervor. Ohne daß die Hand zitterte. Und er schritt die Treppe hinauf und über den teppichbelegten Gang hinweg und warf sich mit Aufbietung aller Kraft gegen die Tür des verriegelten Zimmers, daß der Riegel sprang.



10.

Martin Opterberg schritt durch alle Räume seines Hauses. Still war das Haus geworden, aber auch gesäubert vom Keller bis zum Söller.

Wie eine Wohltat wirkte die Befreiung auf die Seele, die nicht mehr aufzufahren brauchte und aufzuhorchen auf einen schleichenden Fuß, auf ein schleichendes Wort, und sie wirkte wie eine Säuberung des Körpers. Das war's, was Martin Opterberg immer wieder und immer stärker in tiefen Atemzügen empfand, seit an jenem Gerichtstag die Haustür ins Schloß gefallen war hinter dem flüchtenden Mann und ein wenig als eine Stunde später hinter der flüchtenden Frau: die Luft, diese Gottesluft des neuen, alles verjüngenden Frühlings.

Seit Jahren hatte er sie nicht mehr mit Bewußtsein getrunken. Als ob die Welt in Winterstarre gelegen hätte seit seinen Wanderjahren und alles Verlorene und Vergessene nachzuholen drängte im späten, staunenden Erwachen, so war ihm dieser Frühling, so staunte er selbst in ihn hinein und sog sich die Seele voll.

Kein Spinnweb aus grauen, raunenden Tagen kroch mehr in den Ecken, und selbst in den Mädchenkammern herrschte ein neuer und blitzblanker Geist, seitdem die Günstlinge der geflüchteten Frau abgelohnt worden waren und ein paar derbe Schwarzwaldmädchen Einzug gehalten hatten. Auf ein Ansuchen Martin Opterbergs waren die neuen Hausgenossinnen von Linde Baumgart sorgsam auf dem Opterberghof ausgemustert worden.

Ein Seltsames war: das Verschwinden der Hausfrau rief kaum einige Überraschung hervor. Lag es daran, daß das Landhaus der Opterbergs sich zu weit ab vom täglichen Verkehr befand, lag es an der schnellen Ernüchterung der einstigen Verehrer, die in der lockenden Nuß keinen Kern vorgefunden hatten, oder waren die Ereignisse so schnell und schweigend erfolgt, daß die Umwelt ohne Handhabe geblieben war, ob es sich nur um eine zeitliche Trennung oder um eine förmliche Scheidung handele.

Gegen den Sommer jedoch, als die Scheidungsklage vor Gericht ihre Erledigung gefunden hatte, sollte Martin Opterberg durch einen Besuch daran gemahnt werden, daß die Erinnerung an seine Ehe dem Gedächtnis einiger Leute doch noch nicht ganz entschwunden war. Auf das Trauerspiel folgte das Satyrspiel. Herr Professor Barthelmeß erschien und suchte eine dringende persönliche Unterredung nach.

„Mein Sohn," sagte der Professor mit einem tiefen, schwingenden Schmerzenston und streckte beide Hände aus. „Ich habe den Weg zu dir gefunden."

„Sie sind müde," entgegnete Martin Opterberg. „Darum bitte ich Sie, Platz zu nehmen."

Der Professor stutzte nur einen Augenblick. Er ließ sich nieder, setzte seinen Hut auf den Teppich und lehnte sich weit zurück. Seine Augen zwinkerten, als ob eine Träne hervorquellen wolle.

„Martin, es sind traurige Zeiten. Auch für dich. Denn ich kenne dein Gemüt, wie ich das deines seligen Vaters kannte."

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Professor. Wollen wir meinen Vater, wollen wir alle einstmaligen Familienbeziehungen aus dem Spiele lassen. Dient es zu Ihrer Beruhigung, so kann ich Ihnen sagen, daß mir die Zeiten sehr hell und freundlich erscheinen."



Männe. Nach einer Radierung von Professor Bruno Heroux.

Da merkte der Professor, daß der warme Ton der Empfindungssaiten hier nicht mehr am Platze wär', und der alte Glücksjäger ließ auf der Stelle von dem unerreichbaren Hochwild ab und wandte sich der Hasenjagd zu.

„Sie wollen es so. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Schon einmal haben Sie mir den geschäftlichen Ton aufgedrängt, als es sich um die Bezahlung von Anschaffungen handelte, die meine Tochter lediglich zu Ihrem Vorteil in Verwendung genommen hat. Lediglich, jawohl, lediglich," fügte er mit Betonung hinzu, als er auf dem ruhigen Gesicht seines Gegenübers ein verloren Lächeln erscheinen sah. „Und wie damals Ihr Gerechtigkeitsempfinden Sie nicht erst zu den ritterlichen Anschauungen zu bekehren brauchte, so bau' ich auch heute darauf und heute mehr denn je."

„Sie wissen, daß ich von meiner Mutter her für Humor immer empfänglich bin. Fahren Sie fort."

Der Professor starrte ihn an. Seine weltmännische Sicherheit geriet ins Wanken.

„Für Humor? Habe ich recht verstanden? Hier sitzt ein tieferschütterter Vater, und Sie gewinnen der Stunde die heitere Seite ab? Oh, jetzt verstehe ich manches."

„Wenn Sie manches verstehen, Herr Professor," sagte Martin Opterberg mit einigem Nachdruck, „so werden Sie auch schnell das eine verstehen: daß es vorteilhafter für Sie ist, ich gewinne der Stunde die heitere Seite ab, als die ernste. Der auf Rettung eines schwankenden Buchpostens bedachte Handelsmann hat für mich noch einen Anreiz. Der tieferschütterte Vater ist eine Posse. Wie wünschen Sie nun, daß ich die Stunde auffasse?"

„Sie sind also erbötig, meiner Tochter eine ausreichende Jahressumme auszusetzen?" nahm der Professor hastig das Wort auf. „Ich wußte es ja, daß man sich unter Ehrenmännern schnell verständigen würde."

„Was die anwesenden Ehrenmänner anbetrifft, so muß ich Ihnen leider eine Enttäuschung bereiten. Ich rechne mich nicht zu ihnen. Und was die Ausstattung und Unterhaltung verwahrloster Frauen anbetrifft, so geht mein guter Geschmack andere Wege."

„Dürfte ich — dürfte ich diese anderen Wege erfahren?"

„Die Gerichtsentscheidung liegt Ihnen ja vor. Sie deckt sich vollkommen mit meinem guten Geschmack."

„Und Sie — Sie stimmen dieser Entäußerung von allen Mitteln, dieser Vogelfreierklärung zu? Ohne Furcht, daß die zur Verzweiflung getriebene Frau den Namen Opterberg, auf den Sie doch so stolz zu sein scheinen, wie ein schmutzig Bettlerkleid durch die Gassen schleist?"

„Lassen wir diesen Überschwang. Es liegt kein Anlaß vor. Vogelfrei hat sich Ihre Tochter selbst erklärt, in allerfreiester Willensäußerung. Und auf Aberkennung des Namens Opterberg habe ich bereits Antrag gestellt, dem das Gericht wohl schon in Kürze stattgeben wird."

Der Professor fuhr mit rollenden Augen auf. Er sah das erzene Gesicht Martin Opterbergs, und er sah, daß er das Treffen verloren hatte. Da ließ er sich mit einem Seufzer wieder in den Sessel fallen.

„Tragen Sie sich noch mit einem anderen Wunsch?" fragte Martin Opterberg mit Freundlichkeit.

Der Professor schwieg eine Weile.

„Mit einem Wunsch?" wiederholte er endlich lässig und obenhin. „Da Sie sich ganz und gar auf den Boden des reinen Geschäftsverkehrs stellen, so wüßte ich nicht, weshalb ich die mir rechtlich zustehenden Forderungen in die Höflichkeitsform von Wünschen kleiden sollte."

„Darin kann ich Ihnen nur recht geben. Sie sehen mich auf solche Forderungen gespannt."

„Ich verlange nach dem Gesetz das Heiratsgut, das meine Tochter mit in die Ehe gebracht hat."

„Es steht zu Ihrer Verfügung. Ich habe, was sich an Kleidern und Wäschestücken vorgefunden hat, zusammenpacken und verschließen lassen. Sämtliche Schmuckgegenstände hat Ihre Tochter schon mit sich genommen, als sie das Haus verließ. Es mag so bleiben."

„Nein," sagte der Professor, „auf diese Weise ist die Unterhaltung doch wohl nicht zu führen: ein Bündel Kleider, eine Handvoll Schmuck. Sie scheinen sich nicht darüber klar zu sein, daß Sie sich hier in einer fremden Zimmereinrichtung befinden und daß Sie Ihre Gönnerworte aus einem Sessel heraus an mich richten, der meiner Tochter gehört und den ich Ihnen unter dem Sitz wegziehen könnte."

Da lachte Martin Opterberg zum ersten Male wieder aus vollem Herzen.

„Die Möbel wollen Sie mir wegholen? Das Haus wollen Sie mir ausräumen? Wer hat Sie denn auf diesen verrückten Gedanken gebracht?"

„Mein Herr," ersuchte der Professor scharf, „ich bitte, sich zu mäßigen. Sie vermögen mich aus dem Hause zu weisen, das das Ihre ist, aber Sie vermögen nicht, mich aus diesem Sessel aufstehen zu heißen, der, wie die gesamte Hauseinrichtung, Eigentum meiner Tochter ist."

„Eigentum Ihrer Tochter? Ja träumen Sie denn? Es widerstrebt mir, darauf hinweisen zu müssen, daß Ihre Tochter nichts in die Ehe einbrachte, als was sie auf dem Leibe trug. Es ist Ihnen wohl noch erinnerlich, daß ich Ihnen vor der Hochzeit eine Summe einhändigte, um die Einrichtung zu beschaffen, da Ihre Tochter über keine Aussteuer verfügte."

„Ganz recht. Vor der Hochzeit. Es war eine Schenkung in optima forma und hat nicht das geringste mit Ihrer späteren gemeinsamen Ehe zu tun. Aha, nun wird Ihnen die Sachlage klar."

Martin Opterberg hatte sich erhoben. In ihm stritt der wiedergefundene Humor mit einer peinigenden Unlust, dergestaltete Unterhandlungen zu führen. Er sah sich einem Menschen gegenüber, der sich höchstens durch die würdevolle Haltung und den Professorentitel von einem abgefeimten Gauner unterschied.

„Und wenn ich eine durchaus andere Ansicht von der Sachlage hätte, Herr Professor?"

„So müßte ich es", entgegnete der Professor weich, „zu meiner größten Bekümmernis auf einen Prozeß ankommen lassen und Ihnen zum Vergnügen der immer schadenfrohen Welt die Benutzung der Möbeleinrichtung bis zur Urteilserklärung gerichtlich untersagen lassen."

„Nicht anders hatte ich es mir gedacht," sagte Martin Opterberg. „Sie werden es verstehen, daß ich mich aus Gründen der Erziehung mit der ins einzelne gehenden Abwicklung nicht befassen kann. Ich werde eine Vertrauensperson damit beauftragen."

„Leider ist meine Zeit nur knapp bemessen, Herr Opterberg. Ich opfere kostbare Arbeitstage für eine Angelegenheit, deren Erledigung rechtgemäß längst Ihre Sache hätte sein müssen, und weiß nicht, ob ich den Verlust wieder hereinbringe."

Martin Opterberg hörte kaum hin. „Also sagen wir: auf übermorgen, da Sie den Möbelwagen in Ihrer Handtasche doch wohl nicht mitgebracht haben."

„Wo wohne ich?" fragte der Professor unbefangen und blickte sich um.

„Wenn Sie keine allzu großen Ansprüche stellen: im Gasthaus am Bahnhof. Auf Wiedersehen."

Er verbeugte sich in kühler Höflichkeit, und der Professor erhob sich kopfschüttelnd, nahm seinen Hut und empfahl sich zögernd. Martin Opterberg aber drahtete unverzüglich an seine Mutter und bat sie, zur Abwicklung vermögensrechtlicher Dinge am nächsten Tage schon zu ihm zu reisen.

(Fortsetzung folgt.)

Der elektrische Betrieb auf der Gotthardbahn

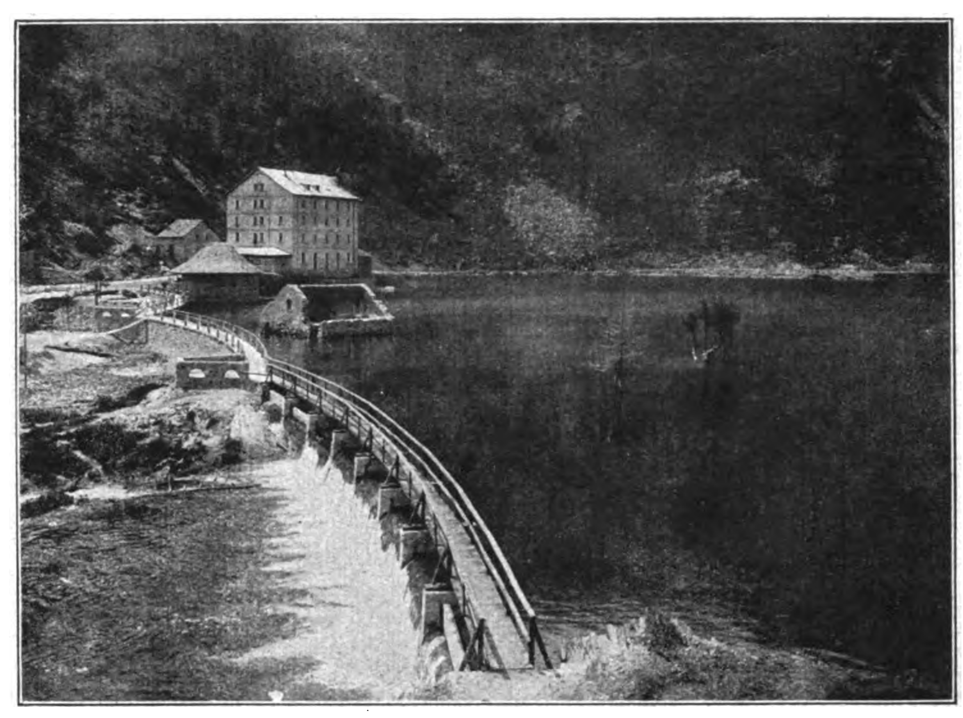
Von Anton Krenn, Zürich (Mit zwei Abbildungen)

Als im Jahre 1913 der Umbau der Gotthardbahn für den elektrischen Betrieb beschlossen wurde, geschah dies unter Voraussetzungen, die durch den hereinbrechenden Weltkrieg eine jähe Unterbrechung erfuhren. Damals stand die Gotthardbahn im Zeichen eines mit dem gesteigerten Dampfbetriebe kaum mehr zu bewältigenden internationalen Verkehrs, namentlich zwischen Deutschland und Italien. Die Schweiz galt zu jener Zeit nicht mit Unrecht als die Drehscheibe des europäischen Verkehrs, und sie scheute auch keine Anstrengungen und Kosten, um ihren Vorrang zu behaupten. Die Millionen spielten damals kaum eine Rolle, und es mutet heute nahezu phantastisch an, wenn man zurückdenkt, mit welcher Leichtigkeit und auch Leichtherzigkeit die kühnsten Bahn- und Tunnelprojekte ausgeheckt und auch verwirklicht wurden. Dachte man damals sogar allen Ernstes — um die Gotthardlinie unter allen Umständen konkurrenzfähig zu erhalten — an eine Tieferlegung der Bergstrecke durch Erstellung eines 40 km langen Tunnels zwischen Amsteg und Biasca, wodurch nahezu zwei Stunden Fahrzeit gewonnen worden wären. Schließlich gab aber die Notwendigkeit einer beschleunigten Lösung der Verkehrsfrage den Ausschlag, und man entschloß sich zu einer rationelleren Ausnutzung der schon vorhandenen Strecke. Eine weitere Vermehrung der einander folgenden Züge war kaum mehr möglich, ebenso war die Steigerung des Zugsgewichtes an der Grenze der Leistungsfähigkeit der schwersten Dampflokomotiven angelangt, so daß nur die Einführung eines neuen Verkehrssystems die gewünschte Verbesserung bringen konnte. Das konnte allem nach nur durch die Einführung des elektrischen Betriebs erreicht werden, der zudem den Vorteil besaß, das Land nach und nach von der ausländischen Kohle unabhängiger zu machen. Wie richtig dieser Gedanke war, hat der kurz nachher ausbrechende Weltkrieg bewiesen, der dem Lande die Abhängigkeit von der ausländischen Kohle drastisch zum Bewußtsein gebracht hat. Nicht die Steigerung des Preises, der heute etwa das Achtfache des Vorkriegspreises beträgt, war die größte Kalamität, sondern die Schwierigkeit der Beschaffung der notwendigen Kohlenmengen für die Aufrechterhaltung des Bahnbetriebes, die übrigens heute noch nicht behoben ist. Die Folgen der Kohlennot, die sich ebenso im industriellen und im privaten Leben fühlbar machte, waren gewaltige Verteuerung nebst großer Verschlechterung des Verkehrs. Diese Verhältnisse gaben natürlich den Bestrebungen zur Ausnutzung der reichlich vorhandenen Wasserkräfte einen mächtigen Impuls, und heute herrscht auf diesem Gebiete eine so beängstigende Fruchtbarkeit im Aushecken neuer Projekte wie einst beim Bau neuer Bergbahnen oder neuer Berghotels. Die in der Schweiz vorhandenen Kraftmengen werden auf über zwei Millionen Pferdekräfte veranschlagt, von denen bis heute erst etwa 300000 P.S. ausgenutzt sind. Diese Menge würde gerade ausreichen, die gesamten schweizerischen Bahnen elektrisch zu betreiben, während die weiteren Kräfte für industrielle und private Zwecke dienstbar gemacht werden könnten. In welch großzügiger Weise heute auf diesem Gebiete vorgegangen wird, beweisen die beiden durchaus ernst zu nehmenden Projekte für die Schaffung einer gewaltigen Reservekraftanlage im oberen Grimsel- und im Gotthardgebiet, wo durch die Anlage großer Stauseen gegen 400000 P.S. gewonnen werden sollen, die in der Hauptsache zum Ausgleich der schwankenden Leistungsfähigkeit anderer Kraftwerke dienen sollen, die von der veränderlichen Wassermenge fließender Gewässer abhängig sind. Damit würde die Wasserarmut der Wintermonate ausgeglichen werden.

Die Nutzbarmachung der elektrischen Kraft für den Bahnbetrieb hat sich in der Schweiz frühzeitig entwickelt, und sie besitzt heute auf diesem Gebiet wohl die reichsten Erfahrungen unter den europäischen Ländern. Abgesehen von den vielen Klein- und Bergbahnen sind auch mehrere Normalbahnen schon lange vor dem Kriege mit elektrischen Lokomotiven betrieben worden, so der große Simplontunnel von der Eröffnung an, die Bahn Burgdorf—Thun, die Lötschbergbahn von Bern bis Brig und nun die Gotthardbahn von Erstfeld bis Bellinzona, nach deren Vollendung die Elektrifikation auf die anschließenden Strecken im Süden bis Chiasso und im Norden bis Luzern und Zürich ausgedehnt werden soll. Die notwendigen Kredite hierfür sind bereits bewilligt, ebenso sind die speziell für diesen Betrieb gebauten großen Kraftwerke am Ritomsee im Tessin und bei Amsteg im Reußtale zum Teil



Zur Einführung des elektrischen Betriebs auf der Gotthardbahn: Das große Kraftwerk bei Ambri Piota mit der 800 Meter hohen Gefällsanlage.



Zur Einführung des elektrischen Betriebs auf der Gotthardbahn: Die Stauwehranlage am Ritomsee beim Hotel Piora. Der Seespiegel ist um etwa acht Meter erhöht.

bereits vollendet, zum Teil der Vollendung nahe. Die Einführung des elektrischen Betriebs auf der Gotthardbahn schafft vor allem für den Reisendenverkehr eine große Annehmlichkeit, indem die Rauchbelästigung in den vielen Tunnels beseitigt wird; der Hauptgewinn liegt jedoch in der Möglichkeit, mit den neukonstruierten elektrischen Maschinen nicht nur schwerere Züge als bisher auf der Bergstrecke zu führen, sondern diese zudem noch rascher zu befördern, als es der Dampfbetrieb gestattete. Das Zugsgewicht kann für Personenzüge von 300 auf 425 Tonnen, für Güterzüge von 450 auf 860 Tonnen erhöht werden, während die Geschwindigkeit gegenüber der bisherigen Fahrzeit um ein Viertel bis ein Drittel verbessert werden kann. Allerdings muß dieser Vorteil heute teuer erkauft werden: die Schweiz, die vor zwei Jahrzehnten die Verstaatlichung der sämtlichen Normalbahnen im Umfange von rund 2500 Betriebskilometern durchführte und dafür etwa 1200 Millionen Franken bezahlte, muß heute für die Einführung des elektrischen Betriebs auf den in Aussicht genommenen Linien abermals mit einem Aufwand von über einer Milliarde Franken rechnen, wovon allein auf die Gotthardbahn und die Anschlußlinien nach Luzern und Zürich rund 200 Millionen entfallen. In welch einschneidender Weise der Krieg die Baukosten verteuert hat, zeigt die Gegenüberstellung der im Jahre 1913 gemachten Berechnungen gegen die bis heute erlaufenen Aufwendungen. Die Ausführung der Strecke Erstfeld — Bellinzona wurde damals auf 38,5 Millionen veranschlagt, während sie tatsächlich auf 85 Millionen zu stehen kommt.

Die Zukunft der Gotthardbahn wie des ganzen schweizerischen Eisenbahnwesens überhaupt beruht ganz auf der wirtschaftlichen Wiederaufrichtung Europas, ohne diese kann das hochentwickelte Verkehrsnetz der Schweiz nicht gedeihen. Mit Besorgnis verfolgt man hier die Versuche, die Schweiz aus ihrer bisherigen bevorzugten Stellung im europäischen Fernverkehr durch Umgehung ihres Schienenweges auszuschalten. Teils sind hierfür Valutagründe maßgebend, teils sind auch andere Interessen dahinter zu suchen. So hat Frankreich seinen regen Verkehr nach dem Osten ganz von der Schweiz abgelenkt und leitet diesen zum Teil durch Süddeutschland, zum Teil durch Italien. Eine neue Gefahr, die man in den ententefreundlichen Kreisen der Schweiz wohl zu wenig gewürdigt hat, droht nun infolge der Annexion Südtirols durch Italien heraufzusteigen, indem Italien alle Anstrengungen macht, den bisher über den Gotthard geleiteten Hauptverkehr zwischen Deutschland und Italien auf die Brennerlinie umzuleiten. Da man in Italien wohl einsieht, daß man unter veränderten Valutaverhältnissen die Konkurrenz der rationeller betriebenen Gotthardbahn nicht wird ausschalten können, so trägt man sich dort bereits mit dem Gedanken, die Brennerbahn gleichfalls für den elektrischen Betrieb umzubauen, und man spricht von einem Kredit von 70 bis 100 Millionen Lire, der schon in nächster Zeit für diesen Zweck bewilligt werden soll.

Scherzo. Von Willrath Dreesen

Du lachst durch den Garten,
Da klirrt's bei den Jungen,
Leis knarren die Alten
Die Läden beiseit',
Und freundlich Genarrten
Erstarren die Zungen,
Die tausendmal schalten,
Wenn's Nacht, wenn du weit.

Blaublitzende Schwalben,
Hinauf und hernieder,
Zwei flitzende Pfeile
Sind längst schon gespitzt.
Da helfen nicht Salben,
Nicht Minze noch Flieder —
Sagt dem Goldschmied, es eile,
Daß er hämmert und ritzt.

Die kleine Hoffnung. Von Cornelia Kopp

Ein Mann hatte eine kleine Hoffnung.

Die hegte er und pflegte er und hielt sie an seinem Herzen. Und sie grünte und wuchs und trieb helle, zarte Blüten.

Freilich, so lieblich diese auch anzusehen waren, niemals rundete sich ein Blütenboden zur Frucht. Sanken die feinen Blättchen ab, so verdorrte auch der kleine Stengel.

Aber der Mann war darob nicht verdrießlich, denn immer neue, schönere Blüten ersetzten ja die verwehten, und wie oft auch das frische Grün abgestorben war, so drängten doch immer wieder neue Triebe zum Licht. Und so hörte er nicht auf, sein Pflänzchen zu betreuen.

Als aber die Menschen sahen, wie er seine Liebe verschwendete, ohne Frucht zu ernten, da fingen sie heimlich an, mit Fingern nach ihm zu weisen, und steckten ihre Köpfe zusammen.

„Der Narr," tuschelten die einen, „seht, da pflegt er seine Hoffnung jahraus jahrein, und niemals reift ihm eine Ernte." Und sie kicherten wie über einen Witz.

Andere aber zuckten die Achseln.

„Wie kann man nur so nutzlos Mühe und Gedanken vergeuden, wie dieser Tor es tut." Und dabei verzogen sie verächtlich ihre Mundwinkel.

Einer aber, ein Wissender, fühlte es wie heißen Schmerz in seinem Herzen aufsteigen.

„Da geht nun dieser Mensch", sprach er, „und lebt für seine Hoffnung und verschwendet sich an sie. Teurer ist sie ihm als Atem und Seele, und er weiß nicht, daß er sich an eine Lüge verschenkt. Was könnte er für Früchte ernten, wenn er sich einer Wahrheit weihte, statt einer trügerischen Hoffnung! Man müßte zu ihm hingehen und ihm die Augen öffnen."

Und er tat also.

Und siehe: da dorrten die Zweige der kleinen Hoffnung, und der Mann schaute mit seltsam leerem Blick auf das Häuflein welken Laubes, das übrigblieb, und versuchte einer Wahrheit zu leben.

„Du hast es gut gemeint," sagte er zu dem Wissenden, „aber ich glaube nicht, daß du barmherziger warst als die, die mich heimlich verlachten und mich einen Narren schalten. Meine kleine Hoffnung, die du mir genommen hast, war so schön mit ihren hellen Blüten, und die Früchte deiner Wahrheit sind bitter."

Da ward der Wissende tief betrübt und dachte: Ach, daß ihr doch der Wahrheit Früchte nicht ertragen könnt, ihr vielen! Nicht sie sind bitter und unreif, eure Zunge nur ist nicht fein genug, ihre herbe Reife und verborgene Süßigkeit zu schmecken.

Und heimlich nahm er irgendeine kleine Hoffnung und pflanzte sie dem Manne, den er gern seinen Freund genannt hätte, wieder ins Herz, daß er die Wahrheit darüber vergäße.

Und ging dann schweigend von ihm in die Einsamkeit.



Ruhe auf der Flucht nach Ägypten. Nach einem Gemälde von Adrian van der Werff. Mit Genehmigung des Kunstverlags Franz Hanfstaengl, München.

Unpünktliche Lieferanten. Von Dr. Hans Lieske

Klagen über Saumseligkeiten der Handwerker sind jetzt an der Tagesordnung, denn wem wäre wohl in dieser Zeit bitterer Verdruß und schwerer Schaden infolge Verzögerung bestellter Arbeiten erspart geblieben? Vermutlich keinem von uns. Um so auffallender ist die große Unsicherheit der im Stiche Gelassenen in ihrem von Rechts wegen zu beobachtenden Verhalten. Ungezählte Auftraggeber mußten solchen Kenntnismangel schon schwer büßen; zahlreiche Handwerker wiederum ließen sich durch zu hohe oder voreilige Forderungen einschüchtern. Darum möge ein wenig Licht in dieses Dunkel gebracht werden. Und zwar sollen Beispiele bei der Untersuchung der gegenseitigen Rechte und Pflichten von Handwerkern und ihren Kunden Dolmetscherdienste leisten. Ist doch der Weg zur Klarheit ziemlich schwierig, weil die Eigenart der verschiedenen Fälle auch verschiedene rechtliche Beurteilung verlangt. Der Gerechtigkeit zuliebe ging es nicht an, im Kapitel von der Saumseligkeit bei der Erfüllung von Werkverträgen alles über einen Kamm zu scheren. Vielmehr verdient, wer ohne Schuld vertragsuntreu wurde, ein milderes Urteil als der absichtlich oder aus Leichtfertigkeit Saumselige. Ebenso darf ein Kunde, dem selbst die verspätete Lieferung noch wertvoll ist, weniger scharf vorgehen als jemand, dem alles Interesse an nachträglicher Leistung fehlt.

Eine Dame bestellt sich in einem Modesalon ein Winterkeid. Bei der großen Inanspruchnahme der vorhandenen Arbeitskräfte muß sie sich trotz ihres Wunsches nach baldigem Besitz des Kleides schließlich mit einer längeren Wartezeit zufriedengeben. Man vereinbart eine Anfertigungsdauer von sechs Wochen, der Ablieferungstag kommt heran, aber das bestellte Kleid bleibt aus. Man entschuldigt sich achselzuckend mit einem Schneiderstreik. „Dagegen kann man nichts machen, gnädige Frau," lächelt bedauernd die Geschäftsinhaberin. Zugegeben also, sie hat in der Tat nichts machen können; der Streik war unverhütbar und damit die Fristversäumnis unausbleiblich. Ist nun die Bestellerin gegenüber solchem Unglück ebenfalls machtlos? Oder welche Rechtsbehelfe haben wir, wenn der an der Verzögerung unschuldige Unternehmer seinen Termin nicht wahrt? Die mit ihrer Wintertoilette im Stich gelassene Dame schreibt: „Hierdurch setze ich Ihnen eine weitere Frist von vierzehn Tagen, also bis zum 8. November, zur Fertigstellung meines Kleides. Später würde ich die Annahme ablehnen." Am 9. November erwidert die Geschäftsinhaberin, das Kleid sei bereits in Arbeit und werde in wenigen Tagen geliefert. Sie erhält indessen zur Antwort, es werde jetzt darauf verzichtet. Darf die Bestellerin nun in der Tat die an der Verzögerung schuldlose Firma, die natürlich mit dem zerschnittenen Stoffe nicht viel anfangen kann, den großen Schaden büßen lassen? Sie darf es! Wir sehen, daß wir bei Unpünktlichkeit nicht ohne weiteres vom Vertrage zurücktreten können, sondern eine Frist zur Nachlieferung stellen müssen, die unter normalen Umständen zur Nachholung des Versäumten ausreicht. Hätte die Kleiderbestellerin etwa nur zwei Tage Zeit eingeräumt, so wäre solch knappe Zeitspanne zu kurz und darum rechtsunwirksam gewesen. Bei Verzögerungen eines Hausbaues muß demnach die Frist eine längere sein, als etwa für das Besohlen unserer Schuhe oder das Binden unserer Bücher.

Vor allem aber noch eins! Gleichzeitig mit der Nachfrist müssen wir unbedingt klar zum Ausdruck bringen, daß wir für den Fall der Nachfristversäumnis spätere Lieferung ablehnen. Nur hierdurch wahren wir unser Rücktrittsrecht.

Ein anderer Fall: Ein Fabrikant will auf einer am 1. Mai beginnenden sechswöchigen Baufachausstellung ein neues Bedachungssystem vorführen. Er beauftragt einen Bauunternehmer, ihm auf dem angewiesenen Ausstellungsgelände ein Gebäude mit entsprechender Bedachung bis 1. Mai zu errichten. Infolge plötzlicher Erkrankung des Bauleiters ist das Haus indessen am 1. Mai unfertig. Selbstredend möchte der Fabrikant nicht an den Vertrag gebunden bleiben. Was müßte er, um von ihm loszukommen, nach eben vernommener Lehre tun? Eine angemessene Fertigstellungsfrist unter Rücktrittsandrohung bei Fristversäumnis müßte er stellen. Damit würde er aber seinen Schaden nur vermehren. Denn nach Ausstellungsende hat die Bauausführung selbstredend keinerlei Wert mehr und brächte ihm nur die Pflicht, das Gebäude dann schnellstens wieder abtragen zu lassen. Hier liegt die Sache anders. Hat nämlich jemand kein Interesse mehr an der verspäteten Bestellungsausführung, so bedarf es ausnahmsweise keiner Fristsetzung zum Nachholen des Versäumten; er kann vielmehr auf Grund der Unpünktlichkeit ohne weiteres vom Vertrag zurücktreten. In solcher Lage befindet sich neben dem Fabrikanten beispielsweise der zu einem Maskenfest am 10. Februar Geladene, der sich für 9. Februar zu diesem Feste ein Maskenkostüm bestellte und nicht erhielt. Denn hier wäre der Zwang zur Nachfristsetzung der gleiche Widersinn.

Bisher war die Rede von unverschuldeter Fristversäumnis, von schuldlos unpünktlichen Bestellungslieferanten. Trifft aber den Handwerker an der Unpünktlichkeit eine Schuld — hatte er sich vielleicht ungenügend mit Arbeitsmaterial eingedeckt, hat er seine Leute schlecht beaufsichtigt, hat er zu wenig Personal eingestellt, hat er seine Arbeitszeit mit Vergnügungen vergeudet —, so erhöht sich mit solcher Schuld auch der Grad seiner Haftung. Die schuldlose Schneiderin kann beispielsweise bei ungenützt verflossener Nachfrist zwar nicht mehr die Abnahme der Bestellung beanspruchen, aber die Bestellerin darf die Schneiderin auch nicht mit dem Schaden belasten, der ihr erwuchs, weil sie infolge des ihr zur Vorstellung fehlenden Kostüms eine glänzende Anstellung einbüßte. Anders unsere Lage gegenüber Unternehmern, die an der Saumseligkeit selbst die Schuld tragen. Erinnern wir uns der in Auftrag gegebenen Gebäudeausführung für die Baufachausstellung. Für die unvorhersehbare Erkrankung seines Bauleiters kann man den Unternehmer nicht verantwortlich machen. Angenommen dagegen, der Termin wäre verpaßt worden, weil der Bauunternehmer, mit Eilaufträgen bereits überladen, den Bau zu spät begonnen hätte, so wäre er in den Augen des Gerichts mit einer Schuld an der Säumnis beladen. Solche Schuld aber fordert Sühne. Darum darf der Fabrikant in diesem Falle Ersatz des gesamten, ihm durch den Verzug erwachsenen Schadens fordern. Könnte er also beweisen, daß er bei rechtzeitiger Fertigstellung für mindestens 250 000 Mark Aufträge mit einem Mindestverdienst von 30 000 Mark eingeholt hätte, so träfe ein derartiger Gewinnausfall den Unternehmer.

Hätte der Schneider anstatt wegen Erkrankung oder wegen Materialbeschlagnahme den Maskenanzug deshalb nicht fertig gebracht, weil er mehrfach blauen Montag feierte, so wäre auch er schadenersatzpflichtig. Vielleicht ist es dem Geladenen geglückt, sich um höheren Preis am Tage des Festes ein fertiges Kostüm zu kaufen. Das Gericht müßte den Schneider dann auf Antrag zur Zahlung der Differenz zwischen dem bestellten und dem gekauften Anzug verurteilen.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3: verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 13. Januar 1921 by Philipp Reclam jun., Leipzig.



Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

Pünktlich auf die Minute traf Frau Christiane am Abend ein. Bis zur vorletzten Haltestelle hatte sie den Baseler Schnellzug benutzt.

„Du schaust frisch aus wie ein Fisch im Wasser, Bub," sagte sie, als sie am Bahnhof einen schnellen Blick über den Sohn hatte hingleiten lassen. „Es war eine wunderliebe Fahrt durch all das schöne Sommerland am Rhein. Und das Lindele läßt dich schön grüßen."

„Dank' dir, Mutter. Für dein Kommen und für den Gruß."

Frau Christiane fragte nicht. Erst als sie sich in ihrem Gastzimmer erfrischt, die Schwarzwaldmädchen begrüßt und mit ihrem Sohn das Abendbrot eingenommen hatte, sagte sie, in ihren Sessel gelehnt, vergnügt und unvermittelt: „Vermögensrechtliche Dinge. Und noch Abwicklung dazu. Ein hübsches Abschlußgeschäft für die Barthelmeßleute."

„Du hast es also bereits erraten, Mutter?"

„Dazu gehört nichts als das Einmaleins, Martin. Das heißt: wenn wir fünf gerade sein lassen. Anders ist ein alter Gauner niemals auszuschalten."

„Du denkst wie ich, Mutter. Es handelt sich, wie du es dir schon gedacht hast, um die Einrichtung meines Hauses, die ich zwar von meinem Gelde bezahlt habe, die aber von der Gegenseite als eine Schenkung vor der Ehe betrachtet wird. Der alte Barthelmeß brauchte mir nicht erst mit einem Prozeß zu drohen. Es hängen mir zuviel Erinnerungen an den Möbeln, die nur für die Gegenseite Wert haben. Nur was ich mir selber beschafft habe, hier und im Ausland, mein Arbeitszimmer und was vom Opterberghof und aus der Kindheit stammt, das möcht' ich nicht gern von dem alten Barthelmeß verhökert wissen."

„Darum rief der Bub nach der Mutter?"

„Ja, darum. Weil mir derartige reinliche Scheidungen nicht zu liegen scheinen."

„Und da dachtest du: das besorgt die Mutter mit Scheuertuch und Besen im Handumdrehn."

„So dachte ich, Mutter."

„Ach, Martinle," meinte Frau Christiane und lachte in sich hinein, „ich hab' den Glauben an deine Unverwüstlichkeit nie aufgegeben. Nun holt sich der Rhein wieder Wasser aus der Quelle. 's ist recht so."

Martin Opterberg saß in seinem Stuhl und umfing mit liebevollem Blick das fröhliche Mutterbild. — —

Mit der Sicherheit eines Gläubigers betrat Professor Barthelmeß schon in der achten Morgenstunde das Haus. Das Mädchen wies ihn ins Arbeitszimmer. „Zur Stelle," sagte er in dem Glauben, Martin Opterberg vorzufinden. „Schönen guten Morgen," klang es ihm als Antwort entgegen.

Verdutzt suchte der Professor nach seinem Augenglas. Er hatte die Stimme einer Dame vernommen und beeilte sich, sich vorzustellen. „Professor Barthelmeß. Entschuldigung, ich bin hier wohl am falschen Platz?"

„Da könnten Sie ausnahmsweis recht haben, Herr Professor," erwiderte Frau Christiane und erhob sich aus ihrer abgedunkelten Diwanecke. „Aber da Sie den falschen Platz nun schon einmal eingenommen haben, wollen wir das gegenseitige Vergnügen auf die allerkürzeste Dauer beschränken. Ich bin die Frau Christiane Opterberg."

„Die Frau — Christiane — Opterberg?" wiederholte der Professor betroffen.

Frau Christiane nickte ihm zu. „Die einzige meines Namens."

„Unverändert," brachte der Professor hervor, „unverändert . . ."

„Aus so berufenem Mund freut's mich ganz besonders," sagte Frau Christiane strahlend, „wenn ich auch wohl einiges Ihrer Kurzsichtigkeit zuschreiben muß. Aber was ist denn mit Ihnen? Sie sind ja ein ganz graues Mannle geworden und wackeln schon bedenklich. Wohl über die Siebzig, Herr Professor?"

„Oh — oh —" wies Professor Barthelmeß entrüstet zurück, „noch nicht die Mitte der Sechzig erreicht, meine gnädige Frau."

„Dann ist es aber schlimm. Dann ist's aber an der Zeit, daß Sie auf die Erhaltung Ihrer Kräfte bedacht bleiben. Geht's denn mit dem Gedächtnis noch alleweil?"

„Ich wünsche mit Herrn Opterberg die vermögensrechtlichen Fragen zu regeln," sagte der Professor, und seine Stimme zitterte vor Ärger.

„Ich weiß. O ich weiß alles bis ins kleinste. Mein Sohn hat mich als seine Vertreterin bevollmächtigt. Wenn Sie also meinen, Sie schafften's, von mir aus können wir auf der Stell' beginnen."

Professor Barthelmeß sah sie hochmütig über den Kneiferrand an.

„Es gibt hier nicht viel zu schaffen, meine verehrte Frau. Die gesamte Einrichtung ist Eigentum meiner Tochter. Ich habe alles persönlich gekauft."

„Ihr Gedächtnis, Ihr Gedächtnis," warnte Frau Christiane mit leisem Kopfschütteln. „In Amerika waren Sie nicht zum Einkauf. Und doch stammt dieses Arbeitszimmer aus Amerika."

Der Professor besichtigte hastig den Raum. „In der Tat — in der Tat —" murmelte er.

„Setzen wir unseren Rundgang fort, wenn's Ihnen nicht zu beschwerlich fällt. Hier, das Gesellschaftszimmer, trägt unverkennbar die Persönlichkeitsmarke Ihrer Frau Tochter. Dasselbe ist von dem Empfangsraum festzustellen, und zwar ohne Augenglas. Wir kommen zum Speisezimmer, Herr Professor."

„Die künstlerische Schönheit dieser hohen gotischen Anrichte spricht wohl allein für ihre Herkunft, und der Stollenschrank nicht minder," meinte der Professor lässig. „Gehen wir weiter."

„Ihre Augen, Ihre Augen," klagte Frau Christiane. „Sie werden frühzeitig erblinden, wenn Sie dem Übel nicht nachdrücklich zu Leibe rücken. Ich seh' hier nämlich außer der gotischen Anricht' und dem Stollenschrank noch den gewaltigen Eichentisch, das Dutzend Eichenstühl' und so viel liebes andere. Und es ist nicht nur ein Sehen, es ist ein Wiedersehen, denn es stand bis vor wenig Jahr' auf dem Opterberghof und war mir zuviel, seit mein Mann und die Buben fehlten."

„Es liegt mir nicht das geringste an diesem heiligen Urväterhausrat, verehrte Frau."

Frau Christiane nickte ihm freundlich zu. „Können's noch die Treppen hinauf? Oder wird's den Beinen doch zuviel? Hier drunten ist nur noch die Küch', und so eine Nebensächlichkeit hatten Sie vergessen einzukaufen, und droben befinden sich die Schlafgemächer."

„Stück für Stück von droben habe ich persönlich zusammengetragen, aus dem Hessischen und dem Bayrischen. Darüber gibt's auch nicht das geringste Verhandeln."

„Ihr Gedächtnis, Ihr Gedächtnis. Es befinden sich vier Schlafzimmer droben. Drei, wie Sie's zu nennen belieben, gefüllt mit heiligem Urväterhausrat. Das vierte ist unheilig." Sie reckte langsam ihre Gestalt, und aus ihren Augen sprühte die Verachtung. „Je schneller Sie's ausräumen lassen, um so besser für uns alle."

Der Professor hustete in den vorgehaltenen Hut. Der Kneifer fiel ihm ab, und er mußte ihn mit dem seidenen Schnupftuch umständlich säubern. „Halten wir uns nicht auf, verehrte Frau. Ein paar Siegel an die Sachen, und wir sind aller Mißverständnisse enthoben."

„Wozu wollen denn der Herr Professor den teueren Siegellack opfern? Die Schränk' und Truhen sind doch alle leer."

„Leer —?"

„Aber gewiß, Herr Professor. Ich hab' mit den Mädchen in der Frühe wacker schaffen müssen, um all das alte Familiensilber und die Berge Kristall und Porzellan unversehrt herauszubringen und gut wieder wegzuschließen. Auch den Opterbergschen Leinenschatz. Ein Gedächtnisfehler vermag jetzt nimmer aufzukommen, und für die Gotik und Renaissance und die geschnitzten Heiligen und die betrübten Engel dürft' ein mäßiger Möbelwagen vollauf genügen."

Der Professor wischte sich mit dem seidenen Tuch die Stirn. Er zitterte vor Erregung. Ein Wort murmelte er zwischen den Lippen, das keine Liebkosung war, aber Frau Christiane achtete es nicht.

„So setzen Sie sich doch. Sie sind wirklich sehr, sehr schonungsbedürftig. Aber ein Mann von Ihren Jahren, der all sein Leben lang gottesfürchtig die lieben Heiligen geflickt und die Kirchen und Kapellen schön ausgebessert hat, sollt' doch etwas mehr an die himmlische Glückseligkeit denken als an den irdischen Schabernack."

Da setzte sich der Professor, und sein seidenes Tüchlein fuhr über Stirn und Schädel.

„Es wird nun alles besorgt. Sie dürfen getrost heimfahren," sagte Frau Christiane.

„Gut," murmelte der Professor, „gut, ausgezeichnet," und er zerrte an seiner Brusttasche. „So haben Sie wohl die Güte, diese Ausgaben zu begleichen, die ich als Bevollmächtigter der Parteien gemacht habe. Fahrt, Gasthof und drei kostbare Arbeitstage zu je hundert Mark."

„Das trifft sich ausgezeichnet," lobte Frau Christiane und nahm das Papier entgegen. „Da kann ich, die ich ebenfalls als Bevollmächtigte der Parteien zu gelten hab', auf der Rückseite des Zettels gleich meine Gegenrechnung aufmachen. Leider war meine Reis' viel kostspieliger als die Ihre, und da ich daheim so gut wie für zwei schaff', muß ich gerechterweis' auch zwei Arbeitskräfte in Rechnung stellen. Sehen Sie, da hab' ich's schon. Sie bekommen von der einen Partei rund fünfhundert Mark, ich hab' von der Gegenpartei zu bekommen — fünfhundertzehn. Na, wegen der zehn Mark wollen wir kein groß' Aufheben machen. Ich streich' sie, und die Sache ist glatt."

Offenen Mundes hatte sich der Professor erhoben. Frau Christiane strahlte ihn aus ihren kristallklaren Augen an. Und plötzlich tat der Professor ein paar weitausholende Schritte, erreichte die Haustür und warf sie schmetternd hinter sich ins Schloß.

Da wurde das Strahlen in Frau Christianes Augen noch größer als zuvor. Und sie schritt von Zimmer zu Zimmer und öffnete weit die Fenster. Und noch viel größer wurde das Strahlen, als gegen die Mittagszeit ein Bote aus dem Gasthof erschien und die Bestellung ausrichtete: der Herr Professor sei heimgefahren und habe hinterlassen, die Gasthausrechnung werde von Herrn Doktor Opterberg beglichen. Sie bezahlte ohne weiteres und gab dem Boten ein großes Trinkgeld dazu.

„Das Haus ist rein," berichtete sie dem heimkehrenden Sohne. „Ich hab's an Scheuertuch und Besen nicht fehlen lassen und brauch' nur Zeit, um den Hausrat umzugruppieren."

Dazu brauchte Frau Christiane wirklich Zeit, viel mehr, als die Arbeit auf den ersten Blick zu beanspruchen schien. Zu ihrem Sohne sprach sie: „Es macht mir nichts und kommt mir sogar gelegen, denn ich hab' schon immer die Prob' auf das Exempel machen mögen, was die Linde wohl bei mir gelernt hat und ob sie imstande ist, die Wirtschaft daheim mal eine Strecke allein zu führen. Das kann sie jetzt zeigen." Und an die Linde schrieb sie nach Haus: „Mädel, den Martin verlangt's nach der Treibhausschwüle, in der er gesteckt hat, mit Macht in die frische Luft, und drum muß ich bleiben und sie ihm zuführen, bis seine Seele ganz und gar davon durchgespült ist und er wieder alleine atmen kann. Wenn der Mensch über ein widerwärtig Schicksal gesiegt hat, darf man ihn nicht zum Grübeln gelangen lassen, sonst kommt leicht der Rückschlag und er fragt sich: warum und wozu? Ich mein' aber nunmehr, der Martin hätt' der Rückschläg' allweil genug gehabt und bedürfte der Freud' in der Zukunft. Denn er ist jung und stark und ein hoher Flieger und soll mir nicht rosten. Drum hab' ich ihm erzählt, das Lindele sollt' daheim einmal allein sein Meisterstück machen und ich tät' mich inzwischen bei ihm



Bei der Toilette

Nach einem Gemälde von Paul Fischer



ein paar Monde aufs Altenteil setzen. Ob mich mein groß Mädel versteht? Ich glaub's als sicher."

Der heilige Urväterhausrat war längst umgeordnet, der unheilige nach dem Rheingau abgerollt. Frau Christiane hatte Verpackung und Versendung in Gegenwart eines Notars vollziehen lassen und das unterstempelte Schriftstück an den Herrn Professor Barthelmeß „eingeschrieben" gesandt. Wo sich allzu große Lücken in der Wohnung erwiesen, wurden sie durch Neuanschaffungen bald ausgefüllt, Fensterbänke, Tische und Schränke aber immerdar unter einer Fülle von Blumen gehalten.

„Seit du da bist," sagte Martin Opterberg, „ist's mir erst, als ob ich verheiratet wäre."

Sie saßen des Abends lange beieinander, und Frau Christiane kannte kein Gespräch, das sie nicht durch eine immer neue Wendung auf des Sohnes Arbeitspläne hinüberleitete. Und den Sohn erfreute und erfrischte das Verständnis der Mutter, die das Werk um des Werkes willen sah und nicht um des hastenden Geldverdienens willen.

„Es geht nicht um das Geld, Bub, was der eine mehr oder weniger hat, es geht um die Freud'! Reichtümer an Freud' schaffen, das wär' die rechte Losung für die Welt. Ohne die Menschenfreud' wär' die Aufbürdung unseres Daseins rundheraus eine Gemeinheit, und der liebe Gott macht so was nicht."

„Der liebe Gott gewiß nicht, aber die Menschen."

„Weil sie trotz aller Religionsbestrebungen keinen Deut vom Herrgott wissen! Weil ihnen von frühauf in jeglicher Tonart gepredigt wird, die Erde sei ein Jammertal und der Mensch nur da, um die Erbsünd' bis vor das Himmelstor zu schleppen und dort zitternd auf Erlösung zu harren und auf das ersehnte Gaudi im Himmel. Ich sag's dir aber als gewiß, Bub: wer den Herrgott nicht in einem Teil seiner Schöpfung, in seiner Erdenwelt, erkennt, der erkennt ihn auch nicht im ganzen, und wer ein so großer Jämmerling ist, daß er's hier auf Erden zu keinem Juchzer bringt, der soll fein gebührlich das Maul halten von seinen dereinstigen Jubelgesängen im Himmel. Denn der Kapellmeister da droben ist auch musikalisch."

„Mutter, da muß ich mich aber hinter die Noten knien."

„Ach, Martinle, spiel' dich nicht mit deiner kleinen Verkühlung auf. Du hast von Vater und Mutter her einen gewaltigen Brustkorb. Da räuspert man sich höchstens ein weniges und hustet es weg. Das hast du schon pünktlich besorgt, und die Freud' am Vorwärtsschaffen leuchtet dir vom Gesicht. Das aber, Bub, ist die allergrößte Freud', weil sie uns das Bewußtsein gibt, auch jemand zu sein, der die Welt und die Menschheit vorwärts bringt."

„Mutter, ich stell' dich auf dem Werftplatz als Sonntagsprediger an."

„Schon gefehlt! Als Werkeltagsprediger! Alle Werkeltag muß die Freud' geübt werden, damit sie am Sonntag wie ein rechter Kirchenchor klingt. Nur so erlöst sich der Mensch von sich selber."

„Mutter, wir wollen ein Glas Wein trinken. Wenn man dir zuhört, möcht' man anklingen aufs Leben."

Dann ging Frau Christiane mit einem heimlichen Lächeln und holte selbst den Trunk. — —

Ein immer hellerer Schein stand in Martin Opterbergs Augen, wenn er über den Werftplatz schritt und seinen Arbeitern zunickte. Und als ein neuer Schiffsrumpf auf Stapel lag, versammelte er alle die Mitarbeiter am Werk in einer Halle und sprach zu ihnen, wie man zu treuen Kameraden spricht.

„Männer, ich brauche kein Hehl daraus zu machen, daß ein schwerer Sturm durch meine Seele gegangen ist. Aber ihr habt mir die Freude wiedergebracht, dadurch, daß ihr mein Werk gefördert habt als das Wertvollste im Mannesleben. Es kann kein Baum eichenstark wachsen, der nicht vom Wetter gerüttelt worden ist, aber es kann auch keine Liebe keimen, die nicht ins Leid gesehen hat. Männer, die Werft ist jung und die Zeiten sind ernst. Wir aber wollen zusammen alt werden und durch die Zeiten hindurch. Und beides mit Freuden — oder es ist umsonst gewesen. Deshalb soll hinfort ein jeder, den ein Leid drückt, es zu mir tragen, damit wir es gemeinsam verjagen. Kann aus wirtschaftlichen Gründen das Geld nicht gleich verteilt sein, so kann und so soll doch die Freude gleich verteilt sein unter uns Arbeitskameraden und die feste Lebenszuversicht: ‚Mir kann nix geschehen. Ich gehör' zur Opterbergwerft.' Darauf leere ich mein Glas."

Die Männer hatten sich nicht gerührt. Kein Beifall erscholl zum Schluß der Ansprache. Aber die Arbeiter kamen mit ihren Meistern und stießen mit ihm an, wie man unter Kameraden anstößt, und beim Festtrunk ging statt des Gesanges ein ernsthaft Reden um alle Tische. Und dann erschien am Sonntagmorgen eine Abordnung im Hause Martin Opterbergs und fragte, wie es gemeint sei.

Diese vertrauliche Annäherung freute ihn am meisten, und er besprach mit seinen Angestellten die Gründung eines Ausschusses, den sie aus ihrer Mitte frei zu wählen hätten und dem freimütig alles vorgetragen und vorgelegt werden sollte, was irgendeiner aus der Arbeiterschaft auf dem Herzen habe und sich nur scheue, es mit dem Werftherrn von Mund zu Mund zu besprechen.

„Das Urteilsvermögen und die Ehrenhaftigkeit der Ausschußmänner bürgen mir dafür, daß sie mir selbst nur die gesichteten Fälle vortragen, die damit so gut wie erledigt sind. Und nun noch eins. Ich möchte, daß ihr den Werftplatz als euere Heimat und die Arbeit als ein Glück und eine Freude empfindet. Das kann nur sein, wenn ihr nicht nur maschinenmäßig eure Stunden herunter schafft, sondern auch über euer Tagewerk hinaus den Erfolg seht, ich meine den Erfolg, der euch selbst und eurer Lebenssteigerung zugute kommt. Daher bin ich willens, alle Werksangehörige mit einem gewissen Prozentsatz, den ich dem Ausschuß noch mitteilen werde, am Reingewinn zu beteiligen, ich und mein Teilhaber, der demnächst eintreten wird und als mein Pflegebruder in allen Dingen denkt wie ich. Dann zählen wir nicht mehr die Arbeits*stunden*, sondern die Arbeits*freuden*."

Die Abgeordneten sahen sich in die Augen. Es waren ältere Familienväter, die die Schwere des Lebens in reicherem Maße kennengelernt hatten, als seine Sonnenseiten. Und als sie sich eine Weile stumm in die Augen geblickt hatten, als ob sie wortlos Red' und Antwort tauschten, nickten sie mit schwerer Stirn ihrem Sprecher zu, der sich langsam erhob.

„Herr Doktor Opterberg," sagte er, „Sie und wir, wir gehören politisch wohl den verschiedensten Parteien an. Aber das kann ich Ihnen sagen: das, was Sie uns da soeben aus freien Stücken und nur aus einem gerechtfühlenden Herzen heraus vorgeschlagen haben, das war so sozial gedacht, wie wirklich und wahrhaftig nur ein ganz vornehmer Mensch denken kann. Sie haben uns von Arbeitern zu Mitarbeitern gehoben, und das sollen Sie gottverdammich nicht zu bereuen haben. Guten Morgen, Herr Doktor Opterberg." — —

Eine kurze Zeit darauf meinte Frau Christiane im Laufe eines Gespräches:

„Übrigens, daß ich's nicht vergess': die kleine Attermann läßt fragen, wann sie denn eigentlich getauft werden soll'?"

„Die kleine Attermann?" wiederholte Martin Opterberg überrascht. „Ja, ist die denn nicht längst getauft?"

„Das mußt du als Pate doch besser wissen als ich. Meiner Ansicht nach befindet sich das arme Wurm noch im dicksten Heidentum und wird sich, dauert's noch weiter hinein in ihre Jungmädchenzeit, aus Schicklichkeitsgründen bald nicht mehr von dir über das Taufbecken heben lassen."

„Ja, Mutter, wenn die Attermanns so unchristlich mit ihrem Mädel verfahren, kann das Kind doch nicht mich dafür beschimpfen."

„Du, Martin, wenn du bis zum Sonnabend das taufmäßige Gefühl aufbringen könntest — ?"

Am Sonnabendnachmittag fuhren sie hinüber. Der Pfarrer hatte zuerst eine Sonnabendtaufe ablehnen wollen, da dieser Tag der Vorbereitung für den Sonntagsgottesdienst vorbehalten sei. Aber Therese Baumgart hatte ihm zu wissen getan, der Storch frage ja die Ärzte auch nicht, ob ein Sonntagsgottesdienst vorläge, sondern erwarte, daß sie zu jeder Stunde bereit seien. Und was für den Arzt zutreffe, das treffe doch wohl auch für den Seelenarzt zu. Der Herr Pastor möge seine Sonntagspredigt schon im Laufe der langen Woche durchdenken, statt am letzten Tag.

Vom Opterberghof war als Patin Linde Baumgart eingetroffen. Herzlich erfreut streckte Martin Opterberg dem Mädchen die Hand entgegen. Sie stand, fertig zur Feier angekleidet, und das weiße Gewand spannte sich über den jungen Mädchenbrüsten und schmiegte sich fest um den schlanken Leib. „Nun sind Sie eine junge Dame geworden," sagte Martin Opterberg, „und ich weiß nichts von der Zwischenzeit."

„Leih dir die Jahre vom Theresel aus, Martin," riet Frau Christiane, „ich mein' halt die Jahre, die ihr in Freiburg und auch wohl noch in Heidelberg miteinander verbracht habt, füg sie ein, und du hast das Lindele von heute."

„Wollen wir's so halten, Fräulein Baumgart? Dann ist die Kluft überbrückt."

„Wenn's halt anders nicht angeht?" lachte das muntere Mädchen. „Aber das Theresel kommt besser dabei weg."

Seine Augen gingen über ihre Gestalt, sein Ohr horchte auf ihre Stimme. Die Mutter hatte recht, und ihr Rat war gut.

Martin Opterberg hatte dem Täufling einen Besuch gemacht. Er saß an dem kleinen schneeweißen Bettchen, und Christoph und Therese Attermann saßen allein bei ihm.

„Wir haben noch eine Stunde bis zum Taufbeginn. Wollt ihr sie mir schenken?"

„Wir und die Stunde gehören dir, Martin."

„Dann ist es gut." Und er begann in klaren Bildern seine Arbeits- und Wirtschaftspläne zu zeichnen. „Ich werde viel in Holland und in den großen rheinischen Handelsplätzen bis Basel hinauf zu tun haben, wohl auch zuweilen in England und Skandinavien, um den durchgehenden Handelsverkehr zu gestalten. Darunter darf die Bauarbeit auf der Werft nicht leiden. Als ich die Werksarbeiter zu meinen Mitarbeitern machte, tat ich es gleichzeitig in euerem Namen. Denn ich nannte den Namen Christoph Attermann als den meines zukünftigen Teilhabers. Bist du bereit, Christoph, unter Anerkennung meiner Richtlinie mein Wort einzulösen?"

„Ich bin bereit, Martin."

„Und du Therese?"

„Soll auch ich Teilhaberin werden?" fragte sie und sah ihm still in die Augen.

„Du brauchst es nicht erst zu werden. Du bist es. Seit du auf unseren Wanderungen unsere Teilhaberin warst. Aber du müßtest dein ärztliches Tätigkeitsfeld verlegen und hast es dir gerade erst so tapfer geschaffen?"

„Ich verlegte es nach Sibirien, wenn es hieß, mit euch zusammenzubleiben. Wegen des Wiederaufbaus mach dir keine Sorgen. Mein Mut gibt nimmer nach."

Da beugte sich Martin Opterberg über die Hand, die auf dem weißen Kinderbettchen lag, und führte sie andächtig an seine Lippen. Sie aber hob mit der freien Hand sein Kinn empor und küßte ihn. Und das Kind lag zwischen ihnen und reckte nach ihnen die Ärmchen.

„Wie soll es heißen, Therese?"

„Linde soll es heißen. Einen lieberen Namen gibt es nicht."

Die Männer gingen in Christoph Attermanns Arbeitsstube hinüber, und hier faßte Martin Opterberg den Pflegebruder an den Armen.

„Ich muß es dir noch sagen, Christoph, als meinem alten Bruder und als meinen neuen Teilhaber, damit du in mir allzeit klar siehst. Ohne die Mutter hätt' ich's nicht geschafft, und mir ist auch jetzt noch zuweilen, als ob ich's nicht hinunterwürgen könnt', wenn sie erst wieder heim ist. Nicht die betrogene Liebe. Das war eine Verwirrung der Sinne und eine Überrumpelung des Blutes. Aber den Betrug am anständigen Menschen und das Gefühl, das mich des Nachts am Atmen behindert und mir den Schweiß der Schmach und der Scham auf die Stirne treibt, das Gefühl: da laufen ein paar Menschen auf der Erde herum, die einen Hohn auf deinen Mannesstolz bedeuten, wenn sie grinsend vor dir auftauchen."

„Martin, es wird übergehen. Wie die Schmach und Scham in Verachtung übergehen wird."

„Das ist sie heute schon. Das tat sie schon längst. Aber es läßt mich nicht und rüttelt und schüttelt mich noch immer. Und wenn du's nicht anders nennen willst, als das beleidigte Herrenbewußtsein. Es ist und bleibt doch der Schmutz an meinen Kleidern."

Da sagte Christoph Attermann in seiner ruhigen Art:

„Ich helf' dir, Martin, mit allem, was in mir ist. Wir haben ja doch gemeinsam Blut, Martin."

Bei der feierlichen Taufhandlung hielten Linde Baumgart und Martin Opterberg den Täufling. Wenn Linde Baumgart ihm das Kind in die Arme legte, spürte Martin Opterberg den Strom mütterlicher Zärtlichkeit, der aus dem Mädchenkörper zu ihm hinüberquoll. Der würde es ein Glück bedeuten, Mutter sein zu dürfen, dachte er, und sie neigten zum Segen des Herrn miteinander die Häupter.

Was alles er mit seiner Nachbarin und Mitpatin bei Tisch geplaudert und besprochen hatte, das war ihm später kaum noch erinnerlich. Es mußte wohl vom Opterberghof gelautet haben, der ein reiches Erntejahr hinter sich hatte, oder von der Kinderzeit, oder von der Opterbergwerft, oder auch von den aufziehenden Wetterwolken in der Welt. Vielleicht gar von alledem zusammen. Eins aber blieb ihm in der Erinnerung: daß er neben einem urgesunden und reinen, lebensfrohen und willensstarken Menschenkinde geweilt habe, mit dem er während der Tafel auf Frau Thereses Geheiß Brüderschaft gemacht hatte.

„Fast ist sie mir noch lieber als das Theresel, weil ihre Fröhlichkeit nicht wartet, sondern so aus dem innersten Herzen herausbricht wie ein Gebot Gottes," meinte Frau Christiane anderen Tags auf der Heimfahrt, als sie mit dem Sohne allein im Abteil saß. Martin Opterberg aber nahm ihren Kopf wie den eines Kindes, bettete ihn an seine Brust und klopfte ihr die Wange.

„Ja, ja, ja — ich weiß schon."

Da war Frau Christiane zum ersten Male sichtbarlich empört, weil sie sich von ihrem Bub auf der ersten Dummheit hatte ertappen lassen. — —

(Fortsetzung folgt.)

Der Spielmann und seine Singeliebste

Ein Märchen von Elsa Laura v. Wolzogen

Die Zunft der Spielleute überschwemmte im Mittelalter das Land. Bei keinem Gelage fehlten sie, bei keinem Tanz unter der Linde, und im Gefolge der Einzug haltenden Kaiser und Herzöge befanden sie sich auch. Teils mißachtet um ihres Vagantentums willen, teils beliebt und hochgeschätzt, zuliebe ihrer lustigen, ernsten und süßen Weisen. Denn alle Qualen und Nöte trägt man am besten an den Quell der Töne, alles ertränkt der Klang der Saiten und löst es in Harmonie auf. Drum will ich ein Märlein erzählen von dem fahrenden Spielmann.

Ging Dieter Rosenzweet über Berg und Tal.

Am Dornenbusch blieb seine Laute hängen, die Stachel rissen ihm eine Saite ab.

„So spiel' ich auf fünf Saiten — was tut's!" lachte er. Das war am Morgen. Am Mittag brannte die Sonne über dem Wiesenrain, und die früchteschweren Felder tranken durstig ihre Gluten und badeten sich in dem flimmernden Glanz, damit die Ähren von dem goldenen Glast ihren Teil bekämen.

Der Spielmann legte sich nieder am Kornfelde und schlief ein. Seine Laute lag in Kornblumen und Mohn gebettet, und die Winden schlangen sich um die Saiten. Ein Feldmäuslein kam, beschnupperte die Laute und hatte Spaß an den feintönenden Saiten, die es mit seinem Schnäuzchen berührte. Seine Knusperzähnchen machten sich daran, die Saiten zu versuchen, nagten und nagten. Schmeckte nicht gut, aber war lustiges Spiel. Kling — sprang die zweite Saite! Der Spielmann träumte weiter...

Das Mäuslein gab keine Ruh', bis die dritte Saite mitten durchgenagt war — peng!

Da erwachte der Fahrende.

„Teufelszeug — wer hat mir das getan?" schalt er; das Mäuslein schlüpfte in das raschelnde Korn. Traurig blickte Dieter auf die dreisaitige Gefährtin, abends wollte er beim Tanz unter der Linde seine Lieder singen. Woher bekam er Saiten? Die Wolken trieben schwer am Himmel daher und legten die Sonne in Fesseln. Finsternis ringsum, und der Spielmann ging auf freier Heide. Blitze durchfurchten die Wolken, und schwere Tropfen wuchteten hernieder. Ausgedörrt das braune Holz der Laute, durchglüht die Saiten von der Mittagsbrunst. Kühl war die Regenflut, und die Tropfen rissen im Fallen die vierte Saite von der Laute — tack!...

Der Wald nahm den Spielmann auf, ein trockenes Plätzchen suchte er und fand es im dichten Forst. Der Sturm zauste die Bäume. Alles ächzte unter seinem Zorn, und ein armes Heckenröslein war nahe daran, entwurzelt zu werden.

„Armes Röslein auf der Heide," sprach der Spielmann, „halt dich fest am Birkenstamm."

„Ich kann nicht, bind' mich fest, Wanderer, erbarm' dich mein."

Der Spielmann dachte mitleidsvoll nach: womit es festbinden? „Die vorletzte Saite, Röslein, schenk' ich deiner Not." Er riß den Klingestrang los und band das gezauste Sträuchlein fest am Birkenbaume. Aus dem Walde scholl die Stimme eines hämischen Trolls.

„Häng dich auf an deiner letzten Saite, Spielmann: kannst heute nichts verdienen, hast kein Hellerlein mehr, wirst mit Spott gefüttert werden. Dein Mund muß stumm sein — was bist du ohne deine Lieder? Ein Strolch, ein Hungerleider, eine Trauerweide. Man wird dich mit Spott behängen!" ...

Das Echo wiederholte hämisch: hängen! Und Dieter versank in Leid. Neben ihm im Farnkraut kroch eine glänzende Spinne und setzte sich auf die Laute.

„Was willst du, Spinne, am Ende gar deine Fäden als Saiten ziehen? fragte der Spielmann.

Da sprach die Spinne: „Ganz



Tandaradei. Nach einem Gemälde von W. v. Kaulbach.

richtig, lieber Herr, meine Fäden sind von ganz besonders haltbarer Art. Siebenmal gesponnen, siebenmal gewendet in der Sonnen, siebenmal getränkt im Zauberbronnen." Und sie arbeitete emsiglich — hinauf, hinab, hinab, hinauf.

Der Birkenbaum neben ihm schüttelte seine Zweige, und die Heckenrose, die an ihn gebunden war, flüsterte: „Frag ihn, was er dir sagen will. Er zittert vor Angst, weil er sich nicht mit dir zu reden getraut. Die Birken sind alle so schüchtern."

Und der Spielmann sah, wie aus dem Birkenstamme Tropfen hervorquollen. Wirklich, der schwitzte seinen Saft vor Angst aus. Der Spielmann lächelte.

„Also was willst du, Birke?"

Sie sing leise an:

„Tauch in meinen Birkenwein
Diese Spinnenfäden ein.
Nimm mein Harz, es ist mein Blut —
Tut dem Klang der Saiten gut.
Rauschewind, der mich bewegt,
Deiner Laute Saiten schlägt.
Was die Nacht mir hat vertraut
Und der Tag, der mich betaut —
Was mir Mond und Sterne singen,
Wird auf deinen Saiten schwingen."

Wunderlich, dachte der Spielmann, aber er tat, was die Birke wollte. Ei wie fest, wie glänzend wurden die Saiten, wie straff und doch biegsam spannten sie sich, als sie fertig waren — ein Wunderwerk. Dieter jubelte und schwang seine Singeliebste, daß ihre bunten Bänder wie Banner im Winde wehten. Und er sang dem lauschenden Walde, der rastenden Spinne sein schönstes Liedel und zog davon. Die Menschen hatten seine Wunderlaute noch nicht gehört.

✡

Hell sprang die Fiedel auf unter der Linde und jauchzte mit den tanzenden Scharen um die Wette. Die Lindenblüten dufteten, die Herzen waren heiß und die Augen brannten ineinander. Dieter stand im Schatten der Linde und stimmte seine Laute. Die Fiedel schwieg, und alles rastete unterm Blätterdach. Da stahl sich aus dem versteckten Winkel der erste Lautenton hervor, und die Leute lauschten freudig-erstaunt.

„Dieter, der Spielmann, ist da!" erscholl es im Kreise. Noch eine saß mit Dieter im Schatten — ein Mädel, verlassen, betrogen. Hinter ihren Augen waren viele Wasser, die noch geweint werden sollten. Ach wie herzselig sang die Laute, wie ein klingendes Schelmenlachen. Die Magd berührte kosend des Spielmanns Hand und sagte:

„Du, Spielmann, seit langer Zeit habe ich zum ersten Male ein Lächeln auf den Lippen und im Herzen — spiel mich gesund." Dann küßte sie ihn auf den Mund. Er ließ sich's gern gefallen von solch schmucker Maid und küßte sie wieder. Dieter sang weiter; das Leid kam auf seine Lippen und die Saiten klangen schier von selber. Sie klangen wie lauter Tränen.

Der Schultheiß trat zu ihm mit nassen Augen. Seine Brust hob sich im befreienden Schluchzen. Er setzte sich neben den Sänger und flüsterte:

„Dank dir, Dieter Rosenzweet; seit mein Töchterlein auf der Totenbahre lag, versiegten mir die Tränen, aber die ungeweinten Tropfen erwürgten mich fast. Du hast mich davon erlöst. Sieh, ich weine und schäme mich nicht. Es ist ein Wunder um deine Laute, nie klang sie so schön. Willst du heimisch und seßhaft werden bei uns?"

Aber das konnte und wollte Rosenzweet nicht, das Vagantenblut hat Unruhe in sich. Andere Menschen — andere Städte. Sein Name wurde weit und breit genannt, viel Ruhm und Ehre wurde ihm zuteil. Nie brauchte er neue Saiten aufzuspannen, sie rissen nicht.

Doch als er starb, da raun es von den Saiten, als flössen Tränen herab, es perlte von ihnen ab wie gelber Honig oder blinkendes Harz. Was blieb von den Saiten? Spinnwebfeine Fäden, kaum zu sehen. Der Wind, der durch die offenen Fenster strich, wehte sie dahin. Ein zartes Birkenblatt wirbelte mit hinaus.

Atomenergie als Ersatz für Kohle

Von Wolf Marwein

Der Ingenieur Willy v. Unruh erregte im Dezember Aufsehen durch die Vorführung eines Apparats, durch den er nach seiner Angabe Kraft und Licht auf dem Weg der Atomzerteilung gewann. Ein endgültiges Urteil über seine Erfindung abzugeben, erscheint verfrüht, da bisher nur unwissenschaftliche Veröffentlichungen vorliegen, die einen klaren Einblick in das Verfahren Unruhs nicht gestatten. Dennoch ist das Problem der Atomspaltung, nach dessen Lösung die Menschheit schon seit geraumer Zeit forscht, so wissenswert und von so ungeheurer Tragweite, daß wir unsere Leser durch den nachstehenden Aufsatz über den heutigen Stand dieses Forschungsgebiets unterrichten möchten.

Im Hintergrunde des Nationalitätenkampfes, der es auf Verschiebung der Landesgrenzen abgesehen hat, steht als Antreiber der Wettbewerb um die Bodenschätze der Erde, die ein Volk dem anderen neidet, wohl wissend, daß nur sie den Schlüssel zur wirtschaftlichen und damit auch zur politischen Unabhängigkeit bergen. Sieger in diesem Ringen ist, wem Gewinnung und Ausbeutung der schwarzen Diamanten am besten glückt; denn im Zeitalter der Maschine, des Dampfes und der Elektrizität beherrscht — weit mehr noch als das Gold — die Kohle die Welt, wenigstens bis diese moderne Tyrannin durch einen anderen Energiespender verdrängt wird. Die Hoffnung, ihn zu finden, liegt durchaus nicht außerhalb des Bereiches aller Möglichkeiten. Vielmehr geht, wie die amerikanische Zeitschrift „Popular Science" berichtet, die Ansicht hervorragender Forscher dahin, daß diejenige Energiequelle bereits gefunden sei, die später einmal die Rolle von Öl und Kohle innerhalb der Technik spielen wird. Nur die Entdeckung des Weges, auf dem die Atomenergie für praktische Zwecke verwertet werden kann, steht noch aus. Glücklicherweise, wie Sir Oliver Lodge, ein hervorragender englischer Forscher auf dem Gebiete der Atomkunde, hinzufügt; denn es sei vorläufig noch höchst zweifelhaft, ob die Menschheit die genügende Reife habe, um das neue Geschenk, das die wissenschaftliche Forschung ihr dereinst in den Schoß werfen wird, auch zum eigenen Besten zu verwerten; ob sie die neuen unerhörten Möglichkeiten, die sich ihr dadurch eröffnen würden, nicht — wie alle bisherigen Erfindungen und Entdeckungen — abermals zur Schaffung immer furchtbarerer Mordwerkzeuge ausnutzen möchte, anstatt sie endlich einmal dem einzig menschenwürdigen Zwecke dienstbar zu machen: der Linderung von Not, Elend und Überbürdung der Mühseligen und Beladenen.

Um die Sorge dieses Gelehrten zu verstehen, muß man eine Vorstellung von der Gewalt jener Kräfte haben, die damit dem Menschen zur Verfügung gestellt würden. Eine solche vermittelt Sir J. J. Thomson, Englands größte Autorität für Atomkunde, durch die Versicherung, die in einer Unze Chlor aufgespeicherte Energie sei gleich der Arbeitsleistung, dank der die „Mauretania" eine volle Woche hindurch in voller Geschwindigkeit fahren könne;

die Explosion der Atome aber, die in einigen Pfund Materie enthalten sind, würde genügen, um einen Kontinent zu zertrümmern.

Solche furchtbaren Möglichkeiten der Atomenergie beschränken sich nicht auf eine besondere Gattung, sondern eignen allen Stoffen, von denen wir umgeben sind. Radium, Eisen, Kupfer, Holz, Stein sind ebensogut aus Atomen zusammengesetzt, wie die menschliche Nahrung und der menschliche Körper selbst. Und sie alle bergen diese rätselhaften Kräfte, deren Ursprung man bisher nicht ergründet hat, obwohl über ihre Wirkungen bereits genaue Beobachtungen vorliegen.

Anlaß zu diesen bot das Studium der Kathodenstrahlen, in denen man Partikel von zweitausendmal geringerem Gewicht entdeckte, als das leichteste der damals bekannten Atome, nämlich das Wasserstoffatom, aufwies. Diese Partikel bezeichnet man als Betapartikel oder Elektronen; es sind die gleichen, die das Radium — gelegentlich der Abstoßung seiner Atome — als eines der hierdurch erzeugten Produkte entsendet. Nämlich, obwohl das Atom in der Regel ungeteilt bleibt, weiß man jetzt doch, daß es nicht unteilbar ist. In bestimmten Fällen zerspringt es anscheinend aus eigenem Antriebe, und schleudert seine Bruchteile mit einer Geschwindigkeit ins Weite, im Vergleich zu welcher sich eine abgeschossene Büchsenkugel im Schneckentempo bewegt.

Man hat gute Gründe zu der Annahme, daß nicht nur das Radium, sondern alle Materie in ähnlicher Weise Atompartikel abschießt und folglich Energie ausgibt, obwohl nur jenes und eine Reihe anderer radioaktiver Substanzen diese Tatsache dem menschlichen Bewußtsein aufdrängen, weil es bei ihnen mit besonderer Heftigkeit geschieht. Ein Radiumatom ist einem schweren Geschütz vergleichbar, das eine Granate abfeuert. Wie dieses, erfährt der Rest des Atoms nach dem Schuß einen Rückstoß, der nicht etwa nur vermutet, sondern wirklich festgestellt worden ist. Das Merkwürdigste ist aber, daß nach Abfeuerung von fünf solcher Geschosse das Radium gewissermaßen in eine andere, ruhigere Daseinsform, wie etwa die des Bleies oder irgendeiner im chemischen Sinne ihm ähnlichen Substanz überführt wird. Ein Uratom wiederum wandelt sich, nachdem es vier solcher Geschosse entsendet hat, in Radium.



Atomenergie. Sir Oliver Lodge behauptet, daß die Atomenergie in einer Unze, also in 30 Gramm, Materie, wenn man sie nutzbar machen könnte, ausreichen würde, um die bei Scapa Flow versenkte deutsche Flotte auf den Kamm der schottischen Berge zu heben. (Nach einer Abbildung aus „Popular Science Monthly".)

Unwillkürlich legt man sich die Frage vor, ob die alten Alchimisten etwa doch nicht ganz auf falschem Wege waren, als sie davon träumten, aus Eisen Gold zu machen, da doch die Natur vor unseren Augen dauernd ein Element in das andere verwandelt. Wer den Kern eines Atoms beeinflussen könnte, müßte, so sollte man meinen, auch wohl imstande sein, Gold aus unedlem Metall zu gewinnen.

Unter den von einer Substanz abgefeuerten Geschossen unterscheidet man zwei Arten, das Schwergeschütz oder Alphapartikel, das ein Heliumatom ist, und das leichtere Geschütz oder Betapartikel, das als Ureinheit der Elektrizität erkannt und Elektron genannt wurde. Die Geschwindigkeit des ersteren beträgt 10000 (englische) Meilen in der Sekunde. Sie rührt von einer Explosion her, jedoch von keiner landläufigen. Wollte man beispielsweise die des Nitroglyzerins mit dem plötzlichen Einsturz eines baufälligen Hauses vergleichen, so erinnert die Ausschleuderung des Radiums, der die Alphapartikel ihr Entstehen verdanken, eher an die fortdauernde Entladung eines Maschinengewehrs, als deren Folge ein Baustein des Hauses nach dem anderen abbröckelt. Dieser Prozeß vollzieht sich äußerst langsam. Ein im ersten Jahre unserer Zeitrechnung ausgewogenes Pfund Radium würde bis zum Jahre 1921 erst die Hälfte seines Gewichtes eingebüßt haben. Wie klein müssen nun die Atome sein, wenn ungeachtet dieses langsamen Abbautempos jedes Gran Radium in der Sekunde etwas über 2000 Millionen Alphapartikel abschleudert! Bei deren Geschwindigkeit von 10000 Meilen in der Sekunde ist es kein Wunder, daß eine bedeutende Wärmemenge durch den Prozeß erzeugt wird. In der Tat genügt die dabei von einem Gran Radium in einer Stunde abgegebene Wärme, um Eis in mehr als seinem anderthalbfachen Gewichte zu schmelzen. Da der Prozeß durchschnittlich etwa 2700 Jahre andauert, ergibt sich, daß Radium eine überaus konzentrierte Energiequelle darstellt.

Man vermutet, daß alle Materie sich in dieser Weise verhält, ohne daß wir den Abbauprozeß gewahr werden, weil er sich selbst im Vergleich zur Radiumausschleuderung äußerst langsam vollzieht. Woher alle die dabei wirkende Energie stammt, diese Frage vermag freilich bis jetzt noch

niemand zu beantworten. Doch bedient man sich, um einen Begriff vom Wesen des Atoms zu vermitteln, des leicht faßlichen Vergleichs mit einem auf winzigen Maßstab übertragenen Sonnensystem. Die Rolle der Sonne spielt ein positiver zentraler Kern, die der Planeten übernehmen die ihn umkreisenden negativen Elektronen. Woraus der Kern besteht, weiß man nicht, die Elektronen aber sind bei jeder Substanz gleich. Das Wasserstoffatom besteht aus den nämlichen wie das Eisenatom. Sie stoßen einander fortwährend ab und durcheilen ihre Bahn in unerhörter Geschwindigkeit. Hin und wieder wird ein Alphapartikel oder Elektron fortgeschleudert und zwar in solcher Geschwindigkeit, daß im Verhältnis zum Gewichte ein Alphapartikel die millionenfache Energie einer abgeschossenen Kugel hat. Ein Milligramm Radium entsendet an 36 Millionen Geschosse in der Sekunde. Das Alphapartikel mit seiner Geschwindigkeit von 10000 Meilen fliegt schnell und prallt wuchtig auf.

Wie steht es nun aber erst um die Schnelligkeit der mit ungeheurer Energie sich fortbewegenden Elektronen? Ihre Geschwindigkeit ist fast so groß wie die des Lichts. Daß man für gewöhnlich diese Bewegung nicht gewahr wird, kann man sich folgendermaßen erklären: ein sehr schnell kreisendes Schwungrad scheint stillzustehen; bricht es aber, so weiß man, daß es in Bewegung gewesen sein muß. In gleicher Weise wird aus der Explosion eines Atoms und der mit unerhörter Gewalt geschehenden Ausschleuderung von Bruchteilen desselben geschlossen werden müssen, daß vorher eine Bewegung vorhanden war, die dem Beobachter nur entging. Es ist leicht einzusehen, daß die Atome, wenn sie aus einem Kern und den ihn mit rasender Geschwindigkeit umkreisenden Elektronen bestehen, enorme Vorräte von Energie enthalten müssen. Sir Oliver Lodge behauptet, die Atomenergie in einer Unze Materie, wenn man sie nutzbar machen könnte, würde ausreichen, um die bei Scapa Flow versenkte deutsche Flotte bis zum Kamm der schottischen Berge zu heben. Vielleicht dauert es noch ein Jahrhundert, bis die dazu nötige Erfindung glückt; undenkbar aber ist es nicht, daß die Menschheit einmal, anstatt Tausende von Tonnen Kohle zu verbrennen, die benötigte Energie aus einigen Unzen Materie entnehmen wird.

Der Menschenfischer. Von Horst Schöttler

Schinderei verfluchte! Heinz Dickebehn warf den schweren Kartoffelsack in den Straßengraben. Auszuhalten war dies Hundeleben ja doch nur, wenn man zwischendurch mal wieder an den Speck heranging. Butterstulle und — Speck dazu! Hier sah es ja keiner.

Ein Mann kam die Straße entlang. Ein feiner Herr. Er ging so leicht und unbeschwert, daß er vor sich hinlächeln konnte, wie wenn das Leben schön sei. Oder wie wenn er einen Hundertmarkschein gefunden hätte. Oder wie wenn es gestern bei der Wochenausgabe dicke Bohnen mit Speck gegeben hätte: für eine ganze Woche dicke Bohnen mit Speck, reichlich und billig. Nur dann konnte man so froh in die Welt blicken!

Heinz Dickebehn hielt mit Kauen inne. Er überlegte: Wetten, daß der jetzt guten Tag zu mir sagt? Angst haben sie alle miteinander, seit wir ihnen den Kram zusammengeschlagen haben. Seitdem tun sie menschenfreundlich. Wetten, daß er gleich guten Tag sagt?

Der Fremde schritt vorbei, ohne Heinz zu beachten. Das ärgerte ihn mächtig. So ein Kerl zum Umblasen, so'n Schwachmatikus! Und der glaubte es nicht nötig zu haben, sich gut mit ihm zu stellen? „Tagedieb verfluchter!“ rief er ihm nach.

Der Fremde dreh'te sofort um, blickte scharf zu Heinz Dickebehn hinüber und trat stirnrunzelnd auf ihn zu.

Na, so schlimm war's ja gar nicht gemeint gewesen! Heinz beschäftigte sich angelegentlich mit seinem Essen und schnitt einen fetten, vierkantigen Bissen zurecht.

Der Fremde sagte nichts. Er suchte einen sauberen Platz im Straßengraben und ließ sich dort nieder. Dann zog er aus der Seitentasche seines Rocks eine in weißes Papier eingewickelte Brotschnitte hervor, die er in kleinen Bissen zu verzehren begann.

Die Sache wurde Heinz Dickebehn sehr bald zu dumm. Er saß da bei Butterbrot und Speck, und er hatte den Mann vorhin ankrakeelt, — zum Donnerwetter, dann konnten sie beide doch nicht in alle Ewigkeit so dämlich stumm in die Luft gucken! Wer keinen Kartoffelsack tragen mußte und zwischen seinen vier Pfählen Schinkenbutterbrote aß, der hatte doch gewiß einen ganzen Sack voll guter Redensarten auszupacken: von der Genügsamkeit, von den Knechten im Weinberge — und vom Lohn im Himmel. Daß dem dort das auf der Zunge lag, das sah doch jeder, der seine Leute so ein bißchen kannte!

Mit einem langen Seitenblicke stellte Heinz fest, daß er sich zuerst getäuscht hatte: ein richtiger, feiner Herr war das ja gar nicht! Der tat nur so. Die Stiefel waren ziemlich rissig. Und der Anzug war nicht nur unter den Ärmeln abgeschabt. Blödsinn, daß sich so einer im Straßengraben geziert wie in einem Porzellanladen zu bewegen versuchte! So ein armes Luder: trockenes Brot fressen müssen — und dabei noch den Feinen herausbeißen wollen!

In einem Anfluge von Gutmütigkeit steckte Heinz einen dicken Würfel Speck auf sein Messer und reichte ihn dem Fremden hinüber. „Da,“ sagte er mürrisch; er blickte jedoch schnell verlegen lächelnd weg, weil er sich schämte, daß es so gierige, hungrige Menschen gab.

„Danke,“ sagte der Fremde scharf ablehnend. „Sie haben mich Tagedieb genannt,“ fügte er zur Begründung seines unfreundlichen Verhaltens hinzu.

Heinz Dickebehn fühlte sich schwer ins Unrecht versetzt. Er richtete sich erregt etwas hoch. „Himmelgottverdammich, seine Meinung wird man wohl noch sagen dürfen? Kann ich am Sonntag so Lebeschön machen und wie der liebe Gott in Frankreich spazierengehen? Ich schleppe meinen Kartoffelsack selber!“

„Weiter,“ sagte der Fremde lächelnd.

„Ja: und mit meinem Eßmesser schneide ich nie nichts anderes als Brot; daß Sie's nur wissen! Und wenn Ihnen meine Pfoten zu dreckig sind: Speck ist Speck, Sie Hungerleider!“ Der Ärger verschlug ihm die Sprache. Der Kerl dort hatte so aufreizend weiße Hände. Fast wie die Marie, die auch manchmal so zimperlich getan hatte, wenn er mit den Fingern in die Schüssel langte.

„Weiter! Weiter!“ wiederholte der Fremde aufmunternd.

„Rutsch mir den Buckel runter,“ sagte Heinz rauh. Er legte den Kopf zurück und blickte angelegentlich zu einer Lerche empor. Die Marie! Daß er immer noch an die arme tote Marie denken mußte. Wenn's di[e] Anna merkte, nahm sie's krumm. Aber konnte er den[n] anders? So blitzblanke reine Hände hatte die Marie g[e]habt, weil sie Waschfrau gewesen war. So eine sauber[e]

Frau! Wenn sie das Brot in die Hand nahm oder einen Tropfen Milch mit dem Finger von der Kanne abstrich, dann hatte man gern hingesehen. Und mit solchen reinen Händen hatte sie auch den Salat verlesen; schaudernd, wenn ihr beim dritten oder vierten Verlesen noch immer eine kleine Schnecke oder etwas Schmutz unter die Finger kam. Während jetzt die Anna — brrr! Den Salat mußte man ganz vorsichtig kauen, daß ja nichts zwischen den Zähnen knirschte, denn sonst gab es sofort Streit. „Himmelgottverdammich!"

„Sie fluchen sinnlos," sagte der Fremde verächtlich. „Damals, im Kriege, da konnte man's allenfalls noch gebrauchen. Wenn nichts mehr half: Himmelgottverdammich, da spuckte man in die Hände, und auf einmal ging's doch wieder. Jetzt aber lohnt das Fluchen nicht mehr."

Heinz Dickebehn dachte nicht gern an den Krieg zurück. Der Krieg — das war die Zeit, in der man ihm den Urlaub zu seiner schwerkranken Frau verweigert hatte; die Zeit, in der er Menschen totschlagen mußte, während zu Hause seine Marie mit dem Tode rang. „Du hast 'ne Ahnung," sagte er mit der Verbissenheit des alten Frontsoldaten.

Der Fremde hob ablehnend die Hand. „Wir wollen beim Sie bleiben. Ich schätze das Du nur nach längerer Bekanntschaft. Man muß bei aller Brüderlichkeit und Nächstenliebe doch noch eine Auszeichnung für seine Kameraden und Freunde behalten."

Heinz Dickebehn lachte vor sich hin. „Jawohl: Kameraden! — Hahaha!"

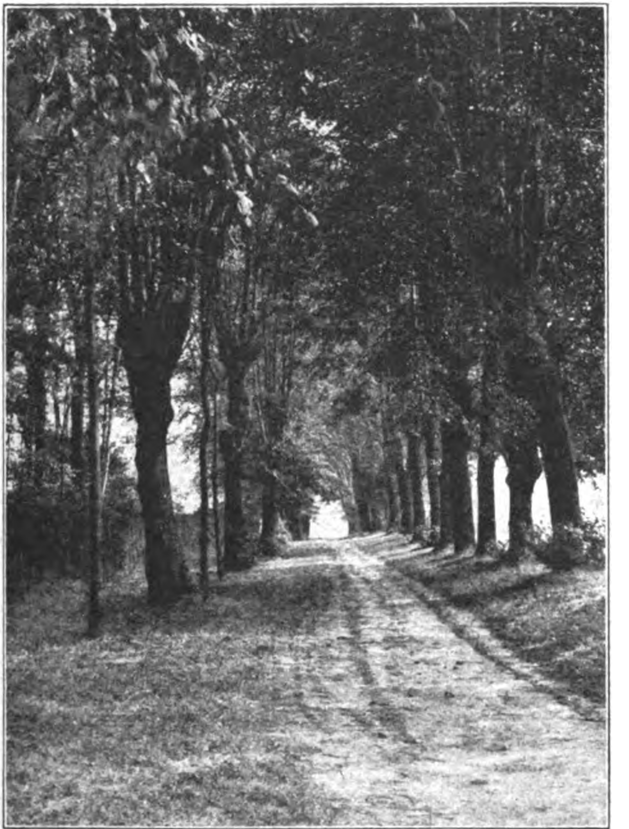
Der Fremde lachte mit. „Lachen ist wundervoll," sagte er plötzlich sehr lebhaft, indem er näher rückte. „Bis man etwas findet, über das man gemeinsam weinen kann, muß man oft sehr lange warten; die ganze Welt ist mehr aufs Lächerliche eingerichtet. Eigentlich müßte man schon in der Schule das richtige Lachen erlernen: es wirkt ausgleichend und versöhnend. Dabei gibt es immer noch Leute, die daran glauben, daß der liebe Gott die Welt fabelhaft ernst gemeint habe — wo wir doch alle nur mehr oder minder gute Witze sind!"

Heinz Dickebehn lachte zustimmend auf.

Der Fremde ließ sich nicht unterbrechen. „Warten Sie: ich will Ihnen einen Spaß erzählen, wie man sogar mit wildfremden Menschen sich einfach nur durchs Lachen über die Narrheiten dieser Welt verständigen kann. Vorige Nacht träumte mir, ich müßte den Nordpol entdecken. Und wie ich hinkomme, steigt von der anderen Seite zur selben Minute gerade ein Amerikaner herauf. Wissen Sie, was wir gemacht haben? Wir zwei Entdecker haben sofort den Witz eingesehen und haben alle beide gelacht, fürchterlich gelacht!"

In der Erinnerung an den Traum lachte er fröhlich heraus. Und Heinz Dickebehn, der immer nur von den Entbehrungen und Gefahren solcher Nordpolfahrten gelesen hatte, schlug sich vor Freude über den Spaß auf die Knie. Das mußte doch zu komisch ausgesehen haben, wie die beiden sich zuerst verdutzt anstierten und dann mitten auf dem Nordpol in eine tolle Lache ausbrachen! Wenn er sich das so vorstellte, da konnte er sich ausschütten vor Lachen.

In ihrer lauten Fröhlichkeit hatten sie das Nahen eines Autos nicht beachtet. Der Chauffeur stoppte kurz ab, um sich die zwei sonderbaren Strolche näher anzusehen, die sich im Straßengraben amüsierten, wie wenn sie im Kino säßen.



Die Allee. Nach einer Aufnahme von O. F. Geißler.

„Besoffene Schweine," rief er verachtungsvoll ihnen zu. Dann gab er wieder Gas. Der Motor machte ein paar Touren, stand jedoch plötzlich still. Vergeblich rüttelte der Chauffeur an den Hebeln und Griffen.

Heinz Dickebehn erhob sich rasch. „Was hat er zu uns gesagt? Besoffene Schweine? Wir? Weil wir mal lachen? Dem Halunken schlage ich die Knochen im Leibe entzwei!" Er rannte auf das Auto zu. „Heh! Was hast du gesagt? Besoffene Schweine — heh?"

„Halt die Fresse," antwortete der Chauffeur seelenruhig. Er jonglierte mit dem schweren Schraubenzieher. Wer ihm was wollte, dem schlug er den Schädel ein. Ohne sich weiter um Heinz zu kümmern, begann er den Motor zu untersuchen. Den Schaden hatte er schnell entdeckt. Er fluchte los. „Das alte Aas muß ich auf jeder Tour wieder zurechtflicken: so eine Schweinerei, eine gottverdammte!"

„Mit dem Fluchen geht's auch nicht schneller," sagte Heinz gönnerhaft.

Der Chauffeur blickte ihn verständnislos an; dann streckte er ihm die Zunge heraus. Es war unter seiner Würde, sich auch nur einen Augenblick lang mit solchem Einfaltspinsel aufzuhalten! Er sah auf seine Armbanduhr. Länger als eine Stunde durfte die Reparatur nicht dauern, sonst erwischte er die Fernanda nicht mehr, die er in die „Königsdiele" bestellt hatte.

Heinz war weder von der Antwort „Halt die Fresse" noch von dem Zungeherausstrecken befriedigt. Er gab jedoch dem Gefühl nach, daß er den arbeitenden Mann nicht weiter stören dürfe.

Der Fremde war langsam an das Auto herangetreten. Er öffnete den Wagenschlag.

„Friedrich!" hörte man eine ängstliche Stimme rufen.

Der Chauffeur wandte lässig den Kopf. „Steigen Sie nur aus," rief er grob zurück.

„Haben Sie keine Angst, wir tun Ihnen nichts Böses," sagte der Fremde freundlich zu der eleganten jungen Dame. „Kommen Sie zu uns in die Sonne!"

Fassungslos suchte die reichlich junge Dame ihr silbernes Täschchen. „Ja, wenn Sie es wünschen ... Ich möchte zwar lieber ... Doch ganz wie Sie denken ...“ Oh, das sah diesem Schuft von Friedrich ähnlich, daß er sie vor den Wegelagerern nicht mutig verteidigte! Sowohl Mama als sie hatten Papa doch gleich vor dieser höhnischen Visage gewarnt — und nun wurde sie das Opfer, weil Papa wie versessen auf diesen ehemalig fürstlichen, hochherrschaftlichen Chauffeur gewesen war. Nur wenn sie jetzt alles, aber auch alles tat, was man von ihr verlangte, konnte sie vielleicht ihr Leben noch retten!

Als sie schon auf dem Trittbrett stand, fiel ihr plötzlich ein, daß Mama ihr zu Weihnachten geraten hatte, unter allen Umständen den wahnsinnig teuern Blaufuchskragen stets bei sich zu behalten. Sie drehte sich rasch um und suchte ihn. Suchte in allen Ecken, unter den Sitzen und Polstern. Bis ihr endlich einfiel, daß die Jungfer den Blaufuchs ja schon vor ein paar Wochen in die große Kampferkiste gepackt hatte. „Verzeihen Sie nur,“ sagte sie zitternd, „ich dachte, ich wollte, ... doch ich habe noch etwas Schokolade; denn das Warten hat Sie gewiß schrecklich hungrig gemacht?“

Der Fremde lächelte. „Danke sehr; da ich auf dieses Rendezvous nicht vorbereitet war, habe ich leider meinen Hunger schon ausreichend gestillt.“ Er nahm die Decke vom Rücksitz. „Den guten Mantel wollen wir aber lieber schonen, der paßt nicht recht in den Straßengraben.“ Er sprach so altherrenmäßig, daß die Kleine rasch wieder Mut faßte. Ans Leben ging's hier jedenfalls nicht! Und überhaupt: wer „Rendezvous“ sagte und nicht das dienstbotenhafte „Stelldichein“ gebrauchte, der benahm sich auch als Räuber wahrscheinlich durchaus kavaliermäßig.

„Ach, ich bin sonst nicht so,“ bekannte sie zutunlich, „mir ist's schrecklich egal, wenn mein Mantel mal ein paar Flecken bekommt.“

Der Fremde breitete die Decke im Straßengraben aus. „So, nun setzen Sie sich. Wir leisten Ihnen Gesellschaft, bis das Auto wieder in Ordnung ist. In Ihrem Alter ist das Leben zu zweien oder dreien lustiger.“

Die junge Dame nickte vergnügt. Das war ja ein ganz reizendes Abenteuer! Und kein bißchen gefährlich: denn dieser Herr würde sie gewiß immer beschützen. Es war doch gut gewesen, daß sie ihm gleich, als er die Wagentür öffnete, ihren berühmt tiefen Seelenblick zugeworfen hatte! Jetzt mußte sie nur noch seinen Namen feststellen, damit sie ihren Kränzchenfreundinnen das Abenteuer so erzählen konnte, daß niemand die Wahrheit anzweifeln durfte. Vielleicht war er gar ein Tenor? Schauspieler, und besonders Tenöre sahen manchmal auch so einfach wie gewöhnliche Menschen aus, und nur wenn man an ihren gottbegnadeten Künstlerberuf tippte, entpuppten sie sich in ihrer interessanten Leidenschaftlichkeit!

„Sie singen wohl?“ fragte sie mit Verständnisinnigkeit.

Er hob aufhorchend den Kopf. „Augenblicklich nicht,“ antwortete er dann, „sonst würde ich gewiß auch etwas davon merken.“

„Nein, ich meine doch so — — so beim Theater! Wir haben nämlich eine Loge. Papa wollte zuerst nicht recht heran, weil er die Leute dort nicht kennt. Aber wir sind doch vor der schrecklichen Revolution gerade noch geadelt worden, und da sitzen jetzt auf unseren früheren Plätzen ganz arme Leute, die einem schrecklich leid tun können. Ja, und ich heiße Editha von ....“

„So — Edith?“ unterbrach der Fremde kurz. „Ich heiße Oswald.“

„Nein, Editha!“ sagte die Kleine stark betonend. Es kränkte sie, daß ein Mann, der anscheinend nicht mal Tenor war und der sehr unpoetisch Oswald hieß, ihr einen ganz gewöhnlichen Dutzendnamen zulegen zu dürfen glaubte.

Oswald ließ sich, ohne Umstände zu machen, neben ihr auf der Decke nieder. „Kind,“ sagte er herzlich, „wenn Ihre Eltern schon den Unsinn begehen, Editha für etwas Besonderes zu halten, dann soll man es ihnen nicht weiter übelnehmen: das sind alte Leute, die von Jugend auf nichts anderes denken lernten, als in törichten Äußerlichkeiten mit Gleichgesinnten zu wetteifern. Die kann man nicht umkrempeln; denn sobald die schauderhaft verschnörkelte Fassade vor ihrem kümmerlichen Dasein zusammenbricht, stürzt der Inhalt ihres ganzen Lebens in den Schutt. Sie selbst sind jedoch noch ein Kind, Edith ...“

„Bitte, ich bin schon siebzehn Jahr,“ unterbrach Editha.

„Alle Wetter, Sie sehen aber aus wie mindestens zwanzig,“ rief Heinz Dickebehn verwundert aus. Er war langsam zu den beiden herangeschlenkert, unschlüssig, wie er seinen Kartoffelsack aufhucken und sich mit Anstand aus der Gesellschaft fortstehlen könne. Zu lachen gab's hier nichts mehr! Die dumme Gans machte ja gleich ein Gesicht wie zehn Tage Regenwetter, nur weil man ihr auf den Kopf zusagte, daß sie keine gesunden, frischen Backen habe. Er kniete im Straßengraben nieder und wickelte den Rest Butterstullen und den Speck ein.

„Zwanzig — da ist man doch mindestens schon verlobt,“ antwortete Editha empört.

„Den Irrtum können wir gleich aufklären,“ sagte Oswald. Er faßte Heinz Dickebehn mit leichtem Druck an der Schulter, so daß er hintenüberfiel und mit auf die Decke zu liegen kam. „Wir wollen doch nicht auseinandergehen, ohne uns kennengelernt zu haben! Zuerst traut man sich immer gegenseitig nicht über den Weg; sobald man jedoch mit ein paar Worten durch den Firnis und Oberlack zum Herzen vordringt, ist alles nicht mehr so schlimm. Im Herzen sind sich alle Menschen gleich — sie sind nur meist so borniert, daß sie sich das nicht eingestehen wollen. Und wer das wärmste Herz hat, der gibt sich gerade zuerst meist als ausgemachtes Rauhbein, weil er keusch das Gute in sich verschließen will. Nicht wahr?“

„Mensch, Sie sind wohl ein Dichter?“ fragte Heinz Dickebehn mit großen, verwunderten Augen. Genau so hatte er sich einen Dichter immer vorgestellt: einen Mann, der trocken Brot aß und der sofort vom Herzen zu reden anfing, sobald ein Mädchen in die Nähe kam.

Oswald streckte sich behaglich aus. „Unsinn! Ich bin ein verkrachter Schulmeister. Überall hinausgeworfen, weil ich für den sogenannten Ernst des Lebens nichts tauge. Von mir ist wenig zu sagen. Aber hier“ — er richtete sich etwas in die Höhe — „das ist meine neue, gute Freundin Edith. Sie kann nichts dafür, daß sie die Menschen bisher nur in Grafen, Schauspieler und Mörder einteilte. Die Welt sieht nun mal so aus, wenn man im Fünfzigkilometertempo am Straßengraben vorübergefahren wird. Ihr Lieblingsausdruck ist ‚schrecklich‘. Deshalb entspricht es ganz ihrem guten Herzen, daß ihr arme Leute immer schrecklich leid tun. Sie kann ein bißchen Englisch und ein bißchen Französisch, und sie schreibt ‚daß‘ mit ß, sobald sie nicht ‚welches‘ dafür setzen kann. Da das Pianola viel lauter und richtiger klingt, hat sie das Klavierspielen aufgegeben und will jetzt Kunstgewerblerin werden. Sie malt ...“

„Ja, aber woher wissen Sie denn das?“ unterbrach Editha grenzenlos erstaunt.

Oswald lächelte. „Aber Kind: glauben Sie denn eine Ausnahme zu sein? Ihr alle malt doch jetzt kunstgewerblich! Weil wir uns keinen Luxus mehr erlauben dürfen und mit den allereinfachsten Tischen, Stühlen, Schränken, Decken, Kissen zufrieden sein müßten, deshalb ist doch gerade der kunstgewerbliche Sport jetzt höchste Mode. Solch widersinniges Zusammentreffen gehört zu den urältesten Witzen der Weltgeschichte.“

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 20. Januar 1921 by Philipp Reclam jun., Leipzig.



Im Tal der Gotthard-Reuß bei Hospental, Andermatt und Oberalp. Phot. A. Krenn.

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

Martin Opterberg betrieb den Eintritt Christoph Attermanns und die Überführung des Attermannschen Haushaltes mit unermüdlichem Eifer. Die Zeichen der Zeit wollten ihm nicht gefallen, und Mutter und Sohn führten kaum noch ein anderes Gespräch.

„Seit wir in Marokko so laut mit dem Säbel gerasselt und uns so leise empfohlen haben, beginnt die Welt das Lied von unserer Unüberwindlichkeit für einen schönen Eigengesang zu halten," äußerte Martin Opterberg ernst. „Und wer im Auslande gelebt und dort aufmerksam in die deutschen und in die fremden Volks- und Gesellschaftskreise hineingehorcht hat, muß mit Bedauern feststellen, daß wir uns trotz unserer Begabung, unseres Fleißes und unseres Reichtums immer noch nach Form und Ton wie emporgekommene Kleinkrämer benehmen. Es gibt auch eine Weltkinderstube. Aber wir haben die eigene nicht einmal gründlich durchgemacht."

„Glaubst du an einen Krieg, Martin?"

„So sicher, wie ich im Menschen an Neid und Habgier glaube."

„Und du stimmst ihm zu?"

„Kein vernünftiger Mensch stimmt einem Kriege zu, der zu vermeiden ist. Ist er aber nicht zu vermeiden und geht es um unseres Volkes Sein oder Nichtsein, so muß er mit allem, was in deutschen Herzen, Hirnen und Fäusten steckt, geschlagen werden, und ein Verbrecher am Volkstum wäre, wer den Augenblick verzögerte und uns die Sturmflut über den Kopf kommen ließe. Denn sie werden nicht fein säuberlich umgehen mit dem Knaben Absalom."

„Der Absalom war nicht der bravste Knabe, Martin, und arg üppig geworden."

„Unter uns gesagt, Mutter: das trifft auch auf uns zu. Auf ganze Volksklassen, Christen und Juden. Es ist uns mehr als ein Menschenalter zu leicht geworden und zu gut gegangen, und so hat der Geist des Materialismus bei uns Einzug halten können, der dem reindeutschen Wesen innerlich fremd war. Wir Deutschen brauchen den Druck, um unsere Muskeln hart zu halten, die Gefahren, um sie immer wieder zu überwinden, die Arbeit, um den Genuß am Festefeiern nicht zu verlieren. Nicht das öde Geldmachen um jeden Preis und die blöde Schlemmerei, die bei allen Völkern und zu allen Zeiten zur Geilheit im Leben und in der Kunst führte. Geilheit ist Auffaugung der gesunden Säfte, Mutter, das weißt du aus Garten und Feld am besten, und ich weiß es von den Menschenklassen, die die tonangebenden heißen, weil sie den falschen Ton angeben. Die Vergeilung wuchert wie Schierling durch das Land, und wenn uns der Krieg von dieser Pest befreit und uns wieder zur Gesundung des Volkskörpers führt, so ist er selbst mit Blut nicht zu teuer bezahlt."

Frau Christiane grübelte den Worten nach.

„Ein glücklicher Krieg, Martin. Ein unglücklicher würde das Unkraut über die Halme wuchern lassen."

„Mutter," sagte Martin Opterberg, „da sei Gott und die deutsche Urkraft vor, daß es ein unglücklicher

wird. Träfe es aber zu, was du für diesen Fall aussprichst, so wäre es ein Beweis, daß wir trotz aller unserer Errungenschaften die vornehmste noch nicht gefunden hätten, die allein die Achtung der Welt herausfordert. Ich meine die Würde eines großen Volkes, die sich gerade in Leid und Unglück als wurzelecht erweisen muß. Das Familienbewußtsein des ganzen deutschen Volkes mein' ich, Mutter." — —

Die Schwalben waren fort vom Niederrhein, und auch Frau Christiane rüstete zum Heimflug. Denn ein paarmal schon hatte Martin Opterberg die Mutter gefragt, ob denn die Kraft des Lindele allein der Fülle der Herbstarbeit gewachsen wäre und ob sie nicht Schaden leiden würde. Da wußte Frau Christiane die Gedanken des Sohnes im rechten Gleis, und sie hütete sich, eine zweite Dummheit zu begehen. In der ersten Oktoberwoche reiste sie heim. Attermanns waren eingetroffen.

Das erste war, als sie ihr Nest eingerichtet hatten, daß der Frau Doktor ärztliches Schild an der Türe angeschlagen wurde. Darauf hatte Martin Opterberg gewartet. Er läutete die Arztglocke und trat ins Sprechzimmer.

„Du bist's?" fragte Frau Therese und trat ihm mit ausgestreckten Händen entgegen. „Ich hoff', du bist gesund?"

„Therese," sagte Martin Opterberg, „ich hab' dir die Gebühr für die erste ärztliche Behandlung in Freiburg noch nicht entrichtet und bin dir schmählich mit dem Wickelverband durchgegangen. Meine Werksleute wollen aber eine solche Unanständigkeit nicht leiden und haben gefordert, dich als Werksärztin zu sehen, für sich und ihre Familien. Ich entgeh' dir also nicht, weder mit der Gebühr, noch mit Herz und Gliedern."

Therese Attermann hob das Haupt. Das Sonnenkrönlein funkelte in ihrem Haar, wie es in dem Braunhaar der Therese Baumgart gefunkelt hatte.

„Gut," sagte sie. „Ich fühle dir von Zeit zu Zeit den Puls. Du stehst nun unter meiner Botmäßigkeit."

Und dann fiel sie ihm in mädchenhafter Freude um den Hals.

11.

Das Werk war voll beschäftigt. Um die Kräfte zu keiner Stunde feiern zu lassen, war auf Christoph Attermanns Betreiben eine Werft für Umbauten und Ausbesserungen angegliedert worden, die von den rheinischen Reedern stark in Anspruch genommen wurde. Da gab es Arbeit in Fülle, und die Meister und Gesellen bis zum letzten Lehrjungen fragten längst nicht mehr nach der Länge des Arbeitstages, sondern spornten sich fröhlich an, denn jeder Schlag des Hammers und jeder Feilenstrich erhöhte ihren Anteil am Gewinn und brachte ihnen ihrer Hände Arbeit näher.

Um die Osterzeit versammelten Martin Opterberg und Christoph Attermann die Vertrauensmänner des Werkes in ihrem gesonderten Arbeitsraum. Die Männer saßen um den großen Zeichentisch und blickten mit erwartungsvollen Augen auf Martin Opterberg, der sich erhoben hatte.

„Liebe Mitarbeiter," sagte er und entfaltete vor sich eine Anzahl von Papierbogen, „die Stunde, in der uns der Lohn für unser gemeinsames Schaffen winkt und die ich euch zugesagt hatte als Dank für eure treue Mithilfe und darüber hinaus als Staffel zu einer, will's Gott, bald immer mehr sich steigernden Lebenshaltung, ist zum erstenmal gekommen. Der Jahresabschluß liegt fertig vor. Hier ist er. Wir haben unter uns lediglich mit dem Reingewinn zu tun, den ich in zwei Hälften teile. Die eine Hälfte weise ich meinen Mitarbeitern zu als besondere Gewinnzulage zu ihren Arbeitslöhnen. Unsere Werft ist noch zu jung, und wir stehen erst am Anfang. Aber wenn wir so fleißig weiterschaffen und vor allem so vertrauensvoll Hand in Hand marschieren, daß jeder im anderen seinen Freund und Helfer sieht, werden wir nicht nur das Werk auf die gewollte Höhe bringen, sondern auch jede einzelne Familie. Ich bitte Sie, den Jahresabschluß einzusehen."

Der Wortführer der Vertrauensmänner nahm die Papiere entgegen.

„Weil Sie's der Ordnung wegen wünschen, Herr Doktor Opterberg," sagte er. „Nötig wär's nicht gewesen. Erstens, weil's Ihr freier Wille ist, und zweitens, weil wir Ihnen ohne was Schriftliches aufs Wort glauben. Wenn Sie gestatten, Herr Doktor Opterberg: das ist ja gerade der springende Punkt, daß Sie an unsere Arbeitsfreudigkeit glauben und uns als freie Männer am Werk schaffen lassen, und daß wir an Ihr soziales Empfinden und Ihr Gerechtigkeitsgefühl glauben, das nur freie Männer sehen will. Das ist uns eine mächtige Freude, Herr Doktor Opterberg, und Sie können's am Singen und Witzereißen hören, wenn Sie über den Werftplatz gehen. Das finden Sie nicht so leicht wieder. Und ob der Abschluß nun mal hart und nun mal weich, mal fett und mal mager ausfällt: Herr Doktor Opterberg, es ist Verlaß aufeinander, und darauf könnten Sie das Abendmahl auf katholisch und auf evangelisch nehmen, lassen Ihnen die Werksangestellten sagen. Unseren besten Dank, Herr Doktor Opterberg." — —

Im Juni kehrte Martin Opterberg von einer längeren Auslandsreise zurück. Er kam am Abend und begab sich sofort in das Attermannsche Haus. Christoph Attermann befand sich auf der Werft, und Therese war an ein Krankenbett gerufen worden. So setzte er sich zu den Kindern, ließ sein Patenkind Linde auf den Knien reiten und den kleinen Christian mit seinem Besuchshut Kreisel spielen, bis die junge Doktorin als erste heimkehrte. Sie stand in der Tür und schaute ihm zu.

„Grüß Gott, Martin!"

„Ah, sieh da! Grüß Gott, Therese! Fröhlich schaust du drein, und die Kinder sind vergnügt wie die Heuschrecken. Willst du mir nicht eins ablassen von deinem Reichtum?"

„Eins ist zu wenig und zwei kann ich nicht missen. Wär' ich du, Martin, so schafft' ich mir selber den Segen herein."

„Ja," meinte er, hob das aufjauchzende Kind hoch zur Zimmerdecke und setzte das strampelnde in seinem Rollstühlchen nieder, „wenn der Storch die kleinen Kinder noch aus dem Wiesenteich fischte und durch den Schornstein fallen ließ. So billig tut er's nicht mehr."

„Ich mein', der Martin Opterberg wird's nicht so billig tun."

Martin Opterberg sah die Jugendfreundin an. „Fühlst du mir den Puls, Theresel?"

„Ja, Martin. Weil mir gar so viel an dir gelegen ist."

„Nur an mir? Das lohnte nicht."

„Es lohnte mir sogar ein zweites Menschenkind, an dem mir gelegen wäre."

Christoph Attermann kam heim. Mit lauter Freude begrüßte er den Bruder und Freund. Dann schaute er ihm prüfend in die Augen.

„Du warst nicht mehr auf die Werft hinaus? Aber das Abendessen wird dir nicht geschenkt. Nachher mögen wir uns bis in die Nacht besprechen."

„Du kannst teilnehmen, Therese," sagte Martin Opterberg, als sie sich vom Abendtisch erhoben und ins Arbeitszimmer hinübergingen. „Die Frau soll immerdar

klar sehen wie der Mann. Und ein Spielzeug hast du nie sein mögen."

„Nein, Martin. Ich halt's mit dem Verantwortungsgefühl."

„Erzähl," bat Christoph Attermann, als sie in den rohrgeflochtenen Sesseln niedersaßen. „Es ist wie eine plötzliche Windstille im geschäftlichen Leben, und ich schätz', du hast das Wetterglas draußen nicht aus dem Aug' gelassen."

„Du hast recht empfunden, Christoph. Vor der Tür steht der Krieg."

Sie schwiegen alle drei, blickten mit zusammengezogenen Brauen in den Schoß und hoben die Köpfe.

„Du wirst es nicht bei dem einen Wort belassen wollen, Martin."

Martin Opterberg ließ den Blick zum Fenster hinauswandern.

„Ihr möchtet hören: ein glücklicher Krieg oder ein unglücklicher Krieg ..." Sein Blick kehrte zurück, sammelte sich und wurde hart. „Und ich mein', wir sollten diese Frage gar nicht erst stellen, wir sollten aufstehen, das ganze Land wie eine einzige Eidgenossenschaft, keine andere Partei im Kopf als ‚Deutschland' und keine andere Religion im Herzen als wiederum ‚Deutschland'. Denn es wird nicht um Zepter und Kronen, nicht um Gewinn und Verlust gehen, es wird ganz einfach um dieses Deutschland gehen, das erwürgt werden soll, um die hungrigen Völker zu füttern. Darüber muß sich der letzte Mann, die letzte Frau im Lande klar sein."

Therese Attermann sah ihn an.

„Sag mir, warum gerade Deutschland ...?"

„Ich könnte dir antworten, Therese: es ist sein Geschick von altersher. Weil es die schlechtesten Grenzen in Europa hat. Weil es um Lebens- oder Sterbens willen immer gezwungen war, das Schwert locker zu halten. Weil es seit der Völkerwanderung von den Fremdstämmen überflutet wurde und ihm jeder Krieg, den es bis auf den heutigen Tag um Zurückgewinnung von Licht, Luft und Raum führen mußte, als ein unerhörter Frevel ausgelegt wurde. Ach, Therese, es wären noch viele ‚weil' anzubringen, und Deutschland als Kriegsschauplatz aller Völker und aller Jahrhunderte bestätigt, was ich sage. Aber sein Geschick hat zuletzt ein jeder in der Hand, um es zu wandeln."

„Und wir haben es gewandelt, als wir das neue Deutsche Reich schufen," sagte Christoph Attermann.

„Ja, da haben wir es äußerlich gewandelt. Nicht innerlich. Alle unsere aufgestauten Kräfte haben wir losgelassen, als wir endlich eine Macht geworden waren, und wie eine frische Sturzflut ging es über die dürrgewordene Welt. Es war weiß Gott ein herzerfreuender Anblick, als das Teutonentum auf dem Platz erschien und auf allen Märkten der Erde Bewegung in die Massen brachte. Der Erfolg war unser, wär' unser gewesen, hätten wir ihn nur ein klein wenig anders auszunutzen verstanden, wie nur in Geld, Geld und wieder Geld. Es kann etwas Wunderbares sein um das Geldverdienen, wenn man das Gewonnene immer wieder ausstreut wie Regen auf die durstende Flur, wie Sonne auf den hungernden Acker. Werben muß es um Glück und Schönheit und Freude, um die Fortentwicklung des ganzen Volkes diesseits und jenseits der Meere und um die Hochachtung und den Dank der fremden Völker. Wir aber haben mehr oder minder das Geld nur hereingeholt, um es nach Urgroßmutterweise in den Strumpf zu stecken und den Strumpf fest zuzubinden und uns großspurig darauf zu setzen: ‚Seht, was für ein Kerl bin ich!' Das Deutschtum schreien wir in alle Welt hinaus, aber für das Deutschtum in aller Welt haben wir keinen Groschen, und unsere Reichsboten rufen Zetermordio, sobald ein klarblickender Vernunftmensch Summen dafür einzustellen wünscht, wie für Kohlenstationen und Kolonien, und erschweren den Auslanddeutschen sogar die Reichszugehörigkeit, statt sie stolz und stark zu machen. Seht, dieses unser Emporkömmlingstum, das wir so wenig veredeln, macht uns verhaßt bei Freund und Feind. Unser deutsches Wesen ist krank daran geworden. Es ist unser schlimmster Feind in der Welt und daheim."

Die drei saßen eine Weile schweigend. Sie schauten der Wahrheit ernst ins Gesicht.

„Und nun glaubst du, die Wetter ziehen sich zusammen und der Krieg steht vor der Tür?" fragte Christoph Attermann.

„Die Zeichen sind untrüglich," entgegnete Martin Opterberg. „Das Ausland gibt keine Aufträge mehr herein, noch nimmt es Bestellungen entgegen. Dafür besteht es auf beschleunigter Zahlung der noch offenen Posten. Es handelt offensichtlich nach Weisungen von oben. Nur für den deutschen Geschäftsmann gibt es keine Weisungen. Nur Wiegenlieder."

„Was schlägst du für die Werft vor, Martin? Verkleinern?"

„Vergrößern!" rief Martin Opterberg und sprang vom Stuhl auf. „Vergrößern, solang' es noch Zeit ist. Das letzte Geld hineinstecken, um sie auszudehnen, soweit wir kaufen können. Thereseł, schau mich nicht so entsetzt an, als hieltst du mich leibhaftig für einen Börsenspieler. Ein guter Haushalter denkt über den Tag hinaus, wenn von seinem Tun und Lassen das Schicksal von Hunderten von Angestellten, von Hunderten von Familien abhängig ist. Ich will Vorsorge treffen, daß sie, mag's gerad' oder schräg gehen, eine Scholle zum Hausen vorfinden und eine Arbeitsstätte, auf der sie schaffen können. Im Straßendreck gibt's keine Wiedergeburt."

„Martin," warf Christoph Attermann ein, „die vergrößerte Werft wird vergrößerte Betriebskosten fordern. Woher die Summen nehmen, wenn wir alles ins Gelände stecken?"

„Woher? Nun so gib acht. Während eines Krieges wird die Werft ruhen, so gut wie ruhen. Unsere Leute werden ins Feld müssen, wie wir ins Feld müssen. Bis auf die alten. Die Verbleibenden führen Umbauten und Ausbesserungsarbeiten an fremden Schiffen aus. Der Frachtdampfer aber, den wir auf eigene Rechnung bauen, bleibt liegen, bleibt als unser Grundstock liegen. Ob wir ihn nach Kriegsende verkaufen, oder selber damit auf Fahrt gehen — er wird uns bessere Betriebskosten hereinbringen als die Papierscheine, die nach jedem Krieg eine Entwertung finden. Wir aber erhalten Hunderten von Menschen den Zukunftglauben und die Lebensfreude."

Therese Attermann trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Weshalb hast du mich vorhin verkannt, Martin, wo du doch weißt, daß wir eins sind?"

„Weil ich gerad' dies Wort von dir hören wollt', Therese. Ich hab' zuweilen eine kleine Sehnsucht nach so einem lieben Frauenwort."

Christoph Attermann aber saß bereits über dem Geländeplan, maß und rechnete. Wie Zahnräder packten seine und Martin Opterbergs Gedanken ineinander und wurden Ausführung. Das war seit der Bubenzeit, das war Frau Christianes Blut und Erziehung und nie anders geworden.

Am nächsten Morgen zogen sie die Vertrauensmänner und alten Meister heran. Es war die größte Stunde der jungen Werft, in der die Richtlinien festgelegt wurden für Krieg und Frieden, die Anteile der Führer und Mannen, die Arbeitsbedingungen für die Daheimbleibenden

und die Lebensbedingungen für die Familien derer, die zu den Fahnen gerufen wurden.

Die Männer standen schweratmend und weiß vor Erregung.

„Herr Doktor Opterberg — und Sie, Herr Attermann — Sie können einem das Sterben leicht machen für das Vaterland — aber das Leben noch leichter. Sie schmeißen nicht mit Redensarten um sich vom Volk der Brüder — Sie machen uns zu Brüdern — und nun spüren wir erst recht das Vaterlandsband — Herrgott nochmal!"

„Der Vertrag ist getätigt," sagte Martin Opterberg. „Aber ihr sollt erst darüber sprechen, wenn wir ins Feld müssen, damit uns keine geschäftlichen Schwierigkeiten erwachsen."

Da traten sie einzeln vor und reichten ihm und Christoph Attermann die Hand. Dann gingen sie mit langen, wiegenden Schritten an ihre Arbeit.

In selber Woche noch wurden die Gelände der Werft um das Doppelte vergrößert. Man schüttelte den Kopf über den Narren Opterberg, der sich in so schwierigen Zeitläufen zu Ankäufen entschloß, statt das Seine beisammen zu halten, und gab das Brachland billig.

Am Sonntag traf unangemeldet Frau Christiane ein. Sie brachte Linde Baumgart mit, und die Frauen standen in ihren Reisekleidern am Frühstückstisch, als Martin Opterberg das Zimmer betrat.

„Mutter —," sagte er nur. Aber er sagte es knabenfroh.

Frau Christiane nahm hastig seinen Kopf und drückte ihn an ihre Brust.

„Bub — mein Bub. Es geht auf den Abschied. Ich hab's all' die Tag' gespürt. Da mußt' ich her, und das Lindele mit. Und nun nimm auch sie in den Arm. Wir Frauen können's alle beid' vertragen."

„Mutter —" wiederholte Martin Opterberg nur. Und dann nahm er das Mädchen in den Arm und wußte nicht: war es sein Blut, das in ihm auffsprang und in seinem Ohre sang, oder war es das ihre?

„Wann wird es sein, Bub?"

„Ich denk', schon in Tagen."

„Dann muß ich morgen wieder heim auf den Hof. Ein jedes an seinen Platz. Und die Linde kann den Verbindungsoffizier machen."

„Ich werd' die Attermanns herüberrufen, Mutter."

Christoph und Therese Attermann kamen eilig auf den Fernsprechanruf herbei. Die Schwestern traten sich mit zuckenden Lippen entgegen. Ihre Augen waren feucht. „Du — du!" stießen sie hervor und hielten sich in den Armen.

„Ihr beide sollt ja gar nicht Abschied nehmen," sagte Frau Christiane, und ein Lächeln glitt um ihren Mund. „Die Buben gilt's, ihr Mädchen."

Keine Minute dieses Tages waren die fünf Menschen voneinander getrennt. Bis in die Nacht hinein saßen sie beieinander und besprachen die Pflichten, die einem jeden erwuchsen. Auf Therese Attermann fiel das schwerere Teil. Wenn die benachbarten Ärzte einberufen wurden, mußte sich ihre ärztliche Tätigkeit verdoppeln und verdreifachen. Dann würde sie dem Namen nach als Geschäftsführerin der Werft bestellt werden. Hier und im Hause sollte die Schwester helfend eingreifen.

„Auf dem Opterberghof ist es nicht anders als hier und im ganzen Land," setzte Frau Christiane hinzu. „Das Aufgebot geht an die Frauen wie an die Männer. Ich werd' die Arbeit schaffen, wie ihr sie schaffen werdet, ihr Mädchen. Wenn unsere Buben heimkehren, wollen wir uns nicht schämen müssen, als wären wir Frauensleut' nur zum Vergnügen auf der Welt."

(Fortsetzung folgt.)

Werden — Vergehen. Von Dr. Egbert Delpy

Mit 6 Abbildungen aus der Mappe „Werden — Vergehen" von F. Schwimbeck (Verlag Parcus & Co., München)

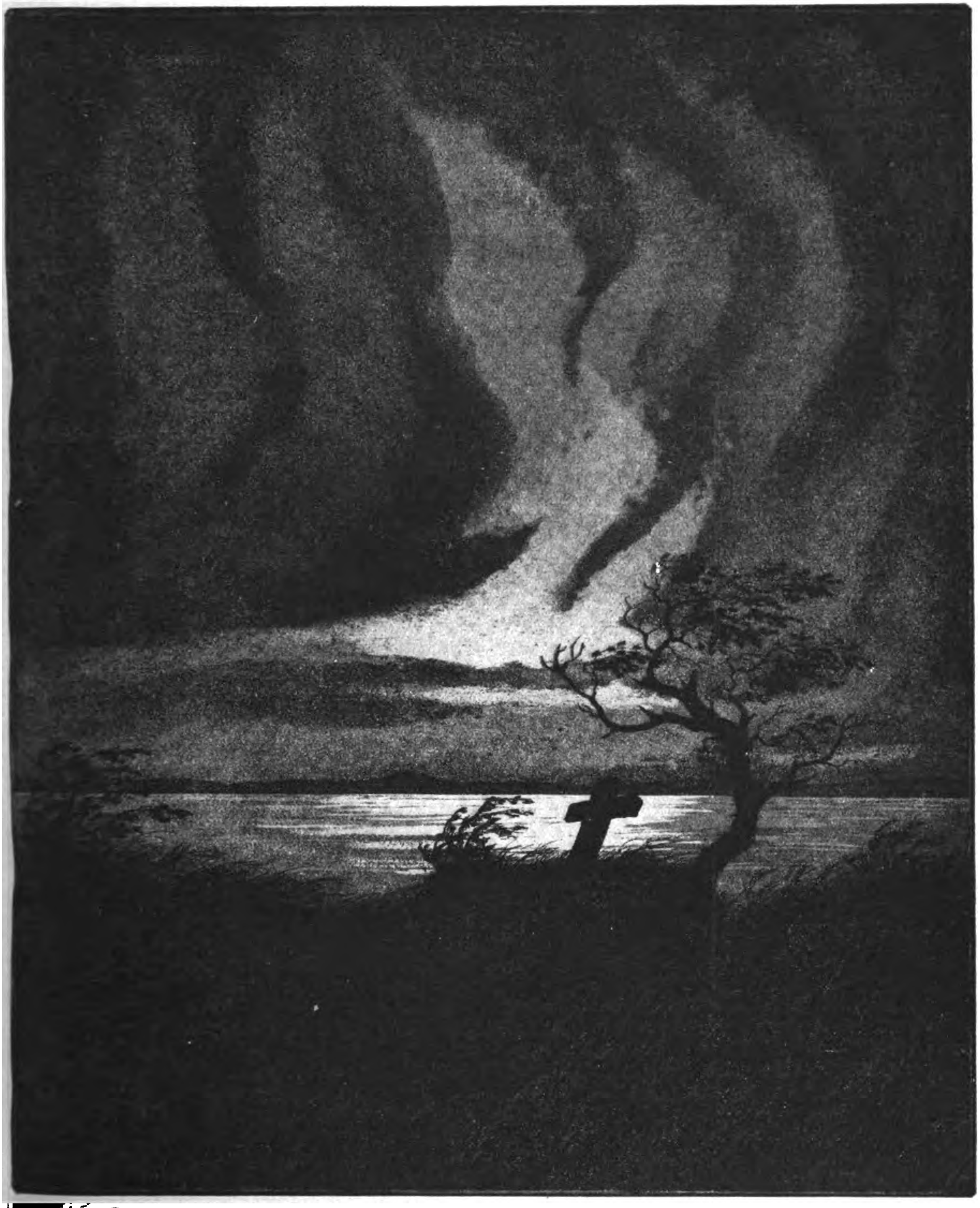
Es ist eine trostlose Zeit, in der wir leben. Nie ward ein Volk fürchterlicher von stolzer Höhe in dunklen Abgrund gestürzt. Tausende der besten Herzen bluten und verzehren sich in Qual ob der Schmach und Not, die wir erdulden.

In solcher Notzeit sieht man sich nach den Geistesarbeitern, den Künstlern, um, die nach einem alten Dichterwort „auf der Menschheit Höhen" wandeln sollen. Wo sind sie jetzt? Wo stehen sie im Chaos? Ragen sie als die letzten großen Pfeiler deutscher Kultur aus der Sturmflut entfesselter Masseninstinkte heraus? Man sollte annehmen, daß sie, die geborenen Individualisten, die wahrhaften Aristokraten, ja Könige von Talentes Gnaden, sich aus eingeborenem Instinkt der Gewaltherrschaft der Mittelmäßigen mit dem Haß gegen alles Geistige mit aller Kraft entgegenstemmen müßten. Statt dessen sieht man ungezählte Künstler im Lager des Kommunismus und Radikalismus erhitzt und blind mit ihren Antipoden den Bund zur Zertrümmerung aller bestehenden Kultur schließen. Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! Werfen ihr Talent in den allgemeinen großen Pfuhl und treten ihr Königstum mit Füßen.

Ein seltsames, trauriges Schauspiel. Aber leider nichts als die natürliche Fortsetzung jenes großen Umsturzes, der sich in der Kunst selbst bereits vor Jahren vorbereitet und vollzogen hat, als an Revolution und Umsturz im Staat noch keine Seele dachte. In der Kunst hat ja der Radikalismus mit allen seinen formzerstörenden Trieben zuerst sein Banner auf den Trümmern der Tradition aufgepflanzt. Hier hat er zuerst Bestehendes, in jahrhundertelanger Entwicklung Aufgebautes wild und rücksichtslos zerschlagen, hat Anarchie und Chaos entfesselt im Suchen nach Neuem um jeden Preis. Damals schon haben die Künstler ihre Würde aus der Hand gegeben, ihr Aristokratentum verschleudert. Aus Aposteln des Werdens sind sie zu Dämonen des Zerstörens, des Vergehens geworden. Auf politischem Gebiet holen sie also nur nach, was sie auf ästhetischem bereits vollbracht hatten!

Aber vielleicht darf man gerade aus diesem Zusammenhang Hoffnung schöpfen. Die Anzeichen mehren sich, daß jene ästhetische Revolution ihren Höhepunkt bereits überschritten hat. Hier und da sieht man, wie die alte Form neu entdeckt, neu gepflegt wird. Man ist bis an die äußersten Grenzen der Willkür und Unnatur geschwärmt, ein Darüberhinaus gibt's nicht mehr. Man kehrt also langsam zur Vernunft, zur Logik, zur Form, zur Natur zurück. Sollte man nicht annehmen dürfen, daß der künstlerischen Selbstbesinnung in nicht zu großem Abstand auch die politische folgen muß?

Für alle unter dem doppelten Zusammenbruch leidenden Deutschen wäre das ein heißersehntes Glück. Denn



Das Grab des Freundes. Nach einer Radierung aus der Mappe „Werden—Vergehen“ von Fritz Schwimbeck.
Mit Genehmigung des Verlags Parcus & Co. in München.

damit würden wir endlich die Kunst als eine Quelle des Trostes und der Aufrichtung in dunkelster Zeit zurückgewinnen. Erst wenn sie sich von ihren abstrusen Formspielereien wieder dem großen, seelenbewegenden Inhalt zugewendet haben wird, kann die Kunst ihre erlösende Rolle im tiefen nationalen Leid wie im kommenden Wiederaufbau spielen. Erst wenn sie Sprachrohr unserer seelischen Not sein wird, wird sie uns helfend, befreiend nahe sein, wird uns wieder große und erschütternde Eindrücke schenken können, die uns über die äußere Not hinausheben in höhere, reinere Sphären.

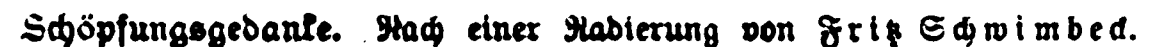
Daß es jetzt schon hier und da Künstler gibt, die ihre große Aufgabe begreifen und ihr und unser Leid im Träumen und Schaffen hinauf in ewige Räume vergeistigter künstlerischer Anschauung zu tragen bestrebt sind, dafür gibt es vereinzelte Beispiele, von denen ich im folgenden eins der interessantesten herausgreifen möchte. Es zeigt in vorbildlicher Weise, wie Menschenleid durch Kunst geadelt, vertieft, von seinen lokalen und



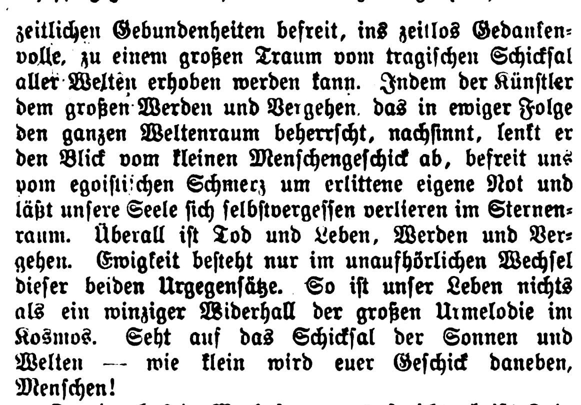
Schöpfungsgedanke. Nach einer Radierung von Fritz Schwimbeck.



Werdende Welt. Nach einer Radierung von Fritz Schwimbeck.



zeitlichen Gebundenheiten befreit, ins zeitlos Gedankenvolle, zu einem großen Traum vom tragischen Schicksal aller Welten erhoben werden kann. Indem der Künstler dem großen Werden und Vergehen, das in ewiger Folge den ganzen Weltenraum beherrscht, nachsinnt, lenkt er den Blick vom kleinen Menschengeschick ab, befreit uns vom egoistischen Schmerz um erlittene eigene Not und läßt unsere Seele sich selbstvergessen verlieren im Sternenraum. Überall ist Tod und Leben, Werden und Vergehen. Ewigkeit besteht nur im unaufhörlichen Wechsel dieser beiden Urgegensätze. So ist unser Leben nichts als ein winziger Widerhall der großen Urmelodie im Kosmos. Seht auf das Schicksal der Sonnen und Welten — wie klein wird euer Geschick daneben, Menschen!



Der durch sein Werk so zu uns spricht, heißt Fritz Schwimbeck, ist ein junger Maler und Graphiker, geboren am 30. Januar 1889 in München, und hat bisher durch seine Illustrationen zu Shakespeare, Kleist, Strindberg, Meyrink die Aufmerksamkeit erregt. Vor längerer Zeit fielen mir die Radierungen auf, die er als eigenartig kongeniale Begleitmusik dem originellen, im Verlag Staackmann erschienenen Gedichtzyklus „Madonnen" des Müncheners A. de Nora beigegeben hat. In der scharf zufassenden Formengebung wie in dem aparten Phantasieleben dieser Blätter sprach sich eine von der Modeschablone erfreulich unabhängige Kraft aus, von deren weiterem Wirken man sich etwas versprechen durfte. Was jedoch Schwimbeck in seiner im Münchener Parcusverlag erschienenen graphischen Mappe „Werden — Vergehen" im freien künstlerischen Schaffen, unabhängig von jeder Textvorlage, einzig dem heißen Trieb seiner vom eigenen und vom allgemeinen Schmerz entzündeten Phantasie folgend, vollbracht hat, das geht so kühn über jene Verheißungen hinaus, daß man überrascht und ergriffen, in freudiger Zustimmung, diesem ersten Höhenflug eines werdenden jungen Adlers folgt.

Schon äußerlich, im Format seiner mächtigen Platten, kündet sich der Entschluß an, Äußerstes zu wagen und einzusetzen. Wer mit der Radiernadel sich von dem schweren Druck befreien will, der seit Jahren die Seele belastet, der braucht Raum. Und so hat Schwimbeck acht mächtige Blätter geschaffen, die mit balladenhafter Wucht sich vor dem Beschauer auftürmen. Jedes eine Welt für sich. In sich geschlossen. Für sich bestehend. Und doch alles Strophen des einen großen dunklen Schicksalsliedes: vom Werden und Vergehen alles Bestehenden.

Ein wundervolles Landschaftsblatt als Vorklang. Wilder Sturmtag über breitem, einsamem Strom. Letztes Licht flammt wie gigantischer Opferbrand zur Höhe, ein dunkles Grabkreuz auf sturmgepeitschtem Hügel in eine wilde, herzbeklemmende Aureole hüllend. Elemente singen brausenden Trauerchor einem heimatlosen Toten. Dies Blatt klingt wie ein schmerzlicher Epilog zu unseren aller Weltkriegerfahrungen. Schwimbeck schuf es als Gedenkblatt für seinen in rumänischer Gefangenschaft gestorbenen Jugendfreund Aurel Treffler, dessen Gedächtnis er das ganze Werk gewidmet hat. Er deutet damit das Leid an, von dem er ausging. Dann steigt er mächtig auf, über Menschliches empor, in die ewigen Räume. Er sucht den Urquell allen Seins und findet ihn im ewigen, unfaßbaren, dunkel-rätselvollen Gott, der in unbegriffenen Regionen haust, aus denen er den „Schöpfungsgedanken" in das brodelnde Chaos schleudert, damit es zum wohlgeordneten Kosmos werde. Ungemein wirkungsvoll gestaltet ist der monumentale Umriß dieses Gott-Schöpfers, der wie ein lichtumwitterter Felsen, nur in seinen Umrissen, nicht im Innern zu erfassen, im ewigen Raum thront und Geist als züngelnde Flamme hinab ins leblose Dunkel sendet. „Werdende Welt" heißt das folgende Blatt. Hier ist der flammende Gottgedanke im Begriff, als erkaltende Sonne sich zur Welt zu wandeln, die nun erst Leben in neuen Formen gebären soll. Schon zeigt sich, daß Tod und Leben nur Formen des gleichen ewigen Prozesses sind. Eine Sonne muß sterben, wenn eine Welt

entstehen soll. Hier wandelt sie sich in einen Saturn, der sich zögernd hinausschiebt in den sternenübersäten Weltenraum. Doch ein Nebel belastet ihn bereits und verdichtet sich zum unheilverkündenden Geier und Totenvogel, der seine Fänge in das neue Gebilde schlägt, ihm so schon sein Schicksal anründend. Bewundernswert, wie hier das Dichterische, Symbolische mit dem Kosmischen zu einer großen, glänzend durchkomponierten Phantasie verschmolzen wurde. Das Blatt stellt sich ebenbürtig neben die großen Traumgesichte unserer graphischen Meister.



Tod im All. Nach einer Radierung von Fritz Schwimbeck.

Ungestümer greift Schwimbecks Phantasie noch in der folgenden Radierung aus. Einmal beim Tod angelangt, kann sie an dem großen Inspirator aller graphischen Künstler nicht vorüber, ohne ihn selbst beschworen zu haben. Grandios ist der Einfall, und ganz dem großen Gedankenrahmen des Werks angemessen, den Tod als Zerstörer im All vorzuführen. Er hetzt mit wilder Freude zwei Welten, eine Sonne und einen Kometen, gegeneinander. Dämonisch ist das Ungestüm der Bewegung in diesem die Weltkörper gegeneinander stoßenden Skelett. Wer solche Eingebungen hat und sie so sicher, knapp und schlagend zu gestalten vermag, der darf sich zu den Auserwählten rechnen!

Doch nicht im All nur verwirrt und zerstört der Tod. Auch in der Erde selbst wühlt er und bohrt unablässig. Auf den gewaltigen, scheinbar für die Ewigkeit gefügten Felsmassiven des Himalaja sieht Schwimbeck ihn als „Schiwa", den Gott der Zerstörung, in Lichtaureole thronen. Von seinem Eisthron lösen sich die Schmelzwasser ab, die in heimlicher unterirdischer Arbeit die Felsen unterhöhlen und zernagen. So muß es früher oder später zum großen „Untergang" kommen, der alle Menschen, aber was dem Künstler bedeutungsvoller erscheint, auch alle gewaltigen Kunstwerke, die das Göttliche im Menschen schuf, vernichtet. Kirchen und Bauwerke aller Stilarten, als höchste Krone ein gewaltiger gotischer Dom, fallen dem Rasen der Vernichtung wehrlos anheim. Ein Schlußblatt führt dann noch einmal hinaus in den Weltenraum. „Ewigkeit" hat es der Künstler genannt. Zwei Welten zeigt er. Die eine schwebt blaß leuchtend im schwarzen Raume, die andere liegt erstarrt, tot in der Tiefe, nichts als ein starrender Krater, in dessen schwarzer Fläche jene andere Welt sich matt



Schiwa.



Untergang.

Radierungen von Fritz Schwimbeck. Mit Genehmigung des Verlags Parcus & Co. in München aus der Mappe „Werden—Vergehen".

spiegelt. Was ist der Sinn dieses stillen Blattes? Sagt es uns noch einmal, daß Werden und Vergehen ewig nebeneinander stehen, beide nur Formen der gleichen ewigen Verwandlung? Oder will es zeigen, daß nur der Tod ewig ist, daß eine endlose Kette des Vergehens durch den Weltenraum gespannt ist? Ich glaube doch, Anrecht auf den Namen Ewigkeit hat nur der stete Wechsel zwischen Tod und Leben. Die ewige Kette des Vergehens würde ja eine ebenso große Kette des Werdens zur Voraussetzung haben. Jedenfalls, wie man dies still geheimnisvolle Schlußbild auch deutet, es ist ein ruhevoller dunkler Schlußakkord, der in sanftem Moll die große Symphonie vom Werden und Vergehen beendet.

Kein Empfänglicher, dem Kunst noch etwas mehr als bloßes Formenspiel bedeutet, wird an diesen Blättern ohne innere Erschütterung vorübergehen können. Sie zeigen großen Inhalt so kraftvoll an große Form gebunden, daß man vom Ideellen ebenso unmittelbar ergriffen wird wie von der gewählten monumentalen und doch so liebevoll ins einzelne gehenden Ausdrucksform, die ein vollendeter Beherrscher der Radiertechnik schuf. Mitten im Chaos unserer trüben Gegenwart einem jungen Künstler von solch innerer Reife, Weite, Ausdruckskraft zu begegnen, war mir ein Erlebnis tröstlicher Art, an dem viele, nach Erhebung sich Sehnenden teilnehmen mögen.

Der Menschenfischer. Von Horst Schöttler

Fortsetzung

„Gestehen wir uns also ruhig ein," fuhr Oswald fort, „daß unsere gute Freundin Edith vorläufig wenig Aussicht hat, ein irgendwie nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Es ist viel an dem armen Kinde gesündigt worden. Das Schlimmste ist: jedes Leben, das nicht von Glanz und Reichtum umstrahlt wird, erscheint ihr traurig, schrecklich traurig. Sie hat bisher nichts anderes kennen und schätzen gelernt, als die Freude am Gelde und am Besitz. Deshalb hat sie auch eine so wahnsinnige Angst vor den schrecklichen Menschen, die alles umstürzen wollen. Sie sieht älter aus als sie ist, weil ihr die ewigen Putsche seit der Revolution auf die Nerven gefallen sind. Es ist so schrecklich ungemütlich, immer wieder daran denken zu müssen, daß man morgen schon alles weggenommen bekommen kann. Das gute Kind kann ohne Reichtum nicht glücklich sein."

„Nein, niemals könnte ich das!" bestätigte Editha. Sie hatte das unbestimmte Gefühl, daß ihr dieser schrecklich allwissende Mann das meiste von dem, an dem ihr Herz hing, fortnehmen wollte. Da mußte sie sofort einen Riegel vorschieben.

Oswald drohte ihr scherzend mit dem Finger. „Niemals? Mit diesem Worte soll man sehr vorsichtig sein! Edith, für einen Mann, den Sie so ganz richtig lieben, könnten Sie da nicht alles hingeben? Könnten Sie da nicht hungern, Not leiden, arbeiten?"

Editha breitete schwärmerisch die Arme aus. „Ja, wenn ich liebe, da ist mir alles andere ganz gleichgültig! Da will ich sogar selber die Fenster putzen und Kohlen schleppen und alles ganz allein machen — wenn er mich nur furchtbar lieb dafür hat."

„Muß es denn immer gleich Hansjochem, Theodor oder Franz sein? Tun Sie's mal für andere, für ganz Fremde, dann werden Sie gleich sehen, wie schon die allgemeine Nächstenliebe genügt, um ohne Glanz und Flitter glücklich zu sein. Wer alle Menschen lieb gewinnt, der weiß erst, daß Gott die Welt zur Lust geschaffen hat."

„Ach — so einer sind Sie," meinte Heinz Dickebehn gedehnt. Endlich sprang also da doch der Sack auf, und der Lohn im Himmel wurde ausgepackt!

„Von mir haben wir schon genügend gesprochen," wehrte Oswald kurz ab. „Jetzt sind Sie an der Reihe!"

Heinz kraute sich hinterm Ohr. Wenn er seinen gewohnten Witz gut herausbrachte, dann konnte man mal wieder lachen.

„Ich habe ein hohes Amt," sagte er recht wichtig tuend.

„Ach nein?" Editha klatschte erstaunt und zugleich erfreut in die Hände. Was erlebte man doch alles, wenn man sich mal mit in den Straßengraben setzte! Das Volk war wirklich viel gebildeter, als Mama und Papa zugeben wollten. Schon dieser Oswald, der so gut in der Liebe Bescheid wußte und gar etwas von Hansjochem ahnte, war doch unstreitig ein höchst interessanter Mann. Und nun entpuppte sich der andere sogar als hoher Beamter!

„Ja: ich bin Heinz Dickebehn — der Dachdecker," sagte Heinz schmunzelnd und fing selbst sofort an kräftig zu lachen. Weil Oswald und Editha voraussetzungsgemäß einstimmten, hielt er den Augenblick für besonders günstig zu einem guten Abgang. „So, nun wird es aber Zeit, daß ich aufbreche," meinte er und griff nach seinem Kartoffelsack.

„Ach wo!" Editha hatte einen glänzenden Einfall. Die Nächstenliebe forderte jetzt unbedingt von ihr, daß sie sich der Situation vollkommen gewachsen fühlte. „Ich nehme Sie doch beide im Auto mit," sagte sie kühn. Wenn Papa etwas davon erfuhr, konnte sie ihm ja eine Schauergeschichte vorlügen, wie man sie förmlich dazu gezwungen habe.

„Nun wird's gut!" rief Heinz verwundert aus. Die Revolution hatte also anscheinend doch viel besser auf die Reichen eingewirkt, als seine Parteizeitung zugeben wollte.

Oswald sah nach der Uhr. „Wir haben noch viel Zeit, bis der nächste Zug fährt. — Dickebehn, Mensch, ich habe schon lange nach deinesgleichen gesucht! Ich klage dich an vor Gott und den Propheten, daß du tagtäglich das Gesetz Moses' übertrittst. Weißt du denn nicht, daß es im 22. Kapitel des 5. Buches heißt: ‚Wenn du ein neues Haus baust, so mache eine Lehne darum auf deinem Dache, auf daß du nicht Blut auf dein Haus ladest, wenn jemand herabfiele'? — Ja, da staunst du! Da hast du immer geglaubt, nicht in den Himmel kommen zu können, weil du täglich deines Nächsten Haus, Hof, Vieh, Magd oder alles was sein ist, begehrt hast. Nein, lieber Freund! Euch Dachdeckern ist der Himmel noch ganz besonders verschlossen, weil ihr uns mit Schaudern zusehen laßt, wie ihr euer Leben aufs Spiel setzt, nur um gottsträflicherweise die paar Latten zu sparen, die schon Moses vorschreibt."

Heinz rieb sich vergnügt die Hände. „Das gibt morgen einen Spaß! Das werd' ich mal beim Frühstück meinem Meister unter die Nase reiben!"

„Und ich, komme ich auch nicht in den Himmel?" fragte Editha einschmeichelnd kindlich.

Oswald wiegte den Kopf. „Ich weiß nicht. In dem Kleide sicher nicht! Denn es steht geschrieben: ‚Du sollst nicht anziehen ein gemengtes Kleid, von Wolle und Leinen zugleich.' Und bei Ihnen, Edith, ist sogar noch Seide dran."

„Wenn andere mitmachen wollten, könnte man sich wirklich viel einfacher kleiden," bekannte Editha mit dem guten Willen zum Nachdenken.

„Dummes Zeug," sagte Heinz verächtlich. „Die ganze Geschichte mit dem Himmel ist Schwindel. Meiner Großmutter ist ihre Mutter kurz nach dem Tode erschienen und hat ihr vorgejammert, daß es im Grabe so kalt sei und daß es mit der ewigen Seligkeit Essig wäre. Na und wenn das schon ein Geist sagt, dann muß es doch wahr sein!"

„Natürlich," stimmte Oswald belustigt zu. „Wenn ihr euch solchen Unsinn von Generation zu Generation weitererzählt, dann wird er schließlich zum Evangelium. Darüber hast du wohl noch nicht nachgedacht, Heinz, daß du mit demselben Atemzuge, mit dem du ein Fortleben nach dem Tode leugnest, vom Erscheinen eines ‚Geistes' berichtest? Wenn es aber eine unsterbliche Seele gibt, die als ‚Geist' fortlebt, dann muß sie auch für etwas Höheres aufgespart sein, das wir mit unseren einfachen menschlichen Sinnen nicht wahrnehmen, sondern nur ahnen können, und das wir deshalb den Himmel nennen."

„So," sagte Heinz grüblerisch, „warum mußte dann aber der Krieg kommen? War Gott nun bei den Franzosen und Engländern, oder bei uns? Und warum mußte dann meine Marie sterben? Sie hat sich zuschanden gearbeitet, weil unser erstes Kind kam, während ich im Schützengraben lag. Wer das durchgemacht hat, dem kann man nichts mehr weismachen."

Editha fühlte trotz ihrer Jugend, daß aus diesen Anklagen ein tiefes Leid sprach. Sie hätte gern Heinz ein teilnehmendes Wort gesagt. Aber wie sollte sie das anstellen? Sie konnte doch nicht so hinterher kondolieren — noch dazu in dem hellen Kleide! Ratlos blickte sie zu Oswald hin; vielleicht fand der ein paar passende Worte für sie beide.

Oswald schwieg lange still. Wie wenn er kein Mittel gegen diesen Schmerzensausbruch wüßte. Dann sagte er so ganz verloren in die Landschaft hinaus: „Die Marie hat's jetzt besser."

Heinz Dickebehn kaute an einem Grashalm. „Da magst du recht haben," bestätigte er mit rauher Stimme. „Das Dachdecken nährt jetzt schlecht, weil Ziegel und Schiefer fehlen. Und ich habe ja auch wieder geheiratet, und mit der Anna lebt sich's soweit ganz gut. Nur mit dem lieben Gott, mit dem soll man mich zufrieden lassen: der hat's bei mir verschüttet."

Oswald lächelte. „Da haben wir den Salat! Weil der liebe Gott sich nicht um seinen guten Heinz Dickebehn gekümmert hat, glaubt der jetzt mit ihm muckschen zu dürfen. Mensch, wie stellst du dir den lieben Gott denn überhaupt vor? Sieh mal: wenn dort die beiden kleinen Sandameisenhaufen wegen ihrer Grenzen ins Streiten kommen, dann ist das für die Erde von viel größerer Bedeutung, als es der letzte Menschenkrieg fürs Weltall war. Da sitzt du nun dicht neben dem mörderischsten Ameisenkriege — und lächelst dazu. Vom lieben Gott verlangst du aber, daß er sich in seinem unermeßlichen Weltall um solche Kleinigkeit kümmern soll; ja daß er sogar Recht und Unrecht untersuchen soll, um an der passenden Stelle mit seinem Donner Ordnung zu schaffen. Heinz, weißt du, was der liebe Gott tat, wenn sein Blick zufällig mal in den letzten Jahren auf unser wilderregtes Kribbelkrabbel fiel? Er hat dazu gelächelt — genau so, wie du jetzt über die Ameisen lächelst. Er hatte wahrhaftig Wichtigeres zu tun. Stelle dir vor, daß hinter all den unzähligen Sternen, die unser Weltall bilden, noch mal solche unzählige Weltalle kreisen, dann wirst du begreifen, daß ein Ameisenhaufen für uns immer noch wichtiger ist, als es die gesamte Erde für das ungeheure Weltengebäude sein kann. Und trotzdem: wenn du dann beachtest, wie auf unserer Erde weise, unabänderliche Naturgesetze herrschen, wenn du dich überzeugst, wie jede winzigste Blume und jedes geringste Geschöpf sich in einen Rahmen von staunenswerter Zweckmäßigkeit einfügt, wenn du die Jahrmillionen überblickst, in denen all dies zu immer schönerer Vollendung heranreifte ..."

„Hör auf, hör auf; mir schwindelt der Kopf," rief Heinz aus.

„Dir schwindelt nur, weil du begreifst! Ins Riesenhafte mußt du blicken, um Gottes Freude teilen zu können. Dann siehst du auch, daß wir nicht in einem irdischen Jammertale leben, sondern daß wir nur die Augen und die Herzen aufzumachen brauchen, um das feine, schaffensfrohe Lächeln des lieben Gottes zu verstehen. Doch wenn du Gott wegen deiner eigenen, kleinlichen Angelegenheiten anklagst, dann bist du schlimmer als ein geiziger Kapitalist, der blind alle Schönheiten der Gotteswelt niedertritt, sobald er nur seinen eigenen Vorteil einheimsen kann."

„Kapitalist ist gut," sagte Heinz fröhlich. „So seh' ich aus! Vorläufig bin ich noch Spartakist."

„Nein, das sind Sie nicht!" fuhr es der erschrockenen Editha heraus, „das sind doch solch schrecklich rohe Kerle, die sämtlich erschossen werden müßten!"

„Halt die Gusche!" Heinz fühlte sich veranlaßt, grob zu werden. Seinen Parteistandpunkt ließ er nicht von solch reichem, dummem Automobilmädchen herabsetzen.

Oswald ergriff die Hand der ganz bleich gewordenen Editha. „Unser Freund meint's nicht so schlimm! Seine Politik ist kurz und bündig. In etwas wortreicheres Deutsch übertragen, will er sagen: Liebe Edith, Sie dürfen nicht den beutehungrigen, mordgierigen Straßenauswurf, der überhaupt keiner Partei angehört, mit einem überzeugten Kommunisten verwechseln. Und wenn Ihnen das Ihr Vater vorredet, um in alter Kurzsichtigkeit eine ihm nicht genehme Richtung als verabscheuungswürdig wegleugnen zu können, so müssen Sie in Ihrer bildschönen Jugend selber die Augen aufmachen, statt die Frage gleich mit Gewehr und Kugel zu entscheiden! Der Sehende weiß, daß noch stets in Zeiten der Umwälzung die Besten der Nation sich in kommunistischen Grundgedanken zusammenfanden. Doch das wird nicht in Schulbüchern gelehrt! Haben Sie schon jemals den Namen Vicomte de Noailles gehört? Wissen Sie, daß dieser Großgrundbesitzer und hochprivilegierter Adelsmann am 4. August 1789 die Bewegung einleitete, die sich in Wellen bis zu unserer Zeit fortsetzte? Nein, das wissen Sie nicht. Sie kennen nur die eine Welle, die den 4. August als Anfang des Weltkrieges nennt. Doch schon hundertfünfundzwanzig Jahre früher trat der Vicomte de Noailles in der Nacht vom 4. zum 5. August vor die französische Nationalversammlung und forderte voll edler Begeisterung statt des unsittlichen Gewohnheitsrechtes der Bevorzugten ein neues, natürliches Menschenrecht der Gesamtheit. Ein Anfang — der unter den verschiedentlichsten Benennungen erstickt wurde; der jedoch nach jedem Blutvergießen neu auflebt. So auch jetzt wieder! Männer und Frauen mit den allergütigsten, zärtlichsten, brüderlichsten Herzen stehen an der Spitze der christlichen Partei der Spartakisten."

Heinz Dickebehn, der zuerst beifällig genickt hatte, horchte mißtrauisch auf. Christlich? So ein Affe: der glaubte wohl, sich über seine Partei lustig machen zu können? „Heh! Was verstehen denn Sie davon?" sagte er lauernd, indem er sehr bewußt zu der Förmlichkeit des Sie überging. „Sie laufen wohl draußen herum, um unsereins dumm zu machen?"

Oswald klopfte ihm auf die Schulter. „Das ist bei dir nicht nötig, lieber Freund; du bist schon von ganz

allein dumm genug! Nennst ja einen Mann, für den du nur acht Stunden arbeitest, während er mindestens sechzehn Stunden für dich denkt, einfach ‚Tagedieb‘ — nicht wahr? Hast keine Ahnung, warum man bei trockenem Brote immer noch fröhlich sein kann — nicht wahr? Sieh, so viel verstehe ich schon davon! Nämlich, daß ihr samt und sonders noch nicht reif seid, um mit euch neidischen, engherzigen, kleinlichen, scheelsüchtigen Brüdern eine neue, bessere, christliche Weltordnung durchführen zu können, die von jedem einzelnen eine ungeheure Einsicht, eine freiwillige Arbeitsfreudigkeit, eine biblisch warmherzige Nächstenliebe verlangt. Im jahrhundertalten Kampfe ums Geld sind wir alle verdummt. Klüger werden wir nicht durch Putsche und Handstreiche. Erst wenn die Menschen so geworden sind, wie Jesus Christus sie träumte, kommen wir den ersten Schritt über Golgatha hinaus und werden dem Gott zujauchzen, der für seine herrliche, frohe Welt entsündigte Menschen heranwachsen ließ.

Nun weißt du, warum ich draußen herumlaufe! Ich suche den großen Gott des Weltalls, der uns im Kriege verloren ging. Herrlicher und göttlicher denn je steigt er aus der Asche empor, die unseren europäischen Schutthaufen deckt. Und wenn ich ihn auf meinen sonntäglichen Wanderungen durch Wald und Feld wiedergefunden habe, dann suche ich Menschen, zu denen ich aus meinem freudigen Inneren reden kann. Wir alle, alle suchen ja Gott! Die einen mit Beten und Hochmut, die anderen mit Fluchen und Zerknirschtsein. Wenige nur mit Lachen und Glücklichsein. Darum gilt mein ganzes Leben der Verbreitung des einen, einzigen, kindlich klaren und darum noch immer nicht verstandenen Satzes: der Vater im Himmel will frohe, glückliche Kinder haben, die auf seiner bunten Erdenwiese wissen, daß eine unendliche Liebe die Welt zusammenhält.“

„Verflucht noch mal,“ sagte Heinz Dickebehn, „du bist ein ganz gefährlicher Kerl! Bei dir komme ich nicht mit! Du bist so verdammt glücklich, auch wenn du nur trockenes Brot frißt. Andere tun das auch — aber dann schimpfen sie wenigstens. Du bist ein Menschenfischer: wenn du auch nur ein verkrachter Schulmeister sein willst.“

„Menschenfischer.“ Oswald sprach das Wort langsam vor sich hin.

„Ja, der Name paßt vorzüglich,“ stimmte Editha zu.

Oswald schüttelte den Kopf. „Nein! Kinder, wie arm an Glück ist doch unsere Zeit, daß ihr mich, nur weil ich euch ein ganz klein wenig die Augen öffnete, gleich zu solch ehrwürdigem alten Herrn mit langem weißen Rauschebarte stempeln wollt. So ungewöhnt seid ihr der Fröhlichkeit, die ein paar Menschen das Herz weit aufmachen läßt, wenn sie einander auf gemeinsamer Straße begegnen. Um gütig sein zu dürfen, muß man also uralt und — ungefährlich sein! Sonst hält jeder an dem Brauche fest, daß er weder annehmen darf, noch geben will. Fällt denn nicht endlich Sonne in diese finsteren Geisteskerker, die man aufzuklären vergaß, als man gesetzlich anerkannte, daß alle Menschen vor Gott und dem Gesetz gleich sind? Mich erinnert's immer an Herren und Sklaven, wenn ich sehen muß, daß die eingebildeten Schranken die Menschen hindern, frei und fröhlich ihre innerlichen Glücksgüter gegenseitig auszutauschen. Wie gut ließe sich leben, wenn wir alle ‚Menschenfischer‘ wären, und jeder dem anderen die Schönheiten austeilte, statt sie ängstlich in seinem Inneren zu verschließen. Doch man will weder annehmen noch geben. Man setzt die lächerliche Maske auf aus vergangenen Jahrhunderten; man spielt entweder den Hochmütigen oder den Geknechteten — obgleich man innerlich davon überzeugt ist, daß keinem der Staubkörnchen im großen Weltengetriebe eine höhere oder geringere Bedeutung zukommt. Der Maskenball dauert fort, nur weil er begonnen hat! Bis es endlich einmal allen Menschen unter den Masken zu heiß werden wird. Ich hoffe das Gelächter noch zu erleben, das dann entsteht, wenn alle Welt aufatmend die Maske abreißt und dem Unsinn, der jede natürliche Entfaltung unterbindet, ein Ende macht.“

„Es wäre schön,“ sagte Editha fast andächtig.

Heinz Dickebehn wehrte sich gegen solch fröhliche, natürliche Lösung. „Wenn's nach dir ginge, wäre die ganze Welt ein riesiges Lachkabinett; und jeder, der's anders ansieht, gibt den dummen August ab. Doch das stimmt nicht! Vorläufig ist's höchstens zum Heulen komisch. Du kennst nur das frohe Wandern! Wenn du das Leben mal von der vierten Klasse aus ansehen mußt, dann wird dir das Lachen vergehen.“

„Ja, dort sitzen die Menschen so schrecklich eng und sehen wirklich nicht zum Lachen aus,“ sagte Editha lebhaft mit größter Anteilnahme.

„Sitzen — ‚sitzen‘ ist gut,“ meinte Heinz trocken, „da muß man viel Zeit haben, um noch einen Sitzplatz zu bekommen.“ Er wandte sich an Oswald. „Menschenfischer, deine Religion des Lachens und Glücklichseins gilt nur für die Polsterklassen.“

„Dort lacht man am wenigsten, guter Freund! Dort wird der Stumpfsinn in Reinkultur großgezogen. Acht oder zehn Stunden lang beguckt man sich gegenseitig die Nasen, stöhnt vor Langeweile — und glaubt sich durch Schweigen beweisen zu können, daß man ‚gebildet‘ ist. Allerdings: wenn mancher den Mund auftäte, würde wenig Bildung dabei herauskommen. Der Staat verzichtet ja noch immer auf sein bestes, billigstes Bildungsinstitut: ‚Die Eisenbahn als Erzieher‘. Er trennt die Menschen in Klassen, statt sie fröhlich untereinander zu würfeln. Auch die Selbsthilfe, daß heutzutage immer weitere Kreise nach der vierten Klasse abwandern, darf den Staat nicht der Verpflichtung entziehen, sein bestes Mittel zur Ausrottung von Vorurteilen, von gegenseitigem Haß und Mißtrauen, klug auszunützen. Die Selbsthilfe hat schon dahin gewirkt, daß unendlich viele, die früher mit Grauen an der vierten Klasse vorbeiwanderten, jetzt mit wahrer Lust dort einsteigen. Doch die Selbsthilfe ist stets revolutionär; ein geordneter Staat sollte dafür sorgen, daß es nie soweit kommen muß. Am wenigsten, wenn er es selbst in der Hand hat, daß für alle Beteiligten Vorteile aus einer Neuerung entstehen.

Die Eisenbahn könnte ein großartiger Erzieher werden. Warum verstehen wir drei Menschen uns denn so gut, obleich wir nicht aussehen, als ob wir aus derselben Wiege stammten? Weil wir durch Zufall auf einen Geviertmeter zusammengepfercht sind, statt uns aus verschiedenen Fenstern zu beargwöhnen! Und jeder von uns nimmt heute etwas mit nach Hause, das unbewußt auf ihn abgefärbt hat. So könnte es auch bei der Eisenbahn sein — wenn die Beibehaltung des Klassensystems nicht zu den am dickköpfigsten verfochtenen Torheiten gehörte. Vernunft wird auf der Eisenbahn nicht befördert! Mit der Teilung in Holz- und Polsterklassen glaubt man etwas erreichen zu können; doch das Allernächstliegende: der ‚Einheitswagen‘, der steht auf einem unbeachteten toten Gleise. Man bleibt dabei, daß fünfzig Menschen mit äußerster Bequemlichkeit reisen müssen, während Hunderte wie gerädert ankommen. Mit einem einzigen Federstriche könnte die Bestimmung getroffen werden, die sofort das langwierige, zeitraubende Zusammenstellen der Züge aufhebt, den Fahrkartenverkauf ungeheuer vereinfacht, die Werkstätten entlastet — statt dessen muß das Defizit weiter vergrößert werden. Nur weil man sich nicht an den Gedanken gewöhnen will, daß an die staatlichen Einrichtungen jeder, unabhängig von seinem Geldbeutel, das gleiche Anrecht hat.“

(Schluß folgt.)

Die Narkose in der Botanik

Von Edmund Scheibener

Wir sind ein anspruchsvolles Geschlecht geworden, das selbst im Winter des Frühlings und des Sommers Blumen nicht entbehren möchte.

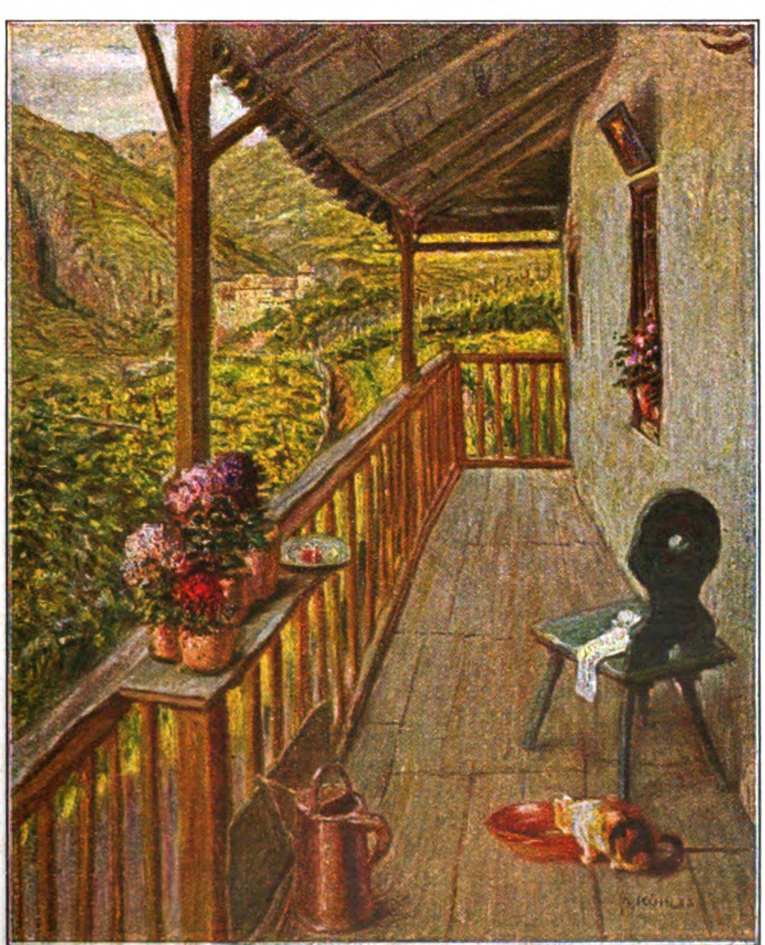
Die Tatsache, daß eine beschränkte Zahl von Pflanzen schon im zeitigen Frühjahr zu blühen beginnen, ja manche in besonders milden Wintern noch eher mit ihrer Blütezeit einsetzen, mag manchen verleitet haben, dies auch auf künstlichem Wege mitten im Winter herbeizuführen. Er schnitt also Weidenzweige zur Winterszeit, stellte sie in der warmen Stube ins Wasser, brachte sie oftmals an die Sonne und hatte dann die Freude, schon frühe im Jahr, wenn draußen noch alles frosterstarrt unter tiefem Schnee begraben lag, blühende Weidenkätzchen zu besitzen. Uralt ist dieses Verfahren, das schließlich in nichts anderem besteht, als Pflanzen, deren Winterruhe eine relativ kürzere ist, durch früher dargebotene, bessere Lebensbedingungen auch zeitlich früher aus jener zu erwecken.

Allbekannt sind die Vorbereitungen, die unsere Pflanzenwelt im Herbste trifft, um dem Winter standzuhalten, deren sichtbares Wirken sich uns im Laubfalle unserer Gehölze zeigt. Wir sprechen dann von einer Ruheperiode der Pflanzenwelt im Winter. Indessen haben wir es hier weniger mit den Vorgängen zu tun, die sich im Herbste im Innern der Pflanzen abspielen, mit der chemischen Umsetzung gewisser Stoffe und ihrem Wandern von den Blättern in den Stamm, als vielmehr mit dem darauf erfolgenden neuen Austreiben, das mit der Bildung neuer Knospen seinen Anfang nimmt.

Es wäre nun aber ein großer Irrtum, wenn wir glauben wollten, daß die Bildung der Knospen erst im Frühjahre erfolgte. Die Veranlassung zu dieser landläufigen Meinung liegt wohl darin, daß die Knospen erst bei ihrem Austreiben auch für den Laien so recht sichtbar werden, indem die harten Deckblätter, oder die Knospenschuppen, wie sie besser genannt werden, die die zarten inneren Triebe der Knospen während des Winters vor den verderbenbringenden äußeren Einflüssen schützen, durch die im Frühjahr zum Lichte drängenden Blättchen abgeworfen werden und sodann die eigentlichen Knospen in ihrem frischen Grün eine augenfällige Erscheinung bilden. — Die Knospenbildung erfolgt vielmehr schon lange vorher und setzt meistens kurz nach dem Austreiben der Blätter ein. Die Knospen verharren dann die ganze folgende Zeit in Ruhe, bis sie im folgenden Frühjahre ihre Bestimmung erfüllen. In dieser Ruheperiode der Knospen unterscheiden wir nun eine Zeit der Vorruhe, eine solche der Mittelruhe und eine solche der Nachruhe.

Bei den meisten Pflanzen ist also im Herbste bereits alles vorbereitet, um nach dem Laubfalle ein sofortiges Auskeimen zu ermöglichen. Gut Ding jedoch will Weile haben; die Pflanze kann von ihren Knospen nicht sofort Gebrauch machen; die winterliche Kälte hindert sie daran: die Knospen verharren in einer „gezwungenen Unwirksamkeit". Der dänische Botaniker Johannsen bezeichnete mit diesem Ausdrucke den durch äußere Einflüsse bewirkten Stillstand pflanzlichen Lebens.

Indessen keine Regel ohne Ausnahme. Ich erinnere mich aus meiner Berliner Studienzeit, daß während eines Sommers die prächtigen Eichen des Spandauers Stadtforstes von einer Raupenart in kurzer Zeit kahlgefressen waren. Doch die Eichen wußten sich schnell und fast sofort wieder zu helfen, denn schon nach einiger Zeit prangten sie in neuem Grün. Dies ist ganz einfach darauf zurückzuführen, daß die bereits angelegten, in der Vorruhe befindlichen Knospen anfingen, auszutreiben. Es ist somit Tatsache, daß bei gewaltsamen Eingriffen junge, in der Vorruhe des Frühsommers sich befindliche Knospen ausschlagen und sich nicht zu Winterknospen ausbilden. Auch künstlich kann dies hervorgerufen werden durch einfaches



Sommertag bei Bozen. Nach einem Gemälde von Professor August Kühles.

Entlauben in der angegebenen Jahreszeit. In der späterhin erfolgenden Mittelruhe geschieht dies nicht mehr, während in der Nachruhe ein Austreiben wieder leicht hervorgerufen werden kann.

Nach Johannsen sind zum Beispiel die Winterknospen des Flieders von ihrer ersten Anlage ab bis gegen den Hochsommer hin in Vorruhe, dann etwa bis Ende Oktober in Mittelruhe. Es folgt sodann bis etwa Ende Dezember die Periode der Nachruhe, worauf die Knospen durch die kalte Jahreszeit sich in „gezwungener Unwirksamkeit“ befinden.

Das Austreiben von Weidenkätzchen in unserer Wohnstube zur Winterszeit und das Austreiben der eben erst gebildeten Eichenknospen als Folge der durch Raupenfraß bewirkten Entlaubung zeigt deutlich, daß in Nach- oder Vorruhe befindliche Knospen von Natur aus zum Austreiben geradezu prädestiniert sind.

Solche Beobachtungen gaben die Mittel in die Hand, künstlich und im großen mit Erfolg die Frühtreiberei betreiben zu können und damit geradezu eine neue, äußerst bedeutend gewordene Industrie ins Leben zu rufen.

Dies wird zum großen Teil bewirkt durch das von Johannsen entdeckte Äther- und Chloroformverfahren.

Um also einen in der Vor- oder Nachruhe befindlichen Topffliederstrauch zum Austreiben zu veranlassen, wird er in einen überall gut luftabschließenden Kasten, den sogenannten Ätherisierungskasten, gebracht. Auf dessen Boden bringt man eine Sandschicht, die in der Regel den Blumentopf noch etwas überragen soll. Des ferneren ist an einer Seite des Kastens eine gut schließende Tür, um das Hineinstellen der Pflanzen zu erleichtern; oben befindet sich ein kleines Loch und daneben — also an der Decke des Kastens, aber innerhalb — je rechts und links ein Haken, an denen, gerade unterhalb des Loches, ein kleines Gefäß hängt. Des weiteren wird der ganze Kasten innen mit Stanniol ausgelegt und außen mit einem Ölfarbenanstrich überdeckt. Nachdem nun der Fliederstrauch in den Kasten gesteckt worden ist und alles bis auf das Loch wohlverschlossen wurde, gießt man durch dieses den Äther in das darunter befindliche Gefäß und schließt sodann die Öffnung mit einem Korken. Der Äther beginnt nun sehr rasch zu verdunsten, so daß seine Dämpfe den Raum bald erfüllen. Warum aber hängt man das Gefäß mit dem Äther auf so umständliche Weise in die Höhe, während es doch viel einfacher wäre, es auf den Boden des Kastens zu stellen? Nun, die Ätherdämpfe sind schwerer als die atmosphärische Luft und sinken deshalb gleich nach unten. Wäre nun das Gefäß am Grunde des Kastens, so blieben auch die Ätherdämpfe alle in dessen unterem Raume; sie würden also die Pflanze nur teilweise erreichen. Hängt das Gefäß aber oben, so werden diese Übelstände glücklich vermieden. Die Dämpfe fallen nun zwar auch nach unten, jedoch müssen sie dabei den ganzen Raum durchqueren. Auf die Wurzeln der Pflanzen ist der Äther von schädigendem Einfluß, weshalb sie mit Sand bedeckt werden, der zugleich auch den Kastenboden gut abschließt. Ist doch Äther ungeheuer leicht flüchtig und muß daher der Kasten äußerst luftdicht sein. Nun ist uns auch seine innere Stanniolverkleidung verständlich und gleicherweise der äußere Ölfarbenanstrich.

Man läßt nun die Ätherdämpfe zirka 48 Stunden lang auf die Pflanze einwirken. Es kommt aber bei dem ganzen Verfahren wesentlich auf die Temperatur an, sowie auf die Ätherdosis, die bei einer gewissen Temperatur auf die Pflanzen einwirken. Beides, Temperatur und Ätherquantum, stehen in bezug auf die Pflanze miteinander in Wechselwirkung. Johannsen machte die Erfahrung, daß bei Temperaturerhöhung die Wirkung einer gegebenen Äthermenge um so gewaltsamer ist. Im allgemeinen genügt für den Flieder eine Temperatur von 17 bis 19 Grad Celsius bei einer Ätherdosis von 35 bis 40 Gramm. Doch dürfen diese Angaben nicht auf alle Pflanzen ausgedehnt werden, vielmehr erfordert jede Art eine besondere Behandlung.

Nach Verlauf von 48 Stunden wird nun der Fliederstrauch aus dem Kasten herausgenommen, begossen und bespritzt und gleich zum Treiben ins Warmhaus gestellt. Vielfach brechen schon während des Ätherisierens die Knospen hervor. Die Blattknospen werden größtenteils entfernt und nur die Blütenknospen stehengelassen, damit auf diese Weise die Pflanze gezwungen wird, alle ihre Kräfte zum Aufbau von Blüten zu verwenden.

Und so verläßt denn der Fliederstrauch gleichsam verjüngt die Hexenwerkstatt des Ätherisierungskastens, und wo noch eben nackte Zweige und häßliche Kahlheit waren, da neigen nun frischzarte Blütenknospen ihre Köpfchen, und nach Ablauf von drei bis vier Wochen blüht der Fliederstrauch schöner und voller wie nur je zuvor.

Und daran ist recht eigentlich die Wichtigkeit des Ätherisierungsverfahrens zu ersehen. Wir wissen ja bereits, daß der Flieder von Ende Oktober bis etwa Ende Dezember sich in der Nachruhe befindet, und weiterhin, daß ein Frühtreiben mit Erfolg gerade zu dieser Zeit einsetzen kann. Wenn wir also einen Fliederstrauch zu Anfang November in den Ätherisierungskasten stellen, können wir auf Ende des Monats blühenden Flieder haben.

So eröffnete das Ätherverfahren ungeahnte Aussichten: der Blumenmarkt konnte auch im Winter reichlich versehen werden, unabhängig von Cannes und Nizza, überhaupt von der Riviera, ja, es konnten auch viel mehr Sorten in den Handel gebracht werden; denn außer Flieder werden noch eine große Menge anderer Pflanzen getrieben, und alle Blumengeschäfte legen reichlich Zeugnis davon ab. Wir sehen in deren Auslagen mitten im Winter Maiblumen, Tulpen, Narzissen, Hyazinthen, Gladiolen und Lilien, dazu namentlich in Großstädten noch Klematis und Päonien (Pfingstrosen), die zierlichen aus Ostasien stammenden Deutzien, besonders die reizende kleine Deutzia gracillis, sodann die artenreichen Spiräen, Birn-, Äpfel- und Kirschbäumchen in den verschiedensten Varietäten, Mandel- und Pfirsichflor, sowie Schlehen und Mispeln, den weißen Schneeball, Staphylazeen, Rosen in unendlicher Fülle, Goldregen und Wistarien, fälschlich oft Glyzinien genannt, endlich Himalaja-Azaleen in unerhörter Farbenpracht.

Es wurde bereits erwähnt, daß auch das Chloroform in gleichem Sinne wie der Äther verwandt werden könne, ja, es hat vor jenem manchen Vorteil. Äther ist feuergefährlich, Chloroform dagegen in keiner Weise; um die Pflanzen zum Treiben zu veranlassen, braucht es eine bedeutend geringere Menge Chloroform als Äther. Um ein Beispiel zu geben, sind zum Treiben unseres Schneeballes 40 Gramm Äther, dagegen nur 9 Gramm Chloroform notwendig, bei einer Einwirkungsdauer von in beiden Fällen 48 Stunden.

Das Ätherverfahren wird aber heute häufig nur noch bei holzigen Gewächsen angewendet, während für die krautartigen Pflanzen, also auch für Zwiebelgewächse, das Warmwasserverfahren oder „Warmbad“ in Aufnahme kam. Es beruht einfach darauf, daß die zu treibenden Zwiebeln in ein Bad von warmem Wasser gestellt werden, worauf im Warmhaus das Treiben erfolgt. Dieses Warmbad wirkt dann auf die Wachstumsfähigkeit, beziehungsweise deren Beschleunigung bedeutend rascher als die genannten Methoden, was im Handel natürlich von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

Wo war der stille, der liebesstarke, der ruhe-ausgießende Abend? Hundertmal griff Martin Opterberg, griff Christoph Attermann nach der flatternden Erinnerung, um ein Fetzchen davon auf die fieberhaft pochende Stirn, auf das schwerarbeitende Herz zu legen. Ein Befehl — eine Meldung — fort war sie — nur die Gegenwart bestand — nur die Aufgabe dicht vor den Augen, dicht vor den Fäusten — vorwärts — vorwärts! Gab es überhaupt noch eine Zeitrechnung? Hatte es jemals eine Zeit gegeben, die vor dieser lag, die sich auffraß wie Vater Chronos seine Kinder? Würde es jemals eine andere geben, als diese atemlos schlingende, der Tage, Wochen und Monate wie Körner im Wirbelsturm waren? Durch einen Fluß Frankreichs arbeitete sich Martin Opterberg mit seiner Pionierkompagnie. Hinein in das Feuer, hinauf auf die Ufer. Stützpunkte, Stützpunkte für den Brückenschlag, auf den Zehntausende harrten! Durch die Drahtverhaue eines belgischen Forts glitt Christoph Attermann mit den scherenbewaffneten Seinen. Hinein in die Stacheln, hindurch durch das Blut. Bahn frei, Bahn frei für die stürmenden Brüder! Spracht ihr nicht von Frankreich? Spracht ihr nicht von Belgien? Wo habt ihr euren Verstand gelassen, ihr Vorwärtstaumelnden? Das sind russische Sümpfe, in denen ihr bis an die Achseln steckt, um in den schnappenden, schlackfenden Brei kettenrasselnde Pfosten einzurammen für schwimmende Maschinengewehrnester. Rußland? Mensch, du karrst wohl deine Briefsachen mit der vorsintflutlichen Thurn- und Taxisschen Postkutsche herum? Die Kompagnie Opterberg zeigt den Österreichern in den Karpathen, wie man durch ein paar vorgetragener Sprengminen Massenhimmelfahrten veranstalten kann, und die Kompagnie Attermann besorgt's den Serben oder jagt zur Stund' mit Türken und Bulgaren im Lande Mazedonien herum. Vorwärts — vorwärts! Vielleicht triffst du einen alten Juden, der den Opterberg und den Attermann schon in Palästina ankommen sah.

Wenn die Pflegebrüder, oft durch Meilen voneinander getrennt, naß, schmutzstarrend und verwildert irgendwo bei blutiger Arbeit waren, irgendwo im dumpfen Unterstand lagen, war ihnen nicht, als **erlebten** sie ein Märchen, war ihnen nur, als klängen die Töne des **Vorlebens** wie unfaßbare, unbegreifliche Kindermärchen an ihr Ohr. Hatte es in Wirklichkeit eine Frau Christiane, eine Therese Attermann und die andere gegeben, die ihr so ähnlich sah wie aus lachender Mädchenzeit? Wann war das gewesen? Wo konnte das gewesen sein? Waren das wirklich schon zwei Jahre seit dem letzten friedlichen Tag daheim? Seit jenem stillen liebesstarken, ruheausgießenden Abend? Da standen die Jünglinge und Männer, zerlumpt, verschmutzt, mit den Heldenaugen im hagergewordenen Gesicht, und taten ihre Pflicht, taten sie in diesen verfluchten Maulwurfsgängen und Erdlöchern hundertmal mehr noch als im frischen Drauflossturm tollkühnen Vormarsches, obschon die Begeisterung zu allen Teufeln gegangen war in dieser Menschenunwürdigkeit. Aber das eiserne Bewußtsein hielt sie aufrecht: du oder ich!

Martin Opterberg tastete sich an seinem Gedanken Schritt für Schritt zurück. Zwei Jahre weit. Da zogen diese Jünglinge und Männer, stark und vollwangig, in strahlendem Waffenkleid über den Rhein, den sie in brausendem Gesang zu schirmen schwuren, und sie stürmten mit begeistertem Gesang in die unbekannte Schlacht, in das unbekannte Grauen, in all das Unbekannte auf Schritt und Tritt. Und als es ihnen mählich bekannt geworden war, da taten es plötzlich die wilden Lieder nicht mehr allein, da griffen die Menschen über sich und tasteten und suchten nach dem Göttlichen, dem sie sich blindlings anvertrauen konnten in Leibes- und Seelennot. Und ein Protestant kramte aus seinem Tornister ein Neues Testament hervor und begann darin zu blättern, und gleich waren es Hunderte, waren es Tausende von Büchern Reih auf, Reih ab in aller Hände, und des stillen Lesens war kein Ende. Und ein Katholik zog seinen Rosenkranz aus dem Brustlatz und hing ihn griffbereit an sein Gewehrschloß, und gleich war es ein ganzer Rosengarten Reih auf, Reih ab, und der stummen Zwiesprach war kein Ende. Martin



Auf der Schaukel. Nach einem Gemälde von Professor Richard Müller.

Opterberg sah das Bild, er sah es auf dem Marsch bei Tag und am Lagerfeuer in der Nacht, und er sah die gewaltige Glaubenswoge noch durch die unterirdischen Gräben der ersten Stellungskämpfe ziehen, sah das Testament auf der Brustwehr und den Rosenkranz am Bajonett. „Gott, Gott!" hatte es durch die Gräben gerauscht und „Jesus, Maria!" Und die Granaten kamen angeheult und schlugen einen Trupp frisch angekommener Knaben zu Knochensplittern, ein Minenwerfer krachte nieder und stopfte zerfetzten Familienvätern hastend die Erde ihres eigenen Grabes in den Hals, eine giftverseuchte Gaswolke wälzte sich heran und erstickte wahllos jung und alt. Und kein Heldentum half und kein Gebet. Gott ließ das Würgen zu, und kein Heiland hob sichtbarlich die Hände und keine Schmerzensmutter. Aber die wundersüchtigen Menschen hoben die Hände und zerwühlten ihr Haar und zerkratzten ihr Angesicht, bis der Firnis des Christentums heruntersprang und das alte Heidentum zum Vorschein kam, das Heidentum, das seine Götzen schmähte und prügelte, wenn sie keine Wunder taten. Martin Opterberg hatte sich an seinen Gedanken zurückgetastet bis zu dem Tag, an dem die Rosenkränze und Neuen Testamente wie ein Kehrichthaufen in den Gräben lagen und ein Raunen lief und blieb und schwoll: Es gibt keinen Herrgott. Verdammtes Ammenmärchen.

Und wenn es keinen Herrgott gab — wer hatte die Gewalt? Wer hatte sie auf Erden?

Ein einzelner? Eine Handvoll Gekrönter oder Besternter?

Wer vollzog sie im Feld? Die Führer? Die Masse vollzog sie, die Masse, und sie würde sie einst weiter vollziehen, vom Gespensterglauben erlöst, auf eigene Faust, einst, einst . . .

Damals hatte es begonnen, in den Tagen des grausigen Sterbens, das in seiner platten Gemeinheit den Gläubigen traf wie den Ungläubigen, den Helden wie den Feigling, als schlüge eine riesengroße Fliegenklatsche alles zu Brei. Damals hatte es begonnen, und als es begonnen hatte, war es schon überall, in der Kreidechampagne und in den Pripjetsümpfen, in den Karpathenschluchten und über den Balkan hin. Noch schwebte und knisterte es. Noch war das Deutschbewußtsein: Du oder ich!, das Mannesbewußtsein und Pflichtenbewußtsein das stärkere.

Trotz aller Sendboten, die heimlich durch die Reihen schlichen . . .

Martin Opterberg brach die Gedankenreihe ab. Zum zweitenmal machte er den Grabengang. Diesmal von Mann zu Mann. Und er sah ihnen in die tiefliegenden Augen, in die ausgemergelten Gesichter, und sah ihnen durch die schmutzsteifen, zerflickten Röcke in die heimwehkranken Herzen, die nach der Liebe ihrer Weiber schrien und nach den wildwachsenden Kindern bangten. Und sah über alle ihre stummen Qualen hoch hinaus ihr Heldentum.

Er streckte dem ersten die Hände hin. Eine rissige, borkige Faust, durch das Kriegshandwerk ungeschlacht geworden wie eine Bärentatze, senkte sich hinein. Er streckte sie dem zweiten, dem dritten hin. Sie krochen aus den Erdlöchern und drängten sich mit leuchtenden Augen um ihn. Ein bißchen Liebe, und die Seelen waren gewonnen. Ein bißchen von der Liebe, mit der sie selbst einstmals hinausgezogen waren in den zeitlosen Krieg. Liebe! Väter mußten die Führer sein, Väter und Brüder in eins, dann waren sie die geborenen Vorgesetzten. Aber die meisten der väterlichen Führer, die ihren Schlaf opferten für ein paar Schlummerstunden ihrer Anvertrauten und ihr Leben wagten für das Leben ihrer Kinder, waren weggeschossen, und die jungen, die an ihrer Stelle den Befehl führten, befahlen allzuoft den anderen und nicht sich selbst. Der Neid sprang auf, und mit dem Neid die üble Nachrede. Die nagte an dem Ansehen und fütterte die Unwilligkeit.

Zweimal hatte Martin Opterberg einen Brustschuß bekommen und war nach sechs Wochen wieder auf den Beinen und bei seiner Kompagnie. Beim drittenmal hatte es schwere Brandwunden gesetzt, als seine Leute beim nächtlichen Minenbohren auf eine feindliche Gegenmine gestoßen waren und er sich mit den bloßen Händen auf die sprühende Zündschnur geworfen hatte. Das viertemal traf's ihn am stärksten. Ein Granatsplitter fuhr ihm in den Schenkel, und die breite, eitrige Fleischwunde hielt ihn lange im Lazarett zurück. Hier, im Lazarett der Etappe, traf er nach einer längeren Trennung Christoph Attermann wieder.

Sie lagen in der Abteilung für Offiziere und sorgten, daß sie im selben Gelaß Bett an Bett kamen.

„Wo hat's dich, Christophel?"

„Bauchschuß. Hört sich grauenhafter an, als es ist. Meine braven Leut' haben sich auf meine Arme und Beine niedergehockt, daß ich mich nicht herumwerfen und verbluten konnt'. Und nicht einen Schluck zu trinken und keine Krume zu essen haben sie zugelassen. Das hatten sie einmal vom Stabsarzt vernommen. Zwei Tag' und zwei Nächte haben sie in der Mordschlacht bei mir gehockt und acht auf mich gegeben. Als ich in einer Zeltbahn ins Lazarett getragen wurde, sagte der Generaloberarzt: ‚Gerettet durch Ihre Leute!'"

„Liebe erzeugt Liebe, Christoph. Du brauchst mir rein gar nichts mehr zu erzählen." — —

Täglich flatterte ein Brieflein aus der Heimat ins Krankenzimmer. Therese Attermann schrieb voll tiefer Mütterlichkeit. Der Generaloberarzt hatte der jungen Kollegin einen ausführlichen Bericht über die Art der Verwundung und die fortschreitende Heilung erstattet und die Ärztin in ihr vollkommen beruhigen können. So waren ihre Briefe allein von der tiefinnerlichen Zärtlichkeit getragen, die ihrem Wesen eigen war.

„Ich hab' dich lieb, seit ich es dir das erstemal sagte, und so weißt du es für alle Zeiten."

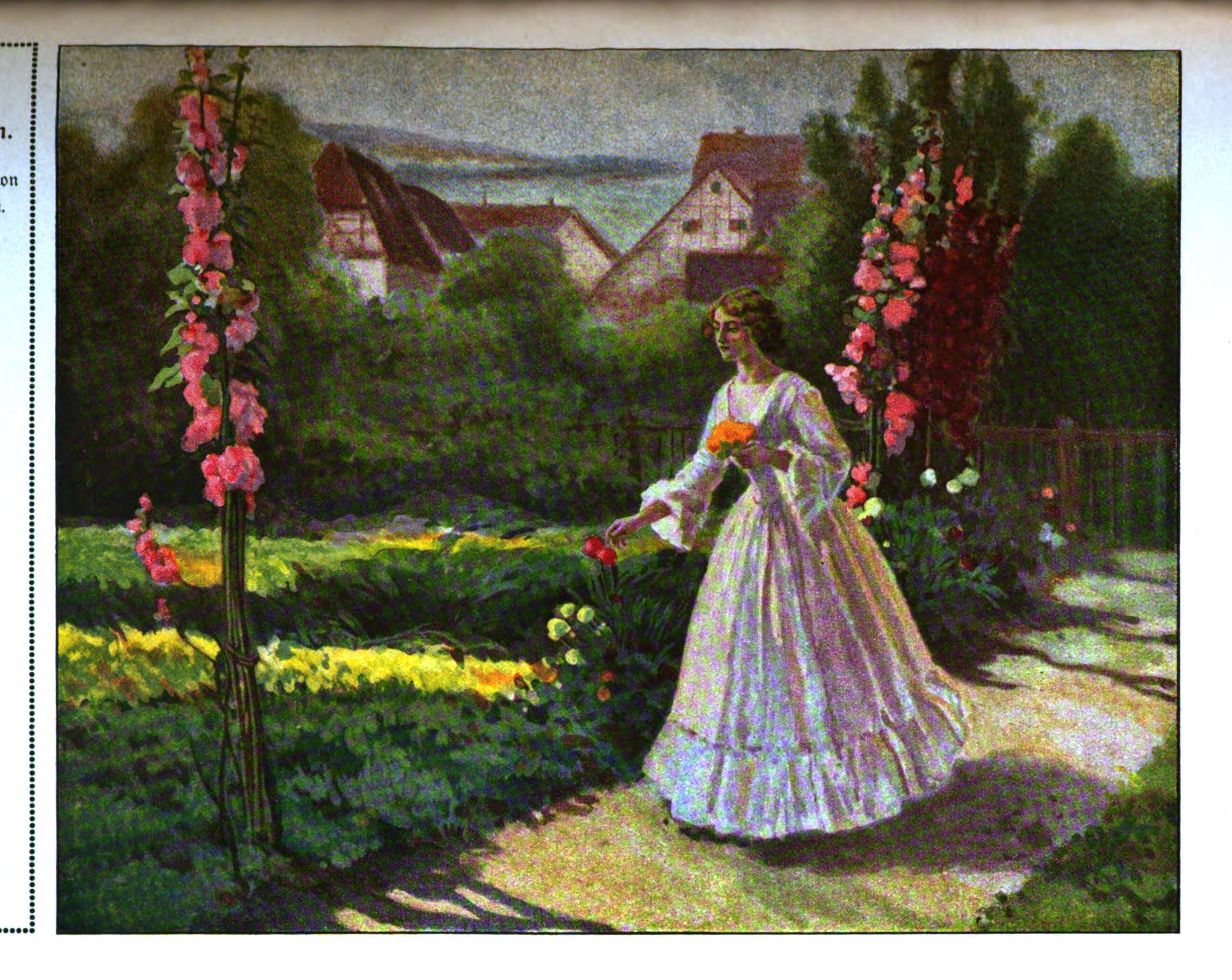
Martin Opterberg las den Satz, reichte den Brief mit einem Händedruck dem Freunde zurück und lag ganz still.

„Martin —"

„Ja, Christoph?"

„Ich muß dir ein Geständnis ablegen, Martin. Heut, da wir wie zwei matte Fliegen auf der Decke liegen, läßt es sich leichter sagen und anhören. Ich habe einmal einen furchtbaren Zorn auf dich gehabt, Martin. Das war, als du mich der — der Sabine Barthelmeß wegen ins Rheingau kommen ließest. Damals meint' ich, ich müßt' mich zeitlebens von dir trennen, und ich fuhr zum Theresel und bot ihr meine Hand, um sie über das, was du tatst, so hinauszuheben, daß es nicht an sie konnte. Und dann kam es ganz anders. Als sie mein Weib geworden war, Martin, da wurd' ich erst gewahr, was für einen großen, übergroßen, ganz unverdienten Schatz ich gehoben hatte, und wie dieser Schatz nur deshalb so überreich geworden war, weil er sich immer nur für dich veredelt und fast ein Dutzend Jahre lang Zins und Zinseszins hinzugenommen hatte. Schau, Martin, damals wurd's mir klar, daß du im Unglück gehandelt hattest und nicht in der Untreue, und daß ich, wie schon früher, so jetzt, auf deinem Erbe saß und so voll tiefer Dankbarkeit gegen mein glückhaft Geschick zu sein hätt', daß ich es durch nichts wettmachen könnte, als durch brüderliche Liebe."

„Schweig, Christoph. Es ist gut so und besser."



Im Malvengarten.

Nach einem Gemälde von Carl Leopold Voß.

„Laß mich nur reden. Es tut mir wohl, und ich möcht', daß es dir wohl tät. Einmal war's nah' an mich herangetreten, dir eine Arbeit abzunehmen, wie sie nur ein Bruder abzunehmen vermag, der schweigend versteht und schweigend handelt. Aber für mein schwerfälliges Blut ging alles zu rasch, und du hattest das Urteil schon in der Tasche, eh' ich mich von der geschehenen Tat erholt hatte. Schau, Martin, damals hätt' ich mein halb' Leben drum gegeben, wenn ich das schleimige Krötenzeug in deinem Haus an deiner Statt hätt' unter die Peitsche nehmen können."

Martin Opterberg lag ganz still. Aber an den unregelmäßigen Atemzügen hörte der Bruder, wie es in ihm würgte.

Darum schwieg Christoph Attermann. Und er suchte in seinem Hirn nach einem anderen Bild.

„Das Lindele hat dir geschrieben. Darf ich wissen, was?"

„Hier, lies."

„Es strengt mich zu sehr an. Erzähl mir lieber."

Ungern kam Martin Opterberg dem Wunsche nach. Nur stockend berichtete er zu Anfang. Dann aber nahm's ihn selber gefangen, und er wurde wärmer und redete sich zum Schluß in eine große Freudigkeit hinein. „Sie schreibt von der Werft, und daß das Werk sich aus sich selbst unterhält durch die Fülle von Ausbesserungsarbeiten an Schiffen rheinauf und rheinab. Und daß die alten Meister und graulöpfigen Arbeiter wie die Jünglinge zimmern, hämmern und nieten, und daß von den Werksfamilien, deren Männer im Felde stehen und weiter den Lohn beziehen, die Frauen und Kinder in Hos' und Schurz mitschaffen auf dem Werftplatz, um den anderen das Brot nicht zu schmälern, und wie sie selber, die Linde, unter den Frauen mittät in Hos' und Schurz, wenn's gerad' keine Schreibarbeit gäb', um nicht wie ein Dämchen hintanzustehen."

„Das muß sie köstlich kleiden, Martin. Denn sie ist wie ein Tännlein so schön und grad' gewachsen."

Martin Opterberg lachte vor sich hin. Das war kein krankes Lachen. Es kam aus der Gesundung und verlangte nach der Gesundheit. „Schwestern sind's und einander ähnlich, wie selten zwei. Du mußt es drum wissen, Christoph. Aber auch von der anderen Schwester schreibt sie und hebt das Thereſel in den höchsten Himmel: Sprechstunde, Krankenbesuche landaus, landein auf dem Motorrad, Ersatzlazarett, wiederum Sprechstunde, Lazarett, Krankenbesuche und Geburtshilfen bis spät in die Nacht, und vier Stunden Schlaf, wenn's hoch kommt."

Christoph Attermann lag mit seligen Augen. Er wußte ja das alles und wußte viel mehr. Dreimal war er auf Urlaub daheim gewesen und hatte in Haus und Werk nach dem Rechten gesehen, sehen wollen – denn die Frauen hatten schon um alles gesorgt.

„Unsere Frauen," sagte er. „Man möcht' sie ein Jahr lang abbusseln, wenn sie stillhielten."

„Und die Mutter hält den Opterberghof im Schwung, Christoph. Die Hälfte an Arbeitskräften und das Doppelte an Leistungen. Ich sah sie im Herbst mit der Sense in der Ernte. Arme wie Mannesarme, und die Waden, sagt sie, seien schon gar nicht zum ansehen. Die Sechzigjährige ist wie eine Hünin an Leib und Seele."

„Willst du nicht auch einmal an den Niederrhein, Martin?"

„Später. Heut ist die Verteilung schon die rechte. Der eine zu Frau und Kindern, der andere zur Mutter."

„Und die Linde?" wollte Christoph Attermann fragen. Aber er unterdrückte es und fingerte einen Marsch auf die Bettspreize.

Als sie ihre ersten Gehversuche machten, wurde ein Infanterieoffizier eingeliefert, dem die rechte Hand über dem Gelenk weggeschossen war. In dem blassen, mit Schlägernarben geschmückten Gesicht erkannten sie ihren alten Verbindungsbruder Broich, aus Freiburger Tagen, den Freund und Wandergefährten, der von der Juristerei zur Düsseldorfer Industrie übergegangen war, um seiner geliebten Hilde Falkenroth schneller Gatte und Betreuer sein zu können. Nun lag der Wackere als Einhänder im Verband, und die Freunde saßen manche Stunde an seinem Bett.

„Fürs Ersatzbataillon reicht's noch," sagte Broich in seiner knappen, soldatischen Art. „Ich kann den Säbel in die Linke nehmen, wenn ich den Nachschub daheim einexerziere."

„Wie geht's Frau und Kindern?"

„Erträglich. Sie leben von meiner Hauptmannslöhnung. Die Stelle konnte auf so lange Jahre nicht für mich offengehalten werden."

Kein Wort der Klage. Nichts als Vaterlandspflicht.

Martin Opterberg und Christoph Attermann humpelten am Stocke durch den Etappenort. „Er ist mir von den Freunden immer der liebste gewesen, der Broich," begann Christoph Attermann nach einer Weile des Wanderns. „Er hat bei eiserner Willenskraft die innere, die seelische Vornehmheit, die nicht angelernt werden kann und nicht vom Wetter abhängig ist. Da kann's noch so hageldick kommen, der Broich bleibt ohne einen Groschen der wahre Edelmann."

Und dann mußten sie beide aus vollem Halse lachen.

Sie waren, ohne es zu wollen, bis zum Etappenstabskasino gewandert und hatten, da es die Stunde der Mahlzeit war, in aller Unschuld des Frontsoldaten angefragt, ob sie mithalten könnten. Ernst und verweisend waren sie in ihren zerschabten und verblichenen Röcken vom Verpflegungsoffizier gemustert worden.

„Darf ich ganz gehorsamst fragen, von wem die Herren eingeladen sind?"

„Wir kommen aus allereigenstem Antrieb. Unsere Nase lud uns ein und unser Magen."

„Bitte ganz gehorsamst: zweite Straße links, Speiseanstalt für durchreisende Offiziere. Hier speist der Etappenstab."

Da lachten die beiden, daß ihnen alle im Mord und Brand der Schlachten erworbenen Ehrenkreuze auf Brust und Herzgrube tanzten.

„Darf ich ganz gehorsamst um eine Ihrer abgelegten schönen Hosen bitten?" fragte Martin Opterberg mit einer tadelfreien Verneigung, und all die alten Schlägernarben funkelten vor Vergnügen in seinem Gesicht.

„Und ich ganz gehorsamst um ein Paar Ihrer neuen Lackschuhe?" fügte mit nicht weniger tiefer Verneigung Christoph Attermann hinzu, und auf der Wetterseite auch seines Gesichtes glühten die purpurnen Ehrenröslein vor Lust.

„Martin, Martin," klagte er, als sie vergnüglich weiterpilgerten, „ich fürchte, ich fürchte, wir sind in den Augen dieses Cid Kampeador der Etappenstabsküche zu höchst gemeinen Kriegsknechten herabgesunken. Dieser Rittmeister zu Fuß hielt uns für Schnorranten, die die Aufschrift über dieser feinen Krippe nicht lesen können: Nur für Herrschaften!"

„Drei Jahre Krieg, Christoph! Drei Jahre nur unter Männern. Und noch dazu in der Etappe, in der nicht der tägliche Sturm der Geschehnisse die Kameradschaften auf Tod und Leben vereinigt. Da tritt der Naturtrieb zutage. Eifersucht, Neid ..."

„Futterneid, Martin. Man soll ihnen nicht in den Kochtopf gucken."

„Geh, schäm dich, Christophel. Der Herr Rittmeister wünschten nur gehorsamst aus eitel Herzensgüte, dir

nicht das Wasser im Maule zusammenlaufen zu lassen. Und seine ‚Speiseanstalt für durchreisende Offiziere‘ mag vollends der Teufel holen. Ich halt's mit der Gulaschkanone. Da dampft eine auf dem Platz. Mein Gott, diese zusammengewürfelte Gesellschaft stellt ein ‚Armierungsbataillon‘ dar. Können wir mithalten, Mann?“

„Aber selbstverständlich, Herr Hauptmann.“

„Mal zwei Kochgeschirre her. Was gibt's Gutes heute?“

„Erbsen mit Frankfurter Wurst. Aber nicht mit den Sporen klirren, Herr Hauptmann.“

„Hottehü?“

„Ich will nix gesagt haben. Aber es fehlt ein Gaul.“

„Na wenn schon. Bei unseren germanischen Voreltern war's der vornehmste Festtagsbraten.“

Ein Armierungssoldat schob sich heran. Unrasiert, mit durchlöcherten Schuhen, die schirmlose Mütze tief im Gesicht. Als er vor den beiden Hauptleuten stand, nahm er mit einem Ruck stramme Haltung an.

„Tillmann! Tillmann! Alter Fuchsmajor! Kunstgelehrter! Heran an die Brust!“

Und der Unrasierte fiel den beiden schluchzend um den Hals.

„Na, na ... Keine nasse Rührung, Alter. Gibt's eine Kneipe hier am Ort? Bring uns zu deinem Häuptling. Wir bitten dich los für heute.“

Ein grauhaariger Offiziersstellvertreter meldete sich. Das Bataillon hatte Rasttag bis morgen. Der Armierungssoldat Tillmann war für den Rest des Tages beurlaubt.

Irgendwo stöberten sie eine Kneipe und einen französischen Landwein auf. „Dein Wohl, Tillmann. Unter Freunden schmeckt's wie Nektar. Und nun spinn dein Garn herunter, Armierungssoldat.“

Der Kunstgelehrte knirschte mit den Zähnen.

„Sprecht das Wort nicht aus. Es bringt mich um den Verstand. Als ich mich vor zwanzig Jahren als Einjährig-Freiwilliger meldete, wurde ich nicht angenommen. Zu schwach auf der Brust oder zu platt auf den Füßen. Der Teufel mag's wissen. Damals hätt' ich mit Begeisterung gedient. Und siebzehn Jahre später, bei Kriegsausbruch, war die Brust apollonisch und die Füße aphroditisch, und ich bildete mit vierhundert anderen ausgesiebten Ungedienten ein feines Armierungsbataillon. Ein Schießeisen vertraute man uns nicht an, aber eine dauerhafte Schippe und, als Beförderung, eine Hacke. So schippen wir Gräben und karren den Dreck. Zieh nicht deine Stirn in Falten, Opterberg. Ich weiß, daß geschippt und gekarrt werden muß und eine Soldatenehre gleich der anderen ist. Aber muß man just uns Schreibmenschen, vom Dorfschreiber bis zum Universitätsprofessor, unter die Schipper stecken, die keine sechs Hackenschläge hintereinander tun können, ohne die nächste Viertelstunde zu verschnaufen? Gut, ich seh's deinem Gesicht an, du meinst, das lernt sich. Was sich aber nicht lernt, Freund und Hauptmann, das ist die Herabsetzung in die unterste Rangstufe und das Verfluchtsein, drin zu bleiben! Der gemeinste Frontsoldat, der gemeinste Etappensoldat kann sich durch seine Tüchtigkeit heraufarbeiten. Die jüngsten Dorfschulmeister laufen als Leutnants herum. Aber selbst für den größten Geistesriesen gibt's im Armierungsbataillon keine Beförderung. Wir haben vor dem grünsten Jungen strammzustehen. Wir sind, wie eine Maultierherde, ohne anderen Zukunftsglauben, als daß wir stumpfsinnig unter Stumpfsinnigen abgerackert werden. Und eines Tages haben wir uns angepaßt, die einen aus Gewohnheit, die anderen durch Überredung, die dritten in ohnmächtigem Grimm, und die Heeresleitung wundert sich, woher die vielen Sozialisten kommen.“

„Wer über eine Sache schimpfen will,“ sagte Martin Opterberg, „muß eine bessere an ihre Stelle zu setzen haben.“

„Ist das so schwer? Liegt das so weltenweit ab? Schau dich einmal um, Freund. In den Berliner Kriegsgesellschaften sitzen die Unabkömmlichen zu Tausenden, junge, wohlgenährte, hochgestiegene Männer. Aber man sagt, das sei eine geschlossene Religionsgemeinschaft, wie früher die Gescherten. Und wenn schon. Könnte man die Herrschaften, die sich drei Jahre lang gemästet haben, nicht einmal gründlich auskämmen und gegen uns austauschen? Die Schippe werden sie so gut halten können, wie wir die Feder. Ah, es ist ein Haß in uns auf diese feiste Drückebergerbande, der einmal furchtbar zum Ausbruch kommen wird. Weiter! Weiter! Fragt die alten, krummen Arbeiter bei uns. Die Arbeiterjugend steckt man mit einem Majorsgehalt in die Munitionsfabriken, und die Alten dürfen für eine Groschenlöhnung schippen. Ist für die Alten dort kein Platz? Wär' nicht von vornherein dort ihr Platz gewesen? Wenn die Jungen aus den Fabriken und dem Großgeldverdienen herausgezogen und in die Feldregimenter gesteckt werden, pfeifen sie auf den Dienst für eine Erbsensuppe und verseuchen mit ihren Aufwiegelungen die Kompagnien. Alsdann: Prosit.“

Er stürzte funkelnden Auges den Wein hinunter und schlug die Mütze auf den Tisch.

„Haltung, Tillmann. Von meinem ehemaligen Fuchsmajor verlang' ich mehr Haltung. Es ist leider Gott's manches richtig, was du sagst, wenn auch durch erklärlichen Zorn verzerrt. Aber bedenk, Mann, die ganze Welt ist uns über den Kopf gekommen, und so sind uns mancherlei Dinge in der Eile auch über den Kopf gewachsen.“

„Wen's trifft, der hat's, Opterberg. Und der hört von allem nur das Nein.“

„Tillmann,“ sagte Christoph Attermann begütigend, „was macht die schöne Klarenbachin, dein liebreich Gemahl? Ich weihe ihr dies Glas.“

„Tu's nicht!“ fuhr der Grimmige auf und fiel ihm in den Arm. „Sie ist imstande und verwandelt dir aus der Entfernung den Wein in Rattengift. Als ich mit meinem Feldkrätzchen auf dem Kopf das eine und einzige Mal auf Urlaub kam, wollt' mich dies Götterweib in der Gesindestube essen lassen. Mein Schwager aber, der Grüters, der als Hauptmann dem Generalstab des Feldheeres zugeteilt ist, breite, weithinleuchtende Streifen, fast wie ein echter Generalstäbler, an den Hosen trägt und in Volksaufklärung arbeitet, durfte mit ihr in offenem Landauer durch die Straßen Düsseldorfs spazierenfahren.“

Er trank die Flasche leer und stand auf. „Gehabt euch wohl. Ein andermal. Ich muß an die Luft.“

Martin Opterberg und Christoph Attermann schauten ihm nach.

„Drei Jahre, Martin. Es muß zu Ende gehen. Es ist die höchste Zeit.“

„Christoph,“ sagte Martin Opterberg, „daß wir's trotzdem und alledem so lange ausgehalten haben, das zeigt doch erst, welch eine unverwüstliche Urkraft in unserem deutschen Volke liegt. Hier die richtige Erziehung mit der rechten Liebe angesetzt, und wir sind das erste Volk der Welt. Jetzt müssen wir durch die Vorschule ...“

Ein paar Wochen darauf ging Christoph Attermann mit einem längeren Erholungsurlaub in die Heimat ab. Martin Opterberg wurde bis zur Wiederverwendbarkeit in der Front zur Dienstleistung in den Generalstab des Feldheeres befohlen.

„Sag den Frauen, Christoph, nun käm' ich auch bald. Es drängt alles zur letzten Entscheidung. Und vergiß nicht: wie's auch kommt — wir sind in der Vorschule.“

(Fortsetzung folgt.)



Der Menschenfischer

Von Horst Schöttler (Schluß)

Mensch, du müßtest Eisenbahnminister werden," sagte Heinz bewundernd. „Du hast einen Kopf . . ." .

Oswald unterbrach ihn heftig. „Dazu gehört doch kein Kopf! Dazu gehört nur ein rücksichtsloser Wille! Menschen wie ich, die auf jede Schrulle alter Nähmamsells Rücksicht nehmen, verfallen vor solch klarliegenden Aufgaben der Gehirnerweichung."

„Gott sei Dank," sagte Editha aufatmend. „Das heißt: ich will sie Ihnen ja nicht wünschen, und ich bestelle mir auch niemals Kalbsgehirn mit Ei, weil es so schrecklich weich ist. Ich meine nur, daß Sie für uns ein recht schlechter Eisenbahnminister wären. Denn ich müßte dann doch in Ihren ‚Einheitswagen' mit all den Frauen und Mädchen zusammensitzen, die mich so hassen, weil ich hübschere Kleider habe. Und Papa würde immer schrecklichen Streit bekommen, denn er regt sich schon jetzt so furchtbar auf, weil die Leute schlechte Witze über seine Korpulenz machen. Auch Mama . . ."

„Kind, solche kleinliche Bedenken haben viele gehabt, ehe ihnen die vierte Klasse vertraut wurde. Und im ‚Einheitswagen' könnte alles noch wesentlich besser werden; ich stelle mir darunter durchaus nicht einen menschlichen Viehwagen vor. Eine einfache, aber saubere und zweckdienliche Ausstattung würde die Gemütlichkeit erhöhen. ‚Es geht alles,' sprach der Regenwurm, nachdem man ihm den Schwanz abgetreten hatte. Teurere Schnellzüge für die Eilegeplagten und billigere Bummelzüge für die Zeitgesegneten — natürlich immer und überall nur Einheitswagen — würden den Vorortsverkehr mit seinen schweren Körben, Säcken und Lasten von dem Fernverkehr scheiden. Bei allen Reisen aber würde die Eisenbahn als Erzieher wirken. Die Eisenbahn kann uns zu einem Volke erziehen. Vorläufig fühlen wir noch viel zu sehr in Klassen, um unsere gemeinsame Not verstehen zu können. Jeder drängelt zum besten Platze. In den höheren Klassen herrschen sogar oft Wild-West-Gewohnheiten. Und gegen Rücksichtslosigkeiten ist der Mann des Volkes empfindlich. Er ist gewohnt, jeden Mitreisenden vor einem schlechten oder gar gefährlichen



Abend an der Elbe. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Robert Starck, Hamburg.

Platze zu warnen, er ist bemüht, mit gutem Mutterwitze ein allseitig erträgliches Verhältnis herzustellen. Kommt eine alte Frau ängstlich herangehumpelt, dann greifen zehn Hände hilfreich zu, und man rückt willig noch mehr zusammen. Im Volke ist das Bewußtsein wachgeblieben: Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und das Alter ehren."

„Das hast du mal wieder schön gesagt," begeisterte sich Heinz Dickebehn. Er wandte sich an Editha: „So ist's nämlich wirklich bei uns in der vierten Klasse, Fräulein. Und Sie brauchen auch keinerlei Angst vor den Einheitswagen zu haben. Die feinsten Leute fahren schon heute gern mit uns zusammen. Setzen Sie sich nur immer neben ein paar richtige Arbeiter; wir schaffen schon Ordnung, wenn so Gesindel mitfährt, das Sie mit dummen Redensarten beleidigen will."

„Ich danke," sagte Editha liebenswürdig. Im Geiste sah sie sich schon zwischen lauter Dickebehns sitzen und seelenvergnügt aus der Thermosflasche Bohnenkaffee nippen.

„Versprich nicht zu viel," warnte Oswald lächelnd. „Um den richtigen Genuß am Einheitswagen zu finden, werden Edith und ihre Mama erst mal lernen müssen, den gesunden Menschenverstand nicht zum Widerspruch herauszufordern. Gegen die höhere Bildung, feinere Sprache, abgeschliffene Umgangsformen, haben der Mann im blauen Kittel und die Frau mit der Arbeitsschürze nichts einzuwenden; im Gegenteil: sie werden gern Vorteil aus dem besseren Verkehr im Einheitswagen ziehen. Wenn sich jedoch des Lebens Unverstand in aller Lächerlichkeit breitmacht und zu aufreizenden Vergleichen zwischen Arbeit und Faulsein zwingt, dann . . ."

Der Lärm des plötzlich anspringenden Motors übertönte Oswalds Worte.

Der Chauffeur verstaute rasch mit einem selbstzufriedenen Lächeln sein Werkzeug. Dann trat er tänzelnden Schrittes auf die Gruppe im Straßengraben zu und machte vor Editha Männchen. „Auto fertig zur Abfahrt," meldete er mit einem Ruck ins Militärische, während sein Gesicht die untergebene Haltung zu verhöhnen schien.

„Oh — wie schade!" rief Editha aus. Sie begann wieder den Kopf zu verlieren. Ihr Versprechen wollte sie gern wahrmachen, aber wie konnte sie dem noblen ‚Friedrich' beibringen, daß die beiden Fremden — und gar noch der Kartoffelsack! — mitgenommen werden sollten?

Oswald übernahm unmerklich die Führung. Er traf die Anordnungen mit der Ruhe und Umsicht eines Mannes, der zu befehlen gewohnt ist.

„Heinz, dein Kartoffelsack kommt vor zum Chauffeur. Edith, hier ist das Täschchen; die Decke bringe ich selbst ins Auto. So, Kind, nun muß geschieden sein! Nein, Heinz und ich fahren nicht mit, wir wollen noch Waldluft genießen. Aber es ist lieb von Ihnen, daß Sie dem braven Kerl die Schlepperei bis zum Bahnhof ersparen. Chauffeur, den Sack geben Sie bitte beim Kantor ab. Sie haben mich verstanden? Beim Kantor; Sie kommen ja dicht an der Schule vorbei."

Editha vergewisserte sich: „Beim Kantor dort in Althof?" Sie fühlte sich verantwortlich, daß das Wenige, was sie tun durfte, zuverlässig ausgeführt wurde.

Oswald ließ den Chauffeur nicht aus dem Auge. „Sie haben mich verstanden?"

Der Chauffeur nickte diensteifrig und zeigte auf einen Kirchturm. „Ich weiß schon: dort in der Schule, gleich gegenüber vom Bahnhof!"

„Gut," sagte Oswald kurz. Dann half er Editha beim Einsteigen.

„Halt," sagte Editha, als auch Heinz sich jetzt mit etwas verlegenem Lächeln von ihr verabschieden wollte, „ich bin so schrecklich kopflos! Es war so schön hier draußen, und ich möchte Sie doch gern wiedersehen." Sie hielt Oswalds Hand fest. „Sie müssen mir versprechen, daß Sie mich besuchen! Ich habe so schrecklich viel von Ihnen gelernt. Ich bin ein ganz anderer Mensch geworden!"

„Nein, das sind Sie nicht geworden," sagte Oswald lächelnd. „Und es wäre auch nicht gut für Sie, wenn ich drinnen in der Stadt, in Ihrem Kreise, Sie aufsuchen wollte. Statt glücklicher zu werden, würden Sie in einen Zwiespalt hineingetrieben, aus dem Sie bald nicht mehr ein noch aus wüßten. So aber kann das Wenige, das Sie heut denken lernten, langsam in Ihnen reifen. Für die Vernunft arbeitet die Zeit. Später, viel später, wenn Sie mal selbst Kinder großziehen werden, wird das Saatkorn aufgehen."

Editha fühlte, daß sie jetzt anstandshalber erröten müßte. Sie beantwortete Friedrichs ungeduldig fragenden Blick mit einem Kopfnicken. Das Auto enteilte in einer Staubwolke.

„Ob es wohl nicht zu gewagt war, dem Halunken meine teueren Kartoffeln anzuvertrauen?" sagte Heinz Dickebehn etwas überrascht. Er hatte sich das doch nicht so vorgestellt, daß er sein Eigentum aus der Greifweite lassen sollte.

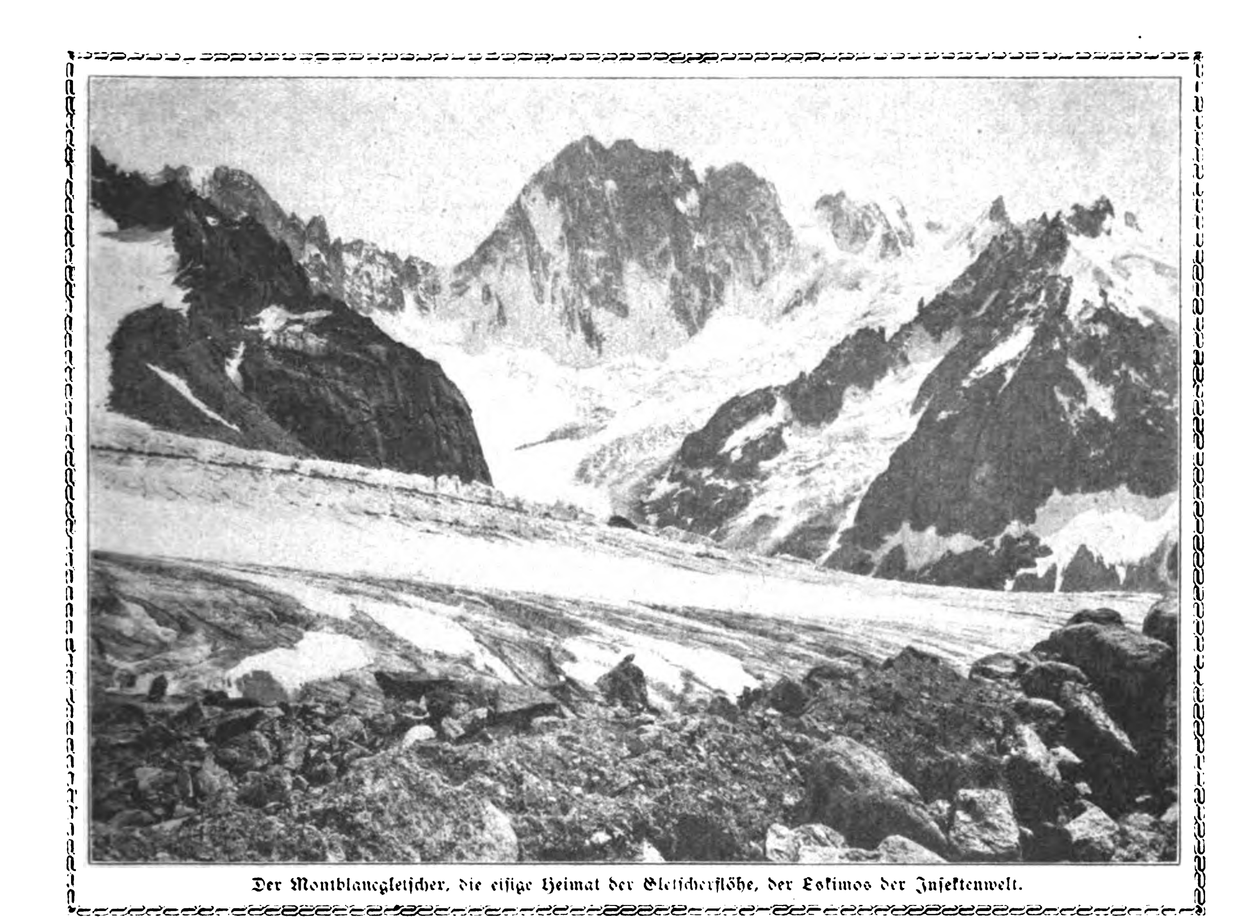
„Man muß Vertrauen zu den Menschen haben, Heinz," sagte Oswald gelassen. „Wenn du deine Kartoffeln verlierst, dann verliere ich mehr; denn ich möchte meinen Kopf wetten, daß unsere kleine Edith lieber aus dem Wagen springt, als daß sie dich um dein Eigentum betrügen läßt. Absichtlich habe ich ihr diese kleine Aufgabe gestellt, damit sie Zutrauen zu sich selbst gewinnt."

Heinz wurde wortkarg. Seine Kartoffeln schienen ihm doch nicht dazu da zu sein, einen Unbekannten, von dem man nur wußte, daß er Friedrich hieß, und ein kopfloses Mädchen auf die Probe zu stellen. Er atmete sichtlich erleichtert auf, als er im Hausflur des Kantors seinen kostbaren Sack entdeckte.

„Ja, aber das hätte beinahe ein Unglück gegeben," berichtete der Kantor. „Das Auto fuhr hier in einem Schweinstrab vorbei, und ich dachte natürlich nichts Böses. Aber drüben am Bahnhof sahen unsere jungen Burschen, daß das Fräulein im Wagen den Mann vorn wie einen Entführer aufzuhalten versuchte. Sie soll auch ganz wild um Hilfe geschrien haben. Beinahe wär's schon zu spät gewesen. Aber zwei haben schnell einen Handwagen in den Weg geschoben, die anderen haben dem Mann mit Stöcken vorm Gesicht herumgefuchtelt. Da hat er halten müssen. Und da hat sich's herausgestellt, daß das Fräulein das ganze Theater nur aufgeführt hat, weil der Mann mit den Kartoffeln, die er im Kantorhause abgeben sollte, durchgehen wollte. Wütend hat er den Sack heruntergeworfen und ist dann eilends weitergefahren."

„So ein Schuft," ereiferte sich Heinz, „so ein gottverdammter Lump!"

„Fluche nicht! Von dieser Lakaienseele war nichts anderes zu erwarten," sagte Oswald mit seiner unerschütterlichen Ruhe. „Ein Mensch, der sich ‚Friedrich' nennen läßt, ist jeder Schurkerei fähig, sowohl an reichen wie an armen Leuten. Er verzichtet auf die Würde der Arbeit und gibt seinen eigenen ehrlichen Namen hin, um als Lakai zu gelten. Es ist die einzige Sorte Menschen, die ich von Gottes Erdboden vertilgt wissen möchte!"



Der Montblancgletscher, die eisige Heimat der Gletscherflöhe, der Eskimos der Insektenwelt.

Insekten im Schnee. Von Carl W. Neumann

Wenn im November die grauen Nebelgespenster am Waldrand entlang huschen und mit dürren Fingern die letzten Blätter von Baum und Strauch pflücken, dann sagen wir von der Natur, sie sei schlafen gegangen. Mögen Wald und Flur auch belebt sein von Vögeln, von Meisen, Goldhähnchen, Kleibern und Finken, die großenteils aus dem Norden stammen — es fehlt jenes liebliche Duften und Blühen, das uns die Natur erst lebendig und froh macht. Und neben dem lustigen bunten Geblüm fehlt das Heer der so innig mit diesem verknüpften, gleich farbenfröhlichen Immen und Falter, das summende, brummende Heer der Insekten. So wenig wir Blumen im Freien erwarten, wenn die Novembernebel ihre nassen Trauerschleier über die Felder breiten oder der Weihnachtsmonat sein Flockenspiel treibt, so wenig vermuten wir um diese Zeit ihre Freunde aus lachenden, goldenen Sommertagen. Insekten und Schnee sind für uns zwei Begriffe, die geradezu etwas Feindliches haben, wie Licht und Schatten, wie Pfingsten und Weihnacht. Wir glauben nicht an ein Zusammenkommen. Die Natur aber, die es fertig bekam, einen langbeinigen, siegellackroten Käfer aus der Verwandtschaft unserer Aasfresser der stygischen Tiefennacht der Adelsberger Grotte anzupassen und einen anderen aus der Verwandtschaft unserer Taumelkäfer auf heißen Quellen seine Tänze ausführen zu lassen, sie hat auch Insekten dazu erzogen, ihr Leben an Wintertage zu ketten und sich auf Schneehalden wohlzufühlen. Und nicht einmal rauhe Gesellen sind's, die der kalten Jahreszeit trotzen; es sind sogar Schmetterlinge darunter von zartestem, zierlichstem Körperbau.

Wenn der Obstzüchter im Herbst vor dem Eintritt der Nachtfröste Schutzgürtel um seine Bäume legt, so tut er's der schädlichen Frostspanner wegen, die ihm seine Ernte sonst gründlich verderben. Denn kaum sind die eisigen Nächte gekommen, so wird es bei Anbruch der Dunkelheit in den Obstgärten rege. Geräuschlos wie Geisterchen huschen im Taumelflug gelbgraue Frostspannerfalter umher in der Pflanzung (zu gleicher Zeit allerdings auch im Laubwald) und suchen im Finstern nach einem Wesen, das wie ein Stiefkind der Mutter Natur ein ausschließlich kriechendes Dasein führt und dennoch ein richtiger Schmetterling ist: das Weibchen des suchenden Falters. Sie sprengten zugleich ihre Puppenhüllen, die irgendwo in der Erde steckten, und feiern nun in der frostigen Herbstnacht zum Ärger des Obstzüchters Schmetterlingshochzeit. Die ungeflügelte Spannerjungfrau kriecht an dem Stamm eines Baumes empor, das fliegende Männchen umwirbt sie und freit sie, und wenn sich dann beide in Liebe gefunden und kein verderblicher Leimgürtel da ist, so klettert das Weibchen höher und höher und legt an den Knospen die Eier ab. So treiben sie es, bis am Ende des Jahres der Fortbestand des Geschlechts der Spanner fürs erste wieder gesichert ist.

Nach Neujahr erscheinen andere Insekten, zierliche kleine Hautflüglerweibchen mit glashellen Flügeln und glänzend tiefschwarzem Hinterleibe, die aber nicht aus der Erde kommen, sondern den hübschen rotbäckigen Galläpfeln entschlüpfen, die wir im Sommer und noch mehr im Herbst an den Unterseiten der Eichenblätter in Unmengen finden und die der Novembersturm mit dem raschelnden Laube zu Boden wirft. Diese kugelrunden, schwammigen Wucherungen sind das Werk der gemeinen Eichengallwespe, sind gleichsam ihre Kinderstuben, in denen

die junge Nachkommenschaft ihre ganze Entwicklung durchmacht, um mitten im Winter ins Freie zu schwärmen. Eine verwandte Gallwespenart erzeugt jene traubigen Gallenklumpen, die tief im Erdreich an den dünnen Wurzeln der Eiche haften und gleichfalls im Winter die Brut entlassen. Die rötlichbraunen, fünf Millimeter großen Wespen, die diesen Wurzelgallen entschlüpfen, sind merkwürdig kältefeste Geschöpfe. Flügellos wie die Frostspannerweibchen, klimmen sie auf ihren Stackelbeinen an den beschneiten und vereisten Stämmen bis in die Krone empor, um auch an den zarten Endknospen der Zweige ihr Legegeschäft zu vollziehen. Der Frost scheint sie nicht im geringsten zu stören. An einem in Wasser gestellten Zweige sah man die Wespchen bei sechs Grad Kälte die ganze Nacht hindurch eifrig am Werke; ein Weibchen, das ins Wasser gefallen und darin eingefroren war, nahm nach dem Auftauen seelenruhig, als ob überhaupt nichts geschehen wäre, das Eierlegen von neuem auf.

Ein Liebesleben wie bei den Spannern ist freilich bei Wespen im Winter nicht möglich, weil's dazu an etwas Wichtigem mangelt: an den zum Verlieben nötigen Männern. Es gibt nämlich zweierlei Generationen bei dieser seltsamen Hautflüglergruppe, die abwechselnd aufeinander folgen: die eine besteht nur aus weiblichen Wespen, die andere richtig aus Männchen und Weibchen, und zwar sind die Wespen der beiden Bruten im Aussehen wie in der Lebensweise meist völlig verschiedenartige Tiere. Da auch die von ihnen erzeugten Gallen fast niemals etwas Gemeinsames haben, nicht einmal am gleichen Pflanzenteil sitzen, so hielt man die zweierlei Generationen sehr lange für streng gesonderte Arten und gab ihnen demgemäß eigene Namen. Die Gallwespen, die wir im Winterwald finden, gehören zur weiblichen Generation, besitzen aber die Wundergabe, aus eigener Kraft, ohne Männergemeinschaft, ein neues Geschlecht in das Dasein zu rufen, das wieder aus Söhnen und Töchtern besteht.

Das Kerbtierleben in Schnee und Eis erschöpft sich jedoch nicht in Frostspannerliebe und jungfräulich zeugenden Gallwespenmüttern. Wo Schmetterlinge und Hautflügler weilen, da darf auch die Zweiflüglergruppe nicht fehlen, die außer den Fliegen die Mücken umfaßt. Sie ist durch die Winterschnaken vertreten, die um die Zeit, wenn die Nachtfröste einsetzen, massenhaft zu erscheinen pflegen und dann bis tief in den Winter hinein unter einzeln stehenden Bäumen des Waldes, über Wiesen, in Gärten, kurz allerorten, wo sie in verwesenden Pflanzenstoffen Gelegenheit zur Entwicklung fanden, nach Mückenart ihre Tänze vollführen. Den meisten Spaziergängern sind diese Schnaken auch an und für sich keine fremde Erscheinung, nur halten sie die in der Wintersonne zu Scharen vereinigten Tänzerinnen für keine besondere Mückengattung. Wie oft im Dezember und Januar nach einer Reihe von milden Tagen vereinzelte Falter und Käfer erwachen, vielleicht sogar Regenwürmer verlockt werden, sich aus der Erde herauszubohren und über dem tauenden Schnee zu erscheinen, so glaubt man, hätten auch jene Mücken ganz gegen die Regel die Starre gebrochen und längst vor dem Frühling ihr Spiel begonnen. Zuweilen kann das tatsächlich der Fall sein. Wenn aber der Rückenschild dieser langbeinigen Tierchen auf bräunlichem Grunde zwei hellere Längsstriemen erkennen läßt, die blassen Flügel grau durchscheinen und der kugelige, freistehende Kopf zwei große nackte Seitenaugen und zart behaarte, borstenförmige Fühler aufweist, so hat man nicht die gewöhnliche Stechmücke, sondern die Winterschnake vor sich, ein Kältetier, das den Sommer nicht kennt.

Viel seltener als diese Luftballetteusen, auch weniger in die Augen fallend, sind die in den norddeutschen Kiefernheiden bei mäßigem Frost oder beginnendem Tauwetter stelzbeinig über den Schnee kriechenden Winterhafte, metallisch glänzende spaßhafte Kerlchen mit mondsichelförmig gebogenem Körper, der bei den Weibchen in eine lange, nach oben gerichtete Legeröhre ausläuft. Stört man die Hafte, so stieben sie hüpfend nach Art junger Grillen auseinander, versuchen wohl auch durch den alten Kniff des Sichtotstellens ihren Verfolger zu täuschen, denn brauchbare Flügel hat die Natur wie so vielen anderen Winterinsekten auch diesen Schneehüpfern vorenthalten. Sie muten uns an wie die Überbleibsel der Kerbtierwelt aus verklungenen Zeiten, sind wirklich auch letzte Mohikaner, versprengte Reste sehr alter Insekten, die schon in den Zeiten der Saurier lebten.

Leibhaftige Urinsekten schließlich, weit einfacher organisiert als die Hafte, sind jene verwegenen Kältegeschöpfe, die nicht bloß gelinde Fröste vertragen, sondern jahraus jahrein in den ewig von Eis und Schnee starrenden Einöden am Nord- und Südpol, sowie auf den Gletschern der Hochgebirge ein elendes, trauriges Dasein führen. Ich meine die winzigen Gletscherflöhe, die den Polarfahrer noch grüßen, wo auch das anspruchsloseste Pflanzenleben so gut wie erstorben ist, und auf den höchsten Alpenfirnen die Spalten im Eise so massenhaft zu besiedeln pflegen, daß größere Flächen dunkel erscheinen. Auf nahezu allen bedeutenden Gletschern, auf dem Montblanc und Monte Rosa wie auf den Grindelwaldgletschern und denen des Faulhorn, auf den Ötztaler Alpen wie auf dem Großglockner sah man die schwarzen, kaum millimetergroßen Geschöpfe mit Hilfe ihrer an der Bauchseite des Hinterleibes befestigten Springgabel lustig umherhüpfen. Was der Sturmwind an größeren oder kleineren Lebewesen bis in ihr eisiges Wohnreich emporweht und dort in der Kälte erstarren läßt, das genügt ihnen vollauf zur Fristung des Lebens. Sie sind die Eskimos in der Welt der Insekten, in denen sich äußerste Anspruchslosigkeit mit der höchsten Widerstandskraft gegen Kälte verbündet.

Gedanken und Einfälle

Je reicher wir an Erfahrung werden, um so ärmer werden wir an Hoffnung; wir bezahlen am Markte des Lebens alles zu teuer.

*

Viel Mühe kostet es, bis der Mensch reden, noch mehr, bis er schweigen lernt. — W. Popper.

*

Auch die reinste Sprache des Herzens enthält Fremdworte — Lehnworte des berechnenden Verstandes.

Wir bedauern oft von Herzen — gern!

*

Tempora mutantur. — In den alten Zeiten nahm man ein Blatt vor seine Blöße — heute nimmt man eins vor den Mund. — Jacques Nacht.

*

Der Kommunist, der mit Rothschild seine 300 Millionen teilen will; dieser schickt ihm seinen Teil, 9 Sous — „Nun laß mich zufrieden!" — Aus Heine.

Die Rückkehr zu den vier Wänden

Von Carl Marilaun

Manches Weh und Ach dieser Zeiten wäre vielleicht nicht allzu schwer zu heilen. Die Rückkehr zu den vier Wänden, den eigenen nämlich, wird um so dringender, je bunter sich unsere Großstadtwände nun schon wieder mit Vergnügungsanzeigen, Unterhaltungsprogrammen und sonstigen verlockenden Mitteilungen, wo man sein Geld am schnellsten los wird, zu bepflastern beginnen. An jeder Straßenecke wird ein neues Kaffeehaus errichtet, und während Obdachlose nicht wissen, woher sie das Dach für ihr bißchen gerettetes Dasein hernehmen sollen, gibt es die solidesten Deckenkonstruktionen für neue Bars, hochelegante Kinos und die Champagnerlokale der aus neuen Schiebern und alten Tagdieben stimmungsvoll gemischten, „besten" Gesellschaft.

Mag sein, daß der Luxus schon wieder eine „wirtschaftliche Notwendigkeit" geworden ist und der Staat auf die Steuern, die er den emsig beflissenen Veranstaltern vergnügter und kostspieliger Nächte auferlegt, nicht gut verzichten kann. Alle Hochachtung vor der ausgleichenden Gerechtigkeit, die jenen angenehmen Mitbürgern, die ihr Geld untertags zu leicht verdienen, zwischen Abend und Mitternacht die Taschen so gründlich wie nur möglich umdreht. Aber neben jener Gesellschaft, der die Sorgen unserer Nächte gerade gut genug für einen Foxtrott oder Onestep sind, gibt es ja immerhin auch noch anständige Menschen. Männer und Frauen, die schwerer als je um die einfachsten Lebensbedingungen zu kämpfen haben, und eigentlich todsfroh sein sollten, nach den zahllosen Widerwärtigkeiten ihres Arbeits- und Sorgentages bei ihren vier Wänden zu landen. Mag dieses Zuhause auch schlecht geheizt, mangelhaft beleuchtet und um früher gewohnte Behaglichkeiten empfindlich verkürzt sein. Ein Stück Häuslichkeit, in dem man nach Gefallen schalten und walten kann, in dem man nach der Jagd des Verdienens endlich wieder zu sich selbst kommt — ein Stück Frieden, Ruhe und Besitz sind die eigenen vier Wände trotzdem.

Aber gerade diese Erkenntnis scheint auch den anständigsten Leuten fast genau so, wie es schon vor dem Kriege der Fall war, abhanden zu kommen. Die marmor-



Morgenstunde. Nach einem Gemälde von P. Philippi.

gepflasterten Wände des Kinos sind ihnen lieber als die häusliche Blümchentapete. Von der Behaglichkeit der vier Wände ist den meisten nur deren Dürftigkeit in Erinnerung, also fliehen sie zu einem Talmiluxus, betäuben sich am Lärm, an schlechter Musik, starren hingerissen auf die weiße Leinwand, über die der Film mit den Taten des Meisterdetektivs oder fünf Akte Einbrecherromantik flimmern, und gehen innerlich bereichert heim, wenn sie dem glattrasierten Operettenliebhaber mit dem geölten Tangoscheitel für teures Geld zugesehen haben, wie man zum tragischen Aktfinale den Schal mit den Seidenfransen knüpft, welche Handschuhe und Halbschuhe die eine oder andere Filmdiva trägt, und wie sie alles trägt . . .

Wenn die Scheinwerfer des Kinos oder die Rampenlichter sonstwie vergnügter Abende abgedreht sind, mag es schon sein, daß die häuslichen vier Wände dem Heimgekehrten noch dunkler erscheinen, als dies ohnehin schon von unseren Beleuchtungsvorschriften vorgeschrieben wird, und daß die schadhaften Stellen der alten Blümchentapete keinen Vergleich mit dem spiegelnden Marmor des Cafés auszuhalten vermögen. Wenn Lärm und Musik verrauscht sind, beginnen zu Hause die Stimmen der Stille zu reden, und es sind lauter mißvergnügte, übel aufgelegte, gereizte, widrige Stimmen. Ganz natürlich. Denn ein Zuhause, das man nur gerade im äußersten Notfall aufsucht, mit dem einen nichts verbindet und in dem man nichts weiter als den nun einmal nötigen Unterschlupf zwischen Arbeit und Vergnügen sieht, musiziert nicht mit Liebe, es hat keine Musik und seine Wände werfen nur ein Echo des täglichen Verdrusses zurück.

Wir sind eben wieder dabei, uns für schwer verdientes und leicht ausgegebenes Geld von der „Sentimentalität" eines Zuhauseseins zu kurieren. Der Feierabend und die Feiertage gehen nicht unser Herz, sondern bloß unsere Geldbörse an. Wir verstehen es nicht, unsere vier Wände mit wohltätiger Stille, mit der Freude an kleinen Behaglichkeiten, mit einigem Sinn für Häuslichkeit, mit Sehnsucht nach der Stille, mit einem bißchen Friede des Herzens einzurichten. Wir müssen erst vom Kellner einen Rechnungszettel in die Hand gedrückt bekommen, um sozusagen befriedigt festzustellen, daß wir uns „unterhalten" haben.

Einmal, aber dies wirklich schon zu Großmutters Zeiten, scheint das alles anders gewesen zu sein. Die Sonntage bezog man damals noch nicht vom Theaterkassier, dafür war aber auch jeder einzelne, tägliche Feierabend rot angestrichen. Nicht im Wandkalender, aber in unseren Herzen, vor allem im Herzen! So ein Sonntag war wie eine pausbäckige, gemütvolle alte Dame, und jeder Wochenabend nahm uns wie ein guter Freund bei der Hand und führte den Müdgearbeiteten unter die Familienlampe. Wir spotten heute über dies altmodische Möbel. Wir rümpfen die Nase über Großvater und Großmutter, deren Welt mit der Blümchentapete eingefaßt war und die es ihrerseits nicht begriffen hätten, wie man sich zwischen vier ausgeliehenen, aber dafür marmorspiegelnden Wänden zu Hause fühlen kann. Wir bringen das ohne weiteres zustande, wir sind ja so unsäglich erhaben über Papa und Mama Biedermeier, die nur eine schwache Vorstellung vom Foxtrott in einem Kaffeerestaurant hatten, die nichts vom Film und von Filmsternen wußten, und die dennoch zufrieden, ja viel glücklicher waren als wir. Sie hatten ihre häuslichen vier Wände voll Gemütlichkeit, Genügsamkeit und kleinbürgerlichem Behagen; die Welt war nicht größer als der runde Lichtkreis, der von der Lampe auf den weißgedeckten Tisch fiel. In diesem Lichtkreis stand die Kaffeekanne, lag ein Buch, regten sich die Hände einer Hausfrau über einer Häkelarbeit oder einem Strumpf. Und rundum webte die Stille. Von getaner Arbeit von gehabten Sorgen, von fröhlichen und mitunter auch unfröhlichen Dingen, aber die Blümchentapete, die alten Bilder an der Wand, die summende Lampe gaben ihre stille Musik dazu und Großmutter sagte in ihrer Einfalt: Überall ist es gut, aber zu Hause ist es am besten . . .

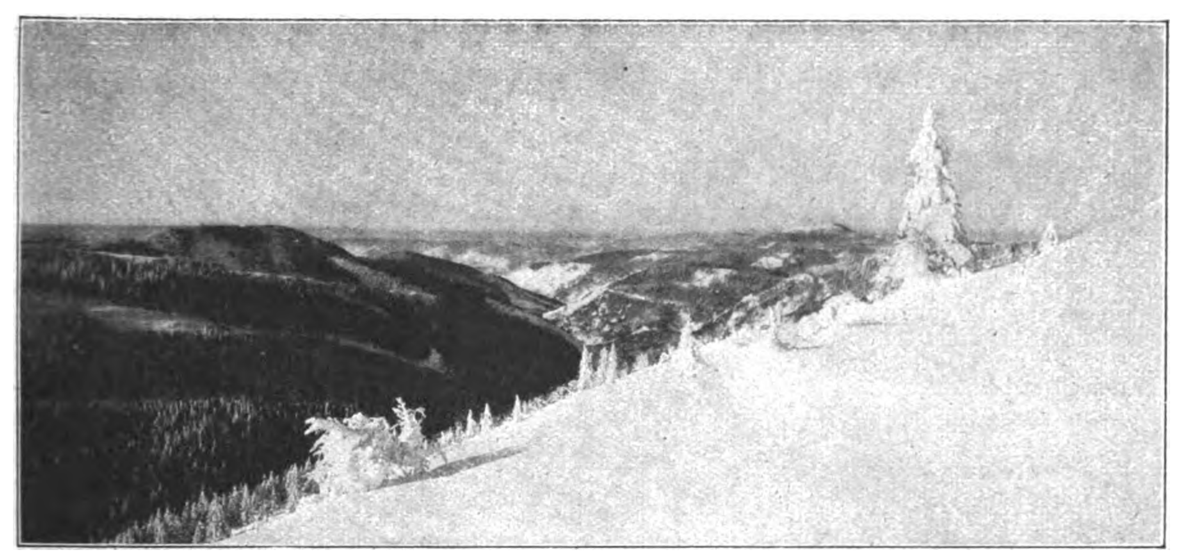
Wir verziehen das Gesicht, wenn uns irgend einmal solcher Klang aus vergangenen Tagen erreichen sollte. Wir sagen: Philisterdasein, stumpfsinniges Behagen an der Enge, Bourgeoisidyllen! Großmutter hatte eben keine Ahnung von der Welt, und die alten Herren sahen nicht über ihren Biedermeiersekretär hinaus! Infolgedessen verbringen wir unsere Abende, unsere Sonntage mit einer Menge Leute, die wir nicht kennen und die mit uns nur das eine gemeinsam haben: die Furcht vor der Stille. Sie alle haben zu Hause vier Wände, aber Langweile, Unbehagen, Verdruß gähnen von diesen Wänden. Alle diese Menschen haben eine ungeheure Angst, den angeblich nötigen Anschluß an tausend unnütze Dinge zu versäumen, sie brauchen Lärm, gleichgültiges Geplapper, schlechte Musik, mäßiges Theater, Zuflucht zur Menge, weil sie immer auf der Flucht vor ihrem eigenen Ich sind. Dieses Ich ist genau so unaufgeräumt und übelgelaunt wie ihre unaufgeräumte, verwahrloste und schlechtaufgelegte Häuslichkeit. Dieses Ich lebt immer nur für die andern, für die Meinung der Fremden, es ist abhängig vom Urteil des Gleichgültigsten. Unglaublich, wie viele „reizende" Menschen es bei der schlechtesten Unterhaltung gibt. Aber es sind lauter geschminkte Komödianten, Komiker, die längst mit sich zerfallen sind und bloß noch immer die alten Stichworte bringen, es sind Betrüger, die sich selbst betrügen.

Die eigene Häuslichkeit entlarvt das entliehene, geschminkte, falsche Gesicht. In den vier Wänden gibt es keinen Betrug. Die eigenen Wände geben uns nur, was wir ohnehin schon in uns haben; ihnen vermögen wir keine Komödie vorzuspielen. Die Häuslichkeit ist das Abbild unseres Selbst, und erst, wenn wir unser Inneres ummöbliert, allen falschen Glanz, alle verzweifelte Großmannssucht daraus entfernt haben werden, können auch bescheidene vier Wände, arme vier Wände im alten, friedlichen Glanz zu strahlen beginnen. Gute Menschen haben immer eine gemütliche Stube, und stände der ärmlichste Hausrat darin. Zufriedene Menschen holen sich auch von leeren vier Wänden ihre Behaglichkeit; selbst die Sorgen, mit denen heute jedes Zimmer möbliert ist, tragen dazu bei, seine Häuslichkeit liebzugewinnen. Sie ist das Kleid, das wir nun einmal tragen, der Spiegel, in dem wir uns selbst sehen können: zeige mir dein Haus, und ich sage dir, wer du bist!

Die meisten heutigen Menschen aber, und vorzüglich die, die es sich am ehesten leisten könnten, haben kein eigenes Haus. Sie sind immer auf der Flucht vor ihren vier Wänden, weil sie nicht mit sich selbst allein sein können. Sie halten es in der Stille nicht aus, weil sie voll Unruhe und schlechten Gewissens sind. Jedes bunte Plakat an den Wänden ist ihnen Verheißung. Aber was sie suchen, finden sie nie, die ersehnte Zuflucht tut sich nicht auf und sie stehen in der entliehenen und bezahlten Geselligkeit genau so einsam wie in ihrer Stube, die so unaufgeräumt ist wie ihr eigenes Ich.

An dem Tag, an dem wir bei uns selbst mit dem Aufräumen beginnen, werden wir wieder unsere gute Stube haben, und ihre vier armen Wände werden uns nicht feil sein für den spiegelnden Marmor, die blitzenden Lüster, die tausend Lügen dessen, was wir „Vergnügen" nennen, um es nicht „Verzweiflung" heißen zu müssen.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. Copyright 3. Februar 1921 by Philipp Reclam jun., Leipzig.



Deutsche Heimat im Winter: Blick vom Feldberg über die Schwarzwaldberge.

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

12.

Zwei Erlebnisse waren es vor all den tausenden, die sich in Martin Opterbergs Seele gruben, deren Bilder er mit sich nahm als Lehre, Mahnung und Maß. Sie machten seine Seele ehrfürchtig, sie erschütterten sein Herz und führten ihn durch ihre Bildkraft dem Höchsten im Leben zu, dem menschlichen Gleichgewicht.

Martin Opterberg meldete sich im Generalstab des Feldheeres beim Ersten Generalquartiermeister. Helm auf und umgeschnallt, stand er in dem langen Flur, auf den die Vielheit der Türen mündete, vor dem Zimmer des Generals Ludendorff und wartete. Es war ein Kommen und Gehen von höheren Offizieren, die barhaupt und ohne Degen, wie sie von ihrem Arbeitstisch aufgesprungen waren, herbeieilten, um eine Aufklärung zu geben, einen Befehl entgegenzunehmen, und dennoch blieb die lautlose Stille, in der man das Summen einer späten Fliege als Geräusch empfand. Hinter dieser Tür arbeitete ein Mann, der schier übermenschliche Bürde trug und sie mit Hergabe des letzten Nervs bewältigte, in dessen Hirn die Millionenheere Deutschlands auf allen Kriegsschauplätzen, die Heere der Verbündeten und die Heere der ganzen feindlichen Welt marschierten, und das man dennoch immer neuen Belastungsproben aussetzte, selbst aus der Heimat heraus und in Staats- und Wirtschaftsangelegenheiten.

Das ging Martin Opterberg durch den Sinn, während er vor der geräuschlos auf und zu klappenden Tür verharrte. War dieser Mann so groß an Geist — oder war Deutschland so klein an Geisten, daß man alle Wünsche und Hoffnungen auf dieses einen Schultern lud?

Und mit einem Male wechselten die Bilder vor dem seelischen Auge Martin Opterbergs. Er sah die Hunderttausende von Neuen Testamenten in den Händen der Lesenden, er sah die Hunderttausende von Rosenkränzen am Gewehrschloß der Betenden — er schaute die Inbrunst — er hörte ihr Stöhnen im Ohr —, und er sah Testamente und Rosenkränze auf den Kehrichthaufen fliegen und vernahm Wutgebrüll und Gotteslästerung.

Das war, als das Schicksalsrad anders herum ging —

„Herr Hauptmann Opterberg . . .“

Martin Opterberg riß sich zu dienstlicher Haltung zusammen. Er trat ein. Die Tür sank geräuschlos hinter ihm ins Schloß.

Ein leeres, dämmeriges Gemach. Ganz hinten am letzten Eckfenster, alles Tageslicht auf sich vereinend, ein Mann am Schreibtisch, groß, stark, mit einem Bauernschädel.

Der Mann erhob sich, durchschritt in Eile das langgestreckte Zimmer und nahm dem Meldenden die Hand vom Helm.

„Hauptmann Opterberg. Ich weiß. Sollen hier ein paar Monate arbeiten, um nicht vorzeitig draufzugehen. Offiziere wie Sie brauchen wir heute nötiger denn je. Führer, denen die Leute blindlings folgen. Herzlich willkommen hier.“

„Allergehorsamsten Dank, Euer Exzellenz.“

„Keine Worte, lieber Opterberg. Der Dank ist auf unserer Seite. Viermal verwundet und immer wieder vornweg. Ihre Leistungen sind mir allesamt bekannt. Sie dürfen stolz darauf sein.“

Martin Opterberg stand unbeweglich. Auge in Auge mit dem überlasteten Mann, der dennoch auch von ihm wußte . . .

„Nun wollen Sie sich wohl beim Feldmarschall melden? Sie sollen ihn sehen. Der Feldmarschall wünscht es selbst. In einer Stunde beim Mittagessen in seinem Hause. Dort hat er Atempause. Auf Wiedersehen.“

Martin Opterberg spürte den kurzen, festen Druck der Hand. Und während er kehrt machte, sah er den Überlasteten in Eile durch das Zimmer zurückschreiten. Als er beim Hinaustreten einen Blick zurückwarf, saß der General in seinen Papieren vergraben am Schreibtisch. Und alles Tageslicht lag auf dem mächtigen Bauernschädel.

Nachsinnend betrat Martin Opterberg die Straße. Aber ein Gefühl blieb das stärkste. Er kam von einem Einsamen. Er kam von einem Arbeitsriesen, der in Sekunden denken mußte, handeln, vollbringen, und der seine Worte auf Sekundenkürze zusammendrängen mußte.

Und doch: was hatte der General ihm in den wenigen Augenblicken nicht alles gesagt. Nein, nicht das Lob. „Führer sind nötiger denn je, denen die Leute blindlings folgen.“ Also sammelte er sich zum Entscheidungskampf.

zur letzten Schlacht, in der es blindlings vorangehen mußte, sollte Deutschland bestehen ... Und von Hindenburg hatte er gesprochen, dem Feldmarschall. Dies ehrfürchtig-stolze „Sie sollen ihn sehen" schwang noch in Martin Opterbergs Seele nach. Mit diesem tiefen Unterton vermochte nur ein Mann zu sprechen, der das Hinaufschauen nicht verlernt hatte. „Dort hat er Atempause." So spricht ein Mitarbeiter vom Meister.

Und plötzlich rann es Martin Opterberg den Rücken hinab ... Gleich wirst du vor dem Schlachtenmeister stehen, vor dem Ehrwürdigen und Verehrungswürdigen.

Er horchte in sich hinein. Nein, da war keine Spur von Angst. Da war nur Freude, jubelnde Freude.

„Opterberg? Bist du's oder bist du's nicht? Menschenskind, du überrennst ja den Vertreter einer hohen Generalstabsabteilung."

„Grüters," sagte Opterberg und hielt an. „Wenn ich dein Hiersein nicht schon von deinem Schwager Tillmann wüßte, hätt' ich dich doch an den funkelnagelneuen Beinkleidern erkannt."

Grüters betlopfte mit einer Reitgerte die gutsitzenden langen Hosen.

„Du irrst, wenn du damit meinst, daß Kleider Leute machen. Der Generalstab des deutschen Heeres ist verdammt helle, mein Junge, und versteht sich auf die Ausmusterung. Mit Hohlköpfen ist hier nischt zu wollen, aber rein gar nischt. Und was führt dich wackeren Feldsoldaten in diese geistige Luftschicht?"

„Nichts als eine einstweilige Versetzung in diesen selben Generalstab."

„Du —?" fragte Grüters und starrte den einstigen Verbindungsbruder sprachlos an. „Du machst wohl Witze? Nee — ernsthaft? Wieso denn? Das weißt du nicht? Das ist ja eine rätselhafte Geschichte. Immerhin," er reichte Opterberg die Hand, „wenn du eine Hilfe nötig hast — ich stehe dir in meinen knappen Mußestunden gern zur Seite."

„Verbindlichen Dank, Grüters."

„Und wo soll's jetzt hin? Komm mit, ich stell' dich beim Mittagessen gleich vor."

„Leider heute unmöglich, Grüters. Der Feldmarschall hat mich zu Tisch befohlen."

„Vater Hindenburg? Bist du bei Sinnen? Du, hör mal, hier gibt's keinen Studentenulk."

„Es ist so, Grüters, und ich kann's nicht ändern. Befehl ist Befehl. Und General Ludendorff hat ihn mir soeben persönlich ausgesprochen."

„Bei dem warst du auch?! — Ja, was ich sagen wollte," und Grüters legte seinen Arm in den des Jugendkameraden, „es ist dir doch recht, daß ich dich ein paar Schritte begleite? Ich bin gerade dienstfrei. Habe eine gewaltige Arbeitsleistung hinter mir und eine noch gewaltigere vor mir. Richtig, ich sprach dir noch nicht davon. Aufklärung im Heer. Gegen den Geist, den die grundstürzenden Linksparteien aus der Heimat bis in die vordersten Linien tragen möchten. Das vermag nur ein Mann, der kaiserlich bis in die Knochen ist. Dazu gehört die ganze Wucht und Unerschrockenheit der Überzeugungstreue. Mein Gott, Opterberg, das sind ja Jahre, daß wir unsere Gedanken nicht tauschen konnten. Der ganze Krieg liegt dazwischen. So etwas sollte unter Männern derselben Anschauungsweise nicht vorkommen dürfen. Also wir sind die alten, Mann."

Arm in Arm mit Opterberg auf und ab schreitend, plauderte er, liebenswürdig, ein wenig hochmütig, stets die eigene Person im Auge.

„Jetzt wird's wohl Zeit, daß du zum Feldmarschall hineingehst. Weidmannsheil! Vielleicht freut's ihn, von unserer alten Freundschaft zu vernehmen. Jedenfalls kann's nicht schaden, wenn du mich bei passender Gelegenheit mit einem Wort erwähnst; ich meine die rastlose Aufklärungsarbeit da vorn. Soll ich meine Frau von dir grüßen? Ich schreib' ihr heute."

Martin Opterberg trat ins Haus. Er behielt den Helm auf und den Degen umgeschnallt.

Der Adjutant kam ihm entgegen, und die Herren nannten ihre Namen.

Nur wenige Offiziere standen wartend und plaudernd in dem kleinen Empfangszimmer, des Feldmarschalls allernächste Mitarbeiter, soweit sie abkömmlich waren. Der Adjutant stellte den Hauptmann Opterberg vor. Ein paar Namen wurden gemurmelt, ein paar Hände streckten sich aus, und Martin Opterberg fühlte sich auf eine ruhige und selbstverständliche Weise ins Gespräch gezogen. Er war Offizier und Hindenburgs Gast. Das genügte.

Unwillkürlich reckte sich Martin Opterberg auf. Die Innentür wurde geöffnet, und ein Riese an Wuchs mit einem eckig behauenen Kopf, in dem sich Rune an Rune drängte, graues, kurzgeschorenes Haar über der breit vorgelagerten Faltenstirn, den dicken, eisgrauen Schnurrbart bis über die Mundwinkel vorgezogen, kam, die Hände in den Taschen seiner Litewka vergraben, gemütlich ins Zimmer geschlendert. Der Feldmarschall hatte Atempause.

Kein Zug entging Martin Opterberg in diesem ungewöhnlichen Gesicht. Wie aus einem prachtvollen Marmorblock herausgehauen, ohne erst vorher sorglich in Ton geformt und geglättet gewesen zu sein, so wirkte dieser Kopf. Die Augen waren tief eingelegt. Wie ein Bildhauer wohl, um das Leben zu erhöhen, kostbare Edelsteine in den Marmor senkt. Eines alles verstehenden Herzens Güte spiegelten sie wieder, aber auf ihrem Grunde glomm ein Schein, sichtbar nur dem Forscher, der des Alters spottete und von den Feuerbränden einer Jünglingsseele sprach.

Der Feldmarschall nickte seinen Tischgenossen zu, winkte dem Adjutanten, der zur Vorstellung des Hauptmanns herbeisprang, ab und reichte dem Gast die Hand, die er aus der Litewkatasche zog.

„Der Hauptmann Opterberg wird schon wissen, wer ich bin," sagte er mit einer knorrigen Baßstimme, die tief aus seinem Körper zu kommen schien, „und ich werde doch wohl wissen, wen ich mir als Gast eingeladen habe. Freue mich, Sie zu sehen, Herr Hauptmann. Ja, mein lieber Kamerad, wär' ich noch in Ihrem Alter, ich möcht' schon lieber mit dem Kolben dreinwettern, als jetzt mit dem Federhalter. Was haben Sie studiert?"

„Ingenieurwesen und Volkswirtschaft, Herr Feldmarschall. Ich baue am Niederrhein Schiffe."

„Ah! ... Viel im Ausland gewesen?"

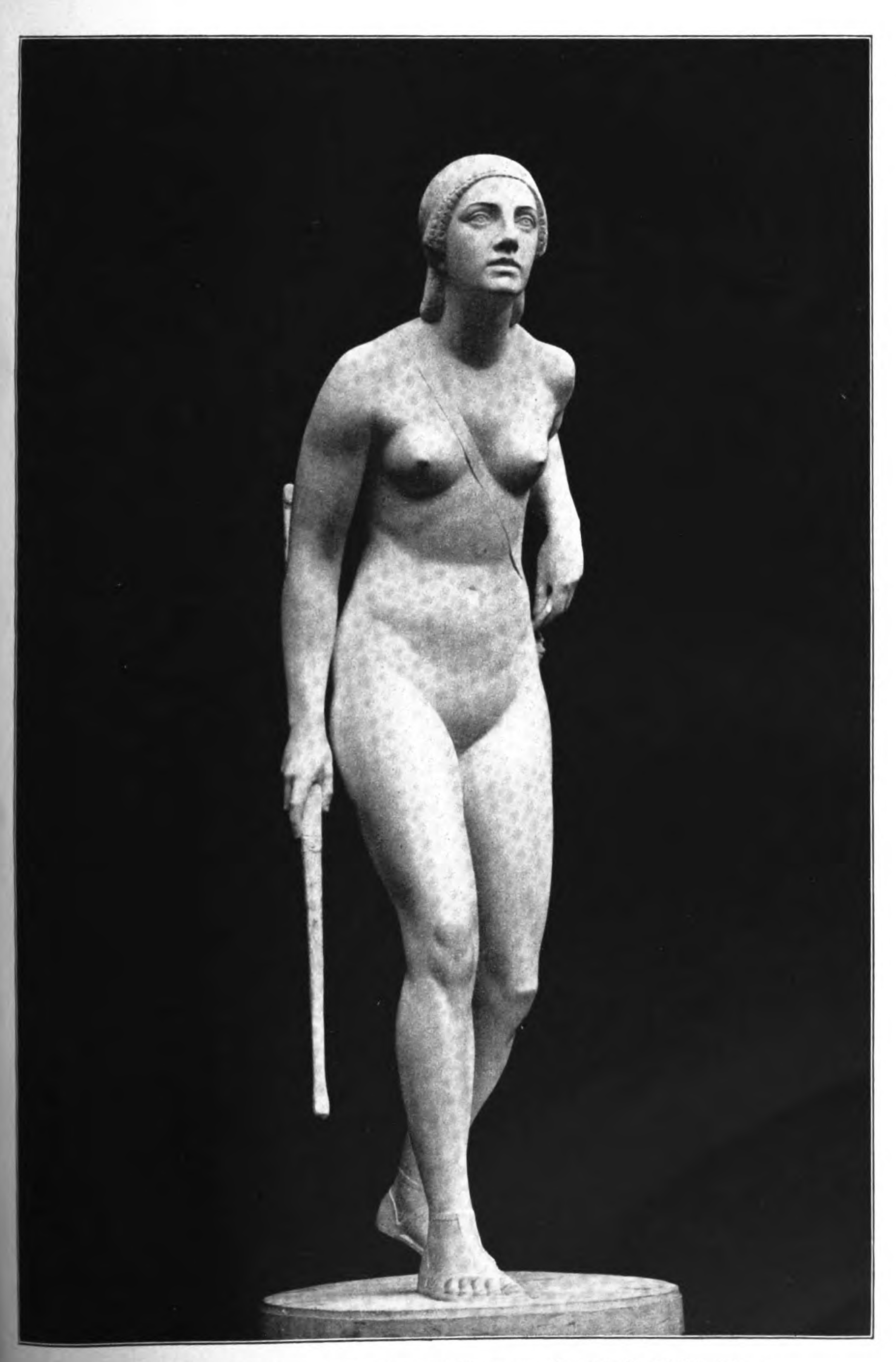
„Längere Jahre in England und Amerika."

„Das ist gut. Dann sagen Sie mir doch einmal — Entschuldigung, da meldet die Ordonnanz, daß wir essen können. Ist Ludendorff da? Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt. Dann müssen Sie mir schon gestatten, daß ich Sie zu Ihrem Platze führe. Ich bin nämlich mein eigener Oberhofmarschall."

Er schob die Hand unter des Gastes Arm und leitete ihn durch die Innentür in das kleine Speisezimmer. Wie ein schlank Studentenfüchslein erschien sich der hochgewachsene Opterberg neben dem breitbrüstigen Riesen.

„Hier sitzen Sie. Neben mir. Hoffentlich haben Sie einen tüchtigen Hunger."

Die Herren verbeugten sich kurz nach rechts und links und nahmen den Löffel. Es gab eine dampfende Kartoffelsuppe mit kleingeschnittenem Rindfleisch darin. Und während die Teller frisch gefüllt wurden, spürte Martin Opterberg des Feldmarschalls prüfendes Auge.



Jägerin. Nach einer Plastik von Paul Leibküchler

Aus der Berliner Kunstausstellung 1920

„Was ich vorhin fragen wollte, Hauptmann Opterberg. Sie waren lange in Amerika. Sie sehen mir nicht danach aus, als ob Sie in einem fremden Land mit geschlossenen Augen leben. Was würde wohl Amerika getan haben, wenn es wie Deutschland gezwungen gewesen wäre, bis auf die Knaben und Greise auf Jahre hinaus fast seine sämtlichen Männer ins Feld zu schicken? Sagen Sie mal Ihre Meinung."

„Es würde vor allen Dingen jeden Unterschied zwischen Heer und Heimat aufgehoben haben, Herr Feldmarschall."

„Ich wittere was. Aber erklären Sie sich deutlicher."

„Amerika würde in der Lage Deutschlands sofort für die Dauer des Krieges jede weitere Kapitalbildung untersagt und jeden Bürger auf Sold gesetzt haben. Keiner hätte den Krieg für sich ausbeuten können, keiner der Daheimgebliebenen einen Pfennig mehr verdienen können als die im Felde Stehenden. Sie hätten ganz einfach in den Fabriken und in der Landwirtschaft ihrer Soldatenpflicht gegenüber dem Vaterland genügen müssen, das sozusagen eine einzige Heeresetappe gebildet hätte."

Der Feldmarschall legte ihm die schwere Hand auf die Schulter. „Weiter, weiter."

„Weiter wäre wohl nichts, Herr Feldmarschall. Der Amerikaner treibt Wirklichkeitspolitik und macht Nägel mit Köpfen."

„Und wir?"

Mit flammenden Augen schaute Martin Opterberg zu dem greisen Helden auf.

„Ein Wort von Ihnen, Herr Feldmarschall, wenn's sein muß, ein Machtwort —"

Er hielt inne. Eine Röte lief über seine Stirn. „Ich bitte um Entschuldigung, Herr Feldmarschall, daß ich wagte —"

„Unsinn. In dieser Erholungspause darf jeder reden, wie's ihm ums Herz ist. Das wäre noch schöner." In den zusammengekniffenen Augen sprühte es auf. „Ja — wenn ich in Berlin etwas zu sagen hätte, was ich aber nicht habe: ich würde Nacht für Nacht eine Streife durch die lustigen Kaffeehäuser und ähnliche Örtlichkeiten veranstalten lassen und alle die feisten Herrlein, die sich dort großtun, es nicht mit zwei Männern, aber mit zwei Frauenzimmern aufzunehmen, herausholen und am anderen Morgen in die Munitionsfabriken stecken."

Ein grimmiges Lachen der Verachtung flog um seinen Mund.

„Nicht in das Feldheer. Nicht unter meine Braven. Diese schwammigen Blutegel, die sich am Kriege vollsaugen und, wenn's hart um hart geht, uns mit irrsinnigem Friedensgeheul in den Rücken fallen, um nur ja mit ihrem Raub nicht unter die Räder zu kommen. Dann schimpfen sich diese Kerle ‚Pazifisten'."

Die Teller waren geleert, das Glas Wein ausgetrunken. Ein Zigarrenkistchen machte die Runde, und ein jeder langte zu. Der Feldmarschall tat tiefe Züge. In seinen Augen lag wieder die Vatergüte.

„Es gibt nur eins, mein lieber Hauptmann Opterberg, und das ist die Pflicht. Die Pflicht vor dem Vaterland, vor sich selber und dem Herrgott. Wie die unsere lautet, das sollten wir nachgerade wissen, oder wir müßten diesen unerbittlichen Vernichtungskrieg gegen Deutschland immer noch für eine Kirmesrauferei halten, die mit einem gefüllten Maßkrug abgebrochen werden kann. Aushalten bis auf den letzten Mann, den letzten Hauch, und lieber in Seligkeit sterben, als unselig weiterleben."

Er stand auf und reckte seine Riesengestalt in den Schultern.

„Wollte doch diese Einsicht Gemeingut des ganzen Heimatvolkes werden. Eine eigene Brotrinde kauen, ist immer noch besser, als fremde Peitschenhiebe zum Frühstück. Erfüllen wir unsere Pflicht. Zu nichts anderem sind wir hier. Gesegnete Mahlzeit, meine Herren."

Er reichte die Linke dem Gast, die Rechte dem General Ludendorff, der eilig und schweigend gegessen hatte. Die Atempause war vorüber. — —

Wenige Wochen erst saß Martin Opterberg an seinem schmalen Arbeitstisch, der auf vier fichtenen Füßen stand, als das zweite Erlebnis an ihn herantrat. Der Kaiser, der nach kurzer Abwesenheit im Großen Hauptquartier wieder eingetroffen war, wünschte einen Bericht über die Stimmung im Heere. Seine Umgebung hatte ihm von dem seit kurzem im Generalstab beschäftigten Hauptmann gesprochen, der mit Auszeichnung auf allen Kriegsschauplätzen gekämpft habe, und der Kaiser ließ den Hauptmann zu sich befehlen.

Es war an einem frühen Wintermorgen, als Martin Opterberg die Einfahrt zu dem Landhause betrat, das den Kaiser und sein Gefolge beherbergte. Ein paar Kraftwagen waren vorgefahren. Der Leibjäger stand harrend am Schlage des ersten.

Die Tür des Hauses öffnete sich. Ein Generaladjutant trat heraus, schritt über den knarrenden Kies und nahm die Meldung des Hauptmanns Opterberg entgegen.

„Warten Sie hier. Seine Majestät werden sogleich erscheinen. Sie fahren mit."

Vier Herren kamen über den Vorhof und traten hinzu. Die Vorstellung wurde rasch vollzogen. Martin Opterberg erfuhr, daß er den Hofmarschall, den Leibarzt, einen Flügeladjutanten und den Hauptmann des kaiserlichen Kraftwagenparks vor sich sah. Die Herren plauderten untereinander von Dingen, die ihm nicht geläufig waren. Er wartete schweigend.

Der Leibjäger reckte das Kinn. Die Unterhaltung brach ab. Auf der Freitreppe stand der Kaiser.

Er stand in Helm und Mantel, die Hände auf den Degenknauf gestützt, und schaute in die langsam sich hebende Wintersonne. Haar und Schnurrbart schimmerten eisgrau. Das Gesicht war mager und an den Backenknochen eingefallen. Jetzt wandte er die Augen.

Der Generaladjutant eilte hastig zu seinem Herrn. Er erstattete Meldung und winkte mit der Hand Martin Opterberg herbei.

„Der Hauptmann Opterberg, den Euer Majestät zu sehen wünschten."

Martin Opterberg stand wie aus Bronze, die Hand am Helm.

Des Kaisers Auge lag prüfend auf dem Offizier. Dann streckte er ihm mit einer raschen Bewegung die Hand hin.

„Ich freue mich, Sie zu sehen. Haben sich ja so wild herumgeschlagen, daß kaum noch etwas an Ihnen heil ist. Geht's bald wieder?"

Der Druck der kaiserlichen Rechten war eisern. Die Kraft des verstümmelten linken Armes hatte sich dem rechten mitgeteilt. Martin Opterberg ertrug unbeweglich den Druck.

„Jawohl, Euer Majestät. Ich bin wieder verwendungsfähig."

„Hinter dem Schreibtisch oder hinter dem Feinde her?"

„So Gott will, hinter dem Feinde her, Euer Majestät."

Der Kaiser nickte ihm zu und gab die Hand frei. Über die Schulter zurück befragte er den Generaladjutanten: „Können wir fahren?" Der Leibjäger bot ihm die Hand zum Einstieg. Der Generaladjutant nahm zur Linken des Kaisers Platz und wies Martin Opterberg den Rücksitz an. Im zweiten Wagen saß das Gefolge, im dritten Jäger und Leibwache. Hinaus glitt es zum Tor und in die winterliche Landschaft hinein.

Des Kaisers Augen gingen lebhaft in die Runde.

„Ob wir nun bald ein anderes Bild zu sehen bekommen?“

„Der Marschall sagt ‚ja‘, Euer Majestät.“

„Wenn's Hindenburg sagt, ist es so gut wie geschehen.“ Er atmete tief auf, nahm den Helm ab und ließ sich die Mütze reichen.

„Und Sie wollen wieder mit dabei sein, Hauptmann Opterberg? Können Sie nicht genug kriegen?“

„Wenn der Feind genug hat, kehr' ich gern heim, Euer Majestät.“

„Und diesmal wird er genug kriegen. Er wird, er muß und soll. Es ist alles vorbereitet, glänzend vorbereitet. Diesmal fehlt nichts. Wir werden den Endsieg herbeiführen.“

„Jawohl, Euer Majestät.“

Der Kaiser sprach hastig weiter. Er sprach wie aus einem Drange heraus, eine bestätigende Stimme zu hören. Seine Gesichtszüge zogen sich zusammen. Seine Augen forschten.

Dieser hier ist der Allereinsamste! dachte Martin Opterberg. Während die anderen aus ihrer Einsamkeit Pläne und Taten gewinnen, muß er die seine abwartend in die Landschaft flüchten. Und mit ihr die Verantwortung für die Tugenden und Sünden eines Siebzigmillionenvolkes vor der ganzen Welt!

„Das vierte Kriegsjahr!“ sprach der Kaiser lebhaft „Und Jahr für Jahr hätten sie den Frieden haben können. Nicht doch — erst muß die Welt ganz aus den Fugen gehen. Wenn ich an Rußland denke! Welch ein Zukunftsvolk war's und ist es heut noch mit seinen unermeßlichen Menschen- und Bodenschätzen in all der Unberührtheit. Und Frankreich erst! Es schlägt sich wie nur ein geborener Soldat sich schlagen kann.“ Seine Augen öffneten sich groß und starrten lange ins Weite. Als suchten sie ein Bild und fänden Trümmer. „Das war einmal mein Traum,“ sagte er nach einer Weile. „Rußland, Deutschland, Frankreich ein einziger Block. Die drei stärksten und tapfersten Mächte — ein einziger, starrender Fels, an dem sich jede Kriegswoge der Welt im Entstehen hätte brechen müssen. — Die Schildwacht des Erdballs — und darum die heiligste Wacht des Friedenstempels.“

Staunend und ergriffen zugleich hatte Martin Opterberg den Worten des Kaisers gelauscht. Wer so träumen, wer so seinen Träumen Worte zu geben vermochte, heute noch, nach der grausamen Wachrüttelung und den rohen Faustschlägen der Umworbenen, der mußte in Wahrheit ein reiner Edelgeist sein oder ein Mensch, an dem alle Wirklichkeiten vorübergeleitet worden waren — und immer noch wurden.

Eine heiße, wehe Liebe entbrannte in ihm zu dem vereinsamten Kronenträger.

Die Morgenfahrt ging weiter. An den schwarzen Wäldern vorüber, über eine weite Hochfläche, die nur verschleierte Fernblicke bot. Der Kaiser schien enttäuscht und kehrte bald zu seinem Gespräch zurück.

„Gut, daß nun die letzte Abrechnung aufgestellt wird. Die Schlußrechnung. In der Heimat fangen sie an, Schwierigkeiten zu machen. Aber in Frankreich machen sie schon längst Schwierigkeiten, und in England soll's auch nicht zart hergehen. Hingegen soll die Stimmung in unserem Heer, vom Chor der ewig Unzufriedenen abgesehen, eine freudig erregte sein. Sie sind ja wohl der beste Augen- und Ohrenzeuge gewesen, Hauptmann Opterberg. Erzählen Sie mal.“

Martin Opterberg riß sich bei dem Anruf zusammen. Der Kaiser hatte eine Frage an ihn gestellt. Und plötzlich ward ihm, als heischte da vor ihm nicht ein kronentragender Mensch eine beistimmende Antwort, als befragte ihn das Vaterland, versinnbildlicht durch ein Fürstenantlitz.

Das Vaterland aber heischte keine höfische Antwort — es heischte die Wahrheit.

„Die Leute sind über menschliches Berechnen hinaus im vierten Jahre im Feld, Euer Majestät. Sie haben trotz der begeisternden Siege viel Hartes und Schweres in der langen Zeit erfahren. Die gelichteten Kameradenreihen, eigene Verwundungen und Krankheiten aller Art, dazu wohl auch trübe Nachrichten von daheim, Tod der Nächsten, Zusammenbruch der Geschäfte. Ich möchte sagen, die freudige Erregung ist mehr die Sehnsucht, bald heimzukommen.“

Der Kaiser sah ihn starr an.

„Das klingt ja fast, als ob da allerhand geheime Macheuschaften am Werke wären, den Leuten den Aufschwung zu verleiden?“

„Gewiß, Euer Majestät, auch geheime Machenschaften sind am Werk, obschon sie längst nicht mehr so ganz geheim betrieben werden. Die Sendboten der unzufriedenen Parteien im Reich sitzen schon in jeder Kompagnie und halten ihre Winkelversammlungen ab. Wer schimpft und hetzt, hat allzeit den größten Zulauf.“

„Die Sozialisten, Herr Hauptmann? So weit sollte man die schon vorgelassen haben?“

„Euer Majestät, es ist nicht die sozialistische Weltanschauung allein. Es sind zwei gleich starke Strömungen, die im Heere fluten. Die eine ist die sozialistische, die von der großen Völkerversöhnung durch die Gemeinschaftsziele der Arbeiterklassen schwärmt und den Krieg als eine Art Börsenspiel der Geld- und Machtklassen hinstellen möchte. Die andere ist eine wütend judenfeindliche, die die Verlängerung des Krieges, die Anhäufung der Kriegsgewinne durch die überzahlten Heereslieferungen, Bewucherung und Schiebertum daheim, kurz alles, was sie als ihre eigene und die Not des Vaterlandes ansieht, dieser einen Rasse zuschiebt, die doch nur eins vom Hundert der deutschen Bevölkerung ausmacht.“

Der Kaiser schüttelte den Kopf.

„Das geht mir nicht ein. Sozialismus und Antisemitismus sind doch immer entgegengesetzter Natur gewesen.“

„Im Felde denkt man nicht so scharf darüber nach, Euer Majestät. Im Grunde trifft man sich in dem einen Gedanken, möglichst bald nach Hause zu gelangen und klare Bahn zu schaffen.“

„Klare Bahn?“

„Euer Majestät, dreiundeinhalb Jahr Krieg in ödem Feindesland machen aus Helden Menschen mit menschlichen Gebrechen. Wenn sie in der Schlacht stehen, kämpfen sie um ihr Leben.“

Des Kaisers Blick wurde hart und abweisend.

„Ich denke: um die Ehre des Vaterlandes! — Mein werter Herr Hauptmann, da stehen mir doch gottlob angenehmere Berichte zur Verfügung als der Ihre.“

Martin Opterberg spürte, wie ihm alles Blut zu Herzen trat.

„Ich fürchte, daß man Euer Majestät falsch unterrichtet hat.“

Der Kaiser sah ihn groß an. Dann wendete er den Kopf und sah in die nebelverhangene Landschaft hinaus. Die Maschine des Kraftwagens sang und sauste. Im Wagen fiel kein Wort mehr.

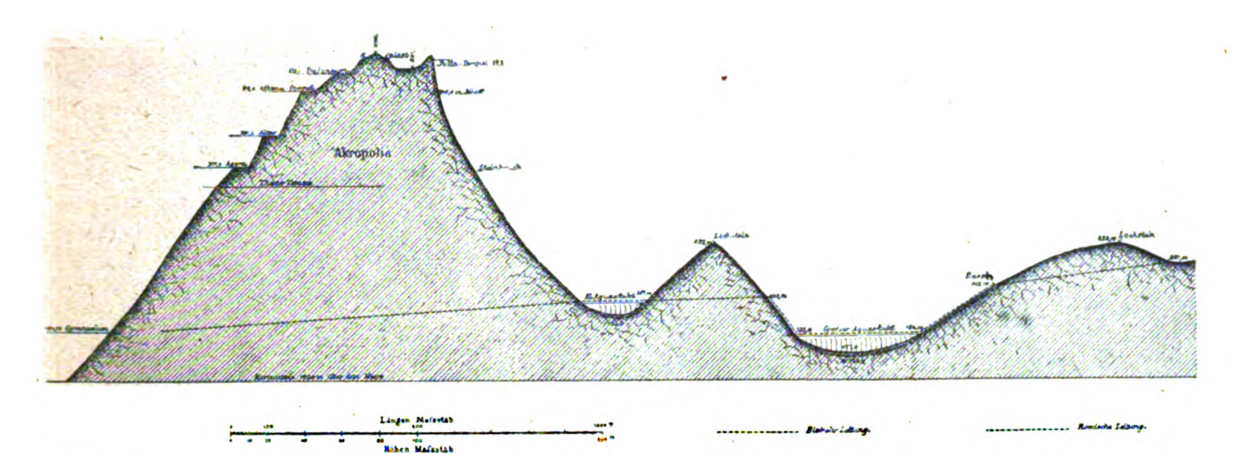
Eine halbe Stunde später, und der Kaiser wies auf ein Wärterhaus am Wege.

„Anhalten.“

Der Generaladjutant gab den Befehl zum Führersitz hinauf. Mit dem kaiserlichen Wagen hielten die anderen.

(Fortsetzung folgt.)





Die unterirdische Wasserleitung von Pergamon. Die etwa 200 v. Chr. hergestellte Leitung stellt eine Druckwasserleitung dar, deren Ausführung einen hohen Begriff von dem technischen Können des Altertums gibt. Das durch sie zugeführte Wasser mußte zuerst bis zu einem Becken in 332 m Höhe über dem Meere hinaufgeführt werden. Um es bis hier herauf zu fördern, war der Hochbehälter an einem noch höheren Orte anzulegen. Seine Reste befinden sich in 367,6 m Höhe auf dem Berge Hagios Georgios. Von hier fällt die Leitung nach zwei tiefen, durch einen Hügelrücken getrennten Tälern von etwa 192 bzw. 172 m Meereshöhe, um dann wieder zu der hochgelegenen Entnahmestelle anzusteigen. Man mußte also auch diese beiden Täler bzw. den zwischen ihnen liegenden Höhenrücken durch den Druck des Wassers überwinden.

Die Technik des Altertums

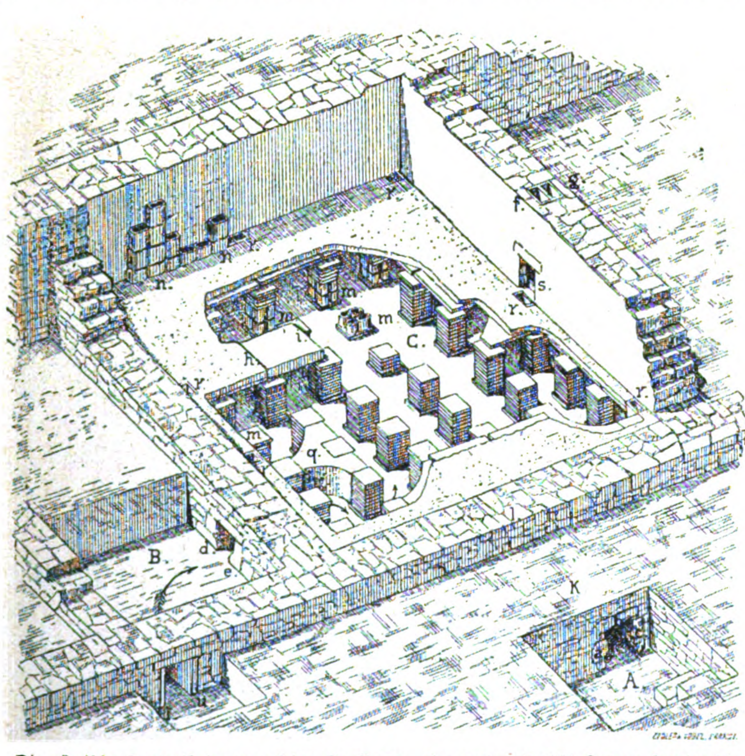
Von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski

Hierzu acht Abbildungen, die wir mit Genehmigung des Verlags R. Voigtländer dem Werk „Die Technik des Altertums" entnehmen

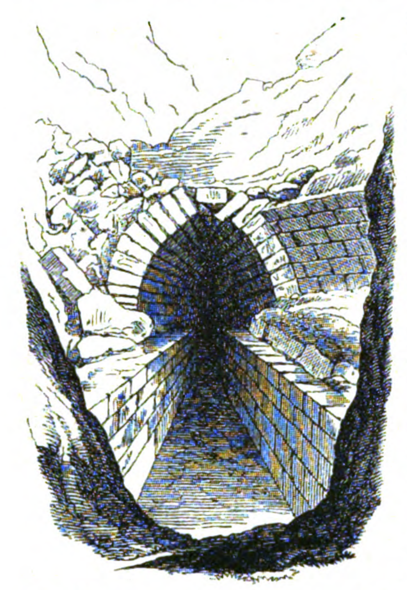
Wir sind gewöhnt, die Technik in den Bereich der Zivilisation zu verweisen und zwischen dieser und der Kultur einen Wesensunterschied zu machen. Heute liest man sogar, daß die Zivilisation die Kultur erdrückt und somit eher kulturschädlich als förderlich ist. Da gibt ein im Verlag R. Voigtländer erschienenes, von Dr. Albert Neuburger verfaßtes Werk „Die Technik des Altertums" doch sehr zu denken. Es zeigt, daß die geistige und ästhetische Kultur der Antike auf dem festen Untergrund der Technik aufgebaut war und mit ihm fast spurlos verschwand. Es könnte leicht geschehen, daß bei unserer jetzigen Verelendung und dem Niederbruch unsrer hochentwickelten Technik ein gleiches geschähe! Spenglers „Untergang des Abendlandes" geht zwar vom entgegengesetzten Standpunkt, dem des geistigen Verfalls, aus, kommt aber zum gleichen Ergebnis. Mögen beide Werke eine Warnung an unsere Zeit sein.

Die älteste menschliche Kultur hängt aufs engste mit den ersten technischen Errungenschaften, Häuserbau, Bäckerei und Weberei, vor allem aber mit Bergbau und Hüttenwesen zusammen. Neuburgers Buch gibt uns hierüber schlagende Aufschlüsse. Es ist natürlich nicht so zu verstehen, daß Technik und Kultur stets gleichen Schritt halten; trotzdem sind sie auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden. Im Altertum wie in der Neuzeit sehen wir denn auch den Gelehrten und den Techniker oft in einer Person.

Der Raum verbietet es, auf die zahllosen Parallelen mit der Gegenwart einzugehen, die sich aus der Lektüre von Neuburgers Buch ergeben. Einige mögen aber doch gestreift werden. Sieht man von der Dampfkraft, der Elektrizität und dem Schießpulver ab, so waren eigentlich alle heutigen Techniken im Altertum schon bekannt. Ja, manche sind erst in neuester Zeit neu entdeckt worden. Leistungen wie der ägyptische Pyramidenbau sind heute noch nicht wieder erreicht. Aber selbst die Wirkungen des Dampfes waren bekannt. Im 1. Jahrhundert v. Chr. erfand Heron von



Die römische Zentralheizung auf der Saalburg. Vor mehr als 1900 Jahren kannten die Römer in ihren deutschen Zwingburgen bereits die Zentralheizung. Das eigentliche Hypokaustum besteht aus 6 × 8 Pfeilern von 74 cm Höhe. Die merkwürdigsten Pfeiler sind die, die am nördlichen Ende (mit m bezeichnet) in einer Gruppe von neun Stück stehen. Sie wurden scheinbar als Ersatz für regelrechte Ziegelpfeiler aus aufrecht stehenden Heizröhren zusammengestellt. Von Pfeiler zu Pfeiler, die etwa 25 bis 35 cm auseinanderstehen, liegen 50 bis 60 cm große und 5 cm dicke Ziegelplatten. Rings um den Heizraum zieht ein Kanal. Aus ihm steigen sieben mit Ziegeln umkleidete Röhren auf, die nur wenig über der Estrichoberfläche hervorstanden und aus denen die heiße Luft unmittelbar in den Wohnraum einströmen konnte.


Kanalisation für Abwässer unter dem Palast von Nimrud in Mesopotamien (aus dem 19. Jahrhundert vor Christo).

Alexandria unter anderen Automaten die Aeolipile, die den Rückstoß des ausströmenden Dampfes benutzte, also das Urbild der Dampfturbine. Auch der Gebrauch natürlicher Kohlen war bekannt, in China, im Saar- und Ruhrkohlengebiet, in Britannien, vereinzelt auch in südlichen Ländern, in China sogar der Gebrauch des Schießpulvers. Bei diesen Voraussetzungen ist es eigentlich erstaunlicher, daß man nicht zur Erfindung der mit Kohlen gespeisten Dampfmaschine fortschritt, als daß man sie erfand. **Was schließlich die Elektrizität betrifft,** so waren die Erscheinungen der Luftelektrizität den alten Ägyptern und Juden so weit klar, daß sie, nicht erst Franklin, den Blitzableiter erfanden.

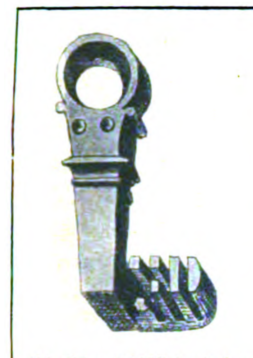
Die gewaltigen Masten der ägyptischen Tempelpylonen sind urkundlich als Blitzableiter gesichert, ebenso die davorragenden Obelisken, beide mit kupfernen Spitzen. Ebenso dienten in dem feuergefährlichen Holztempel Salomos die zwei mächtigen ehernen Säulen mit ihren lilienartigen Aufsätzen als Blitzableiter. Diese standen wieder mit den durch Ketten verbundenen „Spießen" auf dem Tempeldach, sowie mit als Erdleitung dienenden Wasserbecken in Verbindung (1. Kön. 7; 13, 17; 2. Chron. 3; 15, 17). Nach 2. Mosis, 27, 17, sollten auch „alle Säulen um den Hof her silberne Querstäbe und Haken sowie eherne Füße haben", — also ein ganzes System von Blitzableitern.

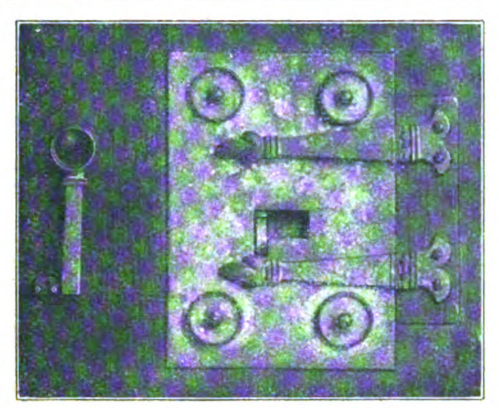
Salomo versah Jerusalem mit einer großartigen Wasserleitung. Aus den in den Bergen angelegten Stauweihern und Quellhäusern wurde die Leitung teils durch Tunnels, teils über Anhöhen weg nach Jerusalem herabgeführt; man kannte damals also schon die Überwindung von Höhenunterschieden durch den Wasserdruck. König Hiskia (727—669) baute später noch eine andere Leitung, die durch einen 533 m langen Tunnel führte. Dieser wurde von zwei Seiten begonnen; die Arbeiter trafen fast genau aufeinander. Ähnlich bei der Wasserleitung des bekannten Polykrates von Samos (535—522 v. Chr.) mit ihrem 1 km langen Felstunnel, die der Schreiber dieser Zeilen selbst besichtigt hat. Die Kanalisation Jerusalems stammt schon aus der Zeit vor David (1055 v. Chr.). Man hatte sogar getrennte Kanäle für den Wasserabfluß und die Abführung von Unrat, ein Beweis von großem Reinlichkeitssinn, der in schrillem Kontrast zu den Erfahrungen des letzten Krieges aus russischen Judenstädten steht! Höchst modern ist auch die Benutzung der Abwässer für die Landwirtschaft sowohl in Jerusalem wie in Athen, wo scheinbar eine richtige Rieselfeldanlage bestand.

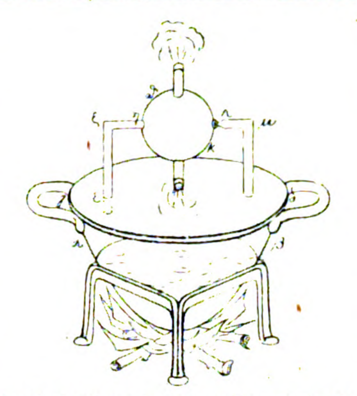
Die Juden waren jedoch nicht die ersten, die Wasserleitungen bauten. Schon vor ihnen legten die Assyrer Wasserleitungen von 45 km Länge an. Selbst die größten römischen Wasserleitungen erreichten mit einer Ausnahme nur 92 km. In Griechenland war die älteste unterirdische Leitung die der Burg von Mykenä; am meisten imponierte mir beim Besuch von Samos die des Polykrates (535—522 v. Chr.), die durch einen 1 km langen Felstunnel führt. Auch hier wurde die Arbeit von beiden Seiten begonnen; der Fehler beim Zusammentreffen betrug 1 m. Eine besondere Glanzleistung war die hellenistische Druckwasserleitung der Bergstadt Pergamon, die der Schreiber dieses Aufsatzes in ihren Trümmern gleichfalls gesehen hat. Die Kanalisation von Milet ist nach dem Verfasser auch von modernen Großstädten nicht erreicht. Abortanlagen mit Wasserspülung finden sich bereits vor 1300 v. Chr. in der hochentwickelten kretischen Kultur, die auch die ersten steinernen Stufenbauten für Zuschauer, die Urform des Theaters, aufweist. Eine 1850 in Pozzuoli ausgegrabene antike Abortanlage hielten die italienischen Gelehrten ihrer Prächtigkeit wegen für einen Tempel. Auch dort hat sich die alte Reinlichkeit in ihr Gegenteil verkehrt! Aber fragen wir uns selbst, wann unsere meisten größeren Städte Wasserleitung und Kanalisation erhielten? Es ist meist noch kein Menschenalter her.

Großstädte hatte das Altertum so gut wie die Neuzeit. Neben dem „hunderttorigen Theben", der Hauptstadt Ägyptens, und der Weltstadt Alexandria mit ihren 750000 Einwohnern, stehen die Riesenstädte des Zweistromlandes wie Babylon mit dem doppelten Umfang von London. Rom beschloß $1^1/_2$ Millionen Einwohner in seinen Mauern. Diese Menschenanhäufung zog freilich auch das gleiche Wohnungselend nach sich, wie in modernen Großstädten. Neben den prunkvollen Tempeln und öffentlichen Bauten der Kaiserstadt erhoben sich düstere, fünf- bis sechsstöckige Mietskasernen mit dünnen Fachwerkmauern, die weder vor Hitze noch Kälte schützten, nicht selten einstürzten und bei der Enge der Straßen die Feuersgefahr vermehrten. So konnte unter Nero ein großer Teil der Stadt


Straßenbau in der Römerzeit: Teil der Via Appia, die mit geglätteten Steinen gepflastert und 4,30 m breit war. Die Römerstraßen sind teilweise heute noch erhalten.


Römischer Schlüssel mit kompliziertem Bart, wie er heute noch bei den Stechschlössern der feuerfesten Kassenschränke und Tresors angewandt wird.


Römischer Schlüssel mit Schloß und Schlüsselloch.


Die Aeolipile des Heron von Alexandria, die erste Dampfturbine (aus dem 4. Jahrh. v. Chr).

niederbrennen, obschon es seit Augustus regelrechte Feuerwehr gab. Die Feuerspritze hatte schon Hero von Alexandria im 1. vorchristlichen Jahrhundert erfunden, jedoch nur mit offenem Springbrunnenstrahl; erst unter Trajan verfiel man auf Lederschläuche.

In der römischen Zeit bildete sich auch die Zentralheizung heraus, und zwar eine Luftheizung vom Fußboden aus, die bei den Steinfußböden und der Sandalenbekleidung sicherlich die zweckmäßigste war. Bis dahin behalf man sich mit Kohlenpfannen, wie noch heute in südlichen Ländern. Auch Fensterscheiben kamen erst in der römischen Kaiserzeit auf, besonders in nordischen Himmelsstrichen. Die Kunst der Glasbereitung war indes uralt; schon die Ägypter stellten Glasflüsse (Perlen, Schmuckstücke, Gefäße, Spiegel) seit Urzeiten her; auch die kretische und mykenische Kultur kannten Glasflüsse. Die Römer übernahmen die Technik der ägyptischen Bläsereien von Alexandria und entwickelten sie industriell.

Die Töpferscheibe wurde in Ägypten schon im 2. Jahrtausend benutzt. Auch die Kunst der Glasur (Fayence) war in Ägypten und im Zweistromland bekannt. In der römischen Kaiserzeit entwickelte sie sich zu technischer Vollendung.

Das Papier ist bekanntlich eine chinesische Erfindung. In Ägypten benutzte man den gröberen Bast der Papyrusstaude. In anderen Ländern behalf man sich mit Leinwand oder Pergament. Die Seide war gleichfalls ein chinesisches Erzeugnis. Sie kam nur auf dem Handelsweg ins Abendland und war daher unerschwinglich teuer. Dagegen wurde Baumwolle in Mesopotamien und Ägypten gepflanzt und gewebt.

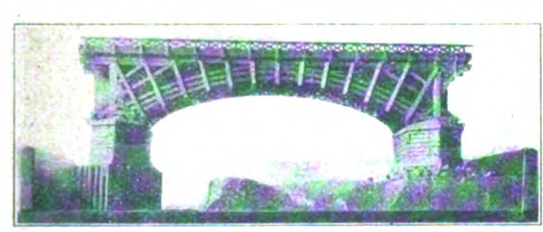
Die Malerei war in Ägypten ein Tünchverfahren mit Leimfarben, in Griechenland Freskomalerei, die schon in Kreta auftritt. Sie wurde dann von Italien übernommen. Daneben kannte das Altertum die Enkaustik und in sehr später Zeit sogar die Ölmalerei, deren Technik dann aber wieder verloren ging, bis sie von den Brüdern van Dyck von neuem entdeckt wurde. Auch mit Harzfarben malte man in späterer Zeit.

Harz wurde unter anderem auch zur Konservierung des Weins benutzt. Nicht umsonst trug Dionysos den Fichtenzapfen an der Spitze seines Thyrsosstabes. Dem Besucher Griechenlands ist dieser Krassi rezinato noch heute in schaudernder Erinnerung; er schmeckt fast wie Terpentin. Übrigens stand auch die Weinpantscherei auf hoher Stufe! Bier braute man in Babylon wie in Ägypten und im Norden. Das deutsche obergärige Bier entsprach unserem Weißbier. Tacitus findet es sauer; man denke an das heutige belgische Faro! Das süße Gärungsprodukt des Honigs, der Meth, ist nicht nur nordisches Getränk, er kommt auch bei Homer vor.

Seife wird in der römischen Welt und in Gallien (Frankreich!) zuerst nur als Pomade benutzt, zugleich auch als Haarfärbemittel, besonders Rotblond, die Modefarbe der vornehmen Römerinnen, die sich in die germanische Haarfarbe verliebt hatten. Auch Soda (nitrum) war als Reinigungsmittel bekannt; schon die Juden benutzten es neben Pottasche. Neben Pomade und Haarfärbemitteln war auch das Schminken von jeher im Gebrauch. Ein Blick auf einen der ägyptischen Toilettekästen und Spiegel, wie sie in Gräbern gefunden sind, zeigt, daß die Welt auch hier stets die gleiche geblieben ist.

Das Kapitel Brückenbau führt uns der Gegenwart gleichfalls sehr nahe. Schon Nebukadnezar legte eine 900 m lange Brücke in Babylon über den Euphrat; ihr Holzgebälk ruhte auf 100 Steinpfeilern. Die Römer bauten steinerne Bogenbrücken. Viele römische Brücken sind noch bis auf diesen Tag im Gebrauch. Bei großen Strömen versagte diese Technik aber; man half sich mit Holzbogenkonstruktionen, wie heute mit Eisenwerk. Die Technik der Senkkästen und die Kenntnis des wasserdichten Mörtels waren den Römern geläufig; aber schon die Babylonier kannten Zement.

Nimmt der römische Brückenbau die moderne Eisenkonstruktion vorweg, so muß man auch die großen Römerstraßen als Vorläufer unserer Eisenbahnen betrachten. Ihr Netz, das auf 76000 km berechnet wird, diente nicht nur dem Handelsverkehr, sondern vor allem auch strategischen Zwecken. Darum verfuhr man wie bei den Eisenbahnen nach dem Grundsatz der kürzesten Linie, sprengte Felsen, bohrte Tunnels, schüttete Dämme und legte Bohlwege, deren Reste noch heute bestehen, durch die Sumpfwälder Germaniens. Manche dieser Straßen sind bis heute erhalten geblieben. In Griechenland legte man auf den Feststraßen sogar vertiefte Wagenspuren an, das Urbild der Spurwege.


Römische Brückenbaukunst: Strombogen der römischen Rheinbrücke bei Mainz.

Diese Parallelen ließen sich beliebig fortspinnen. Sie machen das Buch, das ein Stück Kulturgeschichte ist, genußreich und belehrend nicht nur für den Techniker und Altertumsforscher, sondern auch für den Kulturhistoriker und den gebildeten Laien.

Denkwürdigkeiten unserer Zeit

Das wehrlose Deutschland

Deutschland ist jetzt, nachdem die von der Entente anbefohlene Herabminderung der gesamten deutschen Landstreitkräfte durchgeführt ist, wehrloser als jemals seit dem Dreißigjährigen Krieg. Das Sechzig-Millionen-Reich mit seinen großen Landgrenzen hat weniger Soldaten und Geschütze als Portugal und Griechenland. Statt 800000 Mann Friedensstand verfügt Deutschland nur noch über ein Heer von 96000 Mann. Fast 40000 Offiziere sind entlassen, nur noch 4000 im Heere verblieben. Wir haben keine schwere Artillerie, keine Flieger und Luftschifferformationen mehr. Die allgemeine Wehrpflicht ist abgeschafft. Alle Offiziere und Mannschaften des Beurlaubtenstandes sind entlassen. Die deutschen Festungen an der Westgrenze sind zerstört, alle modernen Anlagen, Forts, Unterstände, Panzertürme sind gesprengt. Kabelleitungen, militärische Eisenbahn- und Förderbahnlinien sind im Abbau begriffen. 50000 Geschütze, 5 Millionen Handfeuerwaffen, 60000 Maschinengewehre sind zerstört. Alle Industriebetriebe, die Kriegsgerät hergestellt hatten, sind auf Friedensarbeit umgestellt, darunter die Riesenbetriebe des Staates und die Weltfirmen Krupp und Ehrhardt. Die deutschen Lenkluftschiffe, 14000 Flugzeuge, 26000 Flugmotoren sind abgeliefert oder vernichtet. Hunderte von Flugzeughallen sind abgebrochen oder im Abbruch begriffen. Trotz alledem will uns die Entente nicht einmal an der Ost- und Südfront das im Friedensvertrag festgesetzte Maß von Verteidigungsmöglichkeiten belassen. Es war, wie der „Tag" berichtet, beantragt worden, der Festung Königsberg 390 Geschütze zu belassen — bewilligt wurden 20; der Festung Pillau 75 — bewilligt wurden 36; der Festung Swinemünde 32 — bewilligt 32; der Festung Ulm 171 — bewilligt 0; der Festung Küstrin 168 — bewilligt 0; der Festung Glogau 20 — bewilligt 0; der Festung Ingolstadt 32 — bewilligt 0. Und das alles, obwohl Artikel 180 des Friedensvertrages besagt: Das Befestigungssystem an der Süd- und Ostgrenze Deutschlands bleibt in seinem jetzigen Zustande bestehen. Die Kriegserfahrung hat gelehrt, daß eine Festung ohne Artillerie eben keine Festung ist und daß Festungssysteme ohne Geschütze keine Festungssysteme sind. Die Forderungen der Entente gehen jedoch dahin, daß wir, abgesehen von Königsberg Pillau und Swinemünde, wo uns zusammen 88 Geschütze bewilligt werden sollen, keine Geschütze in den Festungen mehr haben sollen. Dabei entfallen auf Königsberg nur 20 Geschütze. Damit hört Königsberg auf, eine Festung zu sein. Auch die Festung Küstrin, der heute bei der großen Nähe der östlichen Landesgrenzen der Schutz von Berlin zufällt, soll kein Geschütz haben. Damit ist Berlin einem Einfalle von Osten schutzlos preisgegeben. Das ganze Festungssystem in Schlesien soll ohne Geschütz, d. h. ohne Festungen bleiben. Auch Süddeutschland muß auf seine festen Plätze Ingolstadt und Ulm verzichten, für die keinerlei Geschütze bewilligt werden. Nachdem die deutsche Wehrmacht zu Land und zu Wasser zerstört ist, sollen auch noch die deutschen Grenzen wehrlos gemacht werden! Das ist der Sinn der Forderungen der Entente.

Menschen- und Puppenaugen

Aus dem Bericht einer thüringischen Handels- und Gewerbekammer: „Künstliche Menschenaugen. Das Geschäftsbild war im ersten Vierteljahr 1920 infolge der durch den Krieg und den geringen Wert der deutschen Mark geschaffenen außergewöhnlich guten Absatzverhältnisse nach dem Auslande ein besonders günstiges. Die allgemeine wirtschaftliche Krise führte jedoch in den folgenden Monaten zu einem empfindlichen Rückschlag. Erst gegen Ende des Jahres trat eine Wiederbelebung des Geschäftes ein." Einige Seiten weiter: „Puppenaugen. Die Geschäftslage in der Puppenaugenindustrie während des Berichtsjahres muß im allgemeinen als schlecht bezeichnet werden ... Der deutsche Markt hatte nur geringen Bedarf an Puppenaugen." Ein erschütterndes Zeichen der Zeit daß für künstliche Menschenaugen besserer Absatz als für Puppenaugen vorhanden ist.

Unsere Katze Schneewittchen

Erzählung von Erdmann Graeser

Wir sollten uns — sagte meine Frau — „ja, sollten uns auch eine Katze anschaffen!"

„Du meinst also, es sei an der Zeit, ein neues Experiment zu machen?"

„Eine Katze ist doch kein Fliegenleim!"

„Ich denke eigentlich nicht an den Fliegenleim, den wir nach dem Rezept deiner Tante kochten und der, wie du ja weißt, so vorzüglich war, daß wir die Finger nicht von dem Pinsel losbekamen, ich denke auch nicht an die Haarpomade, die wie Schokolade aussah, und von der die Nachbarskinder naschten und eine behaarte Zunge bekamen —"

„Übertreibe nicht —"

„Ich denke, wenn ich das Wort ‚Experiment' gebrauchte, an nichts, was an chemische Versuche erinnern könnte, sondern an das Meerschweinchen, das Schwaben fangen sollte, nie aber eine Schwabe fraß, selbst wenn wir sie ihm auf die Nase setzten."

„Es war noch zu jung!"

„Es war alt genug, uns in die Hand zu beißen.

„Dich!"

„So würde auch ich unter der Anwesenheit einer Katze am meisten zu leiden haben, denn Katzen beißen nicht nur, sondern kratzen auch. Katzen sind hinterlistig und falsch, sind Nachttiere, die ..."

„Mäuse fangen!"

„Wir haben keine Mäuse!"

„Doch — jede Nacht höre ich eine knabbern, und der Förster sagt —"

„Du hast leider immer mehr auf die Ansicht von Männern gegeben, die eine grüne Mütze tragen, weil du glaubst, daß sie durch diese Kopfbedeckung in eine innigere Gemeinschaft mit der Natur treten. Warum jedoch sollte mir der grüne Tisch nicht auch ein besonderes Anrecht auf ..."

„Frau Pilusch̃ki hat eine kleine weiße Angorakatze, und der Förster will mir genau solch Kätzchen verschaffen."

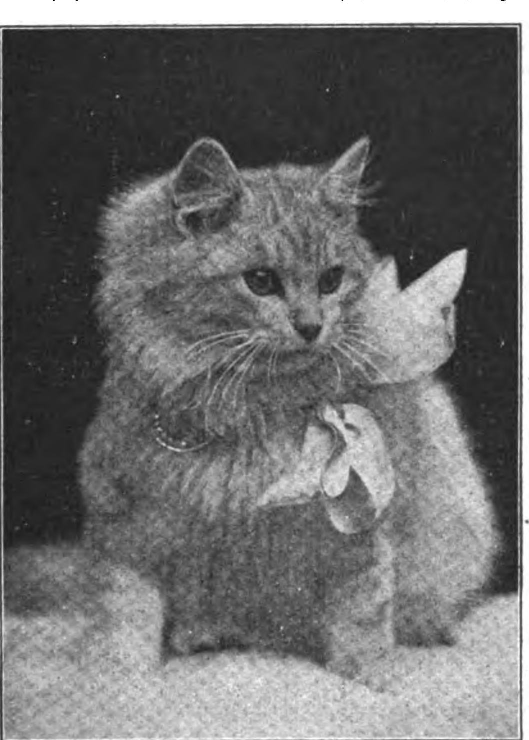
„Ich möchte die Ruhe meines Hauses nicht opfern, nur weil du die Frau meines Kollegen Piluschki ärgern willst. Statt der Katze wäre ich bereit, dir einen neuen Hut zu kaufen!"

„Den Hut muß ich sowieso kriegen, und das Kätzchen bekomme ich geschenkt!"

Es hat keinen Zweck, diese Unterhaltung noch weiter aufzuzeichnen, die Geschichte würde dadurch so lang werden, daß sie in Fortsetzungen erscheinen müßte. Es genügt

wohl, wenn ich sage, daß wir uns noch im Bett über die kleine weiße Angorakatze unterhielten.

Dieses Bett — ich muß, wie man gleich sehen wird, leider auf das intime Möbelstück eingehen — ist ein sogenanntes zweischläfriges Bett. „Ich rate Ihnen gut," sagte damals der Händler zu uns, als wir unsere Einrichtung auswählten, „kaufen Sie ein solches Bett. Außer der Raumersparnis hat es noch viele andere Vorzüge. Wir besitzen Anerkennungsschreiben von Tausenden von Ehepaaren, die sich längst wieder hätten scheiden lassen, wenn sie nicht ein solches Bett erworben. Erst kürzlich schrieb uns ein Paar, das seine diamantene Hochzeit gefeiert, daß dieser feierliche Umstand nur unserm Bett (Modell I A) zu verdanken sei. Darf ich wörtlich zitieren, was die Dame schrieb? ‚Mein Mann ist jetzt ein zahnloser Mummelgreis, aber er war es nicht immer, nein, er war ein cholerischer Wüterich in den ersten Ehejahren. Doch, welche Widerwärtigkeiten auch der Tag gebracht, und wir konnten uns manchmal wegen einer harten Erbse im Essen Nasenstüber geben, beim Schlafengehen mußten wir uns wieder versöhnen, denn das Bett war zu klein, um als Schlachtfeld zu dienen. Und mit der Ruhe der Glieder kam auch der Frieden der Seele, jeder gab dem andern so viel Platz, wie er beanspruchen durfte, und diese Willigkeit wurde stets die Basis unserer Versöhnung!'"


Unser Kätzchen.

Selbstverständlich hatten wir uns sofort für dieses Bett entschieden, aber ich muß sagen, daß nach Aufregungen des Tages mir meine Frau nie so viel Platz ließ, wie mir als Ehehälfte zukam. Ich habe mich oft genug, abgewandten Angesichts, mit heimlichem Ingrimm an die harte Kante klammern müssen, um nicht das Bett (Modell I A) doch zum Schlachtfeld zu machen.

Heute hatte ich jedoch meinen rechtmäßigen Anteil gefunden, und nachdem ich mich bereit erklärt hatte, die Unterhaltung über die Katze morgen fortzusetzen, schlief meine Frau überraschend schnell ein. Auch ich fühlte gerade eine süße Müdigkeit, als ich plötzlich wieder ganz munter wurde, denn deutlich vernahm ich das erregte Knabbern einer Maus. Atemlos lag ich da und lauschte auf das widerwärtige Geräusch, dann, als ich sicher war, mich nicht zu täuschen, faßte ich behutsam nach der Hand meiner Frau (was ohne das Bettmodell I A nie möglich gewesen wäre!), und in demselben Augenblick verstummte das Knabbern.

„Man kann es täuschend ähnlich durch das Knipsen mit den Fingernägeln hervorbringen," sagte ich halblaut.

Meine Frau gab einen (unnatürlichen) Schnarchlaut von sich, fuhr auf und fragte: „Was ist — Diebe?"

„Entschuldige, ich habe nur wieder einmal im Schlaf gesprochen. Ich hatte von einer Frau geträumt, die nach frommer Kinderart die Hände gefaltet auf der Bettdecke hielt — wenn sie schlief!"

„Diese Frau hättest du heiraten sollen," sagte meine Frau. „Immer denkst du an andere, träumst sogar schon von ihnen."

„Manche Frauen haben etwas unangenehm Katzenartiges an sich," sagte ich.

„Dann, bitte, sage nie wieder Mausi zu mir!"

Ich schlief traurig ein, voll Zweifel, ob wir je die diamantene Hochzeit feiern würden.

✡

Es wird niemanden überraschen, wenn ich sage, daß ich am anderen Tage bei meiner Heimkehr die Katze schon vorfand. Der Förster hatte sie gebracht — basta — was gab es da zu verwundern! Ob sie nicht süß sei?

„Ich habe noch nicht dran geleckt und werde auch nicht an ihr lecken," sagte ich.

Sie — die Angorakatze — saß auf einem Teppich, und ich fand, daß sie ganz dekorativ gewirkt hätte, wenn sie aus Porzellan gewesen wäre.

„Ihre Lieblingsnahrung sind Bücklingsköpfe!"

„Meinetwegen kann sie sich Kiebitzeier als Leibgericht ausgesucht haben — soll sie sehen, wie sie dazu kommt!"

„Wer Tiere nicht liebt, ist kein guter Mensch!"

„Ich habe jetzt nacheinander Geschöpfe aus allen Klassen des Tierreichs auf deinen Wunsch geliebt. Dem kleinen Chamäleon habe ich damals, als es den Husten bekam, aus einem roten Wollfaden einen warmen Schal gemacht, wie kannst du da behaupten, daß ich kein guter Mensch sei? Dieses Wesen dort — sage, was du willst — ist nur ein gezähmtes Raubtier, das selbst durch seine Spielerei" — die Katze haschte gerade nach einem hingeschobenen Bällchen — „dem Menschen Verderben bringt. Meine Großmutter hat mir folgende wahre Geschichte erzählt: Ein katholischer Geistlicher besaß eine große schwarze Katze, die er sehr liebte. Eines Morgens aber, als er noch schlief, sprang das Tier aufs Bett und biß ihm den Hals durch — wahrscheinlich, weil es den beim Atmen auf und nieder gehenden Kehlkopf für ein Bällchen oder für eine Maus gehalten hatte."

Meine Frau antwortete nicht gleich, sie hatte sich auf den Diwan zurückgelegt und befühlte nachdenklich ihren Hals. „Dieser Mann", sagte sie endlich, „muß einen Kropf gehabt haben, überhaupt eine Abnormität gewesen sein. Wenn man liegt, sinkt der Kehlkopf, ein gewöhnlicher Kehlkopf, ein, man kann ihn kaum fühlen. Und dann, beim Atmen, bewegt sich der Kehlkopf überhaupt nicht. Ich will damit nichts gegen deine tote Großmutter gesagt haben — wahrscheinlich ist sie selbst angeschwindelt worden."

„Auf jeden Fall würde es mich interessieren, jetzt schon zu wissen, wo dieses Tier schlafen soll."

„Der Förster hat gesagt, es sucht sich selbst einen Platz aus, dort soll ich ihm ein Kissen hinlegen, und dann geht es stets wieder dahin!"

Am Abend gingen wir beide hinter der Katze her, um zu sehen, wo sie bleiben würde. Sie führte uns durch die ganze Wohnung, vor Türen, die geschlossen waren, saß sie und miaute so kläglich, bis wir ihr öffneten —

dann trat sie den Rückweg an. Plötzlich blieb sie beim Blumentisch sitzen und sah hinauf, denn dieses Ding (es ist ein Hochzeitsgeschenk!) besteht aus einer Säule, die in verschiedenen Abständen tellerförmige Etagen besitzt. Auf der obersten steht ein großer leerer Majolikatopf — er ist das Überbleibsel einer Geburtstagspalme, die gelbe Spitzen bekam und deshalb so lang abgeschnitten wurde, bis kein einziges Blatt mehr übrig war und nun der Stamm selbst gelb wurde. Da warf ich ihn eines Tages zum Fenster hinaus, reinigte den Majolikatopf von der Erde — — — —

Ja — und nun kroch die Katze bis zur obersten Etage und verschwand in dem Majolikatopf.

Meine Frau war so erfreut, als ob sie dem Geschöpf selbst das Klettern beigebracht hätte. „Nun will ich ihr noch ein warmes Kissen holen — “

„Es ist nicht nötig,“ sagte ich, „sie kommt schon wieder herunter.“ Wirklich, die Katze, wie Kasperle in der Versenkung, guckte aus dem Topf, dann kam sie ganz heraus und kletterte vorsichtig herab. Und nun marschierte sie schnurstracks auf die Tür der Badestube zu, zwängte sich durch die Spalte, und als wir ihr nachkamen, balancierte sie bereits auf dem Rande der Wanne. Gleich darauf saß sie bei dem Wasserhahn und versuchte jeden Tropfen, der herauskam, zu haschen und festzuhalten — unangenehm überrascht, daß sie nie etwas in der Pfote hatte.

Ich sah nach der Uhr: „Das kann bis morgen früh dauern und wer weiß, ob sie es dann schon satt bekommen hat. Laß sie sitzen und sich beschäftigen, ich möchte schlafen gehen.“

„Aber sie ist schon ganz naß, wird sich erkälten — und dann, wir müssen ihr doch ihr Bettchen machen.“

„Wir? Ich lehne jede Gemeinschaft mit dieser Meerkatze ab. Wahrscheinlich bekommt sie auch noch ein Handtuch und Seife, damit sie sich morgen früh gleich waschen kann.“

„Solche Bemerkungen verraten deinen wahren Charakter.“

Pitschnaß kam „Schneewittchen“ — so sollte die Katze heißen — vom Wasserhahn. Sie war sehr schlank geworden, sah aus wie ein dicker Aal, der mit Tuschpinseln bewachsen war. Sie mauzte erbärmlich und zeigte ihre giftgrünen Augen, die mich voll Hinterlist und Tücke anschielten: offenbar gab sie mir alle Schuld an ihrer Glibberigkeit.

„Winde sie aus, steck sie in eine Kiste, laß ihr ein Luftloch und stelle ein paar Plätteisen auf den Deckel, dann haben wir Ruhe vor diesem Vieh, das sonst die Nacht noch zu anderen Belustigungen ausnützt. Wer weiß, ob es ihr nicht einfällt, alle Gashähne aufzudrehen. Dann sitzt sie morgen auf unseren Leichen und schnurrt vor Vergnügen.“

Statt jeder Antwort legte meine Frau das nasse Schneewittchen an ihr Herz, überzeugt, die beste Trockenmethode für aufgeweichte Katzen gefunden zu haben. (Ich möchte nur wissen, wie sie es wohl aufgenommen, hätte ich, nach dem Baden, meinen feuchten Kopf an ihre seidene Bluse gelehnt!) —

Als ich später das Patentbett bestieg, fragte ich, wo sie die Katze gelassen habe.

„Sie schläft!“

„Ich möchte nicht wissen, was sie tut, sondern was du mit ihr getan hast!“

Meine Frau murmelte etwas davon, daß die Zeit der Inquisition, Gott sei Dank, vorüber sei und daß sie jetzt zu schlafen wünsche.

„Auch ich wünsche zu schlafen; sollte ich jedoch durch irgend etwas in meinem Schlummer gestört werden, so mache ich eine Zange glühend und kneife damit, was mir in den Weg kommt!“

„Wenn diese Energie und Tatkraft doch deinem Beruf und deiner Arbeit zugute kommen wollten, aber du entwickelst sie erst immer, wenn du dir das Bett über die Ohren ziehst.“

„So würde eine Katze zu einem braven Jagdhund sprechen, der den Tag damit verbracht, daß er Enten aus dem Sumpf geholt hat! Gute Nacht, träume süß und sprich kein einziges Wort mehr.“

„Gute Nacht, poetischer Jagdhund!“

*

Es mochte etwa vier Uhr morgens sein, als wir beide durch Geräusche in der Wohnung geweckt wurden, die mich an das Scherbenklirren an unserem Polterabend erinnerten.

„Die Katze“ — hauchte meine Frau entsetzt.

„Schneewittchen hat sicherlich unsere Staatsterrine zerschmettert — ist sie denn im Eßzimmer?“

„Und das eben war die Punschbowle mit allen sechs Gläsern!“

„Aber was treibt sie denn jetzt? Sie rast ja wie eine Besessene umher!“

„Vielleicht sehnt sie sich nach dir oder will Kaffee trinken!“

„Sieh doch mal nach!“

„Ich werde mich hüten: die wilde Bestie fällt mich am Ende an und verbeißt sich in meiner großen Zehe. Ich habe mal eine Geschichte gehört — von einem Igel — das heißt, sie handelte von einem Igel, erzählt hat mir die Geschichte — “

„Deine Großmutter!“

„Ja, woher weißt du das?“

„Sei ein Mann, steh auf und sieh nach, was da vorn in der Stube los ist...“

„Gut,“ sagte ich. „Solltest du es nötig haben, nach meinem Testament zu suchen, so findest du meinen letzten Willen — denn einen anderen habe ich hier ja nie besessen — in der rechten Schublade meines Schreibtisches. Ich wünsche ein Begräbnis erster Klasse und die Kapelle soll den Chopinschen Trauermarsch blasen.“

„Wenn du nicht schnell machst, geht das ganze gute Geschirr in Stücke!“

„Ich müßte mich ja vor der Katze schämen, wenn ich nicht mal einen Schlafrock anhätte!“

Und dann ging ich, das Licht in der linken, einen Feuerhaken in der rechten Hand, öffnete vorsichtig die Tür und leuchtete in das Eßzimmer. Überall auf dem Fußboden Scherben; während ich noch zu ergründen versuchte, was eigentlich zerschlagen sei, sah ich die Katze an mir vorbei nach dem Schlafzimmer trotten.

Gleich darauf gellte von dort ein Entsetzensschrei — ich war überzeugt, die tolle Bestie, denn es soll auch tolle Katzen geben, hinge am Kehlkopf meiner Frau. Als ich aber nachstürzte, fand ich meine Frau aufrecht im Bette sitzen, ihr starrer Finger wies nach dem Fußende.

Dort hockte die Katze, stolz, triumphierend, und vor ihr, auf dem weißen Deckbett, lag eine tote Maus, die sie bei dem Schreien meiner Frau aus der Schnauze hatte fallen lassen.

Hätte meine Frau noch länger die tote Maus ansehen müssen, wäre sicherlich ihr Haar in dieser Nacht erbleicht, aber glücklicherweise faßte Schneewittchen ihre Beute und verschwand damit. — —

Das ist die Geschichte von unserer Katze. Ich hätte, nachdem sie ihre Tüchtigkeit in so hervorragender Weise bewiesen, indem sie eine Maus aufstöberte, von deren Existenz wir gar nichts gewußt, ja, hätte sie jetzt gern behalten, aber meine Frau ließ sie gleich am nächsten Morgen vom Förster wieder abholen.

Warum? Nun, sie konnte eine Katze nicht mehr leiden, die etwas so Ekelhaftes wie Mäuse fraß.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Brännerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Brännerstraße 3 — Copyright 10. Februar 1921 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

Der Kaiser schritt in das Wärterhaus und wärmte sich den Rücken am Kamin. Er winkte die Herren seines Gefolges zu sich heran und plauderte mit ihnen, während der Leibjäger ein paar belegte Bröte und je einen Becher Wein darreichte. Zwei-, dreimal glitten die Augen des Kaisers blitzschnell zu dem Hauptmann hinüber, der still und gesammelt abseits stand und seinen Becher leerte, und musterten das tiefgebräunte Gesicht.

Der Leibjäger begann, die geleerten Becher einzupacken. Der Kaiser hob den Kopf.

„Der Hauptmann Opterberg bekommt zum zweitenmal eingeschenkt. Er ist vom Rhein."

Martin Opterberg verbeugte sich und leerte den Becher noch einmal.

Der Kaiser hatte sich für seine Zigarette Feuer geben lassen. Die Herren durften rauchen.

„Wärmen Sie sich weiter. Ich muß draußen ein paar Schritte tun, um die Beine nicht einschlafen zu lassen. Hauptmann Opterberg — Sie können mich begleiten."

„Zu Befehl, Euer Majestät."

Langsam ging der Kaiser ein paar Schritte die Landstraße entlang. Wieder flog sein Blick über das zusammengefaßte Gesicht des Hauptmanns.

„Mein lieber Opterberg, hören Sie einmal gut zu, ich will Ihnen eine Geschichte erzählen. Damit Sie verstehen, daß ich Sie vorhin nicht kränken wollte —"

„Nein, Euer Majestät . . .!"

„— daß ich Sie vorhin nicht kränken wollte durch ein Mißtrauen in Ihre Person, sondern daß ich bei meinem ersten Hineinblicken in die öffentliche Welt ein allgemeines Mißtrauen sozusagen als Weggepäck mitbekam. Weshalb ich's gerade Ihnen erzählen muß, weiß ich nicht. Aber ich tu's.

„Also ich war noch ein Junge und sollte erst im nächsten Jahre öffentlich auf dem Hofball erscheinen. Aber nichtöffentlich zuzuschauen, war mir erlaubt worden. Mein Vater hatte mir seinen ihm sehr innig befreundeten Generaladjutanten als Führer und Erklärer beigegeben. Ich fragte und er antwortete:

„General Soundso." — „Ah, der berühmte Sieger von Siebzig?" — „Na schon. Stoppt ooch die eigene Matratze." Das heißt aus dem Berlinischen übersetzt: er handelt aus selbstsüchtigen Beweggründen.

„Staatsminister Soundso." — „Ah, der politische Steuermann?" — „Stoppt ooch, stoppt ooch" . . ." — „Der Professor Soundso." — „Ah, der gottbegnadete Maler?" — „Stoppt ooch, stoppt ooch". — „Nach wem ich auch in jugendlicher Begeisterung fragte: er stopfte in seine eigene Matratze hinein."

Der Kaiser warf sein Zigarettenende fort. Seine Blicke tasteten an den nebelverhangenen Fernen.

„Sehen Sie, mein lieber Opterberg, so wurde ich für meine erste Berührung mit der Öffentlichkeit und ihren Menschen vorbereitet. Und nun bitten Sie mir meine Herren heraus. Wir wollen fahren." — —



„Puppchen muß schlafen." Nach einer Radierung von Bruno Zwiener. (Kunstverlag Wazal, Berlin.)

Die Arbeiten im Generalstab des Feldheeres hatten den Punkt erreicht, an dem der Treibriemen auf das Schwungrad aufgelegt werden konnte. Die Regimenter waren durch die Ersatzbataillone aus der Heimat aufgefüllt. Waffen, Munitionslager, Verpflegungswesen, Feldlazarette vervollständigt und auf den leisesten Anruf geregelt. Bei Tag und bei Nacht, unablässig und doch kühl und sicher hatte das Hirn der Generalstabsmänner unter der ungeheueren Spannung gearbeitet.

Martin Opterberg war zum Führer des Pionierbataillons ernannt worden, in dem er vordem eine Kompagnie geführt hatte. Die Verantwortung wuchs, aber auch das Glücksgefühl des Mannes, zu einer größeren Aufgabe berufen zu sein. Er hatte sich von Vorgesetzten und Kameraden im Generalstab verabschiedet und bestieg den Kraftwagen, der ihn in die angewiesene Stellung bringen sollte, als ihm noch ein Brief aus der Heimat zugereicht wurde. Er las ihn während der langen Fahrt und las ihn zu verschiedenen Stunden mit derselben tiefen Heiterkeit des Gemütes.

„Lieber Freund Martin," schrieb Linde Baumgart, „Deine Drahtnachricht, daß Du als Bataillonsführer an die Front zurückkehrst, ist eingetroffen und hat uns nicht überrascht. Jeder Mann, jede Frau an ihren Platz. Da mußtest Du bei den ersten sein — und bei den Vordersten. Denn diesmal geht es nicht um einen neuen Sieg, diesmal geht es um Erfüllung oder Vernichtung. Das ist mir ganz klar und nur den Menschen im Lande nicht, die euch als ihren lebendigen Stacheldraht betrachten, eigens dazu da, um ihre Geschäftemacherei sorglich zu beschirmen, und nicht etwa schreien, wenn ihr einmal verliert, sondern nur, wenn sie dabei verlieren. Diesem rührend gemeinen In-den-Tag-hinein-leben steht euer In-den-Tag-hinein-sterben gegenüber. Du aber sollst unberührt durch beides hindurchschreiten in den kommenden Tag. Dafür bete ich, so gut ich das versteh'.

Weißt Du, Freund Martin, ich betracht's doch schon halt als ein Glück, daß Du aus der Hofluft heraus bist. Ich hab' zwar den Hofknicks ein gut dutzendmal versucht, aber das Niederducken liegt mir nicht so, als das Hinauflangen, und so will ich Dir lieber zur Begrüßung um den Hals fallen, wenn Du heimkommst, ob's schicklich ist oder nicht.

Mutter Christianes Regiment auf dem fernen Opterberghof ist wohltuend für Mensch und Tier. Die Leute sagen: sie hat eine glückliche Hand. Aber nein, das ist es nicht. Sie hat den klaren und heiteren Geist, der das Mögliche sieht und mit voller Liebeskraft erfaßt, statt über den eigenen Schatten springen zu wollen. Das gibt ihr dies wunderbare Gefühl der Zulänglichkeit für diese Welt und die Erlaubnis, das Leben trotz allem immer noch schöner zu finden als das Sterben. Sie hat mich jahrelang in die Schule genommen, und dazumal ließ mich mein höchster Mädchenehrgeiz wünschen: ich möcht' Martin Opterbergs Mutter sein.

Die Attermanns sind ein wenig heruntergearbeitet, aber es macht ihnen nichts aus. Der Christoph ist zwar nicht mehr felddienstfähig geworden nach dem schweren Schuß, aber auf der Werft steht er seinen Mann für zehn, und Du wirst Deine Freude haben, zu sehen, wie sein unermüdlich fleißiges und unermüdlich gütiges Wesen erstarkend auf Meister und Arbeiter wirkt. Ich hab' nun wieder Kleider angelegt und bin die Werftkanzlei. Schwester Therese sehen wir nur am Abend. Sie bringt dem Vaterland das Opfer ihrer ganzen Person, indem sie ihm aus den blutigen Opfern des Krieges neue Söhne rettet. Die Laute hat sie mir überantwortet und ihre Lieblingslieder. Ich sing' sie ihr, wenn wir Schwestern zwei zusammenhocken, und schaff' ihr Freud'. Denn ohne die Menschenfreud', sagt Schwester Therese, wär' alles Leben und Streben kalt und blind, und die Menschenfreud' macht selbst das kleinste Dasein lebenswert. So hab' ich meinen Posten auf der Werft und daheim und werd' nicht von ihm weichen, es komme was da will.

Das alles sollst Du wissen, Freund Martin, damit Du nach Deiner Mutter Art klaren und heiteren Geistes auf Deinen Platz marschierst. Du bist bei uns, und wir sind bei Dir. Da kann uns nichts geschehen. So sei gegrüßt von Deiner Freundin Linde."

Als Martin Opterberg den Brief zum letzten Male gelesen hatte, fuhr er bei der Division vor. Der Standort seines Bataillons wurde ihm benannt. In selber Stunde noch machte er sich zu Fuß auf den Weg und traf am Abend auf seine alte Kompagnie, bei der er sich als Bataillonsführer einrichtete. Hundert rissige und schwielige Hände streckten sich ihm entgegen. Er drückte sie der Reihe nach und fühlte, daß nur Liebe Liebe zeugt. Kerntruppe war's. Gelernte Männer und kein unreifes Volk. Schiffer, Handwerker, Meister und Gesellen. Leute vom Rheinstrom, um den es ging.

„Verdammt dicke Luft, Herr Hauptmann."

„Deshalb hat man uns hierhergeschickt und keine Frauensleut'."

„Das stimmt wie's As auf der Baßgeig'." — —

Martin Opterberg stand auf seinem Posten. Nie vergaß er den Tag und die Stunde des über die Erdenmasse nach den Wolken langenden Angriffbeginns. Totenstille — lähmend — hirnzerpressend. Das Springen des Sekundenzeigers. Und auf den nächsten Sprung hin wie die losgelassene Hölle — das Gebrüll von dreitausend deutschen Geschützen, kreischend, fauchend, johlend und rasend, Luft und Leben zerreißend und verschlingend.

„Antreten! Antreten! Zum Sturmangriff!"

Einen Alp stießen die Männer von der Brust. Ein Stöhnen ging durch die Reihen. Erlösung ...

Und wieder hatte die Zeit die Atemlosigkeit des Vormarsches. Atemloser noch. Überstürzender. Alles Denken verwischend. Die Stellung des Feindes! Nehmen — nehmen um jeden Preis! Liegt schon hinter uns. Was jetzt? Die nächste! Und wiederum die nächste! Haben wir ... haben wir. Da setzt sich der Feind. Minenwerfer vor! Ein paar Tonnen Eisen in die Grabennester! Hei, das spritzt! Jagt ihn — jagt ihn! ... Der Atem langt nicht mehr ... Er langt!!

Und er langte durch die Tage, durch die Wochen. Er langte für das wütende Drauflos, für das schäumende Ringen, für das blutige Siegen. Er langte noch für den kurzen, bleiernen Schlaf in den Schlammfeldern und Granatlöchern. Er langte für das stürmende Vorwärts — für das langsame Rückwärts reichte er nicht mehr.

Zurück! Wechselndes Schlachtenglück! Eine neue eiserne Linie ziehen ... Neue Kräfte sammeln ...

Neue Kräfte! Zum Teufel waren die alten. Eine neue eiserne Linie! Das ging nun schon vier Jahre fast so.

Finster und keuchend schoben sich die Heeressäulen über das wüste Siegergebiet zurück. Kein Halm, kein Haus. Grinsende Trümmerleere. Flüche knarrten. Verwünschungen. Spottreden sprangen auf und liefen wie giftige Lauge.

„Schämt euch Kerls — Cohns Aktien fallen."

„Nehmt Rücksicht auf Schiebers — das Pack sitzt in der Sommerfrische."

„Die Regierung ist laufen gegangen — da sollen wir nicht?"

„Die Juden verkaufen uns mit Haut und Haar!"

„Nicht die Juden: die Junker! Sie fürchten sich."

„Ob Jud' oder Junker — wartet, wenn wir heimkommen!"

Und die Gegenwogen der Feinde stürmten heran. Amerikas frischgesandtes Millionenheer an der Spitze. Kehrt, und die Wogen aufgefangen! Und die abgehetzten, ausgemergelten Truppen ließen Hader und Spott, wurden noch einmal zu Helden, warfen ihre hageren Körper den vollsaftigen, kraftgenährten Burschen entgegen, flackernden Auges, Schaum vor dem Mund.

„Laßt sie nicht durch! Sie wollen an den Rhein! Hört ihr's — an den Rhein! Hund — du oder ich!"

Schon war das Etappengebiet Kampfgebiet. „Wo bleibt die Verpflegung? Wo sind die Fettwämse? Ausgekratzt ist die Bande! Sie sagt, sie kann's Schießen nicht hören! Aber mit dem Maulwerk klappern kann sie, wenn's eine Schweinerei auszuhecken gibt. Die Vaterlandsverteidiger, die!"

Irgendwoher schrie eine Stimme: „Recht haben sie! Macht's ihnen nach und rettet eure Knochen! Zu Haus ist nötiger dreinzuschlagen als hier!" Und ein Brausen ging durch das Heer wie kämpfende Fluten.

Und das Brausen wurde zum Wirbelwind, als die Kunde von Waffenstillstandsverhandlungen durch die Reihen flog. „Jeder Schuß Pulver ist umsonst! Es geht zu End'! Wer sich noch einer Kugel aussetzen wollt', müßt' verrückt im Kopfe sein!"

Da griffen die Franzosen in Massen an. Da kühlten sie ihr Mütchen an den hirnlos Gewordenen, von denen sie vier Jahre lang in hundert Stürmen und Schlachten zusammengehauen worden waren. Da warfen ganze Bataillone, ganze Regimenter die Waffen zu Boden und gingen über, ließen sich wie Herden aus der Schlacht in die Gefangenschaft führen. Leben, leben, leben ...

Martin Opterberg stand mit seinem Bataillon in der kämpfenden Nachhut. Er war mit seinem Bataillon zu einem wildfeuernden Artillerieregiment geraten. In seinem pulverschwarzen Gesicht glühten die Augen wie Flammen. Mit heiserer Stimme schrie er über den Lärm.

„Schließt euch zusammen, Pioniere! Das wär' der erste Pionier, der überlief! Gebt's ihnen, Leute! Auch der Franzmann hat nur ein Leben! Zur Hilfe den Braven von der Artillerie!"

Und mit keuchender Brust, mit verbrannten Händen halfen die Pioniere den zusammengeschossenen Artilleristen laden und feuern, laden und feuern — bis die Nacht kam und sie die Geschütze zurückziehen konnten.

Der Herbst war in den Winter umgeschlagen. Im Novembersturm brach das kaiserliche Deutschland über der Wurzel ab. Das Volk hatte die Regierung in die Hand genommen, und der Kaiser war auf Drängen seiner ratgebenden Generale über die nahe Grenze nach Holland gefahren. Armer Verlassener, dachte Martin Opterberg, als die Kunde der sich überstürzenden Geschehnisse verzerrt und begeifert durch die Heerestrümmer lief, deine Generale kennen die Seele des Kriegs, aber nicht die Volksseele. Nun erst bist du ganz verlassen ...

Unter der Peitsche der Waffenstillstandsbedingungen wälzte sich das Heer dem Rheine zu. Angstgejagt, nicht rechtzeitig mehr über den Strom zu gelangen, in die Freiheit, in die Heimat. Nur die Kampftruppen, die Nachhut, folgten langsam. Am 10. Dezember des Jahres 1918 setzte Martin Opterberg mit dem Rest seiner Pioniere als die letzten über den Rhein. Es war unterhalb Düsseldorfs.

Er sprang aus dem Kahn und stand, während die anderen Kähne landeten, mit starrem Weh in den Augen am Ufer des entheiligten Vaterlandstromes. Die Seinen scharten sich um ihn. Es war ein Abschied.

Ein Trupp jugendlicher Burschen aus der Fabrikgegend stob heran. Sie schrien und fuchtelten mit den Armen.

„Die Kokarden von den Mützen! Die Waffen her! Wird's bald?"

Das war der Heimatgruß.

Ein langer, angetrunkener Bursch sprang den Hauptmann an und griff in seine Achselstücke.

„Herunter mit den Herrenzeichen! Willst du wohl klein werden, du Leuteschinder?"

Martin Opterberg hatte sich von seiner Überraschung erholt. Er hob die Faust und schlug sie dem Angreifer zwischen die Augen, daß er taumelte und sich erbrach. „Reibt ihnen den Hintern mit Pulver ein, sie haben mit dem Gesicht noch keins gerochen!" wüteten die Heimkehrer, schlugen mit den Ruderstangen drein und jagten die Grußbringer in alle Himmelsrichtungen.

„Nun schleicht euch heim, ihr treuen, tapferen Männer, schleicht euch in die Heimat hinein, die todkrank ist," sagte Martin Opterberg und schüttelte immer wieder die rissigen, borkigen Hände. „Wir sehen uns wieder. Wir sind nicht nur mit dem Mund und im billigen Sonnenschein Kameraden gewesen. Wir gehören für's Leben zusammen. Eure Wohnorte weiß ich, und ihr wißt den meinen. Grüßt Frau und Kinder von dem Mann, der keinen Dank an euch für groß genug hält."

Drei Hurras schrien die heiseren Kehlen für ihren Hauptmann in die rheinischen Dezembernebel ...

Im Fußmarsch erreichte Martin Opterberg in später Nacht seinen Wohnort. Schmutzbedeckt, in altem, zerrissenem Soldatenmantel, den Schirm der Mütze in das hagere Gesicht gezogen. Wie ein Nachtwandler ging er an dem eigenen Hause vorüber, das mit geschlossenen Läden im Dunkel lag, und gelangte zum Hause der Attermanns. In einem Zimmer brannte noch ein Licht. Er drückte auf den Knopf der Klingelleitung und sah, wie nach Sekundenstille jäh das Licht im Treppenhaus aufflammte. Dann wurde die Tür aufgerissen, und er schwankte ins Haus.

„Da bin ich, Linde Baumgart."

Sie stand vor dem Müden, Schmutzbedeckten, in einem weißen Gewand, das sie in der Hast übergeworfen hatte, und alles an ihr atmete die frische Reinheit, die Gesundheit und Schönheit des jugendlichen Weibes.

Jetzt aber schaute sie ihn entgeistert an.

Und er starrte sie an wie eine Erscheinung aus fernen Erinnerungswelten.

Ein Funke sprang in seinem Auge auf, wie im Auge Hungernder und Dürstender, die eine Schale voller Früchte sehen. „Da bin ich, Linde Baumgart," wiederholte er, trat auf sie zu, griff mit den Händen in ihre Schultern, riß ihren Leib an sich und bedeckte ihr Gesicht mit seinen wilden Küssen. Die Glieder schmerzten sie unter seinem harten Griff.

„Gib mir die Arme frei," bat sie atemlos.

„Wozu die Arme?"

„Damit ich sie dir um den Hals legen kann, wie ich es dir versprochen hab'. So — so — so ... Nun sei ganz ruhig, Martin Opterberg."

Ein Aufschluchzen kam von der Treppenstiege. Dort stand Therese Attermann, und Christoph Attermann führte sie mit feuchten Augen dem Heimgekehrten zu.

„Zwei Schwestern heißen dich zur Nacht willkommen, Martin, und ein Bruder. Glücks genug im neuen Deutschland."

13.

Zwei Tage und zwei Nächte hatte Martin Opterberg in tiefer Erschöpfung gelegen. Ein paarmal war er aufgefahren, mitten aus seinem bleiernen Schlaf heraus, hatte wirren Auges um sich getastet, das weiche Bett gefühlt und an seinem Körper das linnene Hemd, und sich vergebens zu besinnen versucht. Wo lag er mit seinen todmüden Leuten? In Nordfrankreich? Dort kam man nicht in die Betten. In Belgien irgendwo? Sie hatten

die aufgeregten Städte umgehen müssen und auf den Feldern rings um die Lagerfeuer gelegen. Also wohl gar auf deutschem Boden schon, in der Eifel? Aber in der Eifel trugen er und seine Pioniere längst kein Hemd mehr auf dem Leib. Das trugen sie längst schon in seinen letzten Fetzen um die wunden Füße gewickelt. Er lallte die Namen seiner Vertrautesten und horchte stumpf auf Antwort. Er starrte mit schlaffschweren Augen nach den verhängten Fenstern. In seinem müden Hirn tauchte ein Bild auf: eine Mädchengestalt — so weiß, so leuchtend an Gliedern und Gewand. Ja, doch, das hatte den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht, daß es noch solch eine blitzblanke Sauberkeit an Menschen und Dingen gab. Und einmal — einmal hatte er ein Mädchen in Weiß gekannt, das schmiegte die Wange verträumt an den Lautenhals und sang: Du bist die Ruh — der Friede mild ... Therese! — Nein, nein, Therese war weinend hinzugetreten, und Christoph hatte sie an der Hand geführt. So war's — so war's ... Er lag im Attermannschen Hause. Er hatte Wein getrunken und sich gesättigt, hatte ein heißes Bad genommen und sich in ein schneeweiß Hemd gehüllt, in ein schneeweiß Bett gelegt. Schlafen... schlafen ... schlafen ...

Wieder wachte er auf, und eine sanfte Frauenhand stützte seinen Kopf, eine sanfte Frauenhand gab ihm aus einer Tasse starke Fleischbrühe zu trinken. Dann hatte er sich wieder in die Kissen gekuschelt wie als Bub auf dem Opterberghof, wenn es noch nicht ganz die Aufstehenszeit war zum Abmarsch in die Schule. Und beim nächsten kurzen Erwachen hatte es sich wiederholt: die Frauenhand, der stärkende Trunk, das wohlige Hinüberschlummern.

Jetzt aber stand er auf den Beinen, schüttelte die letzte lässige Müdigkeit von sich und zog die Fenstervorhänge beiseite. Draußen flockte ein weicher Schnee in der Luft. Adventsschnee, dachte er, und es rieselte ihm wie heimatliche Erinnerungen durch die Seele. Er öffnete einen Spalt weit die Fenster, daß die reine Winterluft einströmen konnte.

„Guten Morgen, Martin. Schon ausgeschlafen?"

„Schon? wiederholte er und reichte dem eintretenden Freunde die Hand. „Es ist neun Uhr."

Christoph Attermann beklopfte die Hand, als wäre es eine kleine Knabenhand, und schmunzelte behaglich.

„Aber es liegen zwei Tage und zwei Nächte dazwischen, alter Kamerad, denn die erste zählt nicht, weil wir dich erst gegen den Morgen hin zu Bett geschafft hatten."

„Alle guten Geister! Ist das die Wahrheit?"

Christoph Attermann lachte über das ganze Gesicht.

„Darum hatt' ich gedacht, du wolltest den Schlaf gleich bis zum Weihnachtsfest ausdehnen, und wunderte mich baß, als ich dich hier oben herumhantieren hört'. Weißt du, Martin, das Theresel war schon zur künstlichen Ernährung übergegangen. Ihretwegen hätt'st du die vierzehn Tag' bis zum Fest ruhig durchschlafen können."

„Das war also die Therese ...? Ich komm' doch mein Lebtag nicht aus ihrer Kur heraus. Aber jetzt möcht' ich einen ganz anderen Kollegen vom Theresel sehen, Christoph, den Bartscherer. Ich schau' aus wie unsere Vorfahren, als sie noch auf den Bäumen saßen und mit Kokosnüssen warfen."

„Ich hab' die ‚Konkurrenz' schon benachrichtigen lassen. Dacht' mir gleich, als ich hier hinaufstieg: jetzt wird der gesittete Mensch in ihm zum Durchbruch kommen, weil er Damen im Hause weiß. War bei mir nicht die Spur anders, Martinle."

„Damen —?" fragte Martin Opterberg. „Ist die Linde gar bei euch?"

„Nun leg dich gleich wieder nieder und schlaf noch einmal aus. Busselst das Mädel ab, daß alle Farb' herunter ist, und fragst so erstaunt, als ob's der Buchhalter hätt' gewesen sein können. O nein, mein Lieber, wenn die Linde auch den Buchhalter auf der Werft macht seit Jahr und Tag — in der Nacht hast du sie für ein rechtschaffen sauber Frauenzimmer genommen und sie zusammengedrückt, daß die Therese sie gleich in ärztliche Behandlung hat nehmen müssen."

„Das tat die Freud', Christoph —"

„Daß es nicht der Zorn tat, hab' ich mir schon selber denken können. Horch, da kommt der Bader. Ich hör' sein hungriges Scherengeklapper. Deinen Winteranzug hat die Linde aus deinem Haus geholt und dein bedürftig Feldgrau einstweilen in die Mottenkiste gesperrt. Tritt nur hier ins Nebenzimmer, da findest du alles zur Erneuerung, auch Theresens unlauteren Wettbewerber mit dem Messer."

Wie fröhlich er ist, dachte Martin Opterberg. Wie er mir alles heimatlich machen will, als wär' das furchtbare Dahinten nur ein wüster Nachtspuk gewesen.

Eine Stunde darauf erschien er in seinem bürgerlichen Anzug, bartlos und mit wohlgeordnetem Haar im Familienzimmer. Die Frauen standen auf und eilten ihm entgegen. Christoph Attermann schlug vor Verwunderung die Hände zusammen.

„Kaum ein Lot Fleisch hast du auf dem Körper. Das muß wieder her, und der Schnurrbart muß auch wieder her, daß du uns nicht fremd bist."

Die Frauen hatten den Wiedergekehrten begrüßt und noch einmal willkommen geheißen. Aber die heftig aufwogende Freude war einer nur mühsam verschleierten Scheu gewichen. So anders sah der Freund im hellen Tageslicht aus.

Sie saßen bei ihm am Frühstückstisch und lugten heimlich nach seinen Augen. Die lagen tief und fern, als schauten sie immer noch in eine andere Welt. Die Haut spannte sich herb über den Backenknochen. Nur der schöne starke Mund atmete dem Leben entgegen.

„Gelt, Therese, du kriegst einen Schreck? Und auch die Linde hatte sich ihren Freund wohl ein wenig anders vorgestellt? Laßt mir Zeit. Es wird schon wieder besser."

„Du bist uns gerade recht so, Martin ..."

Er schüttelte den Kopf.

„Erst muß der Bilderwirrwarr aus den Augen fort und der Lärm aus den Ohren heraus. Habt ihr eine Zeitung? Ich weiß so gut wie nichts seit mehr als sechs Wochen und muß mich doch in die neue Zeit hineinfinden. Nachher will ich zur Werft."

„Zur Werft wird erst morgen gegangen," bestimmte Christoph Attermann. „Der Arzt, den du schon in der Fuchsenzeit mit deinem Vertrauen beehrt hast, hat's so und nicht anders angeordnet. Die Zeitungen der letzten sechs Wochen aber findest du geordnet in meinem Arbeitszimmer, und eine Zigarre obenbei. Nun komm und mach's dir bequem."

„Erst möcht' ich der Mutter eine Drahtnachricht schicken. Ich hätt's schon in der ersten Nacht tun sollen."

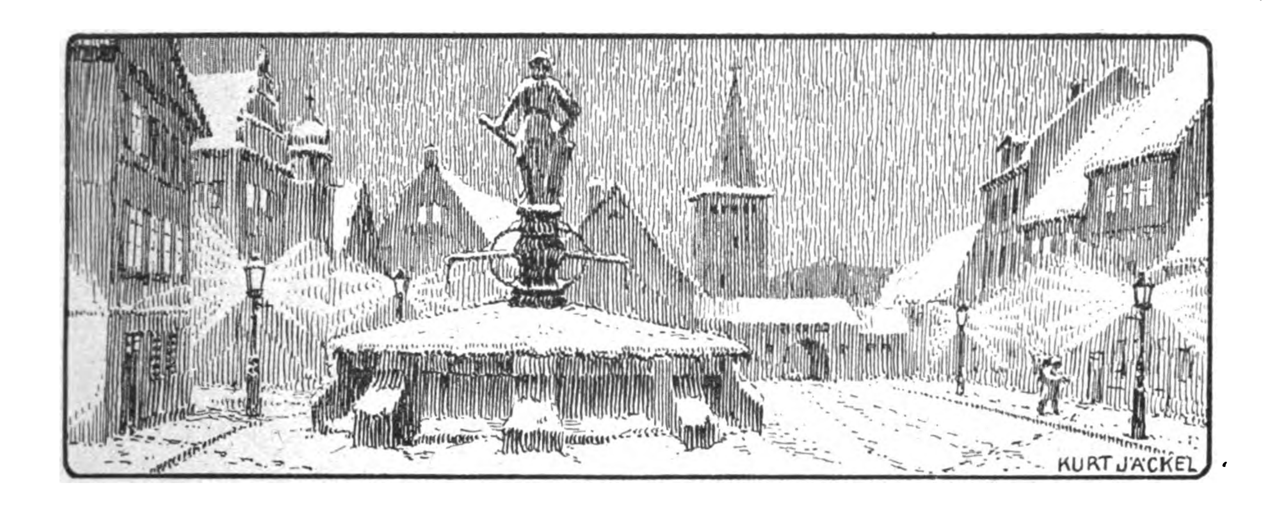
„Das hat die Linde schon ganz aus sich selbst besorgt. Du hattest noch nicht das zweite Auge zu."

Martin Opterberg blickte auf. Zum erstenmal blickte er dem Mädchen voll in die Augen. Die Jugendblüte hatte sich erschlossen, über den Kelchrand lugten weiche, warme Frauenaugen, die das Menschenlachen ersehnten. Jetzt hielten sie seinem Blicke stand.

Er reichte ihr die Hand, die sie fest in die ihre nahm.

„Du warst die erste, die mich begrüßte, Linde. Und es ist schön, daß du diesen Gruß gleich an die Mutter weitergegeben hast."

Diesen Gruß ...? dachte Linde Baumgart, und ein Lächeln ging um ihren Mund. (Fortsetzung folgt.)



Der schweigsame Gast. Skizze von Georg Fritz Voß

Ich habe noch zwei Stunden Zeit. Dann kommt er aus dem Nebenzimmer, wo er sich jetzt aufhält, herein. Er hat es gesagt, und ich weiß, er hält sein Wort. Ich benutze die Zeit, der Feder mich anzuvertrauen, wie ich das immer in guten oder in sehr bösen Stunden getan habe.

Seltsam, daß ich mich nicht fürchte! Bis heute habe ich immer vor dem Sterben gezittert. Es war mir fürchterlich zu wissen, daß einmal die Stunde kommt, wo ich aufhören werde zu atmen, Musik zu hören, Dummheiten zu sehen, die Menschen zu ärgern oder über sie zu lachen; wo ich aufhören werde, da zu sein, ich, ein denkender, fühlender Mensch! Weg! Fortgeblasen! Verweht! Entsetzlicher Gedanke, daß da eine große Dunkelheit ist, in die ich einmal hineinschreiten muß! Vor der es kein Entrinnen gibt, keine Klugheit, keine Wissenschaft, keine Philosophie! Wie ich es haßte, dies dunkle, weitgeöffnete Tor, das ruhig abwartet, bis ich an der Reihe bin! Ich liebe das Licht, ich liebe die Sonne, weil sie leuchtet, weil sie wärmt, weil sie lebendig macht; ich liebe sie, weil sie mir verwandt ist im Geben und Sterbenmüssen, weil sie alle Tage schenkend abnimmt wie ich, winzig sterbend alle Tage, aber mit derselben Gewißheit wie mein unendlich kürzeres Leben.

Das war, als ich noch nicht wußte, wie das Sterben ist. In diesem Augenblick, wo ich es weiß, erscheint es mir als der Abschluß einer Episode, eines Dramas oder einer Komödie, von der man nach Hause geht.

Aber ich wollte ja niederschreiben, wie es kam.

Ich war allein in meinem Hause. Ich stand an der Verandatür und sah in den verdämmernden Garten, in dessen Schatten die Rosen wie glühende Lippen auftauchten und verschwanden. Da klingelte es. Ich wunderte mich, wer mich zu so später Stunde unangemeldet aufsuchen konnte, glaubte an einen Gelegenheit suchenden Einbrecher und ging, vorsichtig zu öffnen.

Vor mir stand mein Freund E. Mir fiel sofort auf, daß er heute übergroß war, bedeutend größer und breiter als gewöhnlich, auch störte mich das Monokel, das ich bei ihm nur zu feierlichen Gelegenheiten bemerkt hatte. Aber das Gesicht war unverkennbar das meines Freundes.

Er trat mit der alten selbstverständlichen Sicherheit ein. Mir war ein wenig unbehaglich. Doch kam ich nicht zu irgendeiner Überlegung, denn er ging wie immer, den Hut unter dem Arm, sogleich in mein Arbeitszimmer. Dort bat ich ihn, immer etwas beklommen, Platz zu nehmen. Er setzte sich auch, verhielt sich aber merkwürdig schweigsam. Ich plauderte indessen, so gut ich konnte, und beobachtete ihn dabei, wie der Vogel den Marder, der sich seinem Neste nähert. Der Ausdruck seines Gesichts mißfiel mir heute außerordentlich. Die englische Unbeweglichkeit, die mich beim Anblick der Züge dieses Sportmannes immer mit stillem Neid erfüllt hatte, weil sie das Merkmal einer durch den Sport kultivierten Seele ist, kam mir heute ins Arabeskenhafte gesteigert vor. Das kühle Auge, in dessen Grunde doch sonst eine große Güte schlummerte, erschien mir heute eisig und ohne Erbarmen. In dem Dunkel des Zimmers schien mir das Einglas noch die Kälte seines Blickes zu erhöhen. Ich erhob mich, um Licht zu machen. Er winkte ab, und ich sank gehorsam in meinen Stuhl zurück.

Plötzlich kroch Entsetzen langsam meinen Rücken herauf und krallte sich um meinen Hals. Ich konnte kein Wort mehr sprechen. Das deutliche Gefühl einer Gefahr, einer entsetzlichen Gefahr, ließ meinen Puls erstarren. Wenn er jetzt aufgestanden wäre, mich zu töten, ich hätte kein Glied rühren können.

Und er stand auf. Ich starrte ihn an und erwartete das Messer, wortlos, stummer als ein Tier. Aber er ging hinaus, und ich folgte ihm wie ein Hund. Er schritt über den Korridor, trat in das Schlafzimmer und öffnete, ohne meines Schlüssels zu bedürfen, den verborgenen Wandschrank, den ich ihm nie gezeigt hatte. Er entnahm ihm die Scheine, die ich dort heute erst verwahrt hatte, ein dickes Bündel, und zerriß sie vor meinen Augen in kleine Stücke, ohne mit der Wimper zu zucken. Es war der größte Teil meines Vermögens. Ich stand dabei und wollte schreien, denn ihm zu wehren wagte ich nicht. Aber ich vermochte keinen Laut hervorzubringen. Da machte ich eine unerhörte Anstrengung. Ich versuchte, mich von ihm loszureißen, langsam den Ausgang zu gewinnen, um zu fliehen und Nachbarn zu rufen. Aber wie an unsichtbarer Leine, deren Ende er hielt, vermochte ich nur, mich ein paar Schritte von der Stelle zu rühren, dann sah er mich an, und es war, als ob er das Band, das mich fesselte, wieder näher an sich heranzog.

Wir kehrten wortlos in das Arbeitszimmer zurück. Jetzt drehte er selbst eine der elektrischen Kerzen an, so daß der Raum in melodisches Halbdunkel gehüllt blieb. Darauf nahm er wieder mir gegenüber Platz. Ich suchte nach Worten, denn diesem unerträglichen Zustand mußte endlich ein Ende gemacht werden. Ich ertrug das nicht länger. Endlich fand ich Mut, ihn zu fragen, weshalb er gekommen sei.

Da ging eine seltsame Veränderung in seinen Zügen vor sich. Der strenge, unerbittliche Ausdruck milderte sich;

das kalte Auge bekam ein wärmeres Licht, und während er sich mir voll zuwandte, um mich anzusehen, flutete eine unaussprechliche Güte aus seinem Antlitz auf mich nieder. Und in seinen seltsam sprechenden Augen las ich alles. Ich fragte nur noch: muß es sein? Als er langsam nickte, ohne ein Wort weiter zu sagen, da fühlte ich eine erlösende Ruhe über mein Herz strömen. Das Entsetzen war gewichen. Eine nie gekannte Festigkeit war an seine Stelle getreten. Warum nicht heute, statt in zehn oder zwanzig Jahren, da es doch einmal sein muß? Und mit einem Schlage erkannte ich, wie töricht die Furcht vor dem Tode ist, da man doch nichts fürchten sollte, was unabänderlich ist.

Er reichte mir die Hand — die alte, feste, zuverlässige Freundeshand — und ging ins Nebenzimmer. In zwei Stunden, hatte er gemurmelt und mich fest aber gütig angesehen. „In zwei Stunden", hatte ich wiederholt, die Hand noch in seiner, als ob es um das größte Versprechen unserer langen Freundschaft ginge.

Die Zeit eilt. Wie lächerlich, sich darum zu kümmern! Wie beschränkt von den Menschen, sich so viel Umstände zu machen! Alle glänzenden Begriffe, Beruf, Ehrgeiz, Kampf, Mühe, alle halten hier! Mir ist, als ob sie auf einmal vergebens vor meiner Tür warten müßten, diese Betäuber des Sterbenmüssens.

Was ist schön? Was war schön? Diese Frage taucht empor in mir wie eine Wasserrosenknospe. Sie scheint mir die wichtigste aller Fragen des Lebens zu sein, viel wichtiger als alle Erfindungen der Neuzeit, vom Flugzeug bis zum letzten Heilserum. Und die Tölpelhaftigkeit der Menschen erschreckt mich, die doch den Bazillen nachlaufen, anstatt der Schönheit. Bazillen gab es doch schon immer, und kein Baumaffe kümmerte sich darum. Aber das Leben ist kurz und seine Schönheit selten. Nun, ich lasse euch allein mit eurem Spielzeug!

Ich prüfe mein Leben: was war schön? Das ist die Frage! Sein oder Nichtsein? Armer Hamlet, wie nebensächlich! Aber, ob es eine, auch nur eine Schönheit gehabt hat, das ist hier die Frage!

Mein Weib! Mein Frühling und mein Sommer, die ich lebte; meine Sonne und mein Garten, die ich liebte; meine gute Fee und meine Göttin, die ich anbetete. Das war Schönheit in meinem Leben! Dann — eines Tages alles erloschen, fort, gräßlich! fürchterlich!

Mir ist heute ganz klar, warum das kam. Ich dachte zuviel an mich, an meine Arbeit, an meinen Ruhm. Ich machte den Fehler noch, den sie alle machen: Arbeit! Arbeit! vorwärts, aufwärts! — und hinter mir stahl sich das Glück davon, mein Leben, meine ganze irdische Ewigkeit. Heute weiß ich: wenn man eine Göttin hat, so soll man vor ihr knien in dem Tempel, den man ihr bauen muß. Nicht denken, Gott und die Schönheit sind überall, was bedarf es noch der Mühe? Und mit einer guten Fee soll man flüsternde Reigen tanzen, wenn der Mond über den Blumen glitzert. Wer doch das immer wüßte, solange es Tag ist!

Ich habe längst keine Rache mehr, nur noch Bedauern. Aber ich bin ganz ruhig. Der Zeiger rückt näher und näher. Wie albern, daß man den Schmerz erfand, die Stunden zu zählen! Bloß um es zu wissen.

Ich werde an den Flügel gehen und die Neunte spielen. Er wird es mir gewiß erlauben. Die letzten Minuten wird er mir schenken. Ich höre ein Geräusch. Ich glaube, er kommt. Da ist er! — —

Zwiegespräch. Von Max Petzold

„Er ist deiner nicht wert!"
„Bin — ich — es denn?"
„Er liebt dich nicht!"
„Er wird mich lieben."
„An seiner Seite wirst du leiden."
„Im Leiden werd' ich glücklich sein."
„Er will nur herrschen."
„Ich will ihm dienen."
„Dein junges Leben, er wird es trüben."
„Ich segne den Schmerz, er kommt von ihm."
„Er wird dich verlassen."
„Nur kurze Zeit."
„Einer andern folgen."
„Er kehrt zurück."
„Öffne die Augen! Du stehst am Abgrund!"
„Die Augen geschlossen fühl' ich mein Schicksal."
„Wach auf!"
„Laß mich."
„Wohin?"
„Zu ihm."
„Worauf baust du dein blindes Vertrauen?
Diese Quelle der Zuversicht, wo entspringt sie?"
„Ich liebe ihn." —

Gang in der Nacht. Von Karl Bröger

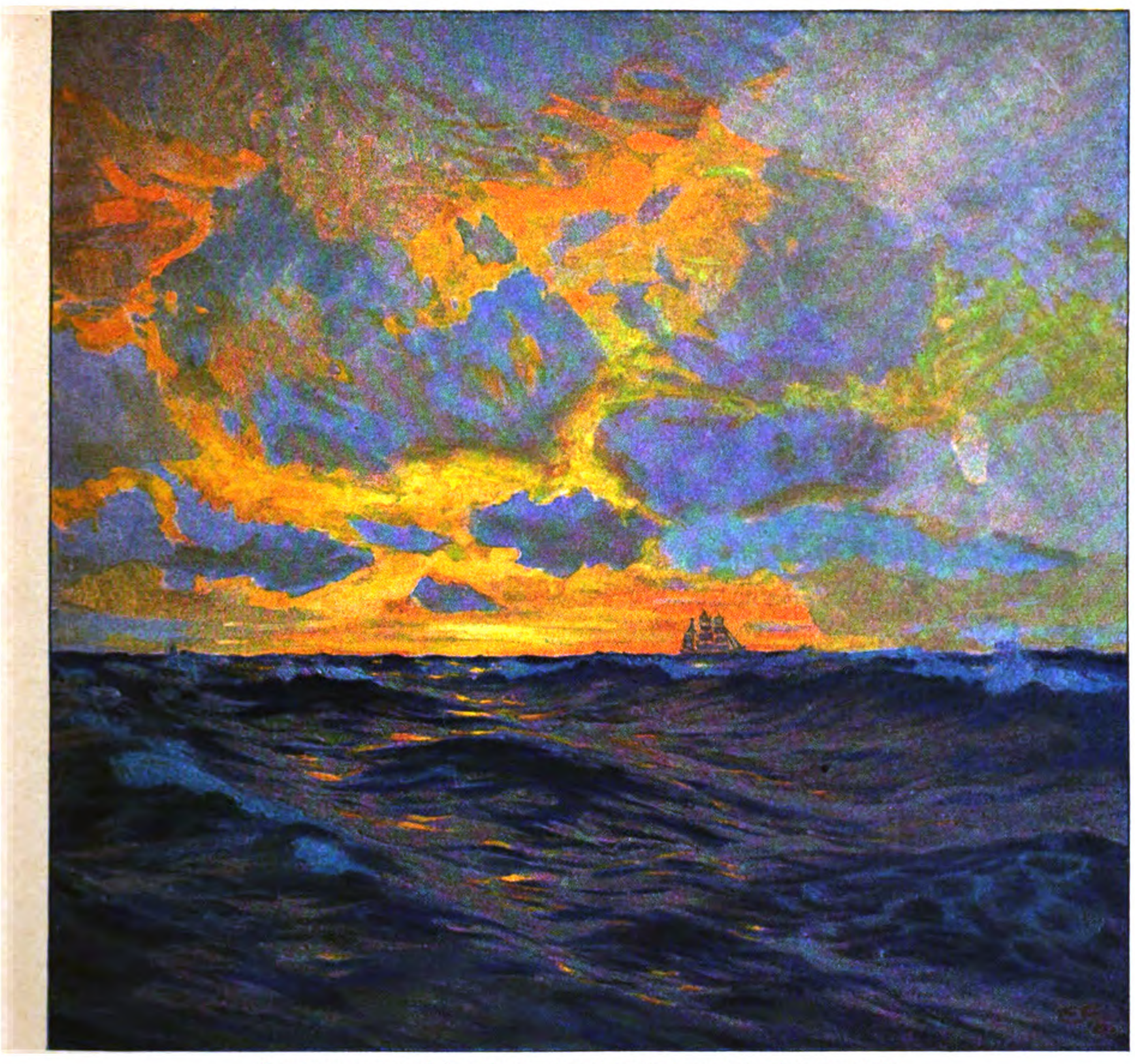
Die Sonne hat sich ganz vertan,
es bricht ein trüber Abend an,
verhängt das Land, verstellt die Sicht,
und Schatten scheiden uns vom Licht.

Wir wandern in die Nacht empor,
die Nacht steht wie ein dunkles Tor.
Sie reckt sich hoch und streckt sich breit
und überwölbt die Ewigkeit.

Wir hören unsre Schritte wohl,
die Straße klingt von ihnen hohl.
Doch können wir den Weg nicht sehn
und müssen fremd ins Fremde gehn.

Nur manchmal tastet eine Hand
dir zärtlich zaudernd ans Gewand,
und eine Kinderstimme singt
von Blüten, die ein Frühling bringt.

Dann huscht durch unser Herz ein Schein,
der hüllt uns in sein Leuchten ein,
und uralt alte Kunde raunt
um unsre Brust, die fromm erstaunt.



Sonnenuntergang nach dem Regen. Nach einem Gemälde von Ernst Frommhold.

Etwas vom Namen

Eine rechtliche Plauderei. Von Geh. Regierungsrat Johannes Neuberg

Endemann sagt in seinem Lehrbuch des bürgerlichen Rechts: „Die Tatsache, daß nach fester Rechtssitte mit jedem Menschen ein Familienname verknüpft ist, der bestimmt ist, in Verbindung mit dem Namen zur Kennzeichnung und Unterscheidung der Individuen zu dienen, fordert für den bürgerlichen Namen die juristische Anerkennung und den Schutz des bürgerlichen Rechts." Das klingt fast wie selbstverständlich, und doch hat es langer Zeit und vielfacher rechtswissenschaftlicher Erörterungen bedurft, ehe sich solches Recht durchgerungen hat. Doch zunächst: Wie entsteht der Name des einzelnen? Darüber befindet das Bürgerliche Gesetzbuch, dort heißt es: Das Kind erhält den Familiennamen des Vaters. Ist es außer der Ehe geboren, den der Mutter. Es verliert aber den so erworbenen väterlichen Familiennamen eine Tochter hinwiederum durch die Verheiratung, sie erhält dann den Familiennamen ihres Mannes. Natürlich darf sie sich des Zusatzes geborene . . . bedienen, es wäre aber nicht rechtens, wenn sie einfach ihres Ehemanns Namen ihrem väterlichen anfügte. Es erscheint das alles kaum des Sagens wert — und doch herrscht gerade über die einfachsten Rechtssätze vielfach Zweifel und das Streben, sie außer acht zu lassen. Erst vor kurzem erlebte ich, daß eine Ehefrau ein Patent auf ihren Mädchennamen anmelden wollte und höchlichst erstaunt war, als sie erfuhr, daß sie das nicht dürfe. Die Ehefrau hat eben durch ihre Verheiratung gewisse Einbuße ihrer Rechte erlitten, dazu gehört der Namensverlust. Solcher Verlust erleidet aber Ausnahme. Es kann nämlich eine geschiedene Ehefrau, die an sich den Familiennamen ihres Mannes behält, auf ihren väterlichen Namen zurückgreifen. Sie kann auch, wenn sie vor Eingehung der neuerlich geschiedenen Ehe schon verheiratet war, auf den Namen ihrer Vorehe zurückgreifen, es sei denn, daß sie allein für schuldig befunden worden ist. Die geschiedene Frau Müller verw. gew. Lehmann geb. Richter kann sich also Frau Müller oder Frau Lehmann oder Frau Richter nennen, ganz nach ihrem Willen. Eins aber darf sie nicht, nämlich wechseln,

heute den, morgen jenen Namen führen. Nein, sie muß sich schlüssig machen und die Erklärung über die Wiederaufnahme eines Namens in öffentlich beglaubigter Form der zuständigen Behörde gegenüber abgeben. Erklärung in solcher Form ist auch nötig, wenn der Ehemann der von ihm Geschiedenen die fernere Führung seines Namens untersagen will. Er ist dazu befugt, aber nur in dem Falle, daß die Ehefrau die zur Scheidung Schuldige war. Trug er die Schuld, so bleibt es bei der Rechtsregel: der geschiedenen Frau des Ehemanns Name.

Es war oben gesagt: das Kind erhält den Familiennamen des Vaters. Läßt das Ausnahmen zu? Ja — in einem Falle, dem der Annahme an Kindes Statt. Das angenommene Kind erhält nämlich den Namen des Annehmenden. Aber auch hier eine Entschlußfreiheit. Der Angenommene kann nämlich dem neuen Familiennamen seinen alten anfügen, sofern im Annahmevertrag nichts Gegenteiliges bestimmt ist. Der von einem gewissen Clauß adoptierte Sohn des Kaufmanns Merkel kann sich also Clauß-Merkel nennen. Geht die Annahme an Kindes Statt nicht von einem Manne, auch nicht, was zulässig wäre, von einem Ehepaar, sondern einer Ehefrau aus, so heißt der Angenommene nach dem Namen der Frau vor ihrer Verehelichung, der von der verehel. Vemper geb. Richter angenommene Max Marx also fortan Max Richter.

Zu einem vollen Namen gehört auch ein Vorname. Auch darüber befindet das Recht. Das Personenstandsgesetz besagt, daß, wenn der Vorname bei der Anzeige der Geburt noch nicht feststeht, binnen zwei Monaten Nachtragsanzeige möglich ist. Ist der Vater oder die Mutter aber säumig, was dann? Das Gesetz schweigt sich hierüber aus. Aus allgemeinen Rechtsregeln wäre zu entnehmen, daß dann vom Vormundschaftsgericht eine Pflegschaft zu bestellen ist, die die Namensgebung regelt. Für Findelkinder regelt die Polizeibehörde letztere.

Es ist also gesetzlich genau umgrenzt, wie ich heiße, ich darf daran auch nichts, selbst betreffs des Vornamens nichts von mir aus ändern. Wohl aber kann mir — so in Preußen — der Staat helfen, sofern ein triftiger Grund dazu da ist — etwa wenn sich die Verwandten des Attentäters Nobiling fortan Edeling nennen wollen. Ohne solche staatliche Hilfe kann ich auch meinen Namen nicht mehren, mich etwa von heute an statt Müller Müller-Schulze nennen. Als Beispiel staatlicher Genehmigung hierfür diene der Fall, wo dem bekanntgewordenen Dichter des Kutschke-Liedes, das im Feldzug 1870/71 allgemeines Aufsehen machte, seinem Namen Hoffmann den populär gewordenen Kutschke anzufügen erlaubt ward. Was aber, wenn ich solches Erfordernis staatlicher Genehmigung außer acht lasse? Nun — ich kann, wenn ich mich eines mir nicht zukommenden Namens einer Behörde gegenüber bediene, wegen Übertretung nach § 360 des St.G.B. belangt werden, sofern nicht in solchem Tun noch schwerere Straftat — etwa Urkundenfälschung oder Steuerhinterziehung — zu finden ist.

Doch nicht von dem Strafrecht sei hier vornehmlich die Rede, nein, vom Zivilrecht. Auf seinen Namen hat nämlich jedweder ein bestimmtes Recht, dessen man sich nicht einmal entäußern, oder das man nicht durch Erbgang anderen überlassen kann. Das Namenrecht (§ 12 B.G.B.) kann klageweise geltend gemacht werden entweder zum Schutz des Eigengebrauchs — so, wenn dem auf den Namen Berechtigten das Recht dazu wörtlich oder tatsächlich durch Abreißen des Türschildes bestritten wird oder zum Schutz gegen Fremdgebrauch und zwar gegen den, der den gleichen Namen unbefugt gebraucht und dadurch das Interesse des Berechtigten verletzt. Solch unbefugter Gebrauch liegt nach einer bekannten Reichsgerichtsentscheidung — Graf Zeppelin klagte wegen Gebrauchs seines Namens seitens einer Zigarettenfabrik, die ihn als Warenzeichen benutzte — nicht nur dann vor, wenn sich jemand einen fremden Namen zur Bezeichnung seiner Persönlichkeit anmaßt, nein, es gehören auch die Fälle zum Namensschutz, wo sich jemand des fremden Namens zu Reklamezwecken, auf Schildern u. dgl. mißbräuchlich bedient. Zur Wahrung des Interesses des Berechtigten also das Recht auf Beseitigung der Beeinträchtigung und auf Unterlassung weiterer solcher. Das genannte Interesse braucht nun nicht vermögensrechtlicher Art zu sein, nein, es genügt ein sogenanntes Geschäftsinteresse, und aus diesem heraus kann es keinem — wie damals das Reichsgericht sagte — verwehrt sein, seinen Namen zu Reklamezwecken nicht gebrauchen zu lassen. Selbst wenn Graf Zeppelin einem Gewerbetreibenden A. eine dahingehende Erlaubnis erteilt hatte, durfte B. aus dieser Tatsache für sich nichts folgern. Was einer Firma billig und bei Waren bestimmter Art ratsam und so verstattet ist — man denke an die Gestattung der Namensführung eines bekannten Mediziners für bestimmte Heilmittel —, kann bei einer anderen oder anderen Waren unangebracht sein. Auch berühmte und großer Popularität sich erfreuende Männer genießen den Namensschutz nicht minder als andere, und mag auch in der Regel dagegen nicht eingeschritten werden, so mindert das nicht die Befugnis des einzelnen, dagegen vorzugehen. Juristischer Anschauung entspricht es, wenn das Reichsgericht damals ausdrücklich hervorhob, daß die Gestattung der Namensführung nicht etwa eine Übertragung des Namens bedeute, nein, nur einen Verzicht darauf, den Gebrauch des Namens zu verbieten.

Bemerkt sei noch, daß außer der Abwehrklage nach den Bestimmungen des B.G.B. über unerlaubte Handlungen eine Schadenersatzklage — bei schuldhafter Verletzung, ja, unter Umständen etwa bei verhöhnendem Gebrauch des Namens die Beleidigungsklage gegeben sein kann. Hierher wäre etwa der Fall zu rechnen, daß sich ein Schriftsteller bewußt meines Namens bedient, um unter ihm in einem von ihm gefertigten Theaterstück eine lächerlich wirkende Figur auftreten zu lassen.

Was von der Anerkennung des Namens gilt, hat auch von der des vorgespiegelten Namens zu gelten, des sogenannten Pseudonyms. Es gibt einen Rechtsschutz auch des letzteren — freilich nicht allgemein und unbeschränkt. Das Pseudonym muß vielmehr für seinen Träger im Verkehr schon Anerkennung gefunden haben.

Im Vorstehenden war noch mit keinem Wort die Rede vom Adel. Davon zu reden, würde volle Seiten füllen. Es genüge die Feststellung, daß sich das Namensrecht lediglich auf den Schutz des bürgerlichen Namens erstreckt und daß das Recht zur Führung des Adels als solches den Landesgesetzen untersteht. Ein Juristentag hat sich vor Jahren ausdrücklich dahin ausgesprochen, daß das „von"-Zeichen des Adels nicht bloßer Namensteil ist. Doch finden sich auch andere Stimmen, daß nämlich das Adelsprädikat einen Teil des Familiennamens bilde.

Hingewiesen sei zum Schluß auf ein Gesetz Preußens aus dem laufenden Jahre, wonach zwar nicht wie einst in Bayern der Adel überhaupt abgeschafft wird, indes die Standesvorrechte des Adels aufgehoben werden. So fällt das Recht auf die Prädikate Königliche Hoheit u. dgl., als Namen der bisherigen Adelsfamilien und ihrer Angehörigen gilt die Bezeichnung, die sich auch bisher auf die nicht besonders bevorrechtigten Familienmitglieder als eigentliche Familienbezeichnung vererbte. Der Kronprinz darf für seine Person die besondere Bezeichnung beibehalten.



Der Baum. Nach einer künstlerischen Aufnahme von A. Orlt

Der nutzlose Baum

Von Will Vesper

Auf einer Berghöhe, an einer Stelle, wo es nicht gerade sehr fruchtbar war, von wo man aber einen weiten Blick über Täler und Seen, Höhen und Wälder hatte, stand ein gewaltiger Baum. Er bedeckte mit seiner Krone beinahe den ganzen Berggipfel, so als hätte der Berg ihn wie eine große grüne Haube auf seinen Kopf gesetzt.

Eines Tages kam nicht weit von dem Baum ein Zimmermann vorüber, der mit seiner Säge und seiner Axt in den Wald ging, um Holz zu fällen; denn er machte Tische, Bänke, Stühle und allerlei Holzwerk. Der sah den Baum an und sagte zu seinem Gehilfen, der mit ihm ging: „Jetzt sieh einmal den Baum an. Was das für ein nutzloser und häßlicher Baum ist. Sein Stamm ist zwar dick genug und alle seine Äste auch, und doch kann man nichts damit anfangen; denn der Stamm ist so krumm, so verdreht und verwachsen, die Äste sind alle so vielmal um sich selber gedreht, so knorrig und eigensinnig, daß man auch nicht das kleinste nützliche Brettchen aus dem ganzen Baume schneiden könnte. Dazu sind seine Blätter so hart, und seine Früchte so bitter, daß man sie nicht einmal als Futter für die Ziegen gebrauchen kann. Das nenne ich wirklich einen nutzlosen Baum, den da." Damit ging er voll Verachtung für den Baum weiter in den Wald zu anderen Bäumen, und sein Knecht hinter ihm.

Der Baum aber, der die Rede wohl gehört hatte, rauschte laut auf mit allen seinen Zweigen, daß es wie ein brausendes Gelächter war, das hinter dem Zimmermann herlief. „Darum also", sprach der Baum fröhlich zu sich selber, „hat man mich hier so viele Jahre stehen lassen, weil ich nutzlos bin, weil die Zimmerleute nichts mit mir anfangen können. Darum haben sie mich unbeschädigt so groß und gewaltig werden lassen, mich, der ich so viel krummer und knorriger bin als alle Bäume im Walde. Das also war mein Glück. Und darum haben heute die Vögel des Himmels eine so schöne Wohnung in mir. Darum finden heute die Wanderer, die den Berg ersteigen, unter meinen Zweigen wohltuenden Schatten und segnen mich. Von weit her kommen die Menschen aus dem Lande und bestaunen mich, liegen unter mir in der Kühle, betrachten die Schönheit der Erde und gehen fröhlicher und geduldiger wieder in ihre Täler hinab. Alles nur, weil ich nutzlos bin und die Zimmerleute, die nur an den Nutzen denken, nichts mit mir anzufangen wissen. Gepriesen sei meine Nutzlosigkeit, die mir erlaubt hat, die Krone des Berges und ein Wahrzeichen des Landes zu werden."

Leichenschmaus und Zweckessen

Unter den Opfern des Eisenbahnunglücks bei Marienburg befand sich ein Ehepaar aus dem Kreise Stuhm, dessen Verwandte der Eisenbahnverwaltung Königsberg i. Pr. folgende Rechnung für die Kosten des Leichenschmauses zur Begleichung einsandten: ³/₄ Tonnen Bier 165 Mark, 1500 Zigarren 650 Mark, 18 Flaschen Kognak und Rum 1035 Mark, 21 Pfund Zucker 142,80 Mark, 10 Mandeln Eier 300 Mark, 1 Zentner Weizenmehl 200 Mark, 2 Zentner Fleisch 2400 Mark, 25 Pfund Butter 368,75 Mark, 50 Pfund Fische 350 Mark, 3 Pfund Kaffee 114 Mark. Leihgebühr für Tafelgeschirr 175,15 Mark. Dazu kam noch eine Forderung von 71,50 Mark für abhanden gekommene Messer. Man weiß wirklich nicht, ob man in einer Zeit, da Tausende von Familien nicht wissen, woher sie das Notwendigste zum Lebensunterhalt nehmen sollen, die Naivität der Forderung oder die Leichtfertigkeit der Veranstalter höher bewerten soll. — Einen wohltuenden Gegensatz hierzu bildet ein „Zweckessen", mit dem in Neuyork eine neue Sammlung für die hungernden Kinder Europas eröffnet wurde. Das Essen, an dem über tausend Personen teilnahmen, trug einen ungewöhnlichen Charakter. Die Speisenfolge bestand aus Schmorfleisch, Brot und Kakao; die Herstellungskosten betrugen 22 Cents für die Person, jedoch hatte jeder Teilnehmer mindestens 1000 Dollar für das Gedeck zu zahlen. Das Erträgnis kommt dem Europäischen Hilfsausschuß Mr. Hoovers zugute, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, 85 Millionen Dollar zu sammeln, um die hungernden Kinder Europas zu speisen. Das Essen stellt genau die Ration dar, die der Ausschuß den Kindern jeden Tag bieten will.

Wohnungs- und Kinderelend

Die Berliner Kinder hatten es schon vor dem Kriege schlecht, jetzt aber ist ihr Schicksal zum Teil erschütternd. Der Direktor der Allgemeinen Ortskrankenkasse der Stadt Berlin, der wiederholt sehr interessante Untersuchungen über die Berliner Wohnungsverhältnisse auf Grund der Berichte, die die Krankenbesucher der Kasse erstatten, herausgegeben hat, sagt in seiner letzten Veröffentlichung: „Das Wohnungselend Berlins ist so furchtbar, die Zustände sind so schrecklich, daß sie offenbar nur deshalb ertragen werden, weil sich Hunderttausende dieses Elends gar nicht bewußt sind, weil leider auf keinem anderen Gebiete eine größere Bedürfnislosigkeit herrscht als hier." Die Krankenbesucher, die nur einen Teil der Patienten aufsuchen konnten, haben festgestellt, daß in 1507 Fällen die Kranken keine eigene Lagerstätte hatten, sondern sie mit anderen Personen teilen mußten; von den 1507 Patienten waren 268 lungenkrank. Und in der Not der Zeit und des Kohlenmangels rücken die Menschen immer mehr zusammen. Selbst wenn mehrere Räume vorhanden sind, wird nur der eine benutzt, der geheizt wird. Also wiederum mehr Ansteckungsgefahr und Häufung des Schmutzes. Was machen die Kinder? Auf der Straße können sie nicht spielen, denn es ist meist zu viel Verkehr. Auf den Höfen? Aber das sind ja nur sozusagen „Schornsteine". Der nächste Spielplatz ist meistens weit, und in der besseren Jahreszeit sind sie gefüllt wie ein Ameisenhaufen; und jedes Kind, das noch nicht krank ist, wird dort infiziert, anstatt daß es sich von der Wohnhölle erholt, in der es den größten Teil seiner Jugend verbringen muß, die einst ein deutscher Dichter die „selige Zeit" nannte.

Der Kampf gegen die gewerbsmäßigen Verbrecher

Von Ingenieur Nelken, Dozent an der höheren staatlichen Polizeischule in Potsdam

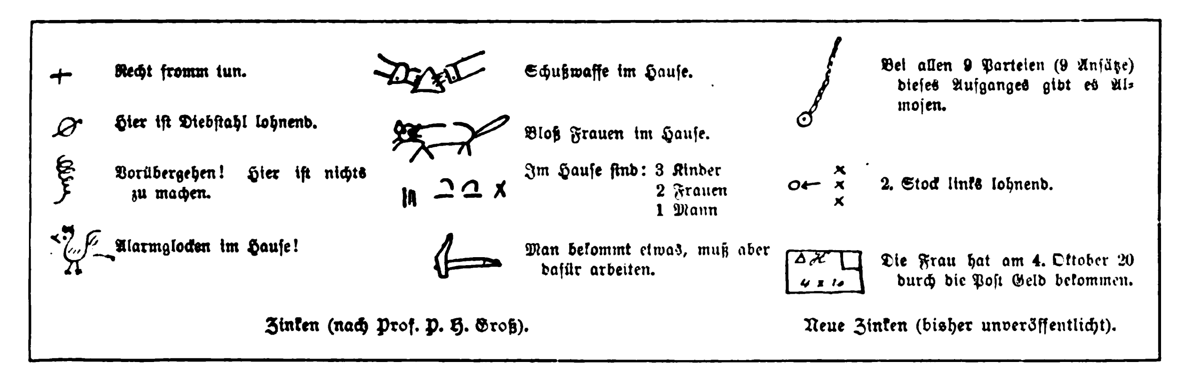
Das Überhandnehmen der Verbrechen ist ein trübes Zeichen unserer unerfreulichen Zeit. Trotz aller Bemühungen gelingt es den Sicherheitsorganen in vielen Fällen nicht, die Täter ausfindig zu machen, und es ist daher Pflicht jedes einzelnen, sich nach Möglichkeit vor Verbrechern zu schützen. Der nachstehende Aufsatz soll einen Einblick in das Verbrechertum geben, und die Zeichen sollen weite Kreise zur Beobachtung und zur Vorbeugung veranlassen. Der Verfasser des Aufsatzes, Ingenieur Nelken, ist Dozent an der höheren staatlichen Polizeischule in Potsdam und als solcher mit dem modernen Verbrechertum und seinen Arbeitsmethoden genau vertraut.

Außerhalb aller Sitten und Gesetze der menschlichen Gesellschaft lebt mitten unter uns eine große, zum Teil wohlorganisierte Gruppe von Individuen beiderlei Geschlechts, die sich losgemacht hat von allem, was uns heilig ist: die Gruppe der gewerbsmäßigen Verbrecher. Ihr einziges Streben geht dahin, ihren Wünschen und Instinkten schrankenlos nachzugehen, ganz gleichgültig, ob zu deren Befriedigung ein Diebstahl oder die Beseitigung eines Menschenlebens erforderlich ist.

So groß das Interesse der Allgemeinheit an kriminalistischen Dingen auch sein mag, so wenig weiß der Laie von all diesen Geschehnissen, und die tägliche Chronik der Hochstapeleien, Diebstähle, erfolgreichen Einbrüche und Morde beweist uns immer wieder aufs neue, daß der Verbrecher ein besserer Psychologe und Kenner der mensch-

Nichts zu machen.
Hier erhält man etwas.
Hausinhaber ruft die Polizei!
Hier erhält man Geld.
Gibt nur gegen Arbeitsleistung.
Hier wird nichts gegeben.
Hier wohnen Frauen, die sich leicht beschwatzen lassen.
Bissiger Hund ist hier!
Achtung, Gefahr!
Gefängnis droht.
Die Leute lassen sich einschüchtern.
Wohnung eines Polizisten.
Hier kann Gewalt ausgeübt werden.
Hier bekommt man Nachtlager.
Bissiger Hund!
Besitzer ist brutal.
Frau ist allein mit Dienstmädchen.
Mitleidige Frauen.
Ein Kranker bekommt etwas.
Man kann hier recht zudringlich werden.

Zinken (nach Prof. P. H. Groß).



Zinken (nach Prof. P. H. Groß). Neue Zinken (bisher unveröffentlicht).

lichen Schwächen ist als sein Opfer, das ihm zumeist ganz harmlos ins Garn geht.

Es ist allgemein bekannt, daß die gewerbsmäßigen Bettler ihre besonderen Zeichen haben, die man Bettler- oder Gaunerzinken nennt. Diese Zinken werden in die Türschilder eingekratzt oder auf Wände gemalt, und erzählen den Nachfolgenden, ob der Inhaber eines Hauses oder einer Wohnung Gaben austeilt, ob er dafür Arbeitsleistungen verlangt, gewalttätig ist oder gar die Polizei holt, ob sich ein Diebstahl bei ihm lohnt und derlei wichtige „Berufs"-Nachrichten mehr. Diese Zinken geben weiterhin wichtige Aufschlüsse darüber, ob nur Frauen im Hause sind und ob eine Frau mit dem Dienstmädchen allein ist; sie zeigen an, ob bissige Hunde vorhanden sind oder ob sie nur bellen, ob Alarmvorrichtungen oder Waffen den Eindringling bedrohen usw. Eine Kombination solcher Zinken ermöglicht umfassende und ausführliche Mitteilungen. Aber nicht nur Bettler und Verbrecher haben solche geheimen Verständigungszeichen, sondern vielfach auch Dienstboten. Ein Häufchen Salz an auffälliger Stelle, z. B. in einer Butterdose, auf das überdies noch durch einen Zahnstocher oder ein Streichholz hingewiesen wird, zeigt „Unglück" an, und das zuziehende Mädchen wird ihre neue Stelle so schnell wie möglich wieder verlassen, wenn sie diesen Wink versteht und nicht gerade gegen Aberglauben besonders gefeit ist.

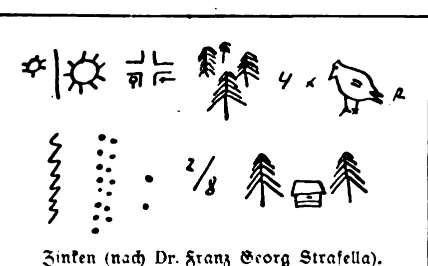
Neben der Geheimschrift haben die Verbrecher auch ihre besondere Sprache, das „Rotwelsch", das auch vielfach kurzweg „Gaunersprache" bezeichnet wird. Viele Worte dieser Gaunersprache sind im Laufe der Zeit allgemein bekannt geworden und heute jedermann verständlich, wie z. B. Kaschemme, baldowern, Kassiber, Schmiere und viele andere. Um sich gegenseitig als zünftig kenntlich zu machen, geben sich die Verbrecher geheime Zeichen mit der Hand, die man „Jadzinken" nennt.

Viel Interessantes wäre über das Leben, den Aberglauben und die Art der Unsozialen zu berichten. Die allgemein verbreitete Ansicht, daß sie trotz ihrer Verderbtheit auch edelmütige Charakterzüge haben, ist jedenfalls völlig unzutreffend und beruht vielfach darauf, daß ihre Verschwiegenheit in bezug auf den Verrat ihrer Genossen falsch ausgelegt wird. In Wirklichkeit schließt ihnen die wohlberechtigte Angst die Lippen, denn ein Verbrecher, der an seinen Genossen zum Verräter wird, setzt sich grausamer Rache aus.

Das Verbrecherproletariat hatte noch vor Jahren neben all den geschilderten Besonderheiten auch seine eigene Mode. Samtstreifen und Perlmutterknöpfe spielten darin eine große Rolle; auch das rote Halstuch mit dem kühn geschlungenen Knoten, die Ballonmütze und die sich unten trichterförmig erweiternden Hosen sind Symbole einer vergangenen Zeit. Der moderne Verbrecher ist auch äußerlich ein moderner Mensch und tut vielfach darin ein wenig zuviel, denn er legt großen Wert darauf, wie ein „Gent" zu leben und sich als solcher einzuführen. Dabei ist selbstverständlich die „Branche" des einzelnen zu berücksichtigen, ob er Einbrecher oder Hochstapler ist, oder ob er davon auskömmlich lebt, sich in den Taschen seiner Nachbarn nach wohlgefüllten Geldbeuteln umzusehen.

Das Verzeichnis verbrecherischer Handlungen weist zahlreiche Abteilungen auf, die ihrerseits wieder in Unterabteilungen und Spielarten zerfallen und als letzte Ausläufer ein Spezialistentum aufweisen, das mit immer wieder neuen und wohldurchdachten Tricks arbeitet.

Die Klasse der Diebe ist entschieden eine der größten und hat auch die mannigfachsten Variationen. Vom gewöhnlichen Taschendieb angefangen, verzweigt sie sich in die Untergruppen der Warenhausdiebe, Markt- und Ladendiebe, Bahnhofs- und Hoteldiebe, Hausdiebe, Einschleicher, Gelegenheitsdiebe oder Klingelfahrer, Boden- und Kellerdiebe, mit den Spezialitäten: Pferdedieb, Treibriemen-, Kupfer-, Paletot-, Auto-, Schirmdieb usw., eine Liste, die in das Unermeßliche fortgesetzt werden kann, einfach dadurch, daß man dem Worte Dieb alles das voransetzt, was gestohlen werden kann; denn gestohlen wird alles. Jede dieser Unterabteilungen hat ihren besonderen „Trick". Um nur einige dieser Methoden herauszugreifen, sei erwähnt, daß Ladendiebe vielfach in der Art „arbeiten", daß sie am Oberarm ein Gummiband befestigen, an dem wieder eine Anzahl anderer Gummibänder befestigt sind, mit einem Angelhaken am Ende. An diesem Haken wird der gestohlene Gegenstand befestigt und dann losgelassen, worauf er sofort unter dem Ärmel nach dem Oberarm zurückschnellt; der Warenhausdieb führt oft einen fest verschnürten Karton mit sich, der an der Seite einen durch Federdruck verschlossenen Schlitz hat, in dem die Diebesbeute verschwindet. Juwelendiebe vertauschen zwei vorher fertiggestellte Pakete (Diebstahl à l'americaine), wovon das eine den zu „kaufenden" Schmuck enthält. Wieder andere bedienen sich eines hohlen Bleistifts, in dem sie Edelsteine bei der Auswahl verschwinden lassen. Arbeiten sie zu zweit, so klebt der eine ein Stückchen Wachs unter die Ladentischplatte und drückt den gestohlenen Edelstein in



Zinken (nach Dr. Franz Georg Strafella).
Erklärung: Bei Tagesanbruch will einer etwas unternehmen, und zwar auf dem Wege vom Rosegger hause zum Volksgarten. Erkennungsruf: viermaliger Vogelruf. Er sucht Unterstützung gegen Geld. Die Tat soll verübt werden am 28. Treffpunkt nach vollbrachter Tat bei oder in der Bedürfnisanstalt im Volksgarten.

das Wachs ein. Der zweite betritt hierauf den Laden und entfernt Wachs und Edelstein.

Eines wenig bekannten Mittels bedienen sich gelegentlich die Bahnhofsdiebe: sie haben Handtaschen ohne Boden, die im Inneren eine Greifvorrichtung besitzen. Diese erfaßt eine Tasche, über die die Handtasche des Diebes gestülpt wird. Klingelfahrer schneiden mit Vorliebe Türfüllungen aus, wenn sie sich überzeugt haben, daß sie dem Sicherheitsschloß nicht beikommen können, Boden- und Kellerdiebe drehen Krammen ab, und sie alle finden immer wieder neue Mittel und Methoden, um ihre „Arbeit" zu erleichtern und zu ermöglichen.

Vom Dieb zum Einbrecher ist kein großer Schritt, wenn eine gewisse Übung bereits vorhanden ist und der Dieb Gelegenheit hatte, bei Einbrüchen einige Male zu „assistieren", gewöhnlich auf dem Posten des „Schmierestehers". Das Kapitel des Einbruchs ist eines der traurigsten Zeichen unserer gegenwärtigen Zeit. Zum Teil ist es wirkliche Not und Entbehrung, die dem Einbrecher aus allen Lagern des Verbrechertums neue Genossen zuführt, und es ist gar nicht mehr zu übersehen, welchen Umfang diese Einbruchsseuche bereits angenommen hat, weil die sonst aufschlußreichen Zahlen der Statistik hier versagen. Viele Einbrüche und Diebstähle gelangen gar nicht mehr zur Anzeige, da das Publikum sich von solchen Anzeigen nur Umständlichkeiten und keinen Erfolg verspricht. Wie unrichtig die Unterlassung der Anzeige ist, kann gar nicht oft genug wiederholt werden.

Vielfach ist eigene Sorglosigkeit und Unkenntnis daran mitschuldig, daß dieses Übel so weit einreißen konnte. Wie oft ist schon darauf hingewiesen worden, daß selbst ein Sicherheitsschloß einen ausreichenden Schutz gegen Einbruch nicht gewährt, weil es leicht erbrochen werden kann, und trotzdem findet man in der Mehrzahl der Fälle Haus- und Wohnungstüren vor, die überhaupt nicht geschützt sind, und nur ein ganz gewöhnliches Riegelschloß aufweisen. Auch Boden- und Kellerräume sind zum größten Teil mit wertlosen Schlössern versehen, die sich mit einem nassen Handtuch leicht aufschlagen lassen. Krammen auf Bodenverschlägen sind nicht mit Gegenmuttern versehen, nicht einmal eingeschraubt, sondern einfach eingeschlagen, und es darf unter solchen Umständen nicht wundernehmen, wenn das Geschäft des Einbrechers blüht. Vor allem muß sich das Publikum nach dieser Richtung hin selbst zu schützen lernen und wenigstens die Regeln befolgen, die ihm immer wieder als unerläßlich vor Augen geführt werden. Vorsicht nach jeder Richtung hin, eine gut angebrachte Sicherheitskette, ein gutes starkes Schloß und Mißtrauen jedem Fremden gegenüber würden mit dazu beitragen, dem Übel die Wurzeln abzugraben.

Unsere Einbrecher sind technisch vorzüglich geschult, und ihre Elite, die Geldschrankknacker, bringen Leistungen zustande, die es recht bedauerlich erscheinen lassen, daß diese Menschen sich nicht ein für die Allgemeinheit nützliches Betätigungsfeld gesucht haben.

Geldschränke älterer Konstruktion, in der Verbrechersprache „Zigarren- oder Konservenbüchsen" genannt, werden angebohrt und dann einfach aufgerollt, tatsächlich fast so wie Konservenbüchsen geöffnet werden. Sie werden aber auch mittels elektrischen Stromes, oder mit hochwertigen Gebläsen aufgeschmolzen. Geldschränke neuester Bauart werden vielfach gesprengt, indem Dynamit in den Schloßkasten geblasen und durch eine Lunte zur Entzündung gebracht wird. Zeit und Gewicht des Arbeitsmaterials sind die einzigen Faktoren, die die Geldschrankknacker bei Begehung ihrer Tat besonders zu berücksichtigen haben. Der Erfolg wird stets auf ihrer Seite sein, wenn nicht eine zuverlässige elektrische Sicherheitsanlage ihr Eindringen in die Kassenräume rechtzeitig alarmiert. (Näheres hierüber findet man in dem Buch: „Der Einbrecher und seine Bekämpfung", von Ingenieur Nelken und Dr. Hans Schneickert, Verlag A. W. Hayns Erben. Berlin-Potsdam.)

Was wäre noch alles über Mörder, Sittlichkeitsverbrecher, Falschmünzer, Brandstifter, Saboteure, Zigeuner, Wilddiebe und all die anderen Kategorien zu berichten! Der Besuch eines Kriminalmuseums, das nur Fachleuten zugänglich ist, würde dem Laien erst einen wahren Begriff von der Ausdehnung und Raffiniertheit des Verbrechertums geben und ihm eindringlich vor Augen führen, wie vielseitig die Gefahren sind, die ihn inmitten seiner täglichen Beschäftigung und Lebensgewohnheit umlauern. Erst dann würde sich der Nichtfachmann einen richtigen Begriff davon machen können, wie vielseitig die Tätigkeit der Kriminalpolizei sein muß, wie viele Wissenschaften herangezogen werden müssen, um diesen Schädlingen beizukommen und sie erfolgreich zu bekämpfen.

Eines der besten Hilfsmittel des Erkennungsdienstes ist die Daktyloskopie, die jährlich in vielen Tausenden Fällen zur Ermittlung und Erkennung Gesuchter oder Unbekannter führt. Kein Unberufener darf daher etwas am Tatort verändern, um nicht Spuren zu verwischen, auf die er nicht achtet und von deren Bedeutung er sich keine Vorstellung zu machen vermag. Anzahl, Form und Eigenart der Papillarlinien, wie eingesprengte Punkte, Anfangslinien, Verzweigungen, Verästelungen und Unterbrechungen geben jedem Fingerabdruck so viele persönliche Eigenheiten, daß die Überführung des Täters auf daktyloskopischem Wege überaus wertvoll ist. Aber auch Fußspuren lassen sich lesen wie ein aufgeschlagenes Buch, und Jäger und Kriminalist wissen die Wichtigkeit ihrer geheimnisvollen Sprache voll zu würdigen. Man kann aus ihnen Rückschlüsse darauf ziehen, ob ein Mann oder eine Frau einen Weg gegangen sind, eine Betrachtung, die mit der Größe des Fußes oder der Form des Absatzes nicht das geringste zu tun hat, sondern aus dem Gehwinkel entnommen wird. Eine Fußspur läßt auch Rückschlüsse auf die Gangart zu, auf die ungefähre Größe der Person, auf bestimmte Krankheitszustände, sie läßt erkennen, ob eine Person Lasten getragen hat usw., so daß ihre Erhaltung unbedingt erstrebt werden muß.

Nicht nur Finger- und Fußspuren, sondern auch weggeworfene Instrumente, Zigarren- oder Zigarettenreste, Harn und Sputum und dergleichen, kann mitunter für die Aufklärung eines Verbrechens von größtem Werte sein. Ganz besonders wichtig sind Blutspuren, die dem Kriminalisten meist ein naturgetreues Bild des Kampfes und damit einen Teil der Vorgänge am Tatort selbst geben. An Farbe und Form kann festgestellt werden, ob ein Fleck alt oder neu ist, ob das Blut mit großer Gewalt auf den betreffenden Gegenstand gespritzt, oder bloß getropft, oder geflossen ist, ob es von oben nach unten, oder von links nach rechts auf die Unterlage kam usw.

Medizin, Mikroskopie, Chemie, Elektrotechnik und viele andere Wissenschaften unterstützen die Polizei im Kampfe gegen das Verbrechertum. Neuerdings sind in Amerika sogar Apparate gebaut worden, die bei Verhören die Schnelligkeit des Pulsschlags registrieren und jede innerliche Aufregung anzeigen; Frankreich und Deutschland haben die Daktyloskopie mit Hilfe von Röntgenstrahlen verfeinert und ausgebaut, Österreich leistet kriminalistisch Vorzügliches, und rastlos sind die Behörden aller Länder an der Arbeit, um in dem schweren Kampfe gegen die Antisozialen den Sieg auf ihre Seite zu zwingen.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

Dann saß Martin Opterberg in Christoph Attermanns Arbeitszimmer, und der Pflegebruder brachte ihm die aufgesammelten Zeitungen und streckte sich in einen zweiten Sessel, um zu jeder Auskunft gegenwärtig zu sein. Aber Martin Opterberg las stumm, und die Zigarre erkaltete zwischen seinen Fingern. Stunde auf Stunde las er, bis die Glocke zum Mittagessen rief. Da legte er die Blätter still zur Seite.

„Was sagst du zu dem allen, Martin?“

„Es ist geschehen. Das Rückwärtsprophezeien war nie unsere Sache, Christoph.“

„Das ist wahr. Und es ist törichtes Geschrei und Geschwätz genug im Land. Nur daß eine Handvoll Männer — oder waren es gar nur halbwüchsige Burschen — mit einem Gürtel voll Handgranaten sechzig Millionen Menschen auf den Kopf stellen konnten —“

„Warum konnten sie, Martin? Weil die Feiglinge sich nicht wehrten. Also waren sie reif.“

„Du gibst den Umstürzlern recht?“

„Nein, Christoph, niemals. Aber ich geb' dem schlotternden Bürgertum unrecht. Weshalb? Weil es schlottert! Was nur klugschwätzen und, wenn es die Tat gilt, hilfeschreien kann, Christoph, das weißt du noch aus deiner Feldkompagnie, ist hinderlich und wert von den Tatmenschen an die Wand gedrückt zu werden. Doch darüber laß uns reden, wenn ich den richtigen Abstand zu den Dingen hab' nehmen können.“

„Also rein gar nichts zu fragen?“

Martin Opterberg lächelte.

„Du willst ja nur hören, was ich zu dem Bericht aus den ersten Novembertagen sage. Zu dem Bericht über den Vortrag unseres Freundes Grüters in der Berliner Versammlung zugunsten einer verschämten Republik. Ach, Christoph, der Grüters hatte vor Ausbruch der Revolution schon die rechte Witterung erhalten und suchte sich den künftigen Machthabern zu empfehlen. Das war schon so seit der Studentenzeit und wundert mich keinen Augenblick. Wenn der Staatswagen wieder nach rechts schwenkt, wird er gewiß nicht verfehlen, rechtzeitig den Anschluß zu gewinnen.“

„Ja, ja,“ sagte Christoph Attermann mit einem zornigen Lachen, „er denkt halt: es ist immer noch bekömmlicher, für anderer Leut' Überzeugung zu leben, als für die eigene zu sterben.“

„Mir scheint, so haben viele im Vaterland gedacht, Christoph. Drum laß uns den einzelnen nicht herausgreifen. Fieber will ausrasen.“

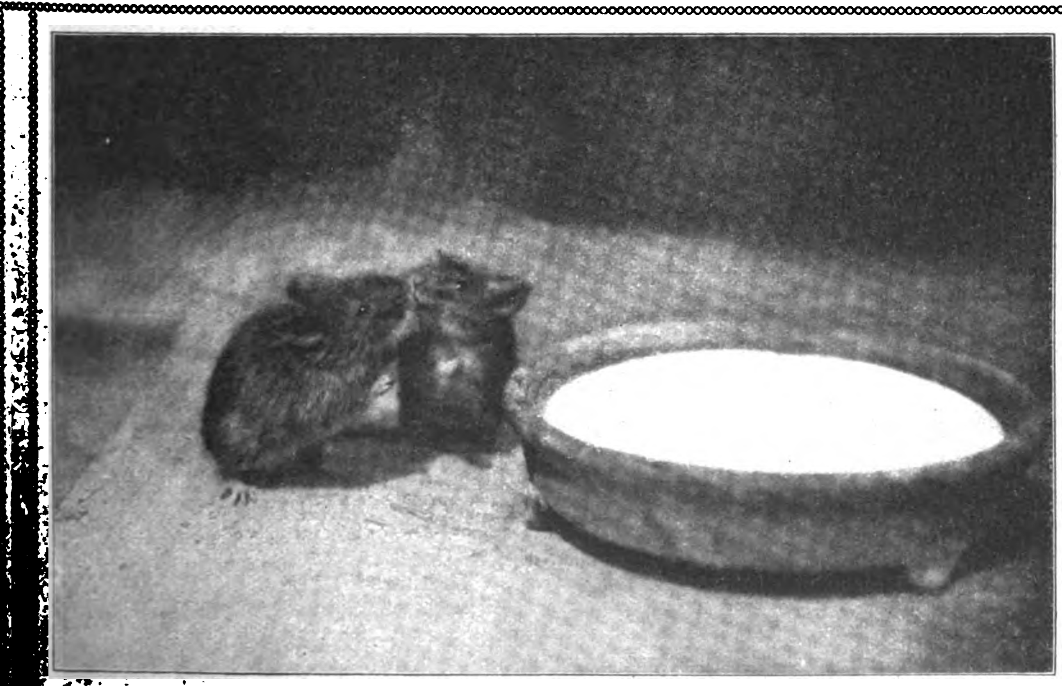
„In den Köpfen wie in den Hosen,“ sagte Christoph Attermann, und dann gingen sie zu den Frauen und zu den Kindern.

„Mein Gott,“ staunte Martin Opterberg, „der kleine Christian ist ein großer Schulbub geworden und mein Patenkind Linde ein richtig Fräulein, seit ich sie nicht sah. Ja, wie alt muß dann ich erst geworden sein...“ Und er hockte sich nieder und fing die anstürmenden Kinder in seinen Armen auf.

„Du, Oheim Martin,“ gestand ihm der Knabe wichtig, „die Mutter hat gesagt, sie hätt' einen Herzschreck bekommen, als sie dich gesehen hätt'.“

„Und die Tante Linde hat gesagt,“ drängte sich die Kleine ein, „sie gar nicht.“

„Was mag nun das Angenehmere sein, ihr Kinder?“



Mäuschen. Nach dem Leben aufgenommen von K. Hecht.

Lachend und widersprechend schoben die Frauen die Kinder auf ihre Plätze. Und als der Vater den Oheim über die letzten Schlachten und den Rückzug der Millionen befragte, saßen die Kinder wie gebannt und horchten auf die knappen Worte, die sich schwer von den Lippen des Erzählers rangen.

„Ich hatte", sagte Christoph Attermann mit geweiteten Augen, „die beste Flasche Wein in meinem Keller für den Siegestrunk bestimmt. Eine sonnengesegnete elfer Steinberger Auslese. Der Sieg ist uns durch die Händ' geglitten, aber das Siegerherz haben wir heimgebracht, das in diesem furchtbaren Frieden mehr bedeuten wird als in den furchtbarsten Schlachten."

Er hatte sich erhoben und die Gläser vollgeschenkt. Und stehend sprach er weiter.

„Drum soll der Wein jetzt getrunken werden, dir, Martin, zum Willkomm. In diesem kleinen Raume, unter uns wenigen hier, nimm zur Wiederkehr den wahren Heimatgruß. Daß du da bist, Martin! Und mein und der Frauen Herzen hier rufen dir zur innersten Bekräftigung des deutschen Sängers Walter von der Vogelweide Liedwort entgegen:

Ich bin din und du bist min,
Dess' sollst du gewiß sin!"

Die Frauen hatten sich erhoben. Mit stillen Gesichtern, in denen die Augen aufleuchteten. Sie hielten dem Heimgekehrten das Glas entgegen, und Martin Opterberg stieß mit ihnen und dem Bruder an, daß ein silbern Klingen in die Runde lief.

„Rheinwein..." sagte er, als spräch' er ein heilig Wort. „Gott schütz' den Rhein und seine Menschen."

„In Ewigkeit, Amen," fügte Christoph Attermann hinzu.

Und sie tranken den Wein in Erinnerungsgedanken und Zukunftsgedanken und blieben beisammen bis zum späten Abend und hielten den Tag wie einen Feiertag. —

Am Morgen lag eine Drahtung an Martin Opterberg auf dem Frühstückstisch. „Von der Mutter," sagte Christoph Attermann. „Es geht mit der Schneckenpost, denn keiner will schaffen."

Martin Opterberg löste die Siegelmarke, las und nickte. „Von der Mutter..." Und er las langsam zum zweitenmal, und über seine Züge breitete sich eine Helle wie bei einem Wiedersehen.

„Grüß Gott, Bub'. Wir bleiben bei der Stange!" drahtete Frau Christiane dem Heimgekehrten.

Er gab das Papier an Christoph Attermann, und der gab es an die Frauen. Und es war, als ob Frau Christiane mitten unter sie getreten wäre in ihrer nicht zu beugenden Stolzheit und Frische.

„Über Weihnachten will ich bei ihr sein," sagte Martin Opterberg, und hinter ihm sprach Linde Baumgart ein lautes „Gott sei Dank".

„Du willst mich los sein, Linde?" fragte er.

„Wiederhaben wollen wir dich. Angefüllt mit ganz frischem Tatendrang. Dafür laß ich die Mutter sorgen."

„Die Mutter..." wiederholte Martin Opterberg und sah ihr lächelnd in das erhitzte Gesicht. „Es wird schon so kommen, Linde," fuhr er helfend fort. „Die Mutterquelle gibt Wasser, und wenn der ganze Rhein zu versiegen scheint."

Mit Christoph Attermann machte er sich auf den Weg zur Werft. Eine Spannung stand in seinen Zügen, wie er sein Werk wiederfinden würde. Aber vergebens horchte er auf das Kreischen der Säge und den hallenden Hammerschlag.

„Ist heute Sonntag, Christoph? Mir ist der Kalender durcheinandergeraten."

„Es ist jetzt mehr Sonntag als Werktag im Land. Der Arbeiter- und Soldatenrat des Orts hat eine Versammlung in die Werfthalle einberufen. Es sind lustige Kameraden."

„Gibt es das in dieser schweren Deutschlandszeit unter Männern?"

„Unter Männern gewiß nicht. Aber unter den Buben, die schon im Advent ein Fastnachtsstück aufführen, weil sie nicht wissen, ob's am Rosenmontag für sie noch geht. Ernsthaft gesprochen, Martin. Ich erläuter's dir. Als die Revolution ausgeläutet wurd', waren die meisten der Männer noch im Feld, die Alten zu verwirrt und unbeholfen und die Jungen trunken vom Freiheitsrausch. Da die kopflos gewordenen Behörden mit einem Schlag außer Geltung gesetzt waren, rannten die frisch eingezogenen Rekruten aus ihren Standplätzen einfach nach Haus, spielten, obwohl sie noch keine Flinte abgefeuert hatten, den wilden Revolutionskrieger, ließen sich von irgendeiner Oberleitung, die in dem Wirrwarr noch keine Nachprüfung vornehmen konnt', die Bestallung als Soldatenrat verleihen und übernahmen die Ortsgewalt über Ruhe und Ordnung. Bei uns sind's ein halbes Dutzend Jünglinge im Alter von 18 bis 20 Jahren und der Nachtwächter. Das erste war, daß sie die Arbeit stillegten, weil ein freier Mann doch nicht seine Freiheit ausüben kann, wenn er arbeitet. Das zweite war — oder war's doch gar das erste — daß sie sich aus der Gemeindekasse einen auskömmlichen Gehalt bewilligten, und das dritte, daß sie seit der Zeit nicht mehr ganz nüchtern geworden sind aus Furcht vor der eigenen Courage. Eingeführt als Verkehrston haben sie das gemütvolle ‚Du' und die unter die Nase gehaltene Handgranate, was beides aber zur Hebung der Ortsgewalt nur von ihrer Seite ausgeübt werden darf. Das wäre das äußere Bild."

„Und das innere?" fragte Martin Opterberg und spürte sein Blut in den Schläfen hämmern.

„Die Männer sind heimgekehrt und haben sich inzwischen zurechtgefunden. Die Alten und besonders die Frauen, die heut politisch gleichberechtigt sind, haben sich von ihrer Verblüffung erholt. Wer sich besaufen und Fastnacht spielen will, soll's auf eigene Rechnung tun, fordern sie, und das Gemeindegeld in Ruh' lassen für die Armen und Kranken. Eine ordentliche Gemeindeverwaltung soll sein von Arbeitern, Bürgern und Soldaten, die etwas gelernt und geleistet haben, fordern sie, und eine Gemeindeabstimmung auf den heutigen Tag. Dahin gehen wir nun, Martin."

„Dann ist's gut," sagte Martin Opterberg, und er hatte sein Gleichgewicht wiedergefunden.

Am Halleneingang standen ein paar junge Burschen mit gedunsenen Gesichtern, die rote Schärpe herausfordernd über den Rock geknotet. Sie riefen den Einströmenden bald drohende Befehle, bald Schmähworte zu, um sie einzuschüchtern. Martin Opterberg wollte an ihnen vorbei.

„Halt, Mensch. Zeig doch mal deine Ausweispapiere."

„Zeig mir erst mal deine, Mensch."

„Ich soll dir erst wohl mal Anstand beibringen, wie? Willst du mal an meiner Handgranate riechen?"

Da drängte sich ein alter Meister vor, der den Heimgekehrten erkannt hatte.

„Halt die Schnauze, du Grünspecht! Kennst du den Doktor Opterberg nicht?"

„Ich spuck' auf deinen Doktor Opterberg, du altes Reff. Paß mal auf!"

„Nicht doch," sagte freundlich Christoph Attermann und ließ den geifernden Burschen über sein vorgehaltenes Bein stolpern, daß er der Länge nach in den Schmutz schlug. „Ihr müßt ihn nach Hause bringen," wandte er sich mit wohlwollendem Blick an die zudrängenden

Schwer von Begriff.

Nach einem Gemälde von Hans Best.



Burschen, „ihr seht doch, daß er sich nicht auf den Beinen halten kann."

Ein paar stämmige Arbeiter eilten herbei, zornrot im Gesicht.

„Was? Die Bengels reden von Handgranaten? Zu einem, der sich für sie die Knochen hat kaputschießen lassen? Haut den verdammten Großmäulern die Jacke voll!"

„Guten Tag, Kameraden," grüßte Martin Opterberg. „Kommt in die Versammlung. Wir haben Wichtigeres zu tun."

„Der Doktor Opterberg ist hier!" schrien ein paar Stimmen in die Halle hinein. „Er soll die Leitung übernehmen!" Und ein paar hundert fielen ein, erlöst, fröhlich, aufatmend: „Der Doktor Opterberg! Her damit! Macht Platz! Der Doktor Opterberg soll reden!"

Martin Opterberg stand auf einem erhöhten Tritt und wartete, bis Stille wurde.

„Mitbürger," sagte er mit einer Stimme, die ruhig klang und Beruhigung brachte, „Männer und Frauen unserer Landgemeinde, ich meine, hier wäre nicht viel zu reden. Geredet worden ist bis zum Überdruß, und weil euch Männer und Frauen der Arbeit das ewige Geschwätz und die unverdauten Brocken anwidern, weil ihr euer Ruh' haben wollt und Brot und eine bessere Zeit, darum seid ihr ja und wir alle zu dieser Neuwahl eines Arbeiter-, Bürger- und Soldatenrates zusammengekommen. Der Name zwar ist, trotz seiner ausführlichen Länge, mißverständlich. Denn wir sind alle Bürger vor dem Gesetz! Aber es mag dabei sein Bewenden haben. Bei Kleinigkeiten wollen wir uns nicht aufhalten. Und zu den Kleinigkeiten rechne ich auch die jungen Spaßvögel, die, solang der Vorrat reichte, mit der Schnapsflasche hierorts regieren wollten. Weg damit!"

„Weg damit! Weg damit!" scholl es brausend durch den Saal.

„Dieser Gegenstand wäre also erledigt," fuhr Martin Opterberg fort. „Wir haben den Krieg verloren, und wir wollen den Frieden gewinnen. Unsere kleine Landgemeinde hier ist mehr oder weniger auf die Werft zugeschnitten, und wie wir in den guten Deutschlandtagen zusammengehalten haben, so werden wir es erst recht in den bösen Tagen tun, oder wir wären Maulhelden, die ausreißen, wenn's nach Schweiß riecht. Kein Wort weiter. Schreiten wir zur Wahl! Ich beantrage die sofortige Einsetzung des ordnungsmäßigen Wahlausschusses."

Er trat ab, und hundert rauhe Kehlen riefen ihm Beifall.

Ein Mann in älteren Jahren drängte sich mit Aufwendung aller Muskelkraft auf den erhöhten Rednerplatz.

„Ich will ein Bekenntnis ablegen!"

„Der Nachtwächter ist es! Die Volleule!"

„Ich bin keine Volleule, meine Herren. Meine Damen, ich bin so spitznüchtern wie Sie es nur sind."

„,Meine Damen' hat er gesagt. Nur so weiter, Hännes. Leg du dein Bekenntnis ab."

„Meine Damen und Herren, ich bekenne vor Ihnen allen, daß ich gesündigt habe. Ich habe mich von den Jungs, von denen Sie soeben gerufen haben „Weg damit!" in den gewesenen Soldatenrat pressen lassen, weil keiner von ihnen des Nachts mit der Flinte herumlaufen und Wache schieben wollt'. Dazu war der Nachtwächter gut genug, und ich hab' die Eseleien mitgemacht. Aber ich will bekennen!"

„Du hast ja schon bekannt, Hännes! Daß du ein Esel warst, Hännes!"

„Ich lege hiermit das feierliche Bekenntnis ab, daß ich von heute ab scharf gegen alle Ordnungswidrigkeiten vorgehen werde, und bitte um meine Wiederwahl."

Ein Jubel ohnegleichen erschütterte die Halle und durchbrach alle Grenzen der Gegensätzlichkeiten.

„Heil Hännes, dem Bekenner! Heil Hännes, dem Bekenner!"

Der Ernst der Stimmung war umgeschlagen. Auf einstimmigen Beschluß wurde der Bekenner dem Wahlvorstand angegliedert, und als Männer und Frauen ihre Wahlzettel beschrieben und in die Urne gesteckt hatten, als die Stimmen durchgezählt und die Ergebnisse veröffentlicht waren, gehörte neben Martin Opterberg und Christoph Attermann, neben einigen der älteren Arbeiter und Kriegsteilnehmer auch der nachtwachende Bekenner dem neuen Arbeiter-, Bürger- und Soldatenrate an.

Die Gewählten traten auf Anregung Martin Opterbergs sofort zu einer Besprechung zusammen. Der Bekenner schlug diensteifrig den Doktor Opterberg zum Vorsitzenden vor, und die Männer stimmten ohne weiteres zu.

„Gut," sagte Martin Opterberg, „Fragen der Parteizugehörigkeit sind ausgeschaltet, nur die Lebensfragen der Gemeinde stehen auf dem Plan. Hand darauf? Ich danke Ihnen und hatt's von Männern nicht anders erwartet. Also ohne Nebensächlichkeiten: Wo drückt der Schuh am meisten? Ich bin eben erst nach Haus gekommen."

Ein alter Arbeiter nahm das Wort.

„Das ist ganz einfach, Herr Doktor Opterberg. Die Leute frieren und die Leute haben nicht genug zu essen."

„Und wenn der Magen knurrt, knurrt auch der Mund. Und wen's an den Füßen friert, dem steigt die Hitze zu Kopf," gestand Martin Opterberg zu. „Christoph, der Frachtdampfer liegt ja wohl fahrfertig? Mit vollen Bunkern? Na, dann können wir, da uns die Schiffahrt einstweilen vom Feind untersagt ist, löschen und Ballast dafür einnehmen. Die Kohlen werden auf den Kopf der Familien abgewogen und zum billigen Selbstkostenpreis verteilt. Wegen größerer Lebensmittelzuteilungen fahre ich morgen zum Landrat oder, wenn der Mann nicht helfen kann, zu einer anderen Stelle. Ich hab' schon einen Plan, möcht' aber nichts voreilig versprechen."

„Sie packen den Ochsen bei den Hörnern, Herr Doktor Opterberg. Das mit der billigen Kohlenverteilung wird den neuen Rat gleich in ein gut Licht stellen, und wegen der Lebensmittel verlassen wir uns ohne viel Fragen ganz auf Sie. Gesegnete Mahlzeit denn."

„Das habt ihr allein mir zu verdanken," tönte die Stimme des Bekenners aus dem Knäuel der Hinausdrängenden. „Ich hab' ihn zum Vorsitzenden vorgeschlagen. Keiner von euch wär' darauf gekommen."

Als Martin Opterberg im Attermannschen Hause die Treppe hinauf und über den oberen Flur zu seinem Zimmer schritt, kam ihm vor seiner Tür Linde Baumgart entgegen.

„Ich wollt' dir nur sagen, Martin, daß ich heut in der Früh' töricht dahergeredet hab'. Du brauchst kein Quellwasser holen zu gehen. Ich hab's in dir rauschen gehört, als du zu den Leuten sprachst."

„Mädel, Sprechen ist noch nicht Handeln. Aber das soll jetzt einsetzen. Willst du meine Gehilfin werden? Gegen das Frieren lass' ich die Bunker unseres Frachtdampfers leeren und gegen das Hungern weiß ich auch ein Mittel, denn der Landrat hat selber nichts zu verschenken. Als ich mit meinen Pionieren über den Rhein setzte, glitt gerade der letzte Zug des Korpsverpflegungsamtes über die Brücke. Das muß jetzt irgendwo in der Nähe stecken, denn die Bahnstrecken waren schon verstopft. Morgen such' ich es auf und leg' mich aufs Bitten. Aber reinen Mund, Lindelein."

„Soll ich mit dir?" fragte sie mit glühendem Kopf.

„Für Mädchen ist das keine Fahrt. Unter das verwilderte Kriegsvolk."

„Ich schlupf' wieder in die Hosen wie auf der Werft. Keiner erkennt mich, und ich soll dir doch helfen."

Er strich über ihre heiße Wange.

„Mädchen," sagte er, „und wenn dich auch keiner erkennt, ich will nicht einmal, daß Blicke an dir heruntasten."

Da griff sie nach seiner streichelnden Hand und hielt sie fest und legte ein paar Sekunden lang ihre Wange darauf. Dann ging sie schnell zur Treppe und ins Haus hinab ...

Martin Opterbergs Suchen glückte. Er fand das Korpsverpflegungsamt auf einem kleinen, abgelegenen Neste. Die Wagen waren auf ein Nebengeleise geschoben, bis die Strecke wieder frei werden würde, ein Viehstapel war auf eine Weide getrieben, ein paar Wagen zur Verpflegung der Begleitmannschaften entladen. Er kam zur rechten Zeit, denn gerade war der Befehl eingelaufen, am nächsten Morgen die Weiterfahrt anzutreten. Unwillig nur gingen die Leute an das mühsame Geschäft des Neuverladens.

Martin Opterberg suchte den Intendanten auf und wies sich in seiner militärischen und bürgerlichen Stellung aus. Er berichtete von der Not seiner Gemeinde, die durch die Verpflegung der rückwärts flutenden Truppen in ihrem Lebensmittelbestand schwer gelitten hätte, und machte sich anheischig, die ausgeladenen Güter und die sechs Stück Weidevieh im Bausch zu übernehmen und gegen Bankscheck zu verrechnen.

Der Intendant zögerte und machte Ausflüchte. Die Leute schlenderten herbei, horchten auf und waren sofort für die verminderte Arbeit. Der Intendant warf einen Blick auf die herumliegenden Güter, seufzte in Gedanken an die Scherereien eines überhasteten Verladens tief auf und gab den Aufsehern Befehl, ein Verzeichnis herzustellen.

Die letzten, halbgeleerten Wagen wurden abgekoppelt. Martin Opterberg erhielt ein paar hundert Sack Mehl, Graupen und Hülsenfrüchte, ein paar hundert Kisten Nudeln, Zucker, Backobst und Büchsenfleisch, einen Rest Kaffee und Tee, dazu die sechs lebenden Rinder. Die Preise waren von einer Niedrigkeit, daß ihm das Herz lachte. Er bat durch den Fernsprecher Christoph Attermann, in der Nacht noch mit den Männern des neugewählten Rats herüberzukommen, und zwar auf einer Maschine des Güterbahnhofs, die sofort anzuheizen sei. Der Bahnhofsvorsteher, der selber Gemeindemitglied sei, würde für die wenigen Kilometer schon ein Einsehen haben.

Es gelang. Bis zur Ankunft der Maschine saß Martin Opterberg mit dem Intendanten zusammen, und sie fanden sich als alte Bekannte aus dem Felde. „Gott erhalte uns die Kameradschaft," sagte Martin Opterberg zum Abschied und drückte dem Intendanten warm die Hand. „Dann werden wir Deutschland schon wieder auf die Beine kriegen."

In der Morgenfrühe waren sie daheim. Die Wagen wurden auf dem Anschlußgleis vor der Werfthalle entladen, die Waren eingeräumt und nach der Gemeindeliste auf die Haushaltungen verrechnet. Die Preise betrugen kaum ein Drittel der gegenwärtigen Tagespreise.

„Das alles sieht aus wie ein Zauberkunststück," belehrte der Bekenner die schwitzenden Kameraden, „und es kommt doch nur auf den richtigen Mann an der richtigen Stelle an. Und den habt ihr mir zu verdanken. Darüber gibt's nun mal keinen Streit."

„Ja, ja, ja. Hännes, der neue Rat taugt schon mehr als der alte."

Und Linde Baumgart wurde Martin Opterbergs Gefährtin. Die flinksten und saubersten Mädchen des Ortes brachte sie zusammen und schulte sie ein. Und sie stand von morgens bis abends in der Werfthalle, wog ab, teilte aus, überwachte das Vorwärtsschieben der Menge, brachte mit ihrem lustigen Wort die Unlustigen zum fröhlichen Lachen, mit ihrer Unermüdlichkeit die Müden zum munteren Schaffen. „Denkt an die Weihnachtsfreud! Denkt an die Weihnachtsfreud!" rief sie immer wieder in die harrenden, drängenden Haufen, und die Menschen bliesen in die rotgefrorenen Hände und trampelten sich vergnügt die Füße warm.

Nach Hausnummern ging's, und in fünf Tagen war's geschafft. Aber die kalten Nächte hatten mit herangemußt. Nun konnte Martin Opterberg zur Mutter reisen.

„Ohne dich hätt' ich's nicht zuweg gebracht," sagte er dankbar, als er sich in der letzten Nacht von Linde Baumgart verabschiedete.

„Siehst du wohl?" lachte sie, drückte seine Hand und schlüpfte in ihr Zimmer. — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Zorn. Von Joseph v. Eichendorff

In dieser Zeit deutscher Not, deutscher Machtlosigkeit und deutscher Zerrissenheit möge das zornsprühende Gedicht Eichendorffs hier Platz finden, das er vor mehr als hundert Jahren unter ähnlichen Verhältnissen seinen Zeitgenossen widmete.

Seh' ich im verfallnen dunkeln
Haus die alten Waffen hangen,
Zornig aus dem Roste funkeln,
Wenn der Morgen aufgegangen,

Und den letzten Klang verflogen,
Wo im wilden Zug der Wetter,
Aufs gekreuzte Schwert gebogen,
Einst gehaust des Landes Retter;

Und ein neu Geschlecht von Zwergen
Schwindelnd um die Felsen klettern,
Frech, wenn's sonnig auf den Bergen,
Feige krümmend sich in Wettern,

Ihres Heilands Blut und Tränen
Spottend noch einmal verkaufen,
Ohne Klage, Wunsch und Sehnen
In der Zeiten Strom ersaufen;

Denk' ich dann, wie du gestanden
Treu, da niemand treu geblieben:
Möcht' ich, über unsre Schande
Tiefentbrannt in zorn'gem Lieben,

Wurzeln in der Felsen Marke,
Und empor zu Himmels Lichten,
Stumm anstrebend wie die starke
Riesentanne mich aufrichten.





Links: Skizze des Goldschmieds Thompson, der behauptete, daß der Maler Robert Swain Gifford in ihm arbeite. Rechts: ein Gemälde Giffords.

Fernwirkung der Gedanken

Telepathische Erlebnisse. Von Marg. Weinberg (Mit vier Abbildungen)

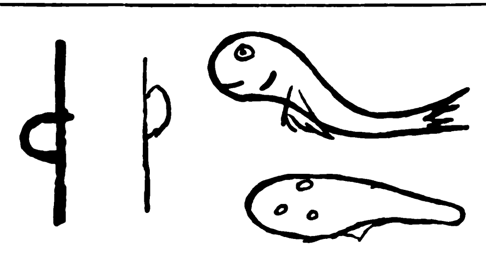
Dem Problem der Telepathie gegenüber herrscht allgemein die Vermutung, es ließe sich gefühlsmäßig lösen, bedürfe nicht etwa einer sachlichen Prüfung. Der Durchschnittsmensch kennt daher nur zwei Möglichkeiten: entweder er glaubt an Gedankenübertragung oder er tut es nicht; beides ohne zuvor mit nüchternem Verstande zu prüfen, was dafür und was dagegen spricht; ohne auch die Tatsachen, die andere hierüber aus eigenem Erleben berichten, auf ihre Beweiskraft und Glaubwürdigkeit hin vorurteilslos zu untersuchen.

Erwägt man zunächst die Möglichkeit einer Gedankenübertragung überhaupt, so gelangt man bald zu der Überzeugung, daß diese gar keinem Zweifel unterliegen kann. Denn schließlich dient jedes gesprochene oder geschriebene Wort dem Zweck, die Gedanken des Sprechers oder Schreibers auf Zuhörer oder Leser zu übertragen. Auch weiß man — aus dem Unterricht von Taubstummen und Blinden —, daß die zur Übermittlung benutzten Sinne Gehör und Gesicht nötigenfalls durch den Tastsinn ersetzt werden können. Bei der Telepathie handelt es sich nun freilich um eine Form der Gedankenübertragung, die weder diese altgewohnten Wege noch die eigentlichen Träger der Übermittlung, die Worte, in Anspruch nimmt. Gerade hiergegen aber sträubt sich unser Verstand: Worte scheinen uns durchaus unentbehrlich zur Verständigung zwischen den Menschen. Aber sind sie es denn wirklich und leisten sie unter allen Umständen diesen Dienst? Beide Fragen muß man verneinen. Menschen, die nicht die gleiche Sprache sprechen, verzichten bekanntlich auf den Gebrauch der Worte und finden ein weit aussichtsreicheres Verständigungsmittel — wenigstens hinsichtlich der nächstliegenden gemeinsamen Gedanken und Empfindungen — im Austausch von Zeichen. Jede Gedankenübertragung durch die Sprache setzt also voraus, daß der Empfangende auf diejenige des Gebenden abgestimmt ist, damit diesem eine Vorstellung verursacht werde, die derjenigen des Sprechers, Schreibers oder Zeichengebers mehr oder weniger gleicht. Auf welche Weise dies jedoch geschieht, das weiß vorläufig niemand zu erklären.

Warum also sollte man nicht annehmen dürfen, die gleiche Wirkung entstehe auch auf anderen als den bisher bekannt gewordenen Wegen?

Die Geschichte lehrt nicht nur, daß Behauptungen erleuchteter Geister, die von ihren Zeitgenossen angezweifelt wurden, sich nachmals bestätigt haben. Sie zeigt auch, daß gewisse Wahrnehmungen mittelmäßiger Köpfe, die man als unwahrscheinlich abtat, später erneut vermerkt und in ihren Zusammenhängen aufgeklärt worden sind. Ehe solche Aufklärung vielleicht dereinst auch den telepathischen Erlebnissen beschieden ist, die manche Leute zu berichten wissen, möge man sich damit begnügen, sie zur Kenntnis zu nehmen. Auch ist es selbstverständlich erlaubt, den Berichterstattern gegenüber denkbar kritisch zu verfahren, bevor man ihnen die absolute Glaubwürdigkeit zubilligt. Nur darf man sie nicht ohne zureichenden Grund der Unwahrhaftigkeit zeihen.

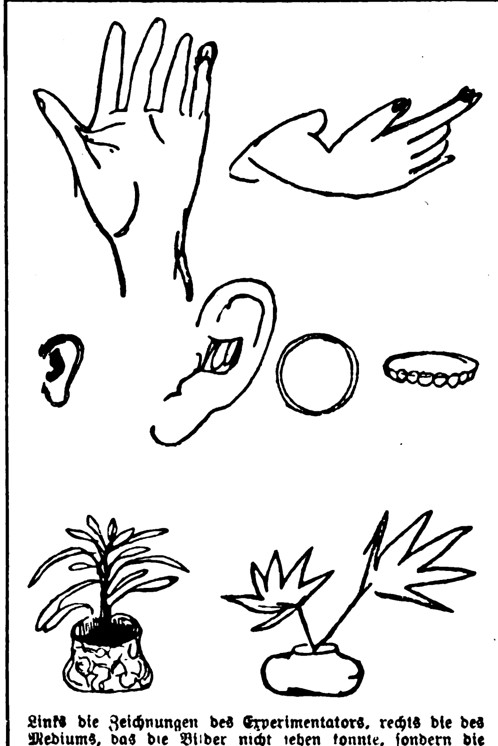
Wer wollte beispielsweise die Aussage Goethes bezweifeln, der in „Dichtung und Wahrheit“ einige Beispiele für die telepathische Veranlagung seines Großvaters anführt? Auch die Berichte des Schauspielers Joseph Anton Christ, der in seinen Erinnerungen telepathische Erlebnisse seiner Frau berichtet, tragen keineswegs den Stempel der Unglaubwürdigkeit. Dasselbe gilt von Paul Heyses gleichfalls in seinen Lebenserinnerungen gegebener Schilderung einer geistigen Wirkung in die Ferne gelegentlich einer schweren Nervenerkrankung, die ihn zu Rom befiel, und die sich seinen teuersten Menschen in der Heimat in der gefährlichsten Stunde ankündigte. An dieses Erlebnis erinnert der Bericht einer Mrs. Green, den (nach einem Aufsatz in der amerikanischen Zeitschrift „Popular Science“) Dr. Joire, Professor am Psycho-physiologischen Institut in Frankreich, erwähnt.



Die linke Figur wurde vom Experimentator gezeichnet, die rechte vom Medium. Hier liegt die Kurve auf der Gegenseite; denn Medien schreiben mitunter unter telepathischem Einfluß in Spiegelschrift. Von den Fischen zeichnete die obere Figur der Experimentator. Das Medium fragte: „Denken Sie an den Meeresgrund mit Fischen und Muscheln. Soll's eine Schlange sein oder ein Fisch?“, dann zeichnete es die untere Figur.

Dieser Bericht lautet wörtlich: Ich sah (im Traume) zwei anständig gekleidete Frauen, die ein Fahrzeug gleich einem Mineralwasserwagen lenkten. Das Pferd blieb an einem Teiche stehen, um zu trinken, verlor aber den Boden unter den Füßen und schließlich das Gleichgewicht, konnte es nicht wieder erlangen und versank im Wasser. Während dies geschah, standen beide Frauen

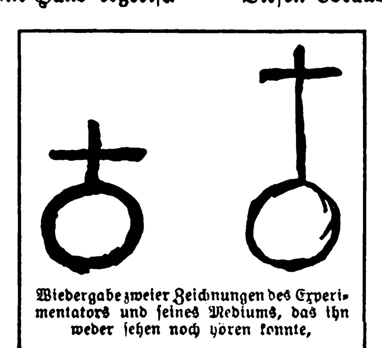
im Wagen auf und riefen um Hilfe. Die Hüte flogen ihnen vom Kopfe, und während alles unterging, wandte ich mich weinend ab und sagte: „War denn niemand da, der sie retten konnte?“ Hierbei erwachte ich, mein Mann fragte, was mir sei; ich erzählte ihm meinen Traum; er wollte wissen, ob ich die Frauen kenne Ich erwiderte verneinend und fügte hinzu, meines Wissens hätte ich sie nie gesehen. Im dritten Monat danach erhielt ich einen Brief und eine Zeitung von meinem Bruder aus Australien, der mir den schmerzlichen Verlust seiner Tochter und ihrer Gefährtin durch Ertrinken mitteilte. Meine Nichte war in Australien geboren, ich hatte sie nie gesehen. Der Bericht in der beigefügten Zeitung stimmte in allen Einzelheiten mit denen meines Traumes überein.



Links die Zeichnungen des Experimentators, rechts die des Mediums, das die Bilder nicht sehen konnte, sondern die telepathisch empfangenen Eindrücke wiedergab.

Dergleichen Ankündigungen sind gewöhnlich mit traurigen Ereignissen, oft mit unnatürlichen Todesfällen verbunden. Der Vorgang der Gedankenübertragung ist daher hier in der Regel nicht von dem Belieben der miteinander verbundenen Personen abhängig. Er steht auch offenbar in keinem Zusammenhang mit deren Stellung zum Problem der Telepathie; wenigstens berechtigt die Überzeugung, daß Wirkungen in die Ferne erzielt werden können, nicht zu der Annahme, daß sie sich gegebenenfalls mit Sicherheit einstellen. Der Verfasserin dieses Aufsatzes ist ein Fall bekannt, in dem so veranlagte Menschen an den Tod eines Freundes auf dem Schlachtfelde nicht glaubten, weil sie der Überzeugung waren, er würde sich ihnen auf telepathischem Wege mitgeteilt haben. Sie irrten aber; der Freund war wirklich gefallen.

Im Gegensatze zu solcher unwillkürlichen Gedankenübertragung steht die experimentelle, als welche das allgemein bekannte Gesellschaftsspiel eine bestimmte Karte aufzuheben oder ähnliche Leistungen zu vollbringen fordert. Man bezeichnet eine Karte in Abwesenheit der für das Experiment auserlesenen Person, läßt diese dann ins Zimmer treten (gewöhnlich mit verbundenen Augen, was eigentlich nichts ausmacht, höchstens vor Ablenkung der Gedanken schützt), führt sie in Reichweite der auf dem Tisch ausgelegten Karten, worauf jemand, der über die getroffene Wahl unterrichtet ist, ihre eine Hand ergreift. Dieser konzentriert seine Gedanken auf die bezeichnete Karte, während jene sich bemüht, soweit wie möglich an gar nichts zu denken. Fühlt sie den richtigen Augenblick gekommen, so hebt sie die Hand auf und ergreift eine Karte. Finden sich die geeigneten Personen zusammen, so gelingt der Versuch meistens, obwohl sich keiner der beiden Beteiligten bewußt ist, irgendein Zeichen gegeben oder empfangen zu haben. Immerhin können solche, sobald eine tatsächliche Berührung stattfindet, unwillkürlich erfolgt sein; darum ist diese Form der „Gedankenübertragung“ kein einwandfreier Beweis ihrer Möglichkeit.



Wiedergabe zweier Zeichnungen des Experimentators und seines Mediums, das ihn weder sehen noch hören konnte.

Aber es liegen Beispiele vor, bei denen solche ohne irgendwelche Berührung erzielt wurde. Die Vorführungen berufsmäßiger Gedankenleser kommen hier freilich nicht in Betracht, da diese größtenteils auf einer geschickt bewerkstelligten Verständigung zwischen jenen und ihrem Medium durch bestimmte Redewendungen oder andere Zeichen beruhen. Nicht mit ihnen zu verwechseln sind jedoch die Experimente auf wissenschaftlicher Grundlage, die von sachverständigen vertrauenswürdigen Personen ausgeführt wurden und ganz überraschende Ergebnisse erzielt haben. Beispielsweise zeichnet der Vorführende eine einfache Figur auf ein Stück Papier, während das Medium auf einem Platze, von dem aus es die Zeichnung unmöglich sehen kann, seinerseits den telepathisch empfangenen Eindruck aufzeichnet. Wie die beigefügten Abbildungen zeigen, besteht zwischen den beiden so entstandenen Zeichnungen häufig eine mehr oder weniger große Ähnlichkeit; sie steigert sich zuweilen bis zur Identität. Skeptiker freilich erkennen auch hierin noch keinen Beweis von Gedankenübertragung, erklären die Übereinstimmung vielmehr — rein mechanistisch — entsprechend der gleichartigen Leistung gleichartig gebauter Maschinen — aus der Beobachtung, daß die meisten Menschen unter den nämlichen Umständen annähernd das nämliche tun, die Wahrscheinlichkeit zur Erzielung der erwähnten Ergebnisse also von vornherein vorhanden war.

Dergleichen Einwendungen wird der Versuchansteller stets am sichersten entgehen, wenn er selbst bei der Bewertung der von ihm erzielten Erfolge so kritisch wie möglich verfährt; wenn er sich bei seinen Untersuchungen des streng wissenschaftlichen Verfahrens bedient, das eine sorgfältige Beschreibung der vorgenommenen Versuche mit allen ihren Begleitumständen, die Anwendung jeder erdenklichen Vorsichtsmaßregel gegen eigene Fehlschlüsse, bewußte oder unbewußte Täuschungen der Beteiligten und die gewissenhafte Beantwortung aller voraussehbaren Einwände erfordert, ehe es die Zuverlässigkeit der gewonnenen Ergebnisse als erwiesen annimmt.

Diesen Voraussetzungen entspricht ein vor kurzem bei Carl Marhold, Verlagsbuchhandlung, Halle a. S., erschienenes Buch von Waldemar v. Wasielewski über „Telepathie und Hellsehen“, das daher allen denen, die sich für das Gebiet der „ungewöhnlichen seelischen Fähigkeiten“ interessieren, empfohlen sei. Man erlangt beim Durcharbeiten dieser Schrift eine klare Vorstellung sowohl von den Methoden, die bei derartigen Versuchen zur Anwendung gelangen, als auch von dem grundsätzlichen Unterschied zwischen Gedankenübertragung und Hellsehen; endlich vermittelt sie auch

einen Einblick in die mannigfaltigen, in Zukunft der Lösung harrenden wissenschaftlichen Fragen, die durch den ernstgenommenen Okkultismus angeschnitten werden und letzten Endes den von seinen Lehren überzeugten Jünger zur Umwertung seiner Weltanschauung führen dürften.

Ein abschließendes Urteil über die in jenem Buche beschriebenen Versuche mit dem Fräulein v. B. und die aus ihren Ergebnissen gezogenen Folgerungen möchten wir uns jedoch ebensowenig anmaßen, wie eine kritische Stellungnahme zu dem Fall des Goldschmieds Thompson, den die bereits erwähnte Zeitschrift „Popular Science" mitteilt. Wir begnügen uns vielmehr lediglich mit der Wiedergabe einer seiner Skizzen und dessen, was er selbst darüber aussagte. Thompson, der gelegentlich die flüchtige Bekanntschaft des Malers Robert Swain Gifford gemacht hatte, fühlte sich plötzlich von einer unüberwindlichen Neigung zu zeichnen erfaßt und behauptete, beim Zeichnen fühle er, daß Gifford in ihm arbeite. Der war aber vor einem halben Jahre gestorben, ohne daß Thompson es wußte. Als er es nachträglich erfuhr, und sich im Jahre 1907 entschloß, Giffords Heimat und Wirkungsstätte aufzusuchen, entdeckte er zu seinem Erstaunen, daß seine eigenen Skizzen den ihm bis dahin unbekannten Werken des Künstlers auffallend glichen. Für die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte spricht immerhin die Tatsache, daß man den Gewährsleuten eine gewissenhafte Prüfung ihrer Veröffentlichungen wohl zutrauen darf. Doch können wir uns nicht verhehlen, daß gerade diese letzte der Zweifelsucht erwünschten Anlaß bieten wird, sich zu äußern. Wir wollen ihr die Berechtigung dazu nicht streitig machen, vorausgesetzt, daß sie sich den Hinweis auf das Hamletwort gefallen läßt:

Es gibt mehr Dinge zwischen Erd' und Himmel,
Als Eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.

Bist du gewandt, pünktlich und intelligent?

Eine psychotechnische Eignungsprobe. Von Wolf Marwein

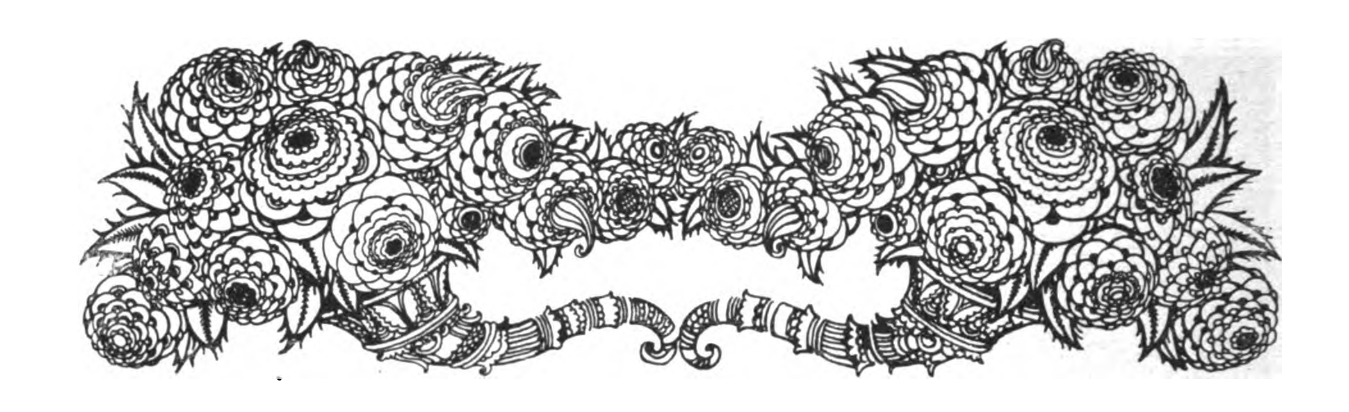
Die experimentelle Psychologie ist allmählich ein wertvolles Hilfsmittel zur Feststellung der besonderen Begabung und Eignung von Schulkindern geworden. Die für diesen Zweck angewandten Verfahren, die man mit dem unübersetzbaren englischen Worte „test" bezeichnet, beruhen größtenteils darauf, daß man einer Anzahl von Schülern eine bestimmte sorgfältig ausgedachte Aufgabe stellt, deren Bewältigung gewisse Eigenschaften zur Voraussetzung hat. Die Leistungen der Kinder werden alsdann nach dem Maßstabe einer als Durchschnittsleistung angenommenen Lösung der Aufgabe bewertet und entsprechend in eine Rangordnung, die Leistungsreihe, gebracht, von der man nun die mehr oder weniger ausgeprägte Eignung der Schüler für jene Aufgabe und andere, die gleichen Voraussetzungen in sich schließende, ablesen kann. Es ist für den Erzieher interessant und lehrreich, die Ergebnisse derartiger Fähigkeitsprüfungen mit den Klassenplätzen der Schüler, oder auch mit den Intelligenzschätzungen zu vergleichen, die ihnen nach dem allgemeinen Eindruck ihres Wesens zuteil wurden.

Die Tests werden gewöhnlich nach einem besonders charakteristischen Merkmal oder nach ihrem Erfinder bezeichnet. So gibt es einen Bindewort-Test, der darauf beruht, daß die Schüler in einer bestimmten kleinen Erzählung die daraus fortgelassenen Bindewörter ergänzen müssen. Deren Mannigfaltigkeit entspricht allen vorhandenen Möglichkeiten der Satzbindung, so daß sich aus den etwaigen Irrtümern ein mangelndes Verständnis für gewisse Zusammenhänge bei gleichzeitiger Erfassung anderer Gedankenverbindungen erkennen läßt. Unterzieht man dieser Prüfung gleichzeitig Schüler verschiedenen Alters, so liefern die erzielten Durchschnittsergebnisse wertvolle Aufschlüsse über die Fortschritte des Auffassungsvermögens von Klasse zu Klasse. Zur Nachprüfung von Schnelligkeit und Exaktheit, diesen Haupterfordernissen unserer Zeit, dient der Thorndikesche Labyrinth-Test, der in vielen amerikanischen Schulen angewandt wird. Die Aufgabe besteht darin, daß der Schüler — so schnell er es vermag — mit spitzem Bleistift eine Linie zwischen die beiden Parallelen des auf unserer Abbildung gezeigten Labyrinths zieht, ohne eine von jenen dabei zu berühren. Wer sich selbst dieser Probe unterziehen will, der setze die Spitze des Bleistifts links unten zwischen die Anfangspunkte der beiden Linien und vollführe die Aufgabe ohne das Heft zu verschieben oder den Bleistift abzusetzen; er merke sich die Zeit, die er dazu braucht, auf diese Weise den kniffeligen Irrwegen der Parallelen zu folgen.



Eine Intelligenzprobe. Wer innerhalb eines möglichst kurzen Zeitraums eine ununterbrochene Linie zwischen den obigen Parallelen zu ziehen vermag, ohne diese zu berühren, hat den Beweis seiner Tauglichkeit für schnelle und exakte Arbeit erbracht. (Nach „Popular Science Monthly".)

Bei Anwendung des Tests in den Schulen gibt man den Kindern 75 Sekunden Zeit. Nach deren Ablauf mißt man nach, wieviel Zoll der Strecke sie zurückgelegt haben und vermerkt die dabei begangenen Fehler. Manche Kinder arbeiten schnell aber flüchtig, andere langsam aber sorgfältig. Beiden Gruppen werden entsprechende Verhaltungsmaßregeln erteilt, die Probe sodann nach einer Stunde wiederholt. Erst nach fünf aufeinanderfolgenden Tests wird das Ergebnis ermittelt, und zwar dient dabei die Durchschnittsleistung des ersten Versuchs als Leistungsnorm, nach der man die übrigen Proben bewertet. Man kann nun die Bemerkung machen, daß die Bewegungsschnelligkeit im Laufe des Tages ständig zunimmt, während die Exaktheit wechselt. Sie steigert sich bis zum Gabelfrühstück, das unserer Mittagsmahlzeit entspricht, und nimmt alsdann ab; eine Wahrnehmung, die als neue Bestätigung für die alte Spruchweisheit gelten kann, daß „ein voller Bauch nicht gern studiert" und „Morgenstunde Gold im Munde" hat.



Die heiligen Rosen von Overny

Eine Geschichte aus alter Zeit von Karl Bienenstein

Hoch oben im Norden Schottlands steht die uralte Abtei Overny. Frisch weht der Wind von den weiten Hochlandsheiden, über die in nebeligen Herbstnächten der sehnsüchtige oder kampfwilde Schrei des Brunfthirsches irrt, um die verwitterten und geborstenen Mauern aus rotem Sandstein, brunnenklar ist die Luft und von sanfter Bläue, wie die Augen nordischer Mädchen ist der Himmel. Die Wiesen um das trauernde Gemäuer zeigen ein so sattes Grün wie sonst nirgendwo dort oben jenseits des kaledonischen Kanals, und die silberweißen Birkenstämme, die sich zuerst schlank emporheben und dann von oben ihre zarten langen Zweige mit den gelbgrünen Blättern niederrieseln lassen wie goldenen Sonnensegen, heben sich um so leuchtender von dem Hintergrund von Blau und Sattgrün ab.

Spät kommt hier der Sommer in das Land. Und wenn er kommt, dann bringt er keine Gluten, sondern eine milde, sanfte Sonne, die mit ihrer warmen Strahlenhand nur wenige Blumen aus dem Boden hervorschmeichelt. Dann schimmert die Heide weithin im blassen Rosenlicht der Erika, und um die gesunkenen Grabsteine, die mit verwischten Inschriften und Bildnereien im Bogen die verlassene Stätte frommer Andacht umzirken, duftet es so süß wie von würzigem Honig.

Aber viel, viel süßer war einst der Duft, der aus den tiefroten Kelchen der heiligen Rosen von Overny quoll. An der Chormauer, von silbernem Gitter umgeben, stand der geweihte Rosenstock. Selbst als der kurze Stamm schon ganz alt und morsch war, trieb er noch schlanke, geschmeidige Ranken, die in kraftvoller Jugend das Gemäuer hinankletterten, sich wie im Übermut in das reiche Maßwerk der Fenster schlangen und den grauen Heiligengestalten auf den Pfeilerkonsolen lachende Kränze aufs Haupt drückten.

Der Rosenstock stammte aus dem Garten Gethsemane. Dort hatte ihn ein Abt von Overny, der mit König Richard Löwenherz gegen die Ungläubigen ausgezogen war, gefunden und zur Erinnerung an den heiligen Boden, den der Welterlöser mit seinem blutigen Schweiße getränkt hatte, mit in seine nordische Heimat genommen. Er wußte nicht, daß der Stock aus einem Blutstropfen emporgeblüht war, der von der bleichen Stirne des Heilands zur Erde gefallen war, als er, seinem Menschentum den bitteren Zoll des Schmerzes zahlend, in Todesangst dort gekniet und mit seinem Vater in jener bitterschweren Nacht, die seinem Leiden und Sterben voranging, in heißem Gebete gerungen hatte. Mit dem breiten Schlachtschwerte hatte der Abt von Overny den Stock ausgegraben und nach manchen Mühsalen auf schwieriger Fahrt in die Heimat gebracht. Dort hatte er ihn dann an der Chormauer mit eigener Hand in die Erde gepflanzt und mit geweihtem Wasser begossen. Und der Stock schlug Wurzeln in der kalten Nordlandserde, und als der Winter mit Sturm und Schnee und Eis über die Heiden dahinfuhr, da deckte ihn der Abt vorsorglich mit Tannenreisig und Stroh zu, daß ja die rauhe Faust des schottischen Winters nicht seine Lebenskraft brechen könne.

Und der Stock gedieh und wuchs immer herrlicher empor und lohnte des Abtes Mühe, der über ihm wachte wie über einem Heiligtume. Keines Menschen Hand durfte eine Rose brechen, und um jeder Verlockung hierzu zu wehren, ließ er ein eisernes Gitter mit starren Spitzen in weitem Bogen um den Stamm des heiligen Rosenstocks ziehen.

Und doch: eines Tages, als der Abt zur Hora in die Kirche kam und seinem Betpulte zuschritt, das unter einem Baldachin von dunkelblauem Tuch zur Seite des Hochaltars stand, da lagen auf demselben drei der blutroten Rosen von dem heiligen Rosenstocke.

Sofort stellte er ein strenges Verhör an. Jeder Bruder, jeder dienende Laie wurde befragt, und der Abt ließ sie sogar einen Eid zum Allerhöchsten schwören: doch keiner wußte, wie die Rosen hierhergekommen waren. Da ward der Abt tieftraurig, denn er vermeinte nichts anderes, als daß einer von ihnen aus Angst vor Strafe einen falschen Eid geschworen und damit seine Seele dem Teufel ausgeliefert habe. Er verschloß sich in seine Zelle und betete drei Tage lang inbrünstig zu Gott, daß er in seiner unendlichen Barmherzigkeit den Sünder zur Reue und Buße führen, aber ja nicht in die ewige Verdammnis fallen lassen möge. Nur zum gemeinsamen Gebete erschien der Abt während dieser drei Tage in der Kirche, wo er sich in tiefes Schweigen hüllte.

Am Abende des dritten Tages aber kam er nicht. Die Brüder warteten und warteten. Als er ihnen aber zu lange säumte, da ging der Prior, ihn zu holen. Nach vergeblichem Klopfen trat er in die Zelle, und da lag der Abt vor seinem Gebetpult lang hingestreckt, tot. Die drei Rosen aber hielt er an die Brust gedrückt, und auf seinem Antlitz lag eine himmlische Verklärung, die dem Prior und den herbeigeholten Brüdern zeigte, daß Gott die Seele des Entschlafenen in seine milden Vaterarme aufgenommen hatte.

Der Nachfolger des Abtes pflegte den Rosenstock aus dem Morgenlande mit gleicher Hingebung. Und siehe! wieder drei Tage vor seinem seligen Ende fand auch er

drei der Rosen von dem heiligen Stamme auf seinem Betpulte.

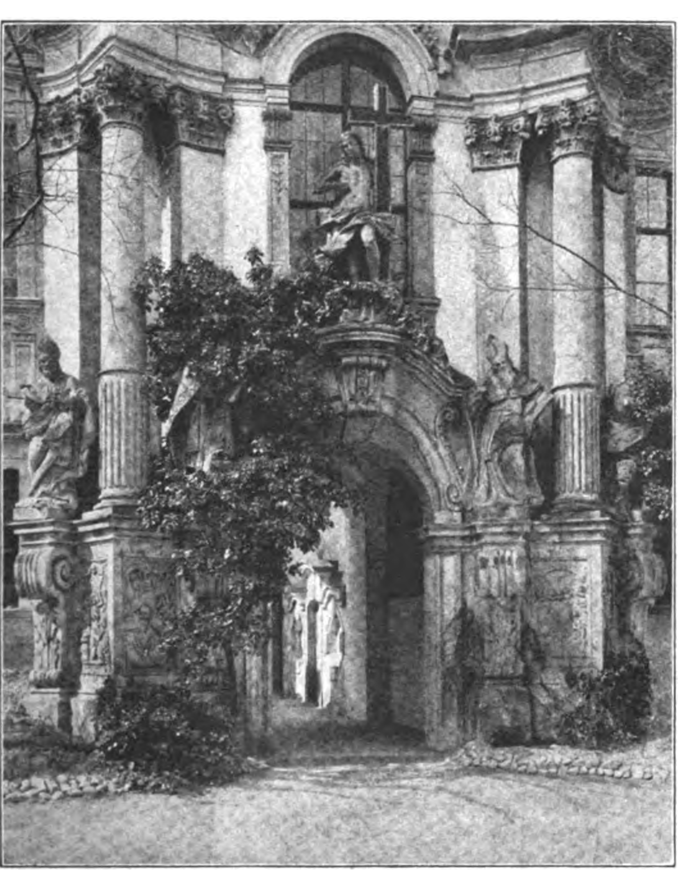
Nun war es offenbar das göttliche Gnadenwunder. Rasch verbreitete sich die Kunde davon über ganz Schottland. Von allen Seiten strömten da die frommen Waller herbei, um die heiligen Rosen zu sehen, und ihre Opfer flossen so reichlich, daß der Abt statt des eisernen ein silbernes Gitter um den heiligen Rosenstock von Overny schließen ließ. — — — — — — — — — — — — — —

Zweihundert Jahre waren vergangen, immer schöner und kräftiger hatte sich der Rosenstock entwickelt. Und noch immer vor jedes Abtes Scheiden vollzog sich das Rosenwunder.

Doch einmal nach einem besonders harten Winter schien es, als hätte dem zarten Kinde des Heiligen Landes die letzte Stunde geschlagen. Trotz aller schützenden Decken waren die Triebe erfroren, und traurig standen die Mönche um das silberne Gitter, als selbst die Sonne des Juli noch kein einziges grünes Blättlein hervorzulocken vermocht hatte.

Aber noch einmal erholte sich der Strauch, und als der Hafer auf den mageren Feldern der Ernte entgegenreifte, standen in dem dunklen Laube zwei große, schöne Rosen.

Da berieten sich die Mönche, wie sie der Gefahr des Verlustes des Rosenstrauches wirksam begegnen könnten, und sie bauten ein Gewächshaus, nahmen ein Reis von dem heiligen Stamme und zogen einen neuen Strauch, den ein Gärtner sorgsam pflegte und der den alten ersetzen sollte, falls er einmal den Unbilden des Winters zum Opfer falle.



Klostereingang. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Konrad Heller.

Im Laufe der Jahre hatte sich auch der neue Strauch herrlich entwickelt und bedeckte die ganze Rückwand des Gewächshauses mit ihren prächtigen grünen Ranken, zwischen denen die blutroten Rosen des heiligen Stocks von Overny gar seltsam leuchteten.

2.

Man schrieb das Jahr 1378, und es war viel Unruhe in der Welt, besonders in der Kirche Britanniens. Was Jahrhunderte hindurch als wahr und unantastbar gegolten hatte, das wurde nun als böser Irrtum erklärt, und eine mächtige Faust rüttelte an den Grundfesten der Kirche. Diese Faust aber gehörte einem der angesehensten Geistlichen Englands, dem Pfarrer von Lutterworth, Wiclif, der zugleich Doktor der Theologie an der Universität in Oxford war.

Die Kirche kämpfte einen harten Kampf gegen diesen Feuergeist, der mit trotzigem Mute seine Anklagen gegen das Papsttum in die Welt schleuderte, und ihn zu besiegen, hatte der Bischof von London den kühnen Mann zu einem Verhör in die Kirche des Apostelfürsten Paulus in London geladen.

Der damalige Abt von Overny war zu diesem Verhör geladen und hatte mit eigenen Ohren gehört, wie Wiclif in gewaltiger Redeschlacht den Bischof besiegt hatte. Der aber wollte nicht unterliegen, und da ihn die Kraft des Wortes im Stiche gelassen hatte, wollte er mit Gewalt sein Ziel erreichen. Er drohte Wiclif mit dem Banne, falls er nicht widerrufen wolle.

Da aber sprang der Herzog von Lancaster auf, riß sein Schwert aus der Scheide und warf es sprühenden Auges zwischen Wiclif und den Bischof, indem er zugleich diesem zurief: „Sage deinem Herrn in Rom, daß dieses Schwert geschliffen ist und daß seine Schneide jeden trifft, der es wagen sollte, diesem Manne da" — er wies auf Wiclif — „auch nur das kleinste Härchen in seinem Nacken zu krümmen. In England herrscht der Engländer, nicht der Römer."

Diesen Worten folgte eine große Bewegung. Einige Anhänger des Bischofs faßten nach dem Griff ihrer Schwerter; doch furchtlos nahm der Herzog sein Schwert wieder auf, maß mit stolzen Blicken die Runde, und als er sah, wie sich seinem Mute die Feinde beugten, stieß er mit verächtlichem Lächeln die Waffe in die Scheide, nahm Wiclif an der Hand und verließ mit ihm dröhnenden Schrittes die weite Halle des Domes.

Doch die Kirche wollte sich nicht so leicht besiegt geben, und nun ordnete der Papst selbst ein neues Verhör an. Auch diesmal wurde der Abt dazu eingeladen, und schweren Herzens trat er die Reise aus dem Frieden seines Klosters in das streiterfüllte London an.

Und wieder endete die Disputation mit einem glänzenden Siege Wiclifs. Seine Worte gruben sich tief in das Herz des Abtes. Es strömte aus ihnen etwas Echtes, Klares, als könne es nur aus den lautersten Quellen der Wahrheit kommen, und außerdem lag darin auch eine so heiße Liebe zum eigenen Volk und zu der meerumrauschten Inselheimat, daß selbst in den Herzen vieler seiner Gegner eine Begeisterung auflohte, die sie wider ihren Willen zu lautem Beifall zwang.

Ja, ein merkwürdiger Mann war dieser Wiclif, einer von denen, an welchen man nicht vorbeigehen kann, ohne zu ihnen Stellung genommen zu haben. Man mußte entweder ihr Freund sein oder ihr Gegner.

Dies fühlte der Abt von Overny heute mehr denn je. Mittags war ein Bote des Bischofs von London gekommen, der ihm ein langes Schreiben überbracht hatte, in dem der Abt aufgefordert wurde, ein Urteil über Wiclif abzugeben.

„Ihr, ehrwürdiger Vater, nur Ihr seid berufen, den Häretiker zu widerlegen. Denn Ihr seid der Hüter des einzigen göttlichen Gnadenwunders, mit dem der dreieinige Gott Britannien gesegnet hat. Alles Volk schaut mit Liebe, Verehrung und gläubigem Vertrauen zu Euch auf. Nur Euer Wort kann noch imstande sein, den Teufel zu bannen, der in der Gestalt Wiclifs umgeht, um die Seelen aus den Armen unserer heiligen Mutter, der Kirche, zu reißen. Ihr, ehrwürdiger Vater, seid unsere letzte Hoffnung.“ Mit diesen Worten schloß das bischöfliche Sendschreiben.

Gedankenvoll, grübelnd und wägend schritt der Abt in dem Klostergarten auf und ab. Ein leiser Duft lag in den durchsonnten Lüften, und in den Birken, die über die Mauer des Gartens hereinnickten, sang ein weicher Wind ein heimlich frohes Sommerlied.

In die Seele des Abtes aber drang nichts von all der Herrlichkeit. Die Arme über der kreuzgeschmückten Brust verschränkt, das greise Haupt gebeugt, schritt er die kiesbestreuten Wege auf und nieder und achtete nicht auf das, was da grünte und blühte, sang und jauchzte. Seine Seele war der bittersten Zweifel voll. Sollte er Wiclif verdammen oder sollte er ihn anerkennen? Wie, wenn Gott diesen Mann gesandt hatte, wie einst die Propheten des Alten Testaments, um Einkehr und Umkehr zu predigen? Morsch und faul war ja gewiß so manches in seiner heiligen Kirche. Aber war es nicht doch Häresie, was Wiclif lehrte? Gar jetzt, wo er des Papstes Oberherrschaft und Schlüsselgewalt angriff und verwarf! Konnte es nicht einer von jenen sein, von denen da geschrieben steht: „Aber es gab auch falsche Propheten unter dem Volke, sowie es auch unter Euch falsche Lehrer geben wird, die verderbliche Sekten einführen.“

Doch wie er auch grübelte und überlegte: er konnte zu keinem Schlusse kommen, und immer tiefer sank das Haupt zur Brust hinab. Oh, daß ihm in seinen alten Tagen noch so Schweres auferlegt ward!

Da plötzlich erscholl in der Nähe das Weinen eines Kindes, und der Greis hob sein weißes Haupt.

Es war das kleine Töchterchen des Gärtners, das da an einem Blumenbeet gesessen hatte und sich ein Kränzlein für seine blonden Locken hatte winden wollen. Es war ganz in sein Spiel vertieft, als es plötzlich den Schritt des Abtes hörte. Da wollte es schnell davonlaufen, strauchelte jedoch und fiel zu Boden. In seiner Angst hatte es zu weinen begonnen.

Der Abt war ein gütiger Mann. Schnell trat er auf das Kind zu, und als er sah, daß es blutete, führte er es zu dem gemauerten Wasserbecken, in das sich ein kalter Quell aus den Hochlandsheiden her ergoß, tauchte sein Tuch in das kalte Bergwasser und stillte damit das Bluten. Dabei streichelte er ab und zu die blonden, seidenweichen Locken des Kindes und sprach ihm freundlich zu.

Endlich hörte das Bluten auf, und nun erst fragte der Abt: „Wie heißest du?“

Das Mädchen schlug seine großen Augen zu dem Abte auf, den es nach den Worten der Eltern für einen Heiligen ansah, und antwortete schüchtern: „Edith.“

„Das ist ein schöner Name, mein Kind! Wer hat ihn dir denn gegeben?“

„Der Vater, weil die Mutter auch so heißt,“ war die zutrauliche Antwort, und dabei ging ein helles Aufleuchten über das frische Gesichtchen des Kindes, denn es freute sich über die freundlichen Worte und über das Lob seines Namens.

Der Abt kam sehr selten in den Garten und war dem Kinde noch nie begegnet, doch wußte er, daß öfter Leute aus der Umgebung ins Kloster kamen, daß auch einige der Klosterknechte verheiratet seien, und deshalb forschte er weiter: „So, dein Vater hat dir den schönen Namen gegeben? Was ist er denn?“

Auf diese Frage sah das Kind den Abt sehr erstaunt an. Daß er, der Heilige, das nicht wußte! Doch faßte es sich, und mit dem Finger nach dem Gärtnerhäuschen weisend, sagte es: „Mein Vater ist doch der Gärtner hier!“

„Ach ja,“ rief der Abt aus, der sich nun erinnerte, „richtig, du bist die kleine Edith unseres braven Gärtners. Aber sage mir jetzt, Kind, wie hast du dich denn blutig geschlagen?“

Das Kind gewann immer mehr Zutrauen zu dem alten Manne, denn er sah es so lieb und gütig an und tätschelte liebkosend mit seiner kühlen, beringten Rechten die weiche, rosige Hand des kleinen Mädchens, das nun munter zur Antwort gab: „Weil ich gelaufen bin.“

„Und warum bist du denn gelaufen?“

„Weil ich Blumen gepflückt habe,“ gestand das Kind ehrlich ein.

„Deswegen?“ entgegnete der Abt. „Mein liebes Kind, das verstehe ich nun nicht recht. Oder“ — plötzlich kam ihm die Erklärung — „ist dir vielleicht das Blumenpflücken verboten worden?“

Das Mädchen wurde über und über rot, schlug die großen klaren Augen zu Boden und erwiderte nun leise: „Ja, Vater hat es verboten. Er sagt, die Blumen gehören alle für den lieben Gott in der Kirche.“

„Freilich, wenn es der Vater verboten hat, dann darfst du nicht. Ein braves Kind muß seinen Eltern immer gehorchen. Aber warum hast du dann doch gepflückt?“

Ediths Augen füllten sich neuerdings mit Tränen, und nur stotternd brachte es die Antwort hervor: „Weil ich sie so lieb habe, weil sie so schön sind.“

„Nun, nun,“ begütigte der Abt und hob, mit dem Zeigefinger dem Kinde unter das Kinn fassend, das Köpfchen empor, „ich will dir selbst erlauben, daß du dann und wann Blumen pflücken darfst. Und nicht wahr, wenn du einmal recht schöne findest, dann bringst du mir ein Sträußchen davon?“

Aus den noch feuchten Augen des Kindes flog ein heller Freudenstrahl zu dem Abte empor, und eifrig nickte es mit dem Köpfchen.

„Nun geh mit Gott!“ sagte der Abt und hielt dem Kinde die Hand zum Kusse hin.

Schnell drückte dieses seine warmen Lippen darauf und dann eilte es fort.

Lächelnd sah der Greis dem Mädchen nach. Dann aber zog ein Schatten tiefer Wehmut über das milde Antlitz, und ein Seufzer hob das schwere goldene Kreuz, das über dem dunklen Habit auf der Brust lag. Das Heilandswort war dem Abte eingefallen: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“

Ja, wer so sein könnte: so rein, so klar, so jedes Zweifels bar!

Und da war der Greis wieder bei seinen Grübeleien, und gesenkten Hauptes verließ er den Garten, um in seiner Zelle in den heiligen Schriften nach einem Auswege aus den Irrgärten seines Zweifels zu suchen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 24. Februar 1921 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

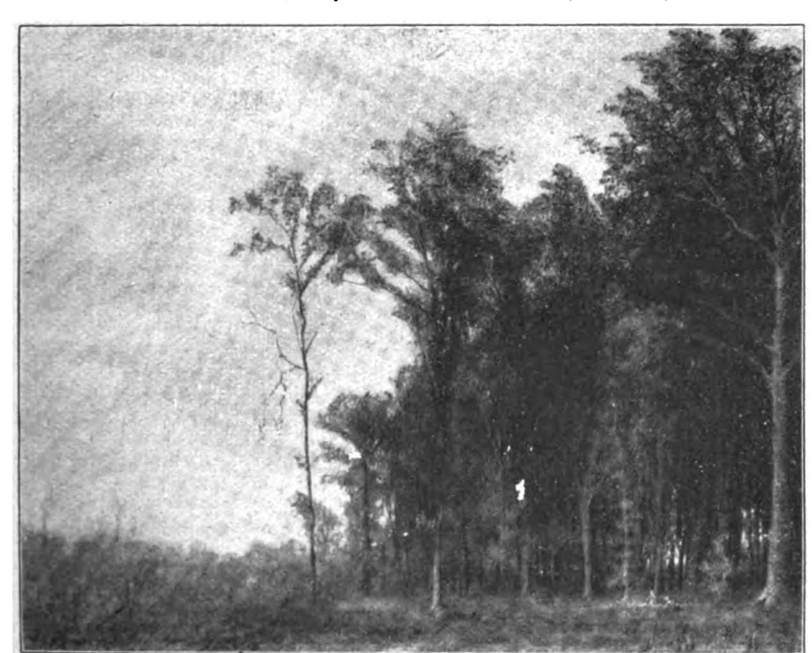
Auf großen Umwegen nur hatte Martin Opterberg die Reise bewerkstelligen können, denn das Rheintal war von den Truppen der feindlichen Besatzungsheere gesperrt. Drei Tage und drei Nächte brauchte er zu der Fahrt, die vordem eine Schnellzugstagesfahrt ausgemacht hatte. Aber zum Weihnachtsabend noch traf er auf dem Opterberghof ein. Und nun saß er bei der Mutter.

Die starke Erregung, die bei Mutter und Sohn das Wiedersehen ausgelöst hatte, war einem stillen Frieden gewichen. Den ganzen Abend über hielt Martin Opterberg die Hand der Mutter in der seinen, und mit der freien Hand strich Frau Christiane von Zeit zu Zeit heimlich und zärtlich über des Sohnes Ärmel. Dann schloß er für Sekunden die Augen, als müsse er die ungewohnte Liebkosung wie ein Träumender auskosten.

Die Zeit hatte Frau Christiane Opterberg nichts anzuhaben vermocht. Wohl war der Schein ihres strohgelben Haares ein wenig matter geworden, aber immer noch krönte es in schwerer Fülle das Haupt, aus dem die Augen in der kristallklaren Farbe des jungen Rheins blickten, und die Frauenreife des Körpers hatte trotz der Jahre die Spannkraft und Biegsamkeit ihres Mädchenkörpers behalten. Nur die Raschheit hatte sich verloren. Aber die Gelassenheit, die sie allen Dingen und Vorkommnissen gegenüber zur Schau trug, war nur ein Schein, und es glitt zuweilen wie verhaltene Laune um ihren Mund, die besser als sprudelnde Worte kundtat, was Frau Christiane im Innersten bewegte.

„Es ist halt nichts so trauerspielmäßig, als daß es nicht wieder zum Singspiel umschlagen könnt'," meinte sie in ihrer lebensklaren Art, als der Sohn ihr am Weihnachtsabend hatte erzählen müssen. „Es kommt lediglich darauf an, wie man selber das Spiel zu betreiben gedenkt, ob mit Asche auf dem Haupt, oder mit einer frischgepflückten Nelke hinterm Ohr. Man kann sich bei der Beerdigung eines Freundes selber mitbegraben, man kann sich aber auch just am frischen Hügel das Gelöbnis ablegen: Nun wird noch lange nicht gestorben! Nun wird das Leben erst recht in die Hand genommen, damit's sein Bestes hergibt vor dem törichten Tod."

Sie lachte in sich hinein.



Am Waldrand. Nach einem Gemälde von Alfred Loges. (Zu dem Aufsatz auf S. 205.)

„Ich hab' einmal von einem lustigen Gesellen den Trauermarsch von Chopin spielen hören, ohne daß er eine Note verändert hätt', nur in einem flotteren Zeitmaß, und der alte Trauermarsch klang wie eine funkelnagelneue Aufforderung zum Tanz."

„Ich versteh' dich, Mutter, und hab's mir selber schon so ausgelegt. Nicht hinter dem unwiderruflich Abgeschiedenen herjammern und in die Knie knicken. Wer lebt, hat nur die eine Pflicht: nämlich zu **leben** und sein Leben so aufzubauen, daß es Wert für ihn hat und für seine Zeit."

„Siehst du," sagte Frau Christiane, „damit hätten wir eigentlich alles besprochen, was es zwischen uns an Wichtigem zu besprechen gäb'. Was wir nun noch daherreden, sind die schönen Randverzierungen."

„Red nur daher, Mutter," bat Martin Opterberg lächelnd und streichelte ihre kräftige Hand.

„Gelt, du bist auch den Randverzierungen nicht abhold? Der Schuß Vatersblut in dir ist nicht das schlechteste Erbteil, ob wir beide auch früher einmal ein wenig darum gebangt haben mögen. Denn Freud' muß der Mensch haben, oder er tut sein Tagewerk wie ein Öchslein unterm Jochbalken."

„Erzähl mir ein wenig von der Freud', Mutter. Ich werd' schon gut hinhorchen."

„Du möchtst mich wohl ausspionieren, Bub?" erwiderte sie lachend und klopfte ihm kräftig den Rockärmel.

„Ausspionieren? Ist denn der Gegenstand so heikel?"

„Nun steigt mir wahrhaftig die Röt' ins Gesicht. Ach was, ich bin doch zuletzt kein jung' Mädchen und du kein Hosenlupf. Ich bin deine Mutter und vermag drum sogar Gegenständ' mit dir zu besprechen, die einen Pastor in Beklemmungen versetzen könnten. Wenn ich von der Freud' red', so mein' ich halt: die größte Freud' für den Mann ist doch das Weib."

„Es könnt' wenigstens so sein, Mutter."

„Es **könnt'** nicht nur so sein, es ist so, Bub. Denn wenn ich von eines Mannes Weib sprech', mein' ich den getreuen Kameraden in gleichem Schritt und Tritt, und nicht einen Herumfeger oder gar eine Schlampampe. Ich sag's, wie ich's weiß, und hab's an mir selber und einem anderen

erfahren, und du wärst mittlerweil' auch alt genug dazu geworden."

„Also wie muß sie ausschauen, Mutter?"

„Gar nicht muß sie ausschaun. Darauf hast du wohl die Prob' selber gemacht, daß das bloße Ausschaun erst in der zweiten Linie kommt. Aber das Herz muß sie auf dem rechten Fleck haben, besonders wenn's der Mann gerad beansprucht, und es nicht beleidigt auf die andere Seit' schieben, wenn er auch andere Dinge mal im Kopf hat. Und den Verstand muß sie an der rechten Stell' haben, daß sie an allem ihren Anteil nehmen kann, was des Mannes Wesen und geistiges Leben ausmacht, ohne aber, daß sie nun gleich als die Belehrerin und Besserwisserin auftreten will, denn dann wär' ja für den Mann die Freud' des Starken dahin. Und lieb muß sie ihn haben, und wenn's Hühnereier hagelt."

„Also hübsch braucht sie nicht zu sein, Mutter?"

„Nicht hübsch?" sagte Frau Christiane erstaunt. „Ja, bist du denn von einem anderen Stern, auf dem die Menschen Astralleiber haben? Natürlich muß sie für den Mann, der sie heiratet, hübsch sein und sehr sogar, aber nur für den Mann, und wenn sie für die anderen nur als ein Meerwunder mit durchläuft. Für den einen Mann aber muß sie so hübsch sein, daß es in allen seinen Sinnen singt und klingt, wenn er sie daherschreiten sieht, und ein Freuen in ihn kommt vom Herzen bis in die Kehle, als stünd' der Atem still. Laß du die Frommen im Land von der Abtötung der Sinne faseln — was weiß ein Frosch von Falkenruf in der Luft anders, als daß er Angst vor ihm hat. Sind die Sinne nicht mit im Spiel, so ist's eine Laute mit gesprungenen Saiten."

„Und schlank und rank muß sie sein," fuhr Martin Opterberg fort, „und braunes Haar muß sie haben mit einem Sonnenkrönlein drin, wie bei ihrer Schwester, und ihre Augen müssen blitzen vor Lust am Leben, und aus der Stadt Karlsruhe muß sie sein."

„Martin —," sagte Frau Christiane, „da bringst du mich auf eine Fährte."

„Laß gut sein, Mutter. Noch ist der Friede nicht unterzeichnet. Und ich möcht', wenn's einmal übermächtig in mir wird, mein Glück in Frieden haben." — —

Bis zum neuen Jahr blieb Martin Opterberg, und er saß auf der Bank über dem brausenden jungen Rhein und saß im Giebelstübchen des Turmes, das den Ausblick bot über die Schwarzwaldberge und hinaus zu den geheimnisvoll lockenden Ketten der Alpen, die den Vater angezogen hatten Tag und Nacht. Aber Martin Opterbergs Blicke schweiften nur nach den Schwarzwaldhöhen, als forschten sie, ob dort die Jugendwege noch liefen...

„Zum Sommer kehr' ich wieder, Mutter," sagte er beim Abschied. „Es zieht mich mächtig..."

Und wieder ging es im Bogen um den Rhein zurück, dessen Ufer nicht von den Deutschen aus deutschen Landen betreten werden durften und nur von den Negern vom Senegal und ihren weißen Brüdern. Die Wagenabteile waren gedrängt voll Menschen, und es herrschte so viel Gelächter und Geschrei, als gingen diese Überlauten alle auf eine rheinische Kirmesfahrt.

Martin Opterberg ließ schweigend seine Blicke wandern. Wer waren diese Leute? Ein neues Volk? Ein neues Geschlecht aus dem alten? Er musterte Gesichter und Kleider, fing Sprache und Bewegung auf. Nein, es war kein neues Volk und kein neues Geschlecht. Es waren die Dunkelmänner, die zu allen Zeiten in schmierigen Hintergassen ihre Geschäfte betrieben hatten und nun bei dem großen Kopfüber auf die Höhe geraten waren. Nur daß sie nicht mehr mit Lotterielosen handelten und mit unzerreißbaren Hosenträgern, nicht mehr um ein erbärmlich Stück Vieh feilschten oder auf Pfänder liehen... Und es waren Gewerbetreibende und Kaufleute aller Art, die gestern noch eine Hose gewendet oder ein Viertelpfund Kaffee ausgewogen hatten und heute, wie aus ihren großtönenden Reden hervorging, Tuche, Lebensmittel, Kohlen und was das notleidende Volk bis zu den Düngemitteln brauchte, in Wagenladungen aufkauften und mit Wuchernutzen weiterverhandelten. Die meisten staken in feinen, neuen Kleidern, manche in weichgefütterten Pelzröcken, gaben sich das Ansehen von Baronen und entgleisten in die Angewohnheiten von Pferdeknechten. Ihre Frauen trugen kurze, knisternde Seidenröckchen, die kaum über das Knie reichten und oft seltsam geformte, immer aber mit durchsichtigen Seidenstrümpfen bekleidete Beine aufwiesen, während die Hände, von den traurigen Fingernägeln abgesehen, im Schmucke von Brillanten glänzten. Und alle diese Herren und Damen zogen aus feinen neuen Lederkoffern Kognakflaschen und Straßburger Gänseleberpastete und Schokoladensüßigkeiten jeder Art hervor und schmausten und redeten mit gefüllten Mündern aufeinander ein und kreischten vor Vergnügen auf, daß sie sich fast verschluckten. Viele waren im Besitz von Ausweisen, die den Stempel einer der fremdländischen Besatzungsbehörden trugen und die Erlaubnis verliehen, um einer besonders starken Lebensnotwendigkeit willen auf eine kurz befristete Zeit auch das Rheintal besuchen zu dürfen. Jetzt aber fuhren sie zum Einkauf oder einer Warenverschiebung in das Hinterland. Andere ließen sich auf das genaueste in die Geheimnisse der Paßerlangungen einweihen und warteten dafür mit den Geheimnissen des Schleichhandels auf. Einer sprach von den Loslösungsbestrebungen zugunsten einer rheinischen Republik. „Ob sie sagen, dat Rheinland sollt' pfäffisch gemacht werden oder welsch — die Hauptsach' is, dat wir von den verfluchzigen Vermögenseinziehungen verschont bleiben un unser sauer verdient Geld in Ruhe verzehren können." Und seine Zuhörer stimmten ihm mit vollen Mündern bei.

Da erhob sich Martin Opterberg, angeekelt von all dem würdelosen Schmarotzertum am Körper des hungernden und frierenden Vaterlandes und ging in eine niedere Wagenklasse hinüber, in der blasse und abgehärmte Menschen in scheuem Ton, als berührten sie das Allerheiligste, von dem Heldentod ihrer Söhne und Brüder sprachen, deren Leiber in Frankreich moderten, in Polen, auf dem Balkan, in Palästina oder unbekannten Ortes auf dem Meeresgrund...

Im unbesetzten Düsseldorf stieg er zum letzten Male um und ging, um die Zeit bis zur Abfahrt des Zuges hinzubringen, in die Stadt hinein. Vor einem vornehmen Hotel winkte ihm ein Herr in langem Gehpelz, auf den der weiße Patriarchenbart ehrwürdig niederwogte, munter zu.

„Der Herr Doktor Opterberg, wenn ich nicht irre?"

Eine Sekunde verhielt Martin Opterberg den Schritt, und sie genügte dem alten Herrn, um ihn festzuhalten.

„Professor Barthelmeß," kam er dem Erstaunten zu Hilfe. „Und hier ist auch meine liebe Frau Hadwiga. Nun geht sie im Gewand einer Fürstin, wie es sich für die Frau eines großen Künstlers geziemt. Ja, mein Freund, die Tage der Bitternis, in denen ich in der Wüste Ziegel strich, sind vorüber. Jetzt ist die Fronarbeit an die armen Reichen gekommen, von denen ich im Auftrag des bedeutendsten Berliner Kunsthändlers alte Gemälde zu geringen Einkaufs- und hohen Verkaufspreisen aufkaufe. Und meine drei Herren Söhne, dieses echte Barthelmeßblut — ah, dort steigen sie gerade aus ihrem eigengesteuerten Mercedeswagen — handeln mit allem, was Gott gedeihen läßt, hinüber und herüber über den Rhein, und die Sabine verschafft ihnen durch ihre aufrichtige Beliebtheit bei den fremden Herren Offizieren die Ein- und Ausfuhrbewilligungen durch das große Loch im Westen —"



Die Verstoßung der Hagar.

Nach dem Gemälde von A. v. d. Werff.



Er sprach in die Luft. Martin Opterberg hatte schweigend an die Hutkrempe gefaßt, als entschuldige er sich eines Versehens wegen, und war weitergegangen.

Vor einem kleinen Papierladen blieb er stehen. Zeitungen und billige Bücher waren in der Auslage zu sehen, aber sie waren es nicht, die ihn fesselten. Er blickte forschend durch die Scheiben und glaubte in dem Mann, der am Ladentisch saß und Schreibübungen zu veranstalten schien, Broich zu erkennen, Broich, den er zuletzt mit abgeschossener Hand im Feldlazarett gesehen hatte.

Er trat ein und hatte sich nicht geirrt.

„Lieb von dir, Opterberg, daß du mich heimsuchst. Nimm einen Stuhl. Die neuen Zeitungen kommen erst in einer halben Stunde, und bis dahin ist es ruhig im Laden. Warte, eine Begrüßungszigarre sollst du auch haben. Meine Frau hat mir ein ganzes Viertelhundert zu Weihnachten geschenkt."

„Wie geht es dir, Broich, und wie geht es Frau und Kindern?"

„Alles gesund, und was mehr bedeutet: fest im Glauben an die Zukunft."

„Gottlob, daß die anständigen Menschen nicht aussterben. Was macht die schwere Verwundung? Ich seh', du hast eine künstliche Hand."

„Ich kann, wenn ich die Linke zu Hilfe nehm', alles mit ihr fassen und halten. Mit der Linken üb' ich mich im Schreiben. Sieh her, es geht schon ganz gut. Und bis zum Frühjahr wird's so weit sein, daß ich mich mit gutem Gewissen wieder um eine bessere Stellung bewerben darf. Einstweilen glauben ja die Herren, wem die rechte Hand weggeblasen sei, dem sei auch der Verstand weggeblasen. Aber einstweilen hält uns ja auch das Zeitungslädchen über Wasser."

„Sind deine Schwiegereltern nicht so wohlhabend, daß sie dich über Wasser halten konnten?"

„Opterberg," sagte Broich und legte dem Jugendkameraden die gesunde Linke auf den Arm, „du vergißt wohl, daß ich neben einer Frau auch Kinder habe. Sollten die etwa glauben, ihr Vater sei ein so armseliger Kerl, daß er nicht einmal seine Kinder ernähren könnt'? Nein, Opterberg, eher mit einem Arm Steine klopfen. Na, du hätt'st es ja nicht anders gemacht."

Frau Hilde Broich kam mit den Kindern. Sie alle trugen einen Pack neuer Zeitungen im Arm und glühten trotz der Kälte vor Stolz.

„Wenn Jung' und Mädel brav sind, dürfen sie zur Belohnung ihrem Herrn Hauptmann, dem Vater, helfen," sagte sie, als sie den alten Freiburger Freund freudig begrüßt hatte. „Lieber Martin, wie oft sprechen wir gerade in diesen dunklen Deutschlandtagen von den sonnigen Wanderungen im Schwarzwald und von den Freudentagen auf dem Opterberghof, wo ich mich dem Liebsten da heimlich anverlobte."

Martin Opterberg beugte sich herab und küßte ihr beide Hände ...

Sein Zug führte ihn heimwärts.

Es gibt noch Männer in diesem Deutschland, dachte er, und es gibt noch Frauen, und es gibt noch einen Nachwuchs! Und dann versank er in ein Träumen —

14.

Martin Opterberg hatte die Träume abgeschüttelt. Als ein Verjüngter war er heimgekehrt von dem Opterberghof der Frau Christiane, als ein Ernster und Froher zugleich. Aus klaren Augen überblickte er die Geschehnisse der Zeit, die vergangenen wie die kommenden, denn sein Wirklichkeitssinn sagte ihm, daß ein Volk, das die alte Obrigkeitsgewalt mit einem bloßen Heben der Achseln abgeschüttelt habe, in einen Taumel der Überhebung geraten müsse und jede neue von ihm selbst bestellte Obrigkeit nur als Ausführerin der eigenen Wünsche und Befehle ansehen würde, die bei nicht zusagender Arbeit ohne weitere Kündigung wieder auf die Straße zu setzen sei. Ein Spatzenschreck war sie bestenfalls, und im schlimmen Fall, der nicht außer acht gelassen werden durfte, eine Platzhalterin für die brodelnden Gewalten der Tiefe.

Sein klarer Ernst wies ihn darauf hin, daß es Jahre des Sichtens und Schichtens bedürfen würde, bis sich das große Leid Deutschlands in die Erkenntnis des neuen Tages und seiner unerbittlichen Arbeitsforderungen umgewandelt haben würde, und seine tiefe Frohheit war dankbar dafür, daß er für die große Menschheitsaufgabe noch ein Leben einzusetzen habe.

Er schritt mit Christoph Attermann über die Werft, die bei dem Fehlen der Baustoffe und der wilden Steigerung aller Preise nur geringe Beschäftigung hatte. Er musterte die Arbeiterschaft und fand nur noch ein Häuflein der Getreuesten vor. Gar mancher der Kräftigsten und Geschicktesten war draußen vor dem Feind geblieben, und gar viele der Lebenden auch waren dem stürmischen Drang der Zeit gefolgt und hatten den Platz gewechselt, um an den ausgebotenen Riesenlöhnen leichteren Anteil zu gewinnen.

Die Pflegebrüder besprachen in großen Zügen die zuerst zu ergreifenden Maßnahmen.

„Die Tragbalken sind geblieben. Zwei Dinge kommen in Betracht: Arbeit hereinzuholen und — die Lust an der Arbeit zu heben. Das erstere ist nicht so schwer. Die Schiffsparke befinden sich allenthalben in Unstand, und die Holzpreise werden bezahlt werden müssen, bis die wiedereinsetzende Einfuhr sie eines Tages von selber regelt. Danach müssen wir uns bei den Abschlüssen halten. Der zweite Punkt aber, die Lust an der Arbeit zu heben, setzt einige Eigenschaften voraus, die wir beide wohl bei uns als vorhanden ansehen dürfen: ein wenig mehr Menschenliebe und ein wenig mehr Selbstlosigkeit. Das gilt für uns im kleinen wie für das Vaterland im großen. Wir wollen in aller Ruhe und Klarheit an die Ausarbeitung eines Entwurfes gehen."

Und Martin Opterberg schritt den Rhein hinab zu seinem vereinsamten Haus, und Linde Baumgart ging neben ihm. „Ich muß wieder seßhaft werden, Linde," sagte er, „und unter meinem eigenen Dach wohnen. Sonst fühl' ich mich nur als Gast im Haus und leicht dadurch auch im Werk. Schließ auf. Ah, da ist ja mein großes, stilles Arbeitszimmer."

Sie ging vor ihm her, von einem Raum zum anderen, und öffnete die Läden, damit das grüßende Licht ihn empfinge und alle Dunkelheit vor seinem Fuß zerflattere. Der Herr des Hauses sollte das Haupt heben bei jedem Schritt.

Er bemerkte ihr heiteres Handeln wohl und auch die Ordnung, die überall gehalten war.

„Hier warst du wohl öfters, Linde?"

„Wir müßten sonst mit dem Taucherhelm in die Staubwogen."

Viereindeinhalbes Jahr hat sie hier im stillen geschafft, dachte er, und das Deine betreut, während du im Felde lagst und mit keiner Zeile danach fragtest. Und er trat vor sie hin und ergriff ihre Hand. „Nun müßt' ich dir einen großen Dank sagen, und es wird doch wieder eine neue große Bitte. Würdest du mit hier herübersiedeln und mir das Hauswesen leiten? Ich möcht's gern heimatlich behalten."

„War das die große Feierlichkeit wert? Ich hab's mir schon halb und halb gedacht und auch mit den Attermanns besprochen." Sie knickste lachend. „Morgen kann ich Einstand halten und bitt' um gute Behandlung."

„Mädel ..." sagte er, und dann ging er weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Die wirtschaftliche Sklaverei des deutschen Volkes

Nach dem wahnwitzigen Ergebnis der Pariser Konferenz beträgt die von Deutschland in 42 Jahresraten zu erstattende Kriegskostenentschädigung 226 Milliarden Goldmark, das waren nach dem Valutastand vom 1. Februar 282 Milliarden Franken oder 3 164 000 000 000, d. h. mehr als 3 Billionen Papiermark. Um diesen Betrag zu bezahlen, müßten je 20 Deutsche vom Säugling bis zum Greis während der kommenden 42 Jahre eine Million Papiermark aufbringen. Unter dem Druck einer schlechthin unmöglich zu erfüllenden Forderung und der in Aussicht gestellten Zwangsmaßnahmen wird der Markkurs voraussichtlich weichen, so daß man die Goldmark auf vielleicht 20 Papiermark veranschlagen kann. Danach hätte Deutschland zu zahlen:

1921 und 1922 zusammen . .	40 Milliarden M. (Papier)
1923, 1924 und 1925 zusammen	90 „ „ „
1926, 1927 und 1928 „	120 „ „ „
1929, 1930 und 1931 „	150 „ „ „

in den folgenden 31 Jahren 1860 Milliarden.

Rechnen wir die Bevölkerung des Reiches zur Zeit zu rund 50 Millionen Menschen und nehmen wir einen Anstieg auf 55 und 60 Millionen — der kaum zu erwarten steht — an, so würde die Belastung pro Kopf ungefähr betragen:

für die Jahre 1921—1922 .	800 Mark
„ „ „ 1923—1925 .	1000 „
für die dritte Epoche . . .	2000 „

Danach würde eine fünftöpfige Familie in den Jahren 1921—1922 eine Belastung von 4000 Mark, in den drei Jahren der dritten Epoche eine solche von je 10000 Mark erleiden. Eine Arbeiterfamilie mit ihrem durchschnittlichen heutigen Einkommen hätte also etwa den sechsten Teil dieses Einkommens an die Feinde abzuliefern, d. h. der Arbeiter müßte zwei Monate im Jahre für die Entente arbeiten. Dazu kämen dann noch die deutschen Steuerlasten etwa in gleicher Höhe. Zu der Kriegskostenentschädigung kommt aber noch ein zwölfprozentiger Zinszuschlag auf die gesamte deutsche Ausfuhr. Das ergibt insgesamt eine Schuld von rund 270 Milliarden Goldmark oder nach dem Stande unserer Valuta 2700 Milliarden Papiermark.

Um einen Begriff von der Größe dieser Kriegslast zu geben, haben die „Leipziger Neuesten Nachrichten" folgende Berechnung angestellt: Angenommen, die Bezahlung erfolgte in Gold, so wiegt ein Zwanzigmarkstück 8 Gramm. 1 Million Mark (50 000 solcher Stücke) hat demnach ein Gewicht von 400 000 Gramm = 400 Kilogramm = 8 Zentner, und 1 Milliarde (1000 Millionen) ein solches von 8000 Zentnern. Die zu zahlenden 270 Milliarden haben somit eine Last von 2 160 000 Zentnern. Um nun diese ungeheuere Menge Gold mit der Bahn nach Frankreich zu befördern, wären 10 800 Wagen erforderlich, das sind 180 Züge zu je 60 Wagen je 200 Zentner. Wieviel sind nun 2700 Milliarden Papiermark? Angenommen, wir zahlten in Hundertmarkscheinen. Dazu würden 27 Milliarden Stück benötigt. Jede Reichsbanknote von 100 Mark vom 7. Februar 1908 hat eine Länge von 15,8 Zentimeter. Würden nun diese 27 Milliarden Stück der Länge nach aneinander gelegt, so ergäbe das einen Streifen von 4266000 Kilometer Länge. Da der Erdumfang 40000 Kilometer beträgt, so wäre dieser Streifen 106,6 mal um die ganze Erde zu legen. Noch ein anderer Vergleich! Der Mond ist durchschnittlich 384400 Kilometer von uns entfernt. Dieser Banknotenstreifen würde infolgedessen 11,09 mal von der Erde bis zum Monde reichen.

Die alte Gasse. Von Franz Carl Endres

Mitten in der Großstadt wildem Treiben
Träumt, vergessen von der Welt und still,
Alten Traum die alte, enge Gasse,
Wo das Märchen noch nicht sterben will.
Bürgersteig umsäumt noch nicht den Fahrdamm,
Runder Pflasterstein liegt statt Asphalt,
Müde neigen sich die Häuserfronten
Zueinander — und die Welt ist alt.

Oben, aus den kleinen Giebelfenstern
Drängen Blumen sich zum Sonnenschein.
Hinter bunten, ältlichen Gardinen
Nickt die Zeit in sel'gem Schlummer ein.
Brunnen hörst du, wie in fernen Tagen,
Plätschernd plaudern, wenn dein Herz noch lauscht;
Heimlich in versteckten kleinen Gärten
Alte Liebe in den Linden rauscht.

Doch die neue Zeit will neue Bauten,
Räumt mit Macht die alte Gasse aus,
Und es huscht das letzte süße Märchen
Traurig aus dem letzten alten Haus.

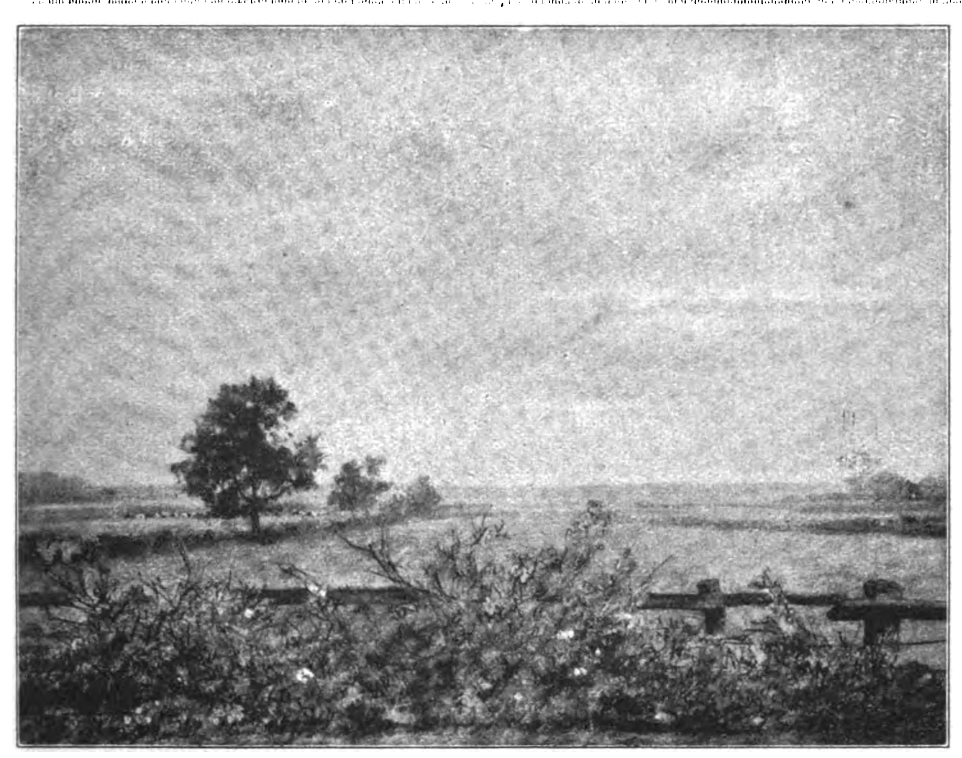
Märtyrerin. Von A. De Nora

Sie kämpfte stumm mit dem gemeinen Leben,
Das niederträchtig alles niedertritt,
Und flocht an einem Neste, dessen Kitt
Die Tränen herber Nächte ihr gegeben.

Sie ganz allein! Nicht einer baute mit!
Und wußte dennoch sich emporzuheben,
Aus Ackertiefen in das Licht zu schweben,
Und sich zu singen aller Sorgen quitt.

Wie sie das alles konnte? O, ich weiß!
Was ihr zum Kampfe Kraft gab, und die Schwingen
Zum Fluge, und den Freudeton zum Singen,

— War ihre Sonnensehnsucht, heiligheiß!
Gott schuf sie so, daß sie der schweren Erde
Inbrünstig Brautlied an die Sonne werde.



Wenn die Heckenrosen blühen.

Ein deutscher Landschaftsmaler

Zum 50. Geburtstag von Alfred Loges. Von Dr. Adolf Hellborn. (Mit neun Abbildungen)

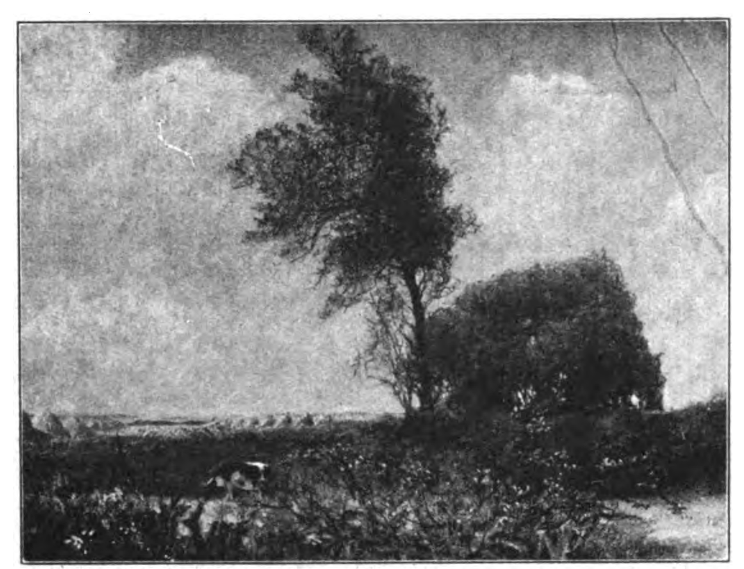
Deutschland ist mehr als ein geographischer Begriff, es bedeutet eine Seelenstimmung, ist ein Akkord von besonderem Klang. Das kommt freilich den meisten von uns erst dann zum Bewußtsein, wenn sie eine Weile in der Fremde waren, im „Elend", wie die eindrucksvolle Sprache unserer Vorfahren sagte. Deutsch sein, heißt schlicht sein und wahr, innig und tief, heißt ohne Pose sein und sonder Verstellung. Und wenn auch heute das alles verschwunden scheint, wenn aus der Seele des fiebernden Volkes wie aus dem im Sonnenglast brütenden Sumpfe giftig schillernde Blasen aufsteigen voll Modergeruch — und Bewunderung finden: das deutsche Wesen kann nun und nimmermehr verlorengehen; es ist ja deutscher Erde entsprossen und gebiert sich immer von neuem aus ihr, aus dem Zusammenklang dieser Wälder und Berge, dieser Felder und Täler, dieser Flüsse und Seen, die ewig sind. Am reinsten aber spiegeln sich Charakter und inneres Wesen eines Volkes in seiner Kunst wieder, in seiner Dichtung, in seiner Musik und nicht zuletzt, ja, vielleicht am unmittelbarsten, in seiner Malerei. Denn in der Kunst sammeln sich die Ströme der Heimat, aus Höhen und Tiefen, die sichtbaren und die verborgenen, und treten, aus dem Unbewußten quellend, in geistiger Wiedergeburt zutage, und jede echte Kunst ist eigentlich so Heimatskunst. Ganz ähnlich urteilt Hans Thoma einmal von der Kunst, sie beruhe im tiefsten Grunde auf den Charaktereigenschaften eines Volkes, über die man mit dem besten Willen nicht hinwegkommen, und gegen die äußerliches Aneignen nicht ankommen könne. Freilich gesellt sich zu dem, was Heimat und Volk ihm geben, beim Künstler auch ein Eigenstes hinzu, das seiner persönlichen Art, seinem Werden und Wesen entstammt, und so hat hier auch Zolas Wort sein Recht, das Kunstwerk sei ein Stück Natur unter dem Gesichtswinkel eines Temperaments gesehen.



Alfred Loges. Aufnahme von Christel Markwort.

Ein echter Künstler nun in diesem Sinne und ein rechter Heimatskünstler, ein deutscher Meister im Wesen und in jeder seiner Schöpfungen ist Alfred Loges, der am 24. März fünfzig Jahre alt wird und uns aus diesem Anlaß in einer umfangreichen Sonderausstellung im Berliner Künstlerhause sein reifes Können zeigt.

Als Sohn eines feinsinnigen und weit über den Durchschnitt gebildeten Uhrmachers in Halberstadt



Sonne und Wind.



Durch Feld und Buchenhallen.



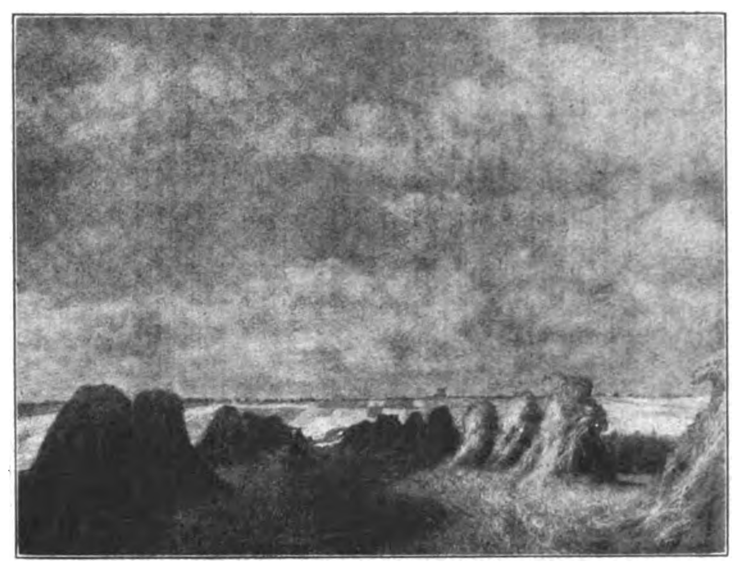
Deichhaus in Vierlanden.

geboren, verriet der Knabe schon frühzeitig eine starke Begabung für Zeichenkunst und Malerei, die der Lehrer am Gymnasium verständnisvoll zu fördern wußte. So stand denn bei dem Siebzehnjährigen der Plan fest, Maler zu werden. Aber die Weimarer Kunstakademie, der er ein paar Arbeiten — typische Schülerzeichnungen nach Gips — eingesandt hatte, riet davon ab. Allein der Vater, der sich freilich eine wissenschaftliche Laufbahn des Sohnes gewünscht, sah, wie das ganze Sehnen des Sohnes nur auf die Kunst gerichtet war, und schlug ihm großzügig vor, durch ein Jahr Kunstschulstudium den Beweis zu erbringen, daß sich die Herren in Weimar geirrt, oder andernfalls aus freien Stücken die Künstlerlaufbahn aufzugeben. Loges bezog also 1899 die Kunstschule zu Berlin, und im Jahre darauf finden wir ihn bereits als Schüler der Akademie. Das Urteil, das der Künstler nachmals über dieses Akademiestudium gefällt hat, ist hart, aber sehr bezeichnend für ihn: „Aneignung des Kunstwissenschaftlichen wird mit Geschicklichkeit gepaart, Erziehung zur Oberflächlichkeit, nicht zur Vertiefung.“ Und so floh er nach dreijährigem Studium, um nicht der drohenden Beeinflussung durch Vorbilder zu erliegen, in die Natur. In der damals noch ganz einsamen Mönchemühle bei Blankenburg am Harz vergrub er sich und malte in hartem Ringen mit der Technik und sich selbst. Dunkle, schwermütige Motive entstanden, in stillebenartiger Wiedergabe — eigenartige Harzbilder von merkwürdigem Reiz. Erholung fand der unermüdlich Schaffende, immer wieder Verwerfende, niemals Befriedigte in den Büchern Jean Pauls und in der Musik Bachs. Den Winter über führte er in Berlin das bittersüße Dasein des jungen Malers. Er schämte sich des Mißerfolgs, suchte vor aller Welt sein Elend zu verbergen und verfiel auf alle jene Auswege, die Murgers Bohémiens schon fanden. Er hatte für die vornehmen Käufer, die ja nicht ausbleiben konnten, sich einen kleinen — Weinkeller angelegt, teure Zigarren gekauft ... Die Not zwang ihn, den Wein allein zu trinken, die Zigarren selbst zu rauchen und dafür von einem „glücklichen“ Kollegen — Brot einzutauschen. Auf der Akademie war er inzwischen Schüler Brachts geworden. Der weitschauende, hochherzige Meister erkannte bald, daß er hier eine urwüchsige, eigenwillige Begabung vor sich hatte, der er seinen Stempel nicht aufprägen durfte. Es entspann sich zwischen Meister und Schüler eine verstehende Freundschaft, und Bracht lud Loges ein, wennschon er nicht mehr bei ihm im Atelier arbeite, doch zu den Kompositionsabenden zu kommen, bei denen es — warmes Essen gab. „Ich lerne von meinen Schülern mehr als sie von mir“, schrieb er dem aus Feingefühl Widerstrebenden und widmete einen dieser

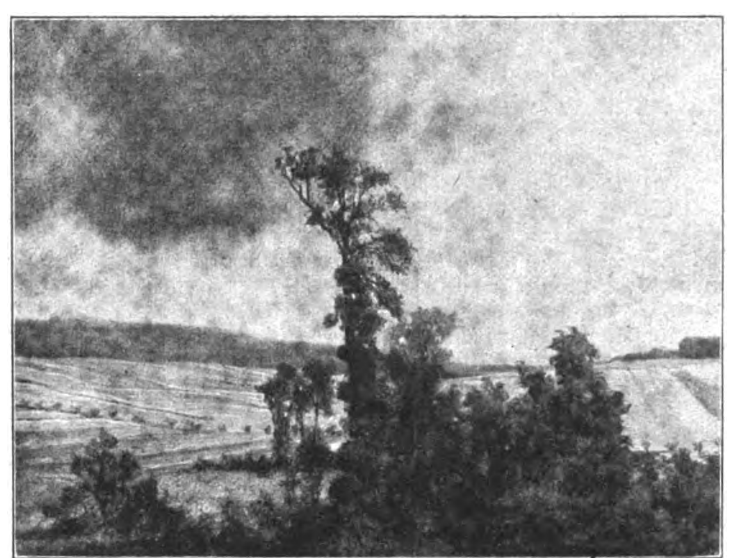


anregenden Abende einmal den auf Tonpapier ausgeführten Harzzeichnungen des Halberstädters. In der Tat, weit mehr als in den gleichzeitigen, immer irgendwie von Böcklins Art beeinflußten Ölstudien verrät sich in diesen außerordentlich reizvollen, frühen Kreide- und Bleistiftzeichnungen Loges' der werdende Meister. Hier findet sich schon jene unvergleichliche Beobachtung und Wiedergabe zartester Naturstimmungen und dieses echt deutsche zärtliche Versenken darein. Aber auch für diese Arbeiten fand der Künstler keine Käufer: seine Künstlerträume schwanden immer mehr in den Nöten grauer Alltäglichkeit.

Ein Zufall führte ihm, als es am schlimmsten stand, eine Brotarbeit zu, die ihn vor dem Äußersten bewahrte. Er wurde Zeichner in einem großen Verlag und schuf als solcher eine ganz neue Technik für den Zeitungsdruck. Bald konnte er daran denken, einen eigenen Hausstand zu gründen, und die Tagesfron ließ ihm Muße genug, sich weiter zu suchen und Bilder zu schaffen. Die Umgebung Berlins lockte ihn, und er entdeckte für sich die Wahrheit jenes Kleistschen Wortes, daß „auch eine Sandfläche mit einem Berberitzenstrauch und einer einsamen Krähe ein malerischer Gegenstand" sei. Es entstanden von Mitte 1899 ab jene zahlreichen Aquarelle aus der Mark, dem Harzvorland, aus Oldenburg und Friesland, die seinen Namen bekannt zu machen begannen. Ausstellungen bei Schulte in Berlin und in anderen deutschen Kunststädten führten ihm Käufer in Scharen zu: er war im Begriff, ein vielgekaufter Modemaler zu werden, als zum Glück der unbeirrbare Richter in ihm selbst erwachte und ihn hieß, den allzu geschickt werdenden Pinsel niederzulegen. In seiner kleinen Selbstbiographie urteilt Loges über diese Periode seines Schaffens: „Diese Arbeiten sind ein Niederschlag von Können und Geschicklichkeit auf dem Grunde kunstwissenschaftlicher Bildung; der vielleicht vorhandene Kunstwert der Bilder wird davon überwuchert." Ein strenges, aber gerechtes Urteil. Die Aquarelle dieser Epoche verraten eine fabelhafte Beherrschung der Technik und des malerisch Wirksamen, sind aber nicht besser als ungezählte ähnliche Arbeiten guter Künstler. „Trotz äußerer Anerkennung", verzeichnet die Biographie weiter, „völlige Aufgabe dieser Art kunstfremder Malerei", und Loges gewann es über sich, jahrelang jeder rein künstlerischen Betätigung zu entsagen. Er vertiefte sich in das Problem des Eigenhauses, zeichnete und modellierte individuelle Landhäuser und baute sich schließlich selbst unweit Berlins in einem parkähnlichen Waldgarten ein solches, das als Lösung des Problems nicht leicht seinesgleichen hat. Alles rein Handwerkliche daran schuf er selber: war Maurer, Zimmermann, Tischler, Gärtner, und suchte und fand darin



Die Ernte.



Die Wolke.



Deutsche Eichen.

die endgültige Ableitung und Überwindung „nur geschickten Könnens“. Und als der Maler in ihm sich nicht länger zum Schweigen bringen lassen wollte, da griff er, experimentierend, die Stärke seiner Begabung gleichsam auf die Probe stellend, zum undankbarsten Material für die gewählte Aufgabe: zum Pastellstift, der jede kleinliche Verwendung ausschließt und obendrein in hohem Maße die Gefahr des Manierierten und Süßlichen in sich birgt.

Jahrelang hat er mit diesem Material gerungen, hat er unermüdlich das technische, unendlich schwierige und klippenreiche Problem des Pastellstifts zu lösen versucht, und so gewann er endlich jene völlige Beherrschung, die uns vor diesen „Pastellen“ wie vor etwas Unfaßbarem stehen läßt: das alles ist so unsäglich einfach „gemacht“, das wir es nicht begreifen können, wie man etwa Mozart nicht „begreift“; nirgends sieht man die „Arbeit“, die „Mühe“. Das scheint die Natur selbst, das **Deutsche**, **die deutsche Landschaft** ... Das Leben und Drängen in der Natur, die Auflösung alles Gegenständlichen in ihr, das ewige Ineinanderfließen von Form und Farbe, von Luft und Licht, ihre Feindschaft gegen alles Dekorative ... das Ausgeruhte und Keusche ihrer Morgenstimmungen, das Lächelnde, Fröhliche ihres Sonnenscheins, das Erquickende, Fruchtbringende ihres Regens und Taus, das Beruhigende und Erlösende ihrer Abendstimmungen ... All das lebt in diesen schlichten Bildern voll rührender Schönheit, voll Herbheit und Süße, voll Frohsinns und Ernstes, in diesen deutschen Landschaften, die man liebgewinnt, wie man die Heimat liebt, und die deshalb leben werden, solange noch Deutsche leben. Unter den Malern unserer Zeit wird darum die Nachwelt vielleicht Alfred Loges einmal den deutschen Landschafter nennen.

Die heiligen Rosen von Overny

Eine Geschichte aus alter Zeit von Karl Bienenstein

(Schluß)

Klein-Edith suchte nun Tag für Tag nach Blumen für den Abt. Sie durchstreifte die Wiesen, die ihre grünen, blumengestickten Polster an das graue Klostergemäuer schmiegten, sie wanderte den Bach entlang, der raunend und murmelnd durch die Heide ging, aber alle die Blumen, die sie da fand, wollten ihr nicht recht gefallen. Das waren ja lauter gewöhnliche Blumen, und der heilige Mann hatte doch gesagt, sie sollte ihm einmal recht schöne bringen. Sogar bis an das Wäldchen dehnte das Kind seine Streifereien aus, obwohl es dort nicht geheuer sein sollte, und manchmal in schwarzen Sturmnächten ein heiseres Bellen von dort zum Kloster hinüberscholl. Doch auch hier fand die Kleine nicht, was sie suchte.

Schon war es Mitte August, und über die Heide spannen schon die ersten Herbstfäden ihr silberblitzendes Gewebe und noch immer hatte Klein-Edith den Strauß für den Abt nicht gewunden. Was mußte der heilige Mann über sie denken! Gewiß wartete er Tag für Tag, daß sie ihr Versprechen einlösen werde. Eine Unruhe bemächtigte sich ihrer, die mit jedem der folgenden, mit vergeblichem Blumensuchen verbrachten Tage ärger wurde.

Und da ging das Kind eines Tages an dem Rosenhaus vorüber. Sonst war die Tür immer sorgfältig verschlossen, heute aber stand sie offen. Der Vater mußte eben darinnen gearbeitet haben und hatte sich jedenfalls nur für einen Augenblick, vielleicht um ein Stück Brot zu essen, in seine Wohnung begeben.

Neugierig trat das Kind in das dunkle, mit Holz ausgetäfelte Gelaß ein, in dessen einer Ecke ein mächtiger Kamin angebracht war. Dann aber, als sie sich der entgegengesetzten Wand zuwendete, sprang ein leiser Schrei des Entzückens über die roten Lippen der Kleinen, denn da bedeckte ein Strauch mit grünem Laube die ganze Wand, und in dem dunklen Grün leuchtete es von purpurroten Blüten, von denen ein süßer Duft in den Raum quoll.

So schöne Blumen hatte Klein-Edith noch nie gesehen. Wenn sie davon dem Abte bringen könnte! Ob der Vater den Raub merken würde? An dem Strauch waren gewiß mehr als zwanzig Blüten; wenn sie nur drei davon nähme, würde er es sicher nicht merken.

Sie lief zur Tür und spähte den Garten entlang gegen das Häuschen des Vaters. Niemand war zu sehen. Da eilte sie schnell auf den Rosenstock zu, brach drei der Rosen aus dem dunklen Laube, versteckte sie unter dem Schürzchen und verließ das Gewächshaus.

Hochklopfenden Herzens, voll Freude, nun endlich dem milden, heiligen Manne den versprochenen Strauß bringen zu können, lief Edith dem Kloster zu. Als sie aber so mutterseelenallein den langen, dunklen Kreuzgang dahinschritt, von dessen Wänden seltsame Bildnereien auf sie herabsahen und ihr leichter Schritt so merkwürdig widerhallte, als schritte ihr ein Unsichtbarer entgegen, da wurde ihr ganz ängstlich zumute, und als sie nun vor einer Stiege stand und ihr plötzlich einfiel, daß sie ja gar nicht wisse, wo der Abt wohne, und als die Stille um sie her so umheimlich wurde und zu singen und rauschen begann, da lief ihr ein Schauer bis unter die Haarwurzeln und sie eilte den Weg zurück und in den Garten hinaus.

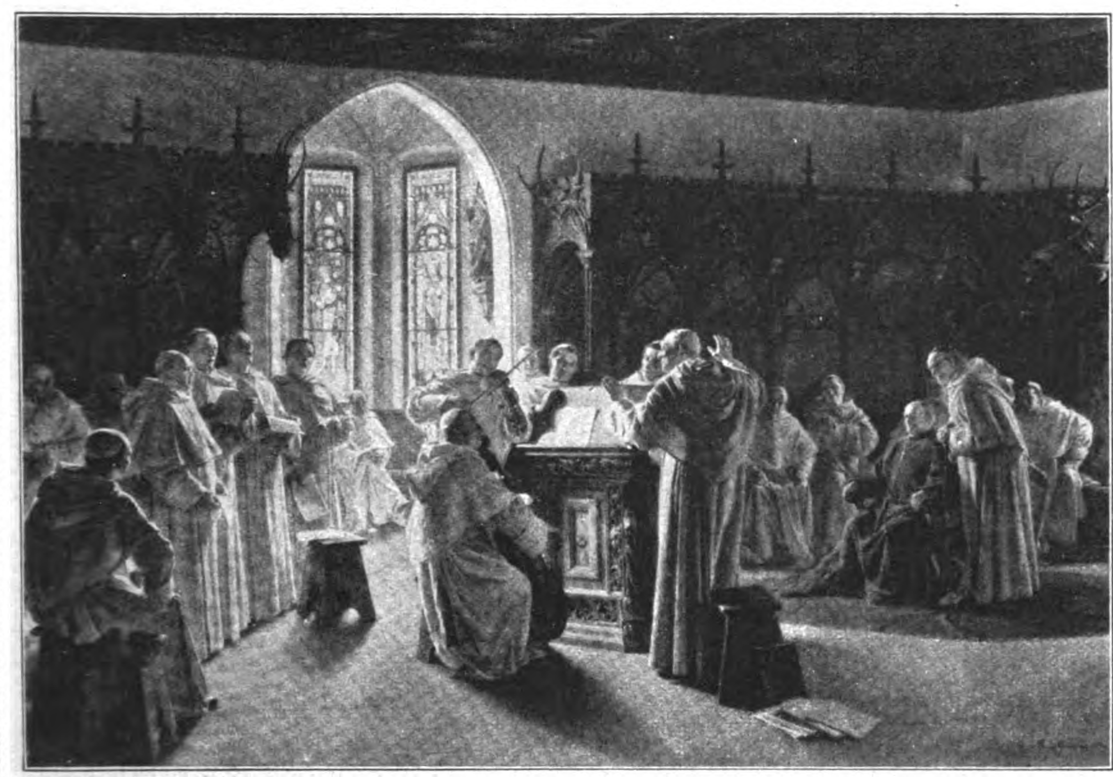
In dem Winkel eines Strebepfeilers kauerte sie nieder und sann, wie sie dem Abte die Rosen überbringen könnte. Sollte sie warten, bis er wieder einmal in den Garten kommen würde? Ach, wann konnte das wieder einmal sein! Bis dahin würden die Rosen wohl schon längst welk sein.

Wieder sann sie und zerquälte sich das Köpfchen nach einem Ausweg.

Und da kam ihr endlich ein Gedanke. Der Abt kam ja alle Tage in die Kirche und sie wußte auch das Pult an der linken Seite des Altares unter dem Baldachin, an dem er immer kniete, denn sie hatte ihn ja so oft an Sonn- und Festtagen, wenn der Vater sie mit in die Kirche nahm, dort gesehen. Auf dieses Pult wollte sie die Rosen legen. Dort würde er sie auch gleich finden und jedenfalls sofort daran denken, daß sie ja von ihr kommen müßten.

Ganz glücklich über diesen guten Einfall trat das Kind durch das stets offene Pförtchen, das aus dem Garten in das Schiff der Kirche führte, sah sich vorsichtig um und schritt, als es sich allein sah, eilig zum Altare vor, legte auf den dunklen Samt des Betpultes fein säuberlich seine drei Rosen nieder und eilte fröhlich pochenden Herzens wieder hinaus. — —





Klosterkonzert. Nach einem Gemälde von E. Grützner. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Zur selben Stunde schritt der Abt in seinem Gemache ruhelos auf und ab. Seine Seele wand und krümmte sich unter den Qualen des Zweifels, den der kühne Neuerer in Oxford in ihr wachgerufen hatte. Tag um Tag, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, ja selbst noch in das Schweigen der Nächte hinein saß er jetzt immer und grübelte über der Heiligen Schrift und den Werken der Kirchenväter; aber er kam zu keinem Schluß.

Und doch mußte er klar werden; nicht nur damit wieder der Gottesfriede in sein Herz einkehre, sondern auch, weil ihn der Bischof von London immer inständiger bat und zu einem Urteile über Wiclif drängte.

Einen langen Blick warf der greise Mann jetzt zu dem Bilde des Gekreuzigten empor, das als einziger Schmuck an der Wand des Gemaches hing, und dann schritt er zum Tisch, ließ sich schwer in den Stuhl fallen und nahm die Kielfeder zur Hand.

Schon hatte er die ersten Zeilen der Schrift geschrieben, die eine Ablehnung der neuen Lehre enthalten sollte, als ihn wieder mit aller Macht der Zweifel überfiel und eine unsichtbare Hand ihm die Kielfeder aus der Rechten riß.

Stöhnend schlug er die Hände vor das Antlitz. Er, der alte Mann, den sie den Heiligen nannten, der alle Versuchungen siegreich überwunden hatte, der mit tausend Freuden sein Leben für Gott und seine ewige Wahrheit hingegeben hätte, nun stand er am Abende seines Lebens, knapp an den Pforten der Ewigkeit, vor der furchtbaren Frage: Gott dienen oder dem Teufel.

Und er wußte nicht, ob er das eine oder das andere tat, wenn er Wiclif verdammte.

Er richtete sich auf, trat vor das Kruzifix, und die Hände ringend, stöhnte er: „Sechzig Jahre, mein Herr und Gott, habe ich dir in Treuen gedient. Warum prüfst du mich so schwer! Aber ich will dich bestürmen mit der ganzen Macht meines Glaubens an deine unendliche Barmherzigkeit, beten will ich, ringen will ich mit dir und ich lasse nicht von dir, ehe du mir nicht ein Zeichen gibst."

Doch nicht hier wollte er beten, sondern in der Kirche, vor dem Allerhöchsten selbst.

Er warf seinen Mantel um und schritt durch die dunkelnden, hallenden Gänge der Kirche zu.

Feierliches Schweigen waltete in dem hohen Dome. Düstere Schatten lagerten in dem weiten Raume, und nur durch eines der Fenster und von der Malerei desselben rot gefärbt, fiel ein Lichtstreifen der sinkenden Sonne gerade auf das ragende Kruzifix des Altares, so daß die Brust des Erlösers von Blut überronnen schien, das unter dem Dornenkranze hervorrieselte.

Und nun trat der Abt auf sein Betpult zu.

Drei rote Rosen. — Die heiligen Todesrosen. — „Herr, mein Gott, Barmherzigkeit! Ich verstehe dein heiliges Zeichen, das du an mich, den Zweifler, richtest. Unwürdig bin ich, ferner dein Diener zu sein, denn vorbei ist die Zeit der Wäger und Grübler, die in engen Zellen deinen heiligen Willen, die ewige Wahrheit zu ergründen suchen. Die Zeit der Taten ist gekommen, der Männer, die im Kampfe des Lebens deinem heiligen Gebot den Sieg erringen. Barmherzigkeit, mein Herr und Gott!"

Mit lauter Stimme, die mächtig durch das dunkle Gotteshaus hallte, schrie der Abt diese Worte der Erkenntnis, und mit gerungenen Händen stürzte er auf den Altar zu, auf dessen Stufen er schwer zusammenbrach.

Und der Herr gab ihm den ewigen Frieden.

Zur Stunde aber begann der heilige Rosenstrauch an der Chormauer zu kränkeln. Seine Blätter verwelkten, die Zweige schrumpften ein, er verdorrte.

Die Mönche setzten an seine Stelle den Strauch aus dem Gewächshause und weihten ihn. Er wuchs wohl prächtig empor, aber das Rosenwunder vollzog sich nicht mehr.

Der Schlick

Seine Bedeutung für Land- und Volkswirtschaft. Von Marg. Weinberg

Immer wieder drängt sich bei vorurteilsloser Prüfung unseres Zustandes die Erkenntnis auf, das ganze Weh und Ach des deutschen Volkes sei aus dem einen Punkte zu kurieren: der Lösung der Ernährungsfrage. Es gilt dem heimatlichen Boden, der ehemals vier Fünftel der Bevölkerung zu ernähren vermochte, während er jetzt nur noch die Hälfte ihres Bedarfs hergibt, die denkbar höchsten Erträge abzuringen, damit unsere Abhängigkeit vom Ausland auf das Mindestmaß beschränkt werde. In den Mittelpunkt des völkischen Interesses stelle man daher alle Möglichkeiten, die landwirtschaftlich nutzbare Fläche zu vergrößern — bekanntlich hat sich gerade sie durch Gebietsabtretungen fast um ein Siebentel verringert -- und ihre Ergiebigkeit zu heben, die durch den Raubbau der Kriegsjahre außerordentlich beeinträchtigt worden ist. Man braucht nicht immer auf neue Entdeckungen zu warten, um der Not der Zeit entgegenzuwirken; zuweilen genügt es, sich längst bekannter Verfahren zu erinnern, die unter günstigeren Verhältnissen vernachlässigt wurden, weil anscheinend bequemere Mittel sie entbehrlich machten, während sie jetzt, da diese versagen, zu neuen Ehren gelangen können. In diesem Zusammenhang wird es Zeit, daß man sich der land- und volkswirtschaftlichen Bedeutung des Seeschlicks erinnert, dessen bodenverbessernde Eigenschaften seit Jahrzehnten erprobt sind, jedoch nicht zu voller Würdigung gelangen konnten, solange der deutschen Landwirtschaft die künstlichen Düngemittel des In- und Auslandes in beliebiger Menge zur Verfügung standen.

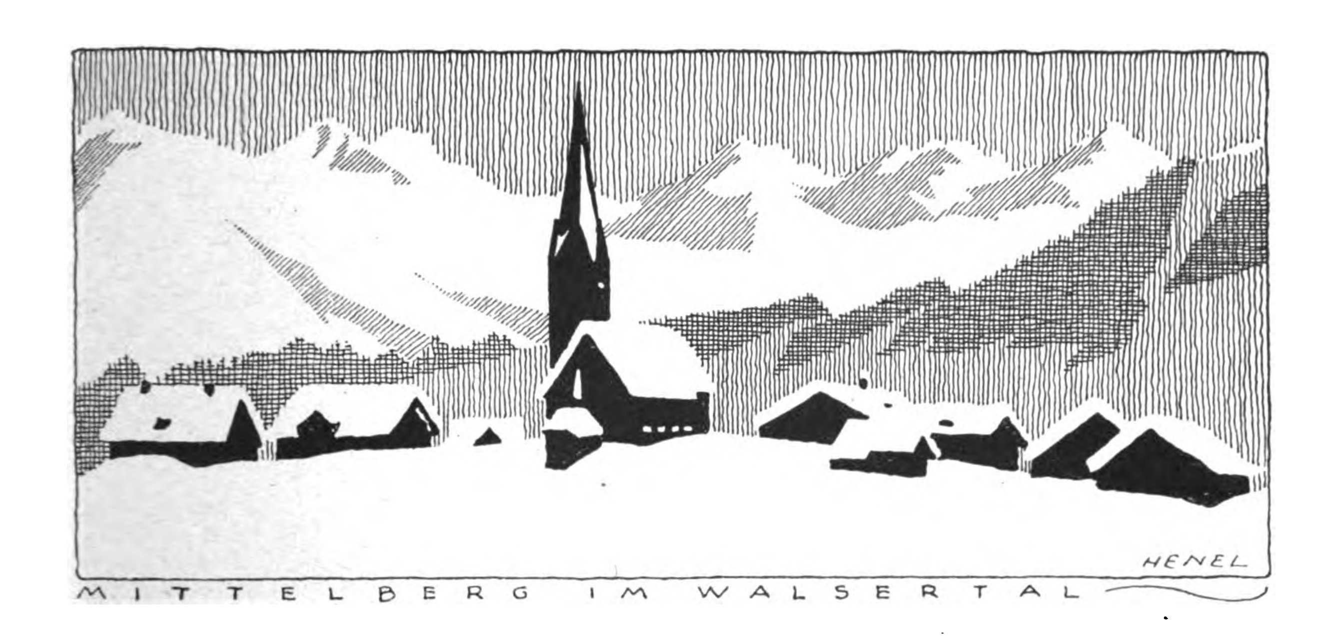
Vielleicht war es schon damals ein Fehler, dieses wichtige Mittel für die Anbauhebung ungenutzt zu lassen; versäumte man doch dadurch die Gelegenheit, einen volkswirtschaftlichen Belastungsposten in ein Guthaben zu verwandeln. Denn die Ablagerungen feinen Schlammes, den die das Land durchfließenden Wassermassen mit sich führen und an die Meeresströmungen weitergeben, aus denen er sich schließlich in der Gegend der Flußmündungen, dem Gesetz der Schwere folgend, niedersenkt, beeinträchtigen die Schiffbarkeit unserer Nordseehäfen und erfordern ständige kostspielige Arbeit. Mit großen Saugbaggern wird der Schlick herausgeschafft und größtenteils auf hoher See wieder versenkt. Aber die Flut spült ihn wieder an die Küste zurück und die Arbeit muß von neuem beginnen, eine wahre Sisyphusarbeit! Konnte man sie nicht durch planmäßige Zurückhaltung und Verwertung des Schlicks ergiebiger gestalten?

Ansätze dazu sind in der Tat gemacht worden, wenn auch in verhältnismäßig geringem Maße, obwohl die bereits vor 30 Jahren vorgenommenen Versuche Professor Fleischers, die Bodenerträge durch Beschlickung zu steigern, sehr günstige Ergebnisse gezeitigt, besonders die ausgezeichnete Wirkung des Seeschlicks auf Moorboden nachgewiesen hatten, den man dadurch in gute Futterflächen verwandeln kann. Auch Kulturversuche mit Seeschlick an Wiesen, sowie an Bohnen- und Erbsenpflanzungen ergaben gute Erfolge. Aber der Kunstdünger erwies sich als siegreicher Nebenbuhler; seine Vorzüge, die besonders in besserer Transportfähigkeit und reinlicherer Verwendbarkeit bestehen, schlugen den Schlick im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Felde. Inzwischen haben sich jedoch die Verhältnisse hinsichtlich des Bezugs von Kunstdünger gründlich geändert. Für die inländische Bedarfsdeckung kommen allein durch die Abtrennung Elsaß-Lothringens ungefähr 600000 Tonnen Eisenphosphatmehl in Fortfall, die aus den Eisenerzen dieses Deutschland entrissenen Landes der Landwirtschaft gewonnen wurden. Bedenkt man, daß trotz dieser damals zur Verfügung stehenden Kunstdüngermengen im Jahre 1912 die Mehreinfuhr stickstoffhaltiger Düngestoffe, hauptsächlich von Chilisalpeter, noch 838000 Tonnen, die von Phosphaten 405000 Tonnen betrug, so ergibt sich ohne weiteres aus dem Stande unserer Valuta, daß schon eine diesen ehemaligen Ansprüchen angeglichene Versorgung der deutschen Landwirtschaft mit künstlichen Düngemitteln fast unerschwinglich ist. Auch die Steigerung der einheimischen Stickstofferzeugung, die gegenwärtig ohnehin durch Kohlenmangel gehemmt ist, kann da keinen vollen Ausgleich schaffen und wird für besondere Aufgaben, wie die der Ödlandaufbesserung, die Heranziehung anderer vorhandener Mittel, beispielsweise die des Seeschlicks, keinesfalls erübrigen. Denn der Kunstdünger muß unbedingt der Ackerkultur vorbehalten bleiben.

Hat sich also die Schlickverwendung bisher auf die in unmittelbarer Nähe seines Vorkommens gelegenen Gebiete beschränkt, beispielsweise in Ostfriesland zahlreiche wenig kulturfähige Moor- und Sandstrecken in ertragreiche Äcker, Wiesen und Weiden umgewandelt, so entsteht jetzt die Aufgabe, diese Wirkung auch entfernter gelegenem Boden zugängig zu machen. Mit der Beschlickung verknüpft sich so die Transportfrage, deren Lösung einerseits durch möglichst niedrige Bemessung der Frachtsätze, andererseits durch Verladung unter tunlichster Ersparnis von Raum und Kosten bedingt ist. Hierfür gilt es die Unterstützung der Regierung zu gewinnen, die durch Herabsetzung der Frachtspesen und finanzielle Beihilfe, vielleicht unter Heranziehung der Erwerbslosen, der Schlickverwertung großen Vorschub leisten kann.

Aber auch Aufklärungsarbeit tut in deren Interesse not. Noch sind die Vorteile, die sich ihnen hier bieten, vielen Landwirten unbekannt; auch kann durch unzweckmäßige Anwendung und den entsprechend unbefriedigenden Erfolg ein ungerechtfertigtes Vorurteil entstehen, das der wünschenswerten Aufnahme des Schlicks seitens der Landwirte Abbruch tun müßte. Es ist daher freudig zu begrüßen, daß sich im vorigen Jahre eine Studiengesellschaft, der Verein für Schlickverwertung und Bodenverbesserung (Berlin NW, Dorotheenstraße 35), gebildet hat, die sich der Erforschung und praktischen Nutzbarmachung jeglicher Mittel zur Anbauhebung widmet und zunächst dem Schlick ihre Aufmerksamkeit zuwendet. Ihren Bestrebungen wird es hoffentlich gelingen, die Art seiner Düngewirkung immer eingehender zu ermitteln und danach die besten und zweckmäßigsten Methoden für seine Anwendung zu finden und zu verbreiten. Erwiesen ist vorläufig, daß durch Aufbringung von Schlick die Produktion um das Doppelte bis Vielfache gesteigert werden kann; daß einmalige Beschlickung in ihrer Wirkung jahrelang vorhält und das Verfahren frühstens nach fünf Jahren wiederholt zu werden braucht. Das genügt, um jedem, dem die Zukunft des deutschen Volkes am Herzen liegt, die Pflicht einzuprägen, daß er nach dem Maße des ihm verliehenen Einflusses auf diese kostbare Naturgabe hinweist, die das Meer an unserer Nordseeküste zu Millionen von Kubikmetern anschwemmt, ohne daß wir ihm bisher besonderen Dank dafür gezollt hätten. Nun aber zeigt sich uns an einem neuen Beispiel, daß nicht in den Dingen selbst, sondern in dem, was der Mensch aus ihnen zu machen weiß, ihr Wert oder Unwert beschlossen liegt.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



MITTELBERG IM WALSERTAL

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

Von Stund' an regte sich das Leben wieder im Opterbergschen Haus und lief durch alle Räume und suchte die Freude und fand sie allenthalben. Linde Baumgart leitete in Küche und Keller ein stämmiges Westfalenmädchen an, und so stark machte sich die Schule der Frau Christiane geltend, daß es Martin Opterberg oft war, als wäre er daheim in der Hut der Mutter. Oft blieb er am Abend noch ein Stündchen am Eßtisch sitzen und horchte auf ihr wohltuendes Geplauder. Öfter aber noch nahm er sie mit in sein Arbeitszimmer hinüber, wo sie still mit einem Buch unter der Lampe saß, immer bereit, auf eine Frage eine Antwort zu erteilen. Mehr und mehr führte er sie in seine Pläne ein.

An einem Abend erzählte er ihr von dem Jugendfreunde Broich und dem Wiedersehen in Düsseldorf. „Als Hauptmann ließ er dem Vaterland seine rechte Hand. Jetzt verkauft er ebenso stolz mit der linken Zeitungen, und Frau und Kinder helfen ihm. Diese heilige Anschauung von Arbeit und Familienleben hat einen starken Eindruck auf mich gemacht."

„Ich wüßt', was ich tät'," sagte Linde Baumgart.

„Dann laß es mich auch wissen."

„Aus solchen Hauptleuten müßt' sich das ganze Volk zusammensetzen, wenn's wieder werden wollt'. Ich würd' ihn, wenn ich der Martin Opterberg wär', zu mir holen und ihm die kaufmännische Leitung des Werks übertragen. Und ich hätt' nicht nur den zuverlässigen Mann, sondern auch ganz nah bei mir den Freund. Alte Freunde aber bedeuten neue Jugend."

Einen Monat später siedelte der einhandige Broich mit Frau und Kindern über. Er schlug seine Wohnung im Geschäftshaus der Werft auf, und es war vor allem Therese Attermann, die der Jugendfreundin und einstigen Mitstudierenden mit Rat und Tat zur Seite stand. Allwöchentlich fand sich der Freundeskreis zu einem Plauderabend zusammen, abwechselnd im Hause eines jeden, und die Freiburger Erinnerungen stiegen auf, wurden lebendig und in heitere Verklärung gesetzt.

Auch nach der Lautenspielerin wurde verlangt, aber Therese Attermann verschloß sich zum ersten Male den Bitten der Freunde und selbst denen ihres Mannes und blieb dabei, das Erinnerungsbild würde Schaden leiden, wenn sie hier die Jugend von ehemals vortäuschen wolle, und das litte ihre weibliche Eitelkeit nicht. Darum müsse ihre um so viel jüngere Schwester Linde die Rolle übernehmen.

Da sang Linde Baumgart die Lieder zur Laute an der Schwester Statt, die alten Volks- und Liebeslieder, die voll von der Sehnsucht sind und ihren Erfüllungen. Das Lachen ihrer Augen schwand und wurde ein fernes Fragen und Horchen. In sich gekehrt und dem Kreis entrückt saß sie und schmiegte die Wange an den Lautenhals, wie es einst die Therese Baumgart getan hatte in den Tagen der Schwarzwaldwanderungen, und Martin Opterberg schaute mit gebannten Augen auf das Bild, wie es Therese Attermann tat, die mit feuchten Augen lächelte ...

An einem dieser Abende brachte Broich einen Brief mit, den er am selben Tage von Tillmann erhalten hatte. Der Armierungssoldat und Kunstgelehrte war, kurz nach der letzten Begegnung mit Martin Opterberg und Christoph Attermann, bei einer Grabenüberrumpelung in französische Gefangenschaft geraten und nun mit einem der ersten Gefangenenschübe ins Rheinland zurückgesandt worden. In dem Briefe bat er um eine Unterredung mit den Freunden, da er „auf Grund gegenseitiger Abneigung" die Scheidung von seiner Frau und diese die Scheidung von ihm beantragt habe. „Nie ist eine Abneigung gegenseitiger gewesen," schloß er grimmig, „und das ist meine einzige Genugtuung."

Über nichts anderes wurde an diesem Abend gesprochen, als über den begeisterungsseligen und so übel entgleisten Fuchsmajor der Freiburger Burschenschaft. Die Freunde riefen sich das Bild des flotten Studenten auf dem Kneip- und Fechtboden in die Erinnerung zurück und gedachten des Eindrucks, den der schwärmende Führer bei ihrem ersten Anstieg auf die Schloßberghöhen in ihrem jungen Blut hinterlassen habe. Und die Frauen rühmten sein ritterlich Wesen auf Wanderungen und Schneeschuhfahrten. Aber auch seine Wandlungen seit Eingang der Ehe mit der verwöhnten und anspruchsvollen Klarenbachin erwähnte Broich, seinen wissenschaftlichen Müßiggang und sein Beharren im studentischen Ton und Gehaben.

„Sie hat ihn doch gewählt, weil er ihr von allen der Liebste war," meinte verwundert Frau Hilde Broch.

Therese Attermann schüttelte nachdenklich den Kopf. „Sie hat ihn gewählt, weil er ihr, solang sie selber Studentin war, in seiner Fuchsmajorwürde und freiherrlichen Burschenart den stärksten Eindruck machte. Das galt für das kleine und genügsame Freiburg und für das romantische Studentenleben. Für das reiche und großartige Düsseldorfer Fabrikantenleben langte die Fuchsmajorwürde nicht aus, und hielt darum die Mädchenbegeisterung nicht vor."

„Aber sie hieß doch die eifersüchtigste Frau weit und breit?"

„Weil sie ihn nährte und kleidete und darum als ihr alleiniges Eigentum ansah. Das ist durchaus bezeichnend für diese Frauenart und braucht mit einer Liebesregung nichts mehr zu tun zu haben."

„Aber sie war ihm treu," sagte Martin Opterberg.

Therese Attermann sann nach. Ihre Augenbrauen rückten aneinander.

„Ich mag das nicht für ein Verdienst halten. Er mußte ja jeder ihrer Winke gewärtig sein. Es gibt eine Treue, und ich weiß es aus den Vorkommnissen in meinem Beruf, eine hirn- und seelenlose Treue, die den Mann bis zur eigenen Untreue plagen kann. Mir scheint, der Heißkopf Tillmann ist auf ein totes Gleis verfahren worden, als er allzu hastig nach dem goldenen Vögelchen griff."

„Was nun mit ihm? Sein Notruf geht an die Freunde."

„Laßt ihn herkommen. Viele schauen anders aus, als sie schreiben. Oft leichtfertiger, oft zerschlagener."

Und Tillmann kam. Sein einst so gutgehaltener Körper war durch die schwere Schanzarbeit ausgereckt, seine Arme erschienen länger, seine Hände hingen breit und plump in den Gelenken. Ein gequälter Zug stand in seinem Gesicht und ein aufflackerndes Mißtrauen in seinen Augen. Er stieg im Hause Attermann ab und redete in den ersten zwei Tagen kaum ein Wort.

Frau Therese ließ ihn ruhig gewähren. Mit dem geschärften Blick der Ärztin erkannte sie sofort die seelische Natur seines Leidens und den knirschenden Kampf zwischen Haß und Scham.

Scharf und argwöhnisch beobachtete er seine Gastgeberin. Aber als sie sich in ihrer frohen Güte immer gleich blieb und keinerlei Unterschied zwischen ihm und den anderen Freunden machte, wurde sein Blick ruhiger, und der Mund fand ein Dankeswort.

„Ich bin wie ein mißtrauischer Hund. Ihr müßt mir das schon verzeihen. Aber wer das durchgemacht hat in der Gefangenschaft" — er ballte wie im Krampf die unförmig gewordenen Hände — „dieses Angespucktwerden von Frauen und Kindern, dieses Herumgestoßen und Getretenwerden von Aufsehern und Soldaten, dies hämische Angelocktwerden, um zum gemeinsten Schabernack zu dienen, dem ist es gleichgültig geworden, ob er im Steinbruch gearbeitet hat, bis er zusammenbrach, oder ob er blindgegangene Granaten aus den Äckern buddeln mußte und jederzeit in Fetzen fliegen konnte."

Erst hatte er langsam und mit schwerer Zunge gesprochen. Dann aber geriet er in eine Hast, und die Worte überstürzten sich.

„Ohne Waffe, mit der Schippe in der Hand, wurden wir aus dem Grabenstück herausgeholt, wie eine Herde Vieh wurden wir behandelt. Einerlei — alles einerlei. Einmal mußten wir ja erlöst, heimgeschickt, von der dankbaren Heimat wehmütig ans Herz gedrückt werden. Herrgott, die Träume — die verrückten Träume! Ein ganz neues Leben hab' ich mir ausgemalt. Zusammengehörigkeitsgefühl in dieser Zeit der Not und Schmach. Und eine Reinigung, ein Emporsteigen durch den neuen Arbeitswillen. An eine weinende Frau dacht' ich. Bei Gott, es war nur eine keifende."

Die Freunde saßen stumm und schauten zur Erde. Und der Ergrimmte fuhr fort, sich zu befreien.

„Ja, ja, ja, sie war es satt mit dem Herumtreiber, gründlich satt. Der Mensch hatte sie ja schon in Friedenszeiten bloßgestellt und im Kriege lächerlich gemacht. Und jetzt kam er wie ein Straßenlump daher, der sich bei Tische kratzt und seine Kotstiefel auf ein geblümtes Kanapee streckt. O nein, gesagt und ausgesprochen hat es die geborene Klarenbach nicht, aber fühlen lassen hat sie es mich, so todmüd ich war, und ein beständiges Gezeter unterhalten, das um den Kern der Sache herumschoß wie die Katze um das Wollknäuel, und mir langsam und sicher die Scham von dem eigenen Leib aus allen Poren trieb, als hätt' ich den Aussatz. Und dann kam der Haß hinzu, der Haß auf die Frau, die mich wie einen jungen Tanzbären am Nasenring herumgeführt hatte, um mich in die Ecke zu jagen, als sich Motten im Pelz zeigten. Diese Motten aber hatte ich vom deutschen Vaterland statt Orden und Ehrenzeichen erhalten, und als sie mich darum schmähte, nahm ich den letzten Rest von Anständigkeit zusammen und warf sie aus dem Zimmer. Schlußerfolg: gegenseitige Klage auf Grund gegenseitiger Abneigung."

Tillmann schwieg. In seinen Augen flackerte und funkelte es. Der ganze, ein Jahrzehnt lang angesammelte Grimm des unterjochten Mannes durchtobte ihn. Und plötzlich schlug er in die Ergriffenheit der Freunde wie mit der Fastnachtpritsche hinein.

„Bemogelt hab' ich sie trotzdem. Des freut sich meine Seele. Bemogelt, wie der Schoßhund seine Herrin bemogelt, wenn er brav durch die geöffnete Haustür schreitet und draußen, hast-du-nicht-gesehen, um die Ecke wischt. Vom ersten Ehetag an hat sie mir Taschen und Schreibtisch durchsucht, aber nichts fand sie, nichts, als alte, vergilbte Liebesbriefe aus Großmutters Zeiten, und die sammelte ich als Kunstgelehrter und Kulturforscher, je mehr, je lieber. Da hatt ich ein lustig Mittel für meinen lustigen Briefwechsel gefunden. Tusche, meine lieben Freunde, ein bißchen chinesischer Tusche in ein paar Troppen Milch verrieben — Herr meines Lebens, das wurde eine Tinte, so grau und gelb auf dem Papier, als wär' sie in der Biedermeierzeit aus dem Federkiel geflossen. Damit hab' ich sie angeführt. Mit der Milchtusche, meine lieben Freunde, die ich als Zeichen meines Vertrauens vergab, wenn mich der Nasenring verrückt machen wollte. Nun ist es kein Geheimnis mehr. Ich habe es der Allergnädigsten zum Zeichen meiner Dankbarkeit mitgeteilt."

Und nun lachte er, bis es ihn wie ein Weinen schüttelte.

Frau Therese Attermann war auf den Widerstandslosen zugetreten. Ruhig und schlicht.

„Jetzt werden zunächst die Kräfte gesammelt und die Nerven zurechtgeflickt. Dazu ist dies gerad das rechte Haus. Denn dies ist ein Freundeshaus für den Sommer und Winter im Leben. Ausgeschlafen, ausgeschlafen! Wir sterben noch lange nicht."

Tillmann erhob sich. Er kam zu sich und starrte verwirrt auf die Sprecherin. Und dann ergriff er ihre Hand, drückte seine Lippen darauf und ging auf sein Zimmer.

„Was tun wir mit ihm?" fragten sich nach einer lastenden Pause die Männer.

Und Linde Baumgart sagte und atmete tief auf: „Die Therese hat's ja schon ausgesprochen. Er ist jetzt unter Freunden. Und die Freunde werden ihn wieder zum Menschen aufrichten, indem sie ihm wieder zum Arbeiten aufhelfen. Wenigstens würd's so die Frau Christiane halten." —



Stille Stunde.

Nach einem Gemälde von Heinrich Reifferscheid.



In dieser Zeit hatte Martin Opterberg seinen neuen Wirtschaftsplan vollendet, der kühn und klar den alten erweiterte und die Arbeitsleistungen heben sollte durch gehobene Arbeitsfreudigkeit.

„Um uns her kracht es vom Niedersturz," erklärte er den Freunden Attermann und Broich. „Eine alte Welt, eine altgewordene Menschheit bricht zusammen. Wir wollen eine neue errichten helfen. Nicht mit der Gewalt, mit der Erkenntnis. Noch stärker als bisher wollen wir die Arbeiter beteiligen und alle Angestellten. Jeder soll erlernen können, wie man durch Kopf- und Handarbeit in die Höhe gelangt, wenn man sich selber einsetzt. Jeder soll durch erhöhte Gewinnbeteiligung das Werk, was er schafft, nicht mehr als ein fremdes, sondern als ein eigenes ansehen lernen, für das er einsteht mit seinem Stolz und seiner Kraft. Ähnlich, wenn auch in kleinerem Ausmaß, hielt ich es ja schon früher. Jetzt aber hab' ich einen weiteren Schritt getan und eine neue Werftordnung geschaffen. Ich begebe mich eines Teiles meiner Rechte zugunsten des Ganzen. Freiwillig und vertrauensvoll lege ich die Angelegenheiten meiner Mitarbeiter in ihre eigenen Hände. Sie sollen sich selbst regieren nach einem frei von ihnen erwählten Gesetz, bei dessen Grundlegung wir nur ihre Berater sein wollen, und da sie am Aufblühen und Gedeihen des Werkes mit Geldeswert beteiligt sind, werden sie die Faulen und Unbotmäßigen von selber ausmerzen. Alles dies, wenn mein Teilhaber Christoph Attermann zustimmt und unser kaufmännischer und juristischer Leiter Broich meine Aufstellungen geprüft und gebilligt hat."

„Sprich weiter," sagte Christoph Attermann. „Hier ist in Wahrheit Morgenluft."

„Wenige Worte noch," fuhr Martin Opterberg fort, „denn alle Einzelheiten findet ihr in diesem Betriebsplan ausgearbeitet. Worauf es ankommt, ist die Kerntruppe. Ein kleiner Stamm ist noch vorhanden. Ich weiß ein paar Dutzend Pioniere, die sich mit mir durch Dick und Dünn geschlagen haben, Leute von eisernem Pflichtgefühl im Leben und im Sterben, Zimmerleute und Maschinenschlosser für unsere Werft, Schiffer für unseren Frachtdampfer, der bald hinausgehen wird. Ich will zu ihnen und sie befragen. Um diese Kerntruppe soll sich der weitere Stamm bilden, sie soll die Arbeitsbedingungen und die Grundlöhne für die nächsten festsetzen wie auch die Entlassungsgründe, und mit den nächsten wieder für die übernächsten. So erziehen wir freie, selbstbewußte Männer und keine Knechte, und uns Führern wird freiere Hand und freieres Hirn für immer größere Aufgaben."

Er dachte nach. Vor seinem inneren Blick entstanden die Bilder des künftigen Lebens.

„Das ist das Ziel: aus unserem Volk ein Herrenvolk, ein Volk von Herren zu machen! Wenn ich in England, wenn ich in Amerika den geringsten Arbeiter spreche, so beansprucht er von mir den Titel eines ‚Gentleman', und in Italien dreht euch selbst der herumlungernde Lazzaroni verächtlich den Rücken, wenn ihr in ihm trotz seiner zerfransten Beinkleider nicht den ‚Galantuomo' begrüßt. Nur die Masse der deutschen Arbeiter suchte bisher ihre Ehre darin, als ‚Proletarier' zu gelten. Hier muß der Hebel angesetzt werden. Von unten herauf, aus dem Kleinsten heraus muß das Volk und mit ihm das Vaterland zum Begriff der eigenen Würde herangebildet werden, denn weder Geldverdienen noch Geldvergeuden, nur das Bewußtsein der eigenen Würde bringt uns Freiheit und Menschenglück."

„Wir gehen mit dir," sagte Christoph Attermann, und Broich gab ihm mit kräftigem Schlag die gesunde Linke.

Eine Zeit rastlosen Schaffens brach für Martin Opterberg herein. Tage hindurch beriet er mit dem Pflegebruder und dem Freund Punkt für Punkt den neuen Wirtschaftsplan, und der ruhig wägende Jurist in Broich hielt gegen die vertrauensfreudige Denkart der Opterbergbrüder das Gleichgewicht und brachte Punkt für Punkt in die nüchterne, unangreifbare Fassung des Tages.

Dann blieb Martin Opterberg eine Woche verschwunden, und als er heimkehrte, konnte er von seinen alten Pionieren berichten, von denen er ein paar Dutzend aufgesucht und als Mitarbeiter am neuen Wirtschaftsplan verpflichtet hatte. Und schon griff er wieder die Wohnungs- und Siedlungsfrage auf. Da lag das vor Kriegsausbruch gekaufte Gelände mit halbverfallenen Bauernhäusern, die von den einstmaligen Pionieren gleich nach ihrem Eintreffen niedergelegt und mit den alten Baustoffen neu wieder aufgerichtet wurden.

„Schon' dich," bat Linde Baumgart, wenn sie ihn eine Stunde lang zu Hause sah.

„Bis der Friede unterzeichnet wird und das Leben wieder in seine Bahnen fluten kann, müssen wir fertig und bereit sein, Linde. Könntest du eher Freude gewinnen, Mädchen?"

Sie blickte in die Ferne, als suchte sie den Friedenstag — und schüttelte den Kopf.

„Nein, Martin. So wenig wie du. Und es ist recht so."

„Aber du sollst dich mehr schonen und mir nicht abfallen vor der Zeit." — — —

Noch immer hielt das Krachen und Niederstürzen im Lande an und, wie ein Hohn auf das Elend, die Schaffensunlust und die Gier nach mühelosem Erwerb. Eine Arbeitsniederlegung folgte der anderen, das Heer der Arbeitslosen wuchs, und allerlei dunkle Glaubensboten und Glücksverkünder tauchten auf, um die Leidenschaften anzustacheln und in der Trübung der Gemüter auf Beute auszugehen.

Martin Opterberg und seine Freunde arbeiteten unermüdlich. Mit jedem Meister und jedem Gesellen bis zum ungelernten Arbeiter hinab war ein besonderer Vertrag geschlossen, und alle die Männer schritten festen Fußes über den Werftplatz, als spürten sie unvergänglichen Heimatboden unter sich. Selbst Tillmann hatte sich an einem Morgen freiwillig eingefunden und bat Broich, ihn bei der Bewältigung der Briefschaften unterstützen zu dürfen. Das nahm der Einhändige mit Freuden an, und in der gewonnenen Freizeit richtete er zum Schutz gegen streifendes und plünderndes Gesindel eine Werftwehr aus den gedienten Leuten ein und verteilte die Wachen.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken und Einfälle

Der Verstand sinnt nach Zeitersparnis, das Herz nach Zeitvertreib.

Jacques Nacht

•

Der Große wird klein, wenn er sich bückt.

Wer sich einen wahrhaft treuen Freund erziehen will, der ihn nie belügt und ihn bis in den Tod liebt, der gehe auf den Markt und kaufe sich einen jungen Hund.

Karl J. Nettenbach



Das Glöcklein der Frau Ruh

Novelle von Toni Rothmund

In der Unterstadt am Wehr lag ein schmales Haus, das bei starkem Wassergang ständig leise zitterte, und in dessen Räumen man bei geöffneten Fenstern wegen des lauten Gebrauses der stürzenden Wasser sein eigenes Wort kaum verstehen konnte. Trotzdem die Wohnungen in diesem Hause billig waren, hielt es doch schwer, sie zu vermieten, und immer stand die eine oder die andere leer. Im oberen Stockwerk aber wohnte seit vierzehn Jahren der Rechnungsrat Bang mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen. Er hatte gleich anfangs angeordnet, daß man die Fenster nach der Wasserseite geschlossen halten solle, und außerdem hatten sich sämtliche männliche Bangs eine sehr laute Sprache angewöhnt, um den Wasserfall zu übertönen. Wenn man nur abends in irgendein Bierlokal trat, so erkannte man schon an der Türe die breite, dröhnige Stimme des Rechnungsrates, die über dem allgemeinen Geräusch schwebte wie daheim über den Wassern. Die metallhellen Stimmen der Knaben gaben dem Vater nichts nach, nur die Mutter sprach wenig und leise. Man hätte es kaum bemerkt, daß sie überhaupt da war, wenn nicht von ihrer Arbeit die allgemeine Behaglichkeit doch gar zu sehr abgehangen hätte.

Es war selbstverständlich, daß Herr Rechnungsrat Bang nervös war, er glaubte ein Recht dazu zu haben. Seine ganze Kindererziehung besorgten seine Nerven. Was den Vater nervös machte, war verboten, alles andere erlaubt. Auf Mutter konnte man in dieser Hinsicht nicht auch noch Rücksicht nehmen, und sie verlangte es Gott sei Dank auch gar nicht.

Mutter haßte nichts mehr als laute Auftritte und unangenehme Erörterungen. Sie hatte ihr ganzes Leben so eingerichtet, diesen aus dem Wege zu gehen. Sie nähte, kochte, putzte für ihre Lieben, sie ging ganz auf in der Sorge für ihre Familie. Sie hatte durchaus keine Zeit, sich um die hohe Politik zu kümmern, und es war auch nicht nötig, das besorgte der Rechnungsrat. Er kritisierte alles, und wenn er sich gar zu sehr erregte über die Dummheiten der „führenden Kreise", dann sagte seine Frau beruhigend zu ihm, er habe durchaus recht, und sie glaube ihm alles aufs Wort. Dies tat ihm jedesmal wohl, und er legte sich zufrieden auf das Sofa zum Mittagsschläfchen. Mutter aber wusch in der Küche das Geschirr auf. Sie hatte so wenig Interesse für Bubenangelegenheiten wie für Männersachen. Sie ging ganz auf in ihrem „Weiberkram".

Das ging nun so Tag für Tag, Woche um Woche, Jahr für Jahr. Bis eines Tages das Merkwürdige geschah, daß Mutter ohnmächtig zusammenbrach. Wie lange sie so gelegen, wußte nachher niemand. Als die Buben hungrig wie immer um vier Uhr aus der Schule kamen, fanden sie Mutter bewußtlos auf dem Küchenboden liegen. Und da es sich gerade traf, daß Doktor Hasse vorüberging, so baten sie ihn, heraufzukommen und ihnen zu helfen. Mutter lag ganz regungslos, kaum merkte man, daß sie überhaupt noch Atem hole.

Dieser Doktor Hasse hatte eine große, sehnige Reitergestalt und Kräfte wie ein Riese. Er kniete bei der bewußtlosen Frau nieder, schob seine Arme unter ihren Körper und hob sie auf wie ein Kind. Ihr bleiches Haupt sank ein wenig nach hinten, und ihre nassen, schweren Flechten fielen über seinen Arm. Fritz öffnete nun das elterliche Schlafgemach, aber es schien dem Arzt zu dumpf und eng.

„Vielleicht unser Zimmer?" sagte Hans, und Fritz bot gleich sein Bett an. Sie waren gute Kerle.

Doktor Hasse legte die Mutter auf Fritzens Bett, und dann schickte er die Buben, den Vater zu holen. Als der Rechnungsrat nach einer halben Stunde verstört heimkam, stand der Arzt am offenen Fenster und schaute auf das Wehr hinab. Der Rechnungsrat rannte instinktiv ans Fenster, um es zu schließen, aber Hasse wehrte es ihm und winkte ihm hinaus.

Frau Bang sei sehr krank. Sie sei völlig abgearbeitet, blutleer und gänzlich erschöpft. Ob das denn niemand gesehen habe? Ob sie nie geklagt hätte? Zunächst müsse sie sich ganz still erholen, und dann fort, irgendwohin aufs Land, in die Berge hinauf. Niemand von den Ihren dürfe sie besuchen, sonst stehe er für nichts.

Der Rechnungsrat war verzweifelt. Was sollte nun werden, um Gottes willen? Wer in aller Welt sollte Mutters Stelle vertreten?

„Das ist Ihre Sache," sagte Hasse kühl. Er hatte nur ein ärztliches Interesse für den Fall. Wer dem Rechnungsrat nun kochen und waschen sollte, war ihm sehr gleichgültig. Die Behandlung der kranken Frau aber versprach er auf Bitten des Rechnungsrates gern zu übernehmen.

Und es ging schließlich ohne Mutter, weil es gehen mußte. Tante Linchen kam zur Aushilfe, pflegte die Kranke, zankte die Buben aus und widersprach dem Rechnungsrat den ganzen Tag. Es war ein kläglicher Ersatz für Mutter.

Die Kranke aber bemerkte davon nichts, denn die Fenster standen weit auf und drunten brauste das Wehr.

In den ersten Tagen hörte sie nicht einmal das Wehr. Es war ihr, als müsse sie einen schwer beladenen Handwagen durch den Sand ziehen, immer durch tiefen, tiefen Sand. Die Füße sanken ihr bis über die Knöchel in den Sand bei jedem Schritt, und die Räder steckten bis zur Achse darin. Aber immer wenn sie so müde war, daß sie nun wirklich nicht mehr weiter konnte, dann beugte sich ein Gesicht über sie und eine Stimme fragte: „Wie geht es heute, gnädige Frau?"

Dann besann sie sich, daß das mit dem Wagen ja nur dummes Zeug war, schlug die Augen auf und schaute verwundert ein fremdes Gesicht.

„Gut," sagte sie, ganz erstaunt darüber, daß jemand wissen wollte, wie es ihr ginge.

Einmal geschah es, daß sie Hasse zum ersten Male sah. Er saß an ihrem Bett und schrieb irgend etwas für sie auf. Er mußte ihren Namen wissen, denn er fragte, ohne aufzublicken, ganz sachlich: „Wie heißen Sie mit Vornamen, gnädige Frau?"

„Erika — Erika Wiese." Es war ihr Mädchenname. Ganz leise klirrte er durchs Zimmer, wie wenn man an ein zersprungenes Glas schlägt.

„Erika Wiese!" wiederholte er. „Das klingt schön."

Da schaute sie auf und sah ihn zum erstenmal an. Er hatte ein schmales, kluges Gesicht und herrische Augen. Aber um seinen Mund lag ein weiches Lächeln.



Am Wehr. Nach einem Gemälde von Gustav Schönleber.

Sie setzte sich aufrecht hin. „Ich kann nicht mehr!“ sagte sie verzweifelt, denn sie dachte an den Karren und den Sandweg.

Mit einer unsagbar zarten Bewegung bettete er sie wieder in die Kissen zurück. „Ganz ruhig liegen bleiben, Frau Erika!“

☆

Langsam wurde es besser. Sie konnte stille liegen, ohne den Karren durch den Sand schleppen zu müssen. Niemand sprach mit ihr, denn das hatte der Arzt verboten. Der Rechnungsrat lief auf Zehen durchs Zimmer und die Knaben durften das Zimmer nicht betreten.

Nach einer Woche erhielt die Kranke die Erlaubnis, aufzustehen und ein wenig im Hause herumzugehen. Aber sie zeigte wenig Teilnahme für alles, was bisher ihre Tage ausgefüllt hatte. Am liebsten stand sie am offenen Fenster und schaute auf das Wehr hinunter, ohne mit den anderen viel zu reden.

So fand auch Hasse sie eines Tages. Sie hatte ihn wohl nicht eintreten hören, denn das Gebrause der stürzenden Wasser verschluckte jedes andere Geräusch. Er stand lange hinter ihr, betrachtete das geneigte, flechtenbeschwerte Haupt auf dem feinen Nacken und schaute schließlich auch auf das Schaumgebraus hinunter. „Schön ist das,“ sagte er endlich, um sie aus ihrer Versunkenheit zu wecken.

Sie schrak ein wenig zusammen, als sie so dicht neben sich die menschliche Stimme hörte, und hob die umschatteten Augen zu ihm auf. „Schön? Ich weiß doch nicht. Es hat etwas Grauenhaftes. Sehen Sie, oberhalb des Wehrs ist das Wasser blank und still wie ein Spiegel. Halb spielerisch trägt es Hölzchen und Blumen mit sich. Die Wellchen, die von den Bergen herkommen, wo sie durch die buntbestickten Wiesen gesprungen sind und mit den Forellen gespielt haben, die meinen vielleicht, so gehe das nun immerfort, ein ganzes Leben lang Spiel, Tanz und Blüten! Aber da kommen sie schön an! Denn da ist ja das Wehr, und das wissen sie nicht. Sie sind ganz vertrauend, ganz ahnungslos. Und dann kommt der Sturz, — der wilde Aufschrei, das furchtbare Ringen, das Sich-versprühen. — Nur still, nur still! Es dauert nicht lange, und jeder muß es durchmachen. Zurück kann keiner. — Und hernach kommt die Arbeit in Mühlen, Sägen und Fabriken. Hernach kommt der lange Werktag.“

Immer leiser waren ihre Worte geworden, bis sie zuletzt im Rauschen des Wassers verwehten. Aber Hasse hatte keine Silbe von ihnen verloren. Sie hatten ihm einen Blick in die gebrochene Seele dieser Frau gewährt und gleichzeitig ein seltsames Echo in ihm geweckt. Bisher hatte seine Teilnahme nur der Kranken gegolten, jetzt aber erkannte er, daß hier eine schöne, kostbare Blume in der Knospe erstickt war. Und ein Gedanke durchblitzte ihn, ob es nicht möglich sei, sie doch noch zur Blüte zu bringen, wenn man sie in Sonnenschein, linde Luft und anderen Boden brächte. — „Es wird nicht besser mit Ihrer Frau,“ sagte er hernach zum Rechnungsrat. „Dieses tatlose Hindämmern und Auf-das-Wehr-starren, das ist entsetzlich! Man muß sie einmal herausnehmen und in eine ganz andere Umgebung bringen.“

„Wenn es nur hilft, soll mir nichts zuviel sein!“ sagte der Rechnungsrat händeringend, und die dicken Tränen kugelten ihm aus den Augen.

„Ich werde etwas ausfindig machen," erklärte Hasse. Und er hielt sein Wort. Eines Tages wurde die Kranke in ein Wägelchen gesetzt. Niemand durfte sie begleiten, niemand sie besuchen. Nur so mit ihrem Reisekorb wurde sie in die Welt hinausgeschickt, ganz wie in einem Märchen. Sie wußte nicht, wohin es ging, es war ihr auch ganz gleichgültig.

Aber nach und nach begab sich etwas Merkwürdiges. Je fremder die Gegend um sie her wurde, je ferner rückte ihr die Vergangenheit, und ein blauer, dünner Schleier fiel vom Himmel auf sie herab. Zuerst vergaß sie alle ihre Geld- und Wirtschaftssorgen, dann fiel der Schleier über ihren Mann, den Rechnungsrat Bang mit dem behaglichen Bäuchlein und den drei doppelten Nackenfalten, die aussahen, wie ein zurückgeschlagenes Chaisendächlein. Sie konnte sich sogar kaum noch an seine Stimme erinnern, ganz aus weiter Ferne, wesenlos und schattenhaft flatterte sie herüber. Dann vergaß sie die Buben. Das war kein so großes Wunder, wie man denken könnte. Denn was kannte sie von den Knaben, sie hatte ja nie Zeit für sie gehabt.

Zu allerletzt vergaß sie, daß sie Frau Rechnungsrat Bang war und in die Sommerfrische fuhr. Nein, sie war Erika Wiese, und sie reiste in ihr Jugendland.

Viele Einsamkeiten lagen zwischen ihr und dem Jugendland, und sie selbst hätte den Weg auch nie wieder gefunden. Jemand half ihr.

Die Pferde gingen im Schritt, denn der Weg führte aufwärts zu den Bergen. Den steilen Tannen, den ragenden Felsen entgegen, wo die Königin, die Einsamkeit ihre blauen Schlösser hat.

Aus ihren Träumen wurde sie plötzlich geweckt. Ein Strauß blühender Heide fiel ihr in den Schoß, und eine fröhliche Stimme rief: „Grüß' Sie Gott, Frau Erika! Willkommen in Ihrem Reich!"

Es war der Doktor Hasse, der sie hier erwartet hatte und sie in ihr Sommerheim einführen wollte. Frau Rechnungsrat Bang hätte das vielleicht nicht in Ordnung gefunden, aber Erika Wiese reckte ihre schmale Hand ihm entgegen und sagte: „O, wie schön, daß Sie da sind!"

Und sie freute sich seiner schönen Kraftgestalt, seiner sorglosen Augen, seines fröhlichen Lachens und Plauderns. Über ihr Gesicht war eine zarte Röte gebreitet, und sie wußte es nicht, nein, sie hatte es längst vergessen, wie schön Erika Wiese war!

Wohl eine Stunde lang hatten sie weder Haus noch Hof mehr gesehen. Dort oben aber, vom Tannwald lieblich umarmt, von den darüber ragenden Bergriesen freundlich behütet, lag eine breite, sonnenbeglänzte Halde, von einem blanken Bächlein durchsprungen, an drei Seiten sanft zum Walde aufsteigend. Seit Jahrhunderten lag hier eine Anzahl verstreuter, strohgedeckter Höfe, jeder weit vom anderen entfernt, so daß kaum ein Hundeklaff von Hof zu Hof schallen konnte. Und doch bildeten sie eine Art Gemeinsamkeit.

„Wie friedlich das ist!" sagte die Frau. Er lächelte. „Das täuscht, Frau Erika! All diese Familien hier oben sind auf gut Deutsch miteinander verwandt und verzankt. Jedes guckt dem anderen in die Töpfe und Kleiderschränke, ja sogar in die Schlafkammern. Keins läßt am anderen einen guten Faden, und ständig liegen sie miteinander vor Gericht! Ich könnt' Ihnen Dinge erzählen —!"

Sie sah ganz entsetzt aus. „Nein, tun Sie es lieber nicht. Und warum bringen Sie mich zu so friedlosen Menschen?"

„Ich bringe Sie zur Frau Ruh," sagte er. „Die wohnt im Abendhof, weit über all diesen Gehöften, oben am Berg!" Er streckte die Hand aus und wies nach einem Hof, der weitab von den anderen in der tiefsten Einsamkeit lag. Ein Glockenstuhl war auf dem Strohdach, drin hing ein Glöcklein, das gab dem Hof etwas seltsam Feierliches.

„Es klingt gut für mich: zur Frau Ruh!" sagte Erika träumerisch. „Warum heißt es der Abendhof?"

„Alle diese Höfe haben Namen, die sie seit Menschengedenken tragen. In den Fensterscheiben des Abendhofes entzünden allabendlich die Strahlen der untergehenden Sonne ein goldenes Leuchtfeuer, das weit hinunter ins Tal blinkt. Man sieht es sogar vom Städtchen aus."

Da fiel es ihr ein, daß sie selbst einmal von drunten dieses Fanal hatte brennen sehen, und freute sich, daß sie dort wohnen sollte.

„Hier brauchen Sie keinen Unfrieden zu fürchten," sagte Hasse. „Frau Ruh ist mit keinem Menschen verzankt. Sie liebt den Frieden und wickelt sich in ihre Taubheit wie in einen Mantel. Es ist nie herauszukriegen, wie schlimm es damit ist. Sie hat innerliche Ohrenklappen, die sie nach Belieben auf und zu macht. Was sie nicht hören will, das hört sie nicht. Eine kluge und beneidenswerte Einrichtung."

Erika lachte, und Hasse beugte sich vor und sah ihr ins Gesicht. „Sie lachen! Ich habe Sie noch nie lachen sehen, Frau Bang!"

Frau Bang — der Name traf sie wie ein Stoß. „O nicht," bat sie kläglich. „Hier oben will ich nur Erika Wiese sein!"

Sein Gesicht leuchtete. „So will ich Sie nie mehr anders nennen."

„Ja, es tut mir wohl. Seit meine Mutter tot ist, hat mich niemand mehr so genannt. Ich bin nur noch ein Geschöpf mit einem Sammelnamen. Mein Mann nennt mich ‚Frau', die Buben ‚Mutter'."

Ein Silberton flog über ihre Köpfe hin, zitterte über das weitverstreute Dorf und zerbrach an den Bergen. Ein neuer schwirrte auf, gefolgt von klingenden Geschwistern.

Hasse nahm unwillkürlich den Hut ab. „Es ist das Abendglöcklein der Frau Ruh. Sie muß es läuten, das ist des Abendhofs uraltes Ehrenamt."

Als sie vorm Abendhof ankamen, war gerade der letzte Glockenton verhallt. Frau Ruh kam aus der Tür geschlurft und begrüßte die Gäste. Sie war eine steinalte Frau mit einem heiteren Greisengesicht. Hasse trat an den Wagenschlag und hob Erika heraus wie ein Kind, so daß sie dunkel errötete.

„Willkommen im Abendhof, Frau Erika! Und da ist Frau Ruh!"

Frau Ruh gab der Fremden freundschaftlich die Hand.

„Da oben ist gut sein!" sagte Erika und schaute mit leuchtenden Augen um sich.

„Ja, wenn Ihnen die Zeit nicht zu lang wird!" sagte Frau Ruh, die ihre Ohren heute anscheinend aufgeklappt hatte.

Auf dem grasigen Plätzchen neben dem Hause stand eine rohgezimmerte Bank und ein ebensolcher Tisch davor. Dahin führte Hasse seinen Schützling, und sie setzten sich nieder. Zu ihren Füßen lagen die verstreuten Höfe, aus deren Rauchlöchern der blaue Rauch stieg. Und weit drunten lag die breite, schimmernde Ebene, der sie entstiegen waren. Der Rhein blitzte auf wie eine silberne Spange. Fern blauten die Vogesen.

Frau Ruh brachte frische Milch, Brot und Butter.

„Nun müssen Sie den ganzen Tag hier draußen im Freien sein," sagte Hasse, während sie aßen. „Niemand von den Ihren darf Sie besuchen, kein Mensch Sie stören. Wird es Ihnen nicht einsam sein?"

„Einsam? O nein! Bin ich doch ein Kind der Einöde und begreif's kaum selbst, daß ich da am Wehr wohnen muß!"

„Erzählen Sie mir von der Einöde!" bat er. Und sie sprach von ihrer Waldkindheit, droben in der Kaltenherberge, auf dem Hochmoor, dem Urwaldgarten des Landes.



Niemand kam nach Kaltenherberge als durchziehende Stromer und alle Jahre einmal der Landesfürst zur Auerhahnbalz. Niemand wohnte dort als sie und die Eltern und der verbitterte Forsthüter, der allen Burschen aus dem Wege ging.

Die großen bärtigen Tannen standen am Rande der Wiese, auf der das Gehöft lag. Ein Bächlein sprang hindurch, und abends zog die Nebelfrau ihre Schleier darüber. Nachts aber trat das Wild aus dem Dickicht und äste. Sie kannte alles da oben. Sie kannte das Liebeslied des Auerhahns und seinen sonderbaren Brauttanz. Sie kannte das Hirschbrüllen in den feuchten, warmen Nächten, und sie hatte die Krönleinnatter durch den schwarzen Moorsee schwimmen sehen.

Sie hatte gemeint, die Poesie ihrer Kindheit sei ganz vergessen. Aber sie hatte nur einen Winterschlaf gehalten in den Tiefen ihrer Seele. Nun schlug sie die Augen auf, die traumtiefen Märchenaugen, und fing an zu raunen. —

Allgemach war es dunkel geworden. Die Sonne war hinter den Vogesen versunken, die Dämmerung stieg aus den Bergwäldern heraus und hing überall ihre Schleier auf. Hinter dem blaudunkeln Tannwald aber tauchten silberne Schifflein auf und schwammen am Himmel hin. Leuchtwolken waren es, die der Mond vorausschickte. Und dann stieg er selbst fremd und feierlich herauf.

Hasse stand auf. „Nun ist's Zeit für mich, heimzureiten!"

Erika sah zu, wie er sein Pferd aus dem Stall zog und sattelte. Dann schwang er sich hinauf, grüßte Frau Ruh, die unter der Tür ihres Hauses stand und schon lange gern ins Bett gegangen wäre, und reichte Erika die Hand vom Pferde herunter.

Sie sah zu ihm auf. „Wann kommen Sie wieder?"

„Nächsten Samstag. Und bis dahin müssen Sie rote Lippen haben," sagte er lächelnd.

„Ich will mir Mühe geben," versprach sie wie ein gutes Kind. Und während sie ihm nachsah, wie er, vom Mondlicht silbern beleuchtet, herabritt, dachte sie: Warum rote Lippen?

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten. Von Hans Bethge

Ich will ein Lob den Kleinigkeiten singen! Den Kleinigkeiten, die doch zumeist viel mehr als Kleinigkeiten sind und oft die Wurzeln unseres Glücks oder gar das Glück selber! Was heißt das überhaupt: Kleinigkeiten? Kleine, unbedeutende Dinge? Was ist klein und unbedeutend? Wer wagt von einem Ding oder einem Ereignis zu sagen, daß es klein und unbedeutend ist? Und was dir unbedeutend und ohne Wichtigkeit erscheint, kann es nicht für mich ein Born der Glückseligkeit sein? Sachte, sachte! Ich behaupte, daß gerade das, was ihr Kleinigkeiten nennt, den Gang unseres werten Lebens auf das bedeutendste zu beeinflussen pflegt.

Von den Kleinigkeiten kann man nie enttäuscht sein, da man ja nichts Großes von ihnen erwartet. Sie können dagegen doppelt und zehnfach und hundertfach glücklich machen — da man ja nichts Großes von ihnen erwartet. Wie oft aber ist man von den großen Dingen enttäuscht! Man hat eine herrliche Vorstellung von einem fernen Land; mit Aufbietung von großen Kosten an Geld und Zeit macht man endlich eine langwierige, lang ersehnte Reise dahin, und eines Tages kehrt man heim, niedergeschlagen und enttäuscht. Und am selben Abend noch geht man von seiner Wohnung aus traurig übers Feld, und man sieht eine Weide am Graben stehen, eine einfache, aber doch wundervolle, beinahe menschliche Weide, die im Hauch des Abends zittert, und der Mond geht gerade karmoisinrot und riesenhaft an dem noch blassen Himmel über der Weide auf — und man steht starr und hingerissen und nimmt das Bild mit heim, und wenn man ein Dichter ist, schreibt man vielleicht ein unsterbliches Gedicht, und wenn man ein Musiker ist, komponiert man vielleicht ein unsterbliches Lied, und wenn man kein Künstler ist, hat man doch plötzlich Sehnsucht danach, es zu sein, auf alle Fälle aber ist man glücklich geworden durch den Mond und die Weide, Dinge, die man doch schon tausendmal gesehen hat, während man durch die mit großen Opfern unternommene Reise unbefriedigt blieb. Kleinigkeiten? Ach, nicht der äußere Aufwand tut es, Freunde, sondern die innere Schönheit, die uns auch am Rand eines Grabens oder in dem verlassenen Winkel eines Hofes oder etwa als eine Blume auf einem Haufen Schutt begegnen kann.



Die Täuflinge. Nach einer Zeichnung von B. Zwiener. (Kunstverlag Balzac, Berlin.)

Das Land meiner Liebe ist Spanien. Wie bin ich zu dieser Liebe gekommen? Durch die drolligsten Kleinigkeiten!

Wenn ich als junger Mensch in spanische Zeitungen sah, spürte ich immer ein beinahe übermütiges Gefallen an dem doppelten l, mit dem manche spanische Worte beginnen und an der sogenannten Tilde über

dem n (ñ). Diese Kleinigkeiten der Schrift übten einen so magischen Reiz auf mich, daß es mich unwiderstehlich lockte, Spanisch zu lernen. Ich lernte es in der Tat, und als ich es einigermaßen konnte, reiste ich nach Spanien hinab; ich habe dort über Jahr und Tag gelebt und das Land liebgewonnen, und es bedeutet mir eins der schönsten Erlebnisse meiner Jugend. Wem habe ich das zu verdanken? Dem doppelten l am Anfang mancher Worte und der Tilde über dem n.

Vive la bagatelle!

Aus welchem Grunde lieben wir Frauen? Um ihrer Tugenden willen? Niemals, Freunde. Die Bande der Liebe, die uns mit Menschen verknüpfen, liegen tiefer: sie beruhen in Kleinigkeiten. Seid ehrlich, was euch an die Geliebte oder den Geliebten fesselt, sind nicht die scheinbar so wichtigen und oft mit großen Worten gepriesenen Dinge wie Charakter, Gesinnung usw. — nein, es sind wundervolle, bedeutungsvolle kleine Besonderheiten, die eure Seligkeit ausmachen. Es ist ein ganz bestimmter Duft, der aus den Kleidern der Geliebten steigt, es ist eine ganz bestimmte Bewegung ihrer Hände, die euch immer wieder hinreißt und nicht mehr loskommen läßt von ihr, es ist die Art, wie die Geliebte das a oder das r ausspricht, oder wie sie beim Lächeln die Zähne zeigt oder wie sie den Kopf neigt beim Gruß oder wie sie beim Schreiten mit den Knien gegen die Kleider stößt.

Und was entfernt uns von einem Menschen, was verwandelt die Liebe, die erst ganz unerschütterlich schien, so oft allmählich in Haß? Kleinigkeiten! Wieder ist es eine bestimmte, scheinbar unwichtige Bewegung des andern oder etwas Ähnliches, das uns zunächst verdrießt, dann bis aufs Blut reizt und schließlich das Leben völlig unerträglich macht und uns mit Haß erfüllt gegen einen Menschen, den wir erst liebten.

Ich schreibe diese Zeilen auf der Terrasse eines Cafés in Alicante. Alicante liegt an der felsigen Küste des südöstlichen Spanien, in einer heißen, beinahe afrikanischen Ecke. Wie bin ich hierher gekommen? Durch eine Kleinigkeit! Ich landete in einer sonnigen Morgenfrühe auf einem französischen Schiff in Cartagena. Neben mir an der Reeling lehnte eine schöne Spanierin. Plötzlich spricht sie, zu ihrer Begleitung gewendet, mit holder Stimme das Wort Alicante aus. Der Tonfall geht mir nicht mehr aus dem Ohr, ich sehe sie von der Seite an, ich liebe sie fast um dieses herrlichen Klanges willen, mit dem sie das Wort Alicante sprach. Es war eigentlich meine Absicht, direkt nach Madrid zu fahren, aber nun nimmt das so herrlich gesprochene Wort Alicante ganz von mir Besitz. Du kennst Alicante noch nicht, sage ich mir — also auf nach Alicante! Ich bin hierher gereist, durch Palmen- und Orangenwälder, durch üppige Täler, die von betäubendem Duft fast überquellen und von starren, nackten, lilafarbenen, ausgedörrten Felsenbergen überragt sind. Vor mir am Meere zieht sich die schönste Palmenpromenade entlang, die man sich denken kann, und durch die stolzen Stämme der Palmen hindurch sieht man auf saphirblauem Wasser weiße Segel gleiten und hin und wieder einen schwarzen Dampfer behutsam in den Hafen treiben. Blaßbraune Mädchen mit funkelnden Augen schlendern vor mir auf und ab, manche bieten Blumen an, manche lachen, manche singen leise ein Lied. Es ist himmlisch! Ich danke dir, schöne Spanierin, für deine bestrickende Stimme. —

Na, und die Kleinigkeiten in der Natur? Sind sie nicht das Allerschönste, was uns die Natur zu bescheren hat? Ich erinnere mich genau, daß ich als Kind von den gepriesenen, sogenannten „großartigen" Naturschönheiten, vor die man mich führte, immer enttäuscht war. Sie ließen mich kalt, und wenn ich sie vor den Erwachsenen lobte, so heuchelte ich. Aber ich denke daran, wie oft mich Kleinigkeiten bezaubert haben, die, wie ich bald merkte, von den Augen der Großen gar nicht gesehen wurden. Vor den mächtigen Bergen und Wasserfällen blieb ich dumpf und zag, aber ich erinnere mich wohl, daß ich schon als Junge ganz ergriffen war, wenn ich duftige, mit einem feinen, grauen Reif unendlich zart übersponnene blaue Pflaumen auf den frischen braunen Erdschollen des großelterlichen Gartens liegen sah; oder wenn ich des Morgens früh über eine sommerliche Wiese ging, auf der kleine Tropfen glitzernden Taues über die frischen Halme ausgebreitet lagen; oder wenn ich einen feuerroten, weißgetupften Giftpilz in einer dunkelgrünen Waldecke geisterhaft glänzen sah; oder wenn eine Schwarzdrossel mit zitronengelbem Schnabel über einen leuchtend grünen, kurz geschorenen Rasen hüpfte.

Nehmt den Montblanc und die Berge der Riviera, und laßt mir dafür einen schlichten, wilden Rosenbusch am Waldrand, über dessen lieblich niederhängende Zweige zahllose rosa Blüten wie ein Schleier der Morgenröte hingezaubert sind. Nehmt den Vierwaldstätter See samt Rigi und Pilatus und laßt mir dafür einen Busch himmelblauer Vergißmeinnicht, sonnenbeschienen, am Rande eines gluckfenden Wiesengrabens. Calame hat auf großen Gemälden mächtige Szenerien des Hochgebirges im Aufruhr der Elemente dargestellt, aber unser Herz bleibt kalt dabei wie das Schnäuzlein eines Bologneserhundes. Cézanne hat mehrfach auf Bildchen, die nicht größer sind als ein paar Handflächen, einige Äpfel gemalt, und die mystischen Tiefen der Natur wehen uns so ergreifend daraus entgegen, daß wir ein Stück Ewigkeit in überirdischem Glanz fühlen.

Kleinigkeiten?

Freunde, es gibt gar keine!

Energie. Kosmisches Sonett von Karl Schneller

Beharrlich wuchtig wälzen sich die Massen
Durch Raum und Zeit auf Nimmerwiederkehr,
Entfesseln Kräftefelder um sich her
Und schlagen in die Leere breite Gassen.

So weiß sich, eignem Fortschritt überlassen,
Der Himmelskörper wechselbuntes Heer,
Durch inneres Gefüge träg und schwer,
Dem Sinn des Ganzen triebhaft anzupassen.

Ein Teilchen schlägt zum andern seine Brücken;
Der Energien fließende Gestaltung
Kennt Übergänge nur und keine Lücken.

Ein ungeheures Sehnen nach Erhaltung,
Gepaart mit der Zerstörung Todestücken,
Bringt aus Atomen Sonnen zur Entfaltung.



Die eherne Schlange. Nach einem Gemälde von Th. A. Bruny.

Die Gifte in der Weltgeschichte

Von Dr. W. Schweisheimer

Ein großes Grauen geht allüberall durch die Welt, wo die Geschichte von Giftmorden berichtet. Es ist das Gefühl der Ohnmacht, dem Schlechten und Feigen ausgeliefert zu sein, das der grauenvollen Angst vor Gift zugrunde liegt. Die Heimtücke, mit der diese Waffe aus dem Verborgenen ihre Opfer anspringt, ohne Warnung, ohne Bewußtsein der Gefahr, sogar ohne nachträgliche Erkenntnismöglichkeit, die Verlogenheit, mit der der ahnungslos Vertrauende, oft durch heuchlerische Worte und Scheintaten, getäuscht wird, das Bestreben, unter Nichteinsetzung des eigenen Lebens ein fremdes hinterrücks und gefahrlos zu vernichten — all diese Eigenschaften haben den Giftmörder stets als verderblichsten und verächtlichsten aller Meuchelmörder gelten lassen. Dazu kommt das Wissen von der starken Wirkung kleiner Gaben, die Hilflosigkeit des Körpers und der Heilkunde dem zumeist unbekannten Schädling gegenüber, das oftmalige Ausbleiben äußerlich erkennbarer Veränderungen bei verheerender innerer Wirkung. Auf Giftmord und Vergiftungsversuch waren daher immer die strengsten Strafen gesetzt, und in Zeiten einer mit barbarischen Mitteln arbeitenden Rechtspflege wurden diesen Verbrechen gegenüber die grausamsten angewandt.

Die Geschichte weiß von vielen sicheren oder wahrscheinlichen Giftverbrechen zu melden. Die bekannten Ereignisse sind meist — in aktivem und passivem Sinn — mit den Namen von Herrschern, berühmten Männern und Frauen verknüpft. Das ist verständlich, denn aus den Milliarden der Namenlosen sind ihre Namen, ihre Züge allein der Nachwelt überliefert worden, ihre Schicksale allein erforschbar geblieben, während die ungezählten Geheimnisse des alltäglichen Geschehens in der Tiefe der unerforschten Geschichte ruhen, aus der sie nie mehr emportauchen.

Manches Rätsel der Geschichte harrt noch der endgültigen Aufklärung. Da wo der Geschichtsforscher oft das dichte Gewebe nicht durchschauen kann, da kann der ärztliche Kenner der Vergiftungserscheinungen, der Toxikologe, aus einer scheinbar nebensächlichen Angabe die Wahrheit erkennen. Theoretisches Wissen und praktische Erfahrung über die Wirkung und Begleitumstände einer bestimmten Giftartanwendung erblicken auch in einer laienhaften Erzählung blitzartig den tatsächlichen Kern, der den phantastischen Ausschmückungen zugrunde liegt. Nur selten und in vereinzelten Fällen haben sich in der Giftwirkung bewanderte Ärzte bisher mit diesen historischen Fragen beschäftigt. Dadurch blieb ein wichtiges Kapitel kultureller Entwicklung im Halbdunkel. Neuerdings hat nun der bekannte Berliner Pharmakologe und Toxikologe Lewin in einem Werk: „Die Gifte in der Weltgeschichte. Toxikologische, allgemeinverständliche Untersuchungen der historischen Quellen" (Verlag J. Springer, Berlin), die Rolle der Gifte in der Weltgeschichte durch die Jahrtausende hindurch verfolgt. Dieses inhaltreiche Buch ist nicht nur für den historisch denkenden Arzt von Bedeutung, sondern für jeden, der sich für Kulturgeschichte interessiert, und der den Verirrungen und Leidensfolgen der menschlichen Seele nachzugehen sich bemüht. Das Buch des siebzigjährigen Gifterforschers ist durchweg auf den Originalquellen, den alten Schriftstellern usw aufgebaut, unter scharfer Betonung des kritisch-historischen und kritisch-philologischen Elements. So werden Vermutungen gesichert, unerwiesene Gerüchte ausgeschieden und ganz ungeahnte Zusammenhänge erstmals aufgedeckt.

Die Wirkungen und Anwendungen der Gifte waren schon in den ältesten Zeiten bekannt, aus denen Kunde zu uns dringt. Gesetzesvorschriften und Strafen aller Art konnten Vergiftungen nicht verhindern. Aber auch alle Bemühungen, sich vor Gift unfehlbar zu schützen, blieben erfolglos. Das häufig geübte Vorkostenlassen der Speisen und Getränke durch eigens dazu bestimmte Personen erschwerte wohl die Vergiftung, machte sie aber nicht unmöglich. Im Altertum war Gift ein ständig drohendes, ständig angewandtes Mittel zur Beseitigung mißliebiger Personen. Medea und Kirke, die pflanzen- und giftkundigen Schülerinnen der Hekate, benutzten Mandragora, Belladonna und wahrscheinlich auch Scopolia atropoides zur Erzeugung von Sinnestäuschungen und Schlaf. Mit einem hautentzündenden Gift bestrich Medea das Hochzeitskleid und den Kranz ihrer von Jason gewählten Nebenbuhlerin Glauke; so daß diese mitsamt ihrem Vater Kreon, der sich über den Leichnam der Tochter geworfen hatte, zugrunde ging.

Unter den Hinrichtungsmitteln des Altertums war der giftige Schierlingstrank eine häufig angewandte Art der gesetzlichen Tötung. Die Wahl dieses Mittels muß als strafverschärfend angesehen werden, denn die langsam einsetzende Wirkung des Schierlinggenusses läßt das Bewußtsein fast bis zum Ende unversehrt. Das bekannteste Opfer des Schierlingtodes wurde Sokrates. Eingeführt wurde die Hinrichtung durch Schierling wahrscheinlich von den dreißig Tyrannen in Athen, die auch einen der Ihrigen, Theramenes, der anscheinend gemäßigte, volksfreundliche Gedanken geäußert hatte, auf diese Weise ums Leben brachten. Auch der Redner Aischines, der Gegner des Demosthenes, endete später im Gefängnis auf Samos vermutlich durch Schierling.

Über die Todesursache Alexanders des Großen sind die Ansichten geteilt. Es wird Malaria angenommen, aber auch Vergiftung auf Betreiben Antipaters. Alexanders Mutter Olympia hat offenbar an das letztere Gerücht geglaubt, denn sie ließ nach dem Tode ihres Sohnes viele Menschen wegen Teilnahme an der angeblichen Vergiftung töten, das Grab des Vorkosters Alexanders, Jollas, öffnen und die Asche in alle Winde streuen. Die überlieferten medizinischen Einzelheiten der Erkrankung sprechen indes nicht für eine Vergiftung. Vielmehr nimmt Lewin an, daß Alexander durch übermäßigen Alkoholgenuß so rasch zugrunde ging. Alexander, der die Trunksuchtsanlage von seinem Vater geerbt hatte, war ein leidenschaftlicher und unmäßiger Weintrinker. Mit einer Wahrscheinlichkeit, die beträchtlich größer ist als alle anderen Annahmen, kann für Alexanders Leiden und Tod eine durch Alkoholmißbrauch veranlaßte und durch einen oder mehrere aufeinanderfolgende akute Alkoholexzesse dem Ende schnell zutreibende Leberentzündung angesprochen werden.

Die römische Kaiserzeit machte von Gift vielfachen Gebrauch, und das Mittelalter zählte es zu seinen alltäglichen Waffen. Das schwarze Bilsenkraut, ein Nachtschattengewächs, wurde wegen seiner Eigenschaft, die Sinne zu betäuben und das Bewußtsein zu trüben, verwandt. Die verurteilten „Hexen“ wurden mit einem „Hexentrunk aus Bilsensamen“ zuweilen vor der Hinrichtung in eine Art von halbempfindendem Dämmerschlaf versetzt. Außer Speise und Trank wurden auch Handschuhe, Hemden (ähnlich wie beim Nessushemd), Perücken usw. zu Vergiftungsversuchen benutzt. Das Hauptgift im Mittelalter und in der späteren Zeit war das Arsen. Ihm sind vermutlich Kaiser Heinrich VI. auf Sizilien und Heinrich VII., gleichfalls in Italien, erlegen. Don Karlos, der Sohn Philipps II., Infant von Spanien, wurde von seinem Vater aus nicht einheitlich dargestellten Gründen ins Gefängnis gesperrt und erlag dort offensichtlich einer chronischen Arsenikvergiftung. Noch viele andere Beispiele könnten dem Dunkel unsicherer Überlieferung entrissen werden.

Eine große Rolle spielte Gift von jeher in der an machtgierigen Menschen reichen italienischen Geschichte. Vom 14. Jahrhundert an nahmen die Vergiftungen, zumal mit wachsender Verbreitung des Arseniks, immer mehr zu; der Gipfel der Häufigkeit wurde in der späteren Renaissancezeit erreicht. In den Häusern Visconti und Sforza begannen zuerst die Giftverbrechen häufig zu werden, in der Familie der Medici gaben sie oft politischen Dingen die entscheidende Wendung. Eine Frau, Katharina von Medici, später Königin von Frankreich, scheute sich nicht, das Gift ihren Zwecken dienstbar zu machen. Frauen waren überhaupt nicht selten auch die Urheberinnen von Massenvergiftungen. Nicht immer waren es politische oder räuberische Interessen, von denen diese Frauen geleitet wurden, sondern auch der unheimliche Drang, andere Menschen leiden und sterben zu sehen, war zuweilen die Triebfeder. Im 17. und 18. Jahrhundert kamen in Italien zahlreiche Vergiftungen durch die Aqua Tofana vor, eine nach einer palermitanischen Giftmischerin Teofania oder Tofana benannten Flüssigkeit. Die Aqua Tofana war ein farb-, geruch- und geschmackloses Wasser, dessen wirksamen Bestandteil gelöste arsenige Säure darstellte. Später wurde die „Acquetta“ von Neapel aus unter dem Namen „Manna von Sankt Nikolaus von Bari“ in kleinen Fläschchen vertrieben und gewann so eine weite Verbreitung.

Die Vergiftungen in Italien machten auch vor dem Klerus nicht halt, und zahlreiche hohe kirchliche Würdenträger, selbst Päpste, fielen ihnen zum Opfer. So sollen die Päpste Johann XI., Clemens II., Viktor III. Bonifazius VIII. sowie dessen Nachfolger Benedikt XI. usw. an Gift, das ihnen politische Gegner reichen ließen, gestorben sein. Nicht selten wurde als Vergiftungsmittel der Abendmahlskelch bezeichnet. Bekannt ist die große Rolle, die Gift in den Händen der Borgias spielte. Der Papst Alexander VI. aus dem Hause Borgia und sein Sohn Cäsar wandten es bedenkenlos zur Unschädlichmachung ihrer Gegner an. Bei einer ganzen Reihe dieser Gegner ist die Gifttötung mit großer Wahrscheinlichkeit und Sicherheit nachgewiesen, so bei dem Prinzen Djem, dem Bruder des regierenden Sultans Bajazet, dem Kardinal Juan Borgia, dem Cäsar Gift in einem Fleischgericht vorsetzte, bei Mitgliedern der Familien Gaetani und Orsini, dem reichen Kardinal Michieli, dem Bischof von Seuta, an dem sich Cäsar wegen einer ihn schädigenden Mitteilung an den König Ludwig XII. von Frankreich rächen wollte. Das Gift der Borgias, überhaupt das Gift des Cinquecento, war die „Cantarella“, ein weißes Pulver, dessen wirksamer Bestandteil Arsenik war und das in verschieden großen, rasch oder langsam wirkenden Dosen verabreicht wurde. Dieses Gift wurde schließlich auch den beiden Borgias selbst bei einem Gastmahl, das sie gaben, gereicht. Alexander starb an dieser Vergiftung, während Cäsar schwer erkrankte, aber schließlich mit dem Leben davon kam.

So wirkt das Gift weiter, durch die geschichtlichen Zeiten hindurch, Leiden und Verzweiflung säend, bis in unsere Tage, wo es seine Bedeutung zur Tötung von Menschen verloren zu haben schien, bis auf einmal der Weltkrieg durch Verwendung giftiger Gase die Giftanwendung in einem gegen früher ungeheuer gesteigerten Maße mit sich brachte und sie aus der dunklen Stille in das grelle Licht des Tages verpflanzte.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 10. März 1921 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

Und wieder ging Martin Opterberg auf die Reise. Er suchte die Reedereien des Niederrheins auf und holte Aufträge herein. Er besuchte die Holz- und Stahlwerke Westfalens und gab seine Bestellungen auf mit kürzester Lieferfrist. Seinem persönlichen Eingreifen gelang es, Widerstände auszuräumen und den Geschäftsverkehr trotz der sorgenvollen Zeit lebendig zu gestalten. Es ging ein starker Zukunftglaube von ihm aus, und man vertraute seiner Art.

In einer Arbeiterstadt des Rhein- und Ruhrgebiets verbrachte Martin Opterberg die letzte Nacht. Schon neigte sich der Mai dem Juni zu, aber die Nächte waren noch kühl in diesem Strich und der Frühling in diesem Jahre herber denn je. Und doch wird er kommen, denn er ist ein Naturgesetz, dachte Martin Opterberg, der schlaflos lag. Den Glauben festhalten und bei der Stange bleiben!

Von der Straße her drang seit Stunden ein Murmeln zu ihm auf. Er öffnete das Fenster und blickte hinaus. In der grauen Dämmerung der Tag- und Nachtgleiche ersah er eine endlose Reihe von Karren und Handwagen jeder Art, die vom nahen Bahnhof bis tief in die Stadt hineinreichte. Hier und dort war ein Hund vorgespannt, die meisten aber wurden von Frauen und Kindern gezogen und geschoben. Jetzt hingen diese Menschen ermüdet und übernächtigt an ihren kleinen Wagen und warteten, wie sie schon Stunden gewartet hatten. Vom Bahnhof her kam das Rollen eines einfahrenden Zuges. Der Pfiff der Maschine schrillte durch den ergrauenden Morgen und jagte die Müden aufhorchend empor. Die Väter kamen, die Mütter, die Brüder und Schwestern. Von den Bauernhöfen, viele Fahrmeilen weit, kamen sie zurück, zu denen sie am Abend nach der Tagesarbeit hinausfuhren, um Lebensmittel einzuhandeln. Unter Kartoffelsäcken stöhnend, mit Körben beladen, erschienen sie zu Hunderten auf dem Bahnhofsplatz, und der Karrenzug setzte sich in Bewegung, die Füße liefen Trab, und plötzlich war es ein Anstürmen und wildes Anschreien der Hunderte von Erwartungsvollen gegen die Hunderte der heimkehrenden Nachtfahrer. Es war der Hunger, aber auch die Angst vor dem Hunger, und aus der Angst entsprang die Gier: erfassen, was zu erfassen ist.



Der Osterhase. Nach einer Radierung von Professor Bruno Héroux.

Dann lag der Platz stumm und öd im Morgendämmern, nur aus der Ferne knarrten die Räder, flogen zerfetzte Ausrufe hin und her durch die Luft . . .

Martin Opterberg trat vom Fenster zurück. Und während er sich ankleidete, sah er im Geist ein anderes Bild, und er sah die Gebrüder Barthelmeß und ihre ungezählten Genossen in fürstlichen Mercedeswagen durchs deutsche Land dahinsausen, zu entwertetem Geld die Lebensmittel vor den Hungernden und Verängstlichten hinwegkaufen und sie gegen vollwertiges Feindesgeld durch das „Loch im Westen“ schaffen oder gegen Wuchergeld im Lande weiterverkaufen.

Ein Murren lief durch das Volk und wurde zum wütenden Aufbegehren, aber die Geier blieben unbehelligt und die Kraftwagen sausten in Staubwolken durchs Land.

Am Abend dieses Tages saß Martin Opterberg in seinem Arbeitszimmer und am Tisch ihm gegenüber, die Wange in die Hand geschmiegt, saß Linde Baumgart.

„Schau, Mädchen," sagte er, als er seinen Bericht geendet hatte, „es scheint der Kampf der Besitzlosen gegen die Besitzenden, was wir in dieser Zeit erleben, aber es scheint nur so. Denn der ehrliche Besitz liegt längst in Todeszuckungen, und nur die dunklen Geschäftemacher blühen und gedeihen und verschleppen ihren Raub ins sichere Ausland."

„Wenn es nur so scheint — was ist es denn in Wahrheit?" fragte Linde Baumgart und richtete den Blick auf sein gesammeltes Gesicht. „Weshalb wirft sich das ausgeplünderte Volk nicht auf jeden Wucherer und Verschieber?"

„Weil diese Menschenklasse einen rohen und ungebildeten Schlag darstellt, der in der niedersten Sprache zu sprechen weiß und großtuerisch-freigebig mit Tausenden um sich wirft, während er heimlich Millionen zusammenrafft. Ach, Mädchen, öffne deine Augen weit und blick tiefer. Es ist nicht der Kampf und Haß gegen den Besitz, den sich die neue Menschheit wohl über Nacht erwerben kann, es ist der Haß gegen die in der Zucht von Geschlechtern erworbene Vornehmheit, die sie sich nicht über Nacht erwerben kann, und wenn sie selber im gestickten Frack herumläuft und die anderen nur im gewendeten Anzug. Das, Linde, das ist der tiefste Grund des Kampfes."

„Bleib nicht stehen, Martin. Sprich ein Wort dazu. Einen Hinweis auf eine Wandlung . . ."

„Zu einer Wandlung wird ein Menschenalter gehören und mehr," sagte nachsinnend Martin Opterberg. „Sie reden so viel von einer Einheitsschule für alle Besitzstände. Gut, sie sollen sie schaffen. Aber dann sollen sie auch die Auswahl, die sich herausarbeitet, als ihre Führer anerkennen und ihr geschlossen auf den Wegen folgen, die sie ihnen zur neuen Höhe weist. Entweder — oder!"

„Weißt du noch ein Wort, Martin, von den Dingen, die uns not tun? Ich möcht' lernen."

„Ja, Linde, ich weiß noch ein Wort von solchen Dingen. Ich hab' unser hergebrachtes Christentum im Auf und Ab gesehen, und es hat die Probe nicht bestanden. Da sollten wir die alten Fäden nicht gedankenlos aneinander- und weiterknüpfen. Was uns not tut, Linde, und zumal uns niedergebrochenen Menschen in deutschen Landen, das ist: mit der Erneuerung des Menschentums eine Erneuerung des Christentums. Des Christentums als Kulturträger."

„Sag es mir . . ." bat Linde Baumgart durch die stille Abendstunde.

Und Martin Opterberg sprach in der Stille seine Gedanken aus.

„Gott ist die Allmacht, und er regiert über Milliarden von Weltkörpern, unter denen unsere Erde nur einer der vielen kleinen ist. Christus aber, der Gottmensch, ist der Mittler zwischen Gott und den Menschen der Erde, zwischen der Allmacht und einem winzigen Teil des Weltalls. So groß müssen wir den Herrgott nehmen und uns so klein, damit wir überhaupt den richtigen Maßstab gewinnen und den klaren Erkenntnisblick. Denn das sagt mir eine innere Stimme: Dasjenige Volk wird im Glücke leben, das in seiner Gottesverehrung und seinem Menschenglauben die größte Klarheit und die größte Einfachheit geschaffen hat. Vereinfachung der Glaubenslehre! Das ist der weltbewegende Punkt. Das sprach schon einmal meine Mutter, als ich noch ein Knabe war, in dem knappen Satze aus: ‚Mehr inwendig lernen und weniger auswendig!' Was nützen uns die Geschlechterverzeichnisse der Juden und die Entwicklungsgeschichten ihrer Stämme? Stammten wir aus ihrem Samen, so wäre es letzten Endes auch für die Geschichte des Glaubens noch hinzunehmen mitsamt den Weissagungen für diese Volksfamilie. Wir aber entstammen den Urwäldern Germaniens und kämpften uns durch unsere Götter Wodan, Donar und Baldur zu unserem Glauben hindurch. Sie aber, so heißt es, sind unerheblich für die Reinheit des Glaubens. Also werden die fremden Baals und goldenen Kälber wohl ebenso unerheblich für die Reinheit des Glaubens sein. Gebt uns des Gottmenschen Christus Leben und Lehren zum Vorbild und führt die Menschen vor die Größe und Erhabenheit der Gotteswelt, vor die göttlichen Wunder der Natur und des Sternenhimmels, bis sie erschauern vor der Allmacht und sich würdig machen des Glücks, in ihr ein Mensch zu sein."

Er schwieg, und in seinen Augen stand die Freude am Leben.

Und Linde Baumgart sagte in die Stille des Abends hinein:

„Die Quelle der Frau Christiane hat uns auch dies Mutterwort aus dem dunklen Berg in das helle Licht geholt. Mehr inwendig lernen — und weniger auswendig." —

Der Stille des Abends folgten sturmschwere Tage. Sendboten predigten ungestört in der Gegend ringsum, verwirrten die Begriffe, reizten die Arbeitsscheuen auf gegen die Arbeitsfreudigen. Mancherorts wurde mit Gewalt die Stillegung der Werke erzwungen, um jede und die letzte Obrigkeitsgeltung hinwegzufegen und den ungezügelten Willen an ihre Stelle zu setzen. Ein Wüten von Blinden und Tauben hatte begonnen, die um einer Handvoll rauschender Feiertage willen die Selbstvernichtung daran wagten, und in den Junitagen schlug der Name des Doktor Radermacher an Martin Opterbergs Ohr.

Er horchte auf. Ein schrilles Warnungszeichen war durch seine Seele gefahren.

Langsamen Schritts ging er über die Rheinwerft und suchte Christoph Aftermann auf. Der Pflegebruder hörte ihn mit zusammengezogener Stirn an. „Ich ahnte es," sagte er und stieß den Atem durch die Nase.

„Du ahntest es?"

„Es hat keinen Grund mehr, es dir zu verschweigen. Gestern ist die Linde Baumgart von einer Frauensperson auf der Straße angehalten und angeredet worden."

„Von einer — Frauensperson? — Kenn' ich sie etwa?"

„Wenigstens kanntest du sie einmal. Aber das ist Jahre her und gänzlich ausgelöscht."

„Sabine —?"

Christoph Aftermann nickte nur.

„Sabine?" Martin Opterberg packte des Pflegebruders Arm. „Sie ist anmaßend geworden gegen die Linde?"

„Mehr. Sie ist frech geworden. Wie eine Dirne frech wird."

„Christoph — ich muß jedes Wort wissen. — Was ist mit der Linde geschehen? Was hat sie von ihr gewollt?"

„Auf der Straße gestellt hat sie die Linde. Und gesagt hat sie, ob sie das ‚Liebchen' von Martin Opterberg wär'?"

„Und die Linde?"

„Geantwortet hat sie: sie wünscht', sie wär's, denn es müßt' eine Ehre sein, von Martin Opterberg geliebt zu werden."

„Linde . . . Linde . . ."

„Und dann ist sie weitergeschritten, und die Frauensperson hat hinter ihr drein geschrien: es läg' noch eine



Stiller Morgen.

Nach einem Gemälde von Richard Kaiser.



Hundspeitsche im Zimmer oben, und die käme sie sich holen, wenn der Herr und sein Liebchen zu Hause wären."

„Christoph," sagte Martin Opterberg nach einer stummen Weile, „weshalb hör' ich erst heute davon?"

„Weil die Linde verlangt hat, der Schlamm solle nicht an dich heran."

„Aber an sie selber ist er herangespritzt!"

„Sie hätt' ihren Regenrock angehabt, hat das Mädel gesagt, an dem wär's glatt hinuntergegangen."

Da tat der Martin einen tiefen Atemzug.

„Ich möcht' zu ihr, Christoph. Alles, was froh in mir ist, treibt mich zu ihr. Aber auf der Werft machen sie Feierabend, und es ist nötig, mit den Leuten zu sprechen und sie für jeden Fall bereitzuhalten."

Als er mit einbrechender Nacht in sein Haus eintrat, berichtete ihm das Mädchen, daß Linde Baumgart früher als sonst ihr Zimmer aufgesucht habe. Da öffnete sich im Obergestock schon ihre Tür.

„Brauchst mich noch, Martin?" tönte ihre Stimme ins Haus.

„Gute Nacht, Linde —"

„Gute Nacht, Martin."

Aber es wurde keine gute Nacht für Martin Opterberg. Der Gedanke, daß die Linde von dieser — dieser Frau aller Vergangenheiten auf offener Straße angefallen, angetastet worden sei, trieb ihm den Schweiß auf die Stirn und raubte ihm aufs neue den Atem. Stunde auf Stunde lag er wach und kämpfte immer mit demselben Bild, bis er sich im ersten Morgendämmern erhob, sich hastig ankleidete und den Rhein entlang zur Werft schritt.

Trotz der frühen Stunde traf er die Freunde schon versammelt und im ernsten Gespräch mit den Leuten, die die Nacht in der langen Werfthalle auf Hobelspänlagern zugebracht hatten.

„Etwas Neues vorgefallen?" fragte er Christoph Attermann.

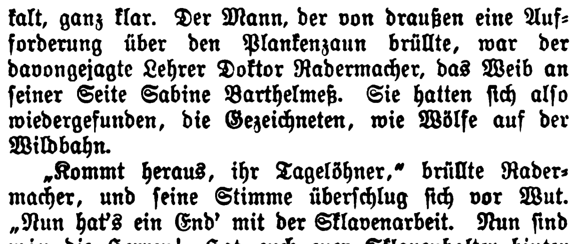
„Die Hochöfen dort drunten am Rhein sind in der Nacht erloschen. Schau hin, es steigt keine Flamme mehr. Das bedeutet, daß sie in der Nacht mit Gewalt zum Erkalten gebracht worden sind."

Broich trat mit Tillmann hinzu.

„Ich erfahre soeben von Tillmann, der in der nächsten Ortschaft war, um sich umzuhören, daß die Arbeiter von einer bewaffneten Bande gezwungen worden sind, die Hochöfen auszublasen und die Werke stillzulegen. Die Bande zieht jetzt auf uns zu. Unsere Leute sind vollzählig auf der Werft, die Wehr ist bewaffnet. Hier bring' ich für jeden von euch einen Revolver, denn es kann ein Tanz werden."

Um die siebente Morgenstunde wälzte sich ein tobender Menschenhaufe heran. Martin Opterberg ließ das eiserne Werfttor schließen. Seine Männer standen in zorniger Erwartung hinter dem Plankenzaun.

Der Menschenhaufe kam näher und verteilte sich auf der Zufahrtsstraße, um den arbeitswilligen Werftleuten den Weg zu versperren. Einer aber entdeckte das verschlossene Tor und die Männer hinter dem Plankenzaun und schrie es nach hinten. Ein Mann eilte nach vorn und eine wildfuchtelnde Frau mit ihm. Martin Opterberg spürte, wie ihm jählings alles Blut zum Herzen trieb. Wie durch einen Schleier sah er den Mann und das Weib. Mit aller Willenskraft zerriß er den Schleier, wurde ganz



kalt, ganz klar. Der Mann, der von draußen eine Aufforderung über den Plankenzaun brüllte, war der davongejagte Lehrer Doktor Radermacher, das Weib an seiner Seite Sabine Barthelmeß. Sie hatten sich also wiedergefunden, die Gezeichneten, wie Wölfe auf der Wildbahn.

„Kommt heraus, ihr Tagelöhner," brüllte Radermacher, und seine Stimme überschlug sich vor Wut. „Nun hat's ein End' mit der Sklavenarbeit. Nun sind wir die Herren! Hat euch euer Sklavenhalter hinter Schloß und Riegel gesetzt? Seid ihr freie Männer oder Feiglinge, die die Zeit verschlafen?"

Da öffnete sich ein Flügel des Tores, und ein Meister trat mit einigen Gesellen heraus.

„Wir sind freie Männer. Was stören Sie uns?"

„Stören sagte der Kerl? Ich werde dir gleich mal dein Hirn aufstören, daß es Funken stiebt. Von keinem Arbeiter geschieht mehr ein Schlag da drinnen. Ist das verständlich, oder sollen wir nachhelfen?"

„Arbeiter in Ihrem Sinne gibt's bei uns nicht. Nur Mitarbeiter, die Teilhaber am Werk sind. Sie können also ruhig abziehen, da für uns gesorgt ist."

Radermacher fuhr hoch. Seine Augen funkelten im Haß. „Bist du bei Sinnen, Mensch? Soll ich dir dein verfluchtes Maul stopfen? Hervor mit den Tagelöhnern, oder wir räuchern euch heraus!"

„Rühren Sie hier keine Planke an," sagte der Meister gelassen. „Ich wiederhole Ihnen und den Leuten da allen: wir sind alle mitbeteiligt am Werk und wissen deshalb unser Eigentum zu schützen."

„Ihr Spießgesellen eines Heckenritters!" schrie Radermacher und hob die Pistole.

„Torflügel auf!" befahl Martin Opterberg, und er stand mit den Seinen auf dem offenliegenden Werftplatz.

Im selben Augenblick aber sprang mit einem Aufschrei das Weib heran und schleuderte eine auflodernde Pechfackel in die Werfthalle hinein, daß aus den Gespänhaufen die Flammen wie rote Garben gegen die Balken prasselten.

„Drauf! Auf sie!" schrie ihr tobender Gefährte den Heranstürmenden zu und feuerte blindlings mit einer Pistole in die Werftleute hinein. Ihm nach seine Gesellschaft. Und dann krachte die Antwort. Ein Schuß in Sekundenkürze vor den anderen. Ein Schuß in Sekundenkürze hinter den anderen. Martin Opterbergs Kugel hatte den Anführer hintenüber geworfen. Jetzt wandte er sich blaß gegen die rasende Brandstifterin. Aber schon war alles vorüber. Massenfeuer und Einzelschuß. Er sah das Weib die Arme hochwerfen und über den toten Gefährten stürzen. Als sich Martin Opterberg blitzschnell umwandte, blickte er in Christoph Attermanns rauchende Pistole. „Halbpart, Martin," sagte Christoph Attermann, „wir haben immer geteilt."

Martin Opterberg trat dicht auf ihn zu und sah ihm in die Augen, die standhielten.

„Quitt, Christoph . . ."

Hörnersignale aus der Ferne! Die benachbarten Ortswehren rückten im Eilmarsch heran. Wie vom Erdboden verschwunden war die führerlos gewordene Bande und hatte ihre Toten und Verwundeten mitgenommen.

„Löscht das Feuer," befahl Martin Opterberg und ging mit schweren Schritten zu den Blutenden. — — —

(Fortsetzung folgt.)



Ostermärchen.
Nach einem Scherenschnitt von Maria Margarete Behrens.

Das Glöcklein der Frau Ruh

Novelle von Toni Rothmund (Schluß)

Erika besaß ein loses, grünes Gewand, das sie sich als Mädchen einmal selbst genäht hatte. Es hatte keinen anderen Schmuck als seine leuchtende Farbe und einen Perlengürtel, der aus einem alten Klingelzug gefertigt war, und der die weichen, rieselnden Falten in der Mitte lose zusammenhielt. Das Kleid war durchaus schlicht, aber gerade dadurch wirkte es phantastisch, und sie hatte es nie drunten tragen dürfen, denn da es abseits der Mode war, hatte ihr Mann es für „Fastnachtskram" erklärt. Nun hatte die praktische Tante Linchen es ihr eingepackt, denn warum sollte „Rikchen" das Kleid nicht da oben auftragen, wo keine Seele sie sah und nur die Füchse und Hasen sich gute Nacht sagten.

Mit einer seltsamen Freude nahm Erika am anderen Morgen dieses Kleid aus ihrer Reisetruhe und legte es an. Es war ein Kleid, das nicht an „drunten" erinnerte, zu dem man die Zöpfe hängen lassen und einen Erikakranz aufsetzen konnte. Und die Farbe paßte zu Gras und Strauch.

So lebte Erika hier oben — wie Gras und Strauch. Hinter dem Abendhof stieg eine Ginsterhalde zum Bergwald hinauf. Steinblöcke waren dort verstreut. Wacholder stand da und dort zwischen wucherndem Brombeergestrüpp und blühender Erika. Ein schmaler Fußpfad, den der Briefträger getreten hatte, wenn er über den Berg ins jenseitige Tal ging, führte in den Hochwald hinauf. Da oben war es still wie in einem Dom. Die Vögel schwiegen, der Teppich von gefallenen Nadeln verschluckte jedes Geräusch. Nur manchmal knackte ein dürres Zweiglein unter leichten Tritten. Auf der Höhe des Bergwaldes lag der Steinrank, einer jener ungeheuren Steinhaufen aus riesigen, rundgeschliffenen Steinen, um dessen Entstehung seit alter Zeit die Phantasie der Menschheit Sagen gesponnen hatte. So hoch lagen die Steine übereinander, daß kein Gräschen, kein Hälmchen dazwischen wachsen konnte. Nackt und bleich lagen sie da, und die Sonne brannte darauf. Jeden Morgen kletterte Erika hier herauf, legte sich auf den obersten, breiten Stein, streckte die Glieder aus und sonnte sich. In dem grünen Kleid und dem schimmernden Perlengürtel erinnerte sie an eine Eidechse. Von diesem Stein aus hatte man eine weite Fernsicht in ein unbekanntes Land mit fremden Bergen, nie geschauten Tälern, schweigenden, geheimnisvollen Seen. Sie nahm immer ein Buch mit, aber das blieb ungeöffnet neben ihr liegen, wie das Buch ihrer Ehe, das sie nie aufzuschlagen wagte. Sie lag und atmete ruhig wie eine Pflanze in der Sonne, bis das Glöcklein der Frau Ruh sie heimrief.

So sah Hasse sie in der Sonne auf dem Stein liegen, als er nach acht Tagen heraufkam, um nach ihr zu sehen. Eine Röte überflog ihr Gesicht, und sie sah ihn mit großen Augen an wie ein erschrecktes Waldtier, das auf Flucht sinnt.

„Ich bin es," rief er lachend hinauf. „Es ist zwar ein mühsamer Weg zu meiner Patientin, aber ich bin ein gewissenhafter Arzt."

Er war oben angekommen und reichte ihr die Hand.

„Ist denn schon Samstag?" fragte sie staunend. „Hier oben gibt es keine Zeit."

Er schwang sich neben sie auf die Steinplatte. „Ich brauche nicht zu fragen, wie es Ihnen geht. Sie sehen prächtig aus. Sie sind ein ganz neuer Mensch geworden!"

Sie lächelte verträumt. „Ein neuer? O nein, nur der alte, der ich war, ehe ich verwunschen wurde!"

„So sind Sie eigentlich eine Waldfrau, ich dachte es mir längst. Solch einen Gürtel trägt kein irdisches Menschenkind."

Ihre schmale Hand griff nach dem bunten Perlenband. „Alter Tand aus vergessenen Truhen. Aber sehen Sie doch, wie weit man von hier blicken kann. Sind Sie dort schon gewesen?" Und sie wies nach den fremden Bergen.

„Freilich." Er nannte ihr die Kuppen der Berge mit Namen.

Sie seufzte. „Alle Tage liege ich hier und schaue in das unbekannte Land hinein und weiß doch, daß ich nie hinkommen werde!"

Er lachte kurz auf. „Und wenn Sie hinkommen — was ist's? Neue Berge, Täler, Fernen. Das Beste ist die Sehnsucht. Ist Ihnen kalt? Sie schauerten zusammen."

„Nein. Es traf mich nur, wie Sie das sagten, das Beste ist die Sehnsucht."

„Hab' ich nicht recht?"

„Ja, der Verstand sieht es ein. Aber das Herz will es nie glauben."

Er legte den Arm ganz zart um sie. „Wenn Sie wollen, Frau Erika, dann nehmen wir morgen den Wanderstab und ziehen einmal hinaus ins unbekannte Land, was hindert uns?"

Es hatten immer nur zwei gierige, genußhungrige Hände nach ihr gegriffen. Es hatte sich nie ein Arm so zart um sie gelegt. Es hatte nie eine Stimme vom unbekannten Lande zu ihr geraunt —

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter und schloß die Augen. Er hielt sie ganz still wie ein köstliches Kleinod, das zerbricht, wenn man es hart berührt, und fuhr fort leise zu flüstern: „Niemand kennt uns dort. Wir kehren nirgends ein. Ich trage im Rucksack bei mir, was wir gebrauchen. Es ist kein Unrecht dabei. Und Sie sind ja jetzt wieder gesund —"

Erika saß ganz still. Sie dachte nur eins: Ich wollte, daß er mich jetzt küßte —

Da zitterte ein Ton herauf durch die Stille, silbern, klingend — sie richtete sich verwirrt auf. „Das Glöcklein der Frau Ruh!"

Er lächelte sie an mit feinen herrischen Augen und dem bittenden Mund. „Was geht's uns an?"

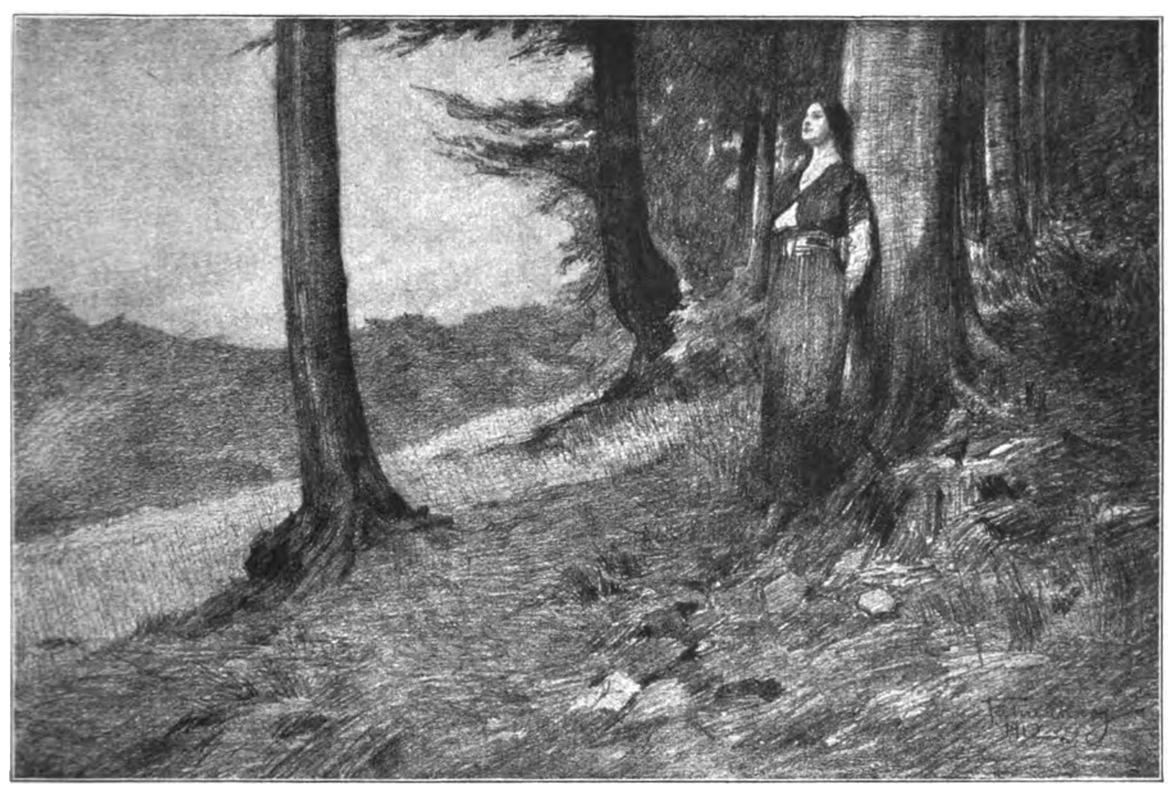
Sie glitt von dem Stein herunter. „Es ist ein Zauberglöcklein. Es zwingt mich, daß ich gehen muß, auch wenn ich nicht will"

„Ja, dann —! Und wie ist's mit unserer Fahrt ins unbekannte Land?"

Sie sah noch einmal in die Ferne hin. „Sagten Sie nicht, die Sehnsucht sei das Beste? Ich will meine Sehnsucht behalten."

Schweigend stiegen sie zum Abendhof hinunter. Milch und Brot standen für sie bereit auf dem Tisch im Grasgarten, und hinter ihnen brannten die Fenster des Hauses





Einsamkeit. Nach einer Zeichnung von Ludwig Fahrenkrog.

in ihrem wundersamen Feuer. Frau Ruh ging hin und her und tat die letzten Geschäfte des Tages.

Wie sie so nebeneinander saßen und das Abendbrot verzehrten, betrachtete Hasse die feine Frau an seiner Seite. Ihre Nasenflügel bebten, und die Augen hatten einen fiebrigen Glanz. Eine Reue erfaßte ihn, daß er Unruhe in ihr Leben trug.

„Frau Erika!“ sagte er leise. „Ein besonders leichtes und gutes Los hätte Ihnen fallen sollen. Und sie zogen den Rechnungsrat! Wie kam denn das?“

Zum erstenmal in ihrem Leben fragte jemand nach ihrer Seele. Sie konnte es nicht ändern, daß trotz all dem hoffnungslosen Leid eine junge Seligkeit in ihr aufsprang. „Ach, du lieber Gott, ich war so jung und so dumm! Und die Eltern arm, ich wußte es selbst kaum, wie bettelarm. Auf der Kaltenherberge hat noch niemand Reichtümer gesammelt. Die Jagdgesellschaften, die dann und wann kamen, die allein brachten unseren Verdienst. Es ist möglich, daß mein Vater manchmal wilderte. Wir hätten wohl sonst verhungern können da oben. Der Forstwart sah es nicht oder wollte es nicht bemerken. Er war ein finsterer, verbitterter Mensch, von dem man munkelte, daß er etwas auf dem Gewissen habe. Sonst wohnte niemand da oben.

Einmal war der Rechnungsrat bei dem Jagdgefolge, als der Fürst zur Auerhahnbalz kam. Damals war er noch Sekretär. Auf die Jagd ging er nicht mit. Er hatte mit dem Forstwart und mit meinem Vater abzurechnen. Den ganzen Tag war er daheim und hatte Zeit genug, sich in mich zu verlieben. Braut sein — das deuchte mir etwas ganz märchenhaft Schönes! Damals nähte ich mir dies törichte Kleid und spann all die dummen Träume zu dem Netz, in das ich mich dann verwickelt sah, ehe ich's recht gewahr ward. An einem Sommerabend war meine Verlobung. Ich saß bei den Herren am Tisch neben meinem Bräutigam, hatte einen Kranz von Wiesenschaumkraut im Haar und kam mir vor wie die Königstochter aus dem Märchen. Wir blieben lange beieinander sitzen. Sie hielten Reden auf mich und huldigten mir, und mein Bräutigam war sehr glücklich. Ich aber war nur erstaunt, daß mein Herz bei all dem in mir lag wie tot. Am anderen Morgen reiste dann der ganze Troß ab. Es war frisch und alle sahen müde aus. Der Fürst strich mir übers Haar und sagte: ‚Das Wiesenblümchen ist welk.‘ Mein Bräutigam küßte mich zum Abschied, und es war mir nicht wohl und nicht weh dabei.

Als alle fort waren, konnte die Mutter nicht genug rühmen, welch ein Glück ich gemacht habe. Der Vater sagte nicht viel, aber man sah es doch, daß ihm eine Last vom Herzen genommen war, seit er mich versorgt wußte. Ich dachte, das Ganze sei ein Traum, und verschwendete nie viel Gedanken an meinen Bräutigam. Ich war ja noch ein halbes Kind und die Hochzeit in weitem Felde.“

Sie schwieg und drehte gedankenvoll den goldenen Ehering an ihrem Finger herum.

„Und dann?“ fragte Hasse.

„Ja, dann kam alles so furchtbar schnell. Mein Vater verunglückte auf einer Treibjagd, und allein konnten wir beiden Frauen nicht auf der Kaltenherberge bleiben. Ich wurde verheiratet, und meine Mutter zog mit uns in das Haus am Wehr.“

„Sind Sie unglücklich gewesen, Frau Erika?“

Sie sah auf, als wenn sie aus einem Traum erwache. „Unglücklich? Nein, das kann ich nicht einmal sagen. Dazu hatte ich gar keine Zeit. Nur so ohne Blumen war mein Leben, und — der Sand war so tief, so furchtbar tief! Aber warum reden wir nur immer von mir! Erzählen Sie mir von sich, ich weiß ja fast nichts von Ihnen.“

Er stützte den Kopf in die Hand. „Warum davon reden? Ich bin auch nicht glücklich. Meine Frau ist



Am Bergeshang. Phot. M. Ferrars.

krank, schon seit vielen Jahren. Es ist eine Krankheit, die sie reizbar und launisch macht. Sie kann betteln wie ein Kind um Dinge, die man ihr versagen muß, und weiß sie sich doch heimlich zu verschaffen. Danach muß sie wieder leiden, und ich bekomme bittere Vorwürfe, weil ich ihr nicht helfen kann. Werden Sie es glauben, daß sie sich hinter meinem Rücken an Kurpfuscher wendet? Es ist ein elendes Leben für die Kinder und für mich."

„Also Sie auch," sagte Erika. „Sie schleppen auch den Karren durch den Sand."

Sie sahen schweigend in die Ebene hinunter, in der auf jeden von ihnen die Last wieder wartete.

Seufzend stand er auf. „Schad' um die schöne Feierstunde," sagte er. Sie reichte ihm zum Abschied die Hand, und er hielt sie fest in der seinen wie einen scheuen, gefangenen Vogel, dessen schlagendes Herz man fühlt. Da lächelte er und ließ den Vogel noch einmal frei.

☆

Tag reihte sich an Nacht und Nacht an Tag zu einer lieblichen Perlenschnur, an der dunkle und helle Perlen wechselten, aber beide waren von gleicher Kostbarkeit. Die Frau auf dem Abendhof ging ihrer Jugend nach und lebte in Träumen und Seligkeit.

Sie liebte den Mann, der sie in ihr Jugendland heimgeführt hatte. Es war kein Schuldgefühl in dieser Liebe. Kein Wunsch trübte ihren klaren Spiegel. Kein Mensch hatte jemals ihre Seele begehrt, nun öffnete sie sich dem Geliebten wie eine süße, dunkle Blume. Aber ohne daß sie es gewahrte, blühte ihm ihr ganzes Wesen entgegen. Wenn er es gewollt hätte, sie hätte ihm zufallen müssen wie eine reife Frucht.

Und Hasse wollte es. Seine Sinne brannten nach dieser Schönheit, die er zum Leben geweckt, nach der Seele, die er wachgeküßt hatte. Seine Liebe war nicht aus Traum und Mondschein gewoben. Sein Blut war heiß und herrisch.

Es währte keine Woche, ehe er wieder oben war, und seine Augen glimmten wie in einem bösen Fieber.

„Sind Sie krank? Quält Sie etwas?" fragte Erika bestürzt und schaute forschend in sein schmal gewordenes Gesicht.

„Die Sehnsucht hat mich gequält, Frau Erika!" murmelte er heiß und küßte ihre Hand.

„Wir wollen zum Steinrank gehen," sagte sie. „Dort ist man so weit über den Wäldern."

Sie stiegen das schmale Weglein über die Halde hinauf.

„Sie haben es gut!" sagte er leise. „Niemand stört Sie, niemand besucht Sie —"

„Aber ich bekomme Briefe," sagte sie lächelnd.

„Gute oder schlimme?"

„Ich weiß es nicht. Sie liegen alle uneröffnet in meiner Mappe. Die von meinem Mann und die von Tante Linchen. Einer ist dabei von den Buben. Den hab' ich geküßt, ehe ich ihn in die Mappe vergrub. Am letzten Tag meiner Freizeit aber will ich sie alle lesen."

Er lachte. „Das nenne ich Lebenskunst!"

Sie hatten den Wald erreicht und stiegen nun zum Steinrank hinan.

„Jetzt müssen Sie leise gehen und vorsichtig auftreten," sagte Erika. „Ich will Ihnen ein Geheimnis zeigen, das ich entdeckt habe."

„Ein Geheimnis?"

„Jawohl. Ich habe das Nest der Krönleinnatter gefunden — das bringt Glück!"

Vorgebeugten Leibes schlich sie voraus, und er folgte ihrer Gestalt mit heißen Blicken.

Sie stand über das Schlangennest gebeugt und schien ganz vertieft in das Wunder.

„Glück bringt es, sagt das Märchen," stieß Hasse hervor. „Bringt es auch uns Glück, uns beiden Armen?"

Sie sah lächelnd zu ihm auf. „Hat es uns nichts gebracht?"

Da zog er sie in seine Arme. „Erika, ich liebe dich!"

Sie erschrak nicht, sie sah ihn strahlend an. „Das weiß ich lang —"

Sein Mund senkte sich auf ihre kühlen Lippen.

Ganz sacht löste sie sich aus seiner Umarmung. „Das sollst du nicht tun, Lieber. Nur meine Seele darfst du lieben, nur meine Seele ist frei!"

Das Wort traf ihn seltsam, so daß er sie noch einmal aus seinen Armen gleiten ließ und ihr schweigend zum Steinrank folgte. Sie ging vor ihm her mit tiefgesenktem Kopf, und er wußte, daß sie doch seiner Macht verfallen war. Aber er hatte kein Erbarmen mit ihr.

Als sie droben auf dem Stein saßen, wo er sie damals zuerst gesehen hatte, legte er den Arm um sie und zog sie an seine Brust. Weiter konnte sie ihm nicht entkommen. „Erika, sei mein! Hier oben über den Wäldern sind wir frei von den Ketten, die uns da drunten binden. Zwei Schiffbrüchige auf einer Friedensinsel sind wir — eines des anderen Glück und Trost! Deine Seele liebe ich — sie ist etwas Köstliches! Aber ich will dich ganz!"

Erikas Haupt blieb still an seiner Brust liegen. Ihre Augen waren geschlossen, die Wimpern lagen wie ein scharfer, dunkler Schatten auf ihrer Wange. So bleich und regungslos war sie, daß er einen Augenblick meinte, sie habe das Bewußtsein verloren. Er neigte sich über sie. „Fürchtest du dich?"

„O nein, ich fürchte mich nicht. Ich könnte, ja ich könnt' mich mit geschlossenen Augen in diesen Abgrund versinken lassen, in den Abgrund deiner Liebe, unseres Glücks. Aber es geht nicht. Sie leidet es nicht."

Er sah sie verständnislos an. „Wer leidet es nicht?"

„Erika Wiese, die du geweckt hast. Wenn ich dein würde, dann müßte sie sterben. Diesmal könnte sie niemand wieder erwecken. Du selbst hättest sie getötet."

„Kind, du redest im Traum!"

„O nein, ich bin sehr wach. Aber sieh, wir beide, wir müssen ja doch wieder hinunter in den Sand, es hilft uns ja nichts! Unsere Karren schieben, weißt du. Jeder den seinen. Aber wenn ich nun gehe, dann wird es nie wieder ganz so trostlos wie vorher. Denn ich hab' die Erika Wiese wiedergefunden, ich habe Kraft für das Leben. Irgendwo liegt mir ein unbekanntes Land über den Wäldern, und da hab' ich den gefunden, der meine Seele liebt, meine Seele, die frei ist, weil niemand je sie begehrt hat. Ich kann nun nie wieder unterliegen, nie wieder. Wenn ich allein bin, kann ich die Wälder rauschen, kann deine liebe Stimme und kann der Frau Ruh ihr Glöcklein hören. Ich kann durchs Heidekraut gehen und das Nest der Krönleinnatter suchen. All das ist mir wieder verloren, wenn du — Erika Wiese totgeküßt hast."

Sie löste sich aus seinen Armen und glitt vom Stein herab.

„Nein, es war zu köstlich, was wir fanden, als daß wir's besudeln dürften. Das Natternkrönlein ist's, das uns Glück bringt, wenn wir's rein halten! Sieh, das, was du von mir begehrst, das hat jener andere genommen, damals, als ich aus dem Moor kam. Hat nicht viel gefragt, nahm's als sein gutes Recht. Du brauchst es nicht, dir gab ich mehr. Du brauchst die Erika Wiese! Auch dir darf sie nicht sterben. Ein Fleckchen zum Ausruhen, einen Ausblick ins unbekannte Land, eine klare, stille Seele, die dein ist, weil sie frei ist und keine Ketten trägt, einen Schmerz, der dich über den Alltag hebt, weil er rein und heilig ist, sieh, alles das brauchst du, wenn du weiterleben willst. Drum dring' nicht in mich. Denn noch nie hat ein Mensch so zart um mich geworben wie du. Und wenn du es willst, dann muß ich dir ja doch erliegen. Laß es leben — dein Seelchen!"

Da beugte er langsam sein Gesicht in ihre schmalen Hände und bedeckte sie mit Tränen und Küssen.

Ein Ton klang durch die Luft, schwirrend, singend, mahnend.

Er stand auf und ergriff ihre Hand.

„Komm mit. Es ist das Glöcklein der Frau Ruh."

Hand in Hand stiegen sie zum Abendhof hinunter.

Helden und Heldinnen

Eine Parabel von Safed dem Weisen

Es kamen einst ein Mann und eine Frau zu mir, ein Gatte und seine angetraute Gattin, und sie sagten: „Wir sind einander überdrüssig geworden!"

Ich fragte: „Wieso dies?"

Und sie sagten: „Wir sind einander zu gewöhnlich geworden! Einstmals war eins dem andern Held und Heldin — heute kann davon keine Rede mehr sein!"

Ich sagte: „Napoleon sah für Josephine nicht sehr heldenmäßig aus, wenn sie ihn mit hinten hinabhängenden Hosenträgern sah! Auch sah die Jungfrau von Orleans nicht sehr heldenmäßig aus, wenn sie ihr Stirnhaar mit dem Munde festhielt, indes sie sich hinten den Schopf aufsteckte."

Und sie sagten: „Ja, aber Napoleon war ein Held und die Jungfrau von Orleans war eine Heldin!"

Ich sagte: „Helden und Heldinnen können nicht in jeder Sekunde heldenmäßig aussehen! Wenn sich der große Cäsar platt auf den Boden niederlassen mußte, um die Pantoffeln, die er zu weit unters Bett geschoben hatte, mit dem Sonnenschirm wieder hervorzufischen — dann sah er gar nicht heldenmäßig aus! Und doch ist das eine auch für Helden und Heldinnen sehr nötige Angelegenheit!"

Und ich sagte zu der Frau: „Als dein Kind vor acht Jahren krank war — wachtest du damals nicht mit deinem Gatten Tag und Nacht bei dem Kinde?"

Sie antwortete: „Ja, das tat ich!"

Und ich sagte zu dem Manne: „Als du in einer Spekulation die Hälfte deines Geldes verlorst — war deine Frau damals nicht wie eine kleine Klette stetig um dich herum — aber nur, um dich aufzuheitern — und ohne jeden Vorwurf — obgleich sie dich damals im voraus gewarnt hatte?"

Er antwortete: „Ja, so war es!"

Und ich sagte: „Kniet euch nieder!"

Und sie knieten nieder.

Ich sagte: „Faßt euch bei den Händen!"

Und sie taten so.

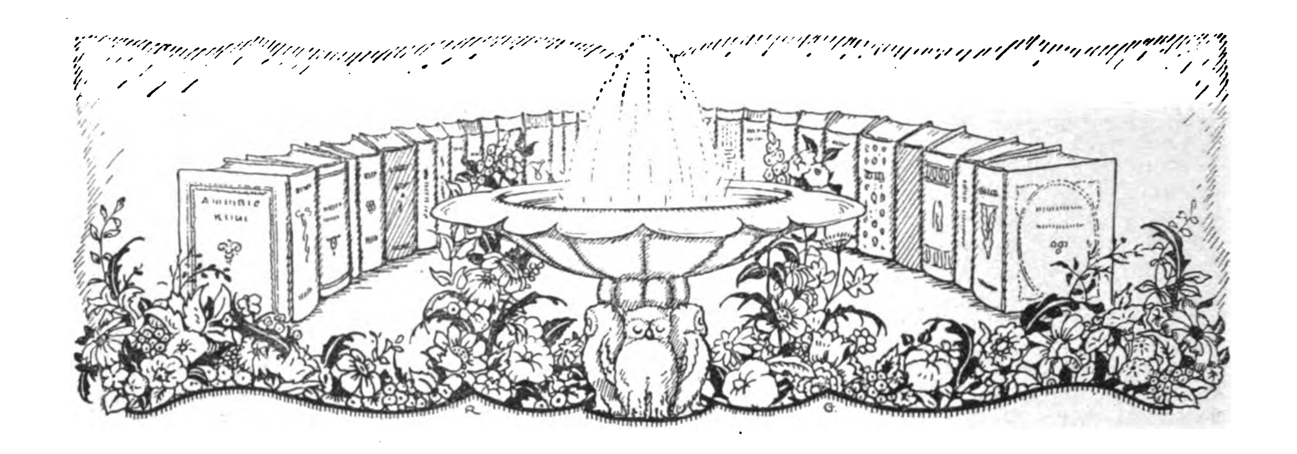
Und ich betete zum Geist des Lebens um ihr Heil, bis ihnen die Tränen der Erinnerung und Liebe in die Augen traten.

Und ich gab ihnen einen leichten Schlag auf die Schulter und sagte: „Ich schlage dich zum Helden" — „Ich schlage dich zur Heldin!"

Und sandte sie heim.

Sie lebten hinfort glücklich.





Vom Wandern, von der Liebe und vom Altwerden

Von Karl Georg Wendriner

Hermann Hesse: „Wanderung", Aufzeichnungen mit farbigen Bildern vom Verfasser (Verlag S. Fischer, Berlin.) — Rudolf G. Binding: „Legenden der Zeit" (Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M.). — Adam Müller-Guttenbrunn: „Die schöne Lotti und andere Damen" (Verlag Wiener Literarische Anstalt, Wien-Berlin). — Raoul Auernheimer: „Maskenball", Novellen im Kostüm (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin). — Emil Lucka: „Ehegeschichten" (Verlag Schuster & Loeffler, Berlin). — Ludwig Thoma: „Der Jagerloisl", eine Tegernseer Geschichte (Albert Langen, München). — Heinrich Steinitzer: „Der bucklige Theodor" (Egon Fleischel & Co., Berlin). — Ernst Zahn: „Der sinkende Tag", sechs Erzählungen (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin).

„Nachtwandler, tast' ich mich durch Wald und Schlucht,
Phantastisch um mich glüht ein Zauberkreis,
Unachtend ob umworben, ob verflucht,
Folg' ich getreu dem inneren Geheiß."

Hermann Hesse hat diese Verse seinen schönen Aufzeichnungen „Wanderung" vorangestellt. In bunten Aquarellen hat er die Bilder festgehalten, die er auf seinem Weg gesehen hat, Dörfer und Türme, alte Bauernhäuser und Brücken, Gehöfte und Kapellen, Bäume und Seen, Landschaften bei Regenwetter und im Sonnenschein. Alles, was er wahrzunehmen meint, erscheint ihm als das Bild seines inneren Lebens und regt ihn zu Betrachtungen über den Sinn und den Zweck seines Daseins an. Er gesteht sich selbst, daß sein Leben zwischen Reisetrieb und Heimatliebe vergeht, daß er ein Nomade, kein Bauer ist, ein Verehrer der Untreue, des Wechsels und der Phantasie, daß sein Wandertrieb und sein Vagabundenleben zum großen Teil Liebe und Erotik ist, seine Reiseromantik zur Hälfte nichts anderes als Erwartung eines Abenteuers. In flüchtigen Plaudereien, flüchtiger noch hingeworfen als diese bunten Bilder eines liebenswürdig begabten Malerdilettanten, gibt Hesse seine Lebensphilosophie. Er plaudert über Bauern, diese Bewahrer und Genießer ihrer Heimat, über die Liebe und die Frauen, über Krieg und Nationalbewußtsein. Er träumt beim Anblick eines alten Pfarrhauses, daß er selbst hier in einem feinen schwarzen Hausrock hin und wider geht, Sterbende im Dorfe tröstet, in alten lateinischen Büchern liest und am Sonntag mit einer guten Predigt im Kopf nach der Kirche hinüberschreitet. Alles ist in diesem nachdenklichen Tagebuch eines großen Dichters erfüllt von seiner Harmonie mit Gott und der Natur, von seiner großen Liebe zu den Menschen und von seiner Sehnsucht, sich über sich selbst, über seine Kunst und über sein Einssein mit dem unendlichen All klarzuwerden.

Von einer anderen ebenso tiefen Frömmigkeit widerhallen Rudolf G. Bindings „Legenden der Zeit", in denen das Christuskind selbst mit seiner Mutter durch Flandern zieht und am Morgen eines Weihnachtstages in der großen Stadt Gent ankommt, in denen der kleine Engel Coelestina, von einer Sternschnuppe des Leonidenschwarms erfaßt, auf die Erde fällt, um in grenzenloser Sehnsucht nach den himmlischen Herrlichkeiten, als Gänsemagd bei einem Bauern, der ihm die Flügelein abgeschnitten hat, zu dienen. Man denkt an Gottfried Kellers wundervolle Legenden, wenn man diese Märchendichtungen Bindings liest. Es ist unvergeßlich, wie dem kleinen Himmelskind die Mutter Gottes, als Bauernfrau verkleidet, erscheint, wie sie den heiligen Martin und den lieben Gott bittet, dem Engelein Flügel zu geben, damit es in den Himmel zurückkehren könne, und wie zuletzt Gott, der Allgütigste und Allweiseste, eine so tiefe Liebe zu einem Menschen in das Herz seines verlorenen Engelchens senkt, daß ihm die Schönheit der Erde und die Freude des irdischen Daseins tausendmal schöner erscheint als das ewige Leben im Himmel.

Hermann Hesse gesteht selbst, daß er zu den Windbeuteln gehöre, die nicht eine Frau, sondern die Liebe lieben. Man denkt an dieses Wort, wenn man das Geschichtenbuch von Adam Müller-Guttenbrunn aufschlägt, dem er den Titel „Die schöne Lotti und andere Damen" gegeben hat. Hier spürt man nichts mehr von dem wundervollen Einssein Hermann Hesses mit der Natur, von diesem mystischen Sichversenken Bindings in die Herrlichkeiten des Himmelreichs. Adam Müller-Guttenbrunn führt uns mitten hinein in das irdische, allzu irdische Leben, zeigt uns eine Galerie seiner weiblichen Begegnungen und ist selbst, rückblickend und ein wenig lächelnd, erstaunt, wie vielen Frauen man im Leben begegnet, die wert erscheinen, daß man ihr Bildnis festhält. Und doch behält nur die schöne Lotti, die Titelheldin dieses Buches, ein wenig länger im Gedächtnis, diese stilisierte Frau mit einem unklaren Hintergrund, die aus dem Holz geschnitzt scheint, aus dem die großen Abenteuerinnen gebildet sind, dieses rätselhafte Bild ohne Gnade, dessen blühende, hüllenlose Schönheit Makart einst gemalt hatte, ehe Lotti hinabgestiegen war in eine dunkle, lächerliche Ehe mit einem kleinen Beamten in einer österreichischen Kleinstadt.

Die flüchtigen Bilder Adam Müller-Guttenbrunns hätten ebenso wie Raoul Auernheimers Novellen im Kostüm den Titel „Maskenball" tragen können. Auern-

heimer zeichnet in seiner geistreich-geistreichelnden Art ohne seelische Überanstrengung historische Miniaturen, er erzählt Liebesgeschichten und Ehekonflikte von Odysseus und Penelope, von dem echten und dem falschen Molière. Es vergnügt ihn, den Kampf Goethes mit Karoline Jagemann, der Geliebten des Herzogs, neu zu erzählen, jenen Kampf, in dem die schöne Frau und „Der Hund von Aubry“ über den Dichter des „Faust“ siegten. Er plaudert von Napoleon I. und von der schönen Eugenie, die ihrem Manne um eines Liebhabers willen entfloh und sich als tot begraben und beweinen ließ, um zuletzt nach mancherlei Enttäuschungen, gleichsam aus ihrem eigenen Grabe hervorsteigend, reumütig zu ihm zurückzukehren.

Seelisch tiefer, dichterisch feiner sind Emil Luckas „Ehegeschichten“. Man kennt Lucka aus seinen beiden nachdenklichen Büchern „Grenzen der Seele“ und „Die drei Stufen der Erotik“. Er erzählt die Geschichte einer jungen Ehe, von der Leidenschaft der Nächte und von der keuschen Zurückhaltung der jungen Frau, da sie sich Mutter fühlt. Zwischen starken Erzählungen von Liebe und Leidenschaft, von dem Begehren der Männer, die den Nebenbuhler erschlagen, um in Nacht und Gewitter in einer Eishöhle das begehrte Weib zu besitzen und gemeinsam mit ihr zu sterben, die durch Wolkenberge im Flugzeug zu der Geliebten fahren und ihre Tollkühnheit mit dem Tode bezahlen, stehen harmlos-naive Plaudereien von Kindern, die Mann und Frau spielen und ein Abbild des Lebens der Erwachsenen darstellen. Lucka hat Stärkeres geschrieben, aber auch in diesen Liebesgeschichten spürt man den Dichter und feinen Menschenkenner.



Stille Stunde. Nach einer Aufnahme von Hanna Spiegel.

Von der Liebe und von der Jagd erzählt Ludwig Thoma in seiner Tegernseer Novelle „Der Jagerloisl“. Es ist eine echt oberbayrische Geschichte, eine ironische Gegenüberstellung der Stadtmenschen aus Berlin, die in Tegernsee im Bergkostüm ihr Unwesen treiben, und der schlichten Dorfbewohner mit ihren primitiven Wünschen und Leidenschaften. Neben dem Baron mit seiner Schauspielerin und dem Regisseur, neben dem Kommerzienrat mit Frau und Tochter steht der brave Jagerloisl mit seiner leidenschaftlichen Liebe zur Jagd, der das schlanke blonde Bauernmädel, an das er beim ersten Sehen sein ganzes Herz verliert, für immer gewinnt. Unvergeßlich die Szene, in der die Mutter des Jagerloisl dem Sohn, da der Kommerzienrat plötzlich nach Baden-Baden abreist, um eine, von einer lieben alten Tante eingefädelte Verlobung seiner Tochter unauffällig zu feiern, heftige Vorwürfe macht, daß er dem Kommerzienrat die Schande angetan habe, nicht um die Hand seiner Tochter anzuhalten, da das Mädel doch mit ihm Kahn gefahren sei und der vornehme reiche Herr selbst die Mutter besucht habe, um zu sehen, wie die Häuslichkeit des künftigen Schwiegersohnes beschaffen sei. Es scheint Sonne in dieser liebenswürdigen Erzählung, die von Thomas Liebe zu seinen Bauern und zur Jagd vergoldet wird.

Wie dumpfe müde Mollakkorde klingen neben den Büchern von Hesse und Thoma die letzten Novellen von Steinitzer und Ernst Zahn. Steinitzer erzählt die Lebensgeschichte des „buckligen Theodor“, des reichen Fabrikbesitzersohns aus der Kleinstadt, der zugrunde geht an seiner grenzenlosen Liebe zu der Lehrerstochter Martha, die den körperlichen Widerwillen des Gesunden gegen den Mißgestalteten nicht überwinden kann. Aus Liebe zu dieser Frau verliert Theodor sein Geschäft, einen Teil seines Reichtums, vor allem die stillliebende Gefährtin, die in ihrer tiefen Zuneigung zu dem geliebten Mann sein körperliches Gebrechen nicht bemerkt hatte. Diese Geschichte eines Menschen, der ganz nach innen lebt und an dieser einen großen Enttäuschung zugrunde geht, ist wundervoll empfunden und empfangen, aber in der Ausführung, in der Gestaltung der dem stillen Helden als im Leben siegreiche Gegenspieler gegenübergestellten Menschen so kraß übertrieben, daß trotz aller Schönheit und Feinheit ein letztes Unbefriedigtsein zurückbleibt.

„Der sinkende Tag“ ist der Titel, unter dem Ernst Zahn seine letzten sechs Novellen vereint hat. Der Schweizer Dichter erzählt von dem kränklichen Herzog von Burgund, der von seinem Schaukelpferd herabstürzt und an dem Fall stirbt, von der kindlich-schlanken Cäcilie, die im Mondlicht auf der nächtlichen Wiese nach den Geigenklängen des geliebten Lehrers in den Tod tanzt. Am tiefsten und ergreifendsten ist Zahns Erzählung „Im Haus des Vaters“, eine der schönsten Dichtungen, die Zahn uns in den letzten Jahren geschenkt hat. Hier schildert Zahn den Kampf des alternden, verwitweten Großkaufmanns Karl Otto Schwyzer um die Liebe seiner kleinen Stenotypistin Julia Fahr, den Widerstand der Kinder und die Resignation des Vaters. Seine Liebe zu den Kindern siegt über seine Angst vor dem Alleinsein, wenn seine Kinder einmal groß geworden sein und ihn verlassen haben werden. Es hat etwas Erschütterndes, wenn zuletzt, da es zu spät ist, die jüngste Tochter selbst Julia Fahr, die Enttäuschte und früh Gealterte in das Haus des vereinsamten, todkrank hinsiechenden Vaters führt und so ein letzter müder Strahl von Lebensglück auf diese beiden Menschen fällt. Es ist beste bürgerliche Kunst, die uns Zahn hier schenkt, keine Zerschneidung und Aufreißung von Seelen überfeiner Menschen, sondern derbe Holzschnittkunst, die Männer und Frauen mit starkem Körper und gesunder Seele, mit Lebensleid und Lebenslust vor uns hinstellt.

Die Trillerpfeife. Ein Gleichnis von Will Vesper

Ich ging einmal durch einen großen schönen Wald. Allenthalben über meinem Wege sangen die Vögel, denn es war im Frühling. Hier pfiff der Buchfink sein kleines kunstloses Lied, ein paarmal schnell hintereinander „Zü zü zü zü zü" und dann ein lustiges Schwänzchen „Züata", oder so ähnlich. Denn mit Worten läßt sich gar nicht sagen, wie schön und reich und mannigfaltig bei alledem solch ein kleines kunstloses Vogellied klingt. Und ganz vergeblich haben die Menschen sich allerlei ausgedacht, wenn sie sagen, die kleine Meise singe „'s ist Zit! 's ist Zit!" weil doch nun der Frühling da ist — oder die Bachstelze singe „Spitz die Schar! Spitz die Schar!" und rufe den Bauern zu, die Pflugschar bereit zu machen und auf den Acker zu gehen — oder die Goldammer singe „Weck, weck, weck, weck d' Lüt", weil die Leute morgens immer so lange schlafen — oder wenn die Menschen das Lied der Amsel mit allerlei Worten und Buchstaben nachahmen und sagen, die Amsel singe „Fingsang. Fallalla! Ich brauch' sie nit, die Kutsche".

So ähnlich klingt das wohl alles, was die Vögel singen, aber doch viel viel anders und schöner und mannigfaltiger. Und kein Vogel singt auch wie der andere. Jede Meise, jede Amsel, jeder Buchfink hat ganz seine eigene Stimme, genau wie wir Menschen. Aber die meisten Menschen haben zu grobe Ohren, das zu hören, und geben sich auch keine Mühe und denken: Was liegt an einem Vogellied. Wenn auch hundert Buchfinkenmännchen bei den Nestern ihrer Weibchen alle durcheinander sängen, so würde doch jedes Weibchen ohne Zweifel die Stimme seines Männchens herauskennen und die verliebten Dinge verstehen, die es ihm zuruft.

Übrigens sind die Buchfinken gar nicht so dumm, so dicht zusammen zu ziehen, daß hundert auf einen Haufen kämen. So dumm sind nur die Menschen. Die ziehen zu Hunderten in ein Haus, zu Tausenden in eine Straße und zu Millionen in eine Stadt, und wundern sich dann noch, wenn es ihnen so schlecht geht und sie sich so viel ärgern müssen und einander in die Haare geraten. Die Buchfinken ärgern sich nicht und geraten einander nicht in die Haare. Sie haben nie Krieg und immer Frieden.

Während ich über alles dies nachdachte und so durch den Wald hinschlenderte und mich an dem Gesang der vielen Vögel so erfreute, daß mir sehr wohl ums Herz war, hörte ich plötzlich ein seltsames Pfeifen durch den Wald schallen. Es klang beinahe auch wie Vogelpfeifen, aber war es doch nicht, das hörte ich deutlich. Es klang so, als säße da jemand und übe sich, allerlei Vogelstimmen nachzuahmen. Und dafür klang es ganz geschickt.

Ich ging also auf das Pfeifen los und fand da auf einem Baumstumpf einen Mann sitzen, der spielte auf einer Trillerpfeife und versuchte die Stimmen aller Vögel nachzuahmen. Je näher ich kam, um so weniger klang es mir angenehm. In der Stadt, in einer der vielen steinernen Straßen hätte ich es vielleicht ganz erträglich gefunden, weil es mich doch an den Wald erinnert hätte. Aber jetzt hatte ich noch den Gesang aller Vögel im Ohr, und da klang dieses Trillerpfeifen wirklich ganz plump und scheußlich.

„Was macht Ihr denn da?" sagte ich zu dem Manne, als ich zu ihm kam. „Ihr wollt wohl die Vogelstimmen studieren und sie dann in der Stadt in den Gasthöfen den Menschen vorpfeifen und Euer Brot damit verdienen. Dafür könnt Ihr es schon ganz schön."

„Was?" sagte der Mann und sah mich ganz erstaunt an. „Ich den Menschen vorpfeifen? Nein, mein Lieber, ich pfeife den Vögeln vor."

Da sah ich ihn wieder sehr erstaunt an.

„Jawohl," sagte er, „den Vögeln, die im Grunde gar nicht wissen, was richtiges Pfeifen ist. Sie müssen wissen, ich bin ein Musikgelehrter und verstehe sehr viel von Musik. Und Sie müssen mir doch zugeben, alle Vögel hier im Walde verstehen gar nichts von Musik."

„Jawohl," sagte ich, „das muß ich wohl zugeben. Aber sie pfeifen doch eigentlich ganz schön."

„Schön?" sagte der Mann und sah mich ganz drohend an. „Grundfalsch pfeifen sie, diese Vögel, ganz ohne eine Ahnung von den hohen Gesetzen der Musik, ohne Ahnung von Reinheit der Töne, ohne Ahnung von Intervallen und von Terzen und Sekunden und Quinten. Alles geht bei ihnen durcheinander. Sie pfeifen wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Das ist aber auch alles. Ich glaube ja nicht," sagte er, „daß die Vögel ganz ohne musikalische Begabung sind."

„Nein," sagte ich, „das glaube ich auch nicht."

„Darum," sagte er, „lohnt es sich, ihnen die richtigen Begriffe von Musik beizubringen. Es hätte längst geschehen sollen. Denn dieses Durcheinander aller Stimmen im Walde ist nicht länger für einen musikalischen Menschen zu ertragen. Darum habe ich es unternommen, und ich hoffe, man wird es mir einmal danken, den Vögeln die richtigen Pfiffe beizubringen. Wenn sie mich hier so schön und richtig pfeifen hören, so wird bald der, bald jener mich nachahmen und andere Vögel werden wieder diesen nachahmen und zuletzt werden alle Vögel in diesem Walde und vielleicht einmal alle Vögel der Welt richtig singen. Dann habe ich nicht vergebens gelebt."

„Sie pfeifen wohl schon lange hier?" fragte ich.

„Jawohl," sagte er, „schon seit einigen Jahren, immer in der Frühlingszeit."

„Und haben Sie schon einigen Erfolg bemerkt?" fragte ich.

„Ach," sagte er, „damit hapert es leider noch. Immer wenn ich denke: jetzt müssen sie es begriffen haben — und einige ältere sind gewiß dabei, die es begreifen, sie müßten ja sonst ganz taub sein — aber dann fliegen wieder die jungen Vögel aus den Nestern, die natürlich von meinen Lehren keine Ahnung haben, und die pfeifen dann wieder so falsch und unrichtig, daß es ein Jammer ist. Es ist wahrhaftig, als wenn es ihnen angeboren wäre."

„Jawohl," sagte ich, „Gott sei Dank, es ist ihnen angeboren und kommt ihnen von Herzen und nicht aus einer Trillerpfeife. Darum geht es auch wieder zu Herzen."

Da sah mich der Mann wieder sehr erstaunt an und sagte: „Es scheint, Sie verstehen auch nichts von Musik."

„Nein," sagte ich, „ich pfeife darauf, und zwar auch so wie mir der Schnabel gewachsen ist."

Damit ging ich davon und hörte noch eine ganze Weile die Trillerpfeife hinter mir herschallen, bis ich in die tieferen Waldgründe kam, wo die Vögel, die offenbar von der Trillerpfeife noch gar nichts gehört hatten, alle durcheinander und doch in einer großen schönen Harmonie sangen, als singe der Wald selber oder die Engel Gottes. Ich überlegte wahrhaftig ein wenig, ob ich die Vögel vor der Trillerpfeife warnen sollte. Dann aber dachte ich: Ach nein. Den Kanarienvögeln in ihren Käfigen, denen mag man auf der Trillerpfeife vorpfeifen. Aber die freien Vögel des Waldes, die singen nur, wenn es ihnen danach ums Herz ist. Und wenn es ihnen nicht danach ums Herz ist, so schweigen sie lieber.

Frühlingsahnen

Nach einem Gemälde
von Otto Strützel



Schaufensterauslagen

Eine juristische Betrachtung von Dr. Hans Lieske

Müssen uns die Geschäfte auf unser Verlangen ihre Schaufensterzugstücke verkaufen? Darüber wird täglich viel gestritten. Das kauflüsterne Publikum wittert oft aus naheliegendem Grunde hinter den Schaufensterauslagen das Geschmackvollste, Beste und Billigste, was das Geschäft überhaupt führt, denn die ausgelegten Artikel sollen schließlich nicht selten der Köder, die Lockspeise für den Beschauer sein, und hierfür wird eben erkoren, was dem Aussteller lecker und wohlfeil dünkt. Aber gerade darum kreuzen sich bei der Nachfrage danach häufig die Wünsche des Geschäftsinhabers mit denen des Kauflustigen. Denn wer zerrisse sich gern um eines Stückes willen, das obendrein seine Fangarme auch noch nach anderen Passanten auswerfen soll, die ganze Dekoration, zumal wenn Ähnliches im Laden um gleichen Preis zu haben ist. Besteht also eine Rechtspflicht zur Erfüllung des Begehrs nach dem Erwerb von Schaufensterartikeln? Bedauerlicherweise antwortet das Recht auf diese für das Alltagsleben keinesfalls unbedeutende Frage nicht mit schlichtem „Ja" oder „Nein", sondern nur mit so manchem Wenn und Aber. Ein paar kleine Beispiele mögen auf den Kern des Problems führen.

Ein Kunstfreund steht vor einem Schaufenster und wird gebannt von der Pracht der ausgestellten Bilder. Sonderlich ein Gemälde entzückt und reizt ihn. Was mag es kosten? Vergeblich sucht er nach einer Preisauszeichnung, sie ist nirgends zu finden. Und schon steht er im Laden und erklärt, er möchte jenes Landschaftsbild kaufen. Bedauernd aber zuckt der Verkäufer die Achseln und erteilt die betrübliche Auskunft, daß sämtliche Bilder im Schaufenster unverkäuflich seien.

Ein leidenschaftlicher Raucher befindet sich auf der Suche nach einer neuen Zigarre. Nirgends will man seinen Geschmack befriedigen. Endlich erhellen sich seine Züge. Vor ihm weitet sich ein Schaufenster voll Bremer Zigarren, alles die gleiche Sorte und gerade an Länge und Farbe seinem Wunsche nach. An der Scheibe aber klebt ein buntbemalter Zettel: „Mein Sieg! Beste Zigarre!" Auch mein Sieg, denkt sich vergnügt der Zigarrenfreund, und möchte sich ein Kistchen zu fünfzig Stück aus dem Schaufenster geben lassen. „Wir haben hier die Zigarre im Laden vorrätig," bemerkt der Zigarrenhändler höflich, hält dem Besucher dazu ein Kistchen dieser Sorte vor Augen und schickt sich an, es einzupacken. Trotzdem nun der Käufer selbst sieht, daß es die gleiche Marke ist, verlangt er hartnäckig gerade die Kiste im Fenster, holt sich indessen abschlägigen Bescheid des Ladeninhabers.

Eine Dame sieht bei einem Juwelier ein Perlenhalsband von wundersamer Schönheit. Das Schmuckstück ist, wie alle im Schaufenster ausgelegten, mit dem Preis ausgezeichnet und soll 10000 Mark kosten. Doch wird auch hier die kauflustige Dame von dem Geschäftsinhaber mit dem Bemerken abschlägig beschieden, es werde aus dem Fenster nichts abgegeben.

Wie hat in den drei Fällen das Urteil zu lauten? Da kommt es zunächst auf die Feststellung an, was das Auslegen von Schaustücken in Ladenfenstern juristisch bedeutet. Hätten wir eine Offerte darin zu erblicken, so geschähe die Verkaufsweigerung des Geschäftsinhabers zu Unrecht, er müßte uns das Gewünschte ablassen, ob es ihm nun genehm ist oder nicht. Denn die Offerte ist ein Vertragsangebot und hat als solches bindende Kraft. „Wer einem anderen die Schließung eines Vertrages anträgt, ist an den Antrag gebunden," erklärt ihm das Gesetz. Wird hiermit auch der Schaufensteraussteller getroffen? Die Antwort darauf ist der Schlüssel zur Lösung des ganzen hier aufgerollten Streits. Trägt jemand, der einen Ring zur Schau stellt und ihn mit 1000 Mark auszeichnet, „einem anderen" den Abschluß eines Kaufvertrags an? Deutet man das Gesetz wörtlich, so ist die Frage zu verneinen. Denn die Schaufenster sprechen zu jedermann, sie wenden sich nicht an „einen anderen", sondern an eine unbestimmte und unbestimmbare Mehrheit von Leuten: das große Publikum ist ihr Adressat. Die Rechtsauslegung aber neigt trotz allem dazu, Offerten an das Publikum für verbindlich anzusehen. Wer einen Automaten aufstellt, fordert danach mit rechtsverbindlicher Kraft jedermann auf, sich zu bedienen. Tritt also aus der Menge einer, mit dem Geld in der Hand, hervor und will es in die Öffnung gleiten lassen, so darf der Automatenbesitzer nicht dem Kauflustigen ein „Halt, für Sie gibt der Automat nichts!" rufen. Die Gebundenheit an die Offerten verbietet das.

Stelle ich aber, der ich gewerbsmäßig mit Waren gleicher Art Handel treibe, bestimmte Stücke zur Schau und sage: „Das und das Stück kostet, wie es hier steht und liegt, soundso viel", was ist das anderes als eine an das Publikum gerichtete Offerte? Tritt also unsere Juwelenkäuferin aus der Menge derer, denen der Händler durch Ausstellung des ausgezeichneten Kolliers den Kauf anträgt, heraus und erklärt sich zum Erwerb um den geforderten Preis bereit, so hat sie den Kaufantrag angenommen und damit den Händler sich verpflichtet.

Nun zu dem Kunstfreund. Ist auch ihm der Prozeßsieg sicher? Nein, im Gegenteil. Und warum nicht? Weil ihm kein Mensch einen Kauf auch nur angetragen hat. Denn ein Vertragsangebot, eine Offerte, muß alle wesentlichen Punkte des Vertrags so deutlich zum Ausdruck bringen, daß wir, um die Sache perfekt zu machen, nur noch zu sagen brauchen: „Jawohl, topp, ich schlage ein." Verrät man uns aber im Schaufenster nicht einmal den Preis, nun, dann fehlt dem Angebot damit ja gerade das Wichtigste oder doch wenigstens ein außerordentlich bedeutungsvolles Moment. Schaufensterauslagen ohne Preisangaben sind darum nichts als eine Einladung, zu Besichtigungen oder zu Unterhandlungen den Laden zu betreten; alle anderen Deutungen sind weit übers Ziel schießende, lebensfremde Kombinationen. Und somit bleibt dem Kunsthändler sein Bild.

Ebenso bleibt der Zigarrenhändler Sieger im Kampf, trotzdem er seinen Waren die Preise auf den Leib geschrieben hat. Ihm hilft die Verkehrssitte, jene vom Gesetze zur Deuterin in zweifelhaften Fragen ernannte Stütze. Sie aber protestiert dagegen, daß ein Kaufmann um Kleinigkeiten willen sein dekoriertes Fenster ausplündern muß, obschon vom Lager im Laden um gleichen Preis das gleiche zu haben ist. Ja, wäre es selbst das gute Recht des Kunden, die zur Schau gestellten Zigarren zu fordern, so verböte ihm doch der Satz, der blankes Schikanieren anderer als Selbstzweck verpönt, von diesem Recht Gebrauch zu machen.

Der Juwelier bleibt also der einzige Leidensträger. Will er sich für die Zukunft gegen ähnliche Erfahrung schützen, so sei ihm ein Schild mit der Aufschrift „Unverkäuflich" empfohlen, denn damit schließt er seine Gebundenheit aus, und solcher Ausschluß ist laut Gesetz von jedermann zu beachten.



Aquarell von Jupp Wiertz

Endlich beim blauen Rauch!

DER RAUCHER

Wie der Tabak zu uns kam

von

HORST SCHÖTTLER

Der verflixte Kolumbus — der verflixte Kolumbus!" pflegte meine Großmutter auszurufen, wenn sie kurz vor Ostern die braungerauchten Gardinen im Studierzimmer des Großvaters abnahm. Der hausmütterliche Protest richtete sich allerdings nicht so sehr gegen den Entdecker Amerikas, als vielmehr gegen die zahllosen grauen Tabakpakete „Marke Kolumbus", die mein Großvater zur gemütlicheren Färbung eisig weißer Gardinen verbrauchte. Der „Kolumbus" beflügelte seine Phantasie. Ich habe oft festgestellt, daß Großvater von Berlin, München, Wien sprechen konnte, ohne auch nur einen Zug aus seiner langen Pfeife zu tun; wenn ihm jedoch die Hansestädte vorschwebten, dann hätten es seine Rauchwolken schon mit einem mittelgroßen Ozeandampfer aufnehmen können, und wenn die Gedanken gar nach Amerika oder nach Indien flogen, dann blieb von Großvaters an den Lehnstuhl gebanntem Dasein nur noch ein glühender Pfeifenkopf zu sehen übrig.

Wir Jungens standen natürlich ganz auf Großvaters Seite. „Der verflixte Kolumbus" — aber nein: das war doch noch mal ein Kerl gewesen! Der hatte sicher noch viel mehr geleistet, als von ihm in der Schule gelehrt wurde; denn so berühmt war selbst Alexander der Große nicht gewesen, daß man ihn auf jedem Tabakpaket abbildete — so anregend abbildete, wie den Kolumbus, der das neuentdeckte Land betreten will, und von einem Indianer mit der Friedenspfeife begrüßt wird!

Später habe ich mir oft gesagt, daß beim Deutschen die besondere Freude am Tabakgenuß wahrscheinlich mit seiner Begeisterungsfähigkeit zusammenhängt. Jeder Deutsche, der in irgendeiner Form Tabak genießt, erlebt beim Rauchen immer wieder, wenn auch unbewußt, die Stunde, in der das „Land! Land!" ertönt und ein unbekannter Erdteil aufgefunden wird.

Trotz meiner Begeisterung bin ich mir jedoch darüber klar, daß ich rauchen würde, auch wenn Amerika niemals entdeckt worden wäre. Ich teile nicht die Ansicht, daß wir dem Kolumbus außer der Auffindung der Neuen Welt und der Erfindung kopfstehender Eier auch noch die Habanazigarre zu verdanken haben. Wenn diese nikotinfrei gedachte Entdeckung für mein schönstes Laster ergebnislos abgelaufen wäre, hätte ich mich nur an den alten guten Herodot zu halten brauchen, der schon vor zweitausend Jahren von den Rauchersitten verschiedener Völker berichtete. Dieser Tabak soll freilich Hanf oder ein ähnliches Kraut gewesen sein. Wie ich jedoch meinen Großvater einschätze, hätte er gewiß schon von Herodots Hanf bis zum echten Kanaster durchgefunden, um mir die erfreulichere Fortführung der Tabakologie bis zur „Sumatra-Habana" und zum „Stäbchen" vertrauensvoll zu überlassen.

Nachdem ich somit bewiesen habe, daß auch ohne den „verflixten Kolumbus" unter allen Umständen die Gardinen ihrer natürlichen Bestimmung: eine edle, kastanienbraune Färbung anzunehmen, zugeführt worden wären, lege ich die Zigarette fort und werde mich dementsprechend phantasielos bemühen, kurz zu erzählen, „wie der Tabak zu uns kam".

Gewiß ist: es war ein schlechter Tabak — ein ganz



Die Raucher. Nach einem Gemälde von Adrian Brouwer.
Phot.-Verlag Franz Hanfstaengl.

miserabler Tabak, der zuerst zu uns kam! Er wird sich kaum von dem Kraut unterschieden haben, das der sparsame Hausvater heute als Nicotiana in seinem Gärtchen zieht und dessen giftgrünen Blättern er vergeblich Geschmack abzugewinnen versucht. Denn dem in einzelnen Pflanzen und Samen nach Europa gebrachten Tabak fehlte das Wichtigste: die Fermentation, jener veredelnde Gärungsprozeß, der nur bei Vorhandensein größerer Mengen durchgeführt werden kann und der das grüne Tabakblatt in ein kaum wiederzuerkennendes reisbraunes, aromatisches Rauchkraut verwandelt.

Die Versuche, diese unfermentierten, grünen Blätter nach Indianerart zu rauchen, übten auf den damals noch ungeübten europäischen Magen einen so verheerenden Einfluß aus, daß die Wissenschaft in der nach dem französischen Gesandten Nicot benannten Nicotiana-Pflanze ein kräftiges Heilmittel erblickte. Man kurierte rätselhafte Krankheiten mit dem noch rätselhafteren Tabakkraut, und als sich die Absude und Pillen nicht als wirkungsvoll erwiesen, kam ein genialer Kopf auf den Einfall, trübsinnigen Leuten geriebene Tabakblätter in die Nase zu stopfen. Der Erfolg war durchschlagend! Wer erst einmal eine Prise dieses in Spanien bald in großen Massen hergestellten „Spaniol" in die Nase bekommen hatte, behauptete sofort, ein ganz anderer Mensch zu sein, viel klarere, frohere Gedanken zu haben, das Leben mit einem tüchtig vollgepropften Riechorgan tausendmal schöner als mit einer leeren Alltagsnase zu finden.

So kam das „Schnupfen" in die Welt. In die vornehmste Welt! Könige und Königinnen schnupften zur Zeit der Pompadour schlimmer, als heutzutage ein alter Gemeindediener. Von Friedrich dem Großen ist bekannt, daß er seine weiße Weste mit den Überbleibseln unzähliger Prisen des geliebten Spaniol zu bestreuen pflegte.

Inzwischen war jedoch durch den lebhafteren Verkehr zwischen der Alten und der Neuen Welt auch der rauchbare, fermentierte Tabak herübergekommen und hatte schon während des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland besonders große Verbreitung durch die fremde Soldateska gefunden. Man sprach vom Tabak-„Saufen", und der Mann, der etwas auf sich hielt, mußte sich gegen diese lästerliche Bezeichnung wehren, da er Tabak-„Schmauchen" als harmlosere und würdigere Beschäftigung empfand. Da auch die Steuerbehörde sich sehr bald dieser glänzenden Einnahmequelle bemächtigte, wurde das „Schmauchen" trotz aller gelegentlich in Einzelstaaten wieder erlassener Verbote, die sogar bis zur Androhung von Todesstrafe gingen, als oberheitlich empfohlener Genuß anerkannt und mit langen und kurzen Tabakpfeifen ausgeübt. Schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts wußte man in Deutschland um die Geheimnisse der Edelfermentation des in Schlesien, Thüringen, Halle, Magdeburg und in der Mark sowie auch in Baden und in der Pfalz verarbeiteten Tabaks europäischer Ernte! Dies Kraut mag vielleicht nicht nach Vuelta Abajo gerochen haben, tut es ja leider auch heute noch nicht — die deutsche Tabakindustrie kann jedoch stolz sein, daß durch alle Stürme der Zeiten hindurch einige altberühmte Firmen erhalten geblieben sind, die seinerzeit schon den „Hallischen" oder den „Magdeburger" verarbeiteten.

Ein ähnliches Ruhmesblatt kann auch das vielfach verkannte Stiefkind, das unter dem Namen „Priem" ein bescheidenes Dasein führt, aufweisen: die Kautabakfabrikation. Der deutsche Kautabak hat einen alten guten Namen, auch wenn er nicht gesellschaftsfähig ist!

Auf dem Wege über die Apotheke, über die Schnupftabak-, Pfeifentabak- und Kautabakfabriken, gelangte das amerikanische Edelkraut endlich in jene Form, die den Namen „Tabak" gänzlich verlor, weil sie ein Meisterwerk besonderer Handfertigkeit bedeutete: die Zigarre.

Die Versuche, Tabak „schmauchen" zu können, auch wenn man zufällig die Pfeife vergessen hatte, sind gewiß schon auf die Indianer zurückzuführen. Ein Hamburger brachte dann diesen neuen Fabrikationszweig aus Spanien mit, und nach anfänglichen Mißerfolgen blühte in Hamburg und Bremen die Zigarrenherstellung auf, die sich rasch über ganz Deutschland verbreitete. Man darf sich allerdings unter den damaligen „Colorado claro"-Fabrikaten nicht die elegante, fein gepreßte und in genaue Abstufungen sortierte Zigarre unserer Tage vorstellen. Es waren richtige „Rauchröllchen" ziemlich kleinen Formates und von ruppigem, dunklem Aussehen, die man damals aus „Ambalema" und anderen längst verschwundenen Tabaksorten als Zigarren herstellte.

Wie sehr die Führung der gesamten Tabakindustrie dann an Deutschland überging, ist daran zu ermessen, daß nicht nur die großen Monopolverwaltungen in Frankreich, Italien und Österreich-Ungarn sowie die holländischen, skandinavischen, russischen, englischen Einzelfabriken, sondern sogar das alte Mutterland der Kolonialtabake — Spanien — die vorzüglichsten Tabaksorten nur über Bremen und Hamburg beziehen konnten. Auch die echte „Habana-Importe", die manchem Raucher heute noch unvergeßlich ist, wurde mindestens in Äußerlichkeiten stark von den in Deutschland erprobten Herstellungsarten beeinflußt.

Wer einmal Gelegenheit hatte, „Spaniol" zu schnupfen und dann unseren köstlichen „Kardinal" zu probieren, wer den „Kolumbus" raucht oder den „Nordhäuser" priemt, wer eine deutsche „Festrübe" kennt, der soll und darf stolz darauf sein, daß der deutsche Geist das Beste aus der Nicotiana-Pflanze herausgeholt hat.

Und als Letztes behalten wir die Zigarette! Sie ist das anmutigste Rätsel, das ich kenne. Noch nach Jahrhunderten werden sich die Gelehrten streiten, wie es möglich war, daß dieses fabelhafte Gebilde ausgerechnet in dem als nüchtern verschrienen Deutschland in unvergleichlicher Qualität hergestellt wurde.

Uns vom Weltmarkt zeitweilig abgeschnittene und arm gewordene Deutsche beglückt die Zigarette wie das Mädchen aus der Fremde: „Sie teilte allen ihre Gaben", und man weiß nicht, woher sie kam. In Guanahani, in Spanien, in Syrien will man ihre Wiege entdeckt haben. Ich wehre mich gegen all diese Nachforschungen. Mir ist die Zigarette ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht". Ein Märchen, das ich innig liebe, weil es auch im Munde schöner Frauen den Tabakgenuß zu einem ungemein reizvollen Anblick gestaltet.

„Ei ei!" Ja: die Phantasie hat bereits wieder von mir Besitz ergriffen, da ich es unmöglich noch länger ohne Zigarette aushalten konnte!

Die erste Zigarette

VON KARL ETTLINGER MÜNCHEN

Eva saß im Paradies unter einem Palmbaum und schmollte. Sie war bereits einen Tag alt, und dennoch schmollte sie erst zum erstenmal. Sie fand, daß Adam sich skandalös benehme. „Mir fehlt eine Rippe," hatte er gesagt. Eva war tiefgekränkt. „Da sitze ich neben ihm, warte darauf, daß er mir etwas Liebes sagt, und der Barbar zählt seine Rippen nach! Aber so sind sie alle! Ich kenne zwar erst diesen einen, aber so sind sie alle! O Gott, ich armes Weib!"

Wütend war sie aufgestanden und hatte Adam allein gelassen. Unter dem Palmbaum wollte sie sich ausweinen. Aber da war die Schlange herangekrochen und hatte ihr ins Ohr gezischelt: „Eva, Menschenweib, weine nicht! Ich will dir ein Mittel sagen, wie man die Männer zur Verzweiflung bringt!"

„Ah, großartig!" hauchte Eva und trocknete stracks ihre Tränen. „O du süße, liebe, zuckrige Schlange, sage es mir doch! Soll ich ihm die Augen auskratzen?"

„Nein," zischte die Schlange, „du mußt schmollen!"

„Schmollen? Welch süßes Wort! Schnell, schnell, sage mir: wie macht man es?"

„Du mußt kein Wort mehr mit ihm reden!"

„O wie schwierig! Nicht reden — glaubst du, daß eine Frau das aushält?"

„Es ist ja nicht für immer. Und dann ziehst du ein Mäulchen, du spielst die Gekränkte —

„Fein, fein!"

— „und wenn er dich anspricht, kehrst du ihm den Rücken! Wenn er dich küssen will, stößt du ihn zurück! Wenn er vor dir niederkniet, gehst du weg!"

„Herrlich! Ich werde mich halbtot lachen!"

„Unter keinen Umständen darfst du das! Du mußt vielmehr, wenn er dich beobachtet, so tun, als fühltest du dich unbeobachtet, und herzzerbrechend seufzen. Aber nur, wenn er es sieht! Er muß das Gefühl haben, du seiest tief unglücklich."

„O wie glücklich wird mich das machen!"

„Und dann wird er winzig-winzig klein."

„Und das soll er ewig bleiben! — Also ‚schmollen' nennt man das? Welch eine köstliche Erfindung! Wenn das Rezept nur nicht für die Nachwelt verloren geht. Nein, was doch alles aus einer Rippe werden kann! Ich bin dir ja so dankbar, Schlange!"

Und Eva übte das Schmollen. Sie brauchte es gar nicht lange zu üben — merkwürdig, sie hatte angeborenes Talent dazu. Sie fand es himmlisch, und sie nahm sich vor, es jedesmal zu tun, wenn sie im Unrecht wäre.

Unterdessen lag Adam am anderen Ende des Paradieses in einem Beet blühender Stauden und zupfte nervös Blätter.

Was sie nur hat? dachte er. Ich habe ihr doch gar nichts getan. Das ist das merkwürdigste Tier, das mir bisher im Paradies begegnet ist. Eigentlich sollte ich sie in einen Bach werfen. Ja, das werde ich tun!

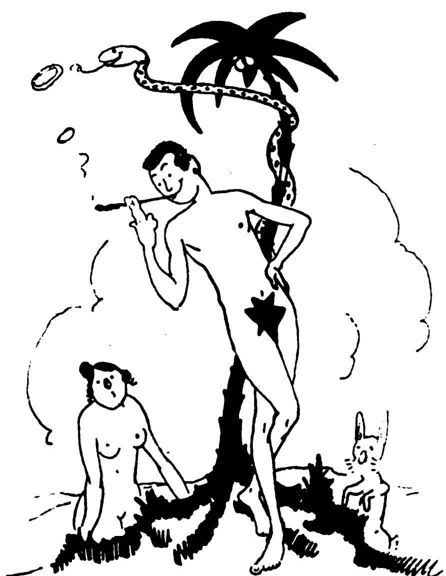
Er schmunzelte befriedigt und spielte mit einem Blatt, während er weiterdachte: Nein, ich werde es doch nicht tun. Sie könnte naß dabei werden. Und sie hat so eine zarte Haut... Oh, was für eine schöne, weiße Haut... Aber weshalb ist sie so frech?... Ich werde es doch tun!... Nein, ich tu's doch lieber nicht... Oder tue ich's doch?"

Adam war sehr unglücklich. Vor der Erschaffung der Eva hatte er immer ganz genau gewußt, was er tun wollte, aber seit er eine Frau hatte —

„Was sie wohl jetzt anfängt? Ob sie weint? — Pah, mag sie ruhig weinen! Geschieht ihr ganz recht!... Aber vielleicht werden ihre Äuglein davon rot? Sie hat so liebe Äuglein... Einerlei, sie soll weinen! — Nein, sie soll nicht weinen! — Ja, sie soll doch weinen!... O Gott, wenn sie nur nicht weint!"

Adam drehte und drehte das Blatt nervös zwischen den Fingern. Jetzt steckte er es in Gedanken in den Mund und biß darauf. Pfui, schmeckte das bitter!

„Ob ich einmal hingehe und ihr ein gutes Wort sage? — Unter keinen Umständen! Ha, das könnte ihr so passen! Adam, sei ein Mann! Sie muß zu mir kommen! Ich war zuerst da! — — Wenn sie aber nicht kommt?... Auch recht. Unter keinen Umständen tue ich den ersten Schritt!"



Mit diesem felsenfesten Entschluß erhob sich Adam, um Eva zu suchen. Er fand sie unter dem Palmbaum. Das zusammengerollte Blatt hatte er noch immer in der Hand. Sie hat mich nicht kommen hören, dachte er. Aber Eva hatte ihn sehr wohl gehört. Sie hatte schon die ganze Zeit auf ihn gewartet. Stumm betrachtete Adam sie. Wie schön sie war. Obwohl sie gar keine Federn hatte.

„Und wenn ich auf der Stelle aus dem Paradies gejagt werde," sagte sich Adam, „ich rede sie nicht an!" Und er flüsterte zärtlich: „Eva! — Evchen, hörst du mich nicht?" Eva drehte ihm den Rücken zu.

„Auch von hinten ist sie schön," gestand sich Adam.



„Evchen, mein liebes Rippenstückchen, dein Adamchen ist da! Dein kleines, braves Adammännelchen!"

Sie drehte sich wieder auf die andere Seite und zog ein Mäulchen.

„Wenn das Fluchen im Paradies nicht verboten wäre —," schrie Adam wütend, „— aber nein, verzeihe, ich meinte das nicht so ... sieh mal, liebes Kind, ich ... du mußt doch einsehen ..."

Eva seufzte. Dabei legte sie das Gesicht ins Gras, um das Lachen verbeißen zu können.

Erschrocken beugte sich Adam über sie. „Tut dir etwas weh, Eva? O Gott, ich sterbe, wenn du krank wirst. Und hier unter dem Palmbaum zieht es so. Soll ich dir ein paar Mohnblätter pflücken? Die tun dir immer so gut. Oder willst du etwas Leopardenmilch?"

Keine Antwort.

„So sprich doch ein Wort! Ich beschwöre dich, mein Engel — —"

Als Eva unseren Stammvater also zittern sah, empfand sie Mitleid mit ihm. Sie war eben die erste Frau und kannte sich noch nicht so aus. Ihre Töchter verstehen es besser.

„Ich bin kerngesund, Adam! — Und nun laß mich allein!"

„Nicht eher, als bis du mir wieder gut bist!"

„Also, ich bin dir gut! Aber jetzt gehe!"

„Und der Versöhnungskuß? — Eva!"

„Vielleicht morgen! Laß mich, ich habe Migräne!"

„Ich werde sie dir wegküssen!"

„Rühr mich nicht an!"

Sie war aufgesprungen und wollte gehen.

Da kam Adam ein Gedanke. „Wenn du meine Lippen nicht küssen willst, so gib mir einen Fernkuß!"

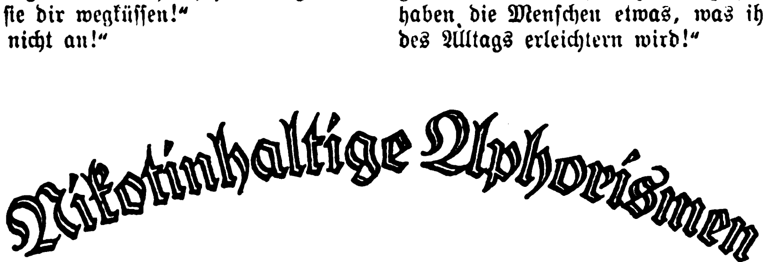
Eva stutzte. Ein Fernkuß? Das war etwas Neues. „Ein Fernkuß? Wie ist das?"

„Ganz einfach, mein Ripperl. Ich stecke dieses zusammengerollte Blatt in den Mund, und du küßt mit deinem Zuckerschnäuzchen das andere Blattende."

Eva spitzte die Lippen. Und weil sie den guten, dummen Adam, allen Schlangen zum Trotz, doch so furchtbar, furchtbar lieb hatte, küßte sie das Blattende so feurig, daß es zu glimmen anfing.

Aus Adams Mund quoll eine feine, duftige Wolke. „Ah, das schmeckt gut!" lächelte er und zog eifrig an dem Blatt.

„Laß mich auch mal ziehen," bat Eva. Aber es schmeckte ihr nicht, denn sie war eine ganz unmoderne Frau. — Der gute Adam hingegen fand ein solches Wohlgefallen an dem Glimmkraut, daß er sich fortan täglich fünf bis sechs Blätter rollte. Er hielt diese Pflanze hoch in Ehren, und später, als die Menschen die lateinische Sprache erfunden hatten, nannten sie sie nicotiana.



So hatte das erste weibliche Schmollen unserem Stammvater zu einem großen Genuß verholfen, was man von dem heutigen Schmollen nicht immer behaupten kann. Die Schlange aber biß sich vor Ingrimm in den Schwanz und geiferte: „Wehe, jetzt haben die Menschen etwas, was ihnen alle Sorgen des Alltags erleichtern wird!"

Nikotinhaltige Aphorismen

VON KARL J. RETTENBACH

Zigarre, Pfeifchen oder Zigarette bleibt des Rauchers treuester und oft einziger und letzter Freund.

*

Zeige mir deine Aschenschalen, und ich werde wissen, wen du zu Gast hattest!

*

Schlechten Menschen und Zigarren soll man von weitem aus dem Wege gehen; — auch die schiefgewickelten sind zu meiden.

*

Blaue Tabakwolken mit Sonnenstrahlen machen den einsamen Raucher zum glücklichen Träumer.

*

Das gewohnte Pfeifchen aus Not entbehren zu müssen, ist das bitterste Leid eines einsamen alten Mannes.

*

Tabakrauch räuchert die Sorgen weg.

Vom Duft eines feinen Tabakes haben die Nebensitzenden mehr Genuß als der Raucher selbst.

*

Beurteile den Menschen nicht nach dem Tabakgeruch; — auch der beste Mensch kann einmal eine schlechte Zigarre erwischen.

*

Der Verzweifelnde erraucht sich gar oft Besonnenheit und Ruhe.

*

Wer sich vor dem Nikotin fürchtet, darf nicht rauchen, und wer sich vor dem Sterben fürchtet, darf nicht leben.

*

Die Tantalusqualen des Rauchers sind: Die Dose voll Zigarettentabak ohne Blättchen Zigarettenpapier, die Zigarre ohne Zug, die verstopfte Pfeife und das vergebliche Schnorren um Feuer.





Der Tabak als Musenersatz

VON ROBERT HOHLBAUM

Ich habe es eigentlich nie ganz begriffen, wie Cäsar das „bellum gallicum“ schreiben konnte, weil man aus dem Fehlen von Zigarren- und Zigarettenspitzen im Wuste der Pompejanischen Ausgrabungen den bestimmten Schluß ziehen darf, daß es damals noch keine „Salem aleikum“ und keine „Trabuko“ gegeben hat. Und daß Herr Walther von der Vogelweide sein Tandaradeilied allein den schönen Jungfräulein und den Maienlüftchen zu verdanken hat, wirft einen Schatten auf die schöne Zeit der Minnesänger, für die ich sonst infolge ihrer Automobil- und Trambahnlosigkeit etwas übrig gehabt hätte. Vielleicht waren damals die besagten Jungfräulein um vieles duftiger und zarter als die unsrigen — das vermute ich natürlich nur, liebe Leserin — und boten einen völligen Ersatz für den blauen Rauch, der heute unsere nächtliche Geistesarbeit begleitet. Da hab' ich mich schon so weit fortreißen lassen, den Titel umzukehren und in Gedanken „Die Muse als Tabakersatz“ zu schreiben. Das geht denn doch nicht. Denn wie ich aus der Literaturgeschichte weiß, hat auch Goethe den Tabak in allen Formen verabscheut und bei der Iphigenie ist wirklich nur Charlotte v. Stein Pate gestanden. Diese eine große Ausnahme anerkennend, aber neige ich zu dem Glauben, daß die Einführung des Tabaks mit dem Aufschwunge unserer klassischen Literatur in engem Zusammenhange stand. Man sollte wirklich einmal ein ganzes Buch darüber schreiben, man würde staunen, was da zustande käme! Pfeife rauchen kann man unbeschadet den ganzen Tag lang; ergibt sich da nicht ein Zusammenhang mit dem 1000-Seiten Umfang der Jean Paulschen Romane? Und ist die moderne nervöse Skizze nicht ein Symbol für die Zigarette, die man nach ein paar Zügen wieder in den Aschenbecher stopft? Sage mir, was du rauchst, und ich will dir sagen, was du bist! Wilhelm Raabe und ein langes Pfeifenrohr, sind das nicht untrennbare Begriffe? Und andererseits: kann man sich Hugo v. Hofmannsthal oder Ernst Hardt mit diesem Attribut vorstellen? Die beiden sind sozusagen schon mit der „Ägyptischen“ auf die Welt gekommen. Da wären wir also schon mitten drin in unserer von tausend Ersätzen strotzenden Zeit. Konnte Goethe mit der Frau v. Stein sein Auskommen finden, heute geht's nicht mehr. Heute sind die Musen so mit sich selbst beschäftigt, sitzen in medizinischen Hörsälen, verteidigen Verbrecher, rodeln und fahren Bobsleigh, dichten am Ende selber, daß sie wirklich nicht mehr dazu kommen, die kühlende Hand segnend und beruhigend auf das arme rauchende Dichterhaupt zu legen. Heute kann der Schaffende sich nicht mehr auf die Inspiration durch einen — wenn auch noch so unschuldigen — Liebesrausch verlassen, heute ist nur das Reich des blauen Rauches das Orplid, das ihm die Zeit noch vergönnt. Wir sind arm an künstlichen, aber auch an natürlichen Stimulanzien geworden.

Was bleibt uns übrig? Der liebe blaue Rauch. Scheltet ihn nicht, ihr besorgten Ärzte, wenn er vielleicht auch manchmal einen Katarrh der Luftröhre verursacht, er heilt gar oft einen Seelenschnupfen, der bösere Folgen haben kann. Und wenn ich heute in meinen vor Jahren erschienenen Büchern blättere, so fällt mir mit einemmal ein: bei der und jener Stelle verlorst du den Faden, ein paar Züge aus einer Zigarre oder Zigarette haben ihn wieder geknüpft. In der Erinnerung an Stunden des Liebesglücks liegt immer ein wenig Wehmut oder Bitterkeit, das Gedenken an das bescheidene Glück, das uns die kleinen glimmenden Tröster gegeben, ist rein und ungetrübt. Und wenn immer ich den Lorbeer eines Großen, dessen Leben erfüllt war von einsamen, schaffensreichen Stunden, betrachte, so will es mir scheinen, als luge da und dort ein verschämtes gelbes Tabakblättchen aus dem prunkenden Grün des Ruhmes

Raucherseligkeit

VON MAX JUNGNICKEL

Als wir durch den russischen Winter zogen, durch den Frühling und Sommer und Herbst, da hatten wir den Tabak so nötig wie die Briefe von daheim und wie das Gewehr. Der Hunger und die Kälte schienen uns längst nicht so schlimm, wenn wir Zigaretten hatten und Zigarren und Pfeifentabak.

Immer hinter den Russen her. Wir wußten nicht mehr, wie weit wir waren. Die Sonne ging blutrot auf und blutrot unter. Das ganze Regiment qualmte.

Und hatten wir keinen Tabak, dann fielen wir richtig zusammen; wir verwelkten. Ich verkaufte meine schöne Taschenuhr für zwanzig Zigaretten und blies das herrliche Angedenken in den russischen Wind. Manche rauchten Kartoffelblätter, andere schmauchten Pfeffer. Wieder welche suchten, mit hungrigen Augen, in zerschossenen Dörfern, zwischen Dreck und Gerümpel, Zigarrenstummel. Aber hatten wir die Taschen voll Tabak, dann blühten wir ordentlich auf.

Wie lange ist das schon her?! —

Jetzt, wo die Zigaretten so teuer sind, müßte man sich das Rauchen eigentlich abgewöhnen. Aber wer bringt den Mut auf, die Tatkraft. Immer bläst man das Geld in die Luft.





Nichtraucher sind etwas Ungemütliches. Sie erwecken die Vorstellung von Kränklichkeit oder starrer Askese. Männer, die keines Narkotikums bedürfen, sind phantasielos, und solche, die keines Anreizes bedürfen, selten einem Reize zugänglich. Ob die Männer rauchen sollen? . . . Rauchen — aber nicht paffen.

Olga Wohlbrück

Ob Männer rauchen sollen?

Mit Verlaub, dies ist eine falsche Fragestellung. Vielleicht sollten sie es oft nicht, aber sie **wollen** es, oder **müssen** es gar. Sie **wollen** es, um sich über Unerträglichkeitsempfindungen hinfortzuhelfen, die bei ihnen, durch die Fesselung ihrer gewaltigeren Natur, in einem anderen Sinne entstehen, als in der Frau. Sie **müssen** es, um Strapazen und Hunger zu ertragen, und legen die so angenommene Gewohnheit je nach Temperament mehr oder minder leicht ab; der eine um seiner Gesundheit willen, der andere als Huldigungszeichen für Frauen, welche unter dem bösen Qualm leiden. Immerhin ist Nikotin ein verhältnismäßig harmloses Narkotikum, und der Mann, der dazu greift — weiß schon — warum.

Sabine Lepsius

Ein türkisches Sprichwort sagt: „Vor Männern, die nicht rauchen und weder Hund noch Pferd lieben, hüte dich!" — Ich habe in meinem Leben nur wenige Männer getroffen, die nicht rauchten, aber alle diese waren ungemütliche Leute, hatten keinen Sinn für Humor und waren Pedanten. Ausnehmen muß man natürlich Persönlichkeiten, die durch ihren Beruf oder durch gesundheitliche Gründe verhindert sind, zu rauchen. Ich persönlich rauche von früh bis spät wie ein Mississippidampfer, bin aber leider gezwungen, beim Essen, beim Zähneputzen und beim Rasieren den geliebten Nasenwärmer beiseitezulegen. Früher rauchte ich Zigarren, brannte eine an der andern an und sparte so viel Geld (für Zündhölzer!). Jetzt rauche ich die kurze Pfeife, von der mein Eheweib behauptet, es sei ein greulicher Schmortopf. Sie (ich meine die Pfeife!) war während des ganzen Feldzugs bei mir, hat tausend Fahrten mitgemacht, und es will mir nicht eine Zeile gelingen, wenn nicht aus ihrem Krater der blaue Rauch um mein von Lorbeerblatt und Zwiebel umkränztes Denkerhaupt wallt.

Bruno H. Bürgel

Ob Männer rauchen sollen? Warum denn nicht, wenn sie es nötig haben? Und nötig hat es ein jeder, der nicht entweder stählerne Nerven besitzt oder aber ein breiweicher Lapp ist, der der harten Schicksalshand wie Kuchenteig durch die Finger schlüpft. Alle andern jedoch, die Zornmütigen, die Schwarzgalligen, die Allzulangsamen wie die Allzugeschwinden, die Zappeligen wie die humorlos Widerborstigen — sie alle haben die freundliche Fee Nicotina gar sehr nötig, nicht nur zu ihrem eigenen Behagen, sondern auch, um sich für ihre Umgebung erträglicher zu machen. Darum möchte ich auch den Weiblein abraten, sich in ein so bedenkliches Verhältnis wie den heiligen Ehestand mit Tugendbolden einzulassen, die gar keine Anregungs- oder Besänftigungsgifte nötig zu haben glauben. Und schließlich: wer im Felde gestanden ist, der weiß, wie sehr ihm der liebe Tabak oft zum einzigen Freunde, Tröster und Seelsorger geworden ist.

Ernst v. Wolzogen

Das Rauchen erscheint uns Frauen vielleicht unbewußt als eine Äußerung der Stärke — darum lieben wir es bei den Männern. Jene, die nicht rauchen, pflegen gern Süßigkeiten zu naschen. Das erscheint uns als Schwäche, darum verachten wir es.

Daß viele Männer sich zu Tode rauchen, ist sicher, aber mehr noch essen sich zu Tode — nicht ganz zu schweigen von jenen, häufigsten vielleicht, die sich zu Tode trinken. Selbstmörder sind alle drei Arten, aber die sympathischsten unter ihnen bleiben sicherlich die Raucher.

Maria Stona

Die meisten Männer rauchen aus Leidenschaft. Häufig ist es ihre einzige — oder wenigstens die einzige, die sie zugeben. Ehefrauen wettern gegen jede Zigarre oder Zigarette. Zweifellos aus Egoismus. Sie sind meist eifersüchtig auf diese Leidenschaft und treiben mit ihren endlosen Ermahnungen den Mann aus ihrer Nähe, um dann berechtigte Eifersucht auf eine andere Leidenschaft zu haben.

Ola Alsen

Gibt es heute noch Männer, die nicht rauchen? Wir haben erfahren, daß doch zuletzt alles in blauen Dunst aufgeht. Niemand hat je die Villa gesehen, die man angeblich durch Nichtrauchen erwerben kann. Außerdem ist Nichtrauchen eine Steuerhinterziehung. Wenn alle mit vereinten Kräften rauchen, werden wir bald auf die angenehmste Weise die Staatssäckel gefüllt haben — und vielleicht ist dann auch Hoffnung, daß wir in absehbarer Zeit einmal den schlechten Tabak vernichten, der noch von der Kohlrübenzeit her die Läden und Lüfte unsicher macht.

Will Vesper

Wenn du noch eine Zigarre hast,
Die man nur halbwegs rauchen kann,
So tue es, wenn es dir paßt,
Denn das geht niemand etwas an.

Fern Andra





Nachdem die Damen, aus dem Bedürfnis heraus, dem Manne eines seiner vielen Alleinrechte streitig zu machen, durchaus rauchen mußten, haben sie endlich — rauchen dürfen. Und wenn sie heute, in dieser Zeit der Not und des Kampfes um die Existenz durch ihren als Luxus ausgelegten Verbrauch dazu beitragen, zahlreiche Zigarettenfabriken vor Einstellung ihres Betriebes zu bewahren und Tausenden von Arbeiterfamilien ihr Brot zu erhalten, dann — sollen sie rauchen!

Olga Wohlbrück

Das Rauchen der Frauen ist fast nie Bedürfnis, sondern Modesache. Aber wie dem auch sei: Geschmackvolle, wohlerzogene Menschen bringen ihre Luxus- und Modebedürfnisse, ihre Verhältnisse und ihr Äußeres in Einklang.

Zigaretten in ungepflegten Frauenhänden mit uneleganten Bewegungen, als Beiwerk eines billigen oder unmodernen Anzuges, sind ebenso geschmacklos wie zu kurze Röcke auf Beinen im Chippendale- oder Telegraphenstangenstil, wie Brillantbroschen auf Hausmacherkattunblusen.

Die Zigarette paßt zu den diversen Kategorien wahrhaft eleganter oder fleißig arbeitender Frauen, sofern ihre Leistungen und ihr ganzes Benehmen selbständig genug sind, um ihnen auch in anderer Beziehung das stillschweigend geduldete Anrecht auf männliche Gewohnheiten einzutragen.

Margarete von Suttner

Rauchen der Frauen — Modesache. Teils gedankenlos aus äußerlichen Gründen mitgemacht, teils weil man sich heute vielleicht mehr denn je nach Anregungsmitteln sehnt. Außerdem hilft die Zigarette oft über peinlich-schweigsame Situationen. Aber nur Frauen mit reizvollen Händen dürfen sich dieses Statisten bedienen. Besonderheiten verlangen Grazie. Schlechte Nachahmungen sind gerade so unerträglich wie schlechte Kopien schöner Bilder. Menschen mit Geschmack wenden sich peinlich berührt ab.

Ola Alsen

Natürlich sollen die Damen rauchen, soviel ihnen nur Spaß macht. Sie sollen schon deshalb rauchen, weil es für uns Männer bei jedem Laster angenehm ist, schöne Gesellschaft zu haben. Aber die Damen sollen nur Zigaretten rauchen, damit sie mir nicht den Pfeifentabak und die Zigarren noch mehr verteuern. Zigaretten rauche ich nicht.

Will Vesper

Ob Damen rauchen sollen? Wenn es ihnen steht — warum nicht? Es ist hübsch von ihnen, wenn sie zur Gesellschaft ein bißchen mitqualmen und so tun, als hätten sie einen großen Genuß davon. Aber es ist gräßlich, wenn sie Kette rauchen, gelbe Fingerspitzen vom Zigarettensaft haben und einen nicht vorhandenen männlichen Geist dadurch vortäuschen wollen. Ganz schlimm ist es, wenn sie auf ihre Gesundheit loswüsten, indem sie den Rauch trinken und sich eine Ehre daraus machen, den stärksten Tobak vertragen zu können. Zum wahrhaft stärkeren Geschlecht werden sie doch nur dadurch, daß sie süß und lieb bleiben und lächeln können, wenn wir toben.

Ernst v. Wolzogen

. . . Ihr habt die Frage mir gestellt,
Ob Damen rauchen sollen?
Doch besser fragt ein Mann von Welt,
Ob Damen rauchen wollen!
Denn folgen Frauen nicht — trotz Evas Not —
Viel lieber dem Gelüst als dem Verbot??

Wofern nun Eva Damenart betont,
So möge sie nie paffen und nie qualmen —
Dem Mäulchen, drin stets die Papyros thront,
Dem singen Dichter keine Lobespsalmen.
Das liebt gewöhnlich nur der eigne Mann,
Weil sie, solang' sie raucht — nicht sprechen kann! . . .

Allein die Finger, welche wohlgepflegt
Die Zigarette zierlich balancieren,
Und sie nur hie und da — nicht unentwegt —
An ros'ge Plauderlippen führen,
Die fesseln mit geheimnisvoller Kraft
Ganz damenhaft — den Mann in „Damen-haft!"

Thea v. Puttkamer

Meiner Meinung nach sollen und müssen Frauen nicht rauchen, aber sie können und dürfen rauchen, insbesondere dann, wenn es ihnen sehr gut steht, womit aber nicht unbedingt gesagt werden soll, daß die Zigarette für die Dame nur als Mittel der Koketterie verwandt werden soll. Im Gegenteil kann die Zigarette bei starker geistiger Anstrengung der wissenschaftlich oder künstlerisch arbeitenden Frau zu einer Quelle des Genusses und der Erfrischung werden. Es gibt Frauen, die ohne ihre Zigarette nicht leben können, aber auch andere gibt es, denen der Mokka nach Tisch erst durch eine gute Zigarette gewürzt wird. Wie bei allen Dingen, so spielt auch hier die Art der Handhabung eine Hauptrolle. Eine Frau, die nicht mit Grazie und Selbstverständlichkeit rauchen kann, sollte es daher lieber ganz lassen.

Gudrun Hildebrandt



Ein Zigarettchen in Ehren
Kann niemand verwehren!

Fern Andra





Arnold Böcklin, ein starker Raucher, kaufte sich nach überstandener schwerer Krankheit wieder Zigarren. Als er vom Händler die stärksten verlangte, sah ihn dieser starr an, denn er wunderte sich, daß diese Jammergestalt schwere Zigarren rauchen wolle. Aber Böcklin wurde grob: „Was sehen Sie mich so an, als ob ich krank wäre? Ich bin ganz gesund, ich habe nur den Typhus gehabt, und wenn der Mensch erst wieder rauchen kann, dann ist alles wieder gut!“ So erzählt Angela Böcklin in ihren „Tagebuchblättern“.

☆

Der berühmte italienische Heldentenor Caruso, ein leidenschaftlicher Zigarettenraucher, behält sich in allen Gastspielverträgen vor, daß es ihm gestattet sei, auf der Bühne bis zum Aufgehen des Vorhanges zu rauchen, eine Ausnahme, die man Caruso gern zugesteht. Ein Feuerwehrmann befindet sich ständig hinter dem Sänger, um im gegebenen Augenblick den Zigarettenstummel des Tenors in einem Wassernäpfchen aufzufangen. Nach Beendigung seiner Partie reicht ihm einer seiner Sekretäre wieder das Zigarettenetui, und zwei Feuerwehrleute, die ihn bis zur Garderobe zu begleiten haben, walten wieder ihres sonderbaren Amtes.

☆

Während des Siebenjährigen Krieges fragte Friedrich der Große einmal einen jungen Soldaten am Posten, warum er nicht ein Pfeifchen bei der kühlen Morgenluft rauche. „Das darf ich nicht!“ antwortete der junge Posten. „Warum nicht?“ — „Mein Kapitän hat es mir verboten!“ — „Rauche nur, ich erlaube es dir!“ — „Ne, des tue ich doch nicht, Er mag sein, wer Er will!“ — „Kennst du mich denn?“ — „Ich werde doch, Er ist ja der König!“ — „So zünde nur deine Pfeife an!“ — „Ne, des laß ich bleiben, denn wenn es der Kapitän erfährt, kann es uns beiden schlecht gehen!“

☆

Der Kgl. Bayrische Kammersänger Josef Geis, eines der beliebtesten Mitglieder des Kgl. Hoftheaters in München, fuhr eines Sommertages im Stellwagen durch ein schönes Tal in Oberbayern. Außer ihm fuhr ein einziger Passagier im Wagen mit, der wiederholt vergeblich versuchte, eine Unterhaltung mit Geis anzuknüpfen. Geis verharrte in unwilligem Schweigen und rauchte unentwegt seine Zigarre. Auch der Fremde qualmte fleißig. Da fiel dem Kammersänger die Asche seiner Collofino auf die Weste, ohne daß er darauf achtete. Gierig benützte der Mitreisende den Anlaß, nochmals ein Gespräch anzubahnen, und machte den Sänger äußerst höflich auf den kleinen Unfall aufmerksam. Da brach aber der Kammersänger Geis los: „Himmiherrgottsaxen, können Sie mich denn gar nicht in Ruhe lassen! Seit einer Viertelstunde seh' ich zu, wie Ihr Rock brennt, und hab' Sie doch auch nicht gestört.“

☆

Von dem Schriftsteller David Kalisch stammt die Parodie auf die Seumesche Stelle:

„Wo man raucht, dort kannst du ruhig harren,
Böse Menschen rauchen nie Zigarren.“

☆

Welche Ironie liegt nicht in Jules Vernes Antwort auf die Frage nach seiner Meinung über den Tabak: „Tabak! Kenne ich nicht, habe nie etwas anderes geraucht als — Monopol-Zigarren.“

Mit Genehmigung des Rheinlandverlags in Köln aus „Tabakanekdoten. Ein historisches Braunbuch von Dr. Eduard Maria Schranka“, herausgegeben von Joh. Feinhals in Köln

Aphorismen

VON JOS. STOLLREITER

Tabak und Frauen sind am würzigsten, wenn sie glühen.

•

Über einer Sache eine Zigarre rauchen ist so viel, als darüber schlafen.

•

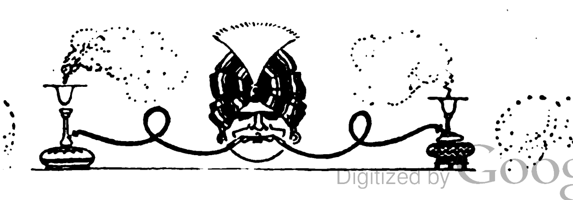
Die erste Zigarre nach einem großen Schmerz — ist die erste Stufe zur Heilung, zur Überwindung.

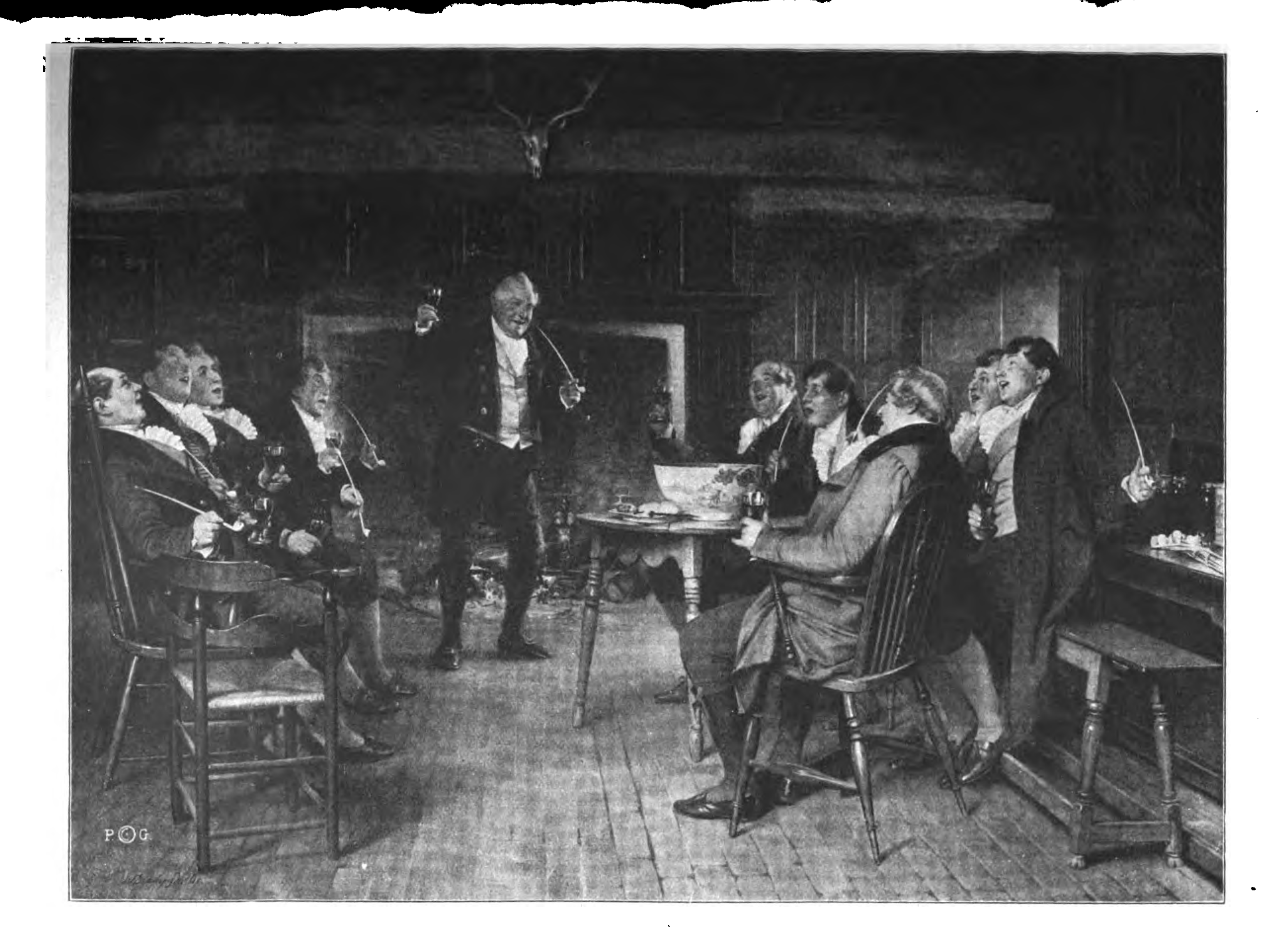
•

Vieles bekommt erst, von den Schleiern des Tabakrauches umweht, das rechte Gesicht.

•

Der Orientale schlürft seine Märchen aus dem Rauch seiner Pfeife und erzählt sie mit eintöniger Stimme wieder in den Rauch hinein.
So geht seine Poesie in einem ewigen Ring.





Rundgesang Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Charlottenburg Gemälde von W. D. Sadler

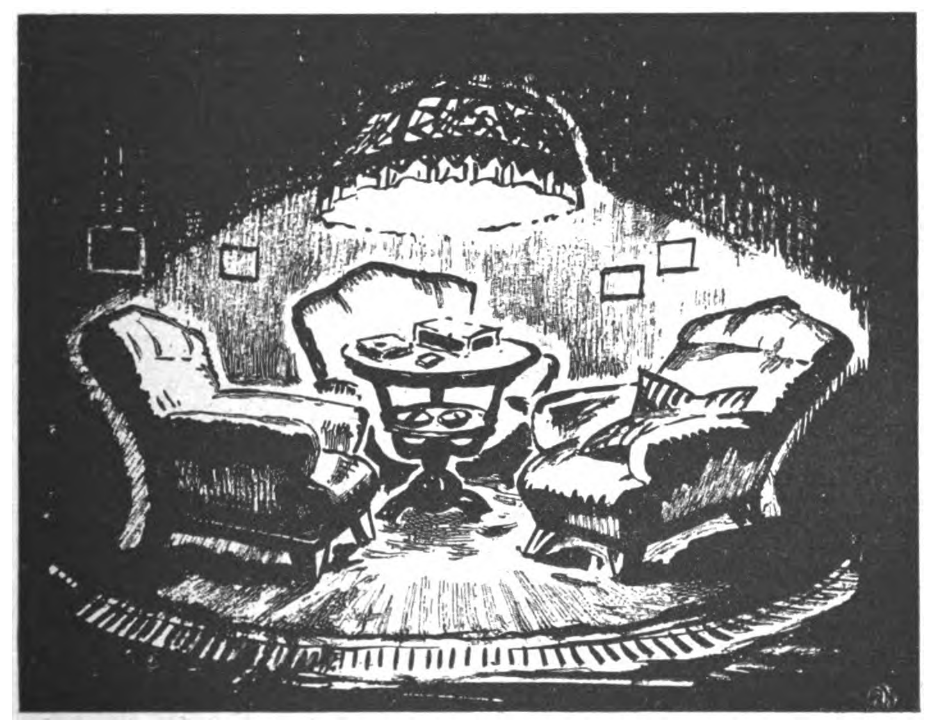
Das Rauchzimmer

·VON HANS W. FISCHER

Jedes beliebige Zimmer läßt sich zur Not in ein Rauchzimmer verwandeln, indem man einen Aschenbecher hineinstellt. Es gibt immer noch Menschen, denen das unbekannt ist. Sie bieten einem eine Zigarre oder Zigarette an, vergessen aber dabei, daß sie dem Rauchenden alle Ruhe und Sammlung, alle Möglichkeit des Genusses rauben, wenn er nicht weiß, wohin er das verkohlte Streichholz, die Asche oder gar den Stummel legen soll. (Von den Buden, bei denen der ganze Fußboden als Aschenbecher dient, sehen wir hier ab.) Aber der Aschenbecher muß nicht nur vorhanden sein, er muß auch so stehen, daß man ihn jeden Augenblick bequem erreichen kann, ohne die Körperachse zu verschieben. Wer sich darüber klar ist, der hat den Punkt erfaßt, von dem man ausgehen muß, wenn man sich verständig ein Rauchzimmer aufzubauen gedenkt.

Rauchen um des Rauchens willen ist ein Akt ungestörter Muße. Die Notwendigkeit, sich zu bewegen, muß auf das Mindestmaß beschränkt sein. Der Körper selbst strebt nach einer Ruhelage, in der er sich völlig behaglich fühlt; darum müssen alle Gegenstände, die nicht der Stütze des Körpers dienen, aufs leichteste beweglich sein, damit sich durch einen einmaligen Handgriff die jeweils gewünschte Ordnung herstellen läßt.

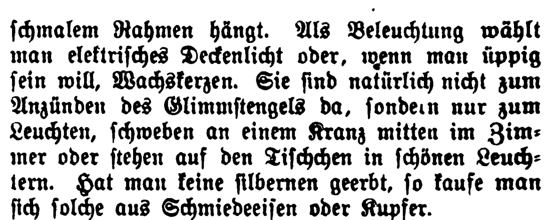
Schaffen wir uns zuerst den beharrenden Pol! Unbedingt hat ein Möbel, auf dem man sich lang ausstrecken kann, seine Vorzüge. Könnte ich es mir leisten, so baute ich mir einen kleinen, aber nicht zu kleinen Raum, dessen Mittelpunkt ein breites Lotterbett bildete, frei nach allen Seiten, so daß ich mir ein Tischchen hinpflanzen könnte, wo es mir beliebt. Dies wäre der rechte Ort, um feierlich verträumte Rauchopfer in ungestörter Einsamkeit zu bringen. Aber diese private Liebhaberei kann natürlich nicht maßgebend sein für die Einrichtung eines Rauchzimmers, das vielen Ansprüchen genügen soll. Das muß eine Anzahl von Personen beherbergen können und außerdem auch auf die Zigarrenraucher Rücksicht nehmen. Ein Zigarrenraucher kann nicht lang liegen. Stell dir's vor, und du wirst sofort begreifen, daß es komisch ist, wenn aus dem Munde eines Ausgestreckten ein dicker, schwarzer Sargnagel heraussteht. Nur die zierliche Zigarette läßt sich liegend rauchen. Zur Zigarre muß man sitzen. Das freilich so bequem wie möglich. Der lederne Klubsessel scheint eigens zu diesem Zwecke konstruiert zu sein. Er erlaubt, das Schwergewicht nach Belieben zu verlegen, man kann darin rutschen, ja hängen, und, wenn er nicht zu klobig gebaut ist, kann man sogar gelegentlich die Beine über die Lehne baumeln lassen. Auch ein festes großes Sofa mit ellenbogengerechter Seitenlehne, das in jeder Ecke Raum für einen Rauchenden hat, kann sich sehen lassen. Hat man Raum genug zur Verfügung, so mag man dieses Möbel an eine Wand bauen und davor einen soliden Tisch stellen, auf dem der Vorrat der guten Rauchdinge sein Hauptquartier aufschlagen kann. Ist der Raum irgendwie beschränkt, so verzichte man darauf und wahre die freie Beweglichkeit. Es ist nichts unangenehmer, als eingeklemmt zu sitzen und zu dem Rauch des eigenen



Das moderne Rauchzimmer.







Glimmstengels auch noch den Fremder aufriechen zu müssen. Das einzige Möbelstück von horizontaler Ausdehnung bleibt denn der Diwan, der gar nicht bequem genug sein kann.

Möglichst zu jedem Sitzplatz gehört ein kleiner Tisch in Handhöhe; die Platte geräumig genug, um die Zigarren- oder Zigarettenkiste, den Aschenbecher oder anderweitige Zierate der Rauchstunde zu tragen. Ein jeder macht sich seinen Platz selbst zurecht. Er nimmt aus dem weitgeöffneten Schrank oder, falls dieser vorhanden ist, vom Tisch die ihm zusagende Kiste und stellt sie sich griffbereit hin. Der Hausherr hat nicht die Pflicht, mit den Kisten herumzulaufen und zu nötigen; er dient, bei Beginn der Sitzung, als sachverständiger Berater, der über jede Geschmacksnuance Auskunft erteilen kann. Die Gäste haben ihre Entscheidung selbst zu treffen und sich so zu versorgen, daß jeder zu seinem Rechte kommt; nicht nur, was das Rauchzeug, sondern auch, was die etwaigen Schnäpse betrifft. Auch seine Flasche muß man in Greifweite wissen. Man kann die Sessel so rücken, daß es mehrere bequem haben. Wird Kaffee gereicht, so kommt jedem Gaste sein eigenes Kännchen zu, aus dem er sich selbst bedient. Unbedingte Selbständigkeit jeglichen Individuums ist oberstes Gesetz.

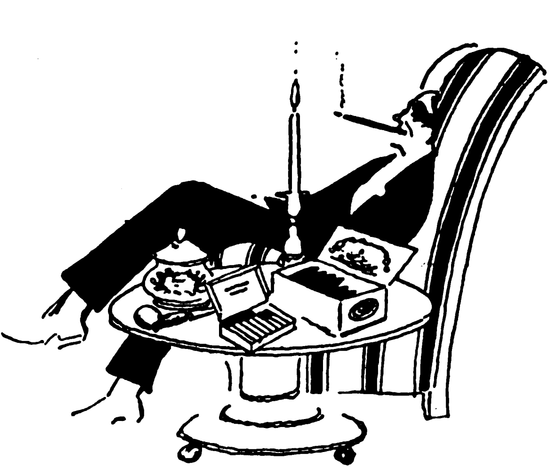
Alle komplizierten Apparate sind zu vermeiden. Es gibt entsetzliche Aufbauten, die Aschenbecher, Zigarrenabschneider, Streichholzträger und Leuchter in einem sind. Ich kriege, wenn ich sie benutzen soll, den Tatterich. Ein kleines Messer hat ein Mensch, der in ein erlesenes Rauchzimmer zugelassen zu werden würdig ist, bei sich zu führen. Streichhölzer liegen auf jedem Tischchen; sie sind immer noch das zuverlässigste Feuerzeug. Zigarren und Zigaretten gibt man durchaus in den Originalpackungen. Selbstgestopfte Zigaretten stellt man in einem rechteckigen Glaskasten auf oder in einer japanischen Lackschachtel. Als Aschenbecher wählt man geschmackvolle Keramik oder große starkfarbige Glasschalen, die einen metallenen Rand haben dürfen. Schnapsgläser müssen weiß sein, farbige sind ein Greuel, Kaffeekannen und die Tassen aus hauchdünnem Porzellan.

Es ist ein Aberglaube, ein Rauchzimmer müsse eng und vollgepackt sein. Nein, es sei so leicht wie möglich. Man wähle für den Fußboden keinen Teppich, in dem der Fuß versinkt, sondern einen möglichst heiteren elastischen Perser, wenn man nicht die feinfarbigen Strohmatten vorzieht. Keine Portieren an den Fenstern, überhaupt so wenig Stoff wie möglich, da in ihm nur der Tabakdunst sitzen bleibt. Leder, edles Holz und Glas verscheuchen am sichersten alles Gefühl der Muffigkeit. An den Wänden sollen keine dickgerahmten Bilder prunken. Am schönsten ist eine Täfelung oder Kassettierung in hellen Hölzern oder in Schwarzweiß; der gegebene Zimmerschmuck ist die Graphik, die in die Kassetten eingepaßt ist oder in ganz schmalem Rahmen hängt. Als Beleuchtung wählt man elektrisches Deckenlicht oder, wenn man üppig sein will, Wachskerzen. Sie sind natürlich nicht zum Anzünden des Glimmstengels da, sondern nur zum Leuchten, schweben an einem Kranz mitten im Zimmer oder stehen auf den Tischchen in schönen Leuchtern. Hat man keine silbernen geerbt, so kaufe man sich solche aus Schmiedeeisen oder Kupfer.

Ein kleiner Bücherschrank darf nicht fehlen. Niemals darf diese Bücherei so umfangreich sein, daß man sich nervös sucht: nein, höchstens zwei, drei Dutzend erwählte Bücher, und nur solche, die man an einer beliebigen Seite aufschlagen kann. Am besten geeignet sind Autoren, die das Leben wirklich kennen. Ein alter deutscher Schwank, eine italienische Novelle, ein Kosthappen von Franz Bleis zierlich gedecktem Tisch, ein Spruch von Omar Khajjam oder ein paar Strophen aus Arno Holzens „Dafnis" lassen sich so genießen. Ist es nötig, hervorzuheben, daß diese Bücher schön gedruckt und gebunden, angenehm für Auge und Hand sein müssen?

Das Rauchzimmer ist und sei eine Stätte der Beschaulichkeit. Es ist verfehlt, etwa einen Disputierraum daraus zu machen, in dem man sich gegenseitig den Kopf rot redet. Gewiß, wo die Kunst des Plauderns noch lebendig ist, könnte hier wohl der Ort sein, daß einer von seinem Leben erzählt; selbst Zuschauer seines eigenen Daseins, selbst dem groben Geschehnis bereits entrückt. Das schöne Alter, das vieles hinter sich hat und aus dem vollen der Erinnerung schöpft, könnte hier eine kleine unpathetische Kanzel der Lebensweisheit aufschlagen und die junge Generation lehren, dem Leben und der Erfahrung die gebührende Ehre zu erweisen. Was ich freilich ganz und gar nicht schätze, ist die leider beliebte Sitte, in diesem Zimmer üble Anekdoten abzuladen. Ich möchte überhaupt nicht, daß das Rauchzimmer ausschließlich Domäne der Männer oder der Herren bleibe. Sie mögen überwiegen; aber eine schöne Frau, die eine feine Zigarette raucht, macht sich hier sehr gut. Sie muß freilich den Anspruch auf stürmische Huldigungen draußen lassen und sich damit begnügen, durch ihre Atmosphäre zu wirken: was dem ganzen Raum einen sehr feinen Spannungsreiz verleihen kann.

Ich glaube, daß das Rauchzimmer eine Mission zu erfüllen hat. Es ist unter allen Zimmern, die dem Zusammenleben gewidmet sind, das einzige, in dem doch jeder ungestört er selbst sein darf und soll, wo keine Verpflichtung ihn plagt, wo er mit dem Rauch zugleich alle Konvention von sich blasen kann. Fremde Nähe fühlen und doch ein einzelner bleiben. Dem Rauchzimmer diesen Charakter zu erhalten, heißt seinen Stil festlegen. Er wird ganz unaufdringlich sein, zwanglos, doch voll von schönen Möglichkeiten, weil er — mehr als in jedem anderen Raum — sachlich sein muß.





Die Seele der Zigarre

Von Otto Ernst

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags L. Staackmann aus den Plaudereien „Vom geruhigen Leben“

Um die Seele einer Zigarre aufzuerwecken, muß man sie recht entzünden und langsam erglühen machen. Da gibt es Menschen, die eine Zigarre anzünden wie eine Talgkerze oder wie eine Rakete und dann brennen lassen, was brennt. Ob sie links oder rechts, oder oben oder unten schief brennt, ob die Außenseite ganz bleibt, während das „innere Feuer“ schon auf der Zunge brennt, das ist ihnen alles gleich. Andere „Menschen“ gibt es, die sie so gründlich anzünden, daß sie fast bis zur Hälfte verbrennt und die erhabensten Augenblicke der Zigarre, ihre ersten, reinsten, jungfräulichen Düfte untergehen im Gestank des Streichholzes. Dann vergessen sie über Dingen, die vermeintlich wichtiger sind als rauchen, zu ziehen, und die Zigarre wird zum Kohlenmeiler und entwickelt wirklich sehr giftige, kopfschmerzverursachende, abscheulich riechende Kohlengase; plötzlich erwacht das Pflichtgefühl des Rauchers wieder, und er beginnt zu ziehen wie zehn gepeitschte Ackergäule, bis das Feuer an einer unglaublichen Stelle die Wand der Zigarre durchbricht usw. Wozu sich durch die Ausmalung solcher Greuel quälen? Der Raucher von Erziehung zündet eine Zigarre genau so weit an, wie zum gleichmäßigen Weiterbrennen nötig ist, nicht weniger und nicht mehr. Und dann zieht er langsam und regelmäßig. Und wie Goethes Sänger drückt er die Augen ein; denn das ist wahr: die ersten Liebkosungen einer schönen Zigarre sind die zartesten, und ein Dankbarer genießt sie mit innerster, frommer Sammlung. Das ist der verbreitetste Fehler der Dilettanten, daß sie zu schnell rauchen, daß sie „paffen“ wie die Lokomotiven.

„Langsam rauchen,“ das ist gemeint, wenn man, einem Dilettanten eine edle Zigarre reichend, hinzufügt: „Die müssen Sie mit Verstand rauchen,“ eine Bedingung, die unbegreiflicherweise jeder zu erfüllen verspricht. Durch langsames Rauchen kann man einer Achtpfennigzigarre Offenbarungen abschmeicheln, die man nicht in ihr gesucht hätte, und durch Paffen kann man die herrlichste Upman zu einer Stinkrakete herabwürdigen. Es kann einen Hund jammern, wenn man eine üppige, in edelster Farbeneinheit prangende Murias oder Garcia geschändet sieht von Menschen, die aus einer Zichorienwurzel genau dasselbe Vergnügen heraussaugen würden.

Die Bauchbinde

EINE FINESSE VON HORST SCHÖTTLER

Wenn Tante Ida diese Überschrift liest, bekommt sie Krämpfe. Sie hat mir hundertmal erklärt, daß es „Bändchen“ heißen muß.

Ich verstehe nicht, warum Tante Ida keine Bauchbinde mag. Schließlich nimmt der Mensch doch, was ihm angeboten wird; und da heute nur noch sehr rasch reich gewordene Leute teuere Zigarren verschenken können, gehört der Ausdruck „Bauchbinde“ zum guten Ton in allen Lebenslagen!

Ursprünglich war die Bauchbinde allerdings anders gedacht als zur Betonung der hohen Steuerklasse. Mit dem nötigen Scharfsinn bin ich der Sache auf die Spur gekommen. Man hat zwar behaupten wollen, daß meine Spur falsch sei, ich bin jedoch daran gewöhnt, daß der Fachmann sich wundert. Seine Erfahrung geht nur bis zum ersten Schrei des Kindes zurück, während meine Phantasie in den tiefsten Kern des Wesens untertaucht. Wenn ich der Bauchbinde auf den Grund gehe, gelange ich zu folgender Erkenntnis.

Drüben in Habana hatte einmal ein Neger so fettige Finger, daß er seine gute Importe nicht in den Mund stecken konnte; denn auch die feinste Zigarre riecht abscheulich, sobald sie mit Fett in Berührung gekommen ist. Das wußte der Neger aus Erfahrung. Und deshalb legte er vorsichtig einen Streifen Papier um die Stelle, die er mit seinen Fettfingern anfassen mußte.

Ein Deutscher sah den Papierstreifen und sagte „Hah!“ Er bedruckte das Bändchen zunächst mit der Marke „Regalia Regia“, dann mit Goldmedaillen, und zum Schluß mit den Köpfen sämtlicher irgendwie berühmt gewordener Raucher. Als das nicht zulangte, machte er eine Anleihe auch bei den Nichtrauchern: Achilles, Moses, Gutenberg, Goethe mußten sich ohne Widerspruch in Zigarrenkisten einsperren lassen. Dann kamen die ganz verrückt modernen Fassons auf, bei denen das Bändchen nur etwas unterhalb der Taille hielt — und damit war die „Bauchbinde“ da.

Die Sache ist also sehr einfach! Tante Ida hatte jedoch auch eine Tochter. Und die hieß Marie. Marie zählte mir die Zigarren nach. Um sich dauernd in Erinnerung zu bringen, klebte Marie alle von mir fortgeworfenen Bändchen unter meine Aschenschale. Sie nannte das sehr neckisch „Ring-Kleben“. Der Krieg brachte eine lange Unterbrechung, aber jetzt geht's wieder los. Den Bemühungen der letzten Monate verdanke ich ein halbes Dutzend beklebter Aschenschalen und einen goldbunten Rauchtisch. Über den Schluß dieser Bemühungen sind wir uns noch nicht ganz einig, da ich immer „Bändchen“ verstehe, wenn Marie „Ring“ sagt.

Lieber Leser, du hast zweierlei erfahren: erstens, daß die Angst vor brenzlichem Fett ungemein anregend auf den Kaufmannsgeist wirken kann; zweitens, daß man gegen alle Belastungsproben mit „Ring“ genannten „Bändchen“ gewappnet ist, solange man unentwegt bei der „Bauchbinde“ bleibt!

Es war einmal

VON A. LINDNER

Es war einmal vorzeiten — so beginnt ein alter Gassenhauer. Wenn ich nicht irre, geht er bis aufs Paradies zurück.

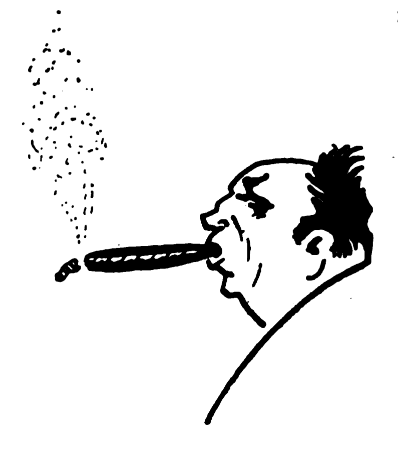
Nun wohl: es war einmal möglich, in Deutschland für einen Sechser eine ausgezeichnete Zigarre rauchen zu können. Man mußte schon nach Berlin kommen, um sich daran zu gewöhnen, daß eine feine Qualität mit „zwei Stück fünfzehn Pfennig" bezahlt wurde. Und bei Zigaretten zahlte man drei Pfennig, wenn man im Durchschnitt bleiben wollte; es gab aber viele Leute, die mit der Pfennigzigarette recht zufrieden waren, und dann gab es noch einzelne Schlemmer, die sich den ganz unerhörten Luxus erlaubten, zehn Pfennig anzulegen. Zehn Pfennig für eine einzige Zigarette! Der Vater, der das Geld für diesen Luxus verdient hatte, drehte sich im Grabe um, wenn er den Preis hörte.

Inzwischen — nun: es ist anders geworden. Aber doch nicht ganz so schlimm, wie wir meinen. Mancher wird sich entsinnen, daß schon vor fünfundzwanzig Jahren im Auslande, sogar in Spanien, kaum eine Zigarre rauchbar war, die weniger als eine Mark kostete. Und Zigaretten, wenn man nicht gerade die landesüblichen billigen Sorten unbekannter Herkunft bevorzugte, waren verhältnismäßig sogar noch teurer. Wer sich die Schwindsucht oder Gehirnerweichung an den Hals rauchen wollte, konnte ja mit einer billigen „Toscana" in Rom auskommen; wer jedoch ein den deutschen Zigarren und Zigaretten ähnliches Erzeugnis trotz Polenta und Salami immer noch bevorzugte, mußte einen dicken Geldbeutel haben. Und ähnlich lag die „Tabakfrage" in fast allen außerdeutschen Ländern.

Wir sind verwöhnt — arg verwöhnt! Wenn in früheren Jahren der Reichstag über einen neuen Tabakzoll beriet, so gerieten wir in grenzenlose Aufregung, weil der Preis einer Zigarre von 5 auf 5½ Pfennig verteuert werden sollte. „Unmöglich!" sagten aus ehrlichster Überzeugung alle, die etwas davon verstanden.

Und doch ist es gegangen! Aber: „fragt mich nur nicht wie". Wir haben uns daran gewöhnen müssen, mit tiefster Besinnlichkeit eine einzige Zigarre oder Zigarette in der Zeit aufzurauchen, in der wir sonst als „Kettenraucher" ungezählte Exemplare vertilgten.





Nun ist es ja zwar mit der Besinnlichkeit eine recht schöne Sache; ich bin der letzte, der auf den Hochgenuß verzichten möchte, zu den bescheiden gewordenen, besinnlichen Menschen zu zählen. Aber ich habe eine ganz ungeheure Freude daran, daß wir schon wieder unter den Auslandspreisen angelangt sind. Teuer ist's immer noch, viel zu teuer; trotzdem: in Deutschland raucht man doch am billigsten und — am besten!

Abschied vom blauen Rauch

VON ANTON WILDGANS

Heut nachts erwacht' ich jäh, das Herz stand still!
Dann aber hub ein Hämmern an, ein Pochen,
So ungefüg, als würde eingebrochen
Im Purpurschein des Lebens. — Wie Gott will.

Es meint' der Arzt zu mir: Du rauchst zuviel,
Solch sinnlos Fröhnen bleibt nicht ungerochen! —
Und man hat mir weise zugesprochen
Von meines Daseins Pflicht und ernstem Ziel.

Du blauer Rauch, berauschendes Umfließen,
Aus dem mir Ahnung und Gedanke quillt,
So muß ich deiner spärlicher genießen

Und ganz entsagen, wenn es einmal gilt. —
Wärst nicht das erste duftende Gebild,
Von dem ich habe Abschied nehmen müssen.

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags L. Staackmann in Leipzig
aus der Gedichtsammlung „Mittag" von Anton Wildgans





Zigarettenschmuggel

VON DR. RUDOLF MANASSE

GESCHÄFTSFÜHRER DES BUNDES DEUTSCHER ZIGARETTENFABRIKEN

Eine Darstellung der Entstehung und des Wesens der Zigarette wäre in heutigen Zeiten nicht vollständig, wenn man nicht auch den Schmuggel beschriebe, der mit Zigaretten getrieben wird. Schmuggel hat es schon immer gegeben, wie es immer auch Verbrechen gegeben hat. Sie waren die Ausnahme, die die Regel bestätigten. Sie erst gaben dem normalen Leben Relief. Heute ist das anders. Die Ausnahmen sind zur Regel gworden. Und was Regel war, ist gestört.

Es mögen 10 Milliarden Mark sein, die seit November 1918 ins Ausland gegangen sind für unrechtmäßig eingeführte Zigaretten. Für diese Summe hätte der gesamte Rohstoffbedarf der deutschen Zigarettenindustrie auf 7 bis 10 Jahre gedeckt werden können. Diese Milliarden sind hinausgegangen und haben in Holland den Markkurs gedrückt. Sie sind mit schuld an unserem schlechten Valutastand; so ist der Blutverlust des deutschen Volkes, der durch den Blutegel des Schmuggels veranlaßt worden ist, mittelbar noch viel größer.

Es war kein Wunder, daß in der Zeit des Zusammenbruchs und in den darauf folgenden Monaten, als das „Loch im Westen“ so groß war, daß fast das ganze Inventar des deutschen Hauses hinausfiel, die unerlaubte Einfuhr ausländischer Raucherwaren unbegrenzt war. Aber die Zeiten sind ja Gott sei Dank nach dieser Richtung hin etwas besser geworden. Die Zollgrenze hat sich wieder geschlossen.

Nichtsdestoweniger ist der Schmuggel von Zigaretten (andere Gegenstände, wie Rauchtabak, Schokolade, Kaffee, sind nicht so bevorzugter Schmuggelgegenstand) sehr groß, schreckenerregend groß geblieben. Es ist ein eigenes Gewerbe geworden, von Köln und Aachen an die holländische Grenze zu fahren, dort mit freundlichem Gruß an den machtlosen Zollbeamten vorüber die Grenze zu überschreiten, in den hart dahinterliegenden holländischen Häusern sich mit etwa 2000 Zigaretten zu versehen, dieselben wohlverwahrt am Busen (dies ist aber wörtlich zu verstehen) oder in anderen undefinierbaren Gegenden der Leiblichkeit zu verstauen und schließlich gesund und wohlbehalten, meist etwas rundlicher geworden, nach Hause zurückzukehren. Um dem sympathischen Verkehr Rechnung zu tragen und daraus Nutzen zu ziehen, hat die rührige Eisenbahndirektion Köln Sonderzüge für die Schmuggler eingerichtet.

Die auf diese nicht immer hygienische Weise in die Heimat transportierten Zigaretten werden nun in Gastwirtschaften, Fabriken oder auf der Straße gehandelt. Eingangszoll und Steuer zahlen die ausländischen Fabrikate nicht. Man kann sie also billig abgeben und doch noch einen guten Profit machen, wobei man sich natürlich eine tüchtige Risikoprämie anrechnet. Denn es kommt ja doch öfters vor, daß man gefaßt wird. Und der Herr Oberstaatsanwalt in Köln, sowie die Wuchergerichte spaßen nicht.

Aber leider Gottes — fast alle anderen Behörden, besonders die Zentralministerien in Berlin, spaßen reichlich, wenn auch unfreiwillig. Ihre Maßnahmen sind sehr unzulänglich und widersprechen sich häufig. Der „Abwehrverband gegen Schmuggel und Schleichhandel mit Tabakwaren“, der neuerdings von den beteiligten Kreisen ins Leben gerufen ist, sucht auf dem Wege der Selbsthilfe das zu tun, was die Behörden unterlassen. Mit der Abwehr allein aber ist es nicht getan, man muß solche Mittel ergreifen, daß das Übel an der Wurzel gepackt wird. Dazu gehört einmal die Hebung der deutschen Produktion und vornehmlich eine wirtschaftliche Steuerpolitik. Wie zur Zeit die Zigarettensteuer gestaltet wird, kann man von solcher Wirtschaftlichkeit nicht reden. Und sodann gehört dazu die energische und stete Mahnung an die deutschen Raucher: Raucht deutsche Zigaretten! Die Auslandsware ist schlecht und so, wie sie in eure Hände kommt, unsauber.



Schmugglerinnen an der deutsch-holländischen Grenze versenken ihre Schmuggelwaren vor dem Grenzübergang in den geheimsten Teilen ihrer Kleider.



Schmugglermarkt an der deutsch-holländischen Grenze: Schmuggler und Schmugglerinnen beim Einkauf und Verbergen der Waren.
Phot. R. Sennecke.



Raucherphantasien

VON HO SCHNUPPS

Das ist garstig, sagte die hübsche Frau Trude und zerstreute mit einer Handbewegung die gedankenvollen Rauchringe ihres Gatten. Sie sagte „garstig", weil sie einen allerliebsten kleinen Zungenfehler hatte, der bei solchen Worten am besten zur Geltung kam.

„Es ist abscheulich," bekräftigte ihre Freundin Elsa. Und die anderen Damen nickten zustimmend. „Ich kann's auch nicht leiden," bestätigte das energische Fräulein Doktor, das seinen Tituskopf sofort nach getaner Äußerung wieder in eine Rauchwolke hüllte, weil es die Furcht nicht los wurde, von den Blicken der Männer belästigt zu werden. Aus Trotz versuchte es aber doch gleich hinterher, die weiteren Gedanken in den Rauchringen ihrer Zigarette entschweben zu lassen. Als der Versuch mißlang, zuckte es höhnisch mit der Oberlippe. „Männer — pah!" sagte es verächtlich und gab damit eine Weltanschauung kund, die einigermaßen niederdrückend auf die Stimmung gewirkt haben würde, wenn die schönen Augen der Frau Elsa nicht lächelnd von einem zum anderen der rauchenden Herren gewandert wären, um mit einem leise streichelnden Blicke zu verraten: Ganz so schlimm seid ihr aber doch nicht!

Der Kurenmakler Siebenschein bemühte sich durch heftig hervorgestoßene Rauchwolken aus seiner Riesenzigarre den Zigarettenrauch von dem Tituskopf zu vertreiben. Ihn interessierte dies Weib! Er war erst vor kurzem aus dem Kohlengebiet nach Berlin gekommen und war noch auf der Jagd nach der höheren Bildung. „Wieso: pah?" fragte er eifrig. „Wie kann man in Baisse machen? Solange die Valuta sinkt, steigt der Kurs der Männer! Oder nicht?" Er schob mit dem Arm seinen Smoking zurück und stützte die Hand auf die dicke Brieftasche, die seinem Beinkleid eine übernatürliche, wenn auch etwas einseitige Rundung gab.

Frau Trude fühlte sich als Hausfrau veranlaßt, ein Hinübergleiten des Gesprächs auf die Börse hemmen zu müssen. „Die Valuta sinkt, aber sie tanzt nicht!" Mit diesen Worten rückte sie das Thema schnell wieder zurecht. „Und ihr Männer seid garstig, wie ich schon sagte; sobald der Name einer Tänzerin fällt, werdet ihr sentimental und blast gedankenvoll Rauchringe in die Luft. Alle, alle seid ihr so! Mein Vater hatte eine Zigarrenkiste, und auf dem Bilde guckte aus jedem Rauchringe ein blonder, schwarzer, roter Mädchenkopf heraus mit solch geschminktem Puppengesicht, daß meine Mutter die Kiste immer gleich wieder zuklappte. Papa behauptete aber, das sei seine liebste Sorte. Und vorhin, als von der Saharet geredet wurde, da hat Egon ganz garstig solche Rauchringe in die Luft geblasen, wie wenn er immer noch die Saharet mit ihren schwarzgemalten Augen vor sich sähe."

Der Hausherr lächelte.

„Schweig still, Egon!" Frau Trude wehrte jede Einrede ab. „Ich weiß, was du sagen willst! Du leugnest stets alles aus deinem Junggesellenleben! Das kenne ich schon."

Egon strich die Asche seiner Zigarre einem grinsenden Porzellanchinesen in den Mund. „Schließlich gehören die Erinnerungen an Tänzerinnen im Stile der Saharet ja immer noch zu den unschuldigsten Freuden," sagte er bedächtig.

„Na, na!" Frau Elsa blitzte ihn aus dunklen Augen an. „Das sah vorhin ganz abscheulich aus, wie Sie gedankenvoll Ringe vor sich hinbliesen. Ihr gespitzter Mund zeigte deutlich, daß aus den blauen Rauchwölkchen die roten Strümpfe und die Kinderlackschuhe der Saharet emporstiegen."

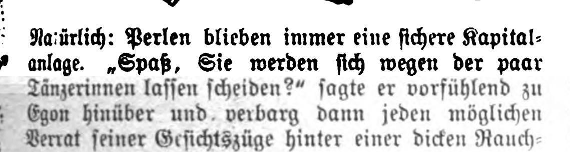
Die Herren lachten zustimmend. Sobald Frau Elsa einen von ihnen auszeichnete, blieb kaum etwas anderes übrig, als durch Zustimmung nichts zu verderben. Und das war unbedingt eine Auszeichnung, daß die schöne Frau sich so tief in die Gedanken Egons versenkt hatte.

„Egon — ich . . ." Frau Trude vergaß vollständig, daß sie selbst eine sehr hübsche Frau mit einem äußerst anregenden Zungenfehler und der kleinsten Schuhnummer der Welt war, und daß Egon ihr dies alles und noch viel mehr vor ein paar Stunden, kurz ehe die Gäste kamen, ins Ohr geflüstert hatte. Ihre Eifersucht galt jetzt auch kaum noch der Saharet, sondern vielmehr ihrer Freundin Elsa, die sich nicht in Egons Gedanken einzumischen hatte!

„Ja: du läßt dich scheiden," ergänzte Egon seelenruhig den durch Anwesenheit der Gäste zurückgedämmten Temperamentsausbruch seiner Frau. „Diesmal, weil ich rauche. Immerhin ein Fortschritt! Vor einer Woche sagtest du auch: ‚Egon — ich . . .' mit der nachfolgenden fürchterlichen Drohung; hinterher sahst du aber selber ein, daß das Glück an meiner Seite doch nicht notwendigerweise aufgegeben werden muß, wenn ich nur einer uralten Geheimrätin zuflüstere: ‚Exzellenz verlieren einen Anbeter.' Ich vermochte dich nach stundenlanger Überredung zu der Auffassung zu bringen, daß ich mich mangels besserer Anhaltspunkte um die Haarnadeln meiner Tischdame kümmern mußte. Diesmal ist's aber wirklich ernster. Du wirst in dem Ehescheidungsprozeß mit der Geschicklichkeit deiner süßen kleinen Hände die Rauchringe verflechten, die ich der gefährlichen Saharet nachgeträumt habe. Was sage ich! Saharet? Nein: du wirst behaupten, daß ich beim Rauchen die lästerliche Angewohnheit habe, sämtliche Tänzerinnen der Alten und der Neuen Welt mit Ringen zu beglücken, während ich hartherzig taub bleibe, wenn du noch eine dritte Perlenkette unter den heutigen Verhältnissen für die einzig mündelsichere Kapitalanlage erachtest. Ich gebe den Prozeß freiwillig von vornherein verloren!"



Siebenschein fuchtelte mit beiden Armen schnell die Rauchwolken beiseite. „Er macht Scherz," beschwichtigte er die Gesellschaft. Für sich selber faßte er jedoch die von Rauchschleiern befreite Frau Trude ganz ernsthaft ins Auge. So eine süße kleine Frau; und geschäftstüchtig, ungeheuer geschäftstüchtig!



Natürlich: Perlen blieben immer eine sichere Kapitalanlage. „Spaß, Sie werden sich wegen der paar Tänzerinnen lassen scheiden?" sagte er vorfühlend zu Egon hinüber und verbarg dann jeden möglichen Verrat seiner Gesichtszüge hinter einer dicken Rauchwolke.

Frau Trude lachte schon wieder. Sie hätte kein Berliner Kind sein müssen, um nicht geschmeichelt herausfühlen zu können, welche Spekulationen der reiche Siebenschein erwog. Da nützte dem Fräulein Doktor aller Geist nichts. Die kleinste Handschuhnummer blieb immer Sieger! Und das tröstete doch etwas über die ungetreuen Rauchringe Egons hinweg.

„Das Rauchen scheint die Phantasie doch anzuregen," sagte Egon etwas spöttisch zu Siebenschein hinüber, indem er es ihm überließ, diese Feststellung als Antwort auf seine Frage zu deuten.

„Kann das noch bestritten werden?" Aus einem der Klubsessel erhob sich der Kopf des gefürchteten Dichters, der jede Woche einmal unterm Strich all die gesellschaftlichen Torheiten sammelte. „Wir sind bei den ersten Zügen der Zigarre von der Saharet ausgegangen und haben uns an einer Kette von Rauchringen schon bis zu einem niedlichen Ehescheidungsdrama durchgearbeitet. Ich habe übrigens längst die Beobachtung angestellt, daß jeder bei den duftigen Wölkchen seiner Zigarre oder Zigarette etwas ganz anderes denkt, als man vermutet. Der Tabak drückt fast immer das Gegenteil von dem aus, was man erwartet. Hat Ihnen schon jemals ein rauchender Geldbriefträger das Glück ins Haus gebracht? Sicher nicht! Und mit den vielgerühmten Mädchenköpfen, die uns aus jeder Rauchwolke entgegenlächeln sollen, ist's schon gleich ganz Essig. Solche Phantasien leben nur in der Einbildung nichtrauchender Frauen. Der Tabak malt nicht — ich bitte das wohl zu beachten, meine Herrschaften; denn der Gedanke dürfte bisher kaum so präzis ausgedrückt worden sein — der Tabak malt nicht, sondern er verwischt, er löscht aus. Anderenfalls würde er eine Fessel des Geistes bedeuten. Aber er ist ja der stärkste Anreger; er gibt der Seele Schwungkraft, er bringt neue Gedanken hervor!" Er erhob sich und blickte nach seiner Taschenuhr. „Sie gestatten doch," sagte er zum Hausherrn mit einem schnellen Griff in die größte Zigarrenkiste, „die Sorte ist vorzüglich; ich werde mich gleich noch an meinen Schreibtisch setzen und ein Feuilleton über das Rauchen schreiben." Zu Frau Trude gewandt, fügte er hinzu: „Sie dürfen jedoch versichert sein, daß meine Phantasie nicht bei den stümperhaften Mädchenköpfen haltmachen wird; ich verdanke dem schönen Abend bei Ihnen und dieser Zweistundenzigarre ganz andere, wertvollere Anregungen." —

„Egon, beichte!" sagte Frau Trude, als alle Gäste gegangen waren. „An was hast du bei den Rauchringen gedacht?"

„Willst du es wirklich wissen?"

„Ich muß es wissen!"

„Nun, ich dachte nicht an die Saharet, sondern: könntest du doch die ganze Bande zum Tempel hinauswerfen, damit du endlich wieder mit deinem Trudeli allein bist!"

„Das ist garstig," sagte Frau Trude, obgleich sie vor Freude errötete. „So was darf man nie denken! Aber wenn die Ringe wirklich nicht der Saharet galten, dann will ich dir verzeihen — und zur Versöhnung darfst du mir morgen die Perlenkette schenken, von der du vorhin sprachst."

„Du rauchst zwar nie, aber es ist merkwürdig, wie der Tabak selbst bei dir die Phantasie anregt," sagte Egon seufzend.





„Zur Gesundheit"

Von Klaus Waterkant

Meist sagt man auch „Prosit"! — Es liegt etwas ungeheuer Gemütliches darin, wenn jemand schnupft. Ich habe allerdings beobachtet, daß er wider alles Erwarten nicht niest, und daß man deshalb keine Gelegenheit hat, „Prosit" zu sagen. Das ist nur bei „Anfängern" möglich. Man weiß allerdings nie, wann der Anfänger sich zum Meister entwickelt hat. Der Übergang vollzieht sich lautlos, unmerkbar, unhörbar für den Beobachter.

Die Schnupftabakfabrikation gehört zu den Geheimkünsten. Man ahnt nicht, welche raffinierten Vorbereitungen nötig sind, um die Tabakdose für dreißig oder fünfzig Pfennig — in Papiergeld! — mit dem Wundermittel füllen zu können.

Alle modernen Hilfsmittel sind bei dieser Geheimfabrikation mit vollster Absicht ausgeschaltet. Der richtige Schnupftabakfabrikant belächelt den Fünfzigtausend-Tonnendampfer: er läßt seinen Tabak in uralten Segelschiffen herüberkommen. Denn bei dieser gemächlichen, langsamen Fahrt macht der Tabak die zweite Fermentation — Gärung — durch, die ihm ein in Dampfschiffen nie erreichbares Aroma gibt. Und dann lagern diese Tabake viele, viele Jahre lang in sogenannten „Karotten" in den Kellern, sie werden mit ganz geheimen Zusätzen und Abkochungen behandelt, bei denen selbst die edelsten Rheinweine nicht gescheut werden, bis endlich jener feinaromatische Tabak zum Verkauf gelangen kann, der dem Geiste Schwungkraft verleiht.



Gewiß: die Taschentuchfrage ist bedenklich! Aber — haben nicht schon in früheren Zeiten auch die schönsten Frauen schlimmer als ein alter Seebär geschnupft? Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß die Mode auch der Allgemeinheit mal wieder ein Prieschen gestatten wird!

Der Nordhäuser

Von Horst Schöttler

Ich bin mein Lebtag nicht in Nordhausen gewesen. Aber ich möchte wohl!

Nicht wegen des berühmten Kornbranntweins. Den kann man im In- und Auslande für Geld kaufen. Er wirft auch den Durchschnittseuropäer noch nicht über den Haufen; den Deutschen am wenigsten.

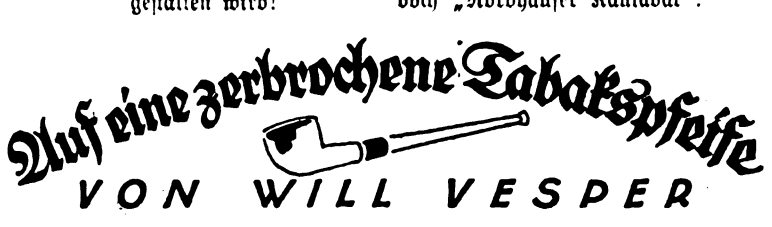
Aber eine unheimlich starke Generation muß dort in Nordhausen heranwachsen. Denn neben dem Kornbranntwein gedeiht dort der Kautabak — und der erfordert starke Männer! Deshalb stelle ich mir Nordhausen wie eine alte Wikingerkolonie vor.

Ich habe einmal Nordhäuser Kautabak in den Mund bekommen. Opium kann nicht stärker wirken. Hohe, hellblonde Frauengestalten sah ich vor mir auftauchen und mit isländisch sagahaftem Schritt in unerreichbare Nebelfernen verschwinden. Uralte Märchen von unwandelbarer Treue, von grimmigstem Haß und inniger Liebe wurden wieder lebendig. Eine Götterhand mit unbezähmbarem Trotz ballte drohend die Faust; aber die noch stärkeren Erdbewohner beugten sich nicht unter die Götterfaust.

Solchen Kraftrausch kann man in unserer saftlosen Zeit nur mit Kautabak erzielen. Aber man muß den „Stift" bis zu Ende kauen — wer das nicht fertig bringt, gehört nicht zu den starken Männern!

Wie gesagt: ich bin mein Lebtag nicht in Nordhausen gewesen! Für diesen Sommer bin ich nach Island eingeladen. Ich schwanke aber noch. Absichtlich habe ich in dieses Preislied den Fehler vom „Nordhäuser" Kautabat eingeschmuggelt. Vielleicht muß es „Nordhausener" heißen; wer weiß? In einer längeren Ratskellersitzung — bitte die hohen, hellblonden Frauen nicht vergessen! — könnte man das bei einer ausgedehnten Sitzung feststellen. Ich halte mich gern zur Verfügung. Wahrscheinlich heißt es doch „Nordhäuser Kautabak"!





Auf eine zerbrochene Tabakspfeife

VON WILL VESPER

Zum Zeichen, daß der Götter man gedenke,
einst hing man in den Tempel Weihgeschenke,
gerenkte Glieder, trostgeheilte Herzen
und tausend Zeichen überwundner Schmerzen,

Und dann die kleinen rührend frommen Gaben,
die oft ich fand an schlichten Kirchleins Wand,
hier eines Mädchens liebstes buntes Band,
dort selbstgeschnitzte Flöte eines Knaben.

Ein solches Plätzchen auch, geliebte Pfeife,
nun leider mir zerbrochne, gönn' ich dir.
Häng an der Mauer dieses Kirchleins hier.
Und daß sich keiner frech an dir vergreife,

Und finde dich profan an solchem Orte!
O sage ihm, wie du mir lieb gewesen,
und wie wir oft und ohne viele Worte
still miteinander von der Welt genesen.

Und daß du fromm mich aus der Erde Schranken
mit zartem Dufte aufwärts hast gewiesen.
Wie gute Geister stiegen die Gedanken
zum Himmel mit dem Rauche, den wir bliesen.







Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I. — Zeichnung und Holzschnitt von Adolf v. Menzel



LA IMPORTATA



FIRST CLASS REGALIA REGIA COMME IL FAUT

VON FRANZ KERN

Eine junge Frau hatte für den etwas krittligen Ehegatten zum ersten Weihnachtsfest im eigenen Heim eine feine Kiste Zigarren eingekauft. Zwar nur fünfundzwanzig Stück, aber: Marke „Für Feinschmecker". Ganz glücklich eilte sie nach Hause.

Der Weihnachtsabend verlief leider nicht ungetrübt. Männer sind meist Heupferde, die keiner Verstellung fähig sind. „Für Feinschmecker" las der junge Gatte mit hörbarem Gruseln. Stillweinend brannte er sich dann nach dem Essen eine seiner gewohnten „Carmencita" an. Das war eine Sorte! Er hatte keine Lust, sich mit der „Feinschmeckermarke" den ganzen Abend zu verderben. Die junge Frau schwieg und — war verstimmt.

Das Kistchen „Für Feinschmecker" ist später an Besuchsabenden aufgebraucht worden. Der Hausherr bot die Sorte mit der zur Höflichkeit zwingenden Bemerkung an: „Das Weihnachtsgeschenk meiner Frau!" Da blieb einem halbwegs wohlerzogenen Manne keine andere Wahl übrig.

Und: die Sorte war vorzüglich! Sie war weit besser als die „Carmencita". Wenn man das jedoch dem Hausherrn versicherte, so lächelte er gnädig wie ein Heupferd, das keine Verstellung nötig hat.

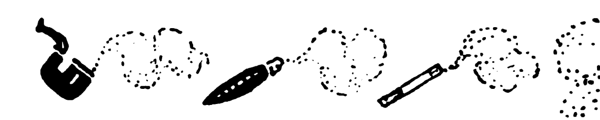
Diese Geschichte kann sich selbstverständlich nur in Deutschland abspielen. Sie hat aber gewissermaßen auch ihre Berechtigung. Sie führt ihre Wurzeln auf jene Zeit zurück, in der man eine „deutsche Zigarre" überhaupt noch nicht kannte. Die spanischen Namen unserer Zigarrenpackungen stammen ja aus jenen fernen Tagen, als die ersten Zigarren von der spanischen Kolonie Kuba herüberkamen.

Inzwischen hat sich das Bild draußen, im Ausland, längst geändert. Dort hat man den Wert der „deutschen" Zigarre längst erkannt. Noch ehe andere Industrien auch nur die Möglichkeit des Exports erwogen, war die deutsche Zigarrenfabrikation schon auf dem Plan. Kurz nach dem Kriege von 1870/71 wurden auf den Weltausstellungen in Sydney und Melbourne deutsche Zigarren vorgeführt; deutsche Zigarren, die man aus den feinsten Havannatabaken hergestellt hatte und die den Namen des deutschen Kaufmanns als eines vorbildlichen Veredlers von Kolonialprodukten über den Erdball verbreiteten.

Zahllos sind dann die Versuche gewesen, den deutschen Raucher daran zu gewöhnen, das anerkannt vorzügliche deutsche Erzeugnis auch unter deutscher Flagge zu kaufen. Die großen deutschen Zigarrenpackungen-Druckereien, die inzwischen längst die hauptsächlichsten Lieferanten auch der Zigarrenfabriken in Kuba und anderen Ländern geworden waren, haben sich immer wieder bemüht, mit rein „deutschen" Packungen das Inland zu versorgen. Hier und da ist ein Versuch auch geglückt, die ungeheure Masse der Zigarren muß jedoch noch immer mit spanischen Namen verkauft werden, wenn sie vor dem Auge des deutschen Rauchers Gnade finden soll. Bedauerlich! Auch der gute Einfall, durch Wiedergabe künstlerischer Bilder, zum Beispiel feiner alter Meistergemälde oder deutscher Landschaftsbilder, den Ausstattungen der Zigarrenkisten ein anderes Gepräge zu geben, hat den spanischen Typ nicht überwinden können. Immer wieder tauchten neue Ideen auf, mit denen unsere weltberühmten Etikettenfabriken den heimischen Markt für deutsche Namen gewinnen wollten. Man hat sogar versucht, durch Wiedergabe kulturgeschichtlicher Werte den doch für jegliches Bild freien Raum auf Zigarrenkisten auszunützen; so erschien zum Beispiel vor einer Reihe von Jahren eine Packung, die eine höchst lehrreiche und interessante Abbildung des „Steins von Rosette" darstellte. Alles vergebens! Der Raucher — und auf den kam es ja immer allein nur an — weiß genau, daß er eine deutsche Zigarre raucht, aber er läßt sich lieber noch ein „first class" oder gar ein „Comme il faut" gefallen, als daß er seine angeborene Neigung für fremdländische Zigarrennamen bekämpft. Der Raucher: damit ist nicht jeder einzelne gemeint, denn es gibt Gott sei Dank Menschen, die der Bestrebung „Deutsche Marke für deutsches Erzeugnis" begeistert zustimmen; bis jedoch nicht endgültig mit dem alten Unfug aufgeräumt wird, daß die „Importata, first class regalia comme il faut" bevorzugt wird, müssen wir uns samt und sonders als Heupferde betrachten.



Nur die Frauen — die kaufen mit Vorliebe deutsche Marken! Leider meist nur zu Weihnachten. Wir sollten diese Marken wenigstens versuchen. Sie sind keinesfalls schlechter; denn sie stammen aus derselben Fabrik, aus der wir unsere Sorte mit spanischem Namen beziehen. Aber: sie sind urdeutsch — und gerade deshalb sollten auch wir sie bevorzugen!





Rauch und Asche

Von Wilma Popper

Einige dreistellige Zahlen im Wirtschaftsbuch verursachten die ersten Meinungsverschiedenheiten zwischen den jungen Eheleuten. Da aber die Honigmonde noch nicht vorüber waren, bewegten sie sich zwischen den engsten Grenzen. Er nannte sie „liebes Kind“ und sie ihn „Mein Lieber“, allerdings mit etwas spöttischer Betonung, wie auch jetzt. Sie legte den rosigen Fingernagel auf eine Zahl und sagte: „Siehst du, mein Lieber, diese Ausgabe hier ist die größte Verschwendung. Zigarren und Zigaretten. Wieviel Zeit und Geld verschwendest du, damit du deine gewohnten Zigarren erhältst, und ein wenig blauer Dunst und ein Häuflein Asche ist alles, was davon bleibt.“

„Du hast recht, liebes Kind,“ erwiderte er, „aber zwischen dem Rauch und der Asche liegen unsere Illusionen. Wir können ohne diesen blauen Dunst nicht leben. Sieh hier zum Beispiel diese dreistellige Zahl: ‚Sandwiches, Pastete, Schlagsahne und Obst für den Fünfuhrtee.‘ Was war denn dieser Fünfuhrtee anderes, als der blaue Dunst, den du deinen Freundinnen vormachen wolltest. Diese jungen Damen, die teils der Plutokratie und teils der Aristokratie angehören, sollten sehen, daß wir Spießbürger mit unserem bescheidenen Einkommen nicht ganz rückständig sind und auch wissen, was sich ziemt. Also ohne diesen blauen Dunst kannst wieder du nicht leben. Der einzige Unterschied zwischen uns ist, daß du den blauen Dunst für die Welt brauchst, um deine Eitelkeit zu befriedigen, während ich die Rauchkringel brauche, um in der ewigen Tretmühle der Tagespflichten und der Ärgernisse meines Amtes diese blauen Wölkchen um mich zu haben, in denen ich meine Herzensgöttin sehen kann, die unseren häuslichen Herd umschwebt.

Ja, liebes Kind, was ist denn unser ganzes Leben anderes, als die Illusion, die zwischen dem Rauch und dem Häufchen Asche liegt? Was wäre es, wenn wir den blauen Dunst nicht hätten? Also behalte du den deinen und gönne mir den meinen. Das feinste Aroma dieses blauen Dunstes ist ja doch der häusliche Frieden. Also: Schluß und Friedenskuß!“

Zeige mir wie du rauchst

und ich will dir sagen, wie du bist, behaupten die Leute. Meist stimmt es aber nicht. Wer kleinlich beobachtet, ob jemand die Asche sorgfältig nach jedem Zuge abstreift, ob er die Zigarette ausgehen läßt oder die Zigarre zerkaut, kommt zu argen Trugschlüssen. Er ist ein Stümper in der Kunst, Menschen zu beobachten.

Die lächerlichste Stümperei ist es, wenn solch Neunmalkluger jemand einen Verschwender nennt — nur weil er mal einen Zigarrenstummel fortwarf und ihn nicht bis auf das letzte Endchen in der Spitze aufrauchte. Denn jeder geschmackvolle Raucher weiß, daß das letzte Ende immer davon abhängig bleiben muß, ob noch ein Genuß oder nur ein langweiliger Abschied zu erwarten ist.

Wer den Raucher richtig beobachten will, muß ihn als Don Juan ins Auge fassen. „Aber in Spanien tausendundzwei!“ Das leistet der Raucher spielend in einem einzigen Jahre. Oft versetzt er sechs, acht, zehn Geliebte an einem Tage in Feuer.

Denn der richtige, beobachtungswürdige Raucher behandelt seine Zigarre und Zigarette wie eine Geliebte. Mit raffinierter Genußsucht wählt er sie aus, mit aller Zärtlichkeit tritt er an sie heran, mit zögernder Überlegtheit facht er ihre Glut an — um sie dann achtlos beiseite zu werfen. „Blonde, Brünetten, drauf will ich wetten, zählt mein Register heute noch mehr!“

Zeig' mir wie du rauchst — und ich will dir sagen wie du geliebt wirst. Wenn du unentwegt deine blonde Sumatra rauchst, belächeln dich die Frauen. Wenn du zwischen Zigaretten und Zigarren abwechselst, finden die Mädchen dich so gefährlich, daß sie die Frauen vor dir retten wollen. Wenn du aber gar hie und da auch eine kurze Pfeife nicht verachtest, dann bist du der richtige Don Juan, dem kein Weib widerstehen kann.

Nur vor einem mußt du dich hüten: wolle kein Über-Don-Juan sein! Sobald du deine Erfolge durch Prise und Priem noch weiter steigern willst, sinkst du jählings von der Höhe herab. Don Juan blieb immer so geschmackvoll, daß er bei Zerlinchen haltmachte!





Blaue Wolken — Gemälde von H. C. Jentzsch

Von Wolken die zum Himmel führen

von JOS. STOLLREITER

Eine Zigarre oder eine Pfeife Tabak zur rechten Zeit tut mehr als kluge Berechnung. — Wie manche elende Stunde überbrückt sie. — Sie ist wie ein echtes reines Weib, und man bleibt ihr hingegeben bis zum letzten. — Alles sagt sich leichter beim dampfenden Kraut: Freude, Entzücken, Süßes und Diabolisches. Die Nerven fühlen feiner und Musik berauscht uns tiefer.





All den Jubel, den Freudenüberfluß der Mutter Erde, den der Wein nicht mehr fassen konnte, verschwendete die ewige Schöpferin Natur an die unscheinbare Staude: Tabak, die, vom Dufte verrauschter Geschlechter trunken, Nirwana über uns ausgießt und den Geist anregt zu gehämmert-bewußterem Schaffen.

Pan ist im Tabak. Sein Blut duftet in ihm, glüht in seinen Fasern und verströmt mit seinen köstlichen Rauchschleiern wieder ins ewige All.

Rauchen ist wie Weintrinken — nur die Auserwählten erschöpfen den tiefen Mythus des Genusses, und Millionen gehen nur an seiner Oberfläche gedankenlos vorbei.





Die Zigarette. Von Hella Moja



Irgendwo las ich einmal, daß der Genuß der Zigarette zur Ästhetik gehöre. Die Zigarette erziehe gute abgerundete Bewegungen und gebe der überflüssigen leeren Hand in der Unterhaltung Beschäftigung. Seitdem habe ich mich mit der Zigarette besser befreunden können — ohne passioniert zu rauchen. Ich kann mir denken, daß zur Lektüre mancher Bücher die Zigarette geradezu erforderlich ist — nicht minder in manchen Stunden innerer Selbstbetrachtung. Sie regt an, vermag aber auch eine abgeklärte wohltuende Ruhe zu erzeugen. Aus der leise knisternden Selbstverzehrung strömen seltsame Anklänge an unser eigenes Leben; sensiblen Menschen können diese feinen bläulichen Rauchstreifen gleichsam eine Ornamentierung ihrer Gedanken bedeuten.

Die Zigarette erscheint mir das einzige Rauchwerk, das im Salon Geltung haben kann. Für die Finger einer Frau kommt überhaupt nichts anderes in Betracht; der Versuch, kleine zierliche Pfeifen für das weibliche Geschlecht einzuführen, erscheint mir dann emanzipiert, wenn das Rauchwerk nicht mit Charakter, Bewegungen, Gesicht und Figur in Einklang zu bringen ist. Dafür gibt es keine Norm; der Eindruck der Selbstverständlichkeit entscheidet. Deshalb ist auch der richtige Genuß einer Zigarette eine kleine Kunst aus dem großen Bereich der Lebenskunst.

Was ist eine Importe

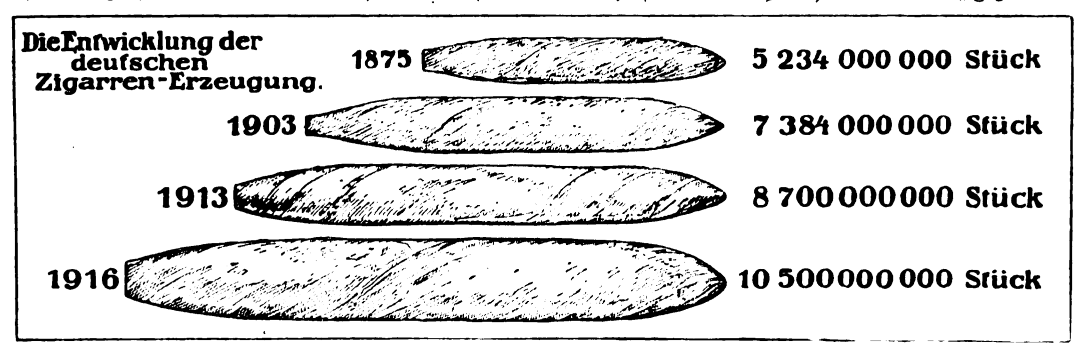
VON RALF SCHICK

Eine Importe ist ganz unzweifelhaft ein Traumbegriff. Man muß mindestens zehn der jetzt so beliebten Milliarden hinter sich haben, um eine Importe genießen und dann den Ausdruck deuten zu können.

Da jedoch in den nunmehr prähistorisch erscheinenden Zeiten meine Leidenschaft der Vertilgung von guten Importen gewidmet war, bin ich in der glücklichen Lage, auch ohne die kümmerlichsten Überreste von Beweisstücken den Begriff „Importe" immer noch feststellen zu können.

Also: eine Importe ist eine Zigarre, die irgendwo im Auslande hergestellt wurde, und die deshalb schon in Friedenszeiten von den Deutschen mit sündhaft teuerem Gelde bezahlt werden mußte. Die Ansicht, daß eine Importe unter allen Umständen auf der Habanainsel Kuba in der Wiege — wenn man so sagen darf — gelegen haben muß, ist durchaus irrig. Es gibt auch „Brasilimporten" und „Mexikoimporten" und „Manilaimporten", und wenn die Eskimos auf den Einfall gekommen wären, uns Zigarren zu senden, so hätten wir uns sogar der „Eskimoimporten" erfreut.

Um uns den Abschied von dem sagenhaft werdenden Begriff „Importe" zu erleichtern, sei jedoch auch folgende Tatsache festgestellt: es gab gute und schlechte Importen; ein Erzeugnis, das man aus den miserabelsten, niederträchtigsten Tabaken im Auslande herstellte, war trotzdem eine „Importe"; ein Erzeugnis, das man aus edelsten, ausgereiften, feinsten Tabaken in Deutschland herstellt, bleibt jedoch immer eine „Zigarre!"



Der Raucher im Geiste

BETRACHTUNGEN EINES NICHTRAUCHERS

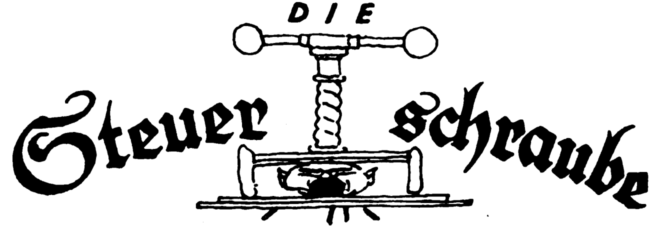
VON FRANZ KARL GINZKEY

Von Franz Karl Ginzkey wußten wir, daß er dem Rauchen entsagen mußte, und wir luden ihn deshalb ein, in humorvoller Weise über die Gefühle zu plaudern, die den zu unfreiwilligem Entsagen Gezwungenen angesichts eines mit Genuß Rauchenden bewegten. Wie es seine Art ist, gestaltete er die Antwort auf unsere Frage ernst und gründlich, und auf unsere Bitte um ein humorvolleres Gewand für seine Gedanken schrieb er uns folgendes: „Es tut mir leid, ich kann's nicht anders machen! Ich finde, es ist lustig genug, zu sehen, wie ernst ich die Geschichte mache. Dort liegt der Humor der Sache, in seiner Unfreiwilligkeit. Ich liefere mich gerne aus, nämlich dem rauchenden Spießer. Wer aber eine Spur jenes anderen Humors in sich hat, daß er noch den Prometheusfunken in der Zigarette spürt, der wird doch auch ein wenig nachdenklich werden und gerührt über diese Höflichkeit des Nichtrauchers, der so edelmütig fremde Leidenschaften besingt, die er selbst nicht mehr besitzt. Aber ist das nicht eigentlich die Aufgabe des Dichters, daß er, mit dem goldnen Wahnsinn im Auge, überall zuschaut und verteufelt wenig selbst davon hat, besonders jetzt, da alles fünfzigmal teurer geworden ist, und nur er nicht? Oh, abermals ist er zur Teilung der Erde, die jetzt von Schiebern besorgt wird, zu spät gekommen! Ich finde also, daß gerade mein nichtraucherlicher Gesang an die Zigarette ein nettes Symbol ist. Ähnlich könnte man auch einen Schweinebraten besingen, denn auch den hat man nicht; ähnlich eine Flasche Rüdesheimer oder eine Fahrt im Schlitten durch den Odenwald. Das alles gibt's nicht mehr für Leute, die lediglich vom Geiste leben wollen und am Ende gar noch von ihrem eigenen. Bringen Sie also ruhig meine nichtraucherliche Raucherphantasie. Ganz Deutschland raucht jetzt im Geiste an einer Zigarette, die es nicht besitzt. Aber gerade diese Kunst war ihm abhanden gekommen im Laufe der vergangenen Jahrzehnte. Es wird nicht zu seinem Schaden sein, wenn es sie wieder erlernt." Und nun soll folgen, was der berühmte Schriftsteller zur Sache selbst zu sagen hatte.

Meine Beziehung zum Rauchen: ich zünde mir hin und wieder eine Zigarette an, wenn sie mir nach einem Mahle angeboten wird, das ist aber auch alles. Obgleich ich bereits in jungen Jahren zu rauchen anhub, vermochte ich niemals ein rechtes Verhältnis hierzu zu gewinnen. Diese am Rande der Leidenschaft vorbeistreichende Nichtraucherei, sie dürfte dem überzeugten Raucher einigermaßen verdächtig sein. Ich beharre seiner Meinung nach zu stark auf der Schwelle des Bewußtseins; ich wolle, glaubt er, mich nicht besiegt erklären, worin nicht immer eine Stärke liegt; ich sei ein objektiver Geselle, der gewiß noch niemals einen Rausch gehabt. Zum Glück vermag man mir das von anderen Freuden des Lebens nicht nachzuweisen, es scheint nur mit dem Rauchen so zu sein, und auch da nur, wo es um das Narkotikum, die Wirkung des Nikotins geht, diese scheint allerdings bei mir nicht an den rechten Mann zu kommen. Hingegen glaube ich die Freude des Rauchers am Bildhaften wohl zu verstehen. Es ist, wenn die Zigarette glimmt, die Freude am Mysterium des Feuers, am Element, am urmächtigen, das hier so zierlich gebändigt in Erscheinung tritt. Ich pflege mir die brennende Zigarette dann immer einige hundert Mal vergrößert vorzustellen, was gäbe das für einen prächtigen Opferaltar, wie aus den alten Heidenzeiten her. Zu oberst die Aschenhaube, silbern aufgetürmt, Symbol des Überwundenen, des Abschiednehmens, der Ruhe nach dem Sturm, neuen kosmischen Zwecken zugewandt. Darunter sodann das köstlich verästelte Glutgespinst, geheimnisvoll leuchtend in Gründen und Abgründen, unerbittlich verzehrende Lohe, Orgie an Purpur und Zinnober, Sinnbild des brennenden Lebens und seiner Unersättlichkeiten. Zu unterst das duftende Opferkraut, vielleicht in Besorgnis vor seiner Zerstörung, vielleicht seiner Erlösung entgegendrängend, dem Schicksal alles Irdischen gleichgestellt. Und all dies überhöht vom bläulich aufwandernden Rauche, dessen Beziehungen zum Übersinnlichen seit Jahrtausenden verbürgt sind, diesem phantasievollsten aller Formenerträumer, diesem besterprobtesten Requisit aller Hohenpriester, Zauberer und Zeichendeuter. Es ist die köstliche *Lebendigkeit* des Feuers, die man da am Rande eines weißen Röhrchens nachdenklich bewundern kann. Wer sich daran zu freuen vermag, dessen Freude ist nicht gering. In diesem Zeichen grüße ich die hier versammelten ehrenwerten Brüder vom Tabakskollegium, obgleich ich mich nicht zu ihnen rechnen kann. So sehe jeder, wie er zu seinem Vergnügen gelangt, der eine im Stoffe, der andere im Geiste.



Das Raucherkollegium. Nach einem Gemälde von Dav. Teniers d. J. Photverlag Franz Hanfstaengl



ENTWICKLUNG DER ZIGARETTENINDUSTRIE

VON REGIERUNGSRAT DR. FLÜGLER

Während noch in den neunziger Jahren die Zigaretteninduſtrie in Deutſchland von ganz geringer Bedeutung war, ſetzte mit dem neuen Jahrhundert ein raſcher und ſtarker Aufſchwung ein, den die nebenſtehende graphiſche Darſtellung derart vor Augen führt, daß eine Beſchreibung kaum mehr erforderlich iſt.

Mit der zunehmenden Entwicklung der Zigaretteninduſtrie erkannte das Reich, daß die Zigarette ein äußerſt dankbares Steuerobjekt iſt. Von der Einführung eines Monopols, wie es in anderen Ländern beſteht, hat man in Deutſchland Abſtand genommen und wird vorausſichtlich auch in Zukunft davon Abſtand nehmen, in der richtigen Erkenntnis, daß die Zigarettenſteuer einen bedeutend höheren Ertrag abwerfen dürfte als ein Monopol. Die erſte Zigarettenſteuer ſtammt vom Jahre 1906; ſie wurde 1909 erhöht. Im Jahre 1916 wurde noch ein Kriegsaufſchlag eingeführt und am 12. September 1919 erfuhr die Zigarettenſteuer wiederum eine andere Geſtaltung, die eine ganz beträchtliche Steigerung der Steuerſätze brachte. Wie die Steuer ſich entwickelt hat, davon gibt folgende Aufſtellung ein Bild:

Im Kleinverkauf Preis	Steuer für tauſend Stück 1906	1909	1916
bis 1,5 Pfg.	Mk. 1,50	Mk. 2,—	Mk. 5,—
über 1,5—2,5 Pfg.	„ 2,50	„ 3,—	„ 8,—
„ 2,5—3,5 „	„ 3,50	„ 4,50	„ 11,50
„ 3,5—5 „	„ 5,—	„ 6,50	„ 13,50
„ 5 —7 „	„ 7,—	„ 9,50	„ 27,50
„ 7 „	„ 10,—	„ 15,—	„ 40,—

Im Kleinverkauf Preis	Steuer für tauſend Stück nach dem Geſetz von 1919
bis 3 Pfg.	Mk. 10,—
„ 4 „	„ 14,—
„ 5 „	„ 19,—
„ 6 „	„ 23,—
„ 8 „	„ 32,—
„ 10 „	„ 41,—
„ 12 „	„ 50,—
„ 15 „	„ 65,—
„ 20 „	„ 87,—
„ 25 „	„ 110,—
„ 30 „	„ 140,—
„ 40 „	„ 200,—
„ 50 „	„ 250,—
über 50 „	„ 300,—

Das Tabakſteuergeſetz, das die letztgenannten Sätze feſtſetzte, iſt mit 1. April 1920 in Kraft getreten, aber die Steuerſätze wurden zu gleicher Zeit wenigſtens teilweiſe ermäßigt. In der Zeit von der Schaffung des neuen Geſetzes bis zu ſeinem Inkrafttreten erfolgte eine vollſtändige Umwandlung der wirtſchaftlichen Verhältniſſe, die beſonders durch den gewaltigen Sturz der Mark bedingt war. Dieſer traf die Zigaretteninduſtrie naturgemäß ſehr hart, weil durch die Entwertung der Mark der Tabak gewaltig im Preiſe ſtieg. Wäre das Geſetz mit den beabſichtigten Steuerſätzen in Kraft getreten, ſo hätte die Zigarette einen Preis erreichen müſſen, der einer Verhinderung des Verbrauchs und damit einer Vernichtung der Induſtrie gleichgekommen wäre. So wurden denn vom 1. April bis 30. September die oberſten fünf Steuerklaſſen der Zigarettenſteuer um 50 Proz. erſtmals ermäßigt und zum zweitenmal vom 1. Oktober 1920 bis April 1921 mit der Maßgabe, daß die Steuer nicht unter 87 Mark herabgehen dürfe. Vom 1. April dieſes Jahres ſoll nun die Steuerermäßigung nicht mehr 50 Proz., ſondern nur noch 30 Proz. betragen, das heißt die Zigarettenſteuer wird um 20 Proz. erhöht, falls die Reichsregierung einem erneuten Antrag des Reichswirtſchaftsrats nicht ſtattgibt und die jetzige Regelung auf ein Jahr feſtſetzt. Die Zigaretteninduſtrie iſt der Auffaſſung, daß eine Erhöhung der Steuer um 20 Proz. zu den größten Schwierigkeiten der Produktion und des Abſatzes führen muß, ſo daß das Reich aus einer Erhöhung der Steuer nicht nur keinen Vorteil, ſondern verminderte Steuererträge haben wird. Dieſe Folge muß aber noch aus einem anderen Grunde eintreten. Mit der Beſetzung des linken Rheinufers ſetzte eine ungeheuere Einfuhr engliſch-amerikaniſcher Zigaretten im Schätzungswert von Milliarden ein, die unter den damaligen Verhältniſſen nicht verhindert werden konnte. Dieſe eingeführten Zigaretten ſind verſteuert und verzollt worden. Nachdem die Entente die deutſchen Einfuhrverbote anerkannt hatte, hörte die Einfuhr der Zigaretten, die verſteuert und verzollt wurden, auf. Sie war im übrigen auch unmöglich gemacht durch den hohen Zollſatz, der durch das Tabakſteuergeſetz vom 12. September 1919 auf die Zigaretten gelegt worden war. Dafür ſetzte aber der Schmuggel an der deutſch-holländiſchen Grenze in allergrößtem Umfang ein. Tauſende von Menſchen beſchäftigen ſich an der Grenze mit dem Schmuggel, dem ein beſonderer Aufſatz in dieſem Heft gewidmet iſt. Man geht wohl nicht fehl, wenn man die täglich widerrechtlich eingeführte Menge an der deutſch-holländiſchen Grenze auf mindeſtens 20 Millionen Stück ſchätzt. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß das Reich durch den Schmuggel dieſer Zigaretten eine gewaltige Steuereinbuße erleidet, der es nicht ausgeſetzt wäre, wenn die deutſche Induſtrie in die Lage verſetzt würde, durch eigene Produktion den deutſchen Markt zu decken. Allerdings genügt es nicht, daß die deutſche Induſtrie hinreichend produzieren kann, notwendig iſt vor allen Dingen, daß ſie **billige** Zigaretten herſtellen kann, die mit den ausländiſchen Zigaretten einigermaßen in Preiswettbewerb treten können. Die Herſtellung ſolcher Zigaretten iſt aber vor allen Dingen durch die hohe Steuer, die allein dem Einfluß des Reichs unterliegt, unmöglich gemacht. So trübe die Ausſichten nach der Erhöhung der Zigarettenſteuer um 20 Prozent ſind, ſo glänzend ſind ſie für den Schmuggel; denn nach der Erhöhung der Steuer um 20 Proz. wird es der Zigaretteninduſtrie weniger denn vorher möglich ſein, Zigaretten zu einem Preis auf den Markt zu bringen, der den Gewinn des Schmugglers ſo herunterdrückt, daß ſich der Schmuggel nicht mehr lohnt. Vielmehr wird







durch die Erhöhung der Steuer der Gewinn für den Schmuggel erhöht und ein weiterer Anreiz für ihn geschaffen. Alle Überwachungsmaßnahmen gegen den Schmuggel waren vergeblich, hier hilft nur Verbindung von Finanz- und Wirtschaftspolitik — also die Möglichkeit der Herstellung einer billigen Zigarette durch die deutsche Industrie. Es ist aus volkswirtschaftlichen wie aus sozialen Gründen bedauerlich, daß das Reichsfinanzministerium trotz dieser Gründe sich bisher nicht dazu herbeiließ, den berechtigten Forderungen der Industrie auch nur im geringsten Rechnung zu tragen. Maßgebend für die hohe Zigarettensteuer war natürlich das Bestreben, möglichst hohe Summen aus der Zigarettensteuer herauszuwirtschaften. Dieses Streben wird aber durch das Übermaß der Steuer in das Gegenteil verkehrt, weil eine allzu hohe Steuer einen Rückgang des Verbrauchs herbeiführen muß, der sich dafür den geschmuggelten Zigaretten zuwenden wird.

Welche Bedeutung die Zigarettensteuer für das Reich hat, geht aus folgenden Zahlen hervor: Die Zigarettensteuer brachte im Jahre 1913 46 Millionen, 1914 57,6 Millionen, 1915 81,5 Millionen, 1916 215,3 Millionen, 1917 484,9 Millionen. Die Zigarettensteuer wird nach den heute gültigen Sätzen zweifellos weit über 1 Milliarde Mark einbringen, und steht damit wohl an der Spitze aller indirekten Steuern.

Große Gefahren drohen, wie aus Vorstehendem hervorgeht, der deutschen Zigaretteninduſtrie. Die hohe Steuer wird bei der zunehmenden Verarmung des deutschen Volkes zweifellos einen starken Konsumrückgang herbeiführen, der Schmuggel wird an Ausdehnung eher zu- als abnehmen, und schließlich droht die Gefahr der Überfremdung, die um so ernster zu beurteilen ist, als wohl der größte Teil der Zigaretten-industrie gegen den Wettbewerb des Auslandes wegen dessen enger Verbindung mit dem Tabakmarkt machtlos wäre. Es liegt vor allen Dingen an den gesetzgebenden Instanzen, ob sie es zulassen wollen, daß eine Industrie von der Bedeutung der Zigaretteninduſtrie langsam zugrunde geht oder ob sie nicht vielmehr ihre Weiterentwicklung fördern wollen, nicht nur im Interesse dieser Industrie und der in ihr beschäftigten Arbeiter, sondern vor allen Dingen auch im Interesse unserer Volkswirtschaft und unserer Steuerbedürfnisse.

Die Entwicklung der deutschen Zigaretten-Industrie.

1901	1905	1910	1915	1917
176 Betriebe	295 Betriebe	830 Betriebe	863 Betriebe	891 Betriebe

Das beschäftigte Personal:

Jahr	Personal
1917	26 223 Pers.
1915	23 267 "
1910	14 564 "
1905	9 584 "
1901	5 555 "

Die Löhne betrugen:

Jahr	Löhne
1917	33 110 000 Mark
1915	21 636 000
1910	11 353 000
1905	6 639 000
1901	3 418 000

Die Zigaretten-Industrie hat sich trotz der schwierigsten wirtschaftlichen Bedingungen dauernd weiter entwickelt, allerdings abschnittsweise und mit großen Opfern. Sie hat weder Mühe noch Kosten gescheut, um durchzudringen. Unter schwerstem und dauerndem Konkurrenzkampfe ist die Zigarette eine reine Markenindustrie geworden, die insbesondere auch durch eine ausgedehnte, treffliche und zugkräftige Reklame es verstanden hat, sich den Markt zu erobern und sich neben den anderen Tabakwaren durchzusetzen.

Genaue Zahlen über die hergestellten Zigarettenmengen können erst seit dem Jahre 1907 gegeben werden; erst von diesem Zeitpunkt an sind wegen der im Jahre 1906 eingeführten Zigarettensteuer die hergestellten Mengen statistisch erfaßt worden. Die früheren Zahlen beruhen auf fachmännischen Schätzungen.

Die versteuerten Zigarettenmengen betrugen in den Jahren 1907 bis 1917

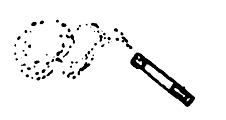
156 847 499 000 Stück

Jahr	Menge
1875	152 000 000 Stck.
1903	3 200 000 000 "
1907	5 804 757 000 "
1908	6 471 261 000 "
1909	7 271 156 000 "
1910	8 353 172 000
1911	9 852 425 000
1912	11 517 756 000 Stck.
1913	12 989 863 000 Stck.
1914	16 703 387 000 Stck.
1915	23 778 246 000 Stck.
1916	26 947 892 000 Stck.
1917	27 157 584 000 Stck.

Der größte Teil der versteuerten Zigaretten entfiel bis zum Jahre 1916 auf die billigsten Preisklassen. Etwa 90 % der gesamten versteuerten Menge entfallen auf die Zigaretten mit einem Kleinverkaufspreis bis zu 5 Pf., 22,1 % entfallen auf die niedrigste Preisklasse, 46 % auf die nächsthöhere und 21,1 % auf die dritte; nur 10,8 % entfallen auf die Zigaretten über 5 Pfg.

22,1 % | 46 % | 21,1 % — 89,2 % unter 5 Pfg.

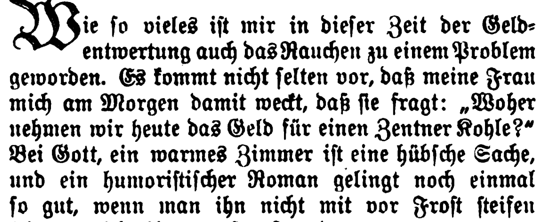
10,8 % — 10,8 % über 5 Pfg.



Mein Pfeifchen und ich



VON HERMANN WAGNER



Wie so vieles ist mir in dieser Zeit der Geldentwertung auch das Rauchen zu einem Problem geworden. Es kommt nicht selten vor, daß meine Frau mich am Morgen damit weckt, daß sie fragt: „Woher nehmen wir heute das Geld für einen Zentner Kohle?" Bei Gott, ein warmes Zimmer ist eine hübsche Sache, und ein humoristischer Roman gelingt noch einmal so gut, wenn man ihn nicht mit vor Frost steifen Fingern schreiben muß. Trotzdem, ich friere lieber, als daß ich auf die Stimmung verzichten möchte, die mir eine Zigarette vermittelt.

Aber eine Zigarette ist keine Zigarette, und es bildet mein Verhängnis, daß meine Phantasie streikt, wenn ich nicht dauernd rauchen kann. Früher war das eine Nebensächlichkeit, denn da bekam man Zigaretten das Stück schon zu einem Pfennig. Aber heute? Heute muß man, um eine erträgliche Zigarette zu erhalten, dreißig Pfennig bezahlen. Was heißt das? Das heißt für mich, daß ich, um einen Druckbogen Manuskript fertigstellen zu können, etwa zweihundert Zigaretten rauchen muß, die sechzig Mark kosten. Die bange Frage, die ich mir da stelle, lautet: Wird mir der so teuer errauchte Druckbogen auch nur diese sechzig Mark wiederbringen? Das ist das Problem. Und dieses Problem habe ich gelöst.



Man glaube nicht, daß ich überhaupt nicht mehr rauche. Im Gegenteil. Ich rauche jetzt vor, während und nach der Arbeit. Ich rauche zu allen Tag- und Nachtzeiten. Ich rauche so stark, daß man mich in dem Qualm, den ich um mich verbreite, oft gar nicht mehr erkennt. Und ich rauche auch nicht schlecht. Trotzdem stellt sich der Tabak, den ich für einen Druckbogen verbrauche, jetzt auf allerhöchstens sechs Mark. Woher das kommt? Ich rauche Pfeife. Und ich besitze deren etwa ein Dutzend. Zu einer jeden stehe ich in einem Verhältnis, das seine besondere Note hat, eine jede pflege ich mit großer Sorgfalt und eine jede dankt mir das dadurch, daß sie ganz ausgezeichnet schmeckt: viel besser als selbst die teuerste Zigarette, viel gehaltvoller als selbst eine Importe mit breitem Band. Und doch schmeckt eine jede anders. Das wird freilich nur der verstehen, der, wie ich, auf dem Wege über die Zigarette und die Zigarre zu der letzten und besten Offenbarung vorgedrungen ist, die einem Raucher beschieden sein kann: zu der Süße des Genusses nämlich, den eine sachverständig gepflegte Pfeife vermittelt.

Was man ihr alles verdankt, das weiß nur der, dem sie in einsamen Stunden zur Freundin geworden ist. Sie hilft einem über Schlimmes hinweg, schafft Beschaulichkeiten in einem und regt zu jener gelassenen Ruhe der Gedanken an, die selbst einen schlichten Mann von nur bescheidenen geistigen Ausmaßen zu einem Philosophen wandeln können. Gibt es noch etwas Besseres, das man zum Lobe irgendeiner Sache sagen kann? Die Pfeife ist klassenfeindlich, sie beglückt Reiche und Arme, Hohe und Niedrige in gleichem Maße. Eine Zigarette kann arrogant, eine Zigarre kann protzig wirken, während eine Pfeife gleichsam alle Gegensätze ausgleicht und versöhnend wirkt. Und was braucht die Welt heute wohl nötiger als Versöhnung? Die große Friedenspfeife — wo ist sie: wo? Und wer brennt sie an?



An die Zigarre

VON JOSEF STOLLREITER

Du Zigarre, du Zigarre
Zauberst mir mit deinem blauen
Kräusel-Rauch
Vor Herz und Sinne
Liebe Tage, liebe Stunden,
Einer holden Fraue Antlitz,
Das in süßer Glut erschimmert
Und in Himmelsschöne strahlt.
Ach, Zigarre,
Wonnewürz'ge
Hüterin der heil'gen Flamme,
Auf den Kringeln deines Rauches
Zieht mein Herz in alle Lande,
Webt sich Wunder aus dem blauen,
Feinen Kräuseln
Und verschollene Musik.
Gäas Herzblut glüht in dir,
Zigarre,
Und Vermählung feiern in dir
Mutter Erde und die Flamme.



Reclams Universum

Moderne illustrierte Wochenschrift

Siebenunddreißigster Jahrgang

Zweiter Halbband

1921

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Inhaltsverzeichnis

(Mit * bezeichnete Aufsätze sind illustriert)

Mitarbeiterverzeichnis

Schriftsteller und Dichter

Bildende Kunst und Kunstphotographen

Romane, Erzählungen, Novellen und Skizzen

Länder- und Völkerkunde

Rechtswesen

Naturwissenschaft

Medizin

Handel, Verkehr, Technik und Industrie

Volkswirtschaft, Soziales, Erziehung

Geschichte, Literatur- und Kulturgeschichte, Kunst

Verschiedenes

Gedichte

Kunstbeilagen, Gemälde und Zeichnungen

Photographien

Bilder aus Kunst, Wissenschaft und Leben

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)

15.

Ueber das Land lief die Erwartung des Friedensschlusses. Wie ein Wechselfieber liefen die angespannten Hoffnungen, die fassungslosen Niedergeschlagenheiten durch den siechen Körper.

Zu Versailles aber gaben die Sieger ihren Völkern ein Schauspiel. Die im Laufe zweier Jahrtausende verfeinerte Empfindungswelt war ausgebrannt wie ein Krater, in Schlacken türmte sich, was einstmals die Kultur der christlichen Nationen geheißen hatte. Bis zum rohen Kitzel der Heidenzeit mußte zurückgegriffen werden, um die Schaulust der Massen zu befriedigen. Und man führte ein Heldenvolk vor, das vier endlose Jahre hindurch mit malmenden Fäusten die ganze Welt zurückgeschlagen hatte, bis Heer und Heimat die Entkräftung des Leibes und der Seele übermannte und ein Heldenvolk auflöste in zusammenbrechende Haufen körperlich und geistig Entkräfteter. Man führte die Entkräfteten vor, die sich in der Qual einer halbjährigen, demütigenden, von Hunger und Mißtrauen gepeitschten Friedenserwartung selbst untereinander noch zerfleischt hatten, brach ihnen das Rückgrat und ließ sie wie erdefressende Würmer durch das kaudinische Joch kriechen.

So waren die Tage beschaffen, die dem Sturm auf die Opterbergwerft folgten, und wie Hammerschläge fielen sie auf Martin Opterbergs Hirn und Herz. Schlagt zu, schlagt zu, dachte er, das Eisen muß gestählt werden. Aber wie die Schläge schmerzten, darüber sprach er zu keinem Menschen.

Der Tod der Sabine Barthelmeß und ihres Gefährten hatte ihn einige Tage in eine selbstgewählte Einsamkeit getrieben, die von den Freunden in schweigender Zurückhaltung geachtet wurde. Diese Einsamkeit war eine gesteigerte Arbeit vom Morgen bis in die Nacht. Die Feuerschäden der Werfthalle mußten in kürzester Frist ausgebessert sein. Die Spanten eines neuen Frachtschiffes wurden auf die Helling gelegt. Der schwimmende Frachtdampfer hatte klar zur Fahrt zu machen.

Wenn Martin Opterberg mit müden Gliedern in sein Haus heimkehrte, ließ er sich das Abendbrot in sein Arbeitszimmer bringen. „Hab ein wenig Geduld mit mir, Linde," hatte er am ersten Abend des Werftüberfalls gebeten. „Es ist noch einiges in mir abzurechnen, und das kann ich nur allein."

„Sprich nicht erst, Martin," hatte Linde Baumgart geantwortet, „es wär' mir leid um mich, wenn ich erst der Worte bedürfen müßt'," und sie war mit einem stillen und freundlichen Blick aus dem Zimmer gegangen.

Auf ihrer Mädchenstube aber litt sie schwerer und heißer als der einsame Mann, von dem sie nicht wußte, wie heftig die Geschehnisse seine Gedanken bewegen mochten, und oft sprang sie in der Nacht empor, horchte ins Haus, schlüpfte die Treppen hinab und horchte an seiner Tür, immer bereit, auf den leisesten Schmerzenston hin bei ihm einzudringen und ihn von seinen Lasten zu erlösen.

Aber Martin Opterberg hatte sich nicht in die Einsamkeit begeben, um einen Schmerz niederzuringen oder einen Stachel aus seiner Seele zu ziehen. Die Schläge, die auf sein Hirn und Herz niedergefahren waren, hatten den Volksangehörigen in ihm getroffen, der Mann in ihm, der vor langen Jahren von einer Sabine Barthelmeß gewußt hatte, fühlte keinen Schmerz. Und doch war es diese Schmerzlosigkeit, über die er zwei Nächte hindurch grübelte, die er durchleuchtete und durchwühlte. Er griff in eine Leere, er leuchtete in ein Nichts. Und in der dritten Nacht erst fand er.

Es war kein Erschrecken in ihm, als das Nichts sich erhellte und aus der Leere aufrecht und stark die Genugtuung trat. Die Genugtuung, befreit zu sein von seiner Lebensschmach. Die Genugtuung, zu leben und die Feinde dahin zu wissen. Du oder ich? hallte es ihm aus den Feldzugstagen in die Ohren. Du!! gellte es in ihm auf. Und er spürte aus grauen, altgermanischen Tagen das Blut der Voreltern in sich wogen. Er war Sieger.

Aber auch in Versailles war ein Schauspiel aus grauen, heidnischen Zeiten zu Ende gespielt. Die Friedensbedingungen, die das Sechzigmillionenvolk der Deutschen mit Keulen zu Boden schlugen, mußten von den Entwaffneten und Entnervten gegen eine Henkersfrist unterschrieben werden.

Nun galt es, in dieser Henkersfrist ein neues Deutschland zu schaffen oder sich in den Erbärmlichkeitstod durch den Strang zu schicken.

Als die Nachricht von der ungeheuren Schmach eintraf, die zu Versailles das deutsche Volk und jeden Mann, jede Frau und jedes Kind in deutschen Landen betroffen hatte, begaben sich die Freunde in Martin Opterbergs Haus. Es war ein Junisonntag von sehnsüchtiger Schöne.

Aber der Mann in tiefer Trauer, den sie vorzufinden dachten, war nirgends zu erspähen. Mit klarer Stirn und klaren Augen empfing Martin Opterberg seine Gäste, schüttelte ihnen die Hand und dankte ihnen für ihr Erscheinen.

„Das Urteil ist rechtskräftig. Ob wir es schelten, schimpfen und bestöhnen, es wird an uns vollzogen. Da scheint es mir besser für unser bißchen Kraft und würdiger für unser letztes völkisches Empfinden, wenn wir entschlossen den großen Querstrich ziehen. Dort die Vergangenheit — hier die Zukunft. Und die Gegenwartscholle, auf der wir heute stehen, muß für die Zukunft unter den Pflug genommen werden."

„Gott sei gedankt," sagte Christoph Attermann, „daß du aussprichst, was ich denke. Und daß deine Augen wieder so hell in die Welt schauen."

„Lasset die Toten ihre Toten begraben, Christoph. So steht's schon in der Bibel. Und im Gesangbuch steht der alte, schöne Erkenntnisvers: Wir machen unser Kreuz und Leid — nur größer durch die Traurigkeit."

Linde Baumgart stand am Tisch. Ihre Hände zitterten auf der Platte. So strömte die Freude in ihr.

Therese Attermann gewahrte es. Sie trat neben die Schwester und legte den Arm um sie.

„Jetzt ist er ganz gesundet, Lindele . . ."

„Ja — jetzt marschiert er ins neue Leben."

Und die Broichs, die sich in ihrem Zusammengehörigkeitsgefühl nicht vor dem alten und nicht vor dem neuen Leben gefürchtet hatten, lachten den nur finster sich zurecht-

findenden Tillmann an, und Therese Attermann fragte, während sie im Kreise um den runden Tisch saßen: „Wo geht der Weg? Wir wollen ihn zusammen begehen wie die Jugendwege tief im Schwarzwald."

„Ja, Schwesterherz," sagte Martin Opterberg und sah ihr voll in die Augen, „dort wollen und dort müssen wir wieder beginnen: in der Einfachheit und der nie ausgeforschten Schönheit der Natur. Unser ganzes Volk müssen wir in die Kindheitstage, in die Jugendzeit zurückführen und es von Grund an zu einem neuen Leben erziehen. Wir sind durch den Krieg arm geworden und werden noch ärmer durch den Frieden werden, wenn wir erst seine Bedingungen erfüllen müssen. Was aber tut eine verarmte Familie, die sich nicht ihren Lebensmut und ihre Lebensfreude rauben läßt? Sie spricht: Einst war die ganze Welt mein Haus — jetzt ist mein Haus die ganze Welt. Siehst du, Therese: hier, mein' ich, geht der Weg. In den Schoß der Familien müssen wir zurück, an die Mutterbrust der Schlichtheit und Gesundheit. Und mit unserem Wiedererstarken von unserem Hause, von der Familie aus Kreis um Kreis ziehen und nach den engeren Ringen die weiten."

„Ja, Martin, echte und rechte Heimatmenschen müssen wir werden, wenn wir's Glück wollen."

Linde Baumgarts Augen lachten, während die Schwester es sagte.

„Was freut dich denn so sehr, Lindele?"

„Mich freut trotz der Schwere der Zeit, daß es halt so und nicht anders werden muß in deutschen Landen. Daß die Menschen, weil's Geld nimmer langen wird für die teueren Prunkbäderstädte, hinauswandern müssen und hinauswandern werden in den deutschen Märchenwald und über die träumende Heide und durch die duftenden Ährenfelder, wenn sie eine Herzensfreud' haben und statt der Dachziegel Gottes Sonne und den funkelnden Sternenhimmel sehen wollen. Und weil der Deutsche, da ihm für seine Erholungsfahrten auf lange Zeit das Ausland gesperrt sein wird, weil der Deutsche nun endlich einmal sein wunderschönes liebes Deutschland kennenlernen wird."

„Und auch die Spinnweben und Wespennester im wunderschönen lieben Deutschland," knurrte Tillmann und rieb sich grimmig die Hände. „Ausgefegt werden müssen sie, soll frische Luft sein."

„Und die Herren Weltbürger dazu," rief Christoph Attermann, „diese Herren ‚Überall zu Haus' und nur nicht im eigenen Vaterland. Wenn ich an diese knochenlosen Kurpfuscher denk', diese geschmeidigen Drückeberger in Deutschlands Not, spür' ich meine Galle."

„Es gibt eben Menschen," meinte Broich verächtlich, „die sich aus Angst, für Männer gehalten zu werden, lieber selbst entmannen."

„Dem ungeduldigen Kranken hilft nur ein willensstarker Arzt," sagte sinnend Therese Attermann, „der, wenn's not tut, zum Chirurgenmesser greift. Vorläufig horcht das Volk, das so ein ungeduldiger Kranker ist, noch auf das Marktgeschrei eines jeden geschwätzigen Quacksalbers, der ein Leibweh höchstens in ein ärgeres Kopfweh umzuwandeln vermag."

„Und wann wird der Arzt kommen? Wo nehmen wir ihn her?"

„Es wird der größte Mann der deutschen Geschichte werden."

„Nur wer im eigenen Hause Ordnung zu halten vermag, ist berufen, sich um die Ordnung auf den Märkten zu kümmern."

„Klein beginnen, aber mit dem unbeugsamen Willen, in die Höhe zu wachsen. Vom eigenen Haus aus die Kreise ziehen, wie Martin Opterberg es sagt, und nach den engeren Ringen die weiten."

„Eine geschichtliche Erlösung kann nur bringen, wer eine neue und größere Geschichte bringt."

„Ich wollte," sagte Martin Opterberg, „im ganzen deutschen Vaterland säßen sie in dieser Stunde Haus bei Haus und sprächen von den Lichtquellen der Zukunft und nicht von dem niedergebrannten Kerzenstumpf der Vergangenheit. Und schüfen an der neuen deutschen Welt, in der es nur noch zwei Parteien und zwei Klassen von Menschen geben dürfte, die Anständigen und die Unanständigen, und die letzten nur, weil wir keine Engel sind und des Sauerteigs bedürfen. Freunde, nie hat eine schwerere Stunde ein Volk der Erde betroffen, und dennoch wollen wir stolz sein, daß wir sie miterleben, daß wir an eine Aufgabe mit heran dürfen, für die die Besten gerade gut genug sind. Daran wollen wir denken, wenn wir allein sind und die Einsamkeit fühlen."

Die Freunde erhoben sich. Wortlos, aber mit klarblickenden Augen. Sie schüttelten sich zum Abschied die Hände und gingen heim, ein jeder, wohin er gehörte. Und der Juniabend schaute durch die Fenster in seiner sehnsüchtigen Schöne . . .

Martin Opterberg war in sein Arbeitszimmer hinübergegangen. Er saß in der dunklen Ecke seines Ledersofas, und Linde Baumgart stand in der Tür und betrachtete ihn mit ihren warmen Blicken.

„Hast du noch einen Wunsch, Martin?"

„Ja, Linde, ich hätte noch einen Wunsch, und ich meine, die schweren Tage sind vor den anderen dazu geschaffen, um sich Wünsche zu erfüllen."

„Nenn den deinen, Martin . . ."

„Ich möchte, Linde — ich möchte, daß du die Laute nähmst und sängst. Gerade an diesem Tag der deutschen Schmach und Schande. Nur das eine Lied, Linde, das Heldenlied, das uns vier Jahre lang vorangezogen ist in die Schlacht. Hol deine Laute, Mädchen."

Sie nickte ihm zu, ging und kehrte mit der Laute wieder.

In dem tiefen Sessel saß sie ihm gegenüber, die Wange an den Lautenhals geschmiegt, und aus dem dunklen Lederpolster leuchtete ihr Gesicht so weiß wie ihr Sommerkleid.

„O Deutschland, hoch in Ehren . . ."

Martin Opterberg horchte auf, als riefen die Geister der Toten aus den fernen Gräbern in Frankreich, Flandern und Polen. Seine Augenlider röteten sich. Seine Wimpern wurden feucht. Aber sein Herz schlug nicht im Jammer um das Gewesene, es schlug im Stolz um die unvergänglichen Großtaten seines Volkes. O Deutschland, hoch in Ehren!

Die reine Mädchenstimme schwoll an, und die klingenden Saiten trugen sie hinauf zu den Höhen, von denen der Blick in die Weite geht.

„Haltet aus im Sturmgebraus!"

Und Martin Opterberg hörte nicht mehr die Geisterstimmen aus den Gräbern. Vornübergebeugt saß er und schaute auf der Sängerin Lippen, als sähe er eine begeisterte Seherin sitzen und der neuen deutschen Welt den Zukunftglauben stählen in dieser Wind- und Wolfszeit, da der Wintersturm brauste im Junimond. Haltet aus! Wir sterben nicht! Wir erstehen! Haltet aus im Sturmgebraus . . .

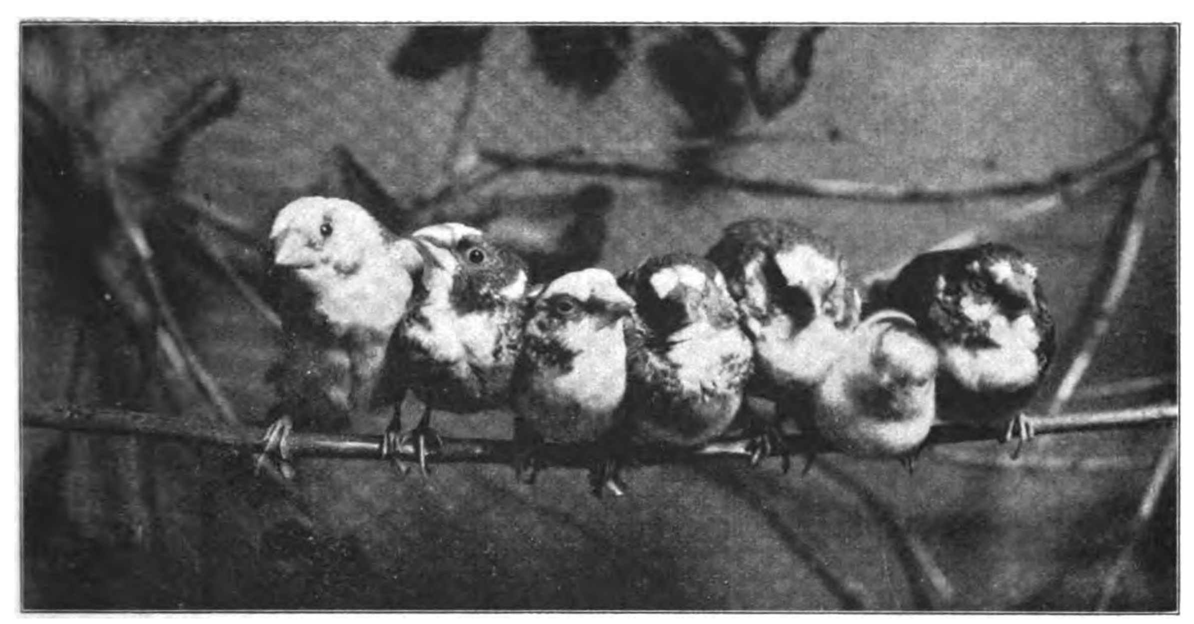
Die Mädchenstimme schwang sich hoch auf aus der grauen Zeitlichkeit zu den ewigen Sternen, und des Mannes Augen leuchteten still und strahlend in der Gewißheit deutscher Unsterblichkeit.

„Haltet aus im Sturmgebraus!"

So feierte Martin Opterberg den Frieden zu Versailles, der ein atemlos gewordenes Volk mitten ins Gesicht schlug.

(Schluß folgt.)





Gute Kameraden. Nach einer Aufnahme von Georg Haeckel.

Die Buben der Frau Opterberg

Roman von Rudolf Herzog (Schluß)

Linde hatte die Laute an den Sessel gelehnt. Sie stand und wartete, und ihre Brust bebte noch von dem Lied.

„Nun ist die Reihe, zu wünschen, an dir, Linde.“

„Ja, Martin ...“

„So sag auch du deinen Wunsch.“

Sie trat zu ihm hin. Auf scheuen Füßen. Und dann kauerte sie sich ganz dicht zu ihm und legte ihm die flachen Hände gegen die Brust.

„Hab mich lieb ...“

Wie ein letztes, silbernes Lautenschwirren glitt es durchs Zimmer ...

Martin Opterberg blieb wie gebannt. Er rang nach einem Wort und fand nicht eins. Alles, was er in dieser Sekunde zu denken und zu fühlen vermochte, sammelte sich im Anblick dieser friedebringenden Mädchenaugen.

„Hab mich lieb ...“ bat das Mädchen zum zweiten Male.

Da hob er die Arme und schlang sie um ihre Schultern und zog ihr Herz so fest an das seine, daß sie plötzlich alle Kraft verlor. Aber die weit geöffneten Augen hielt sie standhaft auf die seinen gerichtet.

„Linde... Linde... das bittest du mich? Du — mich?“

„Ja, Martin ... Es ist ja eins ...“

„Gib mir deinen Mund, du —“

Sie hob ihr Gesicht ihm entgegen. —

Er blickte auf ihre Lippen ... Er spürte, wie ihm ein heißes, seliges Lachen aus fernen Jugendtagen in die Augen trat ... Und er fühlte, daß die Jugend wiedergekommen sei.

Irgendein Wort stieß er hervor, von dem er selber nicht wußte, ob es ein Wort war, und nur, daß es einen Gruß bedeutete, einen Gruß des Wiederfindens, des Festhaltens, einen Glücksgruß wie auch immer.

Und während er ihr den Atem von den Lippen küßte, legte sie ihre Hände fest um seine Schläfen.

„Linde, Linde, ich hab' dich lieb. Weshalb fragst du mich?“

„Damit du weißt, wie sehr ich auf dich warte ...“

„Du hast gewartet? Warum? Warum?“

„Um dir zu bringen, was du brauchst, um als ein Junger ausfliegen und — heimfliegen zu können.“

„Als ein Junger ... Wo ist dein Mund? Wo sind deine Augen? Als ein Junger, o du. Nun trink' ich aus dem Jugendbrunnen. Gib, gib.“

Und es wurde Nacht, und sie sahen nur ihre Augen und spürten nur einer des anderen Herz.

„Es ist Johannisnacht,“ sagte das Mädchen leise. „Das ist die Nacht der bräutlichen Paare.“

„Es ist Johannisnacht,“ sagte Martin Opterberg, „auf den Bergen flammen die Johannisfeuer, und die Menschen, die sich lieben, schwingen sich Hand in Hand durch die Flammen wie durch ein läuterndes Bad. Das ist ein deutungstiefer Brauch.“

„In diesem Jahre“, fuhr das Mädchen fort, „brennen keine Johannisfeuer auf den deutschen Bergen. Drum wollen wir die Flammen in unseren Herzen schüren, daß sie unser ganzes Wesen reinbrennen zum bräutlichen Fest.“

„Mitsommerfest, Linde, Mitsommerfest! Nun erst steht die Sonne im Scheitelpunkt.“

„Ja, Martin. Nun erst beginnt das Leben und Erleben in der Reife.“

Sie standen am Fenster und blickten in den werdenden Johannistag, der die Nacht verdrängte, bevor sie sich ausgebreitet hatte. Schon zuckten die Vorboten der ersten Sonnenstrahlen fernhin über den Himmel.

„Das soll uns ein Zeichen sein für unsere Lebensfahrt, Martin. Schau hin. Nach kurzer Nacht ein langer Tag.“

„Und ein Zeichen für unser Vaterland, Linde. Zu Johanni stürzten uns die Feinde in die Nacht der Schmach. Aber die Johannisnacht ist die kürzeste des Jahres.“

Sie schmiegte sich in seinen Arm, als wären sie nur ein Leib und eine Seele.

Und das Johanniswunder eröffnete alles Land und alles Leben dem Licht. Über den Rhein blitzte es hin wie Funken, und in den dichtverzweigten Uferweiden erwachte hundertstimmiger Vogelgesang.

„Komm mit mir ins Licht, Linde," sagte Martin Opterberg, und sie hing ihren Sommerhut über den Arm und schritt an seiner Seite durch den Garten an den Rhein und langsam rheinauf.

„Gingen wir so weiter und immer so weiter," meinte das Mädchen sinnend, „so kämen wir an den Oberrhein, und am jungen Brauserhein zu unserer Frau Christiane — unserer Mutter."

„Unserer Mutter..." wiederholte Martin Opterberg, und zog ihren Arm fester an sich.

„Unser erstes Denken in dieser Frühe soll ihr gelten, Martin, die uns Tag und Nacht aus ihren Quellen speiste."

„Wie ich sie kenne, Linde, ist sie uns schon mit ihrem Denken zuvorgekommen."

Droben in Scheitelhöhe zogen zwei Falken ihre Kreise. Und wieder wies sie ihm das glückliche Mädchen als ein Zeichen.

„Als wir noch Knaben waren," sagte Martin Opterberg, „der Christoph Attermann und ich, und mit der Mutter zu den Gletschern stiegen, aus denen die Rheinquellen springen, erspähten wir Buben ein Adlerpaar hoch im Blauen. Und die Mutter nannte sie die Könige der Einsamkeit und lehrte uns, daß just die Einsamkeit einen Gefährten verlangt."

„Die Einsamkeit?" fragte nachsinnend das Mädchen.

„So fragten damals auch wir Buben. Und die Mutter lehrte uns: Gerade die Einsamkeit. Ohne einen Gefährten wäre sie eine große, leere Gebärde, ein Grab bei Lebzeiten. Mit einem Gefährten die Größe und Fülle des Lebens, aus einer stolzen Höhe betrachtet. Das haben wir Buben uns für alle Zeit gemerkt."

„Du und der Christoph?"

„Ja, Linde, der Christoph und ich. Denn die Mutter nahm uns Wanderbuben in ein fröhlich Verhör, ob wir uns auch ein rechtes Bild zu machen vermöchten, und ich rief: die Mutter meint, Einsamkeit und Tod sei noch lange nicht dasselbe. Und der Christoph rief: Und wer nicht tot ist, der hat zu leben, und aus der Höhe betrachtet, läuft's da drunten durcheinander wie Ameisen, die einen nicht schrecken."

„Und die Mutter, Martin? Die Mutter?"

„Die Mutter rief: So mein' ich's. Und wenn du es dann droben in der einsamen Höh' einem gleichartigen Gefährten mitteilst und er es dir bejaht, dann wird euch euer ernstes Wissen zur fröhlichen Gewißheit, und ihr habt erst die rechte Freude am Leben, weil's nimmer ein Fürchten gibt."

„Nun hast du es mir mitgeteilt, Martin..."

„Und du mir."

Sie wanderten immer noch den Rhein hinauf, über den die Frühsonne sich breitete wie ein blitzender Schild aus Silber und Gold. „Johannistag," sang und klang es in ihren Seelen.

„Sag mir eins, Linde. Sag mir, wann du es wußtest, daß du mich lieb hattest."

Sie ging eine Weile schweigend, als suche sie am Wegrand eine Blume. Dann hob sie den Kopf und blickte ihm offen in die Augen.

„Nein, Martin, das läßt sich nicht sagen, denn es muß wohl immer gewesen sein. Schon in der Mädchenfrühe, seit die Therese mir so warm von dir sprach. Aber überwältigt hat's mich und geschüttelt, daß ich den Schlaf nicht mehr fand, als ich wußt', du bist im Unglück, du bist mit dem Heer auf dem Rückzug, du schlägst dich durch die Feinde und wohl gar durch die eigenen Landsleut' durch nach dem Rhein und über den Rhein und kommst in dein kaltes, leeres Haus. Damals, Martin, damals hab' ich Nacht für Nacht mein Lämpchen in der Stub' brennen lassen, denn ich sagt' mir wohl: vom eigenen dunklen Haus kommt er zum Attermannschen Haus, Nachschau halten, und da soll er Licht und Leben finden, das, was er zumeist benötigt. Und so bin ich die Treppen hinabgesprungen, als es in der Dezembernacht an der Haustür läutete, und hab' nur ein Gewand über mein Nachtkleid geworfen, nur damit ich die erste war, die dich begrüßen konnt' und —"

„Und —?" wiederholte Martin Opterberg und hielt den Schritt an.

„Und dich küssen," vollendete sie hastig, umschlang ihn mit beiden Armen und drückte ihren Kopf an seine Brust.

Er erwiderte kein Wort. Er hielt sie ganz fest und sah auf ihrem braunen Haar das Sonnenkrönlein flimmern. Nun war das Krönlein der Baumgartschwestern doch noch sein.

Wieder wanderten sie weiter und bogen ab vom Rhein, und das Mädchen fragte: „Wohin gehen wir?"

„Zur Schwester," antwortete Martin Opterberg. „Ich bring' dich der Therese."

Es war erst fünf Uhr morgens, als sie das Attermannsche Haus erreicht hatten, und sie umschritten das Anwesen und gelangten durch ein Pförtchen in den Garten. Die Rosen glühten an den Stöcken und die Nelken auf den langgezogenen Beeten. Ein blühendes Jasmingesträuch war zu einer Gartenlaube geformt.

Nicht lange saßen sie in dem kleinen, verträumten Winkel, als sich die Haustür nach dem Garten auftat und Therese Attermann auf der Schwelle stand. Sie lugte in den Morgen hinein, hob den Fuß, um die Steinstufen hinabzusteigen, und blieb mit einem Male regungslos. Dann aber kam eilendes Leben in sie, und sie schritt schnell die Stufen hinab und in den Garten hinein.

Die beiden in der Jasminlaube hatten sich erhoben und kamen ihr, sich fest bei der Hand haltend, auf halbem Wege entgegen.

„Ihr?" sagte Therese Attermann, und ihr Herz schlug hoch. „Ich hatt' doch das Glöcklein an der Gartenpforte anschlagen gehört und glaubt', es käm' einer, der schon in der Früh' meinen ärztlichen Beistand suchte."

„Grüß Gott, Therese. Wir kommen zwar nicht zum Arzt, sondern zur Schwester, um ihren Beistand zu erbitten. Die Linde will nun für immer bei mir bleiben und mich nicht mehr lassen. Bist du's zufrieden?"

Therese Attermann streckte die Hände aus, und die beiden ergriffen die Schwesternhände und streichelten sie.

Ein tiefer Atemzug hob Therese Attermanns Brust. „Ich bin's zufrieden! Ob ich's zufrieden bin! Euch brauch' ich kein Glück zu wünschen. Denn ihr habt's und werdet's zu halten wissen."

„Ich bring' dir meine Braut, Therese. Laß sie die wenigen Wochen bei dir bleiben, bis ich sie heimhol'. Ich will heut noch unser Aufgebot bestellen."

Da nahm Therese Attermann die Schwester an ihre Brust, mit einer starken, liebkosenden Gebärde.

„Mein Lindele du..."

Und Linde Baumgart eilte, um Christoph Attermann herauszuklopfen, und Martin Opterberg stand mit der Schwester allein und sah ihr in die Augen.

„Du hast mir all mein blindes Jugendtreiben verziehen, Therese? Heute erst frag' ich dich danach."

„Martin," sagte sie leise, „als Christoph Attermann in seiner starken Treue kam, um mich zum Weib zu wünschen, da hab' ich ihm auf seine männliche Frage nach dir geantwortet: Ich könnt' für den Martin Opterberg zu jeder Stund' sterben, aber nicht mit ihm leben. Und dann hast du mit dem Leben gerungen und bist





Das Tal des Friedens. Nach einer Kunstphotographie von Th. und O. Hofmeister.

längst ein anderer geworden, bevor das Leben ein anderes war, und wie sehr ich mit dem anderen Martin Opterberg, dem, der vor mir steht, zusammenleben möcht' und will und werd' — ach, Martin, das Lindele ist ja keine andere als ich, und ich bin das Lindele."

„Ich bin ein glücklicher Mann," erwiderte Martin Opterberg. „Ich danke dir."

Und Christoph Attermann kam, von Linde geleitet, und fiel dem Pflegebruder stürmisch um den Hals.

„Nun sind wir erst eins, Martin, nun sind wir erst ganz eins. Als hätten sich die beiden Rheinquellen vereinigt und endlich auch zum breiten Strom gefunden." —

In dem einen Monat, der Martin Opterberg blieb, gab es Arbeit die Fülle für ihn. Aus seinen alten Pionieren waren die Schiffer, die ein Schiffahrtszeugnis für den Rhein besaßen, ausgewählt worden, um mit ihnen den Frachtdampfer zu bemannen. Über die nahe Grenze nach Holland ging die Fahrt, Waren zu laden für den Oberrhein bis Basel und in Gegenfracht kostbare Hölzer des Schwarzwaldes zu holen. Und als das Schiff den Rhein hinabgeschwommen war, war auch der Monat dahingegangen.

In den ersten Augusttagen legten Martin Opterberg und Linde Baumgart ihre Hände ineinander.

Und sie fuhren in selber Stunde hinaus in den deutschen Süden, dem Land ihrer Jugend entgegen, und fuhren die ganze Nacht und den neuen Morgen den Rhein entlang und sahen den Schwarzwald winken, stiegen aus und wanderten in ihn hinein.

In einem alten Städtchen am Murgufer hielten sie an, hielten sie ihre erste Rast. —

Immer wieder mußten sie zurückschauen auf das alte, liebe Nest am lebenrauschenden Wasser, als sie anderen Tages die Berglehnen hinanstiegen, starrenden Fels und rauschenden Wald zu Häupten und zu Füßen.

„Du!"

„O du — —"

Die bezopften Tannen flüsterten, die Quellen sangen, die Vögel redeten in hundert Zungen — es war alles verzaubert um sie her.

„So war's in der Jugend, Linde . . ."

„So ist es heut, Martin."

Hoch oben auf dunkler Waldeskuppe lag wie ein Krönlein ein kleines, altersgraues Jagdschloß. „Dort ist ein Blick ins Land, so zauberisch wie wenige nur," wußte Martin Opterberg zu künden, und sie stiegen weiter und saßen doch mehr im Moos, als daß sie wanderten.

Droben lehnten sie an der Mauerbrüstung und schauten mit glänzenden Augen hinaus in die sonnigen Nähen und goldenen Weiten, zu den mächtigen Bergrücken hinüber, von denen die grünen Matten wie Mäntel niederglitten, und hinunter zu den spielzeugkleinen Dörfern, an denen die silberne Murg in Freudensätzen vorübersprang. So klein war die Erde, so groß die unendliche Welt! Und beide waren sie schön in allen ihren Teilen.

Schwer nur lösten sie sich aus ihrem Schauen und rissen sich auf zum Weiterwandern.

„Erzähle mir, was hast du gesehen?" fragte Martin Opterberg, als sie in schweigender Freude die tannenumrauschten Höhenwege schritten.

„Wovon sprichst du?" fragte Linde Opterberg zurück.

„Von dem Jagdschloß auf der freien Schwarzwaldhöh' und dem Ausblick in Nähe und Ferne."

„Schilt mich, Martin, denn ich hab' von all' dem nichts gesehen. Ich hab' nur dich gesehen, wie ich Ausschau und Einschau hielt. Dich, dich . . ."

„Und ich hab' nur dich gesehen."

Schulter an Schulter schritten sie durch den Wald und suchten Herberge.

Und jeder Morgen wurde ihnen lieber um des gemeinsamen Wanderns willen und jeder Abend ihnen lieber um des gemeinsamen Rastens willen.

So kamen sie nach Wochen des Glücks zu Frau Christiane und blieben in dem weißen Hause, das auf dem steilen Uferrücken über dem brausenden Jungrhein lag, weitere Wochen des Glücks.

In diesen Tagen sah man oft Frau Christiane auf der kleinen Bank im Felsgarten sitzen, die Hände im Schoß, als dürfe sie sich nun auch bei Tage einmal ruhen, obwohl sie Gäste habe, und auf den brausenden Jungrhein blicken, der nach mancher Meilenfahrt fernhin zum stark und ruhig flutenden Niederrhein wurde.

Und dann traf die Nachricht ein, daß der Frachtdampfer von Rotterdam angekommen und in Basel entladen sei. Vom Meere bis zum jungen Rhein war er die Wasserstraße gezogen, neue Lebenswerte, neue Arbeitswerte an Bord.

„Nun ist Opterbergwerft und Opterberghof einander so nahe gerückt, Mutter, daß du vom Turmzimmer aus mit dem Fernrohr zum Schiff und von Bord aus zum Opterberghof hinüberschauen kannst."

„Ich hab's euch immer gesagt: der Rhein und seine Menschen gehören zusammen. Das müßt ihr halten wie ein Naturgesetz. Und die Natur kennt auf die Dauer keine Widernatürlichkeiten."

Sie standen am Basler Landungsplatz. Der starke Schiffsrumpf war angefüllt mit Rohgarnballen für die niederrheinischen Spinnereien und Webereien, dazu mit Lebensmitteln aller Art, die dem freien Handel wieder zugängig gemacht waren nach der jahrelangen Sperre. Das breite Deck aber war aufnahmebereit für die Schiffsbauhölzer aus dem Schwarzwald, die weiter stromab geladen werden sollten. Der Kreislauf des Blutes hatte wieder begonnen.

Die Zollbeamten kamen von Bord. Die Pässe wiesen Martin Opterberg und seine Frau als die Schiffseigentümer aus. Der Anker konnte gelichtet werden.

Frau Christiane schüttelte den Abschiednehmenden die Hand.

„Das ist jetzt kein Abschied mehr. Das ist nur noch die Freud' auf das Wiedersehen. Wann tauft ihr euren Buben?"

„Übers Jahr, Mutter."

„Recht so. Und bringt mir den Opterbergerben zu Schiff auf den Opterberghof. Er soll eine Heimat am Oberrhein und am Niederrhein haben. Wie es sich gebührt."

„Mutter, und ich schick' dir jedes Jahr die Erholungsbedürftigen von der Werft. Du wirst ihnen Leib und Seel' auffrischen."

„Mit Quellwasser, Bub. Grüßt die Attermanns. Fahrt wohl!"

„Fahr wohl, Mutter." —

So fuhren sie dahin, das badische Ufer entlang, und sahen zur Linken die französische Grenze, herangerückt an den heiligen Strom. Und Straßburg tauchte auf, und vom deutschen Dome Erwins flatterte Frankreichs Dreifarbenbanner.

Martin und Linde Opterberg standen vorn am Bugspriet. „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt," sang es in ihren Herzen, aber während sie den Blick von dem ragenden Denkmal vergangener Tage wandten und geradeaus richteten auf den festen Kurs ihres Schiffes, summten ihre Lippen das alte Heldenlied, das ein Gruß war an die Toten und ein Gruß war an die Lebenden: „O Deutschland, hoch in Ehren" . . .

„Haltet aus! Haltet aus im Sturmgebraus!"

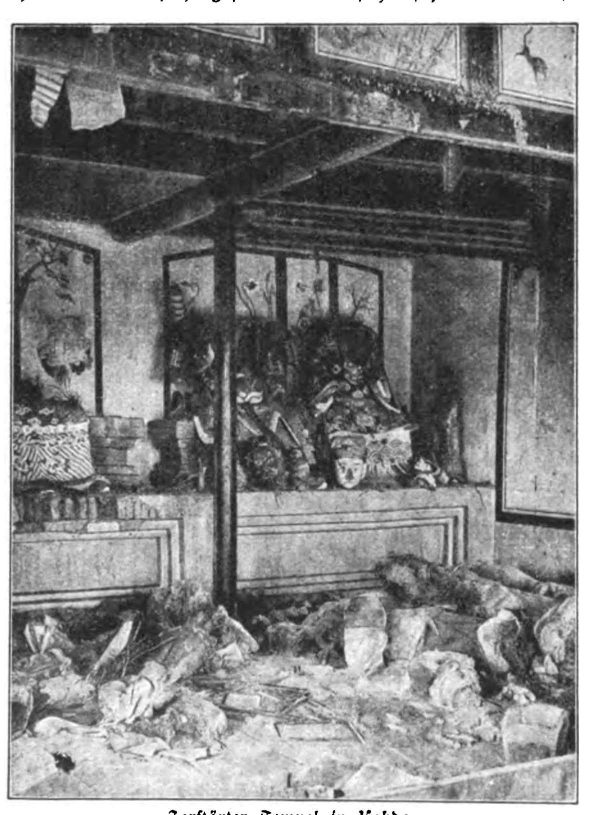
Ende

Menschenopfer. * Von Hermann Consten

Hierzu drei Abbildungen

Im Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) A.-G. in Berlin ist ein zweibändiges Werk „Weideplätze der Mongolen" (Im Reiche der Chalcha) erschienen. Es schildert die Erfahrungen und Ergebnisse einer Expedition, die der Forschungsreisende Hermann Consten in den bisher der Forschung unzugänglichsten Teil Innerasiens, die äußere Mongolei, das Reich der Chalcha, unternommen hat, dessen Grenzen Rußland und China ängstlich sperrten. Durch eine Reihe von günstigen Zufällen gelang es dem deutschen Forscher, Jahre hindurch Land und Leute genau zu studieren, und allen Schwierigkeiten und Entbehrungen zum Trotz, als erster Europäer, in vertrautem Verkehr mit den mongolischen Fürsten und ihren höchsten kirchlichen Würdenträgern, einen tiefen Einblick in den politischen Kampf im fernen Asien zu erhalten. Fürsten, Räuber, Lamas, Soldaten, Mongolen der verschiedensten Stämme ziehen in bunter Reihe dem Leser vorüber. Nicht minder fesselnd ist die Schilderung der Mühen und Strapazen, die der Verfasser zu bestehen hatte. Wie eine grauenerregende Episode aus der Zeit Dschingis-Chans mit ihren Menschenopfern aber rollt sich die Zerstörung der großen chinesischen Handelsstadt und Festung Kobdo durch die Mongolen mit der Opferung gefangener chinesischer Kaufleute vor uns ab, ein Kapitel, das wir nebst den Bildern mit freundlicher Genehmigung des Verlags Dietrich Reimer aus diesem fesselnden Werk nachstehend wiedergeben.

Während der Belagerung der Handelsstadt Kobdo fielen fünfunddreißig chinesische Kaufleute, als sie auf die Stadt zuflüchten wollten, den Mongolen in die Hände. Sie starben zum Teil eines fürchterlichen Todes. Hatten sich schon im Lager der Mongolen hochdramatische Szenen abgespielt, so war doch die Opferung eines Teils dieser armen Gefangenen das Fürchterlichste, was geschah. Eines Abends wurden sie zu den Resten des Tempels Schär-Sumil gebracht; derselbe liegt, von Kobdo aus gesehen, etwa eine Werst vom Bajantu-Kol, am jenseitigen Ufer. Der Tempel besteht heute nur noch aus einem weißen, auf einem Felsen erbauten zweistöckigen Haus, rings von kahlen Felsen umgeben. Dicht neben dem Tempel ragt eine hohe Tschorte gegen Himmel. Den Eingang bewachen die üblichen fratzenhaften riesigen Wächter der Religion, aus übermaltem Lehm und Stroh hergestellt. Früher soll der Tempel bedeutend größer gewesen sein. Hierher wurden nun die chinesischen Schlachtopfer gebracht. Muschelhörner rufen die Soldaten und Anführer zum Tempel. Dumpf rasselt aus dem Innern die mit Menschenhaut bespannte mongolische Mönchstrommel, die hier einem uralten Kult, dem Tantrakult dient, als wolle sie, gemischt mit dem schaurigen Ton der aus menschlichen Gebeinen hergestellten, mit Menschenhaut überzogenen Trompeten die Boddhisatwas herbeirufen, damit sie sich mit Hilfe des kommenden Blutopfers in Dämonen verwandeln und die bedrängte lamaistische Kirche beschirmen. Höhere und niedere Lamas eilen unbeholfen über den von Soldaten und Weibern umdrängten Lagerplatz. Alles ist voll Erwartung, hockt teilweise am Boden und raucht protzig aus den erbeuteten chinesischen Pfeifen. Ein bunt bewegtes Bild. Die Trompeten gellen, als wollten sie das Feuer zur Hilfe rufen, dazwischen, wie ein greller Blitz, zuckt der Schlag chinesischer Becken, der schrille Ton der Trillerpfeifen.



Zerstörter Tempel in Kobdo.
Die befestigte Stadt war ein großer chinesischer Handelsplatz in der äußeren Mongolei und wurde von den Mongolen im Sturm genommen, unter wüsten Blutorgien geplündert, zerstört und niedergebrannt.

Jetzt tritt neben den grünen Tempelwächter ein hoher mongolischer Priester im roten Mantel, doch ohne die übliche gelbe Mütze. „Dschal-Lama" murmelt der Haufen, von Furcht, Grauen und abergläubiger Bewunderung ergriffen. Die hohe, kräftige Gestalt winkt, die Salon-Bargu-Mongolen, gewöhnlich Batre genannt, treiben die gefesselten Chinesen mit Peitschenhieben nach vorn. Hier, vor dem Dschal-Lama, oder wie ihn andere flüsternd nennen, Heuer-Temele-Lama, müssen sie sich auf die Knie niederwerfen, ihn um Gnade anflehen und ihm göttliche Verehrung erweisen, denn der „Lama mit den zwei Kamelen" ist seit einigen Tagen zu einem Chutuchtu erhoben worden. Doch kein Flehen und Jammern hilft. Als sich Dschal-Lama in sadistischer Lust lange genug an der Todesangst der Opfer geweidet hat, schickt er sie mit ihren Wächtern in ein etwa zweieinhalb Werst entferntes Tal. Er und seine Freunde folgen in prozessionsartigem Zuge den Gefangenen; dahinter Soldaten, Weiber und Volk.

Mehr tot als lebendig schleppen sich die Opfer, eng umschlossen von den Chailar-Batre, vorwärts. Endlich ist die vom Dschal-Lama aus den heiligen Büchern bestimmte Stelle erreicht. Blutig rot schaut die Sonne auf ein längst vergessenes Bild aus der Zeit Dschingis-Chans und des Tantrakultus. Der Lärm wird immer lauter. Langgezogen, schaurig lockend, als solle sich Feuer mit Blut vermengen, klagend und suchend, so rufen die Gebeintrompeten durch die Felsen, fließen durch das Tal, klettern an den Felsen hinauf und verklingen auf den hochgelegenen Weideplätzen der Mongolen. Unheimlich dröhnt die Menschenhaut der Trommeln. Alles wird ruhig. Manch ein Gesicht



Der Dschal-Lama, der eigenhändig die Menschenopfer bei Kobdo vornahm. Dem lamaistischen Glauben gemäß beschützen die in Dämonen verwandelten Seelen der Ermordeten die lamaistische Kirche.



Ginden-Gun (×) und Zeezen-Beese. Ginden-Gun war der Führer der Mongolen bei der Einnahme von Kobdo, der die weiteren Menschenopfer durch den Dschal-Lama verhinderte.

erbleicht. Rasch sind die Opfer bis auf die Haut entkleidet. Die Hände und Füße werden ihnen von niederen Lamas und Chailar-Mongolen auf dem Rücken zusammengebunden, der Kopf wird rückwärts gebogen und der Zopf an die auf dem Rücken gefesselten Hände und Füße befestigt, so daß der Oberkörper mit hoher Wölbung nach außen steht. Lauter murmeln die Lamas ihre Beschwörungsformeln und Gebete. Hastiger wird ihr uralter Gesang, die Pfeifen tönen wütender und schriller; grollend werfen die Spitzen und Zacken das Echo zurück.

Jetzt tritt Dschal-Lama vor. Er ist, wie alle Lamas, barhäuptig, ohne Mütze, nur im roten Mantel. Er murmelt Gebete; sein Gesicht weidet sich an der schlotternden Angst seiner Opfer. Er kniet nieder vor dem ersten der armen, qualvoll gefesselten Chinesen; er hält in der linken Hand ein kurzes, rundes, beilartiges Opfermesser. Bei diesem Anblick stößt das menschliche Opfer einen gellenden Schrei aus, der plötzlich mit dem zischenden Schlag des chinesischen Beckens abbricht. Es ist geschehen! — Dschal-Lama stieß blitzschnell das Messer dem Opfer mit der linken Hand in die Brustgrube, mit der rechten riß er ihm das noch zuckende unverletzte Herz aus dem Brustkorb, um mit dem daraus hervorspritzenden Blut auf die Fahnen der Chailar-Mongolen die heiligen Beschwörungsformeln zu schreiben, die den Mongolen den Beistand der jetzt zu Dämonen gewordenen Boddhisatwas sichern und ihnen den Sieg verleihen sollen. Dann legt er das ausgepreßte, blutige Herz in die bereit gehaltene Gabala, die ebenfalls nichts weiter ist als der silbervergoldete obere Teil eines menschlichen Schädels. Ein Schrei nach dem andern, begleitet von dem zischenden Beckenschlag, gellt durch den Abend, bis endlich alle fünf Fahnen geweiht und mit menschlichem Herzblut beschrieben sind.

Den Toten wird mit einem kurzen Hieb des beilartigen Messers von anderen Lamas die Schädeldecke kunstgerecht geöffnet und das noch warme Hirn in die Gabala zu den toten Menschenherzen gelegt, um dann mit geheimnisvollen Gesängen und Zeremonien, unter dem Locken und Rufen der schaurigen Trompeten und Trommeln, zu einem mächtigen Holzstoß gebracht zu werden, aus dem auf mystische Weise Flammen emporlodern. Entsetzt und erschrocken prallen die Mongolen zuerst zurück, um dann mit Freudengeschrei zu dem heiligen Feuer hinzueilen und damit ihre kleinen Lagerfeuer anzuzünden.

Rot gekleidete Lamas aus dem Gefolge des Dschal-Lama, reich von Seide und Brokat strotzende Batre eilen, von dem heiligen Feuer grell beleuchtet, hin und her. Es gilt den nächsten fünf Opfern — darunter ein gefangener Sarte. Ihm nähert sich der Dschal-Lama zuerst. Ein gellendes „Allah-il-Allah" schrillt durch das Tal, als er ihm mit einem etwas gebogenen pfriemenartigen menschlichen Knochen, dessen Handgriff mit Menschenhaut überzogen ist, die Arterien an den Schläfen aufreißt und das herausspritzende Blut in eine mit Silber ausgelegte menschliche Schädeldecke auffängt. Der Sarte stirbt als braver Muselmann. Seine Totengebete murmelnd, versucht er den gefesselten Kopf nach der Richtung der heiligen Stätte zu drehen, bis er bewußtlos zurückfällt, auf Gras und Stein. Seinen vier chinesischen Genossen geht es nicht besser. Langsam verblutet einer nach dem andern. Dschal-Lama besprengt mit dem Blut der sterbenden Feinde die vor abergläubischer Furcht zitternden Soldaten. Dann werden die bewußtlosen Opfer auf dem Scheiterhaufen in das geheimnisvolle Feuer geworfen und verbrannt.

Schon eilen die Henker zu den nächsten fünf Opfern. Da taucht aus der Dunkelheit ein Grauschimmelreiter

im Schein des brennenden, qualmenden heiligen Scheiterhaufens auf. Kaum übersieht er die Lage, und die sich bäumenden verbrennenden menschlichen Körper, als ein donnerndes „Halt“ durch die ihn Anstarrenden gellt. Widerwillig lassen die Opferknechte für einen Augenblick von ihren menschlichen Opfertieren. In der Chailarsprache ruft der Reiter ihnen den Befehl des Dsal-Chen-Sen-Gegen zu, von den noch lebenden Chinesen abzulassen, da die Opferung ohne das Vorwissen von Dsal-Chen-Sen-Gegen geschehen sei und gegen die Gesetze der Mitglieder der „Gelbmützigen Kirche“ verstoße. Dann wendet er sich an die drohend um den Scheiterhaufen sich drängenden Freunde des Dschal-Lama. Kurz und bestimmt erhalten auch sie den Befehl Ginden-Guns, denn er ist der Reiter, von den Opfern abzulassen und die Opferung einzustellen. Erst ein leises Murren, das schließlich bis zum lauten Drohen anschwillt, antwortet ihm. Dschal-Lama, der wiedergeborene Amursana, hat die alte Tantraopferung nach hergebrachter Sitte und geheimer Überlieferung befohlen und dargebracht. Immer drohender wird das Murren der Menge; da zuckt ein Blitz aus dem in der Hand verborgenen kleinen Browning Ginden-Guns, und der lauteste Schreier stürzt, durch den Kopf geschossen, rückwärts in den Scheiterhaufen. Ein wüster Tumult entsteht. Opfermesser und Dolche, Schwerter und Pistolen fliegen aus ihren Scheiden und Futteralen. Blitz auf Blitz zuckt aus der Hand des unbeweglich haltenden Grauschimmelreiters, um den sich seine Baltre, ihre vorhergehende Teilnahme an der Opferung vergessend, in diesem kritischen Augenblick mit vorgehaltenen Schwertern drängen. Das hatten die anderen nicht erwartet. Unwillig murrend ziehen sich die Bestien in Menschengestalt vor der Pistole ihres Bändigers zurück, während Ginden-Gun seinen Leuten befiehlt, die noch lebenden fünfundzwanzig Chinesen, von denen aber nur noch fünf zum Opfertod bestimmt gewesen waren, zu befreien und nach seinem Zelt zu schaffen.

Mit Grauen näherten sich, als ich die Stelle dieser fürchterlichen Tat aufsuchte, meine Mongolen und Jermolin dem Platz. Als ich die Stelle näher untersuchte, und den schwarz angekohlten Sartenschädel aufhob, um ihn zu betrachten, rissen plötzlich die Mongolen und Jermolin die Pferde herum und jagten davon, als ob ihnen die Geister der schmählich Geopferten Vergeltung heischend auf den Fersen wären. Sie hatten wohl alle bezüglich dieser menschlichen Opferung kein ganz reines Gewissen.

Denkwürdigkeiten unserer Zeit

Bettlerschwindel und Bettlereinnahmen

Die Bettlerplage in der Reichshauptstadt hat in den letzten Monaten wieder überhand genommen. In den Hauptstraßen des Zentrums und des Westens tauchten aller Orten Bettler auf, die den Verkehr behinderten. Die Mehrzahl zeigte Gebrechen, denen die Polizei skeptisch gegenüberstand; sie beschäftigte sich daher einige Abende und Nächte hindurch mit diesen Bettlern. Unter den sistierten Bettlern befand sich unter anderen ein Mann, der Unter den Linden aufgegriffen war, und der nur einen Arm und ein Bein hatte. Auf der Polizeiwache holte man den sehr gesunden zweiten Arm und das gesunde zweite Bein hervor, die der „Krüppel“ sich geschickt unter die Kleidung gebunden hatte. Er hatte in etwa 4 Stunden 804 Mark eingenommen. In der Friedrichstraße wurde ein „Schüttler“ sistiert, der geradezu Mitleid erregend schüttelte. Auf der Polizeiwache wurde er rasch gesund, sein Erlös betrug 372 Mark. Sechzehn „Kriegsblinde“ im Zentrum und Westen gewannen überraschenderweise nach ihren Sistierungen auf den verschiedenen Polizeiwachen ihr Augenlicht wieder. Diese Simulanten hatten Einnahmen zwischen 100 und 500 Mark

Zeichen der Zeit

238975 Diebstahlsfälle wurden im Jahre 1920 im Bereich der ehemals preußisch-hessischen Eisenbahnen (Reichsverkehrsministerium, Zweigstelle Preußen-Hessen) festgestellt. Hiervon entfallen auf Gepäck 7842 (3,3 Proz.), Expreßgut 6246 (2,6 Proz.), Eilstückgut 82701 (34,6 Proz.), Frachtstückgut 124678 (52,2 Proz.), Wagenladungen 17509 (7,3 Proz). Die Zahl der ermittelten Diebe beträgt 17140, davon entfallen auf Eisenbahnbedienstete 8806, auf Personen außerhalb des Eisenbahndienstes entfallen 8334 Köpfe (48,6 Proz.). Wegen Diebstählen, Schiebungen und Bestechungen mußten im Jahre 1920 5770 Eisenbahnbedienstete, darunter 456 (7,9) Beamte und 5314 (92,1 Proz.) Hilfsbeamte und Arbeiter entlassen werden. Ein nicht minder trauriges Zeichen der Zeit ist die Notwendigkeit der Errichtung eines besonderen Dezernats für Mehlunterschleife bei der Berliner Kriminalpolizei. Schon 1916 und 1917, als die Nachfrage nach Mehl immer stärker wurde, machten sich Mehlkutscher und ihre Mitfahrer durch alle möglichen Kniffe und Schliche ständiger größerer Mehldiebstähle schuldig. Die Diebstähle und Unterschlagungen an Mehl werden auf offener Straße unter der aufgespannten Wagenplane ausgeführt, indem der Mitfahrer, während der Kutscher die Straßen durchfährt, jeden Sack öffnet, ihm einige Pfund Mehl entnimmt und damit so lange fortfährt, bis er einen leeren Sack vollständig gefüllt hat. Nach amtlichen Schätzungen verschwinden auf diese Weise täglich 150 Sack Mehl spurlos.

Von Foxtrott und Twostep, Tuberkulose und hungernden Kindern

Soll man tanzen? Soll man nicht tanzen? Diese vielerörterte Frage beantwortet Artur Eloesser in der Frankfurter Zeitung folgendermaßen: „Der Doge von Venedig trägt stets ein schwarzes Kleid.“ Man braucht daraus kein Staatskleid und Prunkgewand zu machen, das pathetische Anerkennung verlangt, man kann es sehr unauffällig tragen und braucht niemand damit lästig zu fallen. Ich bin als Privatmensch nicht mürrisch und sauertöpfisch und gönne gern groß und klein seine Zerstreuung in des Volkes wahren Himmel, aber ich bin ein Deutscher und enthalte mich ohne irgendein Opfer der Vergnügungen, die mir meine nationalen und sozialen Gemeinschaftsgefühle mit entscheidender Selbstverständlichkeit verbieten. Wenn der vorletzte weiße und der letzte schwarze Franzose die Rheinlande verlassen hat, wenn unsere der Rachitis und Tuberkulose ausgelieferten Kinder ihre tägliche Flasche Milch im Soxleth haben, will ich alle Foxtrott und Twostep, wenn die in einer, fürchte ich, fernen Zeit noch Mode sein sollten, bereitwillig nachholen, vorausgesetzt, daß ich dann für meine Tanzkünste noch eine Partnerin finde. Die meisten der mir zugänglichen Menschen denken oder fühlen wie ich, aber es geht, wie es immer geht. Die Leute, die zu Hause bleiben, werden nicht gesehen, und man bemerkt nur die geräuschvolle Minderheit jener, die leichter als Kork auf jeder Oberfläche schwimmen, und die sich um so gewichtsloser und begieriger tummeln, je gefährlicher es unter ihnen strudelt.



Um Christi Rock. Nach einem Gemälde von Fritz v. Uhde.

Die Religion im Rechte

Ein Blick in das Strafgesetzbuch. Von Geh. Regierungsrat Neuberg, Steglitz

Was ist Gott? Fast zu heilig ist diese seit uralter Zeit die Menschen bewegende Frage, als daß sich das Recht daran wagen darf, und doch geschieht es und zwar in jenem Recht, das mit seinem strengen „Du darfst nicht" selbst etwas Heiliges an sich trägt, und das jeden, ob hoch, ob niedrig, bindet, dem Strafrecht. Rechtes Strafrecht — so auch unser deutsches — wird stets danach streben, gleiche Wege wie das Sittengesetz zu gehen. Steht nun des letzteren oberster Satz, der da lautet „Fürchte deinen Gott", auch über dem Strafgesetzbuch? Die Frage ist zu verneinen, und doch beschäftigt sich das Gesetz in einem seiner Paragraphen auch mit Gott und veranlaßt zu der anfangs genannten Frage: „Was ist Gott?" Ein ganzer Abschnitt unseres Strafgesetzbuchs, der elfte, ist überschrieben: Vergehen, welche sich auf die Religion beziehen. Dort heißt es (in § 166): Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Äußerungen Gott lästert, ein Ärgernis gibt, ... wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft. Man achte auf die Wortfassung. Es heißt nicht „Wer Gott lästert" — nein, „Wer durch Gotteslästerung Ärgernis gibt". Wie das Reichsgericht einmal gesagt hat, ist Gott durch eine menschliche Handlung nicht verletzbar, er bedarf daher auch nicht der Sicherung durch menschliche Strafe. Und doch hat — wie ein anderes Urteil sagt — „das religiöse Gefühl Anspruch auf Beachtung, auf daß nicht die Meinung aufkomme, der Staat habe an seiner Erhaltung keinen Anteil". Deshalb die strafrechtliche Ahndung. Nur ist Gott selbst nicht das schutzbedürftige Angriffsobjekt der Handlung, sondern der vor religiösem Ärgernis zu bewahrende Mensch. Also Strafbarkeit dem, der solches erregt und — seine eigene religiöse Überzeugung kommt nicht in Betracht — weiß, daß er durch seine Äußerung anderer Gefühlsleben verletzt. Strafbar ist aber nur die beschimpfende Gotteslästerung. Dazu ist eine Äußerung nötig. Nicht genügt eine sonstige Handlung, so etwa das Ausspeien vor einem Christusbild. Doch ist Christus Gott? Was heißt Gott im Sinne des Strafrechts? Gewiß ist nicht jede Gottesidee geschützt, so die der rohesten Naturreligion. Anderseits ist der Begriff nicht nur im Sinne einer staatlich bevorrechtigten Religionsgesellschaft zu verstehen. Wäre das gemeint, müßte es gesagt sein. Nein: Gott im Sinne des Strafgesetzbuchs ist das allen monotheistischen Religionen gemeinsame höchste Wesen, so daß auch den staatlich anerkannten Konfessionen ganz fernstehende Sekten geschützt sein dürften. Als Gotteslästerung ist demnach auch die Lästerung Christi anzusehen, vorausgesetzt, daß der Täter die christliche Auffassung kennt. Strafbarkeit entsteht nur, wenn Ärgernis und zwar durch die Äußerung entstanden ist. Ärgernis durch nachträgliches Bekanntwerden der Äußerung genügt nicht. Die Strafe ist gering. Wie anders früher! In der Bambergensis (aus dem 16. Jahrhundert) trifft den Ketzer der Feuertod, und noch im 17. Jahrhundert will ein so hochangesehener Jurist wie Carpzow in Leipzig für die Ketzerei zwar nicht die Todesstrafe, aber sonstige harte Strafe, so Verbannung. Bemerkenswert ist, daß von neueren Strafgesetzbüchern noch das Hannoversche hier bis zu acht Jahren Zuchthaus zuließ und Österreich die Verleitung zum Abfall vom Christentum, Braunschweig die bloße Erweckung von Religionshaß ahndete.

Die Gotteslästerung ist nun aber nicht das einzige Delikt, das in dem hier wesentlichen Paragraph erwähnt wird. Nein, er spricht weiter von öffentlicher Beschimpfung der Kirche, einer korporativen Religionsgesellschaft, ihrer Einrichtungen, ihrer Gebräuche, auch Verübung beschimpfenden Unfugs an zu religiösen Versammlungen bestimmtem Orte... Wie ist hier der strafrechtliche Gesichtspunkt? Nichts von Ärgerniserregung, nichts vom Angriff gegen das religiöse Gefühl, nein, Angriff gegen die Kirche u. dgl. Einrichtungen sind Ordnungen und Formen, die von einer kirchlichen Autorität nach irgendeiner Seite, so die Verfassung, ins Leben gerufen sind, dementgegen sind Gebräuche tatsächliche Übungen, auch wenn sie nicht auf kirchliche Autorität zurückzuführen sind. Die verschiedensten Tatbestände unterlagen der Rechtsprechung. Nicht nur Papsttum, Episkopat, Christusverehrung, Zölibat wurden als schützenswert angesehen, nein, auch Predigtamt, Reliquienverehrung, christliches Begräbnis, die zur dauernden Erinnerung an die Auferstehung eingeführte Sonntagsheiligung, das zum Gedächtnis göttlichen Schutzes festgelegte Laubhüttenfest, die kirchliche Amtstracht, die Bibel, wenn als Grundlage des christlichen Glaubens, nicht als Mittel des Schulunterrichts gemeint u. a. m. Fest steht, daß die Lehre als solche, der innerliche Glaubenssatz nicht geschützt sein soll, fest steht ferner, daß zur Strafbarkeit nicht die Beschimpfung der einzelnen Person, so Luthers, der Mutter Maria, ausreicht.

Hinzuweisen ist noch auf das Erfordernis der Öffentlichkeit. Öffentlichkeit ist dann gegeben, wenn ein größerer, durch persönliche Beziehungen nicht zusammengehaltener Kreis Kenntnis nehmen konnte. War letzteres nicht möglich, dann kein Einschreiten des Richters, mag die Äußerung noch so roh sein. Kein Einschreiten ferner, wenn es an der Rechtswidrigkeit des Tuns fehlt, so wenn sich ein Geistlicher bei Ausübung seines Amtes in einer Form äußert, die den Quellen seiner Lehre entspricht. Im übrigen nimmt der Glaube an die Wahrheit der ehrenrührigen Tatsache nicht den Charakter der Beschimpfung.

Doch noch ist es nicht genug mit Betrachtung der betreffenden Strafbestimmung. Es hieß oben, daß in einer Kirche oder an anderem zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte beschimpfender Unfug nicht verübt werden dürfe. Gleichgültig ist hier, ob die Tat öffentlich geschah, ob Ärgernis erregt, gleichgültig sogar, ob in dem Raume gerade eine öffentliche Versammlung stattfand oder nicht. Der Raum muß nur und zwar nicht nur gelegentlich solchem Zwecke dienen. Das kann man von Straßen, durch die hier und da eine Prozession zieht, von Friedhöfen, wo nicht regelmäßig Versammlungen zu gottesdienstlichen Zwecken statthaben, nicht sagen.

Geahndet wird der beschimpfende Unfug — ein Betragen, das in Widerspruch mit dem Orte Mißachtung gegen dessen Heiligkeit oder die religiösen Gefühle anderer zum Ausdruck bringt. Das Reichsgericht hat nicht hierher gerechnet das übermäßig polternde Herablaufen einer Treppe in einer Kirche. Doch ist gerade solcher Fall geeignet, zu einem anderen Paragraph des Strafgesetzbuchs überzuleiten, der sich auch auf die Religion bezieht, nämlich die Verhinderung oder Störung eines Gottesdienstes. Ehe darauf eingegangen wird, sei noch bemerkt, daß die Geringschätzung eines Gegenstandes religiöser Verehrung der christlichen Kirchen früher Ehrlosigkeit und Strafe an „Leben oder Glied" nach sich zog, auch mußte, wer solche Lästerung hörte, der Obrigkeit Anzeige machen, wollte er nicht selbst gleiche Strafe leiden.

Und nun die Hinderung des Gottesdienstes. Nach § 167 des Strafgesetzbuches droht Gefängnis bis zu drei Jahren dem, der durch Tätlichkeit oder Drohung jemanden hindert, den Gottesdienst einer im Staate bestehenden Religionsgesellschaft auszuüben, ferner dem, der in einer Kirche oder an anderem religiösen Versammlungsorte durch Lärm oder Unordnung Hinderung oder Störung schafft. Störung also durch Lärm oder Unordnung, nicht etwa durch auffällige Kleidung oder sonstige harmlose Dinge. Was aber ist Gottesdienst? Wesentlich ist nicht Beginn und Ende der Tätigkeit des Geistlichen. Im übrigen hat sich auch hier das Reichsgericht mit den verschiedensten Fragen zu befassen gehabt, so festgestellt, daß zum jüdischen Gottesdienst die Anwesenheit von mindestens zehn Männern nötig ist, daß die Einweisung eines Kirchenvorstandes hierher zu rechnen, nicht aber die bloße Hausandacht oder die Versammlung zu nicht gottesdienstlichem Zwecke, wenn auch im Gotteshaus. Im übrigen ist hervorzuheben, daß auch zur Vornahme dieser Tat ein — Straffreiheit schaffendes — Recht bestehen kann, so wenn ich Störung schaffe, weil ich sehe, daß mich jemand bestehlen will, weiter wenn ich als Gutsherr hindere, daß mein Gesinde am Werktag die vielleicht stundenweite Kapelle aufsucht. Im römischen Recht stand — nach Einführung des Christentums — Todesstrafe auf mutwillige Gottesdienststörung. Später verringerten sich die Strafen, doch kannte noch das sächsische Strafgesetzbuch mehrjährige Zuchthausstrafe — namentlich dann, wenn ein Geistlicher mißhandelt war.

Als Religionsvergehen bezeichnet unser Strafgesetzbuch endlich noch den Leichenraub. Auch hier herrscht Zweifel: Was ist eine Leiche? Die Asche eines Verbrannten? Der Embryo? Das totgeborene Kind? Ist das Fehlen einzelner Glieder wesentlich? Raub (der Ausdruck ist schlecht gewählt) ist Wegnahme aus dem Gewahrsam. Wer letzteren für andere hat, kann Täter sein. Man denke an den Friedhofswärter.

Dem Leichenraub steht gleich die Zerstörung eines Grabes u. dgl., wobei etwa zu erwähnen wäre, daß ein Hünengrab nicht Grab im strafrechtlichen Sinne ist, daß aber Grab und Grabmal zu scheiden.

Kein Religionsverbrechen ist der Meineid. Wäre er das, dann könnte nicht — wie das doch geschieht — der Gläubige deswegen gleich schwer bestraft werden wie der Nichtgläubige.

Verstummen. Von Frida Bettingen

Ach, wer kennt
die leidvollen Liebesströme,
die von feinen Händen betreut,
verstummen,
weil sie rein und schön
ihr gewalt'ges Leben
hinopfern wollen.

Sieh, sie sinken trauernd zurück
und schlafen
wie die Wasser moosüberwachsner
Bronnen
in den Höfen einsamer Königsschlösser.

— — — —

Niemand wird schöpfen.

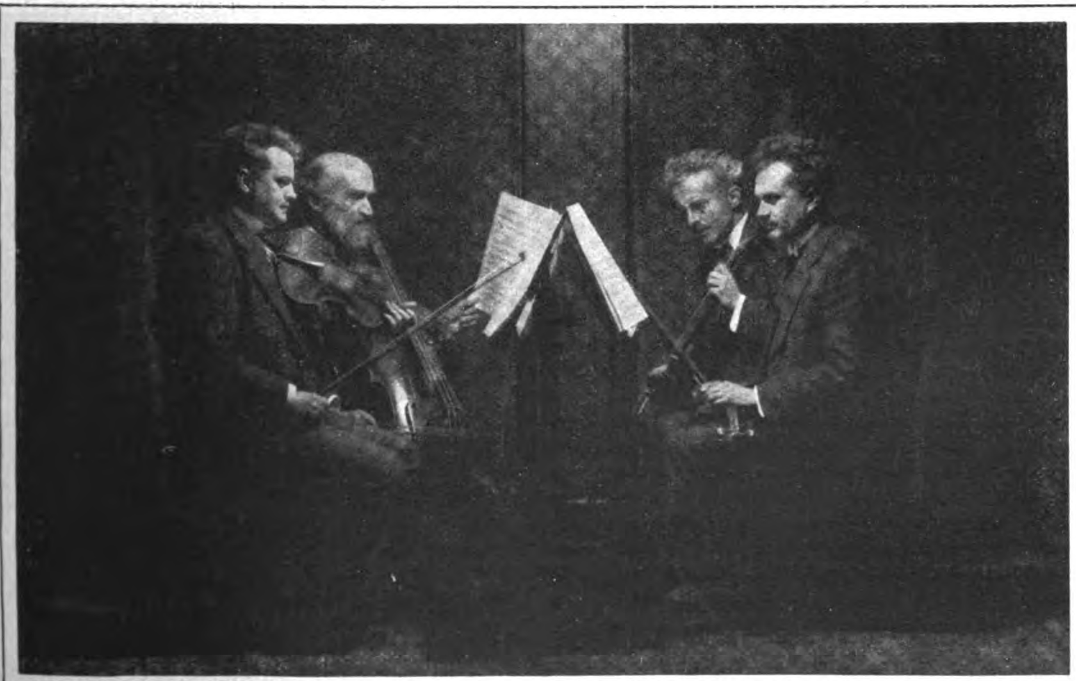
Phöbus

Novelle von Else Meerstedt, Hamburg

Schon als Kind war er entzückend. Alle fanden das. Besonders seine Mutter. Nur eine alte, nörgelige Tante hatte einmal einzuwenden gewagt, daß das Wort „entzückend" in einer Kinderstube aus erzieherischen Gründen weniger oft fallen solle. Da hatte man sich förmlich auf sie gestürzt. Wie Speerspitzen war das Wort entzückend um sie herumgeschwirrt. In allen Färbungen. Aus begütigender Tiefe kam es hervor, und von impertinenter Höhe kam's herab. Nasen und Blicke illustrierten es. Eine Minute nur und die alte schulmeisternde Tante war mausetot — für das Forstnersche Haus natürlich. Sie zog sich ihre Kapuze über den Kopf und ging, weil sie die Klügere war. Vorher aber sah sie noch, wie der, um deswillen man sich solidarisch erklärt hatte, artig und mit geradezu erstaunlicher Sicherheit im Kreise herumging und jeder Tante die Hand küßte. Nur die alte Tante mit der wattegefütterten Kapuze schloß er aus. Man fand, als die alte Tante draußen war, daß das von hoher Intelligenz zeuge. Bevor sie aber draußen war, drang noch durch die dicke Watte ihrer Kapuze das in höchster Ekstase hinausgeschleuderte Wort: Phöbus. Der kleine Egon aber war im Verlaufe des Abends noch ganz besonders entzückend gewesen, als sei er sich bewußt, was er sich und den anderen ob des Lobes schulde. Er hatte den schwarzsamtenen Prinzenanzug mit dem weißen Spitzenkragen getragen wie ein wirklicher Prinz. Er hatte die schwarzen Locken von der Stirn geschüttelt wie ein Künstler im Konzertsaal, und Blicke aus den großen blauen Augen hinter langen, schwarzen Wimpern versandt — einfach entzückend!

Entzückend war Egon Forstner, als er eine Geige bekam. Er hatte sofort eine eigene Note, sie unters Kinn zu klemmen und den Kopf schwermütig darauf sinken zu lassen. Natürlich war er ein Wunderkind. Wozu andere Jahre brauchten, das bewältigte er in Monaten. Er begriff spielend und lernte spielend. Er nahm alles spielend. Also doch Phöbus, der leuchtend, siegreich aufstieg. „Ein geniales Kind," sagte das Heer der Tanten, und seine Mutter, die eine schwache Mutter war, weil Egon ja so früh den Vater verloren hatte, bestätigte es stolz. Sie stellte sich ganz auf seine Eigenart ein, die ein Springen vom einen zum anderen war. „Künstlernaturen sind nun einmal so," sagten die, die anbetend mit erziehen halfen, „sie vertragen keinerlei Zwang und keinerlei Gebundenheit."

Und Egon Forstner machte sich das zunutze. Er betrieb zehnerlei, aber alles ohne Abschluß. Er stürzte sich intensiv auf eine Sache und erklärte dann plötzlich, indem er sich mit einer seiner Bewegungen die dunklen Locken aus der Stirn strich und den Blick melancholisch ins Weite sandte, nicht mehr weiter zu können. So verließ er die Schule vor dem Abitur, seinen alten Musikprofessor, als er erst zur Hälfte ausgebildet war, er komponierte, als er sich den Kontrapunkt nur angeschaut hatte, und gab Konzerte, die die neidischen Kritiker nicht zu würdigen wußten, die ihm aber eine Fülle von Blumen, voll uneingeschränkten Lobes aus den Bekanntenkreisen brachten, der sich von Tag zu Tag vergrößerte. Ja, Egon Forstner wußte die Menschen zu nehmen. Man drängte sich nach ihm und um ihn. Lauter Urteilslose. Phöbus, der Blendende, blendete! Welcher Sohn! Welche Mutter! Und diese Mutter be-



Das durch seine Kunstreisen berühmte Leipziger Gewandhausquartett. Nach einer künstlerischen Aufnahme in Abendbeleuchtung von Hofphotograph E. Hoenisch in Leipzig

zahlte alles. Die teuren Konzertsäle, die ausverschenkt waren. Die Meistergeige, die teuersten Anzüge, die bizarrsten Krawatten und Strümpfe. Und sie sagte nie, daß sie schon seit Jahren vom Kapital lebten. Wenn er erst da stand, wohin man ihn noch nicht lassen wollte, dann würde das, was sie jetzt für ihren Jungen hingab, ein Trinkgeld bedeuten. So redete Frau Forstner laut mit sich. Aber in ihrem Innersten sprach es anders. Da fraß etwas wie Angst um ihrer beider Zukunft. Es fraß so lange, bis Frau Forstner von innen heraus aufgezehrt war und zusammenbrach. Im Sarge erst zeigte sie ihr wahres Gesicht. Von Sorgen zerwühlt war es. So sah keine Mutter aus, die einen Phöbus gebar.

Keiner wußte, daß Frau Forstner das Leben schwerer gewesen war, als die schwarze, lastende Kirchhofserde, die man über sie schaufelte. Auch ihr Sohn wußte das nicht. Er war enttäuscht, wie wenig ihm noch zur Verfügung stand, und erschrocken. Und die anderen, sein getreues Gefolge aus seinen Kinderjahren her, waren es gleich ihm, als er mit seinem sieghaftesten Lächeln die Runde machte, wie einst als kleiner Knirps, da er die Kapuzentante vom Handkuß ausgeschlossen hatte, und leihweise um eine größere Summe bat. Man fand ihn mit einem Male weniger entzückend. Man versuchte, ihm, von dem man bisher jede Laune bewundert hatte, gute Lehren zu geben, so daß er sich brüsk umdrehte.

Ja, Egon-Phöbus konnte alles, nur nicht ernsthaft arbeiten. Es kostete ihm einen schweren Entschluß, als er einstweilen bei der Oper einen Posten als zweiter Geiger annahm. Er tat, als erweise er damit dem Orchester eine Gnade. Gegen seine Kollegen, meist im Kunsthandwerk ergraute Leute, war er hochfahrend, den Kapellmeister traf sein maliziöser Blick. Er nahm seine Entlassung, als man ihm sie geben wollte. Zweiter und Dritter zu sein, dazu taugte er nicht. Lieber an zweiter und dritter Stelle Erster sein. Diese zweite und dritte Stelle war ein Kaffeehaus, das den Zigeuner mit der weißen Haut in erster Linie als Staffage anstellte. Er bot einen schönen Anblick auf dem Podium. Und was er spielte aus Operetten und an Reißern, klang schmelzend. Doch Egon Forstner wurde unverschämt. So unverschämt, daß kein Agent ihm mehr einen Vertrag vorlegte. Und er war auch ein Krakeeler. Man hatte ihn im Verdacht, daß er trank. Er gebot den Gästen Ruhe, wenn er spielte. Das ließ sich natürlich niemand gefallen. Am wenigsten der Wirt. Denn erst kommen die Gäste, die zahlen, und dann der Geiger, der bezahlt wird. So mußte Egon versuchen, auf eigene Faust und ohne Vermittlung zu geigen. Die Lokale aber, die des Vermittlers nicht bedurften, standen natürlich wieder ein paar Stufen tiefer. Man hatte sich übrigens geirrt, wenn man meinte, Egon Forstner trank. Er hatte etwas Besseres. Eine feine Spritze, die kaum die Haut ritzte und die einem doch Feuerströme ins Blut goß. Die einem den Aufstieg zeigte, da, wo der Abstieg war. Er brauchte sie, je tiefer er hinunterstieg, desto mehr. Sie war auch schuld daran, daß man ihm eines Nachts, da er schwankend, weil des Morphiums Wirkung aufhörte, seiner Behausung zustrebte, seine Meistergeige stahl. Er bekam sie nicht wieder. Bei einem Trödler kaufte er sich ein kratziges Ding, das das schönste Vibrato zerstörte. Die Apachen, die seine Zuhörer waren, riefen: „Besser machen!“ Und die Dirnen wunderten sich, daß sie keine Tränen mehr bei seinem Spiel vergießen konnten.

Und eines Tages war Egon-Phöbus auf der heißen, grauweißen Landstraße. Er spielte allenthalben da, wo man ihn gern und ungern zugleich sah -- gern, wenn er fiedelte, ungern, wenn's hieß, den Sechser aus der Tasche zu ziehen. Der Bauer und was um ihn herum lebt, gibt nicht gern.

Der Spritze hatte sich Egon Forstner längst entwöhnt, weil er sich ihr entwöhnen mußte. An ihre Stelle trat das, was kein Sonnenbruder an sich vorübergehen läßt, der Fusel. Ja, Egon Forstner war ein Sonnenbruder geworden. Er strahlte nicht mehr, sondern ließ sich bestrahlen. Und das macht alt. Jeder Meter Landstraße, zurückgelegt in Wind und Wetter, Hitze und Kälte, Nässe, Schnee und Glatteis, zählt hundertfach. Egon Forstner war alt, da er noch jung war. Und er empfand das nicht einmal. Er war auch stumpf geworden. Die Zeit der seidenen Strümpfe und bizarren Krawatten hatte er längst vergessen. Er wusch sich, wenn ihn der Bauer nicht von seinem Brunnen verjagte. Er schlief im Heu oder im Straßengraben. Er war Fatalist geworden, ohne daß er darüber nachdachte.

Aber einmal kam er doch noch zum Nachdenken. Auf einer Bauernhochzeit zwischen lauter betrunkenen Menschen war's. Die Mädchen in der Küche hatten den kümmerlichen Gesellen kommen sehen und ihm durchs Fenster etwas von den Sachen, die aus dem Hochzeitssaal herausgekommen waren, zugesteckt. Aus Dankbarkeit hatte er seine Fiedel an die Wange gelegt und das schöne Lied vom Elterngrab gespielt. Darüber war einer der angetrunkenen Bauern hinzugekommen und hatte ihn mit hineingelotst. Er wolle dem Brautpaar auf seine Kosten ein Ständchen bringen lassen, sagte er lachend und bugsierte Egon Forstner vor sich her aufs Podium. Recht war das der Bauerngesellschaft nicht, aber Hein Voß war rabiat und schlug eine gute Faust, wenn man ihm widersprach.

So sah sich Egon Forstner nach vielen Jahren zum ersten Male wieder auf einem Podium. Ihm schwindelte, trotzdem er nicht hoch stand, und seine Hand ging wie im Fieber, als er den Bogen hob. Und dann spielte er. Nicht wie ein Gott, der war er nie gewesen. Aber er spielte so, wie er als Halbgott in seinen besten Zeiten vor dem Tantenpublikum gespielt hatte. Die Bauern drunten dämpften ihre Stimmen und wurden schließlich ganz still. Der Alte droben aber, der eigentlich noch gar nicht alt war, erblickte wie in bengalischem Feuer seine Vergangenheit. Das loderte und brannte und verbrannte.

Und dann stand er wieder draußen. In seiner Tasche klimperte und knisterte allerlei. Eine Summe für den, der auf der Landstraße lebte. Und aus der Geigenhülle duftete es lecker. Die Gabe der Mägde. Seine Füße zitterten und seine Knie schlotterten. Er hatte Sehnsucht nach dem Graben. Halb taumelte er, halb fiel er hinein und blieb drunten mit geschlossenen Augen liegen. In seinen Ohren klangen die Melodien, die er den Bauern gespielt hatte, bis er fror. Da öffnete er die Augen und blickte in den blutroten, herbstlichen Sonnenball. Wie er leuchtete! Aber er wärmte nicht mehr. Was wohl dahinter steckte? Phöbus! klang es ihm von weither in die Ohren, von so weit her, daß es nur wie ein Hauch schien. Und er schloß die Augen wieder. Ihm war, als schrumpfe er zusammen, daß er in einen schwarzsamtenen Prinzenanzug mit weißem Spitzenkragen hineinpaßte — —

Zwei Phöben versanken. Der eine, um sich am nächsten Tage leuchtend wieder zu erheben. Doch um die Lippen des andern spielte ein zufriedenes, aber starres Lächeln, als ihn am nächsten Morgen des Verjüngten Strahlen trafen, und das galt Phöbus und dem schwarzsamtenen Prinzenanzug — — —

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Das Dorf am Strand. Nach einer Zeichnung von Professor Fritz Rentsch.

Der Holnishof auf Iskarjersand

Erzählung von Leonhard Schrickel

Es mag einige Jahre her sein; der Wandertrieb hatte mich durch das grüne, ewig schöne Schleswig bis in die Gegend der Flensburger Förde geführt. Seit Morgengrauen auf den Füßen, schlenderte ich, von einer strahlenden Sonne umflossen, von blütenüberschwemmten Wiesen und Hecken umduftet und von einem unsichtbaren Heer emsiger Honigbienen wie von einer schwingenden, tieftönenden Glocke umläutet, durch den hohen Mittag. Am liebsten hätte ich im Schatten eines Knicks für ein Stündchen Rast gemacht, aber ein brennender Durst drängte mich weiter, einem Gehöft zu, das sich aus den grünen Wellen der lieblichen Landschaft inseleinsam erhob. Dort winkte ein Trunk frischer kühler Milch und so schritt ich wacker fürbaß. Aber welche Enttäuschung! Ich hatte ein Bild der Reinlichkeit und Ordnung, ein schmuckes, wohlausgestattetes Anwesen erwartet, wie ich dergleichen bisher auf meiner Wanderung überall gefunden; was mich jedoch empfing, war ein Gewüst, eine Stätte schlimmer Verwahrlosung. Der Garten und das anliegende Feld waren voll Mißwachs und Unkraut, die Scheuer war verfallen, der Hof voll Schmutz und Trümmer und Wirrnis. Kein Huhn lief über den Weg, kein Hund schlug an, kein Mensch trat hervor, Willkomm bietend. Die Fenster waren verstaubt und von Spinngeweben bedeckt, die Türen verschlossen. Wie ein verödetes Grab lag das Gewese inmitten flutenden, prangenden Lebens und reifenden Segens Überfülle. Enttäuscht und verwundert trug ich mich weiter, angefröstelt von dem ungastlich an die Vergänglichkeit alles Blühens und Reifens mahnenden Ort, schlug mich durch das Distelgestrüpp und die verwilderten Knicks der Umgebung hindurch, übersprang ein unwirsch zwischen zerfallenen Ufern dahinrauschendes Bächlein und — hätte beinahe eine Frau überrannt, die mitten im Bachbett hingebückt stand, ein Hemd oder dergleichen waschend. Jetzt richtete sie sich jählings auf und schaute mich überrascht an. Groß und kräftig, war sie trotz des herben Zuges und der Spuren verwüstenden Kummers im Gesicht doch noch schön und trotz des ganz weiß gewordenen Haares, unter dem zwei gleichsam verschlossene Augen tiefdunkel standen, noch jung zu nennen. Ich suchte nun zwar flink dem wohlverdienten Tadel meiner ungebührlichen Hast und Unachtsamkeit zuvorzukommen, aber ehe ich mich recht von meiner eigenen Überraschung erholt und auf ein schickliches Wort der Entschuldigung besonnen hatte, war sie über einen Stein ans jenseitige Ufer gestiegen und ruhig und fest in das mannshohe Distelgestrüpp hineingeschritten, das sie sogleich meinen Blicken entzog. So trat ich denn wieder auf die Sohlen, querte eine steinige Koppelweide und gewann endlich den durch wohlgepflegtes und bestelltes Land führenden Weg wieder, von dem ich vorher abgebogen war. Nicht lange und ich stieß noch auf einen Hirten, der eine ansehnliche Schafherde hütete und den ich nun sogleich befragte, wo ich wohl meinen Durst stillen könnte. Alt und verwettert, mit tief eingepflügten Zügen um den bartlosen Mund und mit eisgrauem Haar, das unter dem sturmerprobten Filz hervor in den Nacken hing, schaute er mich eine Weile aus seinen kleinen, wasserhellen Augen

scharf an; dann hob er ein wenig seinen langen Hirtenstock, auf den er sich gestützt hatte, und wies zur Seite auf ein kaum zehn Schritte entferntes niedriges Buschwerk, ohne ein Wort zu reden. Ich folgte dem Wink und fand, was ich suchte: trank das köstlich erquickende Wasser, kühlte Gesicht und Hände und sah mich nach einem Plätzchen um, wo ich mich zur Mittagsrast ausstrecken konnte. Dabei fiel mir der verwahrloste Hof wieder ein, und ob der Hirt auch nicht zu den Redseligen gehörte und seine Art nicht eben zu einem Zwiegespräch einlud, vermochte mich die Neugier doch, ihn nach der Ursache des Verfalls jenes Geweses zu fragen.

Aber statt aller Antwort zuckte er die Achseln.

„Nun" — sagte ich — „nichts für ungut, Gevatter. Ich will Euch nicht in Euern Betrachtungen stören, aber als Fremder, seht Ihr, wüßte man gern, an was und an wem man vorüberwandert."

„Wart Ihr drüben?"

„Freilich; ich komme just von drüben her —" und erzählte ihm, was ich dort gewollt und was ich gefunden.

„Getrunken habt Ihr ja nun —" meinte er gleichmütig und wandte sich seiner Herde wieder zu, mich also auf die Reise schickend; aber so schnell war ich nicht abzuschütteln.

„Getrunken schon, das trifft, aber gerastet nicht. Und wenn es Euch nichts verschlägt, leg' ich mich da an den Busch, wo es kühl und schattig genug ist, und Ihr raucht Euch eine Zigarre an und erzählt mir was. Kommt." Damit holte ich meine Zigarrentasche hervor und bot ihm eine Bremer Prima. Und als er, das schön getigerte Strünklein mit einem Seitenblick argwöhnisch musternd, zuzulangen zögerte, ermunterte ich ihn, indem ich, auf seine aus dem Ranzen hervorstehende Pfeife hinweisend, ihm mein Kraut als köstlichste Pfeifeneinlage anpries.

Unentschlossen und voll Widerstreit fuhr er sich mit der knöchernen, wetterbraunen und etwas verkrümmten Rechten über den Mund, der ihm jetzt nach dem Strünklein wässern mochte, zögerte noch eine halbe Minute und langte dann langsam zu.

„Wenn Ihr meint, daß sie in die Pfeife schmeckt —? So mag ich sie nicht. Aber... zu erzählen werd' ich nicht viel haben, darauf macht Euch gefaßt, Herr."

„Laßt nur; ich will keine lange Geschichte von Euch —" sagte ich, während ich mir's unter dem Buschwerk bequem machte, die müde gelaufenen Beine ausstreckend. — „Es ist mir nur wunderlich, daß mitten in dem gesegneten Landstrich solch eine Öde liegt."

„Tja —" machte er und nickte vor sich hin, die schöne Bremerin unbarmherzig zerkrümelnd und in die Pfeife stopfend; aber erst als er sie in Brand gesetzt und feinschmeckerisch ein paar Züge getan, durch eine Geste seine Befriedigung zu erkennen gebend, fuhr er fort: „Wunderlich sagt Ihr" — und paffte schwelgend ein-, drei-, viermal stark in die Luft. — „Traurig ist's, Herr" — sah sich spähend um, warf einen Blick über die Herde und kam ein paar Schritte näher, so daß er alsbald, wieder auf seinen langen Stock gestützt, dicht neben mir stand. „Traurig ist's. Und wenn Ihr wissen wollt, wieso und warum, kann ich's Euch besser sagen als irgendwer im Land, denn ich hab's miterlebt."

Das floß ihm ohne Stocken von den Lippen, und ich merkte, daß ihm mein Rauchkraut die Zunge gelöst hatte und zu einem, wenn auch nur kurzen Bericht geschickt machte.

„Vor neun Jahren" — hob er an — „sah's auf dem Holnishof noch anders aus. Da stand ich dort in Diensten und weidete eine Herde so groß wie die da, die den drei Bauern auf dem Sand gehört. Acht Pferde gingen auf der Koppel und zwei Fohlen, und Kühe gab's und Schweine, ich weiß nicht wieviel. Die Scheuern waren voll von Frucht, und alles stand in Hüll' und Fülle. Was wahr ist, ich lüg' nicht gern: aber der Holnishof glänzte über die ganze Förde von Tremmerup bis Lund und stand in Ehren rundum durchs Land. Sina war Herrin" — Ein paar Pfeifenzüge lang schwieg er und schaute, ins Vergangene denkend, vor sich hin. „Sie war eine gute Herrin, und jung war sie damals und schöner als irgendeine, das könnt Ihr fragen, wen Ihr wollt. Jetzt..."

Ich horchte auf. „Ich glaube, ich kenn' sie," schob ich unüberlegt in seine Pause und erzählte ihm von meiner Begegnung vorhin am Bache.

„Schlohweiß, ja," bestätigte er, „weißer als ich alter Sterz, und Augen, die im Kopfe stehen wie tot. Und menschenscheu und flüchtig wie ein verschrecktes Reh. Denkt sie in allem anders, als sie jetzt ist, und Ihr habt sie, wie sie damals war. Und habt sie doch noch lange nicht ganz so, wie sie gewesen. Mit ihren dreißig Jahren damals hatte sie was an sich, das keine andere hatte. Meiner Seel', 's ist nicht auszudenken, daß es so hat kommen können, wie es kam. Aber das Schicksal hatte ihr's ja wohl bestimmt, sonst hätte sie nicht so lange am Ledigenstand festgehalten. Und was für Freier klopften an. Schon um die Siebzehnjährige hatten sie sich die Sohlen von den Schuhen gelaufen, und jedes Jahr ein anderer, jedes Jahr; und die besten und reichsten Bursche aus Angeln und Friesland und Dithmarschen waren's gewesen, und keinen hatte sie angenommen, so mahnend und gestrenge ihr Vater auch auf sie eingeredet dazumal. Sie hatte noch immer Zeit gehabt; ihr war's zum Ehen noch immer zu früh gewesen; als brennte in ihrem Blut eine alte urvoräterische Lust und Begier, auf eigene Faust das Leben zu bestehen, in Unabhängigkeit und Freiheit sich starkmütig durch die Tage zu schlagen. Und als der Bauer dann neben seiner frühverstorbenen Frau auf dem Kirchhof lag, hörte sie schon gar nicht mehr hin, wenn einer an ihre Tür klopfte, das Freiwerbersträußchen am Rock oder das Freiersschleifchen an der Mütze. Selbst, selbst, **selbst** wollte sie schaffen und regieren! **Selbst** der Herr sein und den Wohlstand mit **eigenen Händen** und das Ansehen **selber** ausbreiten und vermehren. Und sie arbeitete für drei, war früh die erste und abends die letzte, war im Haus und im Stall, im Hof und auf der Weide, machte den faulen Mägden Beine und den Knechten nicht minder und führte ein scharfes, aber gerechtes und gedeihliches Regiment. Nie zuvor hatte der Holnishof so volle Scheuern und Ställe gehabt und war alles Ordnung und Segen. Dabei war sie ein wenig herb geworden und sechsunddreißig; aber sonst die gleiche geblieben. Bis — Es ging nicht mit rechten Dingen zu!" — flocht er ein, indem er abergläubisch ein wenig den Hut lüpfte. „Der Ungenannte hatte die Hand im Spiel. Denn mit einemmal, von heut auf morgen, vom Mittag bis an den Abend wurde sie anders, schlug um wie der Wind vorm Sturm, war unsere feste, sichere Frau nicht mehr, die so gesund zugriff und das Leben so forsch anpackte und sich förmlich Sommer und Winter, Himmel und Erde, Regen und Sonnenschein **selber** schuf, wo für unsereinen der liebe Herrgott zimmern und hobeln mußte. Und er war zehn Jahre jünger als sie; zehn Jahre jünger und hatte nicht das Zehntel, was sie hatte, denn sein Vater, der Reusenfischer von Alnoor, hatte außer seiner Fischerkate nichts als eine Herde Kinder. Arm war er, daß ich's nur gradheraus sage, und um nichts besser als ich, weiß Gott. Aber freilich jung und stand wie aus Eisen gegossen, der Christian. Ihm warf sie sich in die Arme. Nein, es war kein Verstand dabei, kein Sinn und Verstand und die Vorsehung... nein, Herr, es ging nicht mit rechten Dingen zu. Da war was Dunkles im Spiel, daran lass' ich nicht rütteln; da war der Verderbliche an den Zügeln" — und



Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

Ungleiches Paar.

Nach einem Gemälde von Wilhelm Leibl.



wieder lüpfte er abergläubisch den Hut, den Berufenen höflich zu versöhnen — „Mochte ihn irgendwo auf einem Markt in Kollund oder bei einem Wollhandel in Flensburg gesehen haben, den Fischer, und mit ihm ins Reden gekommen sein, ich weiß nicht; genug, sie ließ den schweren Kahn, den weißen, zu Wasser schaffen und fuhr am anderen Sonntag hinüber nach Alnoor, und ein paar Tage darauf kam er auf den Holnishof und ward erwartet und empfangen wie ein reisender Apostel aus der Bibel. Und so trieb es schneller, als sich's sagen und errechnen läßt, zum Verlöbnis und zur Hochzeit. Da war es Herbst und die reifen Äpfel fielen ins Gras und von den Bäumen segelten die Blätter ins nebelnde Land."

Nachdenklich sog der Alte an seiner Pfeife, drückte den Tabak mit dem Daumen fester und fuhr, mich mit einem Blick streifend, ernster fort:

„Im Anfang ging alles gut. Der junge Herr hielt sich ruhig und schaffte neben ihr, und sie ließ ihn gewähren und schob ihm wohl gar einmal das Regiment zu; ja, es schien, als ob sie ihm allmählich die Herrschaft in die Hände spielen und sich, als es einer Frau geziemt, auf Haus und Stall beschränken wollte. Der junge Bauer nahm's denn auch an und versah seinen Platz in Eh' und Wirtschaft rechtschaffen und nach Gebrauch; ein Jahr, zwei Jahre. Aber auf die Dauer — Herr, ich sah's kommen," sagte der Hirt und stieß seinen Stock, auf den er sich stützte, tiefer in die Erde. „Und warum soll ich's verhehlen: ich dachte an die blonde Andora, die Magd, mit ihren armdicken Zöpfen und quellklaren Augen, die selbst unsereinem noch ins Blut schlugen, und am Ende ist die auch mit im Spiel gewesen zuerst; aber schließlich war's eine andere, eine Fremde. Von Kollund war sie heraufgekommen mit einem Segler aus Kiel und hier an Land gegangen, weil die Möwen Sturm anzeigten. Sie war nicht hübsch. Nicht wie Andora. Und wie unsere Frau schon gar nicht. Sie hatte kein Blut in den Adern und hatte dünne, zerbrechliche Finger und wog nicht mehr als so ein feiner gläserner Hirsch, wie ihn die Leute auf den Krammärkten kaufen und sich auf die Kommode stellen. Ich hätt' sie nicht haben mögen, ich wahrlich nicht, — aber der Bauer ging ihr ins Garn. Ich seh' sie noch vom Strand raufkommen, wo die Fremde unsere Frau nach einem Gasthof befragt haben mochte. Nun brachte die Herrin sie ins Haus und bot ihr Willkomm und beriet mit ihr, was werden sollte. Ein Dampfer nach Flensburg ging nicht mehr, den man hätte anrufen können, daß er sie mitnähme, und die Nacht im fremden Haus verbringen, das wollte die furchtsame Jungfer nicht. Da rief die Bäuerin den Mann, wies ihm die Fremde und erzählte ihm ihre Geschichte oder ließ sie ihm von der Blassen selber erzählen, und lag ihm an, mich oder den Knecht anzustellen, daß wir die Bangbüx hinüberruderten nach Kollund. Und nach etlichem Hin und Her, währenddessen die Frau ein Abendbrot machte, daß wir selbdritt nicht hungrig davon müßten, kam der Bauer auch richtig und redete mit uns und sagte alles wie es war und ließ uns doch plötzlich aus und wies uns an unsere Arbeit und ging und ruderte die Jungfer selber. Und der Frau war's recht und sie winkte ihnen vom Haus noch nach aufs Wasser, darüber just die Sonne hinstarb, brennrot . . ."

Jetzt drehte sich der Alte um, hob seinen Stock ein wenig, die Richtung weisend, und sagte, sich seiner Herde wieder zukehrend und seine vorige Stellung einnehmend: „Ihr könnt den Kollunder Kirchturm von hier aus sehen bei sichtigem Wetter wie heute: der Tönnies rudert's in zwei Stunden, der Petersen, was die Post ist, braucht knapp dritthalbe. Der Bauer hätte um Mitternacht oder ein Stündchen danach wieder daheim sein können, aber er kam nicht. Die See war ruhig; erst gegen Morgengrauen fiel der Sturm ins Fördewasser ein und tanzte mit Gischt und Schaum, und gegen Mittag erst kam der Bauer wieder, machte kurzen Bericht und ging an seine Arbeit. Und also war's die Frau zufrieden. Es nachtete wieder und tagte wie sonst; als die Sonne aber zum andernmal über Mittag stand, stand auch die Fremde wieder auf dem Holnishof; lachend und feuerrot im Gesicht, ich weiß nicht, ob vor Hitze oder Scham und schlechtem Gewissen, und diesmal war sie schön.

Ihre Brosche wollte sie verloren haben. Die Frau fuhr mit dem Besenstiel in alle Winkel und unter alle Schränke, obgleich sie morgens alles gefegt, daß auch kein Stäubchen mehr in einer Ecke Platz gefunden hätte, geschweige denn so eine Brosche; aber sie tat ein Übriges und ließ kein Deckchen ungehoben und keinen Stuhl unverrückt in Stube und Flur, und der Mann suchte den Hof ab und ging mit der Fremden den Weg hinunter durch Weide und Feld zum Strand und räumte den Kahn aus und wieder ein und lief mit ihr ein Endchen am Strande hin, jeden Stein umwendend, und kam mit ihr wieder langsam, noch immer spähend und forschend, den Weg zurück — vergebens. So verging der Tag. Abends aber bat sie den Bauer frisch und unverlegen, sie wieder nach Kollund hinüberzurudern, um auch drüben am Strand einmal mit ihr zu suchen und für sie bei den Fischern nach der Brosche zu fragen; bat ihn unverschüchtert und war schöntuerisch; ich sah's, und die Frau mußte es auch gesehen haben; aber sie sagte nichts dazu; sie verhielt sich still, und das war ein schweres und seltsames Schweigen für uns alle, die wir sie kannten. Auch für den Mann, dem die Schläfen rot anliefen und der seine Suppe hastiger vom Löffel sog als sonst und dabei zu dem Getu und Gerede der Fremden lachte oder lachen wollte, denn zu sagen wußte er auch nicht eben was Rechtes.

Es gab Arbeit in Hülle und Fülle. Und wieder eine Nacht in Kollund, nach zwei kurzen Tagen die zweite, und danach wieder einen Vormittag drangeben, das war nicht Art und Sitte in Angeln und schon gar nicht auf dem Holnishof. Er mochte es wohl fühlen, aber sagen tat er nichts, und es war, als lausche er auf das Schweigen der Bäuerin. Die Jungfer indes, die wohl gar meinte, daß er der Sohn im Hause sei, sprach ihm auf eine so bewegliche und verführerische Art zu, daß es einem wahrhaftig selber warm unterm Rock wurde; die Bäuerin aber saß unverändert still über ihrem Teller gebückt und aß geruhig weiter, als höre sie von all dem Tratsch nichts, ob ihr freilich auch ganz allmählich das Blut aus den Wangen wich und die Hand unsicher ward, was der Mann hätte bemerken müssen, wenn er einen Blick auf sie zu wenden vermocht hätte.

Inzwischen redete die Jungfer unangefochten auf den Bauer ein, und er hörte ihr zu wie bisher und ließ sich von der Jungfer weiter die Ohren füllen mit ihrem Geschwätz und Gegirr. Plötzlich aber stand er auf. Sei es, daß er doch noch ein Dreinreden der Bäuerin fürchtete und daß er nicht offenbar werden lassen wollte, wie er ihres Einverständnisses harrte; sei es, daß er sich der so viel älteren Frau, die er vielleicht gar schon einmal der Fremden gegenüber verleugnet hatte, insgeheim schämte — plötzlich stand er auf und erbot sich zur Fahrt.

‚Aber gleich muß es nun sein, sonst wird's zu spät, und ich möcht' über Nacht noch heim.'

Das war sie wohl zufrieden, die schwarze Hexe, die verlockende, stand hurtig auf, lief nach Hut und Mantel und gab der Bäuerin kurzen Abschied, weil der Bauer schon wartend auf der Schwelle stand und vorwärts drängte, wie auf der Flucht vor seinem Gewissen."

(Fortsetzung folgt.)

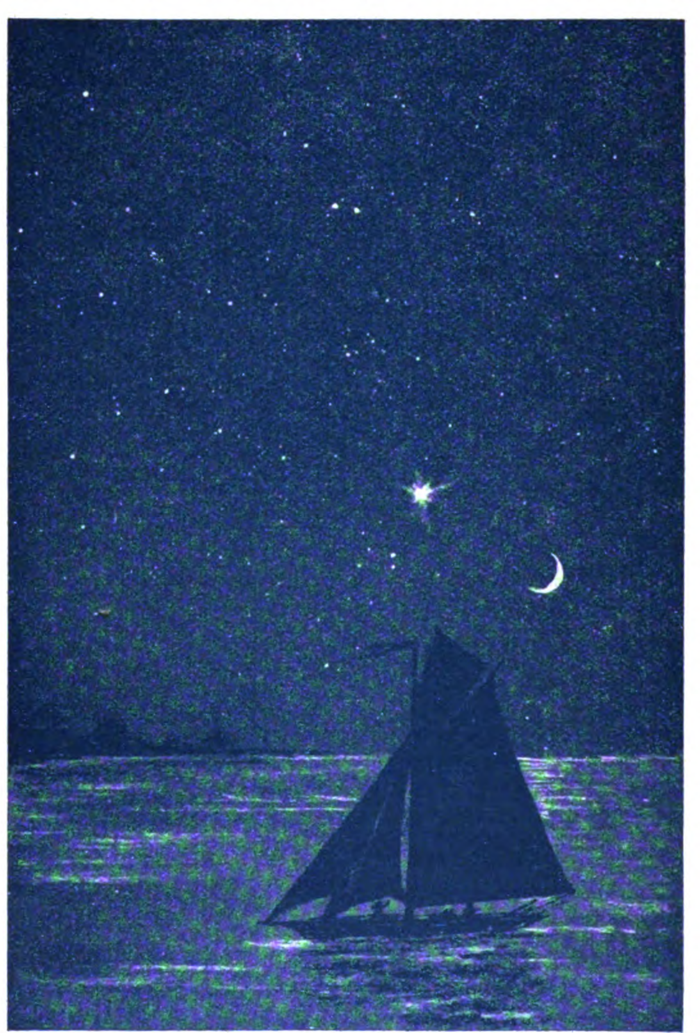
Der Abendstern. Von Bruno H. Bürgel

Hierzu fünf Abbildungen

Mein Boot treibt still durch den sinkenden Tag auf bleigrauem Wasser dahin. Längst sind die Rosen, die der Sonnengott mit verschwenderischer Hand der ewig umworbenen, ihn ewig fliehenden Nacht geboten, verblüht und verglüht, und des Mondes Wächterhorn bezeichnet seine Rückzugsstraße. In silbernen Schleiern hängt es da droben still und feierlich, wie Glocken im Dom. Sacht streift die dunkle Samtschleppe der Nacht darüber hin, die nun die Sternenaugen aufschlägt und ihr Schlummerreich betrachtet, in dem des Tages Rauschen verebbt.

An ihrer Stirn glänzt das Diadem des Abendsterns wie eine reine Flamme „fern allem ird'schen Haß, und Andacht weckend in Herzen, die dem Ew'gen zugewandt"!

Weltenferne Flamme, wieviel Augen entzücktest du, wieviel Seelen erfülltest du mit Sehnsucht! Augen und Seelen die längst entschwanden! Pharaonen sahen dich über Pyramidengräbern funkeln, den Sirius heranwachend. Die schöne Welt Griechenlands besang dich, ‚Hesperus', des Abends und der Liebe Stern! Und wie oft sahst du, aus reiner Höh durch finstre Zeiten leuchtend, mittelalterliche Scheiterhaufen glühen und Dorf und Stadt in Flammen, Fanale menschlicher Unzulänglichkeit und Kleinheit! Aberglaube zog dich herab in vergänglich menschliches Geschick! So stark war dein Glanz zuzeiten selbst am hellen Tage, daß Volk sich auf den Gassen staute, kaiserliche Räte und Sterndeuter dir himmlische Botschaft unterschoben. Dein blendender Glanz sollte 1609 den Tod Heinrich IV. von Frankreich künden, sollte 1700 im November, am hellen Mittag, da du über dem königlichen Palast funkeltest zu Madrid, das Ende König Carols melden, und als der große Napoleon, damals nur erst ein siegreicher General, aus Italien heimkehrend von den Parisern jubelnd empfangen wurde, nahm er es schmunzelnd als ein gutes Omen, daß das Volk den flammenden Stern da droben als das Gestirn des Korsen bezeichnete.

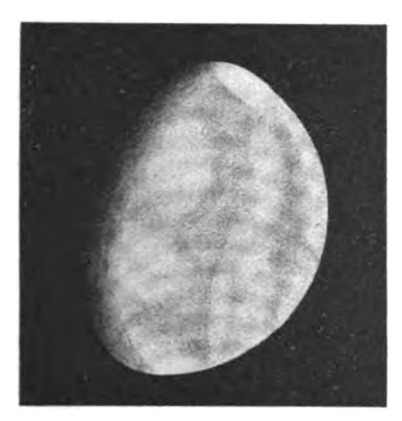


Der Abendstern. (Charakteristische Stellung der Venus nahe der zunehmenden Mondsichel.)

Verklungene Zeiten! Alter Aberglaube schwand und neuer kam. Die Welt wird alt und wird wieder jung, und immer aufs neue wiederholt sich menschlicher Wahn in neuer Form. — Schöne Venus, Abend- und Morgenstern zugleich, die Welt ist nicht viel anders geworden, trotz Mikroskop und Fernrohr, denn nicht in den Dingen wohnt das Erhabene!

Abend- und Morgenstern zugleich! Das Altertum wußte nichts davon. Dennoch ist es so. Dieser wundervolle Stern, der da über mir still seine Bahn zieht, er ist ein Planet wie die Erde, ein dunkler Ball wie sie, der langsam um die Sonne kreist, von ihr sein Licht empfängt. Je nach der Stellung, die die Venus der Sonne und der Erde gegenüber im Raum inne hat, wird sie uns als Abendstern oder als Morgenstern sichtbar. Steht sie links von der Sonne, so geht sie nach ihr unter und wird zum Abendstern. Weiter ihren Weg um das strahlende Sonnenfeuer zurücklegend, taucht Venus dann in den Strahlen der Sonne unter, wird unsichtbar, um nach einiger Zeit rechts vom Sonnenball wieder hervorzutreten. In dieser Stellung, rechts von der Sonne, geht sie vor dem Tagesgestirn auf, ist dem Landmann, der früh hinausgeht auf das Feld, als Morgenstern wohlbekannt. Am schönsten aber glänzt sie doch am Abendhimmel, die funkelnde Venus, namentlich wenn sie, wie es oft vorkommt, der zarten Mondsichel nahe steht. So stark ist dann zuweilen ihr Glanz, daß sie deutliche Schatten von den Gegenständen wirft und jedes Auge fesselt.

Der Laie wundert sich immer wieder darüber, daß dieses Gestirn an sich eine dunkle Kugel sein soll, wie die Erde und wie der Mond, und nur im



Venus in einem kräftigen Fernrohr. (Allmählich verlaufende Tag- und Nachtgrenze.)

zurückgestrahlten Sonnenlicht leuchtet. Es will ihm scheinen, als ob dieses wundervolle Leuchten nur durch eigene Glut zustande kommen könnte. Dennoch ist das ein Irrtum. Von der Venus aus gesehen muß sich auch unsere Erde als mächtig flammender Stern ausnehmen, denn all das Sonnenlicht, das auf ihre gewaltige Kugel auftrifft, drängt sich eben in dieser Ferne zu einem einzigen Punkt zusammen, ist auf kleinstem Raum konzentriert. Ein Blick durchs Fernrohr genügt, um sich von der Tatsache zu überzeugen, daß die Venus eine dunkle Kugel ist. Wir können nur *die* Teile ihrer Oberfläche sehen, die vom Sonnenlicht getroffen werden, genau so, wie es beim Monde der Fall ist, der uns ja aus diesem Grunde in wechselnden Lichtgestalten, bald als Vollmond, bald als Sichel erscheint, oder gar, bei Neumond, ganz verschwindet, wo die unbeleuchtete Halbkugel des Mondes, die Nachtseite, uns zugewandt ist. So erscheint uns denn auch der Planet Venus (wie es zwei unserer Bilder darstellen) im Fernrohr wie ein kleiner Mond, und gerade wenn Venus uns am hellsten leuchtet, stellt sie sich als Sichel dar.

Wir haben in dem prächtigen Abendstern, der jetzt wieder wie eine reine Flamme am Westhimmel leuchtet, und selbst bei Tage von scharfen Augen wahrgenommen wird, die Nachbarin unserer Erde vor uns. Als nächster Planet kreist um die Sonne der Merkur, weiter entfernt steht die Venus und noch weiter die Erde. Von allen großen Planeten kommt uns Venus am nächsten. Im günstigsten Falle trennen Venus und Erde freilich immer noch vierzig Millionen Kilometer, eine Strecke, zu deren Durchmessung selbst das schnellste Flugzeug immer noch dreiundzwanzig Jahre gebrauchen würde!

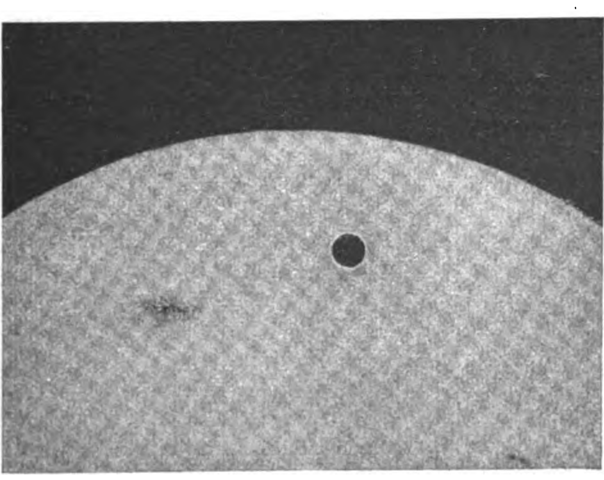
Venus und Erde, die beiden Nachbarn im Raum, gleichen sich an Größe so genau, daß die neuesten Messungen kaum einen Unterschied erkennen lassen, und es scheint, als ob sich beide Weltkörper auch in anderer Hinsicht stark ähneln. Vor allem erkennt man schnell, daß auch die Kugel der Venus von einer starken Lufthülle umgeben ist. Dort, wo Tag und Nacht sich scheiden, an der Lichtgrenze, machen sich zarte Abstufungen in der Beleuchtung bemerkbar, die wir zum Beispiel bei unserem Monde nie sehen, weil er ohne Lufthülle ist. Auf der Venus aber ist eine Dämmerungszone unverkennbar, ein langsames Abtönen von hell zu dunkel, vom Tag zur Nacht, wie es Brechungen und Beugungen des Sonnenlichtes in einer Atmosphäre hervorrufen. Dieser Luftmantel auf unserer Nachbarwelt scheint wesentlich dichter und höher zu sein als der Luftmantel der Erde, ja, zu gewissen Zeiten wird er in eigenartiger Weise sichtbar. Die Venus bewegt sich, wie oben auseinandergesetzt wurde, zwischen Sonne und Erde. Da tritt denn zuweilen ein interessantes Ereignis ein, nämlich der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe. Der Planet ist bei einem solchen „*Venusdurchgang*“ als kleines schwarzes Scheibchen auf der hellen Sonnenscheibe sichtbar, und unter günstigen Bedingungen ist rings um dieses Scheibchen ein lichter Ring gesehen worden (siehe die Abb. unten), die durch die Sonnenstrahlen aufgehellte Atmosphäre des Planeten.



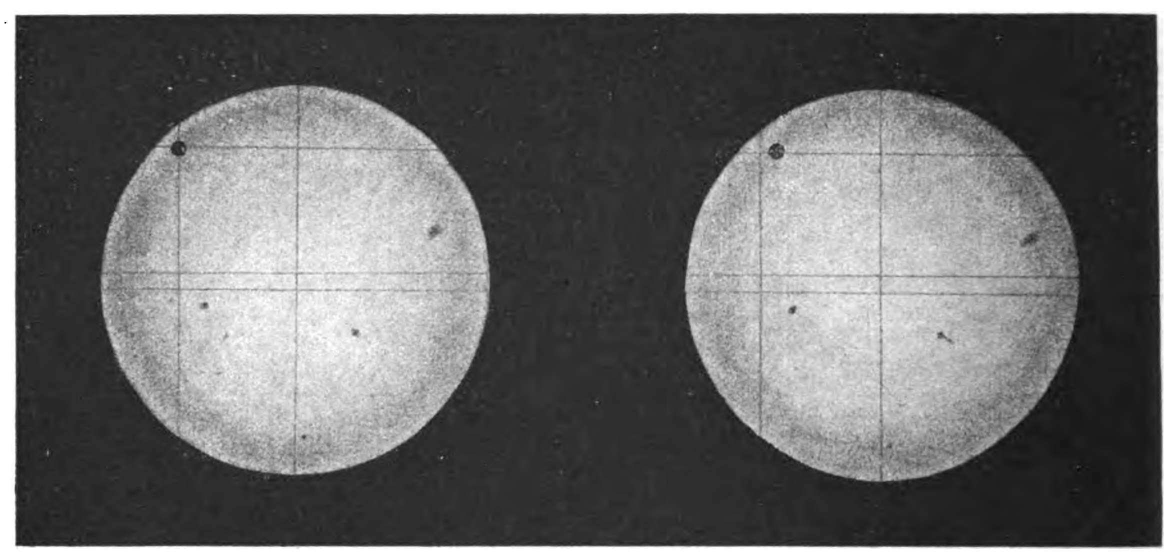
Unebenheiten am Rande der Venus-Sichel und schwaches Leuchten der Nachtseite.

Aber aus einem anderen Grunde sind diese „Venusdurchgänge“ von großem Interesse für die Himmelskunde. Sie geben uns ein vortreffliches Mittel, die Entfernung der Erde von der Sonne zu messen. Wird ein solcher Venusdurchgang von zwei astronomischen Expeditionen aus betrachtet, die möglichst weit voneinander entfernt sind, so zeigt sich von diesen beiden Punkten der Erdkugel aus gesehen die kleine dunkle Scheibe der Venus zu gleicher Zeit etwas auf der Sonne verschoben. Eines unserer Bilder stellt den Venusdurchgang vom 8. Dezember 1874 dar, gesehen im gleichen Augenblick von einem Beobachter zu Ispahan in Persien und einem Beobachter auf den Aucklandsinseln. Deutlich ist eine kleine Verschiebung der Venus vor der Sonne erkennbar, und die Größe dieser Verschiebung wird zur Grundlage der Messung der Sonnenentfernung. Der letzte Venusvorübergang fand am 6. Dezember 1882 statt, und erst am 8. Juni des Jahres 2004, um neun Uhr vormittags, wird das nach uns kommende Geschlecht wieder Zeuge eines gleichen Ereignisses sein.

Es ist nun sehr seltsam, daß wir von der uns so nahen Venus weniger wissen, als von viel weiter entfernten Gestirnen, etwa vom Mars, vom Jupiter und Saturn. Trotz aller Bemühungen mit modernen Riesenfernrohren hat sich bisher nicht mit Sicherheit nachweisen lassen, ob zarte graue Flecke, die wir da zuweilen auf der Kugel der Nachbarwelt sehen, feste Gebiete auf ihrer Oberfläche sind, oder nur Trübungen, Wolken in der Lufthülle. Das letztere ist indessen wesentlich wahrscheinlicher. Eine sehr dichte Atmosphäre scheint uns den Blick auf die Kugel selbst zu versperren. Unebenheiten an den „Hörnern“ der Venussichel sind dann und wann für hohe Berge gedeutet worden, scheinen aber eher sehr



Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe. Nach Huggins. 5. Nov. 1868.



Venusdurchgang vom 8. Dezember 1874. Beobachtet zu gleicher Zeit zu Ispahan und auf den Aucklandsinseln.

ausgedehnten, hochziehenden Wolkenmassen, die scharf von der Sonne beleuchtet wurden, ihr Dasein zu verdanken. Dieser vollkommene Mangel an festen Anhaltepunkten bringt es wiederum mit sich, daß wir auch heute noch nicht, trotz der Bemühungen zweier Jahrhunderte, sagen können, ob und in welcher Zeit sich diese Nachbarerde um ihre Achse dreht. Es gibt Astronomen die der Ansicht sind, Venus wende die eine Seite ständig der Sonne zu, während die andere ewig in Dunkelheit verharrt. Andere glauben eine der Erde gleiche Tagesdauer von 23 bis 24 Stunden ableiten zu können, und neuerdings haben spektroskopische Untersuchungen sogar einen zwölfstündigen Tag wahrscheinlich zu machen gesucht. All das ist vollkommen unsicher. Während wir bei den entfernten Planeten die Tagesdauer bis auf die Minute kennen, tasten wir hier im Dunkeln.

Ebenso rätselhaft ist der schwache Lichtschimmer, den man auf der Nachtseite der Venus erblickt. Eines unserer Bilder zeigt den Planeten als schmale Sichel, aber auch die Nachtseite, der übrige Teil der Kugel, wird in zartem Schein erkennbar. Es ist, als erhelle kräftiges Mondlicht diese dem Sonnenlicht entrückten Partien. Einen solchen Mond besitzt unsere schöne Nachbarin jedoch nicht. In stolzer Einsamkeit zieht Venus, der Stern der Liebe, seines Weges, und, es werden wohl seltsame Lichterscheinungen in ihrer Lufthülle jenes feine Leuchten verursachen.

Vielleicht ist dieser uns so herrlich erscheinende Stern eine trostlose Wüstenei, vielleicht aber blicken auch von dort Augen empor zu den Sternen, herüber zu dem funkelnden Stern „Erde", der da am Himmel der Venus glänzt wie kein zweiter, und wähnen in ihm eine vollkommene Welt zu sehen. Aber wo ist Vollkommenheit in der Welt?! Auch das ist vielleicht nur ein schöner Traum, ein Ideal, uns tief ins Herz gesenkt, ein Leitstern unseres Strebens, dem wir entgegensteuern, wie ich jenem funkelnden Abendstern, der für kurze Zeit mein Leuchtfeuer ist auf dem bleigrauen Wasser des in Nacht versinkenden Sees!

Kinderfrühling. Von Gertrud Triepel

1.

Wir saßen im Frühling am liebsten
Bei der Hecke am Gartenhaus,
Dort breiteten unsre Veilchen
Ihre blauen Decken aus.

Wir hoben schnuppernd das Näschen
Und hielten die Puppen im Schoß;
Wir spielten Prinzessen und Elfen
Und bauten uns Bänke aus Moos.

Doch hieß es dann schreiben und lesen,
So trollten wir langsam hinein,
Und dachten statt an die Bücher
An Veilchen und Sonnenschein!

— — — — — — — — — — —

Noch heut bewegt mich der Frühling
Süß schauernd, im tiefsten Gemüt,
Doch niemals hat er mir wieder
So selig wie damals geblüht . . .

2.

Husch, husch — ging's auf leisen Sohlen
In den Hof und ans hölzerne Tor,
Wenn eben der Tag sich verstohlen
Ins erste Dämmer verlor.

Nur jauchzende Kinderlieder
Störten des Gäßchens Ruh —
Im Garten machte der Flieder
Schläfrig die Augen zu.

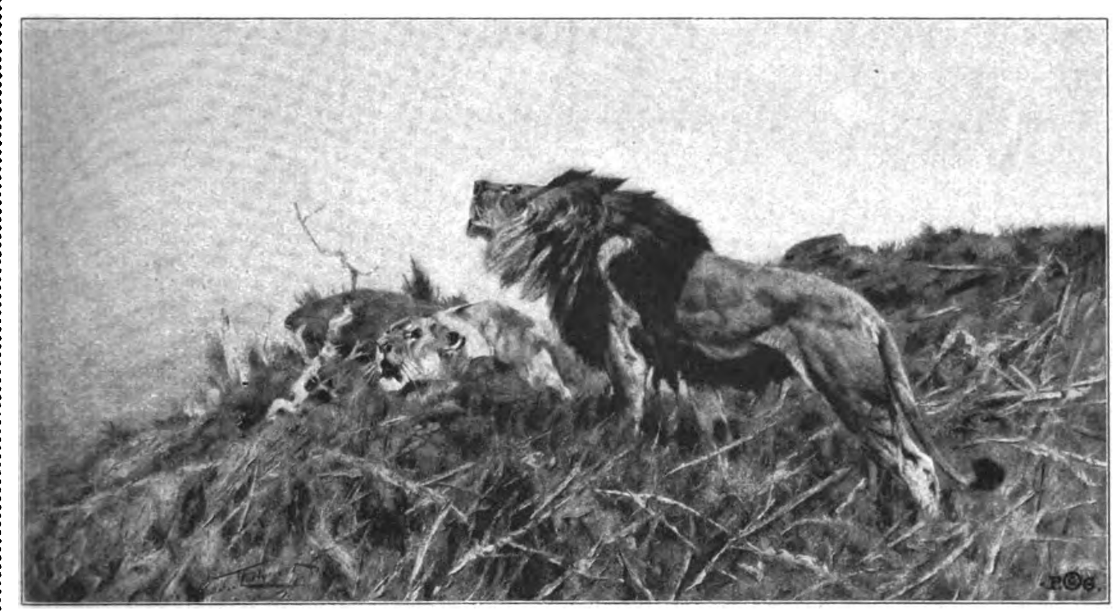
Ich träumte am Torgewände
Hinein in die Frühlingsluft,
Und preßte die Kinderhände
Fest auf die klopfende Brust.

Und hörte es in mir singen
Sehnsüchtig wie Flötenklang,
Das Herz wollt' mir zerspringen
In unverstandnem Drang . . .

Mir war, als müßte ich jagen,
Und laufen und laufen nur
Mit dem lustig rollenden Wagen,
Der drüben ins Weite fuhr.

Ins Weite aus Haft und Enge,
Hinaus — ja, wohin doch gleich?
Übers Feld, über lachende Hänge,
Bis mitten ins Märchenreich!

Umrieselt von Blütenflocken,
Schloß ich die Augen vor Glück —
Da klangen die Abendglocken
Und riefen mit weichem Locken
Mein Herz von der Fahrt zurück!



Brüllende Löwen. Von Wilh. Kuhnert. Cop. Photographische Gesellschaft, Charlottenburg.

Der König der Tiere. Ein Märchen von Will Vesper

Seit uralten Zeiten war, wie man weiß, der Löwe der König der Tiere. Als er das nun mehr als tausend Jahre gewesen war, erhob sich ein großes Murren unter den Tieren: der Löwe sei nun wirklich lange genug König gewesen. Niemand wisse mehr, wer ihn eigentlich dazu gemacht habe. Auch entspreche es gar nicht den neueren Zeiten, daß eine Familie so lange auf dem Thron sitze und immer wieder der Sohn König werde, weil sein Vater und Großvater ein König war. Und kurz und gut, es sei heute eine andere Zeit als früher und es müsse also auch ein anderer König werden.

Als das Murren lang genug gedauert hatte, kam es zu einer großen Volksversammlung aller Tiere. Und auf dieser Volksversammlung stellte es sich heraus, daß eigentlich niemand mehr damit zufrieden war, daß der Löwe noch länger König sei. Und der Löwe, der schon ein alter Mann und daher weise war und wußte, daß am Regieren und der Königskrone nicht so viel liege und daß es für ihn nur darauf ankomme, doch immer ein Löwe zu sein, ob er regiere oder nicht, der sagte: „Gut, ihr Lieben, wenn ihr mich nicht zum Könige wollt, so wählt euch einen anderen, welchen ihr wollt. Ich will nichts mehr damit zu tun haben. Und ich wünsche meinem Nachfolger viel Glück.“ Und damit legte er Krone, Reichsapfel und Zepter auf den Thron, stieg herab und ging mit den Seinen ganz stolz davon.

Da waren die Tiere froh, daß das so leicht gegangen war, und ein jedes Tier freute sich und dachte, es könne nun vielleicht König werden. Und selbst das Kamel drängte sich weit vor, daß es auch von allen gesehen würde und hoffte, man würde es nun vielleicht wegen seiner Klugheit und Schönheit zum König machen.

Wie das Kamel, so dachten aber auch alle anderen: „Warum sollte ich nun nicht König sein? Wenn es schon der Löwe nicht ist, so könnte doch ich es sein.“ Und da alle so dachten und doch nur einer König werden konnte, so kann man sich denken, daß es zuletzt einen großen Streit gab. Und einige Tiere meinten schon, man solle doch den Löwen wieder rufen, da er doch nun einmal zum König geboren sei, und dann gebe es keinen Streit. Aber da einigten sich die anderen schnell, denn den Löwen wollten sie nicht zum König haben. Dann lieber noch das Kamel. Und so beschloß man, daß man abstimmen solle, wie es auch die Menschen bei ihren Wahlen machen und daß dann **der** König werden solle, der die meisten Stimmen habe. Das waren zwar die großen Tiere, Tiger, Elefanten, Bären und Büffel, gar nicht zufrieden; denn da die kleinen Tiere natürlich weitaus in der Mehrzahl waren, so ließ sich denken, daß die großen zurückbleiben und niemand von ihnen König werden würde. „Aber laßt doch, Gevatter,“ sagte der Fuchs, der ja ein Schlaukopf ist, zum Bären, „laßt doch. Je kleiner der König ist, um so eher könnt ihr tun, was euch gefällt.“ Da wollten sie den Fuchs zum König machen, aber der lachte nur und sagte: „Ich müßte ja ein Schaf sein. Wir wollen abstimmen.“

Nun war es in jenem Jahr ein besonders mildes Frühjahr gewesen und es wimmelte in den Wäldern nur so von Hasen und Kaninchen, so daß es beinahe mehr Hasen und Kaninchen auf der Welt gab, als alle andern Tiere zusammen. Und so schlugen denn die kleineren friedfertigen Tiere den Hasen zum König vor, weil er schon ohnedies so großen Anhang habe. „Nach der Zahl wohl,“ sagte der Wolf. „Aber ich nehme es ganz allein mit allen Hasenfüßen der Welt auf.“ — „Bist du still!“ sagte der Fuchs. „Die Zahl entscheidet. Die Mehrzahl, das ist heute überall in der Welt der wahre König.“

Und so — um es kurz zu machen — kam es, daß der Hase König wurde. Und er setzte sich ganz stolz auf den Thron, obgleich er einen großen Satz machen mußte, hinaufzukommen, und setzte die Krone auf, obgleich sie ihm beinahe über den Kopf und um den Hals gerutscht wäre. Aber er hatte ja lange Ohren und damit hielt er sie fest. Reichsapfel und Zepter nahm er in die Hand. Und beinahe hätte er angefangen, an dem Reichsapfel ein wenig zu knuppern, aber da fiel ihm noch rechtzeitig ein, daß es ja kein richtiger Apfel sei, die er für sein Leben gern aß. Aber er beschloß sogleich, künftig als

Reichsapfel immer einen richtigen Apfel zu tragen. Da hätte er immer gleich sein Futter bei sich und noch dazu vom besten.

Dann winkte er alle seine Verwandten heran, daß sie dicht an seinen Thron kämen. Aber den Wölfen und Bären und allen wilden Tieren winkte er, etwas weiter von ihm weg zu treten. Die Schafe aber, Esel, Maultiere und Kamele und alle sanften Tiere rief er in seine Nähe. Da sagten alle: „Nun sieht man, er wird ein friedfertiger König sein und uns nicht so in Kriege und Händel verwickeln wie der vorige." — „Jawohl," sagte der Hase, „ich will euch ein milder Herrscher sein. Alle Friedfertigen sollen es gut bei mir haben. Von jetzt ab gibt es keine Soldaten mehr in meinem Reich und keine Polizisten. Alles wird in Güte und Frieden leben." — „Bravo!" schrie der Fuchs.

„Bist du närrisch geworden, daß du dazu bravo schreist?" fragte der Wolf. „Ich werde mich jedenfalls in diesen Frieden nicht finden." — „Still," sagte der Fuchs. „Laß ihn nur erst die Soldaten und die Polizei abgeschafft haben, so wollen wir manches Hühnchen miteinander rupfen. Dieser König gefällt mir weit besser als der vorige."

Indem sie noch so sprachen, kamen plötzlich und unversehens Jäger mit Hunden durch den Wald und auf die Wiese zu, auf der die Tiere versammelt waren. „Schütze uns! schütze uns!" riefen die Tiere dem Hasen zu. Aber als der die Jagdhörner hörte und die Hunde bellen und den Menschenlärm, da machte er von seinem Thron herunter einen gewaltigen Satz ins Feld hinein. Der Reichsapfel flog hierhin und das Zepter dorthin. Die Krone aber blieb ihm noch ein Weilchen an den langen Ohren hängen, obgleich er wie der Wind über das Feld hin rannte, schneller als alle Tiere, die auch, so schnell ein jedes seine Beine trugen, hinter ihrem König herliefen. Der Hase aber kam allen weit voraus.

„Jetzt sieht man doch," sagte der Fuchs, „daß er wirklich ein König ist, der, wie es sich gehört, an der Spitze der Seinen und allen voranzieht." — „Aber leider nur nach der falschen Seite," sagte der Wolf. „Auch darin," sagte der Fuchs, „hat er schon seine Vorbilder unter den Königen." Damit verschwand auch er im Gebüsch.

Der Hase aber lief und lief, bis er weder von der Jagd noch von den anderen Tieren mehr das geringste hörte. Auch da hielt er noch nicht an, bis sieben Felder und sieben Wälder zwischen ihm und den Jägern lagen. Dann erst lief er langsamer. Plötzlich aber blieb er stehen und griff nach seinem Kopf, wo denn die Krone sei, die er bei allem Rennen ganz vergessen hatte. Aber da war sie verschwunden und irgendwo in Torf und Moor versunken.

Die Tiere haben später lange danach gesucht, aber haben sie nie wiedergefunden. Und darum, wenn der Hase heute noch irgendein Tier sieht, auch wenn es viel kleiner und schwächer ist als er selbst, so läuft er doch am liebsten davon, weil er immer Angst hat, man könne ihn fragen, wo er denn die Krone gelassen. Und das hört er nicht gerne.

Neue Lyrik

Der alte Bettler. Von Fritz Kudnig

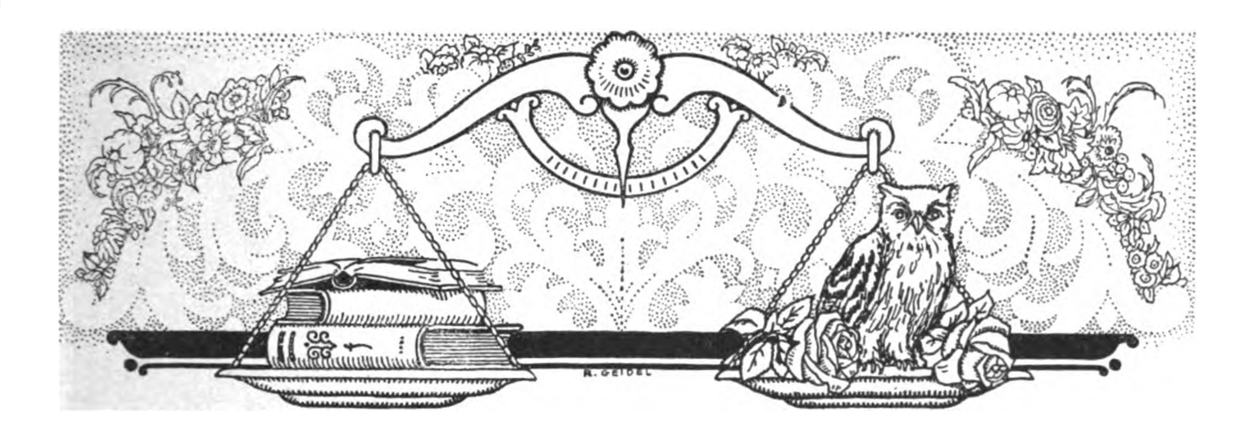
Mit zerlumpten Kleidern, den schäbigen Hut in der Hand,
steht er stumm an der Häuserwand.
Tief gebeugt ist sein buckliger Rücken,
wie wenn ihn übermenschliche Lasten niederdrücken.

Sein langes, vom Winde zerzaustes Haar ist weiß wie fallender Schnee.
Seine Augen sind tiefe Brunnen von unsichtbar weinendem Weh.
Seine alten, runzligen Hände sind immer voll Zittern und Beben:
wie sein ganzes armseliges Lumpenleben.

Er hat keinen Freund, keine Frau und kein Kind,
ist so unendlich einsam, wie sonst nur große Menschen sind.
Und ist doch nur ein müde gehetzter, buckliger, alter Mann,
den seine zittrige Greisenhand nicht mehr ernähren kann.

Der Königsbrunnen. Von Karl Christian Reh

Neuer Häuser Rund
höhnt Vergangenheit
frech in schönheitslosem Prahlen:
Aber in des Platzes Kern
steht aus Stein zum Male
eines alten Königs Brunnenbild;
ihm zu Füßen
plätschern Wasser in die schlammdurchgrünte Schale.
Und es ist, als stünde
dort der Wandel still,
wie in einem Traum, der Werden
und Vergehn nicht glauben will:
Also steht des Königs Bild im Schrei der Gassen
voll in sich versunkner Einsamkeit,
stummem Einst entstiegen, fremd auf neuen Wegen,
fremdem Einst entgegen.
Staunend sieht des Abends nur bisweilen
jemand mitten doch in Hast und Eilen
roter Sonne Licht,
das den Stein umschmiegt,
während in der Schale
Schimmer wie von reinem Golde liegt.



Vorklang und Echo des Weltkrieges

Von Karl Georg Wendriner

Hermann Stegemann: „Ausgewählte Werke" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). — Karl Hans Strobl: „Der Attentäter", Roman (L. Staackmann, Leipzig). — Clara Viebig: „Das Rote Meer", Roman (Egon Fleischel & Co., Berlin). — Bernhard Kellermann: „Der 9. November" (Verlag S. Fischer, Berlin). — François Romain: „Der Untergang Frankreichs" (Hoffmann & Campe, Berlin). — Robert Hohlbaum: „Die Amouren des Magisters Döderlein" (L. Staackmann, Leipzig). — Rudolf Hans Bartsch: „Ewiges Arkadien" (L. Staackmann, Leipzig). — Gottfried Keller: „Gesammelte Werke", herausgegeben von Professor Dr. Carl Enders (Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig).

Hermann Stegemann, der uns die künstlerisch vollendetste Darstellung der ungeheuerlichen Tage von 1914—16 schenkte, hat zur Feier seines fünfzigsten Geburtstages sein dichterisches Lebenswerk gesammelt. In sechs Bänden stehen seine ausgewählten Werke vor uns. Man ist wenn man seine Romane und Novellen liest, erstaunt, daß sich Stegemann erst durch sein Kriegsbuch in der breiten Masse des deutschen Volkes einen Namen als ausgezeichneter Erzähler gemacht hat. Stegemanns Romane ragen so hoch über den Durchschnitt unserer heutigen Literatur heraus, daß man mit aufrichtigem Dank diese Geburtstagsgabe des Dichters empfängt. Seine Werke sind für uns heute von besonderem Interesse, weil Stegemann, der 1870 zu Koblenz geboren wurde, in früher Jugend in das für Deutschland neu gewonnene Elsaß kam und hier das Leben mit eigenen Augen und mit warmem Herzen kennenlernte, das durch die preußische Annektion in diesem Lande erweckt wurde. Stegemann hat in seinem Roman „Die als Opfer fallen" und „Die Kraft von Illzach", in seinen Novellen „Daniel Junt" und „Die Himmelspacher", das Elsaß und seine Menschen beschrieben, wie er sie gesehen hat. Am stärksten von allen seinen Büchern erscheint sein Roman „Die Kraft von Illzach", jene ergreifende Ehegeschichte zwischen einem deutschen Offizier und einer jungen Französin aus altem Adelsgeschlecht, die der Krieg von 1870 auseinanderreißt und zu schwersten inneren Kämpfen verurteilt.

Vorklang des Weltkrieges wie die Erzählungen Stegemanns, ist in gewissem Sinne auch der Roman „Der Attentäter" von Karl Hans Strobl. Wie Stegemann uns den Kampf des Elsässers gegen Deutschland zeigt,



Zeichen der Zeit auf der diesjährigen Frühjahrsausstellung der Berliner Sezession: Bilder von Otto Dix in Dresden, die Krieg und Straßenkämpfe darstellen sollen.

so führt uns Strobl nach Prag, um die in den Tiefen des alten österreichischen Kaisertums dumpf grollenden Konflikte zwischen Deutschen und Tschechen aufzudecken. Es ist nicht die Gestalt des jungen Gustav Gruber, der, als Mitglied eines deutschen Jugendbundes, zum Attentäter gegen den tschechischen Abgeordneten Dr. Posolda wird und zuletzt als Dieb und Selbstmörder endet, die in unserem Gedächtnis bleibt, sondern es ist die Atmosphäre in der böhmischen Hauptstadt, die den stärksten Eindruck dieses Buches vermittelt.

Mitten in den Weltkrieg hinein führt Clara Viebig in ihrem Roman „Das rote Meer". Wir bleiben in der Heimat und erleben das furchtbare Geschehen, die Kämpfe draußen an der Front, Sieg und Niederlage, Jubel und Enttäuschungen, nur in dem Widerhall drinnen im deutschen Land. Clara Viebig versetzt uns in eine Vorstadt von Berlin, wo sie all die Menschen seit Jahren und Jahrzehnten kennt, den alten Adel, den Offizier, die alte Frau im Grünkramladen und den Arbeiter, und erzählt uns von ihrem Schicksal, das so eng verbunden ist mit dem Schicksal ihrer Väter und Brüder, ihrer Männer und Söhne draußen im Schützengraben. Wir erleben all die Ereignisse noch einmal, den Abschied des Soldaten von Mutter und Braut, das qualvolle Warten auf Briefe und Nachrichten, das Anstehen der hungernden Menge vor den Läden, in denen das bißchen Butter, Brot, Mehl, Kartoffeln, die nötigsten Bedürfnisse des täglichen Lebens, in kümmerlichsten Mengen zu haben waren. Dieser Roman Clara Viebigs ist, wie alle Bücher dieser Dichterin, erfüllt von ihrer großen Menschenliebe und von ihrem Abscheu gegen das Blut, das, in vier langen Jahren vergossen, zum roten Meer geworden war, das die Erde zu überschwemmen drohte.

Der Roman der Clara Viebig klingt aus mit den Kämpfen des neunten November in der Reichshauptstadt. Bernhard Kellermann hat seinem neuen Roman den Titel „Der neunte November" gegeben. Der Dichter des „Tunnel" hat von der Schlacht an der Somme und von den Kämpfen in den Argonnen die erschütterndsten Berichte in die Heimat gesandt. Sein Buch ist außerordentlich stark in den Teilen, in denen er uns von seinem Erleben draußen an der Front und im Schützengraben erzählt. Aber ihm fehlt diese tiefe Menschenliebe, mit der Clara Viebig die Trauer des Generals wie den Schmerz des Arbeiters empfindet. Bernhard Kellermanns ganze Liebe gehört dem leidenden Volk, gehört seinen sozialistischen Anführern, gehört der sozialistischen Idee. Aber es geht nicht an, daß ein Dichter nun plötzlich den Stab bricht über den Männern des Ancién Regime, daß er aus den Offizieren des preußischen Generalstabs lächerliche Puppen macht und daß er auf Söhne und Töchter aus altpreußischen Häusern mit einem verächtlichen Zucken des Mundes herabsieht. Es fehlt diesem Roman eine tiefere Gerechtigkeit, ein Verständnis für die Menschen von 1914. Und so ward Kellermanns Buch ein Dokument revolutionären Wollens, aber kein Kunstwerk.

Kellermanns Buch bleibt, trotz aller künstlerischen Bedenken, ein ehrliches Buch. Der Roman „Der Untergang Frankreichs" von François Romain aber ist eine Tendenzschrift übelster Art. Der Verfasser hat sich einen französischen Namen beigelegt und auf dem Titelblatt des Buches steht „einzig berechtigte deutsche Ausgabe". Und doch bin ich überzeugt, daß es ein Deutscher ist, der dieses Buch geschrieben hat, und daß er sich diesen französischen Namen nur beigelegt hat, um naive Gemüter glauben zu machen, ein Franzose urteile so über seine Nation. In diesem Buche ist darzustellen versucht, wie Frankreich nach dem Siege von 1918 innerlich verseucht und äußerlich zerfällt, um zuletzt unter dem Ansturm der deutschen Arbeiterheere zusammenzubrechen. Wir alle tragen tief verschlossen in unserer Brust unsere Gefühle gegen Frankreich und unsere Hoffnung auf ein neues Deutschland. Aber diese aus übelster Gewinnsucht geschriebenen pseudo-patriotischen Bücher setzen uns herab im Ansehen des feindlichen und neutralen Auslandes und schüren, von einer ebenso üblen französischen Boulevardpresse allzu willig abgedruckt, nur den Haß unserer Feinde gegen unser armes Vaterland.

Ganz von fern klingt die Idee des Freiheitskrieges auch in den Schluß von Hohlbaums Roman „Die Amouren des Magister Döderlein" hinein. Der junge österreichische Dichter, der in seinem Novellenband „Unsterbliche" feine Schattenrisse deutscher Männer und Dichter gezeichnet hatte, will in seinem Roman ein breites Kulturgemälde vom Ausgang des 18. Jahrhunderts geben. Man glaubt in seiner Schilderung der Studentenzeit seines Magister Döderlein die „Aufzeichnungen des Magister Laukhard" als Quelle zu erkennen. Hohlbaum führt uns von der kleinen schlesischen Geburtsstadt seines Helden bis in das Paris der Revolution von 1789, um seinen Magister zuletzt auf den Schlachtfeldern der Katzbach verbluten zu lassen. Eine Galerie Frauengestalten zieht an uns vorüber, warm und lebendig, um aber vor dem bleibenden Bilde des Magister Döderlein ebenso rasch zu verschwinden, wie sie gekommen sind.

Nur Rudolf Hans Bartsch, der Dichter der „Haindlkinder" und der „Zwölf aus der Steiermark" hat den Weg innerer Rettung aus dem ungeheuerlichen Erleben des Weltkrieges gefunden. Der Held seines Romans „Ewiges Arkadien" ist aus seinem stark intellektuellen Stammkaffeehaus auf der Wieden in Wien geflohen, um fern der geliebten Hauptstadt, auf dem Lande in der Nähe von Graz, ein neues Leben zu beginnen. Rudolf Hans Bartsch hat in seinem neuen Roman das hohe Lied der Natur und seiner Heimat gesungen, er hat alles erfüllt mit seinem tiefen Einssein mit Wald und Wiese, er hat in diese wundervolle Landschaft seine beiden Frauengestalten hineingesetzt, sein lustiges Liesel, das süße Wiener Mädel, und die herbe Helene, mit der er zusammen auf altem Boden eine neue Welt erbauen will. Die Dichtung Rudolf Hans Bartschs gehört zu den wenigen Büchern unserer Tage von bleibendem Wert.

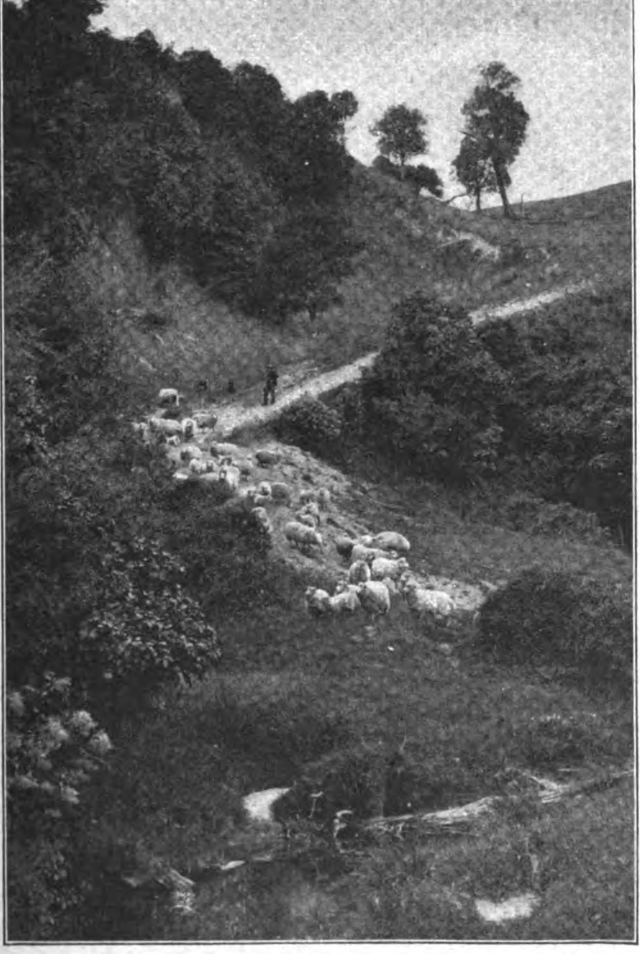
Man kann bei der herben Gestalt der Generalstochter in dem Roman von Rudolf Hans Bartsch, an die Mädchen Gottfried Kellers denken, dieses größten deutschen Erzählers nach Goethes Tode. Es ist wie eine Erlösung, daß gerade in unsern Tagen, in denen das literarische Schaffen durch die geistige Überanstrengung und körperliche Unterernährung während des Krieges müde und inhaltsleer geworden ist, der Todestag Gottfried Kellers sich zum 30. Mal jährt und seine Dichtungen für ein großes Publikum frei werden. In reizend ausgestatteten Pappbänden hat der Verlag Reclam seine „Züricher Novellen", die „Legenden" vielleicht seine schönsten Dichtungen, das „Sinngedicht", sowie seinen Alltagsroman „Martin Salander" erscheinen lassen; den „Grünen Heinrich", den größten deutschen Roman nach Goethes „Wahlverwandtschaften", hat er an die Spitze seiner Kellerausgabe gestellt. Carl Enders, der die Ausgabe von Gottfried Kellers gesammelten Werken im Verlag Reclam besorgt, hat auch diesen kleinen einzelnen Bänden, die einen neurevidierten und unbedingt zuverlässigen Text bringen und unter Nr. 6161—6199 in Reclams Univ.-Bibl. erschienen sind, ein kurzes Nachwort beigegeben. So ziehen sie denn hinaus, unzähligen Menschen zur Freude, und dem großen schweizerischen Dichter zu neuem Ruhme.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 14. April 1921 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

Der Holnishof auf Iskarjersand

Erzählung von Leonhard Schrickel (Fortsetzung)

Ich glaubte nicht an die Heimkehr des Bauern vor Nachtuntergang, wie ich nicht an die verlorene Brosche geglaubt von Anbeginn an. Aber die Bäuerin glaubte an das eine und an das andere. Denn als die beiden so unversehens davon waren, saß sie noch ein Weilchen schweigsam und sich gewaltsam in eine eiserne Gelassenheit einschnürend bei uns am Tisch, bis wir abgegessen, dann hieß sie uns Hof und Torweg noch einmal absuchen, während sie Flur und Stube noch einmal durchleuchtete. Und ich sah ihr Licht noch lange wandern, Herr. Und wenn es für ein Weilchen verlöscht war, flammte es alsbald wieder auf und so fort die ganze Nacht, die ganze Nacht. Sie saß und wartete; still für sich und verborgen vor Gott und der Welt, denn sie wollte gewiß nicht merken lassen, wie in ihr ein fressendes Leid aufkam. Hin und wieder klang ihr Fenster, das sie leise öffnete, leise wie ein Dieb öffnete, und alsbald wieder schloß, und mir war, als schrie ihr Schweigen wie ein gequältes Pferd in die Nacht. Und immer wieder wanderte das Licht durch die Stuben und Kammern, in Flurgang und Küche; erlosch und flammte auf und wanderte, suchte und rang mit der schweigenden Minute und winkte und rief ... Sie wartete auf ihn, an dem sie hing mit ihrem ganzen Herzen und um den sie stumm und heimlich zitterte, von einer dunkeln Angst umballt; wartete, wie ich lag und wartete ... um ihretwillen, denn sie tat mir leid, daß mir's die Seele wund rieb, wahrhaftigen Gottes. Und er kam nicht, der Bauer. Nicht nach Mitternacht, nicht bei Tagesgrauen, ob die See auch diesmal still lag wie ein Grabdeckel auf dem Kirchhof. Es war längst Mittag, als sein Kahn auf dem Sande unten auflief und sich an die Kette fand. Wir hatten wohl eine Stunde mit dem Essen gewartet, dann hatte die Frau auftragen lassen. Nun er in die Stube trat, gab's einen gewohnten, aber — wer hätte das ihnen nicht abgefühlt? — bleischweren Gruß, der nicht von den Lippen wollte und dann wie ein toter Vogel zu Boden fiel. Kein Wort mehr; keinen Bericht, keine andere Rede; es ward ob der aufgelaufenen Versäumnis hastig gegessen und die wartende Arbeit gesucht. Von uns und der Frau und dem Bauer, und alles schien so wieder in der alten Richte; nur die Luft ging einem auf dem Holnishof nicht mehr so leicht ein und ein herber Zug grub sich sachte tiefer um den Mund der Frau. Aber sonst hielt sie sich wie sonst. Da fiel's dem Bauer plötzlich ein, sich neues Vieh in den Stall zu schaffen; er wollte von Kühen gehört haben, die doppelt so viel Milch gäben als die heimischen und die in Kollund bei dem Händler Steenstrup zum Verkauf stehen sollten, und so fuhr er nach Kollund. Und acht Tage drauf, auch schon lange vorm Kirchgang, sollten die Kühe bei Steenstrup gehandelt werden, und so fuhr er nach Kollund. Und so Sonntag um Sonntag, und nicht lange, da blieb er auch über den Montag in Kollund und fuhr auch inmitten der Woche einmal hinüber, ohne weiter von seinen Geschäften zu reden, die ihm erst als Vorwand gedient. Die Frau sah's schweigend mit an. Nein! es war ihm ja abzumerken, daß es ihm auf dem Holnishof zu eng und zu still geworden war; daß seine Jugend hinausdrängte ins bunte, laute Leben; daß er nach dem Gelärm der Jugend verlangte und nur mit Müh' und Not sich auf dem Holnishof behauptete und widerwillig genug die Kette duldete, an der er lag. So ward es Herbst. Der Hochzeitstag jährte sich just zum dritten Male. Die Äpfel fielen im Garten ins Gras und die Blätter lösten sich von den Bäumen und zogen ins nebelgraue Land hinaus wie steuerlose Segler. Da brachte er den Händler Steenstrup einmal mit aus Kollund und verkaufte ihm zwei Staatskühe; die besten im Stall; die besten in Angeln. Die Frau sah's und schwieg und mochte denken, was wir alle dachten: nun werden zwei der Wunderkühe dafür kommen. Und er fuhr mit Steenstrup auch richtig hinüber und kam nach zwei Tagen wieder,



Der Hirte.

aber Vieh brachte er nicht mit. Er hatte Geld gebraucht für seine Fahrten, das war's. Ob sich die Frau das gleiche sagte, weiß ich nicht, aber als er eines Tages wieder eine Kuh aus dem Stalle zog, trat sie zu ihm und fragte: ‚Was gibt dir Steenstrup dafür?' — ‚Was meinst du?', fragte er zurück. Da nannte sie eine hübsche Summe, und als er meinte, daß man dem Manne die Kuh wohl dafür lassen könnte, weil sie doch schlecht fräße und schlecht milche, sagte sie ‚ja'. Aber es war nicht wahr, was sie da mitsammen ausmachten: die Kuh fraß wie eine und milchte mehr als manch andere, und niemand wußte das besser als die Bäuerin. Und doch sagte sie ‚ja'. Seht, Herr, da war sie zum erstenmal in ihrem Widerstand vor dem Mann zerbrochen. Glaubt mir, wie sie da zu ihm getreten war und ihn angeredet hatte, da war sie willens gewesen, ihm zu wehren und die Kuh abzureden, aber wie sie's hatte ausführen wollen, war sie vor ihm schwach geworden und die Zunge hatte anders geredet, als sie es zuvor geplant. Von Stund' an ging es schneller und schneller in Grund; immer öfter kam Steenstrup und immer dreister und lauter führte er sich auf und nahm Ernte und Kühe und Schafe und Frieden und Glück mit hinweg, wenn es der Bauer nicht selber davonfuhr nach Kollund hinüber. Dabei war der Händler ein anrüchiger Mann, der dänisches Vieh in die Quarantäne von Flensburg trieb und nebenher bedenkliche Geschäfte machte. Man munkelte, daß er Seelen kaufe mit dänischem Geld und das Volk aufwiegle gegen Landschaft und Regierung und als ein Spion im Solde dänischer Französlinge stünde. Kein ehrlicher Deutscher mochte recht was mit dem Kerl zu schaffen haben, der von dem alten Bauer, dem Vater der Sina-Bäuerin, nicht einen Schwanz gekriegt, so hohe Preise er auch geboten und so große Müh' er sich gegeben, just mit meinem Herrn damals in gutes Benehmen zu kommen. Nichts war's gewesen. Und solange Sina, die Tochter, dann das Regiment geführt, hatte er sich nicht sehen lassen dürfen, der Herr Steenstrup. Und jetzt spielte er sich auf, als gehöre der Holnishof ihm. Und die Frau sah's und schwieg; wurde stiller und kleiner, als kröche sie in sich hinein, und wischte sich die Farbe von den Backen und ließ es gehn wie's ging. Da fuhr mir die heiße Not in den Hals, und eh' ich's bedacht, stand ich eines Tags vorm Bauer, als er wieder ein paar Schafe griff, und wehrte ihm: ‚Was soll's? Laßt meine Herde nun in Ruh!' — denn es ging mir um die Bäuerin und darum, daß ich mich schämte, wie ich ein so erbärmlich zusammengeschmolzenes Häuflein austreiben sollte. Da fuhr er giftig lachend wider mich auf: ‚**Deine** Herde, Narr?' — ‚Der alte Bauer bestellte mich, daß ich sie für den Holnishof und seine Enkel hüte. Und darum' — Schlug er eine noch gellendere Lache auf und stieß mich mit den Knöcheln gegen die Stirn. ‚Du! du! du! Der Holnishof bin ich, das könntest du nun nachgerade wissen. Und Enkel? Alte Hühner legen nicht. Auf dem Holnishof nicht! Das singen die Kinder in Kollund auf den Gassen . . .' — ‚Bauer . . .' wollte ich gegen ihn, da ich ihn nun verstanden, aber er stellte sich breitbeinig vor mich und wütete mich an: ‚Sag's, wem du willst, daß es die Spatzen auf den Dächern pfeifen lernen und es die Leute auf dem Hof erfahren. Sag's, Halunke, aber eil' dich, denn mit dem Abend bist du fort, verstanden? Find' ich dich noch auf meinem Grund und Boden, hetz' ich die Hunde und helfe mit der Peitsche nach, das merk' dir!' — Aber ich blieb. Die Frau, die's wohl mit angehört oder der es eine der Mägde zugetragen, wollte nicht, daß ich so davongejagt würde. Sie sprach mit ihm wegen mir; fand den Mut und fand ernste, herbe Worte mit einemmal, daß er schließlich achselzuckend sie stehen ließ und statt meiner selber ging. Ich blieb. Fast die halbe Woche war er fort; kam wieder, trieb's auf seine Art und ging von neuem. Den ganzen Winter hindurch. Drüben von Lund kam der Lehrer einmal; ein Sonntag war's nach der ersten Schneeschmelze; in der Luft geisterte der Frühling, und an den Südrändern der Knicks spitzten die Veilchenblätter und Märzblumen behutsam aus dem graugrünen Grase. Der kannte mich und blieb im Vorbeigehen bei mir stehen, einen Mund voll mit mir zu reden, wie's die Leute an der Art haben. Aber dahinter hatte er noch mehr. ‚Ist Eure Frau zu Hause?' fragte er plötzlich. Und als ich ihm sagte, daß sie noch nicht vom Kirchgange zurück sei, obgleich sie's längst schon hätte sein können, schaute er eine Weile nachdenklich vor sich hin, mit seinem Stock die Erde aufwühlend. ‚Sagt ihr doch,' begann er und blickte mich so recht klar und offen an, wie ich's an jungen Leuten liebe, wenn sie mit uns Alten reden, ‚sagt ihr doch, daß Steenstrup ein schlechter Mensch sei; ein grundschlechter Mensch, der alle, die sich ihm zugesellen, ins Verderben reißt früher oder später. Und diesmal wird es früher sein, als sie am Ende denkt. Sagt ihr das und sagt ihr auch, ich hätt's gesagt, um sie vor Unheil zu bewahren.' — Ich versprach's ihm, denn ich wußte, auf wen die Warnung gemünzt war, aber ich prophezeite ihm auch, daß alles umsonst geredet sein werde. Und es war umsonst. Die Frau, der ich das Gespräch hinterbrachte, lag zwar, erschrocken und gequält, den Bauer bei guter Gelegenheit an, sich von Steenstrup loszulösen, bat ihn, wie ich sie noch nie im Leben hatte bitten hören, dem verrufenen Mann den Laufpaß zu geben und sich andere Gesellschaft, bessere, zu suchen und seine Geschäfte mit den Flensburger Händlern zu treiben, die Briefe über Briefe schrieben und gar großartige Angebote machten — aber umsonst. Sie suchte ihn, als er sich wieder auf den Weg nach Kollund stellte, von der Fahrt abzuhalten mit Bitten und Barmen, im Guten und Bösen, klagte ihm ihre Angst, die sie um ihn ausstand, und warnte ihn laut vor dem dunkeln Treiben Steenstrups, klammerte sich förmlich an ihn und vertrat ihm gar den Weg, Umkehr heischend — alles umsonst. Er schob sie schroff zur Seite: ‚Was willst du! Was weißt du! Junges Blut braucht Wagnisse und Gefahr, also laß mich.' — ‚Und ich . . .?' — ‚Bleib du am Ofen sitzen, bist ja über die Jahre hinaus.' — Und ging, ohne sich weiter um sie zu kümmern, die kalkweiß und wie vom Blitz getroffen gegen den Türpfosten sank. Geweint hat sie nicht und auch nicht gestöhnt, wie unsereiner, wenn er so zertreten würde, gejammert hätte. Niemals hat sie geweint und niemals geklagt; aber sie hat sich von dem Schlag, den ihr seine grobe, rauhe Absage versetzt, auch nie wieder erholt. Und das machte: sie wußte, daß es nicht nur um Wagnisse und Gefahren ging, denen seine Jugend nachrannte; daß es nicht nur Steenstrup war, der in Kollund auf ihn wartete. Nein, Herr, ich hätt's beschwören können damals schon: sie wußte, zu wem er all die Zeit gegangen war und immer wieder ging, und mit wem er das Geld vertat und die Tage verbrachte; um wessenwillen er mit Steenstrup die schlimmen Geschäfte machte, die dem Holnishof das Leben kosteten. Und **darum** weinte sie nicht und klagte nicht und litt und schwieg; der Stolz in ihr gab es nicht zu, ihren Jammer zu zeigen und ihr Verbluten merken zu lassen; der Stolz, Herr, der verfluchte, ja, **verfluchte**! der litt nicht, daß sie dem Manne fürder in den Weg trat oder gar mit der fremden Jungfer um ihn rang. Und doch liebte sie ihn. Noch immer. Stark und treu, wie nur sie mit ihrem starken, guten Herzen einen Menschen

Morgensonne. Nach einem Gemälde von **Paul Kauzmann.**



lieben konnte. Ja, wenn ich mich auf die Weiberleut' versteh': sie liebte ihn mehr denn sonst, weil sie um ihn Schmerzen trug, und weil sie ihn, den sie doch nicht lassen mochte, mit jedem Tag, mit jeder Stunde mehr und unabänderlich verlor.

Sie stand jetzt zumeist schon mit Tagesgrauen an der Arbeit, war wieder wie ehedem in Küche und Stall, auf dem Feld und der Weide und gönnte sich nicht Rast, nicht Ruh. Nicht wie ein Mensch — wie ein niedriges Arbeitstier schund sie sich und trieb sich immer von neuem in die Sielen, wenn die Kräfte versagen wollten; keuchte unter ihrer Last, daß es einem das Herz in Fetzen riß, und lud sich immer neue Lasten auf. Vielleicht wollte sie dergestalt Weh und Wissen erwürgen; vielleicht auch wollte sie ersetzen, was er vertat; wollte schaffen, was immer er brauchte, oder hoffte heimlich, durch ihr Mühen und Plagen ihn wieder an den noch immer reichen Hof anzubinden, ihm das Heim wieder heimisch zu machen, ihn sich doch noch wiederzugewinnen, den verlaufenen, herzlosen Mann. Und hielt sie sich am Tage schlechter als eine Magd und trieb sich härter an als ein Stück Vieh, so fand sie auch nach spätem Feierabend keine Ruh. Es gab Nächte, wo ihr Licht wieder bis an den Morgen brannte; wo hinter ihrem Fenster ihr Schatten auf und nieder ging; Nächte, wo sie wie ein in der Sonne ausgeblaßtes Bild am Fenster stand, unbewegt und Stunde um Stunde, und hinaussah aufs Wasser, in das der Mond eine bleiche Gasse zog vom Strand bis hinüber nach Kollund, wo der Bauer mit seiner Jungfer trank und lachte und am Ende der Frau daheim spottete. Bah — er war dem letzten Rausch näher als er dachte, denn die Häscher waren damals schon auf seiner Spur; ich hab's nachträglich erfahren. Aber vorerst gewahrte er es so wenig wie Steenstrup und wir auf Holnishof; und wenn er es doch gewahr wurde, war er schlau genug, sich allen Schlingen zu entziehen und alle Fallgruben zu umgehen. Da brachte eines Tages ein Junge, der mit dem Dampfer von Flensburg heraufgekommen war, einen eiligen Brief an den Bauer; aber der war schon in ungewohnter Frühe davongerudert. Nun wollte die Bäuerin den Brief für ihn nehmen und zurechtlegen bis zu seiner Rückkehr; aber der Bursche, ein zwölfjähriger Schwarzkopf, meinte, daß er die Botschaft niemand als dem Herrn selbst in die Hände geben dürfe, und erst nach langem Zureden und Drängen und nachdem die Bäuerin ihm vorgestellt, wie sie den Bauer, wenn es sich wirklich um eine wichtige Nachricht handle, vielleicht noch durch einen Boten da oder dort könne erreichen lassen, während er sonst vielleicht in Gefahr oder Unglück hineinfahre, gab der Bub nach und händigte ihr den Brief ein. Ich hab' ihn nachher vom Boden aufgelesen und mit einem Blick überflogen, bevor ich ihn ins Feuer warf. Es war ein Zettel von einem Ungenannten. Irgendeine Landkarte oder dergleichen war im Spiel, die der Bauer — ob allein oder mit anderen, weiß ich nicht — ins Dänische hinüberbringen wollte. Aber das Unternehmen war halb und halb entdeckt; die Grenzpolizei hatte Lunte gerochen und war auf der Förde und lauerte auf die unbekannten Hochverräter. Drum warnte der Schreiber und riet von der Fahrt ab. Ich sah die Frau mit dem Blatt aus dem Hause stürzen wie das Entsetzen selber; sie lief auf den Hof, rief nach der Magd, rief nach dem Knecht, lief wieder in die Stube und riß ihre Kleider aus dem Schrank, sich sonntäglich anzuziehen; ließ wieder alles liegen und riß das Fenster auf und jagte mit angstgehetzten Blicken die Förde ab, kam in den Hof und schrie nach mir, taumelte und schlug rücklings zu Boden. So fand ich sie, zugleich mit Magd und Knecht herbeilaufend. Den Jungen schickte ich davon, in Lund einen Arzt zu holen, aber darüber kam sie wieder zu sich, raffte sich gewaltsam auf, widerrief meine Anweisung und hieß den Jungen nach Kollund rudern, den Mann bei Steenstrup zu suchen und herzuschicken. Mich jagte sie mit dem Knecht übers Wasser nach Alnoor zum Schwieger, zu erfragen, ob der Bauer sich dort aufhalte oder gezeigt habe; die Magd trieb sie auf Feld und Weide, zu forschen und zu finden. Wir ruderten wie die Wilden, der Knecht und ich, aber wir waren noch keine halbe Meile vom Ufer, als wir sahen, wie die Frau den Strand entlang lief, aufwärts und abwärts, einen Fischerkahn erspürte und mit Anstrengung ins Wasser schob; jetzt sprang sie ins Boot und ruderte im nächsten Augenblick mit schier übermenschlicher Kraft auf die Förde hinaus. Immer mehr kam sie von uns ab, immer hastiger und stärker wurden ihre Ruderschläge. Auf der Höhe von Brunsnis kreuzte ein Wachtboot; darauf hielt sie zu. Ob sie sie fortködern wollte, die Späher? Aus dem Wege locken und auf eine falsche Spur setzen wollte? Ob sie den Mann schon gefangen wähnte und ihn losbetteln, mit falschem Eide losschwören wollte? Sie war eine rechtliche Frau und eine gottesfürchtige Christin, und kein Arg war in ihrer Seele, — aber sie liebte ihren Bauer, wild, mit verzweifeltem Herzen, das um ihn kämpfte mit verschwiegener, übermächtiger Gewalt.

Was wir jedoch auch rätselten und vermuteten, es war alles falsch, wie ich nicht gar viel später von der Frau selber erfuhr, als ich nach Stunden mit dem Knecht unverrichteter Sache wieder auf dem Hof ankam und in die Stube ging, ihr Bericht zu geben. Da stand sie wie leblos, hart gegen den Tisch gelehnt, die Augen starr auf die Tür gerichtet, Augen, die in diesen Stunden groß und dunkel geworden waren, wie sie heute sind, und die sich inwendig zugeschlossen hatten, als wie abgekehrt von Welt und Leben. In ihrem Gesicht zuckte kein Muskel, war alles wie zu Stein geworden; nur ihre Brust hob sich schwer, und über ihre halboffenen, blutleeren Lippen stieß sich ein qualvolles Atmen, in dem ein wühlendes Weinen mit einem Sturm von Jubel um die Herrschaft rang. Was ich sagte, hörte sie kaum; jedenfalls achtete sie meiner nicht und gab keine Antwort; sie stand wie sie stand, die Hände um die Tischkante gekrampft und den Blick auf die Tür geheftet; erst als ich von Furcht und Jammer geschüttelt nahe an sie herantrat, um sie aus ihrer Starre zu wecken und ins Leben zurückzurufen, schaute sie mich forschend und verblüfft an, packte meinen Arm und fragte, die Worte überstürzend: „Kommt er? Bringen sie ihn? Holen sie mich zu ihm? Was sahst du? Was ist's? Was wird's? Heiland, Heiland!" — und lief zum Fenster und bog sich spähend hinaus und warf sich nach mir herum und starrte mich an, hob die Arme gegen mich, öffnete den qualverzerrten Mund und schrie, mit einemmal in ein haltlos dahinflutendes Weinen ausbrechend, laut auf: „Ich hab' ihn verraten!" — schlug die Hände vors Gesicht und brach in die Knie.

Ihn sich zu retten, ihn von der Ausführung der Tat abzuhalten und des Verbrechens nicht schuldig werden zu lassen, vor Tod oder Zuchthaus zu bewahren und von ihr, von ihr, der Fremden, der Verführerin, der argen, loszumachen, loszureißen und ihn sich wieder zu gewinnen, war sie, von höchster Not und blinder Verzweiflung getrieben, keines anderen Rates mehr fähig, an den Strand gelaufen und in den ersten besten Fischerkahn gesprungen und hinübergerudert auf Brunsnis zu, wo sie, vom hochliegenden Holnishof mit angstgehetzten Blicken die Förde nach dem gefährdeten Manne absuchend, das Wachtboot entdeckt hatte; war hinübergerudert und hatte den Mann verraten.

(Schluß folgt.)

Rätselhafte Kräfte

Von Dr. Alfred Gradenwitz (Hierzu vier Abbildungen)

Unsere Zeit beschäftigt sich seit dem Weltkrieg mit großem Eifer mit mystischen Problemen, als ob weite Kreise des deutschen Volkes das Bedürfnis hätten, sich mit den äußeren Geschehnissen und der Not unseres Vaterlandes seelisch auseinanderzusetzen. Man könnte daraus schließen, daß die Volksseele nach Mystischem greift, weil das Greifbare und Sichtbare, weil Recht und Moral rings um uns versagen. Alle Opfer an Gut und Blut sind scheinbar umsonst gebracht, die Unmoral sitzt an vollen Schüsseln, der Tod umlauert in allen Formen die Menschheit, und darum sucht das Volk nach anderen Werten als den versagenden von heute. Dieses Suchen kann in die Irre führen, aber der Pendelgang der Zeit ist eindringlich genug, um auf ihn zu hören. Und Forscher von Ruf und Ansehen beschäftigen sich bereits gründlich mit diesen Problemen, deren Erörterung auch wir uns nicht verschließen möchten. Wir haben schon in Heft 21 einen Aufsatz über die „Fernwirkung der Gedanken" gebracht, nachstehend erteilen wir einem unserer langjährigen Mitarbeiter das Wort zu dem Problem der medialen Fernbewegung. Und weitere Aufsätze über mystische und okkulte Probleme in wissenschaftlicher Beleuchtung werden folgen, ohne daß wir damit selbst damit zu diesen Fragen Stellung nehmen.

Der normale Mensch hat fünf Sinne, und ebenso wie sich seine Erscheinungswelt im wesentlichen auf das durch diese Sinne Wahrnehmbare beschränkt, hat sich die menschliche Wissenschaft bisher fast ausschließlich mit Erscheinungen beschäftigt, die sich im Rahmen dieser normalen Sinnestätigkeit abspielen.

Mehr und mehr drängt sich jedoch den berufenen Vertretern der wissenschaftlichen Forschung die Erkenntnis auf, daß es außerhalb dieses Bereiches eine große Klasse von Erscheinungen gibt, die zu ihrem Zustandekommen der Mitwirkung mit besonderer Sinnesschärfe begabter Menschen, sogenannter Medien, bedürfen und an denen die Wissenschaft, will sie anders ihre Aufgabe wirklich erfüllen, nicht länger achtlos oder geflissentlich leugnend vorübergehen darf. Man nennt sie die „okkulten", die verborgenen dunklen Erscheinungen — dunkel, weil sie noch ungenügend erforscht sind, und nicht etwa deshalb, weil sie an und für sich unheimlich, düster und unsere Lebensauffassung zu verdüstern geeignet wären. Richtig verstanden, dürften sie im Gegenteil eine ungeahnte Erweiterung unserer Erkenntnis bedeuten und neues Licht in unser Innenleben werfen.

Zu den elementarsten Erscheinungen dieser Art gehört die in Anwesenheit eines geeigneten „Mediums" stattfindende Fernbewegung oder „Levitation" von Gegenständen. Befindet sich das Medium in einem hypnoseartigen Zustand, so kann es durch bloße Anspannung seines Willens Fernwirkungen erzielen, das heißt Wirkungen, bei denen zwischen ihm und dem bewegten Gegenstand keine materielle Verbindung besteht.

In einem kürzlich erschienenen Buch „Physikalische Phänomene des Mediumismus", Verlag Ernst Reinhardt in München, bespricht der Münchener Hypnoseforscher Dr. A. Freiherr v. Schrenck-Notzing seine Versuche über den Gegenstand, die im Zusammenhang mit denen anderer Experimentatoren zum erstenmal einen Einblick in das Wesen dieser Erscheinungen gewähren, sie dem Bereich des absolut Rätselhaften, Unfaßbaren entrücken und menschlicher Erkenntnis, d. h. derselben beschränkten Erkenntnis, näherbringen, mit der wir die „normalen" Geschehnisse beurteilen.



Die Schalen einer Wage werden ohne Berührung der Hände in Schwingungen versetzt.

Während der Warschauer Unruhen war es, so berichtet Schrenck-Notzing in seinem Buche. Damals hatte ein kaum zwanzigjähriges junges Mädchen, Stanislawa Tomczyk, das Unglück, bei einem Auflauf verhaftet und zehn Tage lang unschuldig im Gefängnis gehalten zu werden. Die Aufregung brachte die Nerven des Mädchens aus dem Gleichgewicht, und zum erstenmal zeigten sich bei ihr merkwürdige Erscheinungen, Fernwirkungen auf leblose Gegenstände. Schrieb ihr z. B. der Arzt ein Rezept auf, so setzte sich das Tintenfaß in Bewegung, Möbel wurden gerückt und Klopftöne ließen sich hören. Bald wurde Dr. Julian Ochorowicz, Professor der Philosophie an der Universität Warschau, auf die hervorragenden „medialen" Fähigkeiten Stanislawas aufmerksam, und er gewann sie für eine mehrjährige wissenschaftliche Untersuchung. Schrenck-Notzing, der in Paris Gelegenheit hatte, einer solchen Sitzung beizuwohnen, setzte mehrere Jahre nach Abschluß der Ochorowiczschen Versuche die Untersuchungen — teils in Warschau, teils in München — fort.

Sobald Fräulein Tomczyk in den für das Gelingen der Versuche erforderlichen hypnoseartigen Zustand (einen Zustand des aktiven Somnambulismus) versetzt wird, tritt in ihrem Wesen eine merkwürdige Veränderung ein. Sie benimmt sich nicht mehr wie eine junge Dame von guten Umgangsformen, sondern wie ein zehn- bis zwölfjähriges Kind — wie ihr eigenes Ich auf einer früheren

Stufe der Entwicklung. Aus der großen Stanislawa wird plötzlich die kleine „Stascha“, ein ausgelassenes, reizbares Kind, von kindlicher Vorstellungs- und Sprechweise und kindlicher Vorliebe für Spiel und Näschereien. Es ist, als ob das Medium unter dem Einfluß unbewußter Selbstsuggestion eine Theaterrolle in konsequentester Weise, freilich nicht ohne hysterische Übertreibung, durchführte. Ja, die Spaltung der Persönlichkeit geht noch weiter: Sobald die nachstehend beschriebenen Erscheinungen auftreten, ist Sascha der Meinung, nicht sie selbst, sondern ihr zweites Ich, ihr Doppelgänger, ein von ihrer augenblicklichen Persönlichkeit getrenntes unsichtbares Wesen, vollbringe die Erscheinungen (meistens freilich auf ihren Wunsch). Im übrigen findet sie an jedem gelungenen Versuch wahrhaft kindliches Vergnügen, und sie behandelt die bei den Versuchen benutzten Gegenstände nach Kinderart, als wären es lebende Wesen. Der Experimentator muß — eine für den Mann der Wissenschaft nicht immer leichte Aufgabe — verständnisvoll auf das kindliche Wesen des Mediums eingehen, mit ihm scherzen und spielen und dann, so ganz nebenher, ein Spiel vorschlagen, das darin bestehen soll, leichte Gegenstände ohne Berührung in Bewegung zu setzen.



Ein gefülltes Reagenzglas wird angehoben und in der Luft freischwebend erhalten. Versuch von Prof. Ochorowitz. Bisher unveröffentlichtes Bild.

Daraufhin setzt sich Sascha an den Tisch, und ohne ihr kindliches Wesen zu verlieren, legt sie plötzlich einen gewissen Ernst und auffälliges Verständnis für die Versuchsbedingungen an den Tag. Sie verlangt von selbst sorgfältigste Körperkontrolle, hält dann ihre Hände bei aufgestützten Handgelenken mit ausgestreckten Fingern vor sich her und wartet darauf, daß eine prickelnde Empfindung die Fernbewegung ankündige. Eine Aluminiumschachtel, über die sie zunächst mit den parallel gehaltenen Händen leichte mesmerische Striche gemacht hat, fängt dann plötzlich an, sich um ihre Achse zu drehen oder sich zu heben. Eine Zelluloidkugel beginnt langsam von dem Medium wegzurollen, als ob sie durch einen die Hände verbindenden unsichtbaren Faden geschoben würde. Ein anderes Mal wird ein Kaffeelöffel in einem vor dem Medium stehenden Wasserglase hin und her geworfen, geschüttelt und schließlich das Glas selbst umgeworfen. Leichte Gegenstände, wiederum ein Kaffeelöffel, eine Zelluloidkugel usw., werden zwischen den Fingerspitzen angehoben und eine Zeitlang in der Luft schwebend gehalten. Eine Glocke wird aus der Ferne geläutet, die Schale einer Briefwage ohne körperliche Berührung herabgedrückt und eine kleine Doppelwage in beliebige Schwankungen versetzt.

Aus dem (zunächst in normalen Schlaf überführten) hypnotischen Zustande erweckt, ist das Medium wieder die bescheidene junge Dame geworden, die sie unter normalen Verhältnissen ist, und hat keinerlei Erinnerung mehr an das eben Geschehene.

Nun konnte Schrenck-Notzing (im Einklang mit früheren Beobachtungen von Ochorowicz) bei manchen Versuchen ein feines fadenartiges Gebilde beobachten, das die Hände des Mediums mit dem Gegenstand verband. Genaue Kontrolle zeigte, daß es sich nicht um Fäden oder Haare handeln konnte, die das Medium zu betrügerischen Zwecken eingeschmuggelt hätte. Auch die mikroskopische Untersuchung bewies, daß es sich nicht um einen Gewebefaden, sondern um zwei parallel verlaufende, verhältnismäßig dicke teigige Linien mit unscharfen, unregelmäßigen, verschwimmenden Rändern handelte, die mehrfach unterbrochen, aber teilweise durch Zu-



Eine Wagschale wird durch die darübergehaltene Hand herabgedrückt.

sammenfließen miteinander verbunden waren. Ihre Konsistenz ist gänzlich inkonstant; an einigen Stellen verschwindet sie fast völlig, um dann an anderen nebelartig wieder hervorzutreten. Schrenck-Notzing konnte auch den Ansatz der Fäden an der Hand des Mediums feststellen und sich davon überzeugen, daß die Hebung kleiner, unberührter Gegenstände nicht durch einen einzigen Faden, sondern durch mehrere solche, gegebenenfalls durch ein ganzes Netz von Fäden, bewirkt wird. Je weiter sich die Hände von dem Gegenstand entfernen, um so dünner werden die Fäden, um schließlich gänzlich zu verschwinden.



Schweben einer Zelluloidkugel zwischen den Händen des Mediums.

Durch eingehende Untersuchungen ist mit Sicherheit erwiesen, daß es sich nicht um von außen stammende Gewebefäden handelt, sondern um Gebilde, die durch einen Willensimpuls aus einer Absonderung des Mediums entstehen, Materialisationen einfachster Art, die stets den gewünschten mechanischen Effekt zustande bringen, ganz ähnlich, wie sich in der normalen Biologie der aus dem Körper der Spinne austretende Faden den Gesetzen der Mechanik und Mathematik entsprechend anordnet.

Bei anderen Medien, z. B. bei der vor mehreren Jahren gestorbenen Eusapia Paladino, mit der Schrenck-Notzing gleichfalls viel experimentiert hat, sind die Ausstrahlungen des Körpers im Einklang mit den stärkeren Kraftaufwendungen von ungleich größeren Abmessungen, vielfach richtige menschliche Glieder, die zwar meistens unsichtbar und nur durch den Tastsinn nachweisbar sind, in gewissem Maße aber den allgemeinen Gesetzen der Physiologie gehorchen. Ein anderer Forscher, der kürzlich verstorbene Dr. Crawford, hat mit einem irischen Medium gleichfalls sehr bedeutsame Versuche angestellt, die auf das Vorhandensein von zeitweiligen reptilienartigen Auswüchsen oder Pseudopodien hinweisen.

Aus diesen Versuchen ergibt sich nebenbei, daß es sich bei manchen Medien, denen man betrügerische Manöver nachweisen zu können glaubte, in Wirklichkeit um Emanationen des eigenen Körpers gehandelt haben mag, nicht um eigentliche Fäden, sondern um fadenartige Auswüchse, nicht um Taschenspielerkünste mit Hand und Arm, sondern um die Tätigkeit sekundärer Gliedmaßen, die sich unter dem Einflusse eines seelischen Vorganges aus dem Körper des Mediums gebildet haben.

Worte an Deutsche. Von Alice Freiin v. Gaudy

Segnung des Mangels

Eins hat die Not uns gelehrt:
Uns zu freun am Geringen.
Wir, die so vieles begehrt,
Unzufrieden mit Menschen und Dingen,
Lernen jetzt das Alltägliche gern
Als Gottes freundliche Wohltat empfangen:
Wärme und Sonne, und nachts den Stern,
Der uns, Licht spendend, aufgegangen.

Gebent!

Geben heißt es jetzt, geben,
Geben von allem und Allen!
Unser Land, das so tief gefallen,
Kann nur durch Opfer sich heben.
Herzen und Hände öffnet weit —
Höchste der Ehren
Heißt jetzt: Entbehren.
Orden ist heut der Flick auf dem Kleid!

Mit ganzer Kraft!

Was du bist — sei ganz.
Halbheit kann dich nicht retten.
Starkes Ringen nur wandelt die Ketten
Zum Überwinderkranz!

Dienen

Unsre Zeit hat das Dienen vergessen.
Jeder Handgriff, das kleinste Walten,
Wird für Riesenleistung gehalten,
Jede Löhnung wächst unermessen.
Arbeit — so scheint es — ist lastende Pflicht,
Die den Täter entehrt und erniedert,
Der entrüstet sich wendet, angewidert,
Wird ihm die reichliche Zahlung nicht!
Deutsches Volk — wo steuerst du hin?
Hüte dich! Maßloses Überschätzen
Verwickelt dich mehr noch in feindlichen Netzen.
— Wo blieb dein schlichter, gesunder Sinn?
Werde willig, aus Freude am Schaffen
Elender Fessel dich zu entraffen,
Leiste nicht alles um Preis und Gewinn!
Denke, wie einst aus Knechtschaft und Blöße
Die, gleich der unsern, verzweifelt erschien,
Du dich emporschwangst zu Macht und Größe
Nur durch dein treues, straffes „Ich dien'!"

Tante Minchen

Novelle von Franz Carl Endres, Gauting bei München

Tante Minchen war der gute Geist des Hauses. Darüber bestand kein Zweifel. Nicht nur die Kinder kamen zu ihr, um Märchen zu hören, um beschädigte Puppen, zerrissene Hosen und verletzte Fingerchen bei ihr reparieren zu lassen, auch die Großen klopften an ihrer Zimmertüre an, fragten um Rat, plauderten sich ein Viertelstündchen lang die Sorgen vom Herzen und genossen die eigenartige Stimmung in diesem Zimmer Tante Minchens. Es war, als hätte vor hundert Jahren irgendein gutmütiger Zauberer zu einem Biedermeierzimmer und einer Biedermeierstimmung gesprochen: „Bleibt so wie ihr seid und trotzet den Jahren."

Tante Minchen war als junges Mädchen in das Lindenschlößchen eingezogen, als des jetzigen Besitzers Vater, der wilde Werner von Selnau, mit seiner jungen Frau den Haushalt begann. Minchen war eine Schulfreundin von Frau Anna gewesen und wurde mehr aus Mitleid mit ihrer vollkommenen Armut, als weil ein Bedürfnis vorgelegen hätte, aufgenommen. Nach kurzer Zeit war sie unentbehrlich geworden. Aber sie drängte sich nie vor, sie wollte nie herrschen ... es war als hätte sie an das Leben keinen anderen Wunsch, als anderen Menschen helfen zu können und im Frieden ihres Zimmers ihr Leben zu beschließen.

Tante Minchen war ein blondes, hübsches Mädchen gewesen, die Lieblichkeit ihrer Züge hatte sich trotz einiger Runzeln und grau gewordener Haare erhalten und ihre Augen waren noch schön zu nennen. Das Schönste an Tante Minchen aber waren ihre weißen, zarten Hände.

Tante Minchen hatte Freud und Leid des Hauses Selnau mit erlebt und in ihrem Herzen treulich mit empfunden. Sie hatte Hans Otto, den jetzigen Schloßbesitzer, erzogen, denn seine Mutter war bald nach seiner Geburt gestorben, sie hatte ihn ungern in die Welt stürmen lassen und freute sich, als er nach seines Vaters Tode nach Hause zurückkehrte, um das Schloßgut zu übernehmen.

Hans Otto brachte eine junge, schöne Frau mit und Tante Minchen erlebte wieder Freude und Leid des Hauses Selnau, denn die junge Frau schüttete ihr ihr ganzes Herz aus. Da lächelte Tante Minchen und nahm Ellens beide Hände: „Es geht alles vorbei, mein Kind," sagte Tante Minchen, und es war als läge Herbstsonnenschein mit goldener Ruhe in ihrer Stimme. „Denke an das große Leid anderer Menschen, die es viel schlechter haben. Du hast dich mit Hans Otto gestritten? Geh hin zu ihm, leg' ihm die Arme um den Hals, und alles ist wieder gut."

Und als Ellen, schon halb bezwungen, noch ein wenig trotzte, da sagte Tante Minchen mit abgewandtem Gesicht: „O lieb', solang du lieben kannst."

☆

Das Lindenschlößchen hallte vom Jubel der Kinder. Drei Buben und ein Mädchen hatte Frau Ellen in den sechs Jahren ihrer Ehe dem gestrengen Hans Otto geschenkt. Da war der Arbeit kein Ende für Tante Minchen. Und nun gar heute, wo Hans Otto am späten Nachmittag vor dem Schloßtor vom Pferde gesprungen und mit großen Schritten ins Haus geeilt war und gleich hinauf zu Tante Minchen.

„Ellen ist bis abends in der Stadt," sagte Hans Otto ins Zimmer eintretend, „und wir bekommen Besuch. Tantchen, bitte, richte alles ... das Fremdenzimmer, aber das große für feudale Gäste ... und dann ein schönes Abendessen ... geht es noch? Es ist schon halb sechs."

„Es wird schon gehen," meinte Tante Minchen. „Wen hast du denn so plötzlich eingeladen?"

„Du kennst ihn nicht. Es ist ein alter, sehr lustiger Knabe, den ich selbst heute erst in der Stadt kennen lernte. Er kommt aus Amerika, wohnt im Weißen Adler und will sich hier ankaufen. Er denkt an unseren Nachbarbesitz, möchte aber noch meine Wiesen an der unteren Mühle dazu haben. Na ... das können wir ja heute abend bei einem guten Tropfen bereden." Und er stürmte hinaus.

Tante Minchen aber blieb, trotz der Eile, die notwendig war, um alles für den Gast herzurichten, noch ein paar Minuten am Tische sitzen. Ein Traum, ein alter Traum, von dem nie jemand etwas erfahren hatte, huschte durch das Zimmer. Und der Traum trug einen sonnigen Jugendtag auf seinen Schwingen. Blühende Linden waren da und ein fröhliches Fest, und Tante Minchen war dabei, in weißem Sommerkleid und breitem Strohhut mit blauen Seidenbändern ... ja ... und ein junger Mann war auch dabei, der flüsterte Tante Minchen die liebsten Worte zu ... Warum huschte der alte Traum nur wieder durch das Zimmer? War doch alles längst verweht, längst versunken im Strom der Zeit.

Tante Minchen flüsterte einen Namen, den nie-



Tantchen.
Nach einer künstlerischen Aufnahme von Helene v. Zimmerauer.

mand im Schlosse kannte. Und nur das kleine freche Sèvresfigürchen auf dem Sekretär, neben der Standuhr, die jetzt mit müder Stimme zu schlagen anhob, sah, daß Tante Minchen sich die Augen wischte, ein wenig verschämt, als sähe ihr jemand zu, und sie war doch ganz allein in ihrem Zimmer, in dem sie fünfunddreißig Jahre das Glück und Leid des Hauses Selnau mit erlebt und getreulich mit empfunden hatte.

☆

Als Frau Ellen abends im Wagen vor dem Lindenschlößchen ankam, strahlte Festbeleuchtung aus den Fenstern des Speisesaales in die von Schneegestöber erfüllte Nacht, und als sie den ihr öffnenden Gärtner fragte, erfuhr sie, daß ein ganz fremder Gast im Zimmer des Herrn sei.

Sie fand Hans Otto im Gespräch mit Mister Harry Dollman, dem man den Amerikaner sofort anmerkte.

Mister Dollman sprang elastisch auf, als Ellen das Zimmer betrat, bedauerte, daß Hans Otto so viele Umstände mit ihm mache, und versicherte, daß er so großer Liebenswürdigkeit im alten Vaterlande nicht gewärtig war.

Der Diener meldete, daß das Essen serviert sei, und öffnete die Flügeltüre in den Speisesaal, in dem Tante Minchen auf die Eintretenden wartete.

„Hier stelle ich dir, liebstes Tantchen, unseren Gast und hoffentlich unseren baldigen Gutsnachbarn, Mister Dollman aus Neuorleans, vor," sagte Hans Otto.

Mister Dollman, fast ebenso groß wie Hans Otto, beugte sein glattrasiertes und scharf geschnittenes Gesicht über Tante Minchens schöne weiße Hand, die er flüchtig küßte. Er merkte es nicht, daß diese Hand ein wenig zitterte. Er merkte es auch nicht, daß, als sie nun zu Tisch gingen, Tante Minchen ein wenig schwankte.

Mister Dollman erzählte von seinem Leben in Amerika. Er lachte laut und breit, trank mit tiefen Zügen den rubinroten Burgunder und hielt es wahrscheinlich für ganz selbstverständlich, daß das alte Fräulein sehr still dabei saß und nur manchmal prüfend zu ihm hinüber sah.

„Sie sind nicht verheiratet, Herr Dollman?" fragte die Hausfrau.

„Und ob, gnädige Frau! Aber meine Familie kommt erst, wenn ich festen Fuß gefaßt habe. Meine Frau ist Vollblutamerikanerin, das heißt, sie erwartet, daß alles in Ordnung ist, bis sie geruht, alles nicht in Ordnung zu finden."

„Da wird sie hier umlernen müssen," meinte Hans Otto.

„Wird sie niemals," lachte Mister Dollman, „sie ersetzt alle hausfräulichen Mängel durch Geld, das sie vortrefflich auszugeben versteht."

Und Dollman erzählte, daß er vor fünfunddreißig Jahren in der Gegend war, in der er sich jetzt ankaufen wolle. „Da war ich ein armer Teufel," sagte er, während er einen Apfel schälte. „Es ist gut, daß mich ein Zufall oder besser gesagt, ein Aberglaube nach drüben beförderte. Sonst wäre ich heute irgendein verbauerter Forstmeister mit sieben Kindern und ohne Geld."

Tante Minchen ließ den Teller mit Backwerk fallen, den sie Frau Ellen über den Tisch reichte.

„Gott, wie ungeschickt," flüsterte sie in großer Verlegenheit und wurde rot wie ein junges Mädchen.

„Scherben bringen Glück," rief Dollman, „und das beanspruche ich für mich, für meinen Lebensabend, den ich gerne abseits der Börse von Neuorleans zubringe."

Der Diener bürstete die Scherben vom Tischtuch.

„Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, für diese Scherben," fuhr Dollman fort. „Denn ich bin abergläubisch seit einem Abend vor fünfunddreißig Jahren."

„Erzählen Sie, erzählen Sie," bat die Hausfrau.

„Ich möchte doch sehen, ob die Kinder in Ordnung sind," sagte Tante Minchen mit zitternder Stimme.

„Bleiben Sie noch," wandte Dollman ein, „die Geschichte ist so kurz und dabei nicht langweilig."

Und Tante Minchen, der weder Hans Otto noch Ellen halfen, mußte von ihrer Flucht abstehen.

„Ein Sommerabend war es," so begann Dollman, „und ein Schützenfest. Ich glaube wenigstens, daß der Schützenverein die Tanzerei an der unteren Mühle veranstaltet hatte. Da kam ich hin und mir nichts dir nichts verliebte ich mich in ein blondes, hübsches Kind ... weiß Gott, den Namen habe ich vergessen, er tut ja auch nichts zur Sache. Ich war ein temperamentvoller Junge, Forstpraktikant, keinen Heller im Sack, aber Feuer im Herzen. Alles andere können Sie sich denken. Küsse, Liebesgeständnis ... Verlobung. Verabredung für nächsten Tag an der Mühle. Ich hatte einen langen Weg nach Hause. Erst in der Morgendämmerung kam ich am Forsthaus an, wo ich wohnte. Da war noch Licht. Als ich eintrat, kam mir die Försterin weinend entgegen. Sie führte mich in das Wohnzimmer. Der Förster lag auf einer Bahre und war tot. Ich erfuhr, daß er auf dem Abendpirschgang, bei dem ich ihn hätte begleiten sollen, von dem er mich aber wegen des Schützenfestes beurlaubt hatte, von Wilderern erschossen worden war. Am nächsten Morgen konnte ich nicht zur Mühle gehen. Es gab zu viel Arbeit im Försterhause.

Und noch einen Tag später kam ein Brief von einem Verwandten in Amerika, der mir eine hervorragende Stelle auf einem großen Besitz bei Neuorleans anbot. Eigentümlicherweise schrieb da mein Onkel dieselben Worte, die die Försterin mir gesagt hatte: ‚Komm sofort! Man soll nie gegen die Stimme des Schicksals handeln.' Na, und da hat es mich gepackt. Hals über Kopf bin ich fort. Die kleine Blonde habe ich nie mehr gesehen."

„Und Sie haben sich keine Vorwürfe gemacht, das arme Ding so mir nichts dir nichts verlassen zu haben?" fragte Frau Ellen.

„Nein, nein," lachte Dollman, „es war ja auch nicht viel mehr als ein kleiner Sommernachtstraum, den wir beide geträumt hatten."

Da sagte Tante Minchen: „Ich glaube, ein Kind weint," stand entschlossen auf und verließ das Zimmer.

☆

Als alle schon zur Ruhe gegangen waren an diesem Abend, saß Tante Minchen noch vor ihrem altertümlichen Sekretär und weinte. In der rechten Hand hielt sie einen Briefbogen mit verblaßten Schriftzügen. Diesen Briefbogen las sie und dann sank ihre Hand wieder in ihren Schoß und die Tränen liefen über ihr gutes, liebes Gesicht. Die alte Uhr auf dem Sekretär schlug Mitternacht. Aber Tante Minchen hörte eine freundliche Stimme aus der alten Uhr. Die schmeichelte ihr wie ein bittendes Kind und sagte: „Es sind — ja so alte — Geschichten — so lange schon her — tröste dich — das Rad der Welt geht nicht rückwärts. — Fasse Mut — auch du warst — nicht ohne Glück — und wenn es auch nur währte — so kurz — wie ein Traum in der Sommernacht."

☆

Einige Tage später erzählte Hans Otto bei Tisch, daß Mister Dollman wieder abgereist sei. Das Nachbargut habe ihm nicht entsprochen.

„Tante Minchen! Tante Minchen," rief der Kleinste des Hauses Selnau, „du mußt uns heute ein Märchen erzählen. Weißt du, es kommen die Kinder vom Gutspächter von der neuen Mühle, und denen haben wir verraten, wie schöne Märchen du weißt."

„Ja, Hansi," antwortete Tante Minchen, und ihre Stimme hatte von Sonnenschein eine Fülle. „Ich will euch ein Märchen erzählen."



Ein Philosoph auf dem Throne

Zum ehrenden Gedächtnis Marc Aurels, geb. 26. April 121 n. Chr.

Von Josephine Graf-Lomtano

Wie der sinkende Sonnenball dem Untergang nah mit erhöhtem Glanze die Welt überstrahlt, so gab das Römerreich vor seinem Verfall den Völkern ein halbes Jahrhundert lang das Schauspiel gesteigerter Größe, und in den würdigen Gestalten auserlesener — durch Adoption, nicht durch den Zufall der Geburt — zum Thron gelangter Cäsaren verkörperte sich noch einmal die antike Römertugend und alles beherrschende Geistesgewalt. Durch unerhörte kriegerische Ruhmestaten hatte Kaiser Trajan die Grenzen des Reichs bis über den Tigris ausgedehnt, mit einer Schaffenskraft ohnegleichen der weitblickende Hadrian dies ungeheure Herrschgebiet auf seinen Reisen ordnend und schlichtend durchquert, ein großartiges Kunstleben allerorten erweckt und in Voraussicht kommender Bedrohung gewaltige Grenzwälle gegen Britannien und Germanien aufgetürmt. Dies innerlich blühende und nach außen gefestigte Reich ward dann als herrliches Vermächtnis in die Vaterhände des edlen Antonius Pius gelegt, dessen Menschlichkeit und Milde den kriegerischen Römerstaat wie mit einer verklärenden Abendröte übergoß. Und Hand in Hand mit ihm als sein geliebter Adoptivsohn und Mitregent stand jene einzigartige Persönlichkeit, in der sich die schürfende Denkkraft des Hellenentums mit schlichtem, altrömischem Bürgersinn verschmolzen hatte, stand Marcus Aurelius, der „Philosoph auf dem Thron“.

Zwei Hauptsysteme ihrer Weltweisheit hatten die Griechen, die geistigen Lehrmeister der Römer, nach Rom verpflanzt: die leichtherzige Lehre Epikurs vom zügellosen Lebensgenuß, der die vornehmen Schwelger des sinkenden Rom mit Begeisterung zujauchzten; und die ernste, erhabene Lehre der Stoa mit ihrer großartigen Weltanschauung von den ewigen Gesetzen der Natur, von der Beherrschung aller Triebe durch die gebietende Vernunft, von der Tugend und Erkenntnis als höchstem Daseinszweck bei schlichtester äußerer Lebensweise, von der Liebe gegen den Nächsten als einem Gliede der Gesamtheit und vom ehernen Gebote der Pflicht. Alle tieferen Denker, die im Glanze Roms bereits die Fäulnis witterten, umklammerten diese hochsittliche stoische Lehre wie einen letzten unerschütterlichen Halt, und Marcus Aurelius, ihr höchster und erleuchtetster Vertreter, gab ihr in seinem Tun und Wesen die willenskräftige Verwirklichung zum Heile Roms. Er, der schon als Knabe auf bloßer Erde geschlafen hatte, nur mit dem ärmlichen Mantel der Stoiker um den zarten Leib, stand nun inmitten eines üppigen Hofes in lächelnder Bedürfnislosigkeit. Obwohl ihn seiner Seele tiefste Neigung zum Ausbau seiner inneren Welt und darum weit mehr zur Beschaulichkeit hindrängte, als zur Tat, so ward er doch, einmal zur Macht berufen, durch Pflichtgefühl des Staates erster und getreuester Diener, gleich einem anderen Philosophen auf dem Thron, Friedrich dem Großen. Kaum jemals war solch eine Hebung der Rechtspflege, solch eine Achtung vor dem Gesetz erreicht worden, als unter seiner Hand. Doch die höchste Wonne lag für ihn darin, daß er, im Besitz der Macht, den Menschen, „seinen Brüdern“, wohlzutun vermochte. Es liest sich wie ein schönes Märchen in den sonst so blutigen Annalen Roms, wie er die Waisen an sein Herz zog, die grausamen Gladiatorenkämpfe abstellte, ja selbst den verachteten Seiltänzern bei ihrer Schaustellung Kissen unterschieben ließ, damit sie bei einem Sturze keinen Schaden nähmen. Eine seltsame Fügung hatte diesem sittenreinen Fürsten eine ausschweifende Gemahlin, einen unwürdigen Sohn und — nach des edlen Pius' Tode — einen lasterhaften Mitregenten gesellt. Der Weise auf dem Thron trug und verhüllte die schweren Mängel dieser seiner Nächsten mit verzeihender Milde, nach jenem Grundsatz der Stoa, daß ein irrender Mitmensch weit mehr zu bemitleiden, als zu verdammen sei, weil er sein eigenes Wohl nicht erkenne.



Die Reiterstatue des Kaisers Marcus Aurelius auf dem Kapitol, die den Kaiser nicht gebietend, sondern segnend darstellt.

Es war, als zürne das Schicksal über den stoischen Gleichmut seines sonstigen Spielballs „Mensch“ und sende dem Kaiser die härtesten Prüfungen als Belastungsprobe seiner Philosophie; Pest, Feuersbrünste, Überschwemmungen, Erdbeben verheerten das seit Jahrzehnten vom Glück gesegnete Reich. Zuletzt schlug auch noch die Kriegsflamme empor. Germanische Kraft erhob sich gegen das sinkende Rom. Mit eherner Ruhe hielt Marc Aurel dem Ansturm des Unglücks stand. Er bot die Schätze des Kaiserpalastes feil, um Mittel zum Krieg und zur Linderung der Not

zu gewinnen und zog, bis zuletzt getreu dem Pflichtgebote, trotz schwankender Gesundheit acht Jahre lang an seines Heeres Spitze gegen die Barbaren. Im Land der Quaden soll es gewesen sein, wo er in seinem Kriegszelt das Ergebnis seines Daseins noch einmal philosophisch überschaute und seine berühmten, schon früher in Tagebuchform begonnenen „Selbstbetrachtungen" vollendete. In ihnen spiegelt sich die weltumfassende Erkenntnis dieses seltenen Herrschers, seine rührend schlichte Anschauung von irdischem Glück, seine würdige Ergebung in das Naturgesetz der Vergänglichkeit, vor allem aber jene unendliche Milde und Nächstenliebe, in der sich diese herrliche Ausstrahlung eines heidnischen Philosophengeistes harmonisch mit der Grundlehre des Christentums berührt.

Und nun mag Marc Aurel selbst zu Worte kommen mit einer kleinen Auslese aus seinen „Selbstbetrachtungen" (erschienen in Reclams Univ.-Bibl. Nr. 1241/42), aus denen wir Menschen einer schweren Zeit die unbedingte Pflichttreue, die Hingabe an den Staat und das Gemeinwohl lernen können, vor allem aber die Gesinnungsfestigkeit beim Ansturm des Unglücks.

Tue nichts ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl! Den nenn' ich einen Flüchtling, der sich den Anforderungen des Staates entzieht.

Hast du etwas Gemeinnütziges getan? Nun, so hast du auch dabei dein eigenes Wohl gefördert.

Darin suche deine ganze Freude und Befriedigung, immer Gottes eingedenk von einer guten Tat zur anderen zu schreiten.

Lebe, als solltest du jetzt scheiden und als wäre die dir noch vergönnte Zeit ein überflüssiges Geschenk.

Blick' in dein Inneres! Da drinnen ist eine Quelle des Guten, die nimmer aufhört zu sprudeln, wenn du nur nicht aufhörst nachzugraben.

Hemme die Leidenschaft! Dämpfe die Begierde! Erhalte die göttliche Vernunft in der Herrschaft über sich selbst!

Die Menschen sind füreinander da. Also belehre und dulde sie!

Schmiege dich in die Verhältnisse, die dir gesetzt sind, und liebe die Menschen, liebe sie wahrhaft, mit denen du verbunden bist!

Hüte dich, gegen Unmenschen so gesinnt zu sein, wie Menschen gegen Menschen gesinnt zu sein pflegen!

Dringe in das Innere der Menschenseele, und du wirst sehen, vor welchen Richtern du dich fürchtest und was sie für Richter über sich selber sind.

Mache den Versuch — vielleicht gelingt er dir — zu leben wie ein Mensch, der mit seinem Schicksal zufrieden ist, und weil er recht handelt und liebevoll gesinnt ist, auch den inneren Frieden besitzt.

Glücklich sein heißt gut sein! Das glückliche Los besteht in guten Gemütsstimmungen, guten Neigungen und guten Handlungen.

Es gibt nur eine Frucht des irdischen Daseins: Eine unsträfliche Gesinnung und gemeinnützige Werke.

Nun gilt es nicht mehr, zu untersuchen, was ein tüchtiger Mensch sei, sondern einer zu sein!

Halte nichts für gut, als zu tun, wie deine Natur dich leitet und zu leiden, wie die Allnatur es mit sich bringt.

Der gebildete und bescheidene Mensch sagt zu der alles spendenden und wieder nehmenden Natur: „Gib, was du willst, und nimm, was du willst!" Aber er sagt es nicht mit Trotz, sondern mit Gehorsam und Ergebung.

Blicke oft zu den Sternen empor, als wandeltest du mit ihnen! Solche Gedanken reinigen die Seele vom Schmutz des Erdenlebens!

Wie doch alles so schnell verbleicht! In der sichtbaren Welt die Leiber! In der Geisterwelt ihr Gedächtnis! Es ist genug, für den Gott in der eigenen Brust zu leben!

Alles Leibliche am Menschen ist wie ein Strom, alles Seelische wie ein Traum, sein Leben Krieg und Wanderung, sein Nachruhm Vergessenheit!

Niemand ist so glücklich, daß unter denen, die sein Sterbebett umstehen, nicht einige seien, die sein nahendes Ende willkommen heißen.

Der Tod ist das Ende von den Widersprüchen unserer sinnlichen Wahrnehmungen, von dem fortwährenden Arbeiten unserer Denkkraft, von der Aufregung unserer Triebe und von unserer Dienstbarkeit gegen das Fleisch.

Mag immerhin jemand kampfgeübter sein, nur sei er nicht menschenliebender als du, nicht anspruchsloser, nicht ergebener bei allen Begebnissen, nicht nachsichtsvoller bei den Verirrungen seiner Nebenmenschen.

Niemand wird müde, seinen Nutzen zu suchen; Nutzen aber gewährt uns eine naturgemäße Tätigkeit. Werde also nicht müde, deinen Nutzen zu suchen, indem du anderen Nutzen gewährst.

Die Bosheit schadet weder der Welt im allgemeinen noch dem Nebenmenschen insbesondere. Sie ist nur dem schädlich, der es ganz in seiner Gewalt hat, sich, sobald er nur will, von ihr loszureißen.

Irrt jemand, so belehre ihn mit Wohlwollen und zeige ihm seine Fehler mit Sanftmut. Vermagst du das aber nicht, so klage dich selbst an oder auch dich selbst nicht einmal.

Habe ich etwas Gemeinnütziges getan? Nun, davon habe ich ja selbst auch Vorteil. Diesen Gedanken habe stets vor Augen und höre in keiner Lage auf, so zu handeln.

Die Lebenskunst hat mit der Fechtkunst mehr Ähnlichkeit als mit der Tanzkunst, insofern man auch auf unvorhergesehene Streiche gerüstet sein und unerschütterlich fest stehen muß.

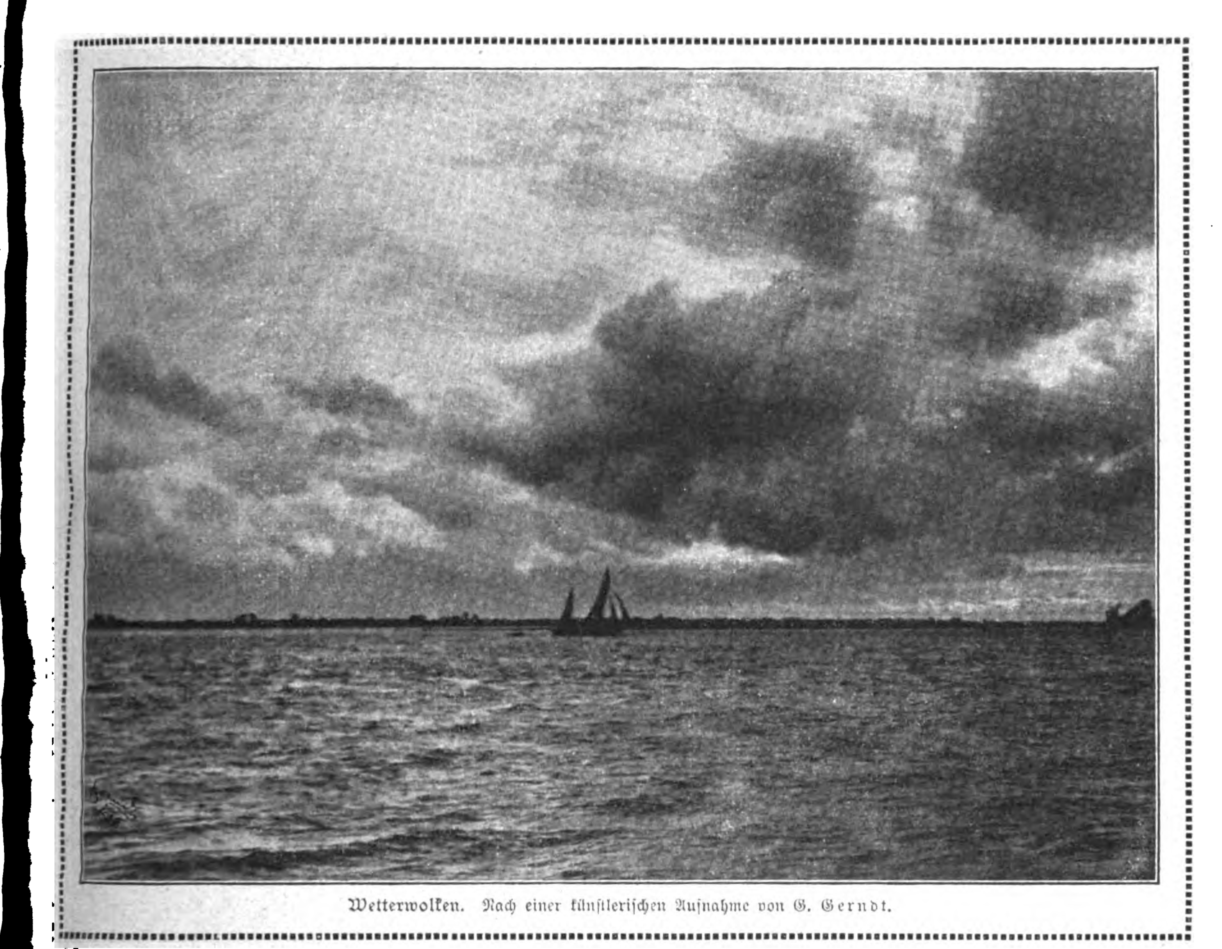
Bilde deine Urteilskraft sorgfältig aus. Das ist das wirksamste Mittel, daß keine Meinungen in dir entstehen, die der Natur und ebenso einem vernünftigen Geschöpfe widersprechen. Die Vernunft schreibt uns vor: Enthaltung von jeder Überstürzung in unseren Urteilen, Wohlwollen für die Menschen, Gehorsam gegen die Befehle der Götter.

Wieviel Muße gewinnt der, der nicht darauf, was sein Nächster spricht oder tut oder denkt, sondern nur auf das sieht, was er selbst tut, daß es gerecht und heilig sei; sieh nicht, sagt Agathon (ein Athener, Dichter vieler Tragödien, gest. um 400 v. Chr.), die schlechten Sitten um dich her, sondern wandle auf gerader Linie deinen Pfad, ohne dich irremachen zu lassen.

Kann mir jemand überzeugend dartun, daß ich nicht richtig urteile oder verfahre, so will ich's mit Freuden anders machen. Suche ich ja nur die Wahrheit, sie, von der niemand je Schaden erlitten hat. Wohl aber erleidet derjenige Schaden, der auf seinem Irrtum und auf seiner Unwissenheit beharrt.

Schändlich ist es, wenn deine Seele ermüdet, ohne daß der Leib schon müde ist.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 21. April 1921 by Philipp Reclam jun., Leipzig.



Wetterwolken. Nach einer künstlerischen Aufnahme von G. Berndt.

Der Holnishof auf Iskarjersand

Erzählung von Leonhard Schrickel (Schluß)

Und es geschah ganz, wie Sina es gehofft und erwartet: er ward alsbald aufgespürt, festgenommen und dergestalt von der Ausführung der Tat abgehalten. Seine Helfershelfer Steenstrup und etliche andere, die schon einen Teil des reichen Judaslohnes unter sich geteilt, wurden verhaftet, und allen wurde der Prozeß gemacht. Nicht Tod, nicht Zuchthaus ward über den verführten und übervorteilten Bauer verhängt, dank des rechtzeitigen Eingreifens der Frau. Ein paar Jahre Gefängnis, und es war abgemacht. Soweit geschah alles ganz wie sich's die Frau erhofft und gedacht. Aber danach ... Herr —"

Er nahm die Pfeife aus dem Munde und schob sie in seinen Ranzen, fuhr sich unter der Nase hin, an der ein Tröpflein baumelte, das verdächtig nach einer Träne aussah, deren er sich schämen mochte, denn er drehte jetzt den grauen Kopf weg, als er fortfuhr: „Ich hab' es noch vor keinem Menschen ausgegraben; hab's in mir verscharrt gehabt, so tief ich ein Vergessen habe, aber ... sei's drum; hab' ich so viel geredet, kann auch das noch gesagt sein. Sie wartete nun also auf ihn, daß er, von seiner Kumpanei und der Fremden losgetrennt, zu ihr zurückkehre, an ihre Tür trete, sobald er seine Strafe abgebüßt. Und sie hätte weiß Gott alles an ihm getan; nicht nur alles vergeben und vergessen, das war ihr das Geringste; nein, ihn alles vergessen machen, was er ihr angetan, und durch Guttat und Liebe und freundliche Fürsorge abgebüßt, was sie ihm heimlich hatte antun müssen durch ihren Verrat, um ihn vor Ärgstem zu bewahren und sich zurückzugewinnen. Vielleicht, wer kennt sich in den Weibern aus, vielleicht hatte sie gar vor, ihm ihren Verrat zu bekennen und sich schuldig zu sprechen, wo sie doch Segen gestiftet, und von ihm Vergebung zu erbetteln durch Bitten und Taten das Leben lang. Aber sie wartete umsonst. Seine Zeit war um — und er kam nicht. Zwar war er entlassen worden zur geschlagenen Stunde und war seines Wegs gegangen, aber seitdem unauffindbar. Sie wartete Tag und Nacht — vergeblich. Sie fuhr ihm mehr als einmal im Boot entgegen, fuhr mit dem Geschirr nach Flensburg, wo er seine Strafzeit verbracht — alles umsonst. Sie ließ sich von mir hinüberrudern, zu ihres Mannes Vater nach Alnoor; von mir altem Kerl hinüberrudern, denn sie war ganz ohne Kraft mit einemmal und wie ausgehöhlt von einer alles fressenden Angst. Der Schwieger aber hatte ihr das Haus verboten; er war damals, als man seinen Sohn ins Gefängnis gesetzt, auf den Holnishof gekommen und hatte sich wutrot vor die Frau hingestellt und sie gescholten wie einen Pack Lumpen, weiß Gott. Sich vor ihr aufgemanndelt, der Fischer, der ärmliche, und wie ein Landstreicher geflucht und geschimpft und gegen sie gewütet, weil sie den Mann verraten, und hatte sie gebrandmarkt als ein giftiges Tier und eine mörderische Unmenschin, und hatte ihr eine Schande und Blutschuld auf die Seele geladen, daß kein Henker sie mehr hätte richten mögen. Und nun vergaß sie alles und fuhr nach Alnoor, den

Mann zu suchen, wo sie doch wissen mußte, daß der Fischer sie mit Schimpf und Schande von der Schwelle jagen würde, wie's denn geschah.

Sie ließ alles über sich ergehen. ‚Ist er bei Euch?‘ Und immer nur: ‚Ist er nicht zu Euch gekommen?‘ wie der Schwieger auch wütete und sie mit rohen Worten lästerte, daß das Volk zusammenlief. Und als er sie endlich davonstieß und mit drohendem Knüppel verjagte, schleppte sie sich in den Kahn zurück und gebot mir: ‚Nach Kollund ...‘

Ich riß das Maul auf. Das Herz blieb mir stehen. Wahrhaftig, ich saß wie ein Gelähmter, wie ein Lehmkloß tot und starr.

‚Frau ...‘ — hob ich endlich an und gedachte ihr zu widersprechen. Aber da ich sie sah, so ganz wie aus einem Stein gemeißelt und doch so ohne alle innere Kraft, da brach mir der Mut und ich langte nach den Rudern. Umsonst. Ich war völlig fertig. Nein! mit Fündundsiebzig ist man kein Seebär mehr. Ein Wrack ist man. Und Kollund war weit. Vier Stunden, fünf ..., für mich wohl sechs und sieben. Das schaffte meine alte Haut nicht mehr, und ich gestand's ihr ein. Da stieg sie aus und wies mich heim und dang sich einen Schiffer.

‚Frau‘ — redete ich noch einmal auf sie ein, mein Boot hart an das ihre legend —, ‚was wollt Ihr in Kollund? Fahrt nicht. Kehrt heim. Man kann sich morgen bei sicheren Leuten ja erkundigen. Kommt mit nach Hause. Was wollt Ihr in Kollund ...?‘

Aber sie gab mir keine Antwort; es war, als hätt' ich in die Luft gesprochen. Und es brauchte auch keine Antwort, denn jetzt wußt' ich, als hätt' ich's aus der Heiligen Schrift: sie wollte zu ihr... Ja, ja, ja! Sie wollte hinüber nach Kollund, um an ihre Tür zu klopfen und bei ihr, bei der Teufelin, der Fremden, nach dem Mann zu fragen ...

‚Frau!‘ rief ich, als ging mir's an das Leben, und packte den Kahn, darin sie saß; aber der junge Schiffer setzte die Ruder ein und riß mich in meinem Kahn eine kleine Strecke mit. Meine krummen, kraftlosen Finger ließen aus — und sie schoß dahin über das graue Wasser in die neblichte Ferne.

Es war schon Nacht und ich lag, todmüde und sterbenshungrig, auf meinem Strohsack, da pochte eine müde Faust an meine Tür: die Frau. Ich raffte mich auf und ließ sie ein. Der trübe Mond beschien ihr fahles Gesicht, in dem kein Wille mehr die Muskeln spannte.

‚Nichts‘ — stieß sie leise hervor, während sie über die Schwelle wankte und müde auf meine Truhe sank, ohne zu warten, bis ich meinen reinlichen Sonntagsschwandel über den elenden, staubigen Kasten gebreitet. ‚... Nichts. Nicht bei Steenstrup, nicht bei ihr... Und wie hätt' ich Gott gedankt, hätt' er ihn mich bei ihr finden lassen! Oh! Wie hätt' ich Gott gedankt!‘ — und brach nun in ein herzzertrümmernd Weinen aus, das sie vergeblich zu ersticken suchte; preßte, gleichsam vornüberfallend, ihr Gesicht an mich alten Kerl an, der ich zu ihr getreten war, kaum halb angezogen und auf wackeligen Beinen, und der ich sie zu trösten hatte unternehmen wollen und doch nichts zustande brachte als ein Gebrumm und ärmliches Geblök, darüber die Schafe von Angeln gelacht, hätten sie's gehört. ‚— Nichts hätt' ich von ihm verlangt, nichts ...!‘ klang es wieder. ‚Nur sehen und wissen wollt' ich, daß er da war... daß er mir vergab... Nur wissen, daß er lebte und mir nicht allzu unerbittlich zürnte... Ich hätt' ihn ihr ja gelassen... wenn es denn hätt' sein müssen ...! Jesus!‘ ... und biß mich in die Hüfte vor wildem Schmerz und kämpfend wider die Flut ihrer Qual.

Da sie in Kollund nun weder Steenstrup noch die Jungfer selbst angetroffen, wohl auch nicht nach ihnen, sondern in ihren längst erkundeten Behausungen lediglich nach dem Manne gefragt hatte, bot sie nun auch mich auf, nach dem Unauffindbaren zu forschen. Aber du lieber Heiland, ich! Was konnt' ich tun. Wär's um ein verlaufenes Schaf gewesen oder um eine abseitige Kuh, ich hätt' sie gesucht und gefunden. Aber einen Menschen und obendrein einen, wie den Bauer — Herr, ich hab' mich vor mir schlecht gemacht und meine Dummheit und Elendigkeit scharf gegeißelt, hab' bei unserem Gott im Himmel manche Nacht hindurch unablässig angepocht mit hartem Finger und mit ungeduldiger Hand, mit beiden Fäusten und beiden Füßen wild und wie rasend, wahrhaftig, daß er mir einen Gedanken in den Kopf gebe und einen Weg zeige, auf dem ich der Weisung der Frau genug zu tun und den Mann zu suchen vermöchte; aber es half mir nichts. Ich stand wie eine taube Nuß, blöde und hohl, und tappte vom Schafstall in den Kuhstall und vom Kuhstall in den Schafstall und kaute mir die Lippen kurz und klein, das war alles. Wär' ich aber nach Flensburg gelaufen, ich wär' zum Kinderspott geworden in der großen Stadt unter so viel Menschenvolk, das ist gewißlich wahr. Auch den Lehrer von Lund bot sie auf, der sie vormalen durch mich hatte warnen lassen. Der stammte aus Angeln und war unserer Erde Kind und half seinen Leuten, wo er's konnte. Und jung war er auch und gelenkig im Denken und Gehaben. Der brachte es denn auch eines Tages, daß der Bauer, der aber beileibe nicht hatte wissen können, daß die Frau ihn den Wächtern in die Hand gespielt und so vor Tod oder Zuchthaus behütet, und der sicherlich ebensowenig sich vor ihr seiner Schurkentat geschämt, daß der Bauer also vom Gefängnis weg nach Kollund gefahren war. Nicht zu ihr, Herr, nicht zu der Jungfer; nein, die war wohl schon damals, als man ihn hinter die Riegel gesetzt, auf Hamburg los oder auch noch weiter ins Reich hinein; aber nach Kollund war er, ihre Spur aufzunehmen, der Narr, der schlechte, der verlorene, und war ihr nach — vielleicht aufs Geratewohl, vielleicht auf gefundener Fährte. Und seitdem war er wie vom Erdboden verschwunden. Ich will ihn nicht steinigen und nicht dem Teufel in die Krallen wünschen" — sprach der Alte vor sich hin, abermals seinen Hut lüpfend — „Aber was er über unsere Frau gebracht, ist mehr als Menschenkräfte vermögen. Glaubt mir, Herr" — und er wandte sich mir zu und schaute mit seinen kleinen, feuchtgewordenen Augen mich an, das alte treue Gesicht voll Kampf und Kummer — ‚Ihr könnt's mir glauben: ich hab' mit Gott gehadert wegen ihrer Not. Sie wurde schlohweiß und steinalt in einer Nacht; sie aß nicht mehr und schien verstummt für alle Zeit; sie sah nicht mehr nach dem Vieh und kam nicht mehr ins Feld, sie war wie eine Gestorbene, die sich ins Leben verirrt hat. Wie ein Tier hat sie gelitten, oh, Ihr hättet's hören sollen. Hören sollen, wie ich, wenn ich vor ihrer Tür saß und blöde sann, was ich tun könnte, ihren Jammer zu wenden; wenn ich auf der Schwelle hockte und nicht den Mut fand, zu ihr hineinzugehen und ihr ein gutes Wort zu sagen oder ihr die Zeit zu verschwätzen; nächtelang saß, ich steifbeiniger Aff', ich armseliger, und hören konnte, wie sie sich zu Boden warf und in sich hineinschrie; wie sie sich schlug und schuldig sprach seines Elends, das sie sich ausmalte, mochte er sich doch nun ohne Geld, ohne Obdach, ohne Helfer draußen durch die Welt schlagen, hungernd, frierend, verachtet und von den Türen gejagt. Sie kroch auf den Knien vom Fenster zur Wand, wo sein Bild hing, von einem Blumenkranz umrahmt; kroch auf den Knien umher und bestürmte mit wildem Gebet und demütiger Hingabe das Herz Gottes und ihres Heilands — und verklagte sich danach wieder vor dem Bilde des Mannes und bat es gar inständig, als sei es der Bauer selber, ihr in

Ein Idyll.

Nach einem Gemälde von
James Clark.



Gnaden ihre Sünde zu vergeben und zu ihr zurückzukommen; sie zu strafen und ihr die schwere Schuld hart zu vergelten, aber zu kommen, zu kommen. Ach," seufzte der Alte tief auf und fuhr sich mit braunen Fäusten über die Augen und schwenkte die Linke, als würfe er den Packen Elend weg. „Es ist nichts mit dem Leben. Die Guten werden zertreten und die Schlechten lachen sich ins Fäustchen. Es ist nichts — sonst stünd's da drüben auf dem Hofe anders. Zwei Jahre sind's nun wieder her, aber sie ist noch, wie sie damals war: wartet noch immer und kann nichts als warten; alles wird wüst, alles geht zugrunde; Knecht und Magd sind fort, weil die Ställe leer sind und die Felder und Weiden verwildert. Und ich hüt' fremdes Vieh, wenn ich auch noch ihren Dienst mit verseh'. Aber sie sagte mir's gestern wieder: ‚Wenn er nun kommt, verbirg dich vor ihm und dann geh in aller Stille, daß er dich nicht sieht; tu mir's zulieb' — denn sie meint, daß ich ihm ein Ärgernis sei, seit er mir damals den Weg gewiesen und sie mich trotzdem gehalten. Und daß er wiederkommt, daran glaubt sie noch immer, erbittet sie's und erbüßt sie's doch mit ungeschwächter Kraft. Und ich, Herr" — er verstummte für eine halbe Minute, pfiff seinen Hunden und schickte sie mit einem Zuruf nach einer anderen Seite wieder davon, worauf sie hurtig und geübt die Herde wegentlang weiter trieben. „Und ich...," schloß der Alte, der nun auch seinen Stab langsam weitersetzte, den Blick achtsam auf der Herde, „ich glaub's auch. Einmal wird es ja wohl werden, daß ich gehen muß und daß er wiederkommt. Aber nicht in Glanz und Gloria, wie sie's will, wird er einziehen — nicht so, sondern durchs Tor wird er sich schleppen, müde und fertig, und sich vor sie hinwerfen in seiner Dürftigkeit und schreien zu ihr: ‚Frau, ich bin nicht wert, daß ich dein Knecht heiße.' So wird's Gott fügen, denn er ist gerecht. Lebt wohl." — Und trieb still an mir vorbei.

Ich blieb ihm seinen Abschiedsgruß schuldig und lag und schaute über mich ins Blaue, wo Lerchenjubel die Luft erfüllte und Lust und Frieden unaufhörlich seit tausend Ewigkeiten aus unsichtbarem Füllhorn herniederrannen wie ein Blütenregen, immerzu ... immerzu ... und mich und die Welt mit ihrem Menschenleid und ihrer Menschenschuld doch nicht zu überhügeln vermochten —

Fast hätte ich die Historie, die mir der Alte da droben an jenem Sommertag erzählt, vergessen gehabt. Da erhielt ich gestern den Besuch des Lehrers von Lund, den ich damals auch im Vorüber kennengelernt und wegen eines seltenen Buches, auf das wir zu sprechen gekommen waren und das ich besaß, zu einer Einkehr bei mir eingeladen hatte, sofern ihn der Zufall einmal nach Thüringen führen sollte. Und der Lehrer also rief mir die Erzählung wieder ins Gedächtnis und gab ihr auch durch seine Antwort auf meine Frage nach dem Schicksal des Hofes und dessen Herrin einen Schluß.

Der Bauer war also eines Tages richtig wiedergekommen; einige Wochen schon, nachdem ich am Holnishof vorübergewandert war. Urplötzlich war er erschienen; aber nicht, wie der Hirt gemeint, zerknirscht und kleinmütig, sondern hochfahrend und trotzig.

„Als wäre er nie fort gewesen, so benahm er sich; als hätte er Ursache, zu fordern, daß man ihm Rechenschaft ablege, über die Veränderungen rundum. Der Hirt stahl sich davon, und so war die Frau alsbald allein mit ihm, die sich ihm wortlos beugte und in allem demütig fügte, unverdrossen und dienstbereit, obgleich er ihr fast feindselig begegnete, als sei sie die einzig Schuldige, als habe sie gesündigt an ihm und der Welt; als läge alle Schmach und Schande allein auf ihr. Und sie ließ alles geschehen und über sich ergehen, wie es ihn recht und billig dünkte; nahm das Kreuz auf sich und machte sich wohl auch gar nach seinem Willen glauben, daß die verwichene Zeit nichts als ein narrender Traum und die Trennung nur ein Gaukelspiel gewesen. Zwar sprach auch sie nur wenig, denn ihr war das stumme Dulden und Tragen zur anderen Natur geworden, aber sie mühte sich freudig und sorglich um den verstockten, mürrischen Mann und ließ nicht ab, alles zu tun, was ihm den Tag schien verschönen zu können. Erst als er sah und in sich aufnahm, daß sie nicht etwa ein eitel Spiel mit ihm trieb, daß nicht List oder Lug, Furcht oder Feigheit sie bei all ihrem Tun und Denken leiteten, sondern daß alles wirklich und wahrhaftig für ihn bereit stand und für ihn da war, als wäre er all die Jahre in einemzu daheim gewesen; daß sein Bett gerüstet stand neben dem ihren und seine Mütze am Nagel hing über der sauber gewaschenen Leinenbluse; daß alles in seinem Zügel ging und so selbstverständlich, als wäre es nie anders gewesen; daß ihm kein Ding widersprach und alles sich fügte; daß nichts an die letztvergangenen Jahre mahnte und nirgendwo ein Vorwurf oder Groll im Hinterhalt lag und auf Vergeltung sann, erst als er merkte, wie er Herr war schier wider seinen Willen, Herr über Haus und Hof, Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft und alles ihm diente in Demut und Hingabe, erst da fing er an, unsicher und scheu zu werden, der Frau aus dem Wege zu gehen oder sich, wenn sie nun wieder wie früher an der Arbeit stand, in sicherer Entfernung und verborgen aufzustellen und im Anschauen der Unerklärlichen, Emsigen zu vergessen, bis er, von ihrem Blick getroffen oder von sonst etwas aufgescheucht, sich wieder zu sich fand und gleichfalls an eine Arbeit trieb. Aber lange litt es ihn nicht bei seinen Geschäften; eine wachsende Unrast trieb ihn von einem Unternehmen zum anderen, aus dem Haus in den Hof, aus dem Stall in die Scheuer, vom Feld auf die Weide. Und überall begann er zu scharwerken und überall blieb die begonnene Arbeit unvollendet, bis Sina sie schweigend und fast heimlich vollbrachte. Er hätte zu ihr sprechen mögen; irgend etwas in ihm drängte dazu, aber er vermied am liebsten jede Begegnung, floh am liebsten ihre Nähe und wagte auch nicht die leiseste Berührung. Darüber kam allmählich ein Trotz in ihm auf, mit dem er hart kämpfte, was ihn launisch machte und erregbar. Nicht selten schlug er jetzt unversehens, wenn er mit sich allein war, ein scharfes Gelächter auf, über das er selber erschrak und das er sogleich mit einem grimmigen Gebrumm oder einer zornigen Verwünschung zu verwischen trachtete; hin und wieder ertappte er sich auch dabei, wie er der Frau zuliebe eine Arbeit unternahm, etwa einen Obstbaum stützte oder einen Wäschepfahl neu befestigte, aber kaum, daß er sein Beginnen gewahr geworden, riß er die Stütze wieder weg und schlug den Pfahl wieder krumm. Ja, er focht alsbald gegen Sina selber, so wenig Anlaß sich bieten mochte, schalt sie, wenn auch ohne ihr dabei gegenüberzutreten, und herrschte sie kurz und hochfahrend an, dergestalt sich gegen eine Schwäche wehrend, die er an sich mißbilligte; kehrte grob den Herrn heraus und riß ihr wohl gar einmal ungeduldig und unzufrieden eine Arbeit weg und warf sie ihr vor die Füße und spielte sich auf alle Weise als strengen, harten Gewalthaber auf, der auf seine Macht pochte. Aber eines Nachts geschah es dann, daß er sich ruhelos aus dem Bett stahl und leise durch die Kammer tappte, am Bettpfosten Sinas entlang tastete, als wie mit schmeichelnder Hand, und dann im Dunkeln stand, lange, mit schwer gehendem Atem. Endlich trat er ans Fenster und öffnete es, die Stirn in der kühlen Nachtluft badend, kehrte zurück an sein Bett, saß darauf nieder und bog sich leise, leise, alle Kunst aufbietend, sein

Beginnen zu verheimlichen, zu Sina hinüber, starrte sie an, forschend, mit Entschlüssen ringend, erhob sich lautlos wieder und schlich an die Tür. Dort stand er nun eine lange Weile, keuchend, kämpfend, wankend; dann entwich er hastig, wenn auch schier ungehört, aus der Kammer in den leeren, grabstillen Hof, wo er vor der Schwelle niederbrach und aufgewühlt in seine Hände weinte vor Gram und Scham und Reue. Da kam sie zaghaft zu ihm, die schlaflos gelegen, seinem Herzschlag lauschend in unersättlicher Seligkeit und seinem Beginnen heimlich folgend, und beugte sich zu ihm und bettelte ihn aus den Knien.

Bis ans Morgengrauen saßen sie Hand in Hand und fanden sich wieder in Liebe und Verstehen.

Fröhlich und förmlich jung, kam sie damals zu mir," berichtete der Lehrer, „erzählte mir alles und vertraute mir ihr Glück und alle ihre Zuversicht; schwärmte von hellen, sonnenheiteren Tagen, die sich ihr ankündigten, und frohlockte ob der Vergebung ihrer ‚Schuld', die der Mann ihr in vollem Maße erteilt; schalt nachsichtig auf die Fremde, die den Vertrauenden betrogen dadurch, daß sie ihn in seiner Not im Stiche gelassen damals und sich nie auch nur im geringsten um ihn gekümmert oder auch nur nach ihm gefragt während seiner Strafzeit oder in den Jahren danach, sondern sich vielmehr davongehoben wie ein leichter Schmetterling auf Nimmerwiedersehen; die also den Vertrauenden betrogen, weil sie ihn gar nicht eigentlich geliebt, zum mindesten nicht so geliebt, daß ihre Liebe sein Unglück überdauert hätte, während sie selbst, die Bäuerin, den also Betrogenen verraten und den Gerichten eigensüchtig ausgeliefert hatte. Aber nun, und das war ihres Jubels hellster Ton, nun war es ihr vergönnt, dieweil die andere ihres Betruges schuldig blieb, ihr war es nun vom gütigen Gott in Gnaden vergönnt, ihren Verrat an dem Verratenen gutzumachen und alle Wunden, die sie und die Zeiten ihm geschlagen, treulich wieder zu heilen. Oh, sie sah einen Lebenssommer für ihn und sich heraufblühen, so voll Lust und Segen, Sonne und Frieden, so voller Reife und Ernte und Glück, daß es schier kaum zu sagen war. Aber sie sollte all die Früchte ihrer Hoffnungen nicht brechen. Kaum vier Wochen später trugen wir sie auf den Kirchhof und sangen ihr den Grabgesang. Ganz still, als müßte das so sein, war sie erloschen. Die einen meinen, es sei der lange verhaltene Kummer jetzt erst so recht aus ihr hervorgebrochen, nun sie selber die Dämme, die ihr Wille aufgetürmt und immer neu gebaut, hinweggeräumt gehabt; die anderen sagen, sie sei gewichen im Frieden eines erfüllten Glücks, das sie sich nicht noch einmal habe zertrümmern oder anfechten lassen wollen. Der Bauer, nun auch fast ein Vierziger, ist still geworden seitdem und demütig; geheiratet hat er nicht wieder; er hält der Toten eine späte Treue. Das Gut hat er leidlich wieder hochgewirtschaftet, ein paar Jahre noch und der Holnishof wird wieder in Ehren genannt werden ringsum im Lande, wie zuvor, als dort die Bäuerin noch Herrin war."

So der Lehrer. Als er seine Erzählung geendet, saßen wir ein paar Minuten still beieinander und mir blühte jene Stunde wieder auf, die ich vor Jahren da oben in Schleswig mit dem Hirten verbracht hatte. Ich lag wieder im Grase am schattigen Buschwerk, rings in Überfülle sommerlich prangende Wiesen und Hecken, über mir ein blauer, wolkenloser Himmel, ins Unendliche gewölbt, und alles das in einer Welt voll tiefer, heiligender Mittagsstille. Und wieder schwebten Lust und Frieden aus goldnen Ewigkeiten hoch hernieder wie Blütenschnee, unhörbar, unaufhörlich . . ., mich und die Welt mit all ihrem kleinen, winzigen Menschenleid, das sich die Erdenkinder berghoch auf die Seele luden, gütig und wundersam zu überhügeln. — —

Neue Lyrik

Wer bist du? Von Alice Weiß v. Rucktesdell

Du bist wie ein Traum.
Wenn ich erwachte, müßte ich bitterlich weinen.
Manchmal auch will mir scheinen,
Ich kenn' dich kaum.

Manchmal zieht
Wohl von Seele zu Seele ein gleiches Klingen,
Wenn deiner Geige schlafende Saiten schwingen
Zu meinem Lied.

Ich schaue dich an:
Bist du ein Stern, von Himmelshöhen gesendet?
Oder ein Funke nur, den ein Windhauch endet?
Den ein Zufall ersann?

Wer bist du?
Kamst du, ein Teil meines sehnenden Ichs zu werden?
Oder — von Erde genommen — wirst du zur Erden —
Wer weiß, wozu?

Andacht. Von Cornelia Kopp

Ich war in dumpfer Müdigkeit erstarrt,
Wie eine Blume, die des Todes harrt.

Da sank — ein Gruß aus dunkler Ewigkeit,
In meiner Seele Tiefen jäh dein Leid.

Das brandet nun durch mein erbebend Herz
Wie einer Glockenstimme tönend Erz.

Und eine zweite Glocke tönt darein
Der Liebe wunderstarke Melodein.

So strömt und zittert zwischen Lust und Qual
Dein Lied und meins in brausendem Choral

Und ruft mich aus der Tage wilder Hast
Zum Tempel alles Seins, zu heil'ger Rast.

Dort knie' ich, wo die ew'ge Leuchte steht,
Und bin für dich ein flammendes Gebet.

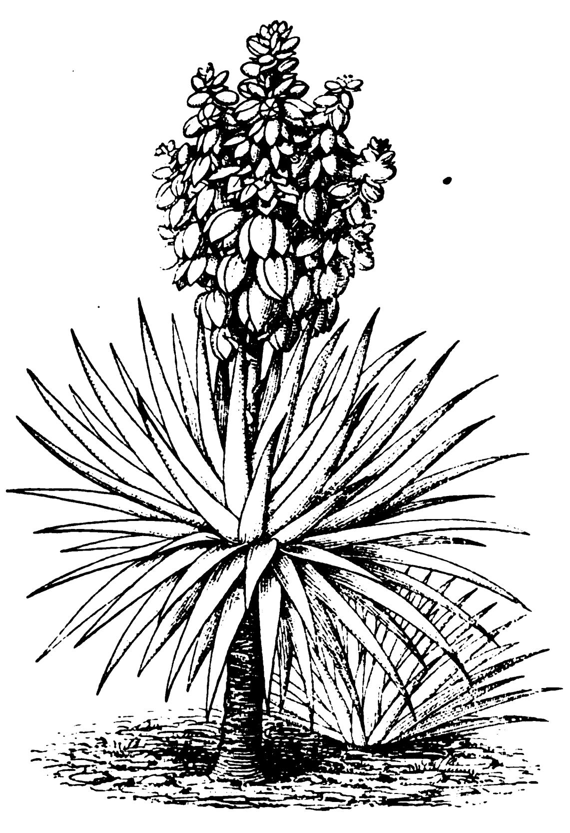


Zweig aus dem Blütenstande einer Yucca filamentosa. In der Mitte zwei geöffnete Blüten, die von der Yukkamotte besucht werden. Rechts unten fliegende Yukkamotten.

Die Yukkapalme und ihre Freundin

Von Carl W. Neumann (Mit zwei Abbildungen)

Daß zwischen Insekten und Blumen die innigsten Wechselbeziehungen walten, weiß auch der flüchtigste Naturbeobachter. Vom ersten linden Frühlingslüftchen, das Anemonen und Schneeglöckchen wachküßt, bis zum matten und müden Lächeln der Septembersonne über den lilaroten Blütensternen der Herbstzeitlose hört zwischen den Blumen und ihren Freunden der Austausch von Liebesdiensten nicht auf. Dem Reichtum an Farben, Formen und Düften der Pflanzenwelt entspricht die Buntheit der Tracht und die Vielfältigkeit der Gestalt und Ausrüstung der blütenbesuchenden Käfer und Fliegen, Wespen und Hummeln, Bienen und Schmetterlinge; den Lebensgewohnheiten der Blumen sind die ihrer Freunde und Liebhaber häufig aufs sorgsamste angepaßt. Wenn die einen im Frühling ihre lächelnden Lichtaugen aufschlagen, erwachen auch die anderen aus dem Winterschlaf; wenn die Pflanzen im Herbst verwelken und sterben, erstirbt auch das Leben der Kerbtierwelt. Frühaufsteher im Blumenreiche, d. h. Pflanzen, die zeitig am Morgen die Blüten öffnen, sind nur von bestimmten, zur selben Zeit aus dem Schlafe erwachenden Schmetterlingen besucht; sobald sich am Abend die Blüten schließen, schlägt auch das Heer der befreundeten Falter die Flügel zusammen und ruht an geeigneten Schlafplätzen aus. Nächtliche, lichtscheue Pflanzenkinder entfalten alsdann ihre duftenden Kelche, und Schwärmer und Eulen, Spinner und Spanner, die tagsüber still im Verborgenen ruhten, gehorchen den lockenden Duftsignalen und kommen zum fröhlichen Stelldichein. Sie wissen, daß ihrer Genüsse warten, wenn sie den Winken der Blumen folgen, denn deren köstliche Farben und Düfte sind weithin erkennbare Wirtshausschilder: „Hier gibt es Obdach und Speise und Trank.“ Speise und Trank in Gestalt von Blütenpollen und Blütenhonig, Obdach in Form eines warmen, behaglichen Unterstandes, denn in sehr zahlreichen honigführenden Blüten, z. B. in denen der Glockenblumen und des Fingerhuts, ist im Vergleich mit der Außenluft die Temperatur in den Nachtstunden etwas erhöht.



Eine blühende Yukkapalme.

Natürlich denken die Wirte und Wirtinnen wundermild nicht daran, ihre Schankstätten, Brotläden und mollig geheizten Stuben den Kerbtieren kostenlos zur Verfügung zu stellen. Sie fordern dafür einen Gegendienst von den Faltern und Immen und Fliegen und Käfern, und zwar müssen diese als Liebesboten die Hochzeit der Pflanzen bereiten helfen. Ganz nüchtern naturwissenschaftlich gesprochen: sie müssen den Pollen von einer Blüte zur anderen tragen und dadurch die Befruchtung vermitteln. Es ist eine ungemein reizvolle Aufgabe, all den verschlungenen Wegen zu folgen, auf denen dies Ziel von den Pflanzen erreicht wird, denn so verschieden die Blumen sind, so wechselvoll ist die Art der Verträge, durch die sie die Kerbtiere für sich gewinnen. Der Augenschein führt ja sehr leicht zu dem Glauben, die wehrlosen Blumen seien die Dulder, die Übervorteilten und Betrogenen bei diesem Handel. In Wirklichkeit aber sind's die Insekten. Wie schlau sie uns manchmal erscheinen mögen, wenn sie

von Blüte zu Blüte schwirren, hier Honig, dort kostbaren Blütenstaub stehlen, um sich und die Nachkommen damit zu füttern — die aktive Rolle ist doch bei den Blumen.

In einem Ausnahmefall aber liegt es doch anders, im Falle der schönen amerikanischen Yukka und ihrer Freundin, der kleinen gelblich-weißen Motte Pronuba yuccasella. Die zu den Liliengewächsen gehörende Yukkapalme entwickelt zahlreiche große Blüten, die elfenbeinweiß oder rosenrot angehaucht sind und sich des Abends zu prachtvollen offenen Glocken entfalten, heute die eine und morgen die andere, jede nur für eine einzige Nacht. Gleichzeitig brechen die Staubbeutel auf, die den Stempel auf dicken, nach auswärts gekrümmten Trägern umstehen, und lassen in schraubenartig gewundenen Rissen den goldgelben, klebrigen Pollen erkennen. Auf diesen warten die schillernden Motten, die nachts im Mondschein die Yukka umschwärmen. Nicht um an ihm ihren Hunger zu stillen, sondern lediglich ihren Kindern zuliebe — Kindern, die sie nie schauen werden.

Hurtig schlüpfen die Weibchen ins Innere einer der Yukkaglocken, kriechen an einem der Staubfäden hoch, schaben mit Hilfe eines besonders für diese Zwecke vorhandenen Tasterhakens den Blütenstaub ab und formen aus dieser klebrigen Masse geschickt einen tüchtigen Futterballen, der manchmal dreimal so groß wie der eigene Kopf ist. Der rüsselartig gewundene Kiefertaster ist obendrein dazu eingerichtet, das kostbare Klümpchen so festzuhalten, daß es sich wie ein gewaltiger Kropf der unteren Seite des Kopfes anschmiegt. Ist diese Arbeit getan, so fliegt unser Mottchen mit seinem Raube zu einer anderen offenen Yukkablüte, dreht sich in dieser ein paarmal im Kreise und springt dann behende auf je zwei der auswärts gebogenen Staubbeutelträger, auf denen es spreizbeinig niedersitzt. Es gilt jetzt, die wichtigste Lebensaufgabe, das Legegeschäft, zu vollbringen. Wiederum muß eine Sondereinrichtung, die Schmetterlingen sonst fremd ist, helfen: ein fester und spitziger Legebohrer. Den treibt jetzt die Motte recht tief in den Stempel und vertraut so der Yukka das Unterpfand ihrer Liebe an: ein halb Dutzend winziger Eierchen.

Auch jetzt ist ihr Werk aber noch nicht beendet. Kaum ist die Legeröhre wieder zurückgezogen, da eilt das Mottenweibchen am Stempel hinauf zu der trichterförmig vertieften Narbenöffnung, rollt seinen rüsselähnlichen Taster auf und stopft unter lustigem Nicken des Kopfes das eingehamsterte Pollenklümpchen fest in die Narbenhöhlung. Erst damit sind seine Pflichten erfüllt und mit diesen zugleich seine Lebenstage. Die Mottenmutter ist überflüssig geworden, nachdem sie dem neuen Geschlecht seine Wege bereitet hat. Nach vier oder fünf Tagen regt sich's im Stempelinnern. Die Räupchen sind aus den Eiern geschlüpft, machen sich gleich an den Samen der Yukka, bei dem sie vortrefflich gedeihen und wachsen, bohren sich schließlich ein Loch in die Fruchtwand, durch das sie ihr enges Gefängnis verlassen, schweben mit Hilfe eines selbstgefertigten Gespinstfadens zur Erde, graben sich ein, umhüllen sich mit einem seidenen Kokon und harren im tiefsten Dornröschenschlaf einem neuen Sommer entgegen. Vierzehn Tage vor dem Beginn der Blütezeit der Yukkapalmen verpuppen sie sich in der Erde, und pünktlich, wenn sich die Glocken öffnen, vollführen sie, wie ihre Eltern taten, den Mondscheintanz um die herrlichen Pflanzen.

Man sieht, es geht hier ganz anders zu, als es sonst zwischen Blumen und Schmetterlingen der Fall ist. Wenn sonst ein Falter bei Blüten zu Gast ist, so sorgt er nur für des Leibes Notdurft und wird dabei, ohne es selber zu wollen, der Pflanze zum heimlichen Hochzeitsvermittler. Durch ihn wird ein Akt der Befruchtung vollzogen, aus dem er für sich keine Vorteile einheimst. Die Yukkamotte ist weniger selbstlos. Auch sie hilft der Pflanze ans Ziel allen Lebens, indem sie die Narbe durch Pollen befruchtet, doch sorgt sie zugleich für die eigenen Kinder, die elend im Fruchtknoten umkommen müßten, wenn die Entwicklung der Samen nicht vor sich ginge. Sie will Wohl und Wehe der Nachkommenschaft nicht dem Zufallswürfelspiel anvertrauen und sichert daher die Befruchtung der Pflanze. Fragt sich jetzt bloß: wer ist hier der Gefoppte, die Yukka oder die Yukkamotte? Nun denn: sie **beide** sind ehrliche Spieler, so sehr auch die Motte im Unrecht zu sein scheint. Wohl schädigt sie ihre freundliche Wirtin durch die Verlegung der Kinderstube ins Innere ihrer Samenanlage, doch wird sie dadurch kein Brutschmarotzer. Was ihre paar Räupchen an Samen vertilgen, ist stets nur ein Teil der Gesamterzeugung, ein Überschuß gleichsam, ein Fünftel vom Ganzen. Der Pflanze bleibt also genügend Vorrat zur Sicherung ihres Weiterbestandes.

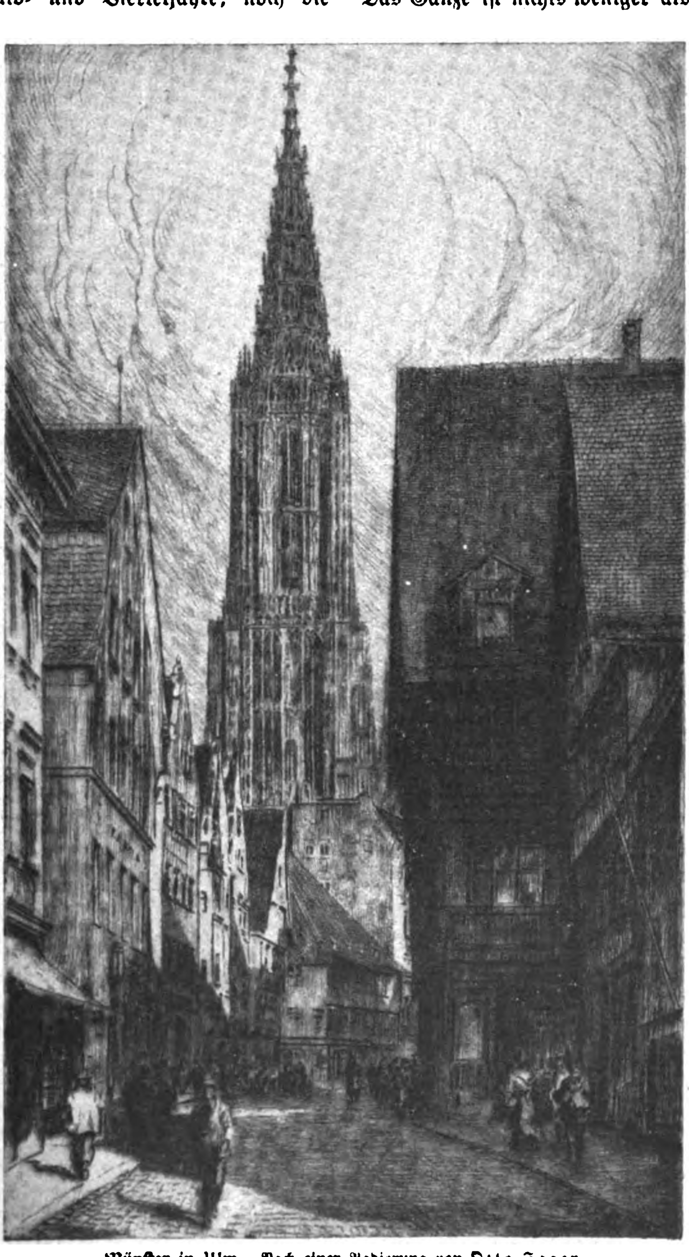
Es ist ein Bündnis zu Schutz und Trutz, was den Schmetterling mit der Yukka verbindet, ein Freundschaftsverhältnis, das beide fördert und beiden zum Ziel ihrer Wünsche verhilft. Ein Symbiose-Fall, wie die Forscher sagen, doch einer von merkwürdig seltener Art. So innig sind Yukka und Motte verkettet, daß Leben und Tod an dem Bündnis hängen, daß keiner den Freund mehr entbehren kann, will er nicht aus dem Buche des Lebens gestrichen werden. Der klebrige Pollen der Yukkapalme kann niemals von selbst auf die Narbe gelangen, und ebensowenig erfolgt die Befruchtung, wenn andere Insekten als Yukkamotten sich zufällig auf eine Blüte setzen. Wo man den Motten durch Schleier verwehrte, ihr Liebeswerk an der Freundin zu üben, da kam keine Fruchtbildung mehr zustande. Und wo man die Yukka in Gärten verpflanzte, in denen die hilfreichen Geisterchen fehlten, da blühte sie zwar, aber blieb ohne Früchte — ein Fremdling, dem man die Heimat genommen, ein Kümmerling ohne Zweck und Ziel. Yucca filamentosa, die in ihrem Heimatlande von einer Motte besucht wird und reichlich Kapselfrüchte entwickelt, hat nach Kerner von Marilaun im Wiener Botanischen Garten, wo sie verschiedentlich Blüten trieb, wo aber die Motte natürlich fehlte, keine einzige Frucht zur Reife gebracht. „An gewissen Arten, zum Beispiel Yucca gloriosa," schreibt derselbe Botaniker, „hat überhaupt noch niemand Früchte gesehen, auch nicht an ihrem ursprünglichen Standorte; man glaubt, daß die zu dieser Art gehörige Motte ausgestorben ist. Es mag diese Annahme dahingestellt bleiben: so viel ist aber gewiß, daß ohne Beihilfe der Pronuba gewisse Arten der Yukka, namentlich die kapselfrüchtigen, keine Früchte und Samen bilden." Der Motte an sich aber geht es nicht besser: auch sie ist auf Glück oder Untergang durch geheimen Vertrag an die Pflanze gebunden, und nicht umsonst stopft sie deshalb den Pollen so unbewußt ahnungsvoll in die Narbe. Sie sorgt für die kommende Generation, die erst erwacht, wenn sie selbst längst dahin ist. Sie will, daß die Raupen die Nahrung finden, die sie zur Erhaltung der Art gebrauchen.

„Instinkt," sagen die Menschen, „Instinkt und nichts weiter," das heißt auf deutsch etwa: eingewurzelte, erblich gewordene Tätigkeit, die gleichsam zwangsmäßig auf äußere oder innere Reize hin mit erstaunlicher Sicherheit ausgeübt wird. Ist es nicht reichlich viel Selbstüberschätzung, so merkwürdig sinnvolle Tätigkeiten damit bereits für erledigt zu halten? Mir scheint, das Verhalten der Yukkamotte ist mit dem dehnbaren Wort „Instinkt" doch nicht abgetan.

Der alte und der neue Kalender

Von Jos. Ad. Fabra

Unseren gegenwärtigen Kalender kann man vom praktischen Standpunkte aus nur als durchaus minderwertig bezeichnen. Er leidet an Altersschwäche und hätte längst durch einen besseren ersetzt werden sollen. Als Zeitmaß erfüllt er nicht einmal die selbstverständlichen Bedingungen eines jeden normalen Maßes. Beständigkeit sowohl als auch die Symmetrie der Teilung lassen nahezu alles zu wünschen übrig, denn jedes folgende Jahr ist wieder anders als sein Vorgänger, weder die Halb- und Vierteljahre, noch die Monate gleichen einander. Sie weichen entweder in der Gesamtzahl der Tage oder in der Anzahl der Arbeitstage sowie der Sonn- und Feiertage ab. Auch fängt fast jeder Monat wieder mit einem anderen Wochentage an. Das erste Vierteljahr hat 90, das zweite 91, die beiden anderen aber je 92 Tage. Das zweite Halbjahr ist also um 3 Tage länger, hat jedoch außerdem volle 10 Arbeitstage mehr als das erste. In dem mir gerade vorliegenden Kalender zählen fünf Monate 24, einer 25, fünf 26 und einer 27 Arbeitstage. Auch dieses ändert sich wieder mit den Jahren, weil das Osterfest einmal in den März, ein andermal in den April fällt, ist außerdem davon abhängig, ob der Neujahrstag oder einer der Weihnachtstage auf den Sonntag fällt. Diese vielen Unregelmäßigkeiten machen eine ganz zuverlässige Statistik fast unmöglich. Einen Monat von 27 Arbeits- und 4 Sonntagen zum Beispiel kann man nicht ohne weiteres mit einem anderen von 24 Arbeits- und 7 Sonn- und Feiertagen vergleichen, obwohl jeder 31 Tage zählt. Je ein Monat beginnt mit Sonntag, Dienstag und Samstag, je zwei mit Mittwoch, Donnerstag und Freitag, drei mit Montag. Von diesen hat der eine 28, der zweite 30, der dritte 31 Tage. Von den mit Mittwoch und Donnerstag beginnenden hat der eine 30, der andere 31 Tage. Von den mit einem Freitag beginnenden Monaten zählt der eine 5, der andere 7 Sonn- und Feiertage. Nicht ein einziger Teil gleicht dem anderen innerhalb dieses Jahres. Das Ganze ist nichts weniger als das Ideal einer wohlgeordneten, praktischen und zweckmäßigen Jahreseinteilung, vielmehr geradezu ein Muster von Wirrwarr und Planlosigkeit. Diese durch die allmähliche geschichtliche Entwicklung des Kalenders, die sklavische Ehrfurcht vor dem Alten und die Macht der Gewohnheit erklärlichen Gegenwartsverhältnisse sollten uns nicht dazu zwingen, daß wir auch heute noch Jahr für Jahr die alte Unregelmäßigkeit fortführen, trotzdem wir längst Besseres kennen. Die besten der neueren Vorschläge sind so überaus einfach, daß man sich wundern muß, daß sie nicht schon früher gemacht wurden.



Münster in Ulm. Nach einer Radierung von Otto Sager.

Von den schlecht teilbaren 365 Tagen des Jahres gelten 5 als Sondertage und stehen außerhalb der Monate. Sie tragen keine Wochentagsbenennung und werden mit den hohen Festen belegt. Die übrigen 360 Tage teilen sich dann glatt in 12 Monate zu 30 Tagen. Andere Einteilungen, wie zum Beispiel in 8 oder 10 Monate sind weniger praktisch. Den Monat kann man nun entweder in fünf Wochen zu 6 Tagen

oder in 6 Wochen zu 5 Tagen einteilen. Ersteres nannte der Erfinder den Medial-, letzteres den Idealkalender.

Das symmetrische Jahr (Fabra)

Medialkalender (Sechstagewoche)

Sonntag	1	7	13	19	25
Montag	2	8	14	20	26
Dienstag	3	9	15	21	27
Donnerstag	4	10	16	22	28
Freitag	5	11	17	23	29
Samstag	6	12	18	24	30
Sondertage: März, Juni, September, Dezember	—	—	—	—	31
(Schalttag: Ende Juni)					
Silvester: Ende Dezember	—	—	—	—	32

Idealkalender (Fünftagewoche)

Montag	1	6	11	16	21	26
Dienstag	2	7	12	17	22	27
Mittwoch	3	8	13	18	23	28
Freitag	4	9	14	19	24	29
Sonntag	5	10	15	20	25	30
Sondertage: März, Juni, September, Dezember	—	—	—	—	—	31
(Schalttag: Ende Juni),						
Silvester: Ende Dezember	—	—	—	—	—	32

Da jeder Monat mit der vollen Woche beginnt, müssen die Monatsdaten immer wieder auf den gleichen Wochentag fallen. Die das Vierteljahr schließenden Sondertage bilden im Verein mit dem Sonntag des anschließenden Monats die Doppelfeiertage (Ostern usw.). Von den ehemaligen Wochenfeiertagen sind 8 auf den Sonntag verlegt, um den Unterschied zwischen den 52 alten und den 60 neuen Sonntagen bei dem Medialkalender auszugleichen. Auf diese Weise bleiben die dem internationalen Durchschnitt entsprechenden 300 Arbeitstage des Jahres bei der Sechstagewoche erhalten. Jede Woche hat die gleiche Anzahl von 5 Arbeitstagen. Die durch 2 und 3 teilbare Sechstagewoche gestattet die Ausschaltung des Sonntags als Arbeitstag, da man im Wechsel der Tage immer wieder auf die gleichen Tage zurückkommt. Weil der Schalttag als Sondertag gilt, ergeben sich jedes 4. Jahr auch am Schluß des 2. Vierteljahrs, ebenso wie am Jahresschluß 3 Feiertage. Wird Neujahr, wie es naturgemäß wäre, auf den kürzesten Tag (21./22. Dezember) verlegt, so fiele Weihnachten nahezu wieder auf den alten Termin. Die vom Osterfest abhängigen beweglichen Kirchenfeste sind mit diesem zugleich ein für allemal festgelegt. Das Ärgernis der durch den bisher bis zu fünf Wochen schwankenden Ostertermin veranlaßten und für das gesamte Wirtschaftsleben äußerst empfindlichen Störungen wäre endlich beseitigt. Die beiden Schulsemester werden gleich lang, die Ferien gleichmäßiger verteilt und beständiger als bisher. Das vollkommene Gleichmaß der Jahre und der einzelnen Jahresteile bietet künftig eine durchaus zuverlässige Grundlage für die Statistik, diese kaum entbehrliche Voraussetzung notwendiger Reformen. Die einfache und übersichtliche Jahreseinteilung macht uns unabhängiger vom gedruckten Kalender. Die gleichmäßig verteilten Ruhetage und die kurze Arbeitswoche sind wesentlich gesünder. Invaliden und Genesende, schwache, bejahrte und beruflich überanstrengte Personen werden das besonders wohltuend empfinden. Ist unser alter Kalender ein Nervenkraftverschwender übelster Art, so ermöglicht uns der neue eine Volkskraftersparnis von unschätzbarem Wert, die uns gerade jetzt sehr zustatten käme. Zwingen uns doch die harten Friedensbedingungen, alle Kräfte bis aufs äußerste anzuspannen, um uns im wirtschaftlichen Wettkampfe der Nationen notdürftig behaupten zu können. Die Kürzung der Woche liegt aber ebensosehr im Interesse unserer durch den Krieg gleichfalls stark geschwächten Gegner wie der in Mitleidenschaft gezogenen Neutralen. Auch sonst gibt es wohl kaum jemanden, dem nicht die Reform des Kalenders mit der kurzen Woche Vorteile bringen würde. Deshalb sollte diese auch möglichst bald verwirklicht werden. Jede Woche, die wir noch nach dem alten Kalender verleben, schädigt uns und insbesondere das große Heer der unter der langen Siebentagewoche seufzenden Nervenleidenden. Im Königreich Sachsen starben in dem Vorkriegsjahre 1913 laut Stat. Jahrbuch 6222 Personen an Altersschwäche, 5428 an Lungentuberkulose, 7538 an Krankheiten der Verdauungsorgane, aber 12 195 an Krankheiten des Nervensystems. Leider sind diese das Lebensmark unseres Volkes stark gefährdenden Verhältnisse zu wenig bekannt. Viele sind bereits bedenklich nervenleidend, ohne es zu ahnen, und wer das nicht selbst bewußt erlebte, hat kaum das richtige Verständnis hierfür.

Der Reichstag überwies in den verflossenen zehn Jahren die Sechstagewoche bereits dreimal der alten, leider gar zu konservativen Regierung — wie zu erwarten, ohne Erfolg. Die Nationalversammlung entschied sich im August 1919 für eine der Varianten der Fünftagewoche und beschloß: „Das Jahr soll 12 Monate zu je 30 Tagen umfassen; die übrigen 5 Tage sollen als allgemeine Feiertage zwischen den Monaten gelten. Die Woche soll zu 10 Tagen gerechnet werden, jeder 10. Tag ein ganzer, jeder 5. ein halber Feiertag sein, an dem nicht mehr als 4 Stunden gearbeitet werden darf. Die Monate und ebenso die Wochentage sollen neue Namen erhalten. Die Neugestaltung des Kalenders, insonderheit die Festlegung der beweglichen Feste soll eine Aufgabe der nächsten Zeit sein."

Anderthalb Jahre sind seitdem verflossen, und das Übel besteht weiter. Unseres Erachtens dürfte die halbierte Zehntagewoche der Nationalversammlung bei den internationalen Verhandlungen wenig Entgegenkommen finden, weil sie trotz des vorläufigen Gewinnes von einem halben Arbeitstag im Monat doch nur eine Vorstufe der reinen Fünftagewoche bedeutet. Diese aber hat einen für den einflußreichen Kapitalismus der Ententeländer unangenehmen Verlust eines vollen Arbeitstages auf den Monat zur Folge. Den späteren Kampf um die auch sonst unsympathischen halben Arbeitstage der Zehntagewoche sollte man lieber vermeiden. Die Sechstagewoche würde jedenfalls bessere Aussichten haben, weil sie die bisherigen 300 Arbeitstage des Jahres unangetastet läßt. Will man jedoch wirklich den vom gesundheitlichen Standpunkte aus unzweifelhaft vorteilhafteren Idealkalender jetzt schon einführen, so sollte man statt der halbierten Zehntagewoche lieber die reine Fünftagewoche durchzubringen versuchen. Eine international eingeführte Fünftagewoche würde auch dem Arbeitgeber letzten Endes mehr nützen als schaden. Sie ermöglicht zweifellos eine viel intensivere Ausnutzung unserer Arbeitskräfte. Die verkürzte Woche spornt an, die zu lange zwingt zur Schonung und macht unlustig und träge. Die unverkürzte Zehntagewoche der französischen Revolution konnte sich naturgemäß nicht lange behaupten. Die Woche läßt sich wohl verkürzen, aber nicht auf die Dauer verlängern. Je länger die Arbeitswoche ist, desto früher erschöpfen sich die Akkumulatorenbatterien unseres Nervensystems.

Das Jahr 1922 beginnt ausnahmsweise mit einem Sonntag. Dieser für die Einführung des neuen Kalenders vorzüglich geeignete Termin sollte nicht verpaßt werden. Da die internationalen Verhandlungen viel Zeit kosten werden, ist Eile geboten.

Möge der neue Reichstag sich bald für die beste Form des neuen Kalenders entscheiden und möge dann die Regierung diese wichtige Angelegenheit energisch betreiben und schließlich mit Erfolg zu einem guten Ende führen.

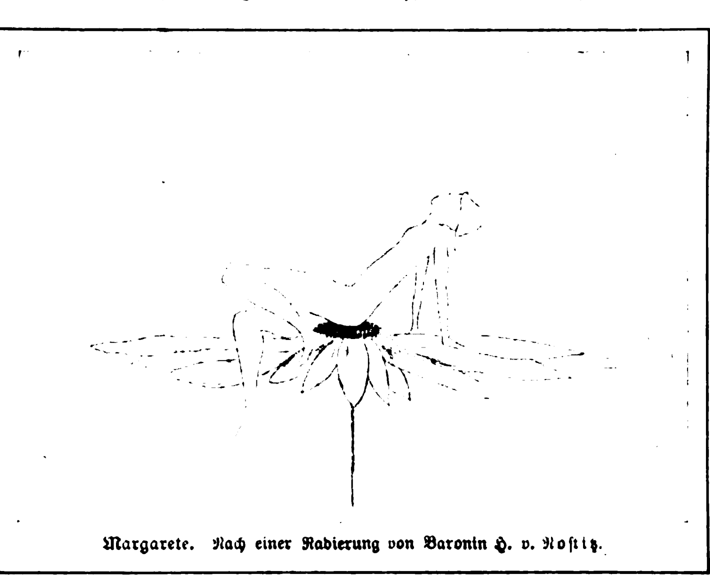
Die Schlafkrankheit. ⋆ Von Professor Dr. Carl Lewin, Berlin

Wir kennen eine unter den Eingeborenen des dunklen Erdteils herrschende Seuche, die wir nach ihrem wichtigsten klinischen Symptome, der tiefen Bewußtlosigkeit, als Schlafkrankheit bezeichnen. Sie ist in Europa gänzlich unbekannt und nur unsere Kolonialärzte haben uns die Kenntnis dieser schweren Infektionskrankheit vermittelt. Um so überraschter waren wir Ärzte, als im Winter 1919/20 zum ersten Male auch bei uns in Deutschland wie im übrigen Europa eine Infektionskrankheit epidemisch auftrat, die ebenfalls als auffälligstes und wichtigstes Symptom eine mehr oder minder tiefe Schlafsucht aufwies. Ganz ersichtlich stand sie im Zusammenhang mit der damals herrschenden schweren Grippe-Epidemie. Aber es war doch im höchsten Grade auffallend, daß schon im Jahre 1917, als wir von einer Grippe-Epidemie noch nicht betroffen waren, der Wiener Arzt v. Economo eine solche epidemische Schlafkrankheit beschrieben hat, wie sie auch jetzt in jüngster Zeit bei uns vielfach wieder aufzutreten scheint. Mit der afrikanischen Schlafkrankheit hat sie nun allerdings gar nichts zu tun, und wir werden sehen, daß sie den Namen Schlafkrankheit eigentlich gar nicht verdient. Denn es gibt eine große Reihe von Fällen dieser Epidemie, die das gerade Gegenteil von Schlafsucht als wichtigstes Krankheitszeichen erkennen lassen, und die sich vielmehr durch eine außerordentliche Übererregbarkeit aller Nervenzentren auszeichnen. Als wir diese Erkrankung zum ersten Male sahen, hat sie uns viel Kopfzerbrechen gemacht. Wir standen scheinbar vor einer ganz neuen Krankheit, die uns plötzlich überfallen hatte und deren Deutung überaus schwierig war. Jetzt ist sie nun soweit studiert, daß ihre Erkennung uns kein Rätsel mehr ist und wir über die Ursache nicht mehr im Zweifel sind. Es ist ganz ersichtlich, daß diese sogenannte Schlafkrankheit in einem Zusammenhang mit der epidemischen Grippe steht.

Wir haben die Grippe, die uns seit 1918 in der uns wohl allen zur Genüge bekannten Bösartigkeit heimsucht, in einer ganz außerordentlichen Vielseitigkeit der Erscheinungsformen kennengelernt. Sie ist durchaus nicht immer nur eine Erkrankung der Atmungsorgane, wie sie uns ja freilich zu allermeist erscheint. Wir kennen auch Grippe-Erkrankungen mit vorwiegender Beteiligung der Verdauungsorgane. Und so ist die Schlafkrankheit, von der hier die Rede ist, ganz ersichtlich eine Form der Grippe, die sich vorwiegend als Gehirnerkrankung charakterisiert. Wir nennen sie daher Encephalitis = Hirnentzündung, und da sie meist epidemisch aufzutreten pflegt, heißt sie im ärztlichen Sprachgebrauch allgemein Encephalitis epidemica. Es war nicht einfach, diesen Zusammenhang von Grippe und Encephalitis festzustellen. Denn weder ging der Schlafkrankheit, wenn wir sie hier so bezeichnen wollen, in jedem Falle eine Grippe-Erkrankung voraus, noch trat sie immer gleichzeitig mit einer Grippe-Epidemie auf. Freilich läßt sich sagen, daß der Zusammenhang zwischen Grippe und Schlafkrankheit in den einzelnen Ländern, ja sogar in den verschiedenen Städten außerordentlich verschieden ist. Von Berlin z. B. sagt der bekannte Nervenarzt Professor Bonhoeffer, daß in diesem wie im vorigen Jahre das gleichzeitige Auftreten der Grippe- und der Encephalitis-Epidemie ganz evident ist, und es mehren sich auch sonst die Anzeichen, daß wir es bei dieser Schlafkrankheit mit einer Gehirnlokalisation der Grippe zu tun haben. Diese Überzeugung ist heute wohl als Allgemeingut der ärztlichen Wissenschaft anzusehen.

Der Charakter dieser Gehirnerkrankung bringt es mit sich, daß sie in ganz verschiedenen Formen aufzutreten pflegt. Einmal geht sie mit tiefer Benommenheit einher, und das ist die häufigste Form, die zur Bezeichnung Schlafkrankheit ursprünglich Veranlassung gegeben hat. Der Schlaf, in den die Kranken dieser Art verfallen, ist meist kein sehr tiefer. Sie reagieren auf Anruf, nehmen Essen und Trinken zu sich, verfallen aber alsdann immer wieder in einen lethargischen Zustand, der wochen-, ja in einzelnen Fällen monatelang dauern kann. Im Gegensatz zu diesen lethargischen Formen der Encephalitis, die eigentlich allein als Schlafkrankheit zu bezeichnen ist, gibt es auch, wie schon erwähnt, solche Erkrankungsformen, die mit außerordentlich gesteigerter Erregbarkeit der Nerven und Muskeln einhergehen und zu krampfartigen, veitstanzähnlichen Zuständen führen, ja die sich sogar durch schwere Schlaflosigkeit charakterisieren. Die verschiedenen Formen gehen vielfach ineinander über, Zeiten von Schlaflosigkeit wechseln bei demselben Kranken mit Perioden tiefer Benommenheit und Schlafsucht ab. Auch das hat die Deutung dieser Krankheit so erschwert, daß ihr Charakter so außerordentlich verschieden sich erwies.

Die Erkrankung ist immer ernst zu nehmen und bedeutet eine nicht geringe Gefahr. Aber vor übertriebener Ängstlichkeit ist zu warnen. Einmal sind die Fälle von Encephalitis (= Schlafkrankheit) im ganzen doch an Zahl nur gering. Dann aber verläuft die Krankheit meist relativ gutartig. Wenigstens in Berlin ist das der Fall. Es gibt allerdings Epidemien, wo die Sterblichkeit ziemlich groß ist. Doch ist auch das sehr verschieden und wechselt in den einzelnen Orten, wo sich Epidemien zeigten, außerordentlich. Wenn ich auf die neuesten Erfahrungen Bonhoeffers in Berlin verweise, so ergibt sich immerhin, daß die schweren, tödlich verlaufenden Fälle doch in der Minderzahl sind. Die meisten Erkrankungen verlaufen in milderer Form und gehen in Genesung über. Je langsamer der Krankheitsverlauf ist und je weniger schwer die Anfangserscheinungen auftreten, desto sicherer kann auf einen günstigen Ausgang gerechnet werden.



Margarete. Nach einer Radierung von Baronin H. v. Nostitz.

Parabeln von Safed dem Weisen

Von der Liebschaft der Verheirateten

Nun geschah es, daß ich einst las und Keturah zu mir ins Zimmer trat. Und sie sprach zu mir und sagte: „Mein Gemahl!“

Und ich antwortete: „Störe mich nicht, denn ich lese gerade!“

Sie sagte: „Verstehst du auch, was du liesest?“

Und ich antwortete: „Wahrhaftig, ich verstehe es nicht! Denn ich las soeben, daß ein verheirateter Mann mit der Frau eines anderen Mannes eine Liebschaft angefangen habe!“

Sie sprach: „Was ist dir daran unverständlich?“

Und ich antwortete: „Ich verstehe weder das Warum noch das Wie!“

Sie sagte: „So will ich es dir zeigen! Es fängt etwa folgendermaßen an: Da sitzt auf einer Bank im Freien oder sonstwo ein Mann und liest. Und da rauscht eine schöne Frau vorüber und die läßt — ganz zufällig natürlich — etwas zu Boden gleiten — so, zum Beispiel!“

Und Keturah ging an mir vorüber und ihr Kleid strich über mein Knie hin, so daß ich aufsah. Und siehe, wie sie vorüberging, flatterte ihr Tuch zu Boden. Und ich hob es auf und reichte es ihr verbindlich zu.

Keturah sagte: „Das hast du ganz ausgezeichnet gemacht, Safed, mein Gemahl! Und nun mußt du dich umsehen und dann bemerken, daß es keinen anderen Platz gäbe als nur den an deiner Seite — wenn du nämlich ein wenig rückst!“

Ich tat, wie Keturah mich geheißen. Und die Bank, auf der ich saß, war groß und weit, so daß wir beide Platz darauf hatten und doch noch nicht so dicht beisammen saßen wie die Menschen in der Straßenbahn.

Keturah sagte: „Nun mußt du mir dein Buch leihen und ich muß so tun, als ob ich darin läse!“

Und ich tat, wie Keturah gesagt hatte.

Und sie saß neben mir und las, ja, und ich las auch. Dessenungeachtet hatten wir es in weniger als zwanzig Minuten zustande gebracht, über das Leben und die Kunst, über das Wetter und über unsere Seelen zu sprechen, und über den traurigen Zustand, in dem man lebt, wenn man verheiratet ist. Und wir wußten auch schon, wo wir wohnten und hatten auch schon ein Konzert entdeckt, das wir gemeinsam besuchen wollten.

Und ich spielte meine Rolle, wie Keturah es mich gelehrt hatte.

Sie sagte: „Wie gefällt dir das, Safed?“

Und ich antwortete: „Das ist furchtbar lustig — das müssen wir öfter machen!“

Sie sagte: „Safed — glaubst du, daß eine Liebschaft mit der Frau eines anderen auch nur halb so lustig wäre?“

Und ich sagte: „O du holdeste und schönste aller Töchter Evas — wenn ich je eine Liebschaft anzufangen wünschen sollte, dann möge das Geschick mir dich senden! Denn nur mit dir könnte ich solche Dinge treiben, ohne mich als einen verdammten Narren zu fühlen — aber, wenn ich mit dir eine Liebschaft anfange, dünke ich mich einen Weisen!“

Keturah sagte: „Safed, mein Gemahl, ich habe dir etwas anzuraten!“

Und ich antwortete: „Sprich, Keturah!“

Sie sagte: „O Safed, mein Gemahl! Du hast vielen Menschen gute Ratschläge gegeben — aber nichts tut den Söhnen und Töchtern der Menschen mehr not als dies: sprich zu den Männern und Frauen, sprich zu den Verheirateten, die die Last und Schwere und Öde des täglichen Lebens fühlen und die einander zu Gemeinplätzen geworden sind! Sprich zu ihnen und sage ihnen: „Legt von Zeit zu Zeit eure schönsten Kleider an und beginnt eine Liebschaft miteinander! Ja, laßt die Romantik nicht sterben in eurer Ehe, damit ihr einander nicht überdrüssig werdet und Satan euch nicht seine Schlingen um die Füße winde! Sage ihnen, daß eine solche Liebschaft, recht begonnen, ebenso unterhaltend ist, wie die Liebschaft mit anderen Leuten — aber viel gesünder und sicherer!“

„Und ich sagte: „Keturah, du hast Worte der Weisheit gesprochen! Und es wäre für Tausende von törichten Frauen und Männern, die noch größere und schlimmere Toren sind, das Heil und die Rettung, wenn sie deine Worte beherzigten und bewahrten!“

Und ich gelobte Keturah, daß ich die Botschaft, die sie mir ins Ohr geflüstert habe, ins Land verkündigen werde.

Ja, und damit will ich erreichen, daß ein paar Scheidungsgerichtshöfe auf Ferien gehen!

Von den südseitigen Fenstern

Es kam einst ein Mann zu mir und er machte ein trauriges Gesicht und sagte: „O Safed, deine Worte der Weisheit sind allen Menschen bekannt, und deine Tugend, siehe, sie übersteigt noch deine Weisheit!. Mögen deine Tage lange währen unter den Menschen!“

Ich hörte ihn an und antwortete nicht. Denn ein Mensch, der mir mit ein bißchen zu viel Schmeicheleien und dergleichen Redensarten daherkommt, ein solcher Mensch hat gewiß ein besonderes Anliegen. Und ich sagte ihm also: „Wenn du etwas von mir haben willst, sprich! Denn die Zeit vergeht!“

Er sagte: „O Safed, ich habe einen Nachbar und das ist ein ganz unausstehlicher Kerl. Sein Haus steht nördlich hart neben dem meinen und er belästigt mich ununterbrochen. Er und seine Rangen lärmen beständig, und das stört uns sehr empfindlich. Und er hat auch Töchter, und da kommen junge Leute zu ihnen und dann sitzen sie bis spät in die Nacht auf der Veranda und lachen derartig, daß sie uns den Schlaf von den Augen und den Schlummer von den Augenlidern scheuchen! Ja, und wenn wir hinübersehen, dann sehen wir Dinge, die unsere rechtschaffenen Seelen beunruhigen!“

Ich sagte: „Sind sie unmoralisch? Wenn dem so wäre, dann kannst du die Polizei rufen!“

Er sagte: „Nein, das sind sie nicht, was du unmoralisch nennst, denn meine Frau hat sie durchs Fenster reichlich beobachtet: sie hat da einen ganz besonderen Platz, von wo aus sie sie beim Strümpfestopfen genau beobachten kann; aber die Leute machen einen solchen Spektakel, daß es einfach über die Hutschnur geht!“

Und ich sagte zu ihm: „Wie viele Fenster hat dein Haus?“

Er antwortete: „Mein Haus steht im Geviert nach allen Seiten hin frei — es hat Fenster nach Nord und Süd und Ost und West!“

Und ich sagte zu ihm: „Übersiedle nach der Südseite — du wirst dann mehr Schlaf und Sonne haben! Ja, und sage deiner Frau, sie möge die Strümpfe dort stopfen, wo sie weniger beobachten kann!“

Und der Mann ging zornig davon.

Aber ich zählte, was ich getan hatte, zu meinen Taten. Und ich sann darüber nach und sagte mir, daß es viele Menschen gibt, die auf der Nordseite ihrer Seele leben. Ja, sie fluchen dem Schicksal, weil sie den Lärm des Lebens hören und sie sind traurig. Aber siehe, die südseitigen Fenster ihrer Seele sind nicht geöffnet.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Flatterwisch und die drei Landfahrer

Erzählung

von Julius Berstl

Der Bachstelze ist das Kuckucksjunge auf und davon geflogen.

Flitz —! Surr —!

Und die Alte hat das Nachsehen.

Der Kuckuck aber fliegt von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, ins grüne Dickicht, in die dunkelfrohe Zukunft hinein. Was kümmert ihn noch die Bachstelze? Er ist ja ein Findelkind. Hat keinen Anhalt, keine Eltern, kein Nest, in dem er sich wohlfühlt. Also — warum soll er's nicht mit der Ungewißheit wagen, ein neues Leben suchen gehen, auf eigene Faust sich ein Glück erobern?

Flitz —! Surr —!

Und die Bachstelze hat's Nachsehen.

☆

Gerade ebenso geht's dem Flatterwisch.

Die Alten sitzen zechend in der Dorfschenke, schwatzen, fluchen und lassen die Würfel springen, als hätten sie schon vergessen, daß die Schweden erst letzthin durchs Dorf gezogen sind mit Hussa und Mordio und Massakrieren. Die Kinder tanzen auf dem Anger um die Abendstunde, klatschen in die Hände und singen mit ihren hohen, dünnen Stimmen:

„Ich möcht' wohl laufen ins weite Land hinein —
Juchhei!
Über Täler und Berge bis an den tiefen Rhein —
Juchhei!
Bis an das Meer und weiter nach Engelland —
Juchhei!
Wär mit die Welt so weit und unbekannt —
Juchhei!
Aber in zehn Jahren
Wollen wir zu den schwarzen Mohren fahren!“

Gerade da läuft der Flatterwisch aus dem Dorf hinaus, die Landstraße entlang, in die dämmernde Nacht hinein, wer weiß wohin — wie der Wind.



Jugendlust. Nach einem Gemälde von Franz v. Stuck. Cop. by Franz Hanfstaengl, München.

Hat doch noch eben mitgetanzt und mitgesungen. Hat sich beim Hüpfen und Schleifen nicht einmal seines kurzen, zerschlissenen Röckchens geschämt, das jedem verrät: das Mädel ist heraus aus den Kinderjahren. Das knospende Leben möchte die fadenscheinigen Nähte zersprengen.

Und ist nun mit einemmal verschwunden, als hätte es die Erde aufgeschluckt!

Vielleicht, daß es der Wirbel gepackt hat beim Tanzen. Vielleicht, daß es fortgestoben ist wie ein Schneeflocken und hat nicht haltmachen können vor innerem Schwung und Drang — das federleichte Ding!

Soll man ihm deswegen eine Träne nachweinen? Ist doch nur Unkraut und aufgelesenes Gewächs. Das Mädel wird sich in der Welt umschauen wollen. Ist ihm wohl eine Sehnsucht gekommen nach all dem Fernen und Dunklen da draußen. O je! Der Flatterwisch wird Augen machen!

Aber der Flatterwisch macht gar keine Augen. Denkt sich auch nichts Arges von der Zukunft. Lacht vielmehr vor sich hin und in sich hinein und ist eitel Lust und Freude darüber, daß es nun mit der harten Plackerei in Stall und Scheune ein Ende hat, und daß fortan der Stecken müßig im Winkel stehen wird.

Das Mädel schäumt vor Lust. Der Frühlingswind streicht zu Tal, in die weite Ebene hinein, greift dem Flatterwisch ins ungekämmte, zottelige Haar und lockt: „Komm, komm! 's ist lustig unten! Alleweil ein Leben voller Gaudium und Spektakel! Mädel, weißt ja gar nicht, was das Leben ist!"

Da läuft das halbwüchsige Ding mit dem Wind um die Wette, immer am Bach entlang, daß der sich vor Lachen schüttelt, am Felsblock steil aufplanscht und den kleinen Wanderer ganz mit weißem Schaum überspritzt.

„Gluckgluckgluck! Wollen sehen, wer zuerst unten ankommt: Du, der Wind, oder ich!"

Autsch! Da stolpert der Flatterwisch über einen Wurzelstock, schießt Purzelbaum, rollt in die Heidelbeeren und macht ein verdutztes Gesicht.

Dem Mädel ist das Knie aufgeschunden, und Blut und Erde und Tannennadeln mischen sich durcheinander. Es überlegt, ob es greinen soll, merkt aber, daß der Bach schon weit vorausgesprungen ist, und daß der Wind aus der Ferne nur noch verworren kichert und spöttelt.

Da springt der Flatterwisch wieder auf, humpelt hinter Bach und Wind drein und hat seine liebe Not, schnell genug nachzukommen.

Aber mit dem Nachkommen ist es nichts. Das Knie brennt und schmerzt. Und das Mädel hinkt wie ein altes, krummes Holzweiblein.

Die Nacht ist schwarz. Und im Hochwald ist die Nacht noch viel schwärzer. Der Magen fängt auch an zu knurren: „Holla! Holla! Was sind das für Sachen? Treibt sich ein ehrlicher Christenmensch nachtsüber im Wald umher? Hunger! Hunger! Gib zu essen, oder ich werde rebellisch!"

Richtig, der Magen! Der hat gerade noch gefehlt! Wie kann man dem das Maul nur wieder stopfen? Aber nicht einmal eine armselige Brotrinde krümelt in der Tasche. Da kennt er kein Erbarmen und lamentiert ohne Unterlaß wie einer, dem's just an den Kragen geht.

Mit dem kommt schon wieder der Morgen herauf: verschlafen, blinzelnd, muffig. Der ist heute wie ein verstaubter Junggeselle, der grämlich allen Mädeln aus dem Weg geht, selbst wenn sie noch so sehr schmeicheln und liebtun können — wie der Flatterwisch etwa.

Da wird's immer trüber in des Mädels Herz. Und der Schlaf, dem es gestern abend entwischt ist, kommt nun auch hinter ihm hergetappt, streckt die breite Hand aus und will seine Steuer noch nachträglich einziehen.

Das Leben fängt nicht gut an! denkt das junge Ding und schaut sich blinzelnd nach einem Fleck um, auf dem es rasten und ein wenig eindrusseln kann.

Da —

Nicht weit von ihm ist der Tannensaum und dahinter eine kleine, dürftige Waldwiese, ganz eingeengt und umklammert von schwarzen Tannen. Wäre nicht des Hinschauens wert, wenn nicht —

Blinkt nicht ein Feuer zwischen dem Gezweig? Kräuselt nicht ein Rauch auf, quirlend und zittrig? Klingt nicht ein Knacken und Knistern wie von prasselndem Reisig?

Das Mädel humpelt bis zum Wiesenrand, blinkert mit seinen neugierigen Augen wie ein Rehböckchen durch die Nadeln und vergißt vor seliger Verwunderung den Mund zu schließen.

Sitzt ein Mann am Feuer: bunt und aufgeputzt. Mit weiten, bauschigen Hosen, einer schmutzigen Schärpe um die Hüften, einem grellen Gelapp auf schwarzem Haar. Hat ein gelbes Gesicht, kleine Augen und einen langen, hängenden Schnauzbart, hält einen Tiegel übers kichernde Feuer und kocht sich einen Morgenimbiß.

O — zieht ein Duft herüber vom Tiegel zum Tannensaum. Pilzlinge kocht der Mann. Pilzlinge, die der Flatterwisch für sein Leben gern ißt — und zumal heut in der fröstelnden Frühe, wo ihm der Magen wie ein Hofhund an der Kette knurrt.

Das Mädel schnuppert, zieht mit dem Näslein den dünnen Duft ein und denkt: 's ist wenigstens etwas. 's gibt doch einen Begriff vom Essen.

Da — holla! Regt sich was neben dem buntscheckigen Mann. Hebt sich schwerfällig, brummt und wälzt sich im Gras.

Ein Tanzbär an der Kette.

Und wie der Bär brummt, fangen die Murmeltiere im Kasten an zu pfeifen, und die weißen Ratten glitschen an den Stäben entlang, unruhig und sprunghaft wie das böse Gewissen.

Wie der Flatterwisch das alles entdeckt, geht ein Leuchten über sein Gesicht und ein schalkhaftes Lachen von den Augen zum Mundwinkel. Mit einemmal hat er vergessen, daß sein Magen fast so laut brummt wie drüben der Bär. Klatscht vielmehr in die Hände, hüpft von einem aufs andere Bein und hänselt und singt, wie's die Kinder im Dorf tun, wenn ein Tanzbärentreiber durchzieht:

„Ritze, ratze, Mausefallen!
Trippel, trippel, tanz, Schlovak!"

Der „Schlovak" schaut auf, kneift die Augen zusammen und blinzelt herüber zum Waldrand. Wie er aber das Mägdlein erblickt, schnellt er in die Höhe, winkt hastig und ruft: „Du — du! Madl! Kumm!"

Der Flatterwisch hat sich noch nie vor einem Bärentreiber gefürchtet, kommt also aus seinem Versteck hervor und humpelt mit dem zerschundenen Knie auf ihn ein.

„Is sich gefallen, Madl?" fragt der Schlovak listig. „Setzen. Hier Feuer. Hier warm."

Das Mädel setzt sich und schnuppert zu den Pilzlingen hinüber. Der Bärentreiber aber schaut es von der Seite an, mit einem Grinsen im breiten, gelben Gesicht und einer zuckenden Lebendigkeit in den baumlangen Gliedmaßen.

„O—oh! Madl! Is sich schon rund vorn und hinten!"

Schnalzt mit der Zunge und hebt an, es zu streicheln.

Das Dirnlein merkt's. Merkt aber auch, daß die Pilzlinge gar sind, und daß sein Magen nach dem duftenden Tiegel schielt.



Am Feldrain. Nach einer künstlerischen Aufnahme von **Cuno Romroth.**

„Hunger! Gib!“ sagt es zum Schlovak und greift nach dem leckeren Gericht.

„O — fein Hand weg!“ jammert der Bärenmann und läßt den Kopf schief über die Schulter hängen. „Is sich mein Leibessen, Pfifferlinge! Haben großen Hunger! Im Wald noch genug wachsen für Madl. Aber —“ und er fängt wieder an zu streicheln und lächelt dabei wie unter Tränen — „aber Madl leiden mag! Madl is sich noch leckerer als Pfifferlinge. O — weg von die Pfifferlinge!“

Er schnellt mit langem Gesicht in die Höhe, denn der Flatterwisch hat den Tiegel erwischt und langt sich die dampfenden Pilze gleich mit den Fingern heraus.

„O — mein, Gericht pilziges! Her mit Pfifferlingen, Teifi!“

Aber das Mädel hat sich hinter den Bären geflüchtet und pustet und steckt sich immer gleich eine Handvoll Schwämme auf einmal in den Mund.

Wie der Schlovak sich an sie heranmacht, ist sie schon längst auf der anderen Seite hinter einer Baumwurz, und dann wieder hinter einen Holzstoß, und dann hinter den Kästen mit den Murmeltieren und weißen Ratten.

Als er sie aber endlich beim Ohrläppchen erwischt, ist der Tiegel leer, und der Schlovak hat das Nachsehen.

„Wo is Vatter deiniges? Wie heißen Vatter? Er mir bezahlen muß Pfifferlinge. All mein Leibgericht aufgessen is!“

Der Flatterwisch lacht wie ein Vogel im Busch. Der Wald hört's und stimmt ins Lachen ein, nur ein klein wenig tiefer, dumpfer, summender. Aber er ist ja auch kein Mädel von sechzehn Jahren. Kann ihm nicht gut Silber in der Kehle stecken.

Der Schlovak fletscht die Zähne und baumelt mit den langen Armen durch die Luft. Der Flatterwisch aber höhnt: „Kannst lange suchen gehen ‚Vatter meiniges‘. Ich hab' keinen Vater und keine Mutter. Und wenn ich dir Pilze gestohlen habe, so muß ich sie dir schon selber bezahlen. Schau her, ob du gleich einen Blechling bei mir findest!“

„Kein Vatter und kein Mutter? Nicht Blechling im Sack? Wie du heißt?“

„Flatterwisch.“

„Und — wo du hinwillst?“

„Ins Tal.“

„Ins Tal? — Allein, ganz allein?“

Wieder geht ein Grinsen über das gelbe Gesicht und eine Lebendigkeit durch seine Glieder. Wieder schnalzt er mit der Zunge und knurrt in süßlicher Zärtlichkeit: „Is sich schon rund vorn und hinten. Madl — fein, fein!“

Und schnellt vorwärts und hascht sich das Mädel und zerrt es in den Feuerkreis.

„Petz! Aufpassen, daß Madl nicht entschlupft!“

Flatterwisch wird trotzig: „Was willst du?“

„Will dich mitnehmen in Leben. Hier — Petz und Murmeltiere und weiße Ratten und ich und du — Flatter — wie heißt? Flatterwisch?! Serr gutt! — Wir zusammen Familie großes. Lustiges Familie. Wandern allesamt nach Feldheim. Kirchweih dort. Spektakel und Gaudi. Dir soll gefallen Leben mit Schlovak!“

Flatterwisch läßt es sich durch den Kopf gehen.

Wo ein Tanzbär ist, brummt auch ein Dudelsack. Wo ein Dudelsack brummt, ist alleweil ein Juchhu. Läßt sich also schon leben mit einem Tanzbären und dem Schlovaken dazu.

„Bin dabei, Schlovak! Aber — was soll ich denn beginnen, wenn ich mit dir wandere?“

Der Bärentreiber kneift die Augen zu, zieht die Stirn in Falten, spitzt den Mund, spreizt die Hände und flüstert geheimnisvoll: „Du — in buntes Röckchen stecken und mit Bär tanzen vor Leute. Du — mit Teller herumgehen und ‚Bittschön!‘ machen. Dir die Bauern eher einen Kupfer schenken als mir mit Schnauzbart hängendes und weites Hos geflicktes.“

Flatterwisch lacht, weil er ein so drolliges Gesicht macht und seine Hand betrüblich über „Hinterteil von weites Hos geflicktes“ gleiten läßt. So greift das Dirnlein entschlossen nach der Hand und schlägt derb ein.

„Ich zieh' mit dir, Bärentreiber! Aber das Leben muß lustig sein, sonst lauf' ich dir davon!“

Der Schlovak schließt die Augen fast gänzlich, so daß nur noch ein kleines, listiges Licht zwischen den Lidern flackert.

„Hab' ich erst Flatterwisch windiges, muß ich laufen, mir stehlen Geldbeutel größeres.“

Und seine gelben, fleckigen Zähne grinsen wie ein Raubtiergebiß.

2.

Der Flatterwisch hat sich verrechnet. Ist kein lustiges Leben mit dem Bärentreiber. Und das Mädel hat's schon nach drei Tagen satt.

Es muß betteln gehen von Dorf zu Dorf, derweil der Schlovak die Blechlinge grinsend einsteckt. Es weiß auch zu schmeicheln und artig zu bitten, und oftmals geben ihm die Leute außer dem Geldstück fürs Tanzen einen Speck oder ein Gericht Klöße oder einen Flügel vom Suppenhuhn.

Wie das aber der Schlovak sieht, fletscht er die Zähne, reißt's dem Mädchen aus der Hand und winselt kläglich:

„O—oh! Mir geben! Leibgericht meiniges!“

Und schon verschwindet der Speck, die Klöße, der Hühnerflügel hinter dem gelben Gebiß.

Was bleibt dem Flatterwisch? Rüben stehlen vom Feld, Wurzeln graben im Wald, grünes Obst schlingen, das wurmstichig und verstaubt auf der Straße liegt.

Nein, nein! 's ist nichts mit dem lustigen Leben. Und sie hat das Treiben arg satt.

Kommt noch dazu, daß der Schlovak sie das Tanzen lehren will.

Ja, tanzen kann sie wie keine zweite. Aber der Bärentreiber verrenkt ihr die Glieder und will sie geschmeidig machen wie eine Schlange und gelenkig wie einen Affen. Und weil's nicht gehen will — sie ist ja schon kernig und stark mit ihren sechzehn Jahren —, schneidet er eine Haselgerte vom Strauch, glättet sie fein säuberlich und läßt sie auf das Mädel niedersausen.

„Hui! Hui! Reck' dich! Streck' dich!“ singt die Gerte. Blaue Striemen laufen ihr quer über den Rücken.

O weh! Darum hinausgelaufen ins Leben? Darum geträumt im Schlafen und Wachen, daß es da draußen nur Lust und Gaudium gäbe alleweil? Und jetzt spukt ihr die Gerte wieder in die Fröhlichkeit hinein, just wie da hinten im Dorf — im Stall — in der Scheune?

Das halt' ein anderer aus! denkt der Flatterwisch und krümmt die Unterlippe trotzig. Zutiefst in den braunen Augen aber ist's auf einmal wie ein kleiner, trüber Fleck. Der wächst und wächst, nimmt dem offenen Blick seinen Glanz, seine Kindlichkeit, und gibt ihm dafür etwas Grübelndes, Nachdenkliches — Haßerfülltes.

Wie verwandelt ist der Flatterwisch, hockt herum, das Kinn in die Hand gestützt, und folgt dem Bärentreiber mit seinen Blicken auf Schritt und Tritt.

Aber nicht gar lange. Da hat das Mädel seinen Entschluß gefaßt, gibt sich einen Ruck, schaut wieder siegesbewußt in die Welt und wartet auf die Zukunft listig und guter Dinge.

Wie der Abend kommt — der dritte Tag ihres Beisammenseins geht gerade zur Neige — und der Schlovak im Straßengraben unterm Hagebuttenstrauch sich zum Schlafen lang legt, hebt sich der Flatterwisch leise empor und kettelt den Bären ab.

„Petz! Lauf, lauf!"

Der brummt, streckt sich, beschnuppert die Kette, die neben ihm im Grase liegt, und geht seines Weges fürbaß, hochmütig wie ein Freiherr. Das Mädel aber stößt den schlaftrunkenen Schlovaken in die Seite und gellt ihm ins Ohr: „Behüt' Gott, Schlovak! Das Leben ist nicht lustig bei dir. Ich geh' halt wieder."

Und dabei springt sie den Graben hinauf und läuft querfeldein.

Der Bärentreiber hinterher. Flucht, schreit „Diebe und Mörder!" und hetzt wie ein Jagdhund über die klebrigen Ackerschollen.

Das Dirnlein hört schon das Schnaufen seines Atems und die gurgelnden Laute, die sich ihm von den Lippen pressen. Da dreht es sich entschlossen um, deutet mit der Hand nach der Straße hinüber und hohnlacht: „Der Bär!"

„O—oh! Bär! Teifi! Wo ist Kette? Petz! Halten! Is sich falsch, Madl! O Teifi!"

Macht kehrt, läuft, so rasch es ihm sein „weites Hos geflicktes" gestattet, zurück und hinter dem Bären drein.

Flatterwisch aber wandert wieder allein durch die Welt.

„Wollen sehen, wie morgen das Leben ausschaut! Juchhu! Noch ist's eine Freude, so zu wandern auf gut Glück!"

(Fortsetzung folgt.)

Weißer Flieder. Von Jeanne Freiin Pigeon v. Monteton

Es blüht im stillen Park der weiße Flieder —
Versonnen träum' ich in die blassen Dolden.
So ferne Tage kommen grüßend wieder,
Und Nächte, jene düfteschweren, holden.

Am Weiher schlägt wie einst die Nachtigall —
Im dunklen Wasser spiegelt sich die Weide.
Es sprüht des Mondes Silbertropfenfall
Hellschimmernd in der jungen Blätter Seide.

Ich atme tief, die Nachtluft einzutrinken —
Die Wirklichkeit ist stumm und schlafgebunden.
Mich aber trägt ein seltsames Versinken
Zurück in süße, längst gestorbne Stunden . . .

Deutscher Frühling. Von Theodor Storm

Aus Storms Gedichten, erschienen unter Nr. 6080/81 in Reclams Universal-Bibliothek

Am Markte bei der Kirchen
Da steht ein klingend Haus;
Trompet und Geige tönen
Da mannigfalt heraus.

Der Lindbaum vor der Türe
Ist lust'ger Aufenthalt;
Vom Wald die Finken kommen
Und singen, daß es schallt.

Und auf der Bank darunter,
Die mit dem Kindlein da,
Das ist in alle Wege
Die blond Frau Musika.

Der jung frisch Stadttrompeter
Bläst eben grad vom Turm;
Er bläst, daß nun vergangen
All Not und Wintersturm.

Die Schwalb ist heimgekommen,
Lind weht des Lenzen Hauch!
Das bläst er heut vom Turme
Nach altehrwürd'gem Brauch.

Herr Gott, die Saaten segne
Mit deiner reichen Hand,
Und gib uns Frieden, Frieden
Im lieben deutschen Land!

Trotz. Von Bernhard Moser

Sei Vorwurf Lied und Keulenschlag!
Wir formen aus der Nacht der Zeit
Den Werdetag
Der Menschlichkeit.
In deinem Klange schwingt Gehalt
Gestreuter Frühlingssaat:
Sei Aufschrei, Brücke, sei Gestalt,
Und werde Tat!

Der Dichter. Von F. N. Berger

Ich liege unter der Hecke am Rain,
Die Heckenröslein am Strauch sind mein,
Und mein ist der lachende Sonnenschein,
Die Heide, die glockenrein klingende
Und Vögelein silberfein singende.
Mein ist die Freude im stillen Hag,
Mein der blaujubelnde Sonnentag.
Ich bin voll Frohsinn und bin ja so reich
In meinem erdichteten Königreich.
Das alles, das alles gehört nur mir,
Das alles, das alles, das schenke ich dir.
Ich schenk' dir der Blumen versonnenen Duft,
Ich schenk' das Kristall dir der klarhellen Luft,
Ich schenk' dir mein stolzestes Herrscherrecht
Und endlich mich selbst als getreuesten Knecht.

Außenansicht des Volkshochschulheims in Dreißigacker. Phot. Alfred Bischof, Jena.

Ein Tag im Volkshochschulheim

Von Dr. Reinhard Buchwald (Hierzu sechs Abbildungen)

Auf einem Höhenrücken über der Stadt Meiningen liegen, eine knappe Wegstunde von ihr entfernt, Dorf und Gutshof Dreißigacker. Das Auge schweift westwärts über die Berge der Rhön, nach Osten über das Werratal und über die lange Kette des Thüringer Waldes; südlich dehnen sich die Wälder um das alte Schillerdorf Bauerbach. Das Gutshaus ist ums Jahr 1700 als Jagdschloß erbaut, hat später als Forstakademie gedient und ist zuletzt das Thüringer Zwangsarbeitshaus gewesen. Jetzt aber herrscht neues, frisches Leben in den alten Räumen, denn ein Volkshochschulheim hat in Dreißigacker seinen Einzug gehalten. —



Wohnzimmer der Schüler im Volkshochschulheim in Dreißigacker. Phot. Alfred Bischof, Jena.

Vor etwa fünfzehn Jahren zog ein junger Straßburger Handelsschullehrer allsonntäglich mit seinen Schülern hinaus in die Berge des Elsaß, und je näher er seinen Schülern dabei kam, um so schmerzlicher empfand er, daß ihnen so manches Schöne und Hohe verschlossen war, weil ihnen das Geschick eine höhere Schulbildung versagt hatte. Und er dachte darüber nach, wie es möglich wäre, solchen tüchtigen Menschen auch noch in späteren Jahren die wichtigsten Bildungswerte zu vermitteln. Er erfuhr von den dänischen Volkshochschulheimen, durch die seit dreiviertel Jahrhundert die Mehrzahl aller dänischen Bauernsöhne und -töchter



Arbeitsgemeinschaft der Schüler auf einer Stube des Volkshochschulheims in Dreißigacker. Phot. Meffert, Meiningen.

äußerlich, doch in ihrem echten Wesen ganz mit Weitschens Plänen übereinstimmte. So hat denn die „Volkshochschule Thüringen" seine Sache zu der ihren gemacht und Hand in Hand mit ihm zu Ende geführt. Der meiningische Staat stellte das Haus Dreißigacker, das Abb. S. 303 zeigt, zur Verfügung und steuerte namhafte Zuschüsse bei, und so konnte im vergangenen Sommer das Heim eröffnet und der erste Lehrgang begonnen werden.

Zeitig am Morgen weckt die Glocke die vierundzwanzig Insassen, zumeist Arbeiter aus der thüringischen Industrie, aber auch einige Landwirte und Angestellte, die sich alle ihr bescheidenes Schul- und Verpflegungsgeld, 450 Mark für zwanzig Wochen, selbst gespart haben. Sie treiben Gymnastik oder machen einen Dauerlauf, bevor sie im Speisesaal zur Morgensuppe zusammenkommen. Wie das ganze Haus, ist auch dieser Saal mit den einfachsten Mitteln gemütlich und wohnlich eingerichtet; die Möbel sind von Tischlern im Dorf nach Angaben eines Kunstgewerblers angefertigt. Um 9 Uhr beginnt der Unterricht, freilich ein anderer Unterricht, als man ihn von der Schule oder von der Universität her kennt. Es ist eine „Arbeitsgemeinschaft, zu der sich Lehrer und Schüler um einen Tisch versammeln, um die großen Gegenwartsfragen und Lebensprobleme miteinander durchzudenken und zu klären. Alles muß selbst erarbeitet werden; der Schüler stellt seine Fragen, macht seine Einwände; jeder will und soll ein Mensch werden, der ohne Schlagworte mit dem Leben fertig wird. Die beiden Hauptlehrer haben den Stoff deshalb nur im großen unter sich geteilt: der eine

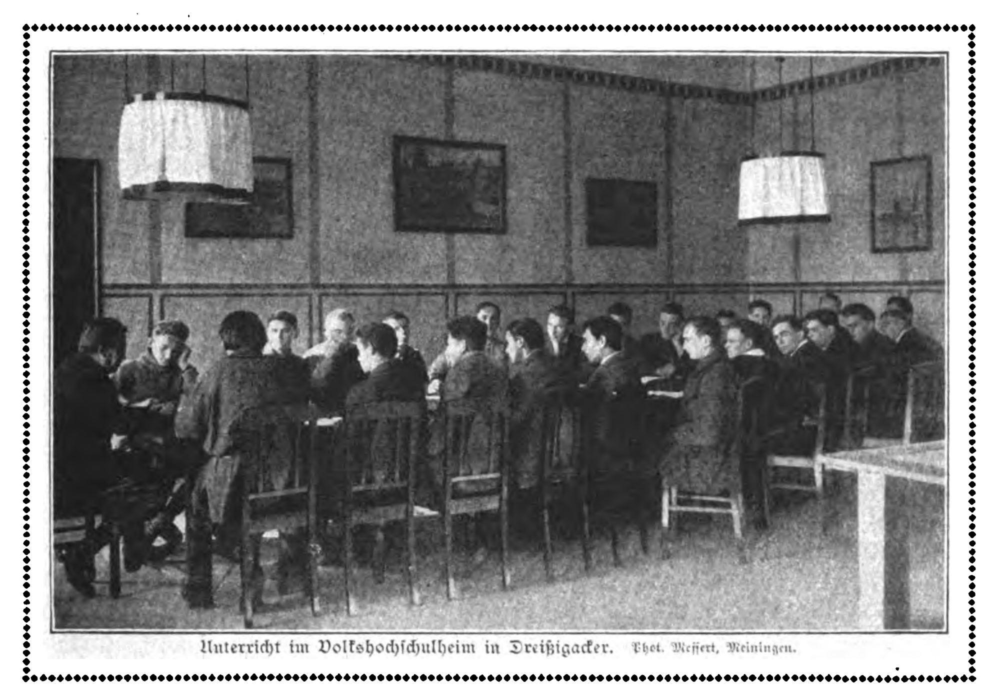
hindurchgehen. Wenn es möglich wäre, für unsere werktätige Jugend etwas Ähnliches in Deutschland zu schaffen: Ein Heim, in dem eine kleine Zahl junger Arbeiter in engster Lebens- und Arbeitsgemeinschaft mit einigen tüchtigen Lehrern sich weiterbilden könnten!

Als Eduard Weitsch — so ist sein Name — dann als Handelsschuldirektor nach Meiningen kam, begann er in Wort und Schrift für seine Gedanken zu werben und Geld zu sammeln. Da setzte nach dem Krieg die allgemeine deutsche Volkshochschulbewegung ein, die, oft zu ihrem Schaden zur Modesache gemacht und von Dilettanten ver-



Frühstückspause im Speisesaal des Volkshochschulheims in Dreißigacker. Phot. Meffert, Meiningen.

leitet die politische Reihe (Volkswirtschaftslehre, Politik, Soziologie, Rechts- u. Staatslehre, Pädagogik), der andere die historisch-kulturelle Reihe (Kunst, Kulturgeschichte, Philosophie).


Unterricht im Volkshochschulheim in Dreißigacker. Phot. Neffert, Meiningen.

Nach dem Mittagessen wird zwei Stunden praktisch gearbeitet. Das Heim muß sich ja teilweise selbst erhalten, und so ist aus den Schülern eine Stallgruppe, eine Feld- und eine Gartengruppe gebildet. Im Winter leiten auch Handwerksmeister in der Werkstatt die fürs Haus nötigen oder andere nützliche Tischler- und Drechslerarbeiten. Wer besonders schöne Dinge herstellt, darf diese gegen Ersatz des Materialpreises später mit nach Hause nehmen.

Nach dem Kaffee ist unter Leitung eines „Helfers", eines tüchtigen älteren Studenten, „Selbstbetätigung" auf den Zimmern, wo die Schüler zu zweien bis zu fünfen zusammenwohnen, und wo jeder sein Bett, seinen Spind und seinen Schreibtisch hat. Unsere Abbildung S. 304 gibt einen Einblick in eines dieser Zimmer. In diesen Nachmittagstunden werden selbständige Arbeiten, Referate, Aufsätze usw. angefertigt. Öfter wird die Zeit aber auch für Vorträge von Gastlehrern angesetzt, die gelegentlich auch längere Zeit im Hause weilen und dann gemeinsam mit den Lehrern den Hauptunterricht erteilen.

Am Abend versammelt sich die kleine Gemeinde zu Lese- oder Musikabenden, oder das Dorf ist zu Gesang und Volksreigen eingeladen, oder auch die Treuesten aus der benachbarten Meininger Volkshochschule sind im Volkshochschulheim zu Gaste.

Wenn dieser erste Lehrgang zu Ende ist, wird ein Kursus für Mädchen und Frauen beginnen; in jedem Sommer aber nimmt das Heim für einige Ferienwochen Männer und Frauen aus allen Volkshochschulen auf, die des neuen freien Geistes, der hier weht, einen Hauch spüren und neben körperlicher Erholung auch seelische Kraft sammeln wollen. Denn das Volkshochschulheim soll nicht für sich allein bestehen; es ist zugleich die gemeinsame Schöpfung, der Stolz und die Kraftquelle für etwa achtzig städtische und dörfliche Volkshochschulen in Thüringen, die wohl wissen, daß sie in ihren Abendkursen nur Notarbeit verrichten können, die aber alle auf ihr Heim blicken, wo ihre Mitglieder entweder in den großen Lehrgängen oder in Ferientagen finden können, was sie an echter Bildung ersehnen.


In der Bücherei des Volkshochschulheims in Dreißigacker. Phot. Alfred Bischoff, Jena.

Valuta-Glückspilze ★ Von Ernst Schultze

Anfang Januar 1921 starb in Meran an den Folgen eines Schlaganfalls ein bekannter Berliner Bankier. Sein Vermögen wurde auf mindestens 2 Millionen Mark geschätzt. Schon sein Vater hatte durch die Vermietung leerstehender Wohnungen, die er mit Möbeln ausstattete, bedeutende Gewinne gemacht. Indessen wurde er von seinem Sohne weit übertroffen, da dieser während des Krieges an viele deutsche Gemeinden Lebensmittel lieferte und dafür deren Anleihen übernahm, die er dann im Auslande gegen fremde Devisen absetzte. Als später unser Valutasturz eintrat, war er aus einem reichen zu einem überreichen Manne geworden.

Valuta-Spekulationen haben gar manchen anderen Glückspilz bereichert — und noch viel mehr Pechvögel ins Unglück gestürzt. Während des Krieges geschah das erstere in verhältnismäßig geringem Maße. Nach dem Waffenstillstand aber überstieg die Spekulation in fremden Devisen alle Grenzen. Namentlich die deutsche Mark, in geringerem Maße auch die österreichische Krone, ist zu einem internationalen Spielpapier geworden, mit dem Kapitalisten und solche, die es werden wollen, sich zu bereichern suchen.

In den amerikanischen Zeitungen findet man häufig Anzeigen des Inhalts: „Wollen Sie schnell reich werden? Dann kaufen Sie schleunigst durch uns deutsches Papiergeld." — In einer Arbeiterversammlung in London erklärte im November 1919 ein Abgeordneter, daß eine Menge Leute in der City für ihr gespartes Geld große Mengen deutschen Papiergeldes aufkauften, in der Hoffnung, daß dessen Wert steigen werde. Sehr viel davon käme über Köln herein.

Hie und da ist die Valuta-Spekulation in allen Formen des Geschäftslebens organisiert worden. So bildete sich in Norwegen ebenfalls im Herbst 1919 eine neue Art von Valuta-Spekulation. Sie wird dadurch betrieben, daß in großem Umfang Versicherungen bei deutschen Lebensversicherungen abgeschlossen werden. Ein Teil der Prämien wird sofort bezahlt, um bei dem niedrigen Markkurs eine sehr billige Versicherung zu erhalten. In Spanien bildete sich aus dem Banco Hispano-Americano nebst sechs anderen Banken eine Art Valutatrust, der die Massen ausländischer Banknoten und sonstiger Zahlungsmittel (man sprach davon, daß allein an deutschen Devisen für eine Milliarde Pesetas in Spanien vorhanden seien) nicht weiter anhäufen, sondern dafür Industriewerte in den betreffenden Ländern erwerben will. Die neuen, von der genannten Gruppe finanzierten Valuta-Gesellschaften gewähren den Einlieferern von Auslandsvaluta entsprechende Beträge ihrer eigenen Aktien und verwerten die auf diese Weise erlangten Zahlungsmittel zu Beteiligungen an der ausländischen Industrie unter Bevorzugung solcher Zweige, die in Spanien nicht vertreten sind.

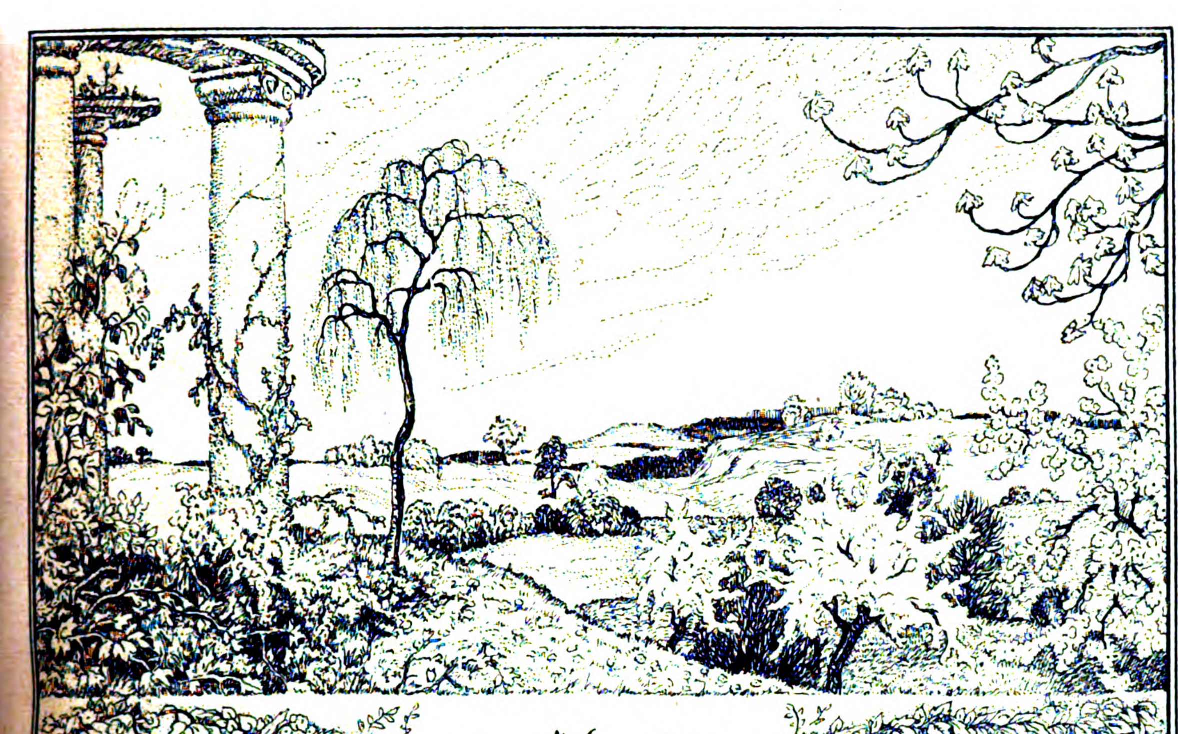
Für Länder mit überwertiger Valuta war und ist der Anreiz, sich im deutschen Wirtschaftsleben einzunisten, recht groß. Selbst wenn man bei einer Valuta-Spekulation etwas verlor, hatte man die erworbenen Werte auf alle Fälle sehr billig eingekauft. Namentlich die Amerikaner und Engländer staunten immer wieder, wie lange ihr Geld in Deutschland und in Österreich vorhält. „Die Hotelrechnungen sind" — so erzählt ein Engländer — „unglaublich billig, man kann ein Zimmer mit Frühstück für den englischen Wert von zwei Schilling erhalten. Einkaufen, was bei den Riesenpreisen in London ein so bitteres Geschäft ist, wird in Köln zu einem reinen Vergnügen, denn die Läden sind mit allem, was man nur will, überreich ausgestattet, und man braucht so wenig dafür zu bezahlen! Ich habe eine Menge Geschenke mitgebracht, über deren Preise den Leuten bei uns die Augen vor Neid übergehen würden: zum Beispiel wundervolle seidene Socken zu 18 Mark das Paar, das heißt nach unserm Geld 3 Schilling, ein Paar Handschuhe für meine Frau für 36 Mark oder 6 Schilling. Viele Offiziere haben sich gute Schuhe angeschafft zu dem lächerlichen Preise von 1 Pfund. Es ist wirklich kein Kunststück, sich in Köln eine gute Zeit zu machen, denn die Gasthäuser sind wahre Bienenstöcke, erfüllt mit Fröhlichkeit, voll von guten und billigen Weinen. Ich kaufte mir erst kürzlich eine vortreffliche Flasche Wein für 3½ Schilling und Branntwein für ½ Schilling." So kommen übrigens zum großen Teil die Riesenzahlen für den Wein- und Sektverbrauch in Deutschland — durch Ausländer zustande.

Geriet die Valuta während eines solchen Aufenthalts in fremdem Lande in heftiges Schwanken, so konnte es sich sogar ereignen, daß der glückliche Reisende nach einigen fidel verbrachten Wochen — mit noch mehr Geld nach Hause zurückkehrte, als er von dort mitgebracht hatte. So erzählt Anfang 1920 der „Daily Expreß" folgende Geschichte:

„Ein junger Amerikaner hatte vor dem Kriege 10000 Dollar geerbt und mit dem Gelde eine Reise nach England, Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland gemacht und dort je 400 Pfund Sterling, 10000 Franken, 5000 Pesetas, 7000 Lire und 12000 Mark ausgegeben, worauf ihm noch 500 Dollar übrigblieben. Nach dem Kriege erbt er wiederum 10000 Dollar und entschließt sich zu einer nochmaligen Reise nach obigen Ländern. Er berechnet den Währungsunterschied und verteilt sein Geld nun wie folgt: England 633 Pfund Sterling, Frankreich 36000 Franken, Spanien 3800 Pesetas, Italien 27000 Lire, Deutschland 185500 Mark. Hier läßt er sich mit seinen 185500 Mark nieder und wartet nun dort, bis die Währung wieder normal ist. Dieses Ereignis tritt nach Verlauf eines Jahres ein, und nachdem er 85500 Mark ausgegeben hat. Mit 100000 Mark in der Tasche geht er zum Geldwechsler und erhält 20000 Dollar ausgezahlt, also das Doppelte der Summe, mit der er seine Reise antrat; außerdem hat ihn sein langer Auslandsaufenthalt keinen Pfennig gekostet."

Der Gewinn solcher Valutaglückspilze besteht aus den Verlusten einer großen Zahl anderer Menschen. Denn jedes Sinken der Valuta bedeutet Abnahme der nationalen Kaufkraft im Ausland. Stürzt der Auslandswert einer Währung vollends so in die Tiefe wie der der deutschen Papiermark, so hat dies zur Folge, daß ein ganzes Land die frühere Kaufkraft verliert, daß es verelendet und als Bettler auf dem Weltmarkt dasteht. Ja, es kann dort nun so wenig kaufen, daß dies endlich den Ländern mit strotzender Valuta selbst peinlich wird, weil sie dadurch eines Absatzmarktes beraubt werden. Dem Valutareichtum folgt dann ein unbehaglicher Zustand, der nur mit dem des sagenhaften Königs Midas vergleichbar ist: alles, was er anrührte, wurde zu Gold, so daß er nicht einmal mehr Speisen zu sich nehmen konnte; in seiner Herzensangst flehte er daher zu den Göttern, sie möchten ihn von dem Goldfluch erlösen.

Es scheint, als ob es den Valutaglückspilzen unter den Weltvölkern (den Nordamerikanern, den Engländern und einigen anderen Nationen) jetzt ebenso ergeht, so daß hoffentlich die Überzeugung Raum gewinnt, die Solidarität der Völker auf wirtschaftlichem Gebiet könne nicht ungestraft mißachtet werden.



Der junge Frühling schreitet durch das Land...

Der junge Frühling schreitet durch das Land;
Die braunen Knospen sprengten ihre Hülle,
Und noch der ärmste Ast trägt königlich
Das Brautgewand des jungen Maientages.
Mit kinderfrohen Händen streut der Lenz
Die weiße Fülle auf das stille Land,
Die helle Sonne küßt den Hermelin,
Den Kirsch- und Apfelbaum zum Feste tragen,
Der Flieder schlägt die ersten Dolden auf,
Goldregen schlingt die wundersamen Ketten
Um grünes Blattgewirr, als müßte er
Die Frühlingspracht mit Ordensketten
schmücken.

Aus weichem Moose steigt der süße Duft
Der blauen Veilchen und der Anemonen,
Und unterm sehnsuchtsweiten Himmelsdom
Jauchzen die Lerchen ihre Frühlingslieder . . .

Das sind die Tage, da du wiederkommst
Aus jener ew'gen, großen Gottesferne,
Die nur den Lenz und nur die Sonne kennt.
Das sind die Tage, da du bei mir bist,
Da deine schmale weiche Kinderhand
Seligen Staunens voll in meiner zittert,
Da in des Wiesenbächleins Silberklingen
Dein helles, kinderfrohes Lachen jauchzt --
Du hattest sie so lieb, die blauen Tage
Mit ihres Werdewunders Zauberpracht.
Im zarten Rot der weichen Apfelblüten
Grüßt mich dein liebes Kinderangesicht,
Aus blauen Himmelsweiten lachen mir
Zwei jäh erloschne helle Augensterne,
In jedem Amsellied wird heute mir
Ein lieber, oft geküßter Purpurmund
Mit seinen tausend scheuen Fragen wach . . .

Um unsern trauten, halbzerfallenen,
Moosüberwucherten Dianentempel
Schwirren die ersten bunten Falter wieder,
Nach denen einstens deine Kinderhände
In lusterfülltem Tändelspiele haschten.
Einer, ein buntgeflecktes Pfauenauge,
Umgaukelt mich und spielt um meine Rechte,
Bis er sich furchtlos auf sie niederläßt –
Ist es ein Gruß von dir aus Himmelshöhen . . .
Bist du es selbst, ein zartes Frühlingskind,
Wie du durch meine jungen Tage gingst,
Ein Gruß vom Lenz in meine Einsamkeit? – –
Ein tiefes, dankerfülltes Glücksgefühl
Hebt meine Seele auf zu deiner Nähe,
Ob mir im Auge auch die Tränen brennen.
Ich fühle dich in dieser Lenzesfülle,
Aus Blatt und Blüte grüßt mich still dein Geist
Und flüstert mir mit gläub'gen Kinderaugen
Der Schöpfung größtes Wort: Wir sterben nicht!
– – – – – – – – – – – – – –

Das sind die Tage, da du wiederkommst
Aus jener ew'gen, großen Gottesferne,
Da ich durch Gruft und Nacht zu dir mich finde –
Der junge Frühling schreitet durch das Land . . .

Felix Leo Göckeritz

Die Schutzimpfungen bei akuten Infektionskrankheiten

Von Professor Dr. Hübschmann

Die Schutzimpfungen gegen Typhus und Cholera haben im Weltkrieg eine große Rolle gespielt. Mehrere Millionen deutscher Männer und einige Tausend Frauen haben sie am eigenen Leibe erfahren. Sie haben die Impfungen als eine zum mindesten unangenehme Beigabe zum militärischen Leben betrachtet, haben wohl gehört, daß es sich um Schutzmaßnahmen handelt, haben aber fast alle nicht im geringsten gewußt, auf welchen Prinzipien derartige Schutzimpfungen beruhen. Davon und von den praktischen Erfolgen solcher Impfungen soll hier einiges mitgeteilt werden.

Alle Arten der Schutzimpfungen beruhen auf der von altersher bekannten Beobachtung, daß das einmalige Überstehen einer Infektionskrankheit im allgemeinen für eine lange Reihe von Jahren einen weitgehenden Schutz gegen eine Neuinfektion zurückläßt. Trotz reichlich vorhandener Infektionsgelegenheit erkranken also im allgemeinen diejenigen, die einmal eine Krankheit, wie Masern, Scharlach, Diphtherie, Typhus, Cholera durchgemacht haben, nicht zum zweitenmal an derselben Krankheit. Nach den heutigen Vorstellungen beruht dieser Schutz auf gewissen Schutzstoffen, die während der Krankheit im Körper auftreten und teils in den Säften, besonders im Blut, zirkulieren, teils an die Körperzellen gebunden sind. Die Schutzstoffe sind durchaus spezifisch, wie man sich ausdrückt, d. h. ein überstandener Typhus schützt nur gegen Typhus, Masern nur gegen Masern usw.

Das Prinzip der Schutzimpfungen beruht nun darauf, daß man den natürlichen Infektionsvorgang nachzuahmen und dadurch den Körper zu zwingen sucht, die Schutzstoffe zu bilden. Das kann nur geschehen, wenn man den Infektionsstoff selbst dem Körper zuführt. Man drückt das auch so aus, daß man von einer aktiven Immunisierung spricht, da der Körper aktiv bei der Bildung der Schutzstoffe mitwirkt, im Gegensatz zur passiven Immunisierung, bei der die Schutzstoffe dem Körper fertig einverleibt werden; hierüber soll einiges gesagt werden.

Die aktive Immunisierung muß nun natürlich so in die Wege geleitet werden, daß der Körper dabei nicht geschädigt wird. Es wäre unsinnig, den Menschen der Gefahr einer fertigen Infektionskrankheit auszusetzen, um ihn dadurch vor erneuter Erkrankung zu schützen. In welcher Weise wird nun eine solche gefahrlose Immunisierung zustande gebracht? Zur Beantwortung dieser Frage muß zunächst daran erinnert werden, daß die Infektionskrankheiten auf der Wirksamkeit von Kleinlebewesen pflanzlicher oder tierischer Natur, Bakterien oder ähnlicher Gebilde, beruhen, die in den Körper eindringen, sich in ihm vermehren und infolge ihrer eigentümlichen Lebeweise, besonders durch die Produktion schwerer Gifte, den Körper schädigen. Diese Kleinlebewesen (unter Umständen auch ihre Gifte allein) werden also auch, um eine Schutzwirkung zu erzielen, selbst in den Körper hineingebracht. Und zur Beantwortung der oben gestellten Frage sei nun gesagt, daß sie für die Impfungen in ihrer Wirksamkeit abgeschwächt oder abgetötet werden müssen.

Der erste Weg, d. h. die Abschwächung der Krankheitserreger, wird beschritten z. B. bei der Schutzimpfung gegen Pocken und gegen Hundswut. Die Pockenschutzimpfung ist jedem in ihrem äußeren Verlauf bekannt. Sie existierte lange, bevor wir etwas von der Rolle der Kleinlebewesen als Krankheitserreger wußten. Sie existierte in verschiedenen Formen schon bei gänzlich unkultivierten Völkern. Sie beruht auf der Beobachtung, daß Menschen, die sich einmal mit Kuhpocken angesteckt hatten, bei einer späteren Epidemie menschlicher Pocken trotz hoher Infektionsgefahr nicht mit erkrankten. Dabei war die Tatsache von großer Wichtigkeit, daß die Ansteckung mit Kuhpocken stets als eine leichte, meist örtlich beschränkte Erkrankung verlief. Obwohl wir die Erreger der Pocken noch nicht mit voller Sicherheit kennen, wissen wir heute, daß Kuhpocken und Menschenpocken dieselbe Krankheit sind, d. h. durch dieselben Erreger verursacht werden. Wir wissen ferner, daß die Ansteckungskraft (Virulenz) der Pockenerreger für den Menschen im Rinderkörper bedeutend abgeschwächt wird. Dieser Vorgang der Virulenzabschwächung der Infektionserreger einer Tierart dadurch, daß diese den Körper einer andern Tierart passieren, kann auch noch bei andern Infektionserregern festgestellt werden. In welcher Weise diese eigentümliche Abschwächung zustande kommt, darüber wissen wir noch sehr wenig. Die Tatsache können wir uns aber zunutze machen, so auch für die Impfung gegen Pocken. Unser Vorgehen ist dabei ein sehr einfaches. Es werden Kälber geimpft. Der Inhalt der dabei auftretenden Pockenblasen, der die abgeschwächten Erreger enthält, stellt den Impfstoff für den Menschen dar. Man impft damit in die oberflächlich verletzte Haut; der Impfeffekt bleibt durchaus auf die Impfstelle beschränkt. Die Erfolge der Schutzpockenimpfung sind trotz mancher Anfeindungen so eklatant, daß darüber gar keine Diskussion bestehen kann. Geringfügige Ausnahmen, wie wir sie auch jetzt im Kriege erlebten, ändern an der Tatsache nichts.

Auf einem ähnlichen Prinzip der Virulenzabschwächung beruht auch die Schutzimpfung gegen Hundswut. Auch hier sind die Erreger noch unbekannt. Auch hier wird der Impfstoff durch Passage einer andern Tierart (Kaninchen) gewonnen. Die Impfung erfolgt jedoch bei den gefährdeten Personen in Etappen, indem man mit schwachen, wenig virulenten Dosen beginnt und allmählich zu stärkeren Dosen übergeht. Der Impfstoff wird mit einer Spritze unter die Haut gebracht. Diese von Pasteur eingeleitete und von andern vervollkommnete Methode hat Resultate gezeitigt, die über alle Einwendungen erhaben sind.

Während nun bei den beiden erwähnten Schutzimpfungen gewissermaßen mit unbekannten Größen gearbeitet wird, da die Erreger selbst nicht direkt faßbar sind, liegen die Dinge anders bei den Impfungen, die jetzt besprochen werden sollen. Es handelt sich um Impfungen mit bekannten und leicht züchtbaren Krankheitserregern. Nachdem die oben skizzierten Prinzipien der Schutzimpfungen einmal bekannt waren, lag es natürlich nahe, bei andern Krankheiten, deren Erreger auf Grund der neueren bakteriologischen Forschungen bekannt wurden, erst recht an eine wirksame Schutzimpfung zu denken. Wenn wir da besonders an die infektiösen Darmkrankheiten, Typhus, Cholera und Ruhr, denken, deren Erreger zu den eigentlichen Bakterien gehören und sehr leicht züchtbar sind, so scheint zunächst der Weg, durch Verimpfung dieser Bakterien eine sichere Schutzwirkung zu



In der Werkstatt. Nach einem Gemälde von Georg Hering.

erzielen, sehr einfach. Es zeigte sich jedoch bald, daß die Sache nicht so einfach ist.

Um das Problem verständlich darzustellen, wird es zweckmäßig sein, sofort auf die konkreten Beispiele einzugehen und jede Krankheit gesondert zu besprechen. Beginnen wir mit dem Typhus. Es handelt sich um eine Krankheit, deren Hauptsitz sich im Dünndarm befindet. Die Erreger, die Typhusbazillen, kreisen jedoch auch, besonders in den ersten Stadien der Krankheit, im Blut der Patienten. Eine Impfung mit vollvirulenten Bazillen konnte natürlich auch hier nicht in Betracht kommen. Eine Virulenzabschwächung der Typhusbazillen durch irgendeine Tierpassage ist nicht bekannt. Man konnte aber versuchen, die Bazillen künstlich abzuschwächen. Das ist an sich unter Anwendung verschiedener Mittel chemischer oder physikalischer Natur möglich. Aber zwischen derartigen künstlichen Abschwächungen und den natürlichen — man könnte auch sagen biologischen, wie bei Pocken und Hundswut — besteht doch ein großer Unterschied. Der Effekt der biologischen Abschwächung ist nämlich ein sehr konstanter, d. h. die Abschwächung tritt einmal mit großer Sicherheit ein, und dann bleibt sie bestehen, auch wenn man von Mensch zu Mensch weiter impfen würde (wie man es z. B. mit den Kuhpocken früher gemacht hat). Schwächt man jedoch die Typhusbazillen in der erwähnten Weise ab, so wird man wohl auch zunächst einen gewissen Effekt erzielen können. Aber es besteht sofort die Gefahr, daß sich die Virulenz im Körper des Menschen wieder voll entwickelt. Dadurch wird erstens der Geimpfte selbst geschädigt. Aber auch wenn er nicht schwer erkrankt, weil die Virulenzerhöhung langsam vor sich geht und der Geimpfte schon über einen hohen Schutz verfügt in dem Moment, in dem die Virulenz der eingeimpften Bazillen ihren Höhepunkt erreicht hat, so besteht doch die Gefahr, daß die vollvirulenten Typhusbazillen von dem Geimpften ausgeschieden werden und so weiter verbreitet und auf andere Menschen übertragen werden können. Derartige Ausscheidungen infektionstüchtiger Typhusbazillen bei Menschen, die selbst gar nicht krank sind, kommen leider auch unter natürlichen Verhältnissen recht häufig vor. — Dies sind einige Gründe dafür, warum man überhaupt von der Impfung mit lebenden Bazillen abgekommen ist. Die Schutzimpfung gegen Typhus, wie sie heute ausgeübt wird, erfolgt mittels abgetöteter Bazillen. Die Bazillen werden entweder durch Hitze (60° C) oder durch verdünnte Karbolsäure oder durch beides abgetötet. Ein schwieriger Punkt ist noch die Dosierung. Die Dosen müssen einerseits so groß sein,

daß überhaupt ein Impfeffekt erzielt wird, anderseits aber dürfen sie nicht zu stark wirken, denn selbst abgetötete Typhusbazillen besitzen noch einen hohen Grad von Giftigkeit. Theoretisch läßt sich die richtige Dosis in keiner Weise herausrechnen, sondern sie ist rein empirisch gefunden worden. Sie wird gewichtsmäßig festgestellt. Man nimmt dazu 18—24 Stunden alte Reinkulturen, wiegt die Kulturmasse genau ab und versetzt sie dann in dem gewünschten Verhältnis mit Karbol-Kochsalzlösung. Diese Bazillenaufschwemmung stellt den Impfstoff dar. Damit wird der Mensch dreimal, gewöhnlich mit Zwischenräumen von einer Woche und in steigenden Dosen, unter die Haut geimpft. Eine Erkrankung, wie sie dem Typhus ähnlich wäre, tritt nach den Impfungen nicht auf. Immerhin aber zeigen sich lokale Reizerscheinungen und auch Allgemeinsymptome, wie Fieber und Unbehagen, die gewöhnlich bei der zweiten und dritten Impfung stärker sind als bei der ersten. Die Vorgänge, die sich dabei abspielen, sind sehr interessant, aber auch so kompliziert, daß sie hier nicht näher erörtert werden können. Immerhin muß man sich vorstellen, daß auch hier eine gewisse durch Typhusbazillen verursachte Erkrankung auftritt, derzufolge sich eben die Schutzstoffe im Körper bilden können. Bevor nun über die Erfolge der Typhusschutzimpfung berichtet wird, mögen erst der Choleraimpfung einige Worte gewidmet werden.

Die Cholerakrankheit hat ebenfalls ihren wesentlichen Sitz im Dünndarm. Ein wichtiger Unterschied in der Art der Erkrankung liegt dem Typhus gegenüber darin, daß die Erreger der Cholera, die Choleravibrionen, im Darm bleiben und nicht in die Körpersäfte, bzw. ins Blut übertreten. Man könnte sogar sagen, daß in den Körpersäften befindliche Choleravibrionen relativ unschädlich sind, und darum ließe sich theoretisch eine Impfung mit lebenden Choleraerregern unter die Haut wohl rechtfertigen. Es würde aber auch da wieder die Gefahr bestehen, daß die Vibrionen ausgeschieden und so der Umgebung der Geimpften schädlich werden könnten, um so mehr, als sich Choleravibrionen ziemlich lange außerhalb des Körpers lebend zu erhalten imstande sind. Nebenbei sei bemerkt, daß natürlich auch die Dosierung lebender Bakterien (Bakterien ist ein allgemeinerer Begriff, unter den die Bazillen im engeren Sinn und die Vibrionen fallen) auf große Schwierigkeiten stößt, da lebende Bakterien sich einerseits in dem fertigen Impfstoff noch vermehren, anderseits aber auch ein Zerfall eintreten würde, beides Dinge, die die Wirksamkeit des Impfstoffes unberechenbar machen würden. Kurzum, man hat sich auch hier für die Impfung mit abgetöteten Vibrionen entschieden. Die Herstellung des Impfstoffes erfolgt in derselben Weise wie beim Typhus, die Impfung geschieht in ähnlicher Weise.

Es ist bekannt, daß während des Krieges alle Heeresangehörige gegen Typhus und Cholera geimpft wurden. Welches waren nun die Erfolge dieser Impfungen? Über die Typhusschutzimpfungen hatten wir schon vor dem Kriege einige Erfahrungen aus dem Feldzug in Südwestafrika. Dort konnte festgestellt werden, daß die Zahl der Erkrankungen bei den Geimpften zwar kaum geringer war als bei den Nichtgeimpften, daß aber bei den Geimpften die Krankheit durchschnittlich sehr viel leichter verlief. Aus dem großen Krieg liegen bis heute noch keine endgültigen statistischen Daten vor. Immerhin sind aber schon viele Erfahrungen veröffentlicht. Was zunächst die Zahl der Typhuserkrankungen betrifft, so darf man sich da nicht von absoluten Zahlen erschrecken lassen, wenn man bedenkt, daß im Kriege 1870/71 fast 10% aller Heeresangehörigen an Typhus erkrankt waren. Doch läßt sich nach allen Erfahrungen schon jetzt feststellen, daß die Typhusimpfung weit davon entfernt ist, einen absoluten Schutz gegen die Erkrankung zu gewähren. Daß aber die Impfung nicht ohne Effekt ist, läßt sich ebenfalls aus allen Beobachtungen mit Leichtigkeit feststellen. Es gibt da gewisse Eigentümlichkeiten des Krankheitsverlaufes, von denen man mit Bestimmtheit sagen kann, daß sie unter dem Einfluß der Schutzimpfung zustande kommen. Nach allem, was bisher bekannt geworden ist, werden die Dinge wohl ähnlich liegen wie während des afrikanischen Feldzuges. Die Zahl der leichten Erkrankungen wird die der schweren bedeutend übertreffen. Daraus ergibt sich natürlich auch eine geringere Sterblichkeit. Wenn aber die Sterblichkeitszahlen hier und da dieselben waren, wie in unseren Krankenhäusern zu Friedenszeiten, so muß man bedenken, daß oft in den Feldlazaretten die Pflege der Kranken nicht ebenso gut sein konnte wie unter normalen Verhältnissen. Anderseits wird man allerdings auch da, wo Erkrankungs- und Sterblichkeitsziffern sehr gering waren, diese guten Resultate nicht restlos als Impferfolge buchen können, da natürlich dort, wo man alle hygienischen Maßnahmen vornehmen konnte, bei unseren heutigen allgemeinen Kenntnissen und Erfahrungen viel mehr erwartet werden mußte als in der vorbakteriologischen Zeit. Diese Gesichtspunkte dürfen vor allem auch nicht bei der Beurteilung der Choleraschutzimpfung außer acht gelassen werden. Denn gerade bei der Bekämpfung dieser Krankheit haben wir auch schon früher ohne die Schutzimpfung sehr glänzende Erfolge erzielt. Ist es uns doch stets gelungen, hier und da auftretende Epidemien schnell durch die auf bakteriologischen Untersuchungen beruhenden Maßnahmen gänzlich zu unterdrücken. Im übrigen liegen die Dinge bei der Cholera ähnlich wie beim Typhus, und bei der endgültigen Beurteilung der Choleraschutzimpfung wird man wohl zu ähnlichen Schlüssen kommen. Erwähnt sei noch, daß beide Schutzimpfungen von Zeit zu Zeit wiederholt werden müssen, da der Impfschutz nur eine Reihe von Monaten anhält.

Gegen die Ruhr, einer infektiösen Erkrankung des Dickdarms, hat man im Kriege die Heeresangehörigen nicht geimpft. Das liegt daran, daß die Erreger dieser Krankheit, die Ruhrbazillen, an sich sehr viel giftiger sind als die Typhusbazillen und Choleravibrionen. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, einen möglichst ungiftigen Ruhrimpfstoff herzustellen. Doch waren diese Versuche bis in die späteren Kriegsjahre hinein noch nicht so weit gediehen, daß man eine Massenimpfung riskieren konnte.

Es wurde oben schon erwähnt, daß es kaum eine Infektionskrankheit gibt, bei der man nicht eine Schutzimpfung versucht hat. Die Prinzipien waren stets dieselben, wie sie im Vorstehenden dargestellt sind. Es würde zu weit führen, über alle diese Versuche berichten zu wollen. Erwähnt sei nur noch eine der furchtbarsten Kriegsseuchen, das Fleckfieber. Die Erreger dieser Krankheit sind noch unbekannt, sie müssen aber im Blut der Kranken kreisen. Man hat nun versucht, mit dem sterilisierten Blut der Kranken Schutzimpfungen vorzunehmen. Gute Resultate sollen hier und da erzielt worden sein. Doch haften dieser Methode noch Mängel an, daß von einer allgemeineren Anwendung nicht die Rede sein konnte.

Zum Schluß sei noch betont, daß alle diese Impfungen mit der Serumbehandlung nichts zu tun haben. Die Serumbehandlung beruht nicht auf der Zuführung der Krankheitserreger selbst, sondern auf der Einverleibung des Serums eines Tieres, das mit den Krankheitserregern geimpft war. Die Schutzstoffe werden in diesem Falle dem Körper fertig zugeführt. Der Körper wirkt also bei ihrer Produktion nicht mit. Es handelt sich im Gegensatz zu den „aktiven" Immunisierungen durch Impfung um „passive" Immunisierungen.



Flatterwisch und die drei Landfahrer

Erzählung von Julius Berstl (Fortsetzung)

3.

Wieder zupft sie der Wind am zotteligen Haar. Wieder gluckst ein Bach neben ihr und lockt. Aber er läuft nicht mehr so rasch wie im Gebirge, ist breiter geworden, fast möchte man sagen: behäbiger, nimmt sich Zeit, sanft dahinzufließen und mit den saftigen Weidenzweigen am Ufer zu spielen, geradeso wie der Bursch im Dorf die Finger durch das Haar seines Liebchens gleiten läßt.

Wie der Flatterwisch merkt, der Bach hat keine Eile mehr, hält auch er im Laufen inne, schlendert fein langsam fürbaß, legt sich ins hohe, saftige Gras und hängt den Träumen nach. Spielt mit einem dünnen, zittrigen Halm zwischen den Lippen, taucht mit dem glänzenden Blick weit in der blauen, dunstigen Ferne unter und lächelt verstohlen.

„... und so muß das Leben sein, wenn's Herz vor Lust hüpfen soll: alle Tage etwas Neues, immer seltsamer, buntscheckiger, abenteuerlicher, immer verwunderlicher und märchenhafter, ganz vollgepfropft bis in die feinsten Fältelchen mit Unrast, Lebendigkeit und schnurrigem Kram, daß keine Langeweile und Leere aufkommen kann zu keiner Stund! Geh, bist schon sechzehn Jahre! Hast nicht schon Runzeln und eine welke Haut? Und was ist gewesen seither?"

Mit brennendem Herzen springt das Ding auf und tollt ausgelassen weiter.

Vorwärts! Nur vorwärts! Das Leben fängt ja erst an!

Hui! macht sich ein Wind auf überm Feld. Ein Wolkentier kommt heraufgekrochen, spreizt sich, dehnt sich und säuft das ganze blaue Himmelsmeer aus, bis nur noch der schwarze, gequollene Leib vom Untier zu sehen ist. Ein Fauchen geht über Feld und Wald. Das Korn tanzt in schäumenden Wellen. Von der Straße herüber wirbelt Laub.

Ein Gewitter kommt.

Dem Flatterwisch ist's gar nicht mehr sinnierlich zumute. Das Wolkentier am Himmel will ihm fast wie der Bär des Schlovaken erscheinen, wenn er alle vier von sich streckt und sich brummend räkelt. Wie's aber aufblitzt — grell und blau —, ist's ihm, als funkelten die giftigen Augen des Bärentreibers aus feindlicher Dunkelheit.

Da läuft der Flatterwisch mit wogender Brust quer über Feld, der Straße zu. Donner dröhnt. Regen rauscht. Wind stößt hinter ihm her. Schatten purzeln gespenstisch über den Weg. Als das Mädchen aber an der Brücke anlangt, ist's ihm mit einemmal, als flöge ein Wimmern über die Straße, ein klägliches Winseln wie von einem Menschen.

Der Flatterwisch stutzt, läuft hinüber und weiß: unter der Brücke, hart am Wasser, liegt einer, dem's nicht gut ergehen mag.

Wie das Ding näher kommt, unterscheidet es einen Mann und ein Grautier, beide ausgestreckt im Trocknen, unterm Pfeiler. Der Mann aber stöhnt und winselt.

Hat eine Tracht wie die Gelehrten in den Städten, einen spitzen Hut, einen Gürtel mit allerlei seltsamen Zeichen und Verbrämungen. Sein Gesicht aber ist schmal und erdig, mit tiefliegenden Augen und einem häßlichen, verschnittenen Knebelbart. Neben ihm liegt die Last, die der Maulesel zu tragen hat: Kisten und Kasten mit allerlei Wunderdingen, Heiltränken, Tinkturen und Pulvern.

So einer! denkt das Mädel, beugt sich über ihn, zupft ihn am Ärmel und wispert: „He, bist du krank?"

Der Arzneikrämer stöhnt noch einmal mit geschlossenen Augen und plärrt mit heiserer Stimme: „Habt Ihr nichts zu kaufen: oleum philosophorum, Schlangenpulver gegen den Giftbiß, Brillen, die sehend machen im Dunkeln, ein Büchslein mit Liebessalbe, dem Schatz in den Nacken zu streichen, wenn Neumond ist, oder am End' einen heilkräftigen Wurmsamen für männiglich Geschlecht? — Ich bin ein armer Mann, am Verhungern, habe Neider und Verleumder allerorten und bitte Euch in Christi Namen —"

Jetzt tut er die Augen auf, wirft einen listigen Blick um sich und ruft enttäuscht: „Weiter nichts als ein armselig Mägdlein? Verdammte Straße! Lieg' den ganzen Tag, und nur ein taubes, altes Weib und ein Bettelmädel kommen vorüber! — Was willst du?"

Der Flatterwisch lacht und denkt bei sich: Das ist ein Schlauer. Er wimmert auf offner Heerstraße und lockt sich damit die Kunden an.

Zum Fahrenden aber sagt sie: „Kaufen will ich nichts, aber mich trocknen unterm Pfeiler. Rück' ein wenig beiseite. Ich bin naß vom Regen wie die Kirschbäume am Weg."

„Warum läufst du auch in der Nacht landein!"

Das Mädel lacht hell, und dann erzählt es dem Arzneikrämer dasselbe, was vor drei Tagen schon der Schlovak zu hören bekommen hat.

Der Landfahrer horcht listig auf. Der verschnittene Knebelbart scheint ihm dabei den Mund zu verzerren.

„Mädel, gib acht, daß dich die Kaiserlichen nicht erwischen. Sie liegen hier herum im Feld."

„Die tät ich für mein Leben gern sehen. Und ist auch ein rechter Hoher dabei, ein General oder so?"

„Warum denn, Mädel?“

„Weil ich doch einem General seine Liebste werden will.“

„Hoho! So hoch willst du klettern? Gib nur acht, daß du nicht vorher von der Leiter purzelst!“

„Wenn ich nicht was Sonderliches werden kann im Leben, hätt' ich auch im Dorf bleiben können. Pah!“

Der Fahrende guckt starr ins Gras und läßt die Unterlippe hängen.

„Du,“ sagt er endlich, „ich wüßte schon einen Weg für dich zum Vorwärtskommen.“

„Nun?“

„Mußt's mit mir halten, Mädel. Ich bin überall dabei, wo's hoch hergeht. Bei den Kaiserlichen, in Feldheim zur Kirchweih —“

„Da willst du auch hin? Alle Welt geht nach Feldheim.“

„Weil's dort ein Spektakel hat wie nirgends weitum.“

„Aber —,“ das Mädel sagt's gedehnt, „ich hab' schon mit einem nach Feldheim wandern wollen und bin ihm doch unterwegs davongesprungen. Vielleicht daß mir's mit dir ebenso geht!“

„O—oh!“ Der Arzneikrämer fängt wieder mit Stöhnen an. „Ich bin gut. Bei mir ist's zum Aushalten. Ich brauchte dich nicht, aber — weißt du — der Knecht hat mir einen Kasten mit Medikamenten gestohlen und ist auf und davon. Wer hilft mir jetzt, einen Possen und Komödie spielen vor den Leuten, daß die Bauern stehenbleiben und staunen und mir von den Büchsen und Pulvern ablaufen? Es ist schwer aufkommen. Der Theriak- und Arsenikumfresser sind gar viele in der Welt. Wenn du mit mir hältst, Mädel, ist's eine neue Lockung und Augenweide für die Leute. Möchtest du fein nicht?“

„Das schon. Aber —“

„Höre: ich stecke dich in Bubenkleider, daß die Junker und Herren gucken, mit der Zunge schnalzen und sagen: Ein artig' Büblein. Ein fein Büblein. Und zart und schmiegsam obendrein.“

Er ist hastig aufgesprungen und zerrt aus einem der Kästen bunten Plunder.

„Da — ein Wämslein und ein Höslein! Grell aufgeputzt! Der Kamm wird dir noch schwellen vor Eitelkeit, wenn du drinsteckst.“

Der Flatterwisch schüttelt sich vor Lachen, wie er die lustigen Lappen sieht. Der Arzneikrämer aber befühlt das Mädel von unten bis oben — das dünne Röcklein verbirgt ihm nichts — und grinst: „Hast ja keinen trocknen Faden am Leibe. Da, schlüpf' in das Höslein. Das ist warm. Geh, eil' dich. Die Sonne blinzelt schon herauf. Ich weck' den Grauen. Wir müssen weiter.“

Der Flatterwisch lacht noch immer, sucht sich aber einen Winkel und kleidet sich um.

Der Arzneikrämer steht schon auf der Brücke und hat dem Grautier die Kisten und Kasten aufgeschnallt, da hüpft das Mädel prustend und kichernd unterm Pfeiler vor, zupft sich hier, zupft sich da, reckt sich, tanzt, stolziert wie ein Pfau und kann sich nicht satt sehen am bunten Gelump.

Der Fahrende aber hat ein Blinzeln im Auge und denkt: Ein artig Büblein. Und das Höslein sitzt ihm fein stramm, daß die Junker gucken werden.

So wird das Mädel ein Gaukler und Spaßmacher, spielt vor den Bauern ein lustiges Stegreifspiel und lockt ihnen die Batzen aus den Taschen, dem Arzneikrämer aber in den Kasten hinein. Und alles nur darum: weil das Leben eine arg hohe Leiter ist, der Flatterwisch noch auf der untersten Stufe steht, aber doch gar zu gern dort hinauf möchte, wo der kaiserliche General prustend klettert, oder vielleicht noch höher hinauf — bis ins Blaue hinein —! Wer weiß?!

4.

Bei Rotholzen haben die Kaiserlichen ein Feldlager aufgeschlagen. Die Dorfschenke ist gerappelt voll von Soldatenröcken und Kürassen. Ist ein Fluchen und Gröhlen, und der Wein fließt in Strömen. Der Wirt mag zusehen, wie er die Zeche einkassiert.

Etliche Jäger und Arkebusiere wiederum streifen lieber dorfauf, dorfab, leuchten den Bauern in die Kästen und Keller und suchen lachend das Weite, wenn sie einen Silberschmuck oder einen Säckel mit Gülden gefunden haben.

Die Kornetts und Junker aber — es sind auch etliche Welsche darunter, und das sind die schlimmsten — lauern um die Häuser und haben's auf die Dirnen abgesehen.

Jetzt stellt sich der Arzneikrämer neben der Kirche auf, breitet seine Tränklein und Pulver säuberlich auseinander und hebt mit heiserer Stimme einen Sermon an. Der Flatterwisch aber in Wams und Bubenhosen muß seine artigen Sprünge verrichten und ein Stegreifspiel zum besten geben.

Die Kornetts und Junker kreisen wie die Habichte. Endlich kommen etwelche von ihnen heran, breitspurig und stolz wie die Hähne.

„Eine Wundsalbe will ich.“

„Hast keinen Spruch zum Festmachen?“

„Her mit dem Amulett!“

„Was ist das für ein Büblein? Artig, artig! Nur die Hosen sind ihm fein ein wenig zu prall. Wart', ich löf' dir den Leibriemen.“

Indem will er's Mädel haschen.

Das aber läuft im Bogen, tanzt über die Kirchhofsmauer und dreht ihm eine Nase.

Der Haufe lacht und schlägt sich auf die Schenkel.

Der Flatterwisch aber liegt auf der Lauer und sieht, wie's der eine, ein Langer, Schmaler, mit dünnem Kräuselbärtchen, mit dem Arzneikrämer zu tun hat.

Was ist das für ein Wispern und Flüstern, für ein Deuten und Zwinkern? Sie haben's auf den Flatterwisch abgesehen, daran ist kein Zweifel.

Der Fahrende ist gesprächig geworden. Ein Grinsen liegt ihm im Gesicht, und der verschnittene Knebelbart zerrt ihm den Mund breiter denn je auseinander.

Sie scheinen einen Handel abzuschließen. Ein ewiges Hin und Her. Ein Feilschen und Bieten, als ob ein Kälblein zum Verkauf stünde. Die Worte klingen kalt und berechnend, aber in den Augen der Handelnden ist ein Flimmern und Zucken, das deutlicher spricht als alle geflüsterten Worte.

Dem Flatterwisch wird's auf einmal zag zumute. Wer mag dem Arzneikrämer trauen? Er hat einen stechenden Blick und ein häßliches Lachen. Das ist ein Schlauer, der nur für seinen Säckel arbeitet. Geh einer zu nah heran an den Schelm, gleich greift er zu und hat seine Beute.

Da winkt der Fahrende dem Mädchen.

„Wirst du dich eilen? Wart', du Wicht! Gleich bist du da, oder —“

Das Mädel erschrickt. Es will rückwärts, in den Kirchhof springen. Aber wie es sich umblickt, stehen schon ein paar grinsend hinter ihm und langen mit den Armen hinauf.

Da muß es wohl oder übel in den sauren Apfel beißen. Es schiebt sich scheu zum Arzneikrämer hinüber und hört gerade noch, wie der dem langen Kornett grämlich zuraunt: „Bringt sie mir aber fein wohlbehalten wieder! Nicht, daß Ihr sie mit ins Lager schleppt! Sonst — heidi — mein Büblein hab' ich besessen —!“ Dann grinst er übers ganze Gesicht. „Und — ein Goldgülden, dächt' ich, wär' nicht zuviel bezahlt!“

Dem Flatterwisch klopft das Herz wie der Specht im Wald.

Frühling. Nach einem Gemälde von Colombo Jos. Max

Aus der Münchener Glaspalast-Ausstellung 1920



Der Lange aber greift das Mädel am Gelenk und hat ein gierig-zärtliches Lächeln um den Mund. Schon dreht er sich mit ihm herum.

„Den Goldgülden, Herr!" kreischt der Krämer.

„Ja, so! Ein Batzen tät's auch!"

Wirft das Geldstück hin und zerrt den Flatterwisch mit sich zum Dorf hinaus.

Hinter den Hecken macht er halt und lacht: „Was guckst, Mädel?"

Das Mädel sieht ihn sich von oben bis unten an. Der hat lange, baumlige Arme. Der Rock ist abgeschuffelt. Um den Leib hängt ihm ein Gürtel mit Säbel und Messergehenk.

O weh! Aus ist's mit der Lustigkeit! Wenn der Flatterwisch entschlüpfen will, gleich ist der Kornett hinter ihm her mit seinen langen Beinen.

Und nun legt er grinsend die Arme um ihren Hals und will sie an sich ziehen — und —

Dem Mädel wird's rot und blau vor den Augen. Taumelt nur so hin und her und weiß nicht, was beginnen.

Das ist's Leben also — ?

„Wär' ich doch beim Schlovak, oder daheim in der Dorfkammer, oder — "

Jetzt baumelt ihm das Messergehenk vor den Augen. Immer hin und her. Blinkernd, höhnisch, als wollte es kichern: Da hast du deine Sehnsucht! Dummer Tropf!

Ganz rot vor Scham wird das junge Ding. Möchte am liebsten im Erdboden versinken oder —

Ein Blitz fährt ihm durchs Gehirn.

„Wart', Schelm!"

Und reißt dem Kaiserlichen das Messer aus der Scheide.

Der Kornett macht ein dumm-pfiffiges Gesicht und will nach ihm langen.

„Teufel, willst du parieren!"

Die breite, rote Hand droht. Der Kerl schiebt sich vor und will das Mädchen packen.

Was nun, Flatterwisch?

Die Gefahr ist groß, aber dem Flatterwisch wächst der Mut mit jeder Sekunde.

„Halt, Schelm, hab' ich dich!"

Die Hand greift zu wie eine Geierkralle.

Aber der Flatterwisch ist ebenso flink. Ritzt dem Kornett mit dem Messer über den Handrücken. Sirr — ein Blutbächlein sprudelt.

Der Kaiserliche zuckt zusammen und flucht. Das Mädel aber, tolldreist, stellt dem Langen ein Bein, daß der — pardauz! — in die Dornenhecke plumpst, und läuft — und läuft — —

Erst, als es den Wald erreicht hat und das schützende Gestrüpp, holt es Atem, wirft sich auf den Boden nieder und — weint!

Etwas Furchtbares, Erschütterndes ist in sein Leben getreten, etwas, das die Seele aufwühlt und schneidende Furchen gräbt. Am liebsten möchte das junge, unerfahrene Ding den heißen Kopf in Kissen stecken, wie Kinder es tun, wenn ein unbekanntes Schreckgespenst sie aus ruhiger Heiterkeit aufgescheucht hat.

Aber da ist nirgends ein Schlupfwinkel, der besänftigen könnte. Ätzende Erinnerung bleibt. Das Leben, das dem Flatterwisch eins seiner tausend Gesichter gewiesen hat, gräbt mit hartem Griffel unverlöschbare Zeichen in die weiche, empfängliche Kinderseele.

5.

Der Flatterwisch schluchzt noch immer, aber nicht mehr so krampfhaft und schütternd wie zuvor. Die Tränen vielmehr, die sprudeln, lösen die dumpfe Bangigkeit, die fieberhafte Anspannung allgemach in ein weiches, dämmriges Glücksgefühl auf.

Birken summen zu seinen Häupten. Das ist wie ein weiches Zureden, das sanft in die Seele gleitet und alles Trübe auslöscht.

Das Mädel schläft ein und hat ein Lächeln um die Lippen —

Wie's dann wieder aufwacht — die Sonne steht schon tief, und ein Häher kreischt gerade überm Dickicht —, wird ein Knacken und Knistern neben ihm laut. Der Flatterwisch wendet sich und schrickt zusammen.

Da hockt einer zur Seite, von dem das Mädel nicht weiß, ob es über ihn lachen oder sich fürchten soll. Ist einer mit einem schwammigen Gesicht und einer brandigen Narbe quer über die Stirn. Mit feuchten Augen und einem breiten Mund. Und recht verwildert im Gewand.

Der lacht jetzt dröhnend, schlägt sich auf die Knie und ruft mit seiner tiefen, faßhohlen Stimme: „Hussa! Es gibt noch Edelwild im Wald. Hat das Soldatenvolk doch noch nicht alles weggeschnappt. Brauch' ich mir heut zur Nacht kein Huhn von den Bauern zu stehlen. Der Braten da ist leckrer."

Das Mädel denkt: Ich armes Hascherl! Kaum bin ich dem einen davongesprungen, gleich fängt mich ein anderer in seinem Garn. Das Leben ist nichts als Hetze und Angst.

Und rückt ein wenig von ihm ab.

Der andere aber lacht schon wieder: „Hast artige Bubenkleider an. Solch einen Famulus hab' ich mir mein Lebtag gewünscht."

„Famulus — was ist denn das?"

„Simplicitas! Siehst du mir denn nicht an, daß ich ein Genie bin, ein Weiser, ein Musensohn, ein Studiosus? Lumen, d. h. das Licht! Ich bin das Licht. Ich leuchte in die Finsternis dieser Welt. Ich bin beschlagen in allen Künsten. Aber die ars amandi ist doch die öberste!"

Wieder lacht er. Das klingt so tief und hohl und schütternd, als sei ein Gewitter tief unterm Waldboden, oder ein Erdbeben durchs Mark der Welt.

Jetzt spreizt sich der Studiosus wie ein Türkenpascha, nimmt den Mund voll und predigt: „Was ist der Sinn des Lebens? Mädel, darüber hast du sicherlich noch nicht nachgedacht. Um das zu sagen, muß ich erst kommen: ein Jünger Apolls, ein Philosophus, ein Grübler und zweiter Jupiter! — ‚Die Menschlein prellen!' das ist der Sinn des Lebens! Merk' auf: prellen! prellen!! prellen!!! — Damit bin ich all' mein Lebtag noch am besten gefahren. Aber die Herren Professores mögen per lineam perpendicularem in die Hölle fahren!"

Und dabei macht er ein so drollig-wütendes Gesicht, daß dem Mädel alle Furcht verflattert. Hell auflachen muß es.

Der Studiosus aber hebt verwundert die Ohren: „Sapperment! Du lachst, daß es mir in der Seele kitzelt. Du bist ein Tausendsassa, ein Waldkobold! Und — aber wo bin ich doch stehengeblieben? — Richtig! Nach Feldheim will ich balbieren gehen."

„Balbieren? Bist du denn ein Bader und Quacksalber?"

„Potz Zipfel! Die große Schaffschur ist nahe! spricht eine Stimme in meiner Seele. Der Durst regt sich zu unterst, das große Tier, das gefüttert werden will. Aber Futter kostet Geld, Dummerchen. Darum geh' ich balbieren, das ist prellen, auf daß Geld in den Säckel fließe."

Und mit seiner tiefen, trunkenen Stimme hebt er zu brummen an:

„Der Durst und die Liebe
Regieren die Welt . . ."

Indem macht er eine hastige Wendung, hascht sich den Flatterwisch, drückt ihn wie eine Puppe in seine Arme und triumphiert: „Du sollst meine Bacchantinne werden,

hörst du! Hussa, das Leben! Am Tage stehlen und des Nachts lieben! Hältst du's nicht auch mit der Weisheit?"

Stehlen! Ja, das hat sie gelernt. Aber — lieben?! Was ist denn das — „lieben"? 's ist auch so ein Wort, das man tagein, tagaus im Munde führt, das aber dennoch rätselhaft bleibt.

„Ist mir gar nicht recht klar, was Liebe ist!" sagt sie schamhaft und senkt die Stirn dabei.

Der zweite Jupiter und Philosophus macht ein verdutztes Gesicht, als wisse er nicht aus noch ein. Dann aber dröhnt der Wald von seinem Lachen wider. Er wiegt's Mädel in den Armen, und seine feuchten, wässerigen Augen blinkern.

„Weißt nicht, was Liebe ist? Wart', ich will dir ein Lehrmeister sein, wie's keinen zweiten auf der Welt gibt. Daß du sagen sollst: alle Professores und Neunmalklugen sind Waisenknäblein gegen die Gelahrtheit des Magisters Raufusius!"

Und damit preßt er sie stürmisch an sich, zwängt einen Schrei hervor, daß die Vögel im Gebüsch ängstlich flattern, und sucht mit seinen Lippen die ihren.

Dem Mädel möchte das Herz stillstehen vor Angst und Besorgnis.

O weh, denkt's. Aus dem Regen in die Traufe! Das also ist die Liebe. Erst der Kornett und nun der Studiosus!

Der aber kneift die Augen zusammen und brummt: „Wirst es schon lernen. Du bleibst bei mir. 's ist sowieso nichts für meine alten Tage, stehlen gehen in den Dörfern, nur damit der Leib befriedigt wird mit gebratenem Huhn und Bauernspeck. Das sollst du fortan besorgen. Du bist geschmeidiger und geschwinder. Auch fein zierlich und schlank, um durch die Räucherkammerfenster zu schlüpfen. Bring' mir nur immer zu essen und zu trinken, vor allem einen Krug Bier zum Nachtmahl, und ich werde dich gut halten."

Mitdem knickt er das Gezweig auseinander. Ein Huhn liegt am Boden, halbgerupft, und eine Kanne Bier steht auch zur Hand.

„Für heute ist gesorgt, Mädel. Bereit' fein das Huhn! Ich brenne dir ein Feuerchen an. Nachdem wollen wir nachtmahlen."

Ein Flämmlein zuckt auf im dürren Reisig, und der Flatterwisch sengt das gestohlene Huhn darüber. Magister Raufusius aber streckt sich im Laub am Boden und legt den Rand der Bierkanne an die Lippen. Die Augen schließt er, und um den Mund schlüpft ihm ein Zug wie von wunschloser Seligkeit und Wonne.

Das Feuer prasselt. Ein feiner Rauch steigt und der Duft vom Brathuhn. Der Magister regt sich nicht, nur zuweilen lallt er wie ein Kind an Mutterbrust. Der Flatterwisch neigt sich über die Flammen und scheint ganz mit Braten beschäftigt. Aber hinter der kleinen Stirn kreisen die Gedanken ängstlich wie Schwalben, wenn Gewitter kommt.

Manchmal wirft das halbwüchsige Ding einen verstohlenen Blick zum Magister hinüber. Dabei denkt es: Wie kann ich ihm nur entschlüpfen? Erst der Schlovak, dann der Arzneikrämer und nun der Studiosus! Ich heiß' nicht umsonst der Flatterwisch. Manch einer möchte getrost aushalten bei einem von den dreien. Ich aber hab' 's Quecksilber in den Gliedern. Wüßte ich nur, wie das Leben ausschauen soll, daß es mir gefallen möchte!

Dabei gleiten ihm die Blicke verträumt ins Weite. Und immer noch klingen ihm des Magisters Worte von der Liebe im Ohr.

Liebe —?

Nein! Nein! Das junge Ding schüttelt sich, wenn es daran denkt, wie des Studiosus' warmer Atem seine Lippen gestreift hat. Überhaupt: der Magister ist häßlich, schwammig, aufgedunsen. Wenn aber — ein anderer käme, sich zu ihm neigte und mit seinen Lippen des Mädels Lippen suchte, einer, der dem Flatterwisch gefiele: mit Glut in den Augen und lachenden Zähnen — ja, was wäre denn dann —?

Das Mädel merkt gar nicht, daß es über und über rot wird, obwohl doch niemand in der Nähe ist, der seine Scham entdecken könnte. Aber das Bubenwämslein spannt sich mit eins über der Brust, daß der Flatterwisch den Kragen öffnen muß und auch die oberen zwei Knöpfe.

Wieder wandern seine Augen träumerisch durch die Weite.

Frei sein! Ach, nur frei sein! Etwas suchen gehen in der Welt, das die Ruhe ist und die Unruhe gleicherweise. Wenn man nur wüßte —

Da sieht es: das Feuer ist niedergebrannt. Ein paar Reiser glimmen noch wie Glühwürmchen. Und drüben der Studiosus ist noch immer in seiner Verzückung.

Ein Gedanke blitzt dem Mädel durchs Hirn. Spott liegt ihm auf gekräuselten Lippen. Es zupft den Magister am zerschlissenen Ärmel und ruft: „Reisig geh' ich suchen im Wald. Das Feuer ist tiefgebrannt. Gleich bin ich wieder da. Fein saftig wird's Hühnlein."

Der Musensohn schmatzt mit den feuchten Lippen: „Knusprig! Knusprig! Und nicht zu schwarz verbrannt!"

Das Mädel antwortet nicht, bückt sich und kriecht durchs Unterholz. Sieht sich aber nicht nach Reisig um, reißt auch keine dürren Wurzeln aus dem Erdreich, sondern springt immer geschwinder, immer geschwinder.

„Wart', Magister Raufusius! Dein Hühnlein liegt in der Asche und verkohlt."

Der Flatterwisch aber läuft und denkt: Nun muß das rechte Leben beginnen. Weit genug bin ich schon gewandert. Vielleicht daß in Feldheim —?! Strömt ja genug Volks dort zusammen. Was tut's, daß die drei Landfahrer auch dorthin pilgern? Ich weiß ihnen schon ein Schnippchen zu schlagen.

Und das Mädel liest am Wegweiser dicht am Waldrand: Nach Feldheim! —

(Schluß folgt.)

Mein Herz will blühen. Von Carl Hagen-Thürnau

Ich will nicht lange wägen und fragen,
ich will verschwenden wie der Mai!
Die Bäume können den Blust kaum tragen:
Mein Herz will blühen — es sei, es sei!

Mögen andre nach Krämersitten
rechnen und sorgen, wie lang, wie kurz —
meine Liebe soll sich über dich schütten
reich und schön wie ein Rosensturz!

Lieder sing' ich und baue dir Throne
und kehre mein Herz dir um und um —
und will nicht fragen, ob es sich lohne
und ob ich ein Narr — sei's drum, sei's drum!

Intelligenzprüfungen an Menschenaffen

Von Dr. Wolfgang Köhler. (Hierzu zwei Aufnahmen des Verfassers)

Kurz vor dem Krieg wurde auf der Kanarischen Insel Teneriffa von der Berliner Akademie der Wissenschaften eine Station errichtet, die vielseitige Studien an Menschenaffen durchführen sollte. Dabei waren in erster Linie psychologische Studien ins Auge gefaßt. Ausgebildete Psychologen mit Erfahrung in den Methoden der experimentellen Psychologie des Menschen wurden mit den Untersuchungen beauftragt, von denen vor allem der Verfasser des nachstehenden Aufsatzes ausgedehnte Untersuchungen an Schimpansen durchgeführt hat. Die Untersuchungsmethoden wurden an Tieren ausgeführt, die möglichst frisch aus der Natur stammten, also außer beim Fang noch nicht viel mit Menschen in Berührung gekommen waren. Die Tiere stammten aus Kamerun und von der Guineaküste und standen im Alter von 4 bis 6 Jahren.

Die Tierpsychologie ist zu einem guten Teil aus Beobachtungen hervorgegangen, die Tierliebhaber an ihren Hausfreunden aus dem Tierreich, an Hunden, Katzen u. dgl. gemacht haben. Weil aber Erzählungen dieser Herkunft weit mehr Zuneigung zu den Tieren als besonnene Kritik verrieten, so stellte sich der Amerikaner Thorndike eines Tages die Aufgabe, jene Hausgenossen des Menschen mit kritischem Auge ebendann zu beobachten, wenn sie allen Anlaß hatten, so Kluges zu tun, wie man ihnen nachrühmte, also etwa Riegel und andere Türverschlüsse zu öffnen, um sich so aus einem Käfig zu befreien. Das Ergebnis war eine arge Enttäuschung: denn anstatt sich irgend ähnlich zu verhalten wie Menschen gegenüber solchen Aufgaben, zeigten die Tiere von vornherein überhaupt keine Einsicht in die jeweilige Sachlage, sondern erreichten nur zufällig in stürmischem Anrennen, Schlagen und Beißen, daß unversehens die betreffenden Verschlüsse richtig betätigt und sie selbst befreit wurden. Erst in wiederholter und allmählicher Übung konnte auch eine glatte Lösung der Aufgaben zustande kommen, die schließlich wie einsichtig vollzogen wirken mochte, obwohl sie ein Produkt bloßer und mechanischer „Selbstdressur“ war.

Die Menschenaffen, die in der Anthropoidenstation auf Teneriffa beobachtet wurden, haben die Wissenschaft außer durch allerhand andere Dinge vor allem dadurch überrascht, daß sie einfache zweckmäßige Handlungen auf gänzlich andere Art neu vorbringen, und zwar wahrscheinlich ganz so wie etwa menschliche Kinder in den gleichen Fällen. Es sei z. B. einige Meter vom Turnseil der Tiere ihr Futter so hoch aufgehängt, daß sie es vom Boden aus nicht erreichen können. Ein Schimpanse, der diese anschaulich gestellte Aufgabe übersieht, zaudert kaum einen Augenblick, und gewiß probiert er nicht sinnlos herum; gleich wandert sein Auge zum Seil hinüber, schon ist er dort, packt es, nimmt einen mächtigen Schwung, fährt hinaus in die Luft und reißt das Ziel mit sich herunter. Ein anderer, noch ein ganz junges Tier, fand sein Futter ebenfalls hoch und vom Boden unerreichbar angebracht, aber diesmal gab es kein Turnseil in der Nähe, und nur eine Holzkiste stand 3 bis 4 m entfernt. Der Affe sprang zunächst mehrmals unter dem Ziel in die Höhe, versuchte es dann mit einer Schlinge des starken Seiles, an dem er selbst angebunden war, herunterzuschlagen und gab nach mehreren solchen Versuchen (die ja nicht sinnlos, wennschon ohne Erfolg waren), seine Bemühung vorerst auf, freilich nur, um vom Appetit bald wieder zum Ziele hingezogen zu werden. Nach einer Weile tritt er, mit einem Blick zum Ziel hinüber, an die Kiste heran, gibt ihr einen kurzen Stoß, ohne sie dabei vom Fleck zu bewegen, geht langsam ein paar Schritte von ihr fort, kehrt wieder, stößt sie, abermals nach einem Blick zum Ziel, ganz schwach an — und so noch ein drittes Mal. Als gleich darauf das Ziel um ein Stück Apfelsine verschönert wird, bricht die ganze Lösung auf einmal durch: der Kleine packt die Kiste, zieht sie geradeswegs unter das Ziel, steigt auch schon hinauf und ergreift es. Daß dies Verhalten hier in sinnlosem Herummachen allmählich und zufällig entstehe, kann niemand behaupten wollen, und zugleich erweist der Versuchsanfang, daß das Tier die Aufgabe jedenfalls noch nicht früher zu lösen gelernt hat; also muß sich das neue Tun aus dem Drang nach dem Ziel und Verständnis der Sachlage plötzlich neu ausgebildet haben. Dasselbe wäre zu einer großen Mannigfaltigkeit derartiger einfacher „Erfindungen“ der Menschenaffen zu sagen. Als Schemel, ein hochhängendes Ziel zu erreichen, dient diesen Tieren nicht nur die Kiste, ebenso auch ein



Abb. 1. Ein Menschenaffe benützt eine freistehende Stange als Hilfsmittel, um zu seinem in der Höhe hängenden Futter zu gelangen.

Türflügel, der dazu aufgedreht wird; ein Stab wird zum Heranziehen sonst nicht erreichbaren Futters wie zum Herunterschlagen des wieder einmal zu hoch hängenden, außerdem aber als Waffe, zum Insektenfang, zum Ausgraben von Wurzeln und zum Aufbrechen von Drahtnetzen verwandt; endlich pflegten ihn mehrere als Springstange derart zu benutzen, daß sie an ihm, wie er frei auf die Erde gesetzt dastand, schneller in die Höhe und nach dem Ziel hinkletterten, als er seitlich umfallen konnte (siehe Abb. 1).

Auch Herstellung primitiver Werkzeuge habe ich oft genug beobachtet: Ein Orang, also ein asiatischer Menschenaffe, dem eines Tages der Stock als Werkzeug fehlte, splitterte alsbald vorsichtig einen langen Stab vom Dachgebälk los; wenn ein Schimpanse seinen kräftigen Stock nicht durch eine enge Öffnung hindurchführen kann, spitzt er ihn sofort mit den Zähnen zu, bis er schmal genug ist.



Abb. 2. Ein Schimpanse baut ein Gerüst, um zu seinem in der Höhe angebrachten Futter zu gelangen.

Indessen kommt man im Verfolg solcher Leistungen gar bald selbst an Grenzen, wo man sie nicht recht erwartet: Ist eine Kiste als Schemel nicht hoch genug, so kommt es freilich bald dazu, daß ein begabter Schimpanse eine weitere und nötigenfalls noch eine auf die untere türmt, bis der Bau hoch genug ist. Aber dabei macht man die merkwürdige Erfahrung, daß diese Wesen zwar den Einfall „noch eine Kiste darauf!“ recht leicht haben, aber dann nicht wissen, wie sie die zweite auf der ersten anbringen sollen, so daß ein festes Gebäude entsteht. Hier ist es mit ihrem Verständnis auf einmal aus, und noch bei großer Übung im Bauen bringen Schimpansen immer wieder Gebilde zustande, die stark gegen die Forderungen guten Gleichgewichts verstoßen (Abb. 2).

Nicht alle Fälle einsichtigen Verhaltens beim Menschen sind „Erfindungen“. Wenn ich jemandem das Prinzip einer neuen technischen Einrichtung mit klaren Sätzen vortrage, so braucht auch dann das „Verstehen“ oder „Einsehen“ nicht sofort und mit Selbstverständlichkeit aufzutreten, wenn sämtliche Voraussetzungen für den neuen Gedankengang dem Hörer genau bekannt sind; sondern oft erst nach mehrfacher Wiederholung wird sich ihm etwas Entscheidendes an dem Sinn meiner Sätze und zwischen ihnen vollziehen, das mit einem Male seine Augen aufblitzen läßt und sich so als ein besonderer neuer Vorgang, eben der des „Einsehens“, auch äußerlich zu erkennen gibt. Jetzt wird der Hörer im allgemeinen auch fähig sein, selbst das Prinzip des neu Aufgenommenen darzustellen. Wollen wir also das „Verstehen“ beim Menschenaffen prüfen, so werden wir als Prüfstein benutzen, ob er das Prinzip eines vorgeführten Handlungsbeispiels sachgemäß als eigene Handlung nachzubilden vermag; dabei verwenden wir als Vorbild und Nachbild Handlungen, weil das Tier weder Sprache versteht noch selbst spricht. Daß nun dergleichen wirklich geschieht, ist keineswegs selbstverständlich; denn der innere Zusammenhang und Sinn einer Handlung kann zwar wie der einer Satzfolge verstanden werden, das bloße Zusehen muß aber nicht zu solcher Einsicht führen, und ferner ist es nur ein verbreitetes Märchen, das den Affen einen besonderen Trieb zuschreibt, möglichst alles nachzumachen was in ihrer Umgebung geschieht. In der Forschungspraxis beginnt man eine Prüfung dieser Art, indem man feststellt, daß eine bestimmte Erfindung von dem betreffenden Versuchstier sicher nicht gemacht wird. Ich fand zum Beispiel, daß ein weniger begabter Schimpanse durch Tage und bei größtem Hunger nicht darauf kam, unter sein hoch aufgehängtes Futter eine Kiste zu stellen, die nur einige Meter abseits stand; selbst als er, von vergeblichem Springen nach dem Ziel ermüdet, schließlich auf der Kiste niederhockte, brachte das nicht einmal eine Andeutung der Lösung hervor. Schließlich trug ich selbst die Kiste unter das Ziel, stieg hinauf, ergriff das Futter, ohne es herabzunehmen, sprang wieder auf den Boden und warf die Kiste beiseite. Keine Minute verging, so fraß der Affe schon, weil er inzwischen das gleiche Verfahren eingeschlagen und das Futter heruntergerissen hatte. Von da an brachte er in gleicher Lage stets ohne Zaudern dieselbe Lösung vor. Ähnliche Beispiele könnte ich in größerer Zahl anführen. Daß aber wirklich eine Leistung in dergleichen liegt, zeigt sich klar erstens an dem Umstand, daß selbst die begabtesten Tiere nur soweit Handlungen übernehmen, als der Zusammenhang, auf den es in ihnen ankommt, recht einfach faßbar bleibt, zweitens daran, daß auch die eben beschriebene Prüfung von ganz törichten Affenindividuen nicht bestanden wird. Sie gehen wohl schließlich zur Kiste und rücken etwas an ihr herum, sie steigen auch wohl dort, wo sie nun einmal steht, hinauf und springen hier in die Höhe, aber gerade hierdurch erweisen sie, daß sie die Handlungen „Kiste bewegen“ und „auf die Kiste steigen“ am Vorbild nicht in dem einen Zusammenhang erfaßt haben, der allein das Einbeziehen der Kiste in die gegebene Sachlage zu sinnvollem Tun macht.

Es sind unter anderem Sachverhalte dieser Art, die die Beobachtung an Menschenaffen sogar fruchtbar für die Psychologie des Menschen gemacht haben. Denn während wenigstens der erwachsene Mensch so etwas infolge großer Übung schon ganz mechanisch vollzieht, so daß wir seinem Verhalten nicht mehr viel über die ursprüngliche Natur solcher Leistungen entnehmen können, zeigt uns der Verlauf von Tierexperimenten mit einem Schlage deutlich, daß eine Fülle von Problemen schon in so einfachen Tatbeständen verborgen liegt, ja wir werden sogar zu ganz bestimmten Gesichtspunkten für ihre theoretische Behandlung hingeleitet.



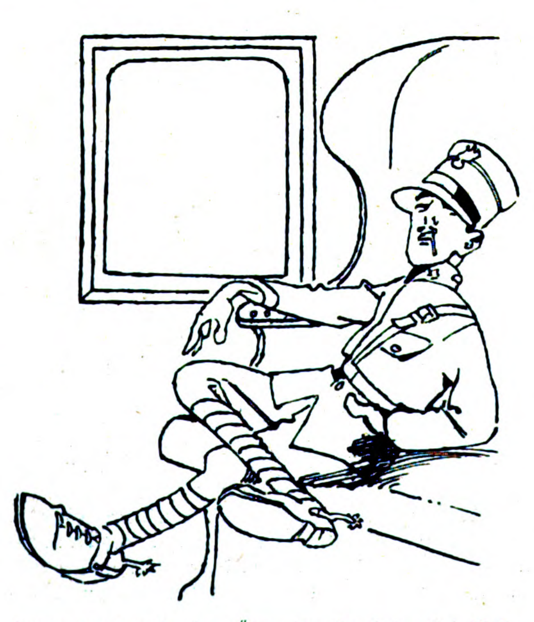
Typen aus dem heutigen Österreich: Fahrgäste 3. Klasse.

O du mein Österreich! ⋆ Von Carl Marilaun

Mit sieben Zeichnungen von Fritz Schönpflug

Eine halbe Schnellzugsstunde unter Wien drängen sich die Reisenden an die vereisten Fenster, Station Felixdorf ist in Sicht, in der vor einiger Zeit ein mit Volldampf fahrender Güterzug dem durchbrausenden Schnellzug aus Italien in die Flanke gefahren ist. Das Ergebnis waren einige ineinander verkeilte Waggons, zertrümmerte Lokomotiven, ein im Unfallsbericht der Südbahngesellschaft nicht vergessener „Millionenschaden", an hundert Verletzte und eine Anzahl von Todesopfern. Wie viele, ist noch immer nicht bekanntgegeben worden, trotzdem seit dem Unglück immerhin schon eine geraume Zeit vergangen ist. Offenbar, weil amtliche Schätzungen zugrunde gegangenen Menschenlebens von der Erwägung ausgehen, daß Lokomotiven und Güterwagen heutzutage schwerer als Eisenbahnreisende zu ersetzen sind.

An Leuten, die mit der Eisenbahn fahren, mangelt es nämlich merkwürdigerweise immer noch nicht, trotz der wahnsinnigen Erhöhung des Fahrpreises, der zu der Pünktlichkeit, Bequemlichkeit und Zuverlässigkeit, mit der die österreichischen Bahnen ihre Fahrgäste befördern, in umgekehrtem Verhältnis steht. Ein Gang durch solch einen fahrenden Zug ist übrigens sehr lehrreich; man hat hier zwischen der ersten nnd der dritten Klasse allen Jammer und alle Üppigkeit, die neuen Schichtungen und die alte Schlamperei des österreichisch-irdischen Daseins von heute hübsch beisammen. In der ersten Klasse, bei guter Beleuchtung und Heizung, auf Polstern aus elegantem grauen Samt, fahren eigentlich nicht einmal die großen Schieber und neuen Reichen, die man hier vermuten möchte. Sie haben nämlich alle längst schon ihr Auto; tatsächlich hat man nie in Friedenszeiten auf den die Schienenstränge begleitenden Landstraßen auch nur annähernd so viele und prachtvolle Reisewagen mit krösushaften Karosserien gesehen. In der ersten Eisenbahnklasse fahren fremde Militärs und sehr einheimisch aussehende höhere Beamte; der Freifahrtschein ist nicht abgeschafft, und der Mann,



Typen aus dem heutigen Österreich: Der Fahrgast 1. Klasse.



Typen aus dem heutigen Österreich: Der gute Bekannte von früher.

der in der ersten Klasse eine ordnungsmäßig bezahlte Fahrkarte vorzuweisen in der Lage wäre, würde unangenehmes Aufsehen erregen.

In der zweiten Klasse fährt sichtlich jener neuere Mittelstand, den das Volk mit den Schiebern zu verwechseln pflegt. Es sind aber bloß Schleichhändler vornehmerer, nach außen hin sogar gut bürgerlicher Art; sie zerknüllen zwar die deutschösterreichische Tausendkronennote ziemlich achtlos in der Westentasche, aber sie sind immerhin solid genug, um den Zehntausendkronenschein etwas genauer anzusehen, ehe sie ihn ausgeben. Es sind mittlere Börseaner und Kaufleute von mittlerer Anständigkeit; meistens trifft man auch einen sozusagen guten Bekannten unter ihnen, der uns vor ein paar Jahren noch eigenhändig Salzgurken ins Papier gewickelt hat.

Dritter Klasse fahren die besseren österreichischen Menschen, die den Krieg unbedingt verloren haben: Deklassierte, die sich durch eine mitunter zu einem Winterrock umgearbeitete Reisedecke von jenen ländlichen und städtischen Kriegsgewinnern zu unterscheiden suchen, die ein schlichtes Kopftuch oder einen grünen Hut mit Gamsbart tragen, Butter gegen Petroleum tauschen und Adressen von Schwarzschlächtern und biederen Bauernfrauen wissen, bei denen die Kühe gegen Vorweisung einer Pendeluhr, eines Grammophons oder einer Plüschgarnitur immer noch die Milch geben, die keine Ablieferungsverordnung und kein Aufruf zugunsten hungernder Wiener Kinder aus ihnen herauszumelken vermag.

Es ist merkwürdig und fast erschütternd, wie wenig der größte Teil dieser Dritteklassemenschheit dem Bilde entspricht, das man sich von unserem Österreichertum immer noch zu machen geneigt ist. Man braucht nur von Wien nach Linz, Steiermark oder Klagenfurt zu reisen, um den pietätvoll oder wehleidig festgehaltenen Begriff von „O-du-mein-Österreich" unterwegs und endgültig zu verlieren. Jeder und jede macht hier jene Art von Geschäften, die unser Bürgerliches Gesetzbuch nur in Verbindung mit Arrest bis zu drei Monaten, verschärft mit hartem Lager und nachfolgender Entziehung einer Betriebslizenz, anzuführen pflegt. Die österreichische Herzlichkeit ist wohl noch da, aber unter Schleichhändlern, die sich Bruder nennen, mit der Hand in der Tasche des anderen. Man ist noch gemütlich und meistens sogar auch ungeheuer aufgeräumt, aber dies sind nur die erbösterreichischen, ländlich sittlichen Begleitumstände des hiesigen gegenseitigen Kragenumdrehens. Jeder zweite ist Schmuggler, jeder dritte Blutsauger en detail, und alle vereinigen sich zu einem Chorus überzeugt biedermännischen Geschimpfes, wenn es erstens gegen die Schieber und zweitens gegen die Regierung geht.

Denn die großen Schieber haben Millionen, während sich der kleine Blutsauger um jeden Tausender rackern muß. Und die Regierung hängt unentwegt bloß die kleinen Diebe, die großen Gauner laufen frei herum, und es wird immer schwerer, die Butter, die man auf dem Kopf hat, im redlichen Schleichhandel mit zweihundert Prozent bürgerlichem Gewinn unterzubringen.

Querschnitt des Neuösterreichischen, diese dritte Eisenbahnklasse: lauter Leute, die leichtfaßliche und ungemein einleuchtende Theorien über das Aufhängen der anderen zum besten geben, um sich hernach in die Kniffe des Nichterwischtwerdens brüderlich einzuweihen.

☆

Inzwischen trägt der Semmering seine grünen, schneebeladenen Nadelwälder ans Fenster. Der Himmel ist ganz blau geworden, es ist ein Prima-Winterhimmel für die Leute, die in den glitzernd besonnten Hotelpalästen dort oben zwischen den Tannen tausend Kronen Pensionspreis für einen Tag bezahlen, an dem sie von Geschäften ausruhen, statt sie zu machen. Wie der silberne Schild des Erzengels leuchtet die steinerne, zweitausend Meter hohe Rax, die Promenadenwege in den Wäldern sind wundervoll instand gehalten; Tannen des Märchens neigen sich sachte, beladen mit schimmernden Schneepolstern, über die Kehren der Rodelbahn. Sonnverbrannte, sehnige Schneeschuhläufer ruhen an einem Hang, sie halten selbstgepflückte Schneerosen in den Händen und plaudern über einen Waggon Leder oder tauschen sachmännische Erwägungen über ungeahnte Möglichkeiten des Hinaufnumerierens aus.

Abends ist Ball im Hotel, Treffpunkt der neuen Gesellschaft. Die nichtschiebende Menschheit las es teils mit Neid, teils mit Empörung — „als die animierte Stimmung aufs höchste gestiegen war, zerschlugen die Gäste die noch auf der Tafel befindlichen Weingläser und Porzellanteller und benutzten Blumen, die bis zu hundert Kronen das Stück bezahlt wurden, als Wurfgeschosse..."

Sodom und Gomorra? Ich weiß es nicht, ich bin nicht Augenzeuge dieser Schlacht gewesen und kann mir keine Vorstellung von der Eignung einer Tuberose oder gefüllten Nelke zur Zerschmetterung von Champagnergläsern machen.

Ich schließe infolgedessen bloß auf hochentwickelten Kretinismus der „Kämpfer" und Gemeingefährlichkeit von Behörden, die das Schlachtfeld noch immer nicht für ein paar hundert tuberkulöse Kinder aus Wien gründlich gesäubert haben. — — — — — — — — —

Graz in Steiermark, Landeshauptstadt, in vielen Bänden besungen von Rudolf Hans Bartsch, einst Pensionopolis österreichischer Feldzeugmeister, die es teils mit einer kleinen Arterienverkalkung zu tun hatten, teils nach den letzten Kaisermanövern abgesägt wurden. Eine sehr österreichische Stadt: auf den grüngestrichenen harten Eisenfesselchen im Stadtpark saß Stern an Stern aus dem Militärschematismus, Exzellenzen fütterten Spatzen, auf jede Amsel kam ein verabschiedeter Feldmarschalleutnant, und säbelbeinige Kavalleristen a. D. erklommen jeden Vormittag den grünen Grazer Schloßberg, wo Efeu um alte Kanonen aus Franzosenzeiten wächst. Es sah wie eine Rekognoszierung aus, war aber eine Marienbader Kur.

Gegenwärtig sieht es in Graz nicht nach abendsonnigen Stadtpark- und Schloßbergidyllen aus. Die alten Pensionisten sind von den letzten Konsequenzen eines



Typen aus dem heutigen Österreich: Ein kleiner Tauschhändler.



Typen aus dem heutigen Österreich: Feldmarschalleutnants a. D.

Kriegsküchendaseins ereilt worden, und die verabschiedeten Feldmarschalleutnants des Weltkriegs schreiben anderswo ihre Memoiren. Die Grazer sind ganz unter sich, und etwas von der Herbheit der Luft auf den steirischen Bergen weht den zugereisten Wiener unter diesem gröber gebauten Menschenschlag an. Der Grazer ist naturnäher, steht stärker auf seinen Füßen und besitzt kräftig entwickelte Ellenbogen; wienerisch weichmütige, schnellangebiederte Gemütlichkeit ist hier ziemlich unbekannt, die österreichische Weltuntergangsstimmung scheint in Graz auf Grobheit reduziert zu sein. Man könnte statt dessen auch „Charakter" sagen. Diese blonden, stämmigen, innerlich wie äußerlich robusten Menschen schließen keine wienerischen Kompromisse; ihr Deutschtum kapituliert nicht, wie in der Wiener Kärntnerstraße und den Ringstraßenrestaurants, vor jedem himmelblau strahlenden italienischen Salonleutnant.

Und dabei kann es vorkommen, daß man, am Mittag durch diese älplerische und Barockstadt schlendernd, geradeswegs in den Süden entführt zu sein glaubt. Um das Stukkowerk und die Steinsäulen romanischer Laubenhäuser flittert die südliche Sonne, in den jähblauen Himmel stürzen sich Schwärme von Tauben; hinter einem altösterreichischen, noch den Adler tragenden Schwibbogen dämmert mit Düften aus der Apotheke und dem Kolonialwarenladen die Gasse einer italienischen Kleinstadt, mit Blumen hinter den vereisten Fenstern, Volksgewühl um einen Gemüsestand und strohumwickelten Oleandern im tiefgewölbten Hausflur. Das Gemäuer einer edlen, grünpatinierte Kuppeln tragenden Kirche leuchtet altgolden über einen totenstillen, mit Katzenköpfen gepflasterten, jedem Schritt ein hallendes Echo nachsendenden Platz mit hohen, toten Häusern.

Und drüben in der Sonne des Stadtparks wiegt ein schirokkohafter Wind die hohen schlanken Pappeln. Krähen schreien, aber mit blitzenden Flügeln kreist der Taubenschwarm um die große, stadtbeherrschende Schloßbergturm über den Dächern. Nachmittags um vier fällt wieder der Frost ein, Schneeflocken wirbeln und lauter schreien die vielen Krähen. Eis knirscht auf den Stadtparkwegen und der Traum vom Süden, an dessen Schwelle diese letzte nordische Stadt gebaut wurde, ist dahin ...

✡

Mit Schneeschuhen die alte Paßstraße hinan. Nebel ziehen durch die Fichten, nach einem frühlingshaften Sonnentag donnern die Lawinen im Gewänd. Ein wilder Felsenkessel öffnet sich, die Welt ist zu Ende, Schneewächten mauern das Bergkirchlein ein, auf dessen Friedhof viele junge, dort oben im Steinkar verunglückte Menschen liegen.

Hart an der Friedhofsmauer der alte Paßgasthof. Holzführer kehren hier ein. Ihre Schlitten, bespannt mit schweren, dampfenden Pinzgauern, warten in langer Reihe auf der vereisten Straße. Mitunter gibt es Wintersportler aus der Stadt, die Wirtin steht am flammenden Herdfeuer, in dem die schönen, trockenen, meterlangen Buchenscheite prasseln. Während sie Eier in der Pfanne zerschlägt und den Teig zu den Holzhackernockerln abreibt, läßt sie sich von den in ihrer warmen Küche versammelten Gästen von der Stadt erzählen. Jahre, daß sie nicht mehr dort gewesen ist. Sie braucht die Stadt nicht, und daß es dort „schreckbar" zugeht, weiß sie aus dem „Boten vom Oberland", den der Briefträger jeden Sonnabend bringt. Man liest das am Sonntagnachmittag, im Herrgottswinkel der gewölbten und getäfelten Stube, aber es ist Kunde aus fernem Land, Botschaft vom Sirius, Kalendergeschichten von „Hunger, Krankheit, Teuerung und betrübten, mühseligen Zeiten", wie es in der Segenlitanei des Pfarrers heißt.

Nicht der kleinste Schatten aus Wien verdüstert das redliche Gemüt dieser Leute. Was ist ihnen Wien? Die Schweizer, die Holländer, die Schweden mögen helfen! In Amerika mag für die hungernden Wiener Kinder, für die erfrierenden Säuglinge gesammelt werden! Fünf Stunden unter Wien ist die Hauptstadt Österreichs eine Kalendergeschichte ...

Die Männer allerdings denken anders. Spielen Tarock, die dickgefüllte Fuhrmannsbrieftasche liegt neben ihnen, Hundertkronenscheine fliegen durch die tabakqualmige Luft, die Magd bringt den märchenhaft teuren Wein in Biergläsern, von denen jedes einen Liter faßt. Selchfleisch wird aufgetragen; jedes Stück, das die Männer aufs Taschenmesser spießen, dürfte ungefähr der wöchentlichen Fleischration eines Wieners entsprechen.

Wenn man darauf hinweist, ist die Antwort ein herzhaftes Gelächter. „Schon recht," wird gesagt. „Tun eh nichts, als in der ganzen Welt umeinanderbetteln, die Wiener. Soll'n arbeiten, die Wiener! Wissen S', wie lang ich mit meine Ross' heut unterwegs bin? Seit viere in der Fruah! Wir haben keinen Achtstundentag, wir nicht. Und uns hat keine rote Regierung was zu sagen, wir tun, wie wir wollen! Prost!"

Dem Redner wird der Pagat „abgefangen". Das kostet hundert Kronen, einen Liter Wein und ein Lachen.

Hoch, hoch sind die Berge, die zwischen Wien und den Dörfern in Österreich liegen ...

✡

Im fruchtbarsten, gesegnetsten Gevierte Oberösterreichs liegt auf einem die Felderbreiten beherrschenden Hügel ein altes Benedik-



„Uns hat keine rote Regierung was zu sagen, wir tun, wie wir wollen!"

tinerstift. Es beherbergt eine der ältesten Schulen des Landes; die Gelehrsamkeit der geistlichen Herren, ihre Duldung, ihre altösterreichisch liebenswürdige Höflichkeit ist berühmt. Sie sitzen im freskengeschmückten Kapitelsaal, das Freitagessen mit blaugesottenen Fischen aus dem Klosterweiher ist abgeräumt, die Rede kommt auf Wien.

Mit anderen Worten, als sie unter Fuhrmannsleuten üblich sind, wird ungefähr dasselbe gesagt wie gestern in jener getäfelten Wirtsstube am Alpenpaß. Über die „rote" Regierung allerdings kein Wort, die geistlichen Herren wissen zu gut, daß in der demokratischen Republik Österreich der Krummstab noch lange nicht abgeschafft ist. Daß die Bauern ihrer Ablieferungspflicht nicht genügen, wissen sie und beklagen es wohl auch Sonntags auf der Kanzel, wenn die reichen Bauern der Umgebung mit den Silberknöpfen auf der Weste dickköpfig und harthörig auf der Kirchenbank sitzen. Das Wort Gottes geht zum einen Ohr hinein, zum anderen hinaus, insbesondere, wenn der Prediger vom Fastenevangelium auf das hungernde Wien zu sprechen kommt. Eher geht ein ganzer Kinderzug nach Holland, als daß sich der oberösterreichische Bauer entschließen würde, ein armes Kind aus Wien zum Sattessen auf seinen Hof kommen zu lassen.



Der geistliche Herr im alten und im neuen Österreich.

Es ist, sagen die geistlichen Herren, nicht nur bäuerliche Hartherzigkeit und Gedankenträgheit, es ist Angst. Aus Wien kommt nichts Gutes. Man hungert dort, ja. Aber aus bäuerlichen Hirnen ist die Vorstellung, daß dort nicht gearbeitet wird, kaum mehr auszumerzen. Jede Zeitung berichtet von einem neuen Streik, von der Überzahl der Beamten, von der angeblich kommenden Diktatur des Proletariats. Der Bauer aber ist konservativ und selbstherrlich. Er will Herr auf seinem Hof, Herr in seinem Land bleiben. Sein Sozialismus ist wohl erwogen: er achtet darauf, daß seinen Leuten nichts abgeht, aber sie müssen für ihn arbeiten. Denn auch er muß arbeiten, er steht als erster auf und legt sich als letzter zu Bett. Hundert Jahre und hohe Berge liegen zwischen uns und Wien . . .

Der Pionier, der zwischen Stadt und Land die Straße bauen könnte, ist nicht zu finden in Österreich.

Die Buche am Meer ✶ Von Reinhold Braun

An einem Tage, der von einem zartgoldnen Lichte und einem leisen Winde erfüllt war, lag ich unter der alten Buche über den Dünen. Sie war nicht von hohem Wuchse wie ihre Schwestern und hob nicht ihre Krone mit königlicher Würde groß und steil gegen den Himmel, sondern neigte Haupt und Stamm wie unter einer Last dem Lande hinter den Dünen entgegen.

Wie ich so zu ihr emporträumte, begann sie leise ihres Lebens Lied zu singen, und das Meer in der Tiefe ließ dunkelschön seine Harfen dazu klingen.

„Wandrer!" sang die Buche, „einst wuchs ich hier aus einem verwehten Samen empor, und schon in den Tagen meines jungen Lebens schlug mich der Sturm.

In den stillen Nächten aber, da die weißen Nebel ziehn, vernahm ich den Chor meiner Schwestern vom Walde, der dort in der weiten Senke das Land erfüllt, und sie sangen also: „Schwesterlein, armes Schwesterlein, der Sturm wird dich brechen und die hohe Flut unter deine Wurzeln branden, und bald wirst du nicht mehr sein!"

Ich aber sang: „Schwestern, liebe Schwestern, sorget euch nicht! Mein Mut ist groß und ich werde stehen an dem Ort, da ich stehen muß! — Siehe, Wanderer, ich begann klug zu werden; denn ein jeglicher muß klug sein um seines Zieles willen. (Es ist die Klugheit des Weisen.) — Wenn der Sturm über die Dünen emporsprang, beugte ich mich von ihm fort. Nicht war es ein knechtisches Beugen, sondern das kluge notwendige Tun um des Lebens willen.

So ertrug ich des Sturmes Wucht. Hätte ich nicht also getan, hätte er mich zerbrochen. Aber in seinen wildesten Wirbeln stand ich und schwang mit ihm, und meine Kraft wuchs in der Schwere der Tage.

Immer tiefer krallte ich meine Wurzeln in den Grund, fest mich verankernd. Wohl litt ich Schmerzen, wenn der wilde Gesell an mir riß; aber ich lernte sie ertragen. Oft auch mußte ich mich schmerzvoll um mich selber drehn!

Siehe, wie mein Stamm im Drehen gewachsen ist, wie er Knorren und Risse trägt!

Aber unberührt und gesund blieb mein Kern, und mein Holz ward fest wie das Eisen. Kein Wurm konnte an ihm bohren und nagen; denn die Würmer meiden den, der im Sturme steht!



Mein Wipfel ist zerfetzt, und spärlich und klein ist mein Laub! Aber fest sitzt es an den Zweigen, fester denn das meiner Schwestern im Walde! Und mein Wipfel ist stark, und nichts ficht ihn an! — So ward meine Klugheit mein Segen und meine Kraft meine Freude und mein heimlicher Stolz, und der Sturm ward mein Freund!

Die Weite des Meeres ist meine Lust, und meine Einsamkeit mein Glück!"

Also sang die Buche . . .

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Flatterwisch und die drei Landfahrer

Erzählung von Julius Berstl (Schluß)

6.

Das ist ein Trubel und Geschwirr in Feldheim. Von allen Seiten strömt Volk herein und will gaffen, drängt sich und stößt, staunt die Wunder an, die an allen Ecken zu sehen sind, lauft und feilscht, singt und tanzt und ist lustig und guter Dinge.

Das Mädel immer mitten im Gedränge!

Die Bauern gucken sie sich von allen Seiten an — wie die Kamele und Affen, die neben der Kirche aufgestellt sind und ein großes Staunen wecken — und denken bei sich: Hui! Ein Mädel in Bubenkleidern! Ist gewiß eine vom fahrenden Volk, die ihre Sprünge versteht und Possenspielen und derart unehrliche Kunst!

Aber der Flatterwisch kümmert sich nicht darum, hat auch viel zu viel zu schauen, und auf der blanken Stirn steht ihm deutlich geschrieben: So buntscheckig und kurzweilig hab' ich's Leben doch nirgends gefunden wie grad' in Feldheim!

Und darob vergißt sie ganz, daß sie sich vor den drei Landfahrern zu hüten hat.

Vergeht denn auch keine lange Zeit, da schaut sie auf und kann sich's Lachen nicht verbeißen. Drüben am Lindenbaum hat der Arzneikrämer seine Kasten ausgebreitet, schreit mit heiserer Stimme und lockt die Bauern an.

Das Mädel bleibt unwillkürlich stehen und schaut dem drüben zu, wie er sich quält und heiser schreit, um seine Ware an den Mann zu bringen.

Aber — o weh! — indem bekommt einer von hinten ihren Rockkragen zu fassen und triumphiert: „Is sich Madl meiniges wiedergefunden! O — oh, und is sich ein Bub draus geworden in die paar Täg!"

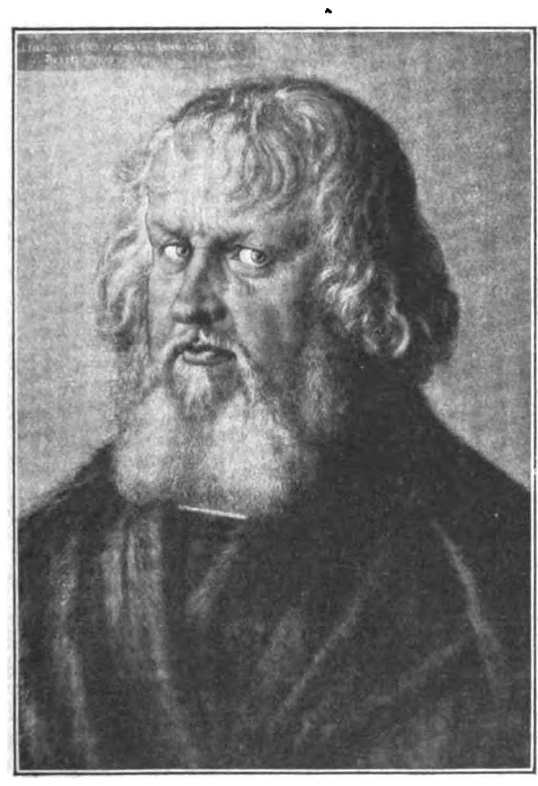
Der Flatterwisch zappelt und will freikommen. Aber der Schlovak lamentiert: „Nix da! Fein dableiben und mit Bären tanzen! Nix da ausreißen, Teifi!"

Aber der Flatterwisch zappelt weiter wie ein Fisch, der an den Köder gegangen ist.

„Ich will nicht. Ich will nicht. Hilfe! Hilfe!"

Die Menschen stauen sich um die beiden und lachen. Von allen Seiten laufen sie herbei und ergötzen sich an dem lustigen Streit.

Der Arzneikrämer macht auch den Hals lang und flucht, weil ein anderer ihm die Kunden vor der Nase wegschnappt. Kommt herbeigelaufen und predigt den Bauern in die Ohren: „Hier, hier! Die größten Wunder der Welt! Was lauft ihr anderen Laffen nach? Hier: oleum philosophorum, Schlangenpulver und Liebessalbe, Wurmsamen für männiglich Geschlecht! Wurmsaa—"



Bildnis des Hieronymus Holzschuher. Von Albrecht Dürer. (Zu dem Aufsatz auf S. 325.)

Damit bricht er plötzlich ab, vergißt aber den Mund zu schließen. Denn nun hat er den Flatterwisch entdeckt und sieht, daß der sich mit einem lumpigen Bärentreiber streitet.

Er stößt also die Umstehenden beiseite und bekommt den Flatterwisch gleichfalls zu fassen.

Das ist ein Hin- und Herzerren!

„Mein is sich Madl!"

„Verdammter Schlovak, gib mir meinen Komödienspieler heraus!"

„Is sich gut, Komödienspieler! Is sich wohl Komödie, weil Madl Bub geworden is?"

Die Umstehenden schütteln sich vor Lachen.

„Verdammter Schlovak!"

„Quacksalber unverschämtes!"

Sie geraten einander in die Haare. Bei jeder ihrer Bewegungen zerren sie den Flatterwisch mit sich.

Da kommt aus dem Menschengewühl eine faßhohle, trockene Stimme, die vor Freude zu rollen scheint: „Famulus! Bacchantinne! Hab' ich dich wieder?"

Und der Magister Raufustus rudert mit langen, ungeschlachten Armen durch die Reihen, bekommt den Flatterwisch als Dritter zu fassen und zerrt ihn mit den beiden anderen Landfahrern im Kreis.

„Was will der, versoffenes Kerl?" kreischt der Schlovak.

„Ich will meinen Famulus wieder haben. Übrigens bin ich kein ‚versoffenes Kerl', vielmehr solltest du in mir sofort das Genie erkennen, den Musensohn, den Philosophus, den zweiten Jupiter! Aber ich sehe, du bist nur ein armseliger Schlovak und kannst es in deiner Ahnungslosigkeit nicht begreifen, welch lumen vor dir leuchtet!"

Und dabei stellt er sich in Positur, daß alle Welt meint, der Kaiser von Turkestan sei nach Feldheim gekommen, den Trubel allerhöchstselbst in Augenschein zu nehmen.

Aber seine beiden Nebenbuhler lassen sich so leicht nicht einschüchtern. Da ist guter Rat teuer. Denn soviel sie auch am Flatterwisch ziehen

und zerren — eins ist gewiß: daß sich das Mädel auf keinen Fall in drei Stücke reißen läßt!

Mißmut senkt sich wie grauer Schleier auf die Gesichter der Streitenden. Bis endlich das „lumen" den Mund zum Sprechen öffnet und als würdiger Stellvertreter Salomonis verkündet: „Potz Zipfel! Dem kommen wir nicht bei, Leute! Uns fehlt etwas, das nicht wie Gras allerorten zwischen den Pflastersteinen wächst. Auctoritas — wißt ihr, was das heißt? — Das heißt zu deutsch: der Schultheiß von Feldheim! Laßt uns ihn zum Richter erwählen in dieser seltenen Angelegenheit! Er soll entscheiden, wem von uns dreien das Mädel mit Recht gebührt."

Es ist, als ob ums Haupt des Magisters eine Gloriole aufflamme. Alles Volk rundum zeigt sich von der Weisheit und Gedankentiefe des Akademikers erschüttert. Er aber — der zweite Jupiter — spreizt sich, halb stolz und aufgebläht, halb verlegen über den ihm selbst unfaßlichen Scharfsinn, wirft den Kopf in den Nacken, läßt die kleinen, verquollenen Äuglein rundum gehen und ruft in feierlichem Baßton: „Führt uns zu eurem Schultheiß, auf daß er mit seinem weisen Rat diesen verwirrten Knoten löse!"

So wandern die drei Landfahrer zur Bürgermeisterei. Jeder von ihnen hält den Flatterwisch an einem Zipfel fest.

Das Volk aber staut sich um den Tempel der Weisheit und Gerechtigkeit wie Hühner auf dem Balken, wenn Regen droht.

7.

Drinnen ist ein Gepolter und heftiges Gerede. Wie sie die Stubentür öffnen, zankt sich der Schultheiß mit seinem Sohn, läuft auf und ab, hat die Arme auf dem Rücken verschränkt und tobt und zetert. Ist ein breiter, vierschrötiger Mann, der Schultheiß, mit glattem Gesicht und großen, rollenden Augen. Der Sohn aber, ein Zwanziger, hochgewachsen wie sein Vater, aber schlanker und geschmeidiger, ist ein kraftstrotzender Bursch, dem man's wohl glauben mag, daß er sich vom Schultheiß-Vater nicht unterdrücken lassen will.

Der Junge sagt gerade fest und bestimmt, nicht daß seine Stimme auch nur ein klein wenig zitterte: „Ein Bauer will ich werden, Vater! Ein Bauer! Aber nicht eine staubige Schreiberseele! Ich laß mich nicht ducken. Und wenn du mir meinen Willen nicht tust, gut, so lauf' ich auf und davon und seh' zu, daß ich anderwärts einen Unterschlupf finde und ein tägliches Brot."

Dem Schultheißen schwillt die Ader auf der Stirn.

„Der Bub! Wie er auftrotzt! Als ob ich nicht zu befehlen hätte im Haus! Ein Schreiber wirst! Tät mir gerad' fehlen, einen hereinzunehmen für mein gutes Geld! Ich selbst aber — ich — hm —! 's Schreiben ist nicht leicht, das weißt du am besten. Du hast's gelernt. Drum punktum: ein Schreiber wirst!"

Da dreht er sich um und sieht die drei Landfahrer mit dem Flatterwisch in der Tür. Er macht ein langes Gesicht, läßt seine Augen vom einen zum anderen laufen, wie er aber das Mädel gewahrt in Bubenkleidern, da wandelt sich sein Gesicht merklich. Was erst tyrannisch und rechthaberisch war, das wird nun auf einmal neugierig und bauernschlau. Ein Schmunzeln geht übers dicke Gesicht, ein Blinzeln und Zwinkern durch die Augen, und die breiten, wulstigen Lippen spitzen sich, als ob sie ein Liedel pfeifen wollten. Oh, der Herr Schultheiß ist ein Sapperloter, ein Pfiffikus! Und den Tyrannen spielt er nur, wenn es sich um die eigene Sippschaft dreht.

„He! Was gibt's denn? Was wollt ihr denn?"

Der Magister Raufusius setzt sich in Positur, zieht die Brauen in die Höhe, gibt sich ein gelahrtes Ansehen und beginnt in seinem feierlichen, singenden Ton: „Untertänigster Diener, Dero Gnaden! Ich bin — wie Ihr wohl seht — einer von der weisen Zunft, ein Jünger Apolls, ein Philosophus. Dieser hier ist ein Bärentreiber und jener ein Arzneikrämer. Dieser Bub aber ist ein Mädel, das ein jeder von uns als sein eigen beansprucht. Nun kommen wir zu Euch, Schultheiß von Feldheim, um uns Eurem weisen Urteilsspruch zu unterwerfen. Ich frage: wer von uns dreien hat das größte Anrecht auf das Mädel?"

Der Arzneikrämer fällt hitzig ein: „Es ist wohl nötig, erst zu erzählen, wie ein jeder von uns zu dem Mädel gekommen ist —"

Der Schlovak zetert: „Halt! halt! Is sich Anspruch meiniges größtes. Hat sich gestihlen mir Pilzgericht. Mein Leibspeis. Muß sich mir nun dienen dafür."

Der Schultheiß hat ein listiges Zucken im Gesicht. Spricht kein Wort. Geht mit verschränkten Armen auf und ab und grübelt. Dann und wann blickt er sich nach dem Mädel um, prüft's von oben bis unten, kommt näher, kneift die Augen zusammen, dreht's herum, prüft von hinten und hat zutiefst im Auge den Schalk sitzen.

Dann pflanzt er sich in den Lehnstuhl, schließt die Lider und überlegt — und überlegt. Er trägt jetzt recht ein obrigkeitliches Gesicht zur Schau.

Die drei Landfahrer verfolgen jede seiner Bewegungen mit Ehrfurcht. Der Flatterwisch aber ertappt sich dabei, wie er zu dem Schultheißensohn hinüberschielt, der mißmutig den ungeschlachten Kachelofen mustert.

Da — schaut auch der Schultheißensohn von ungefähr auf, und sein Blick trifft sich auf halbem Wege mit dem des Mädels. Nur für einen Augenblick. Dennoch glimmt der Blick und wird zu einer kleinen Flamme, die sengt. Beide müssen sie die Lider schließen, so hat's geblendet. Beide drehen sie sich verlegen und räuspern sich — wissen nicht warum.

Da hebt sich der Salomo aus seinem Sessel. Er hat ein behäbiges Schmunzeln um den Mund.

„Setzt euch, ihr Leute! Setzt euch!"

Und drängt sie auf die Bank. Die gucken verdutzt und haben den Mund halb offen vor Erwartung und Spannung.

Dem Schultheißen eilt's aber nicht so. Zündet sich erst einen Kanaster an und bläst den Rauch den Landfahrern die Nase entlang. Ein guter Kanaster! Und fein süßlich wie gebrannter Zucker!

„Ihr Leute —," hebt er endlich an. „Der Kasus ist nicht leicht und ist hinwiederum sehr leicht. Das Mädel läßt sich nicht in drei Stücke zerreißen, auf daß ein jeder sein redlich Teil bekomme. Kann auch nicht einer für sich allein das Mädel verlangen, derweil dann die anderen zwei das Nachsehen hätten und grollen und schimpfen würden: der Schultheiß von Feldheim ist ein Ungerechter, ein Tropf, ein Stümper! Also —"

Und wird mit einemmal wieder der Tyrann wie zu Beginn, bläst große Wolken aus der Pfeife, rollt mit den Augen und wirft die Worte so grob und ungeschlacht hinter den Zähnen hervor, daß keiner ihm zu widersprechen wagt.

„Also — dahero gibt's keinen anderen Ausweg, als — daß ich selbst — die Obrigkeit — versteht ihr wohl — der wohlweise Magistrat — das strittige Mädel an mich nehme!"

Die drei Landfahrer sitzen da, wie vom Blitz getroffen, starren vor sich hin, verdutzt, sprachlos, als ob ihnen das Butterbrot mit der gestrichenen Seite in den Sand

Ritter, Tod und Teufel. Von Albrecht Dürer



Zu dem Aufsatz über Albrecht Dürer



Das Dürerhaus in Nürnberg, in dem Albrecht Dürer am 21. Mai 1471 geboren wurde. (Zu dem Aufsatz auf S. 325.)

gefallen sei, und vergessen vor Staunen und Fassungslosigkeit ganz, den Mund zu schließen.

Der Schultheiß aber stampft an ihnen vorüber, großmächtig wie der Türkenkaiser, pfeift sich ein Liedel durch die Zähne und hat ein listiges Funkeln in den Augen wie der Fuchs, wenn er auf Raub ausspäht.

Allgemach aber wird sein Gesicht ein großes, glänzendes Schmunzeln. Und recht leutselig kommt es von den wulstigen Lippen: „So! Nun eilt euch, daß ihr hinauskommt, und verkündet's den Leuten draußen getreulich, wie der Schultheiß von Feldheim Recht zu sprechen versteht!"

„Aber —"

„Is sich doch Madl meiniges!"

„Holla! Herr Salomo! Ich lasse mir meinen Famulus nicht —"

Aber der Salomo ist auch ein Herkules. Greift die drei Landfahrer beim Schopf und drängt sie mir nichts dir nichts auf die Diele hinaus.

„Die Obrigkeit hat's gesagt. Punktum! Wollt ihr noch maulieren? Ich laß euch allesamt ins Stockhaus sperren, daß ihr euch verkühlt mit eurer Hitze!"

Da poltern sie zur Tür hinaus, mit roten Gesichtern und verblüfften Mienen, taumeln mitten hinein in den ungeduldigen Volkshaufen und werden mit Hallo und Spektakel mit Hohn und Gelächter empfangen.

☆

Drinnen aber trumpft der Schultheißsohn auf: „Ein Bauer will ich werden. Mach' nun ein Ende mit der Angelegenheit, Vater."

Und der Flatterwisch wird nun auch lebendig, spreizt sich und will zur Tür hinaus.

„Meine Freiheit will ich haben. Ihr dürft mich nicht dahier einsperren."

„Einsperren?" Der Schultheiß wird lustig, hascht das Mädel und streichelt ihm mit seinen schwieligen Händen die weichen Wangen. „Wird dir schon gefallen! Bist ein blitzsauberes Mädel und so recht nach meinem Sinn."

Der Schultheißsohn aber trotzt: „Meine Angelegenheit, Vater! Und daß du das Mädel für dich behalten willst, geht nicht an. Da tret' ich wider dich auf und verteidige das Mädel."

„Hoho!" Der Schultheiß wird blaurot vor Zorn und Lachen. „Mit dem Mädel mach' ich, was mir beliebt. Und mit dem Herrn Sohn desgleichen."

Und — holla! holla! — nimmt er das Mädel und sperrt's in die Räucherkammer. Das geht hui wie der Wind.

„Und nun der Herr Sohn!" lacht er.

Das gibt erst ein kleines Geplänkel und Ringen. Aber schließlich glückt's dem Schultheißen doch. Der Sohn muß hinein in die Gerätekammer. Und der Vater schließt hinter ihm ab.

„Will doch schauen, wer Herr im Hause ist. Basta!" —

8.

Der Schultheißsohn hockt auf dem Kasten, macht ein zorniges Gesicht und ballt die Fäuste.

„Einen Schabernack spiel' ich dir, Vater! Einen Schabernack!"

In der Kammer wird's schon dunkel. Man kann kaum noch die Hand vor Augen sehen. Aber der junge Bursch hat das Bild des Flatterwischs vor sich, als ob er lebendig dastände und ihn anlachte.

„Ist ein recht saubres Mädel und könnte dem Vater zupaß kommen. Hoho!"

Und dann wieder: „Einen Schabernack spiel' ich ihm. Einen Schabernack!" —

„Wie's draußen anschlägt, langsam und dumpf: eins — zwei — drei — und endlich zwölf, und die Nacht ist rabenschwarz und undurchdringlich, hebt er sich vom Kasten und tappt sich nach den Werkzeugen, die in der Ecke liegen.

„War nicht schlau von dir, Vater, mich in die Gerätekammer einzusperren. Wirst morgen deine Freude haben. O je!"

Da hat er schon Zange und Stemmeisen erwischt und fängt leise an, am Schloß zu scharren.

Rrr — sirr! Rrr — sirr!

„Mädel, wirst Augen machen, wenn ich zu dir komm' im Dustern."

Ein lustiges Lachen steigt ihm aus tiefer Brust.

Da springt das Schloß. Und der Bursch schleicht sich auf Zehenspitzen über den Gang.

Der Flatterwisch hockt geradeso im Dustern wie der Schultheißsohn, zählt die Schläge der Dorfuhr Stunde für Stunde, kann's kaum begreifen, daß sich seine Lage auf einmal wieder so gänzlich verändert hat, und denkt mißmutig: Müd kann man werden von all dem Gehetz und Verdruß.

Müd ist's Mädel wirklich und wie zerschlagen. Manchmal möchten ihm ein paar Tränen vom Augenrand herabsickern. Eine Grille zirpt irgendwo traurig in ihrem Versteck. Ein Hund kläfft im Dorf. Die Nacht geht auf leisen Sohlen.

Das Mädel tappt mit der Hand um sich — weiß nicht warum. Vielleicht, daß einer kommen möchte, gerade wie im Traum oder Märchen, der ihre Hand greift und an sich zieht, das arme, zerbrochene Ding stützt und aufrichtet und —

Der Schultheißsohn —!

Nein, wie das mit einemmal durch ihr müdes, zermartertes Gehirn springt wie ein kleiner, blitzender Funke!

Sie wird rot im Dustern und lächelt schamhaft vor sich hin. Sie erinnert sich: wie er aufgeschaut und sie angestarrt hat, einen Augenblick lang, mit den fragenden Blicken. Und groß und stark ist er, der Schultheißsohn, und recht nach ihrem Gefallen. Wenn der einmal —

Da knistert was an der Tür, drängt sich durch die Spalte, zwängt sich behutsam herein.

Das Mädel schnellt in die Höhe und staunt, wie sich einer zu ihr hereinstiehlt, mitten in der Nacht. Stellt sich zur Abwehr bereit und trotzt: „Herr Schultheiß! Ich laß mir nicht Gewalt antun von Euch! Mitten in der Nacht zu kommen, wenn jedwedes schläft! Hoho! Ich schreie, daß alles aus den Betten auffährt und denkt, der rote Hahn sitzt auf dem Dach!"

Der Bursch ist dicht an sie herangetreten und raunt weich und sacht: „Mädel!"

Der Flatterwisch stutzt. Das ist nicht der Schultheiß. Das ist —

„Kennst mich nicht? Der Alte hat mich eingesperrt zur Nacht. Aber ich hab' das Schloß zerbrochen und bin zu dir gekommen. Ein Bauer will ich werden und kein Schreiber. Hinaus geh' ich in die Welt. Die Welt ist groß; findet sich schon ein Fleckel für mich. Und — und — fragen wollte ich dich, ob —"

Er stockt. Dem Mädel ist's auch, als wolle ihm der Herzschlag stocken. So dunkel ist's in der Kammer, daß sie den Burschen nicht erblicken kann. Aber seinen Atem fühlt sie. Der ist warm und unruhig. Und seine Hand tappt nach der ihren. Da haben sich die jungen Hände schon gefunden und halten einander. Und der Bursch stammelt verlegen: „Fragen wollte ich dich, ob — du mit mir hinausgehst in die Welt? Es wandert sich leichter zu zweien, und — ich hab' einen Gefallen an dir!"

Ganz still ist's in der Kammer. Zwei Herzen schlagen: tack, tack, tack. Dem Mädel rinnt ein Schauer durch die Glieder, wie es sein Lebtag noch keinen verspürt hat. Kann kein Sterbenswort über die Lippen bringen, greift nur die Hand fester und zieht sie an sich.

Da wird der Bursch stürmisch und küßt sie auf die Lippen: hussa! Nun fliegen die beiden Vögel in die Welt hinaus!

✡

War's nicht so: der Flatterwisch hat eine arg hohe Leiter hinanklimmen wollen, so „das Leben" genannt wird, hat auch was geschwatzt vom „kaiserlichen General", und daß er möglicherweise noch weiter hinaus wolle, viel, viel höher hinaus, bis ins Blaue hinein. Hat geträumt und sich's Leben mit bunten Lappen behängt. Und nun —?!

Alles ist wie früher. Das Mädel steckt im Stall und melkt die Kühe und hat das Hühnervolk unter sich. Träumt zum verstaubten Fenster hinaus und ist die niedrigste Jungmagd. Gerade wie früher. O je!

Es ist die alte Plackerei und Schinderei in Stall und Scheune. Und der Stecken im Winkel droht auch manchmal und knurrt: „Wart, ich komm! Wart, ich komm!"

Gerade wie früher.

Und doch nicht wie früher!

Die Sonne sinkt, und die Knechte kommen vom Feld. Ist das nicht der Schultheißensohn, der da, der große, starke, mit der Sense auf der Schulter?

Jetzt stellt er die Sense beiseite und tritt in den Stall, und ein Schnäbeln hebt an, ein heimliches Kosen im Dämmer, daß die Schwalben im Mauerloch verwundert gucken.

Aber die braunen Kühe rühren sich nicht. Sie fressen bedächtig aus der Krippe, haben ein Schmunzeln ums Maul und denken: Liebesleut! Die haben's arg wichtig in ihrem Winkel. Übers Jahr wollen sie zum Pfarrer gehen und sprechen: Herr Pfarr, kopuliert uns zusammen! Wir sind so weit.

Richtig! Übers Jahr sind sie Mann und Frau und haben gerade ihr Auskommen. Aber placken müssen sie sich schon.

Tut nichts! denkt der Flatterwisch und ist obenauf. Ich hab' mein Teil fürs Leben. Könnte gar nicht besser kommen. Das macht: ich steh' auf der obersten Leitersprosse. Denn wenn einer so recht verliebt ist wie ich, wo hinaus wollte der denn noch klimmen als ins blaue Nichts hinein?"

Damit krempelt der Flatterwisch die Schürze auf und gibt der Buntscheckigen einen wohlgemeinten Klaps aufs Hinterteil. Ein warmer Brodem steigt von den Kühen auf, und das Jungkalb läßt die Zunge begehrlich aus dem Maul schleckern. Ein Halfter klirrt. Heu raschelt. Der Stier in seinem Winkel brüllt ungnädig.

Den Flatterwisch aber schiert nicht der enge Stall, nicht das enge, mühselige Dasein. Er guckt von seiner obersten Leitersprosse lachend aufs bezwungene Leben herab, flattert durch Stall und Schober, tagein, tagaus, rastlos, geschäftig, trällernd — geradeso wie früher durch die weite Welt.

Hat gesucht und gesucht, den Wunderquell zu finden, der die Sehnsucht stillt. Jetzt — rieselt ein Bächlein Liebe wie Sonnenstrahlen durch Tür und Fenster und wärmt ihm das bettelnde Herz.



Findet Dürer!

Zu Albrecht Dürers 450. Geburtstag. Von Ferdinand Avenarius

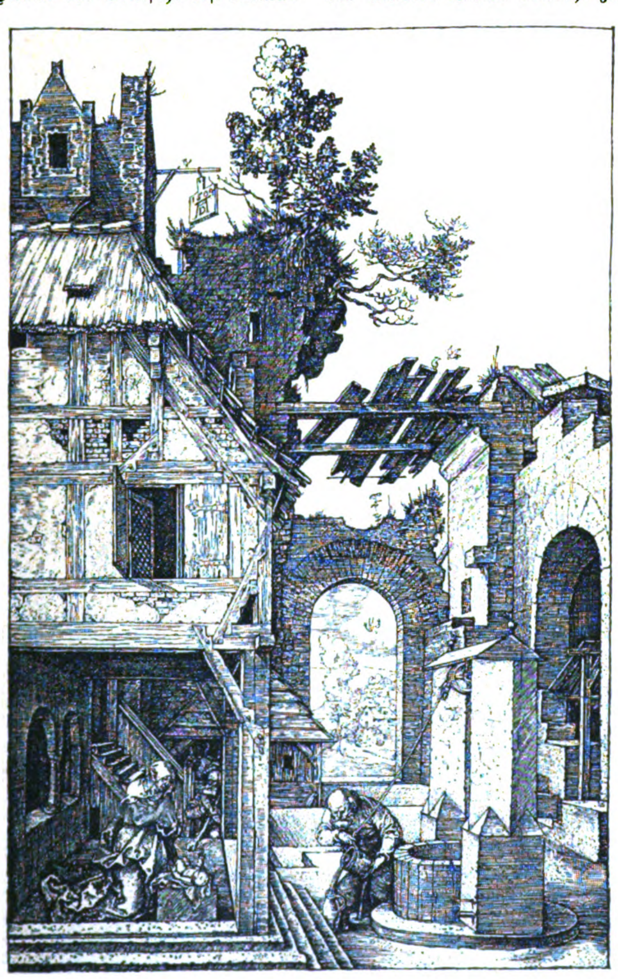
Hierzu eine Kunstbeilage und acht Abbildungen

Eine drollige Aufforderung, denkt der Leser, Dürer find' ich doch überall, wo Bilder von ihm zu sehen sind! Aber die Dürerschen Drucke waren immer schon da, und die Museen mit seinen Gemälden standen offen, und dennoch hat es Jahrhunderte gedauert, bis wenigstens ein großer Teil unseres Volkes nicht nur zu den Bildern, nicht nur zum Meister Albrecht Dürer, nein auch zum Menschen Albrecht Dürer wiederfand und sozusagen brüderlich zu seinem Herzen kam. Zum „Meister" in ihm kam man immerhin noch schneller. Zu dem Maler, der so und so malte, zu dem Stecher, der dies oder das versuchte, zum Neuerer innerhalb der Kunst. Eben auf den kam es ja den Kunstgelehrten am meisten an, deshalb meinten sie oft, der sei auch für die Laien außerhalb des Museums, darein sie gebannt, am interessantesten. Darf ich heute einmal gar nicht vom Dürer der Kunstgeschichte reden, sondern von dem Dürer, der auch dem krassen Nicht-Kunstkenner einer der allerbesten Lebensfreunde werden kann? Ist er es erst geworden, dann Glück auf! Hat es der Deutsche erst einmal erprobt, daß in jedem Dürerschen Werke etwas Besonderes steckt, so wird er auch mit den Dürerschen Bildern „ringen" wollen, die ihn zunächst gleichgültig oder gar feindlich ansehn, ringen mit ihnen, wie Jakob mit dem Engel, und keines „lassen" wollen, „es segne ihn denn".

Ein kleines Beispiel zum Anschaulichmachen, worum es mir geht. Als ich zum erstenmal über Dürers „Ritter, Tod und Teufel" geschrieben hatte, bekam ich einen schönen Brief von einem, der sich auf alles kennerhaft versteht, was mit Farbe und Linien auf einem Kunstwerk, sagen wir: obendrauf liegt. „Da sind sie nun mal hineingefallen!" schrieb er mir ungefähr, „Sie machen ein Wesen von Gedanken und Stimmungen, und es handelt sich doch um weiter gar nichts als ein Kostümbild. Nachweislich! Kennen Sie die Studie dazu? Hier ist sie (auch für die Leser gebe ich sie mit): ist das nicht ganz derselbe Mann? Gut, und da steht oben darauf von Dürers eigener Hand: das sei dann und dann die Rüstung gewesen, die Mode war. Also ein Beweis dafür, daß dieser ‚Reuter', wie Dürer das Blatt ja nannte, ein Trachtenbild ist, nichts mehr!" Der Herr hatte nicht gemerkt, daß zwischen Studie und fertigem Werk der innerliche Albrecht Dürer — erst hinzugekommen war. So geht es aber nicht wenigen, so geht es den meisten. Der sorgfältigen Studien freuen sie sich und loben Dürer ob seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit, aber zu dem Dürer, der ganz drinnen im Herzkämmerlein wohnt, zu dem — finden sie nicht. Ich wünschte zum Dürergedenktag, daß sie zu ihm fänden. Dürer braucht uns nicht, aber wir brauchen ihn. Ach Gott, wie könnten wir ihn brauchen! Vom Allerkräftigsten für die Nerven hat er abzugeben, nicht von Chinin oder Lecithin, sondern vom echten strahlenden Radium aus dunkelsten Bergtiefen und von der richtigen Höhensonne, die uns Menschenkindern so nebenbei die Wunden gesund und die Herzen froh strahlt.

Alle Vergleiche hinken — das mit dem „Hinzutreten" des inneren Dürer braucht zum Verständnis etwas Salz. Es lag wohl so, daß dem Mann, der die Rüstungsstudie gezeichnet hatte, durch irgendwelche Ideenverbindung eine neue Eingebung kam. Die wuchs dann in Dürers Kopf und holte sich bei der Einkleidung von Dürers Kostümbild das Kostüm.

Nehmen wir nun ein „Rasenstück" von Dürer zur Hand. Was ist eigentlich da dran? Weder das „große Rasenstück", noch das „kleine" noch andere solche „Naturstudien", wie „Der Käfer" oder „Der Hase" sind als Zeichnungen von artistischem Reiz, etwa durch besonders originelle Linienführung oder temperamentvollen Ausdruck. Würden sie heute als Arbeiten eines Herrn Unbekannt ausgestellt, ich vermute, unsere heutige Kritik würde sie überhaupt kaum als rechte Kunst anerkennen, sondern sie würde sie als fleißige Übungen eines braven Dilettanten sozusagen durch die Nase begähnen. „Wie ungenial!" dürften die Critici denken, „hier sieht ja alles aus, wie's ist!" Daß



Weihnachten. Nach einem Kupferstich von Albrecht Dürer.

Dürer auch anders zeichnen konnte, das wissen wir freilich aus hundert Blättern. Wir haben Zeichnungen von ihm, die Studien übers Licht sind auf ein Gemälde hin, oder Kompositionsstudien und temperamentvolle Blätter, die richtige „Ausdruckskunst“ sind. Wenn aber einer Blütenrispen so zeichnet, wie Dürer im „Rasenstück“, dann kam es ihm unzweifelhaft auf die Blütenrispen an, und wenn er sich so den Halmen und Blättern nachmüht, dann ganz gewiß auf die Halme und Blätter. Das will sagen: auf den Gegenstand. Das will sagen: wer Dürer bei solchen Naturstudien etwa als Farbenkomponisten suchte, der suchte ihn fehl am Ort. Und nun: ich rate klipp und klar, was dem Kunstsnob entsetzlich klingt: sucht Dürer zunächst einmal beim stofflichen Interesse. Da wird man ihn immer finden. Wirklich, so seltsam es klingen mag: ich wüßte im Augenblick keine Stelle aus seinen Gemälden, Zeichnungen, Stichen, wo ihm etwas nur als Farbfleck, Lichtträger oder Linienführer wichtig wäre. Von Gottvater, Jesus und Maria über Mensch und Tier und Pflanze bis zum Stein am Wege hinab ist ihm alles auch als Gegenstand so viel wert, wie er bei eindringendem Verweilen aus ihm selber, dem Gegenstand gewinnen kann. Und mir scheint: gerade hierin könnte Dürer uns, wie das Modewort lautet: ein Erzieher werden. Ein Erzieher zum Sehen der Gegenstände.


Mädchenbildnis. Von Albrecht Dürer.

Das aber besagt schon: ein Schenker von Glück. Denn erstens einmal: wer durch die Reiche von Erde, Wasser und Luft mit allem darin und darauf mit Augen sieht, die er an Dürer geschult hat, für den gibt es keine Langeweile mehr, der hat überall und zu jeder Minute etwas um sich, das ihn interessiert. Und zweitens: es interessiert ihn nicht nur, sondern es freut ihn auch. Dürer bringt ihm praktisch und angenehm die große Erkenntnis bei: wenn schön ist, was erfreut, so ist alles schön. Für ihn gibt's keine „häßlichen“ Tiere, keine „scheußlichen Ohrwürmer“ und „gräßlichen Spinnen“, die man lieber nicht besieht, im Gegenteil: ihm ist jegliches Tier, zumal jedes Insekt, ein Gesamtgebilde aus wunderreichen Apparaten, sinnvoll gelenkt von einer Seele, die für uns ein Geheimnis ist. Nichts taugt ihm bloß als Bildmotiv. Die Landschaft verfolgt er als ein Beisammen aus Feld und Wald, Ebene und Berg, das Wasser mit seinen Wellen und Reflexen, den Himmel mit seinen Wolken, die Sonne darin mit ihren Strahlen (die ganz besonders). Innerhalb der Landschaft wieder ist kein Haus, dem Dürer nicht wie ein Maurer und Zimmermann nachdachte, und keine Stadt, die er nicht auch als Anlage für ihre Wohnlichkeit und von wegen etwaiger Belagerung auf ihre Wehrbarkeit prüfte. Ebenso treibt er's mit allem Menschenwerk von den Domen, Schlössern und Burgen bis zu den Instrumenten, bis zu Schere, Zange, Staubpinsel hinab. Auch bei den Romantikern mag man auf Bildern im Geiste spazierengehen und in Stuben voller Gerät eintreten, aber man tut's auf Träumerpfaden und im Märchenlicht. Bei Dürer dagegen ist alles so sorgsam bedacht, als wären die Bilder auf Grund von Karten oder Bauplänen durchgeführt. Kein Gerüst, das nicht klaren Sinn hätte, keine Mauer, die nicht mauerbar wäre, kein Baum und kein Kraut, das nicht auch botanisch „stimmte“. Kurz: „stoffliches Interesse“ überall! Mit anderen Worten: immerdar höchster Wirklichkeitssinn. Noch anders ausgedrückt: eine Verwachsenheit mit der Erde, wie sie meines Wissens kein anderer Künstler irgendwo und irgendwann mit solcher Unermüdlichkeit immer wieder betätigt hat. Man braucht nur andere, auch Große aus Dürers Zeit mit ihm zu vergleichen, um den Unterschied sofort zu sehn. Einzig der größte von allen, Grünewald, dringt ebenso tief wie Dürer in die körperliche Wirklichkeit, aber nur auf dem Isenheimer Altar. Und Dürers Menschen? Es ist, als wenn er alle, die er porträtierte, als nahe Verwandte von Jugend auf gekannt hätte, so lebt er den Porträtierten mit einer Einfühlung nach, in der außer ihnen immer auch Dürer dabei ist. Der große objektive Porträtist unter den deutschen ward freilich erst Holbein. Ich sagte: gerade als Erzieher zum stofflichen Interesse sollte man Dürer nützen, damit seine Wünschelruten uns Heutige auf die tausend Erlebens- und damit Freudenquellen in der Wirklichkeit aufmerksam machen, die sozusagen heimlich im Boden sind. Aber wir finden auch Dürer selbst am besten, wenn wir ihn zunächst bitten, uns zum Stofflichen zu führen. „Du mußt es dreimal sagen.“ Das möchte ich beinah, denn es klingt heutzutage fast unbegreiflich altmodisch und ist doch das Wichtigste, was ich in meinen fünf Jahrzehnten Zusammensein mit Dürer gefunden habe: sucht Dürer vom Stofflichen her!

Versteht sich, kunstgeschichtlich Interessantes gibt er auch, und viel — aber ist das nicht ein Grundirrtum vieler Kunstbücher: von dem, was ein Großer seinem Volk hinterläßt, wäre seine „kunstgeschichtliche Bedeutung“ diesem seinem Volke das Wichtigste. Ach nein, das gäbe dem Volke nur ein paar Kenntnisse, weiter nichts. Dagegen: was durch Dürer noch heute in den suchenden Seelen wirken, was noch aussäen oder begießen und wachsen machen kann, das sind seine Lebenswerte. Die finden wir, wenn wir mit ihm die Welt, also das Gegenständliche, besehen. Sonst verlieren wir den festen Boden und kommen ins Schwärmen. Die meisten tun das schon. Es geht im Volk ein Dürer-Begriff um, der von ihm wegführt. Das ist die Backfischauffassung von dem innigen und sinnigen Dürer, welche Bezeichnung bei den vielen immer mit Bonbongeschmack verbunden ist. Dürer war zwar in jungen Jahren ein möglicherweise eitles Herrlein, aber nichts weniger als ein angefüßtes, und er ward schnell ein geistig starker, herber und auch derber Mann. Den Kenner erinnere ich nur an seine Hemdärmelbriefe aus „Venedich“ an Pirckheimer. Man muß das „innig“ bei ihm anders verstehen, als mit Schmacht-


Postreiter. Von Albrecht Dürer.



Die apokalyptischen Reiter.



Michaels Kampf mit dem Drachen.

Zeichnungen von Albrecht Dürer

akzent. Innig war er, aber in diesem Sinn: daß man aus den Erscheinungen das Innerste herauszuholen und mit dem eigenen Innersten zu verbinden strebt. Das, ja, das war bei Dürer sogar ein sicheres Merkmal seiner seelischen Arbeit. Der Verstand studierte mit unablässigem Fleiß, aber auch das Gemüt zog alles ans Herz heran, was eine Seele hatte, und gab ihm ins weitere Dasein eigenes Herzblut mit. Wo ist eine Dürersche Landschaft, die nicht „der Liebe hätte"? Die Liebe fließt durch sein ganzes Werk. Wo man nicht auch sie spürt, hat man Dürer noch nicht gefunden. Und wo man sie am stärksten spürt, da „währet sie" und damit Dürers Werk „ewiglich".

Wollen wir einen so Innerlichen finden, so gibt es nichts Gefährlicheres, als uns zu früh einzureden, wir sähen ihn schon. Sicher sind wir seiner nur da, wo unser ganzes Ich aufjubelt: da ist er ja, hier schlägt sein Puls. Die backfischmäßigen „reizend" und „himmlisch" beim ersten Durchsehen deuten auf ein schwärmerisches außen Herumgreifen, wo es einzudringen gilt. Liebe junge Damen und Herren: es ist ja kein Mensch verpflichtet, alles an Dürer himmlisch, entzückend, tadellos, feudal, großartig oder auch nur schön zu finden.

Ihm ist auch nicht bloß die Lichtseite der Natur interessant. Zwar: das Grausige auch noch für uns Heutige grausig zu schildern, war Dürer, glaub' ich, versagt, obgleich ich mich aus meiner Knabenzeit wohl entsinne, daß mich damals der Teufel im „Reuter"-Blatt das Gruseln lehrte. Ach, derjenige Apokalypsenteufel, der am Schluß durchs Kloakenloch abtriechen muß, dieses arme gute Vieh, tat das schon damals nicht mehr, und wie all die zusammengelesenen Tier-Rudimente aus Dürers Teufeln doch keine Dämonie in sie hineinbrachten, wie vielmehr die Formen auf diesem Geteufel sogar zu dekorieren und zu ornamentieren anfingen — ich fürchte, das hat den späteren Holländern das Spaßen über die höllischen Heerscharen erleichtert. Andere Beispiele von zeitlich Erledigtem! Das Schwert, das räumlich am Munde hängt, das Sternchenfeuerwerk an der Hand, das Buchverschlingen richtig körperlich und vieles dergleichen, besonders in der Apokalypse — darüber können nicht nur wir, darüber kann jeder sich die Worte sparen. Aber trotz alledem: der „Rest" ist nicht „Schweigen", sondern ein Staunen darüber, daß selbst in solchen Blättern die Persönlichkeit Dürers durch all solche Irrungen sich durchsetzt. Und mit welcher heute noch ergreifenden Wucht! Die apokalyptischen Reiter Dürers sind durch all die Jahrhunderte seither von keinem zweiten solchen Geviert überholt worden. Das läßt sich nur durch die junge Künstlerkraft erklären, die ja freilich in der Apokalypse gleich so stark wie ein Fluß aus dem Karst hervorbricht. Da ist ein Ernst und eine Leidenschaft, daß die schwersten Schlacken durch diese Wogen wie Korke in der Brandung mit weg-



Madonna. Von Albrecht Dürer.

tanzen. Wir sehen gar nicht sie, wir staunen hingerissen auf die Urgewalt, die da aus dunklen Höhlen aufbraust.

Vom Stofflichen der Dürerschen Kunst auf das Persönliche Dürers gelangt, bemerken wir beim weiteren Blättern in seinem Werk, wie schnell er reift. Man sagt kurz: „Wie er wuchs, kam in seine Gotik die Renaissance und formte sie um", man würde richtiger sagen: Dürers Kunstverstand wuchs, und das Problem begann ihn zu bewegen, ob sich nicht die Ruhe des in sich harmonisch vollendeten südlichen Kunstwerks vereinigen ließe mit der erregteren nordischen „Kunst als Ausdruck". Noch anders gesagt: ob nicht das nordische Bemühen, durch das Bild ein erregtes Fühlen vom Künstler in den Beschauer zu übertragen, sich verbinden ließe mit der südlichen Aufgabe: ein in sich ruhendes und die Beschauer wohlig beruhigendes Werk zu malen. Das Ergebnis bei Albrecht Dürer blieb ein Kompromiß. Aber wie schon bei seinen Jugendwerken bewirkte die Stärke seines Ichs, daß das Kompromißliche nur wenige stört und auch die nicht dauernd.

Wie die Felder seiner Arbeit Ernten bringen, sehen wir von Jahr zu Jahr den Dürerschen Besitz auch an Seelischem wachsen. Er wird schließlich ein inneres Kaiserreich an Fülle, Weite und Höhe. Überall darin ist dem Allernächsten mit der Teilnahme des Bemerkens, mit der Freude des Erfassens, mit der Liebe des Erfühlens nachgegangen, und das strahlt dann alles von jeder Stelle und jedem Stellchen wieder aus. Dürer blieb kindlich in seiner Frömmigkeit und war doch Mann im Erkennen und auch im Kämpfen. Er war „innerlich voller Figur", aber auch voller Gemüt und voller Geist. Die Idylle, das Epos, das Drama der Bildnerkunst, ihr Andachtswerk, ihr Poetenwerk — alles blühte bei diesem heimlichen Kaiser hundertfältig und säte in die Beschauer seinen Samen. Nicht nur vom „Hieronymus im Gehäus", auch von vielen anderen Bildern und Bildchen geht ein heimliches Quellen und Rieseln durch die deutschen Kunstfelder der Jahrhunderte seither bis zu Ludwig Richter und seinen Jüngern. Aber von der Apokalypse und der „Melancholie" her rauscht noch ein anderer Strom, rauscht das große Sehnen bis zu Max Klinger. Dürers Kunst ist für uns Heutige nicht nur nicht tot, sondern sie kann sogar in uns manches Gestorbene erwecken. „Denn er war unser." Der mit seinem Deutschtum nie aufgetrumpft hat, wird heute von jedem, der ihn erfaßt, ganz ohne weiteres als der „deutscheste" aller Maler überhaupt gefühlt. Dürer finden heißt: das eigene Deutschtum finden. Findet Dürer! Dann erschließt sich euch nicht nur ein neues Stück Kunst, sondern mit seinem Fühlen der Welt auch ein Fühlen unserer Welt von heute, die uns keine Entente wegnehmen kann, ein Fühlen, das uns Verarmte reich und uns Entwaffnete stark macht

Junge Mutter. Von A. De Nora

Unter deinem Herze
tief in deinem Leib,
flackert, jung jung Weib,
eine kleine Kerze.

Gott mit rechtem Fleiß
ließ sie so entbrinnen,
daß du ganz von innen
warm und helle seist.

Hüt' es wohl, das Licht,
heimelig geborgen,
bis es einen Morgen
aus der Hülle bricht.

Mit gar süßem Schein
allen deinen Stunden
dann zum Glück entzunden
wird die Kerze sein.

Tu sie gut umfahn,
beider Händen schirmen
vor den fremden Stürmen,
nit verlöschen lahn,

daß, wo du am Ende
scheiden mußt von hier,
deine Kerze dir
noch ein Leuchten spende.

Und ihr lieb Gefunkel
als dein letztes Licht
heimgeleite dich
durch das Todesdunkel.

Föhren am Abend. Von Helene Brauer

Das sind die ersten, die vom Abend wissen:
Die Föhren mit den breitgezackten Kronen,
Die vor den Himmel treten, schwarzumrissen,
Darin der Dämmrung leichte Träume wohnen.

Sie ragen windverbogen, kampfgewohnt,
Die rauhe Rinde längst von Blitzen wund;
Doch ihnen sind, wenn sie der Sturm verschont,
Wie keinem Baum des Abends Wunder kund.

Irrende Seele. Von Fritz Kudnig

Zwischen Gräbern, in eiskaltem Wind . . .,
irrt eine Seele, die weint wie ein Kind,
das in lärmender, menschendurchwirbelter Stadt
plötzlich die Mutter verloren hat . . .

Die Seele irrt zitternd von Grab zu Grab.
In jedes tropft herzheiß ihr Weh hinab.
Doch keiner der Toten ruft ihr in Mitleid zu:
Setz' dich zu mir und hab ein wenig Ruh! —

Die schiefen Kreuze wie wankende Wegweiser stehn...
Ihre Arme in alle Winde, zur Erde und in den Himmel gehn . . .
So irrt die zitternde Seele immer im Kreis,
weil sie den rechten Weg nicht weiß.

Irrt, die Augen vom Weinen blind,
einsam wie alle Entwurzelten sind,
frierend und wimmernd durch Nacht und Graus,
und findet doch nimmer ihr Vaterhaus.

Die Entscheidung ⋆ Skizze von Helene Hirsch-Brünn

Der Ort wurde den Siegern zugesprochen. Jetzt gab es nur das: sie als Herrn anerkennen — oder den Heimatboden verlassen. Beides war schwer, wie ein Ambos auf die Brust gelegt und draufgeschlagen: Entweder — oder. Entweder — oder.

Die Männer traten in Gottferntal zusammen, um zu beraten. Die Frauen, ihr Kleinstes im Arm, hielten sich in der Nähe und hoben es von Zeit zu Zeit hoch, um die Väter zu mahnen, alles Erwägen auf das eine einzustellen: auf die Kinder.

Maria Gnaden war nicht unter den Frauen im Gottferntal. Dort war die — andere, die Fremde, die so schön war, daß der Tag um sie verblich, wo sie erschien. Und so sieghaft. Sie brauchte nur die Augen aufzuschlagen und zu lächeln — und die Männer folgten ihr, wohin sie wollte. Aber sie hatte es nur auf den einen abgesehen. Und dieser eine gehörte Maria Gnaden an, war ihr Mann und der Vater ihres Buben.

Maria Gnaden saß zu Hause am Fenster, hielt die Hände zu Fäusten geballt und auf die Knie gestützt, sah in ihr Herz hinein und wappnete es zu schwerem Kampf... Die Beratung mußte schon zu Ende sein. Viele Schritte gingen an ihrem Fenster vorüber, schnell und fest; und Stimmen drangen zu ihrem Ohr hinauf, die waren laut und frohbewegt. Durfte sie hoffen?... Da trat ihr Mann in die Stube. Maria Gnaden stand auf und wollte die Lampe anzünden.

„Laß!“ wehrte er; „es spricht sich auch so. — Wo ist der Bub?“

„Im Stall natürlich, bei seinem Kaninche::.“ — Und dann, nach einer schweren Pause: „Nun?“

„Wir gehen fort von hier.“

Da sprang ihr Herz aus der Brust, gewappnet und geharnischt und stellte sich ihm kampfbereit entgegen. „Nein!“ sagte Maria laut und fest. — Und der Mann nahm den Kampf auf. „Was nein? Soll ich Knecht sein hier? Da lieber heimatlos. Die Welt ist weit, die Welt ist frei, überall ist man zu Hause, wo man am Tage die Fäuste regen und am Abend den Kopf zur Ruhe legen kann... Nächste Woche brechen wir auf.“

„Wer? Alle? Auch der Waller, der Streit, der Schmied?“

Ein Zögern — „Die — nicht.“

Da holte ihr Herz zum Schlag aus. „Nein, die nicht. Die bleiben. Aber der Wendtgraf geht, der Zugereiste; und Winding, der Vagabund, dem die Landstraße Heimat ist; und die — die — Fremde, die selbst nicht weiß, wo sie hingehört; und du — und alle, die nicht wurzelecht sind.“

Da fuhr er auf. „Bin ich's nicht? Weil ich mein Dasein hier losreiße, damit mir die Heimat nicht fremd wird durch die Fremden?“

„Was Heimat ist, wird einem nicht fremd.“

„Aber unlieb, wo man nicht frei ist.“



Kaninchen. Nach einem Gemälde von F. Schlesinger.

„Doppelt lieb, wenn man um sie leidet."

„Dann nimm sie mit in deinem Herzen."

„Ich stürbe vor Sehnsucht nach ihr."

„Wär' sie dir mehr als dein Kind?" —

„Mein Kind gehört zu ihr. Sie ist der Boden für sein Gedeihn."

„Was wird es dann werden?"

„Das steht bei dir, Andreas."

„Oder bei dir, Marie."

„Ich kann nicht fort von hier."

„Und ich nicht bleiben."

„Dann kommt's drauf an, wes Willen stärker ist. — Der meine ist getaucht in Vaters Blut. Du weißt es doch. Er starb um seine Heimat. Die Feinde wollten ihn verjagen von seiner Scholle. Er hielt sie fest mit Händen, Zähnen — nein, mit seiner Seele. Da schlugen sie ihn tot. Sein Blut rann über diese Schwelle. Wenn ich sie überschreiten will, ist es mir immer, als wüchsen rote, hohe Feuerlilien empor, die mir den Ausgang wehren, aus Furcht, ich komm' nicht wieder. — Was wüchse mir aus Vaters Blut empor, wenn ich wirklich fortginge von hier? Nur Unsegen, Andreas, glaub' es mir. Wie viele starben so um ihre Heimat. Wer sie verläßt, achtet nicht ihren Tod. — Bedenk's und bleib, Andreas!"

„Ich kann nicht, kann nicht, kann nicht!"

„Ich weiß, sie winkt und lächelt, und du gehst."

„Sie winkt und lächelt, wie die Freiheit lächelt. Und weil die Freiheit winkt, drum gehe ich."

„So geh!"

„Und du?"

„Ich? Ich bleibe. Ich und der Bub."

„Da irrst du. Der Bub kommt mit."

„Andreas! Das kannst du mir nicht antun."

„Der Bub gehört zum Vater. Er kommt mit. Du hast die Heimat, die dir über alles geht. Wäre deine Lieb' so groß zu deinem Kind, du gingst mit."

„Wünschest du es so? So — als wäre sie nicht und nichts stünde zwischen dir und mir?"

„Ich will es so."

„Und gehen wir einen anderen Weg als sie?"

„Ich kann's ihr nicht verwehren, wohin sie geht."

„Dann kommt ihr doch zusammen und ich muß weichen, früher oder später. Wozu der Aufschub, was doch kommen muß. Vielleicht ist jetzt dafür die günstigste Stunde. — Geh deines Weges, den du gehen mußt! Ich will dir nicht dazwischentreten mit keinem Laut, mit keiner Träne, nicht mit Hohn und Kränkung; als wäre ich die Fremde und sie im Recht. Den Buben aber laß mir zum Trost!"

„Weißt du es denn, ob er bleiben will?"

„Wüßt' ich es nicht, ich ließe ihn mit dir ziehen."

„Gut, er soll entscheiden."

„Andreas!"

„Nun, bist du doch nicht sicher? Schau, bist ja ganz blaß. Soll ich ihn rufen?"

„Gut. So ruf ihn!" —

Und der Bub kommt. Blauäugig, blondlockig, kaum sechse oder nur weniges darüber — und schaut auf den noch ungedeckten Tisch. Macht ein Mäulchen.

„Noch kein Nachtmahl? Hab schon gro—ßen Hunger."

„Mach' Licht!" befiehlt Maria Gnaden ihrem Mann. Sie kann es nicht. Ihre Hände zittern zu sehr. Und der Bub schaut vom Vater zur Mutter.

„Komm her!" befiehlt der Vater. „Komm her und sag': hast du Vater, Mutter lieb?"

„Ja."

„Wen mehr? Vater oder Mutter?"

„Vater und Mutter, beide."

„Und wenn der Vater sagte: Bub, ich geh fort, über die Berge, neuer Heimat zu. — Gehst du mit?"

„Ja, ja, ja!"

„Und wenn ich, deine Mutter, sagte: Kind, ich geh nicht mit, ich bleibe hier. — Bleibst du bei mir?"

„Nein, ich gehe mit dem Vater. Ich schneid' mir einen großen Stecken ab und wir gehen."

Schon ist Maria Gnaden bei ihm und sagt zu ihm: „Du, du, dann hast du keine Mutter mehr, weißt du das?"

Aber der Bub lacht. „O ja. Wenn ich Hunger hab' und schlafen will, dann komm' ich wieder. Gelt, Vater?"

„Nein, Bub, wir kommen nie mehr wieder."

„Nie mehr?" — Die großen Kinderaugen füllen sich mit Angst, als schauten sie in einen fremden Wald, aus dem es kein Zurück mehr gibt. Seine Seele sucht nach etwas, das er mitnehmen könnte in den fremden Wald, nach etwas, das weich und warm ist wie sein Federnnest, nach einem Stückchen Zuhausesein... Da hat er es auch schon — sein weißes Kaninchen. Das ist weich und warm, und wenn er es an die Wange legt, wird es ihm sein, als läge er in seinem Bettchen. Das will er mithaben, das muß er mithaben, sonst geht er nicht mit dem Vater.

Maria Gnaden läßt die Arme sinken. Ihr Herz, das wie zu einem Löwenkampf gerüstet war, streckt jetzt die Waffen vor — einem Kaninchen. Und wie sie so dasteht, so in den Grund und Boden hinein besiegt, so rührend schön anzuschauen, viel schöner als die Fremde mit dem Lächeln, da ahnt sie nicht, daß sie doch Siegerin ist...

Noch einen Augenblick kostet Andreas Gnaden die süße Grausamkeit seines Machtwillens aus, hier zu entscheiden, dann entscheidet er: „Das Kaninchen bleibt hier."

Da stürzt sich der Bub in die Arme der Mutter. „Dann bleib' ich bei dir, Mutter, just!"...

Und Andreas Gnaden geht aus der Tür...

Vierzehn Tage später machen sie sich auf den Weg: der Wendtgraf, der Windig, die schöne Fremde und alle, die nicht wurzelecht sind.

Andreas Gnaden aber bleibt. Er wollte auch etwas Weiches, Warmes mithaben, ein Stückchen Zuhausesein, ein weißes Kaninchen. Aber das mußte er dem Buben lassen. Darum blieb auch er. Und das weiße Kaninchen war die alleinige Ursache dazu. Das weiße Kaninchen, das bißchen Zuhausesein—die Heimat...

Und Maria Gnaden war es zufrieden.



Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 19. Mai 1921 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

Mein Bruder Ludwig

Tagebuchblätter. Von Maria Berte Schröder

Du bist nicht mehr, Beatrice ...
Sie haben dich fortgetragen — fort von mir ...
Wo bist du hingegangen? ...

Oh, könnte ich doch die Unendlichkeit erfassen!

Es ist Nacht, dunkel und sternlos. Du warst licht wie ein junger jauchzender Maientag — und du bist nicht mehr.

Wo bist du hingegangen, Beatrice? ...

Beatrice — — —

☆

Die Tage, die Wochen und die Monde schlichen wie müde Frauen an mir vorbei. Ich sah sie alle kommen. Schwarz verhangen schlichen sie dahin. Sie trauern alle, die lange Kette der Frauen. Zypressenduft wehen sie. Ihre Schleier winken Schmerz, ihre Hände ringen brennendes Verlangen. Ihre Augen tropfen Klage, der Mund zittert von gebundener Qual. Und zwischen allem steht meine Liebe. Unerschöpflich stark und — allein. Sie schreitet aufrecht, sie wächst und immer mächtiger wird sie.

Beatrice ... Ich habe nur einen Gedanken: Du und immer nur du. Ich sehe deine Schönheit immer auf der Schwelle, den Kopf ein wenig seitwärts hingebogen. Und noch etwas sehe ich jetzt deutlich: die feinen Linien, die dein Gesicht in der letzten Zeit trug. Heute weiß ich es: die Schmerzen hatten sie dir gezogen, die Schmerzen, daß du — von mir gehen mußtest —

Ich sehe die Gebärden deiner feinen Hand. Sie gleiten nie mehr über meine Stirn, über meine brennenden Augen. Nie mehr küsse ich sie. Nie mehr ... Das Wort steht da und starrt mich an. Es birgt meinen rasenden Schmerz, meine Qual, meine Verzweiflung. Meine Lippen flüstern es, mein Gehirn pocht es unablässig, die Einsamkeit weint es. Überall ist es, das Niemehr. Ich habe mir die Füße wundgelaufen. Manchmal war es meinem fiebernden Gehirn, als müßte ich dich doch irgendwo finden, dich, meine tote Geliebte.

Über Dornen und Steine bin ich gewandert, über hohe Berge in tiefen Schluchten. Ich hatte deinen Stern gesehen, dort mußtest du ja sein. Der Himmel hing zwischen den Sternen. Dem Himmel lief ich entgegen. Da sank er, der Stern, du ...

Da hab' ich aufgeschrien.

Der junge Tag fand mich an einem Feldrain, als ich aus meiner Ohnmacht erwachte. Der junge neue Tag, der wie ein Lied jubelte. Da bin ich heimgegangen, ohne dich, Beatrice.

Ja, es ist Wirklichkeit: du bist nicht mehr. Ich bin allein.

☆

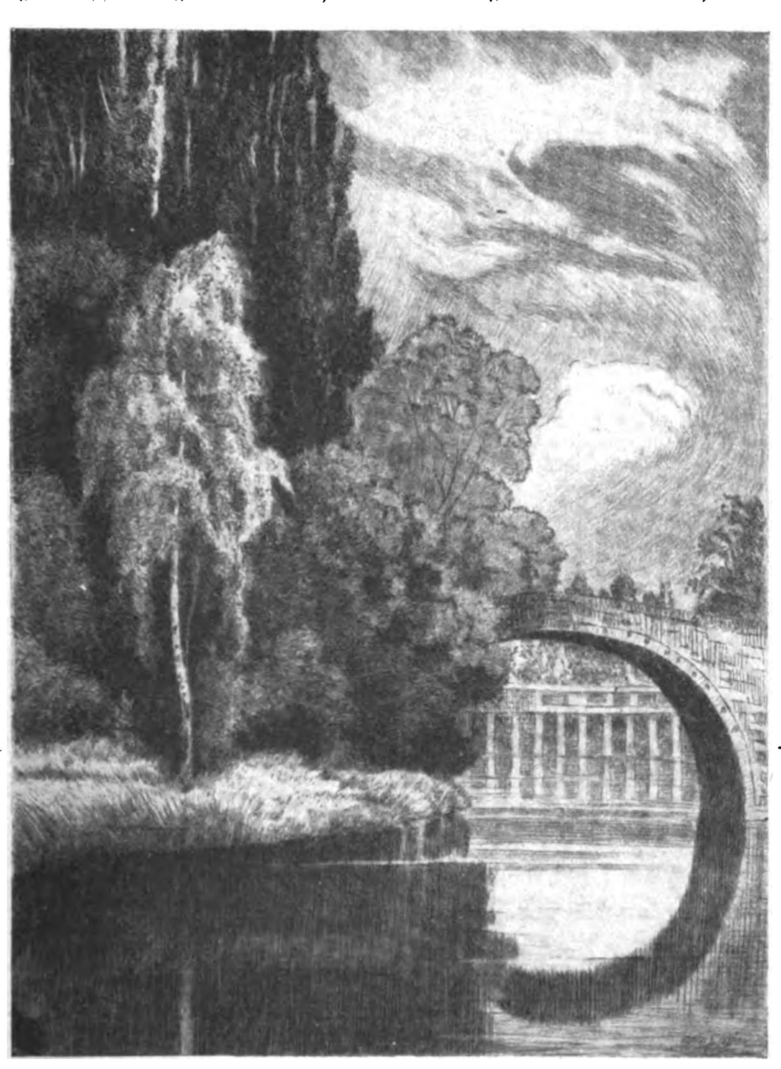
Dein Zimmer ist so leer und die Wände legen sich auf mein Bangen. Wo bist du hingegangen? Manchmal frage ich es laut. Aber nur das Schweigen ist um mich. Es gibt mir keine Antwort.

In deinem stillen Zimmer wohnen Schatten. Das Laternenlicht fällt hinein. Dann sehe ich dein Angesicht, sehe dich in weißen Sternen stehen. Durch meine Seele zieht die Sehnsucht. Auch sie ist von Sternen still umwohnt. Oh, könnte ich bei dir sein!

Ich sehe dich und doch — ich kann nicht mit dir gehen ...

☆

Deine weißen Nelken weinen. Sie weinen um



Maienzeit. Nach einer Radierung von Otto Zager.

dich. All ihre feinen Blättchen sanken wie Tränen zur Erde. Du hast sie geliebt und littest nie, daß von dem runden Beet auch nur eine gebrochen wurde. Sie sind nicht gebrochen, nicht verwelkt. In blendender Reinheit stehen sie da. Du reine Frau, Beatrice, sie trauern um dich. Sie blühten für dich und du sahst nicht ihr Blühen in diesem Sommer. Sie dufteten für dich und dein Atem trank nicht ihre Wonne. Nie waren sie schöner als in diesem Jahre, nie duftreicher. Manchmal versinkt mein Kopf in ihrer Pracht. Ich trinke dich... Ich fiebere, Beatrice — deine Blumen machen mir Fieber, deine weinenden Nelken.

☆

Der Sommer ist vorüber. Im Frühling trugen sie dich fort. Schwarze Männer mit hohen Hüten nahmen deinen Sarg auf ihre Schultern. Ich habe dich so oft auf meinen Armen getragen. Du warst so leicht wie eine Feder. Die Männer trugen eine — Last. Ich habe mir die Nägel in das Fleisch gepreßt. Ich konnte dich nicht mehr tragen!

Jemand umfaßte meine Schultern. Es war Ruth. Und mit ihr zusammen ging ich mit auf deinem Abendweg, hinter einem schwarzverhangenen Wagen bis zu einer großen Halle. Und hinter jener Halle liegt ein Platz, der deine Urne birgt. Dein weißer Leib, deine Schönheit ist — — Ach, daß das Entsetzlichste das Vergehen ist! Ein großer Block trägt deinen Namen, Beatrice. Bäume neigen ihre Wipfel. Der Efeu rankt sich um Granit. Nachtvögel schreien und schwirren im Dunkel.

Ich hasse diese Stelle! Sie nahm dich mit — Beatrice...

☆

Ruth blieb bei mir. Sie fürchteten alle für mich. Mama, der Vater, Erdmann. Auch der mit seiner kalten Vernunft. Und Erdmann predigt mir, so oft er herüberkommt, wie nötig es für meinen Gesundheitszustand ist, daß ich Luftveränderung habe. Wenn ich ihn nach diesem Wort ansehe, sagt er „Reisen", murmelt irgend etwas von Zerstreuung, Ablenkung und — Überwindung.

Das letzte Wort aus seinem Munde könnte mich lachen machen, wenn ich nicht das Lachen verloren hätte. Er spricht es aus, wie Menschen, die nicht wissen, was Überwindung ist. Ich habe ihn nie von Glück und Liebe reden hören; es hätte aus seinem Munde sicher auch lächerlich geklungen. Ich hasse es! Besitz, Erfüllung, Rausch und Seligkeit kannte ich! Restlos trank ich alles. In meinen wachen Träumen lebt die Vergangenheit, in den Nächten kehrt sie wieder.

Überwindung... Vielleicht gibt es das für die, die nicht die Erfüllung kennen, nichts von Wünschen wissen, nicht wissen, was es heißt, von brennenden Küssen träumen, die nicht wissen, was Liebe ist, die zu Königen machen kann!

Erdmann hat ein Mädchen geheiratet, das Mama für ihn ausgesucht hat. Als er dreißig geworden war, fand Mama es an der Zeit, ihm die Freiin Veldt zuzuführen. Hätte sie seine Hand zurückgewiesen, ich glaube nicht, daß in ihm das Wort „Überwindung" aufgestiegen wäre.

Es gibt nur eins für mich. Und dieses eine ist nicht „Überwindung".

Wenn das Locken, das mich so oft zu dir ruft, einmal Gewalt über mich hat, dann komme ich, Beatrice...

Vernichtung — — Du junge Schönheit, dich vernichtete einer, der stärker war als du und ich.

Ich kannte die Erfüllung. Und Menschen wie du und ich sind nicht zum Überwinden geboren. — — —

Erdmann ist zehn Jahre älter als ich. Er will jetzt seines Bruders Hüter sein! Wie sie mich hüten wollen —?

Sie finden meinen Schmerz um dich — ungesund. Alle, die den Namen Ruthland tragen. Sie finden alles anormal, was sie nicht verstehen. Für sie gibt es keine Leidenschaften, keine Ekstasen, sie kennen keine Trunkenheit. Und wenn sie sie kennten, so würden sie — Maß darin halten.

Leidenschaften aber, die ein Maß haben, sind keine!

Wer denkt im Rausch an die Ernüchterung? Ich bin trunken gewesen in dir, Beatrice, und meine Leidenschaft war nahe dem Wahnsinn.

Warum mußtest du von mir gehen?...

Sie wollen mich hüten. Ob Ruth mit ihnen im Bunde ist? Sie faßt manchmal meine Hand und sagt mit müder Stimme:

„Du mußt ruhiger werden, Ludwig."

Ruhig, wo alles in mir noch in Aufruhr ist! Nur bei dir ist Ruhe!

Ich lag so oft zu deinen Füßen, meinen Kopf in deinem Schoß, und hörte deine Stimme. Du webtest Träume und ich lauschte und spann mit an den bunten Fäden. Keins dachte an des Lebens Schmerz, keins daran, wie bös es scherzen kann.

Wir sind zu glücklich gewesen, Beatrice. Ruth sagte es heute. Mußtest du verlöschen, weil wir sonst aneinander verbrannt wären? O Gott!

Du gingst. Warum mußte ich — der andere sein...

☆

Dein lila pelzumsäumter Mantel fiel mir heute in die Hände. Der kalte helle Februartag, an dem du ihn trugst, steht wieder vor mir. Ich hatte dir rote Rosen gebracht und du sorgtest dich, sie könnten erfrieren. An deinem Herzen ruhten sie und hörten sein Schlagen. Fröhlich warst du, ausgelassen, und dein Taftröckchen lachte mit dir um die Wette. Einen Schneemann bauten wir, wie ihn Kinder errichten, und du machtest ihm zum Schluß einen Reisigbart und fragtest: soll ich ihm einen Kuß geben, oder bist du eifersüchtig, Liebster? Doch ich schüttelte den Kopf und du — schütteltest dich tüchtig.

„Jetzt hab' ich den Tod geküßt," sagtest du und wolltest lachen.

Da flogen die Raben über die Wiesen. Und die Rosen fielen herab und schlafften wie Blutstropfen in dem weißen Schnee, deine und meine Rosen, Beatrice.

Rosen holt er sich, der Tod, immer neue pflückt er. Salems goldene Gassen schmückt er damit. Du zogst in Salem ein, Beatrice...

☆

Mama kam heute herübergefahren. Sie hat den Schleier, den sie um dich trug, abgelegt.

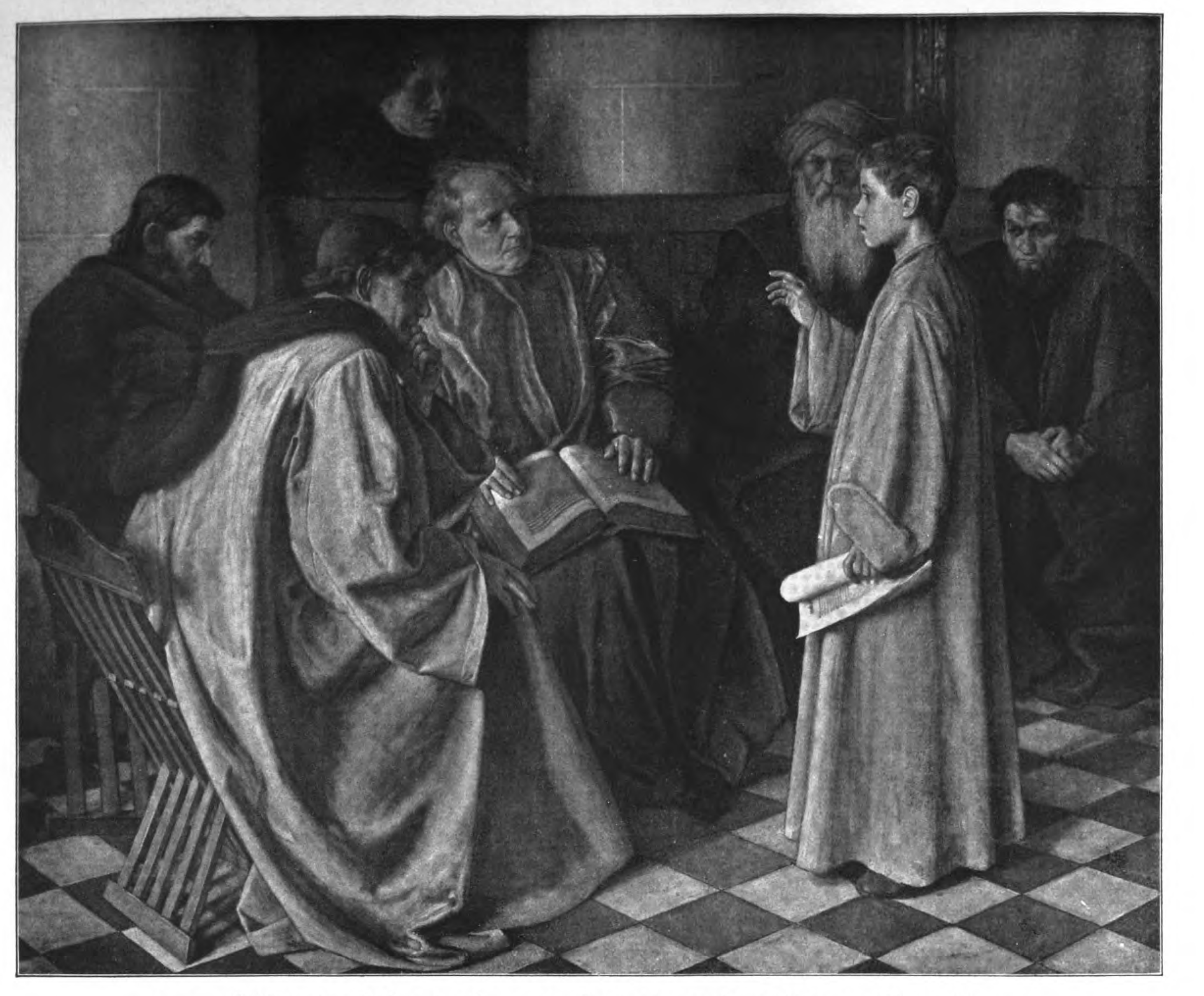
„Alles hat seine Zeit." Es ist das Wort, das sie so oft gebraucht, es ist das Wort, das die Vergänglichkeit betont. Die Vergänglichkeit aller Empfindungen predigt es.

Unsere Liebe ist zeitlos, Beatrice.

„Es ist Besuch da, komm. Überwinde dich," sagte Ruth. Sie weiß, daß es mich Überwindung kostet — Menschen zu sehen, Überwindung — die Meinen.

Ob Ruth von meiner Art ist? Ihre Augen sehen so oft nach innen und in Augenblicken, wo sie sich unbeachtet fühlt, verliert ihre Haltung das Aufrechte. Hat sie dann die Last abgeworfen? Ja, trägt sie denn eine? Ich sehe mehr, als da ist. Ich bin ein Phantast.

Ich küßte Mama nicht die Hand. Meine Lippen sollen nichts mehr küssen! Wie deine Lippen rein waren, als ich sie berührte, so sollen die meinen rein bleiben.



Der zwölfjährige Jesus im Tempel. Nach einem Gemälde von Claus Meyer

Sie begrüßte mich und sagte: „Kannst du einmal vernünftig sein, Ludwig?“

Mich hält sie nicht für vernünftig, also soll ich das sein, was gegen meine Natur ist. Ich sagte zu Mamas Worten: „Ja.“

Das hatte sie nicht erwartet. Das „Vernünftigsein“ wird darin bestehen, daß ich zur Feier des zehnjährigen Hochzeitstages Erdmanns gehe.

Ich soll Feste feiern!

☆

Ich bin dort gewesen in der Villa des Chirurgen Professor Erdmann Ruthland.

Eines Tages lag der Frack in meinem Zimmer und Ruth kam und brachte mir eine weiße Nelke. Ich erschrak und sie spürte mein Erschrecken. Nein, sie waren nicht von dem runden Beet. Und doch, die Blume war ein Gruß von dir. Unten an der Hecke im Tal zitterte ein Sonnenstrahl in diesem Augenblick und suchte so müde wie meine Sehnsucht. Beatrice . . .

Eine Menge Menschen war da. Mama kam mit einer roten Dame auf mich zu. Und die rote Dame faßte meine Hand und sagte mit klingendem Lachen: „Ich bin es, Ludwig, ich, Hortense.“

Hortense . . .?

Ich habe kein Gedächtnis mehr für das, was vor dir war. Erst mit dir begann mein Leben und mein Erleben. Ja, ich hatte sie schon irgendwo gesehen, diese Hortense mit dem roten Kleid. Mama sah mich an und Erdmann kam heran und sprach etwas von Überraschung. Überraschung! Mich wollten sie mit dieser Hortense überraschen?!

„War sie nicht deine erste Liebe?“ fragte Mama mich.

Meine erste Liebe . . . Ich hatte nur eine, kenne nur eine, die zu dir!

Mochte es eine Zeit gegeben haben, wo diese Hortense mich erregt hat, ich weiß es nicht mehr.

In Petersburg, im Salon der Gattin des deutschen Botschafters, sah ich sie zuerst. Sie sagte es mir bei Tisch.

„Du kannst dich ihr etwas widmen, sie bleibt länger da und du hast so viel Zeit,“ so sprach Mama.

Hortense ist verwitwet. Sie sagte es mit einem kleinen Lachen.

Und ich — ach, Beatrice . . .

Sie fragte auch nach dir, ich hatte keine Antwort. Was hätte ich ihr sagen sollen, jener Frau, die mit einem Lächeln von ihrer Witwenschaft sprach?!

Sie ist tot, so denkt sie.

Nein, du lebst, du warst bei mir in jener Stunde! Dein Name kommt nur über meine Lippen, wenn ich allein bin. Alles andere wäre Entweihung. Ich suchte Ruth. Ich passe nicht hin, wo die Menschen lachen können, fröhlich sind, Feste feiern. Ich bin einsam! Ich will einsam sein! Ohne dich war ich es früher. Dann fand ich dich. Ich bin doch reicher wie früher. Ich habe etwas, von dem ich zehren kann: die Zeit, wo ich dich besaß. Beatrice. Sie löscht nichts. Von ihr kann ich zehren, bis es mich verzehrt . . .

☆

Als ich Beatrice heiratete, bekam ich das kleine Landhaus. Ruth sagte heute: wir sollten es verlassen. Ruth kennt mich, sie weiß, wie es in mir aussieht. Sie allein sah meinen rasenden Schmerz, als du mich allein gelassen. In diesem kleinen Haus erfüllte sich mein Schicksal. — Ich sah sie fragend an. Da nahm sie meine Hand und legte sie über ihre Augen und dann verließ sie mich.

Sie ist ein wenig sonderbar. Vielleicht macht das die Einsamkeit. Ich habe im Zarathustra gelesen, in Hebbels Tagebüchern, und bin noch zerrissener geworden. Deine Bücher nahm ich, die feinen, stillen. Der Abend trat ins Zimmer und umwob mit lichter Hand dein Bild. Ich nahm deine Laute. Nie lernte ich das Spiel. Die Saiten zu fassen, daß sie jauchzen konnten. Ruth kam und wollte mich holen. Sie nahm das Instrument, das nie eine andere Hand als die deine berührt hat. Doch unter ihren Fingern rissen jäh die Saiten. Zerrissene Saiten . . .

In Ruths Zimmer saß Hortense, und mit dem Lächeln, das sie immer hat, kam sie auf mich zu. „Ich will Ihnen die Langeweile vertreiben, Ludwig.“

„Ich habe nie darunter gelitten!“ Die Gräfin hatte als Entgegnung nur ein anderes Lachen. Ich will es nicht verstehen.

„Sie waren in Wien bei der Botschaft? Sie sahen die Erzherzoginnen? Sind sie schöner als ich? Jetzt müßten Sie mir eine Schmeichelei sagen, Ludwig.“ Sie sprach von Königen, von einem, dessen Namen ich trage, von der Schwester des ersten Napoleon, von den französischen Salons des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts. Von Frauen, die die Weltgeschichte gemacht haben. Ich glaube, auch eine Hortense könnte mit ihren kleinen Händen Könige und Minister lenken, daß sie wie Marionetten tanzten.

„Ludwig, Sie sind langweilig geworden. Oder hat die Einsamkeit Sie so schüchtern gemacht?“

„Beides, Hortense.“

„Wir lieben unsere Einsamkeit,“ sagte Ruth, „und wir brauchen sie.“

Ruth . . . Auch sie?

„Wer sich in Einsamkeit begibt, der ist gar bald allein, Ruth.“

„Es ist unsere Bestimmung, die der Ruthlands, einsam zu sein, Hortense.“

„Und jung zu sterben, Ruth, nicht wahr? Und jetzt werden Sie mir weiter erzählen, daß alle Frauen, die Ihren Namen führen, jung sterben.“

Alle, die den Namen Ruthland führen —? Auch du, Beatrice, trugst ihn.

„Wer sagt das, Hortense?“ stieß ich hervor.

„Irgendwer. Ich habe es einmal gehört. Das ist natürlich Unsinn,“ sagte sie dann. „Wir haben nur Männer in der Verwandtschaft außer Mama und Ruth.

„Werden Sie nicht heiraten, Ruth?“ fragte sie dann. „Ich sah in München im Glaspalast ein Bild von Ihnen. Sie sind eine Künstlerin; bedeutende Frauen gehen nicht allein durchs Leben.“

„Ich bin nicht bedeutend, Hortense.“

„Aber Sie werden es einmal sein, Kind. Als verheiratete Frau erreichen Sie mehr.“ Ruth lachte und schenkte den Tee ein.

„Ich werde ja jung sterben, Hortense. Die Tradition . . .“

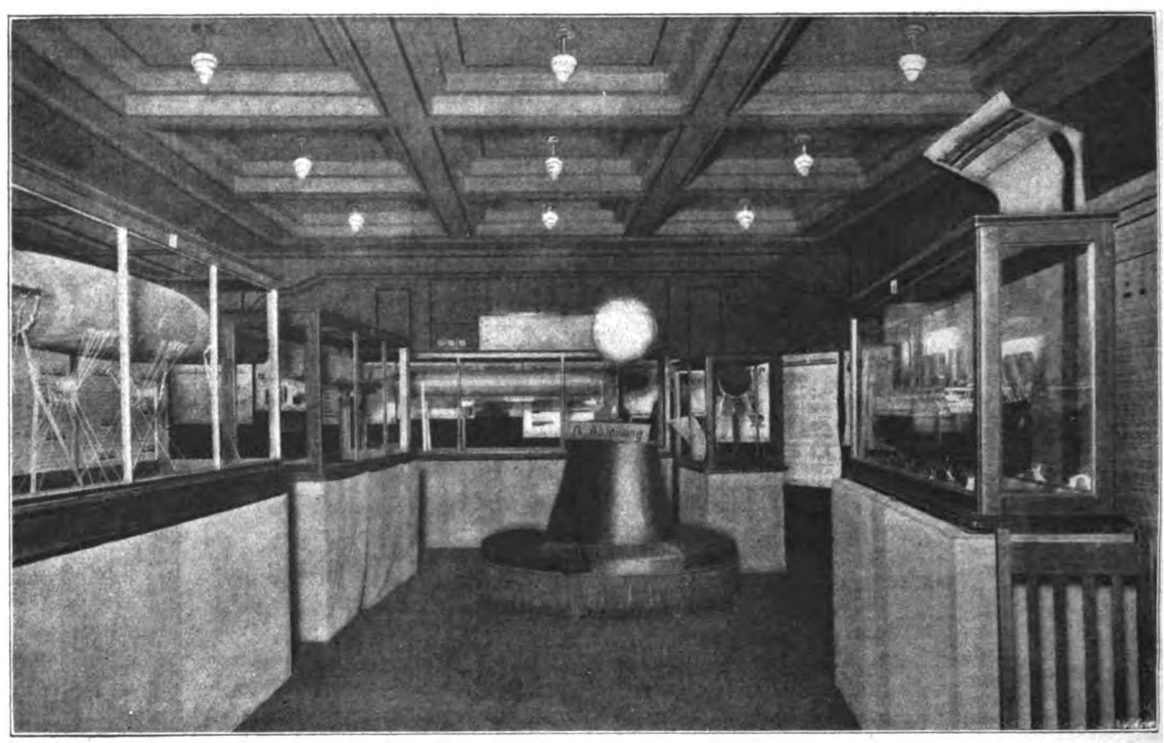
„Ach, Unsinn.“ Hortense lachte mit. „Der Fürst ist ja wieder da,“ sagte sie dann. „Ich sah ihn. Er grüßte mich. Er sieht nicht gut aus. Seine Mutter starb ja an der Schwindsucht.“ Ruth hat sich die Hand verbrüht. Sie ließ uns allein.

Ich weiß nicht mehr, was man mit schönen Frauen spricht. Hortense sagte mir dies. „Man spricht von den schönen Künsten, den Dichtern der Welt.“ Ich habe es entgegnet.

„Nein. Sie haben ja alles verlernt,“ und Hortense strich mir das Haar zurück und küßte meine Stirn. So gewann eine Hortense mich vor zehn Jahren. — Meine Mutter und mein Bruder haben ihre Diagnose verfehlt. Ihre Arznei: Narcotica . . . Mit einer Hortense gewinnen sie mich nicht wieder für das Leben.

Wie wäre es möglich, daß ich dich vergessen könnte, Beatrice. — — —

(Schluß folgt.)



Die Abteilung Verkehr im deutschen Reichswirtschaftsmuseum mit den Modellen unserer Luftschiffe.

Das Reichswirtschaftsmuseum

Von Professor Dr. H. Großmann. (Hierzu vier Abbildungen)

Obwohl in Deutschland die Zahl der Museen durchaus nicht gering genannt werden kann, dürfte der Einfluß der meisten Museen auf die große Masse des deutschen Volkes noch bei weitem nicht so stark fühlbar geworden sein, wie man auf dem Gebiete der Kunst, der Wissenschaft und des gewerblichen Lebens wohl hätte annehmen und wünschen dürfen. Während aber die weitaus überwiegende Zahl derartiger ehemals von Fürsten und später von Staaten und Städten, sowie endlich auch von privater Seite zusammengestellter Ausstellungen die Entwicklung größerer Zeiträume zum Gegenstand der Betrachtung gemacht haben, hat die neueste Schöpfung auf diesem Gebiet, das im Februar dieses Jahres eröffnete Reichswirtschaftsmuseum in Leipzig, ausdrücklich das entgegengesetzte Prinzip zum Leitgedanken erhoben. Hiermit hat es aber bewußt einen gänzlich neuen Weg eröffnet, der von der Betrachtung der Ausstellungsgegenstände zum tätigen Leben führen soll. Das große Verdienst, diesen Gedanken an erster Stelle verwirklicht zu haben, gebührt dem tatkräftigen Leiter des Museums, Herrn Major a. D. Hedeler, der in unablässiger Arbeit bemüht gewesen ist, in dem Reichswirtschaftsmuseum eine keineswegs tote, sondern von frischem Leben erfüllte Ausstellung zu schaffen, wie sie bisher wohl als einzig dastehend in ihrer Art bezeichnet werden kann.

Was die Aufgaben des Reichswirtschaftsmuseums anbetrifft, so will es vor allem in anschaulicher, allgemein verständlicher Weise eine Darstellung der deutschen Volkswirtschaft in ihren wichtigsten Wirtschaftszweigen geben. Hierzu mußte aber die Bedeutung der einzelnen Wirtschaftszweige innerhalb des Rahmens der deutschen Wirtschaft dargelegt werden und es mußte auch auf die Abhängigkeit Deutschlands von fremder Einfuhr und die Möglichkeit der Eigenversorgung hingewiesen werden. Zur Erreichung dieses Zweckes dient nun in Leipzig nicht nur eine Schausammlung, sondern es sollen auch im Anschluß daran wissenschaftliche Untersuchungen und Forschungen über einzelne Gebiete des Wirtschaftslebens ausgeführt werden. Durch Nutzbarmachung der Darstellung des Museums, durch Veröffentlichungen und Vorführungen sollen vor allem aber auch dem Kaufmann und dem kaufmännischen Nachwuchs wie der Allgemeinheit Anregungen zur höheren Ausbildung gegeben werden. Für die Zukunft ist ferner der Ausbau einer Studiensammlung geplant, in der einzelne Wirtschaftszweige in möglichst lückenloser Weise unter Berücksichtigung aller Versuche zur Darstellung gelangen sollen, ferner eine Bibliothek und der weitere Ausbau des schon jetzt in bezug auf alle wirtschaftlichen Fragen außerordentlich reichhaltigen Archivs. Des weiteren sind auch ähnlich wie im Deutschen Museum in München Führungen geplant, um das Verständnis für die einzelnen Wirtschaftsgebiete in größere Kreise zu tragen, und ebenso will man durch Vorträge über die allgemeinen und speziellen wirtschaftlichen Fragen wie durch Preisausschreiben das Interesse an den einzelnen Arbeiten des Museums heben.

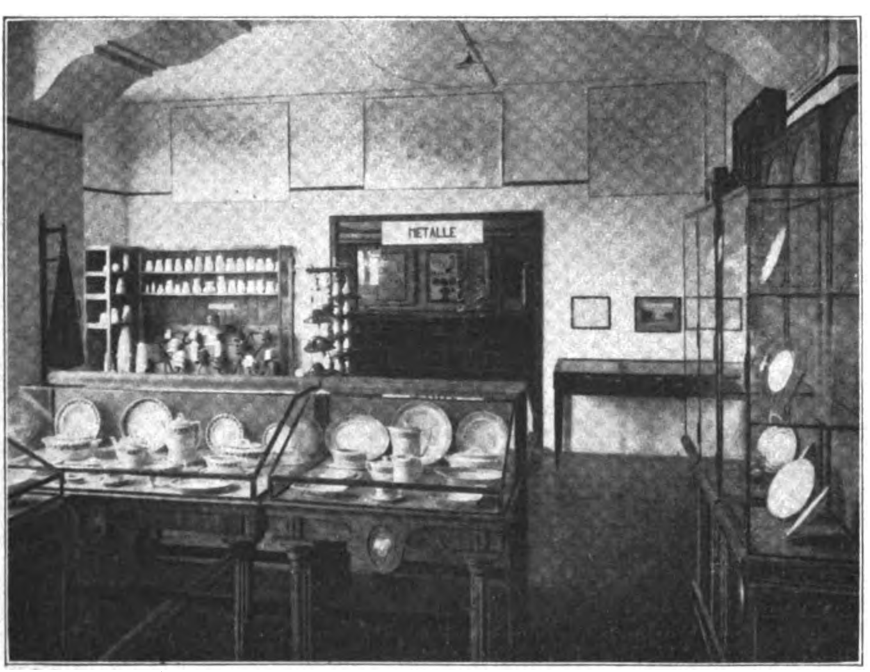
Für die Öffentlichkeit aber dürfte als erste Hauptsache die Schausammluug selbst von Interesse sein. Hier fällt vor allem angenehm auf, wie übersichtlich nach technologischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten die Aufstellung der Ausstellungsgegenstände angeordnet ist. Eine gewisse Vorstellung von diesen nicht zu unterschätzenden Vorzügen gibt auch die Abbildung S. 336, die einen Durchblick durch einzelne Zimmer des Museums ge-

währt. Bei der großen Zahl der Abteilungen hat der Leiter des Museums mit Recht auf die Mitarbeit von Wissenschaftlern und Praktikern den größten Wert gelegt. So haben an der Ausgestaltung des Museums nicht nur hervorragende Spezialisten von den Hochschulen Leipzig, Dresden, Berlin, Freiberg usw. mitgewirkt, sondern auch von seiten der deutschen Industrie sind manche wertvolle Darstellungen spezieller Fabrikationsprozesse gegeben worden. So hat z. B. die Kupferschiefer bauende Gewerkschaft zu Mansfeld eine überaus wertvolle Darstellung ihres vielseitigen Betriebes gegeben, woran auch der Fachmann seine besondere Freude haben wird. Aber nicht nur an einzelnen Beispielen, sondern durchgängig ist man bestrebt gewesen, die Darstellung von gewerblich wichtigen Fabrikaten, von den Rohstoffen an über die verschiedenartigen Zwischenprodukte hinaus zu veranschaulichen. Auch diese zum Teil ganz neuartige Darstellung dürfte wesentlich dazu beitragen, das Museum für den Schul- und Hochschulunterricht nutzbar zu machen. In Fällen, wo eine vollkommen plastische Wiedergabe der Fabrikation nicht möglich gewesen ist, hat man ferner den Werdegang der Fabrikation technologisch und wissenschaftlich in Bildform zur Anschauung gebracht. Aber auch auf anderen Gebieten wurde mit Recht Wert darauf gelegt, mit Hilfe der graphischen Darstellungsmethoden die Entwicklung einzelner Teile des Wirtschaftslebens zur Anschauung zu bringen. Die großen Veränderungen, die sich in der deutschen Volkswirtschaft in den letzten Jahren vollzogen haben, können in der Tat nicht besser und anschaulicher zum Bewußtsein gebracht werden, als es hier im Museum in Leipzig geschehen ist. Mündliche Erläuterungen im Anschluß an diese Darstellungen werden auch sicherlich viel dazu beitragen, das Verständnis für die Gegenwart und die Zukunft zu vertiefen.

Da das Reichswirtschaftsmuseum aus dem Kriegswirtschaftsmuseum hervorgegangen ist, hat man natürlich in den einzelnen Abteilungen die vielfachen Bestrebungen der deutschen Technik, Deutschlands Bedarf durch eigene Produktion zu decken, zur Darstellung gebracht. Das gilt ebensowohl von Brennstoffen, Erzen, Metallen, Textilien, Fetten und Ölen, Farbstoffen, Glas, Porzellan usw. (siehe die beiden Abbildungen auf dieser Seite), als auch für die Einrichtungen zur Hebung des Verkehrs im weitesten Sinne des Wortes. Es würde jedoch weit über den Rahmen eines rein unterrichtenden Aufsatzes hinausgehen, wenn im vorliegenden eine Schilderung der einzelnen Abteilung nach technologischen Gesichtspunkten gegeben würde. Es genügt daher, nochmals besonders zu betonen, daß in der Tat wohl kaum innerhalb Deutschlands eine ähnliche Möglichkeit gegeben ist, sich so bequem und schnell über die Entwicklung der Technik und ihren Einfluß auf das Wirtschaftsleben zu informieren. — Es ergibt sich nun noch die Frage, auf welche Kreise



Die Abteilung für Baumwolle und Papiererzeugnisse.



Ausstellung von Glas und Porzellan.



Durchblick durch das deutsche Reichswirtschaftsmuseum. Im Vordergrund die Abteilung für Kautschuk, Leder und Asbest.

das Museum ganz besonders rechnen soll. Man hofft hauptsächlich auf den zahlreichen Besuch von allen deutschen Kaufleuten, die über ihr engeres Spezialgebiet hinaus ihre Kenntnisse in technisch-wirtschaftlicher Hinsicht erweitern wollen. Sicherlich dürfte hierfür der weitere Ausbau der Leipziger Messeveranstaltung sehr wesentlich in Betracht kommen. Angesichts des gewaltigen Zustroms der Meßbesucher Leipzigs, der durch die neue Einrichtung der Technischen Messe noch erheblich gewachsen ist, liegt es ja natürlich besonders nahe, das Interesse der verschiedenen Handelskreise auf das Museum zu lenken, wozu ja auch durch die enge Verbindung der Museumsleitung mit der Leipziger Handelskammer und dem Leipziger Meßamt die günstigsten Voraussetzungen gegeben sind.

Aber auch an die Jugend des ganzen Volkes wendet sich das Museum, denn es hofft, daß die Darstellungen des Museums wesentlich dazu beitragen werden, dem technisch-wirtschaftlichen Denken neue Anhänger zu werben. Allerdings wird es zur Erreichung dieses Zieles noch besonders notwendig sein, die Führungen durch das Museum mit Vorträgen über einzelne Abteilungen desselben zu verbinden. Die Verbreitung technisch-wirtschaftlicher Kenntnisse im ganzen Volk erscheint jetzt noch notwendiger als jemals zuvor, denn auf die Dauer wird nur dasjenige Volk sich in dem Konkurrenzkampf der Zukunft zu behaupten vermögen, dessen einzelne Glieder den Sinn und Wert verständiger Wirtschaftsführung begriffen haben. Wenn das Reichswirtschaftsmuseum ebenfalls dazu beitragen wird, dieses Verständnis für den innigen Zusammenhang zwischen Technik und Wirtschaft im ganzen Volke zu heben, so wird man in Zukunft unbedingt seine Begründung als einen der Marksteine auf dem überaus schwierigen, aber notwendigen Wege zum Wiederaufbau der deutschen Volkswirtschaft bezeichnen dürfen.

Inselfriesen * Skizze von Willrath Dreesen

Der Nordwind kam mit der Flut übers Meer. Er drückte gewaltige Massen Wassers aus der Nacht heran. Die stauten sich am Riff, das der Insel auf der Nordseite vorlag, und stürzten, ein brüllendes Geschwader dünenhoher Ungeheuer, auf die Sandbänke nieder und in das Loch zwischen Riff und Insel. Und er fuhr mit Peitschen unter die im schmalen Raum allzu eng zusammengepferchten Bestien, daß sie herfielen übereinander, in Wut eins das andre verschlangen, wuchsen und wuchsen, unheimlich schnell, und in Angst und Gier die breiten, schaumigen Stirnen in den Sand der Insel einwühlten.

Und der Nord griff in den Schaum, pfiff gellend hell auf und blies die weißen Flocken hoch über die höchsten Fahnenstangen hinaus — über die Insel hinweg.

Die Liebesleute in Strandkörben und Zelten stellten ihren Unterschlupf so, daß sie den Sturm im Rücken hatten. Aber er lachte und warf sie in den Sand, Menschen, Körbe und Zelte. Und den einsam nachtwandelnden Jünglingen riß er die Bedeckung vom Kopf, daß sie alle Feierlichkeit vergaßen und spornstreichs den rollenden Hüten nachrannten. Und alte Herren, Pastoren und Professoren, Kommerzienräte und Börsenfürsten, die nicht so früh an Schlaf zu denken gewöhnt waren, fegte er weg vom Strand, daß sie leicht schienen wie ausgeblasene Eier und mit gebogenen Knien heimschlitterten. — Er fuhr ungebärdig unter die Segelvorhänge der Veranden, peitschte sie auf und nieder, daß es knallte wie von Gewehrgeknatter, und erschreckte die Mägde, die nach Arbeit in Küche und Keller an Luft und Liebe sich hatten erholen wollen. Er blies ihnen unter die Kleider, bauschte die Röcke zu Segeln, ließ Schürzen und Haare als Wimpeln hinausflattern und jagte die kreischenden Kinder so schnell durch die Straßen, daß sie als steuerlose Fregatten an den nächsten Ecken Schiffbruch leiden mußten. Pfeifend und hohnlachend stand er auf den Dünen, sprang auf die Dächer und warf mit Sand und Ziegeln und mit dem aus den Ecken der Altane gezerrten Spielzeug der Kinder nach den gescheiterten, schreienden, lachenden, fliehenden Weibern.

Verschwunden waren die Menschen, die Sonne und gute Luft, milde Mondnächte und ein wenig Musik, Segelpartien und Eselreiten, Flirt und Ballspiel von der Insel der Glücklichen erwartet und diesen Sommer über reichlich genossen hatten. Sie lagen unter ihren Decken und gedachten mit Gruseln der Schiffer, die jetzt

draußen auf See sein mußten, und der milden Macht, die ihnen selbst ein warmes Nest beschert hatte.

Aber in den niedrigen Häusern der Schiffer und Schuster, Badediener und Granatfischer krochen die Männer wieder aus dem Stroh, panzerten den Leib mit Wolle und trangesättigtem Leder, knüpften die Bänder der Südwester fest unter dem stachligen Halsbart und stolperten ins Düster. Denn hoch oben auf der Düne stand neben dem Kreuzmast Hinnerk Stuur, der Schuster, der diese Nacht die erste Wache hatte, und tutete ins Horn.

Ein dumpfer, dringender Ruf um Hilfe war jeder langgezogene Laut. Und jeder bedeutete: Schipp up Strand!

Einen Notschuß hatte der Wächter gehört und alsbald durch Rakete und Lichtwink dem fremden Schiff bedeutet, daß Inselmänner den Menschen in Not zu Hilfe kommen wollten.

Drei Lichter hatten gezeigt, wo das Schiff liegen mußte: ein rotes, ein grünes und hoch darüber ein gelbes Pünktlein, winzig klein in der ungeheuren Finsternis. Aber der grüne und der rote Punkt waren bald verschwunden. Nur noch der gelbe fuhr in unregelmäßigen Bogen auf und nieder durch die Nacht. Als aber die Mannschaft vollzählig beisammen war, verschwand auch der, und man mußte warten, bis der fremde Schiffer durch Böllerschuß und Rakete anzeigte, wo er aufs Riff geraten war, und daß sich sein Schiff noch hielt. Die Männer schoben das Boot die Düne hinab bis ans Wasser und standen stumm, die Augen in See, die Hände am Rand des auf dem schmalen Wagen ruhenden Bootes, der „Möwe“. Eisen die Muskeln, Stahlbänder die Sehnen, Greifer von Stahl die rissigen Hände. Nichts verrieten die im scharfen Winde tränenden Augen von dem lodernden Brand der Herzen. Eher an einem Zähneknirschen, einem Rucken der Greifer am Bootsrand war zu merken, daß diese Männer besessen waren von dem leidenschaftlichen Willen, dem alten Bullerballer da draußen Menschenleben zu entreißen. Sie mußten hinaus. Sie wußten's nicht anders.

Ein Ruck jetzt — hoho, hoho! — Mannschaft an Bord! Hinaus mit Ruder und halbem Segel. Denn draußen war ein rotes Pünktlein in die schwarze Luft gestiegen, und ein dumpfer Schuß hatte das Donnern der Wellen, das Wüten des Nord durchzittert. —

Stundenlang kämpften elf harte Männer gegen Sturm, Strömung und Wellenstürzen.

Wahnsinn nannten die wenigen Kurgäste, die auf der Düne standen, das Beginnen, in dieser wilden Nacht sich heranzuarbeiten an ein Wrack auf dem von Wasserbergen übertobten Riff. Aber die Inselweiber spien verächtlich in den Wind, wenn sie solche Reden hörten, mochten sie selber auch zittern vor Angst um das Leben des Mannes, des Bruders, des Vaters. Wohl war es nach menschlichem Ermessen unmöglich, an das Schiff zu gelangen, solange der Sturm dauerte. Aber diese Männer glühten vor Begier, durch das Feuer der Raketen, den Zuruf der Menschenstimme den Notleidenden zu zeigen: hier sind wir, eure Brüder, wir reißen euch heraus aus den Zähnen des alten Jan Blank. Und wenn in neunhundertneunundneunzig Geschichten der Schiffer und Lotsen von nächtlichem Schiffbruch das Boot leer an den Strand zurückkehren mußte, so konnten sie, gerade sie die tausendste erleben, die mit der Rettung eines armen Teufels endete.

Hinnerk Stuur stand am Steuer. Er führte als der Älteste das Kommando. Im gehörigen Abstand vom Riff ließ er die „Möwe“ kreuzen, immer von West nach Ost, von Ost nach West. Seine Augen gingen rastlos hin und her zwischen dem Bugspriet seines Bootes und dem Riff, indes die andern ins Dunkel stierten, dahin, wo das Wrack liegen mußte. Immer einmal an



Schiff in Not. Nach einem Gemälde von J. Aiwasowsky.

einer Stelle, wenn die „Möwe" nach Ost oder West schoß, hörten sie Menschenstimmen im Sturm, ganz nah. Dann reckten sie die Fäuste hinaus, spuckten über Bord und stießen lästerliche Flüche aus. Sie schrien sich heiser vor Wut und Schmerz, sie nahmen lange Züge aus den Schnapsflaschen, als wollten sie alle Vernunft ersäufen und ihren Mut zur Raserei der Opferwilligkeit aufstacheln. Aber Hinnerk Stuur stand mit kaltem Gesicht am Steuer und rief sein „Nee" und wieder „Nee".

Als der Morgen graute, wurden sie halb wahnsinnig vor Gram. Sie mußten es ansehen, daß das Verdeck des fremden Schiffes, eines Schoners, leer gespült war. Masten, Kajüte, Gangspill und Steuerrad waren wie weggefegt. Deutlich war es zu sehen. Denn Sturm und Wasser hatten das Schiff nach Süden zu übergelegt. Und jede Welle, die lang, unabsehbar lang daherrollte, spritzte hoch auf da, wo der massige Schiffsrumpf ihren Lauf hemmte, hob die dunkle Masse ein wenig und ließ sie schwer auf den Sand zurückprallen. Das donnerte so laut, daß die von der entsetzlichen Nachtarbeit zermürbten Männer bei jedem Stoß zusammenschauderten, als ständen sie selber auf diesem Wrack und litten seine Erschütterungen und Schmerzen mit.

Obwohl kein Mensch an Deck zu sehen war, ließ Stuur noch zweimal ein Seil an der Rakete hinüberschießen. Aber es rührte sich nichts. Das Tau wurde nicht ergriffen. Dennoch hielt die „Möwe" aus in der Nähe des Schoners. Denn jetzt galt es Besitz zu ergreifen von dem Schiff, die Hand darauf zu halten und sich um die Ladung den Bergelohn zu verdienen. Und die Männer schlugen sich nun wieder ganz fröhlich die Arme um den Leib, um die erstarrten Finger zu erwärmen. Sie lachten und rissen Witze. Denn nun hatten sie es mit etwas Totem zu tun, etwas, das ihnen Geld einbringen konnte. Nun war da ja nichts mehr, was auf sie und ihre Opferwilligkeit angewiesen war. Die Menschen, die da gewesen sein mochten, gingen sie nichts mehr an. Keiner hatte sie gekannt, und von Todesängsten waren sie erlöst.

Als vor Sonnenaufgang der Sturm begann abzuflauen, hantierten sie noch eifriger als zuvor mit Schöpfkellen und Eimern, das Wasser, das in Luv über Bord schlug, in Lee wieder auszuschütten. Und sie brachten es fertig, in langgezogenen Rhythmen eintönige Worte zu dem heftigen Schaukeln der „Möwe" zu singen.

Als Stuur aber wieder einmal das Boot nach Ost gedreht hatte, so daß die zehn andern das Gesicht nach Westen kehrten, blieb ihnen mit einemmal der heisere Sang im Halse stecken. Die Münder weit geöffnet, stierten sie über die See. Ein zweites Segel war da zu sehen, ein weißes, wie das der „Möwe". Und die Männer, die jeden Mast und jeden Bug, jeden Wimpel und jede Leinwand auf zehn Meilen ostwärts der Ems kannten, stießen Verwünschungen aus. Denn dort kamen die Männer von Westeroog, die über Nacht in ihren Kojen gelegen hatten. Sie kamen, um mit ihren frischen Kräften der „Möwe" den Rang abzulaufen oder wenigstens teilzuhaben am Bergelohn.

Dönnerslag! Düvel! Sie schrien Stuur an, gleich jetzt solle er auf das Wrack zulaufen. Sie wollten hinüberspringen. Und der Satan sollte die andern holen.

Stuur stand unerschütterlich fest und hielt Strich.

Aber plötzlich riß er das Steuer herum und ließ das Boot vor dem Winde vom Wrack weglaufen.

Da glaubten die Männer, er habe die Westerooger nicht gesehen. Sie schrien und tobten. War er denn verrückt geworden? Wollte er zu Koje fahren? — Und sie wollten ihn schütteln, seine Faust von der Steuerpinne reißen.

Aber ein Blick aus seinen kleinen blauen Augen und ein Ruck seines grauen Kopfes ließ sie innewerden, daß von Stumpfsinn und Erschöpfung nicht die Rede sein konnte.

Links über den Bug zeigte seine krumme Hand. Und halb neugierig, halb gezwungen von der stillen Predigt von Pflichterfüllung, die das grobe Gesicht über dem grauen Halsbart noch härter, rissiger machte, hielten die Zehn vorsichtig Ausschau über das braune, schaumbedeckte, wütende Wasser.

Hatte der Alte einen Menschen gesehen? Einen lebenden? einen toten?

Hoffentlich war's ein Toter, der sich still zwischen ihre Füße legte und das Geschäft nicht aufhielt.

Eine letzte schwere Wolkenbank lastete auf dem Horizont. Aber nun drückte der Sturm sie südwärts hinab. Und plötzlich war die See nicht mehr grau und braun. Denn jetzt stand die Sonne im Südosten. Da spiegelten sich im wilden Wasser in unablässigem Wechsel des hohen Himmels Grün und Blau, der Wolken Weiß und Rot und Violett und Grau, und des sinkenden Dunstrandes Gelb und Gold. Die Schaumkronen der langen Wellen leuchteten flammend auf, und die Muscheln der sich überstürzenden Brecher fingen das Licht wie hohle Spiegel und schossen die Strahlen in die bewegten Täler und über immer neu sich türmende Berge.

Und da — aufschrien die Zehn und griffen in die Luft. Vornübergebeugt, die Knie gegen Bänke und Bordwand gepreßt, standen sie da. Sie stammelten unsinnige Worte. Sie schluckten und spuckten. Sie lachten und schrien.

Da vor ihnen bald im leuchtenden Schaum der Wellenkämme, bald im bunten Dunkel der Täler schwamm ein Gnadengeschenk des Himmels an diese rauhen Gesellen.

Ein Kasten, bunt gestrichen. Und aus ihm streckten sich zarte rote Ärmchen in den Glanz, und winzige Hände griffen nach dem Schaum, der wie eine dicke Decke von weißesten Daunen sich über dem Kasten wölbte.

Ein Kind jauchzte und lachte über gierigen Wassern. Ein Kind hatte, von Ungeheuern gewiegt, die Nacht des Schreckens verschlafen und griff nach der Sonne, nach den fliegenden Wolken und nach dem bunten Teppich, auf dem es geschaukelt wurde, und lachte, lachte die Männer an, die nun die Wiege ans Boot rissen; zauste die ruppigen Kerle am Bart, stach mit den Fingern nach ihren gierigen Augen.

Drei von den Bartmännern zogen sich die Ölröcke vom Leib und darnach die dicke warme Wolle. Und so, in drei leibwarme rauhe Jacken gehüllt, fuhr ein Menschlein zum zweiten Male aus Dunkel und Fährnis ins Leben hinein, ein Kind, weißhaarig, langgliedrig, ein Knabe mit dem langen Schädel der Friesen.

Von eines Schiffers harten Armen gehalten, von zehn Augenpaaren über zehn Stachelbärten gehütet und von Hinnerk Stuur durch Wassersturz und Brandung gesteuert, kam dieser Knabe auf die Insel der Glücklichen.

Und während die Männer von Westeroog sich an das Wrack da draußen machten und sich Goldes die schwere Menge sicherten, sprangen die Elf am Strande ins Wasser, mit glücklichen Gesichtern und jungen Gliedern, trotz der Mühsal der furchtbaren Nacht. Und Hinnerk Stuur nahm den Knaben und trug ihn vor sich her, wie der Priester seine Monstranz. Trug ihn auf die Welt der Pastoren und Kommerzienräte, Professoren, Börsenfürsten und Krämer, Offiziere und Beamten und all der süßen Mädchen, Frauen, Damen und Weiber. Trug ihn an den menschenerfüllten Strand, in das Hurrageschrei und Schluchzen und Lachen, und legte ihn in die aus-

gebreiteten Arme des Grafen Heinrich von Osterhusen, königlichen Badekommissars, der seine gelben Stiefel nicht geschont hatte und Hinnerk Stuur ins seichte Wasser entgegengelaufen war.

Der Knabe schlief. Er wußte nichts von dem glänzenden, seltsamen Zuge, an dessen Spitze er getragen wurde. Dem Grafen zur Seite und hinter ihm her stampften die elf Rauhbärte, glücklich und eifersüchtig. Hinterdrein rollte die Welle der Menschen in Flanell und Seide, Buckskin und Kalbleder, mit Spazierstöcken und Sonnenschirmen, Kodaks und Augengläsern. Und all diese Menschen hatten heute ein Herz, ein warmes offenes Herz, und das war voll guter Wünsche für diesen vater- und mutterlosen Knaben, der da von irgendwoher in ihre Welt gekommen war.

Graf Heinrich aber hielt das feuchte, wollige Bündel an seinen gutgebügelten blauen Anzug gedrückt, sah starr vor sich hin in die Luft und tat offenbar viel gute Gelübde. Und seine Lippen waren gespitzt wie immer, und ganz leise klang es über den schlafenden Knaben:

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht!

Das Rätsel des Lebens * Von Dr. Ludwig Staby

Was ist das Leben? Diese Frage beschäftigt die Menschheit, solange sie denken kann, und obgleich sich an ihre Enträtselung seit Jahrtausenden die erleuchtetsten Köpfe mit heißem Bemühen herangemacht haben, sie steht noch ebenso ungelöst da, wie beim Anfang aller Dinge. Im Laufe der Zeiten sind die verschiedensten Erklärungen und Hypothesen gemacht worden, aber sie alle treffen den Kern der Frage nicht. Lange Zeiten hindurch ist das Gehirn und das von ihm ausgehende Rückenmark als der eigentliche Sitz des Lebens angesehen worden und zwar aus der unbestreitbaren Tatsache heraus, daß bei den warmblütigen Tieren eine Zerstörung und Vernichtung dieser Organe unmittelbar das Leben auslöscht. Ein anderes wichtiges Merkmal stützte noch diese Ansicht vom Sitz des Lebens. Trennen wir bei einem Körperglied die Verbindung seiner Nerven mit dem Gehirn, durchschneiden wir also alle seine Nerven, die zum Zentralpunkt des Nervensystems führen, dann hört jede sichtbare Lebensäußerung dieses Körpergliedes auf, denn es kann sich nicht mehr bewegen und ist vollständig gefühllos. Trotzdem ist aber das betreffende Glied nicht tot, denn es behält seine Form und geht nicht in Verwesung über, was ein toter Körper unbedingt tut. Ja noch mehr! Entsteht beispielsweise an einem solchen Körperteil, sagen wir an einem gelähmten Arm, durch äußere Gewalt eine Wunde, so heilt diese ebensogut, als wenn sie sich an einem anderen gesunden Teil des Körpers befände. Diese Tatsache allein mußte aber die Ansicht, daß Gehirn und Nerven der Sitz des Lebens seien, schwankend machen und bald traten noch andere Beobachtungen hinzu, die schließlich diese Ansicht stürzten. Man stellte zunächst fest, daß nach einem plötzlichen gewaltsamen Tode das Herz eines Menschen noch weiter schlug bis zu einer Dauer von fünfundzwanzig Minuten, bei einem getöteten Hunde sogar noch achtundvierzig Stunden und bei einer Schildkröte die ungeheure Zeit von acht Tagen! Man studierte nun den immer in Bewegung befindlichen Muskel, das Herz, genauer, und es gelang, die aus dem Körper entfernten Herzen von Warmblütern tage- und wochenlang am Leben zu erhalten, wenn man sie in feuchter Wärme aufbewahrte und unter bestimmtem Druck in die Stranggefäße entsprechende Salzlösungen oder Serum, also den flüssigen Bestandteil des Blutes, einfließen ließ. In allen Fällen hat das Herz nach dem Tode seines Eigentümers noch weitergelebt, es hat also ohne Verbindung mit dem Gehirn eigenes Leben gezeigt und bewahrt. Wie mit dem Herzen, so hat man auch mit anderen Organen ähnliche Versuche gemacht, so mit dem Magen und der Speiseröhre.

Bei den Versuchen mit kaltblütigen Tieren kamen noch viel erstaunlichere Aufschlüsse über das Rätsel des Lebens zutage. Es ist bekannt, daß der Schwanz der Eidechsen bei plötzlicher Berührung des Tieres sehr leicht abbricht, daß er aber nach kurzer Zeit wieder neu wächst. Ebenso wachsen bei manchen Amphibien neue Schwänze und sogar Beine nach. Das alles kann man aber immer noch dem Einfluß des Gehirns oder der Nerven zuschreiben, die mit dem neugebildeten Glied in Verbindung stehen; die Sache wird erst dadurch rätselhaft und wunderbar, daß die Gliedmaßen sich auch wieder erneuern, wenn alle Nerven durchschnitten sind. Einige Forscher zerschnitten die Larven von Amphibien in kleine Stückchen, und alle diese Stücke wuchsen sich zu normalen Tieren aus. Wird ein Regenwurm in eine große Anzahl Stücke zerschnitten, so ist doch nur eines dieser Teile mit einem Kopf ver-



Zeichnung von Bruno Zwiener. Kunstverlag Schmidt, München.

sehen, aber alle Stücke ohne Ausnahme wachsen zu einem neuen Regenwurm heran mit Kopf und allen Organen.

Nach diesen Versuchen kann die Ansicht vom alleinigen Sitz des Lebens im Gehirn und den Nerven nicht mehr aufrecht erhalten werden, denn die Zellen, die wachsen und sich vermehren ohne jede Nervensubstanz, sind trotzdem imstande, neue Körper mit allen Organen, auch mit Nerven, zu bilden; es entwickeln sich also ohne Nerv in ihnen große Energien, durch die neues Leben hervorgebracht wird.

In diese Lebensvorgänge der Zellen ist nun durch Versuche des amerikanischen Arztes Dr. Alexis Carrel ein tiefer Einblick eröffnet worden. Ihm gelang es zuerst, Teile eines Blutgefäßes in eine andere Blutbahn einzusetzen, so daß sie anheilten und das Blut nun durch diese zusammengesetzte Ader zirkulierte — und zwar nahm er dies chirurgische Kunststück mit Blutgefäßteilen vor, die mehrere Tage lang, abgetrennt von ihrem lebendigen Leib, im Kühlschrank gelegen hatten. Später schritt der Forscher weiter und trennte ganze Organe von einem Tier, um sie einem anderen einzusetzen. Er nahm z. B. einem Tier beide Nieren mit den zugehörigen Blutgefäßen und setzte sie einem anderen Tier ein, und siehe da, die Organe heilten ein und taten ihrem zweiten Eigentümer dieselben Dienste wie dem ersten. Und merkwürdigerweise gelangen solche Übertragungen noch, nachdem die Organe tage- und wochenlang, ja in einem Falle sogar zwei Monate lang im Eisschrank gelegen hatten.

Aus diesen Versuchen ging unzweifelhaft hervor, daß die so lange Zeit im Eisschrank aufbewahrten Organteile nicht abgestorben waren, denn dann hätten sie sich nicht wieder einem lebenden Organismus einfügen lassen, sondern daß sie am Leben geblieben waren, wenn sie auch ein latentes, also ein ruhendes Leben geführt hatten, da sie ja keine Nahrungszufuhr erhielten. War es nun möglich, ein Gewebestückchen nicht nur aufzubewahren, sondern es auch außerhalb seines Organismus zu Lebensäußerungen zu veranlassen, dann konnte man diese Lebensäußerung genau beobachten und so vielleicht den Schleier des großen Geheimnisses des Lebens etwas lüften.

Nach jahrelangen mühevollen Versuchen brachte im Jahre 1907 der Biologe Harrison ein Stück des Embryos einer Froschlarve in einem Tropfen Lymphe auf ein Deckgläschen, drehte dieses mit dem hängenden Tropfen um und kittete es auf einen hohlgeschliffenen Objektträger fest. Das Gewebe blieb nicht nur monatelang am Leben, sondern der Forscher konnte unter dem Mikroskop beobachten, daß in diesem hängenden Tropfen sich aus den Zellen sogar Muskelfasern und Nervenfäden entwickelten. Nun drängte sich die Frage auf: War dieser erstaunliche Lebensvorgang nur bei Geweben von Embryonen kaltblütiger Tiere möglich oder lebten, wuchsen und vermehrten sich auch die abgetrennten Gewebe warmblütiger Tiere, wenn sie auf einen entsprechenden Nährboden gebracht wurden?

Diese hochbedeutsame Frage löste der geniale Forscher Carrel im bejahenden Sinne. Er benutzte ganz winzige Gewebestückchen, die im geronnenen Blutplasma in hängenden Tropfen untergebracht wurden und sich in einem Brutschrank immer in der Temperatur eines lebenden Körpers befanden. Die Gewebestückchen sandten feine Fransen und Spitzen aus, sie wuchsen also, bildeten neue Zellen mit Zellkernen und zerfielen dann wieder nach einem Leben von fünf bis zehn Tagen. Und alle Gewebe, mochten sie nun vom Bindegewebe, von den Nervenfasern oder den Muskeln sein, zeigten diese markanten Lebensäußerungen, und zwar Gewebe von allen möglichen Tieren, von Hühnern, Kaninchen, Katzen und Hunden, ebenso wie vom Menschen.

Weshalb starben aber die Gewebe nach wenigen Tagen in ihrem Nährplasma ab? Nahrung hatten die Zellen zwar, aber sie sonderten doch auch untaugliche Stoffe ab, die im lebenden Körper durch den Blutkreislauf weggeschwemmt werden, im hängenden Tropfen sich aber um die Zellen lagern mußten, so daß diese gewissermaßen in ihren eigenen Absonderungen erstickten. Carrel entfernte nun nach einigen Tagen die Gewebestückchen aus dem Plasma und wusch sie mit einer dem Blutwasser ähnlichen Salzlösung, der sogenannten Ringerschen Lösung, aus, wodurch die Stoffwechselgifte entfernt wurden. Wenn darauf das Gewebe wieder in Plasma gelegt wurde, dann begann das Wachstum von neuem, und auf diese Weise gelang es dem Gelehrten, solche Kulturen zwei Monate lang am Leben und Wachsen zu erhalten. In dieser von der ganzen wissenschaftlichen Welt angestaunten Gewebezüchtung brachte Carrel wahre biologische Kunststücke fertig. Er setzte ein kleines Stückchen vom Herzen eines Hühnerembryos in den hängenden Tropfen. Dieses kleine Stückchen, das ebenso regelmäßig pochte wie das ganze Herz, wuchs bedeutend, bis es nach einiger Zeit zu pulsieren aufhörte. Das Herzstückchen wurde nun mit Ringerscher Salzlösung gewaschen und wieder in neues verdünntes Plasma gesetzt; es begann sofort wieder zu klopfen, und bei alle drei Tage wiederholten Waschungen gelang es dem Forscher, das Stückchen Herz drei Monate lang nach seiner Entfernung aus dem lebendigen Herzen am regelmäßigen Pulsieren, also am Leben und an der Betätigung des Lebens, zu erhalten.

So merkwürdig das Leben dieser Zellen außerhalb des Organismus ist, ebenso sonderbar, ja noch verwunderlicher ist es, daß diese fertigen Gewebe, die im Körper des erwachsenen Tieres doch selbst nicht mehr wachsen, nunmehr auf dem künstlichen Nährboden zu wachsen beginnen und ihr Wachstum so lange beibehalten, wie Leben in ihnen ist. Was hindert nun diese Zellen, im erwachsenen Tierkörper weiter zu wachsen? Und wie kommt es, daß in einem Tierkörper gewisse Zellen plötzlich anfangen zu wachsen ohne alle Schranken und dadurch ihren Träger in Lebensgefahr bringen? Eine schreckliche Krankheit der Menschheit, der Krebs, ist nichts weiter als ein maßloses, ungezügeltes Wachstum von Gewebezellen, die schließlich im Körper gewaltige Gewebezerstörungen hervorrufen und den ganzen Menschen vernichten. Wird es gelingen, den Grund dieses rücksichtslosen und verderblichen Wachstums der Zellen zu finden? Hat der Forscher Carrel den Weg hierzu gezeigt, der schließlich zum Ziel führen kann, dann sind seine Entdeckungen schon allein aus diesem Grunde von unbegrenzter Bedeutung.

Welche Fülle von Fragen eröffnen sich aber noch in anderer Hinsicht zur Erkenntnis der Lebensvorgänge! Wir wissen, daß die Zellen Stoffe absondern, die für das Wohl und Wehe des Körpers von der größten Bedeutung sind, aber wir kennen diese geheimnisvollen Stoffe noch nicht. Wie kommt es, daß die Zellen anfangen zu degenerieren, daß ein langsamer Verfall eintritt, daß der Körper altert und schließlich stirbt? Ist der Tod durch besondere Vorgänge in der Zelle bedingt? Wenn wir bedenken, daß aus einfachen Zellen, die von dem Körper eines Regenwurmes abgetrennt werden, sich wieder ganze Tiere mit allen Organen entwickeln, dann müssen wir fragen: Wer sagt der Zelle, daß sie jetzt Muskeln, jetzt Nerven und jetzt andere Gewebe bilden muß? Ist in den Zellen der Bauplan des ganzen Körpers schon enthalten? Ist also die Zelle der wahre Sitz des Lebens? Hoffentlich gelingt es der Wissenschaft, diese Fragen wenigstens zum Teil aufzuklären und die uralte Frage der Menschheit ihrer Lösung näherzubringen: „Was ist das Leben?"

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 26. Mai 1921 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

Phot. F. Bruckmann, München.

Der Hexenmeister. Nach einem Gemälde von **Ritter August Hoffmann von Vestenhof**.



Mein Bruder Ludwig

Tagebuchblätter. Von Maria Berte Schröder. (Schluß)

Wir haben eine lange Wanderung hinter uns, Ruth und ich. So wird es nun immer sein: ohne dich. Wir können nicht mehr zusammen wandern. Mit dem Abend kamen wir wieder heim, mit dem Geläut. Über Tal und Höhen schwang der Glockenton, ganz erfüllt vom Leben, Leben ... Daß deins so verklingen mußte ... Wir gingen durch den Schloßpark. Durch die Natur geht das Ahnen: Vergehen. Das Laub fühlt den Wind. Nun sind die Rosen bald dahin. Die Tage werden dunkel. Ja, es war Sommer. Ich zittere, Beatrice. Du müßtest deine Hand auf mein Herz legen, dann würde meine Sehnsucht still. Manchmal glüht mein Verlangen so wild dem Gewesenen zu. Ach, daß du kämst! Und manchmal ist es mir, als müßte sich die Tür öffnen, als ständest du auf der Schwelle und sagtest: Sieh, ich bin wieder dein. Die Seligkeit dieses Wortes! Oh, sie fühlen können! Ach, daß du mich allein ließest, Beatrice ...

Wir fanden Besuch zu Haus. Der Fürst war da. Ruth war erschrocken. Er saß in ihrem Atelier und blätterte in einer Mappe. „Ich habe von meinem alten Gastrecht Gebrauch gemacht und kam zur Teestunde. Hoffentlich freut es Sie ein wenig, Ruth."

Hortense hat recht. Er sieht nicht gut aus. Er hatte schon fast alles gesehen im Atelier. „Was haben Sie hier, Ruth?" Er sah das Bild mit den Herbstzeitlosen.

„Es ist häßlich, nicht wahr?" fragte sie.

„Nein, das ist es nicht. Nur traurig. In jedem Pinselstrich liegt das Vergehen. Die Farben atmen Entsagung. Sie sollten es ausstellen, Ruth."

„Nein, Durchlaucht."

„Nennen Sie mich doch nicht Durchlaucht. Ich habe versucht, es Ihnen schon in München abzugewöhnen. Nennen Sie mich Karl-Gustav oder lieber Freund."

„Das letzte," antwortete Ruth. Er ist groß, sehr mager, und hält sich vorgeneigt. In Ruths Salon spielte er dann Chopin. Wie paßt der große Meister doch in den Herbst! Der Fürst spielte gut, und doch, mir war es eine Qual, zuzuhören.

Klingt nicht noch aus deinem Zimmer das Geigenklingen? Ich sehe dich! Ach, es sind die Schatten ...

☆

Wir werden nun doch reisen. Ruth hat ein paar Freunde in Darmstadt. „Laß mich hier," so möchte ich zu ihr sagen, aber ihre Augen bitten: Komm mit.

☆

Wir ritten heute mit dem Fürsten aus. Er ermüdete bald. Am Abend kam er. Auch Hortense. Sie herrschte. In Mentone hatte sie ihre Villa neben der des Fürsten. Er und ihr Mann waren Freunde.

„Nun, kleiner Ludwig?" So begrüßte sie mich. Kleiner Ludwig. Nehmen sie meine Trauer nicht ernst. Sie wissen nicht, was es heißt, den einen Menschen hingeben zu müssen! Alles hat seine Stunde!

„Sie sind kein Lebenskünstler." Damit war ich für Hortense abgetan. Dann spielte sie. Der Fürst ging zu Ruth. Er sah sie nur an. Warum wurde ihr Blick so seltsam müde, ihr Lächeln so gequält? Der Fürst sah plötzlich so wohl aus. Machte es der Lampenschein? Ruths Nähe? Alles hat seine Stunde. Vielleicht dachte der Fürst daran. Vielleicht gab ihm diese Stunde etwas. — — —

Ich stand im Garten. Der Mondschein streifte das Spalier des Weins, die dunklen Beeren. Da sah ich Ruth. Sie spielte. Heute sah ich sie ohne Maske. Ein Spiel von Liebe rang sich empor. War ihre Scheu gefallen? Ihre Seele lag in den Tönen und schluchzte. Wie Perlen waren sie, die in die Ewigkeit rinnen ... Von Schmerzen schwer und scharf wie Stahl sprachen sie von einer Sehnsucht tiefster, unermeßlichster Qual. Sie spielte sich! Der Abend war so wundervoll von Duft und Zauber, verschwiegenen Leides, das sie und mich schwer umfangen hielt. An diesem Abend bin ich lange gewandert.

☆

Erdmann war mit seinem Buben da. Er weiß von Ruths Reiseplänen. Er billigt sie. Sie schickte mir Hans-Adam herauf. „Nicht wahr, die fremde Frau ist tot?" sagte er geheimnisvoll. Die fremde Frau ... so nennen sie dich. Ja, du warst ihnen fremd im innersten Wesen. Wie ich ihnen fremd bin und bleiben werde. Fremd — das rechte Wort. Der kleine Bub sah dein Bild, das, auf dem ich deine Stirn bekränzte.

„Nicht wahr, sie war nicht wie andere Frauen. Ich sah sie einmal, wie sie Blumen vom Balkon herunterstreute." Der Bub lachte.

Du streutest Blumen aus und weihtest unsere Liebe ein! Meine Seele war offen, du zogst hinein, deiner Seele Licht fiel tief in die meine und immer reiner erfüllte sich mein Wesen in dir, immer neuer!

„Sie tanzte auch, die fremde Frau?" Mit den vielen Fragen fiel auch diese. Ich gürtete die schlanken Hüften dir zum Tanz. Du schwebtest im Mondschein, deine Schleier woben sich um dich, sie flatterten und ich fing sie auf. Vielleicht sahen sie es, wenn wir unsere Feste feierten, Beatrice.

Erdmann fragte mich dann, wann wir reisen wollten. „Bald, es ist noch nicht bestimmt," antwortete ich. Es ist sonderbar: Wenn wir drei Geschwister zusammen sind, herrscht Schweigen. Wir haben uns nichts zu sagen, Erdmann und ich. Auch zwischen Ruth und mir ist oft das Schweigen, aber nicht schwer, nicht quälend. Es ist das Schweigen, bei dem der eine fühlt, daß es der andere braucht. Erdmann klopfte mir auf die Schulter, als er ging, und Ruth bekam einen wohlwollenden Blick. „Vergeßt Vetter Wigand nicht, wenn ihr in Süddeutschland seid."

„Er weilt an einem so traurigen Ort, erlaß uns den Besuch," sagte Ruth.

„Unsinn, mit den Kranken kommt ihr nicht in Berührung." Die Irrenanstalt kennt man an ihrem Äußeren nicht als solche. Ein Blick, den ich nicht gut deuten konnte, streifte mich und dann Ruth. Sie erschrak. Ich fragte sie, was das Erschrecken sollte. „Nichts," sagte sie hastig und dann: „Es ist doch besser, wenn wir den Vetter besuchen." Ich habe gegrübelt, warum es besser sei ... Jetzt weiß ich es!

☆

Es regnet. Der Tag ist so trübe, als trüge er Trauer. Die Tropfen rinnen und wieder ist am Horizont der letzte Streifen Rot verblichen und wieder habe ich gedacht: Ach, kämst du doch nur einmal, Beatrice ...

Heute kam ein Brief aus dem Schloß. Ruth erbleichte. „Der Fürst bittet um Entschuldigung. Er kann nicht kommen. Eine leichte Blutung . . .“ Sie sprach nicht weiter und ging. Deswegen sein jahrelanger Aufenthalt in Italien, Indien, deswegen seine Ehelosigkeit. Ich hörte davon. Ich las den Brief. „In acht Tagen bin ich wieder bei Ihnen, liebe, liebe Ruth.“ Es stand da und darunter: Ihr Karl-Gustav. Das kleine Wörtchen ist wie Hohn auf das Schicksal. Leiden statt Liebe. Auch du, Ruth!

☆

Die Koffer sind gepackt, aber Ruth will noch hierbleiben. Sie sei nicht ganz wohl, sagte sie zu Mama. „Vergeßt nicht Vetter Wigand aufzusuchen,“ sagte auch diese. In mir bäumte sich etwas auf. Da fuhr sie fort: „Er hat ein faible für Ruth. Wir alle wünschen diese Verbindung.“ O du mütterlichste aller Mütter! Und ich dachte einen Moment —

☆

Ruth ist jetzt wenig im Haus. Das Warten nimmt ihr die Ruhe. Das Warten auf was? Auf die Gesundung, die nur ein weiterer Schritt zum Siechtum ist. Hortense hatte sie heute im Arm und küßte ihre Stirn. „Sie läuft nicht davon wie Sie, Ludwig.“ Es klang so harmlos. Hortense! „Es ist gut so, Ludwig. Bedenken Sie — ich will Ihnen nicht wehe tun — aber es wäre eine Mesalliance.“

„Ich verstehe Sie nicht, Hortense.“

„O doch, Ludwig, Sie verstehen mich. Ruth ist eine Natur, die alles geben wird, um den geliebten Mann zu erfreuen. Alles — und deshalb geht sie jetzt.

„Der Fürst wird nie etwas an sich reißen, was er nicht halten kann, nicht halten darf,“ sagte ich, und sie entgegnete: „Vielleicht —? Aber der Mensch ist Mensch...“

☆

Es ist alles verblüht, die Nebel steigen, die Schleier weben über die Wiesen. Wir sahen immer den Mond aus dem Tann steigen, du und ich, wenn wir in den Abend gingen. Ich saß heute am Wiesenrand und träumte: Die kleine Wolke dort trüge dein Gesicht und ein Licht leuchtete aus deinen Augen mir entgegen. Du lachtest wieder, wie du nur lachen konntest, als wir in Glück und Liebe gingen. Und du fragtest, warum ich so traurig sei. Da fiel aller Gram von mir.

Als ich aufwachte, glitzerte hoch über mir der Abendstern und die kleine Wolke segelte dahin. Du bist in deiner Heimat, Beatrice. Wann finde ich Ruhe?

☆

Wir sind in Frankfurt. Ich kann nichts hören. Alles schmerzt mich. Die Menschen machen mich müde, ihr Anblick quält. Ich bin krank. Ich fiebere. Die letzten Tage waren kalt und naß. Vorhin kam Ruth. Sie ist in Sorge. „Du wirst doch keine Lungenentzündung bekommen?“ Sie faßte meinen Puls. „Er ist so leis wie der der Beatrice war.“ Sie fuhr mir über das Haar. Beatrice . . . „Morgen gehen wir in die Oper. Man spielt Fidelio, das Hohelied der Liebe. Komm mit,“ sagte sie. Ja, ich werde mitgehen. Das Hohelied der Liebe . . .

☆

In der Pause trafen wir den Vetter. Man hatte ihn hierhergewiesen. Er drückte mir die Hand und bedauerte deinen frühen Tod. Ob er nach Symptomen forscht? Er brachte Ruth Blumen. Die Musik rauschte an meinem Ohr vorbei. Mein Hirn faßte nichts. Nur einmal schrie es in mir auf, tief im Tiefsten. O Leonore . . In diesem Moment war Florestan ich. Ich! So könnte ich deinen Namen immer klagen. Beatrice, o Beatrice . .

☆

Ich habe dich gesehen! Heute auf einer belebten Straße. Ich verließ Ruth und bin dir nachgestürzt. Dich hatte ich erblickt, Beatrice! Dich! Ich sah deine schmale Gestalt, deinen schönen Kopf. Du warst wieder da, Beatrice! Durch alle Gassen bin ich gegangen — überall suchte ich dich. Auf allen Plätzen stand ich, auf den Bänken forschte ich. Die Ufer des Mains lief ich entlang. Ich konnte dich nicht fassen. Überall war — Leere. Tag und Nacht durchforschte ich — wo bist du, Beatrice . . .?

☆

Ich war krank, Fieber. Das Fieber war schön: Ich hatte dich. Ohnmächtig hatte man mich auf einer Bank gefunden und hierher zu Ruth gebracht. Ein freundlicher Herr beugte sich heute über mich, als ich erwachte. Er sprach etwas von Erschöpfung. Als er gegangen, blieb Ruth und sagte deinen Namen. Sie nahm meine Hand und legte ihren Kopf darauf. Ich fühlte Tränen. „Du und ich,“ sagte sie.

Kleine Ruth, auch du leidest. Anders wie ich, stiller, ergeben in etwas, was wir Schicksal nennen. Es läßt sich nicht zwingen, nicht aufhalten, es setzt uns den Fuß in den Nacken und wir beugen ihn, so tief, daß wir nicht wieder aufkommen.

„Man muß seinem Leben einen Inhalt geben.“ Sie ist so weise, die kleine Ruth. „Nicht wahr, Tasso war ein Schwächling, und Werther ging an seiner Energielosigkeit zugrunde — —?“ Ich fragte es.

„O Gott,“ sagte Ruth nur. Ob sie meine geheimsten Gedanken kennt? Dann sprachen wir von der Einsamkeit. „Ich will es lernen, ganz allein stehen zu können. Einsam zu sein.“

„Man kann es, glaube ich, Ludwig, aber das andere ist doch schwerer; das, mit all den anderen gehen zu können, Schulter an Schulter, es verlangt mehr Mut.“

☆

Wir sind in die kleine Stadt Wigands übergesiedelt. Nun jährt sich der Tag zum zweitenmal, da du mein wurdest, Beatrice. Ein weißer Brunnen rauscht nachts unter meinem Fenster. Es klingt so geheimnisvoll, als erzähle er ein schönes Märchen von einer Königin, von zwei Menschen. Ich höre das Märchen nachts, wenn ich wach liege und die Sterne blinken. Die Königin bist du. Die zwei Menschen du und ich. Ich reimte die Worte zusammen, fügte sie aneinander, bis sie ein Schicksal wurden. Jauchzend müßte es ausklingen, das Märchen, Erlösung, Wiedergeburt verheißend — es klang aus in eine bange, schwere Frage . . . Erlösung, Wiedergeburt! Der Brunnen rauschte ein Hohelied! Ich verstand es. Du sprachst mir daraus, du, Beatrice, meine tote Geliebte!

☆

Ich höre dich! Jede Nacht. Und immer klingt deine Melodie aus in die bange, schwere Frage: Wann kommst du?

Du kannst nicht zu mir kommen, aber ich zu dir. Morgen jährt sich wieder der Tag, da du mein wurdest, morgen bin ich bei dir, Beatrice, meine Geliebte.

☆

Nach Jahren:

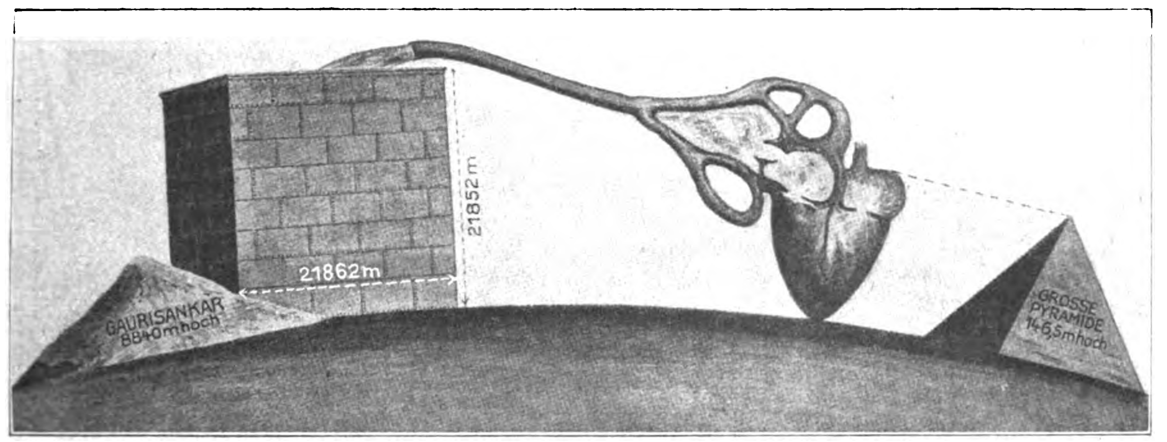
Mein Bruder Ludwig ist nicht mehr. Ich fand ihn tot auf dem weißen Brunnenrand im Garten. Ein paar Blutstropfen verfärbten den Stein. Kleine Beatrice, du warst Siegerin!

„Wir hätten ihn in eine Anstalt tun sollen,“ sagte Erdmann, „ich hielt ihn immer für krank.“

Wo die Asche Beatrices ruht, ruht auch die seine. Sie sind bald wieder zusammengekommen.

Ich habe dann Wigand geheiratet.

In diesem Jahre besuchte uns Erdmann. Wir sprachen von Ludwig. „Narr,“ sagte er da. Ich schwieg. Was hätte ich sagen sollen? Ich verstand den Narren, hatte ihn immer verstanden, meinen Bruder Ludwig.



Würfelförmiger Behälter, der in einem Jahre von den 1700 Millionen Herzen der jetzigen Menschheit vollgepumpt werden könnte. Nach einer Abbildung aus „Scientific American".

Die Arbeitsleistung des menschlichen Herzens

Von Marg. Weinberg

Das menschliche Herz hat von jeher Anlaß zu vielseitigen Betrachtungen gegeben. Weise haben tiefsinnige Aussprüche über seine geheimnisvollen Kräfte getan, Dichter sie in mehr oder weniger überschwenglichen Bildern besungen. Auch dem Durchschnittsmenschen gilt das Herz in erster Reihe als Träger seiner freudigen und traurigen Erregungen und nicht als wichtigster Muskel seines Körpers. Neben solchen Gedankenverbindungen nimmt sich der Einfall der Physiologen etwas nüchtern aus, jenes dem poetischen Empfinden teuerste Organ mit einer Saug- und Druckpumpe zu vergleichen. Soll man sich darüber entrüsten? Durchaus nicht; liegt doch darin das Eingeständnis, daß der Menschengeist nichts erfinden kann, was ihm die Natur nicht bereits an irgendeiner ihrer Schöpfungen vorgemacht hat. Im übrigen ist gerade jener Vergleich gut geeignet, eine Vorstellung von der wunderbaren Rolle zu vermitteln, die das Herz im Organismus des menschlichen Körpers ausfüllt. Es ist eine recht merkwürdige Maschine, die von der Wiege bis zum Grabe unaufhörlich in Tätigkeit verharrt. Ein paar Zahlen mögen dazu dienen, deren Umfang zu erläutern. In jeder Minute des Menschenlebens schlägt das normale Herz 75 mal durchschnittlich, somit 4500 mal in jeder Stunde, ungefähr 108000 mal täglich und etwa 39000000 mal im Jahre. Auf eine Lebensdauer von 70 Jahren kommen demnach rund 2 Milliarden 700 Millionen Herzschläge, die ein einziges derartiges Organ zu leisten vermag. Man schätzt die Bevölkerung unserer Erde auf 1700000000 Seelen, kann also nach dieser Ziffer die Leistung der gesamten auf unserem Planeten schlagenden Menschenherzen berechnen. Es ergeben sich etwa 127 Milliarden Herzschläge in der Minute oder 6600 Billionen im Jahre. Rechnet man auf die Sekunde 1,25 Herzschläge, so entfallen auf diese Zeitspanne aus der Leistung jener 1700 Millionen menschlichen Herzen etwa 2 Milliarden.

Bekanntlich enthält dieses Organ vier Kammern: zwei Vorhöfe und zwei Herzkammern. Die Vorhöfe sind Sammelbecken, die die arbeitenden Herzkammern mit Blut versorgen. Demnach wohnt die Bewegungskraft des menschlichen Herzens in der rechten und linken Herzkammer. Ziehen sich diese zusammen, so entsendet die eine ihren Inhalt an unreinem Blut in die Lungen, wo er gereinigt wird; die andere aber zwingt ihren Gehalt an gereinigtem Blute zum Kreislauf durch den Körper. Wenn das Herz schlägt, stößt die Maschine durchschnittlich eine Masse von 25 ccm Blut aus. Also pumpt das Herz in der Minute mittels 75 Herzschlägen 1875 ccm Blut, in einem Tage 2,7 cbm und deren annähernd 1000 im Jahre. Denkt man sich solche Arbeit von einer Wasserpumpe verrichtet, so würde diese, da ein Kubikmeter Wasser 1000 kg = 1 t wiegt, im Laufe eines Jahres ungefähr 1000 t pumpen. Und nun mache man sich klar, daß eine derartige Arbeitsleistung nur durch einen kleinen Teil eines Organs verrichtet wird, das nicht größer ist, als durchschnittlich eine zur Faust geballte Menschenhand! Wären wir imstande, in einem kubischen Behälter alles von einer einzigen Herzmaschine in einem Jahre ausgepumpte Blut zu sammeln, so müßte dieses Gefäß etwa 18,3 m in jeder seiner Dimensionen messen. Ein runder Wasserturm von 15 m Durchmesser müßte, wollte man ihn zu gleichem Zweck verwenden, etwas mehr als 33,5 m Höhe haben und etwa 111500 hl aufnehmen. Unsere Abbildung zeigt, wie groß man sich ein Herz vorzustellen hätte, das der Masse aller auf Erden vorhandenen Menschenherzen entspricht und welche Arbeitsleistung von ihnen allen im Laufe eines Jahres vollbracht wird.

Aphorismen

Es gibt Menschen, denen es gelingt, andere von ihrer Meinung zu überzeugen, ohne selbst von ihrer Meinung überzeugt zu sein.

•

Viele Leute geben einem Armen ein Almosen, weil die anderen es sehen; viele unterlassen es aus demselben Grunde.

Es ist bedauerlich, daß zwei der wertvollsten Eigenschaften, Aufrichtigkeit und Taktgefühl, einander im Grunde feind sind und über die klapprige Brücke der Konvenienz hinüber ein Kompromiß schließen müssen.

•

Wenn jemand Freude an seiner Arbeit hat, so sagt man geringschätzig von ihm: „Der arbeitet nur zum Vergnügen."

Alice Ikle

Klage

Aus Eichendorffs Gedichten, erschienen in Reclams Universal-Bibliothek unter Nr. 2351—53a

O könnt' ich mich niederlegen
Weit in den tiefsten Wald,
Zu Häupten den guten Degen,
Der noch von den Vätern alt,

Und dürft' von allem nichts spüren
In dieser dummen Zeit,
Was sie da unten hantieren,
Von Gott verlassen, zerstreut;

Von fürstlichen Taten und Werken,
Von alter Ehre und Pracht,
Und was die Seele mag stärken,
Verträumend die lange Nacht!

Denn eine Zeit wird kommen,
Da macht der Herr ein End',
Da wird den Falschen genommen
Ihr unrechtes Regiment.

Denn wie die Erze vom Hammer,
So wird das lockre Geschlecht
Gehaun sein von Not und Jammer
Zu festem Eisen recht.

Da wird Aurora tagen
Hoch über den Wald hinauf,
Da gibt's was zu singen und schlagen,
Da wacht, ihr Getreuen, auf.

Joseph v. Eichendorff (gedichtet etwa 1810)

Der reiche und der arme Mann

Parabel von Safed dem Weisen

Einst kam ich an einen der großen Seen, die von Dampfschiffen befahren werden. Ich zahlte einen Dollar und fuhr von einer Stadt zur anderen, von drei Uhr morgens bis zur fünften Stunde am Nachmittag.

Es waren nur wenige Reisende an Bord und ich konnte hingehen, wohin es mir beliebte. Jeder der Leute an Bord sprach freundlich zu mir und alles auf dem Dampfschiff schien mein Eigentum zu sein.

Ich stieg auf die Kommandobrücke hinauf und der Steuermann sagte zu mir: „Du darfst eintreten!"

So trat ich ein und er zeigte mir, wie ein Schiff gesteuert wird und wie die Signale und Befehle gegeben werden.

Während wir sprachen, kam einer der Reisenden, den ich bereits gesehen hatte, heran und fragte den Steuermann höflich nach etwas, und der Steuermann antwortete ihm schroff. Der Mann fragte den Steuermann noch einmal, und der Steuermann antwortete nicht, sondern wies auf eine Tafel hin, darauf geschrieben stand: „Das Sprechen mit dem Manne am Steuer ist verboten!"

Dann ging ich in die tiefer gelegenen Teile des Schiffes hinab und sprach mit dem Maschinenmeister. Er zeigte mir seine Maschinen und warum die Räder sich drehten und wie die Schraube das Schiff treibt. Während wir sprachen, kam der gleiche Reisende herab und er sprach zu dem Maschinenmeister, und der Maschinenmeister war schroff gegen ihn.

Und in welchen Teil des Schiffes ich auch ging, sah ich den Reisenden und überall gab es die gleiche Szene. Ja, die Menschen, die gegen mich so gütig waren, waren alle abweisend gegen ihn. Als die Zeit zur Mittagstafel kam, trat der Koch ein und verwünschte ihn in Gegenwart anderer Reisender.

Und ich sprach zum Kapitän des Schiffes: „Wer ist denn dieser arme Mann, den jeder zu hassen scheint und der allein unter allen Menschen an Bord kein Recht an dem Schiffe zu besitzen scheint?"

Und der Kapitän antwortete mir: „Dieser Mann ist der Eigentümer des Schiffes!"

Und der Kapitän sagte mir, das Schiff habe zehntausend Dollar gekostet und der Eigentümer verliere an jeder Fahrt. Und er sei an Bord gekommen, um zu erfahren, warum er sein Geld verliere. Und wie jeder Mann Grimm gegen ihn fühle, weil er nur ein reicher Mann sei und von Schiffen nichts verstehe und seine Nase immer in Geschäfte stecke, von denen er nichts wisse. Ja, der Kapitän sagte, daß er und alle Mann an Bord sich freuen würden, wenn der Alte über Bord fiele.

Nun dachte ich über diese Dinge nach. Denn der Mann hatte zehntausend Dollar bezahlt und besaß nichts als Sorgen. Ja, und was er einst als Gewinn erachtet hatte, das war nun Verlust. Und er hatte nichts von dem Schiffe außer Kummer und Kränkung. Ich aber hatte nur einen Dollar bezahlt und alles auf dem Schiffe war mein. Und als das Schiff anlegte, hatte ich weiter keine Sorge. Ich brauchte nicht zu fragen, ob die Fahrt Gewinn oder Verlust gebracht habe, ob das Wetter morgen schön und nutzbringend oder stürmisch sein und die Gäste fernhalten werde.

Und ich erwog, um wieviel reicher ich war als der reiche Mann, der dachte, das Schiff gehöre ihm. Ja, ich erwog, wie er sich selber täusche, denn er hatte zehntausend Dollar bezahlt und besaß nichts, während ich, der nur einen Dollar bezahlt hatte, das Schiff einen Tag lang mein eigen nannte. Ja, und wenn ich morgen wieder hingehe und noch einen Dollar bezahle, kann ich es mir noch einmal kaufen.

Siehe, wie reich bin ich und wie arm der Mann, der seinen zehntausend Dollar auch noch den Verlust von Kohle und Löhnen und Versicherung zuzählen muß und der nichts besitzt — nicht einmal die Liebe derer, die von seinem Gelde leben.

Und der Geist des Lebens sagte zu mir: „Hüte dich! Begehre nicht! Denn der Mensch, der reicher erscheint als du, siehe — er ist ärmer als du!"

Und ich wußte, daß dies eine Wahrheit sei. Und ich sann diesen Dingen nach.



Mutterglück

Nach einem Pastell von F. Menshausen



Goethe über die Unsterblichkeit

Von Professor Max Seiling

Die Unsterblichkeitsfrage, genauer: die Frage von der Fortdauer des individuellen Bewußtseins nach dem Tode, steht in unserer Zeit, da Hunderttausende kämpfend ihr Leben lassen mußten und da in der Heimat der Hungerkrieg noch immer zahllose Opfer fordert, mehr als je auf der Tagesordnung. Zu den vielen Gründen, die sich für ein Weiterleben anführen lassen, gehört nicht zuletzt auch der, daß die meisten großen Geister davon überzeugt waren, an ihrer Spitze Goethe, der auch insofern ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen darf, als er gleichsam als die Summe des deutschen Wesens erscheint. Bei der Frage der Fortdauer des menschlichen Wesenskernes nach dem Tode kommen namentlich drei Punkte in Betracht: die Überzeugung vom Weiterleben, der Wert dieser Überzeugung und das Wie des Weiterlebens. Um den Wert hervorzuheben, den diese Überzeugung für Goethe gehabt, sei daran erinnert, was er 1824 zu Eckermann gesagt hat: „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja, ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen.“ Die gleiche Denkweise spricht mittelbar aus mehreren Äußerungen seiner Überzeugung vom Weiterleben. Tasso wiederum, nachdem er erklärt, daß er dichten müsse, wie der Seidenwurm spinnt, fährt fort:

> O geb ein guter Gott uns auch dereinst
> Das Schicksal des beneidenswerten Wurms,
> Im neuen Sonnental die Flügel rasch
> Und freudig zu entfalten!

An der Überzeugung von der Fortdauer hat Goethe sich sein ganzes Leben hindurch festgehalten. Dabei hat er dieser Überzeugung so oft und immer wieder neuen Ausdruck verliehen, daß eine Wiedergabe aller seiner Äußerungen hier zu weit führen würde. Hier beschränke ich mich auf eine Auswahl.

In der ersten Abteilung der „Briefe aus der Schweiz“ (1780) schreibt Goethe: „Daß in den Menschen so viele geistige Anlagen sind, die sie im Leben nicht entwickeln können, die auf eine bessere Zukunft, auf ein harmonisches Dasein deuten, darin sind wir einig, mein Freund, und meine andere Grille kann ich auch nicht aufgeben, ob du mich gleich schon oft für einen Schwärmer erklärt hast.“ Unter der „anderen Grille“ ist der Glaube an die Wiederverkörperung zu verstehen, auf den weiter unten noch zurückzukommen ist.

Einen Anklang an die eben erwähnte Grille enthält ein an Knebel (1781) gerichteter Brief: „Ein Artikel meines Glaubens ist es, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden wert und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig.“

In die Besprechung der lyrischen Gedichte von Johann Heinrich Voß, die von Goethe für die „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung“ (1804) geliefert wurde, ist eingeflochten: „Denn so gewiß nach überstandenem Winter ein Frühling zurückkehrt, so gewiß werden sich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiedersehen; sie werden sich in der Gegenwart eines alliebenden Vaters wiederfinden und alsdann erst unter sich und mit allem Guten ein Ganzes bilden, wonach sie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinstrebten.“

Im Tagebuch vom 7. September 1807 heißt es: „Es kommt darauf an, daß der Mensch immerfort an seine drei idealen Forderungen: Gott, Unsterblichkeit, Tugend erinnert und sie ihm möglichst garantiert werden.“

Daß die Fortdauer für Goethe ein Postulat der praktischen Vernunft war, hat er in den (1821 redigierten) „Zahmen Xenien“ mit der Strophe ausgesprochen:

> „Du hast Unsterblichkeit im Sinn!
> Kannst du uns deine Gründe nennen?“
> Gar wohl, der Hauptgrund liegt darin,
> Daß wir sie nicht entbehren können.

Noch entschiedener sagte er zu Fr. v. Müller (1823): „Es ist einem denkenden Wesen durchaus unmöglich, sich ein Nichtsein, ein Aufhören des Denkens und Lebens zu denken; insofern trägt jeder den Beweis der Unsterblichkeit in sich selbst und ganz unwillkürlich.“

Im Jahre 1824 spricht er über die von ihm so oft erörterte Frage wiederholt mit Eckermann. Einmal sagt er: „Wenn einer 75 Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denkt. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur, es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist der Sonne ähnlich, die bloß unseren irdischen Augen unterzugehen scheint; die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.“

Im Jahre 1829 sagt der Vollendete wiederum zu Eckermann: „Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiöse Zusagen bauen ... Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“

Goethes Unsterblichkeitsglaube, wie er aus diesen und gar manchen anderen Auslassungen hervorgeht, erklärt sich, abgesehen von den Forderungen seines Gemütes, teils aus seiner Wertschätzung der menschlichen Individualität, teils aus seiner Überzeugung von der Vorherrschaft des Geistes und teils aus seinem zustimmenden Verhalten zu okkulten Dingen aller Art.

Nicht weniger wichtig als seine Überzeugung von der Fortdauer ist die Frage, wie Goethe sich das jenseitige Leben gedacht haben mag. Mit dem Jenseits als einem passiven, seligen oder qualvollen Zustande vermochte er sich nicht zu befreunden. Vielmehr dachte er sich das Weiterleben als erfüllt von einer auf Höherentwicklung abzielenden Tätigkeit; dafür sprechen mehrere Auslassungen über seine Überzeugung von der Fortdauer. In einigen Fällen läßt er zudem durchblicken, daß es sich um eine Wiederverkörperung, sei es auf diesem oder einem anderen Planeten, handeln dürfte. Diese uralte, von vielen bedeutenden Köpfen für wahr gehaltene Lehre scheint auch Goethes Glaube gewesen zu sein; es läßt sich hierfür eine Menge deutlich sprechender Zeugnisse beibringen.

Erwägt man, daß Emerson von Goethe mit Recht gesagt hat, der alte ewige Genius, der diese Welt auferbaute, habe sich ihm mehr anvertraut, als je einem anderen — dann müßte die Stellungnahme des also Gewürdigten zur Unsterblichkeitsfrage ihre zahlreichen Verneiner zum mindesten stutzig machen.


bei Dachau.



Stadt und Land

Ein Vorschlag an die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft

von Richard Skowronnek

Mein lieber alter Vater pflegte, wenn er gut aufgelegt war, ab und zu ein Anekdötlein zu erzählen. Eins davon paßt zu meinem heutigen Thema.

Mariechen und Lieschen, zwei „höhere Töchter“ aus der Großstadt, verbringen zum ersten Male ihre Sommerferien auf dem Lande. Gleich nach der Ankunft spazieren sie ins Feld, begegnen dem schalkhaften Herrn Inspektor, und das wißbegierige Mariechen läßt sich mit großem Interesse die Pflanzen zeigen, von denen das liebe Brot und der Kuchen kommen. Das schnippische Lieschen aber lächelt überlegen, als wisse es in all diesen Fragen aufs genaueste Bescheid. Plötzlich, an einem weitgedehnten Kartoffelschlag, fragt Mariechen: „Wie heißen denn diese massenhaften Blattpflanzen mit den süßen lila Blüten?“

„Das sind Kartoffeln, mein Fräulein.“

„Und weshalb stehen auf dieser Seite des Weges die Reihen senkrecht zu ihm, während sie auf der anderen Seite parallel verlaufen?“

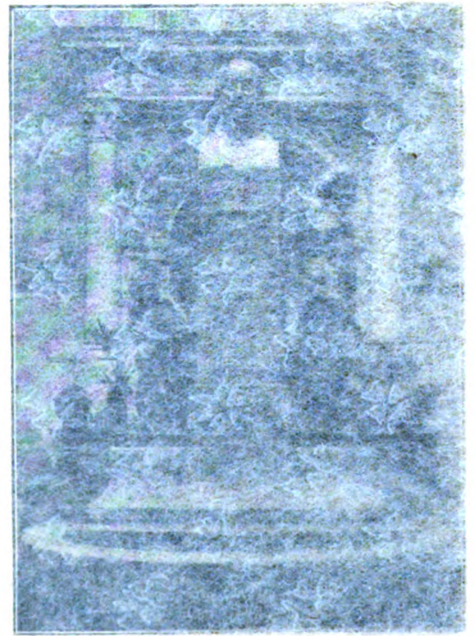
„Damit wir bei der Ernte nicht die Sorten verwechseln. Die Senkrechten nämlich sind die Kartoffeln zum Kochen, die Parallelen aber die Kartoffeln zum Braten.“

„So so,“ sagt Mariechen, von der erschöpfenden Auskunft befriedigt.

Lieschen aber schlägt die Hände zusammen: „Das ist ja schrecklich mit dir, Mariechen! Nicht 'mal das hast du aus der Naturkunde behalten . . .?!“

Mir will scheinen, daß in diesem alten Histörchen auch heute noch ein Körnlein Wahrheit steckt. Mit dem Unterschied freilich, daß die Unkenntnis, mit der manche Großstädter allen landwirtschaftlichen Dingen gegenüberstehen, sich heute nicht mehr in so harmloser Weise äußert wie damals. Unter dem schwer erträglichen Druck der Teuerung aller notwendigen Nahrungsmittel hat sich in den Großstädten eine tiefe Erbitterung festgesetzt. Und diese feindselige Stimmung richtet sich seltsamerweise [illegible] Bevölkerung, [illegible] gegen den Großgrundbesitz.

Da ist es mit Freuden zu [illegible] die „Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft“ [illegible] 18. bis 21. Juni in Leipzig stattfindenden [illegible] ihre so segensreiche Tätigkeit [illegible] wenn diese Ausstellung auch in erster Linie dafür bestimmt ist, dem Fachmanne zu zeigen, welche neuen Fortschritte durch das Zusammenwirken von Wissenschaft, Technik und Praxis in seinem Gewerbe erzielt worden sind, ihn durch unmittelbare Anschauung zur Nacheiferung anzuspornen, so sagt doch vielleicht auch [illegible]



Denkmal für [illegible] Landwirtschaftsg[illegible]

[illegible] belasten. Der [illegible] Trachten [illegible] den



Reclams Universum

SEGEN DER ERDE

Stadt und Land

Ein Vorschlag an die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft

von Richard Skowronnek.

Mein lieber alter Vater pflegte, wenn er gut aufgelegt war, ab und zu ein Anekdötlein zu erzählen. Eins davon paßt zu meinem heutigen Thema.

Mariechen und Lieschen, zwei „höhere Töchter" aus der Großstadt, verbringen zum ersten Male ihre Sommerferien auf dem Lande. Gleich nach der Ankunft spazieren sie ins Feld, begegnen dem schalkhaften Herrn Inspektor, und das wißbegierige Mariechen läßt sich mit großem Interesse die Pflanzen zeigen, von denen das liebe Brot und der Kuchen kommen. Das schnippische Lieschen aber lächelt überlegen, als wisse es in all diesen Fragen aufs genaueste Bescheid. Plötzlich, an einem weitgedehnten Kartoffelschlag, fragt Mariechen: „Wie heißen denn diese massenhaften Blattpflanzen mit den süßen lila Blüten?"

„Das sind Kartoffeln, mein Fräulein."

„Und weshalb stehen auf dieser Seite des Weges die Reihen senkrecht zu ihm, während sie auf der anderen Seite parallel verlaufen?"

„Damit wir bei der Ernte nicht die Sorten verwechseln. Die Senkrechten nämlich sind die Kartoffeln zum Kochen, die Parallelen aber die Kartoffeln zum Braten."

„So so," sagt Mariechen, von der erschöpfenden Auskunft befriedigt.

Lieschen aber schlägt die Hände zusammen: „Das ist ja schrecklich mit dir, Mariechen! Nicht 'mal das hast du aus der Naturkunde behalten . . .?!"

Mir will scheinen, daß in diesem alten Histörchen auch heute noch ein Körnlein Wahrheit steckt. Mit dem Unterschied freilich, daß die Unkenntnis, mit der manche Großstädter allen landwirtschaftlichen Dingen gegenüberstehen, sich heute nicht mehr in so harmloser Weise äußert wie damals. Unter dem schwer erträglichen Druck der Teuerung aller notwendigen Nahrungsmittel hat sich in den Großstädten eine tiefe Erbitterung festgesetzt. Und diese feindselige Stimmung richtet sich seltsamerweise gegen einen Teil der ländlichen Bevölkerung, der sie am wenigsten verdient, gegen den Großgrundbesitz.

Da ist es mit Freuden zu begrüßen, daß die „Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft" mit ihrer vom 16. bis 21. Juni in Leipzig stattfindenden Wanderausstellung ihre so segensreiche Tätigkeit wieder aufnimmt. Denn wenn diese Ausstellung auch in erster Linie dafür bestimmt ist, dem Fachmanne zu zeigen, welche neuen Fortschritte durch das Zusammenwirken von Wissenschaft, Technik und Praxis in seinem Gewerbe erzielt worden sind, ihn durch unmittelbare Anschauung zur Nacheiferung anzuspornen, so trägt doch vielleicht auch mancher landwirtschaftliche Laie von dem Besuche solcher Ausstellung den Eindruck davon, daß zur Führung eines ländlichen Großbetriebes immerhin einiges mehr gehört, als ein Paar lange Stiefel, ein Krückstock und ein gewaltiges Mundwerk zum Anschreien der Arbeiter — das typische Bild, in dem die Zeichner der Witzblätter den Großgrundbesitzer vorzuführen lieben. Und wenn der Herr Besucher sich die Mühe nimmt, einen der während der Ausstellung stattfindenden wirtschaftlichen Vorträge anzuhören, so wird er dort aus berufenem Munde erfahren, daß der Landwirt heutzutage ein von Sorgen schwer geplagter Mann ist, der unter der allgemeinen Teuerung genau so leidet wie der Städter und froh sein darf, wenn er nach einem Jahr voll harter Arbeit so viel — Kredit findet, daß er nicht mit dem weißen Stock in der Hand von Haus und Hof wandern muß. Denn der Lohn für all' seine Arbeit ist unsicher, hängt von Faktoren ab, auf die er keinen Einfluß hat. Gewiß bleiben nur die Ausgaben zur Aufrechterhaltung des Betriebes: Arbeitslöhne, die Kosten der künstlichen Düngemittel, der Reparatur oder Neuanschaffung von Maschinen, der Ergänzung des Vieh- und Pferdebestandes, Schul- und Armenlasten, Versicherungsprämien, Frachten, Ausbesserungen an Gebäuden



Denkmal für Max v. Eyth, das die Mitglieder der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Berlin ihrem Begründer stifteten.

Jungbrunnen deutscher Kraft — das war und bleibt die deutsche Landwirtschaft.

Graf von Schwerin-Löwitz

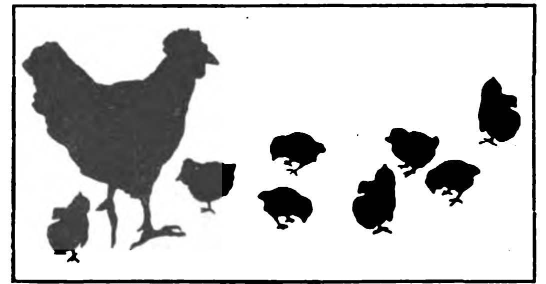
Präsident d. deutschen Landwirtschaftsrats

und Arbeiterwohnungen. All diese Ausgaben sind gerade im letzten Jahre so ungeheuerlich gestiegen, daß eine einzige Mißernte auch gut fundierte Besitzer an den Rand des Abgrundes bringen kann. Hinzu kommt, daß die Landwirtschaft im Gegensatz zur Industrie von der Steuergesetzgebung ganz unverständlich hart angefaßt wird. Abschreibungen in einer Höhe, wie sie bei Aktiengesellschaften üblich sind, werden ihr nicht erlaubt, Gewinne aus außergewöhnlichen Verkäufen müssen versteuert werden, selbst wenn der Landwirt sie, kaum daß sie in seiner Tasche warm geworden sind, zu notwendigen Betriebsausgaben benutzt. Doch das ist ein Kapitel für sich, für dessen Behandlung der mir zugemessene Raum nicht ausreicht.

Was nun die Tätigkeit der Deutschen „Landwirtschaftsgesellschaft" anlangt, so macht man sie der Allgemeinheit am ehesten verständlich, wenn man ihr sagt, daß ihrer Wirksamkeit vor allem die Blüte der deutschen Landwirtschaft vor dem Ausbruch des unglückseligen Krieges zu danken war. Das Arbeitsgebiet, der in den Jahren 1883 bis 1885 von Max v. Eyth begründeten Gesellschaft — viele Leser werden ihn aus seinem prächtigen Buche „Hinter Pflug und Schraubstock" kennen — erstreckte sich auf alle Ackerbau und Viehzucht angehenden Fragen. Sie entfaltete eine im wahrsten Sinne befruchtende Tätigkeit, scheute keine Mühen und Kosten, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung in die Praxis zu übertragen. Auf zahlreichen Versuchsfeldern wurden Düngemittel erprobt, in Saatgutwirtschaften Getreide und Hackfruchtsorten gezogen, die hohen Ertrag mit Widerstandsfähigkeit gegen Schädigungen aller Art vereinigten. Physik, Chemie und Technik wurden in den Dienst der Landwirtschaft gespannt, genaue Versuche ermittelten den Wert der einzelnen Futterarten für Fleisch- und Milcherzeugung, zielbewußte Auslese der Elterntiere bei Pferden, Rindern, Schafen und Schweinen führte zu züchterischen Erfolgen, die auf der ganzen Welt nur in England ihresgleichen sahen.

Der Krieg hat auch hier ein Trümmerfeld hinterlassen, es gilt sich an den Wiederaufbau zu machen. Die „Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft" beginnt sich zu regen, die Heerschau in Leipzig wird zeigen, daß selbst in der schwersten Not zielbewußte Arbeit Fortschritte gezeitigt hat, daß aus manchem Behelf praktische Neuerungen entstanden sind. Neue Düngemittel werden gezeigt werden und neue Maschinen, nur eine Abteilung wird wohl fehlen, die in diesen Zeiten vielleicht die notwendigste wäre: Die Abteilung für Propaganda und Aufklärung! Die in ihr tätigen Männer müßten immer wieder ihre Stimme erheben und der Allgemeinheit beweisen, daß der deutsche Großgrundbesitzer nicht die Schuld trägt, wenn in den Steinwüsten der Städte Kinder dahinsiechen, weil sie die Milch nur teelöffelweise zugemessen kriegen. Mit allgemeinen Redensarten aber ist's bei dieser Aufklärungsarbeit nicht getan, trockene und unwiderlegliche Zahlen müssen heran, um allen denen, die jetzt auf der deutschen Landwirtschaft herumhacken, zu zeigen, daß sie selbst zunächst existenzfähig gemacht werden muß, wenn sie andere ernähren soll, daß sie wirtschaftliche Freiheit braucht, um erzeugen zu können, daß ihr durch den Krieg geschwächter Körper es nicht verträgt, wenn Parteifanatiker auf Reichstagsbänken und Ministersesseln sie als Versuchskaninchen zur Erprobung unfruchtbarer sozialistischer, nicht sozialer, Ideen mißbrauchen.

Seit dem Herbst des Jahres 1919 bewirtschafte ich ein 3000 Morgen großes Gut in Pommern. Aus meiner Buchführung kann ich einige der für die unerträgliche Steigerung der Löhne und landwirtschaftlichen Bedarfsartikel beweiskräftigen Zahlen anführen: Im Winter 1919 zu 1920 zahlte ich meiner gesamten ständigen Arbeiterschaft durchschnittlich 5000 Mark monatlichen Barlohn



ohne das Deputat in Naturalien, seit dem 1. April beträgt dieser selbe Lohn aufs Jahr umgerechnet 158 000 Mark, dazu 20 Schnitter in 9 Monaten 54 000 Mark bar, die ebenfalls zu gewährende Naturalverpflegung mit 35 Pfund Kartoffeln, $1^1/_2$ Pfund Fleisch, 10 Pfund Brot, zweimal Heringe usw. pro Kopf und Woche nicht gerechnet. Und in diesen Tagen trat der sozialistisch geführte Landarbeiterverband mit neuen Lohnforderungen hervor, deren Bewilligung ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre, selbst wenn große Teile Pommerns statt einer vollkommenen Mißernte in Roggen und Kartoffeln eine gute Mittelernte gehabt hätten. Die Folge der Ablehnung war auf zahlreichen Gütern ein Streik mitten in der drängenden Frühjahrsbestellung, in der jeder versäumte Tag nicht wieder gutzumachenden Schaden bringt. Heute nachmittag aber habe ich für 200 Zentner Mais von Hamburg sage und schreibe 3371 Mark 60 Pfennig Fracht bezahlt. Ein flüchtiger Überschlag ergibt, daß ich für die 4500 Zentner künstlichen Düngers, die ich im kommenden Jahre brauche, mehr als 50 000 Mark Fracht zahlen muß, denn der Dünger legt einen weiteren Weg zurück als der von Hamburg kommende Mais. Die Rechnung wird aber wohl noch ein böses Loch kriegen, denn mit einer weiteren Erhöhung der Bahnfrachten muß doch sicherlich kalkuliert werden.

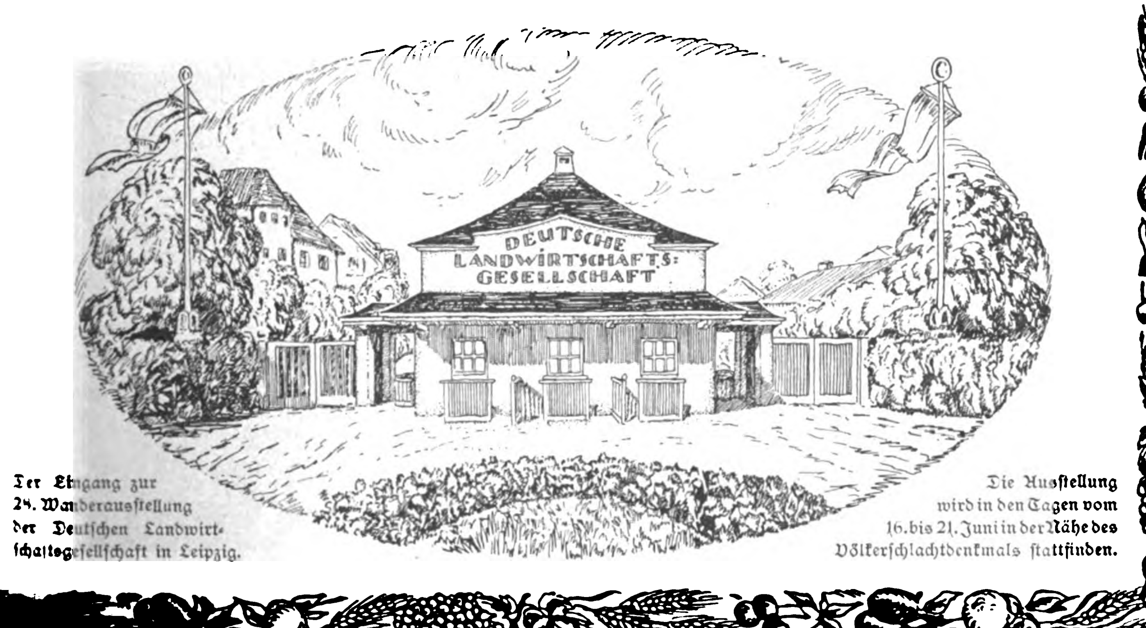
Solcher Zahlen könnte ich noch viele anführen, z. B. daß die Teilung des Ertrages des Milchstalles zwischen dem Schweizer und der Gutsverwaltung nach dem neuen Tarife in der Weise stattfindet, daß der Schweizer außer seinem Deputat 12000 Mark bar kriegt, während für das Gut die Magermilch, der Kuhmist und ganze 1000 Mark bar übrigbleiben.

Der städtische Leser wird einwenden: „All diese Ausgaben mögen richtig berechnet sein, aber wie steht's mit deinen Einnahmen? Das pfeifen ja die Spatzen von den Dächern, daß ihr den größten Teil euerer Erzeugnisse ‚hinten herum' zu Schleichhandelspreisen verkauft!" — „Mit Vergunst," muß darauf erwidert werden, „das ist Lüge und böswillige Verleumdung! In jedem Stande gibt es vereinzelte Lumpen, die ihm nicht zur Zierde gereichen. Die ungeheure Mehrzahl der — nicht nur — pommerschen Großgrundbesitzer aber hat reine Hände. Sie wirtschaften ja auch wie in einer Laterne, 100 Arbeiteraugen überwachen jeden ihrer Schritte, sie würden rettungslos angezeigt werden, sollten sie sich's einfallen lassen, Schleichhandelswege zu gehen."

Woher aber soll in diesen trostlos verfahrenen Zuständen eine Besserung kommen? Ich alter Optimist glaube zuversichtlich, den ersten Fortschritt wird die Verständigung zwischen Stadt und Land bringen. Beide Teile werden dann beraten wie die jetzt noch zu knappe Decke gestreckt werden kann, damit sie für alle reicht. Durch Hebung der Erzeugung natürlich, dazu aber ist der notwendige Dünger zu teuer und die Landwirtschaft allein zu schwach. Also fort mit der lähmenden Zwangswirtschaft, dafür aber planmäßige Wirtschaft. Abgabe eines Teils der Ernte zu einem die Produktionskosten deckenden Preis und als „Bonus" dazu nicht einen wertlosen „Maisschein", sondern Bezugsscheine für künstlichen Dünger zu erschwinglichem Preise. Dann sollt ihr mal die Ernten sehen, wenn der Landwirt in der Lage ist, seinem Acker Stickstoff, Kali und Phosphate in reichlichem Maße zu geben, statt ihm wie bisher nur eine Prise des teueren Pulvers zu zeigen. Und eine planmäßige Produktionsteilung je nach Klima und Güte des Bodens müßte eingeführt werden. Ließe es sich nicht durchführen mit Hilfe einer freien, die gesamte Landwirtschaft umfassenden Organisation, daß der Norden auf seinem leichteren Boden mehr noch als bisher Kartoffeln baut, während der von Mutter Natur reichlicher bedachte Süden seine Brotgetreideerzeugung bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit steigert?

Schließlich aber müßte die leidige Politik aus der Wirtschaft heraus, von deren Gedeihen die Zukunft Deutschlands abhängt! Die nützlichen Einwohnerwehren auf dem flachen Lande hat man aufgelöst. Wer sie für entbehrlich hält, muß auch den sozialdemokratischen Landarbeiterverband für überflüssig erachten. Sein Verschwinden würde automatisch auch das Aufhören des Landbundes bedeuten, denn dieser ist doch nur eine aus notwendiger Abwehr geborene Organisation. Auch er wäre überflüssig, wenn ein vernünftiges Schiedsgericht oder eine gleitende Lohnskala Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern unmöglich machen würden . . .

Wie sagt doch der alte Fontane in seiner Effi Briest? „Das ist ein weites Feld . . ." Vielleicht ist es aber auch ein aussichtsreiches und lohnendes Arbeitsfeld für die „Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft," der diese bescheidenen Ausführungen gewidmet sind . . .



Der Eingang zur 28. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Leipzig.

Die Ausstellung wird in den Tagen vom 16. bis 21. Juni in der Nähe des Völkerschlachtdenkmals stattfinden.



Das Dorfgesangbuch

Von Max Jungnickel

Daheim habe ich ein altes Bauerngesangbuch liegen. Das ist noch von meiner Mutter her, als sie noch Dienstmagd war.

Ich habe jahrelang dieses Gesangbuch auf meinen Wanderungen mit mir herumgeschleppt. Es lag im Rucksack neben Brot und Kleiderbürste, neben Jacobsens „Mogens“, Patenthosenknöpfen, Hemden und zerwanderten Schuhen.

Ich schritt durch den Frühling und Herbst. Jahrelang. Nachts lag ich in Herbergen und Scheunen. Im Winter verkroch ich mich in die Großstadt, in eine billige Studentenbude. Das Dorfgesangbuch immer mit.

Was war's denn, was mich an dieses graue, stockfleckige Buch band?

Ach, ich werde es nie und nimmermehr loslassen! —

Der Gott, der in diesem Bauerngesangbuch wohnt, hat so viel Holzschnitthaftes. Er steigt aus den großen, schwerfälligen Buchstaben wie der ewige Himmel heraus. Er hört, wie sich das junge Korn auf die gelben Ähren freut, er wiegt sich in grünen Baumwipfelträumen.

Dieser Gott im Bauerngesangbuch ist kein Stadtgott, der in Kirchen wohnt. Der Gott aus dem Gesangbuch meiner Mutter wohnt im Gewitter, zerfließt im Regen, schwingt sich um die Mühlenflügel, steht hoch im Ährensonnenbrand, spiegelt sich im Wiesenbach, lächelt im Dorfabendfrieden.

Dieser Gott ist die Saat und das Brot, das schwarze, gütige Brot. —

Wenn meine Stube verbrennt, was soll ich wohl retten, aus den Flammen holen? —

Das alte, graue, zersungene Dorfgesangbuch meiner Mutter.



Sommernacht

Von Gottfried Keller

Aus Gottfried Kellers Gedichten, erschienen in Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6197/93

Es wallt das Korn weit in die Runde
Und wie ein Meer dehnt es sich aus;
Doch liegt auf seinem stillen Grunde
Nicht Seegewürm noch andrer Graus;
Da träumen Blumen nur von Kränzen
Und trinken der Gestirne Schein,
O goldnes Meer, dein friedlich Glänzen
Saugt meine Seele gierig ein!

In meiner Heimat grünen Talen,
Da herrscht ein alter schöner Brauch:
Wann hell die Sommersterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch,
Dann geht ein Flüstern und ein Winken,
Das sich dem Ährenfelde naht,
Da geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das sind die Bursche jung und wacker,
Die sammeln sich im Feld zuhauf
Und suchen den gereiften Acker
Der Witwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß —
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reinste Lust ziert ihren Fleiß.

Schon sind die Garben festgebunden
Und rasch in einen Ring gebracht;
Wie lieblich flohn die kurzen Stunden,
Es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
Im Garbenkreis, bis Morgenluft
Die nimmermüden braunen Jungen
Zur eignen schweren Arbeit ruft.

Der Segen des Himmels

Eine Parabel von W. Popper

Es war zu jener Zeit, als die Menschen noch ungeschlachte Riesen waren, sowohl an Körperbau und Kraft, als auch im Denken und Fühlen.

Es begann auf Erden immer kälter zu werden, Stürme brausten über die Stoppelfelder und am Himmel zogen dichte Scharen schwarzer Vögel und grauer Wolken hin. Da hob einer der Riesen die geballte Faust zum Himmel empor und rief:

„Ist das die schöne und vollkommene Schöpfung? Hast du noch Freude an deinem Werke?

Der Keim erfriert im Schoße der Erde; wie sollen wir die Früchte unseres Fleißes ernten? Wie sollen wir Brot finden, unsern Hunger zu stillen?

Wir sollen unsere Nächsten lieben und dennoch müssen wir einander um jeden Bissen bekämpfen!“

Als der Riese in finsterem Trotze zum Himmel aufblickte, gewahrte er auf einer der dunkelsten Wolken einen Engel; er bewegte seine Flügel und sachte, sachte fiel's zur Erde nieder, wie weiches Schwanengefieder: der erste Schnee.

Er fiel in großen dichten Flocken, bedeckte den froststarren Leib der Erde, glich alle Klüfte aus und legte einen wärmenden Mantel um den Keim im Mutterschoße. Der Riese sah staunend zu, dann grollte er: „Wir werden nun wohl Brot haben, aber die Kämpfe werden nicht aufhören, solange die Menschen nicht anders werden. Womit willst du die Fehler der Menschen, ihre Leidenschaften, Laster und Gebrechen verhüllen?“

Da erhob der Engel seine Stimme: „Mit dem Mantel der Liebe!“

Die Zuckernot

Ein bittersüßes Kapitel

Von Dr. Follenius

Im Laufe der letzten Jahrzehnte vor dem Kriege war die deutsche Zuckerindustrie zu stolzer Höhe emporgestiegen und hatte auf weite landwirtschaftliche Gebiete unseres Vaterlandes befruchtend gewirkt. Überall war die Erkenntnis durchgedrungen, daß der Rübenanbau für das Gedeihen der Landwirtschaft auf besserem Boden unentbehrlich ist, denn er liefert neben dem Zucker, der als Nahrungsmittel im menschlichen und als Steuerobjekt im Haushalt des Reichs eine große Rolle spielt, wertvolle Futtermittel an Schnitzeln, Rübenblättern und Melasse für den Viehbestand, und steigert den Ertrag der nach den Rüben angebauten Feldfrüchte, besonders der Getreidearten, um ein beträchtliches. Die Steigerung beträgt beispielsweise bei Weizen im Durchschnitt 2—4 Zentner, bei Roggen $^1/_2$—3 Zentner vom Morgen. Der Ertrag eines Hektar Zuckerrüben an Stärkewerten in Futterstoffen übersteigt den Futterwert von 2 Hektar Wiesen. Daneben werden im Rübenbau von dem gleichen Hektar obendrein noch etwa 92,84 Zentner Zucker gewonnen. In den drei Vorkriegsjahren waren in Deutschland 546000 Hektar mit Rüben bebaut. Es arbeiteten 341 Zuckerfabriken, sie erzeugten über 54 Millionen Zentner Rohzuckerwert. Der von Jahr zu Jahr gestiegene Inlandverbrauch betrug zuletzt 21 kg je Kopf der Bevölkerung; er konnte die erzeugte Zuckermenge nicht voll aufnehmen, so daß durchschnittlich 30—40 vom Hundert der Gesamterzeugung ausgeführt werden mußten. Deshalb wird wohl auf keinem Gebiet der Nahrungsmittelwirtschaft der bestehende Mangel so erstaunlich empfunden, als gerade in der Zuckerwirtschaft, um so mehr, da im ersten Kriegsjahr noch Zuckerüberfluß in Deutschland herrschte und damals von allen Seiten auf die Notwendigkeit eines starken Zuckerverbrauchs hingewiesen wurde. Der Inlandüberfluß, der durch das mit Kriegsbeginn erlassene Zuckerausfuhrverbot eintrat, hatte den ersten Anlaß zu regierungsseitigem Eingreifen in die Zuckerwirtschaft geboten, die von da an behördlich geregelt blieb. Zunächst handelte es sich darum, den Rohzuckerfabriken einen festen Preis für die zum Inlandverbrauch benötigten Zuckermengen zu sichern; der Rest des Zuckers wurde für den Verkauf an die Raffinerien gesperrt. Während nun anfänglich der gesperrte Zucker kaum unterzubringen war, brachte die von Ende 1914 an immer größer werdende Futterknappheit einen jähen Umschwung. Besonders die Beschränkung des Haferbezuges veranlaßte die Pferdehalter, auf Zucker und zuckerhaltige Futtermittel zurückzugreifen. Der Zuckerabfluß nahm überraschend einen solchen Umfang an, daß die Regierung schon im Frühjahr 1915 den für die menschliche Ernährung benötigten Zucker sicherstellen mußte. Dazu kam, daß die Absperrung Deutschlands einen ungeahnten Aufschwung des einheimischen Zuckerverbrauchs nach sich zog, der sich zur Hauptsache aus dem gesteigerten Verlangen nach Brotaufstrichmitteln aus Zucker als Ersatz für das immer teurer und seltener werdende Fett erklärte. Trotzdem blieb bis zum Frühjahr 1916 genügend Verbrauchszucker am Markt. Erst von diesem Zeitpunkt an machte die fortschreitende Knappheit die Einführung der Zuckerkarte und damit die Drosselung des Zuckerverbrauchs für den Mundbedarf und die zuckerverarbeitende Industrie nötig. Trotz des geschilderten Zusammentreffens verbrauchssteigernder Umstände lag der Hauptgrund des fortschreitenden Zuckermangels nicht darin, sondern in der starken Einschränkung des Rübenbaues, die von 1916 an einsetzte. Ausgehend von dem grundfalschen Gedanken, daß die Ernährungslage Deutschlands den Anbau von weniger Rüben und dafür mehr Getreide fordere, hatte die Regierung im März 1915 die Landwirte gesetzlich ermächtigt, ein Viertel der Fläche, die sie zur Erfüllung ihrer Lieferungsverträge mit den Zuckerfabriken anzubauen hatten, weniger zu bebauen. Daneben gestalteten sich beim längeren Andauern des Krieges die Verhältnisse für den Rübenbau sehr ungünstig, weil der starke Mangel an geschulten ausländischen Arbeitskräften gerade bei den großen Gütern, die das Rückgrat des Rübenanbaues bilden, verbunden mit dem Fehlen der künstlichen Düngemittel und der Einziehung vieler Landwirte, die Aufrechterhaltung der intensiven Zuckerrübenkultur unmöglich machte. Hinzu kam noch, daß der Mangel an Gespannen bei der Tiefkultur, die der Rübenanbau verlangt, immer fühlbarer wurde. Aus allen diesen Gründen fiel der Anbau im Jahre 1915/16 um rund 33 vom Hundert. Er sank nach vorübergehender geringfügiger Steigerung bis zum Jahre 1919/20 auf 261600 Hektar, d. h. um über 50 vom Hundert des Friedensanbaues. Neben der Schwierigkeit des Rübenanbaues war die von der Regierung lange eingehaltene Preispolitik an diesem Rückgang schuld, denn im Bestreben, dem Konsumenten zu nützen, wurden die Zuckerpreise so niedrig angesetzt, daß die Fabriken keine den Erzeugungskosten der Rüben entsprechenden Preise herauswirtschaften konnten. Die Unlust zum Anbau von Zuckerrüben war bei dem Landwirt noch dadurch verschärft worden, daß ihm der Verkauf von Futterrüben, Kohlrüben und Gemüsen, den Konkurrenzfrüchten der Zuckerrübe, weit höhere Gewinne ab-



warf als der Zuckerrübenanbau. Seit Oktober 1918 hatte sich die Lage der Zuckerindustrie durch Arbeitsunlust, Streiks, Kohlenmangel und Transportschwierigkeiten weiter verschlimmert. Auch die Abtretung der größten und leistungsfähigsten deutschen Zuckerfabriken, die mit den Provinzen Posen und Westpreußen an Polen kamen, brachte einen Zuckerausfall, der weit größer war als der Bedarf der abgetretenen Gebiete. Dazu kam, daß die Hektarerträge infolge der mangelhaften Pflege und Bearbeitung des Bodens und des auf ihm getriebenen Raubbaues mehr und mehr sanken. Während vor dem Kriege vom Hektar durchschnittlich 480 bis 640 Zentner Rüben geerntet wurden, sank die Erzeugung bis auf etwa 362 Zentner, d. h. um etwa 40%. Infolgedessen erreichte die Zuckererzeugung in 258 Fabriken — 30 Fabriken waren an Feindländer abgetreten und 53 seit 1913/14 stillgelegt — 1919/20 mit 14 Millionen Zentner ihren niedrigsten Stand; sie reichte trotz der Zuckerkarte und Rationierung nicht aus, den Inlandbedarf zu decken. Es wurde die Einfuhr mehrerer 100000 Zentner Auslandzucker nötig. Erst seit 1920 hat die Regierung erfolgreiche Maßnahmen zur Wiederausdehnung des Rübenanbaues ergriffen. Allerdings kam die ausreichende Preisbemessung für Zucker und Zuckerrüben zu spät, um auf den 1920er Rübenanbau besonders anregend zu wirken. Nur der ausnahmsweise günstigen Witterung des Herbstes, die einen hohen Zuckergehalt der Rüben brachte und schnelle Anfuhr an die Zuckerfabriken ermöglichte, und dem Umstand, daß die Zuckerfabriken diesmal ihre gesamten Rüben ohne Streiks und Unterbrechung durch Kohlenmangel aufarbeiten konnten, ist es zu verdanken, daß die Erzeugung des laufenden Jahres trotz der geringen Anbauvermehrung von 6 vom Hundert wieder auf 20 Millionen Zentner Rohzuckerwert stieg. So wurde es möglich, jede Einfuhr fremden Zuckers und die damit verbundene ungünstige Wirkung auf die deutsche Valuta zu vermeiden. Leider konnte sich aber die günstigere Gestaltung unserer Zuckerwirtschaft nicht sofort im vollen Umfang bei der Versorgung der Bevölkerung auswirken, da wir im Gegensatz zu dem Vorjahre ohne jede Bestände in das neue Wirtschaftsjahr hineingegangen waren. Während im Vorjahre eine volle Monatsration ausfallen mußte und aus Auslandszucker nur ³/₄ Pfund auf den Kopf der Bevölkerung zu Einmachezwecken gegeben werden konnte, ist für 1921 nicht nur die volle Kopfmenge sichergestellt, sondern auch die Möglichkeit gegeben, daneben 4 Pfund Zucker auf den Kopf als Einmachezucker auszugeben. Diese starke Zuckerabgabe an die Bevölkerung ist aber nur dadurch möglich geworden, daß die Zuweisung an die zuckerverarbeitende Industrie auch weiter stark eingeschränkt blieb. Erfreulicher scheint sich aber der Ausblick in die Zukunft zu gestalten. Die hohe Ausbeute und der von der Regierung im Herbst bewilligte gut auskömmliche Zuckerpreis haben die Zuckerfabriken in die Lage versetzt, zum Teil nicht unerhebliche Aufschläge auf den Rübenmindestpreis zu zahlen. Die in der Kriegszeit fehlende Reizwirkung äußert sich in einer Ausdehnung des Rübenanbaues, die von Sachverständigen zur Zeit auf etwa 20 vom Hundert geschätzt wird. Damit ist allerdings noch keine Gewähr dafür gegeben, daß nun auch die Zuckererzeugung entsprechend der Anbauvermehrung um ein Fünftel höher wird als die des laufenden Jahres, denn es ist nur schwerlich anzunehmen, daß der Herbst uns wieder ein für Zuckergehalt und Rübenroden so ausgezeichnetes Wetter wie im Vorjahr bescheren wird. Wenn nicht ganz unvorhergesehene Umstände eintreten, läßt sich für das kommende Jahr mit einer Zuckererzeugung rechnen, die den nötigsten Inlandbedarf deckt. Ob alsdann der Zuckermangel ganz behoben ist, wird davon abhängen, inwieweit der durch die Zuckersteuererhöhung um etwa 43 Pfennig für das Pfund steigende Zuckerpreis und die wahrscheinlich sinkende Kaufkraft der Bevölkerung eine Steigerung des Inlandverbrauchs über die augenblickliche Höhe von 15,7 kg für den Kopf der Bevölkerung hinaus zuläßt.



Die Insel des Glücks

Von Reinhold Braun

Was meint ihr, wo die Insel des Glücks liege! — — Überall, wo Heimat ist!

Überall, wo ihr wollt! Wo eure Sehnsucht Anker warf.

Eigengrund! Ein Stücklein Erde! Heimfrieden der betreuten Scholle! Ruhe am Herzen unserer großen Mutter! — —

Grün und Blumen, Früchtebäume, ein Zaun mit Rankerosen, ein paar Tiere, Kinder vor der Tür, fröhlich im Spiel, leiser Rauch des Schornsteins, umblühte, blanke Fenster, Mutterlockruf aus der Küche, ein Mann, der sich zu einem Beete niederbeugt, und alles in der Sonne unterm blauen Himmel!

Fragt ihr nun noch, wo die Insel des Glücks liege? Fragt ihr nun noch, was Reichtum ist und woher Erlösung kommt?

Entwurzelung hat uns arm gemacht und viele treulos und müde und erbärmlich, stumpf und hart, blöde und mit Blindheit geschlagen oder mit Haß erfüllt...

Entwurzelung macht fessellos. Die Tugenden verdorren. Die Seele wird ein welkes Blatt. Entwurzelung ist die größte Sünde wider des Lebens heiligen Geist! Die Sünde an den Vätern trägt das kommende Geschlecht. Jemand, der regiert und kein Herz für seines Volkes Wurzelung hat, ist der Unwertesten einer. Erst wenn ein Volk wahrhaft zu seiner Erde heimfand, fand es heim zu seinem Glück.

Heimvolk ist ein Volk der Kraft, der Freude und der Liebe! Laßt zur Heimat uns erwachen, zum heiligen Grund der deutschen Erde!

Kleine Himmel leuchten unter dem des Alls! Und ein frohes Lobsingen wird anheben...

Bauernsöhne

Von Gustav Frenssen

Vielen Bauernsöhnen in unserem Lande, die nach dem Willen des strengen Vaters durchs Gymnasium und auf die Universität laufen müssen, wird es bittersauer, den Hof zu verlassen, wenn die Ferien zu Ende sind. Es kommt wohl vor, daß der Bauer den großen Jungen im letzten Fach des Pferdestalles findet, wo er still vor sich hin weint, und daß er den Peitschenstiel brauchen muß, um die Hofstelle von ihm zu befreien. Auf der Schulbank ist er nachher noch tagelang nur körperlich zugegen; seine Seele wandelt durch die großen Scheunen und Dielen. Das Brummen des Religionslehrers — viele Religionslehrer brummen; sie sollten fröhlich sein — ist ihm Anlaß, sofort die Ohren zu spitzen und das satte Brummen der Fetten zu hören; und wenn der Direktor mit den Fäusten auf der Pultplatte den Takt der Oden schlägt, hört er winterlichen Drescherschlag. Wenn das Schicksal es gut mit ihm meint, setzt es ihn nachher in dorfliche Umgebung, und er kann, seinen Sohn an der Hand, am Sonntagnachmittag einen Ausflug machen und am Hecktor stehenbleiben, und im Winter durch den vollen Stall eines befreundeten Bauern gehen, der seine landwirtschaftlichen Reden verachtet, und kann dabei denken: Warum hat dein Vater dich nicht König werden lassen? Nun mußt du ein Knecht sein. Wenn das Schicksal aber hart ist, daß er sein Gelehrtenbrot in einer großen Stadt zwischen hohen Mauern suchen muß, verfällt er in seiner Not auf den Plan, sich eine kleine Wirtschaft anzulegen, und fängt mit zwei Tauben an und fährt mit Kaninchen fort und kommt zuletzt mit einer Ziege nach Haus und verfällt in Kündigung und schweres Ärgernis.

Es gibt aber auch solche Bauernsöhne — und sie sind in diesem Lande, bei diesem nachdenklichen Geschlechte der Friesen und Sachsen, nicht sehr selten —, die einen heißen Hindrang zum gelehrten Wissen haben, welche aber nach dem Willen des eisernen Vaters auf dem Hof und am Pfluge bleiben müssen. Diese Leute sind fast unglücklicher als jene. „Vater,“ sagt der Junge, „ich will was lernen.“ Aber der Vater sagt: „Du wirst Bauer.“ Denn der Vater scheut die Studiengelder, oder er hält den Bauernstand für den besten in der Welt, oder er denkt, es sei ein Jungeneinfall, der vorübergehe wie der langweiligste Regentag; oder er ist den Büchern abgeneigt: „Was fällt dir ein? In die Bücher starren? Halt den Mund! Geh nach dem Schmied und frage, ob er das Pflugeisen fertig hat.“

Also wächst der Junge auf dem Hofe auf, in den Ställen und hinterm Pflug, heute die Forke in der Hand und morgen die Leine, den ganzen Tag. Und während der Arbeit fängt der unruhige Geist an zu wühlen, zu laufen, zu rennen. So wie ein edles, freies Tier in der Gefangenschaft unruhig und rastlos am Gitter hin und her geht, hin und her, in trostloser, vergeblicher Unruhe und Verzweiflung, so geht sein Geist auch unterwegs und sieht zwischen all den Gitterstäben durch, und sieht und sieht. Und ungelehrt und ungeführt, sieht und spintisiert und ergrübelt er wunderliche und verdrehte Dinge. Da der Menschenschlag des Landes vorwiegend für Philosophie und Mathematik beanlagt ist, kommt er bald auf blankes Eis und kommt leicht zu Stellen, wo unter dunkler, durchsichtiger Decke die grünliche, unermeßliche Tiefe gähnt, in der es von Gestalten wimmelt, die er nicht bewältigen noch deuten kann. Dann geht er wohl einen scheuen, schweren Gang zum Buchhändler in der Stadt und fordert ein Buch über „Die Menschheit, wie sie entstand und was mal daraus wird“, oder „Ob es wohl ein Buch gibt über Berechnung aller Flächen und über den Bau des Weltalls“. Dann sitzt er bis in die Nacht hinein beim trüben Schein der Stallampe über dem Buch und verwirrt sich und meint, er versteht's, und lebt in einer wirren Welt der Gedanken und kommt da immer tiefer hinein. Die um ihn wohnen, verstehen ihn nicht: seine eigenen Brüder nennen ihn einen lateinischen Bauern. Für die Mädchen, die um ihn blühen und nach ihm sehen, hat er keine Augen; und wenn er einmal zugreift, ist er so tapsig, wie der junge Hund, der unter die Hühner springt. Seine Augen richten sich immer mehr nach innen. Dort sehen sie immer Wunderliches. Endlich sehen sie dort deutlich und klar in greller, roter Schrift die Worte: „Geh in den Tod. Du taugst nicht unter den Menschen.“ Dann bringen sie mit stattlichem Bauernbegräbnis, nach der Größe des väterlichen Hofes, den Bauernjungen zu Grabe und wundern sich weiter nicht viel und sagen: „Es ist ihm durcheinandergegangen.“



Hessischer Bauer.
Studie von Carl Bantzer.

✡



Oberbayrischer Bauerncharakterkopf.
Studie von Hans Best.

Die Milchnöte

Von Staatssekretär Dr. Hagedorn, Vorsitzender des Deutschen Milchwirtschaftlichen Reichsverbandes

Von allen Entbehrungen, die das deutsche Volk infolge des Weltkrieges zu ertragen gehabt hat, ist wohl keine so schwer empfunden worden, als der dauernde Mangel an Milch. Die Absperrung Deutschlands während des Krieges zwang dazu, zur Deckung des notdürftigen Fleischbedarfes in das Viehkapital einzugreifen; auch die Milchkühe konnten von der Schlachtung nicht verschont werden. Für die noch verbliebenen Milchkühe fehlte es an den nötigen eiweißhaltigen Futtermitteln, die im Frieden aus dem Auslande eingeführt worden waren, so daß eine intensive Milcherzeugung unmöglich wurde. Das traf am schwersten die Milchwirtschaft in der Nähe der Großstädte, die in zunehmendem Maße zum Erliegen kam. Die Milchtransportwege wurden weiter, die Gefahr des Verderbens größer. Es kam dahin, daß in der öffentlichen Bewirtschaftung der Bezug von Milch nur Kindern, Müttern und Kranken zugestanden werden konnte, und auch für sie gelang es nicht immer, den notwendigsten Bedarf zu beschaffen. An sich würden zur Versorgung, wenigstens der Kinder, Mütter und Kranken, auch die verminderten Milchquellen ausgereicht haben, wenn nicht die Fettnot hinzugekommen wäre mit ihrer stürmischen Nachfrage nach Butter, die durch die öffentliche Bewirtschaftung mit ihren mannigfachen und zum Teil undurchführbaren Vorschriften nicht befriedigt wurde und daher in zunehmendem Maße durch den Schleichhandel die Butter aus dem Lande heranzog und so die Milchversorgung beeinträchtigte.

Der Friedensschluß brachte uns den Verlust wichtiger Milcherzeugungsgebiete; er gab aber andererseits die Möglichkeit, Futtermittel, Speisefette und Rohstoffe zur Herstellung von Speisefetten aus dem Auslande einzuführen. Trotzdem stehen wir vor der Tatsache, daß es zwei Jahre nach dem Waffenstillstand noch immer nicht gelungen ist, die Milchproduktion nennenswert und insbesondere fühlbar für die Verbraucherkreise zu erhöhen. Die Hemmungen der Zwangswirtschaft und die behördlich festgesetzten Milchpreise ließen die Milchwirtschaft dem gewissenhaften Erzeuger immer noch nicht als einen Wirtschaftszweig erscheinen, dem er seine besondere Pflege zuwendete. Der Gewissenlose zieht es vor, die hohen Butterschleichhandelspreise einzustecken, die über die behördlich festgesetzten Milchpreise, die er für die Milchlieferung seitens der Molkerei erhalten würde, erheblich hinausgehen. Der höhere Ertrag, der auf diesem Wege zu erzielen ist, führt dazu, daß die Landwirte von den Molkereien abwandern, und gefährdet so die sicherste Stütze der Milchversorgung: die Molkereien.



Bäuerinnen.
Nach einem Gemälde von Prof. G. Schildknecht.

Es gilt, die Milchwirtschaft wieder zu einem Wirtschaftszweig zu machen, für den der Erzeuger intensive Arbeit und Aufwendungen mit Aussicht auf Erfolg verwenden kann. Dazu bedurfte es der Aufhebung der Hemmungen, die die Zwangswirtschaft unserer Milcherzeugung bisher gebracht hatte. Es besteht die Möglichkeit, Kraftfuttermittel mehr als bisher zu beschaffen. Die für Anfang Juni beschlossene Aufhebung der Zwangswirtschaft und der Preisvorschriften werden den Erzeuger hierzu in die Lage setzen. Die Befürchtung, daß dann die Milchpreise ins Ungemessene steigen werden, ist sachlich nicht begründet. Der Fettmarkt ist reichlich versorgt. Die Margarine, die jetzt in guter Beschaffenheit geboten wird, kostet 8—9 Mark, das Schmalz 11 Mark das Pfund. Der Höhe des Butterpreises sind also Schranken gesetzt, denn weite Verbraucherkreise werden sich an diese Speisefette halten und den Buttergenuß entsprechend einschränken. Wenn wir so vor übertriebenen Butterpreisen bewahrt bleiben werden, so sind die Bedingungen gegeben, daß der Landwirt seine bei freier Preisgestaltung der Milchwirtschaft reichlich erhöhte Produktion an Milch den städtischen Verbrauchern zu angemessenen Preisen zuführt. Wenn dann der organisierte Milchhandel den Vertrieb der Milch übernimmt, werden die Verwaltungskosten, die zur Zeit durch die öffentliche Bewirtschaftung außerordentlich gesteigert sind, wesentlich herabgehen, und es wird im allgemeinen damit gerechnet werden können, daß trotz erhöhter Erzeugerpreise die Verbraucher, nachdem die Übergangszeit überwunden ist, vor übermäßigen Milchpreisen bewahrt bleiben werden. Die Verbraucher werden aber dann den großen Vorteil haben, daß sie Milch frei kaufen und sich mit diesem wichtigen Nahrungsmittel wesentlich besser versorgen können.

Der Tüchtigkeit unserer Landwirtschaft ist es zu danken, daß die Voraussetzungen für den Wiederaufbau der Milchwirtschaft günstig sind, wenn nicht durch den noch immer drohenden Eingriff der Entente erneut schwere Rückschläge eintreten. Die Entente ist dringend daran interessiert, daß das deutsche Volk arbeitsfähig wird, wenn es die schweren Lasten des Versailler Friedensvertrages tragen soll. Es ist daher zu hoffen, daß es gelingen wird, radikale Eingriffe in unsere Milchviehbestände abzuhalten, so daß unter Voraussetzung ausreichender Futtermittelernten die Milchnöte, unter denen das deutsche Volk so lange und so schwer gelitten hat, überwunden werden und auch der Segen der Milch unserer Bevölkerung, namentlich aber unseren Kindern, wieder in reichlicherem Maße zugute kommt.

Auf dem Melkplatz. Nach einem Gemälde von August Lüdecke-Cleve



Wein

Von **Dr. K. Müller**
Direktor des Badischen Weinbauinstitutes



Solange man die Flasche Wein zu zwei Mark oder das Viertel offenen Wein zu vierzig Pfennig trinken konnte, kümmerte sich die Allgemeinheit nicht um den deutschen Weinbau. Wenige nur kannten die schweren Sorgen, die damals auf dem Winzerstande lasteten und ahnten kaum die Katastrophe, vor der der deutsche Weinbau infolge der immer gefährlicher auftretenden Rebkrankheiten stand. Wären nicht, bedingt durch die Abschnürung Deutschlands vom Ausland, die Preise für den Wein gestiegen und zufällig gerade um jene Zeit einige gute Weinjahre gefolgt, so würde jetzt zweifellos eine große Zahl fleißiger Winzer bettelarm dastehen, denn schon vor dem Kriege lohnte sich in den meisten Weinbauländern der Weinbau schlechter als Kartoffelbau, und dabei ist doch der Weinbau um das Vielfache kostspieliger als der Kartoffelbau. Ganze Gemeinden verschuldeten schwer, die Lust und Liebe zum Rebbau nahm zusehends ab und die Weinbergfläche verkleinerte sich im Deutschen Reich um ein Viertel, in Baden sogar um ein Drittel. Als dann vom Jahre 1917 ab die Weinpreise stiegen, war damit bei der Winzerbevölkerung noch lange kein Wohlstand erreicht. Es mußten zunächst die vielen in den vorangegangenen Jahren aufgenommenen Schulden abgetragen werden und dazu gehörten gute Einnahmen mehrerer Jahre. In dem Augenblick, in dem die Schulden im allgemeinen getilgt waren, erlebte aber der Weinbau, wie die gesamte Landwirtschaft, eine neue Überraschung. Die Preise für die Arbeitslöhne und für alle Bedarfsstoffe stiegen ungeheuerlich und steigerten die Produktionskosten ins Fabelhafte. Der Deutsche Weinbauverband hat im letzten Sommer Erhebungen hierüber in den deutschen Weinbaugebieten angestellt und kam je nach der Weingegend zu der Summe von 17000—49000 Mark für die jährliche Bebauung von 1 Hektar Reben. Da nun im Jahre 1920 1 Hektar deutscher Weinberg im Durchschnitt 33 Hektoliter Wein geliefert hat, kam 1 Hektoliter auf 515—1485 Mark zu stehen. Der Durchschnittserlös für 1 Hektoliter Weinmost schwankte nach den Mitteilungen des Statistischen Reichsamtes in den einzelnen Ländern zwischen 747,3 Mark (Hessen) und 1257,1 Mark (Preußen) und betrug für Deutschland 962,8 Mark.

Diese wenigen Zahlen dürften genügen, um manchen, der so gerne vom Wucher im Weinbau spricht, eines besseren zu belehren. Der Gewinn ist nicht mehr erheblich und ein entsprechender Gewinn muß dem Winzer für seine harte, oft in der stärksten Sonnenhitze und an den steilsten Hängen zu leistenden Arbeit zugebilligt werden. Fertige Weine stellen sich natürlich infolge der heutzutage ebenfalls sehr hohen Kosten für die Kellerbehandlung und infolge der zwanzigprozentigen Weinsteuer und der mühelosen Zwischenhändlergewinne noch teuerer. Da aber inzwischen ein Preissturz eingetreten ist, werden viele Winzer trotz der hohen Weinpreise kaum mehr auf ihre Selbstkosten kommen.

Die Erträge sind im Weinbau auch nicht gleichmäßig, sondern schwanken von Jahr zu Jahr viel mehr als bei anderen Kulturpflanzen. Vollkommene Fehlherbste, bedingt durch epidemisches Umsichgreifen der Krankheiten und Schädlinge des Weinstocks, durch Hagel, Frost und andere Ursachen sind nicht selten, geringe Ernten häufig, gute Weinjahre wie in den letzten Jahren selten. Der Winzer muß aber seine Reben Jahr für Jahr genau so sorgfältig bebauen, ob er einen Ertrag bekommt oder nicht. Er hat also nahezu dieselben hohen Auslagen, ohne daß diesen jedoch bei Fehlherbsten überhaupt irgendwelche Einnahmen gegenüberständen. Nach solchen Fehljahren oder nach schlechten Jahren muß er darum von dem Gewinn der guten Jahre zehren. Man darf darum den Gewinn im Weinbau nicht nach einem guten Jahr oder nach einigen einigermaßen guten Jahren berechnen, wenn man dem Winzer nicht die Lebensmöglichkeit absprechen will. Daran denkt der große Kreis der Weintrinker meistens auch nicht, wenn er sein Urteil über die hohen Weinpreise fällt.

Wer feinste Qualitätsweine erzeugt, muß natürlich mit ganz beträchtlich höheren Herstellungskosten rechnen, als die oben angeführten Durchschnittszahlen vermuten lassen; oft übersteigen sie sogar den Verkaufspreis. Trotzdem widmen sich viele Besitzer wertvoller Lagen zur Hebung ihres Rufes diesen Auslesen.

Die Steigerung der Weinpreise war eine natürliche Folge der Entwertung deutschen Geldes. Manche Winzer haben in der Anpassung der Weinpreise an den Weltmarktpreis das Ideal erblickt. Bald stellten sich die Folgen davon ein, die für den deutschen Weinbau geradezu vernichtend werden können, wenn unsere Regierung nicht die Macht und den Willen hat, sich raschestens für besseren Schutz des deutschen Weinbaues einzusetzen, denn jetzt wird Deutschland mit Auslandsweinen überschwemmt. Der Absatz der deutschen Konsumweine ist dadurch ins Stocken geraten. Der deutsche Winzer weiß, daß er die hohen Weinpreise nicht beibehalten kann, wenn aber die Konkurrenz der ausländischen Weine infolge der hohen Bedarfskosten, welche in Deutschland schon allein die Schädlingsbekämpfung verursacht, zu groß wird, können nur noch die klimatisch bevorzugten Gegenden den Wettbewerb mit dem Auslandswein beim deutschen Weintrinker aufnehmen. Der Winzerstand wird dann rasch wieder in die unglückliche Lage zurücksinken, in der er sich vor dem Kriege befand. Damit ist aber der Allgemeinheit wenig gedient, denn der Staat bezieht aus dem Weinbau hohe Steuern. Das Jahr 1920 wird ihm allein 470 Millionen Weinsteuern einbringen. Es liegt darum auch im Interesse der Steuerzahler, eine so reich fließende Steuerquelle nicht wieder fast ganz versiegen zu lassen.





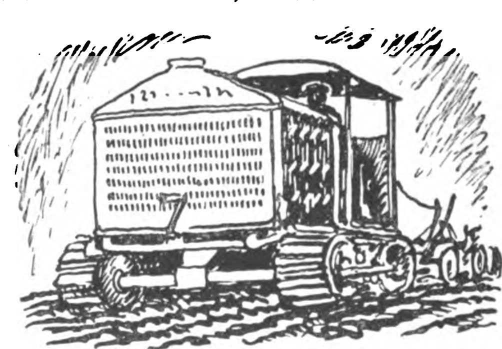
Die Sorge darum, wie man auf einer begrenzten Fläche Nahrung und Kleidung für die wachsende Bevölkerung gewinnen könne, war schon dem Menschen der Vorzeit nicht fremd. Sie drückte ihm die Hacke in die Hand, mit der er den Boden ritzte, um ihm mehr abzuzwingen, als er von selbst hergab. Wer unter den Urmenschen stark genug war, zwang andere, für ihn den Boden mit der gespitzten Astgabel oder dem Geweih eines Tieres aufzubrechen. Als der gewaltige Fortschritt gelang, das Rind anzuspannen, das nun die rein mechanische Kraftanstrengung übernahm, verschmähte wohl auch der vornehme Freie nicht, den Pflug selbst zu führen, aber die Zahl der Arbeitssklaven nahm darum doch nicht ab, denn das Ernten und Dreschen, Reinigen und Mahlen des Korns beschäftigte Scharen von Männern und Weibern. Da es außerordentlich schwierig ist, selbst scheinbar einfache Handbewegungen durch mechanische Vorrichtungen zu ersetzen, blieb die Hilfe der Haustiere lange auf das Ziehen der Wagen und Pflüge und das Drehen des Mühlsteins beschränkt. Fast jede Verbesserung im Ackerbau erhöhte den Arbeitsbedarf, und als die höheren Ufergelände am Nil durch Bewässerung nutzbar gemacht wurden, mußten viele Gruppen von Männern die Schöpfwerke bedienen.

Viele hundert Jahre lang hat sich an den Arbeitsverfahren wenig geändert, in den Baumwollstaaten Nordamerikas lebte sogar die Sklaverei zeitweise wieder auf. Inzwischen waren Pferd und Rind am Göpel zu einer Kraft geworden, die im 19. Jahrhundert die Anwendung von Häcksel- und Dreschmaschinen ermöglichte. Sie mußten auch vom Altertum bis in die Neuzeit das Korn durch ihre Hufe ausdreschen oder einen rundlichen Stein oder eine hölzerne Walze auf der Tenne über das Getreide hin und her ziehen.

Weder das Wasserrad, dessen Anwendung in der Mühle ein spätgriechischer Dichter als Erlösung der Mägde von der schweren Arbeit feierte, noch die jüngere Windmühle konnten in der Landwirtschaft Fuß fassen. Jenes ist an den Wasserlauf gebunden, und der Wind weht zu unregelmäßig. Windräder werden darum auch in den modernsten Formen nur für Arbeiten benutzt, die, wie das Häckselschneiden, Schroten und Wasserpumpen, für einige Tage im voraus verrichtet werden können. Auch die Dampfmaschine war für die geringen Kraftbedürfnisse der Landwirtschaft anfangs zu schwerfällig und teuer und blieb zunächst eine Liebhaberei englischer Großgrundbesitzer. Der Göpel genügte und war bis in die jüngste Zeit beliebt, weil der Knecht und der Bauer mit dem Pferde besser fertig wird als mit Maschinen. Erst als in den Städten und bei den Kohlen- und Eisengruben Fabriken entstanden, die die Tagelöhner durch hohe Löhne fortlockten, und gleichzeitig die Fortschritte im Ackerbau die Arbeitslast bei der Bodenbearbeitung und Pflanzenpflege wie bei der Ernte und dem Drusch steigerten, zog die Dampfmaschine in die ländlichen Betriebe ein.

Dazu mußte sie den Forderungen der Landwirtschaft allerdings erst angepaßt werden. Um 1840 wurden die ersten Lokomobilen gebaut, die die Dampfmaschine mit dem Kessel zusammen auf einem Wagen trugen und der Dreschmaschine in alle Scheunen und auf das Feld folgen konnten. Aus dem Großbetrieb hat die Lokomobile später durch Genossenschaften und Unternehmer, die sie mit der Dreschmaschine zusammen verliehen, den Weg in viele Bauernwirtschaften gefunden. Viel schwieriger ist der Betrieb des Pfluges durch die Dampfmaschine, weil sie auf dem Acker schwer beweglich ist und nur bei großen Leistungen wirtschaftlich arbeitet. Dampfpflüge mit Maschinen von 70 bis 150 Pferdestärken können sich nur sehr große Güter kaufen, und selbst der Lohnpflug wird in mittleren Gütern schlecht ausgenutzt. Deshalb wurde vor 10 Jahren der Motorpflug freudig begrüßt, den der leichte, rasch laufende Benzolmotor treibt. Der Motor scheint sogar das ganze Verfahren der Bodenbearbeitung zu ändern, denn viele Techniker wollen die uralte Plugschar, die dem geraden Zug durch Menschen oder Tiere gut angepaßt war, durch rasch gedrehte Hacken ersetzen, die sich mit der Welle des Motors zwanglos verbinden lassen.

Die beste Kraftmaschine für den Bauern ist der Elektromotor, weil er bis zur kleinsten Größe herunter billig arbeitet und einfach ist. Für die kleinen Kräfte, die früher der Göpel leistete, und noch darüber hinaus gibt es keine bessere Kraft. Auch der Großgrundbesitz benutzt sie für solche Zwecke gern, aber den Hauptnutzen von der Errichtung der Überlandzentralen haben doch die Bauern, die ohne sie kaum eine leistungsfähige Kraftmaschine besaßen. Das bedeutet unendlich viel für unsere ganze Wirtschaft, denn fast drei Viertel der ganzen landwirtschaftlichen Fläche Deutschlands sind Bauernland. Der Elektrizität verdankt es der Bauerin erster Linie, daß auch er allmählich von den Arbeiten befreit wird, die nur Kraft erfordern. Auch er genießt den Segen der zum Dienen gezwungenen Naturkraft, indem er mit geringerer Mühsal Größeres leisten kann.





Das deutsche Bauernhaus

Von Geheimen Baurat Noack/Berlin

Wir meinen Erdgeruch zu verspüren, es regt sich ein Gefühl traulicher Geborgenheit bei dem Klange des Wortes „Bauernhaus". Wissen wir doch und fühlen es mit der Erinnerungskraft des Herzens, daß die Hütte des ersten bodenbebauenden Mannes den Angel- und Ausgangspunkt bildet der fortschreitenden Sittigung der Menschheit, daß die Wiege deutscher Kultur im deutschen Bauernhause stand.

Einfach genug ging es bei dem deutschen Urbauern zu. Wände von Baumstämmen, mit Lehm gedichtet, umschließen den einen Raum, in dem sich das häusliche und wirtschaftliche Leben abspielt. In der Mitte das Heiligtum des Hauses, der Herd, dessen Rauch durch die Ritzen des Stroh- oder Rohrdaches entweicht. Türen und Fenster fehlen noch, eine Einschlupföffnung, von innen verschließbar, genügt. Luft und Licht sind noch nicht Wohnbedürfnis, die Anforderung an Sicherheit, Trockenheit und Wärme überwiegt. Mit der wachsenden Zahl der Gaugenossen, mit der nötigen Abgrenzung von Rechten und Pflichten steigen die Ansprüche an die Lebenshaltung. Mit der wachsenden Kultur „wachsen die Räume, dehnt sich das Haus".

Der Männerraum scheidet sich vom Frauengemach, die vermehrte Viehhaltung fordert gesonderte Stallräume mit Futtergelassen — und aus der einzelligen Hütte des Urbauern wächst allmählich heraus das vielräumige Bauerngehöft.

Bodenständig ist der Bauer, ist sein Haus. So ist auch die Gestalt der Bodenoberfläche maßgebend für die Raumentwicklung des wachsenden Hauses. Im Gebirge, wo schmale Talsohlen die Ausdehnung des Hauses nach der Tiefe beschränken, erweitert sich das Haus durch Vermehrung der Geschosse. In der flachen Ebene ist die Aneinanderreihung der Räume in einem Geschosse die Regel. In beiden Fällen aber sind Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dache vereint. Im welligen Hügelland tritt der Zwang zur Geschoßvermehrung meist zurück, aber auch das Aneinanderreihen der Räume unter gemeinsamem Dach ist schwerer durchführbar als im Flachland; deshalb umschließen gesonderte Gebäude für Wohnung, Ställe und Vorratsgelasse den eigentlichen Bauernhof.

Bauernhaus im Simmersbachtal, Schwarzwald. Giebelansicht.

Nach den deutschen Stämmen, die in den vorgenannten Landesteilen wohnen, unterscheidet man auch das schwäbische Bauernhaus in der Schweiz, Tirol, dem bayrischen Gebirge und dem Schwarzwald, das sächsische Bauernhaus in der norddeutschen Tiefebene und das fränkische Bauernhaus und Gehöft in dem vorzugsweise vom Stamm der Franken besiedelten Mitteldeutschland. Übergangs- und Mischformen innerhalb dieser drei großen Entwicklungsgebiete sind natürlich vorhanden. In weiten Talmulden des Gebirges findet sich die Aneinander-



Bauernhaus in Brandobernsdorf im Taunus.

reihung der Räume neben der Aufstockung, in Mitteldeutschland Aneinander- und Übereinanderbau neben der Trennung der Wohn-, Stall- und Vorratsräume in Einzelgebäude, und im Flachland neben dem üblichen sächsischen Haus das fränkische Gehöft.

Und nun ein Blick in das Innere des deutschen Bauernhauses, und zwar zunächst in eines im niedersächsischen Gebiet, wo die Urform noch am deutlichsten erhalten. In das Haus Hein Heitmann in Neugamme, Vorland (s. Abb. S. 358), führt uns das weite Giebeltor, „die Groddör", vom Hofe zur brei-

Bauernhaus im badischen Schwarzwald. Talgiebelansicht.

Die Abbildungen zu diesem Aufsatz sind nach Darstellungen in dem Werke „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten", Verlag von Gerhard Kühtmann, Dresden, gezeichnet.

ten Tenne, der Diele. Zu beiden Seiten Ställe, Geräte- und Futterkammern, Milchgelaß usw. Pferde und Rinder stehen mit den Köpfen nach der Diele. Vor den an die Straße quer vorgebauten Wohnräumen verbreitert sich die Diele durch die ganze Tiefe des Hauses zur Hausdiele, auch Fleet genannt. An der Grenze zwischen ihr und dem Wohnteil der Herd. Über dem Herd am Rahmen, der als Funkenfang dient, der Kesselhaken mit Kessel, auch Eidhaken genannt, denn durch Anfassen des Hakens werden mündliche Verträge gesichert. Um den Herd Sitzplätze, an den Wänden Borte mit Steingutgeschirr, Zinn- und Messinggeräten. Hinter dem Fleet die Prunkstube und die Schlafkammern. Hier die wertvollen, mit Schnitzwerk reichgeschmückten und buntbemalten Hausgeräte, der Kamin oder der von der Diele befeuerte große Ofen, der „Bilegger". Über allen Räumen das hohe, an den Giebeln abgewalmte Satteldach zur Bergung des Erntegutes. Über der tiefer als die Dielendecke liegenden Stalldecke die „Hille", der Raum für Geräte, Futter, Torf u. dgl. m.

Aus kernigem Eichenholz, festgefügt in allen Teilen, das Fachwerk ausgemauert oder ausgelehmt, kunstvolles Schnitzwerk an passender Stelle, auf dem Torbalken ein frommer Spruch, die Namen des Erbauers und seiner Ehefrau und das Erbauungsjahr — so wächst das Haus mit seinem Strohdach gleichsam aus dem Heimatboden heraus, mit seinen Bewohnern ein fester Hort treudeutscher Gesinnung und Gesittung, Trutz und Schutz gegen den Ansturm von Wetter und Zeit.

Auch die in den Abbildungen Seite 357 dargestellten Schwarzwaldhäuser vereinigen Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dach, jedoch geschoßweise übereinander. Unten die Ställe, in den Obergeschossen Wohn- und Hauswirtschaftsräume, darüber und dahinter, schon in den Hang eingeschnitten, die Vorratsräume. Wände, Galerien und äußere Treppen finden Schutz unter dem weitausladenden Dach. Mit massivem Untergeschoß, die Stockwerke aus Balken- und Bohlenwerk, stehen sie so trotzig da und kraftvoll und dennoch so ganz anders geartet wie das Sachsenhaus des norddeutschen Flachlandes.

Freundlicher und heiterer zeigt sich uns im Haus Maurer in Brandobendorf im Taunus das fränkische Gehöft (siehe die Abbildung Seite 357). Einzelgebäude um den großen Hof, nach der Straße das Wohnhaus mit massivem Erdgeschoß und Obergeschossen von ausgemauertem, kunstvoll geschnitztem Fachwerk. Steile rote Ziegeldächer, weißer Putz zwischen dunkel gefärbten Fachwerkshölzern erhöhen die freundliche Stimmung. Auch hier der Ausdruck des Stolzes auf den durch rastlosen Fleiß erworbenen Besitz.

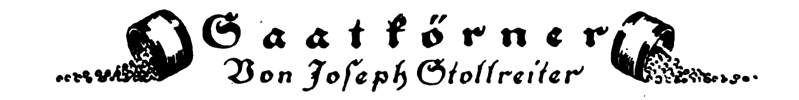
Vierländer Bauernhaus in Neuengamme.

Das deutsche Bauernhaus! Es war die Geburtsstätte einer hohen deutschen Volkskultur, es soll sein und bleiben, soweit die deutsche Zunge klingt, eine Pflanz- und Pflegestätte guter deutscher Sitten und Bräuche, die Versinnlichung der heißen Liebe zur Scholle.

Derb ist seine Form, aber Form und Inhalt decken sich, nichts zu viel und nichts zu wenig. Und bei aller Derbheit welch feiner Sinn für Raumkunst, für Bauschmuck, welch sicheres Farbengefühl! Wahrlich ein Meisterwerk im Wollen und Können. —

Möchten diese Betrachtungen dazu beitragen, den Stolz des deutschen Bauern auf seine kernige Eigenart, auf sein Wirken und Wesen zu stärken, und dieses hinwiederum dem Städter näherzubringen; Vertrauen und Achtung gegenseitig zu fördern und zu helfen, ein starkes Band zu knüpfen zwischen Stadt und Land zu gemeinsamer, ehrlicher Arbeit am Wohle von Volk und Vaterland.

Das walte Gott!



Saatkörner

Von Joseph Stollreiter

Die Städte schwanken im ewigen Wandel der Dinge — das Land ist unvergänglich, unwandelbar wie die Gottheit selbst.

*

Stadt und Land sind heute wie zwei Gegensätze — wie zwei entzweite Ehehälften, die doch nur zum Glücke, zum tiefsten Genusse des eigenen Selbst kommen können, wenn sie sich völlig verstehen und gegenseitig voll und hingebend würdigen. Ihre Ehe wieder zu heiligen, muß aller Einsichtigen Ziel und Absicht sein.

*

Die ganze Menschheit wurzelt in der Scholle — und wenn sie einmal insgesamt wieder zur heiligen Scholle zurückkehrt, ist ihr Kreislauf zu Ende, ihr Selbstzweck erfüllt.

*

Mag uns alles verhöhnen, alles verlassen und zurückstoßen — die Erde nimmt uns auf. Sie ist wahrhaft unparteiisch — vor ihr, in ihr sind arm und reich, hoch und niedrig gleich.

Die Philosophie des Landmanns

Von Karl Hans Strobl

Sonne und Regen, Wind und Wetter bestimmen Gedeihen und Wachstum der Ernten als fördernde oder hemmende Gewalten, die Glück oder Verderben bringen; unabhängige Mächte, himmelsgesandt, unbeeinflußbar durch Beschwörungen und Einsätze menschlichen Willens. Der Tag, der wie ein Versprechen begann, wie eine gute Verheißung, ein Segen, kann als ein Zusammenbruch aller Hoffnungen enden. Vor solchen Mächten wird der Mensch klein, ermißt den ungeheuren Abstand seines Wollens und Begreifens von den rätselvollen Entscheidungen über sein Schicksal und das seiner Scholle, von dem Unerforschlichen alles Geschehens. In engen Straßen, zusammengedrängt mit seinesgleichen, Ellbogen an Ellbogen mit guten und bösen Nachbarn, immer irgendwie mit Zwischenstufen, Instanzen, Behörden, Vermittlungen zwischen sich und dem Himmel, konnte der Städter den Zweifel erfinden, den Unglauben, das souveräne, heiter-verwegene oder düster-grimmige Spiel der Skepsis, er konnte die mondäne Philosophie einer Aufklärung hinaussenden. Aber auf seiner Scholle allein, unmittelbar in Beziehung zu jenen Mächten, ihren Unbegreiflichkeiten ausgeliefert, ohne sich in einer Menge verkriechen zu können, zwischen Himmel und Erde auf sich selbst gestellt, mußte der Landmann in seiner Seele die große Ehrfurcht lernen, die das religiöse Grundgefühl ist. Eine mystische Ehrfurcht vor allem Wunder des Wachstums, vor Segen oder Fluch der Elemente, die, wenn sie auch nicht bis zum Worte vorgedrungen oder vielleicht nicht einmal bis in völlige Bewußtseinsklarheit gelangt, dennoch immer da ist, als Färbung des gesamten Denkens und Welterlebens.

So wird der Landmann Träger des religiösen Gedankens in irgendeiner Form bleiben müssen; während der Arbeiter in der Stadt, der Aufklärung und der Skepsis erliegend, sich seiner errungenen geistigen Freiheit und Selbständigkeit manchmal höchst mißverständlich freut und bedient, wird dem bäuerlichen Menschen immer jene Gebundenheit, Hingabe, Ehrfurcht als Grundlage seines seelischen Wesens sich bewähren. Er wird alte Bräuche von religionsgesättigtem Charakter ungern aufgeben und selbst wenn er seine Tracht und äußere Sitten seines Lebens verläßt: vor Dingen, die irgendwie an die geheimnisvollen Zusammenhänge zwischen Himmel und Erde rühren, wird seine Scheu schützend stehen. Jahrhundertelang kann er alten und vielleicht schon völlig unverständlich gewordenen Formen einstiger mystisch-religiöser Bindungen fortpflanzen. Glaube und Aberglaube, eng verschwistert (denn Aberglaube ist doch ein Nachhall früher lebendig gewesenen echten Glaubens), bisweilen sogar im Beschwörungssinn angewandt (Wallfahrten, Bittprozessionen) erfüllen sein metaphysisches Bedürfnis.

Sie genügen ihm. Der Landmann will, als ein Mensch der Sinne, der das Geschehen der Natur unmittelbar erlebt, der Gedeihen und Verderben sogleich mit Augen sehen und mit Händen greifen kann, von dem, was hinter der Natur zu suchen ist, vom eigentlich Metaphysischen nur das sinnfällige Symbol. Das



Meinungsaustausch. Gemälde von Hans Best.

geben ihm die religiösen Formen. Eine Läuterung, Sublimierung, eine Steigerung zu einer rein philosophischen Metaphysik liegt ihm fern. Er bemüht sich um keinerlei Erkenntniskritik und unterscheidet nirgends zwischen dem Ding an sich und dem Ding als Erscheinung. In der Ehrfurcht vor dem Unbegreiflichen innerlichst verwurzelt, wie er ist, wird er doch angesichts der Wirklichkeit kräftig zugreifen, als käme es ganz allein auf ihn an. In dieser kraftvollen Betätigung nimmt auch seine Philosophie eine Wendung zum Praktischen. Seine Arbeit, die er unverdrossen immer wieder einsetzt, ohne des Erfolges völlig sicher zu sein, lehrt ihn Geduld, Ausdauer, Besonnenheit und Tapferkeit. Es sind die Tugenden der Stoiker, die er übt, ohne es zu wissen, daß er für diese Geisteshaltung sich auf eine Ahnenreihe erlauchter Geister berufen kann. Sein sittliches Verhalten gegenüber Unglücksfällen ist stoisch, stoisch der Mut bei der Vernichtung seiner Hoffnungen, stoisch die Spannkraft, die ihn von neuem beginnen läßt. Er hat das hohe Bewußtsein, in seinem Kampf um das Gedeihen seiner Saat nie unter selbstverschuldetem Unheil zu leiden; so wird er auch in allerschlimmsten Fällen sich nie an Ausbrüche von Wut und Verzweiflung verschwenden, ein Vorbild auch in diesem Belang dem zweifelsüchtigen Städter, der nur allzu geneigt ist, zu toben und Gott und der Welt den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Er nimmt die Dinge, wie sie kommen, er hat den Mut dem Schicksal gegenüber, den von allen Dichtern hochgepriesenen. Es ist nur die dem Materiellen zugewendete Seite seiner mystisch-religiösen Geistesverfassung, die Praxis seines metaphysischen Grundgefühles, wie denn auch gerade einige der frömmsten Kirchenväter sich der Realität gegenüber als Stoiker bekennen.

Daß der Landmann im Materiellen völlig untergehe, wird ihm gerade in dieser harten Zeit von einseitigen Betrachtern zum Vorwurf aufgetürmt. Es ist wahr, manches Band mag zu straff angezogen, mancher Vorteil zu unnachgiebig gewahrt worden sein, aber man sollte bei solchem Urteil nicht vergessen, daß Jahrhunderte härtesten wirtschaftlichen Ringens hingingen, ehe dieses große Aufatmen für den Bauern kam. Daß er jetzt eigentlich erst wahrhaft frei geworden ist, frei von der Knechtschaft des Kapitals, des Zinses, daß erst jetzt die eigentliche Grundentlastung geschehen ist! Und wenn wir alle dazu haben beitragen müssen, so müssen wir uns doch dessen freuen, daß wir einem so wichtigen Teil unseres Volkes zu aufrechtem Gang verholfen haben, unsere Opfer dürfen uns nicht reuen, denn sie haben im großen geschichtlichen Lebensgang der deutschen Nation ihren guten Sinn. Eben jene stoischen Eigenschaften des Landmannes, die ihm allem Unheil und vielfacher jahrhundertelanger wirtschaftlicher Gedrücktheit gegenüber Halt und Kraft gaben, werden ihn auch dem Glück gegenüber vorsichtig machen und dem Übermut wehren. Er wird besonnen seine Möglichkeiten erwägen und seine Grenzen abstecken, über die er nicht ohne Schaden für das Ganze hinaus kann. Daß sich seiner stoischen Philosophie ein wenig Hedonismus beimengen durfte, daß er sich nun der Freude ungeängstigt zuwenden darf, wer wollte dies bedauern? Gönnen wir ihm, daß seinen saueren Wochen frohe Feste folgen: ein Zauberwort, das immer wieder neue Kräfte zur Arbeit gibt.

Und daß sein Hedonismus nicht die stoischen Tugenden seines Wesens überwuchern wird, dafür sorgten schon sein ständiger Kampf mit den Elementen und die tiefe, mystisch-religiöse Grundstimmung seines Wesens, die ihn im Ewigen verankert.



Der Landmann

Von Will Vesper

In aller Frühe, schon im Dämmergrau,
seh' ich den Landmann schreiten hinterm Pflug
das Feld entlang, und bis zum Abendtau.
Der lange Tag ist ihm nicht lang genug.

Ein Augentrost in dieser müden Zeit,
ein Herzenstrost und Hoffnung, die nicht trügt,
weit jenseits allem Haß und Leid und Streit,
ein frommes Tun, das sich dem Schicksal fügt.

Ja, frommes Werk schafft jedes Landmanns Hand,
weil über ihm die alten Götter sind,
die ältesten, von ewigem Bestand:
die Mutter Erde, Regen, Sonne, Wind.

Wer ihrem Dienst sich fromm und tätig weiht,
den segnen sie mit redlichem Gewinst.
Sie dulden keine freche Üppigkeit
und kein Geschwätz und leeres Hirngespinst.

Hier gilt nur Tat und Wirken fromm und still,
ein Lauschen auf ihr Wandeln durch das Jahr.
Wer solchem Dienste sich ergeben will,
des Herz sei rein und dessen Stirn sei klar.

So wird ihm auch zuletzt der beste Lohn:
die Götter selber treten in sein Haus.
An seinem Tische sitzen sie beim Schmaus
und sagen zu ihm Bruder, Freund und Sohn!

Die Forstwirtschaft

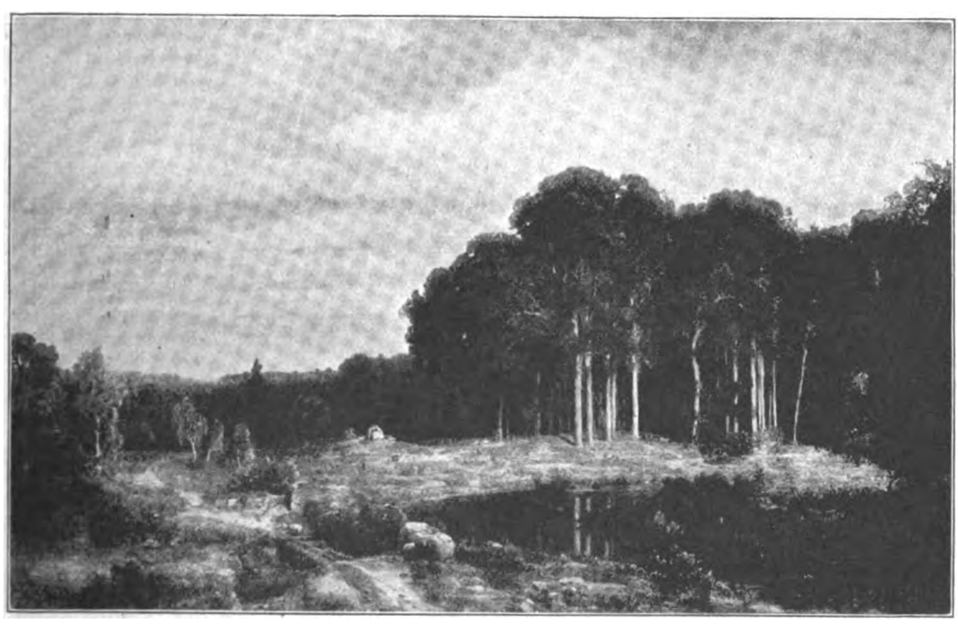
Ihre Entwicklung und ihre Bedeutung • Von Geh. Forstrat Prof. Dr. H. Martin, Tharandt



Die Forstwirtschaft, die ihre Begründung vorzugsweise in Deutschland erhalten hat, zeigt in ihrer Entwicklung eine Richtung zu großer Intensität. Auf den frühesten Stufen wirtschaftlicher Kultur war der Wald im Überfluß vorhanden; es lag daher kein Anlaß vor, einer Vermehrung der Holzerzeugung wirtschaftliche Kräfte zuzuwenden. Mit der Zunahme der Bevölkerung und den wachsenden Ansprüchen, die an die Leistungen des Waldes gestellt wurden, änderte sich das Bild, indem zunächst in den dichtbevölkerten Gegenden Deutschlands die Besorgnis entstand, es werde in Zukunft Holzmangel eintreten. Um einem solchen zu begegnen, wandten sich einsichtsvolle Forstwirte der Pflege des Waldes zu; sie betonten die Notwendigkeit der Kultur und stellten Grundsätze für die Regelung der Betriebsführung auf, deren Wirkung die Holzerzeugung sichern sollte. Trotz der wirtschaftlichen Fortschritte, die seitdem in fast allen deutschen Staaten gemacht wurden, konnte aber der deutsche Wald dem zunehmenden Bedarf der Volkswirtschaft in der neueren Zeit nicht genügen. Seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts war vielmehr der Bedarf der deutschen Volkswirtschaft an Nutzholz aller Art größer als die heimische Erzeugung. Es mußte daher Holz von auswärts bezogen werden und die Einfuhr, die vorzugsweise aus den waldreichen nord- und osteuropäischen Ländern erfolgte, zeigte, solange größere Störungen des wirtschaftlichen Lebens nicht eintraten, ein fortgesetztes Ansteigen.

Infolge des Weltkrieges haben sich die Verhältnisse, die den internationalen Holzhandel bestimmen, von Grund aus verändert. Die Einfuhr von Holz aus den Ländern, die mehr Holz erzeugen, als sie gebrauchen, wird voraussichtlich für lange Zeit gehemmt sein. Die deutsche Forstwirtschaft wird deshalb alle Kräfte anzuspannen haben, um dem heimischen Holzbedarf nach Möglichkeit durch eigene Erzeugung zu genügen.

Die Mittel zur Hebung des forstlichen Ertrags liegen zunächst in der Herstellung der Bedingungen, unter denen der Zuwachs den Höchstbetrag erreicht. Lückenlose Bestockung und Zurückhaltung von Standortsgewächsen, die den Zuwachs beeinträchtigen, ist eine der wenigen allgemeinen Regeln, die man in der Forstwirtschaft aufzustellen berechtigt ist. Der Boden, von dessen Zustand die Holzmassenerzeugung abhängig ist, muß deshalb in möglichst produktionsfähigen Zustand gebracht und darin erhalten werden. Im Gegensatz zur Landwirtschaft, die die Menge ihrer Erzeugnisse durch rationelle Düngung zu steigern sucht, ist die Forstwirtschaft, um ein solches Ziel zu erreichen, auf die Mittel angewiesen, die der Wald selbst darbietet. Zunächst sind alle organischen Abfallstoffe (Laub, Nadeln, geringes Reisig u. a.) sorgsam zu schonen. Weiterhin liegen in der Wahl der Holzart, in der Art des Anbaues und der Stellung der



Waldsee. Nach einem Gemälde von C. F. Lessing. Phot.-Verlag der Phot. Gesellschaft, Berlin.

Schläge die geeignetsten Mittel, um auf den Boden und damit auch auf die Holzmassenerzeugung eine günstige Wirkung auszuüben. Die Holzarten, die zum Anbau gewählt werden, müssen den gegebenen Standortsverhältnissen entsprechen. Holzarten, die nicht imstande sind, die Bodenkraft für sich auszunutzen, müssen in Verbindung mit anderen angebaut werden. Mit Recht wird deshalb auf die Herstellung gemischter Bestände Wert gelegt. Insbesondere sind Holzarten, deren Kronen weiten Wachsraum beanspruchen, wie Eiche, Kiefer, Lärche, mit solchen zu mischen, die den Boden zu bessern imstande sind (Buche, Tanne, Fichte). Unter allen Umständen aber ist das Augenmerk dahin zu richten, daß der Boden durch richtige Hiebsfolge und die Anlage von Waldmänteln gegen die aushagernde Wirkung von Sonne und Wind geschützt wird.

In gleichem Maße wie auf die Masse der Holzerzeugung hat die Forstwirtschaft, wenn sie den Bedürfnissen der deutschen Volkswirtschaft genügend Rechnung tragen soll, auch auf die Beschaffenheit des Holzes Bedacht zu nehmen. In Lagen, die weniger Wärme darbieten, als eine Holzart verlangt, wächst ebensowenig gutes Holz, wie in solchen, die eine zu hohe Durchschnittstemperatur besitzen. Übrigens hat man bei der Erziehung der Bestände das Augenmerk dahin zu richten, daß astreines Holz erzeugt wird, da dieses für die deutsche Volkswirtschaft am meisten Bedeutung hat. Die Mittel, die zur Bildung gutgeformter Stämme in Betracht kommen, liegen hauptsächlich in der Art der Erziehung. Im jüngeren Alter müssen die Bestände in vollem Schlusse erwachsen, damit sich die einzelnen Stämme von Ästen reinigen. Weiterhin gilt es dafür zu sorgen, daß die Durchmesser gehörig zunehmen. In der richtigen Bemessung des Wachsraumes der besten Stämme unter gleichzeitiger Erhaltung eines Unterstandes für den Schutz des Bodens liegt das beste Mittel für die Erzeugung hochwertiger Holzsortimente.

Ihre ökonomische Begründung erhalten alle Maßnahmen der Forstwirtschaft durch den Nachweis des Reinertrags. Um ihn festzustellen, müssen von dem Wert der erzeugten Erträge die Produktionskosten abgezogen werden. Die Faktoren, durch deren Zusammenwirken der wirtschaftliche Ertrag zustande kommt, sind Naturkräfte, Arbeit, Kapital und Boden. Da die Naturkräfte dem wirtschaftenden Menschen kostenlos zur Verfügung stehen, so verlangt das ökonomische Prinzip der Forstwirtschaft, daß von ihnen möglichst weitgehende Anwendung gemacht wird. Bei der Verwendung der verschiedenen Zweige der Arbeit muß eine weise Sparsamkeit Platz greifen. Stets ist die Forderung des statischen Gleichgewichts aufrechtzuerhalten. Sie geht dahin, daß jedem Mehraufwand, der für Verwaltung, Schutz, Kultur, Wegebau u. a. gemacht wird, ein mindestens gleich hoher Mehrertrag gegenübersteht. Auch der Aufwand von Kapital soll nicht höher sein, als der Forderung des statischen Gleichgewichts entspricht.

Das technische Ziel der Forstwirtschaft muß allgemein dahin gerichtet werden, daß auf einen gegebenen Standort Stämme von einer gewissen Durchmesserstärke erzeugt werden. Die nach Standort und Holzart verschieden zu bemessende Stärke der das Wirtschaftsziel bildenden Stämme ist durch volkswirtschaftliche Forderungen zu bestimmen und erhält durch die Gesetze des Zuwachses und die Statistik der Holzpreise ihre notwendige Begründung. Indem man die Erträge und Produktionskosten in richtiger Weise gegeneinander abwägt, gelangt man zu Folgerungen, die sowohl der hohen volkswirtschaftlichen Bedeutung der Forstwirtschaft, als auch den Interessen der Waldeigentümer entsprechen.



Von Franz v. Stuck für das Universum gezeichnet im Jahre 1888.

Dem Ackermann

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche,
Guter! die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflügt und gesät! Hier keimet lebendige Nahrung,
Und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht.

Aus Goethes Gedichten

✡

Erntezeit

Sensenreife Saaten sind gefallen.
Müde Worte segnend über allen:

„Werd uns Freude, was wir froh geschnitten.
Sei vergessen, was wir lange bitten.

Kreise, wirke, was wir reif befunden,
Bis auch uns ein Größerer entbunden.“

Heimwärts schlurfen all die schweren Füße.
Schon im Dunkel stehn die ewigen Grüße —

Milde Augen über meinen Saaten
Prüfen — prüfen, ob sie recht geraten.

Aus Willrath Dreesens „Gedichte“, erschienen im Verlag L. Staackmann, Leipzig.



Für unsere Frauen



Sommerpelze

Unlogik, dein Name ist Mode! Jetzt, wo uns die Sonne endlich die ersten heißen Strahlen schickt, erscheinen die Sommerpelze! Und welche Frau, die sie sich leisten kann, könnte widerstehen? Selbst auf die Gefahr hin, in ihnen zu ersticken. Allerdings, gerecht muß man sein. Es gibt auch im Sommer oft Gelegenheit, sich wärmesuchend in mollige Tierfelle zu hüllen: abends, wenn die Luft kühler wird, auf Reisen, wenn man aus den heißen Tanz- und Spielsälen kommt, auf dem Meer oder in den Bergen, wo stets ein schneller Temperaturwechsel stattfindet. Da kommen sie, die Retter in der Not, der wunderbare Hermelinmantel mit langer Schleppe, der sich in strahlender, majestätischer Weiße um die schlanken Glieder windet, der taupefarbene Karakulmantel im Kimonoschnitt, dessen hoher Stehkragen aus Silberfuchs das Antlitz kleidsam umrahmt. Die beliebteste Form für die Sommerpelze ist das Cape, das sehr fesch wirkt, aber eine große Gefahr in seinen weiten Falten birgt: es kann und darf nicht von jeder Frau getragen werden. Man muß sehr schlank und verhältnismäßig groß sein, um einem Kleidungsstück zum Erfolge zu verhelfen, das eine breite Fläche ohne Unterbrechung darstellt. Bei dem Cape aus Pelz ist die Aufgabe, es geschickt zu tragen, leichter, als bei dem aus Tuch, Taft oder Seide, weil es durch die aneinandergesetzten Felle doch etwas Abwechslung in eine sonst allzu große Einheitlichkeit bringt. Man muß vor allen Dingen lernen, seine Arme richtig zu bewegen. In der Faltenraffung, in der Art, wie es gehoben und gesenkt, wie es gewickelt und gerollt wird, liegt der Reiz dieses Bekleidungsstückes, das aus fernen Zeiten zu uns zurückkommt. Ganz ungewöhnlich originell und reizvoll ist ein Mantel aus Breitschwanz und Kolinsky, dessen Ärmel Fledermausflügeln gleich zu beiden Seiten, von der Schulter ausgehend, herausgearbeitet sind. Herrliches schweres Damastfutter verleiht diesen mit Kolinskystreifen besetzten Klappen eine besonders eigenartige Eleganz, die sich in dem runden Stehkragen und Tüllturban mit Reihern fortsetzt. Zu den Sommerpelzen werden gewöhnlich Kopfbedeckungen aus Tüll, der der Farbe des Pelzwerks entspricht, oder solche aus dem gleichen Pelze, mit Aigretten und Reiherschmuck getragen. Sehr viel Anklang findet im Augenblick der gescheitelte Affe. Man verwendet dieses Modepelzwerk viel als Verbrämung an Capes, Kleidern, Schals und Sonnenschirmen. Mit Grün abgefütterte Maulwurfscapes zu grünseidenen Trikotkleidern, weiße Hermelincapes zu schwarzem Taft und schwarze Breitschwanzcapes zu weißen Cheviotkleidern mit großen, schwarzen Tupfen sind in die Augen fallende, anmutige Modeschöpfungen. Daß zu den Sommerpelzen nur hauchfeine Seidenstrümpfe und spitze, seidene Schuhe getragen werden, ist eine Anomalie, die sich die Mode schon im Winter gestattete, und die jetzt im Sommer nicht mehr so abgeschmackt wirkt, denn das Auge gewöhnt sich sehr schnell an Modeneuheiten und daran, daß heute angepriesen wird, was noch gestern verdammt wurde. So geht es auch mit den Schuhen. Zuerst wollte sich keine Frau zu den kurzen amerikanischen Stiefeln verstehen, heute will noch keine so recht an die langen, spitzen Formen heran, und im Sommer wird man überhaupt keine anderen mehr an den kleinen schmalen Füßen unserer eleganten Damenwelt sehen. Da die schönen Sommerpelze — wie alles, was schön ist — leider unbeschreiblich viel Geld kosten, tauchen schon jetzt sehr hübsche Imitationen auf, die, gut verarbeitet, den Laien täuschen. Der hält dann für Hermelin, was bloß Kaninchen ist. Weil aber nur Illusionen das Leben angenehm machen, soll man weder der Trägerin des Kaninchencapes noch dem, der sie ansieht, den Glauben nehmen, daß es „genau wie Hermelin" wirkt. Der Glaube macht bekanntlich selig; und wenn die Frau selig ist, daß man es nicht sieht, und der Mann, daß es so billig ist, sind beide Teile zufrieden, was heutzutage nicht leicht ist. Die Dame im Pelz! Jahrhunderte hindurch haben Maler und Dichter sie sich zum Vorbilde genommen. Jahrhunderte hindurch haben sich die Frauen der Tierhäute bedient, um sich zu schmücken. Eva, Kleopatra und besonders die Frauen der Renaissance kleideten sich in Felle und Pelze, um größeren Eindruck zu machen. Was Wunder, daß ihre Nachfolgerinnen es heute auch tun. Ist es doch eine alte Sache, daß alles schon einmal dagewesen ist, und Adam wie Antonius werden beim Anblick der Frauen in — Sommerpelzen zunächst ebenso erstaunt gewesen sein wie wir.

Gertrud Kübner

Phot. Wide World Photos

Abb. 864. Hermelinmantel mit Schleppe.

Das Spiel als Erziehungsmittel

Obgleich heutzutage alles Sport treibt und schon die Kinder zum Tennis und Fußball ausziehen, beginnt das frische, fröhliche Jugendspiel doch seine Anziehungskraft auch wieder auszuüben. Aber nur die Kleinen geben sich mit unverminderter Leidenschaft seinen Wonnen hin; die Größeren haben, angesteckt von der modernen Sportsucht, selten mehr als ein verächtliches Lächeln dafür. Das ist zu bedauern, denn das harmlos ungebundene Spiel mit seinem Gehen und Stehen, Laufen und Hüpfen, Klettern und Ringen, seinem Heben und Dehnen des Körpers ist ein unvergleichliches Gegenmittel für die geistige Anstrengung des Lernens und von wunderbarem Einfluß auf Wachstum und Entwicklung des kindlichen Körpers. Der Bewegungstrieb ist dem Menschen angeboren, und Kinder, die keine Freude am Laufen und Springen haben, sind entweder krank oder durch falsche Erziehung irregeleitet. Der Sport hat sicher viele Vorzüge für Leib und Geist, aber er ist anstrengender, in gewissem Sinne ernsthafter als das Spiel, das mit dem Körper zugleich auch die Seele auffrischt und erheitert. Darum sollten die Eltern den Kindern von klein auf Lust und Liebe zum gemeinsamen Spiel einpflanzen und es selbst eifrig mit ihnen betreiben. Nichts regt die Spiellust der Kinder mehr an, als wenn Eltern und größere Geschwister mitspielen, und sie sich an der Gewandtheit der Erwachsenen messen, sie wohl gar im scherzhaften Kampf besiegen dürfen. Unser Spielschatz ist reich an den verschiedensten Lauf-, Spring-, Ball- und Reifenspielen, die den ganzen Körper in Mitleidenschaft ziehen, ohne ihn ernsthaft zu ermüden, die durch ihre schnellen, impulsiven Bewegungen die Glieder gelenkig und anmutig machen, die Brust weiten, den Blick schärfen, daneben aber auch zu Geistesgegenwart und Sammlung erziehen. Beim Spazierengehen lasse man von der elterlichen Würde soviel als möglich fahren. Gesunden Kindern bedeutet es eine Pein, in Feld und Wald ehrbar neben den Erwachsenen einherzupilgern. Man lasse sie ungehindert rennen, sich haschen und tummeln, trabe mit ihnen um die Wette nach irgendeinem Ziel, springe mit ihnen über Gräben und niedrige Zäune — kurz, man gebe sich als guter Kamerad, der überall mittut, und mache seinen erzieherischen Einfluß nur unmerklich geltend. Haben Kinder das Spiel erst einmal lieb gewonnen, dann nehmen sie es auch in ihre Backfisch- und Jünglingsjahre mit hinüber und üben es mit der gleichen Freude weiter. Und das ist nicht nur für den Körper und seine Entwicklung von Segen, sondern auch das beste Vorbeugungs- und Heilmittel gegen die mehr und mehr zunehmende Blasiertheit und Vergnügungssucht unserer modernen Jugend.

Tory König

Frauenarbeit im Garten

Die Frauen, die doch zum Freuen und Erfreuen im Leben sind, sollten weit mehr noch, als sie es heute zu tun pflegen, sich selber Lust und Frische aus der Natur, aus der Arbeit im Garten holen, sollten das häusliche Leben zur Sommerszeit so weit als möglich in den Garten verlegen, sollten die Kinder im Frühjahr unter die blühenden Obstbäume bringen, sie auf der Wiese spielen und sie mithelfen lassen beim Säen, Gießen und Ernten. Das befreit von den tausend drückenden Kleinlichkeiten des Haushalts und weitet das Herz. Die körperliche Arbeit in frischer Luft macht gesund, und der Umgang mit der Natur erschließt neue Gesichtskreise. Der nebenstehende Entwurf, der nach räumlichen Verhältnissen abzuändern wäre, zeigt, wie schön das Wohnen im Sommergarten ist. Wir gehen den roten Klinker-(Backstein-)Pfad entlang zum Hof, in dem die Wäsche getrocknet, die Teppiche und Kleider geklopft werden können. Eine kleine Treppe führt zur Küche hinauf und eine andere zur Waschküche hinunter. Weiterhin liegt der halbmondförmige Spielhof mit dem großen Sandhaufen und dem Gartenläubchen für die Kinder. Die Bogen des Hofes sind von edlen, hochstämmigen und niedrigen Rosen umschlossen, die mit einer Hagebuttenhecke aus Rosa rugosa den Nutzgarten abgrenzen. Links und rechts des geraden Mittelweges befindet sich eine fröhliche Blumenrabatte mit Stauden- und Sommerblumen; sie liefert für den Tisch und die Stuben stets frische Blüten, die man selbst pflücken kann. Hochstämme von gutem Tafel- und Wirtschaftsobst unterbrechen die Rabatte. Rechts des Weges liegt eine Wiese, teils zur Gewinnung von Futtergras und zum Bleichen, teils zum Turnen und Spielen für die Kinder. Barren und Reck lassen sich hier leicht aufstellen, Hasch- und Laufspiele veranstalten. Linker Hand pflanzen wir in sorgsam geraden Beeten die nötigsten Gemüsearten. Am Ende des Gärtchens, nahe der Wasseranlage, befindet sich ein Würzgärtlein mit wohlriechenden kräftigen Gewürz- und Küchenkräutern. Der Nutzgarten wird gegen den Geflügelhof mit einer Hecke aus Apfel-, Birnen- und Quittenbäumchen oder von Beerenobst abgeschlossen. Dahinter liegen die Ställe für eine Ziege und die Hühner, der Bienenstand und der Taubenschlag. Der wichtige Kompost- und der Misthaufen sind in einer Ecke untergebracht. Durch den Mittelweg zurückschreitend, erfreut uns auf der anderen Seite des Hauses das wohlgepflegte Liliengärtchen, das auf den von einer Birken- und Buchenhecke umhegten Klinkerplatz führt, von dem aus wir mittels weniger Stufen an einer kleinen überdeckten Vorterrasse vorbei in die Hausdiele gelangen. Auf diesem von Laubbäumen eingeschlossenen Klinkerplatz stehen ein paar freundlich gestrichene Gartenmöbel; so können hier Gäste empfangen werden, und wenn der Abend gekommen ist, entwickelt sich manchmal frohes Spiel oder auch ein Tänzchen. Die Kinder hat man von Küche und Wohnstube oder vom Arbeitsplatz im Gemüsegarten aus unter den Augen. Salat und Obst, selbst gezogen, kommen immer frisch und mit duftigem Schmelz auf den Tisch, Blumen gibt es genug zu unserer und anderer Freude, und Gäste brauchen nicht ins dumpfe Zimmer geführt zu werden; wir plaudern unter dem blauen Himmel. Das ist eine Lust! Eine Lust, die viele Frauen, Hausfrauen und Haustöchter erleben könnten, entschlössen sie sich, mit dem Lenz ein leichtes Kleid anzulegen und freudig ihr Gärtlein zu bebauen. Das bedeutet nicht nur mühsames Graben, Hacken, Pflanzen, Gießen und Jäten. Es fordert eine geschickte Hand, feine Beobachtung der Natur, ein künstlerisches Auge und ein liebevolles Herz, Anforderungen, die wohl geeignet sind, solche Arbeit auch als Lebensberuf wertvoll erscheinen zu lassen. Daher ergreifen seit einer Reihe von Jahren auch viele gebildete Frauen den Beruf der Gärtnerin, finden Befriedigung darin und leisten in Gutsgärten, Sanatorien, Handels- und Privatgärtnereien, als Gartenbaulehrerinnen, Zeichnerinnen, Blumenbinderinnen gute, eigenartige Arbeit. (Gärtnerinnenberufsberatung: Fräulein Maria Schott, Berlin NW 6, Luisenstr. 31 b.) E. Zeiß, Erfurt

Abb. 865. Sommerwohnung. Entwurf Fr. E. Zeiß, Erfurt.

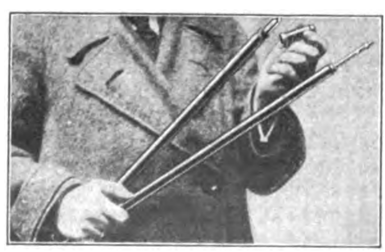


Abb. 866. Pilzkulturstock. Phot. A. Matzdorff.

Radieschen

Das kurzlaubige Non plus ultra-Radieschen ist raschwüchsig, gut geformt, von leuchtend roter Farbe, sehr zart und wohlschmeckend und daher allen anderen Arten vorzuziehen. Man kann es vom Frühjahr bis zum Spätherbst ziehen. Im Sommer wird es auf halbschattige Beete gesät, indem man immer zwei Körner in ein fingerhuttiefes Loch legt und leicht zudrückt. Der Abstand der Löcher, die man mit einem stumpfspitzigen, fingerdicken Pflanzholz vorsticht, soll 6—10 cm betragen. Reichliches Begießen fördert das Wachstum und hält die Erdflöhe ab. Sch.

Der Pilzkulturstock

Pilze sind verhältnismäßig selten und teuer, weil man es bisher ganz dem Zufall überließ, wohin der Wind die Pilzsamen verwehte, und ob sich auch rechtzeitig, d. h. in wenigen Stunden, ein günstiger Zufall einstellte, der diese Samen zur Ankeimung tief genug unter die Erde brachte. Der Pilzkulturstock Abb. 866 ist für die Pilze, was die Drillmaschine für das Getreide ist. Er bringt den Samen mühelos durch Moos, Laub und Gras hindurch so tief in die Erde, daß er Nahrung findet; er impft sozusagen den Boden mit den Pilzkeimen. Der Stock ist aus nahtlosem dünnwandigem Stahlrohr von 2 cm Dicke hergestellt, oben zur bequemen Hakenkrücke gebogen und außen im Feuer wetterfest, schwarz emailliert. Das Rohr ist oben und unten durch Stahlpfropfen verschlossen; der untere ist durchbohrt und mit $^3/_4$ Zoll Gewinde versehen. In dieses Gewinde schraubt man, zum Gebrauch als Spazierstock, eine Stahlspitze, die auswechselbar ist gegen die hohle Impfspitze aus Bronze, die an ihrem Ende eine Regulierschraube mit Mutter trägt. Die Mutter dient zum wasserdichten Verschließen des Stockes, das noch wirksamer wird, wenn man einen Wollfaden oder einen Grashalm um das Gewinde wickelt. Von dem Pilzsamen tut man vor dem Ausgang eine gute Messerspitze oder eine „Sporenpatrone" voll in ein 250 g fassendes Medizinfläschchen, gießt Wasser darauf und schüttelt kräftig um. Hat man für die betreffende Pilzart einen Platz gefunden, dann wechselt man die Stockspitze gegen die Impfspitze aus, nachdem man die Flüssigkeit in den Stock geschüttet hat, und sticht nun im Weiterwandern durch Laub und Moos hindurch in die Erde, wie beim Gehen üblich. Beim Heben des Stockes saugt sich stets etwas Luft hinein, und beim Senken füllt sich die Impfspitze mit Wasser und Sporen an. Man braucht den Stock nicht länger in der Erde stecken zu lassen als beim normalen Wandern. Erfinder ist Dipl.-Ing. E. Müller-Bralitz, Berlin-Wilmersdorf, Helmstedterstraße 29, I. A. M.

Obstpflücker

Um das Pflücken von Edelobst zu erleichtern, empfiehlt sich der Obstpflücker Abb. 867. Die sinnreiche Erfindung verhindert das Fallen des Obstes, da ein Behälter an der Spitze des Stabes angebracht wird, in den die gepflückte Frucht selbsttätig gelangt. Die Bedienung des Pflückers ist leicht und bequem; sie erfolgt durch leisen Druck der Finger vom Erdboden aus. Das Pflücken geht sehr schnell vonstatten. Bezugsquelle: Fleischmann, Berlin, Gleditschstraße 25. —d.

Abb. 867. Obstpflücker. Phot. A. Matzdorff.

Die Mondscheinsonate

Als ich im vorigen Sommer auf einem großen Gute eingeladen war, fehlte mir nichts, aber rein gar nichts mehr zum Glücklichsein. Nachdem ich den Grenzbock weidgerecht erlegt hatte, stellte der mit der Ernte beschäftigte Hausherr keine andere Anforderung an mich, als daß ich bis zum Aufgang der Hühnerjagd Ordnung in seinen Keller trank. Die einzelnen alten Flaschen sollten endlich mal aus der Welt kommen; eine Aufgabe, der ich mich mit Vorliebe unterzog! Sonst überließ er mich gern seinen Damen, die in ihrer von Kastanienbraun bis zum Friesenblond wechselnden Vielseitigkeit ganz dazu angetan waren, einen jungen Mann hinreichend zu beschäftigen.

Und doch fehlte mir etwas! In einer wunderschönen stillen Mondscheinnacht, die wir auf der Terrasse zubrachten, fühlte ich's: mir fehlte — — Beethoven. Immer und ewig die Zupfgeigen, das genügt selbst bei den schönsten Stimmen nicht!

In Gedanken ging ich heimlich sämtliche Räume des großen Herrenhauses durch: wo stand denn das Klavier, das Piano? Ich entsann mich, daß ich ganz im Anfang mal danach gefragt hatte — und daß ein verlegenes Schweigen die Antwort gewesen war! Unterm Dach, in einem früheren Gouvernantenzimmer, stand ein alter, vermotteter Kasten, der durch zwei kupferne Lichthalter noch entfernt daran erinnerte, daß er einstmals den Namen „Klavier" getragen hatte. — Mir grauste! Die schönsten Augen vermochten mich nicht mehr zu bannen. Schon zwei Tage später weilte ich wieder daheim; noch rechtzeitig genug, um an meinem idealen Schneider-Pianino Beethovens Mondscheinsonate stimmungsvoll zu genießen.

Warum ich ein Schneider-Pianino spiele? Weil es zum Vortrag edler Musik kein besseres Klavier gibt! Ich befinde mich darin ganz in Übereinstimmung mit dem bestens bekannten Berliner Musikkritiker Professor Joseph Weiß, der kürzlich über die Instrumente der seit mehr als einem Menschenalter bestehenden Firma **Pianofortefabrik Gustav Schneider & Sohn (früher Pabst & Schneider) in Luckenwalde** folgendes urkundlich niederlegte:

„Wie auch Paul de Witt es in seiner Zeitschrift über die Ausstellungspianos zur Leipziger Frühjahrsmesse 1921 schrieb, hat die Firma Schneider & Sohn, Luckenwalde, durch ihre neuen Pianinos bewiesen, daß sie höchste, vollendetste Clavierbaukunst, und dabei auch noch für einen durchaus bescheidenen Preis, herstellt. Nachdem ich eine Reihe Clavierfabriken besuchte, muß ich sagen, daß ich das Pianino von Schneider in jeder, aber auch in jeder Beziehung, denen vorziehe, sogar sagen muß, daß es nach meinem Geschmack das bestklingendste Clavier der Jetztzeit ist. Der edle Ton, die Ausgleichung der Register, die Spielart und Klangfarbe, sind das Vollendetste, was man sich denken kann."

Mit Recht hebt der berühmte Musikkritiker die Klavierbaukunst an erster Stelle hervor; denn sie allein bleibt entscheidend dafür, ob sich aus dem Instrument jede einzelne Feinheit so herausheben läßt, wie dies bei dem Schneider-Pianino möglich ist. Auch zu des unvergeßlichen Gottfried Silbermanns Zeiten bauten gewiß noch andere Meister Orgeln und Hammerklaviere, und doch kam sein Name allein bis auf unsere Tage; denn nur er wußte seinen Instrumenten die Klangfülle neben der Weichheit des Tons einzuhauchen. Das ist es auch, was das Schneider-Pianino auszeichnet! Wodurch erreicht nun die Firma Schneider & Sohn die Höhe dieser Klavierbaukunst? Zunächst dadurch, daß sie auch das kleinste Teilchen jedes einzelnen Pianinos nur in ihrer Fabrik, und zwar von einem jahrelang geschulten Arbeiterstamm unter Anl.itung bewährter Fachleute herstellen läßt. Sämtliche modernen Maschinen und Räume mit mächtigen Exhaustoren stehen selbstverständlich zur Verfügung, wie überhaupt die gesamte Fabrikanlage der Firma Schneider & Sohn in Luckenwalde einen sehenswerten Großbetrieb darstellt. Groß in der Ausdehnung, groß aber auch in Beachtung des Kleinsten! Es wird ausschließlich Qualitätsware hergestellt; die deutsche Marke nur in der vollendetsten Ausführung auf den Weltmarkt zu bringen, ist bei dieser Firma eine Selbstverständlichkeit.

Pianino (Modell Nr. 60) der Pianofortefabrik Gustav Schneider & Sohn, Luckenwalde.

Doch auch die vorzüglichsten Arbeitsmethoden würden nicht ausreichen, um auf einem Pianino jedwedes Musikstück ganz im Sinne der Meisterkomponisten — sei es nun eigenhändig oder mit Hilfe eines Kunstspielapparates — so hervorragend zum Ausdruck bringen zu können, wie dies der Kenner Professor Weiß feststellte, wenn die Firma Gustav Schneider & Sohn in Luckenwalde nicht noch Vorsorge getroffen hätte, daß ihr auch stets das allerbeste Material zur Verfügung steht. Junges Holz taugt nichts für abgeklärte, edelste Töne! Deshalb gelangen für die Schneider-Pianinos nur die Holzlager zur Verwendung, die schon lange, lange Zeit vor Ausbruch des Krieges aus Amerika und Rußland bezogen wurden und die in luftigen Lagerschuppen der Verarbeitung harren. Als weiterer besonderer Vorteil sei erwähnt, daß der Firma ein Riesenstapel von in der Vorkriegszeit zusammengesetzten Resonanzböden zur Verfügung steht. —

Die langen, heißen Sommerabende und die zauberischen Mondscheinnächte nahen wieder. Soll ich zu meinen Freundinnen aufs Land ziehen? Auf den Bock und auf das Ordnungstrinken im Keller des Hausherrn will ich gern verzichten, aber eins verlange ich: statt des alten, schwindsüchtigen Kastens ein Pianino aus der Pianofortefabrik von Gustav Schneider & Sohn in Luckenwalde.

H. D.

Die Nahrung der Germanen

war in der Urzeit der Hafer. Mit Speisen aus Hafergrütze und Haferbrot wurden die Kinder großgezogen und entwickelten sich zu den kraftstrotzenden Gestalten, die auf Grund ihrer unverwüstlichen Ausdauer und ihrer urwüchsigen Körpergewalt ganz Europa überfluteten und das Reich des verweichlichten Roms erschütterten. Noch heute sind Haferspeisen das Nationalessen der Schotten, Schweden, Norweger und der Amerikaner von schottischer oder germanischer Abstammung. Obgleich Amerika in Weizen schwimmt, unterläßt man es dort nicht, Hafer in irgendeiner Form (Porridge) täglich zu sich zu nehmen, und viele sonstige dort übliche Diätfehler werden wahrscheinlich durch die glückliche Gewohnheit, täglich irgend etwas von Hafer zu essen, ausgeglichen. Durch üble „Kultureinflüsse", das Vordringen der gehaltlosen Genußmittel (Kaffee), schlechte hauswirtschaftliche Erziehung der Hausfrauen und durch die immer weitergehende Veräußerlichung des deutschen Volkes wurde die gehaltvolle Kraftnahrung des Hafers vernachlässigt und fast ganz verdrängt. Ernährungsforscher und Ärzte mußten erst wieder darauf hinweisen, daß das deutsche Volk sich bei seiner Ernährung zu seinem Schaden von falschen Instinkten leiten ließ, daß viel Fleisch, weißes Mehl und weißes Brot — noch dazu aus Weizen — durchaus keine Verbesserung der Ernährung bedeuten, daß die Gemüse durch Auskochen und Entfernen der Nährsalzbrühe geschädigt werden, und daß der Hafer wieder in seine Ehrenstellung als gehaltreichste, gesündeste Nahrung einzusetzen ist. Haferflocken und Hafermehl enthalten sechsmal soviel Fett als Roggen- oder Weizenmehl, darunter auch Lecithin, den Hauptbestandteil der menschlichen Nerven- und Gehirnsubstanz. Vor allem aber ist der Hafer an Kieselsäure-, Phosphor- und Kalkverbindungen viel reicher als Weizen. Diese durch die Pflanze hindurchgegangenen Salze sind nicht nur für den Aufbau der Zähne und des Knochengerüstes und für die Ernährung der Haarwurzeln wichtig, sondern sie regeln auch die Beschaffenheit des Blutes und der Gewebssäfte und sind bei der Neubildung aller Körpergewebe und den Entgiftungsvorgängen beteiligt.

Die wenigsten Hausfrauen wissen, daß man aus guten Haferflocken kräftige Mittagsgerichte bereiten kann, wie z. B. als Beilage zu Gemüsen Haferflocken-Koteletts, die, geschickt zubereitet, ähnlich wie Fleischspeisen schmecken. Makronen und Kuchen aus Haferflocken haben nußkernartigen Geschmack und gestatten es, infolge des Reichtums an Fett mit wenig Zutaten auszukommen. Aus einer Mischung von Hafermehl und Haferflocken kann man ein weißes Brot herstellen, das kaum vom Weizenbrot zu unterscheiden ist, aber sechsmal soviel Fett und weit mehr Nährsalze enthält.

Noch einen anderen wichtigen Rohstoff der Natur hat man bisher völlig vernachlässigt, nämlich den in jedem Roggenkorn enthaltenen schlummernden Keim; er enthält viermal soviel Eiweiß, dreimal soviel Nährsalze und fünfmal soviel Fett als das Korn selbst, vor allem aber ist der schlummernde Keim der Träger der neuentdeckten Nährstoffe (Vitamine), die für das Wachstum des kindlichen Körpers und alle wichtigen Lebensvorgänge erforderlich sind. Der Nahrungsmittelchemiker Dr. Volkmar Klopfer, Leubnitz-Neuostra b. Dresden, hat zuerst die Bedeutung der schlummernden Getreidekeime für die Ernährung erkannt und stellt daraus das in allen Apotheken erhältliche Kräftigungsmittel Materna her, das zur Zeit das billigste auf dem Markt befindliche Nährmittel und daher auch den kinderreichen Familien zugängig ist.

1. Kochvorschriften für Haferspeisen und Backrezepte für Haferkuchen, Haferbrot,
2. Rezepte für Krankenkost, Suppen, Breispeisen, Gebäcke, Diätspeisen (für Kranke, im Wachstum zurückgebliebene Kinder, in der Ernährung geschädigte Erwachsene)

können kosten- und bestellgeldfrei bezogen werden von Dr. Volkmar Klopfer, Leubnitz-Neuostra bei Dresden.

Einiges über Obstweinbereitung

Wein kommt nicht vom Weinen, und doch ist es oft oder meistens zum Weinen, was man in einigen Kreisen unter einem „ganz vorzüglichen Wein" versteht. Hat jemand einen Garten, ein Gärtchen, erntet er Johannisbeeren, Stachelbeeren, Äpfel, so keltert er sich Wein und ist stolz auf seinen Tropfen. Der arme Tropf kennt keinen wirklichen Wein, er weiß nicht, wie Edelweine schmecken, weiß nicht, daß sie nicht nur ganz anders munden, sondern auch anders bekommen als der selbstgekelterte, der wohl blitzblank aussehen kann, aber immer einen schnellen, bösen Rausch und noch böseren Katzenjammer verursacht. Das tun die echten Weine nicht! Diese erheitern, machen fröhlich und hinterlassen keinen Jammer!

Wir können, auch ohne Weinbergbesitzer zu sein, uns ganz genau so gute Weine aus unseren selbstgezogenen Früchten keltern, wenn wir nur die gleichen Weinhefen benützen, wie die Weinbauern! Denn das ist das ganze Geheimnis der echten Weinkelterei: In den gesegneten, vielbeneideten Weinorten, z. B. Rüdesheim, Johannisberg usw., wachsen auf den Weintrauben eigenartige Hefen, welche den Wein in Gärung bringen und ihm den unvergleichlichen Duft verleihen, den der Kenner an diesen Weinen schätzt. Aber nicht nur den Duft geben sie ihm, sondern mehr: auch die gute Bekömmlichkeit. Denn der Duft wird aus oder durch den durch die Weinhefen gebildeten Edelalkohol erzeugt. Wenn wir bisher aus unserem Obst Wein kelterten, so ließen wir den Most von alleine in Gärung kommen, d. h. überließen ihn der Selbstgärung. Es waren also wilde Hefen, die ihn in Gärung brachten und diese bilden nicht Duft — sondern Fuselstoffe! Solche Fuselstoffe wirken aber geradezu giftig, nervenlähmend, und diese Wirkungen machen den bösen Rausch, den noch böseren Katzenjammer! Der gebildete Alkohol war nicht Edelalkohol, d. h. nicht Geist des Weines (Weingeist), sondern — Fusel. Und Fusel zu trinken ist überaus schädlich.

Wenn wir aber unsere Fruchtsäfte mit echten Weinhefen impfen, d. h. eine Wenigkeit hiervon zusetzen und so mit ihnen die Gärung einleiten, dann bekommen sie genau den gleichen Edelweingeist, genau die gleiche Blume und genau die gleiche gute Bekömmlichkeit, wie die aus der betreffenden Weinrebe gekelterten Weine. Die Wahrheit dieser Behauptung ist erwiesen, jedermann kann sich heute davon überzeugen, seitdem es gelungen ist, diese Weinhefen so zu vermehren und zu behandeln, daß sie haltbar und jedermann zugänglich sind. Daß dieses geradezu eine Umwälzung in der Weinkelterung bedeutende Verfahren ein Patent ist, ist nicht weiter verwunderlich. Es ist auch gut so, da hierdurch nur der Patentinhaber diese Hefen herstellen kann und schon im eigensten Interesse sie in denkbar bester Beschaffenheit liefern wird! Man kann sie ihrer Haltbarkeit wegen überall erhalten, in allen Geschäften, in denen man derartige Artikel kauft, unter anderem auch in Drogengeschäften und Apotheken und zwar in so kleinen Mengen, daß man zum Versuch nur 5 Liter Wein zu keltern braucht. Selbst aus getrockneten Früchten kann man hiermit Wein keltern! Ich möchte nur auf solche aus getrockneten Hagebutten verweisen, die mit Madeira-, Portwein-, Tokaier-Weinhefen gekeltert, Weine ergeben, die von den 20—30mal so teuren Auslandsweinen tatsächlich nicht zu unterscheiden sind, weder im Geschmack, Aussehen, noch in der Bekömmlichkeit! Man braucht also nicht einmal selbst Eigentümer eines Gartens zu sein, sondern kann seine Weinfrüchte im Walde, an Wegrändern sammeln oder getrocknet beim Kaufmann kaufen.

Es würde zu weit führen, näher an dieser Stelle auf die überaus einfache Anwendungsart dieser trockenen, haltbaren Edelweinhefen einzugehen. Genaueres kann man in einem kleinen Werk „Das neue Weinbuch" lesen, welches ich f. Z. von der Firma Friedrich Sauer-Gotha für 1.50 Mk. bezog. Wenn die Vereinigungen von Schrebergärten usw. es sich doch angelegen sein lassen möchten, dieses Werkchen in größeren Mengen zu bestellen und zu verteilen! Es wäre eine nicht zu unterschätzende Wohltat für alle diejenigen, die nach des Tages Last und Mühe im Kreise der Ihren ein gesundes, bekömmliches Getränk genießen wollen, das des Menschen Geist erhebt. Eine Wohltat für die Armen und Kranken, die einer Stärkung bedürfen! Welche Unsummen Geldes, das heute ins Ausland für ausländische Weine wandert, würde unserem Vaterlande erspart bleiben.

F. K.

Los von Kohle und Gas! Eine wissenschaftliche Betrachtung von Horst v. Wehner

Die Kohle ist uns auf lange hinaus sehr knapp zubemessen. Wir müssen haushalten mit dem, was uns geblieben ist. Zunächst ist ein Wort über die Haushaltöfen an sich zu sagen. Bei den üblichen Kachelöfen in Zimmer und Küche geht sehr viel von der Heizwirkung verloren. Zum Teil fliegt sie als Wärme zum Schornstein hinaus; zum Teil reißt der Luftstrom sie als unverbrannte Teilchen (Ruß) mit sich; zum Teil findet sie sich ungenützt in der Asche. Es muß überhaupt das Verfeuern blanker Stein- oder Braunkohle im Privathaushalt aufhören. Beide Brennstoffe liefern durch Verarbeitung sehr wichtige Produkte. Die Steinkohle gibt Gas für Leuchtzwecke, gibt die in der ganzen Welt berühmten Anilinfarben, gibt Ammoniak, Teer und Pech. Die aus Braunkohle gewonnenen Paraffine sind das Lebenselement der Kerzen und Wachsverarbeitungsindustrie. Wir sehen also, daß jedes Kilo blanker Braun- oder Steinkohle, das im Haushalt verbraucht wird, Raub an unserer Industrie ist.

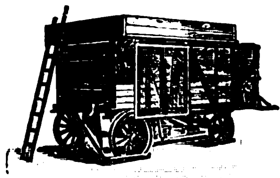
Nicht reine Kohle sollen wir verfeuern, sondern die Rückstände ihrer industriellen Verwertung. In allererster, ja, in alleiniger Linie kommt der Grudekoks in Frage, das Schwelungsprodukt der Braunkohle. Er brennt nicht hellflammend, sondern er verglüht langsam, entwickelt dabei eine gleichmäßige, beträchtliche Hitze und wird in den Herden mit patentierter Wellsiebfeuerung restlos verbraucht. Die Entente beschlagnahmt ihn nicht; der Reichskohlenkommissar hat Anweisung gegeben, seinen Bezug ganz freizugeben. Damit ist die Wichtigkeit der Grudekoksfeuerung behördlich dokumentiert. Eine Materialknappheit ist hier ausgeschlossen. Und obendrein ist Grudekoks gegen Steinkohle und Gas billig und durch den langsamen, ergiebigen Verbrennungsprozeß im Gebrauch äußerst sparsam.

Das Brennmaterial hätten wir — wo wird es verfeuert? Es gibt unter den Grudesystemen eines, das die anderen an Wirkung bei weitem übertrifft. Dieses ist „Rieschel", oder ausführlicher „Rieschel-Patent-Grudeherd mit patentierter Wellsiebfeuerung". Eine sparsame Doppelfeuerung, eine Heizgasführung von unübertrefflicher Zweckhaftigkeit, eine dreifach gesteigerte Ausnützung der Wärmeentwicklung vereinigen sich mit erstklassigem Material, praktischer, leichtfaßlicher Handhabung und geschmackvoller Ausstattung und ergeben ein höchstwertiges Erzeugnis. Einmal angezündet, brennt der „Rieschel" mit wenig Feuerung fast ohne alle Wartung Tag und Nacht, kann durch ein Wellsieb (siehe Abbildung) in wenigen Minuten Backhitze erreichen und erspart so den teuern, durch Sperrstunden beeinträchtigten Gasherd, kocht, bratet, backt, dörrt, dünstet, schmort, dämpft, hält stets heißes Wasser bereit und heizt obendrein den Raum. Besondere Bedeutung hat er dadurch, daß er durch die gleichmäßige, starke Gluthitze den Einkochapparat ersetzt; man kann in ihm ohne Wasserdampf, nur mit Heißluft, 30, 40 und mehr Flaschen oder Töpfe mit Einmachfrüchten und -gemüsen gleichzeitig sterilisieren. Einstellbare Dörrgestelle dienen zur Aufnahme von Gemüse, Obst, Pilzen und so weiter, die für den Winter gedörrt werden sollen. Auch kann am Abend ein großer Topf mit Wäsche, die dann des Morgens ausgekocht, oder Kleinviehfutter, das am Morgen fertig zubereitet ist, eingestellt werden, und am Tage ist der Herd für andere Zwecke frei.

Die alleinige Herstellerin, Deutsche Patent-Grudeofen-Fabrik Walter Rieschel & Co., G. m. b. H., Liebertwolkwitz bei Leipzig, versendet an Interessenten kostenlos unterrichtende Schriften unter dem Titel „Grude und Rieschel". — „Los von Kohle und Gas! Hin zum Rieschel!" Er gehört unbedingt in jeden Haushalt.

Die Entwicklung der Standard-Dreschmaschinen

Man unterschied im Dreschmaschinenbau lange Jahre nur zwischen großen Dampf-Dreschmaschinen und kleinen Apparaten für Hand- und Göpelbetrieb. Eine Maschine, welche das Mittelstück zwischen Dampf-Dreschmaschinen und Göpeldrescher bilden sollte, wurde von der Firma J. Schulze & Sohn in Römstedt zuerst auf der Wanderausstellung der D. L. G. im Jahre 1897 in Hamburg vorgeführt, welche dann mit einem ebenfalls auf der Wanderausstellung ausgestellten Motor als Motor-Drescher in Betrieb genommen wurde. Von diesem Zeitpunkt an entwickelte sich der Motor-Dreschmaschinenbau ganz rapid, jedoch hafteten diesen Maschinen noch mancherlei Unvollkommenheiten an, welche unter Zugrundelegung der bisher bekannten Konstruktionsmerkmale nicht ganz zu beseitigen waren. — Im Jahre 1910 gelang es dem früheren Inhaber obengenannter Firma und jetzigen Inhaber des Standardwerks Wilhelm Schulze, Hannover, auf Grund ganz neuer Konstruktionsprinzipien den jetzigen Standard-Dreschmaschinen-Typ zu schaffen, der mit einem Schlage die alten Nachteile beseitigte. Die Grunderfordernisse einer solchen Maschine, nämlich Einfachheit, Stabilität in Verbindung mit qualitativ höchster Leistung bei allergeringstem Kraftverbrauch sind in diesen Maschinen in idealer Weise verkörpert. Die Erfolge in Form dauernd überaus starker Beschäftigung des Standardwerks, glänzender Gutachten unserer Fachautoritäten und Landwirte, besonders aber durch Erteilung der „Großen Silbernen Denkmünze" der D. L. G. waren dann die Genugtuung für das in jahrzehntelanger Arbeit Geleistete. Auf der Wanderausstellung der D. L. G. in Leipzig werden die Maschinen in Reihe 27, Stand 115 gezeigt. Das Standardwerk stellt nichts weiter her als Motor-Dreschmaschinen dieses Typs und marschiert sowohl was Leistungsfähigkeit, als moderne Herstellungsmethode anbetrifft, an der Spitze derartiger Betriebe.



Standard-Dreschmaschine

Die charakteristischen Merkmale der Standard-Dreschmaschinen sind vor allem ein in weitestgehendem Maße verlustfreies Arbeiten, und ein Minimum an Kraftbedarf in Verbindung mit einer bisher im Dreschmaschinenbau nicht gekannten Einfachheit der Gesamtkonstruktion. Die Folge dieser für den Landwirt wertvollen Eigenschaften war, daß das Standardwerk eine Produktion erreicht hat, welche die rationellste Erzeugung nach modernsten Fabrikationsmethoden erlaubt.

Neuerdings baut das Standardwerk eine neue kleine Maschine, welche auch dem kleineren Landwirt alle Vorteile der größeren Dreschmaschinen bietet, dabei aber bezüglich der Anschaffungskosten und des Kraftverbrauches den kleineren Verhältnissen im weitestgehenden Maße Rechnung trägt. Wer sich für Einzelheiten der Standard-Dreschmaschinen interessiert, erbitte vom Standardwerk Hannover die kleine Broschüre Nr. 16A, welche kostenlos abgegeben wird und alles Wissenswerte enthält.

Das Bessere ist des Guten Feind

Von H. Döter

Well, sagte Herr Miller aus Englewood, Kansas, U. S. A., indem er Frau Miller, geborene Higgins, freundlich zunickte, „wird besser! Stecken wir auch in Kadavy-Mühle! Alles kommt in Kadavy-Mühle!“

Frau Miller versuchte weiter die Nüsse mit den Zähnen zu knacken. Sie schüttelte etwas zweifelnd den Kopf. Sie kannte jetzt bis zum Überdruß den Spleen ihres Jonny, der alles in eine Kadavy-Mühle stopfen wollte — die er noch gar nicht besaß! Eigens für diesen Spleen waren sie auf der weiten Reise von Kansas nach Dresden; Gott sei Dank: in einer halben Stunde war man ja nun wohl endlich in Dresden.

„Weißt du, Liebling,“ begann Herr Miller zum tausendsten Male ihr auseinanderzusetzen, „die Sache ist einfach großartig! Weizen, Mais, Gerste, Gewürze, Chemikalien, Drogen — auch deine Nüsse! — stecken wir oben in die Kadavy-Mühle hinein, und unten . . .“

„Aber dann muß ich ja auch die Nußschalen mit essen, wenn die zu Mehl zermahlen werden,“ jammerte Frau Miller.

„Schad' nichts,“ meinte Herr Miller gemütsroh, „die Kadavy-Mühle . . .“

„Und Nüsse gehören zu den Ölfrüchten,“ unterbrach ein Mann, der bisher schweigend zugehört hatte und dem man auf den ersten Blick den Landwirt ansah. „Öl- und fetthaltige Produkte dürfen nicht in die Kadavy-Mühle gelangen; damit verderben Sie sich Ihre Mühle!“

„Schad' nichts,“ beharrte Herr Miller eigensinnig.

„Sie entschuldigen schon,“ sagte recht liebenswürdig der Landwirt. „Ich kenne auch die Kadavy-Mühle und ihre ausgezeichneten Eigenschaften. Aber wir sind in Deutschland inzwischen noch ein paar Schritte weitergekommen. Und wenn Sie unsere allerbeste Schrotmühle kaufen wollen, dann sehen Sie sich erst mal die Reichert-Mühle an! Sie stammt von derselben Firma: Kadavy & Reichert in Dresden. Ich habe in meiner Landwirtschaft beide Mühlen in Betrieb. Die Reichert-Mühle ist das Ergebnis langer fachmännischer Prüfung. Sie ist und bleibt die vollendetste Mühle zur Herstellung von Feinschrot. Das glauben Sie man ruhig einem erfahrenen deutschen Landwirt! Jedes Körnchen ist nach der Zuführung in der Maschine zu sehen, selbstschärfende beste Kunststeine erleichtern die Bedienung, die gleichmäßige Zuführung des Mahlgutes ist einfach erstaunlich, keinerlei klapperndes Geräusch ist zu hören, die höchste Leistung wird mit geringem Kraftverbrauch erzielt, kurz: die Reichert-Mühle ist das Ideal einer Schrotmühle!“

„No,“ sagte Miller trotzig, „ich habe mir den Namen Kadavy gemerkt, ich bin extra von Kansas herübergekommen, ich will . . .“

Der Landwirt winkte lächelnd ab. „Prüfen Sie beide Mühlen,“ sagte er beschwichtigend. „Bei uns in Deutschland kauft man nicht, weil man eine lange Reise gemacht hat, sondern weil man sich genau ansieht, was für den eigenen Betrieb wohl am besten taugt. Vergessen Sie aber keinesfalls eine Reichert-Sichtmaschine mit einzukaufen! Lassen Sie sich in der Dresdener Schrotmühlenfabrik Kadavy & Reichert in Dresden-A., Florastr. 6, wo die Sichtmaschinen in einer eigenen Tischlerei mit hergestellt werden, auch die Sichter mit vorführen. Sie sollen mal sehen: die Reichert-Mühle in Verbindung mit einem Reichert-Sichter ergibt das ausgezeichnetste Backmehl bei höchster Ausbeute; denn die von Kadavy & Reichert hergestellten Sichtmaschinen bedeuten tatsächlich eine große Verbesserung gegenüber anderen Fabrikaten.“

„Well, well,“ meinte Herr Miller, indem er sich erhob, da der Zug in den Dresdener Hauptbahnhof einlief, „ich werde auch einen Reichert-Sichter kaufen.“ Dann fügte er jedoch noch hartnäckig hinzu: „Aber ich bleibe bei der Kadavy-Mühle!“

„Wie ich dich kenne, bist du klug genug, dir auch die Reichert-Mühle mal genau anzusehen,“ sagte Frau Miller.

Südbayrische Landschaft.

Nach einem Gemälde von Ernst Liebermann.





Der Bauer als Wetterprophet

Von Prof. Dr. Richard Hennig

Unsere heutige offizielle Wetterwissenschaft kann sich, wie rundweg zugegeben werden muß, durchaus keiner allgemeinen Achtung erfreuen und wird viel kritisiert. In den weitaus meisten Fällen besteht das absprechende Urteil nicht zu Recht, und die amtliche Wettervorhersage hat unzweifelhaft viele und große Erfolge aufzuweisen, wie besonders der Weltkrieg zur Genüge gezeigt hat. Dennoch sehen vor allem solche Personen, die praktisch Tag für Tag mit dem Wetter zu tun haben, auf die „graue Theorie" mit einer gewissen mitleidigen Verachtung herab und trauen ihrem eigenen „Wetterinstinkt" zehnmal mehr als den schönsten amtlichen Vorhersagen. Zumal Seeleute, Fischer, Segler, Jäger, Gärtner, Landleute, Luftschiffer, Flieger usw. neigen oft dazu, lediglich der praktischen Wetterwissenschaft Berechtigung zuzugestehen und die Kenntnis der „Zeichen des Himmels" viel höher einzuschätzen als das Studium der Wetterkarten. Wer sich freilich mit den letzteren erst einmal vertraut gemacht hat, der mag sie nie wieder entbehren und erkennt, daß die theoretische Wissenschaft der praktischen in vieler Hinsicht doch recht erheblich überlegen ist.

Dennoch muß ohne weiteres anerkannt werden, daß die tägliche Beschäftigung mit der Praxis der Witterung die Wetterkenntnis in wertvollster Weise nach einer Richtung zu erweitern vermag, die die gründlichsten theoretischen Kenntnisse niemals auch nur annähernd ersetzen können. Jener Wetterinstinkt von Generationen, eine auf jahrhundertelanger Erfahrung beruhende praktische Wetterkunde, hat seinen prägnantesten Niederschlag gefunden in den Bauer-Wetterregeln, von denen einzelne in ihrer einprägsamen, meist gereimten Form ja jedermann geläufig sein werden.

Vielfach findet man die Neigung, auf diese Bauernweisheit ungläubig herabzusehen. Die oft naive, selbst unbeholfene Ausdrucksweise der kurzen Reimereien wird hier und da belächelt. Dennoch steckt in dieser bäurischen Witterungskunde ein wahrer Schatz von praktischer Lebensweisheit, und wer diesen Niederschlag einer jahrhunderte-, um nicht zu sagen jahrtausendealten, scharfen Wetterbeobachtung gering achtet, begeht ein Unrecht und macht sich überdies einer nicht geringen Unklugheit schuldig. Gewiß steckt in den Bauernregeln mancher Aberglaube, manche ungenaue Beobachtung und falsche Deutung beobachteter Tatsachen, daneben aber eine sehr große Fülle von Scharfsinn und treffsicherer Wahrnehmung, oft verbunden mit einer höchst glücklichen Fähigkeit, in wenigen knappen, einprägsamen Worten oder Knüttelreimen eine auf jahrzehntelanger Beobachtung beruhende Erfahrung sprachlich zu fixieren. Ein soeben erschienenes Büchlein „Praktische Wetterregeln für jedermann" (Wien 1921, Fr. Deutickes Verlag) zählt u. a. nicht weniger als 82 „zutreffende Bauernregeln" auf und gibt für sie eine wissenschaftliche



Gewitterstimmung. Nach einer Aufnahme von Cuno Romroth.

Erklärung oder Begründung. Dabei ließe sich die Zahl solcher zutreffenden Bauer-Wetterregeln sicher nach Gefallen noch gewaltig vermehren.

Welche erstaunliche Menge lebenslanger Erfahrung ist manchmal in nur drei oder vier Worten zusammengefaßt. „Nasse Pfingsten, fette Weihnachten" lautet z. B. eine derartige Regel, „Lichte Weihnachten, lichte Scheuern" eine andere. Beide Regeln gießen Erkenntnisse, die vor der Wissenschaft vollauf bestehen können, in eine Form von geradezu Taciteischer Kürze und Einprägsamkeit. Die erstere besagt, daß ein nasses, regenreiches Frühjahr („Pfingsten" ist natürlich, wie oft bei diesen Wetterregeln, ein willkürlich spezialisierter Ausdruck für einen längeren Zeitabschnitt) gut ist für eine reiche Sommerernte, die dem Bauer Geld einbringt und somit ein „fettes" Weihnachtsfest ermöglicht; die zweite bekundet, daß ein „lichtes", d. h. schneeloses Weihnachten oft Vorbote einer schlechten Ernte und somit leerer Scheuern ist, weil nämlich entweder der Frost zu tief in den Boden eindringt und die Saat beschädigt, oder weil bei milder Witterung die Vegetation sich zu zeilig entwickelt und dann leicht in den unvermeidlichen Frühjahrsfrösten zu Schaden kommt. Etwa denselben Gedanken geben auch die knappen Regeln wieder: „Schneejahr, reich Jahr" und „Viel Schnee, viel Heu" oder „Januar warm, daß Gott erbarm'!"

Alle diese Regeln gelten natürlich nie für jeden Einzelfall, sondern treffen lediglich für die Mehrzahl der Fälle zu. Es bedarf sogar oft erst einer längeren Überlegung, um das Treffende eines Spruches zu erkennen. Wenn z. B. ein Spruch lautet: „Grüne Weihnachten, fetter Friedhof", so begreift man zunächst nicht, welcher Zusammenhang zwischen warmer Weihnachtswitterung und gehäuften Todesfällen bestehen soll. Sobald man aber erwägt, daß ein warmer Winter auch viel Schmutz, Regen und Sturmwind zu bringen pflegt, also Witterungserscheinungen, die dem Gesundheitszustand abträglich sind, wird die Beziehung sogleich klar.

Als besonders bemerkenswert muß es bezeichnet werden, daß die Wissenschaft neuerdings selbst in solchen Bauernregeln, die man vor kurzem noch als reinen Aberglauben bewertete, einen richtigen Kern entdeckt. Allbekannt ist ja die weitverbreitete Vorstellung, daß Regen am 27. Juni, dem Siebenschläfertag, einen verregneten Hochsommer, ein trockener Siebenschläfer dagegen einen schönen Sommer nach sich ziehe. In dieser Form ist die Regel natürlich irreführend: das Wetter des einen Datums hat genau so wenig wie das irgendeines anderen Tages für die Zukunft zu bedeuten. Wenn man aber statt „Siebenschläfer" wieder allgemeiner sagt „die Zeit Ende Juni oder Anfang Juli", so schält sich aus dem scheinbar törichten Aberglauben die sehr treffende Beobachtung heraus, daß die durch einen besonders deutlichen Charakter günstig oder ungünstig ausgezeichneten Sommer etwa beim Übergang des Juni zum Juli diesen ihren Charakter erstmalig unverkennbar hervorzukehren pflegen. Ähnlich spiegelt sich die Erfahrung, daß alljährlich im Herbst der prächtige Nachsommer des September oder Oktober einsetzt, den der Volksmund drastisch „Altweibersommer" nennt, in verschiedenen Wetterregeln wieder, die willkürlich die Witterung dieses oder jenes Septembertages ausschlaggebend für die Witterung von vier Wochen sein lassen. Bald ist dann im Bauernmund St. Egidi (1. September) der Wettermacher, bald Mariä Geburt (8. September), St. Nikolaus (10. September), Matthäus (21. September) oder Michael (29. September), ähnlich wie auch die wettermachende Kraft des Siebenschläfers für sechs oder sieben Wochen einigen anderen Tagen des Juni oder Juli gleichfalls wird.

Sobald man sich aber daran gewöhnt hat, daß die Bauernregeln nie ganz wörtlich genommen werden wollen und auch keinen Anspruch auf unbedingte Verläßlichkeit in jedem Einzelfall machen, wird man ihre Vortrefflichkeit erst recht gewahr und mag sich dann ihrer scharfen Naturbeobachtung und ihrer Fähigkeit, diese Beobachtung auf die knappst mögliche Sprachformel zu bringen, von Herzen freuen. Zu voller Auswirkung kann freilich diese wie jede andere auf reine Praxis gegründete Wetterkunde erst dort kommen, wo sie sich der streng wissenschaftlich theoretischen Wetterlehre als glückliche Ergänzung anpaßt.

Gedanken über die Scholle

Von Karl J. Rettenbach

Jeder noch so kleine Bissen Brot ist eine Gabe des Landmannes und jedes noch so kleine haus- oder landwirtschaftliche Geräte eine Gabe des bürgerlichen Fleißes.

•

Blühende Obstbäume sind der Brautschmuck der Erde, die in der Erntezeit Mutter wird.

An den Schweinen ist nur der Name peinlich — sonst ist an ihnen nicht das geringste auszusetzen, auch wenn sie noch so groß sind.

•

Was Mannesstärke zu tragen imstande ist, zeigt sich nach einem vernichtenden Hagelschlag in prächtige, reiche Felder, die vor dem Schnitte standen.

•

Auch die Stadt hat ihr Pflügen und Eggen, und das Saatgut der Kultur reift für Stadt und Land.



Erntezeit. Nach einer Zeichnung von Prinzessin Feodora von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg †.

Der Stickstoff

Die Luftstickstoffindustrie im Dienste der Landwirtschaft

Von Dr. phil. Hans Walter Schmidt

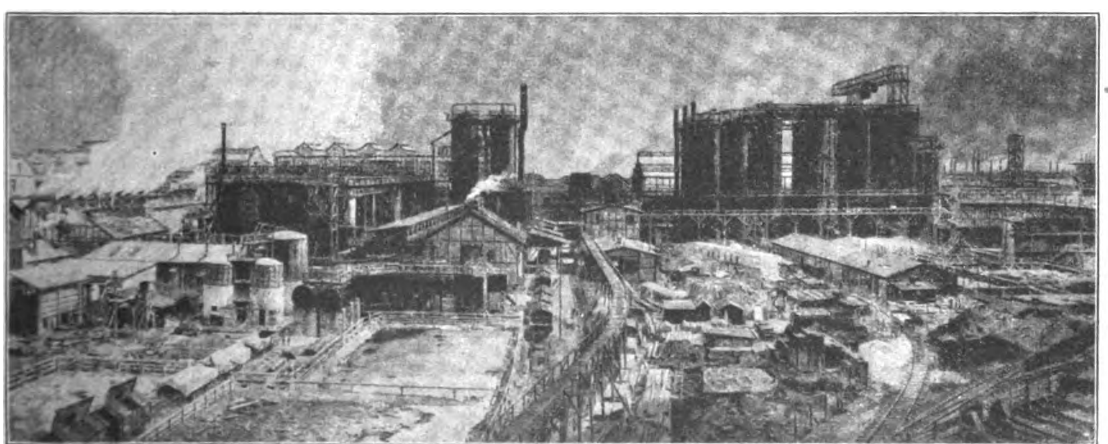
Die Ernährung der Pflanze ist das wichtigste Kapitel unserer Agrararbeit, denn allein durch die ausreichende und sachlich richtige Ernährung der Pflanze gelangt diese zu den Grundstoffen, die ihren Körper organisch aufbauen und ihre Lebensfunktionen hervorrufen, erhalten und fördern.

Eine dieser den Pflanzenkörper aufbauenden Substanzen ist das Eiweiß, dessen Wichtigkeit als organischer Baustein für den pflanzlichen, tierischen und menschlichen Körper allgemein bekannt ist. Die Eiweißaufnahme der Tiere und des Menschen geschieht durch die Speise, also durch die Aufnahme desselben in pflanzlichen und tierischen Stoffen. Der eigentliche Eiweißerzeuger und Träger in der Natur ist demnach allein die Pflanze, die im großen und ganzen das Eiweiß nicht als solches zugeführt erhält, sondern die es im Innern ihres Körpers mit Hilfe der chemischen Wirkung des Lichtes aus seinen chemischen Grundbestandteilen, den Elementen, zusammensetzt. Diese chemischen Bausteine des Eiweißes bestehen aus 50—55% Kohlenstoff, 6—7% Wasserstoff, 20—23% Sauerstoff, 15—18% Stickstoff, 0,3—2,3% Schwefel, 0,0—0,9% Phosphor.

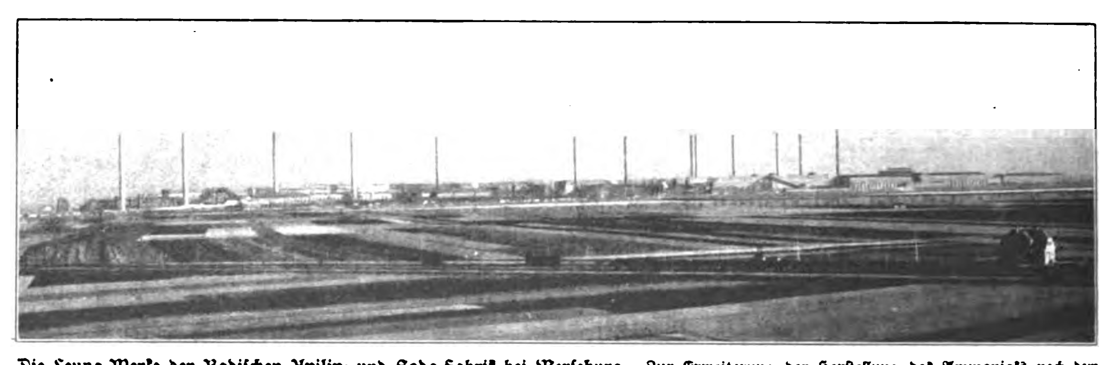
Als ökonomisch maßgebender Faktor zur Entwickelung des Eiweißes, das Masse im Pflanzenkörper erzeugt, denselben allgemein stärkt und kräftigt, also entwicklungsfähig gestaltet, ist der Stickstoff, der gewöhnlich der Pflanze nicht in demjenigen Maße zur Verfügung steht, um ihre Höchstentwickelung zu gewährleisten. Wohl sorgt die Natur dafür, daß er in solchen Mengen vorhanden ist, die ausreichen, die Pflanze sich kräftig entwickeln zu lassen.

Drei Hauptvorgänge sind es, die den Stickstoff in der Natur dem Boden zuführen, aus dem allein die Pflanze imstande ist, ihn in Form von bodenfeuchtigkeitgelösten Salzen emporzusaugen. Stets ist infolge elektrischer Entladungen in der atmosphärischen Luft, die zu drei Vierteilen aus Stickstoff besteht, der jedoch von der Pflanze und ebensowenig vom Tiere aufgenommen werden kann, Ammoniak, eine Verbindung des Stickstoffes mit Wasserstoff, und Salpetersäure vorhanden, die zu geringen Teilen durch Regengüsse in den Boden geschwemmt werden. Zweitens gibt es gewisse Bakterien, unscheinbare Lebewesen, deren Masse in den Wurzelknollen der Schmetterlingsblütler, wie Bohnen, Erbsen, Klee, Lupinen und anderen mehr sich aufhält. Diese besitzen die Fähigkeit, den Stickstoff aus der Luft aufzufangen und in ihrem Körper zum Aufbau des Eiweißes in solcher Form aufzuspeichern. Der Tod einer solchen Bakterie bedeutet eine Anreicherung des Bodens mit Stickstoff. Aber nur sehr gering fließen die beiden eben genannten Stickstoffquellen im Vergleiche zu der Hauptquelle, die aus Abfällen lebender Pflanzen und Tierexkrementen, sowie aus den verwesenden Körpern von Pflanzen und Tieren besteht. Es ist und bleibt eben in der Natur mit ihrem irdisch ewig unbegrenzten Kreislaufe Grundgesetz: Das Kommende baut sich auf dem Gewesenen auf! Und: Die Masse der Materie bleibt immer gleich, sie erfährt nur chemische Umwandelung! —

Die Kultur, das ethisch hohe Streben der Menschheit, konnte und kann die ehernen Naturgesetze des Schöpfers nicht beugen oder gar zunichte machen. Ihr Eingriff in den Haushalt der Natur bedeutet nur eine Störung des Gleichgewichtes, das allein alles erhält, was besteht. Daher gebietet es der Verstand, diese Störung wieder wettzumachen und das Gleichgewicht wiederherzustellen. Dadurch, daß wir die Früchte der Pflanzen ernten und für den menschlichen Verbrauch von dem Standorte ihres Wachstums entfernen, entfernen wir auch gleichzeitig von diesem Orte ihre Zerfallprodukte, die später in den Boden, aus dem sie genommen, wieder zurückgelangt wären, um die folgende Vegetationsgeneration zu ernähren, wie es der weise Kreislauf der Natur gebietet. Darum ist es auch für die Kultur Erhaltungsgebot geworden, die Nährstoffe aus anderer Quelle herbeizuschaffen und in den Boden einzuführen, dem sie fehlen. Dies geschieht durch die Düngung mit Natur- und Kunstdünger, weil der erstere zur



Stickstoffwerk der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik in Oppau bei Ludwigshafen. Das Werk ist seit 1913 als erste Fabrikanlage nach dem Haber-Bosch-Verfahren für Luftstickstoffgewinnung in Betrieb und ist imstande, bei Vollbetrieb rund 100000 Tonnen Stickstoff im Jahre herzustellen.



Die Leuna-Werke der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik bei Merseburg. Zur Erweiterung der Herstellung des Ammoniaks nach dem Haber-Bosch-Verfahren wurde inmitten des Weltkriegs die große Anlage der Leuna-Werke bei Merseburg errichtet, die 1917 in Betrieb genommen wurde; sie erzeugt über 300 000 Tonnen schwefelsaures Ammoniak. Eine Vergrößerung dieses Werkes soll noch im Jahre 1921 vollendet werden, so daß dann die beiden Werke bei Oppau und Merseburg zusammen jährlich 1 500 000 Tonnen schwefelsaures Ammoniak mit einem Gehalte von 300 000 Tonnen Stickstoff erzeugen können, also weit mehr, als früher durch die Einfuhr von Chilesalpeter und durch den in Kokereien und Gasanstalten gewonnenen schwefelsauren Ammoniak (200 000 Tonnen Stickstoff) der deutschen Landwirtschaft zur Verfügung standen. Erforderlich ist ein weiterer Ausbau der Riesenbetriebe, da die deutsche Landwirtschaft zur Ernährung des deutschen Volkes rund 500 000 Tonnen Stickstoff benötigt.

Pflanzenernährung bei weitem nicht ausreicht. Für die Düngewirtschaft ist neben Kalzium, Kalium und Phosphorsäure der Stickstoff der beachtenswerteste Faktor, denn er schafft Masse im Pflanzenkörper und ist demnach außer dem Wasser die gewaltigste Triebkraft im Werden, Wachsen und Fruchtbringen in der Natur.

Ihn in möglichst billiger und also rentabler Form als Düngepräparat darzustellen, war von jeher die Aufgabe der Kulturwelt. Denn man sah ein, daß die übliche Herstellung von Ammoniak, das den Stickstoff an Wasserstoff gebunden enthält, in Kokereien und Gasanstalten durchaus nicht genügte, die deutsche und überhaupt die gesamte Landwirtschaft der Kulturvölker mit der nötigen Menge Stickstoff zu versehen. Die uns umgebende atmosphärische Luft enthält rund 78 Raumteile Stickstoff, der nach den interessanten Berechnungen des Gelehrten v. Bernthsen über 14000 Millionen Jahre ausreichen würde, um den ganzen Erdball hinreichend zu versorgen.

In praktischer, industriell technisch verwendbarer Weise haben zuerst im Jahre 1895 die Gelehrten Frank und Caro die Herstellung eines stickstoffhaltigen Kunstdüngerpräparates mittels Luftstickstoff dadurch erreicht, daß sie über das in der Azethylenbeleuchtung bekannte Kalziumkarbid in feingemahlenem Zustande im Innern elektrischer Öfen (Azotierungsöfen) bei einer Temperatur von 1000° C Stickstoff leiteten, den sie aus der nach Linde im Schlangenrohr verflüssigten Luft auf dem Wege fraktionierter Destillation abspalteten. Auf diese Art und Weise entstand der Kalkstickstoff.

Eine andere Art der Herstellung eines stickstoffhaltigen Präparates, des Kalksalpeters, arbeitete der deutsche Ingenieur Schönherr im Jahre 1905 aus. Als Grundlage dazu dienten ihm die schon 1903 gemachten Erfindungen der beiden Norweger Birkeland und Eyde, die in einem runden, aus feuerfestem Material hergestellten, mit Stahlmantel umgebenen Ofen (Rundofen) bei einer Temperatur von 3000° C im Kraftfelde von zwei Magnetpolen mit Hilfe einer Elektrizitätsquelle von 5000 Volt und 1 Apere bis über 3 m durchmessende, scheibenförmige Funkenbänder erzeugten, durch deren Wirkung auf die durch sie hindurchgeblasene Luft Stickstoff abgespalten werden kann, genau so wie der Stickstoff der Atmosphäre bei Gewittern durch elektrische Entladung frei wird, bzw. andere Verbindungen eingeht. Schönherr suchte diese Funkenbänder im nahezu sieben Meter langen Langofen möglichst weit auszuziehen, um dadurch die Ausbeutung der Luft rentabler zu gestalten. Auf dieser Grundlage entwickelte sich die Kalksalpeterindustrie.

Das letzte rentabelste Verfahren der Luftstickstoffindustrie ist das im Jahre 1908 von Geheimrat Haber wissenschaftlich ausgearbeitete und 1913 von Ingenieur Professor Bosch in den Werken der Badischen Anilin- und Sodafabrik technisch eingerichtete Verfahren der Synthese des Ammoniaks. Dies Verfahren beruht auf dem Verbrauche der Rohmaterialien Luft (Stickstofflieferer), Wasser (Wasserstofflieferer) und Kohle zur Verbrennung, wobei naturgemäß nur die letztere von ökonomischer Bedeutung ist. Aus Luft, Wasser und Kohle wird bekanntlich das Wassergas erzeugt, ein mechanisches Gemisch (nicht chemische Verbindung) von Stickstoff und Wasserstoff und noch anderen Gasen, die daraus jedoch leicht abgespalten werden können. Das mechanische Gemenge des übrigbleibenden Stickstoffs und Wasserstoffs wird in den gegen die höchsten Drucke und Temperaturen widerstandsfähigen, Explosionsgefahren durch die feinsten Sicherheits- und Meßvorrichtungen vermeidenden Kreislaufapparat mittels Druckpumpe geleitet und hier im Reaktionsofen bei einer Temperatur von 600° C und der Anwesenheit des nötigen Katalysators (ein Stoff, der bei chemischen Vorgängen diese nur begünstigt oder einleitet, ohne selbst chemisch verändert zu werden) Eisenoxyd chemisch zu Ammoniak verbunden, das, in Wasser gelöst, als die bekannte Salmiakgeistlösung abgezapft wird. Dieses Ammoniak bildet die Grundlage unserer modernen Stickstoffdüngemittel, unter denen der den Chilesalpeter vollständig ersetzende Natronsalpeter, als schnellwirkendes salpetersaures Düngemittel besonders für Kopfdüngung vor allem hervorzuheben ist. Ferner ist in der ammoniakalischen Düngerreihe das schwefelsaure Ammoniak, auf synthetischem Wege dargestellt, und unter den Salpetersäure und Ammoniak zugleich enthaltenden Düngern das neueste Produkt unserer deutschen Industrie, der 27 Prozente Stickstoff enthaltende Ammonsulfatsalpeter zu nennen. Die Herstellung dieser einzelnen Düngerpräparate aus dem Grundstoff Ammoniak ist eine einfache.

In sozialer, wirtschaftlicher Beziehung darf diese Erfindung — das Haber-Bosch-Verfahren — deutscher Wissenschaft und deren Ausbeutung durch die deutsche Industrie als Rettung für die Volksernährung betrachtet werden. Denn die deutsche Industrie ist dadurch imstande, eine halbe Million Tonnen Stickstoff (nicht Stickstoffdünger) zu erzeugen, die dazu ausreicht, die deutsche Landwirtschaft in dem Maße zu intensivieren, daß die deutsche Volksernährung für die Zukunft als gesichert erscheint.

Saure Wochen / frohe Feste

Von Anna Hartenstein

So war es immer auf dem Lande: viel saure Wochen, der Feste nicht wenig, des Frohsinns nicht weniger. Diese Feste des Bauern sind nicht künstliche Blumen, wie so viele der Städter, sie wachsen heraus aus seinem Leben, aus seiner Arbeit, seinem Erdreich. Die Jahreszeiten bieten sie ihm wie duftende Blütensträuße, die Sonne ist seine Festkönigin, die Kirche leiht einem und dem anderen einen goldenen Heiligenschein, und durch die Festbräuche weht noch der Atem aus eisgrauer Vorzeit. Daher kommt es auch, daß die Feste des Landmannes und ihre Bräuche durch alle deutschen Gauen, trotz des verschiedenen Lokalkolorits, etwas innerlich Verwandtes haben, ganz gleich, ob man in den Marschen oder dem Alpenland Hochzeit feiert, ob die hellen Fanale der „Osterfreude" brennen im Westen oder Osten, und ob die Geigen und Klarinetten zur Kirchweih aufspielen im Preußenland oder in Baden. Grundmotiv aller bäuerlichen Festbräuche ist die starke Freude an Licht und Klang, und aus ihr geschöpft ein großes Kraftgefühl. Darum gehört gut Essen und Trinken zu jedem Fest. Und nicht von ungefähr stehen am Anfang und Ende der härtesten ländlichen Arbeitszeit — im Hornung, ehe die Bestellung und Aussaat beginnt, im Herbste, wenn alles eingeheimst — die großen Festschmäuse der Fastnachtszeit und der Kirchweih. Denn Erneuerung der Kraft braucht es vor dem strengen Schaffen und wieder nach der harten Arbeitszeit. Und wie in uralten Zeiten wird dem Zusammenhalten der Haus- und Dorfgemeinschaft im festlichen Mahle besonderer Ausdruck und besondere Weihe gegeben.

Hinter Mariä Lichtmessen, dem Feste des Gesindes, tänzelt die lustige Fastnacht drein. Sie kommt mit Schweineschlachten und Bergen von Faschingskrapfen und Pfannkuchen. Sie kommt auch auf dem Lande mit Mummenschanz und Tanz, dem Narrenseil und Schellengeklingel. Und selbst der würdige Bauer schwingt seine Bäuerin im Tanz, denn so hoch sie emporfliegt in seinen Armen, so hoch wächst der Flachs. Durch die Dorfgasse singen die Kinder die alten Fastnachtslieder, und die Hausfrau darf nicht kargen mit Eiern und Butter für die bittenden Hände. So wenig wie zur Kirchweih.

Ach! Kirchweih — Kirwe — Kirmes — Kirmse — ganz gleich! jeder Laut ist voll seliger Erinnerungen. Wir sehen die Schragen bis zur Decke des Hausganges ragen, angefüllt mit Kuchen. Und das Kirchweihessen! Wer kennt nicht Roseggers köstliche Gürtelsprenge? Sie war überall zu finden, wo nur Kirchweih gefeiert wird, in allen Gauen unseres Vaterlandes — die Westenknopf- und Schurzbandsprenge. Und dann das Heimwandern mit den Kuchenvierteln und dem Mordsstück Geräuchertem! Denn einen Vetter auf dem Lande, eine Frau Bas' oder Pate in irgendeinem Dorfe entdecken die meisten Stadtmenschen zum Heimsuchen am Kirchweihtag. Und je mehr der Gäst', desto mehr der Ehr'. Es ist das Fest der großen Gastfreundschaft — uralte heilige deutsche Sitte. Und wehe der Bäuerin, die ihre Hände nicht offen hielte auch für jeden Armen.

Im Wirtshaus aber fiedeln lustig die Geigen, quietschen aufgeregt die Klarinetten, schmettern die Trompeten. Herausfordernd fliegen die Rundas und Tschlumperliedeln, die G'stanzln und Schnadahüpfln. Leidenschaftlicher schleifen die Füße im Walzertakt, schwingt sich der Ländler, stampfen die Stiefel, fliegen die Röcke der Mädchen. Und lockerer stecken die Messer im Hosensack.



Bauerntanz. Nach einem Gemälde von Carl Bantzer.

Aber an den langen Tischen sitzen die Alten im behaglichen Dischkurs bei Braten und Wein. Denn heute muß jeder beim Wirte was aufgehen lassen. Ach, Kirchweih — kernfeste Lust, urwüchsige Kraft und Leidenschaft. Die Standesamtslisten könnten manches aus den Kirchweihtagen ausp'audern. Aber es kommen ja die Hochzeiten.

Wenn die Felder bestellt sind, die Arbeit noch einmal den Atem anhält, ist im Maien am besten freien. Der Heiratsvermittler, irgendein Dorfschmuser, den seine Geschäftchen weit in der Gegend herumführen, hat die Sache fein eingefädelt. Denn — „eine fopp' i — eine lieb' i — eine heirat' i mal". Nicht immer hat die Liebe das letzte Wort, der Geldsack, das Gleich und Gleich der Güter hebt sie leicht aus dem Sattel. Doch sind's die schlechtesten Ehen nicht, die nüchterne Berechnung geschlossen, wenn nur warme Zuneigung und Verstehen daraus erblühen. Ein gar gewichtiger Tag ist es, wenn der Freier zur Brautschau kommt. Ist man einig zum Verspruch, gibt der Bräutigam in manchen Gegenden noch das Drangeld, eine Sitte, die an den uralten Brautkauf erinnert. Nicht minder wichtig ist der Besuch der Braut im Heim ihres zukünftigen Mannes. Das glänzt in Reinheit und Freude. Jede Kammer tut sich auf, jeder Schrank öffnet sich. In den Ställen schimmert das Vieh. Selbst der Misthaufen sieht aus, als sei eine „sanftene Decke" über ihn gebreitet. Diese Aufklärungsbesuche sind allgemein üblich, wie überhaupt auch die Hochzeitsgebräuche im großen und ganzen in allen deutschen Gauen einen gewissen Grundton haben.

Noch gibt es im Hause der Braut heiße Arbeit, bis alle Truhen und Schränke unter der Aufsicht der gewichtigen Dorfnäherin gepackt sind und der Kammerwagen zum Hoftor hinausfährt, die Rösser prächtig mit Blumen geschmückt, Mähnen und Schweife mit bunten Bändern durchflochten. Hoch oben auf dem Wagen Spinnrad und Wiege, die alten heiligen Symbole. Hinter der prächtigen Fuhre aber trottet die schönste Kuh aus dem Stalle, Nacken und Hörner umkränzt.

Indessen hat die gewichtigste Person einer ländlichen Hochzeit schon seines Amtes gewaltet, die Liste der Gäste aufgestellt und eingeladen. Er muß ein gar findiger Kopf, ein guter Reimeschmied sein mit flinkem Mundwerk, dazu reich begnadet mit Witz und Humor, dieser Hochzeitbitter, Hochzeitlader oder Prokurator. Er ist Regisseur, Festordner, Festredner, er läßt weinen und lachen und trägt die Sorge, daß alles klappt, spielend auf seinen Schultern. Mit den Brautführern holt er die Braut, die von den Kranzeljungfern mit der Brautkrone oder dem Myrtenkranz geschmückt, aus dem elterlichen Gehöft in das Haus des Bräutigams. Er hilft die Gäste begrüßen, ordnet den Hochzeitszug und schreitet mit buntbebändertem Stabe dem Brautpaar voraus. Ist die Trauung nicht im Dorfe selbst, so gibt es eine stattliche Wagenauffahrt, und in verschiedenen Gegenden, so in der Lausitz, eskortieren Bräutigam und Brautführer die Brautkutsche hoch zu Roß zur Kirche. Die Musikkapelle spielt die flottesten Märsche, Pistolen und alte Flinten krachen, denn das „Anschießen" der Brautleute soll alle bösen Geister vertreiben. Vor der Kirche harren die Armen auf den Segen, den Braut und Bräutigam über sie ausschütten in klingenden Münzen. In katholischen Gegenden herrscht noch der schöne Brauch des Minnetrinkens oder Johannessegens. Der Priester reicht nach der Kopulation geweihten Wein, von dem erst das Brautpaar, dann alle Gäste trinken.

In dem festlich geschmückten Haus der Brauteltern oder dem Wirtshaus wird hie und da schon vor dem Mahle eine Runde getanzt, der sogenannte Hungertanz, an dem aber die Brautleute noch nicht teilnehmen dürfen. Was soll ich vom Hochzeitsmahle erzählen? Gut ist's — genug ist's — kein Ende nimmt's. Und wir können gar reichlich davon mit heimnehmen — und tun es auch gern, wenn, wie vielfach üblich, der Gast das Mahl selbst zahlen muß. Denn neben jedem Teller liegt das Papier zum Einschlagen bereit. Aber zwei gewichtige Ereignisse unterbrechen, außer dem Tanz, der flott dazwischen geschwungen wird, die Speisefolge — der Brautraub und die Abdankung. Wieder weht uns der Atem uralter Zeiten an, wenn dem Hochzeiter, er mag noch so sehr auf seiner Hut sein, plötzlich die Hochzeiterin von seiner Seite gestohlen wird. Nun hebt das Suchen an durch alle Wirtshäuser des Ortes, woran sich alle Hochzeitsgäste beteiligen und das dem Bräutigam manche Flasche Wein und schließlich noch ein regelrechtes Mahl kostet, mit dem er den Räubern die Braut wieder abkaufen muß. Und das Abdanken ist des Hochzeitbitters große Kunst. Im Namen des Brautpaares dankt er den Eltern, allen Verwandten, dem Pfarrer, allen Gästen in gar feinsinnigen, manchmal auch geschmalzenen und gesalzenen Worten und Reimen, natürlich für jeden dabei einen gewaltigen Tusch, während sich ein langer Zug zur Ehrentafel bewegt, wo neben der Braut eine Kranzeljungfer die Geschenke — zumeist Geld — entgegennimmt und der Bräutigam jedem Geber ein Glas Wein bietet, das der auf das Wohl des Brautpaars leeren muß. Daranf folgt noch der Brauttanz, den das junge Paar allein tanzt und der Jungferntanz. Damit ist gewissermaßen der offizielle Teil des Festes erledigt bis auf das Heimblasen — aber wann das geschieht, wird nicht verraten.

So war es — so ist es kaum mehr. Immer mehr schwinden die alten Sitten und Bräuche oder



Hochzeitszug. Nach einem Gemälde von W. Krause.

sind nur noch hohle Gehäuse ohne den Kern wunderbar tiefer Bedeutung. Im weißen Seidenkleid nach der neuesten Mode geht die Bauerntochter heute zur Kirche, statt ein Heimatfest zu sein mit den alten schönen Trachten, wird die Hochzeit zur „Zylinderhochzeit" auf dem Dorfe. Nicht mehr schlenkeln die Burschen und Mädchen am Sonntagnachmittag singend durch die Dorfstraße und in die Felder, sie radeln jetzt in die nächste Stadt ins Kino! Wo sind sie hin die Kunkel- und Spinnstuben mit ihrem Sagenzauber und ihren Liedern, ihrer Heimlichkeit und Traulichkeit, wenn die Winterstürme draußen in das trauliche Surren der Räder heulten? Wo sind sie hin, die alten schönen Volkstänze? Ein Schaustück für blasierte Städter — jetzt blühen auf den Dörfern die „Fransäsekränzchen", und auf den Schützen- und Kirchweihbällen wird Twosteep getanzt und Tango. Wo sind sie hin die Zeiten des gemütlichen Heimgartens, Hutzens oder wie sonst all das gesellige, gemütliche Zusammenkommen in den langen Winterabenden auf dem Lande genannt wurde?

Polizeilich verboten so viel alter Brauch, so viel altes Festleben, weil die Moral dadurch gefährdet sei. Ist sie besser geworden? Nur totgeschlagen hat man die urwüchsige Freude, verschüttet die lebendigen, kraftspendenden Bronnen des Volkslebens. Aber wir brauchen Feste, frohe, starke Feste mehr denn je, denn wir brauchen in unserem Elend starke, frohe Herzen!

Darum heraus, ihr Lehrer und geistigen Führer unseres Landvolkes! Laßt in den Gesangvereinen, die ihr leitet, wieder die alten, lieben Volkslieder ertönen die alten Trutzgesangeln aufsprühen, laßt die Vorzeit mit ihren Festen und tiefen herzvollen Bräuchen wieder lebendig werden! Ihr sagenkundigen Frauen holt wieder die Spinnräder her, weckt allen Märchenzauber und alle Schönheit deutscher Frauenart, holt die Überreste eurer alten Trachten aus den Truhen und schmückt euch damit zu den heimatlichen Festen! Heraus ihr Dichter, die ihr bodenständig seid! Im Landvolk strömt eine stark dramatische Ader — höchstes Fest — Theater spielen! Gebt ihnen Gestalten zu verkörpern, Art von ihrer Art!

Wir brauchen reine Freuden, starke Feste, so wund, so zerschlagen, so arm wir sind — heben wir die verschüttelen Schätze in unserem Landvolke, und wir sind reich und stark!

Und es tagt! Schon leben wieder im alten Glanze das Osterreiten, die Georgi- und Leonhardiritte auf. Die Trachtenvereine, die Schützen- und Veteranenvereine besinnen sich, daß sie in die Tiefe wirken müssen, nicht nur nach außen. Und noch nie habe ich so viel Osterfeuer flammen sehen auf allen Höhen ringsum wie in diesem Jahre „Osterfreude" brannte — es tagt!

Der Bauerndichter Alfred Huggenberger

Bauernbegängnis

Hebt ihn auf und tragt ihn fort,
Schal sind Lieder, leer das Wort.
Nur den Sang der Brunnenröhren
Darf er unterm Sargtuch hören.

Tragt ihn fort und schreitet sacht,
Denn des Toten Seele wacht,
Nelkenduft als süße Speise
Gehrt sie für die lange Reise.

Hört er nicht des Finken Schlag?
Ahnt er nicht den Sonnentag?

Wo die Ackerbreiten träumen,
Graue Träger, mögt ihr säumen.

Einmal noch mit welkem Mund
Grüßt der Pflüger Halm und Grund,
Einmal noch mit steifen Händen
Muß er seinen Segen spenden.

Was ihm blühte, was er litt,
Schnell verwischt sind Spur und Tritt,
Doch das letzte, stumme Flehen
Hat der Himmel angesehen.



Alfred Huggenberger

Landkind in der Stadt

Sie lächeln, wenn sie dich schreiten sehn,
Bauernkind mit blühenden Wangen,
Aber die Blicke scheu befangen,
Wo die steinernen Häuser stehn.
Sie kichern, wenn sich dein Auge weitet,
Wo, hinter gläsernen Wänden gebreitet,
Talmigold deine Sinne entzückt,
Dich ins Märchenland entrückt.

Laß sie lächeln. Dein Staunen ist schön.
Neide sie nicht, die heller sehn.
Laß sie kichern, dein Glauben ist Kraft.
Was sie im Mauerring errafft,
Was sie halten mit fiebernden Händen,
Scheingold ist's hinter gläsernen Wänden.
Ja, sie sind klug, dein Denken und Sein,
An ihrem gemessen ist's arm und klein.

Aber dein Herz soll nicht verzagen,
Du darfst dein Leben trostlich wagen!

Die so sicher hier kommen und gehen,
Blinzelnd an dir vorübersehen,
Quält sie nicht ein leises Wissen,
Daß sie dich heimlich neiden müssen?
Erdgeborne, dem Grund entrückt,
Ist ihr Wesen halb zerstückt.

Ihre Seelen suchen und suchen.
Wenn der Kuckuck schreit in den Buchen,
Fällt's wie Fieber in ihren Traum:
Berg und Wiese! Blume und Baum!
Welken will ihnen Werk und Tat,
Sie kommen zur Mutter um Trost und Rat.
Sie müssen vor sich selber fliehen,
Sie müssen zum Born der Einfalt knieen.

Die Erde ist stark. Kein Riese zerbricht
Das Band, das ihn heilig mit ihr verflicht.

Verlorenes deutsches Land

Von Fr. Lembke

Das Deutsche Reich ging in den Weltkrieg mit etwa 67 Millionen Menschen, zu deren Ernährung es mittelbar oder unmittelbar für rund 3 Milliarden Mark mehr vom Ausland ein- als dorthin ausführte. Die Kosten bestritt es unter anderem durch eine Mehrausfuhr an fertigen Waren im Betrag von rund 5 Milliarden Mark. Dabei lagen etwa 3 Millionen Hektar deutschen Bodens mehr oder weniger unbenutzt da. Mangelhafte Begründung der Volksernährung und Volkswirtschaft auf eigene Bodenkultur und riesige Entwicklung der Exportindustrie: Das war die Lage, und darin lag der Schlüssel für Krieg und Zusammenbruch.

Unter den Folgen tragen wir heute schwer. Ein Aufstieg durch Stärkung der industriellen Ausfuhr ist unmöglich. Deutscher Boden muß das deutsche Volk ernähren, deutsche Landwirtschaft die Grundlage für Deutschlands Industrie bilden. Damit gewinnt die deutsche Landwirtschaft für Deutschlands Bestand überragende Bedeutung.

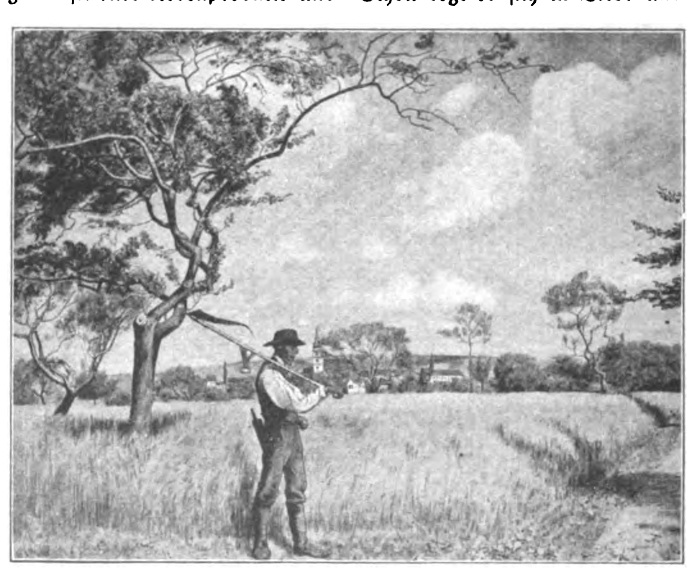
Ihre Aufgabe, auf engem Raume gegen 60 Millionen Menschen zu ernähren, wird dadurch außerordentlich erschwert, daß im Osten, Norden und Südwesten vorwiegend landwirtschaftlich bedeutsame Gebiete durch den Friedensvertrag uns genommen sind. Westpreußen, Posen und Elsaß-Lothringen lieferten uns vor dem Kriege allein an Brotgetreide 22,5 Millionen Doppelzentner (= etwa $^1/_8$ der gesamten rationierten Menge für unser Volk) und an Kartoffeln 85—90 Millionen Doppelzentner oder $^1/_4$ der letzten unter der Zwangswirtschaft rationierten Menge für 60 Millionen Menschen. Dazu kommen noch die ganz bedeutenden Ausfälle an Ernährungsmitteln aus den übrigen Zweigen des Land- und Gartenbaues und aus der Viehhaltung.

Dieser Fehlbetrag in unserer Ernährungswirtschaft wiegt um so schwerer, als der deutsche Landwirt für seinen intensiven Betrieb sich, infolge der weltwirtschaftlichen Einstellung der ganzen deutschen Volkswirtschaft, auf Ausnutzung industrieller Nebenprodukte und ausländischer Rohprodukte eingerichtet hatte. Diese fehlen jetzt auch zu einem sehr erheblichen Teil, weil wir auch sehr wichtige Industriegebiete vorläufig oder dauernd verloren haben und unser Außenhandel schwer getroffen ist. Wir müssen auch in dieser Hinsicht versuchen, auf eigenem Boden aufzubauen.

Das bedeutet eine andre wirtschaftliche Einstellung unseres gesamten Volkes. Die Hebung und Förderung der landwirtschaftlichen Erzeugung muß für die nächste Zukunft so sehr in den Vordergrund treten, daß auch brachliegende Ödlandflächen und extensiv bewirtschaftete geringe Weiden und Hutungen, soweit das überhaupt möglich ist, in Kultur genommen werden. Die Industrie hat in erster Linie der inländischen Landwirtschaft zu dienen; Exportindustrie kommt für die nächste Entwicklung erst in vierter oder fünfter Linie, und wenn wir dabei auf manche uns lieb gewordenen ausländischen Nahrungs- und Genußmittel verzichten müssen. Aber bis die Gegenwartsdeutschen sich wieder daran gewöhnen, wird's noch viele Kämpfe kosten. Was wir an inneren Unruhen erleben müssen, beruht ja zu einem guten Teile darauf, daß Industriemenschen sich nicht an agrarische Grundlegung unserer Wirtschaft gewöhnen können. Es ist darum für uns schwer zu überwinden, daß mit den verlorenen Gebieten 5 bis 6 Millionen Menschen von uns getrennt wurden, die zu einem sehr erheblichen Teile landwirtschaftlich eingestellt sind.

Das ist für den inneren Wiederaufbau aber vielleicht noch nicht das Schlimmste. Sollen wir erst als geschlossenes Volk wieder erstarken, bevor wir an Weltgeltung denken können, so muß deutsches Wesen stark in den Vordergrund treten. Unser Volksleben ist unter dem Einfluß des Weltverkehrs stark internationalisiert worden. Es muß wieder im innersten Kern deutsch werden. Die ewige Quelle des Volkstums ist nun aber einmal das Land, wo die Heimat mit all ihrem Großen und Schönen, aber auch mit ihrer Last und ihrem Leid den Menschen unmittelbar packt und ihn am ersten wieder gesunden lassen kann von dem sittlichen Tiefstand, den wir heute auch auf dem Lande wahrnehmen müssen.

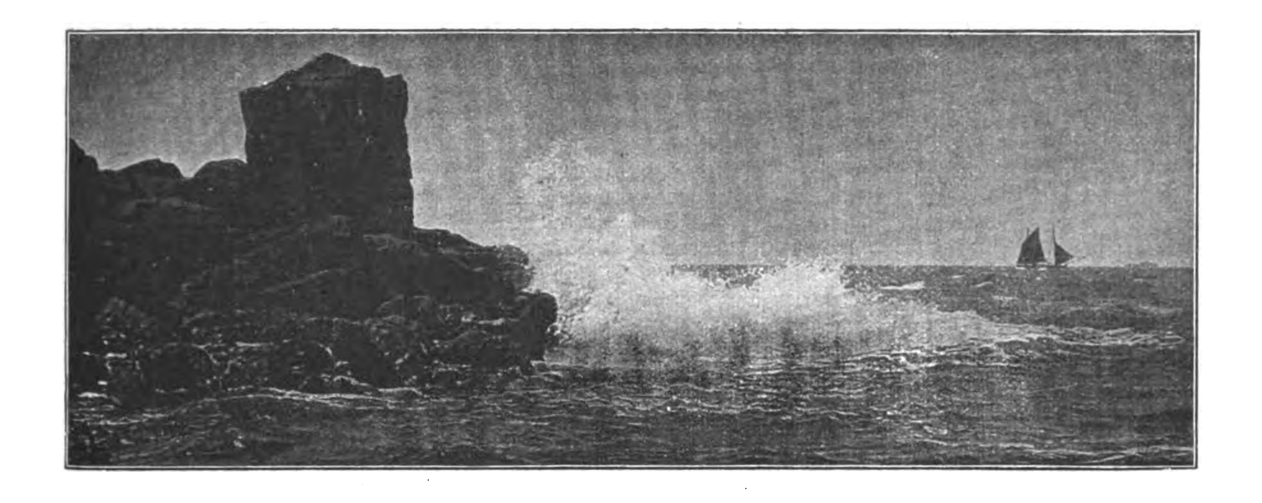
Der Verlust von Millionen echt deutscher Heimatmenschen ist für die Deutschwerdung Deutschlands äußerst empfindlich. Aber darin liegt doch auch wieder eine Hoffnung. Gerade wo das Volkstum unterdrückt und geknechtet wird, entwickelt es seine volle Kraft. Schon regt es sich in Tirol und den deutschen Gauen Österreichs mit elementarer Kraft. Es führt in den abgetretenen und besetzten Gebieten einen stillen, aber energischen Widerstand gegen Willkür und Tücke. Aus der volklichen Not unserer Brüder und Schwestern werden auch wir im Innern neue Kraft für unser Volkstum schöpfen. Und mit gestärktem Volkstum werden wir eine neue Wirtschaft aufbauen, die besser und sicherer auf heimatlicher Erde gegründet ist, als die alte es war.



Deutsches Land. Nach einem Gemälde von Hans Thoma.

Unter der Sonne Nordafrikas





Das sterbende Volk

Roman von Grethe Auer

1.

An einem hellen und warmen Aprilmorgen saß an der äußersten Spitze der Mole von Mazagan ein junger Araber und blickte mit dem Behagen eines sorglosen Nichtstuers in die schimmernde Meeresferne. Wie angeklebt hockte er an der steilen, aus losen Blöcken geschichteten Böschung der Mole, und während sein Körper die Wärme, die dem durchsonnten Gestein entströmte, in wohligem Anschmiegen aufzunehmen suchte, plätscherten seine Zehen, von Neugier und Spielsucht geleitet, in den weißen Schaumwirbeln, die zerstiebende Wellchen am Fuße der Mole zurückließen. Donnerte eine größere Welle von ferne heran und kündete ein höheres Aufspritzen der Gischtsäule an der Brecherkette draußen ein Schwellen der Flut gegen das Land zu an, so rutschte der Jüngling behende auf die Höhe des Dammes empor, soweit das nachkletternde Wasser es bedingte; glitt jenes zurück, so ließ auch er sich wieder hinab, bis seine Zehen ihr Spiel wieder aufnehmen konnten.

Rechts von der Mole und in geringer Entfernung von ihr erhob sich die mächtige wettergraue Stadtmauer von Mazagan; das stille, etwas dunkle und algenreiche Becken, das so von der Mole und der Stadtmauer eingeschlossen war, diente Fischerbooten und Leichtern als Hafen. Größere Fahrzeuge mußten weit draußen, die klippenreiche Einfahrt meidend, auf offener Reede ankern. Links von der Mole dehnte sich in schöngeschwungenem Halbkreis der goldene Strand, von einem begrünten Dünenstreifen überhöht; eine Hügelkette erhob sanfte Häupter, von Federkrönchen einzelner Palmen geschmückt. Da aber, wo der leuchtende Bogen dieses rötlichen Strandes seine äußerste Spitze in die See vorstieß, blitzte in regelmäßigen Atemstößen ein weißer Nebelfleck auf, der Gischt eines ungeheuren Brechers. An dieser Felsenspitze sind schon die Frachtsegler der Holländer und die Galleonen Spaniens zu Vasco de Gamas Zeiten gestrandet, und die schöne Stadt, die dort liegt und die aus Korsarenreichtum erbaut ist, ist heute noch voll alter Delfter Ware, deren Gebrauch niemand mehr kennt. Die Bucht, die dieser Halbkreis umschließt, ist immer blau, aber nicht lieblich azurblau wie die Buchten der Adria, sondern stark kobaltblau mit grünen Schillerstreifen und violetten Tiefen, mit stählernen und bronzenen Reflexen, wie das Gefieder eines Pfauen. Es ist der Atlantische Ozean, der da seine langen, schweren, nie rastenden Wellen hineinrollt, diese Wellen, die wie dunkelgrüne kristallene Mauern sich langsam heranschieben, purpurne Täler vor sich aufwühlen und kurz vor dem Strande plötzlich mit einem scharfen Knall auseinanderstieben in eine Wolke von Silberperlen, die wie eine geisterhafte Wand das schöne Land gegen die Ferne schützt. Mitten in dem weißen Gebrodel lag der riesenhafte geschwärzte Rumpf eines gestrandeten Seglers, ein Opfer jener unvergänglichen schimmernden Wehrmacht, die nichts Fremdes lebend den Strand betreten läßt. Wer in Mazagan landen will, muß die Stelle zwischen den Brechern kennen, wo die kühnen und sehr erfahrenen Bootsleute mit langgeübten Manövern die Leichter durch die Klippen bringen, und es landet keiner ohne einen Schauer der Ehrfurcht vor dem Können dieser Männer. Nur allein diese drohende Brandungskette und die stolze Sicherheit, mit der sie durchbrochen wird, offenbaren dem Eindringling, daß er ein Land betritt, in dem Urkräfte am Spiel sind und der Kampf mit ihnen tägliche Übung.

Felsbänke lagern an einzelnen Stellen dem Strande vor, die nur zur Zeit der Ebbe sichtbar werden; flache rostbraune oder tiefviolette Platten, durchfurcht und unterhöhlt vom Wellenspiel und in jedem Ritzchen lebendig von Seetieren. In klaren Becken zwischen dem Gestein, wo das Wasser silberblau funkelte, wimmelte es von Fischchen und Krabben; das war das Erntefeld einiger Fischer, die lang und hager mit bronzeglänzenden Beinen von Klippe zu Klippe stiegen, Hummerkörbe entleerend, Seekastanien von den Felsen brechend, ein Netz ausrichtend oder einen verirrten Riesen im flachen Wasser harpunierend.

Der junge Müßiggänger an der Mole blickte träumerisch hinüber. Er hatte unter den Fischern seinen Vater erkannt und etwas, das nicht Pflichtgefühl war, mahnte ihn, dem alten Manne seine Hilfe anzubieten. Wie alle Naturmenschen war Dschilali selbst keineswegs auf Arbeit erpicht, konnte aber andere Menschen nicht arbeiten sehen, ohne halb aus Vorwitz, halb aus geselligem Triebe mit anzufassen. Das fröhliche Tagewerk reizte ihn wie ein Spiel, und schon hatte er sich erhoben, um über die Klippen hinweg nach dem Strande zu waten, als eine ungewohnte Bewegung das stille Bild zerriß und den Fuß des Jünglings bannte. Zugleich mit ihm erstarrten auf dem Strande drüben auch die Fischer in Schrecken. Zwei jugendliche Menschen jagten über die Dünen herab dem Strande zu, mit wildem Werfen langer nackter Beine,

mit flehend erhobenen Armen, mit allen Gesten äußerster Verzweiflung. Einige berittene Männer in weißen Mänteln und mit roten Mützen verfolgten, umkreisten, überholten sie rasch. Ein kurzes Getümmel folgte, ein gellender Schrei hallte über das Wasser, und gleich darauf sah man die Flüchtlinge gebunden zwischen den Pferden die Düne wieder hinanschreiten. Hinter den Dünen, das wußte Dschilali, lag die M'halla, der Heerbann des Sultans, und das, was soeben auf dem Strande vor sich gegangen war, dem Knaben wie den Fischern gleich verständlich, war eine einfache Soldatenaushebung, wie sie täglich vorkam und jedem drohte, solange die gefürchtete Macht in der Provinz verweilte. Dschilali keuchte vor Schrecken hinter seiner Mole. Noch einmal um die Ecke spähend, sah er seinen Vater mit tragischer Gebärde die Arme gen Himmel recken und erriet, woran der alte Mann dachte. Es war nicht allein das Mitgefühl mit dem grausamen und unerträglichen Schicksal, das über den Häuptern aller männlichen Jugend schwebte, was diese Bewegung so gewaltig machte: wilde Angst um den eigenen Sohn, der sorglos und ungewarnt dem Verhängnis in die Arme laufen mochte, sprach zu Dschilali herüber, und mit einem Krampf im Herzen empfand der Jüngling die Not des Vaters mit. Er stieß einen langgezogenen, hellklingenden Ruf aus, der den alten Fischer aufhorchen ließ. Dann drückte er sich links um die Mole in das kleine Hafenbecken und watete im seichten Wasser unter den Schnäbeln der Boote und Leichter hindurch dem Ufer zu. Mit dem Lande betrat er das Zollhaus; eine warme Welle der Freude ging über sein Herz, als er daselbst eine größere Anzahl Arbeiter mit Abladen und Schichten von Eierkisten beschäftigt fand. Er mischte sich unter sie und faßte ungeheißen mit an. Mit Ernst und Eifer hob und schob er und stellte sich so überzeugend fleißig und interessiert dar, daß jeder Vorübergehende ihn für einen besonders Bevollmächtigten halten mußte, dem die Verantwortung für die Kisten allein oblag. Solche Anfälle von überaus leidenschaftlicher Arbeitsfreude sind bei Naturmenschen nicht selten und fallen unter ihresgleichen nicht auf. Mit heiterem Lachen wurde Dschilalis tüchtige Hilfe begrüßt, die Arbeiter nannten ihn scherzend „Reis"—Hauptmann — und spornten ihn durch neckende Beifallsrufe zu erneuter Tätigkeit an. Dschilali lachte behaglich; wie ein Kind freute er sich seiner eigenen Kraft und Gewandtheit und ein hübscher Ausdruck von Stolz und Wollen belebte sein feines Arabergesicht. Wie federnder Stahl spielten seine Muskeln, wenn er mit der Last auf den Schultern rasch über den Hof dahinlief, und kein Straffen seiner lächelnden Lippen verriet eine Anstrengung. So verging ihm im Wohlgefühl einer freiwilligen Kraftentfaltung eine glückliche Stunde. Dann war die Arbeit getan, und die Männer setzten sich in den Schatten der langen Zollhausmauer und breiteten auf einem Mantelzipfel oder auf kleinen Strohmatten ihre Mahlzeit aus. Der junge Mensch stand plötzlich allein und in Verlegenheit. Da er selbst nichts zu essen bei sich hatte, verbot ihm der Anstand, sich neben die Essenden zu setzen; es hätte diese verpflichtet, ihn zur Beteiligung aufzufordern. Dschilali fühlte sich überflüssig, und da er in dem Glücksgefühl seiner Leistungen die Angst vergessen hatte, die ihn hergeführt, so machte er sich auf den Heimweg.

Der Marktplatz, den die weißen, fensterlosen Mauern der Magazine umschlossen, war um diese Tageszeit fast menschenleer, und Dschilali blieb nichts übrig, als fliegenden Schrittes sich in den grellbesonnten Raum zu werfen. Gleich hinter den Magazinen der anderen Seite begann das Gewirr der Hüttenstadt mit ihren sauberen oder struppigen Strohkegelchen, ihren Rohrpflanzungen, ihren Einfriedigungen aus Rohrgeflecht oder alten Kistenbrettern, ihren gewundenen Gäßlein, die sich oft totliefen, und ihren bescheidenen kleinen Heiligtümern unter Feigenbäumen. Retteten die unentwirrbaren Netze dieser Gäßlein Dschilali nicht, so mußte ihm eine dieser dreitausend Hütten Unterschlupf gewähren, und es tat nichts zur Sache, welche. Denn wer hier wohnte, war Feind der Regierung, Feind des Sultans, Feind vor allem der Soldaten, dieser unersättlichen Heuschreckenschar, dieser Verfluchten und Verachteten, von denen der Reine sein Haupt abwendet. Denn der einfache Mensch kennt wohl die Ehre der eigenen Fehde, die er tapfer ausficht, aber nicht die Schande der bezahlten Fehde gegen solche, die ihm das Schicksal zu Brüdern bestimmt hat: Arme und Rebellen. Da war kein Hüttchen, das nicht seine niedrige Türe geöffnet, kein Arm, der Dschilali nicht schützend umfaßt hätte, sofern er seine Hilfe anrief. Aber Dschilali erreichte noch nicht die erste der vertrauten Hütten. In der Gasse zwischen den Magazinen begegnete er dem Manne mit der roten Mütze, dem wohlbekannten Kaidssoldaten, der nichts zu tun hat, als umherzugehen und auf Menschen zu fahnden, die er ungestraft ergreifen kann. Die weiße Mauer bot keinen Winkel, sie wich dem verzweifelten Drucke nicht, mit dem Dschilali sich an sie preßte. Die Gasse war eng und ganz zu übersehen. Der M'chasni kam näher, nicht in drohender Haltung, sondern mit einem Lächeln voll fürchterlicher Freundlichkeit. Er würde Dschilali als Ehre und Gewinn ankündigen, was ihm Schande und Ausgestoßenheit bedeutete, und er würde ihn vor eine Wahl stellen, in der es bloß eine Entscheidung gab. Schon streckte er mit einer Geste hoheitsvoller Begrüßung die Hand gegen sein Opfer aus, wobei der weiße Mantel sich hob und das prächtige Wehrgehänge mit dem Dolch und der silberbeschlagenen Pistole sichtbar wurde. Dschilali fühlte sich dem Unheil verfallen und ließ mit einem leisen Stöhnen den Kopf auf die Brust sinken.

Im gleichen Augenblick sah er dicht vor sich ein Paar Beine in Khakihosen, und diese Erscheinung zerriß wie ein Blitz seinen verworrenen Gedankengang. Heiß von einem neuen und ganz anderen Erschrecken hob er den Kopf wieder und sah zwischen sich und dem M'chasni einen Europäer stehen. Noch lag die Betäubung wie ein Sack über des jungen Arabers Sinnen, als er schon die metallene Stimme des blonden Mannes durch die Gasse rollen hörte. „Was treibst du dich da herum, und ich werde ohne Mittagbrot sein?" Dschilali glaubte zu träumen. „Gehe nach meinem Hause und schüre das Feuer!" fuhr die zornige Stimme fort, aber in Dschilalis entsetzte Augen lachte ein stahlblaues Feuer voll Humor und Wärme und schmolz das Eis der lähmenden Angst über seinem Herzen. Langsam begriff er den freundlichen Betrug, der ihn rettete, und schon sah er den Kaidssoldaten an sich vorübergehen, als habe er ihn nie gesehen, während der Europäer zu schelten und sein Blick zu lachen fortfuhr. Als der M'chasni um die Ecke verschwunden war, änderte der Retter seinen Ton. „Kennst du mein Haus?" fragte er den Araber leise. „Hier ist der Schlüssel, hier ist Geld, hier sind Briefe. Du bist von heute an mein Diener." Damit ließ er den zum Leben Erwachenden stehen und eilte weiter auf seinem Wege.

Dschilali schaute zuerst verwirrt auf die Dinge, die er in der Hand hielt, aber er hätte kein Araber sein müssen, wenn ihm der zweckmäßigste Gebrauch derselben nicht sogleich aufgegangen wäre. Er schob mit einer Miene von höchster Wichtigkeit seinen Turban zurecht, gürtete sein loses, etwas schmutziges Hemd fester und wandelte mit starken und selbstbewußten Schritten dem

Markte zu. Dort kaufte er zunächst an Lebensmitteln aller Art, was er nur irgend für die kleine Summe, die der Europäer ihm gegeben, aufbringen konnte, und begleitete diese Einkäufe mit so abfälligen Worten, daß jedem Händler klarwerden mußte, der Bursche kaufe für einen großen und reichen Herrn. Es verging denn auch keine Viertelstunde, so wußte der ganze Markt, daß Dschilali des Europäers Diener war. Dann begab sich Dschilali nach der Post, und sein Gesicht wurde verschlossen und nachdenklich, als ob er das Schicksal von Welten zu verantworten habe. Der Posthalter, der der neuen Erscheinung einen fragenden Blick zuwarf, war völlig beruhigt, als er die Miene des jungen Menschen sah: die Miene eines solchen, der weiß, was ihm anvertraut ist, und der Vertrauen zu rechtfertigen versteht. Frage keiner, woher der Fischerjunge dies Anpassungsvermögen nahm, das manchem Klügeren versagt sein mochte: es ist dem primitiven Menschen gegeben, wie dem Chamäleon seine täuschende Haut. Der Posthalter trug Dschilali einen Gruß an seinen Herrn auf, und Dschilali nahm ihn mit einem hoheitsvollen Neigen des Hauptes entgegen. Er wußte nun, daß alle Umstehenden ihn als Diener eines Europäers, als unantastbar in der Würde eines verantwortungsreichen Amtes kannten. Aus einem Nichts war er ein Etwas geworden, aus einem Menschen, der fürchten muß, ein solcher, der Furcht einflößen kann. Denn der Europäer ist allmächtig und unantastbar, und wer in seinem Schatten geht, ein Teil seiner Macht. Mochten Dschilalis kindliche Vorstellungen in diesem Punkte auch etwas übertrieben sein, so war doch Tatsache, daß er als Diener eines Europäers gewisse Sicherheiten genoß und vor allen Dingen der gewaltsamen Rekrutierung entging. Ob Dschilali in seinem Herzen Dankgefühle bewegte, kann ich nicht sagen; sein Gebaren, wie er jetzt erhobenen Hauptes dem Stadttor zuschritt, war das eines fröhlichen Siegers.

Vor dem Stadttor indes blieb er einen Augenblick sinnend stehen. Er war ein Kind der Hüttenstadt, und sein Leben hatte sich bisher in einem Umkreise von Luft und Licht, in solcher Freiheit und solcher Bewegung abgespielt, daß er die Stadt betrat, wie einen geschlossenen Raum. Und vor einem solchen bangt jedem Kinde der freien Steppen. Dschilali hatte die Stadt kaum je betreten in seinem kurzen Dasein. Was ein Hüttenbewohner an Kulturbedürfnissen zu decken hat, das bietet in reicher Fülle der Markt der Landleute, der sich jeden Donnerstag und Sonntag am Fuße der Stadtmauer in Hunderten von kleinen braunen Zelten entfaltet. Bohnen, Mais, Früchte ländlicher Gärten, Teekräuter, Seifenwurzel, Gewürze, Kürbis, Hennah und Weihrauch lagen da in zierlich geordneten Häufchen auf kleinen Strohmatten am Boden, und die Händler saßen daneben und scheuchten die Fliegen mit Fächern aus Palmettoblättern. Die Buden der städtischen Handwerker umschlossen den Markt, die Feuerchen der Schmiede loderten, die Häute der Gerber strömten starke Wohlgerüche aus, Schuhe und Gewänder in den leuchtendsten Farben prangten in langen Reihen vor den Zeltbuden ihrer Verfertiger, und Kupfergerät blinkte in edlen Formen und mit vertrauten Linien verziert. Hier spielte sich das halbe Leben des Hüttenbewohners ab, für diesen Markt arbeitete er, von ihm lebte er. An seinen Zauberern, Schlangenbeschwörern und Märchenerzählern feierte seine Seele ihren bescheidenen Sabbath. Was bot die Stadt dagegen? Sie beherbergte nichts, was einen Reinen anziehen konnte. In ihr wohnte, was jeder verabscheuen mußte, die Regierung, die Christen und die Juden. War nicht das erste Haus schon, das hinter dem finsteren Stadttor lag, das Haus des Schreckens, das Gefängnis? Die einzige Straße, die breit und licht war und die in etwa dreihundert Metern Länge die ganze Stadt quer durchschnitt, war voll von Kehrichthaufen und voll von jüdischen Frauen und Kindern. Die Häuser hatten Fenster und Balkone, und spanische Mädchen, die ihr Haar unverhüllt vor aller Augen trugen, blickten mit frechem Lachen in die Gassen herab. An einer Ecke gab es auch eine Schenke, und Dschilali wußte, daß Spanier und Europäer darin das Gebot Allahs mit Füßen traten; vorwitzige Araberjungen liebten es, ihnen aufzulauern, wenn sie heraustraten, ihre Seelen umnachtet von der Gewalt des brennenden Wassers und ihr Leib ein Bild der Torheit. Das alles war lustig zu sehen, wie ein Narrenspiel — aber drin wohnen? dazu gehören? das war entwürdigend und widerstrebte dem aristokratischen Gefühl des Arabers. Mit einem leichten Schauder des Ekels betrat er das Pflaster, das ewig feucht und schlüpfrig war. Dann fiel ihm sein Amt ein, seine Haltung straffte sich, und mutig wandte er sich dem Hause seines Beschützers zu.

Ganz am Ende der breiten Straße bog ein schmales gewundenes Gäßchen gegen die Stadtmauer hin ab, um sich bald an ihr totzulaufen. Das Gäßchen sah reinlicher aus als die Hauptstraße, es saßen weniger Frauen an den Türschwellen, weniger Kehrichthaufen kletterten die Mauern hinan, und seltener unterbrachen die frechen Höhlungen der Fenster ihr stilles Weiß. Noch vor einem Jahr war hier ein Komplex von Ruinen und eine öffentliche Schuttablage gewesen. Jetzt hatte die maurische Regierung zwei Reihen einfacher aber hübscher kleiner Häuser hier entstehen lassen, um sie an die stets sich mehrenden europäischen Ansiedler zu vermieten. Das letzte Haus in der Gasse sollte Dschilalis künftige Heimstatt sein, und als er es erblickte, tat sein Herz einen fröhlichen Schlag. Von seinem Dache aus war die Stadtmauer, an die es sich schmiegte, zu ersteigen, das lehrte den Kundigen der erste Blick auf seine Lage und das Ende einer Leiter, das von einem Punkte der Straße aus sichtbar war. Dschilali zog den Schlüssel heraus, den ihm der Europäer gegeben hatte, und öffnete die grüngestrichene Pforte. Das, was er sah, nahm ihn gleich in freundlichster Weise gefangen.

Dschilali war an das reinliche Rohrgeflecht eines Hütteninneren gewöhnt, etwa auch an die getünchte Wand einer steinernen Noalle, aber immerhin nur an einen einzigen, nicht großen Raum. Jetzt stand er in einem Hofe, der für europäische Begriffe klein war, der aber wohl vier von Dschilalis heimischen Hütten bequem aufnehmen konnte. Der ganze Hof war mit blauen, grünen und gelben Glanzziegeln gepflastert, und das zierliche Muster stieg auch noch an den Wänden empor über Manneshöhe. Es war blank und heiter in dem Raume, der in den zarten Wölbungen dieser farbigen Steine tausend Lichter auffing. Im ersten Stockwerk umschloß den Hof eine Galerie mit grünem Geländer wie ein Laubgewinde, und die Bläue des reinsten Himmels legte sich als Wölbung darüber. Mauerfalken, deren lauernde Scharen den ganzen Tag über der Stadt hingen, senkten sich langsam wie Moscheelampen an unsichtbaren Schnüren aus der blauen Kuppel herab. Alle Augenblicke setzte sich ein Falke auf den Dachrand des Hauses und schaute forschend hinunter; seine wilden gelben Augen hefteten sich zornig in die erstaunten goldbraunen, die nach oben blickten. Hatte der Falke sich überzeugt, daß der Mensch da unten nicht gekommen sei, um ein Huhn oder ein Lamm zu schlachten, so strich er schräg über das Dach hinweg in die Luft hinaus; aber schon saß der nächste an seiner Stelle.

Auf den Hof öffneten sich Türen, und jede Tür führte in ein Gemach, das nach maurischer Art bei geringer

Tiefe die ganze Seite des Hofes einnahm. Der erste Raum, in den Dschilali blickte, war die Küche, deren Wände von dem gleichen reinlichen Belage blitzten. Ein starker Wohlgeruch von allen Gewürzen der orientalischen Feinschmeckerei schlug ihm entgegen. Auf einem eisernen Dreibein stand über bedeckter Glut ein brodelnder Topf. Dschilali sah in den Topf, warf ein paar scharfe, prüfende Blicke auf die Gegenstände, die gebraucht oder ungebraucht herumlagen, und wußte, was er zunächst wissen wollte: hier hatte noch kein Araber gekocht. Er begriff sofort, daß hier irgendeine Spanierin oder Jüdin Dienste geleistet habe, und bereitete sich kampflustig auf den Augenblick vor, wo er dieser Unreinen gegenüber sein neues Recht behaupten würde. Die Geräte aber, die fremden, reizten seine Knabenneugier. Er vergaß, daß das Haus noch weitere Wunder enthalten mochte, und vertiefte sich so ganz in die Betrachtung all der spitzigen, zackigen, drehbaren, schraubbaren, verständlichen und unverständlichen Dinge, daß er den Eintritt des Europäers völlig überhörte. Dieser stand plötzlich wieder vor ihm und lachte.

Das Nächste, was nun geschah, war, daß der Europäer Dschilali nach einem Judenhause in der Hauptstraße schickte und ihm Rabha herbeizuholen befahl. Diese kam, angetan mit einem weiten schleppenden Rocke aus grüner Seide, einem Jäckchen aus grell-orangefarbigem Tuche, mit einem goldgestickten Kopftuche, goldgestickten Schuhen und großen funkelnden Ohrringen; trotz all dieser Pracht ein Gegenstand tiefster Verachtung für Dschilali. Die Verachtung durfte er zeigen, doch hinderte dies nicht, daß er sich von der Jüdin in seine Pflichten einführen lassen mußte. Er ertrug es mit abweisender Miene und entschlossen, seine eigenen Wege zu gehen. Rabha wurde hierauf ausbezahlt und mit einer kurzen Erklärung entlassen. Als der grünseidene Rock endgültig zur Gasse hinausgependelt war, winkte Dschilali einem Wasserträger und ließ Ströme von Wasser über die Stelle fluten, wo Rabha gewaltet hatte. Dann machte er sich ans Kochen, holte Mehl herbei und knetete weiße Brote. Als der Abend kam, stand ein arabisches Gericht bereit, rot von Pfeffer, schwarz von Rosinen und glänzend von dem scharfen Öle des Arganbaumes. Und der Europäer sagte: „Bismillah!“ und aß lächelnd wie ein gesitteter Araber. Da war Dschilali zu Hause.

Wäre Dschilali gefragt worden, wie sein Herr und Gebieter sich nenne, so hätte die Antwort vielleicht für manchen befremdend geklungen. Dschilali kannte den Mann nicht anders als unter dem Namen des Bu Schimrir, und es ist gut zu wissen, daß dies Wort „Vater des Hutes“ bedeutet, und daß der Europäer diese Bezeichnung dem großen grauen Filze verdankte, den er allen Tropenmoden zum Trotz Sommer und Winter auf seinem lockigen Blondhaare trug. Es kann auch nicht schaden, wenn man hinzufügt, daß Schimrir eine Entstellung des spanischen Wortes Sombrero und in dieser Form in die Sprache der Maghrebiner als vollgültiges Wort aufgenommen ist. Der Bu Schimrir lächelte längst nicht mehr, wenn er sich bei diesem Namen rufen hörte; er fühlte sich anerkannt und aufgenommen in eine neue Volksgemeinschaft, wie das Wort selbst, und er nahm es nicht übel, wenn man seiner Art nicht ganz gerecht wurde.

2.

Dschilali hatte wenig gelernt in den sechzehn fröhlichen Jahren seines Lebens und konnte doch allerlei. Seit seine Beine ihn trugen, hatte er immer arbeitende Menschen um sich gesehen, und jener Trieb des Mittunwollens, ja, des Bessermachenwollens regte sich bei ihm schon sehr früh. Er hielt sich nicht lange bei Dingen auf, die er einmal kannte. Die natürliche Neugier und Wundersucht trieb ihn mehr und mehr den Gewerben der Männer nach, und von jedem erhaschte der aufgeweckte Junge einen Begriff, eine Anschauung, die ihm als Grundlage für eigene Versuche dienen konnte. Wo er wollte, erwuchs aus diesen Versuchen unglaublich schnell ein wirkliches Können. Da Dschilali seine hübsche braune Nase aber mit besonderer Vorliebe in Frauengeschäfte steckte, so konnte er bald einen Fisch nicht nur fangen, sondern auch zubereiten, Korn nicht nur säen und ernten, sondern auch mahlen, sieben und zu Brot verarbeiten, konnte einen Hammel in sechserlei Gestalt verführerisch erscheinen lassen und aus Mehl, Honig und Butter liebliche Dinge bereiten, die auch ein verwöhnterer Europäer, als der Bu Schimrir war, dankbar genossen hätte. Da Dschilali, wie alle Araber, selbst Feinschmecker war, wußte er auch mit Sorgfalt und Liebe zu kochen. Auch sonst war er kein schlechter Diener. Er verstand jede Arbeit auf ihre Wichtigkeit zu taxieren, und diese Eigenschaft schützte ihn vor mechanischer Abwicklung täglicher Geschäfte und vor Langeweile. Er verstand einzuteilen, und er verstand den eingeschlagenen Kurs zu ändern, wenn die Umstände es erforderten. Er wartete nie auf Befehle, nahm aber unerwartete und unbequeme mit guter Art entgegen. Da endlich der Bu Schimrir, wie alle Junggesellen, weder mit Viertel- noch mit halben Stunden rechnete, und da im großen und ganzen Dschilalis sehr zuverlässiger Magen die Zeiteinteilung angab, so war der Haushalt bald ein wohleingefahrener und für marokkanische Begriffe wohlgeordneter. Der Bu Schimrir fühlte sich jedenfalls wohl dabei.

Das kleine hübsche Häuschen war leicht in Ordnung zu halten. Der Glanzziegelbelag erlaubte eine bequeme Behandlung mit einer großen Fülle von Wasser, die der freundliche Mann mit dem Ziegenschlauch nach Dschilalis Anweisung auf den Boden strömen ließ und die ihren Weg fast ohne Nachhilfe in den Ausguß in der Mitte des Hofes fand. Von den Gemächern waren nur zwei bewohnt. Das eine galt als Schlafgemach, doch hatte der Europäer die besondere Liebhaberei, sein Bett bald auf dem Dache, bald im Hofe, bald auf der Galerie, bald in einem Gemach des Erdgeschosses aufschlagen zu lassen, und dieser Wechsel entzückte den Araber, der es sich in seiner neugierigen Seele zur Aufgabe gemacht hatte, die Wunderlichkeiten des fremden Blutes zu ergründen und aus Liebe zu dem Einzigen sinnreich zu finden. Er lernte dabei auf Wind, Mond, Regen und Mücken zu achten und begann des Europäers Klugheit zu schätzen. Das zweite bewohnte Gemach enthielt einen großen Teppich, auf dem ein Liegestuhl stand; der ganze Teppich war mit Büchern belegt, die in bestimmten Gruppen geordnet waren. Mußte den Forderungen des feuchten Klimas entsprechend der Teppich zum Sonnen auf das Dach getragen werden, so war die genaue Wiederherstellung der Bücherpakete, ihre Gruppierung auf dem Teppich eine heilige und geheimnisvolle Aufgabe für Dschilali. Er zweifelte nicht, daß in der Lage der Bücher selbst eine Art Zauber lag, der durch ein Verschieben, sei es auch nur um Millimeter, empfindlich gestört wurde. Das Haus enthielt noch andere Gemächer, die aber waren als Lagerräume und Musterkammern eingerichtet und fest verschlossen. Seine Mahlzeiten nahm der Bu Schimrir im schmucken Höfchen, wo zwischen hohen Topfpflanzen ein Tisch und zwei leichte Rohrstühle standen. Dschilalis vornehmste Aufgabe war also das Kochen, und das war eine königliche Tätigkeit, die sich in der ganzen Stadt und draußen vor dem Tore um die ganze Stadt herum abspielte und mit tausend Menschen in Berührung brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Angst im Traum * Von Viktor Ottmann

Hierzu drei Abbildungen

Man kann sich die Probleme des dunklen Seelengebiets, auf das wir uns des Nachts im Traum begeben, sehr leicht machen, indem man die Träume einfach für törichtes Zeug und die Beschäftigung mit ihnen für Zeitverschwendung erklärt. Jene Traumdeuterei, wie sie in den sogenannten „ägyptischen Traumbüchern“ und ähnlichen Erzeugnissen der Hintertreppenliteratur zu finden ist, artet ja auch in der Tat in heillosen Unsinn aus. Dennoch sind Träume keine Schäume, wie der Volksmund behauptet; kein Mensch von starkem Innenleben und mit dem Drang nach Erkenntnis kann teilnahmlos an ihnen vorübergehen. Sie tragen zum Inhalt unseres Lebens bei, gleichviel ob sie als Wunscherfüller und Glückbringer kommen, als Abglanz einer schöneren, geheimnisvollen Welt, oder als Warner, als Erschrecker, als düsteres Pandämonium. Alle unsere Denker und Dichter haben sich mit der Traumwelt beschäftigt, haben sich mit ihren Problemen auseinanderzusetzen versucht. Und es ist ganz natürlich, daß in der heutigen Zeit mit ihrem Drang nach tieferen Einblicken in die noch unerforschten Grenzgebiete des Wissens auch dem Wesen und den Rätseln des Traumes erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet wird. Eine bereits sehr umfangreiche wissenschaftliche Literatur bekundet den Eifer der Männer von Fach, besonders der Vertreter der modernen psychoanalytischen Richtung, jenem Phantasieren ohne Kontrolle des Bewußtseins oder mit beschränkter Kontrolle, das wir Träumen nennen, mit dem ganzen Rüstzeug der exakten Forschung zu Leibe zu gehen und seine körperlichen und seelischen Ursachen, seine überquellend reiche Symbolik, seine Bedeutung als Spiegelung krankhafter Zustände zu ergründen.

„Süßer Schlaf! Du kommst wie ein reines Glück ungebeten, unerfleht am willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken, verwischest alle Bilder der Freude und des Schmerzens; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien, und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn, versinken wir und hören auf zu sein.“ Diese Worte legt Goethe seinem Egmont in der Nacht vor der Hinrichtung in den Mund. Und er läßt dann dem Schlafenden eine poetisch verklärte Traumgestalt erscheinen, das von ihm erstrebte Ideal der Freiheit — eine Vision, die ihm die Kraft und den Mut zum letzten schweren Gange verleiht. Hier zeigt uns ein klassisches Beispiel den Traum als Wunscherfüllung. Leider ist der „gefällige Wahnsinn“, wie Goethe den Geisteszustand des Träumenden nennt, keine allzu häufige Erscheinung. Wenn der Liebende vom Gegenstand seiner Neigung, der Darbende von einem reichlichen Schmaus, der Ehrgeizige von stolzen Erfolgen träumt, so läßt man sich solche holde Gaukelbilder gern gefallen. Aber es scheint, als ob die Menschen im Schlaf sich meistens mit minder angenehmen Dingen befassen, denn unter den typischen Träumen, das heißt jenen, die immer wiederkehren und allen gemein sind, spielt der Verlegenheits- und Angsttraum eine gewaltige Rolle. Er versetzt den Schläfer zu seinem Mißvergnügen in die sonderbarsten Situationen der Beklemmung, Lächerlichkeit, des lähmenden Schrecks, sogar der Todesangst und des furchtbaren Grauens. Gerade diese unerquicklichen Visionen sind es, die uns das Rätselhafte des Traumes deutlich zu Bewußtsein bringen. Denn dagegen, daß ein Traum ihm schöne, begehrenswerte Dinge vorzaubert, hat der Mensch nichts einzuwenden, das findet er ganz in der Ordnung und deshalb grübelt er über solche Träume nicht lange nach. Aber weshalb er ohne erkennbaren Grund im Schlafe beunruhigt,



Traum 1. Zeichnung von Hermann Poeppel.



Traum 2. Zeichnung von Hermann Poeppel.

verfolgt und gepeinigt wird, das leuchtet ihm nicht ein und treibt ihn dazu, in Ermangelung erkennbarer Ursachen an die Äußerungen unbekannter verborgener Kräfte zu glauben.

Sehen wir uns zunächst einmal die harmloseren Verlegenheitsträume an. Sie kommen in mannigfachen Abarten vor und sind wohl so ziemlich jedem bekannt. Zu den verbreitetsten Variationen gehört der Schul- und Examentraum. Wir sehen uns wieder in das Pennal zurückversetzt, sind leider sehr mäßige Schüler, haben uns schlecht präpariert und harren voller Beklemmung der Unterrichtsstunde, in der wir uns gründlich blamieren werden. Oder wir sollen ins Examen steigen und sind uns grenzenloser Unwissenheit bewußt. Es kommt auch vor, daß wir vor ein großes Publikum zu treten haben, um einen angemeldeten Vortrag zu halten — und daß wir uns, schwitzend vor Angst, nicht imstande fühlen, auch nur drei Sätze hervorzubringen. Höchst lächerlich und beschämend ist eine andere ungemein häufige Traumvorstellung: wir befinden uns in Gesellschaft, im Theater oder dergleichen in einer beinahe auf Null reduzierten Bekleidung, sind uns der peinlichen Lage, von der die Anwesenden seltsamerweise keine Notiz zu nehmen scheinen, schaudernd bewußt und kommen doch nicht auf den Gedanken, schleunigst die Flucht zu ergreifen, bleiben vielmehr wie angenagelt stehen oder sitzen. Nicht minder verbreitet sind die Hindernisträume mit ihren zahlreichen Variationen. Wer hätte nicht schon einmal geträumt, daß er mit irgendeinem Vorhaben nicht fertig werden kann, weil er in rätselhafter Weise fortwährend gehemmt wird? Es ist ein fatales Hetzen und Jagen, ohne zum Ziele zu kommen. In zehn Minuten geht unser Zug, die Droschke wartet vor der Tür, aber wir stopfen, von zitternder Ungeduld verzehrt, immer neue Sachen in den Koffer hinein und finden kein Ende, obwohl wir es selber nicht fassen können. Wir stehen vor einer wichtigen Unterredung, einer drängenden Arbeit, dem Abschluß eines Geschäfts, und alles scheint sich verschworen zu haben, uns davon abzuhalten, uns Hindernisse der absurdesten Art in den Weg zu legen.

Die Verlegenheitsträume leiten zu den noch sehr viel unangenehmeren typischen Angstträumen hinüber. Allgemein bekannt ist der Falltraum. Manchmal ist es nur ein schreckhaftes jähes Zusammenzucken beim Einschlafen, das sich blitzschnell mit der Vorstellung eines Sturzes in die Tiefe verknüpft. Es soll durch das plötzliche Wiedererwachen des im Halbschlaf bereits außer Tätigkeit gesetzten Hautgefühls entstehen. Nicht selten sind aber auch dramatisch bewegte Traumbilder damit verknüpft. Wir klammern uns zum Beispiel an eine Felswand an und spüren entsetzt, wie das Gestein unter unserem Griffe nachläßt; wir verlieren den Halt und sausen mit unheimlich echter Fallempfindung in den Abgrund — wobei wir erwachen. Oder wir stehen auf einer hohen Leiter, die ins Schwanken gerät und jeden Augenblick umzuschlagen droht, was auch nur ein mäßiges Vergnügen ist. Peinlich sind auch die typischen Einbrecherträume. Wir sehen uns zu Hause einem eingedrungenen Übeltäter



Traum 3. Zeichnung von Hermann Poeppel.

gegenüber und fühlen uns, völlig gelähmt, außerstande, Maßregeln der Abwehr zu ergreifen, vermögen nicht einmal um Hilfe zu rufen. Also eine Variante des berühmten Alpdrucks, der in der Mythe aller Völker der Erde eine so große Rolle spielt. Alp, Druta, Mahr — mit diesen und anderen Namen belegten unsere Altvordern den bösen Kobold, der nachts auf der Brust des Schläfers hockt, ihm die Kehle zudrückt, den Atem benimmt. Das Mittagsgespenst, das die im Sonnenbrand auf den Feldern schlafenden Schnitter mit Angstträumen schreckt, ist auch nichts anderes als der Alp. Recht unangenehm sind auch die ziemlich häufigen Konfliktsträume, die den Schläfer in heftige Zerwürfnisse mit Familienmitgliedern oder Kollegen und Vorgesetzten verstricken und mitunter derartig erschüttern, daß er noch beim Erwachen vor leidenschaftlicher Erregung bebt.

Der Künstler, dessen Bilder unseren Text begleiten, hat es unternommen, ein von ihm selbst geträumtes wildes Notturno, grotesk wie die Szenen eines Trickfilms, mit der Zeichenfeder festzuhalten. Auf dem ersten Bilde sehen wir, wie der Schläfer, nur mit dem Nachtgewand bekleidet, vor einer Dampfwalze flieht. Das Ungeheuer mit seinen rotglühenden Laternenaugen ist ihm hart auf den Fersen, in der engen Gasse gibt's kein Entrinnen mehr, schon im nächsten Augenblick muß die teuflisch beseelte Eisenwalze den Armen zermalmen ... Da ändert sich jäh die Szene. Der Schläfer liegt wieder in seinem Bett. Aber in welcher Situation! Das Bett schwebt, an Stricken hängend, in Höhe des vierten Stockwerkes über der Straße. Unten gähnt der finstere Abgrund, oben leuchtet ein spukhafter Mond ... Abermals dreht der phantastischste aller Kinoregisseure, der Traum, die Kurbel seines Apparats. Ein anderes Bild: der Schläfer steht sich jetzt auf die Spitze eines gespenstig in den Nachthimmel ragenden Turmes versetzt. Da gerät der Turm ins Wanken, er berstet, zerfällt; entsetzt klammert sich der Schwergeprüfte an die niederstürzende Spitze an — um im Fallen endlich zu erwachen und mit beglückendem Gefühl sich darüber klarzuwerden, daß alles nur ein Traum war, ein greulicher Traum.

Es scheint übrigens die Regel zu sein, daß Träume nie völlig zu Ende geträumt werden. Bei wunscherfüllenden Träumen ist das fatal, bei Angstträumen ein Vorteil. Der im Traum Fallende erlebt es nie, daß er den Aufprall des Körpers spürt; der uns bedrohende Missetäter holt wohl zum Schlage aus, aber wir erwachen, bevor er uns trifft. Dem Erwachen geht gewöhnlich ein kurzes Aufdämmern des Bewußtseins, ein Zweifel an der Realität des Traumerlebnisses voran. Die ursprüngliche Veranlassung der Angstträume ist wohl körperlicher Art, hängt mit Blutstauungen zusammen, und wir erwachen, wenn das Unbehagen und damit zugleich die Situation im Traum unerträglich geworden ist. Aber der körperliche Zustand allein genügt nicht zur Erklärung der Traumvisionen, er stellt nur das Primäre dar, die Grundlage, auf der die noch immer nicht hinlänglich erkannten, geheimnisvoll dunklen Seelenkräfte das bunte, bizarre, alle menschliche Logik verspottenden Traumgebilde errichten.

Der Kiesbruch * Skizze von Toni Rothmund

Seitab der Landstraße lag ein alter, verlassener Kiesbruch. Niemand arbeitete mehr darin, er gehörte zwar der Gemeinde, aber es bekümmerte sich keine Seele darum. Nicht einmal als Schuttabladeplatz kam er in Betracht, denn er lag zu weit vor dem Städtchen draußen und zu sehr von der Straße ab. Ein schwaches Holzgeländer hatte man am oberen Rand der Grube aufgestellt, damit nicht etwa spielende Kinder oder verspätete Wanderer aus Achtlosigkeit hinunterfallen möchten. Das war das einzige Interesse, was die Menschen noch an der Kiesgrube nahmen. Der Weg, den einst Karren und Wagen gebahnt hatten, der war nun mit Gras und Unkraut verwachsen, und am Eingang zu der Kiesgrube hatten sich zwei große, stachelige Dornbüsche angesiedelt, so daß jedem die Lust verging, sich hineinzuwagen. Oben am Rand dieser furchtbaren Wunde, die Menschenhände in die Erde gerissen hatten, blühte roter Mohn und zartlila Steinröschen. Die steilen Abhänge waren mit prangender Goldraute und wilder Waldrebe bewachsen und mit wehrhaften Disteln, stacheligen Brennesseln und sonst noch mit allem, was sticht und zwickt und brennt.

Denn seit Menschengedenken gehörte dieser alte Kiesbruch nur noch den Tieren. Da nisteten in den Büschen Goldhähnchen und Meisen, Ammern, Zeisige, Hänflinge, Amseln und Finken. Es war das reinste Vogelparadies. Man muß zwar nicht denken, daß es ein seliger Friede dort war, nein, wo Leben ist, da ist auch Kampf. Unten am Erdboden wohnten die Ringelnatter, das flinke Frettchen, der bis an die Zähne bewaffnete Igel, der Edelmarder und die zierlichen Eidechsen. In den Steinschlüften hauste ein alter Kolkrabe, ein einsiedlerischer, trauriger Vogel. Aber das große, furchtbare Raubtier, der Mensch, war diesem Winkel fern geblieben.

Eines Tages aber drängte es sich doch durch die Dornenhecke und betrat den verlassenen Kiesbruch. Es war ein Mann, der in dieses Stück Wildnis paßte, denn gerade so eine Wildnis war in seinem Herzen. Er hatte sich gegen die Gesetze der Menschen vergangen, und sie hatten ihn eingesperrt; die Richter sagten, um ihn zu strafen, der Geistliche, um ihn zu bessern. Nun war seine Zeit verbüßt, und er war entlassen worden. Die, zu denen er einmal gehört hatte, die wollten nichts mehr von ihm wissen, und seine Frau war unterdessen gestorben. Gerade so ein Stückchen Erde, wohin er sich verkriechen konnte, das brauchte er.

Der Mann untersuchte den ganzen Platz. Es hatte sich eine Humusschicht auf dem Boden der Grube gebildet, und das Erdreich war locker und ausgeruht. Die Sonne schien warm in die Grube, und vor wilden Stürmen lag sie geschützt. Sie war ziemlich weit und rund wie eine Kraterőffnung. Unter dem Fuße des Menschen raschelte es ständig in aufgeregter Flucht. Die Eidechsen, die Schlangen, die Frettchen und die Mäuse retteten sich in ihre unterirdischen Schlösser. Die Vögel flogen kreischend auf, der Kolkrabe schoß aus seinen goldenen Augen böse Blicke auf den Eindringling herab. Noch stundenlang, nachdem der Mensch sich entfernt hatte, zitterte eine angstvolle Erregung über der Kiesgrube.

Es währte auch nur wenige Tage, bis der Ausgestoßene wieder in der Wildnis auftauchte. Er schob einen alten, wackeligen Wagen durch das Dorngestrüpp herein. Gott weiß, wo er den aufgetrieben hatte. Den richtete er sich als Wohnung ein und nahm die Kiesgrube in Besitz. Niemand fragte groß danach, was er dort trieb. Es währte überhaupt eine ganze Weile, bis die Gemeinde, der der Kiesbruch gehörte, es gewahr wurde, daß dort jemand hauste. Der Mann, der sich mit

den Menschen verfeindet hatte, war froh, daß ihn niemand bemerkte. Er hatte ein Stück Erde gefunden — und in seinen Händen hatte er Saat mitgebracht — Saat und Erde —, mehr wollte er nicht.

Der Mensch begann sein Werk. Er rodete Unkraut aus und schichtete es auf einen Haufen, damit sich Humus bilden möchte. Den Tieren tat er nichts, und nach anfänglicher Zurückhaltung traten sie ihm näher und befreundeten sich mit ihm. Die Vögel hüpften um ihn herum, wenn er grub, denn dabei kamen Engerlinge, Käferlarven, Tausendfüßler und allerlei Gewürm zutage, das sich in der Erdschicht auf dem Boden der Grube bisher als alleiniger Bewohner gefühlt hatte. Diese Insekten pickten die Vögel auf, sobald sie sichtbar wurden. Nachts ging der Igel auf Streifzüge nach Schnecken und Schädlingen. So entstand allmählich ein auf gegenseitigen Nutzen gegründetes Freundschaftsverhältnis zwischen dem Menschen und den Tieren. Nur der alte Kolkrabe verharrte in seiner abweisenden Zurückhaltung.

Der Mensch brauchte wenig zum Leben, und das Wenige verdiente er mit Tagelohn. Aber immer war er finster, wenn er unter den Leuten sein mußte, immer glättete sich seine Stirn erst, wenn die Dornenhecke des Kiesbruchs hinter ihm zusammenschlug. Dann war er froh. Denn hier in seiner Erde blühten Feuerbohnen und lichtgrüne Erbsen. Hier wuchsen die saftigen Rettiche und der zarte Salat in dicken, festen Köpfen. Die Kartoffelblüten zitterten im Winde, und über dem Komposthaufen spreitete eine Kürbispflanze ihre Arme. Man muß nicht meinen, daß es ihm an Dung fehlte. Von der Straße kehrte er den Mist zusammen und trug ihn in seinen Garten. Es war auch nicht so, daß er kein Wasser gehabt hätte. Denn nicht weit von seinem heimlichen Winkel stand ja das Bienenbrünnlein, das tränkte alle wegemüden Wanderer und Tiere mit seinem barmherzigen Strahl. Auf seiner steinernen Brunnenschale, soweit sie naß war von den fallenden Tropfen, saßen den ganzen Sommer die Bienen, wenn sie, durstig von ihrer Arbeit in Obstbäumen und Wiesen, ein wenig Erquickung suchten. Dies liebe Brünnlein spendete auch dem Mann aus der Kiesgrube, was er brauchte. Es war ein Festtag für ihn, als er zum erstenmal mit einem Körbchen voll herrlichen Salats, schwellender Radieschen und zarter Kresse auf den Markt ging, um es zu verkaufen. An diesem Tage kaufte er sich ein Päckchen Tabak, und als er abends auf dem Trittbrett seines Karrens saß und rauchte, da hätte dieser Mensch mit keinem Könige getauscht.

Die Jahre gingen dahin, der vergessene Winkel blühte auf. Eine Ziege kletterte an den Hängen, Kaninchen wohnten in kunstlos zusammengezimmerten Ställchen. Niemand hätte nach ein paar Jahren die verlassene Kiesgrube wiedererkannt. Sie war ein blühender Garten geworden, und in ihr wohnte ein nützlicher und zufriedener Mensch.

Da kam dann der Tag, an dem eine Industriegesellschaft von der Gemeinde den Kiesbruch kaufte. Eine Industriebahn sollte gebaut werden, und zwar hart an dem Kiesbruch entlang. Zum Bau des Bahndammes brauchte man Kies, und warum ihn so weit herführen, wenn doch hier so nahe noch Kies zu gewinnen war.

Als der Besitzer des Winkels dies vernahm, lief er verzweifelten Herzens zum Bürgermeister des Städtchens und bot die paar Groschen, die er zusammengerackert hatte, als Pacht für das Stück Erde. Natürlich wurde er abgewiesen. Die Gesellschaft bot viel mehr, und das gab den Ausschlag. Außerdem habe er ja gar kein Recht gehabt, den Winkel anzubauen; genau genommen sei es sogar eine Art Diebstahl gewesen, den er begangen habe.

Tiefgesenkten Hauptes und langsamen Schrittes ging der Mensch davon. In seinen Augen stand ein böses, gelbes Licht wie bei dem alten Kolkraben. —

In dieser Nacht brannte des Bürgermeisters Haus bis auf den Grund nieder. Es lag Brandstiftung vor, und man vermutete, daß der aus der Kiesgrube der Täter sei und suchte ihn in seinem Winkel auf.

Was man dort fand, war eine grauenhafte Verwüstung. Die Beete waren zertrampelt, die Pflanzen herausgerissen. Die Hasen rannten verscheucht umher, nur die Ziege graste am Hang und blickte spöttisch herunter. Der Wohnwagen war umgestoßen und zertrümmert.

Den Verbrecher fand man nicht. Man hatte ihm Saat und Erde genommen — er war geflohen. —

Der Bürgermeister war versichert und ließ sein Haus schöner als vorher aufbauen. Im selben Herbst noch wurden die Bahnbauten in Angriff genommen und die Arbeiten im Kiesbruch begonnen.

Die Vögel wurden verjagt, die Tiere wanderten aus. Nur der alte Kolkrabe kreiste manchmal großen, ruhigen Fluges über dem zerstörten Paradies.

Und nach kurzer Zeit fauchte eine Lokomotive über das Gelände dahin.

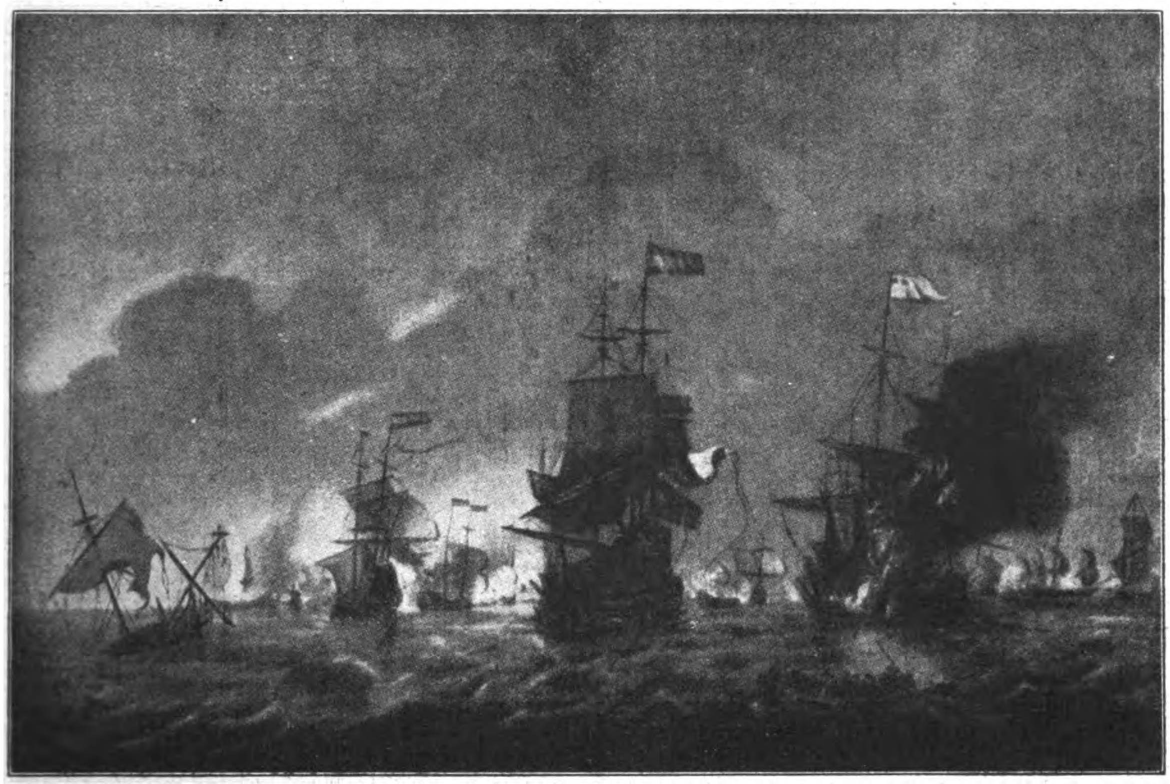
Admiral de Ruyter in der Themse

Zur Erinnerung an den 20.—23. Juni 1667. Von Vizeadmiral z. D. A. Meurer

Hierzu zwei Abbildungen

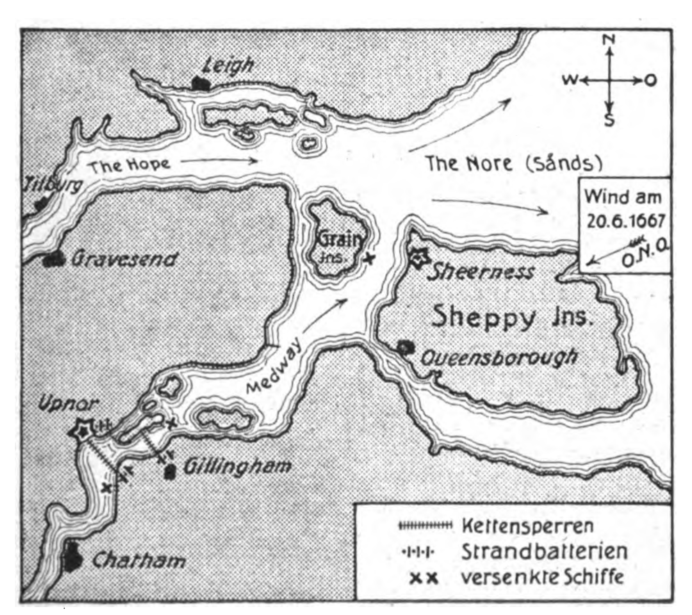
Zum fünften Male hat sich heuer der Tag gejährt, an dem am 31. Mai 1916 vor dem Skagerrak die mächtige britische Flotte mit der deutschen im Kampfe lag, wobei es Admiral Scheers kraftvoller Führung nicht nur gelang, der weit überlegenen „grand fleet" in offener Seeschlacht zu widerstehen, sondern sie zum Abdrehen und damit zur Aufgabe des Kampfes zu zwingen. Ein unbestreitbarer Erfolg, der zum ersten Male seit fast genau 250 Jahren die hohen Diplomaten und Handelsherren an der Themse erzittern ließ! Damals, am 20. Juni 1667, fuhr der größte holländische Seeheld, Admiral Michiel de Ruyter, die Themse herauf und zwang dadurch die übermütigen Briten zum Frieden mit seinem schändlich von England überfallenen Vaterlande. Es lohnt sich schon, aus diesem großen Beispiel zu lernen, denn die Geschichte wird, wie Friedrich der Große einmal sagt, immer die Schule der Völker sein und bleiben, die aus den Fehlern der vergangenen Jahrhunderte lernen müssen, um sie zu vermeiden. Wer an leitender Stelle ihre Lehren verachtet, wird sich stets Rückschlägen aussetzen, wie ja auch der letzte Krieg es leider zu unserem Schaden erwiesen hat.

Wie der Weltkrieg, sind auch die drei englisch-holländischen Seekriege im 17. Jahrhundert aus dem echt britischen Neide über Wohlstand und Gedeihen eines friedlichen Nachbarvolkes entstanden. Schon im ersten dieser Kriege (1653—55) hatte sich Admiral de Ruyter so ausgezeichnet, daß das ganze holländische Volk ihm fest vertraute und ihn als den gegebenen Führer der nationalen Seemacht ansah. Nur zu bald sollte er Gelegenheit



Seeschlacht. Nach einem Gemälde aus dem 17. Jahrhundert von W. van de Velde.

haben, sich von neuem zu bewähren. 1660 war nach dem Tode Cromwells, des eisernen Lord-Protektors, Karl II., der Stuart, aus der Verbannung zurückgekehrt, vom Jubel des ganzen Volkes begrüßt. Er haßte die Holländer, die ihm das Asyl gekündigt hatten; sein persönlicher Haß traf mit dem nationalen zusammen. Unter diesen Umständen bedurfte es nicht einmal eines besonderen Kriegsgrundes, und Monk, einst ruhmreicher General unter Cromwell, dann Admiral der königlichen Flotte, sprach nur das eigenste Gefühl des Volkes aus, wenn er sagte: „Was schert uns dieser oder jener Grund zum Kriege — was wir brauchen ist mehr von dem Handel, den die Holländer jetzt haben!" So begannen die Feindseligkeiten ohne besondere Kriegserklärung, indem ein englischer Admiral in der Straße von Gibraltar im Dezember 1664 einen holländischen Konvoi ohne jede Warnung angriff. Der erste für Holland unglücklich verlaufene Seekrieg gegen das England Cromwells war um eine Beteiligung Großbritanniens an dem holländischen Welthandel geführt worden, der zweite Krieg ging um den Handel selbst, also um Leben und Sterben der Niederlande. In Holland hatte man die ungeheure Gefahr, die von dem übermächtigen und raubgierigen Nachbar jenseits des Kanals drohte, klar erkannt, besonders gilt dies von dem tatkräftigen und genialen Ratspensionär von Holland, Jan de Witt, der damals die Politik der vereinigten sieben Provinzen leitete und der eng mit Ruyter befreundet war, ein Verhältnis ähnlich demjenigen zwischen Bismarck und Moltke.



Obwohl Holland noch mit Frankreich im Bunde stand, so hat Ludwig XIV. doch keinen Finger gerührt, um zu helfen, im Gegenteil hat er Karl II., seinen Freund, heimlich unterstützt. So mußte Holland den schweren Kampf gegen den übermächtigen Gegner ganz aus eigner Kraft führen. In dem wechselvollen Verlaufe des Seekriegs, der hier nicht weiter verfolgt werden soll, und in dem sich auf holländischer Seite Führer wie Ruyter, van Nees und Ghent, auf englischer Monk, der Herzog von York (Bruder des Königs, späterer König Jakob II.) und Prinz Rupert auszeichneten, kam es zu zahlreichen Zusammenstößen der gegnerischen Flotten, darunter zu der berühmten, mit unerhörter Erbitterung ausgefochtenen Viertageschlacht im Juni 1666, in der Ruyter trotz mangelhafter Unterstützung durch seine Unterführer die Engländer glänzend schlug. Gegen Ende dieses Jahres trat auf beiden

Seiten Kriegsmüdigkeit ein, hervorgerufen durch die schweren Verluste, die der Seehandel beider Völker erlitten hatte, auf englischer Seite noch verstärkt durch den furchtbaren Brand von London, der im September 1666 die ganze City zerstörte, sowie durch eine pestartige Krankheit, die im Winter desselben Jahres Südengland heimsuchte. Dazu trat eine arge Finanzkrise. Karl II. hatte die Gelder, die für die Flotte bestimmt waren, für seinen ausschweifenden Lebenswandel verbraucht und sah sich nun gezwungen, die meisten Linienschiffe aufzulegen und sich auf den strategisch wirkungslosen Kreuzerkrieg zu beschränken. Trotzdem beharrte er in seinem blinden Hasse auf demütigenden und unerfüllbaren Friedensbedingungen.

Diese Verhältnisse machte der kluge de Witt sich sofort zunutze. Er drängte auf einen starken Schlag gegen das Herz des Feindes, gegen London, um Karl zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Kriegführen heißt nach einem Ausspruch Admirals v. Maltzahn (Mar.-Rundschau Heft 4, 1921) dem Feinde einen Schaden zufügen, den er schwerer empfindet als die Friedensbedingungen, die der Gegner erstrebt. Hiernach handelte de Witt, als er den Angriff auf London ansetzte. Mit der Aufgabe, die Themse zu forcieren, wurde Admiral de Ruyter beauftragt. Am 18. Juni 1667 erschien die aus 64 Linienschiffen nebst den nötigen Fregatten, Schaluppen und Brandern bestehende holländische Flotte vor der Themse, wo nur unzureichende Vorbereitungen gegen einen umfassenden Angriff getroffen waren. Ein Beweis für die echt englische Überhebung, die einen Angriff auf die geheiligte Hauptstadt des Reiches für ausgeschlossen hielt. Die meisten englischen Schiffe waren aufgelegt und nur schwach bemannt, die wenigen vorbereiteten Kettensperren in den Fahrstraßen nur mangelhaft durch kleine Geschütze verteidigt; einige im Fahrwasser versenkte Schiffe sollten genügen, den Gegner aufzuhalten. Die Briten hatten dabei allerdings nicht mit der Tatkraft Ruyters gerechnet.

Der holländische Admiral wollte gleichzeitig beide Fahrstraßen in die Themse, die eigentliche Einfahrt, „the Hope" und südlich davon den „Medway", sperren. Ungünstiger Wind vereitelte das Unternehmen gegen die Themse und gegen Gravesend und damit eine unmittelbare Bedrohung von London; um so größeren Erfolg hatte der Angriff auf den Medway, an dessen Ufern die damals wichtigsten englischen Werften und Arsenale von Sheerneß und Chatham lagen. Am 20. Juni morgens wird ersteres von Admiral van Ghent genommen, am 22. segelte Ruyter selbst den Medway herauf. Durch freiwillige Stoßtrupps in Booten und Brandern, die sich tapfer dem sicheren Tode weihten, wurden die Sperrketten gesprengt und die Landbatterien gestürmt, und gegen Mittag fuhren stolz die holländischen Linienschiffe den Fluß herauf; vier englische Schlachtschiffe wurden verbrannt und das größte britische Admiralsschiff, der „Royal Charles", von 100 Kanonen als Beute nach Holland gebracht. Ein Augenzeuge, ein Engländer, schildert die Kämpfe auf dem Medway wie folgt: „Die Szene war furchtbar; der Fluß voll von fahrenden Schiffen, Booten und brennenden Trümmern; ununterbrochenes Geschütz- und Gewehrfeuer, übertönt von den Klagen der Verwundeten; Trompetengeschmetter, Trommelschlag und Siegesgeschrei der Holländer nach jedem Erfolge; über allem schwarzer Pulverrauch, erleuchtet von den Flammen der brennenden Schiffe und den Blitzen der Schüsse." Am 22. abends war die erste Sperre bei Gillingham überwunden, am 28. wurde unter persönlicher Leitung Ruyters, der von einem Boote aus mitten im Kugelregen befehligte, die zweite Sperre bei Upnor bezwungen und neun englische Schiffe, meist große Linienschiffe, genommen und verbrannt.

Trotzdem es Ruyter nicht gelang, Chatham zu nehmen, war der Erfolg der kühnen Tat doch ein außerordentlicher. Der Feuerschein von Sheerneß war bis London zu sehen, und deutlich hörte man dort den Kanonendonner. Tausende verließen in panikartiger Flucht die Hauptstadt und verbreiteten im ganzen Lande die Schreckensbotschaft. Auf die Forcierung der Themse folgte deren enge Blockade, die dem britischen Kriegsmut den Rest gab. Kein englisches Schiff wagte mehr, sich im Kanal zu zeigen, weder Kriegs- noch Handelsschiff, während der holländische Seehandel von allen Fesseln befreit war und die holländische Flotte die bisher so hart umstrittene Seeherrschaft im Kanal ausübte. Durch des Königs Verschwendungssucht büßte England im entscheidenden Augenblick die Freiheit des Handelns ein, und das verhaßte kleine Holland gebot der Stunde! Der große taktische und strategische Erfolg Ruyters, der mit Recht als Retter des Vaterlandes gepriesen wurde, münzte sich sogleich auch in einen politischen um: Karl II. fand sich zum Frieden bereit. Die Blockade der Themse wirkte so vernichtend auf das englische Wirtschaftsleben (die Preise für Kohlen und unentbehrliche Materialien stiegen zum Teil auf das Acht- und Zehnfache), daß eine Finanzkrise in London eintrat und alles nach Frieden schrie. Unwillkürlich muß man an den deutschen U-Bootskrieg denken, der in gleicher Weise das feindliche Wirtschaftsleben bedrohte, aber durch unsere eigene Schuld ohne den erhofften politischen Erfolg blieb! Zwar konnten die Holländer im Frieden von Breda 1667 nicht alle ihre Wünsche verwirklichen, weil Ludwig XIV. wie im Kriege so auch im Frieden seinen Verbündeten im Stiche ließ, wenigstens aber gelang es, eine starke Milderung der Cromwellschen Navigationsakte zu erwirken, die bisher den holländischen Handel nach England fast erwürgt hatten. Dafür mußte Holland allerdings Neu-Amsterdam (das heutige Neuyork) abtreten. Aber es war doch der drohenden Vernichtung entgangen, und das Kriegsziel der Feinde war nicht erreicht, denn sein Handel erholte sich wunderbar schnell von den Schäden des Krieges.

„Männer machen die Geschichte", sagt Treitschke mit Recht. Ruyters ganzes Leben im Dienste seines Vaterlandes ist ein Beweis dafür. Als Mensch und als Seemann, als Führer und Held stand er gleich hoch, und es ist die Frage, ob er nicht Nelson überragt. Mit der ganzen Fülle seines Genius hat er aus einem Haufen bewaffneter Kauffahrer, die er bei Beginn seiner militärischen Laufbahn vorfand, das glänzend abgestimmte Kriegsinstrument, die holländische Schlachtflotte des 17. Jahrhunderts, geschaffen, mit der er die Themse kühn heraufsegelte und in drei schweren Kriegen und in hundert Seeschlachten den Sieg an seine Flagge heftete, fast immer mit der glorreichen Minderzahl auf seiner Seite. Als er am 26. April 1676, ein 69jähriger Greis, bei Agosta im Mittelmeer nach siegreicher Schlacht durch eine französische Kugel den Tod des Seemannes erlitt, sicherte Ludwig XIV., der Feind, dem Schiffe mit seiner Leiche freies Geleit nach der Heimat! So ehrte auch der Franzose den größten Seehelden nicht nur seiner Zeit, sondern vielleicht aller Zeiten, den Retter seines Vaterlandes aus schwerster Not. Sein Leben und seine Taten bieten das Bild eines wahrhaft großen, frommen Kriegsmannes von echt niederländisch-germanischem Geblüt, so recht geeignet für die deutsche Jugend und für alle Freunde der Geschichte, um sich aus dem Graus der Gegenwart aufzurichten an den großen Männern der Vergangenheit.

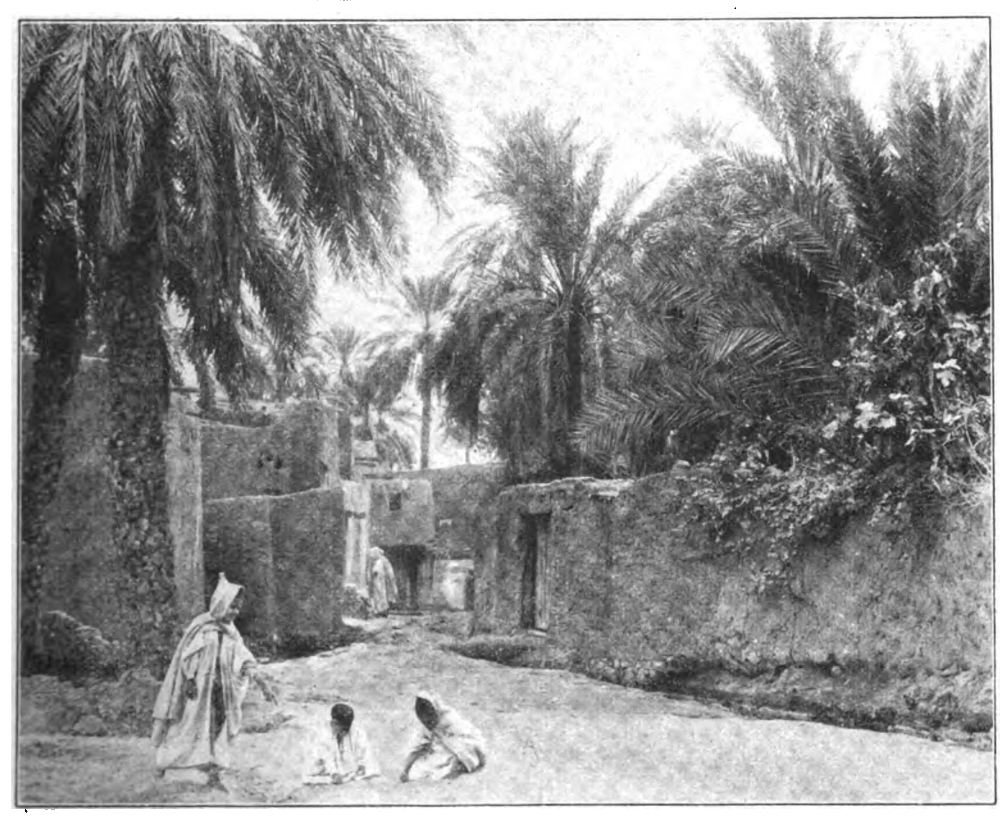
Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 16. Juni 1921 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

Schluß des redaktionellen Teils

Das sterbende Volk

Roman von Grethe Auer (Fortsetzung)

Verließ Dschilali im Morgengrauen die Hütte seiner Eltern, wo er zu nächtigen pflegte, so stand seine Mutter schon bereit und reichte ihm auf einem weißgescheuerten Brette die fertig gekneteten Brote. Dschilali brauchte sie dann nur gehen zu lassen und zu gegebener Zeit zum Bäcker zu bringen. Hatte Dschilali sein Feuer angemacht, wozu er sich eine glühende Kohle aus dem Feuerbecken des Kaffeesieders an der Straßenecke holte, so machte er sich auf den Weg, um alle Einzelheiten zum Frühstück zusammenzubringen: Tee, Eier, Zucker, grünbeschlagene, schön ranzige Butter, Früchte, getrocknete Fische, frisches Ölgebäck und Honig, um es zu begießen. Dies alles besorgt ein richtiger Diener täglich neu, und nicht etwa bei den Juden der Stadt, sondern draußen auf dem Markte der Landleute, wo die Morgensonne in eben errichtete kleine Zelte schien, und wo mit den allerfrischesten Waren auch die allerneuesten Mären aus den fernen Steppendörfern geboten wurden. Hatte der Europäer gefrühstückt, so machte sich Dschilali von neuem auf den Weg, um zu sehen, was der Markt an Herrlichkeiten für das Mittagmahl brachte. Nun suchte er die Fischer am Strande auf, den Schlächter in der Hüttenstadt, die Landleute, die Zicklein und Hühner zur Stadt lieferten, und die Gärtner an der Sidi-Mussa-Straße, die Artischocken, Gurken, Tomaten, Eierfrüchte und Topinambur züchteten; und seine flinken, schlanken Beine ermüdeten ebensowenig, wie sein lustiger feiner Mund, mit dem er forderte, handelte, Preise drückte, Händler beschimpfte und über sich selbst und seinen Herrn tausend wunderbare Dinge erzählte. Er sah in seinem Festgewand aus leichtem Wollgewebe, das er nun immer trug, mit dem roten Tarbusch, den ihm der Herr geschenkt hatte, und der gestickten Ledertasche, die so erstaunlich viel Geld enthielt, so hübsch und stolz aus, als wäre er der Sohn eines Großen, und er empfand mit berechtigter Freude den Eindruck, den er machte. Hatte er nun seine Einkäufe beendet, so gestattete es das Herkommen, daß man auf dem Marktplatz ein spielendes Bübchen beim Ohr erwischte und diesem das Huhn zum Schlachten und Rupfen, die langweiligen Erdfrüchte zum Kratzen oder den Fisch zum Schuppen übergab, was jedes Bübchen gern und gründlich für eine kleine Kupfermünze besorgte. Es war noch nicht so lange her, seit Dschilali selbst von den Köchen der Stadt zu solchen Diensten herangezogen wurde. Gab es langwierige Zubereitungen, so hantierten die Bübchen auch gern unter Dschilalis Oberaufsicht in der Küche und beschämten alle Meerkatzen der Unterwelt durch flinke Beweglichkeit. Legte Dschilali endlich Hand



Unter den Palmen Nordafrikas.

an die Speisen, so geschah es zur künstlerischen Vollendung, und wie ein fürstlicher Truchseß brachte er dann die duftenden Platten auf den Tisch des Gebieters. War er aber ein Herrscher im Küchenbereich, so war er der demütigste und geräuschloseste der dienenden Geister, wenn er vor dem Bu Schimrir stand. Schweigend hockte er an der Schwelle des Raumes, in dem sich jener aufhielt, die leuchtenden Augen fest auf den Erhabenen gerichtet. Jedes Winkes war er gewärtig, das Nichtausgesprochene verstand er aus einem suchenden Blicke der Augen, und hatte er seine Witterung, so flog er dahin wie ein edler Rüde, leicht und geräuschlos, und mit dem frohen Ausdruck der Dienstfreude im Antlitz. Der Europäer schaute ihm oft nach mit einem Ausdruck heiteren Wohlwollens und vielleicht mit eigenen Gedanken. Wo ist im Bereich der sogenannten Kultur die schöne Begeisterung des Dienens hingekommen, und welche Umstände haben diese Herzensblume, die der einfache Mensch hegt, bei den Freien erstickt?

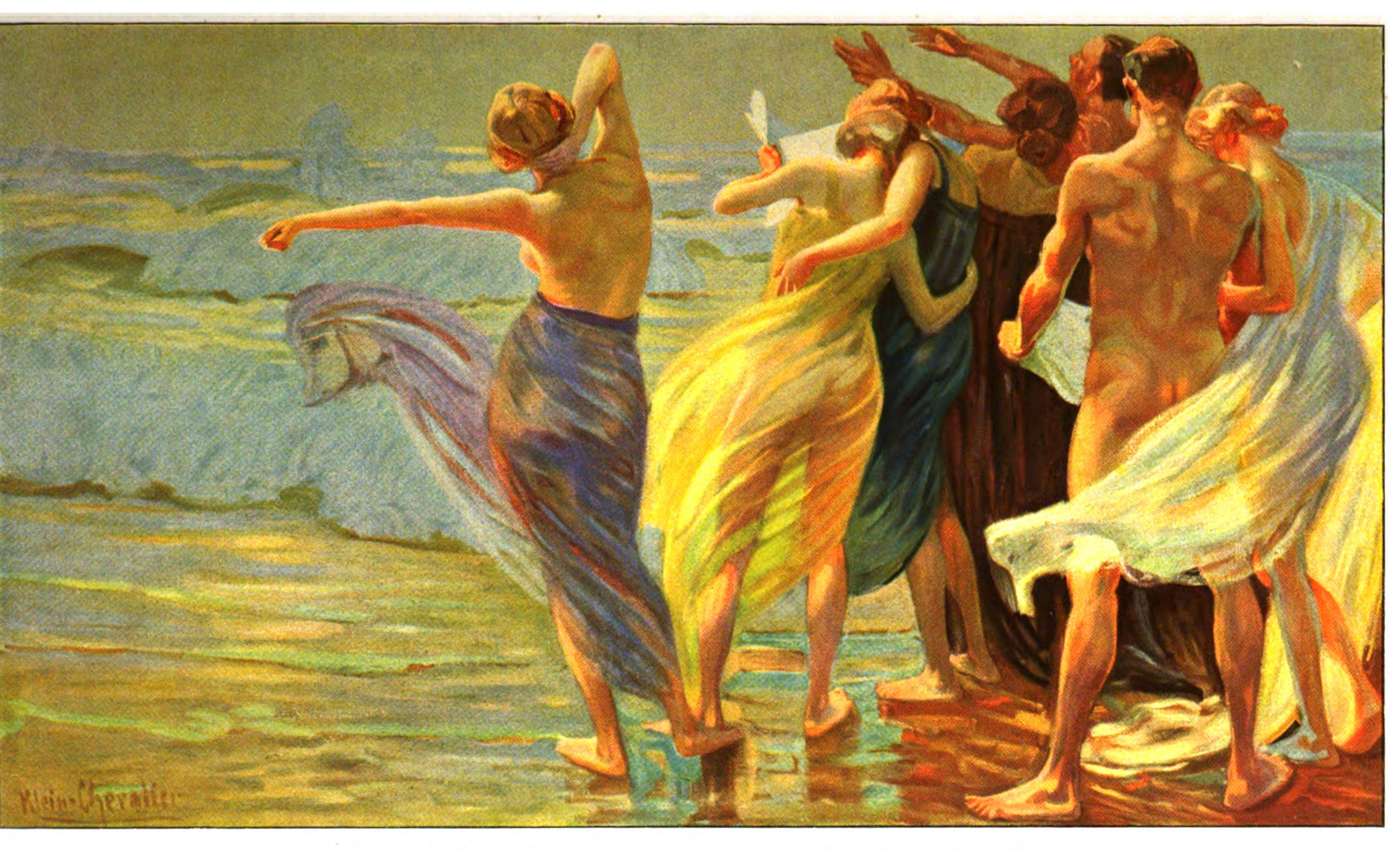
Bei all dieser Geschäftigkeit blieb Dschilali immer noch genügend Zeit für seine eigene Lust, die er nach wie vor auf der Mole suchte, wenn fern am Horizont die Rauchfahne eines Dampfers auftauchte, auf dem Strande, wenn ein günstiger Seegang blitzende Fischschwärme in die Bucht trieb, oder drüben an der Südseite der Stadt, wo an steilem Klippenufer kein Boot und kein Fischer sich sehen ließen, wo nur die Einsamkeit mit den donnernden Lauten der Brandung sprach. Dschilali hätte nicht gewußt, wie er leben sollte, hätte man ihm dies Umherstreifen geraubt, das ihn berauschte mit der starken Süßigkeit duftgeschwängerter Luft, mit der aufpeitschenden Frische des Meerwassers, der wohligen Glut der Sonne und des heißen Sandes, und der betäubenden Schläfrigkeit, die das eintönige Singen des Windes über weiten Flächen hervorruft. Kein Mensch, der sein Leben in Häusern und Straßen verbracht hat, kann sich das Gefühl vorstellen, das diese ewige Einwirkung von heißer Sonne und kräftigem Winde, von Meeresbrausen und Falkengeschrei, von herbem Algenduft und süßen Blumengerüchen, von unendlicher Ruhe und unendlicher Bewegung in der Seele hervorbringt, und die es kennen, tauschen es gegen keine andere irdische Freude. Dschilali hätte es einfach nicht verstanden, hätte man ihm dieses Ruhen in der ihm vertrauten Natur kürzen wollen, und der Europäer, der zu den Auserwählten gehörte, die ein Naturgebot achten, dachte auch nie daran, ihn zurückzuhalten. Dschilali wußte freilich dafür zu sorgen, daß sein Herr durch diese Freiheit, die er ihm gönnte, in keiner Weise zu kurz kam; er hatte unter seinen kleinen Helfern einen Spionagedienst errichtet, der besser funktionierte, als wenn ihm Funker zu Gebote gestanden hätten. Jeden Schritt, den sein Herr tat, wußte Dschilali, wo immer er auch sein mochte, fast in derselben Minute. Und sobald der Europäer die Türe seiner Schreibstube auf dem Magazinhofe schloß und damit andeutete, daß er heimzugehen sich anschicke, flog auch schon von irgendwoher Dschilali mit langen Beinen auf das Stadttor zu und huschte immer einige Minuten vor jenem hindurch. Betrat der Europäer sein Haus, so stand der Bursche bereits mit befehlheischenden Augen vor ihm.

Seit Dschilali in dem Hause des Bu Schimrir diente, war zu seinen alten Lustgefilden noch ein neues hinzugekommen. Das war die Stadtmauer, die ein paar Leiterstufen vom Dach aus erreichten. Welch ein Tummelplatz, welch ein Ausguck! Die Stadtmauer war an jeder ihrer vier Seiten etwa vierhundert Meter lang, und ein Läufer von Dschilalis Gaben konnte das ganze Quadrat bequem in einer Viertelstunde umkreisen. Sie war so breit, daß zwei Kamelkarawanen mit beladenen Packsätteln sich darauf begegnen konnten, ohne einander zu streifen, und sie hatte an jeder Ecke eine Bastion, die mit sehr alten Kanonen bestückt war. Diese Kanonen durften auch jetzt noch manchmal donnern, wenn ein fremdes Kriegsschiff draußen auf der Reede vor Anker ging. Dann gaben sie ihre Salutschüsse in unendlich langen Zwischenräumen, aber dafür mit einem Krachen, Prusten, Knallen und Zischen, als ob die Fundamente der Stadtmauer bersten wollten, und mit Rauchwolken, die nachher noch eine Stunde lang über der Bastion hingen. Es hieß, die Kanonen sowohl als das Pulver stammten noch aus der Portugiesenzeit — und wer kann sagen, wann die war? Aus der Portugiesenzeit stammte auch noch ein starkes Gebäude an der südlichen Bastion, das einen einzigen Saal, einen Keller und ein Turmgemach enthielt. Es hieß das Inquisitionsgebäude auch bei solchen, die nicht wußten, was Inquisition bedeutet. Es stand leer mit offenen Türen und zerfallenen Treppen, etwas unheimlich, aber nicht ohne Grandezza, wie jene ganze Nation selbst ein Denkmal vergangener Macht.

Sonnabends pflegte die ganze Judenschaft von Mazagan auf der Stadtmauer spazierenzugehen, und auch das war noch eine Überlieferung aus der Portugiesenzeit. Dann hielt Dschilali sich fern. Alle übrigen Tage der Woche gehörte die Stadtmauer ihm allein, denn die kleine dunkle Treppe, die nach dem Stadttor zu abstieg, war verschlossen und öffnete sich nur gegen einige rote Münzen; die bezahlten aber nur wundersüchtige Reisende oder wer solche zu führen hatte. Von den Häusern, die an die Stadtmauer stießen, boten nur zwei oder drei einen bequemen Aufstieg. Einige waren weit niedriger als die Mauer, andere blickten mit hohen Aussichtstürmen auf sie herab. Kannte man nun auch noch die Gewohnheiten derer, die diese Türme bestiegen, so war es nicht schwer zu sagen, wann man auf der Mauer eine Plauderstunde von der Tiefe zur Höhe, und wann man einsame Träumereien dort suchen durfte. Für beides hatte Dschilali einen lebhaften Sinn.

Die Ostseite der Mauer fiel gegen das Meer ab. Wenn man sich auf den Mauerrand setzte und weit vorbeugte, dann konnte man den Felsengrund sehen, auf dem sie wurzelte, und den die zurückebbenden Wellen frei gaben. Hing man ganz über, so nahm man im Mauerwerk auch den mächtigen Granitbogen des alten Marinetores wahr, durch das einst die Segelfrachten der Portugiesen in die Stadt gebracht wurden, und das nun seit hundert und wieder hundert Jahren vermauert war. Eine winzige Bucht zwischen den Felsen, ein kleiner Sandfächer, kaum groß genug, daß zwei Boote nebeneinander anlegen konnten, bezeichnete die Stelle der einstigen Anfahrt. Da unten war Dschilali schon einmal gewesen: bei völliger Ebbe konnte man trockenen Fußes unten um die Stadtmauer gehen und das seltsame Meergetier betrachten, das da sein wogengepeitschtes Haus gebaut hatte. Man mußte aber die Zeit wahrnehmen, denn kehrte die Flut zurück, so war man auf der kleinen Platte vor dem vermauerten Stadttor eingeschlossen, und wurde die See wild, so riß sie einen hinweg.

Die Südseite der Mauer bot den Blick auf felsiges Land, wo keine Felder und keine Hütten grüßten. Nur der Judenfriedhof mit seinen weißgetünchten Malen lag da im Schatten der Stadt, und in reichem Felsgepränge dehnte sich die Küste. Dafür war die Westseite ein Bilderbuch für jede Kleinstadtneugier. Da lag die Hüttenstadt mit ihren offenen Höfchen, und wer in die Höfe hineinschaute, sah Frauen die tanzende Spindel wirbeln, ihr Brot kneten, die kleine Handmühle drehen oder Milch in aufgehängten Ziegenschläuchen zu Butter schütteln. Und hinter der Hüttenstadt stiegen die Hügel an, von denen der Mantel grünseidener Gerstenfelder niederhing und



Meeresbrausen. Nach einem Gemälde von **Friedrich Klein-Chevalier.**

das Goldgeschmeide der blumenübersäten Wege. Den Hügelrand krönten Palmen, und ein weißes Heiligengrab mit seiner reinen Kuppel stand wie ein großer runder Opal in einem Stirnband. Hinter den Palmen aber ging die Sonne unter, und die ganze Farbenglut der Dämmerung stieg dort auf, wie ein Brand. Dorthin mußte man schauen, wenn auf der Moschee der Maghreb ertönte.

Nach Norden hinunter blickte man auf den Markt, auf die Magazine, man sah die Kamelkarawanen heranziehen oder jagende Reiter sich auf dem Strande tummeln. Man sah die Daja, den großen Regenwassertümpel, um den sich die Hütten als Pfahlbauten reihten, und auf dem die wilden Enten ihre Kreise zogen. Verschwand sein Spiegel im hohen Sommer, so trat eine Mulde voll weißer Blumen an seine Stelle.

Aber auch dem Stadtinnern konnte man nicht den Blick versagen. Freilich stieg da Dunst und Brodem von hundert Küchen auf, und feuchte, kalte Luft aus Gassen, die keine Sonne traf. Aber da waren die Höfe, die weiten Höfe mit den säulengetragenen Galerien, und in diesen Höfen lebten Juden, Spanier und Europäer ihr sehr verschiedenes Leben. Da wandelten Frauen in Seide, Frauen in schwarzen Spitzen, Frauen im Waschkleid und Frauen im knappen Reitkleid. Da wuschen Negerinnen, da pflegten blasse Damen ihre Blumen, da spielten weißhäutige Kinder, die die Straße scheuten. Da schnarrten wundersame Kasten, die reden und singen konnten, und da saß Haimiko jeden Abend und strich seine Geige. Da klirrten Gläser bei fröhlichen Mahlzeiten, da klapperten Nähmaschinen, da beteten jüdische Väter den Freitagsegen über ihre Kinder. Hundert Stimmen stiegen empor, und hundert Leben entschleierten sich. Und wenn man jung ist und lernen möchte, verschmäht man ein solches Lehrbuch nicht.

Manchmal erging sich auch der Bu Schimrir auf der Stadtmauer, und dann folgte ihm Dschilali in kleiner Entfernung und bewachte scharf jede Wendung des großen blonden Hauptes, jeden Blick der blauen Augen, den er erhaschen konnte. Ihm kam es darauf an, zu wissen, was dem Europäer auffiel, was er für sehenswert hielt, was er billigte, abwies oder übersah. Das billigte, übersah oder wies auch Dschilali dann von sich. In dieser Welt voll unzähliger Dinge, wer sagt einem unschuldigen Narren, was festgehalten werden muß, was nützt, was spricht, was belehrt, was schadet, was schändet, wenn es nicht der Herr, der Vater der Bücher, tut? Wenn im rötlichen Abendscheine die geschminkten Spanierinnen auf den Dächern lustwandelten, dann trat der Europäer an die andere Seite der Stadtmauer und blickte auf das Meer hinaus, wo die Schaumkämme opalfarbig und die Wellentäler blutrot geworden waren, und sein Gesicht ward beredt von zweierlei Gefühl. Wenn Don Manuel sein Weib schlug oder der dicke Schweizer Riggenbach seine Weinlaune austobte, dann beflügelte sich der Schritt des Mannes auf der Mauer, und wenn die sanften Geigenklänge Haimikos emporstiegen, dann heftete er sich an die Stelle. Er wurde auch langsam, wenn eine junge Mutter ihr Kind herzte, eine Gazelle ihr zierliches Köpfchen über ein Wasserbecken hielt, oder wenn die große Engländerin im hellen Reitkleide ihr tanzendes Roß durch das Gewirr der Straßen lenkte. Dschilali las unverwandt in Augen und Mienen des Mannes, der ihm jetzt Vorsehung war, und empfing ahnungslos eine feine Erziehung, die seine junge, warme, empfängliche Seele durchdrang wie ein schönes Licht. Niemand hat einen stärkeren Willen zur Vornehmheit als der Araber, und unter dem Einfluß eines Vornehmen erwächst leicht jener schöne Adel, der einst der Ruhm des ganzen Volkes gewesen, im einzelnen wieder.

3.

Eines Tages, als Dschilali wieder auf der Stadtmauer lustwandelte, stieg ein klägliches Geschrei aus naher Tiefe zu ihm auf. Schläge, die dazwischen fielen, belehrten ihn über die Ursache. Schon wollte er, seiner Erziehung treu, mit einem verächtlichen Achselzucken weitergehen, als plötzlich der Jammerton lauter, eindringlicher und fast zu seinen Füßen ertönte. Ein Blick über den Mauerrand zeigte ihm auf einem Dache, das etwa zwei Meter unter ihm liegen mochte, ein junges arabisches Mädchen, das ganz aufgelöst vor Schmerz die Arme gen Himmel hob und zu Gott um Erbarmen schrie. Ein zorniges Schelten verklang unter ihr im Hofe des Gebäudes, das ein großes und weitläufiges war und einem der reicheren Spanier gehörte.

Dschilali erkannte augenblicklich, daß das junge Wesen auf dem Dache eine Sklavin war: das verriet ihre dunklere Haut, die bunte Pracht ihres Anzuges, der schwere silberne Schmuck ihrer Arme und Beine. Kein Mitleid bewegte sein Herz. Daß eine Sklavin von ihrem Herrn geschlagen wurde, war eine natürliche und gerechte Sache, wenn es auch nicht gerecht und nicht natürlich war, daß dieser Herr ein Christ war. Bei diesem letzteren Gedanken zog Dschilali unwillkürlich einen Vergleich mit dem Bu Schimrir, und nun bemächtigte sich seiner doch eine ganz leichte Erregung. Diese Erregung zwang ihn, stehenzubleiben.

In dem Augenblicke, wo er sich über die Brüstung lehnte, erblickte ihn die Kleine und hörte sofort mit Weinen auf. Sanft und scheu wie die Augen einer Gazelle waren die ihren, und das verweinte Gesichtchen so unschuldig und lieblich wie das eines Kindes. Ein Kind würde man dies zarte Wesen in unseren Breiten auch noch genannt haben, denn es war sicher nicht mehr als dreizehn Jahre alt und hatte Gliederchen, wie ein zehnjähriges in Europa; die überaus feinen und schmalen Glieder der guten Negerrassen. Ihre erschrockene und zugleich neugierige Gebärde war schön. Dschilali empfand, daß bei diesem Anblick auch sein Herr stehengeblieben sein würde, und mit rasch erwachtem Beschützersinn wandte er sich völlig dem Mädchen zu und rief ihm ein halblautes: „Komm herauf!“ entgegen. Die kleine Sklavin schaute sich ratlos nach allen Seiten um. „Komm herauf!“ rief Dschilali noch einmal lauter. Sie schüttelte den Kopf und lächelte wehmütig. „Wie soll ich hinaufkommen?“ fragte sie zurück, aber sie näherte sich doch der Mauer und betastete leise die Steine, als ob sie erwarte, daß durch Zauber eine Tür sich öffnen, eine Treppe sich enthüllen würde. „Habt ihr keine Leiter?“ fragte Dschilali etwas ärgerlich zurück. „Warte ein wenig, ich will dir eine holen.“ Und mit seinen leichten Schritten flog er die hundert Meter bis zu seinem eigenen Aufstieg zurück, zog die Leiter empor und trug sie nach dem Hause des Spaniers. Eine Minute später stand die kleine Sklavin neben ihm auf der Mauer.

„Warum hat er dich geschlagen?“ fragte Dschilali streng, so streng, wie ein freier Moslem ein schuldiges Kind der dunkleren Rasse nur immer fragen kann. Die Kleine, die den Blick noch nicht vom Boden erhoben hatte, schwieg und legte die Hand vors Gesicht. „Hast du gestohlen?“ forschte Dschilali weiter. Sie schüttelte leise den Kopf. „Hast du das Kind fallen lassen?“

„Nein,“ antwortete die Kleine.

„Hast du das Kleid der Sennora beschmutzt?“

„Nein, bei Allah!“

„Hast du die Milch ins Feuer laufen lassen? Hast du vergessen, das Brot zu kneten? Hast du dem Huhn die Galle zerdrückt? Hast du die Brühe versalzen? Mit

den Uhren gespielt? Die Rasiermesser zum Fischputzen genommen?"

Es kam immer das gleiche, überzeugende und herzhafte Nein zurück, und bei dem letzten Nein klang es sogar wie ein ganz kleines Lachen hinter den schmalen Kinderhändchen hervor. Dschilali betrachtete diese ausdrucksvollen kleinen Hände und den unendlich zarten und wohlgebildeten Arm, an dem die schweren Silberreifen bis an die Ellenbogen hinabgeglitten waren, mit unverhohlenem Vergnügen. „Warum bist du denn geschlagen worden?" rief er in einem neuen Gefühl von Unruhe und Teilnahme. „Sage es, oder ich schlage dich noch einmal!"

„Ich bin auf die Straße gelaufen," kam es schüchtern und gehorsam hinter den Händchen hervor.

Dschilali stutzte. Alles, was er aufgezählt hatte, hätte sie tun dürfen, ohne in seinen Augen im geringsten an Wert zu verlieren, nur dies eine nicht. Nein, gerade das nicht! Auf die Straße laufen, sie, eine mohammedanische Frau, denn war sie nicht fast eine Frau? Das empörte seine Seele. „Auf die Straße? ohne Haik?" fragte er heftig, und schon begannen seine Lippen zu zittern.

„Ohne Haik," gestand sie leise.

Dschilali überlegte in diesem Augenblicke nicht, daß in der Hüttenstadt mehr als ein Mädchen dieses Alters unverhüllt durch die Gassen lief, ohne daß er es bisher als eine besondere Schamlosigkeit empfunden hätte: denn die Grenze zwischen Kind und Jungfrau unterliegt sehr willkürlichen Bestimmungen, und selten verhüllt sich ein Mädchen, dem die Kindertollheit noch in den Gliedern liegt, bevor ihm beginnende Heiratsverhandlungen diese Pflicht dringend machen. Eine heimliche Wut schüttelte ihn, er wußte nicht warum, eine unsagbare Wut, daß gerade dieses Mädchen sich so vergangen hatte. „Du Verlorene!" begann er zu schelten. „Du Ruchlose!" Die Tränen stiegen ihm in die Kehle und drohten ihn zu ersticken. „Wie konntest du so etwas tun? Auf die Straße laufen, bei Allah! Ich werde dich auch schlagen, du Ghule, du Geschändete, denn du verdienst nichts anderes, als daß man dich schlägt."

Unter dem Unwetter dieser Beschimpfungen und dem furchtbaren Tone, in dem sie gesprochen waren, hatte die kleine Sklavin erstaunt den Kopf aufgerichtet. Galt nun auch ihr erster demütiger Blick ihrem Richter, so entriß schon der zweite sie ihm ganz und gründlich; denn es konnte nicht fehlen, daß dieser zweite Blick die Ferne umfaßte und in völliger Ekstase erstarrte. Dschilali verstummte verdutzt. Die sanften Augen der kleinen Negerin, eben noch scheu und verängstigt, sperrten sich plötzlich in einer leidenschaftlichen Gier, und schon schnellte ihr Körper, von einer neuen Erregung getragen, wie der einer Gazelle empor und davon. In der nächsten Sekunde hatte sie sich auf den Rand der Stadtmauer geschwungen und stand da, wie ein bunter Vogel, laut kreischend, mit wildem Schlagen der Arme und schnellen Wendungen nach rechts und links, daß Dschilali zunächst von Angst erfüllt ward, sie möchte, der Wirklichkeit vergessend, das Fliegen versuchen und in die Luft hinausstoßen. Es bedurfte einer ganzen Weile, ehe Dschilali die ungewöhnliche Aufregung des kleinen Geschöpfes verstand. Sie begann nun auf dem Mauerrande zu laufen, sprang herunter, ein paar Meter weiter unter gellendem Rufen wieder hinauf, und raste so, von dem entsetzten Dschilali gefolgt, um die ganze Stadtmauer herum, wobei ihre anfängliche Wildheit nach und nach einer schönen und hohen Freude wich, deren Ausdruck noch immer beschwingt, aber von den Maßen der Weiblichkeit gebunden war. Endlich fand das erregte Gemüt auch Ruhe zu längerer Betrachtung, und nun stand das Wesen in Gedanken verloren regungslos minutenlang an derselben Stelle, und das hungrige Auge ward so träumerisch, wie es vorher funkelnd und wild gewesen war. Dschilali war ihr auf den Fersen geblieben und sein Blick hatte sich in den ihren geheftet, wie er sonst den des Bu Schimrir zu ergründen gesucht hatte, und während er nun langsam zu verstehen begann, erhellte die gleiche Freude auch sein Gesicht. Er hatte alles Vorhergegangene ganz vergessen, war dem jungen Mädchen in sein Erstaunen und seine Ergriffenheit gefolgt und genoß nun mit ihr als etwas Neues die wohlbekannte schöne Ferne. In fröhlicher Vertraulichkeit neigte er sich zu ihrem Gesichtchen hinab und fragte lächelnd wie ein Erfahrener, indes sein Arm mit weiter Geste die ganze Landschaft zu umfassen schien: „Schön ... nicht?"

Sie nickte atemlos und entzückt.

„Hast du es nicht gekannt?"

Nun schüttelte sie lebhaft den Kopf.

„Woher kommst du?"

Sie wies in die Tiefe. „Ich bin in dem Hause geboren. Meine Mutter war auch da. Und von unserem Dache sieht man nichts."

Das war richtig. Das Haus, das in jener halb maurischen Bauweise älterer Kolonisten gebaut war, stieß nur mit seinem niedrigeren Teile, der sogenannten Doueria, einst Frauen- und Gesindehaus, an die Stadtmauer. Das gegen die Straße zu gelegene Haupthaus überragte diese, wie die meisten Europäerhäuser, beträchtlich; aber die Doueria, zwischen dem Haupthause und der Stadtmauer eingeklemmt, bot von ihrer weitläufigen aber ganz aussichtslosen Terrasse nur den Blick in die engen Nachbargassen. Das Gesinde, das gern unter sich blieb, hatte diese Terrasse zu seinem Abendsitz erkoren und litt weder unter dem Mangel an Luft, noch durch den an Aussicht. War in maurischen Häusern die Terrasse der Doueria durch hohe Mauern gegen jeden Einblick geschützt, so hatte man sich bei diesen in Barbareskenstil erbauten Portugiesenhäusern durch andere Gebote leiten lassen und aus dem Gesindedach einen nützlichen Raum zum Trocknen und Lüften von allerlei Dingen und zur Aufbewahrung von Gerümpel gemacht, so daß der Platz weder reinlich noch lieblich war. Dennoch war er jenen demütigen Kreaturen hold, und sie dachten mit keinem Gedanken der Sehnsucht an den luftigen Aufbau, von dem aus der Herr des Hauses die einlaufenden Dampfer beobachtete oder die Steppenbrände weit drinnen im Lande. Die männlichen Diener fanden sich bei solchen Gelegenheiten unaufgefordert dort oben ein; die Sklavinnen hinauf zu rufen, daran dachte niemand.

„Warst du nie da draußen?" fragte Dschilali nach einer Weile weiter.

„O ja — oft!" Sie begann an den kleinen Händen die Finger zu zählen. „Sechsmal war ich draußen."

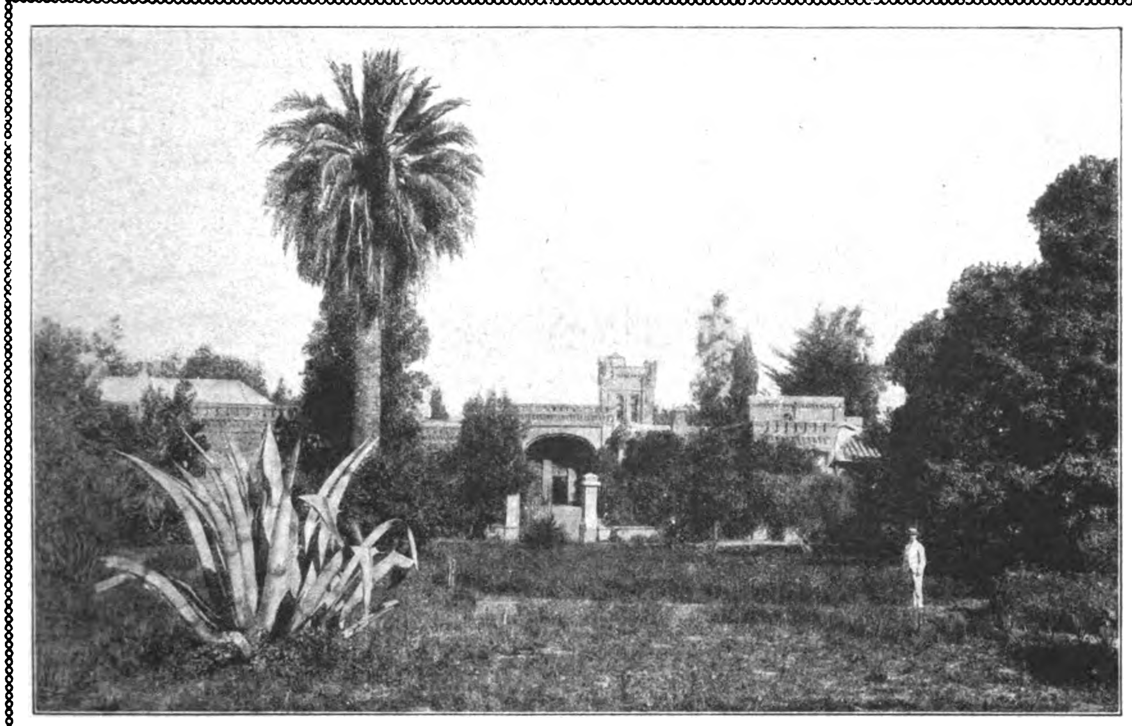
„Wo?"

Sie lief an die Nordseite der Stadtmauer und zeigte den Weg, der nach Sidi Musa führt. Dort wölbten sich Feigenbäume zu grünen Hainen, dort lagen die Gärten einiger Spanier, dem Namen nach Eigentum ihrer Protegierten, in Wahrheit von spanischen Gärtnern bebaut und nutzbar gemacht. Einer dieser Gärten, der schönste fast, gehörte dem Don Luis de Carrara, und ihm gehörte auch das Haus mit dem niedrigen Dache und die kleine Sklavin, die die Stadtmauer nicht kannte.

„Wo noch?" verhörte Dschilali weiter.

„Ich weiß es nicht. Da war ich noch zu klein. Jetzt bin ich schon vier Jahre nicht mehr draußen gewesen."

(Fortsetzung folgt.)



Ein deutscher Herrensitz in Argentinien.

Argentinien als Ziel deutscher Auswanderung

Von Dr. K. Martin (Mit fünf Abbildungen)

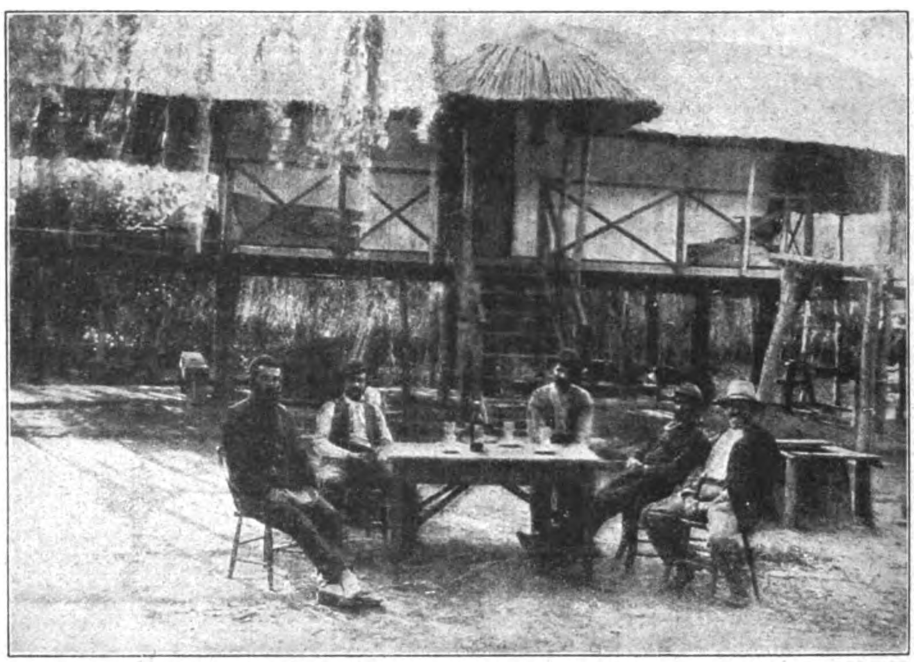
Allerorten tun sich heute Deutsche zusammen, um Auswanderungspläne zu besprechen. Wenn man diesen Bestrebungen etwas nachgeht, ist man erschreckt über ihren Umfang, und die wiederholt in der Presse aufgetauchte Meldung von den Millionen Deutscher, die im Begriff stehen, ihr Vaterland zu verlassen, erscheint nicht mehr so phantastisch, wie man zunächst anzunehmen geneigt war. Die meisten dieser Auswanderungslustigen streben nach Südamerika, und dort ist es wieder die wirtschaftlich aufblühende Republik Argentinien, in der ein großer Teil die Grundlagen für den Aufbau eines neuen Daseins zu finden hofft, während andere wieder ihre Sehnsucht nach einem eigenen Landbesitz, einer Heimstätte dort verwirklichen zu können glauben.

Vor der Verwirklichung aller dieser Zukunftsträume türmt sich jedoch als Hindernis unsere Valuta auf. Die Entwertung unseres Geldes ist so groß, daß selbst namhafte Vermögen auf unbedeutende Summen zusammenschrumpfen, sobald man sie in fremde Währung umwechselt, und es ist keine Übertreibung, wenn gesagt wird, daß es für den deutschen Auswanderer heute kaum eine Rolle spielt, ob er arm oder reich ist, denn in jedem Fall muß er drüben mit nichts anfangen. Zudem pflegt in der Mehrzahl der Fälle das vorhandene Geld schon für die Überfahrt verausgabt zu werden, die heute im Zwischendeck ein Vielfaches von dem kostet, was früher in der ersten Klasse eines Luxusdampfers bezahlt werden mußte. Die Bestreitung der Reise für eine mehrköpfige Familie erfordert also allein ein Vermögen.

Hat der Auswanderer die Schwierigkeiten der Überfahrt, unter denen heutzutage auch die Paßfrage keine kleine Rolle spielt, glücklich überwunden, so findet er in Buenos Aires zunächst einen freundlichen Empfang. Die argentinische Regierung nimmt ihn in der hellen und luftigen Einwandererkaserne auf, verpflegt ihn dort kostenlos fünf Tage lang, ausnahmsweise auch noch länger, weist ihm Arbeit nach und bringt ihn auf Staatskosten an den Ort der Republik, wo er sein neues Dasein beginnen will. Damit ist die Fürsorge aber auch erschöpft und der Ankömmling auf sich allein gestellt. Als Deutscher hat der Einwanderer keine besonderen Antipathien zu überwinden, obwohl der Einfluß französi-



Deutsche Ansiedler in Paranádelta.



Deutsche Ansiedler im Paranádelta.

jüngster Zeit wiederholt zu schaffen gemacht haben.

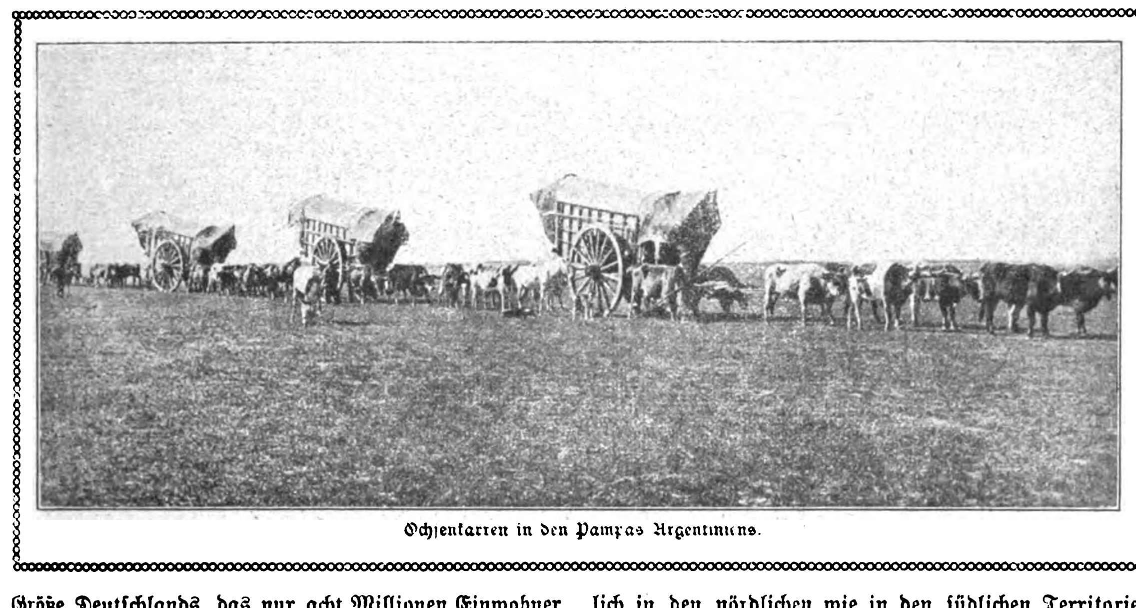
Liegen nun in Argentinien die Verhältnisse derart, daß der deutsche Einwanderer auf eine Erfüllung seiner Erwartungen, mit denen er das Land betritt, rechnen kann? — Vom argentinischen Standpunkte aus könnte man zunächst die Gegenfrage aufwerfen, ob Deutschland imstande ist, das für Argentinien geeignete Einwandererelement zu stellen. Beide Fragen sind nicht unbedingt zu bejahen, denn Deutschland ist überwiegend Industriestaat, während die argentinische Volkswirtschaft in der Hauptsache auf Viehzucht und Ackerbau beruht. Unter den jetzt Hinausziehenden befinden sich zwar noch viele Landwirte oder doch wenigstens viele, die behaupten, etwas von der Landwirtschaft zu verstehen — **die kommende große deutsche Auswanderung wird aber in der Hauptsache Industriearbeiter umfassen, und für diese** wird sich ein größeres Betätigungsfeld erst aus der weiteren Fortentwicklung der argentinischen Industrie ergeben. Vorläufig würde der deutsche Industriearbeiter drüben so manche Einzelheit sozialer Fürsorge schmerzlich vermissen, denn diese steht noch ganz in den Anfängen — und bis zur Arbeitslosenunterstützung ist ein weiter Weg! — Der größte Teil der nach Argentinien Auswandernden muß darauf gefaßt sein, wenigstens vorübergehend sein Brot durch landwirtschaftliche Arbeit zu verdienen. Drüben findet nur der fleißige Mann sein Fortkommen, dessen Körperkräfte den Anforderungen des Klimas und dem Wettbewerb mit den anspruchsloseren spanischen und italienischen Arbeitern gewachsen sind. Wesentlich vermindert werden die Schwierigkeiten, mit denen der Einwanderer zunächst zu kämpfen hat, wenn er sich in der Landessprache verständlich machen kann. „Lernt spanisch, ehe ihr hierherkommt!" lautet der Mahnruf eines Landmannes, der sich in Argentinien mit der Frage der deutschen Einwanderung viel beschäftigt hat.

An sich sollte man meinen, daß ein Land **von der fünffachen**

scher Kultur überwiegt und das Volk einen starken Einschlag italienischen Blutes aufweist. An sich ist der argentinischen Regierung die Zuwanderung germanischer Elemente **als Gegengewicht gegen die zahlreichen geringwertigen Volksteile, die mit der italienischen und spanischen** Einwanderung nach dem La Plata geschwemmt werden, aus rassenpolitischen Gründen erwünscht, und erst vor kurzem haben sich in einer Umfrage, die das Museo Social Argentino über die für das Land geeignetste Einwanderung veranstaltete, eine namhafte Anzahl hervorragender Argentinier zugunsten der deutschen Einwanderung ausgesprochen. Eingeschränkt wird diese Wertschätzung nur durch die Befürchtung, mit einem umfangreicheren Zustrom Deutscher auch umstürzlerische Ideen zu importieren, deren Auswirkungen der argentinischen Regierung in



Gauchos in Argentinien.



Ochsenkarren in den Pampas Argentiniens.

Größe Deutschlands, das nur acht Millionen Einwohner hat, dabei aber über sieben Millionen Tonnen Getreide, Futtermittel und Ölsaaten ausführt, dem Einwanderer glänzende Lebensbedingungen bieten müßte. Trotzdem gehört Argentinien zu den teuersten Ländern der Welt. Wenn auch der selbst in den unteren Volksschichten übliche reichliche Fleischgenuß in Hinblick auf die in Deutschland zu tragenden Entbehrungen uns heute Argentinien als ein Schlaraffenland erscheinen läßt, so liegen doch die Verhältnisse in bezug auf Wohnung, Kleidung usw. viel ungünstiger als bei uns. In der bescheidensten Herberge von Buenos Aires sind für Unterkunft und Essen täglich mindestens 2,50 Pesos (zurzeit etwa 100 Mark!) zu entrichten. Kleidung, Hausgerät, Werkzeug usw. kosten in unserer Währung drüben unglaubliche Summen. Daher empfiehlt es sich, reichlich Kleidung (keine Tropenausrüstung) und Berufswerkzeug mitzunehmen; — der Hausrat muß infolge der hohen Frachtkosten zurückgelassen werden.

Wie steht es nun mit der Ansiedlung? — Auch auf diesem Gebiet erwarten den Auswanderer schwere Enttäuschungen. Die weitverbreitete Ansicht, daß man drüben sofort von der Regierung Land zu günstigen Bedingungen erhält und ohne weiteres mit dessen Bearbeitung beginnen kann, ist falsch. Alle Ansätze zur umfassenden praktischen Lösung der Kolonisationsfrage haben bisher zu greifbaren Ergebnissen nicht geführt. Das gesamte Ackerbaugebiet Mittelargentiniens liegt bis auf kleine Bruchteile fest in den Händen des privaten Großgrundbesitzes. Vorherrschendes Wirtschaftssystem ist die Viehzucht. Der mit Hilfe von Pächtern betriebene Ackerbau dient zumeist nur zur Verbesserung der Kämpe und zur Schaffung neuer Weideflächen. Das Pachtsystem mit seinen kurzfristigen Verträgen eignet sich nicht für den deutschen Einwanderer, denn es bedeutet ein elendes Nomadenleben. Die Ernteerträge sind großen Schwankungen unterworfen, so daß dem Ackerbau ein stark spekulativer Zug innewohnt. Es ist fast einem Lotteriegewinn gleichzuachten, wenn es einem vermögenslosen Pächter gelingt, sich zum selbständigen Grundbesitzer emporzuarbeiten. Zum Erwerb und zur Bewirtschaftung des kleinsten Ackerbaugutes — bei der üblichen extensiven Betriebsweise mindestens 400 Morgen — sind zum wenigsten 10000 Pesos (heute etwa 400000 Mark) notwendig.

Außerhalb der eigentlichen Getreidezone sind noch große Teile des Landes im öffentlichen Besitz, und namentlich in den nördlichen wie in den südlichen Territorien harren riesige Ländereien noch der Aufschließung. Dort wäre die Ansiedlung auch mit geringeren Mitteln durchführbar, aber die harte Urwaldarbeit im tropischen Norden wird ebenso wie das entbehrungsreiche Leben in den Schafzuchtbetrieben auf den Steppen Patagoniens nur wenigen die Lebensbedingungen bieten, die sie in Argentinien zu finden hofften.

Unter den heutigen Verhältnissen ist die Siedlungsfrage in Argentinien für uns Deutsche nur durch kapitalkräftige Gesellschaften und mit Hilfe argentinischer Kreditorganisationen zu lösen, die gleichzeitig auch ein Arbeiten unter sachverständiger Anleitung gewährleisten. Solange nach dieser Richtung hin nicht die notwendigen Vorarbeiten vorliegen, würde eine Massenauswanderung von Argentinien gar nicht aufgenommen werden können. Die Auswanderer würden in das größte Elend geraten und wahrscheinlich wieder nach der Heimat abgeschoben werden, sofern Argentinien nicht überhaupt rechtzeitig seine Grenzen sperrt.

Vorläufig bietet also Argentinien dem deutschen Siedler nur mit gewissen Einschränkungen die Vorteile, die der unternehmungslustig in die Welt hinausziehende, gesunde und kräftige Mann im aufblühenden Wirtschaftsleben zukunftsreicher Länder auszunützen vermag. Günstiger liegen die Dinge für viele — aber auch nicht alle — Zweige des Handwerks und der Technik, die dem tüchtigen Facharbeiter ein rasches Vorankommen versprechen. Mechaniker z. B. verdienen 8—10 Pesos, Dreher 7—8, Schmiede 5—7, Drechsler 6—8, Maurer 5—6 Pesos per Tag. Besonders auf dem Lande und in den kleinen Kampstädten wird sich der geschickte Handwerker leichter selbständig machen können, als in Buenos Aires.

Die Aussichten der freien und akademischen Berufe werden durch die guten Bildungsanstalten, die den Söhnen des Landes offenstehen, aufs äußerste beschränkt.

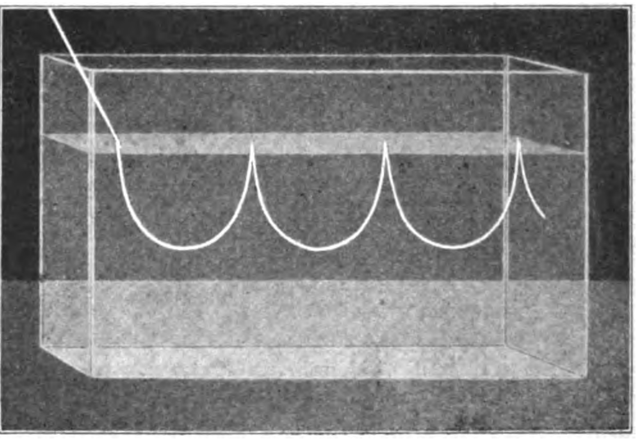
Bei der Beurteilung Argentiniens als Zielland deutscher Einwanderung müssen auch die Aussichten berücksichtigt werden, die sich für die Erhaltung unseres Deutschtums im Rahmen des argentinischen Volkstums bieten. Wenn im allgemeinen die in dieser Beziehung gemachten Erfahrungen dort günstiger ausgefallen sind, als z. B. in Nordamerika, so darf doch nicht übersehen werden, daß man auch in Argentinien mit allen Kräften auf eine möglichst rasche und vollkommene Aufsaugung der Einwanderung durch das eigene Volkstum hinarbeitet. In

den Kindern der Einwanderer wird ebenso wie in dem jungen eingeborenen Argentiner zielbewußt ein Hochgefühl des Patriotismus großgezogen, auf den die Chauvinisten aller Länder nun mit Neid blicken können, und der durch nationale Festlichkeiten aller Art dauernd gestärkt und wachgehalten wird. Diesen Einflüssen gegenüber vermögen deutsche Schulen und Vereine, ja selbst das Vaterhaus nur eine beschränkte Wirkung zu entfalten. Mit einer Erhaltung deutschen Volkstums in Argentinien wird nur dann zu rechnen sein, wenn es gelingt, ähnlich wie in Brasilien und Chile umfangreichere, vorwiegend deutsche Siedlungen zu schaffen.

Möge es den Regierungen Deutschlands und Argentiniens im Verein mit den Bemühungen der Kreise, die sich in beiden Ländern mit den Vorbereitungen für die Übersiedlung unserer Landsleute befassen, auch wirklich rechtzeitig gelingen, die notwendigen Maßnahmen zu treffen, damit sich hieraus zum gegenseitigen Nutzen ein neues starkes wirtschaftliches und geistiges Band zwischen beiden Nationen entwickelt.

Der gebogene Lichtstrahl ⋆ Von Dr. Albert Neuburger

In allen Werken über Physik kann man lesen, daß sich das Licht in geradliniger Richtung fortpflanzt. In der Tat wird auch noch niemand einen gebogenen Lichtstrahl gesehen haben. Wo Licht in Form von Strahlen auftritt, also wenn es z. B. durch die Spalten der geschlossenen Fensterläden in das dunkle Zimmer fällt, können wir stets die Beobachtung machen, daß es sich in Form geradliniger Strahlen fortpflanzt oder ausbreitet. Auch die Aufgabe, einen Lichtstrahl zu biegen, wird sich auf den ersten Blick als scheinbar unlöslich herausstellen, denn was wir auch unternehmen, um dieses Kunststück fertig zu bringen, ganz gleich, ob wir einen Spiegel verwenden oder sonst irgend etwas, wir werden stets nur gerade Strahlen erhalten. Und doch lassen sich die Strahlen des Lichts zu schönen Kurven biegen, man muß nur wissen, wie man es anstellt. Zunächst also verschaffen wir uns einen Lichtstrahl, was ja eine ziemlich einfache Sache ist. Wir schließen auf der Sonnenseite die Fensterläden und lassen durch eine kleine Öffnung einen dünnen Lichtstrahl hereinfallen. Hat unser Haus aber keine derartige Läden, so nehmen wir eine künstliche Lichtquelle, also irgendeine beliebige Lampe, am besten eine elektrische Glühlampe, und umhüllen sie mit schwarzem Papier. In dieses Papier machen wir eine kleine Öffnung, so daß ein einziger dünner Strahl heraustritt. Er wird sich kegelförmig im Zimmer ausbreiten. Um dies zu verhindern, lassen wir ihn noch durch ein Vergrößerungsglas hindurchgehen. Diese Linse hindert die Ausbreitung, es entsteht ein feines, dünnes Strahlenbündel, das aus einzelnen durch die Linse parallel gemachten Strahlen besteht. Diesen Strahl können wir noch deutlicher machen, indem wir etwas Zigarrenrauch an ihm entlang blasen. Dann sieht man die einzelnen Rauchteilchen deutlich in ihm auf und nieder wallen. Wir füllen nun irgendein Glasgefäß, am besten ein solches mit parallelen Wänden, mit Wasser und lassen den Strahl hier von oben her eintreten. Auch in diesem Falle können wir das Wasser durch Zusatz von einem Tropfen Milch ganz schwach wolkig machen, wodurch sich der Weg noch besser verfolgen läßt. Besonders hübsch wird der Versuch, wenn wir dem Wasser den Farbstoff Fluoreszein zusetzen, der ihm eine zwischen Grün und Rot wechselnde und schwach opalisierende Färbung verleiht. Wir sehen, daß sich der Lichtstrahl auch im Wasser in gerader Linie fortpflanzt nur an der Stelle, wo er von der Luft in das Wasser übergeht, bekommt er einen Knick, eine bekannte Erscheinung, die darauf beruht, daß das Licht im Wasser in anderer Weise gebrochen, also von seiner ursprünglichen Richtung abgelenkt wird, als in der Luft. Und nun soll es unsere Aufgabe sein, den Lichtstrahl zu biegen. Zu diesem Zwecke geben wir in unser etwa zur Hälfte mit Wasser angefülltes Glasgefäß Alkohol, den wir vorsichtig über das Wasser schichten. Nun lassen wir das Ganze einige Tage stehen. Hierdurch tritt eine teilweise Vermischung des Alkohols mit dem Wasser ein. Oben ist reiner Alkohol, dann folgt eine aus Alkohol und Wasser gemischte Schicht, die nach unten zu immer wässriger wird, um schließlich in reines Wasser überzugehen. Lassen wir nun unseren Lichtstrahl in diese Flüssigkeit eintreten, so ergibt sich ein merkwürdiges Bild. Der Lichtstrahl wird zunächst oben, wo er den Alkohol berührt, geknickt, dann macht er einen schönen Bogen nach unten, geht wieder nach oben, tritt aber nicht an die Luft aus, sondern macht sofort wieder einen Bogen nach unten und dann, je nach der Länge unseres Glasgefäßes, noch einen, zwei, drei, vielleicht sogar vier und fünf Bogen. Die Bogen leuchten wunderhübsch und fallen durch ihr eigenartiges und scheinbar allen Naturgesetzen Hohn sprechendes Aussehen auf. Die Erscheinung kommt dadurch zustande, daß jede Flüssigkeit das Licht in anderem Winkel ablenkt. Alkohol lenkt es stärker ab als Wasser. Tritt also der Lichtstrahl in den Alkohol ein, so wird er zunächst stark abgelenkt. Die Ablenkung wird um so schwächer, je wässriger der Alkohol wird. Dadurch erhält der Lichtstrahl Kurvenformen, er gelangt bis dorthin, wo das reine Wasser beginnt. Hier wird er, ähnlich wie an der Oberfläche eines Spiegels, vollkommen zurückgeworfen, also wieder nach oben hin reflektiert. Infolgedessen geht er in Schichten über, die allmählich immer reicher an Alkohol werden. Er wird also wieder in Kurvenform abgelenkt, aber die Kurve hat entgegengesetzte Richtung, so daß also aus den beiden Halbkurven eine volle Kurve entsteht. An der Grenze von Alkohol und Luft kann er nicht mehr in die Luft austreten, er wird wieder in den Alkohol zurückgeworfen: Das Spiel wiederholt sich von neuem und so ein zweites, drittes, viertes usw. Mal



Der gebogene Lichtstrahl.

Die drei Kastanienbäume

Skizze von Roderich Meinhart

Sie sagen, ich sei wahnsinnig geworden. Haben mich eingesperrt und mir einen Wächter mitgegeben, der mich immerfort mit seinen stumpfen Augen anglotzt. Sobald ich mich nur rühre, blickt er schon her in seinem Argwohn. Meinen die Herren vielleicht, ich würde Hand an mich selbst legen, mir Leides antun — oder jemand anderem? Das sind Psychologen, diese Herren Richter! Wenn die wüßten, wie herrlich frei mir zumute ist! So wohl fühlte ich mich schon lange nicht. Vorher ja, diese Tage waren schrecklich, aber seit die Tat geschehen, seit dieser niederträchtige Kerl von einem Hausherrn, dieser Herr Fitzmandel erledigt ist, seither bin ich wieder ein anderer Mensch geworden. Und da machen die Herren vom Gericht ein großes Aufsehen, sagen, ich habe Totschlag verübt (Mord haben sie es doch nicht genannt!), meinen, sie könnten es nicht verstehen, wieso ich, ein intelligenter Mensch, ein Beamter der königlichen Hofbibliothek, Doktor der Philosophie, heimlicher Dichter und so weiter, einer solchen Tat fähig gewesen sei. Und wenn die lieben Mitmenschen zu dumm sind, um etwas zu begreifen, machen sie den anderen immer zu einem Wahnsinnigen. Die Methode ist sicherlich einfach und gewährleistet immer das Gefühl des eigenen richtigen Verstandes, der eigenen Normalität!

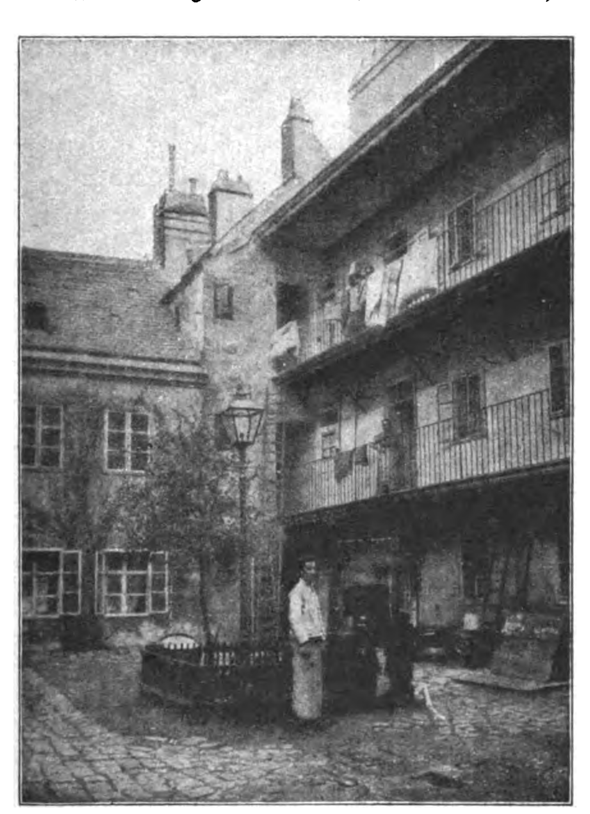
Was wissen diese Menschen von mir!

Doch ich will alles der Reihe nach in Ordnung aufzeichnen, vielleicht werde ich wirklich einmal wahnsinnig oder gehe sonst zugrunde, da kann dann möglicherweise doch mein Fall einen Psychologen interessieren, der Fall, daß ein sonst normaler, bürgerlicher Mensch, der noch niemals mit dem Strafgesetz zu tun hatte, einen Nebenmenschen niederschlug wegen — drei Bäumen! Ja, wegen drei Bäumen! Doch das sagt ja gar nichts, gibt nur die Bezeichnung einer äußeren Form, in Wirklichkeit liegt viel mehr dahinter!

Doch nun zur Sache!

Ich wohnte heute noch in einem Hause etwas außerhalb des Inneren der großen Stadt, zusammen mit meinem Bruder, der auch unverheiratet ist, und mit meiner alten Mutter. Der Vater ist schon seit Jahren tot.

Als wir in diese Wohnung einzogen, da war ich noch ein kleiner Junge und besuchte die ersten Klassen des Gymnasiums. Mir und meinem Bruder wurde da als Wohn- und Schlafzimmer das schmale Hofkabinett zugewiesen. Wir waren es damit zufrieden, wenn auch der Raum sehr beschränkt blieb, vor allem deshalb, weil mein Bruder, der stets ein großer Bastler und Praktikus war, eine Unmenge von Kram besaß, der sich nur schwer unterbringen ließ.



Ein Alt-Wiener Hof.

So schmal war das Kabinett, ähnlich einem langen Schlauch. An der einen Wand standen unsere beiden Betten und der Waschtisch, an der anderen eine Kommode mit vielen Laden und ein alter Schreibtisch Vaters, den er uns Buben abgetreten hatte. Dazwischen blieb kaum ein Raum, in dem wir uns nebeneinander bewegen konnten.

Aber das machte alles nichts. Viel Sonne war in dem schmalen Kabinett und das Schönste, das war ein großer Hof, auf den unser Fenster hinabsah. So ein Hof, wie er heute, wo man die Häuser recht enge aneinanderpreßt, um möglichst viel von dem kostbaren Baugrund zu sparen, gar nicht mehr möglich ist. Eine große Anzahl von anderen Zinsburgen sah mit ihrer Rückseite in diesen Hof hinab, alle Küchen mündeten in ihn und auch die billigeren Wohnungen, die kein Fenster auf die Straße hinaus hatten.

Was aber das Schönste daran war. In dem Hofe gerade unter unserem Fenster standen drei Bäume, drei junge Kastanienbäume, die man wohl gepflanzt hatte wie die Häuser hier erbaut worden waren. Sie mochten vielleicht zwanzig Jahre alt sein und hatten schon eine stattliche Höhe erreicht. Wie wir uns da freuten, als wir in der ersten Nacht im neuen Heime vor dem Einschlafen das leise Rauschen in den Blättern dieser drei Bäume hörten, das läßt sich gar nicht beschreiben. Denn wir kamen von einem jahrelangen Aufenthalt in einer Villa draußen am Lande, nicht weit von der Großstadt. Nun mußten wir aber in die Stadt übersiedeln, weil die Vermögensverhältnisse meiner Eltern sich verschlechtert hatten und die vielen Bahnfahrten von uns Kindern und auch von Vater, der einen neuen Beruf ergriffen hatte, zu teuer gekommen wären. Viel heimliche Tränen hatten wir Buben um den Verlust unseres Gartens geweint. Und nun kamen wir in die Stadt und unter unserem Fenster rauschten die Blätter von drei jungen Kastanienbäumen! Waren sie auch schmutzig und staubig, zerriß auch immer wieder der Lärm der nahen Verkehrsstraße, das Klingeln der elektrischen Straßenbahn ihr leises süßes Rauschen, ihre Stimmen blieben doch vernehmlich, wir fühlten uns nicht mehr so sehr in der Fremde.

So gingen die Jahre dahin. Wir Buben wuchsen heran. Oft meinten wir in der Stadt ersticken zu müssen, wir begannen sie zu hassen. Nur den drei Kastanien-

bäumen im Hofe gehörte unsere Liebe. Wenn sie an grauen, nebeligen Wintertagen ihre kahlen Äste so drohend und doch dabei armselig gegen den Winterhimmel emporstreckten, so freuten wir uns schon der Tage, wenn wieder die Sonne kam, wenn die braunen Knospen wieder zu glänzen beginnen würden, wenn gar die neuen zarten Blätter aus ihren Hüllen brachen und immer größer und dunkler wurden, bis endlich der Wind sein leises Lied in ihnen wiedere singen konnte. Und die holden Tage des Maien, da unsere drei Kastanien im vollen Schmucke ihrer weißen Blütenkerzen standen!

Und wenn wir auch später einmal während der Sommermonate in die Stadt kamen, so versäumten wir es nie, den Vorhang emporzuziehen und nach unseren Bäumen zu sehen. Denn während der heißesten Zeit des Jahres lebten wir doch wieder auf dem Lande draußen. Jedes Jahr sahen wir mit Freude, wie die drei Bäume höher und breiter emporwuchsen. So wurden wir langsam erwachsene Leute. Mein Bruder ward Ingenieur und ich machte meinen Doktor der Philosophie, bezog eine kleine Stellung als Bibliothekar. Nicht ohne daß es auch andere kleine Erlebnisse, die mit unserem Hofe und unseren Kastanien verbunden waren, gegeben hätte. Einer schönen Nachbarin gehörte eine Zeitlang mein ganzes Herz, wir hielten oft in den Abendstunden miteinander Zwiesprache von Fenster zu Fenster, nur eine Amsel, die in der Krone des höchsten Kastanienbaumes saß und aus voller Seele sang, hörte uns zu. Die drei Bäume machten aus dem Hofe eine kleine, glückliche grüne Insel inmitten der grauen Steinmassen der Häuser, die Hausbesorgerleute rückten im Sommer ihren Stuhl unter die Bäume und empfanden darin den Genuß des Landaufenthalts, Hunderte von Menschen, die täglich in den Hof hinabsahen, die in Zimmern lebten und schliefen, die dorthin mündeten, hatten ihre Freude an den drei Kastanienbäumen. Auch wir spielten manchmal, als wir noch kleiner waren, in ihrem Schatten mit anderen Kindern des Hauses.

Immer älter wurden wir, und unsere Bäume wurden immer größer und mächtiger. Bald waren sie mit ihren Zweigen bis in die Höhe des dritten Stockwerks emporgeklommen. Der Vater starb, zwei Jahre war ich studienhalber auswärts an einer anderen Bibliothek, dann kam der Krieg und vom Felde schrieb ich oft meiner Mutter in die Heimat und fragte sie, wie groß bereits unsere Kastanienbäume seien. Draußen in der ärgsten Not, im größten Schmutz und steter Gefahr dachte ich an meine Bäume daheim, besonders zur Frühlingszeit, wenn sie wieder ihre weißen Blütenkerzen tragen mußten, wenn die Amseln beglückt in ihren Zweigen inmitten der Steinwüste der Großstadt ein grünes Plätzchen gefunden hatten.

Und wenn wir einmal auf Urlaub in die Heimat kamen, so galt einer unserer ersten Wege einem Blick in den alten Hof hinab mit seinen drei Kastanienbäumen. Sie bedeuteten für uns den wahren Inhalt des Begriffs Heimat, so nahe waren sie unserer Seele gekommen.

Hart wurde die erste Zeit nach dem Kriege. Die Gemeinheit siegte überall, die Gemeinheit in allen Formen. Es galt mit arger Not des Lebens zu ringen, die Verzweiflung über die ganze Menschheit war oft sehr nahe, die Bitterkeit des Enterbten, des plötzlich von einer neuen Zeit verstoßenen Menschen des Geistes, quoll oft sehr hoch empor. Nur die Bäume, die lieben alten Kastanien im Hofe blieben unveränderlich, bewahrten die Freundschaft und Liebe von fünfundzwanzig langen Jahren.

Da kam ich vor wenigen Tagen von einer kurzen Reise zurück. Wütend empfing mich mein Bruder. „Was ist denn geschehen?“ Kein Wort erwiderte er, er führte mich nur zum Fenster unseres Kabinetts. Heiser fuhr mein Schrei empor. Die drei Kastanienbäume, die lieben Freunde unserer Kindheit und Jugend, waren nicht mehr! Umgehauen hatte man sie, um Holz aus ihnen zu gewinnen, Brennholz, um Küchenherde zu heizen! Die Heimat hatte man uns zerstört, geraubt, geschändet! Wer!? Der Herr Fitzmandel, der neue Hausherr, ein reichgewordener Fleischer, der sich während des Krieges und nachher ein Vermögen errafft hatte.

Auf seinen Befehl sei es geschehen. Die Hausbesorgerleute hätten sich sehr gewehrt, weil auch sie schon lange im Hause waren und die Wohltat dieser drei Bäume in den heißen Sommermonaten kannten.

Ich weiß nicht mehr, wie die letzten Tage vergingen. Nur das eine ist mir noch klar: wenn ich zum Fenster trat, so quoll es mir rot vor den Augen auf. Die zerhackten, zersägten Körper meiner drei Bäume lagen unten im Hofe auf der Erde, weiß und grell leuchtete ihr Fleisch, hob sich voll ab von dem dunklen Boden.

Ich kam da eines Abends nach Hause. Föhnig warm war die Luft und der Himmel verhangen mit Wolken, die einen warmen Regen verhießen; erfüllt war die Luft von der Wärme eines föhnigen Märztages. Den ganzen Tag hatte das schon mein Empfinden beeinflußt.

Ich hörte rückwärts im Hofe laute Stimmen, als ich in die Einfahrt unseres Hauses trat. Da ging ich nicht die Stiege hinauf, sondern geradeswegs in den Hof hinüber. Dort stand der Hausherr, der Fleischer Fitzmandel, in seiner breitspurigen Hemdärmeligkeit und stritt aus vollem Halse mit dem Hausbesorger. Wegen der Bäume, wie ich bald hörte. Eine Partei aus dem ersten Stocke schimpfte auch deshalb auf den Hausherrn hinab. Ich trat hinzu. Er sah mich erstaunt an, ich meinte einen Augenblick leise Furcht in seinen Mienen zu lesen. Dann aber grinste er wieder mit seinem breiten Maul, spuckte aus und stieß mit dem Fuß an einen Strunk der Bäume. So roh war diese Bewegung, so aufreizend, und sein ekler Speichel blieb an der bereits safterfüllten Rinde eines Stückes der Leiche meiner Bäume haften, rann langsam daran herab. Eine blitzende Hacke lag daneben. Ich nahm sie prüfend, in der Hand abwiegend, empor. Da sprach mich dieser Flegel an, spöttisch, von oben herab, wie so ein Mensch heute mit uns Arbeitern des Geistes redet, so protzig, herablassend, niederträchtig! Und wieder spuckte er auf die Leichen meiner Bäume.

Da schlug ich ihn mit der Hacke zu Boden, daß er wie ein Klotz zusammenbrach! Und atmete auf. Fühlte es, daß ich meinen eigenen Verstand dadurch gerettet hatte, denn wahnsinnig wäre ich geworden, hätte dieser Mord an meinen drei Kastanienbäumen keinen Rächer gefunden. In diesem Menschen erschlug ich nur ein Sinnbild der tausendfachen Gemeinheit, die heute obenauf schwimmt, nebst dem Zerstörer und Schänder meiner Heimat, dem Mörder meiner nächsten Freunde, die ich jemals in meinem Leben besessen hatte. Denn nicht einmal meine Bücher kamen heran an das Gefühl der Liebe, mit dem ich diesen drei Kastanienbäumen verbunden war. — —

Nun sagen sie, ich sei wahnsinnig geworden. Und mir ist so wohl wie noch nie. Von mir aus bleibe ich auch hier im Gefängnis, das alte Heim ist mir doch zerstört, seit die drei Bäume fehlen.

Wenn ich das alles meinem Wächter erzählen würde, der noch immer so stumpfsinnig und mißtrauisch zu mir herüberstarrt? Er ist bestimmt ein beschränkter Mensch, eine unkomplizierte Natur. Vielleicht würde er mich aber gerade deshalb verstehen?! Bei meinen Richtern kann ich nicht darauf hoffen. Es ist mir auch ganz gleichgültig! — —

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 23. Juni 1921 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

Das sterbende Volk

Roman von Grethe Auer (Fortsetzung)

Das Geständnis ihrer Gefangenschaft machte keinerlei Eindruck auf Dschilali, vor allen Dingen weckte es sein Mitleid nicht. Was hatte eine Frau draußen zu schaffen, wenn sie nicht die Not hinaustrieb? Die armen Frauen aus der Hüttenstadt, sie mußten ja wohl ihr Brot zum Bäcker tragen, ihr Garn zum Färber, mußten wohl auch auf dem Markte sitzen, um die Arbeit ihrer Hände, Backwerk und Gewebe, feilzubieten. Wer aber hat je gehört, daß eines Zollbeamten, eines Adulen, eines Kadi Frau aus dem Hause ging? Statt Bedauern erwachte etwas wie Achtung in Dschilalis Seele. War diese Sklavin nicht verwöhnt, behütet, hing nicht der Ruf eines vornehmen Hauses an ihr, hatte sie nicht eine Würde zu wahren? Nein, wahrlich, sie hatte nichts auf der Straße zu suchen!

„Wie heißest du?" frug Dschilali nach einer Weile weiter.

„Nur-Sbah," klang etwas stolz die Antwort zurück. Morgenlicht bedeutete der Name.

„Nur-Sbah? wie eine Sultansfrau!" sagte Dschilali spöttisch. Aber der schöne Name steigerte seine Achtung. Konnte eine Sklavin des Carrara Miriam oder Fatima heißen? Don Luis war gewiß ein großer Mann, wenn auch Dschilali sich erinnern mußte, daß die Augen seines Herrn stets sehr ungütig wurden, wenn er dem Spanier begegnete. Es wurde nicht gern gesehen, wenn ein Weißer Sklavinnen hielt, obgleich kein Gesetz dagegen stand; er mußte sie nur als freie Dienstboten behandeln, durfte sie nicht verkaufen und mußte ihnen auf Verlangen die Freiheit geben. Tatsache war, daß diese des Lebenskampfes völlig ungewohnten Menschen nichts mehr fürchteten, als die Freiheit. Das alles wußte Dschilali wohl. Aber er wußte auch, daß es aus diesem Grunde nichts Schlimmeres gibt, als eine Sklavin aus dem Hause zu geben, oder gar die Kinder einer Sklavin, die einmal zum Hausgut gehörte. Sicher hatte Don Luis Nur-Sbahs Mutter geerbt, und so tat man ihm vielleicht unrecht, wenn man ihn der Sklavin wegen verachtete. Jedenfalls hielt er sie gut, das zeigte des Mädchens reiche Gewandung, und er hielt sie streng, wie ein Vater und ließ sie nicht auf die Straße laufen. Dschilali fand in seinem Herzen nichts mehr, das gegen Don Luis gesprochen hätte. Aber eine andere Besorgnis stieg in ihm auf. „Wird er dich wieder schlagen, wenn er erfährt, daß du hier oben warst?"

„Ich werde es ihm nicht sagen. Auf dem Dache darf ich bleiben, solange ich will."

„Geh hinunter, schnell! Man wird dich rufen!"

Nur-Sbah lachte und begann auf der Stadtmauer dahinzutänzeln. „Ich will erst noch einmal hier hinübersehen. Dort das Weiße, ist das ein Schiff?"

„Es ist ein englisches Schiff."

Sie lief eine Strecke weiter, erkannte freudig Kamele und Esel auf dem Marktplatze und rief die Namen einzelner Menschen. Schon hatte sie sich an den Blick von oben hinab gewöhnt, schon belustigte sie sich an den Veränderungen, die die Dinge durch die Entfernung erlitten. Dschilali lenkte ihre Aufmerksamkeit auf die Zelte einiger Europäer, die wie große umgestülpte Lilien am Strande blühten, auf das graue Zeltgewirr der M'halla, und begann zu erzählen, wie es ihm ergangen war, und wie groß und mächtig Bu Schimrir sei. Da er aber nicht sehr folgerichtig zu erzählen wußte, verstand die kleine Sklavin den Zusammenhang nicht, und behielt nur einen verworrenen Eindruck von fremden, unheimlichen und wunderbaren Dingen, mit denen Dschilali wie ein Zauberer umgeben war. Es gefiel ihr nicht übel, und sie hätte wohl bis in den Abend hinein gelauscht, ohne eigentlich etwas zu verstehen, wäre nicht aus der Tiefe ein wohlbekannter Ruf emporgestiegen, der sie der Wirklichkeit wiedergab. Schon stand sie auf der Leiter und glitt hinab auf ihr heimisches Dach. Noch einmal wandte sie sich um, lachte zu Dschilali empor und verschwand dann in der dunklen Öffnung der Dachtreppe. Dschilali blickte ihr eine Weile nach und freute sich, als er ihr schlankes, buntes Figürchen über die Galerie des Hofes huschen sah. In die Tiefe des Hofes hinab reichte der Blick leider nicht, sonst hätte er Nur-Sbah noch sehen können, wie sie emsig einige Kupferkessel blank scheuerte und ein ungewohnt vergnügtes Gesicht dazu machte. Die Gemahlin des Don Luis, Donna Esperanza, die sie betrachtete, sagte später lachend zu ihrem Manne, die Strafe von vorhin scheine keinen tiefen Eindruck gemacht zu haben, und die Halbblutnegerinnen seien alle leichtfertig und dumm.



Eine Schönheit Nordafrikas.

4.

Es sah fast aus, als ob Donna Esperanza recht habe. Es war, als ob jene ersten Schläge, die das sanfte und arbeitswillige Kind von seinem Herrn erhalten hatte, alle Frechheit und allen Freiheitsdrang entfesselt hätten, die in ihrer Rasse schlummern. Trotz sorgfältigst verwahrter Türe geschah es jetzt fast täglich, daß Nur-Sbah für einige Stunden verschwand, und kehrte sie wieder, so war durch kein Strafgericht der Welt aus ihr herauszubringen, wo sie gewesen war. Besonderer Grausamkeit war Don Luis nicht fähig. Nachdem Prügel und Hunger sich als wirkungslos erwiesen hatten, nachdem auch die genaueste Beobachtung nicht ergeben hatte, welcher Mittel sich Nur-Sbah zu ihrer Flucht bediente, beschloß Don Luis, der Sache ihren natürlichen Lauf zu lassen.

Von da ab wurde Nur-Sbah nicht mehr geschlagen, wenn sie vermißt worden war. Doch blieb die Neugier, die sich an ihre Fersen heftete, bestehen und zwang sie zu fortdauernder List und Vorsicht. Ihre Heimlichkeit war einigermaßen gesichert durch den Umstand, daß die Aufmerksamkeit des ganzen Hauses sich hauptsächlich auf die Türen und Fenster, auf die Gasse und die Nachbarhäuser richtete, und daß an eine Möglichkeit, von der Dachterrasse zu entkommen, niemand auch nur im entferntesten dachte. Da das Spanierhaus an drei Seiten völlig frei stand, so war selbst das in jenen Landen so beliebte Spiel, auf die Nachbardächer zu klettern, ganz ausgeschlossen, und an die Stadtmauer dachte man deshalb nicht, weil der Abstand für das kleine Wesen ohne Hilfe einer Leiter zu hoch schien. So blieb die Türe zur Terrasse nach wie vor unverschlossen, und Nur-Sbah erlebte ungestört, wenn auch nicht ungestraft, die Fortsetzung ihres kleinen Romans.

Dieser hatte sich folgendermaßen weitergesponnen. Nach ihrer ersten Begegnung mit Dschilali hatte Nur-Sbah nicht anders an den Jüngling gedacht, als an einen bereitwilligen Helfer zur Ersteigung der Stadtmauer. Nur auf diese kam es ihr an. Ihre ganze kleine Seele war voll von dieser neuen Freiheit, von dieser Weite, diesen Bildern, die zu der Eingeschlossenheit ihres Lebens solch berauschenden Gegensatz bildeten. Bis in die Winkel des großen Hauses verfolgte sie plötzlich die neuentdeckte Welt. Das Donnern der Brandung, auch hinter den Mauern sehr vernehmbar, das Kreischen der Falken, das Sausen des Windes, alle die Töne, die sie sonst gedankenlos an sich hatte vorübergehen lassen, ohne daß sie ein Echo geweckt hätten, riefen jetzt leuchtende Visionen von Seebläue, weißen Segeln, purpurnen Felsen und goldenem Sande in ihr wach, an denen sie sich in allen Gedanken freuen konnte. Tag um Tag ging sie umher und tat sie ihre Arbeit mit jenem stillvergnügten Vorsichhinlächeln, das die Gebieterin verdroß und die Neugier der Mitdienenden reizte. Wenn dann die Mittagsstunde kam und alle Mitglieder der Familie in verdunkelten Zimmern der Ruhe pflegten, wenn das arabische Gesinde ums Teebrett versammelt Plauderstunde hielt, dann schlich das Negermägdlein leise die Treppe zum Dache empor und stand oben in der weißen Sonnenglut, nach dem Rande der Stadtmauer spähend, wo der elfenbeinblasse Araberkopf ihr zuerst erschienen war. Nur-Sbah hatte nicht lange zu warten. Dschilali wußte genug von dem Leben der Europäer, um sich an den Fingern abzählen zu können, um welche Tageszeit ein sicheres Entkommen möglich sei. Er erschien also pünktlich, nickte lachend von oben und ließ zugleich ein dickes Seil herabfallen. Die Leiter hatte sein praktischer Sinn als zu unhändlich und zugleich als zu verräterisch verurteilt. Mit einem leisen Schrei des Vergnügens erfaßte Nur-Sbah das Seil, stemmte im Aufwärtsschweben die Beinchen zappelnd gegen die Mauer, damit sie nicht zerschunden oben anlange, und landete ohne besondere Verletzung glücklich an Dschilalis Brust. Der stellte seine zierliche Beute vorsichtig zu Boden, schlang sich das aufgerollte Seil wieder um die Schultern und rannte dann, ungalant und ängstlich, davon bis an das Inquisitionsgebäude, in dem er sich barg. Das Mädchen huschte wie eine Maus nach der andern Seite und verkroch sich hinter den Kanonen der nächsten Bastion.

Nachdem sie so beide einige Minuten bang gewartet und endlich gesehen hatten, daß keine Verfolgung eingesetzt hatte, kamen sie beide zu gleicher Zeit schüchtern wieder aus ihren Verstecken hervor. Sie begegneten sich, faßten sich an den Händen und schauten einander einige Sekunden lang in die Augen. Dann wandte Nur-Sbah sich rasch um, lief auf den Mauerrand zu und rief mit ausgestreckten Händchen:

„Und heute ist das Schiff schwarz und hat etwas Rotes oben in der Mitte!"

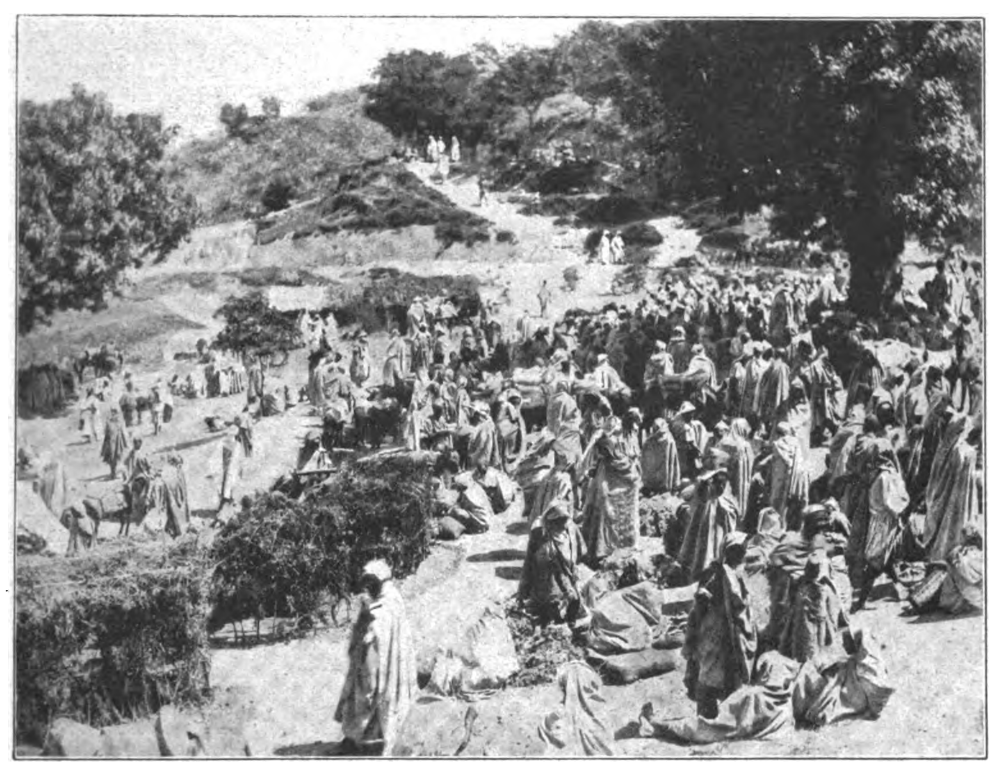
„Heute ist es ein Franzose," erklärte Dschilali beredt. „Der Engländer ist gestern abend noch hinaus. Das Rote ist ein roter Streifen am — am —"

Es gab in seiner Sprache kein Wort für Schornstein, und das spanische, das er wußte, hätte ihr nichts gesagt. Er verlor sich also in eine ausführliche, aber wissenschaftlich nicht ganz einwandfreie Erläuterung über die Kesselheizung auf einem Schiffe, die er bereits einmal zu sehen Gelegenheit gehabt, und wie der große Rauch von dem furchtbar vielen Feuer durch ein Rohr in die Luft geführt werde, um nicht alle Menschen auf dem Schiffe einzuwickeln. Die kleine Sklavin, die etwas von Feuermachen verstand, schüttelte den Kopf. So viel Umstand wegen ein bißchen Rauch? Und wie konnte es überhaupt rauchen, wenn die Kohle gut ausgesucht war?

Nur-Sbah wußte nicht, daß zwischen ihrer schönen wohlriechenden Holzkohle und dem Stoff, der auf Dampfern verbrannt wurde, ein großer Unterschied war. Und Dschilali? ach! seine Kenntnis über diesen Punkt war auch mangelhaft. Er half sich aus der Verlegenheit, indem er sagte, daß in einem Schiffskessel hundert mal so viel Feuer sein müsse, als in Don Luis' Küche, und daß man solche Berge von Kohlen nicht ordentlich nach schlechtverkohlten Stückchen aussuchen könne. Das imponierte seiner kleinen Hörerin und sie gab sich zufrieden.

Man konnte keine zehn Schritte auf der Stadtmauer gehen, ohne etwas Wunderbares zu sehen, das Dschilali, der Alleswisser, erklären mußte. Was taten die Leute im Boote da unten vor dem Hafen? Wozu waren die weißen Tücher an den langen Stangen dort über jenem Schiffe? Was war das für ein Häuschen dort am Ende der Mole? Was die runden Ballen da unten in jenem weiten Hofe? Was ist ein Zollhaus? Warum bezahlt man Zoll? Wer bezahlt ihn? Warum schicken die Europäer Mais auf Schiffen in ihr Land? Wächst dort keiner? Was tun jene Leute dort auf den Klippen? Was sind Krabben? Und warum essen die Europäer dies Ungeziefer, da sie doch so reich sind, daß sie alle Hammel der Welt kaufen könnten? So wirbelten in rascher Folge Fragen um Dschilalis Haupt, und Dschilali gab sich die treueste Mühe, dem hungrigen Seelchen alles recht zugänglich zu machen. Wußte er keine Antwort, dann wurde er freilich böse, schalt Nur-Sbah dumm und begriff nicht, wie ein Mensch dergleichen nicht wissen könne! Es gelang ihm, das Negerkind in Anbetung seiner Weisheit zu erhalten.

So begann an jedem Tage die Zusammenkunft der beiden mit einer Lektion, nach der das befreite Seelchen dürstete wie nach den Wassern des Brunnens Zem-Zem. Hatte aber Nur-Sbah eine Anzahl Fragen getan —



Arabischer Markt. Nach einer photographischen Aufnahme von Balla.

Dschilali behauptete, es wären ihrer neunhundertneunundneunzig —, so verstummte sie plötzlich wie überladen mit neuem Wissen und gab sich nur noch ganz der Empfindung, dem köstlichen Wohlgefühle des Naturgenießens hin. Dazu suchte sie sich dann mit Vorliebe einen Platz aus, von dem man das Land übersehen konnte. Die unendlichen Wellenzüge der grünen Hügel, die lichte Farbe der Gerstenfelder, und die bunten, grell leuchtenden Blumenwildnisse überall da, wo nicht geackert war, schienen ihr Auge mehr anzuziehen als das Meer. Das Gewaltige spricht selten zu einfachen Seelen; das Liebliche und Heitere ist ihnen Inbegriff des Schönen. Das leise heimliche Leben in den braunen Hüttengruppen, der feine Rauch, der sie umschwebte, das Schimmern weißer Gewänder oder die dunklen Silhouetten fernhinwandelnder Gestalten, das alles sprach zu ihr als etwas längst Vertrautes und doch nur in Träumen Gesehenes. Jedes Eselchen, das mit Grünfutter schwer beladen vom Felde hereintrippelte, jedes wasserschöpfende Kind am Brunnen, jedes Füllen, das im Freien graste und von fröhlichen Knaben geritten wurde, jede Lämmerschar am steinigen Abhang ward ihr Offenbarung eines Lebens, von dem sie wohl sprechen gehört hatte, das sie aber für unerreichbar gehalten hatte wie das Leben höherer Wesen. Sie war viel zu ergebungsvoll und demütig, um einen bestimmten Wunsch in dieser Richtung zu empfinden, und ihr Gesichtchen wurde nicht trauriger, wenn sie die lebendigen Gruppen in den Sträßlein der Hüttenstadt oder auf dem Markte mit angestrengten Blicken verfolgte; sie hatte nie gelernt zu vergleichen. Aber es bannte sie wie mit Zaubermacht, und sie schaute und schaute, und erlebte schauend ein Glück, von dem sie bisher nichts geahnt hatte. Wenn dieser Zustand der Verzückung lange dauerte, dann kam es manchmal über sie wie ein Schwindel, verursacht von der Glut der Sonne, die auf ihr Haupt brannte, und dem scharfen Wehen des Seewindes, der berauscht wie starker Wein, und sie lehnte sich an Dschilalis Schulter und begann leise, ihn zu liebkosen. Es war nur eine unschuldige Äußerung der Dankbarkeit. Dschilali war keiner von denen, die sich viel aus Zärtlichkeit machen. Der ganze herbe Trotz gegen jede weichere Regung, der jungen Männern innewohnt, bäumte sich in ihm auf, und er duldete, steif wie ein Stock und mit bitterböser Miene, das Streicheln der kleinen braunen Hände mit der eigentümlich silbrigen Innenfläche. Aber er fand dennoch kein hartes Wort der Abwehr. Zu sehr hatte er sich bereits gewöhnt, das kleine Geschöpf als seinen Fund, seinen Schützling, sein Eigentum zu betrachten. Waren auch seine Sinne noch gänzlich verschlossen und vermochten sie den wunderbaren weiblichen Reiz des jungen Wesens noch ganz und gar nicht zu erfassen, so konnte er doch dieser Anbetung seiner Person gegenüber ein gewisses Wohlwollen nicht versagen.

Er war es auch, der nüchtern die Zeit im Auge behielt, die er an dem Wachsen der Schatten mit großer Sicherheit maß. Ein Bewohner des Sonnenlandes sieht selten einen Gegenstand an, ohne dabei, halb unbewußt, nach seinem Schatten zu sehen, und jedes Mäuerchen wird ihm zur Uhr. Dschilali riß Nur-Sbah jeden Tag rechtzeitig aus ihrer Verzückung, und beförderte sie wieder auf ihr Dach hinab, ehe Don Luis seinen Mittagsschlaf ganz beendet hatte. Dann verharrte er noch eine kleine Weile, trat aber vorsichtig so weit vom Mauerrande zurück, daß ihn vom Hofe des Spanierhauses aus niemand sehen konnte, und wartete, bis er die scheltenden Laute vernahm, mit denen eine Aja oder Mitsklavin die wiederauftauchende Nur-Sbah begrüßte. Kreischte dann auch bald die Stimme der Herrin dazwischen oder dröhnte Don Luis' Baß, dann ging Dschilali ohne Mitleidgefühl ruhig seiner Wege. Was nun geschah, war Nur-Sbahs Sache. Er wußte jedenfalls, daß sie da angelangt war, wo sie hingehörte.

Nur-Sbah hätte aber kein Weib sein müssen, wenn sie diese ihre Sache nicht trefflich zu führen verstanden hätte. Sie ging nicht täglich auf die Stadtmauer, verschwand aber täglich irgendwie aus dem Gesichtskreise

ihres Mitgesindes, indem sie sich in der Gerümpelkammer oder im Stall verbarg, und dann ließ sie sich auch wohl einmal in irgendeiner Ecke finden, um dem Spürsinn ihrer Verfolger zu schmeicheln. Auch mit den Tageszeiten wechselte sie in der Weise, daß sie bald früh, bald spät verschwand, und bald längere, bald kürzere Zeit fortblieb. Dadurch ermüdete sie den boshaften Eifer der andern. Ließ sie sich finden, so hatte sie in der Regel eine Katze, ein Ziegenlamm oder ein Chamäleon bei sich, so daß nach einer Weile das Verschwinden des Kindes nur mehr einer spielerischen Arbeitsflucht zugeschrieben und als solche nicht schwer übelgenommen wurde. Nur-Sbah erriet aus der veränderten Tonart der sie empfangenden Schelte, daß die schlimme Bedeutung, die ihrem Verschwinden zuerst beigelegt worden war, in Vergessenheit geriet. Sie wußte nun, daß ihre List die erwarteten Früchte trug, aber deswegen ließ sie keineswegs nach in der feindurchdachten Folge von Verstellungen und Ablenkungsmanövern, die sie mit dem Instinkt und dem Opfermut einer Füchsin ausführte. Und einmal geschah es doch, daß sie beinahe entdeckt worden wäre. Irgend jemand hatte sie die Dachtreppe hinauflaufen sehen, hatte aber zu Nur-Sbahs Glück zuerst den ganzen Haushalt alarmiert, ehe er sich an die Verfolgung machte, und Nur-Sbah durch sein Rufen gewarnt. Sie hatte gerade noch Zeit, dem auf der Mauer wartenden Dschilali ein Wort zuzurufen, das ihn verschwinden ließ, um sich dann an einen Korb mit Zwiebeln heranzumachen, der in einer Ecke stand. Sie häutete mit unschuldiger Miene eine Zwiebel nach der andern ab, als ob das Problem ihrer Vielhäutigkeit sie tief beschäftige, wurde ausgelacht und gescholten, tat erstaunt und gekränkt, und ging mit dem Gefühl des gelungenen Betruges hinab. Dennoch beschloß sie neue Listen zu gebrauchen und neue Wege zu finden, denn sie fühlte wohl, wie groß die Gefahr einer Entdeckung war. Und da kam der Bu Schimrir in völliger Ahnungslosigkeit ihr zu Hilfe.

Dschilali war, wie die meisten Araber, kein Nachtschwärmer. Die Nacht war zum Schlafen da, und Dschilali liebte es, bald nach Einbruch der völligen Dunkelheit in seine väterliche Hütte zurückzukehren und dort in seine Schlafdecke zu kriechen. Weckte ihn doch der erste Sonnenstrahl zu einem sechzehnstündigen Tage voll Leben und Erregung. Aber nun kam der Juli und die Tage der Glut, wo die Erde eine Hölle wurde, und der Mittag die Plätze und Straßen leer von Menschen fand. Da lag Dschilali, obgleich sein Herr ihn deswegen auslachte, tagsüber im schattigen Gemache und raffte sich nur eben zu den allernötigsten Handreichungen auf. Er war, wie die meisten Araber, hitzescheu und litt mehr als ein Weißer. Wenn dann der Abend kam und der große weiße Mond des südlichen Himmels aus dem Meere aufstieg, dann bekam der Bu Schimrir einen ganz unziemlichen Hunger nach Tätigkeit und nach Bewegung und verlangte von Dschilali Verständnis dafür. Er ließ sein Bett, einen Teppich, Tisch, Stuhl und Windlichter auf das Dach seines Hauses tragen, und zwar auf den kleinen Aussichtsturm, der höher als die Stadtmauer und von allen Winden bestrichen war, nahm seine Mahlzeit dort oben und bestellte den Kohlentopf mit dem Teekessel. Dann kamen Bücher und Schreibzeug herauf, und nun schickte der Europäer sich an, die Nacht auf dem Turmdache zu verbringen. Das erstemal, da dies geschah, erschrak Dschilali in der Tiefe seines Herzens. Wußte der Bu Schimrir nicht, daß nach Sonnenuntergang die Dschinne ihr Spiel hatten, die den Kopf der Menschen mit Fieber schlugen? Ein starker Tau brach an allen Wänden heraus, und Bett und Kleider fühlten sich feucht an, wie der kalte Mond sie beschien. War das nicht Gift? Aber der Bu Schimrir lachte und lebte Nacht um Nacht sein schönes kühles Leben unter dem Sternenhimmel und im Hauche der nächtlichen Winde. Da begann Dschilali an der Gefährlichkeit der Dschinne zu zweifeln.

Einige Tage später brachte er seinen Haik und seine Matratze und erklärte seinem Herrn, er würde nun nicht mehr nach der Hütte gehen. Dort wären Hitze und Mücken unerträglich, und wenn der Bu Schimrir es erlaube, so würde Dschilali auf dem Hauptdache, dicht unter dem Türmchen, schlafen. „Und die Dschinne?" fragte der Bu Schimrir lächelnd. Dschilali machte eine verächtliche Bewegung mit der Hand. Er hatte sich nie davor gefürchtet! Er wußte wohl, daß es die meisten andern Leute taten. Aber er, des Bu Schimrir Freund! Nein, er glaubte nicht an Dschinne!

In solch einer Nacht geschah es einmal, daß ihm der Mond so grell ins Gesicht schien, daß er davon erwachte. Er richtete sich auf und blickte um sich. Droben auf dem Turme waren die Windlichter erloschen, der Bu Schimrir mochte also schlafen. Dschilali stand auf und ging umher. Die weiße Terrasse glänzte im Mondlicht wie ein silberner Spiegel, tiefblau lag der Schatten des Türmchens darauf. Ringsum die ganze Stadt war solch seltsames Gewürfel von blitzendem Weiß und sattem Blau, und die Fensterscheiben der Europäerhäuser waren züngelnde Flammen von gespenstischem Feuer. An der Stadtmauer, an der jeder Quaderstein einzeln hervortrat, rieselte das Mondlicht blank wie Wasser herab. Dschilali tat einen tiefen Seufzer, sprang die Leiter hinan und sah sich plötzlich der vollen Wirkung einer mondbeschienenen Meeresfläche gegenüber. Ein starkes Phosphoreszieren der Wellen kam hinzu. Dschilali stockte der Atem. Am Meere aufgewachsen, mit allen Spielen von Licht und Wasser vertraut, hatte er doch noch nie einen so vollkommenen Zauber erlebt. Sein erster Gedanke war: „Es gibt doch Dschinne, und sie sind rings um mich!" und sein zweiter galt Nur-Sbah mit dem Wunsche, ihr Entzücken über diesen Anblick zu sehen.

Darüber fiel er in ein schweres Grübeln. Er hatte das Mädchen nun einige Tage nicht gesehen, und wenn die Hitze anhielt, so war nicht anzunehmen, daß sie in den Mittagsstunden auf die Mauer kommen würde. Und doch brannte er darauf, ihr zu zeigen, was nur wenige Tage anhalten und vielleicht den nächsten schon seine volle Schönheit verloren haben konnte. Wie sollte er es anfangen, sie zu benachrichtigen? Er sann eine kurze Weile mit vor Eifer gerunzelten Brauen und vor Anstrengung geballten Fäusten, dann war er auf ein knabenhaft brutales Mittel verfallen und machte sich auch sogleich an die Anwendung. Er huschte zurück nach dem Hause und holte schnell und lautlos des Bu Schimrir große Flinte herauf. Damit begann er zu knallen, daß alle Falken des alten Gemäuers laut krächzend in die Höhe stiegen und alle Juden der Stadt mit Rufen des Entsetzens auf die Dächer eilten. Ein wüstes Geschimpfe erhob sich, in dem Dschilali seine Stimme laut genug mitspielen ließ, um auch in den tiefsten Winkeln der Häuser vernommen zu werden und jeden Zweifel über die Urheberschaft der nächtlichen Störung zu beseitigen. Am andern Morgen entrüstete sich die ganze Stadt in endlosen Straßengesprächen über den Missetäter, und der Bu Schimrir wurde zum ersten Male recht bös und schwur, daß er Dschilali prügeln lassen würde, wenn er noch einmal die Flinte in die Hand nähme. Dschilali tat zerknirscht und demütig, aber als die nächtliche Stunde der Mondfülle kam, eilte er, seiner Sache völlig gewiß, wie ein Sieger auf seiner Mauer dahin, wo Nur-Sbah sonst zu warten pflegte. Wirklich stand sie auf dem Dache und wartete, und leise lachend begrüßten sich die Verstehenden.

(Fortsetzung folgt.)



Die Besatzung des neuen deutschen Seekadettenschulschiffs „Niobe“. In der Mitte der aus dem Weltkrieg berühmte Kommandant Graf v. Luckner mit seinen Offizieren Kapitänleutnant Wurmbach, Kapitänleutnant Lohmann und Leutnant z. S. de Origne.

Neues Werden

Das erste Seekadettenschulschiff der neuen Kriegsmarine. Von Vizeadmiral z. D. A. Meurer

Hierzu vier Abbildungen

Die vernichtenden Bedingungen des sogenannten „Friedensvertrages“ von Versailles haben dem deutschen Volke nur einen kümmerlichen Rest seiner stolzen und starken Kriegsflotte gelassen, die einst in der ganzen Welt geachtet und von unseren Feinden so gefürchtet war, daß sie glaubten, sie restlos zerstören zu müssen, um nur ruhig schlafen zu können. Nur einige schwache und heute veraltete Einheiten hat man uns gnädig belassen, deren Indiensthaltung mehr Geld kosten würde, als sie wert sind. Daher gilt es, ganz von vorn wieder anzufangen und wieder aufzubauen, was die blinde Angst unserer Feinde uns genommen hat.

Die Aufgaben der neuen deutschen Kriegsflotte sind schwere und umfangreiche. Im einzelnen auf sie einzugehen fehlt hier der Raum. (Siehe über diese Fragen den Aufsatz des Verfassers „Die Zukunft der deutschen Marine“ in Heft 35 dieser Zeitschrift vom 29. Mai 1919.) Nur so viel sei gesagt, daß an Ersatzbauten großer Schlachtschiffe — auch abgesehen von dem schmachvollen vertragsmäßigen Einspruchsrechte unserer Feinde — schon wegen der ungeheuren Kosten nicht gedacht werden kann. Wenn ein Schiff früher 20 bis 25 Millionen Goldmark kostete, so ist ein gleiches heute nicht für das Mehrfache dieser Summe herzustellen. Nicht einmal England baut heute noch große Schlachtschiffe, es überläßt dies resigniert seinen stärkeren und kühneren Mitbewerbern auf dem Meere, den Amerikanern und Japanern. Für uns kann es sich daher nur darum handeln, das noch vorhandene karge Schiffsmaterial möglichst nutzbringend für die denkbar beste Ausbildung der Besatzungen und für das Zeigen unserer im Kriege nie besiegten Flagge im Auslande zu verwerten. Auf die Ausbildung von Offizieren und Mannschaften muß daher zur Zeit der Hauptwert gelegt werden, denn nicht Schiffe kämpfen, sondern Menschen. Danach handelt auch die oberste Leitung unserer verkleinerten Marine, immer in dem Streben, soweit es irgend geht, die jetzt notgedrungen im Vordergrunde stehende rein militärische Ausbildung der Küstenwehrverbände nach und nach auf in Dienst gestellte Kriegsschiffe zu verlegen. Die Erziehung einer Kriegsschiffsbesatzung zu voller Kriegsbereitschaft fordert

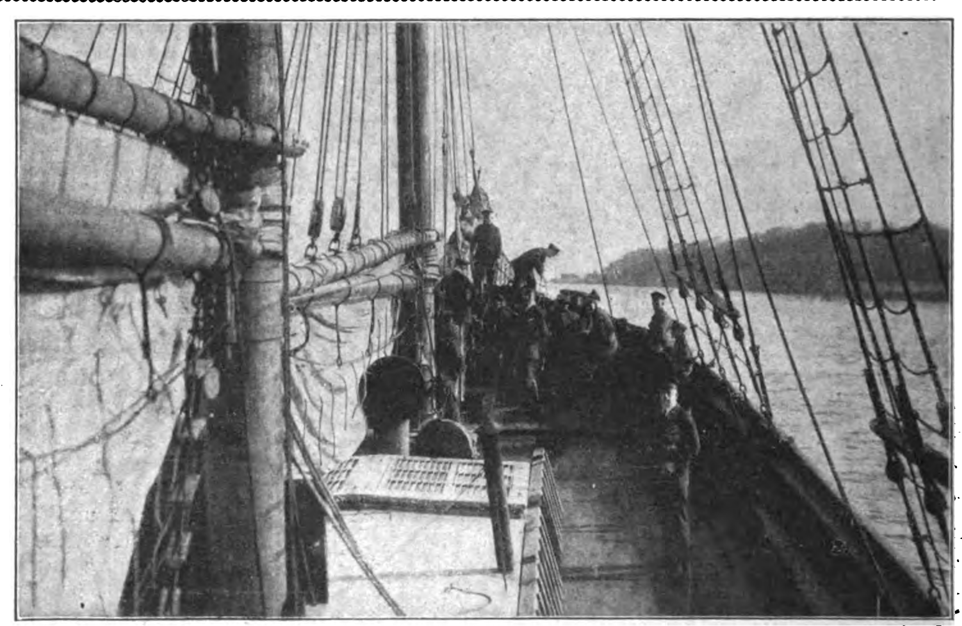


Seekadetten-Schulschiff „Niobe“ beim Winde segelnd.

allerdings jahrelange Arbeit unter sachkundigster Leitung und ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Kunstwerk an sich. Auch hier hat uns der „Friedensvertrag" schwerste Fesseln angelegt. Auf 15000 Mann ist der Personalbestand der Marine eingeschränkt und für jedes in Dienst zu stellende noch so kleine Schiff bedarf es der besonderen Genehmigung unserer Feinde; die guten und kriegserprobten Besatzungen unserer Kriegsschiffe hat die Revolution in alle Winde zerstreut. Da gilt es auch auf diesem Gebiete von unten auf wieder aufbauen, was der große Zerstörer „Krieg" vernichtet hat.

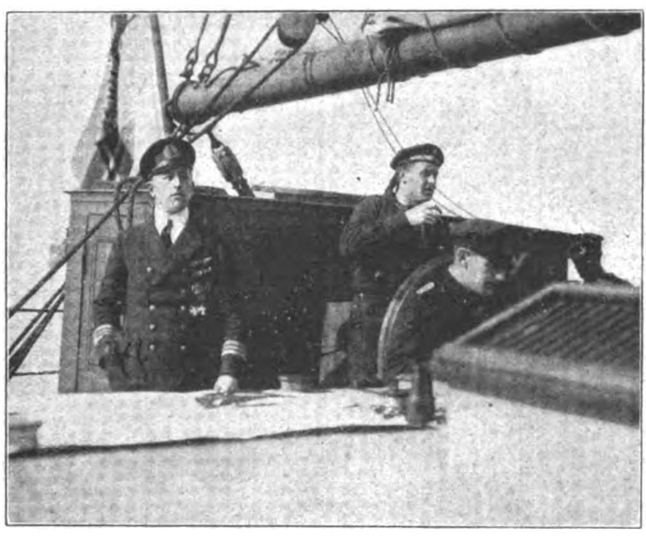
Die erste Grundlage jeder erfolgversprechenden Mannschaftsausbildung ist an Bord wie an Land die Aufrechterhaltung einer guten militärischen Disziplin, die zweite unerläßliche Vorbedingung ist die sachliche Schulung und Ausbildung des Offizierskorps und seines Ersatzes. In beiden Richtungen hat die Marineleitung die nötigen ersten Schritte getan. So ist es ihr nach mühsamen Verhandlungen mit der Entente gelungen, endlich wieder ein Schulschiff für die seemännische Heranbildung des Seeoffiziersersatzes bereitzustellen. Da die Indienststellung größerer Schulschiffe bei unserer traurigen Finanzlage viel zu kostspielig ist, hat man den Ausweg ergriffen, ein aus der Kriegsbeute stammendes Prisenschiff, einen alten Viermastschoner, als Schulschiff herzurichten. Man gab ihm den bedeutsamen Namen „Niobe", den Namen jener altbewährten Segelfregatte, die bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der ersten seemännischen Ausbildung vieler Hunderter unserer Seeoffiziere gedient hatte. Eine tüchtige und straffe seemännische Schulung des Nachwuchses ist der Kern aller Leistungen, auch für den Dienstbetrieb auf den modernen Schiffen, die wir eines Tages, so Gott will, wieder besitzen werden. Nur auf See, bei jedem Wind und Wetter, kann der junge Seemann für seine späteren harten Dienstpflichten vorgebildet werden, bekommt er die „Seebeine", die ihm im Bordleben auf schwankem Schiff so unentbehrlich sind. Die seemännische Tüchtigkeit eines Offizierskorps spiegelt sich unmittelbar wider nicht nur im Aussehen der Schiffe, sondern auch im Geiste und in der Haltung der ganzen Besatzung. Wenn vor dem Kriege ein deutsches Kriegsschiff in einem ausländischen Hafen erschien, so hinterließ seine Besatzung, wo sie sich auch zeigte, stets den Eindruck der Manneszucht, der Ordnung, des seemännischen Könnens, sie leistete gerade hierdurch dem guten Rufe des Deutschtums unter fremden Völkern die wertvollsten Dienste. Man verfolge nur die Stimmen der Deutschen im Auslande, wie dort alles förmlich danach schreit, das ruhmvolle Wahrzeichen deutscher Seegeltung wieder begrüßen zu können, die Flagge Schwarz-Weiß-Rot am Maste deutscher Schiffe flott im Winde wehend. Diese Flagge wieder in Ehren im Auslande zu zeigen muß das hohe und allen Hindernissen und Schwierigkeiten zum Trotz unentwegt festzuhaltende Ziel einer aus den Trümmern wiedererstehenden deutschen Flotte sein, mag sie auch an Kampfkraft vorläufig noch so schwach sein! In engem Verein mit der Handelsmarine, die auf diesem Wege vorbildlich und tatkräftig vorangeht und für deren Rechnung heute schon fast täglich ein Schiff vom Stapel läuft, muß in nicht zu ferner Zukunft dieses Ziel erreicht werden. Ein Schritt, und wohl einer der wichtigsten auf diesem Wege ist die Indienststellung der „Niobe".

Von Größe und Aussehen des neuen Seekadettenschulschiffes geben die beigefügten Abbildungen einen guten Begriff. Freilich kann ein Gaffelschoner der keine Raasegel führt, nur sehr unvollkommen das Ideal eines seegehenden Schulschiffes verwirklichen. Die Ausbildung auf einer vollgetakelten, noch so kleinen Bark oder Brigg würde ohne Zweifel vorzuziehen sein, aber als erster Schritt ist auch dieser Notbehelf zu begrüßen. Das schmucke Schiff steht unter dem Befehl des durch seine Kriegstaten rühmlichst bekannten früheren Kommandanten von S. M. S. „Seeadler", des Kapitänleutnants Grafen v. Luckner, dessen kühne und abenteuerliche Fahrt mitten durch die englische Blockadelinie hindurch bis in den Stillen Ozean hinein noch in aller Gedächtnis und dessen anregend geschriebenes Buch über seine Kriegserlebnisse mit Recht weitverbreitet ist. Auch der „Seeadler" war ein Segelschiff, eine amerikanische Prise, sein Kommandant hatte sich in der Handelsschiffahrt die ersten Sporen verdient und sich dann schon vor dem



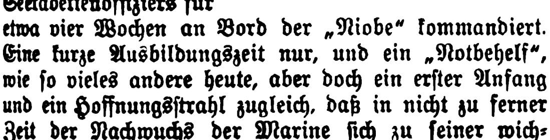
Ankerlichten der „Niobe" in der Flensburger Föhrde.

Kriege als aktiver Seeoffizier bewährt. Das neue Seekadettenschulschiff hat nur einen ganz geringen Mannschaftsstamm an Bord, aller Dienst, insbesondere die Bedienung der Segel in Fahrt, fällt ausschließlich den Seekadetten anheim. Diese machen jetzt auf der wieder eingerichteten Marineschule in Mürwik bei Flensburg ihr erstes Ausbildungsjahr durch; von ihnen wird jeweils zu Kreuzfahrten in der Ostsee eine Inspektion von 30 bis 40 Seekadetten unter Führung und Leitung ihres Seekadettenoffiziers für etwa vier Wochen an Bord der „Niobe“ kommandiert. Eine kurze Ausbildungszeit nur, und ein „Notbehelf“, wie so vieles andere heute, aber doch ein erster Anfang und ein Hoffnungsstrahl zugleich, daß in nicht zu ferner Zeit der Nachwuchs der Marine sich zu seiner wichtigsten seemännischen Ausbildung nicht auf kleine Küstenfahrt beschränken, sondern wieder draußen auf dem Weltmeere sich tummeln möge!



Kommandostand am Heck der „Niobe“.
Links der Kommandant Kapitänleutnant Graf v. Luckner.

Mit frischem Mute an die Arbeit gehen, durch Eifer und Zucht wieder aufbauen, was die Revolution und unsere Feinde in blinder Wut zerschlagen, muß jetzt wie für das ganze deutsche Volk so auch für unsere Marine die Losung des Tages sein. „Kiek nich immer in dat Muuslock, kiek in de Sünn!“ Dies Lieblingswort des Grafen Luckner aus dem reichen Spruchschatze der Waterkant sagt am kürzesten, was uns not tut. Einen Markstein auf diesem Wege, den Beginn frischer Zukunftsarbeit für die so schmählich verstümmelte deutsche Flotte bedeutet die Indienststellung des Seekadettenschulschiffes „Niobe“.



Leuchtende Eier ★ Von Dr. Heinz Welten

Die Leuchtbakterien, mikroskopisch kleine Lebewesen, deren genauere Kenntnis wir erst dem naturwissenschaftlichen Studium der letzten Jahrzehnte verdanken, geben uns die Möglichkeit zu einem hübschen Experiment, das leicht durchgeführt werden kann, da man alles hierfür Notwendige in der Küche finden wird: ein Stückchen rohes Fleisch, zwei Eier und ein wenig Salz. Man kocht die Eier hart ab, läßt sie erkalten und drückt dann die Schale an verschiedenen Stellen ein wenig ein, so wie man es bei der Herstellung von Soleiern meist zu machen pflegt. Dann nimmt man ein Stückchen rohes Fleisch (Rindfleisch) oder ein wenig rohen Seefisch (Kabeljau, Schellfisch) und bestreicht damit die Eier von allen Seiten mehrere Male. Die Leuchtbakterien, die fast stets auf dem rohen Fleisch oder Fisch sich finden, werden so auf die Eier übertragen, die man dann in Salzwasser legt, gerade so wie gewöhnliche Soleier. Doch tut man gut, sie nicht ganz in der Salzlösung unterzutauchen, sondern sie ein wenig (ein Drittel) aus dem Wasser herausragen zu lassen. Schon nach zwei bis drei Tagen beginnen dann die vom Wasser nicht bedeckten Eischalen zu leuchten und zwar vornehmlich an den eingedrückten Stellen. Das grünlich weiße Licht ist nicht sehr intensiv, doch sehr gut wahrnehmbar. Legt man die Eier in eine weiße Steingut- oder Porzellanschüssel, so daß das Licht von den weißen Wänden zurückgestrahlt wird, dann scheint die ganze Innenschüssel zu leuchten. Natürlich ist dieses Licht nur schwach; auch die kleinste Kerze überstrahlt es, so daß es nur in völlig dunklen Räumen wahrgenommen werden kann. Am besten sieht man es erst nach einigen Minuten, nachdem das Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt hat und für den kleinen Lichtschimmer empfindlich geworden ist. Dann leuchten die Eier in magisch weißem Glanze dank der Leuchtbakterien. Will man das Licht verstärken, es gar „praktisch“ verwerten, dann stellt man sich eine Kultur dieser Bakterien her. Man besorgt sich zu diesem Zweck einen Glaskolben von einem halben Liter Inhalt, einen sogenannten Erlmeyerkolben, den man von einer Handlung chemischer Apparate (wohl auch durch den Drogisten oder Apotheker des Orts) beziehen kann. In diesen Kolben bringt man eine Nährlösung von folgender Zusammensetzung: schwefelsaure Magnesia $^1/_8$ g, schwefelsaures Kali $^1/_8$ g, Pepton 2,5 g, Zucker 5 g. weiße Gelatine 25 g, Wasser 500 g. Man schüttet die Salze, den Zucker und das Pepton in den Kolben, schneidet die Gelatine klein, tut sie dazu, gießt das Wasser darauf, schüttelt alles gut durch und erhitzt zum Kochen, bis alles gelöst ist. Dann verschließt man den Kolben mit einem Wattebausch und läßt erkalten. Während des Erkaltens stellt man den Kolben etwas schräg, um eine größere Oberfläche zu gewinnen. Wenn die Masse (dank der Gelatine) fest geworden ist, impft man sie mit den Bakterien. Man glüht zu diesem Zwecke eine Hutnadel aus, läßt sie erkalten und entnimmt dann mit der Nadelspitze (NB. im Dunkeln, da man ja nur dort das Leuchten sieht) einem Ei ein leuchtendes Stückchen, das man schnell auf die Gelatine bringt. Dann verschließt man den Kolben sofort wieder mit der Watte und beobachtet während der ganzen Arbeit äußerste Sauberkeit (berührt also weder die Nadelspitze noch den Wattebausch oder das Eistückchen mit den Fingern!), um das Eindringen anderer Bakterien in die Nährgelatine zu verhindern. Glückte die Übertragung, dann vermehren sich die Leuchtbakterien auf der Gelatine und beginnen nach zwei bis drei Tagen zu leuchten. Dieses Licht kann so intensiv werden, daß man nachts die Uhr zu erkennen vermag, so daß man auf diese Weise eine ebenso originelle wie wohlfeile Nachtlampe erhält, die mehrere Wochen hindurch ihr Licht spendet. Erwähnt mag noch werden, daß die leuchtenden Eier keineswegs ungenießbar geworden sind und daß man sie ohne Bedenken verzehren kann. Die Leuchtbakterien sind unschädlich, und auch das Fleisch, resp. die Eier oder Kartoffeln (mit gekochten Kartoffeln glückt das Experiment auch) sind unverdorben, solange sie leuchten. Sobald sie sich zersetzen und verwesen, gehen die Bakterien ein und das Leuchten erlischt.

Du nennst mich klein

Du nennst mich klein in meinem Lieben,
Beschränkt vielleicht und engbegrenzt dazu,
Weil ich in deutschem Denken stehngeblieben
Und nicht modern bin so wie du.

Ich sah die Länder mancher Zunge;
Doch näher als der König Psammetich
Steht mir der letzte deutsche Schäferjunge,
Der denkt und fühlt und spricht wie ich.

Ich bin geboren, deutsch zu fühlen,
Bin ganz auf deutsches Denken eingestellt;
Erst kommt mein Volk, dann all die andern vielen,
Erst meine Heimat, dann die Welt.

Wem in diesen Tagen . . .

Wem in diesen Tagen bitterster Schmach
Nicht das Herz im Leibe brach,
Wem sich nicht alles sträubt und bäumt,
Wer nicht vor Zorn knirscht und schäumt,
Wer jetzt noch sein Herz an ein Spielzeug hängt,
Wer jetzt nicht den einen Gedanken denkt,
Wer jetzt noch zu tändeln und tanzen vermocht,
Wem nicht das Blut in den Adern kocht,
Der mag gut sein und ehrenwert
Und klug vielleicht und sehr gelehrt
Und gewandt und gebildet und freundlich und schlicht,
Nur — ein Deutscher ist er nicht.

Es gibt ein Wort . . .

Es gibt ein Wort, das Tore sprengt,
Das sich durch alle Nebel drängt,
Das alle Mauern niederrennt
Und weder Schild noch Schranke kennt,
Es gibt ein Wort, das trotzt und siegt,
Das jede Lanze niederbiegt,
Ein Wort, das Berg auf Berge türmt,
Bis es zuletzt den Himmel stürmt
Und Jovis Hand den Blitz entreißt,
Ein Wort, das trotzig, stark und still;
Es heißt:
Ich will.

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags N. G. Elwert in Marburg
aus der Gedichtsammlung „Von Trotz und Treue" von Bogislav v. Selchow.

Nickel ⋆ Skizze von Leonhard Schrickel

Er war ein kleiner krummer Knirps, den weiß Gott niemand ernst nahm. Die Großen ließen ihn überhaupt nicht recht für einen Menschen gelten und kümmerten sich weit weniger um ihn, als um eine Katze oder eine Gans oder gar um ein verheißungsvolles Vorstentier, und die Kleinen, Nickels Altersgenossen, mißachteten ihn völlig. Weder die Jungens noch die Mädels mochten mit ihm spielen; jenen war er nicht flink und stark genug, und diesen sah er zu wenig stattlich aus. Also verschmäht, war er sich selbst überlassen und ständerte, dieweil seine Mutter fast den ganzen Tag über bei fremden Leuten wusch, einsam auf der Gasse umher, wenn er nicht gerade im Hausgarten auf Regenwürmer pirschte oder in einem verschwiegenen Winkel sich eine Fahne zurechtbastelte, mit der er dann wachsam vorm Häuschen oder im Garten umherstolzierte. Viel lieber freilich hätte er sie in der Gasse und auf dem Markte flattern lassen, eine Armee tapferer Stürmer um sich versammelnd und an ihrer Spitze den Herlitzenberg oder das Galgenwäldchen vor der Stadt erobernd — aber sobald er sich mit seiner stolzen Standarte außerhalb des sicheren Hausbereichs betreffen ließ, ward er von der brüllenden Horde seiner Verächter angefallen, geplagt, verhöhnt, verhauen und seines Banners beraubt. Das hatte er leider schon oft genug erfahren müssen und hatte dabei schon zwei richtige, wenn auch nicht eben mehr ansehnliche Schneuztüchel eingebüßt, die ihm als Fahnentuch gedient und auf deren einem sogar ein noch immerhin erkennbares, wenn auch arg getrübtes Kaiserbild sich befunden hatte. Und kein Fordern und Drohen, kein Bitten und Betteln hatte geholfen — im Triumph hatten sie sein Kleinod davongeschleppt auf Nimmerwiedersehen; all die Fahnen aber, die er sich mit Hilfe alter Zeitungsblätter oder Lappen zurechtgeschustert, hatten sie gar gleich vor seinen Augen zerfetzt und hohnlachend zerstampft. Darum ließ er seine Fahnen jetzt nur noch dicht vor der Hausschwelle oder im Schutze des Gartenzauns im Winde fliegen. Denn fliegen lassen mußte er sie. Dazu war er da — war sein Vater doch auch ein Fahnenträger gewesen.

Ja, sein Vater —!

Früher, kaum drei Jahre alt, hatte er mitunter auf Vaters Knien gesessen und mit in einen wunderreichen Soldatenkalender gucken dürfen. Darin gab es die schönsten Bilder vom Alten Fritz und seinen Heldenscharen, vom Marschall Vorwärts und der Landwehr und so großartigen Dingen mehr, die ihm über die Maßen gefielen. Denn so klein und krumm er war, ein so großer Soldat wollte er werden. Dafür, hoffte er, würde sein Vater, der ja natürlich auch Soldat geworden war, schon sorgen. Und wenn der Alte Fritz ihn nicht in die Garde aufnahm, rückte er eben bei den Lützowern ein. Das war bestimmt. Und noch bestimmter war es, daß er als Fahnenträger voranmarschierte, das flatternde Tuch über sich im Winde und hinter sich die stürmenden Soldaten, von denen ihm sein Vater auch einmal erzählt hatte, bevor er wieder in den Krieg gezogen war.

Das war aber schon lange her. Und der Krieg war schon lange aus, sagten die Leute, und die Mutter meinte es jetzt auch, obgleich der Vater nicht heimgekommen war. Aber das machte nicht viel. Jetzt war er ja nun schon groß, ging seit fast sechs Wochen in die Schule und



wußte sich, wie gesagt, seine Fahnen längst selber zu machen; er brauchte nur einen Stock oder dürren Ast und ein Fetzchen Papier oder ein Sacktuch. Und wenn er noch ein Endchen größer geworden war, daß er etwa richtig auf den Tisch gucken konnte, ging er selber zum König Krückstock oder zum Marschall Blücher und stellte sich, eine extrafeine Fahne mitnehmend, daß sie gleich wußten, was für ein Kerl er war und was sie an ihm hatten. Bis dahin — na ja.

Eines Tages, als er ein wenig hungrig durch die Gasse strich, um seiner Mutter, die beim Bäcker unten an der Ecke wusch, entgegenzugehen und sie zu einiger Eile anzutreiben, damit sie ihm etwas zu beißen gäbe, sah er im Fenster des Buchbinders ein buntes Bild an die Scheibe geklebt. Lauter Männer mit seltsamen Gewehren und fremdartigen Säbeln und voran und mitten im Gewühl eine Menge Fahnen, die nur so im Winde klatschten. Er hörte das Rauschen der Fahnen förmlich und vernahm ihr Rufen und Jubeln, daß er am liebsten zugegriffen hätte, sie den Trägern aus der Hand zu reißen und im Sturm davonzutragen. Hoch in den Händen zu halten, daß sie im Winde schlugen und vor Überlust hell aufschrien, als ob sie sich vor Freude und Kampfbegier nicht mehr zu lassen wüßten. Aber die Glasscheibe trennte ihn von dem gewaltigen Zug und so konnte er nichts als stehn und immer wieder die Fahnen bewundern, eine nach der anderen, und ganz scharf hinhören, wie sie „Vorwärts! Vorwärts!" riefen und mit emsigen Händen winkten und den langen, wilden Zug davonrissen, daß es eine Lust war.

Ohne weiter an seinen Hunger und an seine Mutter zu denken, gesellte er sich dem ersten besten Rudel spielender Nachbarskinder, mir nichts dir nichts, als müßte das so sein, und begann ihnen mit heißen Wangen stolz und gewichtig zu erzählen, wie er schon in aller Kürze ein Fahnenträger werden würde, den Männern in der Stadt voranmarschierend, und wie er sich eine Fahne machen würde, lang und bunt und mit winkenden Händen und voll Rufekraft, der alles folgen müsse. Aber die Jungens lachten ihn aus: „Hahahaha! Du Kröpel, du vogelscheuchigter, und ein Fahnenträger? Dazu gehört ein ganzer Kerl, verstehst du, kerzengerade wie ein Telegraphenmast und stark wie ein Bär. Aber du Kümmerling, du zwirnsfadiger du ...!" — und stupsten ihn an, daß er, der auf schwachen Beinchen stand, auf die Nase fiel. Da machten sich die Mädchen flugs über ihn her und wälzten ihn im Staube um und um, ob er sich auch schreiend wehrte, und als sie dabei ein rundes Löchlein in seinem Hosenboden gewahr wurden, erweiterten sie es mit raschem Griff und zogen sein dürftig Hemdlein hervor, daß es, während er nun so schnell es gehen wollte, heulend davonfloh, als ein lustiger Wimpel hinter ihm herwehte. Da umtanzten sie ihn und spotteten: „Fahnenträger! Fahnenträger!" und hatten ihren Heidenspaß an ihm.

So hart ihn die Grausamen aber auch getroffen und so tief ihn ihre Bosheit auch gekränkt hatte, seinen Plan gab er deshalb doch nicht auf. Im Gegenteil: er war sicher, daß sie nur über ihn hergefallen waren, weil er keine richtige Fahne zur Hand gehabt und weil sie nicht hatten glauben können, daß er ihnen so eine mächtige und gewalthafte Fahne vorantragen würde; aber das sollten sie bestimmt erleben; er wußte es jetzt sicherer denn je.

Ein paar Tage später war die Stadt voll Lärm und aufgeregten Treibens, das seine Wellen bis in die stille Gasse trieb, wo zumeist alte Leute und arme Witwen wohnten, wie sie sich am Rande des tätigen, geschäftig wogenden Lebens anzusiedeln pflegten. Nickel hockte just im Hausgärtchen und grub mit einem Topfscherben ein Loch in die Erde, um eine vorjährige Kastanie darein zu betten und dergestalt, wie ihm die Mutter beim Fortgehen anbefohlen, den schulfreien Vormittag an die Anpflanzung einer Gedächtniseiche zu wenden. Dergleichen hatte er nämlich gefordert, als er gehört, daß auf dem Friedhof, auf dem sein Vater, weit entfernt in fremder Erde, begraben worden, nächtlicherweile Unholde gehaust, Kreuze und Jungbäumchen zerschlagend. Wie er nun so das Loch tiefer und tiefer in den Boden trieb, um die Kastanie für die Gedächtniseiche um so besser vor den Verwüstern zu sichern, kamen ein paar Altersgenossen vorbeigetrabt, die ihm, ganz gegen alle Gewohnheit, zuriefen, er solle eilig kommen, fremde Soldaten seien in der Stadt! Das brachte Nickel auf die Beine. Seinen Topfscherben wegwerfen, über das Krautbeet setzen und zum Garten hinaus auf die Straße flitzen, war das Werk einer Minute. Und wenn ihm nun hier und da auch ein Mädchen nachlachte, wie er so auf seinen dünnen Säbelbeinen in höchster Eile dahinhoppelte, und ihm einen gutmütigen Spott anhing, jetzt frug er den Kuckuck danach und förderte sich in aufgeregter Eile hinter den entschwindenden Genossen her.

Nickel. Zeichnung von Max Zschoch.

In der Nähe des Marktes stand eine Menschenmauer, die die Gasse verstopfte und an der all sein Bemühen, weiterzukommen, zerschellte. Er drängte und bohrte, kroch den Männern durch die Beine und wühlte sich durch die eng aneinandergepreßten Röcke der Frauen, aber schließlich saß er völlig fest und mußte sich gefallen lassen, daß man ihn anherrschte und heimwies. Da duckte er sich und verhielt sich still.

Nun hörte er die Leute oben reden. Fremde Soldaten waren in der Stadt. Engländer oder Franzosen oder was sonst. Die hatten das Rathaus besetzt und die Post und den Bahnhof; weil in der Stadt ein Ausstand war wegen der fremden Bedrückung. Nun standen die Menschen auf den Straßen und murrten und schimpften. Manche hoben eine Faust und drohten nach dem Markte zu, wo die Fremdlinge stehen mochten. Die konnte Nickel aber natürlich nicht sehen. Und er hätte ihnen so gern ein Zeichen gegeben oder wäre zu ihnen hinübergelaufen; vielleicht, daß sie ihn in ihr Regiment gesteckt und als Fahnenträger angenommen hätten. Indessen war kein Durchkommen. Es stand alles fest aneinandergekeilt. Plötzlich gab es in der Ferne ein wildes Geschrei, das sich blitzschnell fortpflanzte, die Gasse herauflief, über ihn wie ein scharfes Donnerwetter hinwegrollte und die Massen ins Wanken brachte. Man drängte von vorn her

zurück und etliche strebten flüchtig davon. Eine Frau trat den kleinen krummen Knirps schier in den Boden. Aber Nickel, den grimmen Schmerz verbeißend, raffte sich auf und fand jetzt da und dort einen schmalen Durchschlupf. Man schalt ihn zwar und stieß ihn und schlug ihn gar auch an den Kopf, aber das allgemeine Rückwärtsweichen benutzend, kroch und sprang und schob er sich fußbreit um fußbreit gegen das Gewühl voran und gelangte bis nahe an den Markt, als die Bewegung zum Stehen kam und er wieder eingekeilt stand, daß er auch nicht einen Arm rühren konnte und nahe daran war, zerquetscht zu werden.

„Verdammte Kröte, quirl' einem nicht zwischen den Beinen rum!" schrie ein Mann ihn an -- „raus mit dir!" faßte ihn am Kragen und zog ihn so wie einen dürftigen Hering einfach aus dem Menschengewoge heraus; dann ergriff ihn ein anderer und wieder einer, bis er in die Hände einer Frau geriet, die in einer offenen Haustür eingezwängt stand. Die stieß ihn hinter sich in den dunklen Flur, wo ein paar alte Leute saßen und kleine Kinder auf den Steinfliesen herumrutschten.

„Schießen ...", sagte so ein alter Mann — „Redensarten. Werden sich's überlegen. Unsere Knüppel schießen auch ... schießen auch ... die schießen auch ..."

„Jetzt kommen Berittene!" rief die Frau erregt ins Haus und reckte den Hals wieder, nach dem Markt schauend. Draußen aber erwachte abermals dumpfes Gemurmel und unterirdisches Grollen, das wuchs und wuchs und plötzlich in ein lautes, drohendes Johlen ausbrach.

„Sie wollen die Straße säubern! An der Schützengasse drüben fangen sie schon an!" rief die Frau in den dunklen Flur herein.

„Sie sollen nur vorsichtig sein," sagte der Alte, „unsere Knüppel schießen auch ... die schießen auch ... Neben dir steht einer, Ziska ..., neben dir steht einer ..."

Aber die Frau hörte nicht auf ihn. Dafür spähte Nickel, um den sich niemand mehr kümmerte, scharf in die Ecke neben der Tür, und richtig: da stand ein hübscher, derber Stock, so recht wie für ihn gemacht. Listig pirschte er sich an, nahm ihn, prüfte ihn heimlich und nickte ihm zu. Wenn er jetzt noch ein Sacktuch hätte ... oder einen Zeitungsbogen ... Aber in dem dunklen Flur war nichts dergleichen zu entdecken.

Da knarrte eine Tür: einer der kleinen Bodenrutscher hatte die Küchentür, die nur angelehnt gewesen sein mochte, geöffnet und kroch nun auf allen vieren über die Schwelle in den nur mäßig durch ein schmales Fenster erhellten Raum. Ihm schob sich Nickel unbemerkt nach, bis er in der Küche stand, wo er nach dem papierenen Fahnentuch Ausschau hielt. Und siehe da: über dem Herd hing ein Hader, der, einem ehemaligen bunten Unterrock entstammend, zwar schon ziemlich zerfetzt war, aber doch noch gar stattlich aussah. Der schien Nickel wie zum Fahnentuch geschaffen. Hurtig kletterte er auf den niedrigen Herd und stibitzte das Kleinod vom Strick herunter, knotete es an seinen Stock und schwenkte die neue Standarte behutsam hin und her. Dann wickelte er sie zusammen und stahl sich wieder in den Flur und an die Tür, um bei Gelegenheit hinauszuwischen und seine Fahne im Winde fliegen zu lassen. Aber jählings erscholl eine mächtige Stimme, die den Lärm und das Gewühl der Gasse übertönte und alle Leute in Bann schlug. Das war ein Befehl; so viel merkte Nickel auch. Die Frau vor ihm tat auch unwillkürlich einen Schritt rückwärts, ohne etwas zu sagen, wie die Menschen draußen gleichfalls mucksmäuschenstill blieben, selbst als der Kommandierende geredet hatte.

„Was will er?" fragte der Alte.

Aber noch ehe die Frau Antwort geben konnte, begann draußen ein emsiges Laufen. Erst wichen nur wenige, bald mehr; erst langsam, dann schneller. Jetzt krachte ein scharfer Schuß, und nun raste die Menge förmlich davon und drängte in die Türen. Da war Nickel auch schon hinaus, hatte seine Fahne entfaltet und sprang in komischen Sätzen auf seinen dünnen Säbelbeinen durch die fast leere Gasse gegen den Markt, mit krähendem Stimmchen ein „Hurra! Hurra!" hervorgellend; schwang seine zerfetzte Fahne, daß sie über ihm im Winde flatterte und aufjauchzte und die Leute mit „Vorwärts! Vorwärts!" zu sich rief. Und wirklich, der eine und andere blieb stehen und schaute dem kleinen, wie ein lustig verzerrtes Spukgebilde wirkenden Knirps nach, zwei, drei kehrten um, etliche andere kamen wieder aus den Häusern hervor und schon waren hinter dem lächerlichen Kröpel, der wie ein Heuschreck hastdunichtgesehn über das Pflaster hüpfte, eine ganze Anzahl junger Bursche und Männer her. Aber ehe sie ihn erreicht hatten, der unter mißtönigem Krähen seine Fahne schwang, fiel abermals ein Schuß, und Nickel plumpste auf die Nase. Er schrie nicht, er strampelte nicht und achtete des Blutes nicht, das seinem Munde entströmte; er raffte sich auf und schwang hoch seine Fahne, daß sie mit starken Händen die Helfer winke und mit lauter Stimme herbeirufe, tat noch ein paar seltsamliche Sätze und fiel wieder zu Boden.

Einen Augenblick hatte der Schuß das Vordringen der Leute angehalten und die heranflutende Menschenwoge hatte sich gestaut; jetzt aber brach sie unaufhaltsam mit gewaltiger Wucht aus allen Gassen hervor, schwemmte die Fremden hinweg und baute so um den Knirps eine lebendige Mauer. Als endlich ein paar Frauen herzuliefen, den kleinen, närrischen Krummstiefel aufzuheben, waren seine Augen schon glanzlos und die überblutete Hühnerbrust schier ohne Atem; und als ihn seine Mutter, die man eilig herbeigeholt hatte, an sich riß und mit einer schmerzdurchwühlten Stimme anschrie, lächelte er noch einmal leise, schwenkte sein Banner, das er in den erstarrten Händchen hielt, kraftlos ein wenig hin und her und hauchte sein letztes: „Ich will ... ein Fahnenträger werden ..." Dann stand sein Herz still.

Aber seitdem ist die ganze Stadt voll Fahnenträger. Männer und Frauen wollen es sein oder werden und die Jungens und Mädels erst recht. Wenn die wildesten und entschlossensten der jungen Garde aber hinausmarschieren auf den Herlitzenberg vor der Stadt und wenn ihre Fahnen im Winde fliegen und mit starken Händen all den unsichtbaren Armeen winken, dann sehen alle weit vor sich im Lichtdunst der Ferne einen vorausmarschieren mit wehender Standarte: Nickel, der ihr Held und Heiliger geworden.



Über Serumbehandlung bei Infektionskrankheiten

Von Professor Dr. Paul Hübschmann, Leipzig

In einem früheren Aufsatz haben wir von den Schutzimpfungen bei Infektionskrankheiten gesprochen und haben ausgeführt, daß es sich dabei um eine sogenannte aktive Immunisierung handelt, weil der geimpfte Körper durch Einführung des Krankheitserregers gezwungen wird, selbst die Schutzstoffe (oder Immunstoffe) zu bilden. Es wurde damals schon betont, daß der Serumbehandlung das umgekehrte Prinzip, nämlich die passive Immunisierung, zugrunde liegt, weil der behandelte Körper selbst nicht an der Bildung der Schutzstoffe teilnimmt, sondern die fertigen Schutzstoffe erhält. Und zwar erhält er sie in dem Serum eines Tieres, das seinerseits aktiv immunisiert wurde. Dazu sei bemerkt, daß man unter Serum die von Blutkörperchen und Faserstoff befreite Blutflüssigkeit versteht. Ein derartiges Serum, das zur Behandlung einer Infektionskrankheit verwandt wird, wird auch schlechthin als Heilserum bezeichnet. Wir sehen da übrigens sofort noch einen weiteren Unterschied zwischen den beiden Arten der Immunisierung: die aktive, die wir auch als Impfung bezeichneten, wird zur Vermeidung einer Infektionskrankheit bei Gefährdeten angewendet, die passive der Serumbehandlung aber gewöhnlich erst bei Erkrankten oder doch wenigstens bei Infizierten.

Was nun die Heilserum-Behandlung betrifft, so kommt sie im wesentlichen zur Anwendung bei einer ganz bestimmten Gruppe von Infektionskrankheiten, nämlich bei solchen, bei denen eine ganz bestimmte Art von Bakteriengiften (Toxinen) wirksam wird. Die Tätigkeit dieser Stoffe hat neben ihrer giftigen auch wiederum jene andere Wirkung im Körper, die allen Bakterienprodukten eigen ist, und die auch in dem vorigen Aufsatz betont wurde, nämlich die, daß sie den Körper zur Bildung spezifischer Schutzstoffe (Antikörper) anregt, die man in diesem besonderen Fall als Antitoxine (Gegengifte) bezeichnet.



Frühling an der Loison bei Verdun. Eine Kriegserinnerung von Reinhold Seidel.

Um nun die Prinzipien der Heilserumbehandlung zu erläutern, wird es gut sein, gleich auf ein konkretes Beispiel einzugehen, und dazu wählen wir die Diphtherie. Diese allen bekannte Krankheit spielt sich gewöhnlich im Rachen oder im Kehlkopf des Menschen ab. Die Diphtheriebazillen (von dem deutschen Forscher Löffler entdeckt) finden sich nur an diesen Stellen und gehen nicht in die Körpersäfte über. Die lokale Erkrankung kann schon, z. B. durch Belegung des Kehlkopfes, sehr gefährlich werden. Die Hauptgefahr aber droht den Patienten von den Giften oder Toxinen, die die Bazillen produzieren und die in den Kreislauf gelangen und eine schwere Allgemeinvergiftung herbeiführen. Gegen die Wirksamkeit dieser Gifte richtet sich das Heilserum. Die Aussichten für eine günstige Wirkung sind um so besser, je früher das Serum eingespritzt wird, und darum ist es für alle Diphtherieverdächtigen von großer Wichtigkeit, daß durch rasche Hinzuziehung eines Arztes die Diagnose möglichst schnell gestellt wird. Wie wird nun das Heilserum hergestellt? Man verwendet dazu am besten große Tiere, vor allen Dingen Pferde. Diesen wird zunächst eine sehr geringe Dosis des Diphtheriegiftes einverleibt; die Folge ist die Bildung einer gewissen Menge von Gegengift oder Antitoxin. Das Tier wird dadurch zugleich für die Einverleibung von größeren Toxindosen widerstandsfähig gemacht, die dann in einigen Tagen erfolgen kann. So wird fortgefahren, bis das Blutserum des Tieres eine sehr große Menge von Antitoxin enthält. Der Antitoxingehalt wird ausgedrückt in sogenannten Antitoxineinheiten, die wiederum in besonderen Versuchen am Meerschweinchen geprüft werden können. Ist schließlich ein sehr hoher Immunitätsgrad erreicht (der übrigens stets das Vielfache des bei natürlichen Infektionen Erreichbaren ausmacht), das heißt enthält das Blutserum eine sehr

große Menge von Antitoxin, so wird dem Tiere Blut abgezapft und das Serum daraus gewonnen.

Diese Behandlungsmethode mit Heilserum ist natürlich auch eine streng spezifische, d. h. das Diphtherieheilserum wirkt nur gegen das Diphtheriegift usw. Die Herstellung des Diphtherieheilserums ist als der wichtigste Markstein in den Bestrebungen nach einer spezifischen Behandlung zu betrachten. Zum ersten Male wurde dadurch gezeigt, daß eine Heilserumbehandlung überhaupt möglich ist. Die dabei erzielten Resultate sind im wesentlichen ein Werk deutscher Forscher, in erster Linie des vor einigen Jahren gestorbenen Forschers von Behring.

Welches sind nun die Erfolge der Heilserumbehandlung bei Diphtherie? Wie alle Zweige der medizinischen Wissenschaft, so ist natürlich auch dieses Gebiet nicht ohne Angriffe geblieben, die das Heilserum teils als schädlich, teils als unwirksam hinstellten. Was die behauptete Schädlichkeit betrifft, so können solche Fälle unerwähnt bleiben, die auf einer falschen oder unsauberen Anwendung beruhen. Denn das sind Dinge, die auch bei allen anderen Heilverfahren vorkommen können und mit der Serumbehandlung an und für sich nichts zu tun haben. Anders steht es mit den Gefahren, die die Serumbehandlung als solche mit sich bringt. Sie entstehen, wenn aus irgendeinem Grunde eine wiederholte Serumeinspritzung in Betracht kommt. Dabei können gewisse Vergiftungserscheinungen auftreten, die man unter dem Namen Serumkrankheit zusammenfaßt. Meist vorübergehender Natur, sind diese Schädigungen doch imstande, bei empfindlichen Individuen recht unangenehme und auch gefährliche Zustände herbeizuführen. Diese Erscheinungen waren im ersten Stadium des Serumheilverfahrens nicht so selten. Man lernte jedoch bald, sie durch zweckmäßige Maßnahmen zu vermeiden, und man hört heute kaum noch von ihnen. Was aber die Behauptung betrifft, daß das Serum unwirksam sei, so kann man die Wirksamkeit oder Unwirksamkeit einer Behandlungsmethode nicht aus einzelnen Fällen und auch nicht aus Krankheitsgruppen ableiten, sondern man muß sich dazu das Gesamtbild vor Augen halten, und dies kann nur geschehen, wenn man großangelegte Statistiken seinen Betrachtungen zugrunde legt. Aus der großen Statistik aller Diphtherieerkrankungen in Deutschland überhaupt geht nun hervor, daß seit Einführung der Serumbehandlung die Sterblichkeit an Diphtherie ganz bedeutend gesunken ist. Wenn man diese Statistik vor Augen hat, so ist es unmöglich, sich der Tatsache zu verschließen, daß die Serumbehandlung überaus segensreich gewirkt hat.

Hochinteressant ist das Kapitel der Serumbehandlung beim Wundstarrkrampf. Diese Krankheit mußte früher als so gut wie unheilbar erscheinen. Sie kommt dadurch zustande, daß die Bazillen des Wundstarrkrampfes in eine Wunde hineingeraten. Die Sporen oder Dauerformen dieser Bazillen finden sich ziemlich verbreitet in der freien Natur, so besonders in der Garten- und Ackererde. Die Sporen wachsen in den Wunden zu den Bazillen aus; diese vermehren sich nur in der Wunde selbst und bilden dort die Gifte, die, in die Körpersäfte hineingelangt, sich längs der Nervenbahnen verbreiten und zu schweren, äußerst schmerzhaften Krampfzuständen und schließlich zu Lähmungen führen, die den Tod bewirken. In den früheren Kriegen spielten diese Erkrankungen eine große Rolle, und wer viele Kriegsschilderungen gelesen hat, besonders auch solche aus dem Kriege 1870/71, wird dort auch Beschreibungen dieser fürchterlichen Krankheit gefunden haben. Da es nichts gegen sie gab, so mußten die Betroffenen ohne Hilfe elend zugrunde gehen. In friedlichen Zeiten kam der Wundstarrkrampf ziemlich selten vor, und so wurden auch bei ihm mit der Serumbehandlung lange nicht so umfangreiche Erfahrungen gesammelt, wie bei der Diphtherie. Das Heilserum gegen den Wundstarrkrampf wird in derselben Weise hergestellt, wie es für die Diphtherie geschildert wurde. Es wird auch in derselben Weise angewendet. Es hat sich jedoch herausgestellt, daß das Serum kaum noch irgendeine Wirkung ausübt in Fällen, in denen der Wundstarrkrampf schon ausgebrochen ist. Das liegt an der Eigentümlichkeit der Giftwirkung: Die Gifte werden schnell am Nervensystem verankert, und sind dann der Wirksamkeit der Gegengifte nicht mehr zugängig. Eine Möglichkeit, die Infektion mit Wundstarrkrampfbazillen festzustellen, bevor die Giftwirkung offenbar ist, besteht kaum, da die Bazillen in den Wunden gewöhnlich nur in sehr geringer Menge vorhanden sind und dem Nachweis entgehen. Eben erst an der Giftwirkung, den Krämpfen, erkennt man ihr Vorhandensein. Es kommt auch hier wie bei der Diphtherie alles darauf an, daß das Serum möglich schnell zugeführt wird. Oder man kann das auch beim Wundstarrkrampf noch genauer ausdrücken, indem man sagt: Das Serum mit seinen Gegengiften muß in einem Stadium der Erkrankung einverleibt werden, in dem das Gift noch nicht fest an der Nervensubstanz verankert ist, sondern noch gewissermaßen frei in den Säften kreist und so der Wirkung des Gegengiftes noch zugängig ist. Darum wurde auch in Friedenszeiten immer schon empfohlen, bei allen irgendwie auf Wundstarrkrampfinfektion verdächtigen Wunden das Serum sofort (prophylaktisch) zuzuführen, um so bei etwa stattgehabter Infektion seiner Sache sicher zu sein. Größere Erfahrungen waren aber auf diesem Gebiete noch nicht gesammelt. So lagen die Dinge, als der Krieg ausbrach, und jeder Kundige mußte damals mit Sorge an die Gefahren des Wundstarrkrampfes denken. Leider nicht zu Unrecht. In den ersten Wochen und Monaten des Krieges häuften sich die Fälle von Wundstarrkrampf in erschreckender Weise, und man konnte die Erfahrung von neuem bestätigen, daß das Heilserum in der Mehrzahl der Fälle unwirksam blieb, wenn es bei den bereits offensichtlich Erkrankten angewendet wurde. Natürlich ging man sofort zur prophylaktischen Anwendung über. Jedem einzigen Verwundeten wurde, sobald er in ärztliche Behandlung kam, die nötige Serummenge einverleibt. **Von diesem Zeitpunkt an gab es in der deutschen Armee keinen Wundstarrkrampf mehr.**

Wir haben hier einen derartig eklatanten Erfolg einer theoretisch-wissenschaftlich begründeten und praktisch konsequent durchgeführten Heilmethode vor uns, die jedem Zweifler zu denken geben müßte. Natürlich ist der Erfolg dem wissenschaftlichen Forscher ein Ansporn, auf diesem Gebiete weiter vorzugehen. Leider ist aber das Gebiet der Serumheilbehandlung, wie schon erwähnt, noch kein sehr großes. Versucht ist sie natürlich noch bei allen möglichen anderen Erkrankungen, auch im Kriege. Es sei hier nur an die sehr bösartigen Wundinfektionen erinnert, die man jetzt unter dem Namen Gasödem zusammenfaßt. Auch für diese gibt es heute eine Serumbehandlung, aber ihre Erfolge sind nicht so einheitlich wie bei Diphtherie und Wundstarrkrampf. Es kann nicht anders sein, denn die Serumbehandlung kann eben nach unseren heutigen Kenntnissen ihre höchsten Triumphe nur bei denjenigen Krankheiten feiern, bei denen die reine Giftwirkung im Vordergrund steht. Es gibt deren noch einige andere bei Menschen und auch bei Tieren. Von menschlichen Erkrankungen sei der sogenannte Botulismus, die Wurstvergiftung, erwähnt, für deren Behandlung es ein wirksames Heilserum gibt, ferner die Vergiftung mit Schlangengift, gegen die ebenfalls, auf Grund von Forschungen französischer Ärzte, mit Heilserum vorgegangen werden kann.

Das sterbende Volk

Roman von Grethe Auer (Fortsetzung)

Nur-Sbah mochte schon eine Weile gewartet haben, denn die Ungeduld, den Freund wiederzusehen, hatte sie wachgehalten, seit das Haus zur Ruhe gegangen war, und sie war auf das Dach gestiegen, sobald sie alles still wußte und lange vor Mondaufgang. Sie hatte da in der Dunkelheit gestanden und sich gefürchtet, denn sie glaubte an Dschinne, und das Spanierhaus war nicht der Ort, einen solchen Glauben zu verlernen. Sie preßte die zitternden Hände auf ihr Herz, bezwang sich und wartete lauschend auf ein Zeichen von oben. Ihr Auge war unverrückt auf den Rand der Stadtmauer gerichtet, und sie sah das Mondlicht über sie herabfließen, Dach um Dach mit seiner weißen Glut überschütten, und sah endlich die lodernde Scheibe hinter der Bastion emporsteigen. Der Glanz berauschte sie, sie trat frei in die Mitte des Daches und hob die Arme empor, an denen das Geschmeide blitzte. Die Seide ihres Kleidchens schien naß vor Licht. Und nun sah sie auch Dschilalis Kopf und Oberleib über der Stadtmauer erscheinen, weiß wie ein Verklärter im kobaltblauen Himmel. Sie sah seine Zähne im Mondlicht blitzen. Das Seil sauste herab, eine schimmernde Schlange. Sie stand auf dem Mauerrand, sie sah das Meer und fiel mit einem leisen Aufschrei des Entzückens in Dschilalis Arme.

Nacht um Nacht, wenn der Mond leuchtete, fand sich das Paar nun auf der Stadtmauer ein. Nur-Sbah hatte nicht mehr nötig, die Stunden an sich vorübergleiten zu lassen, sie legte sich in dem halbeuropäischen Gemache so, daß sie das Fenster im Auge behielt, das in den Hof führte. Wenn dann die gegenüberliegende Mauer weiß erglänzte, als wäre es Morgen, dann wußte sie, daß es Zeit war, hinauszuschleichen. Nacht um Nacht berauschten sich die beiden am Monde, und als dieser abnahm, verblaßte, verschwand, an dem Sternengefunkel zu ihren Häupten und an dem Meerleuchten zu ihren Füßen. Das war um so herrlicher, je dunkler die Nacht war, und besonders da, wo sich die Wellen brachen, war es wie ein unaufhörliches Sprühen von blauen Funken, über alle Begriffe schön und erregend. Es bedurfte aber dieser überirdischen Erreger nicht mehr, um den Rausch der jungen Menschen zu rechtfertigen; er war in ihnen und suchte nur nach Vorwänden in allem, was sie umgab. Die Nächte waren kühl, der Seewind schwer und feucht. Ein leises Grauen machte die Kinder erzittern. Dicht preßte sich Körper an Körper, und jetzt fühlte sich auch Dschilali von Zärtlichkeit ergriffen und bedrängte das Mädchen mit einer knabenhaft täppischen Liebe, der es sich beglückt und schmiegsam hingab. Manchmal umarmten sie sich, daß sie beide vor Anstrengung stöhnten. Aber die noch nicht völlig erwachte Natur versagte weitere Führung, und so trennten sie sich jede Nacht wieder mit halbbefriedigter Sehnsucht; dennoch waren sie beseligt.

Nur-Sbah, in der alle weiblichen Instinkte bereits an der Arbeit waren, liebte es, im Mondlicht zu tanzen. Ohne jemals in einen Spiegel geblickt zu haben, wußte sie, daß sie reizend war, daß ihr rotseidenes Röckchen, ihr goldfarbiges oder smaragdgrünes Kopftuch, ihr Geschmeide, ja, ihre glänzende braune Haut selbst im blauen Glanz dieser phantastischen Beleuchtung eine neue Schönheit erhielt, die Dschilali so gut empfand, wie sie selbst. Sie wußte, daß sie gleichsam Funken sprühte, wenn sie sich bewegte, genau wie das Wasser in der Tiefe, und sie bewegte sich mit einer halbberechneten, halb unbewußten Raschheit, um desto stärkere Lichteffekte an sich hervorzubringen. Dschilali ergötzte sich wirklich an diesem Spiel. Er summte leise, während sie tanzte, nicht eine Melodie, sondern einen scharfen, aufpeitschenden Rhythmus auf drei Tönen, der sie in immer wildere Wirbel jagte. Wenn sie tanzte, so lächelte sie dabei, daß ihre Zähne blitzten. Manchmal blieb sie plötzlich stehen, eilte an den Rand der Mauer und blickte hinaus: ein Feuerlein hatte auf dem Hügel aufgeleuchtet, ein Licht auf einem Dampfer. Das waren Zeichen des nahenden Morgens. Dann umarmten sich die verliebten Kinder und redeten von Liebe in Worten, die ihnen selbst fremd und neu klangen; Worte, die sie noch nie gesprochen und nie gehört hatten, und die ihnen doch ungesucht und geläufig kamen. Manchmal wiederholten sie sie, erstaunt über ihren Klang und aus reiner Freude an dem neuen Können.

Von nun an hatte Nur-Sbah nicht mehr nötig, ihre kleinen Listen zu bewerkstelligen. Sie konnte den Tag über brav sein, denn die Nacht gab ihr alles, was sie an Freiheit brauchte. Auch dann noch, als der Sommer dahinging und die ersten Regennächte kamen. Dann brachte Dschilali außer dem Seile



Ein sterbendes Volk: Arabische Familie in Nordafrika.

auch noch seinen Haik mit, die schöne buntgestreifte Decke aus Kamelswolle, und über den Kopf hatte er seine Gebba gezogen, daß er einherwandelte, wie die spanischen Fratres. Unter den Kapuzenmantel schlüpfte Nur-Sbah wie unter ein Regendach, und die Decke breitete Dschilali im Inquisitionspalast auf die Erde, daß sie ein Lager bildete für ihre Liebe. Kein Verantwortungsgefühl, kein Gedanke an die Zukunft beirrte das Empfinden der beiden Naturkinder. Unbesorgt gaben sie sich dem Glücke hin und kehrten am Morgen ohne Reue wieder in ihr engumgrenztes Leben zurück, aus dem keines von beiden aus eigener Kraft einen Weg zu freieren Daseinsformen zu finden gewußt hätte. Ein europäischer Jüngling von Dschilalis Alter und Kenntnissen würde Mittel versucht haben, das erwählte Mädchen für sich zu erobern und an sein Leben zu binden: er würde an Flucht, und wenn er brav war, an Ehe gedacht haben. Wohin aber hätte Dschilali fliehen, wo sich eine Existenz gründen können? So einsam und menschenleer die weiten Hügel auch scheinen mögen, so spinnt sich doch von Zeltdorf zu Zeltdorf ein unsichtbares Netz von Kundschaft, und kein Fremdling tritt an ein Lagerfeuer, der nicht noch in derselben Stunde im ganzen Umkreis der Kabyle gemeldet wäre. Verbergen kann sich keiner, der Wasser oder Feuer braucht, und verborgen werden kann er nur, wenn ein ganzer Stamm willens ist, sich für ihn einzusetzen. Es denkt deshalb in marokkanischen Landen keiner an Flucht und Verborgenheit, und auch Dschilali kam der Gedanke nicht und brauchte ihm nicht zu kommen. Er liebte und genoß ohne das leiseste Schuldgefühl, und ohne Schuldgefühl gab ihm auch Nur-Sbah ihr Herz dahin. Und wie die Monate vergingen und Dschilali an Nur-Sbahs süßer Zärtlichkeit zum Manne reifte, wurde seine Liebe ein gewaltiges Element, das seine Macht spielen ließ und nur seinen eigenen Geboten gehorchte. Der Bu Schimrir sah den Jüngling, der wie im Fieber wandelte, manchmal verwundert an. Aber er begriff, daß er kein Recht hatte, Fragen zu tun.

5.

Der Tag, den Don Luis vorausgesagt hatte, kam wirklich. Es war ein großer Aufruhr in dem Spanierhause, als es offenbar wurde, daß Nur-Sbah von den Äpfeln des Liebesgartens gekostet hatte. Donna Esperanza wurde sehr bös und schalt die kleine Negerin, als ob sie ein Verbrechen begangen habe, und die weiblichen Dienstboten lachten und höhnten, als ob sie etwas sehr Törichtes und sehr Komisches getan habe. Nur-Sbah hatte weder die Empfindung des einen noch des anderen. Sie begriff nicht, warum sie gescholten, noch weniger, warum sie geneckt wurde. Die Männer des Hauses dagegen lächelten sanft, wenn sie das veränderte Wesen Nur-Sbahs beobachteten, und Don Luis selbst war freundlicher zu ihr als vorher. Damit hätte die Kleine sich gern zufrieden gegeben. Aber Donna Esperanza hörte nicht auf, Don Luis zu quälen, weil er Nur-Sbah ihre Verworfenheit nicht fühlen lassen wollte, und es half nichts, daß Don Luis ihr versicherte, Nur-Sbah verstünde Vorwürfe in dieser Sache so wenig wie die kleine Gazelle unten im Hofe, die in demselben sträflichen Zustande war. Donna Esperanza wollte wenigstens wissen, wer Nur-Sbah „auf dem Gewissen hatte", wie sie sich ausdrückte, und es gab eheliche Katastrophen, als Don Luis sich auf das entschiedenste weigerte, Nachforschungen über diesen Punkt anstellen zu lassen. Nur-Sbah merkte zum Glücke nicht, daß sie eine Störung des häuslichen Friedens verursacht hatte. Sie hatte genug mit sich selbst zu tun, denn sie litt schwer an körperlichem Unbehagen, das ihr bis dahin fremd gewesen war, und das ihr auf häßliche Weise zum Bewußtsein brachte, daß sie nicht so ganz Luft und Flamme war, wie sie sich in der leichten Seligkeit ihrer Liebe bis dahin gefühlt hatte. Sie dachte auch jetzt noch nicht weiter, als der Tag lang war, und litt hauptsächlich darunter, daß ihre Leiden sie verhinderten, die nächtlichen Freuden auf der Stadtmauer voll zu genießen. Wie ihr Zustand fortschritt, wurde sie Gegenstand gewisser Sorgfalt, die ihr lästig und überflüssig vorkam, und die sie als ein Hindernis ihrer freien Bewegung empfand. Sie konnte nachts nicht mehr unbeobachtet aufstehen, und es gab lange, trübe Zeiten, wo sie von ihrem Geliebten nichts sah noch hörte. Gelang es dann einmal wieder, ihn zu treffen, so weinte Nur-Sbah über die Trennung und die wachsenden Schwierigkeiten des Zusammenkommens, und Dschilali, in der leichten Erregbarkeit seines Volkes, weinte mit. Sie waren beide tief unglücklich über die Störung ihres Zusammenseins, und wenn sie von dem kommenden Ereignisse sprachen, so war es nur in der Hoffnung, daß nach demselben alles so sein würde wie früher. Dschilali hatte so wenig Vatergefühl, wie ein junger Fuchs, und Nur-Sbah dachte an das Wesen, dem sie Leben gab, mit der zufriedenen Sorglosigkeit der Sklavin, die weiß, daß der Gebieter für alles sorgt. So frei von Verantwortung, hätten sie beide zufrieden sein und sich in Geduld kommender Zeiten freuen können, wenn nicht eine neue Macht in ihr Leben eingegriffen hätte, die beiden feindlich war und ihr Glück auf immer dahinnahm.

Nichts, was in irgendeinem Hause vor sich geht, kann in jenen Landen geheim bleiben, und die Nachricht von Nur-Sbahs Schwangerschaft war bereits durch alle Magazine bis in die Hüttenstadt gedrungen. Nicht als ein gehässiger Klatsch, sondern als eine einfache Tatsache, die von den natürlich empfindenden Menschen mit Ernst und Teilnahme aufgenommen wurde. Es waren nicht wenige, die Don Luis ganz harmlos Glück wünschten zu der Bereicherung seines Haushaltes, und gewiß hielten die meisten ihn für den Vater. Auch das geschah wieder ohne irgendwelche hämische Nebengedanken. Ein natürlicher Vorgang erfüllte sich und ward in der natürlichsten Weise ausgelegt und dargestellt. Nur bei den Europäern fand die Sache eine weniger freundliche Aufnahme. Don Luis merkte bald, in welchem Zusammenhang die kalten Blicke einiger Engländer und das vielsagende Schmunzeln einiger Franzosen mit dem Vorfalle standen, und er begann sich zu ärgern. Er war nie sonderlich geachtet gewesen von diesen Hochmütigen, aber wenn die Verachtung offen am Wege wächst wie Brennesseln, und wenn man weiß, daß man sie nicht verdient hat, so ist man berechtigt, sich dagegen aufzulehnen. Da nun auch Donna Esperanza fortfuhr, ihm das Leben zu vergällen, so war es verzeihlich, daß Don Luis einmal im Zorne die unbedachte Äußerung tat, er gäbe viel darum, Nur-Sbah auf gute Weise loswerden zu können. Irgendein Zufall trug diese Äußerung weiter, und sie kam an den richtigen Mann.

Eines Tages stellte sich in Don Luis' Magazin ein Landaraber vor, der sich einen Verwandten seines Vorarbeiters nannte und eine besondere Unterredung erbat. Der Mann war klein und von dürftiger Gestalt, aber seine Gewandung, wie sein Reittier, und mehr noch seine Gefolgschaft von wohlberittenen Männern zeugten von achtunggebietender Wohlhabenheit. Die Arbeiter begrüßten ihn mit feierlichem Gruße durch eine leise Berührung seiner Hand mit ihren Fingerspitzen, die sie dann mit höfischer Gebärde küßten. Ein paar bessere Araber, mit denen Don Luis eben verhandelte, erhoben sich, als der kleine Mann in den Hof trat, und nannten ihn Sidi. Sein Name war Ben Tunsi, und es war einer der

Junge Enten

Nach einem Gemälde von Franz Gräßel

Kunstbeilage aus Reclams Universum



bestklingenden im Lande. Er besaß ein schönes gemauertes Haus auf einem der sanften Hügel der Uled Fordj, und seine Gerstenfelder dehnten sich wie das Meer. Dieser Mann nun erbat von Don Luis die Hand seiner Sklavin Nur-Sbah.

Don Luis sprang auf und sein Erstaunen machte ihn einen Augenblick sprachlos. Er wollte versuchen, Ben Tunsi abzuraten, ihn auf Nur-Sbahs Zustand aufmerksam zu machen, aber der kleine Mann, dessen Augen sonderbar fest blickten, ließ sich nicht beirren. Er hatte gehört, daß Don Luis' Sklavin gesegneten Leibes sei, daß Don Luis sich der Gemeinschaft mit ihr zu entschlagen wünsche, und er war gekommen, ihn um die Hand dieser Sklavin zu bitten. Er hatte auch Geschenke mitgebracht und war keineswegs gewillt, sich als ein Knauser zu zeigen: ein Pferdefüllen und fünf Hammel standen bereits in Don Luis' Magazinhof.

Don Luis machte eine verzweifelte Anstrengung, sich in das Empfinden des Arabers einzufühlen. Was er mit völliger Klarheit empfand, war die hoffnungslose Verschiedenheit ihrer Weltanschauung und die Unmöglichkeit, sich über den Fall in irgendeiner Weise auseinanderzusetzen. Don Luis hatte geglaubt, sich im Laufe der Jahre ein ziemlich weitgehendes Verstehen des arabischen Empfindens angeeignet zu haben, das Erleben dieses Augenblickes machte ihn bescheiden und lehrte ihn, daß es Dinge gab, die kein guter Wille überbrücken konnte. Er enthielt sich zunächst jeder Äußerung, ging sinnend hin und her, und suchte nach einem Worte, das seine Mißbilligung ausdrücken sollte, ohne den Araber zu verletzen. Dieser folgte ihm geduldig mit den Augen, ohne eine Miene zu verziehen, von dem gleichen Gefühl gänzlicher Verschiedenheit der Ansichten durchdrungen, aber geübter als der Europäer, dies Gefühl nicht zum Ausdruck gelangen zu lassen. Hatte er doch weit öfter als dieser eine Verletzung heiliger Dinge erleben und stillschweigend hinnehmen müssen, und hatte er doch längst gelernt, sich über nichts Unbegreifliches im Wesen der fremden Rasse mehr zu erregen. Er wartete also still, bis Don Luis Worte finden würde. Dieser war denn auch endlich zu einem Entschlusse gekommen.

„Höre mich," sagte er zu Ben Tunsi, und in seine Augen trat alles, was er an echtem Gefühl in seiner mißhandelten Seele barg. „Höre mich! Ich gebe dir Nur-Sbah unter einer Bedingung, unter einer einzigen! Es ist ganz umsonst, weiter über die Sache zu reden, wenn du mir nicht in diesem einen Punkte absolute Wahrheit bietest. Du bekommst das Mädchen, sobald du mir vor Gott und ohne jede Verschleierung gestehst, wieso du darauf verfallen bist, es zum Weibe zu verlangen. Verstehe mich wohl: ich will genau wissen, was du dir dabei gedacht hast und welchen Vorteil du dir davon versprichst. Vorher sage ich kein Wort zu deiner Werbung."

Ben Tunsi hätte alles Recht gehabt, auf diese sehr europäische Art zu fragen ein wenig beleidigt zu antworten. Aber er war, wie gesagt, Taktlosigkeiten von dem Volke, das sich das höherstehende nennt, so gewöhnt, daß er auch diese noch hinnahm. Er antwortete ruhig und voll Würde: „Mein Verwandter weiß, warum ich Nur-Sbah begehre. Laß ihn kommen."

Der Vorarbeiter kam und errötete, als er die Frage seines Herrn vernahm. „Es ist so einfach, Herr," sagte er im Tone sanfter Entschuldigung, als ob er es als Unrecht empfände, seinen Gebieter belehren zu müssen. „Es ist so einfach! Ben Tunsi hat zwei Frauen gehabt und hat keine Kinder. Er hat meilenweite Felder und fünftausend Schafe, und sein Haus ist wie eine Kasbah. Wer soll das alles erben? Ben Tunsi braucht eine Frau, deren Leib nicht verschlossen ist."

Don Luis lachte nicht, aber jetzt errötete er auch. „Ben Tunsi," sagte er eindringlich, „bist du sicher, daß deine Frauen an deiner Kinderlosigkeit schuld waren?"

„Bei Allah, dem Allmächtigen," sagte der Mann feierlich. „Sie waren es. Aber ich bin ein kleiner Mann, meine Kraft erscheint nicht in meinen Lenden, noch in meinen Armen, und beide Familien geben mir schuld an der Unfruchtbarkeit dieser Weiber. Wenn ich nicht beweisen kann, daß ich Kinder zu zeugen fähig bin, so muß ich den Spott der ganzen Kabyle essen. Jetzt will ich eine Frau, bei der ich sicher gehe."

Don Luis hatte genug Berührung mit den Bewohnern des Landes gehabt, um diesen Grund vollständig zu verstehen. Kindersegen ist das größte und heiligste Gut des Arabers, und die Schmach, keine zu besitzen, die herbste, die ihn treffen kann. Der Blick, mit welchem Don Luis seinem Gaste jetzt die Hand reichte, war deshalb kein spöttischer, sondern ein warmer und achtungsvoller. Er wollte noch fragen, ob denn Nur-Sbah neben zwei weniger glücklichen Frauen nicht ein gequältes Leben führen würde, aber Ben Tunsis' energisches Gesicht gab ihm die Gewähr, daß dieser eine Frau, die ihn beglückte, auch zu schützen wissen würde. Er reichte dem Araber die Hand. „Du hast recht," sagte er einfach. „Laß uns zum Kadi gehen!"

Sie gingen zum Kadi, und nach weniger als einer Stunde war Nur-Sbah die rechtmäßige Gattin Ben Tunsis'. Der Carrara ließ seine Diener einen Hammel schlachten und erlaubte ihnen, Musikanten zu bestellen, damit sie die Hochzeit der kleinen Sklavin feiern konnten. Den Dienerinnen des Hauses ward ein Lamm geschlachtet, und Berge von Kuchen, die von goldenem Honig troffen, wurden gebacken. Alle schmückten sich, und als Nur-Sbah es tat, wußte sie noch nicht, wem das Fest galt. Sie erfuhr es aus den Liebkosungen der Gefährtinnen, aus Donna Esperanzas unerwartet freundlicher Miene, aus lustigen Anspielungen und Neckereien, und es dauerte lange, bis sie es begriff. Da aber erstarrte ihr Herz vor Entsetzen. Als Don Luis kam und ihr den kleinen schmächtigen Mann, so unähnlich dem schlanken Liebling, den sie geherzt hatte, entgegenführte, schrie sie wie eine Besessene und wehrte sich ihn anzusehen. Dann redeten viele Menschen zu ihr, lange und eindringlich, und endlich wurde sie müde und sagte, sie wolle alles tun, was man verlange. Dann nahm Ben Tunsi sie bei der Hand und sprach zu ihr wie zu einer Herrin, und sie begann zu denken, daß etwas Gutes sie erwarte. Sie zwang sich, nicht an Dschilali zu denken und ihren Gehorsam auf die neue Pflicht zu richten, die vor ihr lag. Es gelang ihr aber nur unter bitterem Schluchzen.

Ben Tunsi hatte Eile, Nur-Sbah aus der gewohnten Umgebung zu reißen und sie durch neue Eindrücke über ihr Herzeleid hinwegzuheben. Die Hochzeit fiel deshalb kurz aus, schon am zweiten Tage erschien er mit gesattelten Pferden und ordnete den Aufbruch an. Es gab ein großes Umarmen und viele Tränen unter den Dienerinnen, und es gab sogar Küsse und gute Worte von Donna Esperanza, und ein Maultier, mit Geschenken beladen, von Don Luis. Nur-Sbah wandelte wie im Traum. Sie wußte kaum, wie ihr geschah, als sie sich schließlich auf den weichgepolsterten Pack eines Maultieres gehoben und unter sanftem Schaukeln fortgetragen fühlte, sie, die des Reitens so unkundig war, wie nur je ein Weib ihrer Rasse. Ein dichter Haik verhüllte ihr Gesicht und ihre Gestalt, sie saß auf ihrem Pack, wie ein großes Bündel, und nur durch einen schmalen Ritz blickten

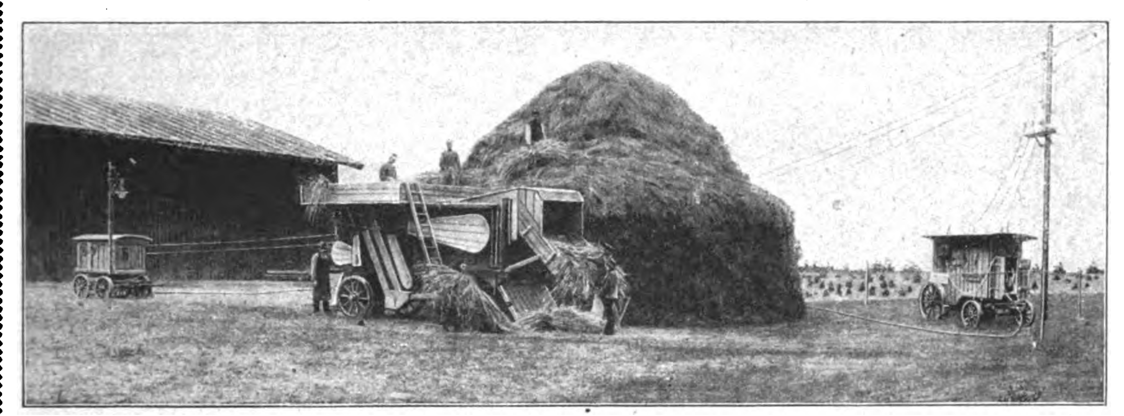
ihre tränenumflorten Augen in die Welt. Da war die Straße, die sie nie hatte betreten dürfen, da saßen die jüdischen Frauen in ihren bunten, goldverschnürten Leibchen vor den Türen, da trippelten die spanischen Mädchen in ihren modischen Turnüren, da standen die Händler in ihren Läden, da ritten Vornehme auf tanzenden Tieren an ihr vorbei, da saß der Torwart auf seiner Matte und die Teesieder in ihren Mauerecken, und all diese Unbekannten wandten sich nach ihr hin und schauten ihr nach mit freundlichen Augen, riefen ihren Namen und Segenswünsche auf ihr Haupt. Die ganze Stadt war ihr plötzlich verwandt, die ganze Stadt nahm teil an ihrem Schicksal, und Ben Tunsis' ruhige Stimme hinter ihr, die jeden Gruß mit einem Dankwort erwiderte, band leise ihre Zukunft an diese versinkende Gegenwart, indem sie Güte und Wohlwollen ahnen ließ gleich dem, das nun hinter ihr zurückblieb. Dann kamen sie ans Stadttor, und wie die dunkle, feuchtatmende Wölbung sich vor ihr auftat, da riß es ihre Seele noch einmal zurück mit einem Schauder vor dem Kommenden. Mit vernichtender Klarheit stand die Erinnerung an das, was über ihr war, an jene goldene, sonnige Mauerhöhe vor ihr auf, und sie wußte plötzlich, daß in diesem Augenblicke Dschilali von der Nordbastion aus ihren Auszug mit ansah. Sie begann unter ihrem Haik leise zu weinen. Nun kam der Marktplatz, und siehe, da strömten die Arbeiter aus allen Magazinen, riefen ihr zu und verhießen ihr Glück, Reichtum und herrliche Söhne. Und wieder tönte Ben Tunsis' sanftes „Barak allahufik" hinter ihr wie eine weiche dumpfe Tamburinkadenz, die wohl einen Brautmarsch begleiten, aber auch eine Totenklage führen konnte. Zwischen Trennungsschmerz und schüchterner Zukunftshoffnung zuckte ihr Herz, daß es fast zerriß.

Dann kamen sie an den Strand. Zum ersten Male sah Nur-Sbah das Meer in der Nähe, sah die mächtigen grünen Wände heranrollen, hörte den betäubenden Donner der Brandung, und die physische Angst gesellte sich zu der seelischen. Sie begann unruhig zu werden auf ihrem Maultiere, und natürlich teilte sich die Unruhe dem Tiere mit, daß es den Kopf warf und zu laufen begann. Nur-Sbah schrie auf, denn die Bewegung war ihr schmerzhaft. Da tauchte zwischen ihr und dem Meere Ben Tunsi auf seinem großen Pferde auf, und seine feste Hand legte sich auf die Zügel des Packtieres, das sofort wieder in seinen ruhigen Paßgang fiel. Ben Tunsi sprach zuerst beruhigende Worte zum Maultier, dann aber wandte er sich an die Reiterin und redete zum ersten Male mit ihr wie gleich zu gleich, indem er über die Mühsal der kleinen Reise ihre Entschuldigung erbat und sie mit baldiger Rast und dem Ausblick auf harrende Bequemlichkeiten tröstete. Das waren neue Töne in Nur-Sbahs Leben, und sie hob die verweinten Augen mit einem scheuen Lächeln und sah fragend zu ihrem Gebieter auf, ob er sie auch wirklich gemeint habe. Aber Ben Tunsi fuhr fort, sie wie eine Herrin anzureden, und sie mußte es schließlich glauben, daß sie sich nicht geirrt habe. Noch einmal wurden sie gestört. Einige halbwüchsige Schlingel, die am Strande Pferde badeten, hatten die Erregtheit des Maultieres und der übrigen Reittiere der kleinen Karawane bemerkt und sofort erfaßt, daß es sich hier um fremde Tiere handle, denen das Meer unbekannt sei und deren Nerven deshalb in einer Spannung der Furcht vibrierten. Es war ein beliebter Spaß, solche Neulinge scheu zu machen, indem man in rasendem Galopp an ihnen vorbeisauste, ihnen die Empfindung einer wilden Flucht weckte und sie den verdutzten Reitern zum Trotz mitriß, bis alle Gurten gesprengt waren und Ladung und Reiter am Boden lagen. Aber ehe die Knaben auf fünfhundert Schritt herangekommen waren, wandte Ben Tunsi sein Roß, sprengte ihnen entgegen und rief ihnen mit donnernder Stimme zu, hier wäre eine schwangere Frau, worauf sie mit einem erschrockenen Riß ihre Pferde herumwarfen und den Strand zurückgaloppierten. Nur-Sbah fühlte, daß sie einen Beschützer habe, und ein großes Erstaunen war in ihr, daß dieser Starke, der Verfolgern gebieten konnte, so weich und bescheiden zu ihr sprach. Sie erwachte langsam zum Bewußtsein ihrer weiblichen Würde. Nun wagte sie auch, ihm zu antworten, und schon senkte sich der Haik ein wenig und ein Lächeln huschte vorsichtig hinüber, um gleich wieder einem bangen Frageblick, ob das auch nicht zu kühn gewesen sei, zu weichen. Als der Weg den Strand verließ und sich landeinwärts über die Dünen hinzog, wandte Ben Tunsi mit einem Griff noch einmal das Maultier seines Weibes und ließ sie zurückschauen nach Mazagan. Nur-Sbah entsetzte sich, denn sie fühlte, daß sie wieder weinen mußte, und gleich darauf übermannte sie auch das bitterste Schluchzen. Schimmernd wie ein Gebilde aus Perlen lag die weiße Stadt über dem blauen Meere, und die graue Ecke der Nordbastion stieß mit einer finsteren Gebärde in die Brandung vor. Auf dieser Bastion stand Dschilali; Nur-Sbah wußte, unter welchen Gefühlen, und blickte auf den Strand hinaus, wo die Karawane verschwand. Noch einmal fühlte Nur-Sbah ihren ganzen Verlust. Ben Tunsi schaute sie milde an und ließ sie weinen, bis sie selbst die Fassung wieder fand, und dann wandte er ihr Maultier und wies auf den blumenbunten Pfad, der sich vor ihr her ins Land hinein erstreckte, und begann von der Schönheit des fruchtbaren Dukalla zu sprechen und von den Feldern und Weingärten, die ihm gehörten. „Hier am Meere hast du nur Sand und Felsen gesehen," sagte er lächelnd, „warte bis du die Gärten siehst mit den Granatbäumen und die Melonenfelder mit den goldgelben Blüten." Wie in eine schäumende Flut, so stürzten sich die Reittiere in die mannshohe Wildnis der Blumen, die den königlichen Teppich marokkanischer Karawanenstraßen bilden. Nur-Sbah verstummte, in Entzücken erschauernd.

In tiefen langen Atemzügen sog Nur-Sbah die neue Luft der Freiheit ein. Wie die Ferne vor ihr sich ins Endlose dehnte und immer reichere Schönheiten eines gesegneten Landes sich vor ihr auftaten, da begann sie zu verstehen, daß es ein anderes ist, den Blick in die Welt aus einem Gefängnisfenster zu tun, oder mitten drinnen zu stehen und ihr zu gehören. Schlafende Nomadentriebe ihrer Ahnen erwachten in ihr. Ihr Herz wurde still, aber ihr Auge begann zu leuchten, und plötzlich ließ sie den Haik fallen und bot ihr Antlitz den Lüften dar. Nach einigen Stunden blitzte am Horizont ein großes weißes Haus auf, und Ben Tunsi nannte es lächelnd das ihre. Braune Zelte und Schafherden sprenkelten die Hügelflanken, und Ben Tunsi sprach: „Was mein ist, ist auch dein." Wie ist einem Menschen zumute, der zeit seines Lebens selbst ein Stück Besitz war, und der nun König wird über etwas so Schönes, wie kein Traum es ihm je gezeigt? Man wird Nur-Sbah nicht schelten, daß über hundert leuchtenden Bildern ein Erinnerungsbild in ihrer Seele zu verblassen begann. Und wie nun in der wogenden Flut der Kornfelder, die Ben Tunsis' Besitz umgaben, die kleine Reiterschar versank, so verschwindet Nur-Sbah aus Dschilalis Leben und aus dieser Geschichte in ein goldenes Los hinein. Wenn nach Jahren manchmal Botschaft von ihr nach Mazagan und nach dem Hause des Carrara kam, so war es eine stolze Kunde von wachsendem Reichtum und von einer langen Reihe von Töchtern und Söhnen, die einander folgten, wie die Perlen an einer Schnur.

(Fortsetzung folgt.)





Ausdrusch auf dem Feld mit Hilfe des von der elektrischen Fernleitung abgenommenen Stroms. Rechts der fahrbare Anschlußwagen zur Entnahme des elektrischen Stroms aus der Fernleitung der Überlandzentrale, durch den alle auf dem Feld arbeitenden Maschinen getrieben werden können. Auch Nachtarbeit bei elektrischem Licht ist möglich.

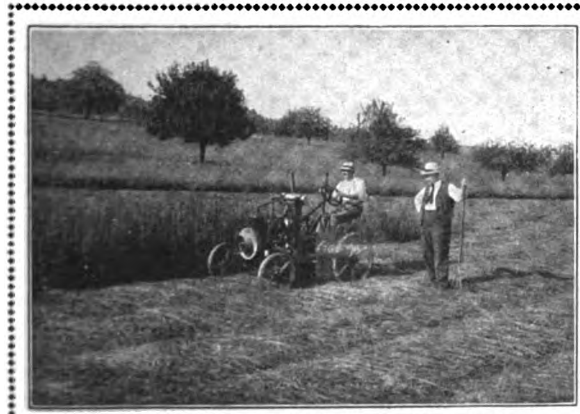
Ernte von heute ⋆ Von Dr. Albert Neuburger

Mit vier Abbildungen

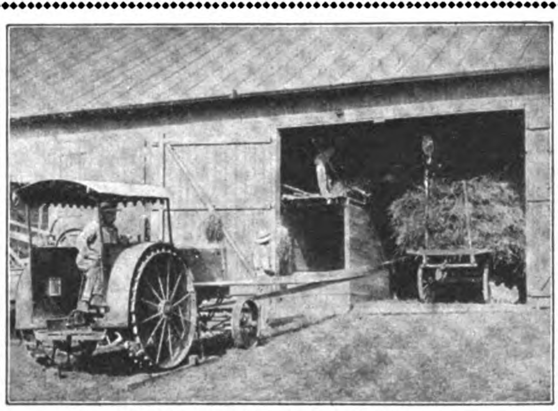
Die Psychologen haben sich besonders eingehend mit der Tatsache beschäftigt, daß gewisse Stichworte in unserem Innern ganz bestimmte Vorstellungen und Bilder auslösen. Einen trefflichen Beitrag hierzu bildet das Stichwort „Ernte". Kaum vernimmt unser Ohr seinen Klang, so sehen wir vor unserem geistigen Auge den Schnitter mit Sense oder Sichel, wir sehen das Ochsengespann oder die schweren Ackergäule, die den Erntewagen nach Hause ziehen. So schön und behaglich diese Vorstellungen und Bilder auch sind, so wenig treffen sie für unsere heutige Zeit mehr zu. Damals, als Ludwig Richter und andere Schilderer vergangener Beschaulichkeit den Zeichenstift führten, entsprachen sie den Tatsachen. Auch jetzt arbeitet der kleine Gütler, arbeitet der Kleingrundbesitzer noch vielfach in der geschilderten Weise. Noch immer bewegt die Windmühle ihre Flügel und noch immer klappert in so manchem kühlen Grunde das Mühlenrad.

Erblicken wir sie aber auf einer unserer Wanderungen, so müssen wir uns immer vor Augen halten, daß sie einer vergangenen Zeit angehören, daß sie heute nur noch Ausnahmen sind, die immer mehr verschwinden werden und denen höchstens noch eine örtliche Bedeutung zukommt. Seit die großen Reformatoren der Landwirtschaft, seit Thaer und Liebig der Bodenproduktion neue Wege gewiesen haben, hat ein gewaltiger Umschwung eingesetzt. Heute trägt der Boden ein Vielfaches von dem, was er in den Tagen unserer Väter und Großväter hervorbrachte. Die Erntefrüchte sind Massengüter geworden und müssen in bezug auf ihre Gewinnung, ihren Transport, ihre Lagerung und ihre Verarbeitung als solche behandelt werden. Dazu reicht die Handarbeit nicht mehr aus. Maschinen und Einrichtungen von gewaltiger Leistungsfähigkeit sind geschaffen worden, die in immer größerem Umfang an die Stelle der Idyllen von einst traten. Der weitaus größte Teil der Ernte wird durch diese Maschinen aufgenommen und seiner Bestimmung zugeführt.

Die Maschinenarbeit beginnt schon auf dem Felde selbst, auf dem das Getreide reif zum Schnitt geworden ist. Hier arbeitet an Stelle von Sense und Sichel der Bindemäher, der die Halme abschneidet und sie sofort selbsttätig zu Garben zusammenbindet, die er in regelmäßigen Reihen niederlegt. Immer seltener wird aber auch der einzelne von Pferden gezogene Bindemäher. An die Stelle des Tiergespanns tritt der Motorpflug, dessen Pflugscharen für die Erntearbeit gehoben oder abgenommen sind und der dann einfach als landwirtschaftlicher Zugwagen Verwendung findet. Man hat auch besondere Zugwagen, sogen. „Traktoren", „Trekker" oder „Schlepper" gebaut, die ebenso wie der Motorpflug von einem Verbrennungsmotor angetrieben werden. Ein solcher Motorpflug oder Trekker zieht gleich eine ganze



Automobilmähmaschine, selbstfahrend ohne Zugwagen.



Dreschen mit Hilfe einer Zugmaschine.



Raupenschlepper mit Bindemäher.

Anzahl von Bindemähern hinter sich her, die, staffelförmig angeordnet, außerordentlich rasch arbeiten. Auch kleine automobile Mähmaschinen gibt es, die dem kleineren Besitzer die Anschaffung der jetzt so teuer gewordenen und so teuer zu unterhaltenden Tiere ersparen. Sind die Garben trocken, so ziehen Motorpflug oder Trekker gleich eine ganze Anzahl voll beladener Erntewagen hinter sich her zur Scheune. Dadurch, daß beim Arbeiten mit Gespannen die Tiere immer nur einen Wagen ziehen konnten und dann auf das Feld zurückkehren mußten, ging viel Zeit verloren. Unterdessen konnte ein Witterungsumschlag eintreten, die ganze Ernte konnte verregnen. Jetzt lassen sich an den Motorzugwagen mit seinen 60 oder vielleicht 80 Pferdestärken gar viele hochbeladene Erntewagen anhängen, er schafft sie rasch und auf einmal fort. Das Tier muß ruhen. Der Motor arbeitet immer — auch bei Nacht, er bedarf nicht der Ruhe und des Schlafes. Um daher die Ernte rasch und trocken bergen zu können, ist man auch bei der Landwirtschaft bereits zur Nachtarbeit übergegangen. Man hat besondere Beleuchtungseinrichtungen geschaffen, durch die die Felder von Lampen beleuchtet werden, die auf hohen Masten angebracht sind, so daß man, insbesondere bei drohendem Gewitter oder Regen, auch bei Dunkelheit arbeiten kann.

Das fröhliche Tick-tick-tack des Dreschflegels klingt gleichfalls immer seltener an das Ohr des Wanderers, der über Land und durch die Dörfer schreitet. Die Dreschmaschine hat ihn abgelöst, die von Dorf zu Dorf, von Gut zu Gut fährt, die die Körner ausdrischt und sie sogleich von der Spreu befreit. Mit ihr zusammen arbeitet die Strohpresse, die das Stroh zusammenbindet und es selbsttätig auf den Boden der Scheune befördert. Zum Antrieb dient die Lokomobile oder wiederum der Motorpflug bzw. der Trekker. Um diese in möglichst weitgehendem Maße ausnützen zu können — stellen sie doch während der Zeit, wo sie keine Verwendung finden, ein totes Kapital dar —, hat man auf der nach vorn verlängerten Motorwelle eine Riemenscheibe angebracht, die durch einen Treibriemen mit dem Dreschsatz verbunden wird. Dann wird die Verbindung des Motors mit den Rädern ausgekuppelt und die stillstehende Maschine liefert so die Kraft für die Drescharbeit. Aber auch Elektromotoren finden Verwendung und zwar auch dann, wenn der Drusch auf dem Felde selbst vorgenommen wird. In solchen Fällen legt man von der nächsten vorbeiführenden Leitung des Verteilungsnetzes einer Überlandzentrale ein Kabel nach der Stelle des Ackers, wo gedroschen werden soll. Dieses Kabel führt dem auf einem kleinen Wagen aufmontierten Elektromotor den bereits durch besondere Apparate in Gebrauchsstrom umgewandelten elektrischen Strom zu. Nun arbeitet der Elektromotor auf den Dreschsatz, während der Strom gleichzeitig zur Speisung der elektrischen Scheinwerfer dient, die auch hier die Arbeit bei Nacht ermöglichen.

Und nun beginnt der Transport! Die Ernte erstreckt sich über einen nur kurzen Zeitraum, der Verbrauch der Erntefrucht aber über das ganze Jahr. Man muß daher die riesigen Erntevorräte lagern, um sie im Lauf der Zeit nach Bedarf wegzubrauchen. Diese Tatsache hat bei der Ausgestaltung der Transporteinrichtungen weitgehenden Einfluß ausgeübt. Sie wurden so konstruiert, daß sie ein rasches Umladen von den Eisenbahnen und Schiffen in die Getreidespeicher und umgekehrt wieder aus diesen auf alle jene Transportmittel ermöglichen, die sie den Mühlen und damit dem Verbrauch zuführen. Um das Verderben der Körnerfrucht während der Lagerung zu verhüten, wird sie vielfach gewaschen und dann wieder getrocknet. Dadurch werden die schädlichen Verunreinigungen, insbesondere die auf der Oberfläche haftenden Bakterien, Schimmelpilze usw. entfernt. Auch naß eingebrachte Ernten, ja sogar Heu und Laub trocknet man in großen Trockeneinrichtungen, wodurch gewaltige Mengen von Nahrungsmitteln gerettet werden, die früher infolge der so viel gefürchteten nassen Ernte verloren gingen. Die Trocknung erfolgt entweder mit Hilfe erwärmter Luft oder in großen Trockentrommeln, die auf eine bestimmte Temperatur erhitzt sind oder dadurch, daß man das zu trocknende Gut zwischen heißen Walzen hindurchgehen läßt.

Um die gewaltigen Mengen von Getreide, die bei der alljährlichen Ernte anfallen, zu bewegen, verwendet man die mannigfachsten mechanischen Vorrichtungen. Am häufigsten werden große Becherwerke gebraucht, die auf die Eisenbahnwagen oder auf den Rumpf der Schiffe hinabgesenkt werden und die das Getreide aufschaufeln und bis zu den Rinnen emporheben, in denen es in das Innere der Getreidespeicher hineingleitet. Die schaufelnden Becher sind an einer Kette ohne Ende befestigt, die über zwei Rollen läuft. Man sieht nichts von ihnen, da sie vollständig von Blechröhren eingeschlossen sind, die den Zweck haben, das Verwehen der Körner durch den Wind zu verhüten. Des weiteren finden pneumatische Getreideheber Verwendung, Röhren, aus denen mit Luftpumpen die Luft herausgesaugt wird, so daß sie das Getreide ansaugen. Ihr Ende, der sogen. „Saugrüssel“, wird in die Körnermengen hineinversenkt und nun wirbeln die Körner durch die Röhren hindurch nach dem Ort ihrer Bestimmung. Im Getreidespeicher selbst findet die Verteilung durch Bänder ohne Ende statt. Diese Getreidespeicher, die Silos, sind in einzelne Kammern eingeteilt, die meist einen trichterförmigen Boden haben, der unten durch ein Ventil verschließbar ist. Öffnet man

das Ventil, so rutscht das Getreide auf Förderbändern in andere Einrichtungen, durch die es wieder den Eisenbahnwagen oder Schiffen zugeführt wird, die es dann zur Mühle bringen.

Diese Mühle selbst aber, die Mühle von heute, hat mit der alten Mühle, wie sie in unserem Vorstellungsvermögen lebt, gar nichts mehr gemein. Da gibt es keinen weißbestaubten Müller und keinen Mehlstaub mehr, da ist weder Mühlenrad noch Mühlstein zu sehen. Ein großer, heller, freundlicher Saal, meist sogar mit Parkettboden ausgestattet, auf dem eine Anzahl von Kästen stehen, die Kommoden gleichen — so zeigt sich uns die moderne Mühle! Diese Kästen, diese Kommoden aber — das sind die Walzenstühle, in die die Körner von oben hineingleiten, um zwischen Walzen zermahlen zu werden. Die Walzenstühle sind, wie der technische Ausdruck lautet, vollkommen „staubdicht gekapselt". Glasfenster gestatten es, die Vorgänge im Innern zu beobachten. Von den Walzenstühlen rutscht das Getreide in die Schüttelsiebe, die ebenfalls in lichten, luftigen Räumen stehen. Auch sie sind staubdicht gekapselt. Hier wird das Mehl durchgesiebt und dadurch nach seinen verschiedenen Feinheitsgraden sortiert. Wiederum nirgends ein Stäubchen! Aus den Walzenstühlen gleitet das sortierte Mehl in automatische Abwiegevorrichtungen und von hier unmittelbar in die darunter befindlichen Säcke, so daß sich also der ganze Mahlvorgang fast vollkommen selbsttätig vollzieht. Dadurch daß kein Mehl mehr verstäubt, werden wiederum ganz beträchtliche Mengen von Nahrung gewonnen, die früher vollkommen nutzlos verloren gingen und außerdem wird der Gefahr der Entzündung vorgebeugt, bilden doch Luft und Mehlstaub bei gewissen Mischungsverhältnissen ein explosibles Gemenge, das schon so manchmal die Ursache von Unglücksfällen wurde.

Das ist die Ernte von heute! Je größere Verbreitung sie erlangt, desto besser wird unsere Ernährung werden.

Volksmärchen und Kunstmärchen

Von Clara Wandschneider

Im deutschen Märchenwalde stehen uralte Bäume, die jung waren, als Wodans Sonnenauge am Himmel strahlte, als Donars Hammer die Gewitterwolken durchfuhr und den erschrockenen Menschen einen Blick in Walhalls goldenen Saal tun ließ. Im deutschen Märchenwalde schaut dich die Natur mit Märchenaugen an, die Natur selbst ist ein Märchen. Der Schwarzspecht fliegt zu Neste, im Schnabel die blaue Blume des Glücks. Das Einhorn und der weiße Hirsch äugen dich aus dem Waldesdickicht an. Eichhörnchen klettern munter von Baum zu Baum und nicken dir zu. Rotkäppchens Wolf schleicht an dir vorüber, Schneeweißchens Bär trottet auf dich zu. sie tun dir nichts — bist ja im Märchenwalde. Mensch und Natur sind eins: die alte Eiche ist mit dir verwandt und die junge Birke auch.

Hast du das schon einmal empfunden? Es ist kein Märchen, sondern tiefste Wahrheit: Mensch und Natur sind eins! Der alte Germane wußte das. Der Germane der Jetztzeit weiß es nicht mehr. Er hat es über angelerntem Wissenswust vergessen. Der Buddhist wußte es auch und weiß es noch heute: „Das bist du!" das heißt jedes Geschöpf der Natur ist dir wesensverwandt, seelenverwandt, deshalb tötet er kein Tier. „Du lehrst mich meine Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen," läßt Goethe, der von diesem Naturgeheimnis tief durchdrungen war, seinen Faust sagen. Auch die moderne Philosophie und Naturforschung weiß es. Ich kenne moderne Bücher von wunderbarer Schönheit, die von dieser uralten Naturweisheit, von dieser Alleinheit reden. Bruno Willes „Offenbarungen des Wacholderbaums" sind Offenbarungen dieser Urweisheit, und Francés „Die Welt der Pflanze" auch. „Faust möchte ich sein, der sein enges Ich zum All erweitert — Merlin, der die Sprache der Waldwesen versteht" ... „An sinnige Baumseelen, an Waldgeister glaubte einst alles Volk. Damals spürte jeder Mensch im Hain die heiligen Dryaden, in den Gewässern die Nymphen und Najaden. Damals war jeder Mensch ein Merlin. Ja, damals hatte die Menschheit schon eher recht. Jetzt ist ihr Sinn verkehrt; sie glaubt nur noch dem Auge, der tastenden Hand. Und nur Kinder und Dichter verstehen noch die Seelen der Dinge" ... „Wer aber noch mit Träumeraugen zu schauen versteht, mit dem aufrichtigen Kinderblicke, diesem Lichte, das aus Pan stammt — wer ein Merlin ist — der findet in Wolke, Tau und

Titelblatt zu Bechsteins Märchenbuch von Ludwig Richter.

Teich nicht nur H_2O, sondern auch Undines liebe Seele. Ihm leben Dryaden im Walde — die Sonne ist eine seelenvolle Mutter — fühlend, bewußt die ganze, große Welt!" so sagt Bruno Willes Allseher, das offenbart ihm der Wacholderbaum, das offenbart ihm die große, die herrliche Natur.

Diese Wesens- und Seelenverwandtschaft zwischen Mensch und Tier und Pflanze spricht aus jedem echten Märchen, sie wird nur zumeist nicht erkannt oder mißverstanden. Das deutsche Volksmärchen enthält viel mehr als der flüchtige Leser ahnt: der Weisheit und Wahrheit reichste Fülle liegt in ihm verborgen. Wenn der alte Germane im heiligen Hain vor den uralten Eichen und Eiben in heiliger Andacht niederkniete, dann durchwehte seine Seele dieses Einheitsgefühl zwischen Mensch und Natur, seine Andacht im heiligen Hain war tiefer, reiner und wahrer als die der heutigen Menschheit im herrlichsten von Menschen gebauten Dome. Ohne das Jesuswort zu kennen, handelte der alte Germane danach: „Wenn du aber betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Tür zu und bete zu deinem Vater im Verborgenen" ... er schloß in der tiefen Waldeinsamkeit die Tür seiner Seele hinter sich zu: er war allein mit seinem Gotte. Und — solch einen Menschen kann ich mir nicht als geldgierig und habgierig, als roh und gemein denken, solch ein Mensch muß gute, reine, edle Gedanken und gute, reine, edle Taten gehabt haben. Und er hat sie auch gehabt. Unsere Märchen und Sagen sind der Beweis. Im Märchen ist nur der Lump ein Tierquäler, Baumfrevler und Naturverächter. Der Königssohn, d. h. die edle, deutsche Volksseele, kennt und schützt und liebt die Natur und ihre Lebewesen, er versteht die Sprache der Tiere und Pflanzen, er ist mit der Natur wesenseins. Dem Königssohn und der Königstochter gehorcht die Natur und ist ihnen untertan: Siegfried reitet durch die wabernde Lohe und sie versehrt ihn nicht, vor Dornröschens Märchenprinz wird die Dornenhecke zur Rosenhecke, der Wind gehorcht der Königstochter im Märchen „Die Gänsemagd", die Täubchen helfen Aschenbrödel und das Bäumchen auf dem Grabe der Mutter schenkt ihm goldene und silberne Kleider. „Laßt die Tiere in Frieden, ich leid's nicht, daß ihr sie tötet," sagt der jüngste Königssohn im Märchen „Die Bienenkönigin" zu seinen Brüdern. Die hartherzigen Brüder werden zu Stein, der warmherzige Jüngling aber erlöst mit Hilfe der Tiere die drei Königstöchter und wird König.

An den Märchenwald stößt ein Bauerngarten. Hier wachsen allerlei altmodische, lustige Blumen: die Schwänke der Landsknechtszeit, Till Eulenspiegels Dummejungenstreiche, Hans Sachs' lustige Schwänke, der Schildbürger Narreteien, des Freiherrn v. Münchhausens wunderbare Reisen und Abenteuer.

Der Bauerngarten aber stößt an einen schönen, wohlgepflegten Park mit weiten grünen Rasenflächen, schönen Baumgruppen und kunstvollen Teppichbeeten: das Kunstmärchen. Ich kenne Kunstmärchen von wunderbarer Schönheit: Viktor Blüthgens „Hesperiden", vor allem die Märchen „Allerseelennacht" und „Der Abendfriede", Richard v. Volkmann-Leanders „Träumereien an französischen Kaminen", vor allem die Märchen „Vom unsichtbaren Königreiche" und „Der Wunschring" ... das sind nur einige Perlen aus der Perlenschnur. Ich kenne aber auch Kunstmärchen, die den Namen „Märchen" wahrlich nicht verdienen. Das echte Märchen, sei es nun Volks- oder Kunstmärchen, hat auch im schlichtesten Kleide innere Schönheit, einen goldenen Kern, der aus ihm hervorstrahlt wie Allerleirauhs Sternenkleid unter dem Mantel von allerlei Pelz hervorschimmert. Fehlt diese innere Schönheit, dann ist das Märchen kein Kunstwerk, sondern nur Machwerk, und sein Verfasser kein Dichter, sondern nur ein Bücherschreiber, ein Zeitungsschreiber, wie es deren so viele — viel zu viele — gibt. Nur wer des deutschen Volkes Dichterseele ererbt hat, ist berufen als Märchendichter unseren Kindern neue Märchen zu erzählen. Ein guter Roman ist leichter zu schreiben als ein gutes Märchen. Dichter ist, wer mit der Seele sieht und hört. Das Kunstmärchen soll das Wort „Kunst" nicht nur im Namen führen, es soll auch ein Kunstwerk sein. Nicht künstlich, sondern künstlerisch, kunstvoll soll sein Aufbau sein, Wahrheit und Weisheit sein Grundstein, Schönheit sein Schlußstein. Während das Volksmärchen dem Walde, dem Naturtempel gleicht, soll das Kunstmärchen dem Dome, dem Kulturtempel gleichen. Und Sonne soll in die Tempel hineinscheinen: durch das grüne Blätterdach des Naturdomes sollen goldene Sonnenringe fallen, durch die hellen Fenster des Kulturdomes sollen Ströme von Licht fluten. Priester in beiden Tempeln ist nur der echte Dichter. Wahrheitsbringer soll der Priester sein, Wahrheitssucher die andächtige Gemeinde. Das Evangelium aber sei das Hohelied der Treue, des Mitleids, der Warmherzigkeit und der Barmherzigkeit.

Die meisten modernen Kunstmärchen sind viel zu künstlich aufgebaut, als daß sie auf Kinder wirken könnten. Es gibt unter ihnen Märchen, die geradezu albern sind. Die Kinder brachten mir oft solche Machwerke mit in die Schule, bunte Hefte, die mit der Schundliteratur nahe verwandt waren.

An den Park stößt ein Schutthaufen; Tollkirsche, Bilsenkraut, Kellerhals, schwarzer und bittersüßer Nachtschatten wachsen auf ihm: die Schundliteratur, die die Seelen unserer Jugend vergiftet mit ihren Seeräuber-, Indianer- und Detektivgeschichten. Auf diesem Schutthaufen habe ich oft mehr Kinder gesehen, als im Märchenwalde, Bauerngarten und Park zusammen: einem Ameisenhaufen glich der Schutthaufen.

Ihr Eltern und Lehrer: verjagt die Kinder vom Schutthaufen, räumt den widerlichen Wust fort, verbrennt den erbärmlichen Schund, führt die Kinder in den Park, in den Bauerngarten, in den Märchenwald, auf daß unsere Jugend an Leib und Seele gesunde.

Trüber Tag. Von Julius Hölling

Eintönig singt der Regen durch den Tag,
bei seinem Liede sind die Blumen eingeschlafen,
die Vögel hocken traurig unterm Dach,
in kalten Dünsten frieren Stadt und Hafen.

Verworrne Stimmen irren durch das Land,
verzerrte Schatten ducken sich an Weg' und Pfaden,
wie ein Rubin an welker Frauenhand
verglimmt die Sonne in den Nebelschwaden.

Die Schwermut schleicht um Hütte und Palast
und lauert heimlich an den Türen, an den Gängen,
die Stunden kauern stumm, erdrückt von ihrer Last,
und lassen sterbensmüde ihre Schwingen hängen.

Kain

Novelle von Joseph Friedrich Perkonig

Beide Brüder Hoi, Stephan und Bartlmä, waren zu gleichen Teilen die Erben geworden. Noch in seinen letzten Tagen, da die Wassersucht und die Schadenfreude des nahen Todes seinen Leib entsetzlich auseinandertrieben, ließ der Vater, der alte Bauer, so geizig er sonst war, den Notar aus der Stadt holen und bat den Mesner und den Totengräber um Zeugenschaft für den Willen, der sein hartes Leben beschließen sollte; ausgerechnet, wie aus ängstlichem Aberglauben oder unerklärbarer Laune, die beiden Männer, die dem Tode, der Kirche und vielleicht auch dem Himmel am nächsten stehen.

Als Unterschrift zitterte er mit einer stöhnenden Umständlichkeit drei Kreuze unter das Testament und auch die anderen zwei alten Männer zeichneten sie unbeholfen hin. Der Notar bestätigte die rechtmäßige Herkunft und Bedeutung der seltsam heiligen Ersätze für die Namen, ließ den geschenkten Brotlaib wie aus Vergeßlichkeit, in Wahrheit aus Ekel vor der ungelüfteten Krankenstube auf dem fliegenübersummten Tische liegen und ging voll Nachdenklichkeit über das schwere Bauernsterben fort.

Die Brüder teilten sich vor allen lauernden Augen der begierigen Nachbarschaft in die Pflichten wie in die Ergebnisse ohne Auseinandersetzung oder Reibung. Sie vermieden in der Herbheit der Gesinnung jeden Ausdruck irgendeines Gefühls; niemals gab es Streit zwischen ihnen, freilich niemals auch den äußeren Beweis einer vielleicht ungewöhnlichen Übereingestimmtheit.

Aber sie saßen im Wirtshause nebeneinander, gingen zusammen einträchtig heim und gaben so das Bild einer nicht erwarteten Verträglichkeit.

Stephan Hoi, groß, schlank, mit einem länglichen, nicht unedel geformten Kopf und schmalen Gesicht, hatte eine deutsche Mutter von zarter Gestalt gehabt. Sie starb im Wochenbett und der Vater Hoi heiratete dann eine breithüftige Windische, von irgendwo aus den Dörfern um Rosegg.

Sie war anfangs gutmütig, wie es die slowenischen Landfrauen sind, gegen die deutschen Nachbarn freundlich, mit den zahlreichen Bettlern der Gegend liebreich; sie sang gerne und erzählte die kaum mehr lebendigen Sagen ihres abergläubischen Stammes immer wieder.

Aus einer unerklärlichen Ursache begann sie dann zu trinken; es war eine allmählich mehr und mehr sich steigernde Gewohnheit, vielleicht die Wiederholung des Übels von einem Säufer in ihrem Geschlechte.

Das Laster nahm seinen Anfang mit dem Apfelmost, der in bedeutenden Mengen als Dienstbotengetränk in jedem Bauernhofe lagert; dann nahm sie Wein, und als dessen alkoholische Stärke nicht mehr genügte, den nicht verdünnten Kornbranntwein, der dem Trinker langsam die Gurgel ausbrennt. Sie verdarb an einem grausigen Kehlkopfkrebs.

Es ging das heimliche Gerede, daß sie berauscht gewesen sei, als sie den Bartlmä gebar. Um die Wehen zu übertäuben, goß sie den Schnaps in sich.

Dieser zweite, großschädlige Sohn des Bauers Hoi, der später, gedrungen, klein, mit einem tückisch verschlagenen Blick, zwei roten, scharf abgegrenzten Flecken über den vordrängenden Backenknochen, ein leibliches Gegenteil seines Bruders wurde, kam mit einem feuerroten Muttermal in der Gestalt einer kleinen bauchigen Flasche über dem linken Auge zur Welt.

☆

Am Tage des heiligen Wendelin, der als Patron der Tiere einigen Höfen geweiht gilt und mit der Ruhe der Hände gefeiert wird, trieb der unbändige Oktobersturm die Regengüsse gegen die weiße Hauswand und tränkte den angetünchten Kalk, bis er grau war. Durch die Lücke zwischen ausgetretener Hausflurschwelle und Tor peitschte er kleine Fluten über das Kugelpflaster der Diele.

Stephan Hoi war beim Sattler, ein neues Kummet zu bestellen; an den Tagen der Arbeit räumten dem Bauer Pflug, Sense oder Dreschflegel keine beschäftigungslose Stunde ein.

Bartlmä saß am Fenster auf der Bank, die, nirgends unterbrochen, längs zweier Zimmerwände hinlief. Vor ihm schüttelte sich, wie es nasse Hunde üben, ein kleiner Mann in triefenden Kleidern, die der Regen völlig durchweicht hatte und die nun an dem dürren Körper klebten.

Während das Wasser noch von ihm rann und sich in kleinen Pfützen um seine Schuhe sammelte, öffnete er einen ledernen Musterkoffer, nahm daraus verschieden geformte und gefüllte Flaschen und stellte sie in einer heiter gestuften Reihe nebeneinander hin.

„Ihre selige Frau Mutter war eine gute Kundschaft," sagte der Durchnäßte in einer wehmütigen Erinnerung.

Bartlmä wollte mit einer Grobheit antworten. Aber warum sollte er den Menschen vertreiben; es war ein ungeselliger Tag, der Regen machte die Stunde zur Einöde; Stephan war fort, der Knecht schlief, die zwei Mägde kamen aus dem Nachmittagssegen erst zurück.

Und so ließ er den Likör- und Kognakreisenden reden,



Kain und Abel. Nach einer Plastik von Reinhold Begas.

der auch nach dem Tode der Mutter immer wieder kam, obwohl sich sein Besuch seit zehn Jahren nicht mehr lohnte, denn die Bauern brannten aus Obsttrebern und Pflaumen selber Schnaps, und der Säuerling verdarb mit seinem rein vernehmbaren Geschmack nach Sommer, Reife und Fruchtsaft den Kunsterzeugnissen von Branntwein jede Aussicht auf Einbürgerung.

„Das ist etwas Feines," sagte der Agent und ließ Bartlmä an einer Flasche riechen.

„Dreck," stieß der heraus.

„Trink einmal, Bauer. Es kostet nichts," lockte der andere, der den Geiz der Landleute kannte.

Der Tag war langweilig, Streit war langweilig, den eigenen Schnaps zu holen, dazu war er zu bequem. Wie kalt dieses Herbstwetter auch wurde, es fror durch den ganzen Leib.

Ein Schluck ist dagegen nicht schlecht. Der Dreck ist gut, zwei Schlücke sind besser, die Wärme ist gleich zu spüren, zu fühlen beinahe die Rinne des Branntweins durch den Schlund.

„Verkauf' mir eine Flasche," forderte Bartlmä. Der andere gab ihm eine neue Kostprobe: „Das ist der Hausschnaps vom König von England."

Sind wir Gott sei Dank so weit, daß ein Bauer dasselbe saufen kann wie ein König?

„Her damit!"

Und der hartnäckige Regen gibt nicht nach und niemand kommt. Es ist so still im ausgestorbenen Hof; der Oktoberwind findet jede Ritze in den knarrenden Fenstern, die schlecht schließen; und der Spätherbst bläst seine Kälte herein. Es wird ein früher Schnee kommen.

Aber der dunkelgelbe, dreisternige Kognak ist schnittiger als der milde Säuerling.

Auch den noch? Klostergeist? Grün, süß, aber stark. Was?... Ein fremder Namen?... Französisch?... Muß sicher was Rechtes sein?...

Die gottselige Mutter hat ihn sicher gekannt...

Medizinalschnaps... Auf zweiunddreißig verschiedenen Kräutern wird der Spiritus angesetzt... Das beste Mittel gegen jede Krankheit... Das reinste Wunder und ein Erzeugungsgeheimnis, um das die ganze Welt begierig fragt...

Woher ist die selige Mutter auf einmal gekommen? Plötzlich steht sie da. Sie trinkt immer noch gerne Schnaps. Sie verschluckt aber auch die Flaschen. Auf diese Weise wird sie noch einmal sterben müssen.

„Bartlmä!" fragt die Auferstandene. Nein, das ist die Stimme vom Bruder.

Bartlmä reißt die Augen auf. Die Nacht steht blauschwarz in der Stube, eine Kerze brennt auf dem Tische und der arme Widerschein spielt in dem verschiedenfarbigen Glase durcheinander geworfener Flaschen. Er aber liegt auf dem Boden und Stephan hebt ihn eben auf.

Regen und Wind sind draußen noch immer lebendig. War der Schnapstrunk Spuk und Traum? Nein, die geleerten Mustergläser stehen da. Der Kopf hängt ihm schwer und dumpf. Der Bruder ist heimgekommen.

✡

Bartlmä wich seit jenem Geschehnis seinem Bruder aus, wo sich die Möglichkeit nur bot. Und in seiner neuen Lebensform, die eine Art beginnender Vereinsamung war, wenn auch Stephan oft genug mit herzlichen Anfragen in ihn drang, suchte er nun öfter heimlich den Keller auf und trank den selbstgebrannten Schnaps.

Der Bruder erkannte wohl die Gefahr, fürchtete eine Erneuerung des Lasters, das seine Zuchtrute schon einmal über der Familie geschwungen hatte, und er benutzte jede Gelegenheit, Bartlmä mit Güte und Eindringlichkeit zu belehren und zu behüten.

Anfangs schwieg der Betroffene, sah mit seinen unsteten Augen, die keinem geraden und festen Blicke standzuhalten vermochten, auf die Seite, dann wurden die ersten zornigen Worte gewechselt, immer weiter gerieten sie aus der Umzäunung der Vernunft, und so wurde in Bartlmä ein trüber Bodensatz aufgerührt, der sich seinem Blute vermengte.

Daß nun Verdruß im Hause lag, in einer Gemeinschaft, deren Stimmung nun auf einmal sonderbar fremd schien, das trieb ihn häufig zum Rausch, zuerst zur leisen Betäubung, dann zur stärkeren Wandlung seines Ärgers und schließlich zum Wunsch nach Bewußtlosigkeit.

Nach Allerheiligen war auf der Bahn eine Kiste abzuholen: Bartlmä bekam hundert große Flaschen dreisternigen Kognak. Er staunte selber in sich hinein und entsann sich keines Auftrags; vielleicht hatte er damals im Rausch irgendein Papier unterschrieben. Er dachte schon an die abwehrende Hilfe eines Advokaten; als ihm aber Stephan, der den sparsamen Sinn des Vaters geerbt hatte, Vorwürfe hören ließ, versteifte sich sein Trotz.

„Es ist mein Geld," grollte er.

Mit einem verbissenen Widerstande, der stets heftiger wurde, lehnte er sich gegen die Warnung des vernünftigen Bruders auf, der schließlich dunkel in Bartlmä den Einfluß eines fremden Blutes fühlte.

Und so brachte er es über sich, zu sagen:

„Willst du auch ein Säufer werden?"

In halber Betrunkenheit, in der sich Bartlmä nun dauernd befand, riß er ein Tischmesser, das auf einem Brotlaib lag, an sich und stürzte gegen Stephan. Mit blaurotem Gesicht schrie er: „Du mußt hin sein!"

Stephan aber fing den Stoß mit der Überlegenheit des Nüchternen auf und warf das Messer mit einer verächtlichen Bewegung gegen den Kachelofen, daß es dort im schmalen Brettrande der Bank stecken blieb.

Weinend vor Zorn lief Bartlmä aus der Stube.

Am nächsten Tag gab er in Gegenwart der einen Magd den Schlüssel zum Keller dem Bruder und verwünschte selbst das gefährliche Beispiel der Mutter. Er war von nun an schweigsam, aber in seiner Betätigung und in seinem Verhältnis zu dem Bruder nicht anders als sonst.

Die Annahme der Kognakkiste hatte er verweigert.

✡

Bartlmä, der in der Zeit gegen die Abendfütterung des Viehes auf der Tenne stand und die Bänder der Dreschflegel prüfte, da sie zum bevorstehenden Drusch bereit sein mußten, zeigte durch ein herzförmiges Windloch in der hölzernen Wand dem heuholenden Knecht den Zigeuner, der unten auf dem Weg bemüht war, mit dem Fuß seinen steckengebliebenen zerrissenen Halbschuh aus dem Kot zu heben.

„Schau den verfluchten Zottel; der stiehlt heute in der Nacht irgendwo. Kommt vielleicht gerade aus dem Kriminal und ist in zwei Tagen wieder drin. Sag es dem Stephan, wenn du in den Stall gehst."

Und er selber ging zu den Mägden, von denen die eine das Abendmahl: Sterz und Milch bereitete, und die andere das Saufutter mengte: Kleie in Abfallwasser.

„Eine löst die andere heute im Schweinestall ab. Der Zigeuner schleicht um den Hof.

Sie aßen alle in der Dämmerung zusammen; sie sahen sich kaum, nur ihre Stimmen hörten sie, als sie die Vaterunser beteten: vor dem Mahl und zum Beschluß.

Als sie das letzte Kreuz bedächtig über sich schlugen, klopften die ersten schweren Tropfen eines abendlichen Regens an die Scheiben.

Die Dienstboten gingen in die Ställe.

(Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



In der Oase.

Das sterbende Volk

Roman von Grethe Auer (Fortsetzung)

6.

Es war wieder Juni, als alle diese Dinge geschahen, und die brennenden Mondnächte lagen wieder über Stadt und Meer. Der Bu Schimrir schlief wieder auf dem Turme. In der Nacht nach Nur-Sbahs Verheiratung geschah es, daß ihn ein Geräusch weckte, das bei aller Gedämpftheit so fremdartig war, daß es ihn im Schlafe selbst mit einem leisen Bangen erfüllt hatte. Aufhorchend erkannte er, daß es ein menschliches Schluchzen dicht in seiner Nähe war. Er hatte nicht oft Gelegenheit gehabt, diesen Ton zu vernehmen; der ergriff ihn. Hinabspähend sah er Dschilali sich auf seiner Matratze winden, in die Decken beißen, in Weinkrämpfen zucken. Der Bu Schimrir erschrak, denn es war der Ausdruck einer wirklichen Not, was er da vor sich sah. Er verhielt sich aber still und horchte weiter. Nach einer Weile sah er, wie Dschilali sich erhob, gesenkten Hauptes über die mondweiße Terrasse hinging und die Leiter zur Stadtmauer emporstieg. Er sah ihn gegen das Inquisitionsgebäude zugehen; scharf beleuchtet schritt er durch die wunderbare Lichtfülle dahin, nicht ein Zucken der gebeugten Schultern entging dem Lauscher. Bei dem Gebäude angelangt, schien Dschilali zuerst eintreten zu wollen, warf sich aber dann mit einer Gebärde des wildesten Abscheus zurück, lehnte Kopf und Arme gegen die Mauer neben der Tür und fuhr in dieser Stellung fort zu weinen. Jetzt begann dem Europäer eine Ahnung zu dämmern, lautlos erhob er sich, folgte dem Knaben, der ihn in der Erregtheit seines Gemütes nicht kommen hörte, und berührte ihn vorsichtig an der Schulter. Dschilali wandte sich um, erschrak augenscheinlich, machte aber keine Bewegung zur Flucht, sondern schaute zu seinem Herrn auf mit Blicken demütiger Klage, wie ein Tier, das leidet und keine Hilfe weiß. Da wußte der Bu Schimrir, daß Dschilali Mitleid und Trost nicht von sich weisen würde, und fragte in weichen Worten nach der Ursache seines Kummers. Der Araber antwortete nicht, begann aber langsam voranzuschreiten, bis an die Stelle der Stadtmauer, die über des Carrara Hause lag; der Bu Schimrir folgte ihm. Da fiel Dschilali in die Knie, und indem sein Weinen sich fast zu einem Heulen steigerte, küßte und streichelte er die Stelle der Mauer, an der Nur-Sbah überzusteigen pflegte, und stammelte Koseworte dazwischen, als hielte er sie selbst noch in seinem Arm und an seinem Herzen. Dem Europäer schnürte die Rührung fast die Kehle zu, und er suchte nach Worten, die liebevoll genug wären, um einen so rasenden Schmerz, eine so blutende Seelenwunde heilend zu berühren. Es kamen ihm wohl Trostworte auf die Lippen, aber er fühlte, daß sie auf die Zukunft gerichtet, daher europäischen Wesens seien, deshalb hielt er sie zurück. Nicht mit Gedanken kann man trösten, wo die augenblickliche Empfindung Gegenwart und Zukunft eines Menschen beherrscht und alles Denken ausschließt. Recht ungeschickt stand der kluge Mann da, berührte nur schüchtern Dschilalis zuckende Schultern und murmelte seinen Namen, ohne ein weiteres Wort hinzuzufügen. Und plötzlich kam ihm ein Gedanke, geboren aus tiefstem Verstehen der elementaren Natur da vor ihm, und sich niederbeugend fragte er liebevoll: „Dschilali, willst du morgen zum heiligen Baume von Muley Abdallah gehen?"

Ein schneller Blick des Verstehens antwortete ihm, dann wurde Dschilalis Weinen stiller und er streichelte

nur noch den Stein in zärtlicher Bewegung, während die Raserei seines Gestammels verstummt war. Der Bu Schimrir ließ ihn nun allein und begab sich auf sein Turmdach zurück, nicht um zu schlafen, wie man mir glauben wird, sondern um unter dem silbernen Himmel sein Herz, das von Brüderlichkeit und Nächstenliebe ganz voll war, wie eine Blume vom Nachttau, ausklingen zu lassen. Am anderen Morgen merkte Dschilali ihm auch nichts mehr von Mitleid oder Rührung an, aber ein Urlaub ward ihm angekündigt für so viele Tage, als er selbst für nötig hielt, und ein Eselchen stand bereit, um ihn und seine Habe zu tragen. Dschilali dankte mit übernächtiger Miene und blassem Lächeln. Aber er holte herbei, was er für nötig hielt, und machte sich auf die Reise. Als er eine Stunde später durch die Hauptstraße ritt, hatte er noch einen überraschenden Anblick: er sah Don Luis und den Bu Schimrir sich begegnen und den letzteren einen freundlichen Gruß an den Spanier richten, an dem er sonst mit so böser Miene vorbeizublicken pflegte. Dschilali konnte nicht ahnen, daß sein Herr dem Carrara im geheimen einen Verdacht abbat, und sein dankerfülltes Gemüt schrieb auch diese Wandlung seines eisernen Gebieters auf das Konto des Wunderbaren, das ihm bestimmt schien. Eine leise Hoffnung belebte ihn einen Augenblick, es könne noch mehr Unbegreifliches und Erfreuliches sich ereignen, und er trieb sein kleines Reittier etwas lebhafter an als vorher.

Als er die Stadt verließ, hatte er den Seewind im Rücken, da brannte ihn die Glut der Sonne mit fast vernichtenden Strahlen. Aber als er die erste Hügelhöhe erklommen und das Grab von Sidi Buaffi erreicht hatte, wandte sich der Weg nach Süden, der offenen See zu, und nun wehte ihm belebende Feuchte entgegen. Noch ging es über blumigen Tirsboden, schwarz und locker wühlte sich die Erde unter dem Fuße des Eselchens auf. Bald verlor sich die weiche Krume, ein steiniges Felsgelände dehnte sich pfadlos dahin, und nur Steinmännerchen, von fürsorglichen Pilgern errichtet, gaben die Richtung in der Einöde. Kein Grashalm, kein Strauch belebte die Wildnis, keine Hütte erhob ihr spitzes Kegelchen über den flachen Horizont, kein Rauchfähnlein schwebte versöhnend über der nackten Fläche. Das war die kleine Wüste von Muley Abdallah, von der Sagen gehen von Menschenfrevel und göttlicher Heimsuchung, wie überall, wo verängstigte Gemüter nach Erklärung für ein dunkles Naturphänomen suchen. Man fühlte die Wucht des Schicksals, wenn man durch diese verfluchte Landschaft ritt.

Nicht lange dauerte der Ritt durch das Steinland, dann zeichnete sich am Horizonte eine leuchtende goldgelbe Linie ab. Das war die Düne, und nun schloß auch schon der wellige Zug das Bild wie eine Gebirgskette aus Bernstein. Ein Turm tauchte auf. Das war die Moschee von Muley Abdallah, die Zufluchtsstätte aller vom Glück Verlassenen. Und jetzt schwebte etwas, das einer weißlichen Wolke glich, in der Ferne über dem Fußboden. Das war der Heilige Baum. Als die Sonne zu sinken begann, hatte Dschilali ihn erreicht.

Eine tote Akazie oder Karube war's, grau, stachlig, kahl, recht ein Kind dieser toten Gegend. Aber das Gerippe war über und über behängt mit kleinen weißen oder verblaßt bunten Lappen, die das Aussehen von Blüten vortäuschten und dem Baume aus der Ferne jenen wolkenhaften Schleier verliehen. Tausende von Kummervollen mochten da an dem geweihten Geäste ihr bescheidenes Ex voto angebracht haben, dürftige Gaben, den völlig Besitzlosen immerhin ein geringes Opfer, Stückchen von Gewändern, die vielleicht schon kaum die armen Glieder deckten, hingegeben in der Hoffnung auf ein bißchen Trost. Wie viele hatten wohl Erhörung gefunden?

Dschilali sprang vom Esel, eilte auf den Baum zu und küßte den toten Stamm. Dann schnitt er langsam ein Streifchen Stoff von seinem Haik, demselben Haik, auf dem er in seligem Liebesumfangen mit Nur-Sbah gelegen hatte, und befestigte es, fast blind von erneut rinnenden Tränen, an der Spitze eines stachligen Zweigleins. Das Streifchen Stoff war rot und brannte wie eine Granatblüte unter den verblaßten Läppchen, ein glühendes Gebet der Liebe, noch lebendig unter all den toten Hoffnungen. Dschilali lud nun seinen Pack ab, breitete den Haik als Gebetsteppich aus und schickte sich an, die vorgeschriebenen Gebete, die das Opfer begleiten sollten, zu sprechen. Er war kein fleißiger Beter gewesen in seinem ganzen jungen und sorglosen Leben. Jetzt war sein Herz zum Brechen schwer und die Hingabe an eine höhere Macht ein fast natürliches Bedürfnis. Dennoch stand er ungetröstet auf. Nachdem er dann sein kaltes Brot und eine Gurke aus der Packtasche geholt und verzehrt hatte, legte er sich zum Schlafen unter den Baum. Aber er schlief nicht mehr als in der vorhergegangenen Nacht. Der Haik schien ihm den Duft von Nur-Sbahs Körper auszuhauchen und alle Süßigkeiten ihrer Liebe wurden wieder wach. Er weinte, bis er vor Mattigkeit nicht mehr konnte.

Drei Tage blieb Dschilali unter dem heiligen Baume, aß nur, was er mitgebracht hatte und lebte von seinem Grame. Er lag regungslos in den glühenden Stunden des Tages und lebte nur nachts auf zu Jammer und Klagen. Dennoch hatte er eine Pflicht, die er nicht versäumen durfte, und sie war es, die ihn vor dem Verblöden schützte: das war die Sorge um den Esel des Bu Schimrir. Er selbst löschte seinen Durst aus einer großen Tonflasche, die er mitgebracht hatte, und deren poröse Wandungen das Wasser kühl hielten in der Hitze des schattenlosen Geländes; aber für den Esel mußte Wasser gesucht werden. In der Nähe der Moschee war ein Brunnen, das wußte Dschilali. Und die Pflicht gebot ihm, das zu tun, was er gern vermieden hätte, Menschen aufzusuchen, die ihm den Brunnen zugänglich machten.

Denn rings um die weiße Moschee lebt in Ruinen ein Geschlecht Verbannter und Verarmter, kaum Menschen zu nennen, oder vielleicht im höchsten Sinn Menschen: solche, die alle Härten des Schicksals getragen hatten und dennoch Mut und Hoffnung nicht ganz verloren hatten. Zwischen die Trümmer einer alten römischen Stadt hatten sie Zelte und winzige Hütten geklebt, wie Schwalben an verfallenes Gemäuer bauen, und lebten da von Almosen der Pilger, die fast täglich in größerer oder geringerer Zahl das wundertätige Heiligtum aufsuchten. Die Verbannten bauen kein Feld im steinigen Umkreis, kein Huhn, keine arme Ziege bietet ihnen Nahrung, aber die Mildtätigkeit der gläubigen Wallfahrer läßt sie nicht darben. Da ist wohl keiner, der nicht ein Säckchen Grieß, ein paar kleine Zuckerhüte oder ein bißchen Tee in seine Satteltasche tut, wenn er sich rüstet, dem Heiligen ein Anliegen vorzutragen, und es ist keiner, der diese Spende nicht mit dem heimlichen Bangen hinreicht: vielleicht morgen schon bin ich selbst unter diesen Empfangenden. Nirgends wechseln die Geschicke so rasch wie in Marokko, und der Gewaltige von heute ist der Bettler von morgen, wenn es dem Sultan gefällt, sein Besitztum zu begehren. Solche Erwägungen machen freudige Geber, und so ist auch die Mildtätigkeit in den Landen des Scherifenenkels eine freie und bereitwillige. Auch Dschilali hatte der Verbannten gedacht. Er brachte Brotgetreide und ein Steintöpfchen mit Butter dar, und empfing als Gegengabe freundliche Hilfe beim Wasserschöpfen am tiefen und schwer zugänglichen Brunnen. Dabei wurde nicht viel geredet und gefragt. Gewaltige

Schicksale machen schweigsam, und das Erzählen wäre jedem dieser Enterbten nicht weniger schwer geworden als Dschilali selbst. Aber ein verhaltener Ton von Mitempfinden und Genossenschaft lag in den kargen Worten, die ihr Geschäft sie tauschen ließ. Jeder wußte den anderen leidend und hilfesuchend, ohne Hoffnung auf Erfüllung und doch bemüht, nicht den letzten Halt zu verlieren. Nicht mit freudiger Zuversicht betet der Araber, sondern mit der Ergebung eines solchen, der in seinem Leben mehr Unrecht und Gewalt erfahren hat als Gnade und Recht. Wo es keine zuverlässige irdische Ordnung gibt, traut man auch der Gottheit nicht viel Gerechtigkeit zu. Und jene bittere Art der Ergebung, die der Europäer Fatalismus nennt, und die die Frucht jahrhundertelanger Rechtlosigkeit ist, lag über jedem Gedanken, den diese Entbehrenden nach oben sandten.

Auch Dschilali betete so. Er wußte, daß kein Wunder Gottes ihm sein Glück zurückgeben konnte, und er wußte genau, daß sein Leiden lang und bitter sein würde und seine Heilung schließlich eine natürliche. Dennoch betete er pflichttreu, was die Stunde vorschrieb. Der Trost lag nur in der völligen Ablenkung seines Geistes von seinem Selbst, und in dem strengen Beobachten gelernter Formeln, die nicht verletzt werden durften, wollte man nicht erneuten Zorn von oben herabrufen. Nach drei Tagen trat Dschilali seinen Heimweg an, nicht froher als er gekommen war, aber durch Hunger, Einsamkeit und die tödliche Hitze so ermattet, daß er nicht einmal mehr weinen konnte. Er ruhte einen Tag in der Hütte seiner Eltern, denen er indes den Grund seiner Wallfahrt zu verbergen wußte, und trat dann seinen Dienst im Hause des Bu Schimrir wieder an.

Der warf einen langen Blick auf den Burschen, dessen bronzefarbene Haut einen graugrünen Unterton bekommen hatte, schüttelte den Kopf, beobachtete Dschilali einen Tag lang und ließ dann seinen Vater kommen.

Der alte Fischer war einer der ersten Schützlinge des Bu Schimrir gewesen. Er war schon vorher durch sein Handwerk fast wohlhabend geworden, denn die Europäer und die reichen Juden des Städtchens kauften gern die schönen großen Fische der Bucht, und die Konkurrenz war nicht groß. Aber wie in der kleinen hölzernen Truhe die roten Kupferstücke und die silbernen Viertelpeseten sich häuften, wuchs die Angst des Besitzers vor dem Bekanntwerden solchen Reichtums. Schon zitterte er, wenn Mirjam, sein Weib, sich einen neuen Haik kaufte, wenn ein neuer Kupferkessel oder ein Teetopf nötig war, und obschon er den geringen Preis dieser Waren längst hätte bar bezahlen können, so tat er es doch nie, sondern bat und flehte um Aufschub und zahlte ängstlich in Raten, mit Waren oder Arbeit, bloß um den schützenden Mantel seiner Armut vor der Neugier der Menge nicht lüften zu müssen. Erfuhr der Gouverneur, daß er Geld hatte, so verlangte er Steuern, und wenn dieser Unfug einmal begonnen hatte, so war kein Ende davon abzusehen. Deshalb hieß es bescheidentlich in Armut verharren. Dies aber war nicht so leicht wie es aussah. Den roten Kupfermünzen wohnte eine dämonische Unruhe inne, sie drängten nach Licht und Leben, sie machten die Hände zittern, wenn ein Paar bunter Schuhe vor einem Laden baumelte, wenn ein Hammelchen auf dem Markte erschien oder ein Stück europäische Seife feilgeboten wurde. Sie verwüsteten das Herz und machten die Leere des Magens drückend. Da geschah es dem alten Manne zu Dank, daß ein neuer Europäer nach Mazagan kam und ein Magazin am großen Sokko mietete. In jedem Magazin wird Wasser gebraucht, und der grauhaarige Fischer, der nie in seinem Leben ein Maultier bestiegen hatte, bot sich dem Neuangekommenen als Wasserträger an. Das Verfahren war einfach: Der Europäer kaufte ein Maultier, Stricke, Fässer, einen Packsattel und schöne rote Ledergurte zum Aufzäumen des Maultieres; der Araber kaufte einen Haik, Schuhe, eine bunte Ledertasche, einen Teetopf — kurz, alles, was sein Herz begehrte und die kleine Truhe erlaubte. Da der neue Vertraute alle Einkäufe besorgte, so wußte niemand genau, was von all diesen Dingen dem Herrn, was dem Diener gehörte, und dieser sorgte dafür, daß es auch niemand erfuhr. Er ritt, so sauer ihm die Sache wurde, täglich einmal oder zweimal mit seinem Maultier nach Sidi Mussa, wo an der Quelle unter den Feigenbäumen des Heiligtums alle Wasserträger der Stadt sich trafen, und machte sich in seiner neuen Würde bekannt. Wußte man nur, daß irgend etwas, das er trug oder handhabte, einem Europäer gehörte, so war er aller Sorgen um freiwillige oder erzwungene Steuern enthoben. Denn kein Gouverneur tastet einen solchen an, von dem er nichts nehmen kann, ohne dem Einwurf eines Beschützers zu begegnen, die fraglichen Wertgegenstände seien nicht des Arabers Gut, sondern ihm nur vorgestreckt oder längst für geliehene Gelder verpfändet. Von da ab durfte der alte Uarbudi zeigen, was für ein Mann er war und was für Gewänder und Schuhe er tragen konnte, wenn es ihm gefiel. Er durfte auch Hammel schlachten, so oft er wollte, und niemand durfte ihn zur Rede stellen und nach seiner Steuerwilligkeit fragen. Er war nun ein Protegierter.

Es war ein großes Vertrauen, das der einfache Mann da in den Sohn einer fremden Rasse setzte, und es soll viele Europäer geben, die dieses Vertrauen mißbrauchen. Es gibt hierzu eine ganze Reihe von Möglichkeiten, von denen die beliebteste die ist, dem Araber mit einer Bloßstellung vor dem Gouverneur zu drohen, wenn er den Schutz, den er genoß, nicht vollwertig bezahlte. Ich habe Europäer gekannt, und sie galten nicht für unredliche Männer, die auf diese Weise dem Protegierten mehr abnahmen, als er hätte an Steuern zahlen müssen, wenn er den falschen Schutz nicht angerufen hätte. Eine ganze Reihe kleiner spanischer Handwerker lebte fast nur von einem schnöden Handel mit sogenannter Protektion, sehr zum Verdruß der großen Kaufleute, die nicht nur den Schimpf, sondern auch Gegenmaßnahmen der maurischen Regierung, die den Verkehr mit den Leuten erschwerten, davon zu tragen hatten. Der Bu Schimrir, der mit dem Ideal, Kulturträger zu sein, ins Land gekommen war, sah mit Befremden die sonderbare Art, mit der die Vertreter höherer sittlicher Forderungen sich in die Staatsangelegenheiten einer fremden und gastfreundlichen Macht mischten. Er war mit Uarbudi ein wenig hineingefallen, war gleichsam wider seinen Willen zum Schutzherrn geworden, und verhielt sich jedem anderen Araber gegenüber in der Folge höchst ablehnend. Aber der alte Fischer und seine Familie gehörten ihm nun einmal an, er war mit ihrem Schicksale belastet, wie mit dem unmündiger Kinder, und er folgte einem ganz unbesiegbaren, wenngleich ihm selbst unerklärlichen Triebe, die törichten und dabei so vertrauensvollen Menschen wirklich zu beraten, so gut ein Erfahrener Kinder zu beraten vermöchte. Deshalb hatte er Dschilali auch nicht unter die Soldaten fallen lassen, und deshalb fühlte er auch jetzt die Verpflichtung, ihm aus augenscheinlich noch größerer Gefahr zu helfen.

Der alte Fischer kam, bereits neugierig gemacht durch des Sohnes Pilgerfahrt, nach Muley Abdallah, die man nicht um einer Kleinigkeit willen unternimmt, aber voll Vertrauen auf die gute Meinung seines Beschützers. Dieser gab ihm nun freilich keine weitschweifigen Erklärungen, sondern zeigte nur im Vorübergehen mit dem Finger auf den in der Küche hantierenden Dschilali und flüsterte dazu

das eine Wort: „Nur-Sbah!" Das aber genügte. Der Alte hob die Hände gen Himmel und rief fünfmal hintereinander mit immer steigender Inbrunst den Namen Allahs des Gerechten. Dann setzte er sich auf den Boden und verhüllte sein Haupt.

Der Europäer wartete ein wenig, um dem Entsetzten Zeit zu geben, seine Kräfte zu sammeln, dann holte er mit dem Mute derer, die etwas Unangenehmes gern schnell hinter sich bringen möchten, zu einem neuen Schlage aus, und hatte nun das erlösende Gefühl, aller weiteren Grausamkeiten enthoben zu sein. „Dein Sohn wird sterben oder auf schlechten Wegen wandeln." Damit hatte er alles gesagt. Diesmal entlud sich der Schmerz des Vaters in einigen heftigen Verwünschungen, dann ließ er die Hände sinken, blieb sitzen wo er saß und schaute erwartungsvoll und gläubig wie ein Kind zu seinem Beschützer auf. Er fühlte auch: nun mußte der Vorschlag zur Abwendung des Angedrohten kommen. Er war es so gewöhnt, daß ein Europäer kein Übel ankündigte, ohne zugleich auch einen Ausweg vorzuschlagen.

Der Bu Schimrir täuschte auch seine Erwartungen nicht. Er sagte: „Wir können den Knaben nicht hier im Hause lassen, wo er viel allein ist, über die Sache nachgrübeln wird und außerdem hundert Dinge sehen muß, die ihn an das Mädchen erinnern. Gehe hin und sage ihm, daß ich ihn als Magazinarbeiter anstellen will. Da hat er schwere Arbeit, das wird seinem Körper gut tun, und dann ist er von seinesgleichen umgeben, das wird seine Seele heilen."

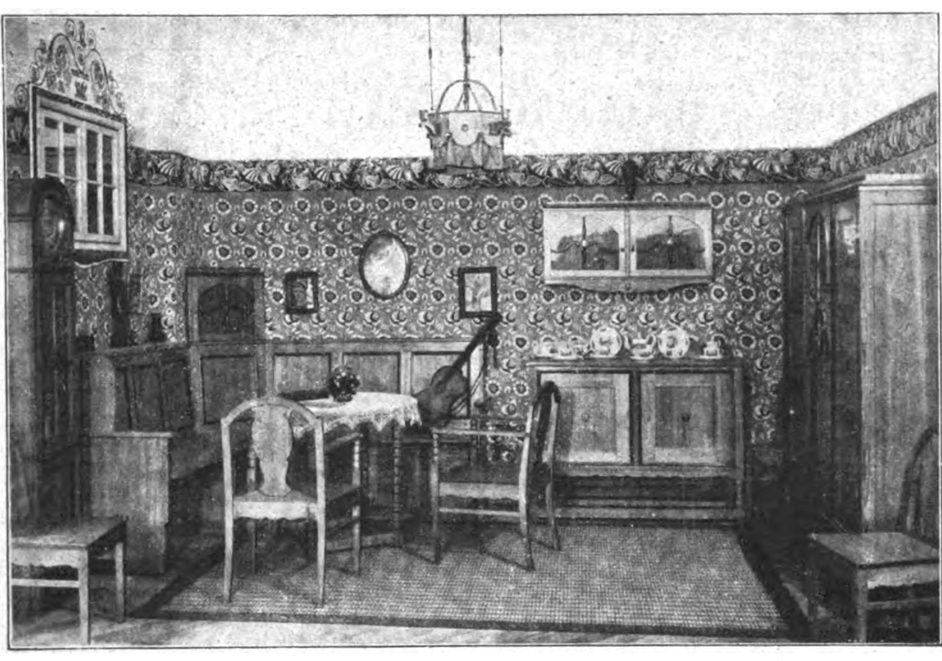
Der alte Fischer begriff zwar in seinem Innern nicht, warum sein Herr Dschilali diese Mitteilung nicht selbst machte, aber er stand gehorsam auf, um den Befehl auszuführen. Er trat zu seinem Sohne in die Küche, sah schweigend eine Weile seinen Hantierungen zu und setzte sich dann, zum Zeichen, daß er bleiben wolle, an die Erde. Dschilali bereitete ihm Tee, setzte sich zu ihm und trank mit ihm, ohne seinerseits etwas anderes zu sprechen, als die üblichen Redensarten beim Eingießen des Getränkes. Er wagte nicht, den Vater anzuschauen, und der Blick des Alten war nichts weniger als mitleidsvoll. Nachdem sie so eine Weile in höchst unbehaglicher Stimmung zugebracht hatten, hob der Vater plötzlich den Stock, schlug den Jungen über die Schulter und sagte nichts als das eine Wort: „Hundesohn!" Dschilali zuckte unter dem Schlage, blieb aber sitzen und antwortete weder durch ein Wort noch durch eine Bewegung, nur die Tränen begannen ihm wieder langsam über die Wangen zu fließen. Er schenkte dem Vater das leergewordene Teeglas voll, flüsterte das übliche: „Sei willkommen!" dazu und blickte in demütiger Haltung vor sich auf die Erde. Der Alte trank in grimmigem Schweigen noch eine Anzahl Teegläser leer, dann sagte er noch einmal: „Hundesohn!" diesmal aber ohne Schlag, und ging nach der Tür. Auf der Schwelle wandte er sich noch einmal um, kündete Dschilali sein neues Schicksal an und entfernte sich ohne Gruß und Segen.

7.

Nun war also Dschilali Magazinarbeiter, und im Häuschen schaltete bis auf weiteres wieder die alte Rabha. Dschilali schlief wieder in der Hütte seiner Eltern, und die Stadtmauer war seinen Blicken entrückt. Sein Tagewerk war ein wesentlich anderes, und der Bu Schimrir hatte richtig geurteilt, als er dachte, daß er Stärkung für Herz und Sinne daraus schöpfen solle. Es war das Tagewerk eines Mannes.

Beim ersten Strahl der Morgenhelle, oft noch vor dem Serniarufe, war Dschilali schon auf dem Wege nach dem Magazine. Denn um diese Zeit stiegen von den Hügeln die langen Kamelkarawanen nieder, die die Nacht durch marschiert waren und nun den offenen Magazintoren zustrebten. Langsam, mit wiegenden Schritten kamen die schwerbeladenen Tiere heran, die verschlafenen Treiber folgten auf Eselchen, und von dem Wunsche nach Entlastung und Nahrung geleitet, steuerten die einen wie die anderen eilig dem Tore zu, das zuerst offen stand. War der Herr noch nicht erschienen, so saßen doch die Arbeiter schon beim Morgentee, ein Willkommen schallte den Händlern entgegen, ein schnell gebotener Morgentrank suchte sie festzuhalten und ihre Stimmung zu heben, und schon hatten sich kundige Arbeiterhände der Lasten bemächtigt und entleerten die großen aus Mattenwerk hergestellten Taschen der Tiere. Da häufte sich Mais in goldenen Bergen, dort die unscheinbare Köstlichkeit der Mandeln, dort die mattschimmernden Kristalle des Gummi, dort die gewaltigen Blöcke rohen Wachses. Nun ruhten in langen Reihen die abgeschirrten Kamele vor den Magazintoren, und wie ihre Eigner den mitgebrachten Futtersack öffneten, wehrten ihnen mit höflichen Gebärden die gewandten Magazinleute und boten ihnen Gastfreundschaft auch für das Getier an. Dem ward nun der Hafer auf die flach hingebreitete Packtasche geschüttet, während die Männer beim Tee Freundschaften schlossen und erneuerten. Es brauchte Männer von Takt und Erfahrung für dieses Amt, die fremden Händler zu empfangen und anzuziehen, und manches Magazin verdankt einem weltkundigen Vorarbeiter den größten Teil seiner Beliebtheit vor den anderen. Dann kam der Herr und prüfte die Ware zum Schein, wohl wissend, daß er sich auf das Gutachten seines Vorarbeiters verlassen konnte, und nun folgte ein langes, nicht sehr wortreiches, aber durch seine Dauer ermüdendes Feilschen um den Preis. In sehr leisen und vorsichtigen Wendungen bewegte sich dieser Handel, und meist kam er wieder durch eine brüderliche Vermittlung des Vorarbeiters, der beiden Teilen verpflichtet war und beide befriedigen wollte, zu dem gewünschten Ende. Dann begann das nicht minder langwierige und geduldheischende Geschäft des Auszahlens. Denn nur in großen silbernen Duros wollten die Söhne der fernen Kabylen gelohnt sein, und jedes einzelne Stück mußte auf Klang und Echtheit vor ihren kundigen Ohren geprüft werden. Stundenlang tönte der klingende Tropfenfall der Münzen, die, eine nach der anderen auf einen Stein aufgeschlagen, alle den gleichen reinen und sanften Silberton von sich geben mußten. Erst wenn die Geldsäcke gefüllt und verpackt waren, legten sich die Landleute in einer schattigen Ecke des Hofes zur Rast hin, den Schlaf der Nacht einzubringen und für den Heimweg, der am späten Nachmittag angetreten wird, Kräfte zu sammeln. Es störte sie nicht, daß rings um sie gearbeitet, verladen, geschaufelt, gesiebt wurde, und daß Kommandorufe und das rhythmische Zählen der Getreidemesser durch den Hof hallten. Die Maisschichte donnerte, Kumin prasselte auf ein Sieb nieder, eine kleine Handmühle, in der Mandeln zur Geschmacksprobe gemahlen wurden, kreischte. Träger mit Säcken auf der Schulter bahnten sich den Weg mit lauten Rufen, Juden, durch Maklergeschäfte auf den Hof geführt, schwatzten mit geläufigen Zungen, und die kalte Stimme des Europäers schnitt mit Befehlen durch den Lärm. Dschilali, der ein Lernender war, wurde bald hierhin, bald dorthin gerufen, jeder verlangte eine Handreichung von ihm, jeder wollte den Neuling ausnützen, und wahrlich, seine Gedanken waren geschirrt wie Pflugtiere und mußten den Weg gehen, der ihnen gezeigt wurde, statt daß sie wie irre Falken um die Stadtmauer mit ihren Erinnerungen kreisen durften. Das war Dschilali heilsam, und er suchte die Mühsal, wie ein krankes Tier bittere Kräuter sucht, und fand sich nicht enttäuscht.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Wohnzimmer aus der Ausstellung „Das behagliche Heim“, Rosipalhaus zu München.

Das behagliche Heim

Eine zeitgemäße Betrachtung. Von G. A. Baumgärtner (Mit sieben Abbildungen)

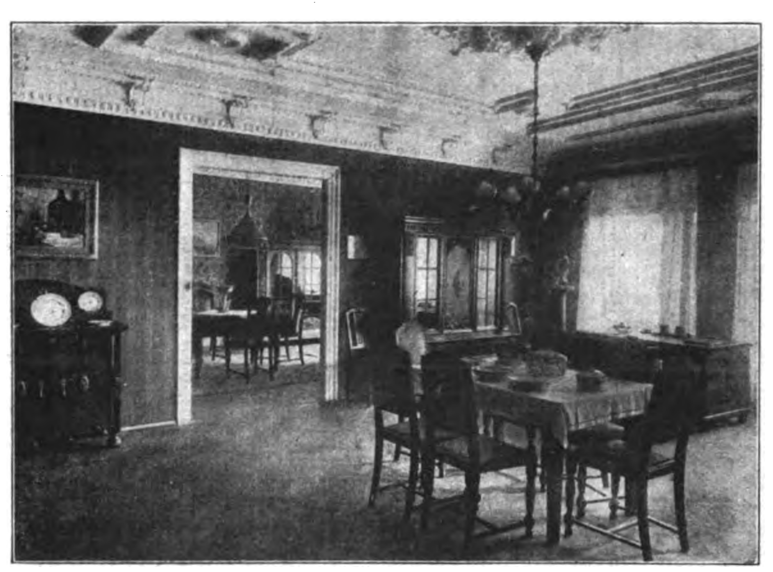
„Wer eine Wohnung mietet und sie möblieren will, geht umher und dichtet mit schaffender Phantasie. Er projiziert sein Inneres in Farben und Formen, und wenn er fertig ist, kann er sehen wie es inwendig aussieht, und auch andere mit offenen Augen können es sehen. Wenn er nun eine Gattin heimführt, und es wird ein Kind dort geboren, dann wird es ein heiliger Raum. Das nennt man das Heim.“ ...

In einer Zeit, die so sehr von Schlagworten der Masse und hohler Phrase beherrscht wird, wie unsere Gegenwart, darf man daran erinnern, daß ein sehr moderner Dichter, Strindberg, diese trefflichen Worte über Heim und Familie geprägt hat, Worte, die nach ewigen Wahrheiten gehen. Wenn wir die Zeiten richtig deuten, will sich aus den Trümmern des deutschen Umsturzes eine Umbildung im Begriff der Familie entwickeln mit der Erkenntnis, daß das wirklich erreichbare Daseinsglück nicht in äußerlichen Lebensgenüssen, hohlem Luxus und Übertäubung der Sinne liegt, sondern in der Behaglichkeit des Hauses, im friedlichen Heim, wo der werktätige Mensch sich erholen, für neue Arbeit und für Erfüllung befreiender Lebenspflichten sich stärken kann.

Wohl hatten schon in den Vorkriegsjahren ernste Bestrebungen der geschmacklichen Hebung der Arbeiterwohnung und des Kleinbürgerheims, sowie der Schaffung gediegenen Hausrates gegolten; es sei nur an die Lehrbeispiele führender Werkkünstler erinnert, die viel Nachahmung fanden. Aber all diese Bemühungen kamen über einen gewissen Interessentenkreis nicht hinaus. Der große Teil der Bevölkerung entzog sich dieser Beeinflussung: Die kleinen Leute gaben meist nichts auf gemütliches Wohnen, versorgten sich und ihre armseligen Wohnungen nach wie vor in den Ramschbasaren und die Emporkömmlinge trugen von überallher Seltenheiten planlos in feudalen Räumlichkeiten zusammen. Ein anderer Teil, der es sich leisten konnte, ging den besseren Weg, je nachdem er den mehr oder weniger geeigneten Innenarchitekten fand, und ließ sich unpersönlich zwar, aber hochkünstlerisch einrichten.



Diele in farbigem Holz.



Speisezimmer.

zusammengestimmt ist, ergibt sich das behagliche Heim.

Wenn auch an Besitz arm, ist unser Volk doch reich an produktiven Kräften; die stellen schon heute einem jeden, sei er nun mehr oder weniger mit Geldpapier gesegnet, Hilfsmittel für die Einrichtung des behaglichen Heims in größter Auswahl zur Verfügung, wenn er nur richtig davon Gebrauch zu machen und den besonders in der Großstadt wieder stark ins Kraut schießenden Schund- und Schleuderangeboten auszuweichen versteht. In dieser Hinsicht gibt es aber noch viel zu lernen.

Einen sehr wirkungsvollen und eindringlichen Vorstoß zur Popularisierung des behaglichen Heims hat mitten in der Kriegszeit der deutsche Süden für den Norden unternommen; er ist für alle Zeiten verknüpft mit dem menschenfreundlichen Werke der Münchner Ostpreußenhilfe, das auch im „Universum" seine Würdigung gefunden hat. Dies von echten Künstlern und Volkskennern eingeführte Beispiel, das, wie alles Gute, mancherorts mißbraucht wurde, hat viele ernste und schöpferische Kräfte zum Nachdenken angeregt, und so ist eine Richtung im deutschen Gewerbe entstanden, die nicht bloß lehrhaft, sondern in praktischer Art die Frage des Heims auch für die kleinen Leute und für den wirtschaftlich schwächeren Mittelstand befriedigend in einer Form zu lösen erlaubt, die der durch den Mangel an Wohnungen bedingten größeren Seßhaftigkeit der Familien entgegenkommt.

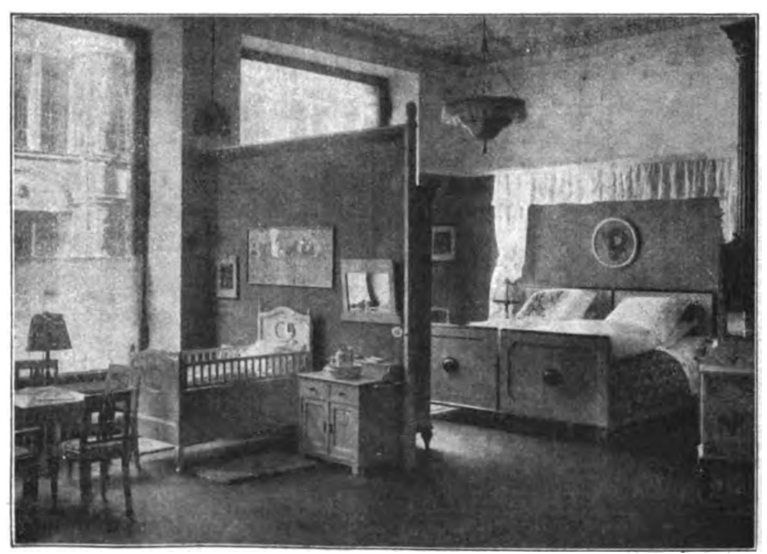
Nachdem die Zwangswirtschaft gefallen und das Möbel- und Ausstattungsgeschäft wieder auf scharfen Wettbewerb eingestellt ist, kann man erfreulich feststellen, daß sich überall gute geschmackliche Regungen beobachten lassen; es ist jetzt möglich in Stadt und Land gediegene Wohneinrichtungen sowohl für den Kleinsiedler als auch für den neuen Mittelstand, und dazu guten Hausrat in überraschend großer Auswahl preiswürdig durch die reellen Ausstattungsgeschäfte zu bekommen.

Mannigfaltigkeit in Holzwahl, Tönung, Formgebung und Verwendungsmöglichkeit sind kennzeichnend für diese Neumöbel, die einesteils den Ansprüchen des einfachsten Arbeiters, andernteils den höhergehenden Wünschen der Angestellten, Beamten und Kleinbürger dienen sollen. Die fabrikmäßige Schnitzerei, die dem früheren Mietshausmöbel als Abklatsch des sog. vornehmen Möbels anhaftete, ist meist durch entsprechende Malerei ersetzt; es verleugnet sich nicht die neue Tendenz: durch bunte Farbe, durch fröhliche Akzente der bisher vorherrschenden plastischen Ausgestaltung des Volksmöbels entgegenzutreten und der bescheidenen Wohnung des bescheidenen Menschen das Gepräge eines anregenden behaglichen Heims zu geben. Schön angeordnete Stofflampen, bunte Kissen und Decken, gut gerahmtes Bildermaterial, Kunstdrucke, gefälliges Steinzeug, Gläser, Geschirr und all die anderen unentbehrlichen kleinen Zutaten sind als praktische Beispiele überall zu sehen.

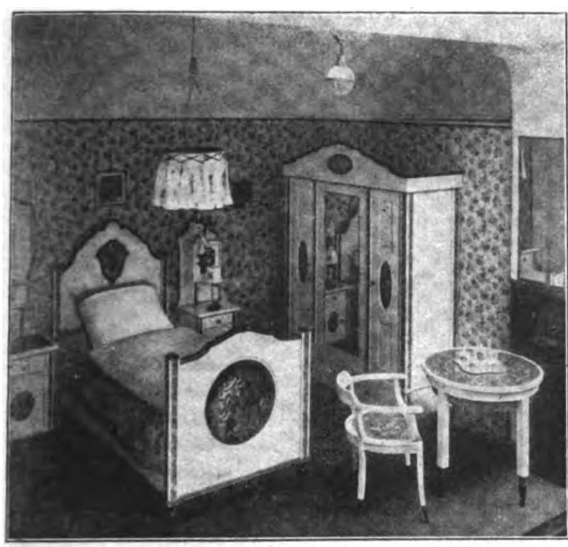
Auserwählte aber, die eigenen Geschmack und die nötigen Mittel besaßen, schufen sich in enger Zusammenarbeit mit bewährten Raumkünstlern ihr Heim, das Reichtum, Schönheit und Behaglichkeit vereinigte und mit Recht in Wort und Bild als Meisterstück der staunenden Mitwelt vorgeführt werden konnte.

Es ist irrig, lediglich äußeren Anregungen in der Ausgestaltung des eigenen Heims oder gar der Modeschablone zu folgen, statt, wie unsere Vorfahren, sich vom persönlichen Geschmack leiten zu lassen. Geselligkeit und Behaglichkeit sind mit den bescheidensten Mitteln zu erreichen, wenn diese nur zweckmäßig und echt sind. Das lehrten uns die Alten, die Schönheit und Adel der Armut erkannt hatten; sie können uns auch die Wege zeigen für die Findung der einfachen ewigen Werte, die das Leben verschönen und für den Segen stiller Arbeit. — —

Die wirkliche Freude am Heim fängt gemeinhin erst dort an, wo der Inwohner befähigt ist, selbsttätig bei der Bestimmung über die Ausgestaltung und Einrichtung mitzuwirken. Mit den Möbeln allein, und seien sie noch so passend, ist es nicht getan; erst wenn die vielen Kleinigkeiten des täglichen Bedarfs und individuellen Lebens eingereiht und alles in guten Formen und Farben



Eltern- und Kinderschlafzimmer.




Tochterzimmer.



Kleinsiedlungs-Wohnküche.

– In diesem Sinne hat sich die Münchner Möbel- und Raumkunst in ihrer frei zugänglichen ständigen Ausstellung „Das behagliche Heim" im Rosipalhaus zu München (beim Marienplatz) eine sehr dankenswerte Aufgabe gestellt, deren Tendenz durch die hier wiedergegebenen Bilder angedeutet wird. — —

Der verlorene Krieg, der Niederbruch unserer Wirtschaft, der Zwang der äußeren Verhältnisse — all das drängt unser Volk zur inneren Einkehr, zu natürlicher Einfachheit. Und das ist gut so. Nach einer Periode der Überkultur und des Überluxus, die unseren Fall vorbereiteten, ist ein Aufstieg des Volkes nur aus der inneren Gesundung heraus möglich. Von Heim und Haus, von der Familie, muß diese ihren Ausgang nehmen. Der neue Aufstieg ist möglich, ja wahrscheinlich. Die Armut, in der wir jetzt leben, kann und wird ihn nicht hindern; glücklicherweise ist die Zufriedenheit, der Segen des häuslichen Glückes, das behagliche Heim nicht nur vom Wert der Güter des Lebens abhängig, die wir nicht entbehren können, aber auch nicht überschätzen sollen. In Wirklichkeit hat der Snob, der eine Prunkwohnung bis auf den letzten Nagel als bestellte Arbeit fix und fertig geliefert bekommt, an Behaglichkeit dem einfachsten Kleinsiedler gegenüber gar nichts voraus, wenn dieser es versteht, im Rahmen seiner Bedürfnisse ein nettes gemütliches Heim zu schaffen und dieses mit Persönlichkeitswert zu erfüllen.

Auch heute noch dünkt gar vielen eine echte, prunklos gediegene Biedermeiereinrichtung als Kostbarkeit, als Ausbund erlesenen Geschmacks. Und ist doch nichts anderes als ein vielsagender, ungekünstelter Zeuge einer Epoche, deren Zeitgenossen vom Wege des Überluxus ihrer Vorfahren, von äußerem Glanz und protzigem Lebensgenuß in schweren Tagen nationaler Not abgerückt waren und im Frieden des Hauses, im behaglichen Heim, im trauten Familienkreise Erholung und Erhebung gesucht hatten.

Es ist kein Fehler, wenn sich die neue Heimkultur jenen guten Beispielen wieder nähert, die nicht nur in der Form, sondern auch im Gebrauch so viele Vorteile in der kleinen Wohnung bieten. Man braucht ja nicht sklavisch nachzuahmen und kann doch gute Erfahrungen nützen, besonders mit den Kombinationsmöbeln jener Zeit, die es zuließen, Wohn- und Damen- oder Herrenzimmer praktisch zu vereinigen und die Ecken gefällig auszunützen.

Vielleicht kommt dann auch wieder der „Glaskasten" zu Ehren, jenes liebe alte Möbel, in dem zu Großvaters Zeiten, als Stolz der Hausfrau so mancher heute als altmodisch echt, gut handwerksmäßig und kunstfroh anmutende Familienschatz paradierte: die bunten oder geschliffenen Gläser, die blitzblanken Metalleuchter und Zinngeschirre, das feine Porzellan mit den sorglich gehüteten Staatstassen, bemaltes Steinzeug und all die vielen anderen mit Liebe gehegten „schönen Sachen", die durch freundliche Gelegenheiten und mancherlei Erinnerungen innig mit den Geschlechtern verbunden waren.

Daraus erklärt sich uns die von so manchem mit Unrecht belächelte, neue Geschlechter und den Wechsel der Kunstanschauungen weit überdauernde Zuneigung zu ‚lieben, guten, alten Sachen'; sie ist aus der Freude der Schaffenden oder aus dem naiven Glück heiterer form- und farbenfroher Zufriedenheit erwachsen, von traulichem Stimmungszauber umwoben; diese aber gedeihen nur dort, wo das häusliche Glück für jeden gegeben ist: im behaglichen Heim.

Einfaches Damenzimmer.

Verschwendete Millionen

Als der einem Fluchtversuch zum Opfer gefallene kommunistische Agitator Sült in Berlin zur letzten Ruhe bestattet wurde, erhielt jeder städtische Arbeiter Berlins, der an der Bestattungsfeier teilnehmen wollte, dazu auf Beschluß des Berliner Magistrats Urlaub und zwar unter Weiterbezug seines Lohnes. Davon haben allein 7000 Straßenbahner Gebrauch gemacht. Über die Beteiligung der übrigen städtischen Werke liegen genaue Zahlen nicht vor; man darf aber annehmen, daß insgesamt 20000 städtische Arbeiter aus Anlaß der Sült-Bestattung feierten. Da der Tageslohn durchschnittlich 50 Mark beträgt, so wurde die Stadtgemeinde Berlin durch die Feier mit rund einer Million Mark belastet. Und dies angesichts der finanziellen Schwierigkeiten, in denen sich Berlin heute mehr als je befindet. Zu diesen Beerdigungslasten treten noch die Kosten für die prunkvollen Kränze und die ganze Veranstaltung, die in ihrer Anlage an die verklungenen und von den Kommunisten bekämpften Fürstenbestattungen erinnerte. Und wenige Tage später wurde bekannt, daß nach den Feststellungen im Oberpräsidium der Provinz Sachsen die Schäden an Gebäuden, Material und Bargeld, die während des kommunistischen Aufruhrs in der Provinz Sachsen angerichtet wurden, über 9 Milliarden Mark betragen. Wieviel Proletarierkinder hätten mit diesen sinn- und zwecklos vergeudeten Summen glücklich, satt und vielleicht gesund gemacht werden können!

Die Milliarden der Steuerzahler

Die Mieteinigungs- und Wohnungsämter kosten nach einer Mitteilung der Regierung 250 Millionen Mark im Jahr. Sie bestehen seit 1914, haben also rund $1^1/_2$ Milliarden verschlungen, womit der Wohnungsnot nicht unerheblich hätte gesteuert werden können. Auch anderweit ist trotz aller Sparsamkeitsversicherungen die Verschleuderung von Staatsmitteln zum Schaden der Steuerzahler im Gange. Das zeigt eine Mitteilung des Auswärtigen Amts, wonach sogar im Ausland noch folgende Vertretungen deutscher Kriegsorganisationen „tätig" sind: In Bern der Reichsausschuß für Öle und Fette, G. m. b. H. in Liquidation; im Haag die Salzheringseinfuhr G. m. b. H. in Liquidation; in Rotterdam die Einfuhrgesellschaft für Getreide und Futtermittel G. m. b. H., die Reichsstelle für Speisefette in Liquidation, der Reichsausschuß für Öle und Fette G. m. b. H. in Liquidation, die Reichsfuttermittelstelle, die Bezugsvereinigung der deutschen Landwirte und die Reichsgetreidestelle; in Kopenhagen die Reichsfettstelle und die Reichskartoffelstelle, und in Christiania die Zentraleinkaufsgesellschaft, der Reichsausschuß für Öle und Fette G. m. b. H., die Salzheringseinkaufsgesellschaft m. b. H. und die Deutsche Transportzentrale, sämtlich in „Liquidation". Ob diese Gesellschaften, die angesichts des deutschen Geldwerts im Ausland Millionen verschlingen, nicht mehr verschlingen, als sie einbringen?

Fünfzig Mark für die Überstunde

In Danzig wurde zwischen den Hafenarbeitern und den Arbeitgebern ein neuer Lohntarif vereinbart, der einen einheitlichen Lohnsatz von 72 Mark pro Tag vorsieht. Überstunden werden mit 50 Mark die Stunde bezahlt. Diese beneidenswerten Arbeiter erhalten also ihre Überstunden höher bezahlt als die deutschen Reichsminister, die trotz der achtstündigen Arbeitszeit ohne Überstunden ihre Amtspflichten nicht erfüllen können. Wollten nun auch die geistigen Arbeiter dementsprechende Überstundenforderungen aufstellen, wie würden das deutsche Wirtschaftsleben und wie unsere Erzeugnisse belastet!

Die großen und die kleinen Kartoffeln

Zur Hintertür des Hauses, worin ich wohne, kam ein Landmann und sagte mir: „Ich möchte dir gerne einen Scheffel Kartoffeln verkaufen!"

Ich sagte ihm: „Und wenn ich den Reichtum des reichen Mannes im Evangelium hätte — wie könnte ich — beim heutigen Marktpreis! — einen Scheffel Kartoffeln auf einmal kaufen?"

Er antwortete und sagte: „Und wenn du arm wärest wie Lazarus, so könntest du dennoch einen Scheffel Kartoffeln zu dem Preise kaufen, zu dem ich verkaufe, denn dieser Preis ist tief unter dem Marktpreise!"

Und er zeigte mir die Kartoffeln, und siehe, sie waren sehr groß und schön anzusehen!

Ich rief Keturah, und sie zählte unser Geld im Schranke, und siehe, wir hatten genug und es war gerade fast alles, was wir hatten.

Wir kauften also einen Scheffel Kartoffeln.

Und wir waren stolzen Herzens und hocherhobenen Geistes; nicht einmal unsere Nachbarn hatten etwas vor uns voraus, obgleich sie in Automobilen fahren.

Doch als wir die oberste Schicht der Kartoffeln im Korbe weggenommen hatten, siehe, da lagen so kleine darunter, daß wir nicht genau wußten, ob es Kartoffeln wären oder Haselnüsse. Doch als wir sie dann aßen, siehe, da wußten wir, daß es keine Haselnüsse waren; aber ob es Kartoffeln seien, das wußten wir noch immer nicht, denn sie waren zu klein, um auch nur einen Geschmack im Munde zu hinterlassen.

Darauf sprach Keturah zu mir: „Mein Gemahl!"

Ich antwortete: „Sprich, Keturah!"

Und sie sagte: „Obgleich wir lange gelebt haben, lernen wir doch langsam!"

Ich antwortete: „Du sprichst zuzeiten weise — und dies ist eine von diesen Zeiten!"

Sie sagte: „Hieraus will ich für die Zukunft lernen, daß, wenn ihr Preis klein ist, die Kartoffeln dazu neigen, noch kleiner zu sein!"

Und ich sprach zu ihr und sagte: „Keturah, du hast eine tiefe Wahrheit verkündigt! Denn von allen Dingen des Lebens gilt: was sie an Mühsal gekostet haben, das auch ist ihr Preis!"

Von Safed dem Weisen



Abendstimmung. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Cuno Romroth.

Kain * Novelle von Joseph Friedrich Perkonig

(Schluß)

Bartlmä sagte durch das Dunkel der Stube: „Ich gehe zum Kalkofen und werde dort auf den Zigeuner warten, daß er uns nicht wieder Schaden macht. Ich habe ihm nachgeschaut, er ist auf die andere Seite der Gurk hin.“

Ein schwerer Stoß, vielleicht ein verirrter, durchnäßter Vogel fiel gegen das Fensterglas.

An dem alten, verfallenen, hohen Kalkofen, über dessen Rand knapp der schmale Weg ging und sich längs der Lehne dann gegen den Fluß senkte, mußte jeder vorüber, den eine Absicht über die Gurkbrücke führte. Der geizige Stephan, der die Vorbeugung eines Diebstahls höher bewertete, als die geopferte Nachtruhe, stimmte gleich zu: „Nach zwei Stunden werde ich kommen.“

Und Bartlmä ging auf die Lauer.

Die angeschwollene Gurk rauschte, der Regen rieb sich leise an den Zweigen, das eigene Blut lief mit einem vernehmbaren Strom.

Jeder Augenblick war eine Pein. Was Zigeuner?! Was Diebstahl?! Keiner einzigen Sekunde sei das Vorhaben dieser Nacht verraten.

Wenn die Nacht lautlos war, dann kollerten von hier, wo er stand, die Steinchen leise in den Kalkofen hinab.

„Bartlmä!“ sagte plötzlich jemand nahe an ihm. Er schrak zusammen; es war der Bruder, den das vielfältige Geräusch des Abends so unbemerkt hatte herankommen lassen.

„Nichts mit dem Zigeuner?“ fragte er.

Bartlmä gab keine Antwort; wich der Bruder so ungeschickt aus, war es ein Fehltritt des anderen oder hatte er zugestoßen?

Steine polterten in den Kalkofen und noch etwas fiel schwer in die Tiefe. Konnte ein Mensch so lautlos fallen? Blieb ihm nicht einmal Zeit zu einem Schrei gegeben?

Das Aufrauschen der Gurk wurde stärker, wenn der Wind herzog, der auch die Sträucher erregte.

War etwas geschehen?

Bartlmä horchte in den Kalkofen hinab, aber drunten war Schweigen.

Der Bruder rührte sich nicht mehr. War er schon im Fall gestorben, hatte er sich den Kopf an der Ofenmauer zerschlagen? Eine erschauernde Angst riß plötzlich an Bartlmä. Er hob die großen, eckigen Kalksteine, die hier ober dem Ofen herumlagen und schleuderte sie dahin, wo er die kreisrunde Öffnung vermutete. Lärmend schlugen sie hinab, der Schacht formte einen seltsamen Widerhall.

Hatte da nicht Stephan seinen Namen gerufen, in einem entsetzlichen Klageton? War nicht die letzte Silbe des Namens Bartlmä so unendlich traurig zu hören, wie der verzweifelte Ruf eines verirrten Schafes?

Steine hinab, immer wieder Steine; Steine ersticken alles, Steine decken am stillen Grunde des Ofens, was Geheimnis bleiben soll. Und es ist nur mehr der Laut des Regens um ihn.

Heult nicht der Wind: Kain?

Rauscht nicht die Gurk und flucht ihm der Wald: Kain?

Schreckt nicht eine eigene Stimme auf: Kain?

Er keucht in einem wahnwitzigen Lauf zum Hof, vor dem Stalltor holt er Atem; dann öffnet er es vorsichtig; warmer Dunst schlägt ihm entgegen. Der Knecht, der sonst bei den Pferden schläft, ist nicht da. Leise koppelt Bartlmä ein Pferd los und reitet darauf zur Gurk hinab. Dort nimmt er ein kleines Stück Zunder aus der Tasche; es ist feucht geworden, nur mit Mühe bringt er es zum Glosen. Als er mit dem Gaul ganz nahe an dem abschüssigen Ufer hält, steckt er ihm mit einem jähen Griff den glimmenden Zunder unter den Schweif. Das Tier wiehert auf und ist mit einem Satz, als könne es nur

auf solche verzweifelte Art seinem Schmerz entfliehen, im Wasser.

Die Novembergurk braust angeschwollen und reißend, ein Mensch ist ihr zu diesen Zeiten nicht gewachsen — vielleicht ein Pferd. Der Bartlmä denkt aber auch daran nicht.

Er zieht die schweren, genagelten Schuhe, die eine zu kennbare Spur hinterlassen, vom Fuß; die Tritte der bloßen Sohlen aber verwischt der Regen bis zum Morgen. Er geht knapp längs des Ufers bis zur Brücke; auf der Straße beginnt er wieder zu laufen.

Im Hofe schlägt er Lärm. Die eine Magd kommt aus dem Schweinestall; die andere aus der Mägdestube, ihr nach verlegen der Knecht. Den Stephan verwünscht der schreiende Bartlmä, daß er in der Nacht herumstreiche, anstatt sich in der Nähe des Hofes zu halten.

Bei dem Geschimpf fällt er um und erhebt sich mühselig wieder. Der Knecht sagt verächtlich zu der einen Magd: „Er hat einen Rausch."

Bartlmä verflucht den Zigeuner, den Roßdieb.

Sie suchen mit Laternen und finden die Pferdespur aus dem Stall zur Gurk. Der Bauer fällt ihnen einige Male hin wie ein Stück Holz.

„Das Schwein!" sagt leise die zweite Magd, die nun drei Jahre lang vergeblich glaubte, daß Bartlmä sie heiraten werde.

☆

Der Morgen kommt, die Gendarmen kommen, Stephan kommt nicht. Der Zigeuner wird gegen Mittag erwischt, aber er leugnet hartnäckig den Roßdiebstahl. Um die fragliche Zeit sei er in einem Heustadel geschlafen, nachdem er ohne Ergebnis versucht hatte, sich ein Abendessen zu erbetteln. Das ist natürlich kein Alibi, das könne jeder sagen. Seine Schuld scheint klar und sein Strick leicht gedreht. Der Knecht benutzte die erwünschte Gelegenheit, die eine Magd wegen der anbefohlenen Wacht allein in ihrer Stube anzutreffen; so blieben die Pferde ohne Aufsicht. Der Zigeuner stahl ohne Mühe eines, ritt, wie die Spur verriet, damit zur Gurk, mied Straße und die vielleicht belebte Brücke und wagte die Durchquerung des Flusses. Alle klagende Beschwörung und heilige Beteuerung halfen ihm nicht.

Die eifrigste Erkundung erforschte das Pferd nicht mehr. Nach Tagen wurde in Untersteier ein Roßkadaver von der Drau angeschwemmt; bis nach Kärnten herauf drang die Nachricht von dieser nebensächlichen Begebenheit natürlich nicht.

Stephan Hoi kam nicht mehr, aber Gendarmen und Kommissionen reichten einander die Türklinke.

Geschehnis hakte sich in Geschehnis an jenem regnerischen Abend, seitdem Stephan nicht mehr heimgekommen war. Die drei Dienstboten zeugten übereinstimmend. Beim Abendmahl war Bartlmä noch völlig nüchtern gewesen; so um zehn Uhr, als der große Spektakel losbrach, war er stockbetrunken; da während dieser Stunden Stephan auf dem Hofe weder von dem Knechte noch von den Mägden gesehen worden war, benutzte Bartlmä wohl die Zeit, im Keller über den Schnaps zu geraten, von dem ihn der Bruder ängstlich fernhielt. Für den Knecht zeugten die beiden Mägde, die er abwechselnd erfreut hatte. Es gab zwischen beiden Weibern, die von diesem gegenseitigen Bekenntnis sehr überrascht wurden, ein ernstes Zwischenspiel, das aber für die Untersuchung von keiner Bedeutung war. Den Rest jener Nacht hatten Bartlmä und die drei in stumpfer Schlaflosigkeit wach gesessen.

Durch Wochen hin brannte in der Gegend die Frage: Unfall? Verbrechen? Geheimnis? wie eine offene Wunde. Es fand sich keine Leiche und keine Spur und die Gerichte ermüdeten.

☆

Um Mitte Dezember hatte der kleine Liköragent von Bartlmä die Annahme der Kognakkiste erzwungen. Der holte die Sendung sogar selber ab, erbrach die Kiste auf dem Wege und trank gierig aus einer Flasche.

Der Säuerling ging zu Ende; es war gut, daß nun ein Ersatz im Keller lag.

Niemand mehr traf den Bartlmä nüchtern; eine seltene Ausnahme war schon die halbe Besinnung.

Am heiligen Abend räucherten mit Glut, Weihrauch, Myrrhe und sprengten mit Weihwasser die Mägde alle Räume von Haus, Stall und Scheune.

Als sie in die lichtlose Stube des Bartlmä traten, zürnte er: „Laßt mich in Ruh!"

„Bauer, es ist Christabend," sagte eine Magd und schüttelte über ihm stärker als in den übrigen Räumen den Fichtenzweig mit dem Weihwasser, das Segen zerstäubte.

War es heute nicht unheimlicher als an anderen Abenden? Das Holz krachte ächzender im Ofen und die Armenseelenstimmen sangen klagend. Das Gebälk der hölzernen Zimmerdecke knisterte. Streifte ihn da nicht etwas an der Wange?

Schnaps ist gegen die Furcht das beste Mittel...

Stand nicht jemand an der Türe? Und der Schatten bewegte sich...

Der Stephan hatte wohl keine Ruhe im Kalkofen. Ein Christenmensch muß doch in geweihter Erde liegen, wie er dann auch gestorben ist.

Übermorgen war heiliger Stephanitag.

Schaff' dir die Geister vom Hals, Bartlmä ... Der Schnaps hilft gegen die Angst, der Schnaps allein ...

Der Geruch, der Erinnerungen aus der Jugend hebt, peinigte ihn noch mehr als Dunkel und Stille.

Als der Knecht und die Mägde in die Christmette gingen, roch er in die Luft und dachte sich: „Es wird schneien."

Dann steckte er zwei Kognakflaschen zu sich, legte in die Scheibtruhe, die er aus dem Geräteschuppen zog, eine Schaufel, eine Laterne und fuhr zum Kalkofen. Niemand begegnete ihm; die Leute waren in der mitternächtigen Mette.

Er kroch am Fuße des Ofens durch das Loch, wo einmal das Feuer war angesteckt worden. Fäulnisgeruch erfüllte die Enge; Bartlmä mußte trinken, daß ihn nicht die Übelkeit umwarf. Mit einer gewaltigen Anstrengung schichtete er jene Steine fort, die er selbst in den Ringofen geworfen hatte.

Aber vom Bruder Stephan waren nur mehr einige Kleiderfetzen und der verwesende Kopf da; alles übrige hatten die hungrigen Füchse gefressen, die durch die reine Dezemberluft über den Schnee hin auf unglaublich ferne Strecken jedes Aas witterten.

Mit den armseligen Resten des Bruders fuhr Bartlmä Hoi zum Friedhof; in seinem Rausche stolperte er immer wieder, die Richtung aber hielt er wie durch eine starke Ahnung ein.

Bevor er daran ging, die Grube auszuheben, trank er eine Flasche leer und warf sie dann weg.

Die Erde war beinhart gefroren und das kleine notwendige Loch verursachte ihm viel Beschwernis.

So seltsam ward in jener Gegend noch niemals ein Toter bestattet.

Der Schneegeruch der Luft trog den Bartlmä Hoi; es schneite nicht und der Totengräber fand die Stelle mit der frisch aufgewühlten Erde.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Das sterbende Volk

Roman von Grethe Auer (Fortsetzung)

Schon nach acht Tagen zeigte sein verstörtes Gesicht wieder die ruhigen Linien von früher. Seine Körperkraft wurde stark in Anspruch genommen, seine Geschicklichkeit in ihrer Anwendung geübt. Er mußte schwere Lasten bestimmte Wege tragen und wurde ausgelacht, wenn er zu früh ermüdete. Er biß die Zähne zusammen und trug weiter, ob auch seine Knie zitterten, und nach einigen Tagen ermüdete er nicht mehr; die Lasten schienen weniger ungefüg, der Weg weniger weit zu sein. Da jeder ihn in Anspruch nahm, so lernte er alles zugleich, und das ist der natürliche Lehrgang solcher glücklichen Empiriker, daß die Kenntnisse in ihnen aufschießen wie Unkraut auf einem Neuland, und daß die dem Boden angemessenen von selbst schneller wachsen und die anderen aushungern. Gar bald wußte man, wo Dschilalis besondere Fähigkeiten lagen, und das war nicht bei den Lasten, so athletenhaft elegant er sie aufnahm, das war bei den Dingen, die Kopf und Rede und feines Einfühlen beanspruchten. Er ward zunächst des Herren Mund und Hand, und bald auch sein Herz, denn er betrachtete das Geschäft als sein eigenes und liebte den Gewinn, als wäre er ihm zugeflossen. Er liebte aber auch die stolze Form des Gewinnes, die kleinliche Kniffe verschmäht, und freute sich mit seinem Herrn, wenn der Käufer so zufrieden war wie der Verkäufer, und Vertrauen ihre Wege leitete. Bald war Dschilali dem Bu Schimrir unentbehrlich, und nicht nur sein Tagelohn stieg, auch jeder Blick seines Herrn reihte ihn über die anderen Angestellten, war er auch dem Namen nach nicht der Vorarbeiter. Und so genas Dschilali von seinem Leid und wuchs nun in die schönste Zeit eines wohlgeordneten Lebenslaufes hinein, in die Zeit der männlichen Arbeit und der Freude am Schaffen. Es war, will man die seelischen Triebkräfte untersuchen, weder Ehrgeiz noch Gewinnsucht, was ihm diese Freude gab, es war einfach die Lust am Spielenlassen vorhandener Fähigkeiten, wie ein Kind sich freut, wenn es seine Beine gebrauchen kann und des Laufens nicht müde wird.

Um diese Zeit hatte der Bu Schimrir seinen ersten Konflikt mit der maurischen Regierung. Unter den ersten warmen Winterregen hatte sich der unbenutzte und mit dürrem Distelwerk überwucherte Hinterhof des Magazins in eine Blumenwildnis verwandelt, wie sie keine Gartenkunst zuwege gebracht hätte. Der Hof, ein ganz überflüssiger, von einer niedrigen Mauer umschlossener Anbau des Magazins, der selten betreten wurde, war schon unter dem Vorgänger des Bu Schimrir vernachlässigt worden, und die scharfen Wechsel von Feuchtigkeit und Sonnenglut hatten seinen Zementfußboden zerrissen und geädert wie Lehm. Nun quollen aus jeder Ritze die großen Dolden weißer, gelber und tief orangefarbener Sternblumen hervor, und die starren Distelsträucher, die da heimisch waren, begrünten sich mit feinem Gefieder und behingen sich mit zarten Blütentropfen wie mit bunten Perlen. Aus der Mauer des Nachbarmagazins, die an dieser Seite längst nicht mehr getüncht wurde, sproßten die leuchtenden Büschel in solcher Fülle, daß die ganze Mauer wie von einem goldhellen Teppiche behängt war. Ihr oberer Rand trug eine Pelzverbrämung von Blumenbüscheln, und die draußen auf der Straße vorbeigehenden



Eine Schule in Nordafrika.

Kamele reckten die Hälse danach und grasten im Vorbeiwandeln auf dem hochgedeckten Tische. Eine alte Noalle, die in einer Ecke des Hofes stand, bedeckte sich plötzlich mit Kürbisranken, daß die gelben Flammen ihrer Blüten überall aus dem alten grauen Strohdache schlugen. Am Brunnenrande wucherte in blauen Polstern die kleine wilde Iris, und ein mageres Stielchen, das wie ein Spargel aus der Erde schoß, wurde in wenig Wochen ein zarter, leichtbeblätterter Baum mit fegenden Ästen. Wenn der verlassene Hof so aussah, dann pflegte ihn der Bu Schimrir manchmal zu besuchen und Gartenträume zu spinnen, indem er mit Rührung die unerhörte Freigebigkeit der schmalen Erdspalten betrachtete. In diesem Jahre geschah es durch Zufall, daß die Regentage des Winters mehr Verdruß ausgebrütet hatten als ein Mensch gut vertragen kann. Die Regen waren stark gewesen, schwere Güsse hatten die Dachterrassen in Badebassins verwandelt, waren die Treppen herabgesprungen und hatten sich den Eingang in die Gemächer erzwungen. Sie sickerten durch die Zimmerdecken und klatschten lärmend in die offenen Höfe. Sie machten das Leben ärgerlich und spannten die Nerven. Schien dann auch gleich wieder die Sonne mit südlicher Freudigkeit, so drang ihr Strahl doch nicht in die Tiefen dieser schmalgebauten Häuser, und Kälte und Feuchtigkeit blieb unbehelligt drin wohnen. Die Straßen der Stadt überzog ein grünlicher Schlamm. Draußen auf dem Marktplatze, wo den ganzen Tag die Sonne brütete, schied sich reinlich das Wasser vom Lande, als hätte ein ordnungsliebender Schöpfer noch einmal eine Welt beginnen wollen, denn die erhöhten Stellen waren trockene Steige und die vertieften schöne große Tümpel, auf denen Gänse und Enten ihre Kreise zogen. Es war immerhin ein Bild, das eine gewisse Behaglichkeit bot. Betrat man dann den blühenden Hinterhof, so konnte man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß der Winter etwas anderes ist, wenn er in der Enge steinerner Gassen, oder wenn er in den von der Natur gemeinten und gewollten Bedingungen gesehen wird. Und da der Winter in diesen Landen die beste Jahreszeit, die Jahreszeit der Blüte, der grünenden Felder, der singenden Vögel, kurz, ein fünf Monate langer Mai ist, so fand es der Bu Schimrir ungerecht und töricht, daß eine steinerne Mauer ihn davon trennen sollte. Der kleine Hinterhof hatte längst den Gedanken in ihm geweckt, daß ein Wohnen inmitten dieser bunten Freude köstlich sein müsse. Er hatte auch schon einige Male ein Zelt darin aufgestellt und eine Nacht auf diese Weise zugebracht, nur um mit immer klarerer Gewißheit zu fühlen, daß es ein Unding sei, eine halbe Meile von seinem Arbeitsgebiet entfernt zu wohnen. Schlief er draußen, so hatten ihn am Morgen die ersten Kamelschreie geweckt, und er war an der Arbeit gewesen, lange ehe das Stadttor sich für die übrigen Kaufleute öffnete. Es waren viele Beobachtungen zusammengefallen, die in der Brust des Bu Schimrir die Sehnsucht nach diesem Wohnen vor der Stadt wachriefen und wachhielten, und obgleich jeder Europäer, wenn er sich in Mazagan ansiedelte, wußte, daß er unter einem Feinde alles Fremden und Neuen lebte, so wagte der Bu Schimrir es doch, sein Anliegen zu eben jenem Feinde zu tragen.

Der Gouverneur von Mazagan war ein kluger, alter Mann, aus einfachen Verhältnissen emporgekommen und sehr erfahren in jeder Art von redlichem und unredlichem Lebenskampfe. Er war Mekkapilger gewesen und hatte die Länder des Islam mit jener Gründlichkeit durchforscht, wie nur solche, die nach Lebensmöglichkeiten suchen, sie aufbringen können. Er hatte in Syrien, in Ägypten, in Tunis und in Algier den Einfluß der Europäer jahrelang beobachtet und hatte sich durch Kulturphrasen nicht blenden lassen über das, was jene Eindringlinge wirklich brachten. Es hatte ihn mit Scham und Entsetzen erfüllt, wenn er sah, wem jener sogenannte Kultureinfluß wirklich zugute kam und wohin er das Volk führte, zu dem er selbst gehörte, und das in seiner Anschauung das erste der Erde sein konnte, wäre es sich nur treu geblieben. Er wußte nichts von Ibn Chaldun, aber er kannte eine Reihe seiner Aussprüche, die im Volke lebten, und er raste im Innersten, wenn er bedachte, daß solche Weisheiten gekannt und doch nicht befolgt wurden. Er hatte auch in Marokko noch die Tage gesehen, wo Gouverneure in silbernen Steigbügeln ritten und die Ziseleure der Basare ihre köstlichen alten Ornamente nur in silberne Teebretter ritzten. Dazumal hatte kein Mensch in Marokko es nötig gehabt, Getreide zu kaufen, und die Herden, die heute zu Hunderten zählten, hatten damals zu Tausenden gezählt. Es war kein Geld ins Land gekommen, aber es waren keine Schätze besserer Art dafür hinausgegangen. Er hatte in Algier gesehen, wohin es führt, wenn der reiche Landbesitzer das, was wirklich Leben und Wohlstand bedeutet, hingibt für ein totes Stück Papier, das in Frankreich auf einer Bank liegt und im besten Falle wieder solche toten Papiere erzeugt. Was ist Geld in einem Lande, wo alles, was der Mensch braucht, in Überfülle wächst? Der Europäer kommt, nimmt die Fülle hinweg, trägt sie in sein eigenes armes, verfluchtes Hungerland und läßt Geld und Hunger zurück, genau wie es bei ihm zu Hause nur Geld und Hunger gibt, aber nichts, wovon ein Mensch wirklich leben kann. Allah! Wo der Europäer erscheint, da kosten Dinge Geld, die man vorher von den Feldern nahm ohne zu fragen, wer sie gebaut hatte! Wo der Europäer erscheint, da muß der Araber Pacht zahlen für die Dattelbäume, die seine Väter gepflanzt haben, und da muß er Getreide kaufen, anstatt Vorräte davon unter den Boden zu legen für Jahre des Mißwachses! Wo der Europäer erscheint, da wirkt die Araberin nicht mehr den dauerhaften Stoff aus der Wolle der eigenen Schafe, da trägt der Landmann billige europäische Gespinste, die ihn nackt lassen nach einem Jahre, und das Geld dafür legt der Europäer auf seine Bank! Nicht mehr im selbstgebrannten irdenen Topfe kocht der Araber seinen Tee, sondern blinkende Messingwaren, die in riesigen Ladungen ins Land kommen, ziehen ihm in Gestalt von Geld seine Schafhäute und seinen Mais hinweg, und beides verwandelt sich wieder in solche unheimliche Scheine, die der Europäer auf die Bank legt! War es denn so schwer, zu erraten, daß der Europäer nicht ins Land käme, wenn sein eigenes ihn ernähren könnte, und mußte nicht der Reichtum eines Landes geringer werden, wenn immer davon hinausgetragen wurde? Der Gouverneur hatte eine Eigenschaft, die wenig Menschen gegeben ist: er sah Folgen nicht nur voraus, er verstand auch, ihnen vorzubeugen. Und da er entschlossen war, daß es in seiner Provinz nicht werden sollte wie in Algier oder gar wie in Ägypten, wo der Europäer dem Bauer selbst die Erde genommen hat, die seit Jahrhunderten seine Väter ernährte, und wo die Armut der beraubten Eingeborenen den Reichtum der frechen Eindringlinge bildet — denn sie müssen nun für jene arbeiten um wenig Geld! —, so hatte er es durchgesetzt, daß ein altes Gesetz, nach welchem Europäer nur innerhalb der Stadtmauern wohnen dürften, wieder in volle Kraft trat.

Es gab kein Gesetz, das sicherer das Land geschützt hätte! Die Städte waren eng und eine Gewähr für Beschränkung der Einwanderung. Konnte der Eindringling sich kein Land erwerben, so war dafür gesorgt, daß er auch keine Landarbeiter aus seiner Heimat kommen lassen konnte und mit ihnen jene fluchwürdige Ausnützung der Erde vornehmen, die nicht von dem Bedürfnis, sondern

In der Laube

Nach dem Gemälde von Eduard Cucuel

Aus der Münchener Glaspalast-Ausstellung 1920



von der Geldgier diktiert ist, und die den schönen Namen Industrie hat. Zucker, Baumwolle und andere Dinge, die jene Unheiligen drüben in solchen Mengen verbrauchen, daß sie dem Araber sein Brotland dafür nehmen müssen! mochten sie doch sehen, was sie im eigenen Lande davon bauen konnten! Nein, er hatte kein Verständnis für die Torheit, den Hunden von jenseits des Meeres ihren Raub noch zu erleichtern, und er konnte lachen, wenn jemand behaupten wollte, das Land gewönne dabei, indem es in die Reihe der handeltreibenden Staaten trete. Als ob das, was der Europäer an Waren ins Land brachte, auch nur den hundertsten Teil des Wertes der Dinge darstellte, die er hinausführte! Er holte Nahrung, gute, gesunde Nahrung, und brachte Tand, leeres, unnützes, schlechtgearbeitetes Zeug, das den Araber um sein Geld betrog und um seine Kunstfertigkeiten dazu. Gab es nicht Messer im Lande, die von der Hand des Vaters in die des Sohnes gegangen waren, Messer, am heimischen Feuer geschmiedet, die keine Scharte zeigten, und wenn man den Kopf eines Ebers damit vom Rumpfe trennte? Und was brachten die Fremden herein? Messer, die an einer harten Brotrinde splitterten, und deren zerfallende Bestandteile auf jedem Kehrichthaufen zu Hunderten lagen! Ein Fluch ist Europa, denn seine Weltmacht ist auf Betrug gebaut und seine Größe auf Lüge, feile, habgierige Lüge gegen unschuldige und gläubige Menschen. Es gab bald kein Land mehr, das der Europäer nicht ruiniert hatte, und der Augenblick war nahe, wo er seine List auch an Marokko üben würde, es mit den gleichen Mitteln zu betören, wie alle anderen Länder der Erde. Es war ja so leicht! Ein Sultan, der viel Geld brauchte, und ein Diplomat, der es anzubieten verstand, dann war die Tür offen und der ahnungslose Landmann die freie Beute der unersättlichen Räuber. Aber noch wachte der Gouverneur von Mazagan, und seine Provinz sollte, soweit er es durchsetzen konnte, die letzte sein, die von der Pest ergriffen ward.

Dieser Gouverneur nun empfing den Bu Schimrir, der ihn gerade um die einzige Sache auf Erden bitten wollte, die er nun und nimmer zugegeben hätte. Er empfing ihn in einem Gemache, das für Audienzen solcher Art bestimmt war, und das mit all den europäischen Wertlosigkeiten ausgestattet war, die der Gouverneur im Laufe der Zeit als Geschenke empfangen oder von Schuldnern an Zahlungsstatt hatte annehmen müssen. Billige, bereits verblaßte Teppiche bedeckten den Boden, ein Plüschdiwan stand hilflos in der Mitte des Raumes, Uhren aller Art, von denen keine mehr ging, Spiegel mit grellen Goldrahmen und veraltete europäische Waffen hingen an den Wänden, und den Hintergrund des Zimmers füllte eine große leere Messingbettstelle, deren Sprungfederboden ein dienliches Gebälk für hundert kleine Spinnengewebe war, die ihn fast völlig bedeckten. Würden diese Scheußlichkeiten schon in Europa Mißfallen erregt haben, so waren sie in diesem Hause, das die schmucklose Vornehmheit guter maurischer Bauten in seinen stillen Höfen und Bogengängen zur Schau trug, dreifach empörend und abstoßend. Der Bu Schimrir machte denn auch bei seinem Eintritt ein nicht gerade geistreiches Gesicht, und der Gouverneur lächelte ihn an mit einem Lächeln voll bissigsten Hohnes. Er machte nichtsdestoweniger seinen Gast noch besonders aufmerksam auf jedes einzelne Stück des schändlichen Krames und stellte sich, als ob er es für wertvoll halte und sich bei jeder Gelegenheit seines Besitzes rühmen wolle. Mit verbindlichem Ausdruck betonte er jedesmal das kleine Wort: „von euch!“ und verstand es doch zugleich, in diese Verbindlichkeit selbst einen leisen Klang von Verachtung zu legen, so daß der Bu Schimrir die Meinung nicht mißverstehen konnte. So lobt man kindliche Gaben aus Pappe oder Knetgummi, bei denen sich die kleinen Geber als Künstler gefühlt hatten und für die sie als solche behandelt werden möchten. Es war bitter, vor diesem grauen Diplomaten so als Kind dazustehen. Und doch mußte der Bu Schimrir sich sagen, daß es eine feinere Art, seine Verachtung zu zeigen, nicht geben kann.

Nachdem das Gespräch über den Tand erschöpft war, ließ der Gouverneur eine kleine Pause eintreten, um seinem Gast Gelegenheit zu geben, sein Anliegen vorzutragen. Der Bu Schimrir tat es, wiewohl nicht mit großer Hoffnung auf Erfolg. Der Araber hörte ihn ruhig an, wiegte leise den schönen, von silbernem Gewebe umwallten Kopf, und rief dann einem Sklaven, der sogleich ein großes Grammophon hereinbrachte und dasselbe in Gang setzte. Markdurchdringende Töne erfüllten alsobald das Gemach, und wieder erschien in den Zügen des Gouverneurs jener kalte Hohn, während er das Getöse von Zeit zu Zeit mit einem Ausrufe hoher Befriedigung begleitete. Dem Bu Schimrir wurde kalt, aber zugleich regte sich in seiner Brust ein gewaltiger Zorn, und er biß die weiß gewordenen Lippen mit einem bösen Entschlusse zusammen. Nun verstummte der Lärm, und der Würdenträger nahm die unterbrochene Unterredung wieder auf, indem er den Bu Schimrir fragte, was für Beschwerden er gegen sein Haus in der Stadt anzuführen habe, und ob diese nicht zu beseitigen seien. Der Europäer stand Rede, so ausführlich er nur immer konnte; aber während er noch sprach, winkte der Gouverneur schon wieder einem Sklaven, der diesmal mit einem vernickelten Behälter erschien, der Likörgläschen und zwei Flaschen aus buntgefärbtem Glase, in verschnörkelten Gestellen sitzend, enthielt. Kein Artikel wird in lächerlicherer und geschmackloserer Weise für den Export hergestellt, und keiner prangt in den Häusern städtischer Juden und Araber in seiner nutzlosen Albernheit so häufig, wie diese Gläsergebäude. Die Juden füllen die Flaschen wenigstens mit selbstgebrautem Schnapse, dem Araber ist der Kram dagegen ein leeres Spielzeug, gerechtfertigt allein durch die kindliche Freude an buntem Glase, die ein elender Krämergeist da ausnützte und äffte. Der Bu Schimrir prallte ordentlich zurück, als er die Scheußlichkeit erblickte, die hier wirklich irgendeine süßliche Flüssigkeit enthielt, und seine Ablehnung der gebotenen Bewirtung klang durchaus nicht höflich. Damit hatte er als erster den Ton der Verbindlichkeit, in dem Araber stets, auch bei den wichtigsten Streitfragen miteinander verkehren, gebrochen, und nun durfte er sich nicht wundern, wenn auch sein greiser Wirt plötzlich eine kalte und schneidende Stimme bekam und sein Anliegen so kurz und schroff ablehnte, wie er selbst soeben den süßen Saft abgelehnt hatte. Immerhin gab der Gouverneur noch eine Begründung seiner Weigerung, die dem Nein einen Teil seiner Härte nahm und ihn nun doch als Sieger auf dem Felde der Höflichkeit zurückließ: er entschuldigte die Unmöglichkeit, einem Europäer das Wohnen vor der Stadt zu gestatten, mit der Sorge um seine Sicherheit. Die Regierung haftete für Leben und Eigentum jedes Fremden; mußte sie da nicht darauf bedacht sein, sich die Verantwortung durch entsprechende Verordnungen zu erleichtern?

Der Bu Schimrir zuckte nur die Achseln bei dieser Erklärung. Er wußte, daß er seinen Kopf in der fernsten Kabyle dem ersten besten Manne in den Schoß legen konnte, und daß sein Besitz in keinem Lande der Erde so unangetastet bleiben konnte, wie unter diesen zufriedenen Landleuten. Aber die Ausrede des Gouverneurs war nicht zu entkräften. Dieser Mann war imstande, Räuber anzustellen, wenn der Bu Schimrir sich erlaubt hätte, laut an ihrer Existenz zu zweifeln, und ein Nein, wie immer es auch begründet sein mochte, wurde nicht zurückgenommen. So verabschiedete sich denn der Bu

Schimrir von seinem siegreichen Feinde mit all der Höflichkeit, die man einem Wohlgehaßten und Überlegenen darzubringen pflegt, und rollte schon im Hinausgehen Gedanken der Rache in seinem Herzen. Die Darstellung des schändlichen Importkrames hatte ihm die Augen geöffnet über die Verachtung, die der Gouverneur nicht gegen ihn persönlich — denn das hätte sich ertragen lassen — aber gegen das Europäertum im allgemeinen hegte. Und es war der Groll einer in ihm beleidigten Nation, der den Bu Schimrir empfindlich machte und in seiner sonst weichen Seele Dornen und Disteln wuchern ließ. Als er den Hof des Kaidhauses durchschritt, diesen kühlen weißen Hof mit den schlanken Säulen, den zarten Stuckornamenten an den Wänden und dem leise rieselnden Wasser im marmornen Brunnenbecken in der Mitte des mosaikgepflasterten Raumes, da kam ihm ein Gefühl der Schwäche, weil er sich dunkel eines Unrechtes bewußt wurde, das er beging, wenn er dieser reinen alten Kultur den Kampf ansagte. Wenn er den Namen eines Menschen in bestem Sinne verdiente, mußte er sich nicht vielmehr bemühen, diese stolzen Überlieferungen, dieses hohe und adlige Menschentum zu retten und zu erhalten? Die Likörgläser und die billigen Goldrahmenspiegel fielen ihm auf die Seele, wie heiße Wachstropfen auf wunde Haut. Sein Fuß stockte eine Sekunde lang, sein Auge wurde weich und schwimmend. Aber da sah er wieder, und diesmal leibhaftig und nahe, das höhnische Lächeln des vornehmen Mannes, der so deutlich in seiner Seele gelesen hatte, daß der Ertappte erröten mußte; und wieder wappnete sich sein Herz mit Groll, und er ging hin, um den Krieg zu beginnen.

Als er sein Haus betrat, kam ihm Dschilali entgegen, seiner Gewohnheiten kundig, zu kleinen Handreichungen bereit, still und geschickt, wie nur ein Araber es sein kann. Er hatte den Bu Schimrir erwartet, um noch etwas Geschäftliches mit ihm zu besprechen, und wie er nun, bescheiden und doch mit klarem Ausdrucke seine Gedanken auftat, da durchfuhr es den Europäer, und er sagte sich mit einem heißen Gefühle des Stolzes: „Dieser Knabe ist durch dich ein Mann geworden!“ Was tat es, daß unechte Teetöpfe ins Land kamen, machte nicht die Befruchtung dieser feinen Intelligenzen tausendmal wett, was an augenblicklichen Werten genommen wurde? Ein halbes Dutzend solcher Männer wie Dschilali, am Beispiel und den Methoden kluger Europäer erzogen, konnten eine Provinz auf eine neue Kulturstufe heben, konnten Wege bahnen für hundert andere Lernende. Freilich, mit erbärmlichen Nichtigkeiten kamen seine Landsleute ins Land, nur auf niedrigen Gewinn bedacht; aber andere würden ihnen folgen, die die großen Ideen Europas auf ihren Lippen tragen würden, und diese würden das herrliche Volk aufblühen lassen, wie seine Anlagen es verdienten. Dieser kleine, erbärmliche Handel, dessen der Bu Schimrir sich schämte, war nur der Schlüssel, das verschlossene Land zu öffnen, man durfte ihn verachten, aber man mußte ihn gebrauchen, wollte man ein ganzes Volk mit edelsten Eigenschaften durch das Licht des Wissens und der Wahrheit beglücken. Der Bu Schimrir hatte, zu Dschilalis Erstaunen, nicht viel Sinn für das Geschäft in dieser Stunde, ein so großes es auch sein mochte, er hieß Dschilali ihm Tee bereiten und begann darüber von Dingen mit ihm zu reden, über die der junge Mensch bisher noch wenig oder gar nicht nachgedacht hatte.

8.

Es war nicht wenig, was Dschilali nach des Bu Schimrir Meinung aus diesen Gesprächen lernen konnte. Ein Mensch, der am Herzen der Natur aufwächst, reich trotz all seiner Armut, weil seine Bedürfnisse gering sind, und weil er keinen zu beneiden hat, denkt von selbst nicht über das Leben nach, und gerade das war es, was der Bu Schimrir zur Vervollkommnung des Menschentums in ihm für nötig hielt. Das erste, wovon er sprach, war die Freiheit, wie sie in Europa verstanden wird. Ein schweres Pensum! Denn Dschilali wollte durchaus nicht begreifen, warum ein Mensch nicht Sklave sein sollte, wenn er als Sklave geboren war und wenn es ihm doch sein Herr an nichts fehlen ließ. Und wer würde einen Sklaven nicht gut behandeln? War er doch kostbarer und oft ererbter Besitz, nicht minder kostbar als ein Pferd oder ein Maultier, das man nicht hungern ließ, und wenn man selber dabei hungern müßte! Für sich selbst sorgen? Dschilali lockte dieser Gedanke keineswegs. Und wenn man alt und krank wurde? Waren da nicht jene zu beneiden, die, in einem Haushalte geboren und darin groß geworden, ohne Gedanken an den nächsten Tag ihre regelmäßige Arbeit schafften und dafür Speise und Trank erhielten bis an das Ende ihrer Tage? Der Bu Schimrir suchte viele Gründe auf, um Dschilali die Verächtlichkeit eines Sklavenlebens klarzulegen. Aber er hatte noch nicht die Hälfte davon ausgekramt, als er schon beschämt verstummte. Es fiel ihm ein, daß verächtlich, mühsam und käuflich, ein rechtloses Wesen, dem man selbst die Familienzugehörigkeit nahm, der Sklave erst unter den weißen Menschen geworden ist. Eine Blutwelle schoß ihm ins Gesicht, als er an das Schicksal derer dachte, die unter sogenannten Christen hatten dienen müssen. Und während Dschilali noch ganz beglückt auseinandersetzte, wie gut es Sklavenkinder haben, die der Herr nicht selten in Künsten aller Art ausbilden läßt, und die zu geachteten Menschen werden und ihr Handwerk in allen Provinzen berühmt machen können, entsank dem Bu Schimrir langsam ein Scheingrund um den andern, und er suchte auf ein anderes Gebiet der Freiheit zu flüchten, wo er bessere Erfolge zu erzielen hoffen durfte.

Da war zunächst die Freiheit der Frau. Dschilali hatte eine Erfahrung gemacht, die ihn für diesen Gedanken hätte empfänglich machen können. Er hörte mit unverhohlenem Erstaunen, daß die europäische Frau ganz das Leben eines Mannes zu führen berechtigt ist, daß sie arbeiten kann, für wen sie will, daß sie Arzt oder Richter werden, Geschäfte machen und einen Ort, wo es ihr nicht gefällt, verlassen kann, ohne daß jemand sich einzumischen hat. Das war wohl gut für manche Frau, aber war es ein Glück für jede? Welche Schande, für fremde Menschen arbeiten zu müssen! Die arabische Frau arbeitet auch, aber für ihren Gatten, für ihr Haus, und nur die ärmsten, die keinen Mann mehr haben oder einen solchen, der den Namen eines Mannes nicht verdient, arbeiten für ihren Unterhalt. Wie kommt es, daß die Europäerin stolz ist, für ihren Unterhalt arbeiten zu dürfen? Ein Araber würde es als eine Schande betrachten, wenn er die Frauen seines Haushaltes nicht ernähren und so kleiden könnte, wie es die Ehre seines Hauses erfordert. Aber es ist wohl richtig, daß die Europäerinnen sehr wunderliche Freuden kennen. Tanzen sie doch auch selbst, anstatt sich vortanzen zu lassen, und reiten sie doch sogar Pferde, was doch wahrhaftig keine Bequemlichkeit ist! Hier hatte nun der Bu Schimrir eine schöne Gelegenheit, etwas von der Lust einfließen zu lassen, die das Spiel der Kräfte, die Entwickung der eigenen Fähigkeiten dem Menschen gibt. Er glaubte, Dschilali müßte dies aus eigenstem Empfinden bejahen. Aber er machte die psychologisch gewiß nicht uninteressante Erfahrung, daß der Mensch, an dem er die Arbeitsfreude in höchstem Grade beobachtet hatte, gar nichts davon wußte, daß er sie besaß. (Fortsetzung folgt.)



Deutsche Weintrauben: Weiße Calabresertraube und grüne Fürstentraube.

Deutsche Weintrauben

Von Hs. Trennfeld (Hierzu drei Abbildungen)

Die Naturkundigen wissen, daß sich die Rebe allen Gegenden und Klimaten, mit Ausnahme der heißen und kalten, anschmiegt. Überall lohnt sie die ihr zuteil werdende Sorgfalt mit ihren süßen Beeren und mit ihrem köstlichen Safte. Sie hat so viele Vorzüge, daß sie im Landbau mehr Beachtung verdient als der Ölbaum und die Palme. So begeistert äußerte sich Plinius der Jüngere vor 1800 Jahren über den Weinstock, und diese Anerkennung hat teilweise heute noch Geltung.

Vor dem Weltkrieg bezogen wir unsere Tafeltrauben aus dem Auslande. Die großbeerigen, schwarzblauen Black Alicante und die goldgelben Chasselas Dore-Weintrauben waren die Zierde jeder feinen Tafel. Sie wurden fast das ganze Jahr über von den Feinkostgeschäften angeboten. Belgien und Frankreich lieferten sie zu billigen Preisen. Dort wächst diese herrliche Gabe der Natur unter günstigeren klimatischen Verhältnissen in Glashäusern und an künstlich angelegten Spalierwänden. Das eigentliche Erzeugungsgebiet für feine Tafeltrauben ist jedoch das Städtchen Fontainebleau und das in seiner Nähe gelegene Dorf Thomery mit den dazu gehörigen Weilern Py, Montforts und Effondrè. Die Spalierzucht wird dort auf einem gegen Nord- und Westwinde geschützten Abhang von 125 ha Fläche an Mauern betrieben. Die Kultur unter Glas ist nicht bedeutend. Dagegen wird in Belgien die Traubenzucht unter Glas mit besonderer Vorliebe gepflegt. Hier legt man den Hauptwert auf die Erzeugung großbeeriger Riesentrauben. Hauptsächlich die Umgegend von Brüssel ist das bevorzugte Anbaugebiet. In Vilvorde und Hooilaert decken endlose Glasflächen das Land. Die Traubenzüchter sind einfache Landleute, die mit viel Geschick und Verständnis edle Weintrauben, frühe Pfirsiche, großfrüchtige Erdbeeren und Tomaten ziehen und damit die Großstädte Europas versorgen. Manche dieser Bauern sind durch ihre Kulturen mehrfache Millionäre geworden. Auch Deutschland hat bis vor dem Krieg zu ihrem Reichtum beigesteuert, denn es war immer ein gutzahlender Abnehmer. Heute ist das anders geworden. Die Weintraube gilt bei uns als Luxusobst.

Ihre Einfuhr unterliegt der Besteuerung, die ziemlich hoch ist. Die hohen Frachtkosten, der verminderte Wert des deutschen Geldes und die übrigen ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse werden die Einfuhr vollends unmöglich machen, nicht zum Nachteil unserer Volkswirtschaft. Denn vielleicht erinnern sich unsere Obstzüchter jetzt daran, daß die deutsche Weintraube den ausländischen Edeltrauben gleichwertig ist und sie dauernd vom Inlandsmarkte verdrängen kann. Die Tafeltraubenkultur ist in Deutschland durchaus nicht neu. Von der Kurfürstin Anna, der landesmütterlich besorgten Gattin des starken August, ist bekannt, daß sie wertvolle Traubensorten aus dem Auslande kommen ließ, um sie durch ihre Hofgärtner auf ihre Brauchbarkeit für sächsische Verhältnisse prüfen zu lassen. Friedrich der Große errichtete im

königlichen Garten zu Sanssouci Spalierwände, an denen mit gutem Erfolg die edelsten Weintrauben, Pfirsiche, Aprikosen und Feigen gezogen wurden, Kulturen, die in den meisten Hofgärten anderer deutschen Fürsten Nachahmung fanden. In Herrenhausen bei Hannover, in Friedrichshof bei Cronberg im Taunus, auf der Wilhelma bei Stuttgart und auf zahlreichen anderen fürstlichen Besitzungen entstanden mustergültige Anlagen, die für den Erwerbsobstbau vorbildlich wurden, nachdem sie bereits auf anderen herrschaftlichen Gütern Nachahmung gefunden hatten. Heute ist die Tafeltraubenkultur das Gemeingut des Erwerbsobstbaues. Er braucht nicht mehr kostspielige Versuche anzustellen, sondern kann sich die Erfahrungen seiner Vorgänger zunutze machen. Wenn trotzdem der Anbau von Tafeltrauben in den letzten Jahrzehnten in Deutschland nicht die Ausdehnung und die Förderung erfahren hat, wie sie der steigende Verbrauch und die Einfuhr vom Auslande wünschenswert erscheinen ließ, so mag die Schuld nicht zum geringen Teil an den erschwerenden Bestimmungen des Reblausgesetzes liegen. Der freie Verkehr mit Reben ist dadurch unmöglich gemacht, aber diese Hemmung trifft doch nur für die eigentlichen Weinbaugebiete zu und spielt im übrigen Deutschland keine Rolle. Vielfach herrscht noch in Laienkreisen die irrtümliche Ansicht, die Tafeltraubenkultur benötige kostspielige Einrichtungen. Das Beispiel von Sanssouci, Potsdam und die kleinbäuerlichen Anlagen in Belgien beweisen aber das Gegenteil und man ist schon durch die in den Jahren vor dem Kriege entstandenen Anlagen zur Überzeugung gekommen, daß die künstliche Erwärmung der Glashäuser durch Heizung sich sehr gut entbehren läßt, so daß in den meisten Weintreibereien dieser Art die Heizungsanlage als überflüssig wieder entfernt wurde, nachdem durch die sachverständige Wahl geeigneter Sorten und die geschickte Ausnützung der örtlichen und klimatischen Verhältnisse die Entwicklung des Weinstockes und die Reife der Trauben ganz nach Bedarf und Belieben geregelt wurde. Man ist sogar von der kostspieligen Errichtung von Treibhäusern vielfach abgekommen und beschränkt sich ausschließlich auf die Verwendung von versetzbaren Fenstern, die nach Bedarf zu sogenannten fliegenden Glashäusern zusammengestellt werden. Der Ausspruch Plinius des Jüngeren enthält demnach eine tiefe Wahrheit. Der Weinstock paßt sich mit Leichtigkeit allen Verhältnissen an. Es gibt keinen Fruchtbaum und Strauch, der sich so willig der zwangsweisen Erziehung, dem Schnitt und den Verhältnissen unterwirft, wenn sie durch Sachverständnis geleitet und durch Erfahrung ausgenützt werden. Den Beweis dafür bieten die beigefügten Bilder einer Dresdener Weintreiberei. Bei der Erziehung am Spalier oder an der Wand ist die Ausnutzung der ganzen Fläche möglich, wenn der Weinstock in einer bestimmten Form gezogen wird. Die einfachste Form ist der senkrechte Schnurstock oder Kordon (siehe die Abbildung S. 429). Bei dieser Erziehung liefert der Weinstock schon im dritten Jahre einen vollen Ertrag. Jeder überflüssige Trieb wird rechtzeitig entfernt; nur die fruchttragende Rute und die im nächsten Jahre fruchtliefernde Ersatzrebe wird zur Entwicklung gebracht. Der Schnitt beschränkt sich ausschließlich auf diese zwei Notwendigkeiten. Der Weinstock paßt sich dem willig an und liefert jedes Jahr seinen Ertrag. Jede Blattknospe (Auge) kann sich zur Tragrebe entwickeln. Der Weinstock trägt demnach schon am einjährigen Holze. Es gibt keinen



Deutsche Weintrauben mit Tomaten als Unterpflanzung.

Fruchtbaum, der sich mit der gleichen Sicherheit durch den Schnitt zur Fruchtbarkeit zwingen läßt.

Für die Anpflanzung im Glashaus und an Mauern wählt man Sorten, die sich ganz besonders für diesen Zweck eignen, die hinsichtlich des Wuchses und der Reife den gestellten Anforderungen entsprechen. Es gibt frühe, mittelfrühe und späte Sorten.

Für Treibhäuser wählt man die großbeerigen Sorten: Blaue Alicante, Fosters White Seedling, Muscat von Alexandrien, Gros Colman, Muscat Hamburgh, Mrs. Pinces Black Muscat, Blauer Trollinger, White Nice, weißer Calabreser und Fürstentraube. Sie liefern Trauben von durchschnittlich 1 bis 2 Kilo Schwere. Wie die Namen erraten lassen, sind es meistens englische Züchtungen. Die Tafeltraubenkultur unter Glas ist ursprünglich in England zu Hause, so unglaublich das klingt. Und doch ist es so. Die englischen Traubenzüchter sind die Lehrherren der Belgier und der Deutschen, und ihre Sorten haben überall Verbreitung gefunden; ja sind bis jetzt nach Größe der Beeren und Schwere der Trauben von anderen Züchtungen nicht übertroffen worden. Allerdings läßt die Süße und der Wohlgeschmack bei manchen Sorten viel zu wünschen übrig. Da aber die Sorten meistens dann reifen, wenn bessere nicht mehr oder noch nicht auf dem Markte zu haben sind, so übersieht man sehr leicht den Mangel.



Senkrechter Schnurstock, die übliche Erziehungsform in Weintreibhäusern.

Von den frühen Sorten, die süß und wohlschmeckend werden, sind zu nennen: Blauer Trollinger, weißer Gutedel, Fosters White Seedling und Madresfield Court. Sie reifen im August und werden gut bezahlt, da die italienischen Trauben noch nicht auf dem deutschen Markt erscheinen.

Die übrigen genannten Sorten sind spätreifend. Durch geeignete Behandlung kann ihre Genußreife sogar bis in den Dezember und Januar verzögert werden, so daß sie dann allein den Markt beherrschen. Mit dieser kurzen Aufzählung ist aber die Reihe geeigneter Sorten noch lange nicht erschöpft. Es sind nur die marktgängigen, großbeerigen Sorten, die infolge ihrer Größe besonders auffallen. Zur Anpflanzung im freien Land eignen sie sich nicht, weil sie nicht mehr reif werden. Da muß man zu den kleinbeerigen Sorten greifen, zum blauen Burgunder, roten und weißen Gutedel, dem blauen Portugieser, der gelben und grünen Seidentraube, der königlichen Magdalenentraube, dem frühen Malinger und roten Malvasier. Vielleicht bietet diese Anregung den Gewächshausbesitzern Veranlassung, einmal den Versuch zu machen. Viele Gewächshäuser auf herrschaftlichen Besitzungen sind infolge der Kohlennot und der gesteigerten Unkosten für die Unterhaltung des gärtnerischen Betriebes leer oder ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet worden. Diese Lücke auszufüllen ist die Tafeltraubenkultur berufen und befähigt zum Nutzen ihres Besitzers und zum Vorteile des Vaterlandes. Denn was wir im Inlande erzeugen, brauchen wir nicht für teueres Geld vom Auslande zu kaufen.

Fabrik des Herrn. Von Franz Karl Ginzkey

Glaubt ihr, eurer Hämmer Pochen bei der Esse Schein
Sei das Taktgedröhne dieser Welt allein?

Glaubt ihr, Goldgedröhne füll' die Erde ganz,
Wenn der Tempel schüttert bei der Krämer Tanz?

Glaubt ihr, Geistgedröhne sei der Takt zumeist?
Rotationsmaschinen wirrer Wandelgeist?

Irrt ihr so dahin, es ist Lärmwerk nur.
Allen Lärm der Menschheit überdröhnt Natur.

Werft ihr euch zur Erde, Ohr aufs Moos gepreßt,
Hört ihr erst des rechten Dröhnens Werdefest.

Hört Millionen von Maschinen surren durch das Haus,
Hört der wirbelnden Turbinen fördernd Kraftgebraus,

Hört, wie heiß durch Schaft und Zelle schießt des Werdens Geist,
Wie durch Finsternis und Helle Lebensodem kreist.

Hier ertönt das wahre Dröhnen, ewiglich und stark.
Allen zugewandten Söhnen dröhnt es bis ins Mark.

Dröhne fort, o Wunderstätte, o Fabrik des Herrn,
Daß ich mich zu dir hinrette, allem Nicht'gen fern,

Daß sich schaudernd mir enthülle Deutung und Gestalt,
Daß mich dröhnend ganz erfülle Werdens Urgewalt,

Daß ich stark von mir entferne, was an mir zu weich,
Daß ich wissend leben lerne, sterben auch zugleich.

Die Windkraft und ihre Ausnutzung

Von Prof. Dr. W. Halbfaß, Jena

Es ist selbstverständlich, daß in einer Zeit, wo alle Länder der Erde unter Kohlenmangel leiden, der ohne Zweifel noch lange anhalten wird, man mit größter Energie nach Ersatzmitteln für die teuren Brennstoffe sucht. Neben den Wasserkräften kommt in erster Linie die Windkraft in Betracht. Ihrer allgemeinen Verwendung steht zunächst die schlechte Ausbeute an Kraft im Verhältnis zur angewandten Arbeit im Wege, die selten über etwa 5 Prozent bei der gewöhnlichen Windmühle hinausgeht. Ein weiterer großer Nachteil beruht auf der Ungleichmäßigkeit der Windstärke und vor allem auf den Windstillen, die sich so häufig an die Zeiten andauernder Kälte oder Hitze knüpfen. Völlige Windstille bildet freilich eine außerordentlich seltene Erscheinung, und Windmotoren sind oft in Bewegung, wenn man die Luft für ganz ruhig hält. Die Windgeschwindigkeit nimmt im allgemeinen ab, je mehr man sich vom offenen Meere entfernt, sie nimmt dagegen zu mit der Erhöhung über dem Erdboden. Im norddeutschen Flachland ergab sich als Durchschnitt der Beobachtungen auf den Funkentürmen in Nauen und Eilvese, die Windmeßapparate in den verschiedensten Höhen tragen, bis 2 m Höhe eine außerordentlich große Windzunahme von 116 cm pro Meter Erhebung, die aber schnell abnahm, je höher die Meßstelle war, so daß in etwa 100 m Höhe die Zunahme nur noch $^1/_{80}$ des Betrages der untersten Bodenschicht betrug.

Freie Luftmessungen der Windgeschwindigkeit von der Drachenstation in Friedrichshafen aus den Jahren 1911 bis 1918, die durch ältere und jüngere bestätigt werden, ergaben in 500 m Höhe als durchschnittliche Geschwindigkeit 3,6 Metersekunden, in 1000 m 5,8 Metersekunden, in 1500 m 6,7 Metersekunden. Untersuchungen in England ergaben, daß im Jahre an durchschnittlich 8000 Stunden, also an 91 Proz. des Jahres, eine Windkraft von genügender Triebstärke und einer Geschwindigkeit von durchschnittlich 20 km in der Stunde, entsprechend 5 bis 6 Metersekunden, vorhanden ist. Dabei ist nicht zu übersehen, daß die angegebenen Zahlen Mittelzahlen sind, die bald über-, bald unterboten werden. Schon im täglichen Gang der Windgeschwindigkeit ist eine Steigerung in den Vormittagsstunden bis auf 115 Proz., eine Abnahme in den Nachtstunden bis etwa 85 Proz. der mittleren Geschwindigkeit zu konstatieren. Die außerordentlichen Verstärkungen und Verminderungen der Windströmungen, die als Stürme und Windstillen wohlbekannt sind, sind aber viel stärker als die regelmäßigen Tagesschwankungen.

Geschwindigkeiten unter 2 Metersekunden sind im allgemeinen nicht zu verwerten, weil das Windrad nicht anläuft, erst bei 4 Metersekunden beginnt es Nutzarbeit zu liefern, die über 8 Metersekunden nicht mehr zunimmt, weil sich das Windrad dann aus der Windrichtung leicht hinausdreht.

Mit einer bloßen Angabe der mittleren jährlichen Windgeschwindigkeit und mittleren Windstundenzahl für einen größeren Bezirk ist der Technik ebensowenig gedient, wie mit der Angabe einer mittleren Wassermenge und eines mittleren Gefälles bei Entwurf von Wasserkraftanlagen, zumal die Windstärken noch weit mehr als die atmosphärischen Niederschläge von der Topographie des Landes abhängen.

Bei Aufstellung einer Turbine muß man zur Sicherheit gegen Windstillen von der Voraussetzung ausgehen, daß sie um so viel mehr als den täglichen Bedarf leisten kann, als nötig ist, um Kraft für die mittlere längste Windstille aufspeichern zu können. Von je 24 Stunden von etwa 4,5 Metersekunden Geschwindigkeit wird dann etwa nur ein Drittel zur Deckung des Tagesbedarfes ausgenutzt, der Rest der Tagesleistung wird für die Windstille aufgespeichert.

Je größer der Speicher der Windkraftanlage ist, je mehr man also von der Tagesleistung aufspeichern kann, desto sicherer ist die Anlage naturgemäß gegenüber der Windstille.

Der größte und für die Ausnutzung der Windkraft ungünstigste Fehler der bisher verwendeten Windkraftwerke war der, daß sie entsprechend der veränderlichen Windstärke mit veränderlicher Umdrehungsgeschwindigkeit arbeiten. Sie machen dadurch eine direkte Aufspeicherung der gewonnenen Energie durch elektrische Akkumulatoren unmöglich, weil dieses bedingt wird durch eine bestimmte Spannung des Ladestromes, die wiederum von einer konstanten Umdrehungszahl der Maschine abhängig ist. Da aber, wie alle Elektrizitätswerke, so auch die durch Windmotoren betriebenen, ihre Zeiten stärkster und geringster Belastung haben, und diese mit denen größter und geringster Windstärke naturgemäß nur äußerst selten zusammentreffen, so sind auch Windmotoren praktisch nur dann brauchbar, wenn durch sie Energie aufgespeichert werden kann.

Da ist es nun ein guter Gedanke, den Strom, der durch mit Windmotoren gekuppelten Dynamomaschinen erzeugt wird, lediglich zur Zersetzung von Wasser, also zur Erzeugung von Wasserstoff und Sauerstoff, zu benutzen, wozu die Einhaltung einer bestimmten Spannung nicht erforderlich ist. Es geht vielmehr die Wasserzersetzung bei jeder Umdrehungsgeschwindigkeit der Dynamos, also bei starkem oder schwachem Winde, vor sich, so daß unabhängig von der Windstärke ohne Unterbrechung gearbeitet werden kann, solange überhaupt nur noch Wind weht. Die Kraft des Windes wird also in Form von Wasserstoff und Sauerstoff aufgespeichert, die beide in bekannter Weise komprimiert, in Stahlflaschen abgefüllt und dann weiter verwandt werden können.

Noch bedeutungsvoller ist eine Erfindung, die dem schwedischen Ingenieur Claes Janson geglückt ist. Das Prinzip dieser Erfindung ist das gleiche wie bei einem Uhrwerk, in dem ein Gewicht die Triebkraft des elektrischen Generators darstellt. Der Windmotor zieht dieses Lot auf, und das Bestreben des Lotes, zu fallen, bringt den Generator sodann in Wirksamkeit. Eine unmittelbare Kuppelung des Generators an den Windmotor wird vermieden, letzterer treibt vielmehr ein Kettenrad, über das die eine Schlinge der endlosen Kette läuft, die zugleich über ein zweites Kettenrad läuft, das den elektrischen Generator treibt. Zwischen diesen Kettenrädern

hängt ein Gewicht, dessen Schwere so berechnet ist, daß es allein durch sein Gewicht den Generator bei voller Belastung treiben kann. Bei normaler Windstärke steigt und fällt das Gewicht je nach der Schnelligkeit des Windes; bei sehr schwachem Wind kann der Motor das Gewicht nicht mehr schwebend halten, der Generator hält an und bleibt stehen, bis das Gewicht auf seine oberste Lage gehoben ist, wodurch der Generator frei gemacht wird und das Gewicht wieder zu fallen beginnt. Die Fallgeschwindigkeit ist zwar von der jeweiligen Windgeschwindigkeit abhängig, nicht aber die des Generators, und daher hängen Windelektrizitätswerke, die nach dieser Konstruktion ausgeführt sind, von keiner bestimmten Windstärke ab. Versuche, die im Gute Hammarby bei Skanstull in Schweden gemacht wurden, haben gezeigt, daß das Leistungsvermögen der Batterie sich erst nach dreitägiger Windstille erschöpft.

Auf einer anderen Grundlage baut sich eine Erfindung auf, die gleichfalls aus Schweden stammt, nämlich von den Ingenieuren A. Boalt und Sandberg. Durch Windmotoren und ein Pumpensystem wird Wasser in ein Hochbassin getrieben und von diesem durch einen künstlichen Wasserfall in gewöhnlicher Weise ausgenutzt. Es versteht sich von selbst, daß diese Vorrichtung nur da eine wirtschaftliche Grundlage besitzt, wo Hochbassins vielfach schon von der Natur gratis geliefert werden, wie zum Beispiel an der Küste Schwedens, daß sie aber da versagen wird, wo es an solchen natürlichen Bassins fehlt. Dort wird man vielleicht bessere Erfahrungen mit Windelektrizitätswerken machen, die in Dänemark durch den Professor La Cour seit zehn Jahren in großer Zahl errichtet wurden. Freilich leiden diese Werke an dem Fehler (siehe oben), daß ein großer Teil der Windkraft verloren geht. Die Batterie ist sozusagen auf eine gewisse Windgeschwindigkeit eingestellt; sobald der Wind diese wesentlich übersteigt oder hinter ihr zurückbleibt, wird der Windmotor zu schnell oder zu langsam getrieben, und der Akkumulator arbeitet nicht. In den meisten Fällen wurden Kraftwerke mit Dieselmotoren als Hauptmaschinen errichtet, die aber durch Windmotoren entlastet waren. Ihre Errichtung erwies sich schon dann als lohnend, wenn durch sie mindestens 20 Proz. des Brennstoffverbrauchs der Dieselmotoren gespart werden konnten.

In Deutschland sollen sich die entsprechenden Anlagen der Vereinigten Windturbinenwerke in Dresden, die mit Gegenverbunddynamos ohne Nebenschlußverbindung arbeiten, am besten bewährt haben.



Landschaft mit Mühle. Nach dem Gemälde von A. Langhammer.

Auch in der Konstruktion der Windräder und der Windmotoren sind in jüngster Zeit wesentliche Verbesserungen vorgenommen worden. Hatten bisher die Windturbinen nach amerikanischer Bauart, die die Grundsätze des Wasserturbinenbaues vorwiegend verwandten, und die nach dänischer Bauart von Paul La Cour erbauten Windmotoren sozusagen das alleinige Monopol auf diesem Gebiet, so hat neuerdings auch in Deutschland der Windmotorenbau sehr bedeutende Fortschritte gemacht. So verwendet Hildebrandt in Stuttgart ein horizontal liegendes Windrad mit vertikaler Achse und beweglichen Schaufeln, um alle Windströmungen vollwertig ausnutzen zu können, die bekanntlich häufig nicht nur in horizontaler, sondern auch in vertikaler Richtung in Form unregelmäßiger Windstöße auftreten; ferner läßt Edmund Klotzsch in Coswig bei Dresden die Antriebskurbel für das auf und nieder gehende senkrechte Gestänge nicht unmittelbar mit der Achse des Windflügelrades verbinden, sondern ordnet hierfür eine verlangsamende Nebenübersetzung durch Anwendung eines Kegelräderpaares an, wodurch das Windrad näher an den Turbinenkörper und den Turm herangebracht wird und zugleich die Windradachse, der Turbinenkörper und der Turm selbst wesentlich entlastet werden.

Diejenigen Gebiete, auf denen sich bisher die Verwendung der Windkraft am vorteilhaftesten bewährt hat, sind wohl Anlagen für Berieselung, Entwässerung, Abwässerbeseitigung, Kraftanlagen für landwirtschaftliche Maschinen, die nicht zu große Anforderungen stellen, besonders aber Versorgungen einzelner Gemeinden mit Wasser. Es ist wohl kaum der Fall vorgekommen, daß eine richtig entworfene Wasserversorgungsanlage wegen Wassermangels durch einen anderen Kraftbetrieb ersetzt worden wäre.

Dagegen scheinen, wenigstens in Deutschland, Getreidemühlen, die durch neuzeitliche Windturbinen angetrieben wurden, sich nicht bewährt zu haben, wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil die für die heutigen Müllereiverfahren nötige Kraft nur bei 6—7 Metersekunden Windgeschwindigkeit entwickelt wird, die nur an verhältnismäßig wenig Orten dauernd zur Verfügung steht.

Wenn nun auch zur Zeit die wirtschaftliche Ausnutzung der Windkraft noch sozusagen in den Kinderschuhen steckt, so kann doch darüber kein Zweifel herrschen, daß ihr noch eine große Zukunft beschieden und daß sie mit dazu berufen sein wird, der Kohlennot ein für allemal ein Ende zu bereiten.

Ministerkrise

Eine politische Geschichte. Von Balduin Groller

Nach einer in dem einstigen Österreich seligen Angedenkens nicht eben seltenen politischen Krise war der in Fachkreisen wohlbekannte und angesehene Professor der Volkswirtschaft Dr. Hermann Ritter v. Rauris zum Handelsminister ernannt worden. Er hatte als solcher von vornherein kein gutes Leben. Seine Domäne war die Theorie, und hier sollte er in der Praxis sich bewähren und er, dessen Leben bis dahin der voraussetzungslosen wissenschaftlichen Forschung gewidmet war, sollte nun seinen Mann als Politiker stellen.

Die vereinigte Opposition im hohen Hause hatte seinen Fehler sehr bald herausgefunden und rückte ihm nun nur um so heftiger und erbitterter zu Leibe.

Schon im ersten Monat seiner Wirksamkeit hatten sie ihm scharf zugesetzt, jedoch ohne ihn dadurch ins Gedränge bringen zu können. Denn er hatte Geistesgegenwart genug, um sein Temperament zu zügeln, und hinreichende Schlagfertigkeit, um gelegentlich auch die Lacher auf seine Seite zu bringen.

Nun aber hatten sie ihm doch mit einer wohldurchdachten Interpellation eine Falle gestellt. Man war mitten drin in der Budgetberatung und im besonderen mit der Erörterung ungeheurer Forderungen beschäftigt, als sie eines Tages vor Eintritt in die Tagesordnung mit der Anfrage an den Herrn Handelsminister hereingeschneit kamen, ob er nicht geneigt sei, die bestehenden ganz ungerechtfertigt und geradezu unsinnig hohen Telephongebühren auf die Hälfte zu ermäßigen. Und damit der Sache auch der Humor nicht fehle, hatten sie zur vorläufigen Begründung der Anfrage einen sozialdemokratischen Redner gestellt.

Der Redner begann auch damit, daß er hier keine Parteisache vertrete. Denn das besitz- und überhaupt rechtlose Proletariat komme ja doch nicht dazu, sich den Luxus eines Fernsprechers zu gönnen. Es sei also auch keine sozialdemokratische Schrulle, um die es sich hier handle, sondern eine einfache Forderung des gesunden Menschenverstandes. Über den Erfolg gebe er sich keiner Täuschung hin. Denn von diesem Handelsminister und von diesem Hause sei eine Entschließung im Sinne des gesunden Menschenverstandes nicht zu erwarten.

Der Vorsitzende ruft den Redner zur Ordnung.

Dieser fährt fort: Der Herr Vorsitzende täte besser daran, den Herrn Handelsminister und das hohe Haus zur Ordnung und zur Vernunft zu rufen. (Neuerliche Mahnung des Vorsitzenden.) Spüren Sie denn die Zwickmühle nicht, in die Sie geraten sind? Hier steht der Vertreter des Proletariats und verteidigt das Interesse Ihrer Klassen, der Besitzenden, des Mittelstandes, der Bourgeoisie, und sie stemmen sich dagegen, obschon — nein, weil es eine Forderung des gesunden Menschenverstandes ist. Die sogenannten Staatsnotwendigkeiten sind das Brett, das Sie vor der Stirne haben und das Sie hindert, die Volksnotwendigkeiten zu erkennen.

Der Vorsitzende verkündet, daß er die Interpellation an den Herrn Handelsminister leiten werde.

Es waren noch nicht zwei Stunden vergangen, da bekam der Minister auch schon den ihn angehenden Teil des Sitzungsprotokolls in sein Arbeitszimmer. Da lag nun die Bescherung.

Er ließ sich den Hofrat Nestraschil vom Departement XV kommen.

„Haben Sie das schon gelesen?“ fragte er den Eintretenden, auf den großen Bogen deutend.

„Nein, Exzellenz, ich weiß noch gar nichts!“

„Dann lesen Sie, bitte, diese Spalte.“

Der Hofrat las, und als er fertig war, sagte er nur so murmelnd, als sei sein Urteil nicht für die Öffentlichkeit bestimmt: Blödsinn!

„Ich werde die Anfrage beantworten,“ ließ sich der Minister nun vernehmen. „Sie wissen, Herr Ministerialrat, daß ich in die Einzelheiten unserer Betriebe noch lange nicht zur Genüge eingetieft bin. Ich muß hier erst die Materie genau kennenlernen. Sie werden also die Güte haben, einen Ihrer Herren Ministerialsekretäre zu veranlassen, sich mit dem Gegenstand zu befassen und mir einen eingehenden Bericht vorzulegen.“

„Haben Exzellenz einen besonderen Wunsch?“

„Ich wünsche eine sachliche Darlegung und habe sonst keine Weisung zu geben.“

„Ich meinte nur bezüglich der Persönlichkeit —“

„Wie könnte ich das? Ich habe ja noch nicht die Gelegenheit gehabt, Ihre Herren kennenzulernen.“

Der Hofrat ging, sich seines Auftrages zu entledigen. Er überlegte erst eine Weile, ehe er seine Entscheidung traf. Es kamen hier zunächst zwei seiner Sekretäre in Betracht: Dr. Hubert Tattenbach und Freiherr Kajetan v. Titmonig. Der bessere Mann für den gegebenen Fall war zweifellos Tattenbach. Der Hofrat entschied sich für den jungen Baron. Das war nur natürlich. Es gab da Familienrücksichten zu beobachten, und schließlich war das doch eine sehr günstige Gelegenheit für den jungen Mann, sich hervorzutun.

Baron Titmonig war im Innern durchaus nicht sehr erfreut über die ihm zugedachte Auszeichnung, wenn er auch seine sehr geringe Geneigtheit dem Herrn Hofrat natürlich nicht ohne weiteres zu erkennen gab. Er erlaubte sich nur diensthöflichst anzufragen, in welchem Sinne die Abfassung des Berichts eigentlich gewünscht werde. „Das weiß, glaube ich, Seine Exzellenz selber noch nicht,“ erwiderte der Hofrat. „Wenigstens hat er sich noch nicht geäußert, für alle Fälle habe ich ihn doch schon einigermaßen aufgeklärt. Die ganze Interpellation ist Blech. Das sehen Sie doch! Es sind immer dieselben Hetzer, die sich nur mit der allgemeinen Glücklichmachung der Menschheit beschäftigen und doch keine Ahnung davon haben, wie ihre Wünsche und Bestrebungen sich zu den realen Verhältnissen stellen. Das Defizit würde eine schauerliche Höhe erreichen, und wenn dann, um die Deckung zu beschaffen, eine neue Steuer beansprucht wird, dann sollen Sie mal das Geschrei derselben Leute hören, die jetzt so leicht dabei sind, das Geld zum Fenster hinauszuwerfen!“

Dem jungen Baron war ein Stein vom Herzen gefallen. Jetzt war er genügend vorbereitet und wußte doch, woran er war, und im übrigen werde schon sein Freund und Kollege Tattenbach weiterhelfen.

„Überhaupt begreife ich nicht,“ sagte er zu diesem, nachdem er ihm den Fall vorgelegt hatte, „daß man sich nicht dich ausgesucht hat. Du verstehst ja diese Sachen viel besser und bist auch ein viel besserer — Stilist.“





Hafen in Holland. Nach einem Temperabild von Georg Hering.

Tattenbach war im Innern auch dieser Meinung, aber da Tattenbach einmal betraut war, ging er ihm zur Hand und suchte ihm wenigstens das notwendige statistische Material zusammen. Über die Sache selbst hatte er freilich eine ganz andere Meinung als der Herr Minister, der Herr Hofrat und dieser Baron Titmonig, aber davon redete er vorläufig nichts und nahm sich nur im stillen vor, gegebenenfalls kein Blatt vor den Mund zu nehmen und den hohen Herrschaften einmal ordentlich seine Meinung zu sagen.

Der Baron war über die Aushilfe ganz glücklich. Wenn er seine tiefsinnigen Ausführungen auch noch mit erstaunlichen Ziffernkolonnen und statistischen Tabellen schmücken konnte, dann war er vollends gerettet! —

Dr. Tattenbach ließ amtliche Unannehmlichkeiten niemals in sein Privatleben störend eingreifen. Er war also auch nach dem letzten unerfreulichen Zwischenfall nach wie vor tagtäglich nach erledigten Amtsstunden auf den Tennisplätzen des Parkklubs zu sehen und genoß als Tennisspieler hohes Ansehen.

Eines schönen Tages hatte er den großen Gartengrund des Klubs kaum betreten, als auch schon von weitem ein kleiner, schwarzer, blitzäugiger Backfisch von etwa siebzehn Jahren auf ihn zurannte und ihm beide Hände zum Willkommensgruß entgegenstreckte.

Er aber nahm eine sehr ernste Amtsmiene an, barg seine Hände auf den Rücken und sagte: „Oho, mein Fräulein, so geht das nicht! So einfach ist die Geschichte nicht! Benimmt man sich so? Eine unerhörte Sache! Gestern unentschuldigt ausgeblieben!“

Die Kleine gab Zeichen mit zwei Fingern und rief: „Ich bitt', Herr Lehrer, ich hab' eine Entschuldigung!“

„So? Ist sie vom Herrn Vater unterschrieben?“

„Ich bitt' — nein, aber der Herr Vater war selber schuld daran.“

„Wie war also die Sache?“

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß der so ins Treffen geführte Herr Vater der Professor und nunmehrige Handelsminister Ritter v. Nauris war. Sein Töchterlein Grete war schon lange, bevor das Ministerium seinen Händen anvertraut ward, eine der bevorzugten Partnerinnen Tattenbachs gewesen. Sie war eine sehr flinke und geschickte Spielerin, die mit Begeisterung und Stolz zu ihrem großen Spielgefährten aufblickte. Davon, daß dieser nun in einem dienstlichen Verhältnis zu ihrem Vater stand, hatte sie nicht die leiseste Ahnung. Tattenbach hatte es nicht für angemessen erachtet, ihr gegenüber ein Wort fallen zu lassen. Über seine amtliche Stellung hatte sie überhaupt keine klare Vorstellung. Die andern sagten zu ihm Herr Hofsekretär, und so sagte sie auch. Was das zu bedeuten und mit welchen amtlichen Obliegenheiten er sich zu beschäftigen habe und auf welchen Gebieten, das hatte für sie kein Interesse. Ihr war nur die Persönlichkeit von Belang, und nicht die amtliche Stellung, und sie begnügte sich mit der bedeutsamen Tatsache, daß dieser große Mann sie seines Umganges, ja, seiner Freundschaft würdig erachte.

„Die Sache war gar nicht ungewöhnlich,“ erwiderte sie auf die Frage Tattenbachs. „Ich hatte für Papa eine Postarbeit zu machen.“

„Donnerwetter, Fräulein Grete! Da muß man ja den Hut ziehen! Sie machen für Papa Postarbeiten?!"

„Oh, sehr oft! Wenn er einmal etwas nicht im Amt machen lassen will oder dort keine Zeit dazu findet, dann werde ich eingespannt. Ich kann nämlich sehr gut stenographieren und Maschine schreiben!"

„Alle Achtung — das auch noch!"

„Ja, und ich kann Ihnen auch Papa als Zeugen herbringen, wenn Sie es mir nicht glauben."

„Aber Gretelein — ich glaube Ihnen doch so alles!"

„Ja, weil Sie meine Entschuldigung nicht gelten lassen wollten! Es war wirklich etwas Wichtiges!"

„Nicht möglich!"

„Aber natürlich! Papa hat es Mama bei Tisch erzählt. Er ist sehr böse auf den Finanzminister und auf den Ministerpräsidenten auch. Er sagte zu Mama auch etwas wie Ministerkrise! Ich weiß nicht recht, was das ist. Ich weiß nur, daß mit dem Telephon etwas los ist und daß sie sich darüber nicht einigen können."

„Was Sie nicht sagen!"

„Ja, und Papa will nicht nachgeben, und da will er ihnen schwarz auf weiß den Standpunkt klarmachen. Deshalb habe ich schreiben müssen."

„Und haben Sie das alles verstanden?"

„Nicht alles. So weiß ich zum Beispiel nicht, wer oder was der Fiskus ist. Auf den hat es Papa sehr scharf. Er sagt, der ist einfach blöd!"

„Hat er gesagt?!"

„Jawohl! Natürlich nicht so, sondern viel feiner, aber das war doch der Sinn."

„Wissen Sie aber, Fräulein Grete, daß Sie solche Dinge eigentlich gar nicht ausplaudern dürfen?"

„Natürlich weiß ich das, Herr Hofsekretär! Aber Sie sind doch nicht der erste beste! Es gibt auch sonst auf der ganzen Welt keinen Menschen, mit dem ich so reden würde. Mit Ihnen ist das ganz etwas anderes. Ihnen möchte ich immer alles — alles sagen dürfen!"

„Da faßte er sie huldreich am Kinn und bemerkte im väterlichen Tone: „Grete, du bist ein herziges Kind!"

Sie blickte groß zu ihm auf.

„Herr Hofsekretär, Sie sagen zu mir — Du?!"

„Hat es Sie sehr gekränkt, Fräulein Grete?"

„Nein, Herr Hofsekretär, es hat mich gefreut, ich kann nicht sagen — wie! Und ich möchte nur auch einmal zu Ihnen Du sagen dürfen."

„Und was würden Sie dann sagen, Fräulein Grete?"

„Ich würde sagen: Du, Herr Hofsekretär, du gefällst mir auch sehr gut!"

„Wirklich?"

„Sehr, sehr gut!"

Er drückte ihr freundschaftlich die Hand, und dann traten sie an zum gemischten Doppelspiel, auf das die Gegner schon mit einiger Ungeduld warteten. — —

Einige Tage später stand Dr. Tattenbach seinem Minister in dessen Amtszimmer gegenüber. Hofrat Nestraschil hatte ihn in ziemlich mürrischer Laune dahin beordert.

Der Bericht des Freiherrn v. Titmonig hatte den Minister nicht befriedigt. Er wollte auch noch die Auffassung eines zweiten Fachmannes kennenlernen.

„Überflüssige Mühe möchte ich Ihnen aber nicht machen, Herr Doktor," sagte er nun zu Tattenbach, „und ein zweifacher Bericht in demselben Sinne wäre wirklich überflüssig. Darum möchte ich Sie bitten, mir in aller Kürze Ihren grundsätzlichen Standpunkt mündlich darzulegen."

„Darf ich ganz offen sprechen, Exzellenz?"

„Selbstverständlich, ich bitte darum!"

„Nun dann, Exzellenz, rund heraus: ich kann nicht anders, als die in der Interpellation gestellte Forderung als durchaus berechtigt zu finden. Es ist lediglich der unselige fiskalische Geist, der von jeher jeden Fortschritt erschwert, wo nicht ganz verhindert hat. Immer und überall hat der Fiskus bei uns das große, das entscheidende Wort, und immer hat es sich gezeigt, daß er nicht nur engherzig, sondern auch kurzsichtig ist.

Der Minister blickte überrascht auf und sagte: „Aber Herr Doktor, wollen Sie nicht Platz nehmen? Machen Sie sich's nur bequem, wir können so leichter sprechen."

Tattenbach setzte sich und legte nun los. Es sei richtig, daß der Betrieb jetzt passiv sei, aber es sei eine ganz unrichtige Annahme, daß durch die Herabsetzung der Preise der Fehlbetrag sich erhöhen müsse. Selbst wenn aber diese Voraussetzung zuträfe, könne der Staat sich nicht um die Pflicht herumdrücken, die berechtigten Wünsche und Bedürfnisse der Bevölkerung zu berücksichtigen. Staatsbetriebe seien überhaupt nicht mit dem Maßstabe privater Unternehmungen zu messen. Es sei gar kein Unglück, wenn seine Unternehmungen, die der Förderung des Handels und Verkehrs oder der allgemeinen Wohlfahrt zu dienen bestimmt sind, auch keinen direkten geschäftlichen Gewinn brächten. Bezahlt machen sie sich deshalb doch durch die Hebung des Verkehrs und durch die dadurch bewirkte Erhöhung der Steuerkraft der Bevölkerung.

So sprach Tattenbach gut eine halbe Stunde lang. Der Minister hörte ihm schweigend, aber sehr aufmerksam und sichtlich befriedigt zu. Er entließ ihn huldvoll und ließ sich dann wieder den Hofrat Nestraschil kommen.

„Ich bitte Sie, Herr Ministerialrat," eröffnete er diesem, „zu veranlassen, daß mein bisheriger Präsidialist hinausavanciere, verstehen Sie wohl — avanciere! Von morgen an ist Herr Dr. Tattenbach mein Präsidialist."

Und als am nächsten Tage Tattenbach bei ihm antrat, hielt er ihm eine kleine Standrede: „Ich bitte Sie, Herr Doktor, die Leitung des Präsidialbureaus zu übernehmen. Ich denke, wir werden uns gut verstehen. Sie kommen da auf einen bevorzugten Posten, und ich werde es mir angelegen sein lassen, Ihre persönlichen Interessen im Auge zu behalten. Allerdings — es ist sehr leicht möglich, daß wir nicht lange beisammen bleiben werden. Sie aber werden dabei jedenfalls nicht schlecht fahren. Auch mein Nachfolger wird Sie brauchen können, und wenn nicht, dann wird er Sie hinausavancieren lassen. Und auch das wird dann kein großes Unglück sein!"

Zu Hause aber erzählte der Minister bei Tisch seiner Gattin, daß er jetzt endlich einen brauchbaren Mitarbeiter gefunden habe. Dieser Dr. Tattenbach sei ein ganz ausgezeichneter junger Mann, und er werde ihn auch für den nächsten Sonntag zu Tische bitten.

Mama Rauris hörte aufmerksam und erfreut zu, nicht minder aufmerksam und erfreut die nun schweigsam gewordene Grete.

Tattenbach leistete der Einladung Folge, und das Mahl verlief zu allseitiger Befriedigung.

Als der Gast sich wieder empfohlen hatte, fand eine kurze vertrauliche Besprechung zwischen dem ministeriellen Ehepaare statt: „Du, Mama, hast du nicht bemerkt, wie Gretes Augen immer zu leuchten begannen, sowie dieser Herr Tattenbach nur den Mund auftat?"

„Natürlich habe ich das bemerkt!"

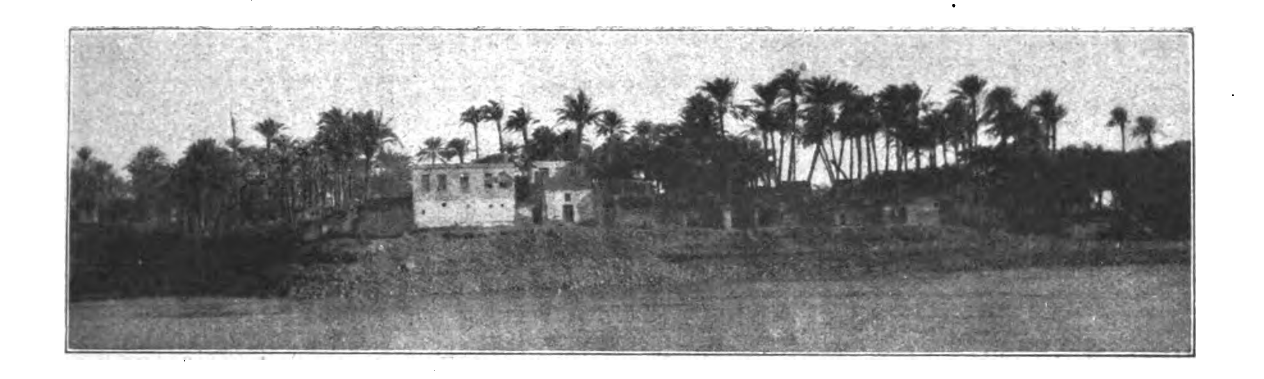
„Da wird es sich doch empfehlen, daß du ein bißchen die Fühler ausstreckst!"

Mama streckte die Fühler aus, und sie konnte dann berichten, daß an der Sache wirklich etwas dran sei! — —

Seither sind nun schon Jahre vergangen. Professor Rauris ist längst Minister a. D. und läßt nun als glücklicher Großpapa zwei kleine Tattenbachs auf seinen Knien reiten. Dr. Hubert Tattenbach ist nahe am Hofrat.

Das Telephon ist aber noch immer nicht besser als es früher war, nur teurer ist es inzwischen geworden.





Das sterbende Volk

Roman von Grethe Auer (Fortsetzung)

Dschilali sprach es unverhohlen aus, daß er Arbeit für eine böse Notwendigkeit halte und jeden für wahnsinnig, der sie suche. Dabei war er unermüdlich in tausend kleinen Diensten, die niemand von ihm verlangte, und spannte seine Kraft mit einer Lust an, als ob er ein Vogel wäre und Arbeit die Luft, die ihn trüge. Der Bu Schimrir machte ein hilfloses Gesicht. Schien es nicht wirklich, als ob es Menschen gäbe, denen gute Eigenschaften gegeben sind, ohne daß sie sie auch nur dem Namen nach kennen? Er wußte nicht, daß gerade diese Eigenschaften Lohengrins Art haben und es nicht vertragen, beim Namen genannt zu werden. Und noch schlimmer ging es ihm, wenn er von Arbeiterrechten und Arbeitsstunden reden wollte, wie dies in Europa ein so ergiebiges Thema ist, wenn man zu Leuten aus dem Volke spricht. Damit wußte Dschilali gar nichts anzufangen. Er besaß eine Eigenschaft, die es in Europa überhaupt nicht mehr gibt, die reine Dienstfreude aus Liebe zum gütigen und verstehenden Gebieter, die schönste und heiligste Freude des Menschen. Da mußte der Bu Schimrir verstummen, weil er erkannte, daß die Seele eines Arabers etwas anderes ist, als die Seele eines Europäers, und daß, was gut dem einen ist, dem anderen Torheit heißt. Er tröstete sich damit, daß Dschilali bald lernen würde, was Menschenwürde im europäischen Sinne ist, wenn er erst mehr von Europäern sähe. Aber siehe, der Bu Schimrir ertappte sich bei der Frage, ob dies Lernen zu wünschen wäre.

Unter diesen völkerpsychologischen Studien vergaß der Bu Schimrir indes keineswegs seinen Groll gegen den Gouverneur und die Notwendigkeit, seinen Stolz über diesen kalten Mann siegen zu lassen. Er dachte lange nach, auf welche Weise er trotz der Abweisung des Gouverneurs seinen Willen durchsetzen könnte, und es war in der Tat nur ein gewisser Mut vonnöten, um sich eine doppelte Genugtuung zu verschaffen, die des erfüllten Wunsches und die der befriedigten Rache.

Die Sache konnte leicht mit Hilfe eines Protegierten gemacht werden.

Der Bu Schimrir hatte, wie alle europäischen Kaufleute, zwei vornehme arabische Agenten im Lande, denen große Summen anvertraut waren, und die mit Pflügen, Aussaat und zum Teil auch mit Vieh in der Schuld des Europäers standen. Diese Schuld und die großen Geldsummen, die ihnen zum Ankauf von Waren vorgestreckt wurden, sicherten die Leute vor gewaltsamer Steuererhebung, stellte sie geradezu unter die staatliche Oberhoheit des Landes, denen ihr Protektor angehörte, und machte sie so unantastbar für maurische Behörden. Es war dies System der Protektion, das den Sultan um manchen steuerfähigen Untertanen betrog, nicht der geringste Vorwurf, den der Gouverneur von Mazagan den fremden Eindringlingen machte, und Protegierter sein, hieß von vornherein, den alten Mann zum bitteren Feinde zu haben. Konnte er gesetzlich nichts gegen solche Abtrünnige unternehmen, so gab es doch außergesetzliche Möglichkeiten, ihnen allerhand Schabernack anzutun, und der Gouverneur war nicht der Mann, eine einzige Gelegenheit dieser Art zu versäumen. So war die Feindschaft gegenseitig und leidenschaftlich. Sie war es, auf die der Bu Schimrir seinen Plan baute, und sie war es, die ihm hilfreiche Hand bot, ihn auszuführen.

Der vornehmste Schützling des Bu Schimrir war Uled Masusa, der Mann, der die weitesten Kornfelder, die fruchtbarsten Weingärten, die besten Bohnenäcker und die endlosesten Schafweiden in Elaunat besaß. Er wohnte in einem weißen Hause auf einem Hügel, der diesen ganzen Reichtum überblickte, und seine Sklaven, Freigelassenen und Verwandten wohnten in weitem Umkreis in Hütten und Zelten rings um das Haus und an den Flanken des Hügels hinab. Er war Herr einer halben Kabyle, denn das nächste Haus auf dem nächsten zwei Tagereisen entfernten Hügel gehörte seinem jüngeren Bruder, und das dritte einem ebenfalls jüngeren Vetter. Eine ganze Vasallenschaft stand ihm zu Gebote, und alle diese Gutsherren oder Clanälteste waren Protegierte großer europäischer Nationen und brauchten den Sultan nicht einmal zu grüßen, wenn sie es nicht für gut fanden. Daß der Ausfall solcher Steuerzahler empfindlich sein mußte, ließ sich denken. Daß deshalb die Stimmung zwischen diesen Leuten und jedem, der zur Regierung gehörte, keine friedliche sein konnte, durfte man ohne weiteres folgern. Der Bu Schimrir durfte auf einen guten Empfang rechnen, wenn er als Feind der Regierung kam und Verbündete in dieser Feindschaft suchte.

So ritt denn an einem der nächsten Morgen der Bu Schimrir und sein Gefolge von Magazinleuten über die grünen Hügel der Küstenlandschaft durch die sanftgewellten Gefilde Dukallas bis in das bergbegrenzte Land der Bohnen, das Elaunat. Er ritt ein starkes graues Roß mit wehender Mähne, und seine Begleiter, zu denen natürlich auch Dschilali gehörte, folgten auf Reittieren aller Art, die, stattlich oder armselig, wie sie auch sein mochten, alle durch wallende Schweife und Mähnen einen Schein von Pracht vortäuschten. Sie waren mit buntem Leder geschirrt und trugen ihre Reiter in hohen, leuchtend roten Sätteln. Die Gewande der Männer waren aus leichten weißen Wollstoffen, weit und reich, der Wind blähte sie und ließ flatternde Enden der langen Burnusse hoch über den Köpfen der Reiter wehen, und, stattlich oder armselig, sie waren alle licht und rein und in schönen Falten bewegt, so daß das Bild dieser Kavalkade wohl jedes

Auge entzückt hätte. Kam ebenes Land, so trieben die Leute ihre Pferde zu fröhlichem Galopp an, und diejenigen, die Flinten trugen — welcher Araber reitet je ohne Flinte über Land? — schwangen sie über den Köpfen und schossen sie im wilden Rennen ab, die Pferde dadurch zu neuer Lust aufpeitschend.

Der Bu Schimrir folgte langsamer und weidete den Blick an dem herrlichen Spiel bewegter Gestalten. Auch sein Pferd tänzelte und wollte mittun im erregten Wettkampf. Aber die Gedanken des Reiters waren zu finster, um an dieser Knabenlust teilzunehmen. Es ist keinem wohl, der einen Kampf aufnimmt, selbst wenn er des Ausganges sicher ist. Zorn und Haß sind eine ungesunde Atmosphäre, und der Bu Schimrir war wenig gewöhnt, darin zu atmen.-

In das strahlende Land hinein ging's, zwischen hohen Weizenwogen dahin, die stellenweise fast über den Köpfen der Reiter zusammenschlugen, an Henna- und Bohnenfeldern vorbei, durch Weinberge, wo die schweren Reben am Boden liegen und die riesigen, fleischigen Trauben wie schwarze Schildkröten sich auf der Erde wälzen. Überall eine Fruchtbarkeit ohne Grenzen, ein Schwellen und Überfließen der göttlichen Gaben ohnegleichen, unabhängig von Menschenfleiß und lohnender als dieser. Ein verlorenes Korn, das bei der Ernte zu Boden fällt, trägt zehn- bis siebzehnfältige Frucht, ohne daß der Boden dazwischen gedüngt würde. Der kleine hölzerne Pflug ritzt nur die oberste Schicht des Bodens, und diese Schicht trägt den unerschöpflichen Reichtum, der dies sorglose Volk nährt.

Der Bu Schimrir ertappte sich auf Gedanken, wie sie für einen wirtschaftlich gebildeten Europäer natürlich und verzeihlich sind: was könnten wir aus diesem Lande herausholen! Plötzlich schlug ihm das Herz ein paarmal wild auf. War er nicht eben im Begriffe, den ersten Hammerschlag gegen eine Mauer von Traditionen zu führen, die diesem „wir" wie eine eherne Brustwehr entgegenstand? Wenn es ihm gelang, das Gesetz der Stadtmauer zu brechen, wenn er die Einwanderung erleichtern half, indem er Platz schaffte für Ansiedlungen, war dann nicht das ganze Land der Kultur, der Auswertung seiner unerhörten Reichtümer geöffnet? Er sah mit Bestimmtheit voraus, daß sein Beispiel die allerschnellste Nachahmung finden würde, und waren erst einmal zwei Häuser vor der Stadt erstanden, so war kein Grund mehr, warum ihrer nicht zwanzig sein sollten. „O ihr herrlichen Felder, ihr segensreichen Hügel, welche Zeit unerhörter Ernten wird dann für euch beginnen! Tiefpflüge, Dünger und künstliche Bewässerung in trockenen Jahren: solltet ihr dann nicht mit königlicher Freude geben?"

So dachte ein europäischer Verstand. Aber die grünen Hügel schmiegten ihre weichen Falten um kleine friedliche Zeltdörfer, die goldenen Kornfelder neigten sich über sie hin, wie um sie zu schirmen, und wenn ein Europäer die Sprache einer fremden Natur verstehen könnte, würde der Bu Schimrir verstanden haben, daß sie sich ihrer gegenseitigen unverbrüchlichen Treue versicherten, die kleinen Dörfer und das reiche Land. Dem Dampfpflug und dem unersättlichen Gewinnbedürfnis des Europäers würde dieser Segen sich in Fluch wandeln, die freie Natur würde sich ihm nicht unterwerfen. — Der Bu Schimrir ritt ahnungslos in Gedanken, die einem Eroberer ziemten, seinem Ziele entgegen.

Gegen Mittag erreichte die Karawane eine Wasserstelle. Es wurde abgesattelt, ein Mahl bereitet, und, auf den blumigen Grund hingestreckt, genoß der Europäer liebevoll bereitete und vertraute Gerichte, von Dschilalis Hand dargeboten. Eine Vision von einem Hotel und vielen fremden und hassenswerten Menschen stieg eine Sekunde lang in des Bu Schimrir Seele auf: rief er nicht auch diese Dinge, er, der den Fortschritt rief? Aber es gibt die Möglichkeit, unangenehme Gedanken nicht zu Ende zu denken, und das tat der Bu Schimrir und ward sich seiner Sünde nicht bewußt.

Als es zu dunkeln begann und die kleine Reiterschar sich in geschlossener Reihe hielt, kam durch die Wildnis eines Myrtenwäldchens ein Mann auf einem Esel herangeritten. Es war ein vornehmer Mann, das sah man von weitem an der weiten Fülle seiner Gewandung, und das Gefolge des Bu Schimrir reihte sich in gefällige Ordnung, wie es sich zur Begrüßung eines Großen ziemt. Jetzt kam der Mann näher, und ein Willkommruf tönte hell durch die Dämmerung. Es war der Araber, den man besuchen wollte, es war Uld Masufa, der Blonde.

Uld Masufa sprang ab, eilte auf den Europäer zu und begrüßte ihn mit leuchtenden Augen. „Es beginnt zu dunkeln," erklärte er bescheiden sein Kommen, „und ich begann zu fürchten, Ihr möchtet den Weg verfehlen." Er begrüßte auch die Freunde des Bu Schimrir — wer hätte sie in diesem Augenblicke Diener oder gar Arbeiter nennen mögen? — ohne über ihre Zahl zu erschrecken, und er hieß sie willkommen und bot ihnen das Seine an, wie es Brauch ist. Dann begab er sich wieder an die Spitze des Zuges und ritt plaudernd neben seinem Gaste.

Dieser fragte nicht: „Woher weißt du, daß wir kommen?" Er kannte den schnellen und leisen Telegraphen der Wüste, und er hatte bei dem ersten Zeltdorfe, an dem er am Morgen vorbeigeritten war, schon sein sicheres, nie versagendes Wirken gespürt. Nein, in den Landen des Maghreb reitet kein Mann ungekannt auch nur eine Meile weit! In den ferneren Zeltdörfern hatten bereits Frauen mit Milchkrügen die Vorüberreitenden erwartet, und im letzten war ihnen Stroh und eine Zeltstelle angepriesen worden, für den Fall, daß sie ihre Reise unterbrechen wollten. Es war mit Sicherheit anzunehmen, daß Uld Masufa von der Ankunft der Gäste seit Mittag unterrichtet war und genau wußte, auf welcher Wegstrecke sie sich befanden.

Die frühe Nacht dieser Länder war schon fast eingefallen, da zeichneten sich plötzlich auf einem Hügelrücken vor den Reisenden zwei dunkle Reitergestalten regungslos wie Steinbilder von dem stahlblauen Horizonte ab. Lange Flintenläufe ragten senkrecht aus den hohen Sätteln auf. Als die Karawane sich näherte, donnerte es empor mit gewaltigen Pulverblitzen, dann drehten sich im Wirbel die langen Flinten hoch über den verhüllten Häuptern, und nun sprengten die Pferde den Hügel herab, wie nur Pferde dieser Lande bergab galoppieren können, und reihten sich, den schön gezogenen Bogen schließend, mit hellem Wiehern neben die Reittiere der Ankommenden. Das ist die Begrüßungszeremonie der freien Kabylen.

Im Hause, das weiß durch die Nacht schimmerte, harrte das Mahl für den Bu Schimrir. Auf tiefroten Teppichen standen hohe Messingleuchter, der sanfte Duft der Kerzen mischte sich mit dem würzigeren der Teekräuter, und die mächtigen Tonschüsseln, die auf kleinen Matten aus buntem Flechtwerk standen, sandten den Weihrauch des schwelgerischesten Genießens empor. Uled Masufa übernahm das Amt eines Truchseß, und der Bu Schimrir lag auf der Matratze hingestreckt wie ein Gott aus alten Zeiten und nahm Opfer entgegen. Die Feierlichkeit der Zeremonie brachen nur Uled Masufas warme Augen, die so blau waren wie die des Europäers, und die so viel echte und innige Freude über den Besuch ausstrahlten, wie nur die Bewohner der weiten Steppen sie empfinden

Straße in Assuan. Nach einem Gemälde von H. Heubner.



können. Als der Bu Schimrir sich gesättigt hatte, füllte sich langsam der Raum mit Gestalten Verwandter und Ebenbürtiger, und nun wich die Feierlichkeit ganz, und mit dem Schmausen der vielen kam ein Ton der Heiterkeit und die ganze Lust an Mitteilung und Ausforschen zu ihrem Rechte.

Und unter diesem Geplauder kam leise spürend auch der Plan des Bu Schimrir zu Worte, und er ward angehört, wie unbeachtet übergangen, dann wieder aufgenommen, um noch einmal mit einem Lächeln abgetan zu werden, aber er hatte Leben bekommen und arbeitete nun selbständig in den Seelen. Ein Haus vor der Stadt aus einem leeren Flügel des Magazins bauen, was konnte das für Folgen haben? Den Gouverneur reizen, einen jener langen und stillen Kämpfe entfesseln, der auf Jahre hinaus eine Nahrung der Streitlust sein konnte, das erregte schon ein wenig die Gemüter; das bohrte mit steigendem Verlangen nach der gefahrlosen Kurzweil. Man sprach von ganz anderen Dingen, aber man dachte mehr und mehr über diese stolze Belustigung nach. Und ehe der Abend zu Ende war, fühlte jeder sich im Herzen gewonnen. Das Haus des Europäers mußte gebaut werden.

Der Bu Schimrir drängte nicht nach einer ausgesprochenen Entscheidung. Er kannte dies Volk des Schweigens, und er wußte, daß er zu rechter Zeit hören würde, wie sein Anliegen aufgenommen worden war. Er hatte übrigens keinen Zweifel, daß seine Sache gewonnen sei. Man zeige mir einen Maghrebiten, der sich auch nur eine Sekunde lang besinnen würde, der Regierung einen Streich zu spielen! Es kam nun nur noch auf die Ausarbeitung des Planes im einzelnen an; und das war nicht schwer.

Unter der Schar seiner Sklaven hatte Uled Masusa Handwerker von jeder Art. Nicht alle, die in der Kabyle geboren werden, können im Hause und auf den Feldern Verwendung finden, man erzieht sie zu Kunstfertigkeiten, die sich lohnen, sichert sich einen Zehnten von ihren Verdiensten und läßt sie im übrigen ihr eigenes Leben leben. Nur daß sie in Leid und Glück mit dem Schicksale des Mutterhauses verbunden sind, daß sie im Alter da Zuflucht finden, und daß ihre Kinder wieder der Hörigkeit verfallen. Von solchen Sklaven, die zum Teil auch schon in Mazagan gearbeitet hatten, konnte Uled Masusa einen ganzen Stab senden, ein paar Maurer gewiß, einen Schreiner, einen Gipsarbeiter, der die feinen Wandornamente machte, und einen Handlanger für jede Arbeit. Die Steine, die nicht käuflich waren, der Kalk, der ein besonderes Monopol der Regierung und ohne Willen der Adulen nicht erhältlich war, die Bretter und Balken, soweit es deren bedurfte, mußten nachts auf heimlichen Wegen in die Nähe der Stadt gebracht und ins Magazin geschmuggelt werden. Wer kontrolliert denn Kamelsladungen? Und der ganze Bau selbst mußte erstehen wie in einem Märchen, so still und heimlich, daß kein Mensch in Mazagan davon erfuhr, ehe er fertig war. Als dies Wort fiel, machte der Bu Schimrir doch ein etwas ungläubiges Gesicht, und die Lustigkeit, die in den Augen der beratenden Männer aufflackerte, kam ihm wie Spott vor. Aber wenige Worte genügten, um ihm zu zeigen, daß die Zeiten von Tausendundeiner Nacht auch heute noch nicht vorüber sind. Das Magazin hatte meterdicke Mauern. Man konnte mancherlei drin vornehmen, ohne daß es von außen gehört zu werden brauchte; und der Bau mußte von innen her entstehen.

Es bedurfte zweier Teilwände und zweier Fenster, um den Schuppen in drei wohnliche Räume zu teilen, und diese Arbeit konnte in zehn Nächten gemacht sein. Es bedurfte einiger Türen und einiger Fensterrahmen, und diese konnten fertiggestellt und in den allerletzten Nächten eingefügt werden. Das erste Fenster, das auf den Hof blickte, würde Aufruhr erregen und den Gouverneur auf die Beine bringen. Deshalb mußte alles von innen fertiggemacht werden, und von den dicken Mauern mußte eine dünne Schicht vor den Fenstern stehenbleiben, die in der letzten Nacht bei dem Einsetzen der Fensterrahmen schnell entfernt werden konnte. Das Schwierigste war, während der ganzen Zeit des Bauens die arbeitenden Männer verborgen zu halten, im Verborgenen zu ernähren, im Verborgenen ihre religiösen Bräuche zu ermöglichen. Und dennoch wollte auch dies Wagnis den Uled Masusa kein Bedenken erwecken. Der Bu Schimrir konnte sich der Treue und Verschwiegenheit Dschilalis versichert halten. Mehr bedurfte es nicht. Die Uled Masusa glaubten es daraufhin wagen zu können.

Die Kerzen auf den hohen Messingleuchtern waren tief herabgebrannt, als man sich trennte. Die Männer der Kabyle verabschiedeten sich mit einem Lachen auf ihren Lippen, der Bu Schimrir tat es mit einem brennenden Gesicht und klopfendem Herzen. Für ihn war dieser Kampf wohl der erste seines Lebens, und er war nicht so berauscht von seinem Feuer, wie er voll Bitterkeit war durch den Groll, den er fühlte. Die Araber, des Krieges gewohnt und ohne Leidenschaft kämpfend, nur in der Freude des Überlegenheitsgefühles, genossen des fröhlichen Rausches und rüsteten sich zu einem Spiele, an dem sich der ganze Stamm noch jahrelang ergötzen wollte. Sie empfanden keinen Haß, niemand hatte sie verletzt. Aber sie liebten den Krieg, wie echte Ritter ihn lieben, und sie waren des Sieges so gewiß, wie Knaben, die einem Fuchse einen Hinterhalt bereiten.

9.

Was an jenem Abend im Hause der Uled Masusa Keim war, das trieb feine und schnelle Wurzeln und wuchs als Tat zur Wirklichkeit empor. Es fiel niemandem auf, daß der jüngste Masusa selbst mit seinen Bohnenkamelen nach Mazagan ritt, und daß der Bu Schimrir mit ihm alle Winkel des Magazins abschritt. Kein Blick der Vertraulichkeit bewies irgendeinem Beobachter ein getroffenes Übereinkommen. Und niemand war Zeuge der Unterredung, die der Bu Schimrir mit Dschilali hatte, und die des letzteren Nasenflügel den ganzen Abend nachher in der Freude eines gebändigten Raubtieres, dem eine Käfigtür geöffnet wird, vibrieren ließ.

Einige Tage später kamen werkkundige Sklaven der Uled Masusa in Mazagan an, wurden in dunkler Nacht von Dschilali in Empfang genommen und durch das Hinterpförtchen in jenen blumenüberwucherten leeren Hof geführt. Die alte Noalle mit dem kürbisberankten Dache war von Unrat gesäubert, einige Matratzen, eine Feuerstelle und ein wenig blinkendes Messinggerät machten sie wohnlich. Und nun begann im Innern des Magazins ein heimliches Schaffen. Am Balkendache baumelte ein Laternchen, das ein flackerndes Licht in den weiten und dunklen Raum warf. Es beleuchtete eine Hobelbank und die Wühlarbeit an dem dicken Gemäuer, an den Stellen der zukünftigen Fenster. Kalk und Ziegel hatten die braven Kamele, unter Bohnen verborgen, aus dem Elaunat herbeigeschleppt; das Abladen dieser Kamele war Dschilalis Sache allein gewesen. Holz war als Importgegenstand frei käuflich, und niemand hatte ein Recht, sich einzumengen, wenn ein Mann sich eine Ladung Bretter ins Magazin legt, um sie etwa mit späterem Vorteil wieder zu verwerten; nun sollten aus diesen Brettern die Teilwände aufgeführt werden, die die Lagerhalle in Zimmer zerschneiden sollten.

Es versteht sich von selbst, daß diese Arbeit nicht ohne Geräusch vor sich ging. Vorn auf dem großen Sok saß Wächter an Wächter vor den Magazintüren, die richteten sich auf und riefen einander Warnrufe zu, wenn Tritte von ferne hallten oder eine Maultierkoppel klirrte. Das Dröhnen der Hämmer, das Schürfen der Kelle, das Rauschen der Säge im Innern des Magazins mußte zu den Ohren dieser Wächter dringen, es mußte sie wecken, wenn sie ihren leisen, hellhörigen Schlaf schliefen, mochte es auch durch die dicken Mauern gedeckt sein und mochte auch der Flügel des Magazins, in dem der Umbau vor sich ging, völlig nach hinten und vom Sok abgewendet liegen. Die Möglichkeit des Gehörtwerdens hatte natürlich sowohl der Bu Schimrir als auch Uled Masusa und Dschilali erwogen, und es waren Gegenmaßnahmen ergriffen worden, lange, ehe das Werk begann. Der Madani war als Magazinwächter angestellt worden.

Der Madani war ein Neger, aber einer, von dem die Araber sagten, eine Jüdin hätte ihn mit dem Teufel gezeugt. Nichts von dem sanften, lautlosen Wesen der Besseren seiner Rasse war in ihm. Er war klein, etwas verwachsen, und trug einen mächtigen bärtigen Kopf mit Augen, die nie stät blickten, und einem Munde, der nicht schweigen konnte. Er war der lärmendste, schwatzhafteste, aufgeregteste Mann in der Hüttenstadt und trotzdem der verschwiegenste Hehler, wenn es sich um eine Spitzbüberei handelte, besonders dann, wenn sie gegen die Regierung gerichtet war. Hatte ein Mann sein Maultier zu Markte gebracht und vor aller Welt Augen eine größere Summe Geldes dafür erhalten, so gab er sie dem Madani zum Aufheben. Kam dann der Kaidsoldat in seine Hütte, den Zehnten zu fordern, so mochte er Truhen öffnen und Matratzen durchwühlen, er fand nichts und mußte dem Schwur des Mannes, er habe mit dem Gelde alte Schulden bezahlt, wohl oder übel Glauben schenken. Hatte ein Spanier Waffen ins Land geschmuggelt, so war es der Madani, der als Zollhausarbeiter die Kiste uneröffnet aus dem Zollhause brachte, und war ein Landaraber bei seinem Gouverneur in Ungnade gefallen, weil er zu wenig Steuern zahlte, so war es der Madani, der ihm die Protektion eines Deutschen, eines Italieners, eines Portugiesen verschaffte, weil er immer genau wußte, wer sich mit solchen Geschäften abgab. Trug aber ein Franzose Gelüste nach einem Kabylenmädchen, und geriet er unglücklicherweise dabei an den Madani als Vermittler, dann stieß er auf eine Tugend, so unbestechlich und felsenhart, daß er seine Wünsche aufgeben mußte, sollte ihn das entrüstete Geschrei des leidenschaftlichen kleinen Kobolds nicht auf Schritt und Tritt verfolgen; der giftigste Klatsch, von Madani ausgeheckt und verbreitet, verfolgte ihn ohnehin schon.

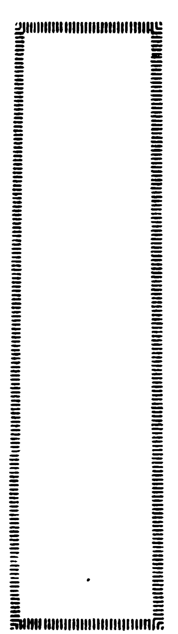
Nicht allein um dieser Eigenschaften willen war er indes vom Bu Schimrir zum Magazinwächter ernannt worden, sondern mehr noch wegen seiner an Besessenheit grenzenden Liebe zum Gesang. Wenn der Madani nicht aß oder schwatzte, so sang er. Da er wenig Schlaf brauchte, liebte er es, sich des Nachts als Wächter zu verdingen, aber seine Anstellung war stets von kurzer Dauer, weil er sein Amt allzu ernst nahm. Er schien nämlich der Ansicht zu sein, daß ein Wächter den Schlaf nicht sowohl behüten als bekämpfen müsse, und er sang die Nacht hindurch mit einer grellen, trompetenhaft schmetternden Stimme, die alles Lebende im weiten Umkreis wachhielt. Hunde begannen zu heulen, Gänse zu schnattern, Hähne zu krähen, wenn der Madani sang. Fluchen und Schelten tönte aus den Fenstern, doch pflegte dieses ihn kaum zu beirren. Verstummte er schon einmal erschrocken, wenn ein Lehmgeschoß, gegen ihn gezielt, vor seinen Füßen verprasselte, so fing er doch nach wenigen Minuten wieder an und sang inbrünstiger als vorher.

War ihm also durch die Mißgunst solcher, die schlafen wollten, sein Beruf in der Nähe menschlicher Wohnungen vergällt, so nahm er um so freudiger den Auftrag des Bu Schimrir an, draußen vor dem Magazin zu wachen. Dschilali unternahm es, ihn in die Absichten des Bu Schimrir einzuweihen und ihn zu anhaltendem Singen zu ermutigen. Er stellte ihm sogar Feuertopf und Teekessel zurecht und brachte ihm einen ganzen Zuckerhut, damit dem Verantwortungsreichen das stärkende Getränk nicht fehle. Der Madani verlebte die glücklichsten Nächte seines Lebens, einmal, weil er singen nicht nur durfte, sondern sollte, und dann, weil er durch seinen Gesang dem Gouverneur von Mazagan einen kleinen Ärger bereiten half.

Was der Bu Schimrir und Dschilali vorausgesehen hatten, geschah: die Wächter der umliegenden Magazine flüchteten und verlegten ihre Schlafstellen, die sonst vor den Toren lagen, in die Gassen und Winkel hinter den Magazinen, und zwar soweit als möglich von dem „Magazin des Gesanges“, wie sie es nannten, hinweg. „Der Madani wacht für uns alle!“ pflegten sie einander zuzurufen, wenn sie ihre Teekessel und Strohmatten aufrafften und davonliefen. Und Madani sang und sang, tausendmal die gleiche, scharf rhythmisierte Phrase von neun oder zwölf Tönen, langsam beginnend und mit steigendem Tempo, plötzlich abreißend, tiefer oder höher wieder einsetzend, auf einem Tone rastend, um mit verdoppelter Schnelligkeit die Rhythmen wieder einzuholen, und alles mit einem schnarrenden, grellen, harten Tone, der Steine zu durchsägen schien und dem keine Mauer Widerstand bot. Bis drei Uhr morgens nach europäischer Zeit, also bis eine Stunde vor Sonnenaufgang, pflegte der Madani sein Amt und seine Kunst; die Zeit las er an der Färbung des Himmels. Dann hielt er seine Pflicht für beendet, und das war auch die Zeit, in der die anderen Wächter sich zum Schlafe zusammenrollten oder in ihre Hütten heimgingen. Manchmal zogen um diese Zeit schon Kameltreiber auf dem Markte ein. Dann legte der Madani sich auf seine Strohmatte, zog den braunen Ziegenhaarmantel über den Kopf und schlief fest und schwer die zwei Stunden, die ihm für den Tag genügen mußten und bei seiner lebhaften Natur auch genügten. Die Werkleute im Innern des Magazins ließen dann auch Hobel und Hammer ruhen und legten sich zum Schlafe in die Noalle, bis Dschilali ihnen die heißen Morgenbrote und den Kuskussu brachte.

Nicht mehr als zwanzig Nächte dauerte dies heimliche Treiben, Nächte, in denen Negerfleiß schuf, was die doppelte Anzahl weißer Hände nun und nimmer geleistet hätte. Der Schutt aus den tiefen Fensterhöhlen diente zum Einebnen des verschlammten Fußbodens, Hunderten von Kröten ein schweres Herzeleid, dann deckten saubere Bretter Schutt und Krötenbrut zu. Die Fensterrahmen und Flügel waren rechtzeitig fertig, und in der letzten Nacht flog der dünne Rest des Mauerwerks in den Hof, die Rahmen wurden eingepaßt und verschmiert, wie eine Zauberhand strich die Kelle, der Maurer an jenem Fenster suchte den Maurer an diesem Fenster zu überflügeln, und beim Serniarufe waren beide Fenster sauber eingefügt und entbehrten nur noch der Glasscheiben. Die Sonne schien in zwei reinliche Gemächer mit harzduftenden Bretterwänden, aus denen Dschilali eben die letzten Hobelspäne hinausfegte. Der Madani hatte an diesem Tage seine zwei Stunden Schlaf geopfert und war mit den Sklaven des Uled Masusa zusammen nach dem Elaunat aufgebrochen.

(Fortsetzung folgt.)





Das Ehepaar Manns in Berlin, das vor kurzem seinen 70. Hochzeitstag beging. Der Ehemann ist 96, seine Lebensgefährtin 90 Jahre alt. Photothek.

Unvergängliche Menschen

Von Dr. med. Adolf Heilborn (Hierzu sieben Abbildungen)

Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, singt der Psalmist und wird damit die Erfahrung von Generationen ausgesprochen haben. Auch die Statistik unserer Tage lehrt, daß die normale Grenze, die die Natur dem Menschenleben gezogen hat, um das 75. Lebensjahr zu suchen ist; sie lehrt uns zugleich aber auch, daß von diesem Zeitpunkt an die Sterblichkeit bis zur äußersten Grenze der Langlebigkeit herabfällt. Zu allen Zeiten hat es daher Menschen gegeben, die jene Norm der Lebensjahre überschritten, und die Phantasie hat sich immer bewundernd und rätselnd, staunend und übertreibend mit solchen „unvergänglichen Menschen" beschäftigt. Schon die Bibel weiß von langlebigen Menschen mancherlei zu berichten, voran von Methusalem, der 969 Jahre alt geworden sein soll. Homer rühmt von Nestor, er habe „drei Menschenalter", also 3×75 Jahre etwa, gelebt, und dem Illyrier Dando und einem König der Lakmenier maßen die Alten sogar ein Alter von fünf und sechs Jahrhunderten zu. Das sind sicherlich phantasievolle Übertreibungen und Fehler der Zeitrechnung. Aber es gibt aus weniger entfernten Epochen Nachrichten von langlebigen Menschen, Berichte, die mehr Vertrauen verdienen und denen zufolge manche Menschen ein Alter von 150 Jahren und darüber erreicht haben. Forscher wie Metschnikoff, Ebstein, Pritchard u. a. m. haben sich mit diesen Fragen eingehend beschäftigt, und wir finden bei ihnen mancherlei bemerkenswerte Angaben darüber. Kentigern, der Gründer der Abtei Glasgow, soll 185 Jahre alt am 5. Januar 600 gestorben sein. Dasselbe Alter soll ein ungarischer Bauer Peter Zortay erreicht haben, der 1539 geboren wurde und 1724 starb. Die ungarische Chronik des 18. Jahrhunderts weiß mehrfach von Todesfällen im Alter von 147 bis 172 Jahren zu berichten. Der Norweger Drakenberg erreichte ein Alter von 146 Jahren. Aus der Lebensgeschichte dieses „alten Mannes des Nordens" sind uns einige Daten aufbewahrt worden, über die zeitgenössische Berichte vorliegen. So lebte er 15 Jahre in Gefangenschaft afrikanischer Seeräuber und war 91 Jahre lang als Matrose tätig. Er starb im Jahre 1772. Sehr gut unterrichtet sind wir über den englischen Bauern Thomas Parr, der 1635 in London starb und in der Westminsterabtei beigesetzt wurde. Bis zu seinem 130. Jahre verrichtete er in Shropshire, woher er gebürtig, schwere Bauernarbeit. Da wurde er von König Jakob aus seinen

Die 119 Jahre alte Witwe Josephi Eder, die älteste Frau in Deutschland.

einfachen Verhältnissen an den Hof verpflanzt, und infolge der ungewohnten üppigen Kost starb er bald, im Alter von 152 Jahren und 9 Monaten. Harvey, der berühmte Entdecker des Blutkreislaufs, machte die Sektion, die die überraschende Tatsache zeigte, daß keines der lebenswichtigen Organe verletzt war. Nicht einmal die Rippenknorpel waren verknöchert, sondern noch so elastisch wie bei einer jugendlichen Person. Nur das Gehirn erschien „verhärtet". Hieronymus v. Brunschwigk, der Begründer der deutschen Chirurgie, erreichte ein Alter von 110 Jahren (1424—1534). Pritchard erwähnt Neger, die 115 bis 160 Jahre alt wurden, Chemin eine Karolineninsulanerin, die 1855 im Alter von 140 Jahren starb. Fälle, in denen Menschen über 100 Jahre alt wurden, kennen wir in großer Zahl. Merkwürdigerweise befinden sich darunter auch Personen, die keineswegs durch Gesundheit während der Lebensdauer ausgezeichnet waren, und selbst Anormale. So erwähnt Metschnikoff eine Frau, Nicoline Marc, die 110 Jahre alt im Jahre 1760 zu Boulonais starb. „Seit ihrem zweiten Lebensjahre war ihr linker Arm verkrüppelt. Ihre Hand war hakenförmig gegen den Arm gebogen. Sie war bucklig und dermaßen gekrümmt, daß sie kaum größer als 1,20 m erschien." Fügen wir gleich hier hinzu, daß Frauen im allgemeinen langlebiger sind als Männer, was ja auch der erfahrungsgemäß überhaupt größeren Sterblichkeit des männlichen Geschlechts entspricht, und vom Volksmunde nicht gerade galant mit dem Worte bestätigt wird, alte Weiber haben sieben Leben und sieben Seelen.

Die 100 Jahre alte Frau Anna Brüsewitz, die zweitälteste Berlinerin. Phot. R. Lennecke.

So sind denn auch die meisten der uns aus letzter Zeit bekannt gewordenen unvergänglichen Menschen Frauen. Als „älteste Frau Deutschlands" darf wohl die 119 Jahre alte Josephi Eder aus der Umgegend von Passau gelten. Wie unsere Aufnahme — ein Winterbild im Freien — zeigt, ist die Greisin noch recht rüstig. Die „älteste Frau Englands", Mrs. Lister, feierte kürzlich in Lincoln ihren 105. Geburtstag. Am Tage vorher wohnte sie einer mehrstündigen Sitzung in einem der von ihr geleiteten Wohltätigkeitsvereine bei; nach Hause begab sie sich, obwohl es stark schneite und die Entfernung eine halbe Stunde betrug, zu Fuß. Vor ihrem Hause, so berichten die englischen Zeitungen, wurde ihr eine große Überraschung zuteil. Man hatte die Fassade mit Blumen geschmückt, der Lordmayor von Lincoln hatte sich mit dem Alderman zur Begrüßung eingefunden und überreichte der Greisin einen goldenen Pokal, der mit erlesenem, altem Weine gefüllt war. Mrs. Lister leerte den Pokal bis auf die Nagelprobe; das hat der greisen Dame ebensowenig geschadet wie all die zahlreichen Aufregungen, die der Geburtstag mit sich brachte. In Berlin leben heut drei Hundertjährige. Die jüngste von ihnen wird im Januar des nächsten Jahres hundert Jahre alt. Bis zu ihrem 90. Jahre hat sie sich als Wirtschafterin und Aufwärterin ihren Lebensunterhalt verdient; auch heute noch bedarf sie für



Fünf Generationen. (Aufgenommen im Jahre 1907.) Die Ururahne, Frau Medizinalrat Dr. Kaiser, stand damals im Alter von 92 Jahren; ihre Tochter, die Urahne, die 70 Jahre zählte, ist Frau Justizrat Dr. Gebser. Die Ururahne besaß vier Enkel; die älteste Enkelin war damals 49 Jahre alt. Achtzehn Urenkel waren vorhanden, außerdem zwei Ururenkel. Auf dem Bilde sehen wir außer der Ururahne und der Urahne die Großmutter und deren Tochter: die junge Mutter mit ihren beiden Kindern. Die Familie stammt aus Thüringen.



Frau Robineau, die 107 Jahre alt wurde, mit ihrem Sohn, Enkel, Ur- und Urenkel.



Der Berliner Flickschneider Alexander Hoberg und seine Ehefrau, die zusammen 195 Jahre alt sind; der Ehemann zählt 94, die Frau 101 Jahr

ihre Person keiner fremden Hilfe. Frau Anna Brüsewitz, die zweite, wird im September 100 Jahre alt. Seit der Revolution ist sie bettlägerig, aber nicht eigentlich krank und geistig noch leidlich rege. Aus Schreck darüber, daß der deutsche Kaiser nach Holland geflohen, erzählte sie einem Journalisten, habe sie sich legen müssen. Die älteste Berlinerin, die bereits das Jahrhundert überschritten hat, ist die am 20. Januar 1820 in Rußland geborene Frau Marie Hoberg. Sie ist noch völlig rüstig — der Besucher traf sie gerade beim Wäschewaschen — und ihr um sieben Jahre jüngerer Ehemann vermag den Haushalt noch durch Flickschneiderei zu bestreiten. Der Vater Hobergs hat übrigens ein Alter von 127 Jahren erreicht. Durch Metschnikoffs Untersuchungen berühmt geworden ist die 1907 im Alter von 107 Jahren verstorbene Französin Frau Robineau, die in der Umgebung von Paris wohnte. Als Metschnikoff sie 1903 besuchte, traf er in ihr „eine kleine, magere Dame mit gekrümmtem Rücken an, die sich beim Gehen auf einen Stock stützte. Der physische Zustand“, schildert er weiter, „zeigt einen bedeutenden Verfall. Sie hat nur noch einen Zahn. Sowie sie einige Schritte gemacht hat, muß sie sich setzen; in einem bequemen Stuhl aber kann sie lange sitzenbleiben. Die Gesichtszüge zeugen von ihrem hohen Alter, trotzdem die Haut nicht gar so sehr gerunzelt ist. Die Haut der Hände ist so durchscheinend geworden, daß man die Knochen, Sehnen und Adern deutlich sieht. Frau Robineaus Sinne sind bedeutend geschwächt: sie sieht nur noch auf einem Auge; Geschmack und Geruch sind nur noch im schwächsten Maße erhalten. Die Verbindung mit der Außenwelt hält im wesentlichen das Gehör aufrecht, das jedoch auch die charakteristische Veränderung des Greisenalters zeigt: völlige Taubheit für sehr hohe Töne, geringere für tiefe Töne. Trotz ihrer physischen Schwäche hat Frau Robineau ihre Intelligenz in hohem Maße bewahrt. Sie zeigt ein sehr feines Gefühlsleben; sie ist sehr zartfühlend und von rührender Herzensgüte. Im Gegensatz zu der verbreiteten Meinung vom Egoismus der Greise ist Frau Robineau voll Rücksicht für ihre Nächsten. Ihr Gespräch ist verständig und durchaus logisch. Sie hat stets sehr einfach gelebt, ein richtiges Familienleben geführt, die Häuslichkeit geliebt und nicht viel Verkehr gesucht.“ Nach ihrem 106. Geburtstage erlitt ihr Verstand eine plötzliche Schwächung, sie verlor das Gedächtnis oft vollständig und sprach oft unvernünftig. Unser Bild zeigt die Greisin in ihrem 102. Lebensjahr mit den vier Generationen ihrer Nachkommenschaft. Vollends fünf Generationen vereint das Familienbild der Frau Medizinalrat Kaiser, das die Greisin im Alter von 92 Jahren uns vor Augen führt. Auch deren Mutter hatte mit 93 Jahren das seltene Glück, an der Spitze von fünf Generationen zu stehen.

Peter Huber von Ensheim in der Pfalz, der ein Alter von 102 Jahren erreichte.

Diese und ähnliche Fälle scheinen zu beweisen, daß Langlebigkeit erblich ist, wie schon der alte Schweizer Physiologe und Dichter Albrecht v. Haller verfocht. In der Tat kennen wir manche verbürgte Beispiele hierfür. So erreichte der Sohn von Thomas Parr ein Alter von 125 Jahren. Und wenn wir mit der modernen Physiologie (Cohnheim, Verworn, Minot) Tod und Sterben („Nekrobiose“) als eine Entwicklungsphase des Lebens betrachten, wenn also der Keim des Todes wie der aller der ungezählten, aufeinander-

folgenden Entwicklungsstadien immer in der ganzen vorausgehenden Entwicklung bereits geborgen ist, erscheint die Vererbung der Langlebigkeit durchaus natürlich, so selbstverständlich wie irgendeine andere vererbte Eigenschaft (Haarfarbe, Nasenform, geistige Anlagen usw.). Andererseits läßt sich aber auch wieder nicht bestreiten, daß häufig genug Eheleute, die nicht miteinander blutsverwandt sind, gemeinsam ein hohes Alter erreichen, was nur durch gleiche äußere Lebensbedingungen erklärlich ist. Es seien aus der reichen Literatur darüber folgende Beispiele hier angeführt: Anna Barak starb 123 Jahre alt in Rzizmanitz (Mähren); ihr Gatte war ihr, 118 Jahre alt, um zehn Jahre im Tode vorausgegangen. Ein Ehepaar Gallot starb 1866 in Vaugirad innerhalb zweier Tage: der Mann 105 Jahre und 4 Monate, die Frau 105 Jahre und 1 Monat alt. In Konstantinopel lebte 1896 ein ehemaliger Militärarzt Christaki, 110 Jahre alt; seine Gattin zählte 95 Jahre.

Es wäre für die Frage der Lebensverlängerung gewiß interessant, die äußeren Verhältnisse, die Langlebigkeit fördern, näher kennenzulernen. Darüber sind wir aber noch völlig im unklaren. Tatsache ist nur, daß im allgemeinen eine niedere Kulturstufe der Langlebigkeit günstiger zu sein scheint als die Aufregungen unserer modernen Zivilisation. Wenigstens ließ sich feststellen, daß in den Balkanstaaten und in Rußland mehr Hundertjährige leben als in Westeuropa. Und ebenso sicher scheint es, daß Mäßigkeit im Lebensgenusse — oft genug erzwungene Mäßigkeit — das Leben verlängert. Die meisten der unvergänglichen Menschen sind arme oder wenig begüterte Leute. Doch gibt es auch hier Ausnahmen zur Genüge. Sir Moses Montefiore, der bekannte jüdische Philanthrop, war Millionär und erreichte gleichwohl ein Alter von 101 Jahren. Carnegie wurde 82 Jahre alt, Rockefeller ist ebenso alt. Man hat die Kulturgifte, den Alkohol, Kaffee und Tabak, häufig beschuldigt, das Leben zu verkürzen. Zu Unrecht, wie die nachstehenden Angaben lehren. Der Chirurg Politiman, der 1825 im Alter von 140 Jahren starb, pflegte sich seit seinem 25. Lebensjahre allabendlich zu betrinken, nachdem er tagsüber seine Operationen gemacht hatte. Katharina Reymond starb 1758 im Alter von 107 Jahren und „trank viel Wein". Das Dorf Chailby (Côte d'Or) ist in Frankreich dasjenige, das den meisten Alkohol verbraucht. Im Jahre 1897 zählte es unter seinen 523 Einwohnern nicht weniger als 20, die über 80 Jahre alt waren. Die Savoyerin Elisabeth Durieux wurde 115 Jahre alt. „Ihre Hauptnahrung war Kaffee, von dem sie täglich bis zu 40 Täßchen trank." Der Franzose Roß, der 1896 seinen 102. Geburtstag feierte, war ein „eingefleischter Raucher". 1897 starb in La Carrière die Witwe Lazennor, 104 Jahre alt; sie lebte nur von Almosen, „aber von jung an rauchte sie Pfeife". Die Zahl solcher Ausnahmen ließe sich noch bedeutend vergrößern.

Was Metschnikoff für die Sinnesorgane der Frau Robineau feststellte, gilt ziemlich allgemein für die unvergänglichen Menschen. Ziemlich allgemein ist auch ein Nachlassen der geistigen Regsamkeit im Greisenalter zu beobachten. Und doch auch hier kennen wir sehr bedeutsame Ausnahmen; es braucht ja nur an Tolstoi (gestorben zweiundachtzigjährig), Bismarck (gestorben dreiundachtzigjährig), Haeckel, der mit 85, Menzel, der mit 90, und Moltke, der mit 91 Jahren starb, erinnert zu werden.

So birgt denn das Problem der Langlebigkeit noch manche Rätsel für uns, und noch immer schwebt um die „unvergänglichen Menschen" die Gloriole des Geheimnisvollen.

Lieder des Sommers

Blühende Nacht. Von Fritz Kudnig

Alles schläft. Kein Laut.
Ich fand nicht Ruh';
denn durch mein weit geöffnetes Fenster blaut
die blühende Nacht . . .
Hinter den Hügeln zwischen den träumenden Bäumen erwacht
der Mond . . . Der schaut
mit großen verwunderten Augen zu:
wie meiner Seele farbenprächtige Flügel sich blendend entbreiten
und sich hinaufschwingen in die goldgesternten Unendlichkeiten.

Unter Sommerbäumen. Von Charlotte Ball

Unter Sommerbäumen wacht
Eine Nachtigall allein.
Rosenduft zieht durch die Nacht,
Wiegt die Welt in Schlummer ein.

Aus des Abends Sternenkranz
Fallen Träume immerfort —
Von des Tages Sonnenglanz
Blieb ein kleines Liebeswort.

Sommerhelle. Von E. v. Weitra

Ach — alle diese märchenschöne Helle,
So köstlich mich und sonnenwarm umzitternd —
Quillt sie aus deines Haares blonder Welle?
Mit reifem Ährenglanze mich umwitternd?

Wie Schwalbenlaute streift mich wonniglich
Dein Gruß — und jeder Blick ist Duft und Blüte —
Und wie ein selig Trunkner ruhe ich
Im Blumenschimmer deiner Frauengüte!

Die Nachtigall. Von Theodor Storm

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

Sie war doch sonst ein wildes Kind;
Nun geht sie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet still der Sonne Glut,
Und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

Aus Storms Gedichten, erschienen in Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6080-81



Der Bauerndoktor. Nach einem Gemälde von E. Harburger.

Der Lebensretter. Skizze von Hans Bauer

Konrad Haferstroh sitzt verstört an seinem Schreibtisch. Er hat dies Leben namenlos satt. Dies Leben ohne Freunde, Zukunft, Erlebnisse. Er ist entschlossen, es in wenigen Minuten zu beenden. Er ordnet noch etwas an seinen Papieren. Dann legt er sich an die Lehne seines Stuhles und starrt ins Leere. Müde richtet er sich wieder hoch, öffnet ruhig, ganz ruhig eine Schublade seines Schreibtisches, kramt einen Strick aus ihr hervor, steht auf, nimmt einen Stuhl, führt ihn unter den Kleiderhaken an der Tür, besteigt den Stuhl, befestigt das Strickende, fügt eine Schlinge, steckt langsam den Kopf hindurch, will eben mit unsagbarer Willenskraft den Stuhl abwippen — als seine Zimmertür aufspringt und ein Kerl mit schwarzer Gesichtsmaske und einem vorgehaltenen Revolver hereinstürzt.

„Kein Wort!" brüllt er in die Stube, „oder ich schieße!"

An Konrads Ohr klingen die Worte wie aus unendlicher Ferne. Ein Mensch — ein Mensch außer ihm hier... Er stiert auf den Kerl. Seine Gedanken sind schon so allem Erdentreiben entrückt, sein Hirn ist schon so angefüllt mit dem Willen zum Tod, daß er nicht gleich begreift.

Der Einbrecher hat nun Konrad gesehen. „Kein Wort!" brüllt er noch einmal. „Kein Wort, oder ich schieße! Den Schlüssel zum Geldschrank her!" Und er geht auf Konrad zu und hält den Revolver auf ihn angeschlagen und wird wohl nun erst recht die Seltsamkeit der Lage gewahr, in der sich Konrad befindet, und stockt und fragt erstaunt: „Was soll denn das... Was tun Sie denn da..." Und er wird doch gleich wieder mißtrauisch, hält alles für Komödie und sagt: „Den Schlüssel her! Ich zähle bis drei!"

„Schießen Sie!" fleht Konrad. „Schießen Sie! Oder ich schreie!" Und als ob er den Tod gleich auf zweifache Weise herbeirufen wolle, schiebt er mit den Füßen den Stuhl von sich.

Der Einbrecher springt an Konrad heran, reißt mit einem mächtigen Ruck an dem Strick den Kleiderhaken aus der Wand und legt Konrads Kopf aus der Schlinge.

Konrad stürzt dem Einbrecher vor die Füße: „Haben Sie Achtung vor dem Tode! Ich will nicht mehr leben! Lassen Sie mich sterben! Schießen Sie! Ich flehe Sie an! Schießen Sie, oder ich schreie, daß das Haus zusammenläuft!"

Der Einbrecher ist ratlos. Schließlich steckt er zögernd seinen Revolver in die Tasche, legt seine Rechte leicht auf Konrads Mund und stottert heraus: „Seien Sie vernünftig — Ich... ich meine es nicht schlecht... Das ist ja Narrheit, was Sie reden!" Und plötzlich packt er Konrad, hebt ihn hoch und trägt ihn auf die Chaiselongue. Bleich, unendlich ermattet, bleibt Konrad ruhig liegen. Der Einbrecher sieht auf einem Regal eine Flasche mit Kognak stehen. Er geht auf sie zu, gießt aus ihr in ein Wasserglas, setzt es Konrad an den Mund. Konrad trinkt. Er ist ganz willenlos geworden. Läßt alles mit sich geschehen. Eine Weile herrscht beklommenes Schweigen. „Warum wollen Sie sich denn das Leben nehmen?" fragt dann der Einbrecher. Konrad antwortet leise, er sei ein alter Mann, habe keinen Anhang mehr und sei überhaupt dieses Lebens grenzenlos müde.

Der Einbrecher fragt lauernd: „Aber Sie sind doch ein reicher Mann?"

Ein ganz schwaches Lächeln fliegt über Konrads Gesicht. „Reich bin ich nie gewesen. Ich habe nur so viel, daß ich sorglos leben kann."

Der Einbrecher setzt noch einmal das Kognakglas an Konrads Lippen. Konrad trinkt wieder. Dann versucht der Einbrecher zu trösten. „Nun ja," sagt er, „sorglos leben können: Ist das nicht auch viel! Wie viele können das nicht!" Und er setzt sich auf einen Stuhl und erzählt von sich. Oh, bei ihm, da sei es auch schon zuweilen nahe daran gewesen, daß er Schluß machen wollte. Damals zum Beispiel, als er das erstemal habe sitzen müssen. Da habe er sich auch schon in seiner

Zelle erhängen wollen. Aber im letzten Moment sei er doch noch klug geworden. Es wird auch einmal wieder anders, habe er gedacht. Es kommt auch wieder bessere Zeit. Heute bereue er es wahrhaftig nicht, daß er damals gescheit gewesen sei. Immer mehr redet der Einbrecher auf Konrad ein. Immer überzeugender bemüht er sich, seine Begründungen zu gestalten. Überhaupt: Lebensmüde! Was heiße denn das! Das sei eine Stimmung, die vorüberfliege. Morgen denke er gewiß anders. Morgen werde er ihm dankbar sein, daß er ihn vom Tode gerettet habe! Der Einbrecher setzt noch einmal das Glas an Konrads Mund. Der trinkt willig. Die blasse Farbe seiner Wangen bedeckt sich mit dünnem Rot. Konrad atmet wieder tiefer. Das Bewußtsein ist wieder ganz in ihn zurückgekehrt. „Was soll das eigentlich nun alles?" fragt er den Einbrecher. „Sie kommen doch...."

„Reden wir nicht davon," fällt ihm der Einbrecher ins Wort. „Herr Gott, man ist doch so human! Gewiß, eigentlich kam ich hierher... aber lassen wir das! Wo es um ein Menschenleben geht, setzt man Geschäftsrücksichten schließlich hintan. Fühlen Sie sich wohler? Soll ich Ihnen noch eine Decke holen?"

Nein, es gehe auch so.

Da klingt von der Straße herauf ein kurzer Pfiff. Der Einbrecher stutzt. Greift dann an seinen Kopf. „Hab' ich jetzt bald vergessen, daß meine Tochter..."

Er eilt an das Fenster. Öffnet es. Flüstert etwas auf die Straße hinab. Geht dann zu Konrad zurück. Sagt wie zur Entschuldigung: „Annette, meine Tochter, steht unten Schmiere. Das arme Ding ängstigt sich, wenn ich nicht wiederkomme. Sie gestatten, daß ich sie heraufgerufen habe."

Konrad läßt alles mit stillem Staunen und tiefer Ergebung über sich ergehen.

Da knistern schon Annettes Schritte. Der Einbrecher geht ihr bis zum Korridor entgegen. Ruft ihr leise den Weg zu. Im Zimmer klärt er sie schnell über die Lage auf. Und nun, nun sei es ihre besondere Pflicht als Frau, sich des Erschöpften anzunehmen. Dabei gibt der Einbrecher Annette einen leichten Stoß in die Rippen und sieht sie aufmunternd an. Annette scheint zu erfassen, was das bedeute. Sie setzt sich zu Konrad auf die Chaiselongue und legt die Hände auf seine Stirn und fragt, ob er Kopfweh habe. Konrad verneint. Er fühle sich leidlich wohl. Der Einbrecher lacht: Wie bunt das Leben sei! Wenn er nun nicht hier hätte einbrechen wollen, dann hinge der Herr Haferstroh jetzt dort am Haken und stecke die Zunge heraus, und morgen kämen die Leute und schlügen die Tür ein und fänden ihn und erschreckten sich vor ihm. Denn so ein Toter — ein schöner Anblick sei das nicht. Annette schüttelt sich: Brrr. Wie er aber nur auch auf so etwas hätte kommen können! Das elendste Leben sei besser als der schönste Tod und gar als ein so schlechter Tod. An einem Faden baumeln. Brrr. Er müßte das Lustigwerden wieder lernen. Dabei nimmt sie Zigaretten aus einer Tasche und steckt sich eine an und schiebt Konrad eine in den Mund. Der Einbrecher gießt immer noch einmal Kognak in das Glas. Konrad wird allmählich munterer, und wie seine Gäste immer freundlicher auf ihn einreden, vergißt er das Vergangene und findet Freude an der Eigenart der Situation. Und wie gar Annette, die hübsche junge Annette, ihre Arme um ihn, den alten Mann, schlingt, da schlägt sein Herz, und er fühlt, daß der Einbrecher nicht ganz zu Unrecht sagt, daß so ein Einsamer wie er natürlich auf dumme Gedanken kommen mußte! Eine Frau gehöre zu ihm und Gesellschaft! Er könne es sich doch leisten!

„Woher wissen Sie denn das?" fragt Konrad.

„Woher? Geschäftsgeheimnisse gebe ich nicht preis! Aber was ist das jetzt auch von Belang!"

Von irgendeiner Turmuhr schlägt es zwölfmal in die Nacht. Als Reaktion auf seine Todesbereitschaft ist in Konrad allmählich eine laute Fröhlichkeit erwacht. Annette unterstützt sie aufs beste. Sie wird nicht müde, Konrad über das Haar zu streichen, sich um ihn zu bemühen. Der Einbrecher malt von Zeit zu Zeit und zur Abschreckung das düstere Bild eines toten Konrad am Kleiderhaken, das sich jetzt böte, wenn er nicht rechtzeitig gekommen wäre.

Konrad will nichts mehr davon hören.

Der Einbrecher betont nur noch stärker, ein wie großes Übel der Tod sei, und erzählt von Leuten, die die Todesqual besonders furchtbar gefühlt hätten.

Konrad wehrt ab und wird immer fröhlicher und immer fröhlicher und bekennt, daß er die größte Dummheit seines Lebens hätte begehen wollen.

Da drückt ihm Annette einen Kuß auf. Konrad strahlt.

„Hätten Sie jetzt noch Lust, an dem Haken zu zappeln?" fragt der Einbrecher.

„Um alles in der Welt nicht," legt Konrad seine Hand aufs Herz. Und wieder ist Annette auf dem Posten und hebt das Glas und prostet Konrad zu, und der erwidert. Und wie er wieder absetzt — da hat der Einbrecher seinen Revolver aus der Tasche gezogen und ist auf ihn zugeschritten und reißt Annette von seiner Seite und sagt hart und scharf: „Dann geben Sie mir jetzt vielleicht den Geldschrankschlüssel! Heraus damit! Beim Teufel! Ich schieße bei drei! Und das wäre jetzt wohl etwas unangenehmer als vorhin! Eins..."

Konrad ist starr vor Schrecken und will etwas sagen.

„Ruhe!" befiehlt der Einbrecher. „Ich weiß, daß Sie seit vorgestern 40000 Mark im Hause haben. Ich bin genau informiert. Ich schieße, wenn Sie den Schlüssel nicht geben."

Konrad wankt, von dem Revolver des Einbrechers verfolgt, auf seinen Schreibtisch zu, öffnet ein Kästchen, entnimmt ihm einen Schlüssel, gibt ihn zitternd dem Einbrecher.

Der Einbrecher stürzt auf den Schrank zu. Öffnet ihn. Der Schrank ist leer. „Wo ist das Geld?" schreit der Einbrecher und packt Konrad an der Gurgel.

„Das Geld," stottert der, „die 40000 Mark, die habe ich heute nachmittag auf die Bank geschafft, weil ich mir doch das Leben nehmen wollte."

„Sie lügen! Das Geld heraus! Es ist hier versteckt!"

Konrad weist schüchtern auf den Schreibtisch. „Dort liegt die Quittung!"

„Was haben Sie sonst hier an anderem Geld oder an Schmucksachen?"

„Gar nichts. Die Schmucksachen habe ich zu Geld gemacht und dieses mit allem anderen zusammen auch auf die Bank geschafft, damit die Erbschaftsdinge leichter zu regeln wären."

Der Einbrecher jappt nach Luft. Konrad bietet dem Einbrecher an, die ganze Wohnung zu durchsuchen. Er könne mitnehmen, was er wolle, denn schließlich sei er ihm zu Danke verpflichtet. Er habe ihm das Leben gerettet.

Der Einbrecher knirscht, er sei nur auf Gelddiebstahl eingerichtet und schnauzt schließlich: „Komm, Annette!" und sagt: „Das ist ein verfluchtes Haus!" und wirft die Tür ins Schloß.

Konrad hebt, wie er wieder allein ist, die Arme hoch in die Luft und hat eine unsägliche Freude auf dem Antlitz stehen. Dann erbarmt er sich des Strickes, der noch immer auf dem Boden liegt und wirft ihn zum Fenster hinunter, daß der Einbrecher ein Andenken habe oder nach Belieben sich selbst an ihm aufhänge.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 28. Juni 1921 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

Das sterbende Volk

Roman von Grethe Auer (Fortsetzung)

Als die Sonne vollends aufgegangen war, beschien sie einen Menschenauflauf hinter dem Magazine des Bu Schimrir. Schnell fliegt eine willkommene Kunde durch die Gassen der Hüttenstadt, ein Zischeln und Kichern ging von Zaun zu Zaun, und was Mann hieß stand nun vergnügt und erwartungsvoll um das Wunder dieser zwei plötzlich entstandenen Fenster, aus denen sich eine unterhaltende Fehde für manches Jahr entwickeln konnte, wenn Allah gnädig war. Kopf an Kopf stand die Menge im Hofe und auf der Gasse.

Dschilali tat, als sähe er Luft, brachte einen Topf mit schöner blauer Ölfarbe herbei und begann die Fensterrahmen zu streichen.

Aus dem Innern des Magazins trat der Bu Schimrir und winkte der Menge ein lachendes „Marhababikumm" („Willkommen!") zu. Er wußte, daß sich keiner von der Stelle rühren würde, bis nicht der Gouverneur erschien und der Anfang des Kampfes sich hier vor ihren Augen entrollen würde. Er zweifelte auch nicht, daß der Gouverneur längst benachrichtigt war, und daß sein Erscheinen in der nächsten Minute erfolgen konnte. Dann gab es ein Turnier mit allerfeinsten Waffen.

Nach einer Weile ging ein leises Wogen durch die Massen, eine Gasse bildete sich ohne viel Bewegung, es war nur wie das fernste Nachebben einer Welle, die vorüber war. Der Gouverneur erschien. Sein Haik aus schleierzarten Wollgeweben mit breiten glänzenden Seidenstreifen umhüllte wie eine weiße Wolke Haupt und Gestalt. Weiß war sein Bart. Weiß war das große Maultier, das er ritt. Nur der hohe Sattel und das Riemenzeug leuchtete in brennendem Rot, im versilberten breiten Reitbügel ruhte ein buntbeschuhter Fuß, und am Handgelenk schimmerte ein Streifchen des zartblauen Untergewandes. Ein feiner Ambraduft ging von dem Manne aus, wie er langsam die Gasse durchmaß, den Blick vorwärts gerichtet, als sähe er nicht die lebendige Mauer von beiden Seiten. Zwischen den Falten seines Haik hing ein Rosenkranz aus großen Bernsteinkugeln in Silberfassung hervor.

Hinter dem Gouverneur ritten in ähnlich kostbarer Kleidung die beiden Adulen oder Notare.

Der Bu Schimrir hatte es einzurichten gewußt, daß er auf dem Hofe stand, gerade vor einem seiner verbrecherischen Fenster, als der Gouverneur unter dem Mauerbogen des Hoftores erschien. Die Menge um ihn herum wogte leise, daß der Duft der zerstampften Blumen emporstieg.

Dschilali, der sich als Majordomus fühlte, schrie gewaltig in sie hinein, als gälte es, Platz für ein Regiment zu schaffen. Die Gasse hatte sich inzwischen zum Oval erweitert, den Bu Schimrir und den Gouverneur als Pole betrachtend, die beiden Adulen aber wurden in der vordersten Reihe der Zuschauer festgeklemmt und von einem geisterhaften Gehege funkelnder Blicke umspannt; sie konnten keine Bewegung vorwärts machen. Das nahm dem Gouverneur einen Teil seiner Hoheit, und das war eine kleine moralische Unterstützung seines Gegners, über welche dieser lächelnd quittierte. Er fühlte, daß die Herzen der Menge mit ihm waren.

Jetzt neigte der Gouverneur sein Haupt zur Begrüßung, und die Adulen neigten die ihren, und alle drei lächelten sehr fein und sehr kühl, wie über eine Kindertorheit, die mildes Urteil erfordert.

Der Bu Schimrir sah unbefangen und sorglos aus, trat an das Maultier des Gouverneurs heran und griff nach dem Zügel; er kannte die arabische Begrüßungsformel einem Gast gegenüber und er tat seine Einladung, als harre ein Heer von Sklaven mit einem fürstlichen Mahle hinter diesen halbgestrichenen Fenstern.

Der Gouverneur bewegte in höflicher Verneinung den Zeigefinger hin und her. „Wir sind beschäftigt," sagte er mit dem Ausdruck des Bedauerns und sehr freundlich, „sonst würden wir gerne absteigen und sehen, was deine Meister geschaffen haben. Wir sind auf dem Wege zum Gebete. — Diese Fenster sind schön und von guten Händen gearbeitet."

„Sklaven eines Freundes haben sie für mich gemacht, Herr! Man hilft sich gegenseitig!" Nun wußte der Gouverneur, daß es vergeblich sein würde, nach den Handwerkern, die diese Arbeit geleistet, zu fahnden.

„Sie verderben das Magazin in keiner Weise," fuhr er fort, liebenswürdig überhörend, was er ganz gut verstanden hatte.

„Sie erhöhen seinen Wert," schnappte der Bu Schimrir ein. „Das Magazin lag lange unbenutzt, weil es voll Moder war. Und sie sind so schnell zugesetzt, als sie geöffnet waren, wenn es irgend jemand wünschen sollte."

„Die Fenster — ja!" sagte der Gouverneur, wie sinnend.

„Auch diese Zimmer hier sind nur aufgestellte Bretter.



Süßes Nichtstun.

Ich verkaufe die Bretter, wenn ich nicht mehr hier wohnen will, und alles ist wieder wie es war."

Der Gouverneur neigte zustimmend das Haupt. „Wenn du hier wohnst, muß ich darauf dringen, daß du auch an dieser Hintertüre einen Wächter hältst," sagte er immer noch verbindlich. „Wir sind verantwortlich für die Sicherheit deines Eigentums."

Ein leises Flüstern ging durch die Menge, erwartende Augen richteten sich auf den Bu Schimrir. Dieser sah den Gouverneur etwas hochmütig an.

„Die M'halla ist längst weitergezogen. Sind keine Soldaten hier, so ist auch kein Eigentum gefährdet. Trotzdem will ich gern einen Wächter halten, wenn du es befiehlst."

„Du bist Herr in deinem Hause," erwiderte der Gouverneur.

„Es ist dein Haus," gab der Bu Schimrir zurück, „und ich bin dein Gast, solange es dir gefällt." Er wies noch einmal auf die beiden Fenster. „Es versteht sich von selbst, daß der Mietswert durch diese Fenster um einige Duros erhöht wird. Dafür wird das Haus in der Gasse frei."

Der Gouverneur tat, als interessiere ihn das Geschäftliche nicht. Wieder erhob er seinen langen Zeigefinger zu jener ruhigen Bewegung, die sanfte Abwehr und Beschwichtigung ausdrückte. „Ich wünsche dir Glück und Segen in dein Haus," sagte er mit dem Tone, der die Unterredung als abgeschlossen fühlen ließ. „Möge der Reichtum und die Gesundheit drin wohnen." Er neigte seinen schönen Kopf ein wenig und wendete sein Maultier. „Friede sei mit dir!"

„Mit dir sei Friede," antwortete der Bu Schimrir, indem er zurücktrat. Die Adulen grüßten und lächelten, das Volk schob sich leise auseinander, und die schimmernde Kavalkade war in wenigen Augenblicken von dem Gewoge der weißgrauen Burnusse verschlungen. Dann löste sich auch dieses in lockere Haufen, die sich langsam entfernten. Der Bu Schimrir dachte nicht daran, die Leute anzusehen, er würde sonst leicht enttäuschte Gesichter gesehen haben. Die Unterredung war zu friedlich verlaufen, sie bot keine Verheißung für spätere Entwicklungen. Gelegenheit zur Parteinahme war nicht vorhanden gewesen. Nur der Bu Schimrir und Dschilali fühlten die Gefahr der still weiterglimmenden Rachsucht, sie sahen sich an, lachten und zuckten mit den Schultern. Dschilali rührte nachdenklich in seinem blauen Farbtopf. Nach einer Weile sagte er: „Er wird an den Baschador schreiben!"

„Der Baschador wird an mich schreiben," stimmte der Bu Schimrir bei und schüttelte sich ein wenig. Denn der Ambassador war Jurist und sein Stil dem Bu Schimrir unsympathisch.

„Er wird dir sagen, du sollest die Fenster wieder zumauern," fuhr Dschilali fort.

Der Bu Schimrir lachte. „Genau so! Aber es wird ihm nichts helfen. Unsere Justiz geht lange Wege, und der Gouverneur ist ein alter Mann."

Dschilali strich seinen Fensterrahmen zu Ende, wandte sich dann plötzlich wieder dem Hofe zu und schaute lange nach der Stelle, wo der Gouverneur gestanden hatte. Es fiel ihm plötzlich ein, der Mann habe ihn angeblickt, lange und durchdringend, ihn vor all den tausend anderen. Er glaubte den Blick noch zu spüren. Wußte der Gouverneur etwas von ihm? Wußte er, wie der Bu Schimrir ihn dem Soldatenstande entzogen? Kam da eine neue Rechnung zu einer alten? Aber im Sicherheitsgefühl seiner durch den Bu Schimrir verbürgten Unantastbarkeit warf Dschilali diese Gedanken von sich und wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

Die Ausstattung der neuen Gemächer ward Dschilali anvertraut, der sich als Gönner und Auftraggeber kleiner Handwerker mächtig fühlte.

Da lebte in einer der Hütten ein Fezzer, der machte kleine, sechseckige Tischchen aus amerikanischem Kiefernholz und bemalte sie in bunten Farben mit jenen uralten, fein und engverschlungenen Ornamenten islamischer Überlieferung, in denen sich die einfachsten Elemente zur sinnverwirrendsten Vielfältigkeit steigern. Tischchen, Eckkonsole, ja, ein Bücherbrett gab Dschilali in Arbeit, und er würde am liebsten auch einen Schreibtisch bestellt haben, wenn er gewußt hätte, wie er dem Manne die Herstellung eines solchen Gebäudes hätte erklären sollen. Beim Kupferschmied, der auf dem Markte der Hüttenstadt sein Zelt hatte, bestellte er hohe Messingleuchter und Teebretter, und wachte darüber, daß sie wirklich mit der Hand ziseliert wurden und nicht mit europäischen Stempeln gestanzt. Bunte Lederkissen, bei denen durch Abheben der gefärbten Oberhaut ein feines Muster in Weiß erzielt wurde, lieferte der Marrakescher, und der Rabati die weichen langhaarigen Teppiche mit dem tiefroten Grunde. Der Rabati hatte auch Strohmatten, lang und schmal und unendlich fein geflochten, bunt und glänzend wie Seide. Die nagelte Dschilali rings an die Wände, daß sie Wohnlichkeit und Wärme gaben, und der Bu Schimrir lobte ihn dafür. Als aber Dschilali nun auch noch die Jüdinnen der Stadt in Arbeit setzte und Gardinen aus buntem Kattun bestellte, da gebot der Bu Schimrir halt und erklärte seine Einrichtung für beendet. Und wirklich durfte Dschilali die bunten Gardinen nicht aufhängen.

Statt der Nächte auf dem Dache gab es nun Nächte am Strande und Meerbäder im gelben Lichte des Sonnenaufganges. Der Bu Schimrir nahm nun immer seine letzte Mahlzeit des Abends und seine erste des Morgens irgendwo in freier Natur, und Dschilalis Feuertopf entwickelte sein blasses Rauchfähnlein bald auf der Dünenhöhe, bald auf den Klippen am Südstrande, bald unter den Feigenbäumen von Sidi Mussa, und an Feiertagen sogar auf dem fernen Hügel von F'has Zemuria, zwischen den Ruinen der toten Stadt. Diese Ruinen hatte der Bu Schimrir am liebsten, denn die Tünche war von ihrem Gemäuer abgefallen und das blutige Rot ihres Steines leuchtete wie verzehnfachtes Abendrot. Er liebte es, die Nacht dort oben zu verbringen und das Mondlicht in den Gassen weben zu sehen, und er behauptete, daß er dann ganz genau wisse, wie die alte Stadt einst ausgesehen, als noch Menschen drinnen wohnten und ihre Mauern noch ungeborsten waren.

Er führte Dschilali durch das Stadttor herein, das schief und eingesunken war und von untenher aufgefüllt, so daß es zu niedrig geworden war für einen Reiter; er zeigte ihm, wo der Markt mit den Läden gewesen war, und wo die Kasbah des Regierenden, und wo die große Zisterne, die die Stadt mit Wasser versorgte; und er zeigte ihm die Warte, von der das Meer zu übersehen war, und den Pfad, auf dem die Einwohner zum Strande hinabeilten, wenn ein Segler, vom Sturm angetrieben, an den Klippen zerschellte. Leidlich erhalten war noch die kleine Moschee mit den steinernen Säulen, weil die Hirten der Umgebung ihre Gebete drin verrichteten; die ließen sie nicht zerfallen und verschwendeten sogar manchmal ein Eimerchen Kalk an ihre bröckelnden Wände.

Alles aber wußte der Bu Schimrir mit seinen Worten lebendig zu machen, und man brauchte keinen Märchenerzähler vom Markte zu hören, um die Geschichte der kupfernen Stadt hier leibhaftig zu erleben. Neben der Kasbah war ein ummauerter Platz mit uralten Feigenbäumen, von dem sagte der Bu Schimrir, daß es der



Im Fischerdorf. Nach einem Gemälde von Claus Bergen

Aus der Münchener Glaspalast-Ausstellung 1920

Garten für die Frauen des Regierenden gewesen sei, und er verbot Dschilali, dort sein Feuer anzumachen, weil die Stelle harim sei und die verstorbenen Frauen vielleicht dort noch lustwandelten. Dschilali lachte zwar, aber die Vorstellung gefiel ihm, und er begann auch so zu tun, als ob die Stadt noch bewohnt wäre. Manchmal brachte der Bu Schimrir eine Anzahl junger Engländer mit herauf, und sie behaupteten alle, sie sähen die Stadt lebendig und die Läden voll seltenen Lederzeuges und voll holländischer Tonkrüge, die von den gestrandeten Schiffen stammten.

Wenn aber Dschilali solche Dinge in der Stadt erzählte, dann sagten die Spanier, der Bu Schimrir habe Fieber, weil er nachts im Freien schlafe, und die Franzosen sagten, sie könnten es nicht glauben, daß der Bu Schimrir sich mit toten Seeräuberfrauen die Nächte im Feigengarten vertriebe. Da fühlte Dschilali, daß der Bu Schimrir von anderer Art sei als diese, und er freute sich, daß er ihn verstand und sein wunderreiches Leben mitleben durfte.

Als der Sommer mit den nächtlichen Märchenfahrten vorbei war und die ersten Regen fielen, fragte Dschilali eines Tages: „Erlaubst du, o Herr, daß ich einen Garten mache?“ und er machte aus dem Hinterhofe einen regelrechten Garten.

Das geborstene Zementpflaster wurde völlig entfernt, das Maultier mußte schwarze Tirserde herbeischaffen, und Dschilali, der den Sklaven Uled Masusas etwas abgelernt hatte, zog fußhohe Mäuerchen um die Beete, damit die schweren Novemberregen die Erde nicht fortspülten. Mit den Mäuerchen gings ihm wunderlich. Er hatte auf dem Tische seines Herrn eine Wasserwage entdeckt, die wendete er an, um einen schönen, horizontalen Verlauf der Mäuerchen zu erzielen. Da er dabei aber des ansteigenden Fußbodens nicht achtete, sondern nur das Auge der Wasserwage hütete, so sah er plötzlich erschrocken, daß seine Mäuerchen bei Fortsetzung des Verfahrens im Erdboden zu verschwinden drohten. Da brachte er die Wasserwage zurück und maß die Höhe fortan an einem Stöckchen. Die Einfassungen wurden oben nach maurischer Art mit Glanzziegeln belegt, und nun konnte der Garten des Sultans in Marrakesch nicht schmucker sein.

Der Bu Schimrir hatte an einen Gärtner in Gibraltar geschrieben, und der nächste Dampfer brachte Rosen, Geranien, Veilchen, Kalla und junge Akazienstämme. Dschilali hätte gern die Nase gerümpft: lauter nutzlose Gewächse! Aber der Bu Schimrir beschwichtigte ihn, indem er ihm ein Eckchen für seine Nutzpflanzen, Tomaten und Krauseminze, zuwies. Die Neupflanzung wuchs schnell an. Schon zu Weihnachten ragte das saftige Grün der Klettergeranien über das ganze Gemäuer, und im Februar hingen die zartrosa Blüten zu Hunderten davon nieder und beschämten den zurückhaltenderen Flor der Rosen. Die Veilchen wucherten wie Gras, und die Kalla standen, sechs bis acht Blütenstiele an jeder Pflanze, wie vielarmige Kandelaber dazwischen. Ein leichter zitternder Schatten ging von den Akazien aus; aber die zarten Perlentropfen ihrer Blütenknospen lockten alsbald die Schnäbel gieriger Spatzen, denen dieser Leckerbissen neu und willkommen war. Die roten Geranien standen als meterhohe Sträucher mit ihren flammenden Dolden und lachten wie freche Mädchen durch den ganzen Raum.

So war in Mazagan das erste Haus vor der Stadtmauer entstanden.

10.

Der Gouverneur schrieb wirklich an den Statthalter des Sultans in Tanger, und der Statthalter sprach mit dem Gesandten. Der Gesandte, der erst seit kurzem in Tanger war und von arabischem Wesen so wenig Ahnung hatte wie von der wahren Gesinnung scherifischer Würdenträger gegen europäische Ansiedler, wußte nicht, was er sagen sollte. Daß man Fenster in ein gemietetes Haus brach ohne Wissen und Willen des Vermieters war in der Tat nach europäischen Begriffen unzulässig. Aber welche Staatsaktion war denn das, daß man eine Gesandtschaft damit behelligen mußte? Der Gesandte ließ einen Brief an den Bu Schimrir schreiben und bat um Aufklärung.

Der Bu Schimrir machte ein böses Gesicht, als er den Brief las. Aufklärung, ja wahrhaftig! Wenn der Gesandte ein Engländer wäre, würde er wissen, um was es sich handelt, wenn ein Eingeborener gegen einen Europäer klagt. Diese zwei Fenster zumauern, hieß künftig jedem Europäer das Recht zum Bauen zumauern, ein Recht, das in anderen Küstenstädten längst bestand und hier nur von einem fremdenfeindlichen Gouverneur verweigert wurde. Das Recht zum Bauen verweigern, heißt die Einwanderung erschweren, und lag das im Interesse eines europäischen Gesandten?

Der Bu Schimrir versuchte, dies alles dem Gesandten in einem sehr höflichen, sehr wohldurchdachten, sehr vorsichtig gehaltenen Briefe klarzumachen. Hier war eine Provinz, reicher und unerschlossener als jede andere im Lande, hier war der Weg zum Herzen des fruchtbaren Innern, der Weg zur Hauptstadt, hier war ein Klima, reiner, gesunder, gleichmäßiger als irgendeines an der ganzen Küste: und hier sollte die Ansiedlung durch die Beschränktheit und den Fremdenhaß eines Fanatikers unmöglich gemacht werden? Welcher Europäer würde so töricht sein und sich freiwillig solchen Maßnahmen unterwerfen? Außerdem: das Recht, das der Gouverneur heute verweigerte, konnte morgen schon französischer oder englischer Einfluß bei Hofe, das Geschenk eines Motorbootes oder einer Menagerie erzwingen: sollte man auch hierin sich von anderen Nationen überflügeln, beiseite schieben lassen? Durfte ein Europäer in einem Streite mit Eingeborenen überhaupt je Unrecht erhalten?

Aber der Gesandte war kein Engländer. Er wußte nichts von der Notwendigkeit, die Ansiedlung seiner Landsleute irgendwie zu fördern. Er fühlte keinerlei Eifersucht gegen irgendwelche Nation, die weitergehende Interessen in Marokko haben mochte. Er war in erster Linie da, um unangenehme Auseinandersetzungen mit der maurischen Regierung zu verhüten; ja, es lag durchaus nicht im Sinne seiner Instruktionen, irgendwelches Interesse an irgendwelchen Interessen zu zeigen. Sein Befehl war: „nicht anstoßen!“ und er war nicht gesonnen, um zweier Fenster willen diesen Befehl zu verletzen und seine Karriere zu gefährden. Und außerdem: er war Jurist. Er empfand als solcher. Diese zwei Fenster waren für europäische Begriffe unzulässig, sie mußten es auch für maurische sein. Sobald der Gouverneur es verlangte, war der Bu Schimrir gehalten, sie zuzumauern.

Der Bu Schimrir zuckte lachend die Achseln, als er den Brief las. Er hatte sich die Antwort so gedacht. Nun stand er genau an derselben Stelle wie vor der Korrespondenz mit dem Gesandten, und der Austrag des Kampfes lag zwischen ihm und dem Gouverneur, nicht anders als er vorher zwischen ihnen gelegen hatte. „Schade um das Papier!“ sagte der Bu Schimrir, indem er den Brief in eine Lade legte. Nein, Gesandte mögen gut sein, wo es sich um Millionenunternehmen, Schiffahrtskonzessionen und Großindustrien handelt. Dem kleinen Pionier, dem Manne, der die Mauern lockert, die Wege schürft, die Tra-

ditionen durch kühne Eigenmächtigkeiten erschüttert — dem helfen sie nicht.

Der Gouverneur war nicht zufriedener als der Bu Schimrir, als er die Antwort des Baschador las. Konnte der Baschador seinem Untertan nicht befehlen, die Fenster zu schließen, wie konnte er es von ihm verlangen? War er ein Jude, daß er sich hinstellen sollte und über Beschädigung seines Eigentums klagen? Der Europäer hatte ihm versprochen, daß er ihm das Magazin in dem Zustande übergeben würde, in dem er es übernommen, sobald er es von ihm verlangte: das heißt, im Falle einer Kündigung. Aber kündigen ohne einen gesetzmäßigen, schwerwiegenden Grund? Konnte er ihn damit aus dem Lande treiben? Der Mann hatte Protegierte, er hatte große Summen im Lande stecken, und ein dunkles Verfahren, von dem der Gouverneur nichts verstand, würde alsbald einsetzen und verwirrende Zahlen zutage fördern, die unkontrollierbare Schädigungen bedeuten sollten. Der Gouverneur hatte einige schlimme Erfahrungen hinter sich, er wußte, daß das Wort „Schadenersatz" dem Europäer allerhand Möglichkeiten eröffnet, und er war entschlossen, dem Bu Schimrir diese Möglichkeiten nicht zu bieten. Er verschloß seinen Groll und seine Rache in seiner Brust und dachte, daß eine Zeit kommen würde, sie beide zu entfachen, wie man ein Feuer entfacht, das man im Aschentopf mit sich getragen. Er konnte die Zeit erwarten.

Der Bu Schimrir wußte, daß ein Schwert über seinem Haupte hing, aber sein junges, fröhliches Herz vertraute auf einen Glücksfall, der die drohende Spitze abwenden würde. Er legte zunächst Wächter vor seine Türe, denn er hielt es nicht für unmöglich, daß der Gouverneur ihn durch einen bestellten Raubüberfall von dem notwendigen Schutze der Stadtmauern überzeugen wollte. Es erfolgte aber nichts, und nach einigen Monaten vernahm man in Mazagan, daß der Gouverneur an den Hof geladen sei, und daß sein Sohn das Kalifat, die Vertretung, für die Provinz Dukalla übernehmen würde.

Das war eine frohe Botschaft für den Bu Schimrir. Denn eine Reise an den Hof bedeutet im Scherifenreiche meist eine Abwesenheit von Jahren. Der Sultan — Muley Hassan war ein harter und kränklicher Mann — rief seine Vasallen nicht nur als Berater in seine Nähe, er verlangte auch Dienste von ihnen, und der erste dieser Dienste bestand in der Aufbringung von Geld. Es wurde damals viel erzählt von der eigenen höfischen Art, in der der Sultan mit seinen Paladinen verkehrte. Nicht Forderungen ergingen an sie, keine Budgetvorlage irgendwelcher Art, keine Berechnung der Steuerfähigkeit ihrer Kabylen: nur eine gnädige Einladung zu Fest und Mahl.

Das Herkommen schrieb aber dem Eingeladenen das Mitbringen eines Geschenkes vor, dessen Größe zu bestimmen seinem Untertaneneifer überlassen blieb. Es galt für vorteilhaft, das erste Geschenk fürstlich zu wählen, denn die Einladungen erfolgten um so rascher wieder, je weniger das ewige Geldbedürfnis eines prachtliebenden Herrschers befriedigt war. Der Vasall lebte freilich als Gast des Sultans in der Kasbah von Marrakesch, aber eine harte Rechnung folgte auf diese Bewirtung. Denn wieder und immer wieder zur Tafel des Sultans gerufen, wieder und immer wieder mit Kamelladungen von Silber und wertvollen Waren für eine verderbliche Huld zahlend, opferte ein so Geehrter nicht nur das, was er in friedlichen Jahren an eigenem Reichtum erworben, er verpfändete meist auch die Einkünfte seiner Provinz, bis nichts mehr zu erpressen, nichts mehr zu ersinnen war. Hatte sich der Sultan überzeugt, daß der Mann erschöpft war, dann erhielt er eine gnädige Entlassung und durfte heimkehren, um samt seiner Provinz wieder „fett zu werden", wie der bezeichnende Ausdruck lautete. Und wenn eine Provinz reich an natürlichen Mitteln ist, gut verwaltet und in lebendigem Handel und Wandel begriffen, wie es die Dukalla war, so war mit einer Spanne von Jahren zu rechnen, ehe der Augenblick der Steuerunfähigkeit eintrat, der der Provinz ihren Gouverneur wiedergab.

Deshalb freute sich der Bu Schimrir über die Reise des Gouverneurs an den Hof des Sultans.

Der junge Kalifa war anderen Sinnes, als sein Vater. Er hatte nichts von der Welt gesehen und wußte nichts von verhungernden Fellachen und Hindus. Ihm war der Europäer der Bringer alles Vergnüglichen, der Erleichterer alles Verdrießlichen in dieser Welt. Ein Pferd mit einem guten englischen Sattel zu reiten, war etwas anderes, als in dem hohen Holzbau eines Eingeborenensattels zu thronen, der gar keine Berührung mit dem Pferde erlaubte. Ein Mausergewehr war etwas anderes als eine Steinschloßflinte, ein Fernglas, ein Phonograph, eine Spieldose ein besserer Zeitvertreib als die Märchenerzähler und Reitabläser des Marktes. Solcher Dinge die schwere Menge, und dazu noch Fahrräder, Segelbote, Wasserwagen, Mikroskope, Kaleidoskope, und Allah weiß was noch, konnte man von den Europäern erhalten, ohne Bezahlung erhalten, wenn man nur freundlich war und ihre kleinen Wünsche erfüllte. Der junge Kalifa hatte freilich von seinem Vater die ernstesten Warnungen erhalten, aber wer in dieser Welt hört auf Warnungen, wenn die reizvollen Dinge locken? Der Kalifa war also ein Freund der Europäer, und er beschloß es zu bleiben, bis seines Herzens Wünsche erfüllt waren — und derer waren nicht wenige.

An diesen Mann nun ergingen die Klagen und Forderungen einiger Europäer, denen der geschäftliche Vorteil, den des Bu Schimrir Magazinwohnung ihm brachte, in die Augen stach. Es war keine Kleinigkeit, immer der erste auf dem Platze zu sein! Plötzlich kam es einigen zu Bewußtsein, daß in Casablanca wie in Mogador die Europäer auch neben ihren Magazinen wohnten, und daß es ein Unding, eine Rückständigkeit, eine unverzeihliche Trägheit war, den Gang seiner Geschäfte von der guten oder schlechten Laune eines Torwarts abhängig sein zu lassen. Plötzlich empfanden alle den üblen Brodem der Stadt, und der Kalifa sah sich jeden Tag einem anderen Bauvorschlage gegenüber, jeden Tag einer anderen Versuchung ausgesetzt. Es kam so schnell, daß es ihn verwirrte. Er wußte nicht, sollte er ja oder nein sagen, er schützte Bedenken vor, er beschloß, den Kadi, die Zollbeamten, die Adulen um Rat zu fragen. Er berief sie zu sich, und als sie kamen, entließ er sie ungefragt, in Angst um die Mitwisserschaft so vieler, die einen Vorteil ihm entreißen, seinen Gewinn teilen mochten. Langsam aber erwuchs ihm Klarheit aus eigenem Nachdenken, und die unausgesetzten, dringenden Geldforderungen seines Vaters brachten dämmernde Entschlüsse rasch zur Reife. Das Geld lag vor den Toren der Stadt, und wer es liegen ließ, war ein Narr. Hatte man sonst nicht, wenn man Geld brauchte, ein Viertel der Hüttenstadt niedergebrannt, um die Einwohner zu erneutem Bauen, zur Entrichtung der Bausteuer — der einzigen Grundsteuer in Marokko! — und zum Ankauf der im Staatsmonopol liegenden Baustoffe zu zwingen? Bedurfte es dessen jetzt? Da waren so viele, die bauen wollten, die jede beliebige Steuer freiwillig boten, die so viel Kalk und Ziegel brauchen würden, wie die ganze Hüttenstadt zusammen nicht! Und das Wort fiel. Die Bauerlaubnis wurde gegeben.

(Fortsetzung folgt.)



Der Alchimist. Nach einem Gemälde von David Teniers d. J.

Moderne Alchimie

Von Dr. Ewald Sellien

Es gibt Träume der Menschheit, die sie nie zu Ende zu träumen scheint, Probleme, die den Menschengeist fesseln und beschäftigen und ihn nie loslassen. Seit Jahrhunderten sucht man so die Konstruktion des „Perpetuum mobile“ und den „Stein der Weisen“. Handelt es sich bei der ersten Frage um eine Maschine, die ohne Energiezufuhr dauernd neue Arbeit leistet, so soll bei der zweiten das „große Elixier“ gefunden werden, das unechte in echte Metalle verwandelt. In beiden Fällen dasselbe Ziel: „Am Golde hängt, zum Golde drängt doch alles!“

Tausende haben ihre Kraft an diesen Problemen versucht und ließen sich nicht schrecken, wenn Tausende vor ihnen gescheitert waren. Ihr Glaube stand fest, daß jene Forderungen erfüllbar waren, sie forschten nur nach dem Weg! Und dieses Forschen hat viel Gutes mit sich gebracht, wenn auch das letzte Ziel immer wieder unter den Händen der Suchenden zerrann — oder durch Betrug und Schwindel als erreicht vorgetäuscht wurde. Aber nicht derer soll man gedenken, die Fürsten und Reiche durch Gauklerkünste narrten, sondern derer, die den „Stein“ suchten — im guten Glauben und mit heißem Bemühen! Und wenn es Zeiten gegeben hat, die über die Alchimie gelächelt haben, und in denen die Wissenschaft sie als Afterwissenschaft verspottet hat: man vergesse nie, daß Alchimisten als Erste Porzellan und Rubinglas herstellten, daß ein Alchimist den Phosphor entdeckte, und vor allem nicht, daß aus dem Suchen der Alchimisten erst die moderne Chemie und ihr Elementbegriff entstehen konnten! Es ist das gleiche wie beim Perpetuum mobile. Auch hier erwuchs aus tausend fehlgeschlagenen Versuchen der Physik ein großes Prinzip: der Satz von der Erhaltung der Energie!

Zu diesen Überlegungen hat die moderne Wissenschaft eine neue Rechtfertigung der Alchimie hinzugefügt. Wir wissen heute, warum ihr Streben erfolglos bleiben mußte, und wir sehen die neue Bahn zur Lösung des alten Problems ...

Umwandlungen von Stoffen durch Erwärmen oder Hinzufügen anderer Stoffe waren die Tatsachen, aus denen die Alchimie entstand. Leicht ist es daher zu verstehen, daß man versuchte, auch den Stoff künstlich herzustellen, der der begehrteste von allen ist: das Gold. Aber das Streben war ohne Erfolg. Eine gewaltige Zahl von Stoffen war verwandelbar — aber gewisse Stoffe ließen sich nicht ineinander umwandeln und nicht zerlegen.

An dieser Stelle, wo die Alchimie scheiterte, setzte die Chemie ein. Sie nahm jene unzerlegbaren Stoffe als „Elemente“, als Grundstoffe. Die Chemie aber wurde die Wissenschaft von der Zusammensetzung der Elemente zu Verbindungen und der Zerlegung dieser Verbindungen in Elemente oder andere Verbindungen.

Zu dieser Voraussetzung kam eine zweite hinzu: die Materie ist nicht beliebig weit teilbar, es gibt „Atome“. Diese müssen für jedes Element ein bestimmtes Gewicht haben. Setzt man nun das Gewicht des leichtesten Atoms, des Wasserstoffs, gleich 1 (die neuere Chemie

wählt Sauerstoff als Grundsubstanz, dann ist für Wasserstoff 1,008 zu nehmen), so kann man jedem Element eine bestimmte Zahl zuordnen, die angibt, wievielmal schwerer sein Atom ist als das des Wasserstoffs. Man nennt diese Zahl das „Atomgewicht".

Diese Atomgewichte sind für viele Elemente nahezu ganze Zahlen. Hier setzte die moderne Alchimie ein. Der Engländer Prout stellte die Hypothese auf, daß alle Elemente nur verschiedene Verbindungen des Urelements Wasserstoff seien. Diese Ansicht scheiterte aber daran, daß viele Elemente nicht ganzzahlige Atomgewichte hatten, z. B. Chlor (35,46) usw.

Und trotzdem mußte an der Ganzzahligkeit etwas sein.

Eine neue Hoffnung brachte das „periodische System" der Elemente. Es zeigte sich, daß die chemischen Eigenschaften der Elemente vom Atomgewicht abhingen, und zwar so, daß in der Reihe der Elemente, nach wachsendem Atomgewicht geordnet, anfangs nach acht, später nach mehr Gliedern periodisch ein Element folgt, daß dem ersten in seinem Verhalten sehr ähnlich ist. Diese Ähnlichkeit war bekannt; neu war die Abhängigkeit vom Atomgewicht. Aber Zweifel blieben. Auf ganz anderen Wegen wurden sie behoben. — Die Arbeit des Physikers begann.

Jeder weiß von der Schule her, daß ein glühendes Gas, durch ein Glasprisma betrachtet, ein ganz charakteristisches Linienbild, das Spektrum, zeigt. Wie ist die Vielfältigkeit dieses Bildes mit der von der Chemie bis dahin angenommenen Einfachheit des Atombaus in Einklang zu bringen? Muß man nicht annehmen, daß das Atom doch noch aus kleineren Teilchen aufgebaut ist, die durch ihre Schwingungen die vielen Linien hervorrufen?

Bald gelang es, solche Teilchen nachzuweisen. Wurde das glühende Gas in starke elektrische oder magnetische Felder gebracht, so wurden die Linien des Spektrums zerteilt — ein Beweis dafür, daß in den Atomen elektrisch geladene Teilchen vorhanden sind, die durch jene Felder in ihren Bahnen beeinflußt werden. Weitere Untersuchungen zeigten, daß diese Teilchen die gleiche Natur haben wie die Elektronen, die man bei den Entladungen in hochverdünnten Gasen als Kathodenstrahlen entdeckt hatte, und die man auch künstlich aus glühenden Körpern, bei gewissen chemischen Umsetzungen und beim Bestrahlen gewisser Metalle mit Licht freimachen konnte.

Im Atom befinden sich also Elektronen, d. h. Atome der Elektrizität, deren Masse nur $^1/_{.000}$ des Wasserstoffatoms beträgt. Das wurde durch die Entdeckung der Radioaktivität bestätigt. Gewisse Körper, wie Radium, Uran, Thorium usw., senden ohne äußere Beeinflussung neben positiv geladenen Heliumatomen (Atomgewicht 4) eine große Menge Elektronen aus.

Aber neben den negativ geladenen Elektronen muß im Atom, das ja als Ganzes neutral ist, noch ein positiver Bestandteil vorhanden sein. Man nennt ihn den Kern. Die Forscher Lenard und Rutherford haben hier bahnbrechende Versuche gemacht, indem sie Elektronen in feste Körper sozusagen hineinschossen. Sie fanden, daß das Atom fast ganz leer ist. Es ist nur ein winzig kleiner Kern vorhanden, der mit dem Atomgewicht wächst. Für den Wasserstoff ergibt sich nach L. Graetz folgendes Bild, wenn man die Dimensionen auf die Größe der Erde vergrößert: Im Mittelpunkt befindet sich der Kern mit 6 cm Durchmesser, der Raum der Erde ist leer, und an der Oberfläche kreist ein Elektron von 127 m Durchmesser. In Wirklichkeit ist die Bahn des Elektrons natürlich winzig klein, sie hat etwa $^1/_{10\,000\,000}$ mm Durchmesser. Ähnlich sind die anderen Atome aufgebaut.

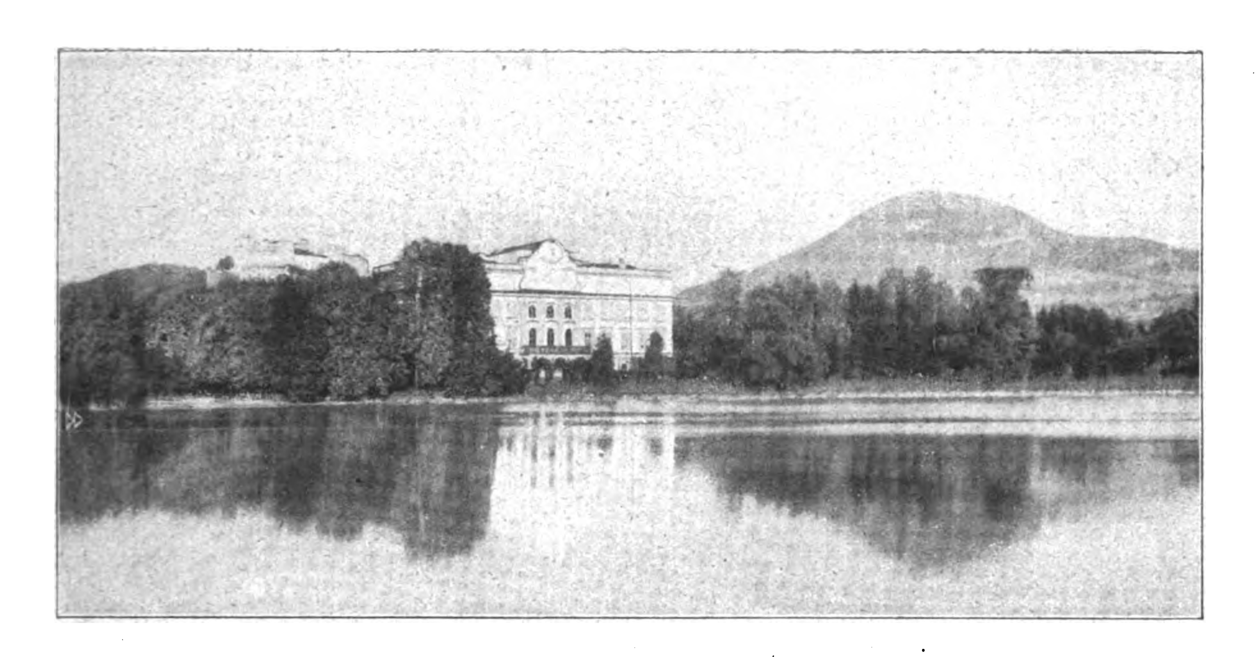
Wichtig ist nun, daß die außen kreisenden Elektronen nur sekundär sind. Man kann sie leicht abspalten. Sie bestimmen das chemische Verhalten, die Licht- und Wärmeerscheinungen des Atoms. Charakteristisch für das Element ist der Kern. Über ihn haben wir durch die Radioaktivität Aufschluß erhalten. Beim Zerfall des Radiums gibt dieses Elektronen und Heliumatome ab und geht dabei allmählich in andere Elemente über. Das Endprodukt ist ein Körper, der chemisch vom Blei nicht verschieden ist. Eine Umwandlung von Elementen ist also möglich. Was ändert sich? Untersuchungen an Röntgenspektren und bei radioaktiven Umsetzungen haben gezeigt, daß es nur der Kern sein kann. Da nun vom Radium Helium ausgesandt wird, muß der Kern Heliumatome enthalten.

Gilt das aber für alle Atome? Sicher ist, daß man mit Helium allein nicht auskommt. Dann müßten ja die Atomgewichte ganze Vielfache von 4 sein, und das ist nicht der Fall. Vielleicht aber ist das Helium nur eine Anhäufung von 4 Wasserstoffatomen? Ein Versuch von Rutherford, der großes Aufsehen erregte, weist uns hier die Bahn. Schießt man nämlich Heliumatome des Radiums, die eine Geschwindigkeit von 20000 km in der Sekunde besitzen, in eine Stickstoffatmosphäre, so werden diese Atome zuweilen einen Kern des Stickstoffs treffen und ihn bei günstigem Aufschlagen zertrümmern. Der Stickstoff müßte in Bestandteile zerlegt werden. In der Tat ist solch ein Versuch gelungen: das Stickstoffatom läßt sich zum Teil in Wasserstoff, zum Teil in Teilchen zerschlagen, die als Verbindung von 3 Wasserstoffatomen angesehen werden müssen.

Die künstliche Umwandlung eines Elements ist gelungen. Auch die Menge des entstehenden Wasserstoffs entspricht der Theorie, die hier eine glänzende Bestätigung gefunden hat.

So ist der Wasserstoff doch das Uratom? Wie ist aber das oben genannte Atomgewicht des Chlors (35,46) zu erklären? Auch diese Schwierigkeit ist behoben. Aston hat zeigen können, daß Chlor und alle Elemente, die ähnlich ungünstige Atomgewichte besitzen, Gemische von Stoffen sind, deren Atomgewichte ganze Zahlen sind, beim Chlor 35 und 37.

Wasserstoff und Helium, dazu Elektronen, sind die Bausteine des Kerns; Kern und Außenelektronen geben das Atom. Die Materie bietet ein einheitliches Bild, ein Element muß sich durch Zerstörung des Kerns in ein anderes umwandeln lassen, aber das geht nur mit gewaltigen Kräften. Denn ungeheuer ist die Energie, die ein solcher Atomkern in sich birgt. Unsere ganze Wirtschaft wäre eine andere, wenn wir auf technischem Wege die Energie zertrümmerter Atome uns nutzbar machen könnten. Man hat auch solche Versuche gemacht. Ihr praktischer Erfolg ist bis jetzt Null, so daß Vorsicht am Platze ist, wenn wieder solch ein Verfahren angekündigt wird. Aber das interessiert uns hier nicht. Die Alchimie war unser Problem. Und hier sehen wir, daß jene Alchimisten keine falsche Meinung hatten, wenn sie an die Einheit der Materie glaubten. Aber ihr Weg war falsch. Die chemischen Kräfte und die Wärme, sie greifen nur die Außenelektronen an: der Kern und damit das Element hält stand. Kräfte, wie Rutherfords Heliumatome sie liefern, vermögen mehr: erst sie, die auf so engem Raum so große Intensität entfalten können, genügen zur Zertrümmerung des Atoms. Prinzipiell ist das Problem gelöst; praktisch bleibt noch alles zu tun. Vor allem die Herstellung des Goldes? Ob das gehen wird? — Prophezeien ist eine mißliche Sache!



Der Hasenberg * Novelle von Hans Hauptmann

Die reichen Verwandten nahmen den kleinen Jungen für die Ferienzeit zu sich auf das Land.

Er hatte noch nie in einem so herrlichen Haus gewohnt. Es hatte einen hohen gelben Turm, wie eine Kirche. Statt des Kreuzes reckte sich eine Fahnenstange aus seinem Knauf. An ihr flatterte es gelb und grün in den strahlenden Sommerhimmel, das waren die Wappenfarben der Familie.

Eine eigene Standarte führten die Verwandten — wie Kaiser und Könige!

Zwischen großen Fischteichen fuhr man durch eine uralte Kastanienallee zum Parktor. Da lugte gleich linker Hand ein Tempelchen aus blühendem Buschwerk. Heraus trat ein würdiger Herr mit schlohweißem Bart und vielen, vielen goldenen Knöpfen am schwarzen Rock, und grüßte demütig. Da wurde man natürlich sehr verlegen, aber dünkte sich zugleich auch überaus vornehm.

Und dann sah man über große Rasenflächen, kunstvolle Blumenbeete, blütenbunte Rosenbäumchen und viel andere Pracht hinweg das stolzragende Schloß.

Ein wenig beklommen war man natürlich, als man vor der schönen Freitreppe aus dem Wagen stieg.

Einige Würde kam erst wieder in die bange Erregung, als auch hier so ein Herr mit goldenen Knöpfen auftauchte. Einen feierlichen Frack trug er, eine grüngelb gestreifte Weste schniepelte hervor. Er bemächtigte sich diensteifrig des bescheidenen Köfferchens und bat den „jungen Herrn", ihm zu folgen.

Ja, ja — es war alles wie in einem Märchen.

Durch eine kühle Halle schritt man, die mit stattlichen Topfbäumen rings bestellt war. Gewaltige Hirschgeweihe starrten von den Wänden und — und — ach! man konnte ja nicht alles so schnell in sich aufnehmen. Es war auch zu unheimlich, daß man mit den Füßen beständig in der dicken Purpurwolle des Teppichs hängen blieb.

Dann ging es eine blankfunkelnde Marmortreppe hinauf. Durch ein Riesenfenster grellte die Sonne. An den Wänden hingen wohl große Gemälde, — aber man konnte wegen der spiegelnden Glanzflecke nichts Rechtes erkennen. Auch lief einem ja dieser tückische Teppich immer noch unter den Sohlen mit!

Dann war da ein unendlich langer Gang, rechtshin und linkshin laufend, mit zahllosen weißen Türen zu beiden Seiten.

Ich werde mir nie merken, in welche Zimmer sie führen, — dachte der kleine Junge. Und schon staunte er wieder über andere Dinge. Da gab es dunkelrot ausgemalte Nischen zwischen den Türen; und in jeder lächelte ein wunderschöner Frauenkopf aus weißem Marmor. Es war, als lebten diese Köpfe und hielten nur so still, um zu täuschen.

„Hier, bitte," sagte der Herr mit den goldenen Knöpfen und öffnete eine Tür vor dem kleinen Jungen, damit er ihm den Vortritt ließe.

„Bitte — nach Ihnen," sagte der kleine Junge und wurde ganz rot; denn er wußte immerhin schon, was sich schickt. Das machte offenbar einen sehr guten Eindruck auf den Herrn mit den goldenen Knöpfen. Er hatte plötzlich ein gar leutseliges Lächeln um den bartlosen Mund.

„Der junge Herr soll sich waschen und umkleiden," sagte er, „und dann zur Frau Baronin hinunterkommen — in das blaue Boudoir —"

Der kleine Junge hatte natürlich keine Ahnung, was für ein Ding das war; aber um keinen Preis hätte er fragen mögen! Irgendein Zimmer würde wohl damit gemeint sein.

Dann hatte er die Vision von hundert aneinandergereihten Türen und wurde ganz ratlos.

Aber der Herr mit den goldenen Knöpfen hatte ihn schon allein gelassen.

Was war das für ein Glanz, in dem man nun sechs Wochen lang leben würde. Ein Bett mit blauseidener Decke. Blaue Seidenvorhänge an den Fenstern. Ein großer, großer Schrank, in dem sich eine ganze Räuberbande hätte verstecken können. Der Fußboden glatt wie eine Eisbahn. Eine elektrische Tischlampe — die mußte man schnell einmal anknipsen. Schade, schade, der kleine Junge hatte jetzt keine Zeit, alles einzelne so recht gründlich zu bestaunen.

Er machte sich über sein Köfferchen her, kramte seine Habseligkeiten aus, wusch sich, kleidete sich um; denn der Herr mit den goldenen Knöpfen hatte ihm das ja befohlen.

Und dann ging er auf den Fußspitzen aus dem Zimmer. Auf den Korridor mit den geheimnisvollen Türen. Was mochte sich wohl alles hinter ihnen verbergen?

Hinunter zur Frau Baronin.

Vielleicht war es im Parterre nicht ganz so schlimm mit den Türen.

Jetzt sah man auch die großen Bilder im Treppenhaus. Sie glänzten wie lackiert, und die vielen Menschen darauf waren recht schmutzig. Auch die Rahmen waren schmutzig. Der kleine Junge fand, daß man solches Zeug nicht an diese herrlichen schlohweißen Wände hätte hängen sollen.

Dann stand er unten am Fuße der Treppe und wußte nicht wohin —?

Es war ein Glück, daß wieder ein Herr mit goldenen Knöpfen auftauchte.

„Entschuldigen Sie, bitte, — wo ist — — —?"

Der Herr hatte es eilig.

„Dritte Tür links," sagte er und verschwand.

Der kleine Junge klopfte.

„Na, da bist du ja!" sagte die Baronin und streckte dem kleinen Jungen von einem Ruhebett aus ihre Hand entgegen.

Er sah die großen bunten Steine, die ihn schon immer mit Ehrfurcht erfüllt hatten, an den Fingern blitzen. Er fühlte, daß er ganz zutraulich hätte sein dürfen; denn sein Vater und die Mutter der Baronin waren Geschwister, und sie war immer sehr lieb zu ihm gewesen. Aber die Majestät der funkelnden Steine lastete auf seinem Herzen.

Er küßte die königliche Hand und saß dann wie geschnürt auf einem Sesselrand, mit heiserer Stimme einige Fragen beantwortend.

„Um drei Uhr speisen wir," sagte die Baronin; griff in eine schöne Porzellandose, die vor ihr auf dem Tischchen stand, und stopfte dem kleinen Jungen etwas wundervoll Süßes in den Mund. „So — jetzt geh in den Park —"

Er war heilsroh entlassen zu werden.

Sie ist wie eine der vielen weißen Türen, dachte er, wußte aber nicht, wie klug dieser Vergleich war.

Er lief in den Park.

Der war ganz einsam um diese Stunde. Sonne, Farbe und Duft — eine totenstille dreifältige Einsamkeit.

Da wußte der kleine Junge, daß sie beide aufeinander angewiesen sein würden — er und der Park.

Tapfer drang er ein in seine Weiten und Tiefen, in seine Busch- und Baumwege, kreuz und quer, und wurde immer freier und fröhlicher, je weiter das gelbe Schloß von ihm wegtauchte.

Es war ein ungeheurer Park. Man konnte sich müde laufen und kam doch noch nicht an seine Grenze. Das übrige Deutschland konnte nicht viel größer sein als dieser Park. Auf der einen Seite hinaus kam man gewiß gleich nach Italien?

Aber da war endlich ein grünes Eisengittertor.

Der kleine Junge drückte sein heißes Gesicht gegen die Stäbe und staunte hinaus.

Eine schnurgerade Kirschenallee lief da draußen, breit, mit Gelbkies bestreut, aus dem die Sonne Gold machte. Lief zwischen Äckern hin unter der tiefblauen Himmelskuppel — ewigweit — ewigweit! Erst in der Ebene, dann ansteigend; ganz sanft eine Höhe hinangezeilt, die wie eine gewaltige Schildkröte lagerte.

Es war eine atemraubende Feierlichkeit in diesem goldenen Strich, der da durch die grüne Welt gezogen war. Man glaubte Gottes Linke zu sehen, wie sie das Lineal angelegt hatte, und Gottes Rechte, wie sie den Griffel entlang zog.

Man sah keine Rad- und keine Fußspuren. Natürlich! Noch kein Menschenauge hatte diesen goldenen Weg entdeckt. Und wenn ihn auch eins entdeckt hätte! Da traute sich wohl niemand darauf zu fahren oder zu gehen. Zehn Jahre, zwanzig Jahre — vielleicht hundert mußte einer wandern —?!

Irgendein Gebäude stand dort auf der Höhe. Nicht größer als eine Hand. Weil es aber so furchtbar weit weg war, mußte es ungeheuer groß sein. Wie ein Torbogen sah es aus —

Und da wußte es der kleine Junge; irgendein Engel sagte es ihm ins Ohr: das Himmelstor!

Da kam eine wundervolle Sehnsucht in das Herz. Hier schon war alles so herrlich märchenhaft — wie mußte es dort erst sein?!

Wurde da nicht gerufen? Ruft man mich? horchte der kleine Junge auf.

Stimmen kamen aus dem Park. Die beiden Herren mit den goldenen Knöpfen tauchten zu gleicher Zeit auf und winkten ungeduldig.

„Die Frau Baronin sind sehr ungehalten," keuchte der eine, „es ist drei Uhr —"

Das bekümmerte den kleinen Jungen nicht. Es tat ihm nur weh, daß die beiden nun auch den goldenen Weg entdeckt hätten, der schnurgerad in den Himmel führte. Darum hastete er, mit ihnen umzukehren, und zitterte in der Ungewißheit, ob er sich ein zweites Mal wieder herfinden würde.

Man saß schon mit einigen Gästen aus der Nachbarschaft bei Tisch, und es gab einen milden Verweis. Milder, als er beabsichtigt war. Die großen verklärten Augen des kleinen Jungen entwaffneten die Strenge der Erwachsenen. Alle Blicke hingen an dem Kindergesicht, und die Baronin sagte etwas in einer fremden Sprache, dem alle mit einem wohlwollenden Lächeln zuzustimmen schienen.

Wie wunderschön ist doch der Knirps! Das war es, was die Baronin gesagt hatte. Und sie begriff gar nicht, daß sie diese Entdeckung nicht schon früher gemacht hatte.

In einer anmutigen Unbefangenheit, als wäre ihm das etwas Langgewohntes, saß der kleine Junge an der prunkvollen Tafel und lächelte sein Geheimnis vor sich hin. Der fremde Reichtum drückte ihn nicht mehr und ließ ihn nicht mehr gedemütigt sein. Das gab ihm ein prinzliches Gehaben.

Nach dem Essen zogen ihn die Damen in ihren Kreis und tändelten mit ihm. Wenn er alles zusammenzählte — so oft war in den neun Jahren seines Lebens seine Stirn sicherlich noch nicht geküßt worden.

Ich werde sie alle in den Himmel mitnehmen, weil sie so gut zu mir sind — dachte er.

Mit den Tagen zeigte es sich aber mehr und mehr, daß es sehr, sehr schwierig ist, ein so großes Geheimnis für sich zu behalten. Und weil nun die Baronin sich seither so ganz auf gleich mit ihm gestellt hatte, weil sie sogar des späten Abends manchmal mit ringlosen Händen an sein Bett kam, nach ihm zu sehen, — entschloß sich der kleine Junge, mit ihr wenigstens sein Geheimnis zu teilen.

Das geschah nun auch. Und es war ihm ein zweites wundersames Erlebnis, als die junge Frau in all ihrer Schönheit auf seinem Bettrande saß, von seinen Armen den weichen Hals umschlungen, und seinem bangjauchzenden Geständnis andächtig lauschte. Sie hatte das Lächeln der Madonna um den blassen Mund und ach! so selige Tränen in den blauen Augen. Wie in Flaum und Blumen versank der kleine Junge in ihrer Umarmung und hörte ihr Herz an sein Ohr klopfen. Lange noch, als er schon längst allein war, war es ihm, als schmiegte sich diese Decke von Wärme und Duft an seinen Körper. Er war unbeschreiblich glücklich!

Der Baron aber lachte, als ihm seine Frau das liebliche Geheimnis verriet. So verstiegene Dinge waren ihm ein Greuel. Ja, er wurde rauh und heftig, als die Baronin von holder Poesie sprach und es beklagte, daß



Rosenzeit

Nach einer künstlerischen Aufnahme von Richard Wörsching, Starnberg



der Mensch diese träumerischen Beschwingungen seiner Seele an den Grenzen seines Kinderlandes verlöre.

Vielleicht, daß der Baron einen Vorwurf darin suchte; genug, ein Wort gab das andere, und das erregte Gespräch der beiden endete damit, daß die Notbrücke über der Kluft zwischen ihren Wesenheiten elendiglich zusammenbrach.

Von da an hatte der kleine Junge im Märchenschloß eine schützende Fee und einen Feind.

Die Baronin ließ ihn kaum noch von ihrer Seite. Auf hundertfältige Art wußte sie sich mit ihm zu beschäftigen und ihn in ein Gemeinsames verträumter Dinge hineinzuführen. Das Wunderseligste aber waren ihm die Stunden mit ihr an der grünen Gittertür an der Himmelstraße. Gar herrlich ergänzten sich da die Phantasien. Der kleine Junge malte mit unerschöpflicher Erfindungskraft, was er im Himmelreich sich sichtbar dachte. Die Baronin dagegen wühlte sich in die Schilderungen des Geistigen ein und pries die Harmonie der heimgekehrten Seelen und die Auflösung aller Zwiespälte und Unvereinbarkeiten.

Sie waren einig darin, daß die Erfüllung alles Vollkommenen hinter jenem Tor auf der Höhe, am Ende des Goldkiesweges läge. Aber auch einig in dem Kummer, daß es wohl nicht möglich sein würde, bis dahin zu gelangen.

Einmal wurden sie von dem Baron überrascht.

„Was ist das nur für ein Geschmack," sagte er gereizt, „sich in diesen langweiligsten Parkwinkel zu verkrümeln?! Aber" — er grinste es dem Jungen, münzte es aber auf seine Frau — „Schlappherz und Hasenberg gehören freilich zusammen!

Das ist nämlich der Hasenberg da draußen," erklärte er rohbehaglich — „das Hasenparadies im Sommer — die Hasenhölle im Winter. Dann knallt's hier, und Hunderte von braunen Männchen schlagen ihre letzten Purzelbäume."

Die Baronin war totenblaß geworden.

Als sie wieder allein waren, riß sie den kleinen Jungen an sich und küßte ihm stürmisch die Qual aus den erschreckten Augen.

„Glaub's nicht, glaub's nicht!" sagte sie, „nur das ist wahr, was wir beide wissen. Die Bosheit gönnt anderen ihren Himmel nicht!"

Bald danach geschah etwas Schrecklich-Wunderbares.

Der Baron war verreist. Der kleine Junge freute sich unbändig darauf, einen langen, langen Abend mit seiner Vertrauten allein zu sein. Sie aber war sonderbar unstet und ungnädig und bestand darauf, daß er sogar früher als sonst zu Bett ginge. Er tat es natürlich und suchte auch einzuschlafen. Das gelang ihm indessen nicht. Irgend etwas ängstigte ihn so sehr. Immer mußte er lauschen und warten.

Da hörte er eine Tür gehen, dann ein flüchtiges Rauschen auf dem Gang.

Was da alles auf ihn eindrängte, wäre schwer zu sagen. Es war aber so stark, daß es ihn ganz rasch in seine Kleider zwang und ihn in das Grauen der Nacht hinaustrieb.

Er fühlte es, daß auch die Freundin in den Park gegangen war, und daß er ihr unbedingt nahe sein müßte.

Es war eine gar helle Nacht. So lief er ohne Mühe und Unsicherheit den Weg, der ihm der liebste war.

Und wirklich: als er dem grünen Gittertor nahe genug gekommen war, erkannte er dort die Baronin, wie sie es öffnete und hinaustrat auf den Himmelsweg.

Er wollte zu ihr — er wollte rufen — aber da lähmte ihn das Schrecklich-Wunderbare.

Groß leuchtete der Mond über dem Himmelstor. Es war ganz von Silber. Und in ihm erschien plötzlich etwas Lebendiges.

Ein Vogel vielleicht? Nein — es wurde größer und größer — Hunde? Pferde?

Mit unheimlicher Schnelligkeit flog es daher — und ein Donnern rollte voraus —

Jetzt war kein Zweifel mehr: ein dunkles Pferd, das einen Reiter trug, und rechts ein lediges zweites Pferd!

Und schon hielten sie schnaubend. Der Mann — ein Erzengel wohl — schwang sich zur Erde, die Baronin eilte auf ihn zu, sie umarmten sich, sie standen verschweißt in dem silbernen Licht wie eine Gruppe aus blauschimmerndem Stahl.

Dann hob er sie auf das ledige Pferd und bestieg das dunkle. Sie wendeten sich dem Himmelstor zu und sausten davon.

„Nimm mich mit! Nimm mich mit!" schrie der kleine Junge und lief und lief.

Aber sie hörten ihn wohl nicht mehr. Wer weiß, wie viele hundert Meilen ihre Zauberpferde inzwischen schon zurückgelegt hatten. Ganz klein waren sie schon geworden.

Und jetzt — jetzt verschwanden sie unter dem Himmelstor.

Da fiel der kleine Junge auf die Knie und weinte. Und fürchtete sich — fürchtete sich, wie noch nie in seinem Leben.

Die Katze und das Pferd

Ein Gleichnis von Will Vesper

In einem Hause lebte einmal eine Katze, eine gute, tapfere Mäusefängerin, die dem Hause von großem Nutzen war. Eines Tages kaufte ihr Herr ein Pferd, ein schönes, stolzes Tier, und stellte es in den Stall, der bei dem Hause war. Als nun die Katze einmal unversehens in den Stall kam, der bis dahin leer gewesen war, erstaunte sie über das fremde Wesen, dergleichen sie noch nie gesehen, umschlich es von allen Seiten und betrachtete es. Zuletzt aber schüttelte sie ganz bedenklich den Kopf und sagte:

„Für so unvernünftig hätte ich meinen Herrn nicht gehalten. Was will er mit diesem großen, unbehilflichen Tier? Es hat einen Leib wie ein Ofen, einen Kopf groß wie ein Waschkessel und Beine wie Säulen, die noch dazu mit laut klappernden Eisen beschlagen sind. Es ist zweifellos ein ganz nutzloses und überflüssiges Tier, denn es ist ganz sicher und man sieht es auf den ersten Blick, daß es auch in seinem ganzen Leben nicht eine einzige Maus fangen wird. Nein, zum Mäusefangen ist es ganz und gar ungeschickt und ungeeignet."

Damit ging sie ganz stolz davon, voll Verachtung für ein Tier, das doch, da es nicht Mäuse fangen könne, ganz gewiß keinerlei Zweck und Nutzen habe.

Urteilen nicht viele Menschen genau so über Dinge, die sie nicht begreifen und deren Sinn und Zweck sie nicht einsehen können, eben weil sie selber — — nur vom Mäusefangen etwas verstehen? — —

Selbstverstümmlung im Tierreich

Von Dr. A. Koelsch

Unter den Tieren, die sich ihren Feinden durch die Flucht entziehen, nimmt ein kleines Grüppchen eine vielbemerkte Sonderstellung ein, das sich nicht damit begnügt, sein Heil im bloßen Davonlaufen zu suchen, sondern dem Häscher außerdem ein Stück seines Leibes als Beute hinwirft. Es gehören Würmer hierher, die — angefaßt — einfach ihren Leib in zwei oder mehrere Stücke zerbrechen, wovon jedes sich zu einem Volltier ergänzen kann; es gehören ferner hierher Seesterne, Spinnen, Eidechsen und Krabben. Sie opfern ein Bein, den Schwanz und so fort. Man hat nun neuerdings die Beobachtung gemacht, daß auch gewisse Pflanzen sich selber zerstückeln, wenn man sie in ähnlicher Weise reizt, wie die eben erwähnten Tiere. Der Körperteil, woran diese merkwürdige Erscheinung sich abspielt, ist die Blüte. Die Gewächse, die in Betracht kommen, sind bei uns sehr gemein oder zum mindesten häufig. Sie sind vorwiegend Angehörige der Reiher- und Storchschnabelarten, des Königskerzen- und Boretschgeschlechtes, aber auch Lungenkräuter, Ehrenpreise und Mohne benehmen sich in dieser Weise. Lange bevor die Krone gealtert, die Blüte bestäubt und somit der eigentliche Zweck der Entfaltung eines üppigen Schaugepräges erreicht worden ist, werfen sie, mitten im Leben, ohne daß ein Welken vorausging, die Kronblätter ab und vergehen. Man hat das schon früher gesehen, aber sich nichts Besonderes dabei gedacht, bis Fitting zeigen konnte, daß es sich bei dieser ziemlich demonstrativen Äußerung von Lebensmüdigkeit um eine recht eigenartige Antwortbewegung der Pflanzen auf Reize handelt, die sie in höchst unangenehmer Weise belästigen. Voran stehen chemische Reizmittel, wie Tabakrauch, kleine Spuren von Leuchtgas und Alkoholdämpfen, durch die die Atemluft der betreffenden Pflanzen in schier unmerklicher Weise verschlechtert wird — schier unmerklich für uns, doch muß auf ihren feinfühligen Sinnen die Unreinheit sehr schwer lasten. Denn länger als zwei bis sechs Stunden hält unter solchen Umständen keine der genannten Blumen es aus, ja, sie stößt die bunten Blätter schon ab, wenn die Reizung nur vorübergehend gewährt hat. Noch heftiger als Tabakrauch und Leuchtgas wirkte Kohlensäure, ein Gas, das von den Pflanzen sonst gierig genossen



An der Kurischen Nehrung. Nach einer Lithographie von Prof. Heinrich Wolff.

und in den grünen Teilen zu Stärke verarbeitet wird. In Luft, die 40 bis 50 Hundertteile dieses Gases enthielt, ließ eine heimische Storchschnabelart ihre rosafarbigen frisch aufgegangenen Blüten schon in drei bis zwölf Minuten zerflattern, und die stolze Königskerze hatte gar schon nach dreißig Sekunden genug. Andere Arten wiederum waren für plötzliche Erschütterungen entfernter Stengelteile so empfindlich, daß eine bis drei Minuten, nachdem der Stoß erfolgt war, die Blüte in voller Frische herunterfiel. In einem Fall konnte auch durch Verwundung des Griffelteils die Krone zu vorzeitiger Selbstauflösung hingedrängt werden, was besonders bemerkenswert ist, weil der Reiz gar nicht dort zur Wirkung gelangte, wo er verabfolgt war; er hatte sich von der Empfangsstation irgendwie fortgeschlichen und schließlich an der Basis der Blumenkrone eine Antwortbewegung ausgelöst, an der vielleicht das Wunderlichste ist, daß sie in der Tierreihe ein ganz krasses Pendant hat: wenn man der Krabbe Carcinus maenos irgendein Gliedmaß durch Zwicken stark reizt, so wirft sie nicht den mißhandelten Körperteil ab, sondern immer den zweitvordersten Gehfuß. Er ist das Organ, in dem alle heftigen Erregungen ausklingen, von denen der Kurzschwanzkrebs heimgesucht wird. Auch in der Mechanik der Selbstverstümmelungsaktionen herrscht zwischen Tier- und Pflanzenreich eine starke Analogie, insofern hier wie dort die Ablösung der Organe durch aktive Tätigkeit des betroffenen Geschöpfes herbeigeführt wird. Im Tierreich wird die Abspaltung durch überaus heftige, ruckweise Muskelkontraktionen bewirkt, im Pflanzenreich, wo Muskeln fehlen, kommt die Lostrennung durch plötzliche Änderung des Zellsaftdruckes innerhalb der lebendigen Bindeschicht zwischen Blumenblatt und Blütenboden zustande. Diese Änderungen sah Fitting ausbleiben, wenn er die Pflanzen vor der Reizung in Wärmestarre versenkte. Die Gewächse lagen dann sozusagen in Narkose, empfanden nicht mehr die Reize und gaben daher auch keine Antwort auf sie. Aber der biologische Vorteil, der Nutzen des Blütenopfers? Es will sich mit aller Knuffligkeit nur schwer etwas Derartiges herausrechnen lassen. Man könnte daran denken, daß die Blumenblätter bei ihrer außerordentlich lebhaften Atemtätigkeit sich durch das Einsaugen schädlicher Gase eine Art Blutvergiftung zuziehen, deren weiterer Ausbreitung in die edelsten Teile der Blüte, die Samenwiegen und Brutkammern hinein, durch schnelle Ablösung der erkrankten Organe vorgebeugt wird; denn irgend etwas ist, wie die riesige Saftdrucksteigerung in den Gelenkpolstern der Blütenblätter zeigt, an der Blutbeschaffenheit plötzlich nicht mehr in Ordnung. Immerhin müßte die Physiologie krankhafte Stoffwechselstörungen erst mit sicheren Methoden nachweisen können, bevor dieser Vermutung mehr als ein mutmaßlicher Wert zuerkannt werden darf.

Wissen und Leben

Photographische Neugierde

„Ob die Aufnahme wohl gut geworden ist?" Das ist die Frage, die, soweit sie nicht von den etwa aufgenommenen Personen schon vorher gestellt worden ist, der Liebhaberphotograph (besonders natürlich der Anfänger) unausgesprochen nach jeder Aufnahme an sich selbst richtet. Und die Frage drängt sich ihm in verstärktem Maße wieder auf, sobald er an die Entwicklung herantritt. Es ist aber auch eine berechtigte Neugierde, die ihn drängt, denn gewöhnlich hängt mit jeder einzelnen Aufnahme ein Stück Erleben zusammen, sei es, daß sie fröhlich verlebte Stunden im Familien- oder Freundeskreise, sei es, daß sie besonders schöne Punkte einer Reise oder Wanderung oder was immer Ähnliches zum Ausdruck bringt. Was wunder, daß mit der Schale, die die unentwickelte Platte enthält, möglichst nahe an die rote Lampe herangetreten und, sobald nur eine Spur des Bildes sichtbar ist, die Platte aus dem Entwickler genommen, ganz dicht an die Lampe gehalten und der Inhalt möglichst eingehend studiert wird. Man möchte doch gern erkennen, ob Lilli auch ein freundliches Gesicht macht und wie sich Fritz, der neugebackene Student, wohl in Positur gestellt hat usw. Wo bleibt da die Vorsicht, die Mutter der Weisheit?! Sei die Dunkelkammerlampe noch so gut, sie wird sich doch etwas bemerkbar machen wollen und, besonders natürlich bei farbenempfindlichen Platten, in Form eines mehr oder minder starken Schleiers auch bemerkbar machen. Darum ist Zurückhaltung auch dem Amateurphotographen, besonders in der Dunkelkammer, durchaus dienlich. Je nach der Art des Entwicklers braucht die Platte nicht vor 20 bis 40 Sekunden selbst in der Aufsicht (also ohne die Platte aus der Schale zu nehmen) und nicht vor etwa $1^1/_2$ Minuten in der Durchsicht einer Kontrolle unterzogen werden. Je seltener die Platte aus dem Entwickler herausgenommen und an die Lampe gehalten wird, desto vorteilhafter für die Klarheit, für die Brillanz des Bildes. Und wer sich soweit beherrschen kann, daß er nicht nur einen gehörigen Respektsabstand von der Lampe nimmt, sondern sich sogar mit der Schale von der Lampe abgekehrt aufstellt (nachdem er vorher das richtige Übergießen der Platte mit dem Entwickler beobachtet hat) oder durch Anbringen eines Lichtschirms (in Form eines zwischengestellten Brettes, einer Pappe oder dergleichen) für möglichste Vermeidung des direkten Lichtes sorgt, der wird natürlich die besten Früchte in Form des brillantesten Bildes ernten. Drum, Jünger des Lichtes, zügle die Neugier! H. Schwarz, Hannover.

Das Auftauen der East-River-Leitung durch Elektrizität

Der Umstand, daß die eisernen Rohre die Temperatur der Umgebung aufnehmen und sie auf das in ihnen fließende Wasser übertragen, hat im Winter manchmal ein Einfrieren der Wasserleitungen im Gefolge. Werden diese dann aufgetaut, so tritt oft eine ungleichmäßige Erwärmung ein, die das Platzen des Leitungsrohres nach sich zieht. Man hat deshalb schon früher eine gleichmäßige Erwärmung mit Hilfe der Elektrizität herbeizuführen gesucht. Ein derartiger Versuch in großem Maßstabe ist an einem unter dem East-River in Neuyork verlegten Leitungsstrang ausgeführt worden, dessen Wasser gewöhnlich gleichzeitig mit dem des Flusses fror, so daß die von ihm versorgten, auf einer Insel befindlichen Gebäude oft monatelang ohne Wasser blieben. Die Stadt Neuyork übertrug der Edison-Company, die Leitung während des Winters mit Hilfe der Elektrizität offen zu halten. Da sich die Menge der zu diesem Zwecke zuzuführenden Wärme nur schwer berechnen ließ, weil große Mengen davon durch den Fluß weggeführt wurden, so hielt man sich nicht lange mit Berechnungen auf, sondern ging sogleich zu Versuchen über. Man mußte die zuerst aufgestellten, aus vier Transformatoren von je hundert Kilowatt bestehenden Batterien, die sich als ungenügend erwiesen, auf das Doppelte verstärken, ehe man dem Rohr die nötige Wärme zuzuleiten vermochte. Drei Kabelstränge von je 600 m Länge wurden an die unter dem Fluß dahinlaufende Leitung angeschlossen, und dann wurde ein Strom von 1800 Ampere hindurchgeschickt. Nach 24 Stunden hatte man das Eis zum Schmelzen gebracht, und nun funktionierte die Wasserleitung wieder regelmäßig. Allerdings stellte sich das Verfahren etwas teuer, denn die Kosten für den Stromverbrauch beliefen sich allein auf etwa 4500 Mark, aber immerhin kam man auf diese Weise noch billiger weg, als wenn man das Wasser monatelang hätte anfahren müssen. Dr. Albert Neuburger.

Das sterbende Volk

Roman von Grethe Auer (Fortsetzung)

Das Samenkorn, das der Bu Schimrir gelegt, trug hundertfache Frucht. In einem halben Jahre sah der Sok wesentlich anders aus, statt der flachen niedrigen Magazine umrahmten ihn jetzt burgartige Gebäude mit Türmen und Galerien, die auf den festen Unterbauten der hundertjährigen Magazinmauern in leichtem spanischen Handwerksstil erwuchsen. Die spanischen Maurer bekamen raschen Zuzug aus der Heimat, die Kolonie wuchs in drei Monaten um das Vierfache. Kein Schiff lief mehr an, ohne Glasscheiben, Eisenbauteile, Türschlösser, ganze Veranden, fertige Wendeltreppen, Küchenherde und Badeöfen abzuladen. Auch der Bu Schimrir baute wieder, baute ein luftiges Haus oben auf dem Magazindache und konnte nun Fenster haben, so viele er nur immer wollte und nach jeder Richtung der Windrose, ohne daß es deshalb einen Volksauflauf gegeben hätte. Sein Magazin lag frei nach drei Seiten, und an der vierten ließ er die Mauern fensterlos.

Nicht alle waren so weise gewesen. Das neue Haus des großen Engländers blickte mit acht Fenstern in das benachbarte Magazin des italienischen Konsuls, und der Spanier Ansado beherrschte nicht minder frech den ganzen Grundstückblock des Franzosen Daule. Heftige Proteste erhoben sich: es läßt sich keiner gern bei seinen Geschäften beobachten. Der Franzose und der Italiener liefen zum Kalifa klagen; der Kalifa erhielt eine beträchtliche Summe Geldes und versprach ein Gesetz herauszugeben, nach welchem Fenster, die auf Nachbargrundstücke blicken, unzulässig seien. Dann erhielt er eine noch beträchtlichere Summe Geldes von dem Engländer wie von Ansado, und das Gesetz kam nicht heraus. Der Italiener versagte dem Engländer den Gruß und der Franzose dem Spanier. Schließlich gaben die beiden Geschädigten ihre Magazine auf, richteten Wachspressen darin ein, und bauten sich weiter außen vor dem Sok neu an. Der Kalifa empfing wieder Bausteuern. Die Wachspressen aber stanken Tag und Nacht, so daß die Fenster wenigstens zu ewigem Geschlossensein verdammt waren.

Endlich hatte jeder Europäer sein neues Haus, und die leergewordenen Stadthäuser wurden an den Nachschub von spanischen Werkleuten vermietet. Nun hörten die Bausteuern auf. Da aber die dringenden und in immer zornigerem Tone gehaltenen Geldforderungen aus Marrakesch nicht aufhörten, so ging der Kalifa einen Schritt weiter und ermutigte auch seine lieben Untertanen zum Bauen. Er gab das Land zum Bauen frei.

Aus den Bauten der Europäer hatten nicht nur die Spanier Nutzen gezogen, sondern auch viele der Hüttenbewohner, die als Handlanger gearbeitet, ihre Eselchen zum Steinetragen vermietet, oder mit Lebensmitteln den neugekommenen Ansiedlern gedient hatten. Sie konnten es sich erlauben, von der neuen Bauerlaubnis Gebrauch zu machen. Es war wunderbar zu sehen, wie die zusammengepreßte Bevölkerung plötzlich den verfügbaren Raum füllte, ohne daß auch nur ein Kopf dazu gekommen wäre. Keine einzige Noalle stand deshalb leer. Familien, die zu zwanzig in drei engen Kegelhüttchen gehaust hatten, lösten sich in ihre natürlichen Gruppen, der Sohn mit Weib und Kind trennte sich vom Vater, und wer zwei Frauen hatte, hielt jeder eine eigene Hütte.

Bald bauten auch solche, die nicht an Platzmangel litten; der Neid ist ein mächtiger Anwalt für wirkliche oder eingebildete Notwendigkeiten. Und Hunderte, die in Hütten aufgewachsen waren, die in Hütten gefreit und in Hütten zahlreiche Kinder gezeugt und großgezogen hatten, fanden plötzlich die Hütten beschwerlich und ungesund, und bauten sich steinerne Noallen oder gar Häuschen mit zwei Räumen übereinander und mit einer blaugestrichenen Holztreppe daran. Wer jetzt von Sidi Buaffi gegen die Stadt herunterritt, der sah nicht mehr das graubraune Moos der Strohkegel sich zu Füßen der ragenden Stadtmauer breiten, der sah eine fröhliche Vorstadt mit weißen Häuschen und den kleinen Kuppeln der Bäder, mit buntgestrichenen Haustüren und gemauerten Bügeltritten, und den Reichtum, den sonst ein paar alte Kistenbretter umhegt hatten, mußten nun Mäuerchen schützen, die lang und gewunden dem Zuge der Gäßlein folgten.

Das war die Blütezeit von Mazagan.

Es wird nun freilich erzählt, daß der Gouverneur von Mazagan, als er nach vierjähriger Abwesenheit aus Marrakesch zurückkehrte, den Aufschwung seiner Stadt nicht mit freundlichen Augen betrachtet habe. Als er



Stimmungsbild aus Tunis.

von Sidi Musa her gegen die Stadt einzog und die gewaltigen Neubauten der Europäer sah, soll er einen Fluch ausgestoßen haben, der seine Begleiter erschauern machte. Die Fama berichtet auch, daß die Begrüßung mit dem Kalifa keine zärtliche war; sie spricht von Faustschlägen des alten Mannes in das Gesicht des jüngeren, von so vielen und so heftigen, daß ein Blutsee auf dem Boden des Gemaches den Vorfall preisgab. Aber dies mag ein Gerücht sein. Tatsache ist, daß der Gouverneur ein viel zu kluger Mann war, um offen gegen Unabwendbares zu eifern, und daß er jedem Europäer, den er begrüßte, so viele Segenswünsche und in ebenso freundlichem Tone für sein neues Haus bot, wie er sie einst dem Bu Schimrir geboten hatte.

11.

Unter denen, die durch die neue Bauära gewonnen hatten, war auch Dschilali. Der alte Uarbudi hatte für sich persönlich keinen Wunsch nach Vergrößerung seiner Noalle, aber er wäre sich als ein Verkürzter und ein Armseliger erschienen, hätte er nun nicht für seine Söhne Heimstätten gegründet, die von seinem Wohlstand sprachen. Ein älterer Bruder Dschilalis, der bereits Weib und Kind hatte, wurde zuerst bedacht. Aber noch schienen die alten Wände dem greisen Elternpaare zu eng: vier jüngere Geschwister Dschilalis machten sich darin den Platz streitig. Dschilali mußte also täglich hören, daß es für ihn Zeit sei, ein Weib zu nehmen, und daß er sich den Platz für eine Noalle sichern solle. In Wirklichkeit hatte der alte Uarbudi den Platz längst umfriedet und Mirjam hatte längst die künftige Schnur besucht und die Mitgift mit deren Mutter besprochen. Und als die Zeit reif war und Dschilali sein Herz warm werden fühlte bei dem Gedanken an ein Weib und eine Hütte, da ergab er sich dem Verlöbnis und legte seine Kraft und seine Ersparnisse in den Bau seines künftigen Heimes. Und eines Tages trat er vor den Bu Schimrir und verlangte mit flammenden Wangen einen Vorschuß für ein Hochzeitsgewand.

Der Bu Schimrir sah ihn an und tat keine Frage. „Es soll kein Vorschuß sein," sagte er freundlich, indem er das Geld auf den Tisch legte, „es soll mein Geschenk für dich sein. Willst du dir eine Hütte bauen?"

„Wir haben sie gestern vollendet, Herr! Sie steht oben auf dem Hügel neben der Daja. Ich werde ebenso rasch bei dir sein wie bisher."

„Hat dein Vater die Bausteuer bezahlt?"

„Ich habe drei Jahre lang für ihn verdient," sagte Dschilali stolz. „Er hat mir nicht nur die Hütte gebaut, er wird mir auch einen Esel kaufen."

„Wozu brauchst du einen Esel?"

„Jedermann hat einen Esel," erwiderte Dschilali und wurde rot. Er wollte nicht gestehen, daß er an das Einholen der Braut gedacht hatte, das würdiger und festlicher aussah, wenn die Gefeierte ritt. Unter dem alten Gouverneur waren Feste in der Hüttenstadt nicht laut gefeiert worden, und wer ein Weib nahm, empfing es still im Dunkel der Nacht; denn der Gouverneur übte eine scharfe Kontrolle über die Ausgaben seiner Untertanen, und wer Geld hatte, um eine Hochzeit zu feiern, mußte auch Geld haben, um Steuern zu zahlen.

Aber der Kalifa gab sich mit so Geringfügigem nicht ab, oder er gönnte den Leuten ihre Feste, um sie zum Bauen zu ermutigen; unter seiner Herrschaft hatte sich die eingeborene Lust des Volkes an Straßenlärm und öffentlichen Freudentagen wieder entfalten können, und schon rüstete sich die ganze Provinz zu den uralten Feiern des Mulud, des Prophetengeburtstages, und die Schneider der Stadt und der Kabylen wußten nicht, wo sie die Gewebe hernehmen sollten, um alle die Festgewande zu nähen, die bestellt waren. In solcher Zeit konnte Uarbudi seinen Sohn nicht ohne Fackelzug verheiraten, und der Esel war so nötig wie ein Festbrot, und sollte er nach der Hochzeit auch ein volles Jahr in Müßiggang verbringen müssen.

Der Bu Schimrir ahnte, wohin Dschilalis Gedanken gingen und was er verschwieg. Er lächelte ein wenig, stand auf und ging in die Musterkammer, aus der er einen hübschen blanken Spiegel in reichverziertem Rahmen herausbrachte. „Hänge das in deine Hütte," sagte er und hatte damit der Braut gehuldigt, ohne sie zu nennen. Dschilali dankte mit einem leuchtenden Blicke.

Die Hütte, oder vielmehr der kleine Hüttenring, den Dschilali bewohnen sollte, lag wirklich etwas erhöht an der sanft ansteigenden Hügelflanke. Wenn man an eine bestimmte Stelle trat, so konnte man zwischen den Spitzkegeln anderer Hütten hindurch ein Stückchen Meer sehen. Der Platz war geräumig, schön geebnet und von einem Gitterwerk aus Rohrstäben umschlossen. Alte Kistenbretter wären billiger gewesen, ein Mauerring stolzer und neumodischer, und beides hätte gegen neugierige Blicke besser geschützt; aber Dschilali hatte gelernt, schön zu finden, was der Bu Schimrir schön fand, und hatte das zierlich gekreuzte Gestäbe, dessen glatte goldgelbe Haut so lebendig glänzte, den gebräuchlicheren Einfriedigungen vorgezogen. Innen hatte er rings an dem Gitter entlang grünes Rohr gepflanzt, das in dem gesegneten Boden alsbald Wurzel gefaßt hatte. Drei kleine, kegelförmige Hütten umschloß das Gehege, deren eine, die größte, als Wohnraum und gegebenenfalls als Männergelaß diente. Die zweite war die Küche und konnte als Frauengemach angesprochen werden, und die dritte barg den Webstuhl. Neu und reinlich glänzte die Strohdeckung der drei Hütten, und ihr Inneres war das reizvollste Gefüge von gekreuzten Rohrstäben, das man sich denken kann. Aus diesen Rohrgeflechten ist der beste Teil arabischer Ornamentkunst entstanden, und die Freude an Neugestaltung, der unermüdliche Schöpfergeist dieses Volkes ist lebendig geblieben in diesen kleinen Dingen und macht aus jedem Hüttengerüst ein Wunderspiel sich schneidender Linien, das einem indischen Schmuckkästchen nicht nachsteht. Der Raum war auf einem Durchmesser von vier Metern erstellt und enthielt als Hauptstücke zwei Matratzen, die in der üblichen Weise mit bunten Decken und Lederkissen belegt waren und tagsüber als Diwan, nachts als Betten dienten. Eine kleine buntbemalte Truhe, die der Fezzer Meister geliefert hatte, enthielt das Teegeräte. Hoch oben, wo der Raum sich verengte, lagen querüber ein paar Rohrstäbe eingeklemmt, über die hatte Dschilali seine überzähligen Gewänder geschlagen. Eine bunte Strohmatte bedeckte den Boden, und der Spiegel lehnte an der Erde neben einer der Matratzen.

In der Küche hatte Dschilali die neuen Wirtschaftsgeräte hübsch in Reih und Glied an die Wand gestellt. Da lehnte der neue Backtrog, da stand das mächtige, meterhohe Tongefäß für das Trinkwasser, der Teekessel, die flachen oder tiefen Kochschüsseln. Gern hätte Dschilali europäisches Eisengeschirr mit brauner oder blauer Emaille für seinen Haushalt besorgt, aber der Bu Schimrir hatte ihn bei seiner eigenen Kücheneinrichtung belehrt, daß die Form europäischer Gefäße den arabischen Speisen nicht angemessen sei, und daß sie auf dem offenen Holzkohlenfeuer eine ungeduldige und lieblose Hitze entwickelten, die den Speisen den Saft raubte.

So stand denn in Dschilalis Küche Steingutzeug in Formen, wie Semiramis sie schon gekannt haben mag, dick und schwer und mit Deckeln, die jede Schüssel in einen kleinen Backofen verwandelten. Nur der Teekessel war aus

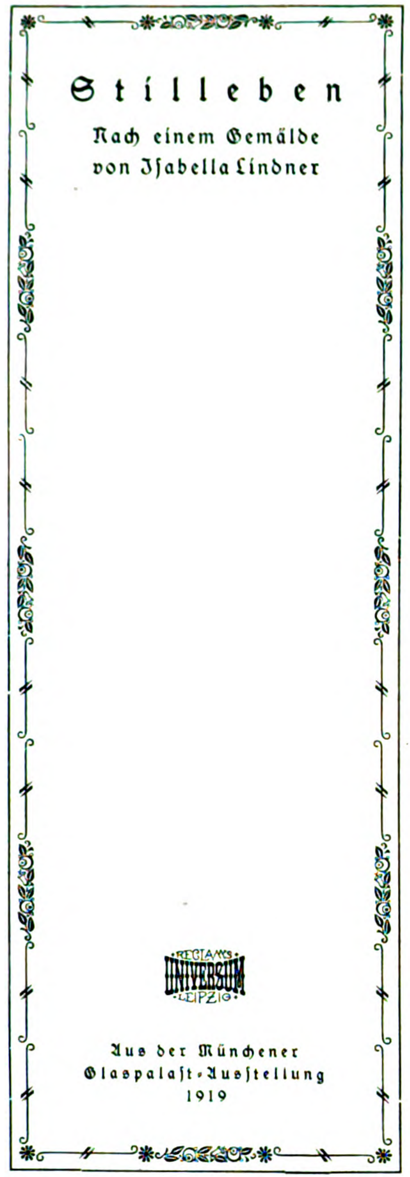


Stilleben

Nach einem Gemälde
von Isabella Lindner

Reclams Universum Leipzig

Aus der Münchener
Glaspalast-Ausstellung
1919



Messing und leuchtete festlich durch die Küche. An der Querstange in der Wölbung hing ein Ziegenschlauch, darin sollte Milch zu Butter geschüttelt werden, denn Dschilali träumte von einem Milchschafe oder einigen Ziegen; und war auch die köstliche grüne Butter, die die Landleute feilboten, weit schmackhafter als frische, so lockte doch der Gedanke des Selbsterzeugens Dschilali, wie er einen beginnenden Landwirt in Europa locken würde. Die Feuerstelle war offen im Hofe errichtet: vier tüchtige Feldsteine und daneben ein Korb mit Holzkohlen. Für die Zeit der schweren Regen stand ein tönerner Feuertopf bereit.

Als das kleine Reich völlig eingerichtet war, bot Dschilali dem Bu Schimrir einen Schmaus. Mirjam kam und bereitete Kuskussu, und Dschilali briet, schmorte und buk, daß er alle Franzosen, Spanier und Juden beschämte; denn er vermählte alle Küchen dieser Völker mit seiner eigenen, und das Ergebnis waren Wunderdinge mit siebenerlei Geschmack. Der Bu Schimrir kam und lobte, und weil er wußte, daß dies Mahl sein Anteil am Hochzeitsschmaus sein sollte, so legte er am Ende fünf große Silberdollar auf die kleine Strohmatte, auf der die Schüsseln gestanden hatten.

Denn der Hochzeit blieb er fern, deutlich empfindend, daß er dort ein Störender und Verständnisloser sein und die Heiterkeit der Einfachen stören würde. Man kann ein stammfremdes Volk noch so gut zu verstehen meinen — sein Humor, seine Wortspiele, Witze und Anekdoten werden immer das letzte sein, was man völlig erfaßt. Und wo ist ein lebhafterer Austausch von sogenannten Witzen, als bei einer Hochzeit? Der Bu Schimrir fürchtete sich davor, durch ein verspätetes Lachen, durch eine fehlende Antwort sein Nichtverstehen zu verraten, einen kältenden Hauch in die heiße Luft zu bringen, und er hatte recht. Wie mißlich, wenn Witze gedeutet, Anspielungen erklärt werden müssen, wie viel mißlicher noch, wenn man errötet und schweigt, wo man sich vor Lachen wälzen wollte! Darum hatte der Bu Schimrir es abgelehnt, Dschilalis Hochzeitsschmaus mit seiner Gegenwart zu beehren, und es kann nicht verschwiegen werden, daß Dschilali diese Ablehnung dankbar empfand.

Nächtelang hatten die Frauen beider Familien für diese Hochzeit gekocht, gebraten und gebacken, und als der Abend kam, wo Dschilali seine Freunde in der neuerstellten Hütte bewirten durfte, da war es kein leeres Wort, daß für jeden Tag eines ganzen Monats eine Platte erstellt war, wenn die Gäste Lust zeigen sollten, so lange zu bleiben.

Das ist eine alte und wunderbare Redensart, aber noch viel wunderbarer ist, daß dieser Monatsvorrat tatsächlich in einer Nacht vertilgt wurde, ohne daß jemand Schaden daran nahm. Hühner erschienen gebraten und mit goldgelbem Safran gebeizt, und sie erschienen als Ragout in einer Flut pfefferroten Öles; sie erschienen gekocht als Marksteine auf einem Gebirge von Kuskussu, und sie erschienen gedämpft mit Zwiebeln und großen Rosinen. Leber erschien am Spieß, Niere erschien am Spieß, und kleine Wickel von gehacktem Fleische erschienen am Spieß. Hammel erschien gekocht mit Kürbissen als Kuskussubekrönung, und Hammel erschien als gigantischer Braten mit Kopf und Beinen, den Bauch mit starkduftenden Kräutern gefüllt. Hammel erschien als Gehacktes in kleinen Kugeln, die in Öl schwammen, und Hammel erschien als Gehacktes im Innern von Gurken und Tomaten. Kuskussu erschien mit Fleisch und Gemüsen, Kuskussu erschien mit Milch und Zucker, und Kuskussu erschien au naturel ohne jede Art von Würze. Fische erschienen in Öl gebacken und auf dem Rost gebraten. Tauben erschienen gedämpft und Tauben erschienen gebraten. Gehackte Kräuter mit Öl und Pfeffer, gehackte Oliven und geröstete Pfefferschoten reizten zu neuer Tätigkeit. Backwerk in erstaunlichsten Variationen, Fladen mit Honig beträufelt, in Öl gebackene Krapfen und Kugeln besänftigten die pfefferheißen Zungen und erregten Durst nach dem süßen, würzigen, alles versöhnenden Tee.

Die Männer aßen, bis ihre Köpfe glühten, bis sie matt waren von Verdauungsfiebern, bis selbst die frechsten Witze der Spaßmacher sie nicht mehr zum Lachen reizten. Pausen der Trägheit folgten, wiederholte Aufforderungen zum Zugreifen fanden keinen Willen mehr, verschlafene Gesichter irrten im Morgengrauen durch die Hüttenstadt. Menschen, die das ganze Jahr herum mit einem Minimum leichter Nahrung vorliebnehmen müssen, erliegen den Genüssen solcher Festmähler wie einem Weinrausche; und wie einen solchen nehmen sie das Unbehagen, das folgt, mit in Kauf.

Dem Reichen schreibt die Sitte drei Festtage vor, aber Dschilalis Anverwandte hatten an dem einen zu schaffen, und es lag ganz in den Gewohnheiten der Hüttenstadt, daß die Einholung der Braut schon am zweiten Abend erfolgte. Weniger üppig, wenn auch nicht weniger lärmend, hatten die Frauen gefeiert, nun war auch ihnen der Kopf schwer von den Mühen wie von den Freuden der Hochzeit, denn die Arbeit hatte auf ihren Schultern gelegen und sie hatten mit dem Schlafe der Nächte bezahlt, was die Männer genossen.

Nun stand die Braut, mit seidenen Stoffen geschmückt und von Weihrauch fast gebeizt, klopfenden Herzens in der dunklen Hütte, von kichernden Frauen umringt, von geflüsterten Ratschlägen verwirrt, und wartete auf den Schlag an der Türe, der ihr Abholen verkündigte. Der donnerte endlich wie ein Weckruf durch die Nacht; sie fühlte sich geschoben, gedrängt, klammerte sich mit einem Schein von Sprödigkeit an den Türpfosten und suchte doch schon mit vertrauendem Auge das Antlitz des Jugendgespielen, des Längstersehnten, der nun ihr Herr wurde. Die Fackeln qualmten und blendeten ihr Auge; die Gasse war ein Meer von rötlich bestrahlten Burnussen, und eine Brandung von Lachen und Jubel umdonnerte sie. Eine Welle von Licht schien sie zu erfassen, sie fühlte ihre Füße sich vom Erdboden lösen, ein kleiner Schrei entfuhr ihr, und schon saß sie sicher und fest auf dem Packsattel eines kleinen Eselchens, das sofort sein ruhiges, gleichmäßiges Getrippel aufnahm. Ihr zur Seite gingen Männer, die sie vor dem Herabgleiten schützten und das aufgeregte Eselchen am Galoppieren verhinderten. Vor ihr wogte im Tanzschritt die Schar der Gäste, Flinten knallten und Fackeln wirbelten Rauch und Funken über die grellbeleuchteten Gruppen. Hinter sich blickend, gewahrte sie Dschilali, der zwischen zwei Gimbrispielern einherschritt, während Palmenzweige über seinem Haupte wehten. Aus dem Gefolge tönten die langgezogenen Klarinettöne der Reita und das dumpfe Dröhnen der Tarija.

12.

Das junge Paar stand allein inmitten der Noalle. Beide befangen, beide nach Worten suchend, sahen sie einander an und wagten keine Bewegung. Kiltomas kleine Hände preßten die Falten ihres Haik fester zusammen, Dschilalis Arme hingen schlaff herab. Beiden war plötzlich nicht mehr feierlich zumute.

Dschilali kannte Kiltoma seit langen Jahren und wußte seit Monaten, daß sie ihm zur Frau bestimmt war. Die Gebundenheit des Verkehrs zwischen jungen Menschen, die ein mißverstandenes Gebot und Großstadtverderbnis den Moslim der östlichen Lande auferlegt haben, kommt in diesen unschuldigeren Landen nur wenig zur Geltung. Als Kind hatte Kiltoma auf der Straße

gespielt, und Dschilali hatte mehr von ihrem schmalen Körperchen gesehen, das oft nur ein recht zerrissenes Hemdchen bedeckt hatte, als irgendein Europäer von der Körperbeschaffenheit seiner Erwählten weiß. Sie hatte nie seine Lust erregt, weil sie hager und lang war und von jener sehnigen Straffheit, die einen Einschlag von Berberblut verrät.

Während Dschilali seine Tage der Wildheit durchtobte, sah er über sie hinweg, und in ihrer jungen Seele haftete sein Bild als das eines Löwen, vor dem alle zitterten und der ihr allein nicht schrecklich erschien. Zur Jungfrau erblüht, hielt sie sich im Kreise ihrer Noalle; aber Dschilali kam oft zu ihrem Vater, den er Oheim nannte, und wenn Kiltoma dann im Hofe stand, so verlangte die Sitte nicht mehr als ein rasches Verhüllen der unteren Gesichtshälfte mit einem Zipfel des langen Kopftuches. Sie ging nun nicht mehr in Lumpen, sondern trug einen losen Kaftan aus weißem Baumwollenstoff und um die Hüften straff gezogen ein buntes Tuch. Immer noch war sie knabenhaft hager, und immer noch sah Dschilali sie ohne Begehren an; sie aber lehnte an der Türe der Männerhütte, wenn er mit ihrem Vater sprach, und sie ließ ihre großen grauen Berberaugen mit eindringlichem Forschen auf ihm ruhen. Sie lernte ihn kennen in Wort und Gebärde, und sie wußte genau, wie glücklich oder wie unglücklich sie neben diesem Manne sein würde. Dabei dachte sie, jung und von kühlen Sinnen, wie sie war, nicht an Liebe, nur an Zusammenleben; und sie dachte, daß das ein Unternehmen wäre, das sie wohl wagen wollte. Der Jugendgenosse war ihr vertrauter als jeder andere Mann.

Dschilali hatte sich dem Verlöbnis, das seine Eltern ihm vorschlugen, in keiner Weise widersetzt. Eine andere Liebe beschäftigte ihn gerade nicht, Kiltoma war eine Frau, die zu ihm paßte, war ihm bekannt, galt für tugendhaft und tüchtig, für klug und für gesund, und ein Grund zur Ablehnung wäre schwer aufzutreiben gewesen. Auch er dachte nicht an Liebe, aber er sah die Hüterin seiner Habe in ihr und glaubte, daß dazu keine Hand sich besser eignen würde als die ihre. Es war eine Vernunftehe in gutem Sinne, die Dschilali einging, und er tat damit nur, was Tausende in seinem Lande tun und nicht zu bereuen haben.

Als der Verspruch erfolgt war, mußte Kiltoma sich einer kleinen Mastkur unterziehen, was sie geduldig und gewissenhaft auf sich nahm: jeden Tag eine gewisse Menge süßer kleiner Teigwaren mit stark gezuckertem Tee. Aber sie erzielte keinerlei Erfolg damit. Immer noch stand sie mit etwas eckigen Schultern und schmalen Hüften wie ein verkleideter Knabe vor Dschilali, und die bräutlich üppige Gewandung täuschte nicht über die völlige Abwesenheit jeder Bauchrundung; ihre straffen kleinen Brüste standen keck unter der faltigen Seide. Sie wußte ganz genau, daß der völlige Mangel an Fett einen Mann zu starken Äußerungen des Mißfallens berechtigte. Aber in kindlicher Unbekümmertheit faßte sie die Tatsache ihrer weiblichen Untauglichkeit ins Auge, entschlossen, sich zur Wehr zu setzen, wenn ihr Gatte ihr deshalb unfreundlich begegnen sollte. Sie dachte immer noch nicht an Liebe, die kleine Kiltoma; aber da ihr Gatte sie genommen, wie sie war, so mußte sie ihm auch recht sein, wie sie war. Sie war eine Berberin und Demut lag nicht in ihrer Natur.

Jetzt löste sie langsam den Haik, und als ihre schlanken, kindlichen Arme das schwere Gewebe über ihren Kopf hoben und der schmale braune Hals, die zarte, aber kräftig gezeichnete Gestalt sich aus der weißen Hülle zu heben begann, würde ein europäischer Künstler trunken gestanden sein vor so viel Schönheit.

Dschilali sah nichts davon. Ihn nahm zunächst die Art und der Wert des Gewandes gefangen, die ein klein wenig über das hinausgingen, was Leute seines Standes sonst zu tragen pflegen. Auch der silberne Schmuck an Brust und Armen, die breiten Bänder an den Fußknöcheln, die langen mächtigen Ohrringe waren prächtiger, als Dschilali zu sehen gewohnt war. Kein Zweifel, Kiltomas Eltern hatten versucht, ihm die Hülle angenehm zu machen, da ihn der Kern nicht befriedigen konnte. Das war anständig gehandelt und stimmte Dschilali großmütig gegen das junge Weib.

Er versuchte ihr etwas Liebes zu sagen, aber er kam nicht sehr weit. Die Müdigkeit des Festes und das Unbehagen einer völlig neuen Situation lähmten seinen Geist, und Kiltoma, die mit unterwürfiger Haltung aber sichtlich uninteressierter Miene vor ihm stand, lockte ihn weder durch Koketterie, noch reizte sie ihn durch Widerstand. So hüllten sie sich beide ganz mechanisch in ihre gewohnten Schlafdecken und schliefen einen schweren und langen Schlaf.

Als der Morgen erwachte, fand Dschilali sich allein in der Hütte.

Draußen im Hofe hockte Kiltoma im einfachen weißen Baumwollkaftan und knetete Brotteig in einer flachen Tonschüssel. Das war ein vertrautes Bild. Die Wirklichkeit ergriff Dschilali, das Gewohnte brachte ihn zu sich selbst zurück, es war kaum ein Unterschied für ihn, daß da statt seiner Mutter eine andere Frau am Boden kauerte und seine Brote bereitete. Genau wie sonst seine Mutter, erhob sich nun auch Kiltoma, berührte seine Hand mit ihren Fingerspitzen, die ein leichter Hauch von Henna rosig erscheinen ließ an ihrer wächsernen Hand, küßte dann mit der Anmut einer Unbewußten diese durch seine Berührung geehrten Finger, und ging, Dschilali den Eimer zum Waschen zu holen. Jede ihrer Handreichungen war so vertraut, so alt, so ganz wie sie sein mußte, daß Dschilali sich nach einer Viertelstunde schon eingelebt fühlte. Sie bereitete nun den Tee und legte einige Reste der Festmahlzeit vor ihren Gebieter hin, und Dschilali glitt völlig in das gewohnte Gefühl körperlicher Behaglichkeit hinein. Gnädig schob er einen kleinen Teil seiner Mahlzeit Kiltoma zu, die sich damit in die Küche zurückzog. Nach einer Weile erschien sie wieder vor ihm, hatte den Haik umgeschlagen und trug auf die Schulter gestützt ein Brett, auf dem die nun fertig gegangenen Brote lagen; sie wollte diese zum Bäcker bringen.

Dschilali stand in seinem Höfchen und langweilte sich. Gern wäre er hinausgegangen an seine Arbeit, auf den Markt, unter Menschen, aber er fürchtete eine Begegnung mit Festgenossen, weil er wußte, daß sie das Geständnis der verschlafenen Brautnacht aus ihm herauskitzeln würden. Er ging in der Noalle umher, legte Hand an, wo etwas fehlte, und seufzte, wenn die Langeweile über ihn kam. Seine Eltern kamen und brachten Hühner mit zusammengebundenen Beinen, und Dschilali befreite sie, stellte Futter für sie zurecht und sah zu, wie sie sich im Höfchen heimisch zu machen suchten. Dann steckte er ein Beet ab, auf dem er Nana pflanzen wollte, und dann trieb er einen Pflock zum Anbinden des Esels ein.

Kiltoma kam zurück und arbeitete emsig und schweigend neben ihm. Sie probierte den Webstuhl, der alt und an vielen Stellen ausbesserungsbedürftig war, und Dschilali mußte helfen und hämmern, bis das Gestänge seine Pflicht tat. Dann sah er ihr zu, wie sie die Kette spannte und das Schiffchen bespulte. Gegen Abend schickte sie ihn aus nach einem Wasserträger, denn die Amphore war leer.

Er ging, wurde gesehen, geneckt, und kam mit zornroten Wangen nach Hause. (Fortsetzung folgt.)

Die Linienzüge (Fraunhoferscher Linien) im Spektrum eines Sternes.

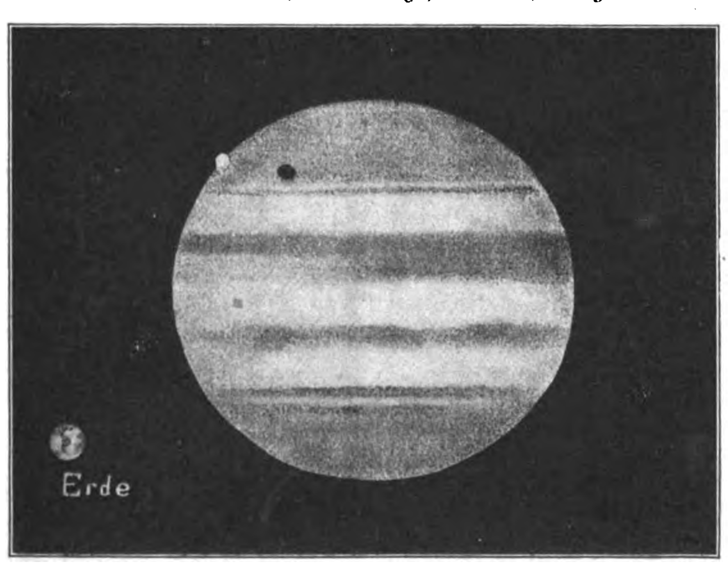
Das große Gesetz im Sternenraum

Von Bruno H. Bürgel (Hierzu sechs Abbildungen)

Auf und Nieder, Werden und Vergehen, das ist das große Gesetz im Weltgeschehen. Der tausendjährige Eichbaum und die Eintagsfliege, der Mensch, von dem es heißt, daß sein Leben siebenzig Jahre währt, und das Gänseblümchen auf dem Felde, das der nächste Sturmwind verdorrt dahinjagt — sie alle werden umfaßt vom großen Gesetz des Keimens und Wachsens, des Blühens und Reifens, des Absterbens und Verdorrens. Es verschlägt nichts, daß die Zeitspanne große Unterschiede aufweist. „Zeit“ ist ein menschlicher Begriff, ein Maß, das sich der Bewohner dieses Sternleins nach **seiner** Elle zugeschnitten hat. Er steht staunend vor den Wellingtonien Nordamerikas, die — wie man sagt — drei Jahrtausende grünen, und bedauert wohl die Eintagsfliege, die nur von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang lebt, weil er seine Lebensdauer überall als Maßstab einsetzt. Aber welch ein ganz anderes Zeitmaß würde wohl jenes kleine Insekt haben, wenn es über einen Denkapparat verfügte wie wir, und wie ganz anders wiederum möchte der kalifornische Riesenbaum über des Menschen geschichtliche Entwicklung denken, wenn die Allmutter Natur ihn mit einem Hirn ausgestattet hätte!

Gehen wir nun gar hinein in die Sternenräume, so müssen wir die willkürliche Elle des Alltags hinter uns lassen, oder alles Begreifen hätte ein Ende. Die relative Kurzlebigkeit des Menschen brachte es mit sich, daß er die Sterne schlechthin für „ewig“ hielt. Hier schien das große Gesetz machtlos! Sah nicht der große Ramses dieselben Sternbilder und Sterne da droben glühen wie Napoleon, der vor seiner vertrockneten Mumie stand? Wies nicht derselbe Polarstern, zu dem der Passagier eines modernen Ozeandampfers in stiller Nacht auf dem Promenadendeck aufschaut, auch den alten Wikingern den Weg? Völker kamen und gingen, Kulturen bauten sich auf und versanken wieder, Leid und Freud wechselte von den Pharaonen bis zu den Hohenzollern — „die Sterne wandern ihren ewigen, geheimnisvollen, wunderbaren Gang!“

Die Wissenschaft der Neuzeit hat diesen Glauben zerstören müssen. Das große Gesetz des Werdens und Vergehens herrscht auch im Sternenraum, ja, da erst wird es zum „großen“ Gesetz, erlangt es seine universelle Gültigkeit. Auch die Sterne werden und vergehen, haben eine Entwicklungsgeschichte. Auch am Himmel gibt es Kinder und Greise; auch im Weltenraum gibt es Totes, Erstorbenes. — Von dieser Lebensgeschichte der Sterne soll hier in großen Zügen die Rede sein.

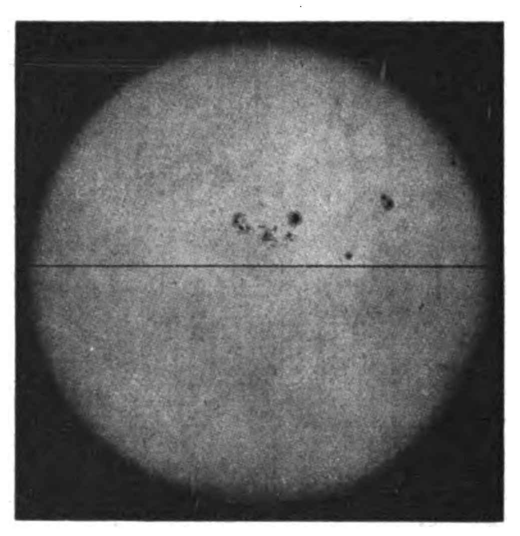


Größenverhältnis von Jupiter und Erde. Oben links dicht am Rande ein Mond des Jupiter, der vor demselben vorübergelaufen ist. Auf der Scheibe sein Schatten. Der Planet Jupiter befindet sich in einem Entwicklungszustand, den die Erde seit Jahrmillionen hinter sich hat. Nach einer Zeichnung von Bruno H. Bürgel.

Des Menschen Lebenszeit, auch die tausend Jahre, die einer Kulturepoche zugemessen sind, all das ist viel zu kurz, um Veränderungen an irgendeinem Gestirn, sagen wir am Sirius, wahrnehmen zu können. Die Lebensgeschichte eines Sternes, einer Sonne spielt sich in Jahrmilliarden ab. Dennoch bietet der gestirnte Himmel dem Auge des Astronomen und Astrophysikers und seinen sehr geistvollen Untersuchungsmethoden Mittel dar, die es gestatten, hier zu forschen und zu wissen. Wie es im Walde Bäume jeden Alters gibt, junge Schößlinge, schlanke Stämmchen, ausgewachsene Baumriesen, morsche Veteranen, die der nächste Sturmwind stürzen kann, und im Moose vermodernde Baumleichen, so haben wir unter den Millionen Lichtern, die des Nachts herniederleuchten, Sterne aller Altersstufen vor uns, und es lassen sich — nachdem die Wissenschaft einmal die große Linie richtig erkannt hat — Übergänge in großer Zahl finden. Es gehört keine Prophetengabe dazu, den Entwicklungsgang eines Säuglings von der Wiege bis zur Bahre in großen Zügen vorauszubestimmen. Ähnlich verfährt der Sternforscher. Wir wissen heute, daß all die Millionen Sterne da droben (von den paar Planeten, die die Sonne umkreisen, abgesehen) nichts anderes sind als **Sonnen**, Sonnen in ungeheuren Entfernungen. Vom Sirius aus gesehen muß unsere Sonne genau so als „Fixstern“ erscheinen, wie jene Siriussonne uns erscheint. Sehr wahrscheinlich sind auch all diese Sonnen von Erden, bewohnten und unbewohnten, begleitet, und hat unsere engere Heimat im Weltreiche nichts voraus vor anderen Provinzen in dieser Unermeßlichkeit.

Unserer eigenen Sonne, die uns ja verhältnismäßig nahe steht, können wir mit dem Fernrohr und dem Spektralapparat vorzüglich beikommen. Wir haben erkannt, daß sie ein gewaltiger Ball aus

glühenden Gasen ist und haben gefunden, daß dort all die Stoffe vorhanden sind, die auch den Erdball aufbauen. Diese Wissenschaft verdanken wir dem wundervollen Untersuchungsmittel der Spektralanalyse, die uns eine Chemie der Gestirne ermöglicht. Das Licht der Gestirne wird durch Glasprismen zerlegt und löst sich so in ein buntes Regenbogenband auf, in dem seltsame Linien erscheinen. Genau dasselbe Bild erhalten wir, wenn wir irdische Stoffe auf diese Weise betrachten, und wir finden, daß jeder Stoff, jedes „Element" ganz besondere, nur für eben diesen Stoff charakteristische Linienzüge zeigt. Die gleichen Linienzüge finden wir nun auf der Sonne und auf anderen Sternen wieder. So wissen wir, daß auch dort Eisen und Natrium, Kohlenstoff und Wasserstoff und all die anderen Elemente vorhanden sind. Aber sie treten dort — entsprechend der hohen Temperatur der Sonnen — eben als glühende Dämpfe auf. Es ist ganz klar, daß die physikalische Beschaffenheit der Stoffe auf unserer Sonne, wo eine Hitze von 6500 bis 7000 Grad Celsius herrscht, eine andere sein muß als auf der Erde, die längst ihre Sonnenzeit hinter sich hat.



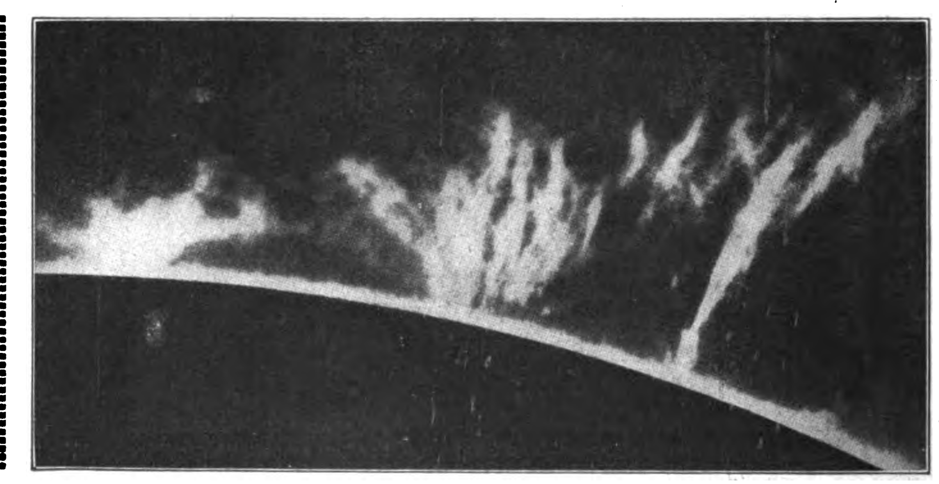
Photographie der Sonnenscheibe mit Sonnenflecken.

So haben wir die außerordentlich wichtige Entdeckung gemacht, daß die fernen Sterne im großen und ganzen die nämliche Beschaffenheit zeigen wie der Erdball. Dieselben Stoffe und dieselben Naturgesetze sind auch in Siriusfernen am Werke.

Betrachtet man nun die Sterne genauer, so sieht man, daß sie durchaus nicht alle in gleichmäßig weißem Lichte strahlen. Die Mehrzahl der fernen Sonnen erscheint rein weiß oder bläulich weiß; weit weniger zahlreich sind die gelblichen Sterne, und noch seltener die roten. Es ist nun sehr interessant und wichtig, daß die Temperatur der Sterne enge Zusammenhänge mit dieser Färbung erkennen läßt. Je eingehender man sich mit diesen Dingen befaßte, je deutlicher wurde es, daß man hier einer großen Gesetzmäßigkeit auf der Spur war. Wir müssen folgende Überlegung anstellen: Die Sonnen sind Gasbälle von sehr hoher Temperatur. Aber sie schweben in der enormen Kälte des endlosen Raumes. Die Temperatur des Weltenraumes kann nicht sehr weit vom absoluten Nullpunkt entfernt liegen, muß also nahe 273 Grad Kälte betragen. Unausgesetzt strahlen die Sonnen ihre Glut in den Raum hinaus. Sie müssen naturgemäß langsam kälter werden, ja endlich verlöschen. Sie müssen im Laufe ungeheurer Zeiten eine ähnliche Entwicklung durchmachen wie die Kohle, die weißglühend vom Herde des Schmiedes fällt. Langsam wird sie gelblich, orange, dann rot, um endlich, immer stumpfer verglühend, zu verlöschen. Die Kälte des Raumes ist es, die den Sonnen das Lebenslicht ausbläst. Endlich einmal muß auch die größte Sonne verglühen und versprühen, wenn auch der kleine Mensch, der wie das Gras auf dem Felde „frühe blühet und schnell verdorret", den Eindruck hat, daß sie ewig leuchtet. Die urewige, große Natur, sie kennt diesen Zeitmaßstab nicht; ihr lebt die Eintagsfliege so lange wie die Sterne.

Ganz so einfach wie man es sich noch bis vor kurzem vorstellte, verläuft aber der Lebensgang der Sonnen nicht! Die neueren Forschungen haben gezeigt, daß man zwei große, ziemlich scharf getrennte Gruppen von Sonnen unterscheiden kann. Man hat sie „Gigantensterne" und „Zwergsterne" genannt. Die Giganten sind Sonnen in sehr jugendlichem Stadium. Sie haben eine ungeheure Größe, sind in manchen Fällen mehrere Hundert mal größer als unsere eigene Sonne, haben eine verhältnismäßig niedere Temperatur, und die Gasmassen, die sie aufbauen, sind im Zustande größter Verdünnung. Bei den Zwergsternen hat sich die Masse stark verdichtet, so daß die Sonne nun einen kleineren Raum einnimmt. Hier haben wir es mit alternden Sonnen zu tun, die sich fort und fort abkühlen, bis sie verlöschen. Die rein weißen Sterne scheinen zwischen beiden Gruppen die Mitte zu halten.

Auf Grund dieser Feststellungen kann man sich die Entwicklung eines Sonnensterns etwa folgendermaßen



Protuberanzen (Gaseruptionen) am Rande der verfinsterten Sonne. Nach einer Aufnahme von Prof. Hale.



Partie nahe der Mondmitte. Unten rechts eins der schönsten Ringgebirge, der zwölf Meilen breite „Kopernikus". Phot. Loewy & Puiseux.



Der Gebirgszug der Apenninen auf dem Monde. Unten die drei großen Krater Archimedes, Aristill und Autolycus. Phot. Loewy & Puiseux.

vorstellen: Er tritt zunächst, nachdem die Gasmassen, die ihn bildeten, eine gewisse Dichte und Temperatur erreicht haben, als rotleuchtender Gigant von etwa 3000 Grad Hitze in Erscheinung. Ein solcher roter Riesenstern, ein Sonnensäugling, wenn man so sagen darf, ist z. B. Antares im Skorpion, auch Beteigeuze im Orion. — Die Masse verdichtet sich, der innere Druck nimmt zu, die Temperatur steigt, und es entwickelt sich der gelbe Gigant, wie er uns etwa in Kapella im Fuhrmann entgegentritt. Die Oberfläche ist kleiner geworden, die Temperatur auf etwa 6000 Grad gestiegen: ein Sonnenjüngling. So entwickelt sich endlich im Laufe von Jahrmillionen die weiße Sonne auf der Höhe der Kraft, mit 10000, selbst 15000 Grad. Wega in der Leier und Sirius sind solche weißen Sonnen.

Nun aber kommt der absteigende Ast der Entwicklung. Der Ball kann endlich nicht mehr die ausgestrahlte Energie ganz ersetzen, er kühlt sich ab, wird zur gelben Zwergsonne (unsere eigene Sonne, ferner der Polarstern gehören in diese Reihe) mit etwa 6000 bis 8000 Grad, und endlich zum roten Zwergstern, dem Sonnengreis mit 3000 bis 2500 Grad, um schließlich zu verlöschen.

Eine vollkommen erloschene Sonne kann man natürlich nicht mehr direkt sehen, wohl aber kann sie der Astronom indirekt wahrnehmen. Der Stern Algol im Sternbilde des Perseus ist z. B. von einer solchen „dunklen Sonne" begleitet.

Es ist ohne weiteres klar, daß mit der sinkenden Temperatur physikalische Veränderungen auf den Sternen vor sich gehen müssen. Das zeigt sich auch deutlich bei den spektroskopischen Untersuchungen. Die heißesten Sterne zeigen eine mächtige Hülle von Helium. Bei den weniger heißen herrscht der Wasserstoff vor, und bei den gelben Sternen treten vor allem die für Metalle charakteristischen Linienzüge zutage. Bei den roten, kühlen Sternen endlich spielen Kohlenstoff und Kalzium die Hauptrolle, und selbst chemische Verbindungen machen sich bemerkbar. Nach und nach entstehen auf dem endlich vom gasförmigen in den flüssigen Zustand übergegangenen Glutmeer der Oberfläche die ersten dunklen „Schlacken", die immer wieder von Hitzeströmen aus der Tiefe aufgelöst werden. Endlich aber schließen sie sich zu größeren Schichten, den Urbildern späterer Kontinente zusammen. Es ist kein Zweifel, daß die starken, unregelmäßigen Lichtschwankungen, die bei tiefroten „veränderlichen Sternen" beobachtet werden, eben durch solche riesigen dunklen Schlackenfelder bedingt sind. Nach langen Kämpfen mit der immer wieder hervorbrechenden Glut aus größeren Tiefen siegt eines Tages die Kälte des Raumes, und der feste, dunkle Panzer schließt sich. Eine Sonne ist verlöscht. —

Wieviel belebte Erden mögen mit ihr in Nacht versinken und in ewigen Tod! Aber die Natur mit ihrem Riesenmaßstab kümmert sich nicht um den Wassertropfen im Meer und ein Staubkorn Erde im Raum. Sie gibt und nimmt, nimmt und gibt unablässig! War nicht auch unsere Erde einst so eine kleine leuchtende Sonne? Sie erkaltete, sie bildete die feste Rinde, sie hatte das Zeitalter, in dem sich endlich Wasserstoff und Sauerstoff, bei weiter sinkender Temperatur, zu Wasser verbinden konnten, um in jahrtausendelangen Regengüssen niederzustürzen auf die noch dampfende Kugel. So entstanden die Urmeere. Es bildeten sich die Sedimentgesteine, es folgte das Zeitalter ungeheurer Vulkankatastrophen und Erdbeben, und es faßte endlich — größtes der Wunder und Rätsel — der erste Lebenskeim festen Fuß auf diesem Stern.

Längst hat die Erde ihre Sonnenzeit hinter sich, längst ist sie aus dem Stadium heraus, das heute noch auf dem Planeten Jupiter herrscht, wo auf eine noch heiße Oberfläche der Kampf des Feuers mit dem niederbrausenden Wasser ausgefochten wird. Sie strebt dem „Mars"-Stadium zu, der Welt des versiegenden Wassers, der zu Tümpel gewordenen Meere, der trockenen Wüsten, der vom Zahn der Zeit abgetragenen Gebirge. Sie wird enden beim Mondstadium, der erstorbenen, leblosen Welt ohne Luft und Wasser, auf der das ewige Schweigen waltet.

Und doch gibt es auch ein Auferstehen im Weltenraum. Aufgang und Niedergang reichen sich auch da die Hand, und aus der Tiefe steigt immer wieder sieghaft empor das ewige Werden!



Sonntag. Hofphot. Eberth, Kassel

Der Gottesfrieden ⋆ Von Joseph Stollreiter

Das weite Deutschland glänzte im Mondenschein. Wie perlmutterblaue, köstliche Schleier schillerte der Atem der Scholle über den Wiesen und Ackerfurchen. Die Gedanken der Besten des Volkes schwebten versunken über der großen Stille und suchten den inneren Frieden.

Die Dächerozeane und Turmwälder der Städte funkelten wie flüssiges Silber, und die Strahlen der hellen Lichter der Städte flogen hinaus in das gottesstille Land.

Stadt und Land.

Eine tiefe Verbitterung beherrschte die beiden gegeneinander.

Die Städte schütteten den Fluch der Lebensmittelteuerung, den Volksfluch Millionen unterernährter Kinder über die schwerarbeitenden Schollenbezwinger — und die Bauern und Landleute fluchten über die Teuerung, die, wie eine alles niedermähende Sense, aus den Städten herauskam, das einfachste, gröbste Hemd zu einer unerschwinglichen Kostbarkeit stempelte, und den Kauf des derbsten, härtesten Stiefels durch schwindelnde Preise fast unmöglich machte.

Und die beiden Flüche erhoben ihre Stimmen gegeneinander wie Sturmesgeheulen und Donnergebraus.

Mit metallenen Stimmen schrien die Städte:

„Unsere Kinder sind Opfer des Hungers und der Tuberkulose geworden! Ihre Knochen sind mürbe, ihr Fleisch arm und krank. Unsere Greise sind verhungert und unsere sonst Fruchtbaren sind friedlos, nervengepeitscht geworden vor Darben und Not am Allernotwendigsten.

Ihr aber seid satt gewesen jeglichen Tag!

Ihr habt Kinder, die blühen und vollblütig schreiten, die vollgesogen sind von Sonne und Lebenskraft, und der Todesengel ‚Tuberkulose' hat eure Häuser und Höfe nicht gezeichnet mit Todesrosen auf fleischlosen Wangen!

Ihr habt gewuchert mit eurem Pfund, das nicht euer war, das Gott gegeben als des ganzen deutschen Volkes Gut!"

Wie eine Windsbraut ergossen die Anklagen sich über das weithingebreitete, nächtliche Land, so daß die Häuser des Schollenvolks noch mehr in den Boden krochen und die Glocken der Kirchen in ihren kurznackigen Türmen schauerlich summten.

Dann aber tönte aus den Dörfern und Einöden her murrende Antwort, daß hoch oben der Frühlingsmond brannte wie Aufruhrfeuer:

„Städte! Von euch ging die Vernichtung alles Edlen und Guten aus! Wir wollten alles geben für alle um gleichen Preis!

Ihr aber verteuertet das Hemd auf dem Leibe, den Stiefel und Strumpf an den Füßen, den Pflug, das Werkzeug, das unsere harten Hände unterstützt, und den Dünger, der unsere Felder fruchtbar macht!

Wir brauchten Geld, um euren eigenen Geldhunger zu stopfen!

Da kamt ihr aus euren hohen Häusern und hamstertet! Für eure Mäuler, unbekümmert, daß jeder, der uns ein Ei mit Gold und Silber aufwog, einem Bruder, einem Kinde einen Tag oder eine Stunde seines Lebens stahl!

Gier war euer einzig Denken! Fraßverlangen euer einzig Gebet, euer Gott!

Ihr schlepptet euch krumm, und einer riß immer dem andern die Beute aus den Händen!

Wir aber brauchten Geld, um unsere Notdurft zu decken und unsere Felder zu bestellen!

Ihr habt uns unseren Glauben genommen!

Ihr habt uns mit Umsturz und Aufruhr vergiftet, wolltet uns gar den Boden unter den Füßen stehlen, auf dem wir stark und rechtlich gelebt und gerungen seit Jahrhunderten!!"

Wie von einem Orkan gepeitscht wogte die Scholle und brandete, ein allesumschlingendes Meer, heran gegen die landumbetteten Städte, die auf seinen Wogen schlingerten wie preisgegebene Schiffe. — —

Da tropfte es warm und köstlich, wie die Hand Gottes, wie süßes, schmeichelndes Sandelöl, das in brennende Wunden balsamisch rieselt, über das arme, zerklüftete Deutschland.

Liebe ... Vergeben ... Verstehen ... Verzeihen ... um der Zukunft willen, um derer willen, die nach uns wandeln über die heilige deutsche Erde, einerlei ob in Stadt oder auf weitem, reifeträchtigem Land.

Und diese warme Stimme der Versöhnung klang feierlich über die Städte und über die Lande:

„Warum ermangelt ihr der Liebe?

Das Leben ist heute so riesenhaft, so von Furchtbarkeit erfüllt, daß Zusammenstehen, Ineinanderaufgehen Religion und Aufstieg ist!" — —

Und nochmals ertönte ein gewaltiger Ruf über die Erde:

„Weithingeschwungenes Land und ihr hochgetürmten, volkssatten Städte! Du mein deutsches Volk, warum vergaßt ihr die Liebe? Warum ist Einanderaufrichten nicht euer einziges Denken und Trachten?

Was kann die Welt gegen euch, wenn ihr einig seid und euch liebt?!

Was ihr gegeneinander gefehlt, sei vergessen! Euer Groll schmelze dahin, jeder sei nur bedacht auf die Nöte des anderen. Und ihr werdet tausend Wege zum Lichte leuchten sehen, wo sonst nur finstere Abgründe gegähnt.

Weil ihr die Liebe zueinander in euch selbst getötet, haben die Feinde gesiegt! — Warum sprecht ihr zwei Sprachen?! Warum laßt ihr eine Hand, eine fremde Hand, die allein Gewinn sucht, zwischen euch sein und immer dem einen mit Wucher nehmen und dem anderen mit Wucher geben?!

Kommt zueinander wie zwei Brüder und erzählt euch euer Leid!

Du, Land, versenke dich mit helfendem Willen in die Not der Städte und sende deine Erzeugnisse in die Häuser der Darbenden, daß dich die Kinder segnen mit Jubel und frischem Werden!

Und ihr, Städte, wandert hinaus zu den Menschenbrüdern der Scholle, nicht um zu hamstern, wie ihr es nennt, sondern um ihre Schmerzen, ihre Sorgen und ihre Nöte kennenzulernen.

So wird das Glück zu euch kommen wie eine blühende Mutter, die ihre Kinder, getragen von innerem Jauchzen und Leuchten, der Sonne und der Gottheit inbrünstig entgegenhält!

So wird Deutschland erneut erstarken und der heilige Schoß werden, aus dessen mystischen, wundergesegneten Gründen eine neue, schaffende, von Liebe erfüllte Menschheit der Zukunft entgegengeht."

Da strömte es wie ein befreites, weithinwogendes Aufatmen über die Landschaft, und die Dächermeere und Turmwälder der Städte funkelten im Mondlicht, wie von der Hand Gottes feierlich berührt und gesegnet.

Über Stadt und Land senkten sich Liebe und Verstehen.

Und Deutschland war erlöst.

Neue Minnelieder. Von Kurt Siemers

Parzival der Ritter

Dämmrung entgrünte golden
domhohem Waldesgang.
Ein schwarzgeschienter Ritter
trabt schmalem Weg entlang.

Sonnfunken spielen knisternd
ums blasse Ringelhaar:
Ich bin der tumbe Knabe
nicht mehr, der ich einst war.

Die Dame, die ich liebe
und deren Dienst ich kür',
ist süßer Minne kundig
und heißt Frau Aventür.

Der Abend sinkt zu Tale
wie silberblauer Rauch —
Es pfeift der Vogel Sehnsucht
am Weg im Holderstrauch —

Die graue Perle

Die Königin durchschritt den hallenden Palast,
Der Page neigt sich vor der allerschönsten Frau:
O Herrin, eine Perle, kühl und grau,
Hab' in ein schmales güldenes Reiflein ich gefaßt.

Die Perle adelig und zier,
Mein's Herzens Königin, seid Ihr!
Der schmale Reifen, der sie hält,
Im Farbenwohllaut gold und grau,
Ist Euer Page (so es Euch gefällt,
Daß ich Euch schütze, schönste Frau).

Glaubt, niemand ist, der Eurer Hände
Sanft schwingende Musik empfände
Gleich mir. —
Belle Dame, nehmt den Ring als Souvenir:
Solang' die graue Perle nicht
Aus ihres Reifens Golde bricht,
Seid Ihr vom Glück und Eurem Pagen nicht verlassen.

Vergeßt nicht den, der sie ließ fassen,
Die graue Perle, die aus Meeresgrunde
Von Gischt und Wellen auf den Sand gespült.
Einst kommt ein Tag, kommt eine Stunde,
Daß Ihr die dunkle Kraft des Ringes fühlt ...

Ein Fähndrich bin ich frei

Ein Fähndrich bin ich frei
Und dien' der schönsten Dame,
Ihr süßvertrauter Name,
Das ist mein Feldgeschrei.

Lustsame edle Frau,
Die Seidenbanner fliegen:
Wir siegen oder liegen
Vor Tag im kühlen Tau.

Das Horn schallt übern Hag. —
Ob ich vorm Feinde bliebe,
Bleibt dir doch meine Liebe,
Die ich im Herzen trag'.

Bösartige Blutarmut

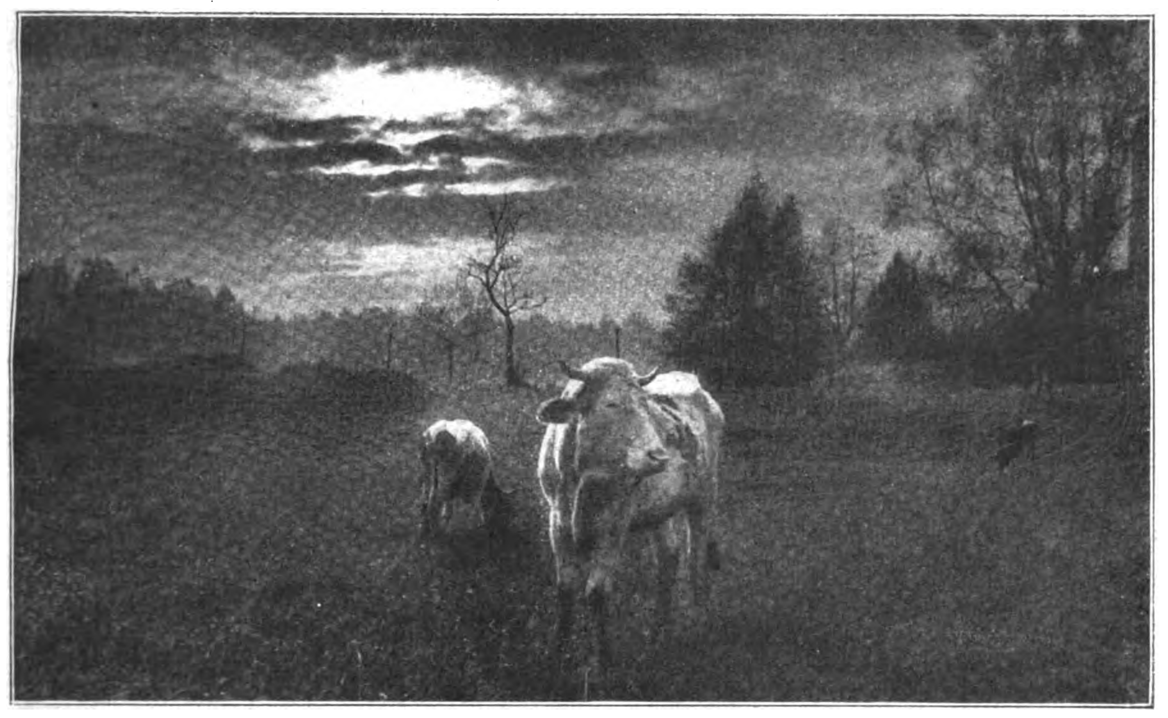
Eine Folge von Selbstvergiftungsvorgängen im Darm. Von Prof. Dr. Karl Lewin, Berlin

Es gibt eine Form von Blutarmut, die sich aus der Gruppe gleicher oder ähnlicher Erkrankungen durch einen besonders schweren klinischen Verlauf und charakteristische ihr eigentümliche Veränderungen der an Zahl erheblich verminderten roten Blutkörperchen heraushebt. Wir nennen sie perniziöse Anämie, d. h. bösartige Blutarmut, weil sie wohl vorübergehend zu bessern ist, im ganzen aber die Tendenz zu immer intensiverem Fortschreiten hat und schließlich nach mehr oder minder langer Dauer unrettbar zum Tode führt.

Während wir bei den meisten Formen von Blutarmut als Ursache der Verminderung der Zahl der roten Blutkörperchen und der Schädigung der blutbildenden Organe (Milz, Knochenmark usw.) entweder starke Blutverluste ansehen können oder Giftwirkungen als Folge irgendwelcher Krankheiten (Krebs, Syphilis, Tuberkulose und viele andere akute oder chronische Infektionskrankheiten z. B.), standen wir bezüglich der Entstehung der perniziösen Anämie lange Zeit vor einem Rätsel. Dieses Rätsel schien seiner Lösung näher gebracht durch die Entdeckung, daß durch den Einfluß eines Darmschmarotzers, einer Bandwurmart (Botriozephalus latus), der durch den Genuß roher Fische in den menschlichen Darm gelangt, eine der perniziösen Anämie in jeder Beziehung gleiche Erkrankung beim Menschen hervorgerufen werden kann. Offensichtlich produziert dieser Wurm im Darm Gifte irgendwelcher Art, die sowohl das Blut wie die blutbereitenden Organe in schwerster Weise schädigen. Fällt diese primäre Giftwirkung fort, gelingt also die Entfernung des Botriozephalus aus dem Organismus, so kommt es zu einer völligen Heilung der sonst so überaus bösartigen und verhängnisvollen Erkrankung. Die Kenntnis dieser Botriozephalusanämie führte zu der Annahme, daß auch alle anderen Formen bösartiger das heißt perniziöser Blutarmut in ähnlicher Weise wie hier durch irgendein uns bisher nur unbekanntes Gift hervorgerufen sein mögen, das irgendwo im Körper sich bildet. Nur die Unkenntnis der Art der primären Giftschädigung ließe die perniziöse Anämie als eine Krankheit besonderer Art mit unbekannter Ursache gegenüber der durch den Botriozephalus hervorgerufenen Blutschädigung bestehen.

Auf dem letzten Kongreß für innere Medizin in Wiesbaden hat nun der Göttinger Kliniker Seyderhelm höchst interessante Mitteilungen gemacht, die ein neues Licht auf die Ursachen der bösartigen Form der Blutarmut, also der perniziösen Anämie, werfen. Er fand nämlich in den Leibern verschiedener im Darm schmarotzender Parasiten mannigfachster Art Gifte, die bei Tieren eingespritzt, hier schwere Blutveränderungen und Knochenmarkstörungen hervorriefen, ganz nach Art der bei der perniziösen Anämie des Menschen beobachteten. Dieses Gift ließ sich nicht nur aus dem schon erwähnten Botriozephalus isolieren, vielmehr war es auch aus dem Darminhalt des normalen Menschen zu extrahieren, wo es offensichtlich von den in jedem Darm normalerweise massenhaft vorhandenen Kolibakterien gebildet wird. Demnach enthält also der Darm jedes gesunden Menschen Gifte, die Blutschädigungen schwerster Art verursachen können. Da entsteht nun die Frage, warum tritt diese Schädigung nicht bei jedem Menschen auf, da wir doch alle die gleiche Schädlichkeit dauernd in uns tragen? Die Antwort darauf finden wir, wenn wir daran denken, daß es ja auch eine Reihe von Menschen gibt, die dauernd Infektionserreger mannigfachster Art in ihrem Körper tragen, ohne daß doch die Krankheit zum Ausbruch kommt. Jede Krankheit ist die Folge des Zusammenwirkens zweier Faktoren, einer äußeren wie einer inneren Ursache. Eine von außen kommende Schädlichkeit ist nur wirksam, wenn sich zu ihr die in der Konstitution des Organismus bedingte Empfänglichkeit, also die Disposition, gesellt. So erst bewirkt der Infektionserreger das Aufflammen der Infektionskrankheit. Auch das Gift des Botriozephalus macht nicht in jedem Körper eine perniziöse Anämie. Es bedarf dazu einer besonderen Disposition des Organismus, der den Schmarotzer beherbergt. Das war uns längst bekannt. Warum nun also die doch in jedem normalen Darminhalt vorhandene Giftsubstanz nicht bei allen Menschen blutschädigend wirkt, hat Seyderhelm in sehr interessanter Weise erklärt. Die Darmwand des normalen Menschen läßt die im Darminneren vorhandenen Blutgifte nicht hindurchtreten, so daß sie nicht in das Blut gelangen können. Dagegen hat die Darmwand des an perniziöser Anämie Erkrankten diese Undurchlässigkeit für das im Darminhalt immer sich bildende Blutgift aus irgendeinem Grunde eingebüßt. Konnte er doch bei Kranken mit perniziöser Anämie das blutschädigende Gift auch in den Drüsen des Darmgekröses nachweisen, wohin es also aus dem Darm durch die Zirkulationswege gelangt. Es war daher nur der Schlußstein des Gebäudes, wenn Seyderhelm versuchte, durch Entfernung des Giftes aus dem Darm eine Beeinflussung des schweren Krankheitszustandes der perniziösen Anämie herbeizuführen. Das ist ihm in der Tat geglückt. Bei zwei an der bösartigen Form der Blutarmut hoffnungslos Leidenden ließ er einen künstlichen After anlegen, von dem aus er den Darm in seiner Totalität durch Spülungen mit desinfizierenden Flüssigkeiten von seinem Inhalt befreite, so daß also alle in ihm enthaltenen Blutgifte beseitigt wurden. Der Erfolg war ein vollkommener. Die Kranken blühten auf, die Veränderungen des Blutes schwanden. Als aber der künstliche After geschlossen wurde und die ausgedehnten Darmspülungen fortfielen, trat prompt wieder eine Verschlimmerung der Krankheit auf, weil nunmehr die Darmgifte wieder in das Blut gelangten und hier ihre verderbliche Wirkung von neuem entfalteten. Es sei erwähnt, daß schon der verstorbene Berliner Kliniker Grawitz einen Fall von perniziöser Anämie durch ausgedehnte Darmspülungen zur Heilung gebracht hat. Gewiß mag es fraglich erscheinen, ob alle Fälle der geschilderten Form von Blutarmut auf die gleiche Ursache zurückzuführen sind. Erwiesen aber erscheint durch die Arbeiten Seyderhelms, daß es immerhin eine Art von perniziöser Anämie gibt, die durch die im normalen Darminhalt vorhandenen Giftstoffe hervorgerufen wird, gerade so wie bei der Botriozephalusanämie durch die Giftstoffe, die der Bandwurm im Darminhalt absondert, und die in das Blut gelangen, alle Erscheinungen der schweren Blutschädigung hervorgerufen werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß damit der Kreis der Fälle von perniziöser Anämie, deren Ursache wir nicht kennen, immer mehr eingeengt wird und daß natürlich auch durch die Kenntnis anderer Arten ursächlicher Schädigungen des Blutes die Heilungsmöglichkeiten dieser ernsten Krankheit in erfreulichem Grade sich bessern. Auch hier wird die weitere Forschung den willkommenen Fortschritt bringen.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Abendsonne. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Cuno Romroth.

Das sterbende Volk

Roman von Grethe Auer (Fortsetzung)

An diesem Abend nahm Dschilali sein Weib in Besitz, damit er morgen als ein Gerechtfertigter vor den spottenden Freunden bestehen könne; und Kiltoma gab sich mit gleichen Gedanken, denn Mutter, Schwieger und Basen würden sie ins Gebet nehmen und die Richtigkeit ihrer Ehe kontrollieren. Beide erwachten mit einer gewissen Genugtuung, daß nun zwischen ihnen alles in Ordnung sei, daß keiner ihnen etwas vorzuwerfen habe, und daß die Sache am Ende erträglicher sei als beide gedacht hatten. Dschilali fühlte sich nun berechtigt, seine Arbeit wieder aufzunehmen, und Kiltoma machte sich in ruhiger Selbstverständlichkeit an die Führung ihres kleinen Haushaltes, der ihr weit mehr am Herzen lag, als Zärtlichkeit und Gekose.

Es werden in maurischen Landen gar viele Ehen auf diese Weise geschlossen, und die Art und Weise, wie verheiratete Frauen von diesen Dingen reden, ist nicht geeignet, Illusionen in Mädchenherzen zu erwecken. Wo keine Illusion ist, da ist auch keine Enttäuschung. Kiltoma fühlte sich vollkommen glücklich und Dschilali wenigstens nicht betrogen. Da sie beide gutartig, jung, frohsinnig und gern tätig waren, so lebten sie verträglich nebeneinander hin und genossen ihren bescheidenen Besitz. In diesem Besitz begegnete sich ihr Interesse, er war ihr Gespräch, ihre Sorge, ihre Freude und ihr Bangen. Und es mag ein psychologisches Unding sein, aber dennoch nicht abzustreiten: aus diesem Besitz erwuchs langsam ihre Liebe, aus einem gemeinsamen, noch so oberflächlichen Interesse ward ein festes, und ein schönes, heiliges Band.

Es hat eine kranke Zeit in Europa gegeben, in der gar viel von der Kameradschaft zwischen Mann und Weib die Rede war. Ganz von selbst erwächst die Kameradschaft im Kampfe mit den feindlichen Mächten des Lebens: da wird kein Mann die Hand verschmähen, die ihm die Waffe schärft und den Bügel hält, die Lippe letzt und Wunden verbindet. Zu alledem hatte Kiltoma vollauf Gelegenheit, denn Dschilali lebte nicht gedankenlos von dem Solde, den der Bu Schimrir ihm gab, er strebte eigenen Zielen nach und betrachtete jeden verdienten Duro nur als Baustein für künftige Größe. Hatte er nun eine Hütte, ein Weib, einen Esel — warum sollte er nicht mehr haben?

Kiltomas Augen leuchteten, wenn er von Feld, Vieh und Haus sprach, und sie hegte die blanken Duros mit liebender Angst, damit keiner zu viel entrinne; jedem, den sie wechseln mußte, trauerte sie nach. Wenn sie ihr Brot knetete, ihren Webstuhl bediente, ihre Spindel drehte oder ihre Gewänder wusch, immer sann sie auf Mittel, Geld zu ersparen, Geld zu gewinnen. Sie war es, die auf den Gedanken kam, mehr Brot zu backen, als sie brauchten, und das überzählige auf den Markt zu schicken; sie war es, die neben Dschilalis derben noch feine, schleierzarte Haiks zu weben wußte und diese einem Händler auf dem Markte anbot, der sie an Europäer verkaufte; sie war es, die bald ein Huhn, bald ein Entlein, bald ein Ziegenlamm heranmästete, um es in Europäerhäusern anzubieten und den Erlös dafür freudestrahlend ihrem Gatten heimzubringen.

Und als nach einigen Monaten das erste Kapital angelegt wurde, indem Dschilali zwei Schafe kaufte und sie zu weiterer Vermehrung der Herde eines Protegierten in der Provinz einreihte, da verlebte das junge Paar die ersten Tage reinsten Liebesübermutes; denn Kiltoma rechnete, wie die Frau mit dem Milchtopf rechnete, und sah sich bereits Gebieterin über vielköpfige Herden, und Dschilali lachte darüber, daß er sich auf die Schenkel schlagen mußte, und küßte Kiltoma aus reiner Herzensfreude so oft und so innig wie nie vorher.

Und wenn Kiltoma ein neues Kunstwerk vom Webstuhl nahm und Dschilali damit zu Markte ging, fühlten sie sich so selig eins in der Gestaltung ihres Lebens,

als ob sie zusammen die heiligste Aufgabe zu lösen hätten. Kiltoma berechnete dann genau, um wieviel weniger Wolle sie im nächsten, im zweiten, im dritten Jahre würde kaufen müssen, bis die Schur ihrer Schafe allein für ihren Webstuhl genügen würde, und Dschilali rechnete den Erlös in neue Schafe um und legte in Gedanken ein Sümmchen beiseite für den kleinen Luxus eines Arabers, den kein Herz entbehren mag. Und als sie mit ihrer Rechnung bis ins vierte Jahr gelangt waren, da nannte Dschilali eine größere Summe, um sie für das Fest der Namengebung seines ältesten Sohnes auszugeben, der dann das erforderliche Alter dazu haben würde, — und da erschraken sie beide und verstummten. Denn Kiltoma hatte noch kein Zeichen beginnender Mutterschaft empfangen. Aber sie fürchteten nicht für die Erfüllung und bauten ihre Luftschlösser weiter bis ins zehnte Jahr, wo die Zahl der Schafe bereits auf zweitausend und die der Kinder auf acht angewachsen war, und ihr Glück war ohne Schatten.

13.

Es schien indes, als ob Kiltoma kinderlos bleiben sollte, und Dschilali begann sich zu ärgern. Nicht, daß er sich selbst besonders nach der Gegenwart eines Kindes gesehnt hätte, aber er begann zu fühlen, daß seine Verwandtschaft sich über Kiltomas Untauglichkeit entrüstete, und daß ein Schein von Ungehörigkeit auf seinem ganzen Eheleben lag. Er gab ohne weiteres Kiltoma schuld an diesem Mißgeschick und behandelte sie, wie man eine Schuldige zu behandeln hat, häufig unfreundlich und immer ein bißchen von oben herab. Ihre Dienste nahm er nichtsdestoweniger gern an.

Kiltoma sagte sich, daß sie Ungnade verdiente. In den Augen der Mutter, der Schwiegermutter, in denen der verheirateten Schwestern lag derselbe strafende Ausdruck, dem sie in Dschilalis Gesicht so oft begegnete, wenn sie auf die täglich wiederholte Frage nur mit einem traurigen Kopfschütteln antworten konnte. Ein Schleier von Sorge und heimlicher Scham verdunkelte ihre Augen; sie wurde ernst, still, und sehr demütig. War sie nicht eine Gezeichnete vor Gott?

Wenn Dschilali sie barsch anließ, so antwortete sie freundlich, und wenn er finster oder trübselig war, so tat ihr das Herz weh vor Mitleid und sie machte sich Vorwürfe, daß sie seinen Kummer verschuldet habe. Sie versuchte, den Mann durch leise und sehr scheue Liebkosungen zu gewinnen, sich seiner Verzeihung zu versichern; aber Dschilali hätte allen Grundsätzen seines Geschlechtes Hohn gesprochen, wenn er einen berechtigten Zorn so schnell hätte preisgeben wollen. Er ließ Kiltoma fühlen, daß sie von seiner Gnade lebte.

Bald dankte ihr kein freundlicher Blick mehr, wenn sie ihm das Mahl hinstellte, wenn sie ihre Gewebe, ihr Brot, ihre Hühner und Enten zum Verkaufe herbeibrachte. Dschilali schien zu denken, daß sie weniger nicht tun könne, und Kiltoma unterwarf sich dieser Auffassung ohne Murren. Die fröhlichen Zukunftspläne verstummten, weil immer der Gedanke an ein Unerfülltes und Unerfüllbares damit verknüpft war, und die Vermehrung der Schafherde wurde als kalte Tatsache, ohne glückliche Beziehung vernommen. Dschilali dachte nicht mehr an die Besitznahme eines Weideplatzes in einer fruchtbaren Provinz; an ein Leben in Nomadenzelten, in Hütten später, und schließlich in einem befestigten Hause, wenn weitreichender Handel mit dem Bu Schimrir und anderen Europäern ihn zum Vollprotegierten, zum Semsar gemacht haben würde. Wie kann man Viehzüchter werden, wenn man keine Söhne hat? Konnte er Sklaven kaufen? Es war alles dahin, seit er wußte, daß er kinderlos bleiben würde.

Knüpfte die Hoffnung auf die Schafherde nun kein Band mehr zwischen ihnen, so suchte Kiltoma den flatternden Zipfel einer anderen Leidenschaft zu erfassen, die Dschilali bisher für sich getrieben hatte, freilich mit gleichen Zielen und Gedanken. Er hatte nicht umsonst so oft auf dem Markte zu tun. Er wußte jeden silbernen Dolch aufzuspüren, den ein geldbedürftiger Landmann verschämt zu Verkauf brachte, jede Steinschloßflinte mit Elfenbeineinlage und tauschiertem Schloß, die ein Gouverneur um eines Winchestergewehres willen preisgab, jeden Teppich aus dem Hinteratlas und jeden Frauenschmuck aus dem Sus, die von Hand zu Hand bis auf den Küstenmarkt gelangt waren. Er kaufte den Traui die Musikinstrumente ab, mit denen sie Schlangen beschwören, die Muschelkränze und die silbergefaßten Antilopenhörner, mit denen sie ihren Rang als Zauberer offenbaren. Das alles kauften die Europäer zu unsinnigen Preisen, und in dem Topf, der Dschilalis Einnahmen barg, rasselten fortan nicht Kupfermünzen, nein, da klang glockenschön das reine Silber.

Als Kiltoma davon erfuhr, blähten sich ihre feinen Nüstern in der Witterung neuer Beute. Schnell entschloß sie sich zur Mithilfe und Förderung dieses Unternehmens, denn sie hatte eine große Verwandtschaft in der Hüttenstadt, und in keiner Hütte fehlte es an Dingen aus vergangenen Zeiten, die mit einem neuen Besitzer neue Wertschätzung erfahren konnten. Nicht, daß Kiltoma die Ankäufe ihres Gatten unterstützte, daß sie herbeischaffte und aufstöberte, ohne zuviel von dem Wert und der Bedeutung der Gegenstände zu verraten, war das Wunderbare; aber daß sie mit sicherem Blick das Schöne von dem Mittelmäßigen zu unterscheiden wußte, daß sie sich beherrschen, ihre Lust nicht verraten, daß sie über ein wertloses Stück geduldig verhandeln konnte, um ein begehrtes nebenher für ein Nichts zu erstehen, das war ein Scharfsinn, den nur das heiße Verlangen, Dschilalis gute Meinung wiederzugewinnen, in dem jungen Weibe entwickelt hatte. War sie vorher berechnend gewesen, so wurde sie jetzt listig, nur um etwas zu gelten in den Augen dessen, von dem sie alle Geltung empfing.

Hatte Kiltoma einen wertvollen Fund gemacht, so vergrub sie ihn in der Küche und stellte den Backtrog über die Stelle. Kam dann Dschilali mit finsterer Miene heim, weil etwa ein Wort, ein Zufall ihn an seine Kinderlosigkeit erinnert hatte, dann ging Kiltoma an ihre Schatzkammer und legte irgendein feingearbeitetes Schmuckstück, einen ledernen, gestanzten Buchdeckel, ein Gebetbuch mit schön gemalten Initialen, ein Tonfläschchen mit köstlicher Glasur vor ihn hin und wartete mit flehenden Augen seines Lobes. Das kam denn auch, zuerst mit Erstaunen, dann mit Freude, und endlich mit dem Ausdrucke bewundernden Vertrauens.

Dschilali fing an, seine Frau mit einer Art von Hochachtung zu betrachten, ihre schmale mattbraune Stirn mit der leichten Kummerfalte in der Mitte für ein Gehege wunderbarer Weisheit zu halten. „Gott hat sie gesegnet mit dem Kopfe," pflegte er seinen Verwandten zu erklären, „darf ich mich beklagen, daß er ihren Leib nicht gesegnet hat? Alles dürfen wir nicht verlangen!" Seine böse Laune wurde seltener, wenn sie auch bei leichter Reizung noch aufsprang, wie ein wildes Tier. Ganz bannen ließ sie sich nicht.

Während des Ramadan, wenn die Ermattung eines langen Fasttages, Durst und Hitze Dschilalis Nerven schwingen und sein Blut rasen machte, hatte Kiltoma für ihn die Milde einer Mutter und die Heiterkeit einer Schwester, obgleich sie mehr litt als er. Ertönte vom Moscheeturme die Reita, die das Ende der Fastenstunden verkündete, so stand auch schon süß duftend die Herera, die

Wiesenblumen. Nach einem Gemälde von Hubert Wilm

Mit Genehmigung des Verlags Ludwig Möller in Lübeck



milde, geschmeidige Ramadansuppe, für ihn bereit, und ein herrliches Gericht folgte dem anderen. Dschilali bedachte nicht, was es für eine Frau bedeuten mußte, den ganzen Tag zu kochen und sich dabei die Lippen nicht mit einem Tropfen Wasser, nicht mit einem Löffelchen Brühe zu befeuchten; es gab wenig Frauen, die es durchhielten einen ganzen Monat lang, und fehlte der gesetzliche Grund zum Brechen der Fasten, die Schwangerschaft, so ward sie gewissenlos geheuchelt, ehe die Hälfte des Monats vorüber war. Kiltoma hielt die Fasten, nur um in Dschilali den Neid nicht zu wecken, wenn er abends heimkehrend rote Lippen gesehen hätte, die feucht waren von Sättigung; die seinen waren allabendlich blaß und zersprungen.

Zum Fasten des Tages kam die Schlaflosigkeit der Nacht, die Mahlzeiten nach Sonnenuntergang und vor Sonnenaufgang, die, gierig verschlungen und schlecht verdaut, das ganze System in Unordnung brachten. Fällt der Ramadan in die Zeit der langen Tage und kurzen Nächte, so geht er selten ohne schlimme Folgen vorüber. Noch ehe die Hälfte des Monats vorüber ist, sind alle Männer so reizbar, als läge jeder Nervenstrang bloß an einem hautlosen Körper. Trotzdem gehen sie ihrer Arbeit nach, zu stolz, um ihre Schwäche zu zeigen, oder auch nur durch ein Nachlassen der gewohnten Leistungen zu verraten.

Kluge Europäer, wie der Bu Schimrir, halten um diese Zeit das Magazin so oft als möglich geschlossen, unter dem Vorwande, daß während des Ramadan wenig Waren vom Lande hereinkämen. Kam aber ein Dampfer, dann lag die Arbeit da und mußte getan werden, und die Männer, erpicht auf den Vorteil ihres Herrn, als ob es ihr eigener gewesen wäre, rannten und hoben die Ballen, wenngleich ihre Knie wankten. Sie feuerten einander an durch scherzhaftes Anpreisen der eigenen Leistungen; sie hielten ihre Nerven nieder und prahlten mit einem Schein von Unbekümmertheit, bis einmal ein Ballen ins Rollen kam und einen Fuß quetschte, ein Finger sich ritzte, ein Ellbogen sich stieß. Dann brachte der winzige Schmerz alle Willenskraft zum Versagen, und der Geschädigte brach zusammen und weinte hilflos und lächerlich wie ein Kind.

Während des Ramadan geschah es, daß Dschilali von einem Pferde geschlagen wurde und sich nicht besser benahm als jeder andere in diesen Tagen. Er heulte und wimmerte und tat, als wolle er sterben.

Kiltoma stand über seinem Lager, schaute mitleidvoll auf ihn herab und legte ihm eine Salbe aus grüner Seife und Kräutern auf, die seine Schmerzen linderte. Das Mittel, das der Bu Schimrir ihr gesandt, durfte sie nicht anwenden, weil es Alkohol enthielt und das Einatmen dieses Geruches während der Fasttage fast ebenso als Sünde gilt wie der Genuß von Speise. Dschilali empfand ihre leise Geschäftigkeit wohltuend, sie heilte ihn durch ihre Gegenwart allein, und tiefer und tiefer glitt er in die süße Abhängigkeit von diesen weichen und geschickten Händen. Er gab sich keine Rechenschaft darüber, wie sehr er sich an Kiltoma gewöhnt hatte; immer noch glaubte er Großmut zu üben, wenn er die Unfruchtbare an sein Herz nahm.

Kiltoma zitterte vor dem Tage, an dem Dschilali eine zweite Frau nehmen würde; auch sie ahnte nicht, wie sehr sie ihn hielt mit ihrer Klugheit und ihrer fraulichen Fürsorge. Der Gedanke an die zweite Frau, von Dschilalis Anverwandten eingeblasen, glitt verblassend hinweg, so oft Kiltoma nur die Hände bewegte; es schien Dschilali, als solle er aus der Wärme eines vertrauten Lagers hinaus in kalte Luft. Nichts ist mächtiger im Menschen als die Gewohnheit. Kiltoma hatte ihn gewöhnt, Nahrung, Ordnung, Bequemlichkeit aus ihrer Hand zu empfangen. War seine Liebe zu ihr kaum höherer Art als die eines Tieres zu seinem Hüter und Ernährer, so war sie doch tiefgewurzelt und zäh gleich einer solchen. Das wußte indes Dschilali selbst nicht; erst ein schweres Erlebnis sollte es ihn lehren.

14.

Die Zeit des Aissauafestes kam heran. Schon zogen mit weißen und grünen Fahnen die Aissaua der ländlichen Kabylen der Stadt zu, Trüpplein von Zehnen oder Fünfen, die sich da vereinigten, wo die schmalen, ausgetretenen Feldpfade der Kabylen in die breite Karawanenstraße mündeten, und die nun in Scharen von Fünfzig und Hundert über die Hügel her an die Küste niederstiegen. In der Hüttenstadt fanden sie Herberge bei Genossen ihrer Sekte, und die Gassen dufteten von dem Duft der Festmähler tage- und nächtelang. Ging man abends durch die Gassen, so hörte man den heiligen Gesang, Vorübungen für den Tag des Festes, seine gleichmäßigen, schweren Wellen durch die stille Luft rollen. Begegnete man den Leuten, so erkannte man sie an ihren ungeschorenen Häuptern, den langen weißen Kaftanen und der scheinheiligen Anmaßung in Miene und Gebärde. Sie waren eigentlich nicht gern gesehen. Dennoch wurden sie als Gottgeweihte mit Achtung behandelt, mit jener kalten, mit leisem Mißtrauen gemischten Achtung, die der einfache Mensch aller Gegenden denen entgegenbringt, die sich außerhalb der Bedingungen des natürlichen Lebens zu stellen suchen. Ihre Heiligkeit, die sich in lauten Forderungen breit machte, fiel ab in der Nüchternheit täglichen Umganges; sie bedurfte des Festes, um neue Macht zu schöpfen.

Endlich kam der Tag. Der Zugewanderten waren jetzt einige Tausende, alle hatte die Hüttenstadt aufgenommen. Nun war der große Marktplatz leer, die Tore der Magazine geschlossen, das Stadttor blieb uneröffnet, sogar das Pförtchen, das innerhalb des Stadttores zur Stadtmauer emporführte, war mit doppelten Riegeln verrammelt. Die Europäer, die vor der Stadt wohnten, hatte der Kalifa ersuchen lassen, ihre Fensterläden zugeklappt zu lassen. Kein Andersgläubiger, Christ oder Jude, sollte sein Haus verlassen.

Bald nach Sonnenaufgang sammelten sich auf dem Marktplatze kleine Gruppen von Aissaua, die mit Fahnen und Trommelschlag angerückt kamen. Sie waren in neue weiße Gewande gekleidet, und viele von ihnen trugen langes Haar, das filzig und verstaubt aussah, und den sonstigen Eindruck von Reinlichkeit empfindlich störte. Es waren auch viele von der verwandten Sekte der Hamadscha dabei, die trugen kurze Hemden, Beile und lange blitzende Messer im Gürtel.

Allgemach erweiterten die Gruppen sich zu Ringen, die Männer faßten sich an den Händen oder verschränkten die Arme und nun begann ein leises rhythmisches Wiegen, das ein summender Gesang begleitete. Über den ganzen Marktplatz verbreitet, sah und hörte es sich an wie beginnendes Kochen in einer flachen Schüssel voll Brei. Nach und nach belebte sich die Bewegung wie der Gesang. Die Tanzenden beugten die Oberkörper nach vorn, um sie gleich darauf wieder mit einem heftigen Ruck nach hinten zu werfen, und wiederholten diese Bewegung zu Hunderten von Malen mit immer steigender Schnelligkeit. Harte, stoßende Schreie entstiegen ihren Kehlen, ein Gesang, vergleichbar dem donnernden Anprall der Wellen gegen eine Felsenbank, unaufhörlich, gleichmäßig, unermüdlich. Neue Glaubensgenossen kamen herbei und fügten sich in die tanzenden Kreise ein, ohne die Bewegung zu unterbrechen; hatten die Kreise eine gewisse Größe erreicht, so bildeten sich

neue daneben. Bald war der ganze Marktplatz von Tanzenden bedeckt; der Gesang war zu einem Geheul von entsetzlicher Wildheit angestiegen, immer noch rhythmisch, aber in Tönen, die durch Mark und Bein gingen. Das Schwingen der Körper holte so kräftig aus, daß man nicht begriff, wie ein menschliches Rückgrat dieser Bewegung standhalten konnte. Die langen Mähnen der Ungeschorenen wirbelten empor und klatschten im Takt bald vorne über die Gesichter, bald rückwärts auf die Schultern nieder. Als der Tanz zwei Stunden gedauert hatte, zeigten sich die ersten Spuren einer beginnenden Verzückung.

Rings um den Soko saßen, an die Magazinmauern hingekauert, die Männer und Jünglinge der Hüttenstadt in schweigender Betrachtung. Sie hatten die Blicke ruhig auf die Tanzenden geheftet, kein Staunen, keine Erregung zeigte sich in ihren Mienen, der heilige Gebrauch wurde als etwas Gehöriges, jeder Kritik Entrücktes angesehen. Von Andacht sprechen, wäre zu viel gesagt gewesen; aber ein feierlicher Ernst war nicht abzustreiten. Ein Lachen hätte ja den Bann zerreißen müssen. Nach und nach wurden die Augen der Zuhörer starrer, ihre Lippen schlossen sich fester, ihre Wangen wurden fahl. Ein Ausdruck nervöser Überanstrengung lag auf allen Gesichtern. Plötzlich erhob sich ein junger Mann und schritt rasch auf den nächsten Kreis der Tanzenden zu, der sich unmerklich öffnete und ihn aufnahm. Er tanzte mit, und zwar gleich im wildesten Tempo. Ein Knabe folgte, dann ein älterer Mann, dann mehrere; einer nach dem anderen wurde von der Hypnose erfaßt, bald riß ein Aufstehender drei Unentschlossene nach sich. Beinahe ein Viertel aller Zuschauer verfiel dem Taumel.

Gegen Mittag, als die Hitze stieg, fielen die ersten Besinnungslosen zu Boden; Schaum stand auf ihren Lippen, ihre Glieder zuckten.

Jetzt setzte bei den Hamadscha die höchste Leidenschaft ein. Sie rissen ihre kleinen Beile aus den Gürteln, sprangen einzeln in die Mitte des Kreises, und, indem sie die Beile unter lautem Schreien um die eigenen Häupter schwangen, verletzten sie sich fortwährend mit flachen, ungefährlichen Schnitten, denen gleichwohl Blut folgte; bald rieselte es in zahlreichen leuchtenden Fäden über die dunklen Gesichter herab auf die weißen Hemden. Die keine Beile hatten, warfen ihre Messer, und blitzschnell fuhren die blitzenden Klingen über Kopf, Schultern und Wangen herab, in scheinbarer Gefährlichkeit, doch gebändigt durch die sichere Übung der sonderbaren Priesterschaft. Es kam nur darauf an, starkes Bluten zu erregen. Einige der Hamadscha, gänzlich rasend vor Hitze und Durst, tranken das Blut, das ihnen übers Gesicht lief, lachend auf. Das entfesselte neue Begierden, und eine Anzahl der Tanzenden, die ohne Messer waren, begann heftig nach Blut zu schreien. Wieder stand ein Mann aus dem Zuschauerkreise auf und bot ein Paar lebende Tauben dar, das er in seiner Kapuze verborgen getragen. Sofort waren die Tiere zerrissen und das warme Blut aus ihren Adern gesogen. Es zeigte sich, daß das Volk mit den Stadien dieser Raserei wohl vertraut war, denn immer mehr Tiere kamen zum Vorschein, bald wurde ein Huhn, bald ein Ziegenlamm dargeboten, und die Gebenden lobte lauter Beifall der Umsitzenden. Die Tiere wurden alle in der gleichen Weise nicht geschlachtet, sondern von zehn zufassenden Händen ergriffen und in Stücke zerfetzt. Aus dem Bliese heraus wurde das heiße Fleisch mit den Zähnen gerissen.

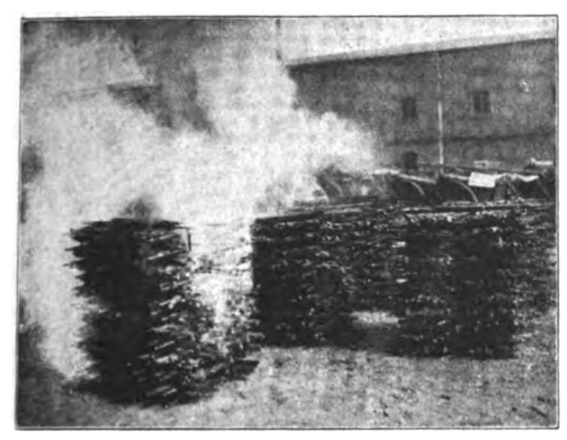
Bald fehlte es an Opfern. Einige Leute sprangen auf, rannten nach den nächsten Noallen und brachten herbei, was sie fanden. Und noch immer dauerte der Tanz, das Vor- und Zurückschlagen der Körper, das stoßende, wildgröhlende Geschrei, das Gesang sein sollte, und das erschöpfte Niederstürzen völlig Sinnberaubter. Die Zuschauer schafften diejenigen hinweg, die nicht mehr aufstehen konnten. Einige von ihnen starben in der Nacht, die dem Feste folgte; einige traten den Sekten bei und fanden sich schon beim nächsten Feste unter den Erwählten; die meisten schliefen ihren Taumel und ihre Ermattung aus, schliefen zwanzig, dreißig, vierzig Stunden lang und gingen dann beschämt und übellaunig umher. Die nüchtern geblieben waren, lächelten nicht über sie; es war nicht in die Hand des einzelnen gegeben, von dem heiligen Wahn erfaßt oder nicht erfaßt zu werden. Man mußte nehmen, was Allah schickte.

(Fortsetzung folgt.)

Runen. Von Bogislav v. Selchow

Runen im Angesicht,
Das sind Zeichen vergangener Zeiten,
Wie wenn fernes Glockenläuten
Leise sich im Walde bricht.
Willst du's verstehen, willst du sie deuten,
Du kannst es nicht.
Qualen und Leiden,
Strahlende Freuden,
Ach, auch Askesen
Sind es gewesen,
Die ihre Zeichen
In meine bleichen
Wangen gegraben.
Runen ritzten die Ewigen ein,
In die Bäume, in Blatt und Stein,
In der Kämpfenden blutende Stirnen,
In des Mannes trotzende Brust.
Wollten sie segnen, wollten sie zürnen?
Nie hat ein Sterblicher je es gewußt.
Runen sind Zeichen, und die, die sie tragen,
Wissen von Sieg und von Niederlagen,
Stürmten und standen im Kampfe des Lebens;
Frag' nicht und schweige, du fragst sie vergebens.

Sie nur allein, die die Runen geritzt,
Sahn, wie das Feuer im Auge geblitzt,
Sahen die Qualen, sahen die Lust,
Sahen, warum es der Kämpfer gemußt,
Wissen, warum er die Schlachten geschlagen,
Wissen's, und werden es niemanden sagen,
Außer dem einen, der es gebot,
Runen zu ritzen in Kämpfen und Not,
Daß er dem Menschen beim großen Gericht
Urteil messe nach seinem Rechte.
Runen sind Male ewiger Mächte.
Du aber forsche und frage nicht.



Auf Befehl der Entente! Stapel von Infanteriegewehren, deren Kolben nach Verschrottung der Stahlteile im Werke zu Spandau verbrannt werden.



Vernichtung von optischen Gegenständen wie Rundblickfernrohre, Richtkreise und Belagerungsferngläser: links angehäufte Rundblickfernrohre.

Umgestellt * Von Hans Schoenfeld

Oktober 1918!

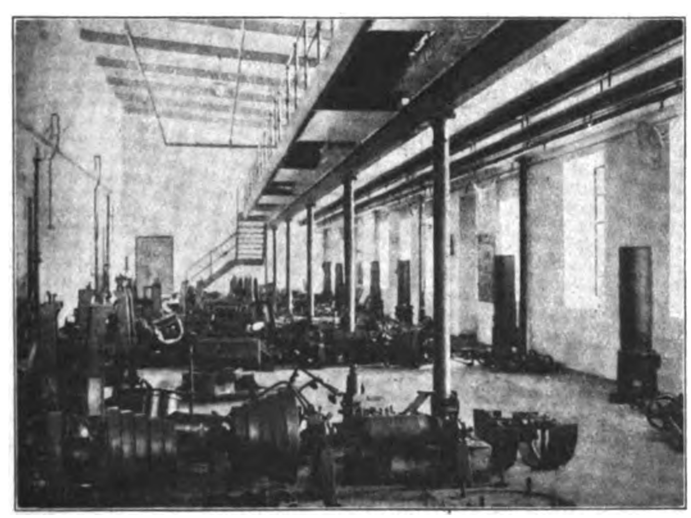
Noch dampfen die Schlote, surren die Maschinen ohn' Unterlaß, Tag und Nacht, Tag und Nacht. Draußen kämpft das Heer den Verzweiflungskampf. In den Werkstätten ächzt und keucht man mit finsteren Mienen und gekniffenen Lippen: Frauen, Mädchen, alte Männer und rüstige junge. Wann wird ein Ende? Soll das ewig so weitergehen mit dem elenden Futter, der schweren Arbeit und dem öden Hinleben unter einem Druck, der von Woche zu Woche unerträglicher wird, bis einmal der Wahnsinn, die Raserei ausbricht und die übervolle Galle sich entlädt?

Im Werke zu Spandau zählte man 70000 Menschen, die Granaten drehten, Geschütze gossen und aufmontierten, im Feuerwerkslaboratorium die Geschoßhülsen füllten. Von der angespannten Arbeit in der Gewehrfabrik und von den Hochöfen ganz zu schweigen.

Weg damit! (1918/19)

Die Front barst. In der Heimat warfen sie Hammer und Meißel in die Ecke, stellten die Maschinen ab und stießen wilde Flüche aus. Denn die „große Freiheit" brach an. Der Soldat hatte ausgespielt. Nun kam der Arbeiter dran. Und der „Burschoah" kroch in den Winkel.

Aus den Augen mit dem Satanszeug der mörderischen Geräte und kriegsverlängernden Maschinen! In Stücke damit! Abrüsten! Entmilitarisieren! Die Werke sind Eigentum des revolutionären Volkes! Arbeiterräte gewählt und den neuen freien Volksstaat errichtet! Keine Zeit mehr für Maschinendienst. Der Sklave von einst ist nun Herr geworden.



Zerstörte Anlagen in der ehemaligen Pulverfabrik Dachau, jetzt Möbelfabrik der Deutschen Werke A.-G. Die kostbaren und technisch hochwertigen Anlagen mußten auf Drängen des Feindbundes vernichtet werden.

In den Heereswerkstätten kribbelte es wie in einem aufgestöberten Ameisenhaufen. Die revolutionären Söhne und Töchter des Volkes nahmen den Abbau vor: das verhaßte Heeresgut, das sich in riesigen Mengen staute — weg mußte es.

Die Heeresgutverschleuderung begann; die große Völkerwanderung hochbepackter Menschen. Diebstahl an Reichsbesitz nannte das der „freche Burschoah".

45 Millionen Mark zahlten die Spandauer Werke Monatslohn. Geleistet ward nichts. Die Lager leerten sich. Die mächtigen Anlagen hallten wider von Gekreisch und Gezeter. Das nannte man „Politik machen". Der „elende Burschoah" sprach von vertrödelter Zeit und blödem Wortgeklaube.

Die Bude zu! (April 1919)

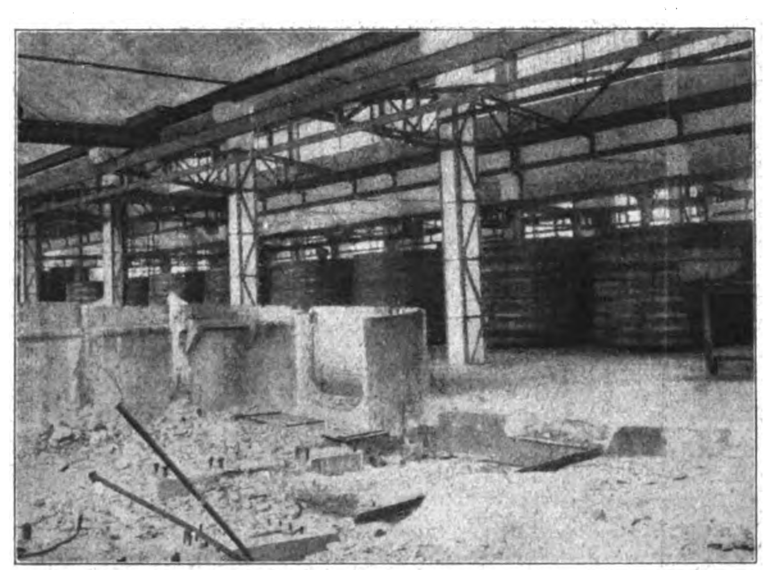
Was, dieser Noske kam mit seinen Garden und schloß die Betriebe? Order vom Reichskabinett? Die sind wohl verrückt geworden? Das wollen Genossen, waschechte Sozialisten sein? Rache! Rache!

Als man die Betriebe wieder eröffnete, verschwanden die wenigen Männlein in den Hallen und Hütten. Entmilitarisiert waren die Anlagen — das stimmte. Aber mit ihnen auch der Kriegsarbeiter. Keine Neuntausend zählte Spandau mehr; das aber waren meist solche, die vor dem Kriege schon hier gearbeitet hatten.

Reichswerk nannte man sich jetzt und unterstand dem Reichsschatzministerium. Die Nationalversammlung hatte gesprochen.

Deutsche Werke A.-G. (Juni 1920)

Nun war man auf einmal nicht mehr Staatsbetrieb. In Weimar waren sie übereingekommen, eine Aktiengesellschaft aus dem Ganzen zu machen. Mit 100 Mill. Mark Aktienkapital, die in den Händen des Reiches blieben. Drei Direktoren leiteten nun die dreizehn Werke von Berlin aus, doch so, daß jedes Werk seine eigene



Auf Befehl der Entente! Zerstörte Holländerwannen in der einstigen größten militärischen Sprengstoffabrik, dem jetzigen Werk Dachau der Deutschen Werke A.-G.

Leitung besaß. Eine Sisyphusarbeit das! Wenn's nur gut ausgeht! Der Reichstag paßt scharf auf; insbesondere die Bürgerlichen. Die trauen dem Frieden nicht. Denn der organisierte Arbeiter in der freien deutschen Republik —! Er träumt und redet von seinen sozialisierten Reichsbetrieben: am Jahresschluß wird der Reingewinn an die Werksangehörigen verteilt. Goldene Zeit bricht an. Endlich.

330 Millionen Papiermark durften die Deutschen Werke vom Reichsschatzamt aufnehmen. 495 Millionen Mark waren ihnen im ganzen bewilligt gewesen. Die überbleibenden 65 Millionen gingen drauf für Abfindungen der Entlassenen, der Kriegsbeschädigten und Auszahlung an die Heeresbetriebe, die nicht in die Deutschen Werke übernommen wurden. Das war bald ausgegeben. Auch die Drittel-Milliarde ging drauf für die Umstellung auf Friedensbetrieb. Was da alles sein wollte: neue Hallen für Waggon- und Lokomotivbau, neue Maschinen für Werkzeugherstellung. Ein Stab- und Bandeisen-Walzwerk. Ein Porzellanofen und dergleichen mehr. Denn das war nicht wie bei der Privatindustrie: die schob ihre Kriegsmaschinen ab, stellte ihre Friedensmaschinen um und arbeitete mit ihren alten Kunden wieder, als sei nie Krieg gewesen. Die Kasseler, die Siegburger, Lippstädter, Erfurter, Spandauer Werke aber und wie sie sonst noch heißen, mußten ganz neu anfangen und den schweren Wettbewerb mit der eingearbeiteten Privatindustrie aufnehmen.

Monat für Monat wollten und sollten Lohngelder von vielen Millionen Mark gezahlt sein — in einem Jahre fast eine halbe Milliarde! Woher Betriebsmittel nehmen? Das Reich schoß nichts mehr zu. Da hieß es nun Geld schaffen. Mußten schon die Maschinen und Heeresgüter der angsterregten Entente zum Opfer fallen, gut! Weg damit, aber für gutes Geld und nur im ganzen. Nur der Meistbietende erhielt den Zuschlag.

Der Meistbietende war Herr Richard Kahn, Diplom-Ingenieur aus Mannheim und sehr reich. Er wies gleich fünfzig Millionen Mark auf Vorschuß an und übernahm das Risiko auf eigene Gefahr. Dafür setzte er den Vertrag danach auf. Immerhin: die Direktoren glaubten ihr Bestes getan zu haben. Wer's besser konnte, sollte es versuchen. Niemand wußte besseren Rat. Das zeigte sich bald.

Der große Lärm! (Spätherbst 1920)

Herrn Kahns Geschäft machte unter den ausgefallenen Wettbewerbern böses Blut. Die Presse mußte heran. Sie begann mit versteckten Hinweisen, daß bei den Deutschen Werken nicht alles richtig sei: Riesengewinne! Verschleuderung von Heeresgut! Die bekannten Zahlen — Schrott- und Alteisenpreise für Tonne und Kilo — begannen in den Blättern herumzuspuken. Dann griffen die Rechts-Blätter zu. Das Schlagwort vom Kahn-Katz-Vertrag erhitzte die Gemüter. Im Reichstag gab es zwei Anfragen aus der Mitte und von rechts. Im Dezember begann der große Krach. Die Volksvertreter heischten Aufklärung. Die Direktoren erschienen und legten Rechenschaft ab. Der Haushaltausschuß stellte Nachprüfungen an. Im Aufsichtsrat der Deutschen Werke tagte ein verstärkter Wirtschaftsausschuß als eine Art Untersuchungskommission. Sachverständige von Ruf gaben ihr Urteil über den Vertrag ab. Man faßte einige Punkte klarer, unterstrich hier und da die Belange der Deutschen Werke als der Vertragsgegnerin stärker und ließ das Abkommen in Kraft. Den Direktoren sprach man das Vertrauen aus. „Berge kreisen — und ein lustiges kleines Mäuslein wird geboren." Aber die Öffentlichkeit und alle Beteiligten blieben verstimmt: die Roten, weil sie „ihre sozialisierten" Deutschen Werke von den Reaktionären angegriffen glaubten; die „Nationalen", weil sie das Vaterland an die Juden mit Haut und Haar verschachert wähnten; die Juden, weil sie in Bausch und Bogen bezichtigt und verunglimpft seien — und die Deutschen Werke mit ihren Arbeitern, weil gleich beim Anfang ihre Glaubwürdigkeit und Leistungsfähigkeit beeinträchtigt wurden. Nur die Entente freute sich.

Umgestellt! In dem Werke Kiel baut man jetzt für fremde Staaten Benzol-Antriebswagen. Der hier fertiggestellte vierachsige Typ geht nach Holland. Bei sparsamerem Stoffverbrauch und stark vermindertem Eigengewicht erreichen diese neuesten Wagentyps möglichste Sicherheit der Anlage sowie eine bedeutende Geschwindigkeit und Kraftentfaltung.

Friedensbetrieb (1921)



Einfacher Hausrat. Nach Entwürfen von Heinrich Tessenow-Hellerau stellen die Werke Siegburg, Kassel und Dachau Kücheneinrichtungen her, die man in den großen Geschäften vielfach ausgestellt sieht. Die Gesamteinrichtung kostet etwa 900 Mark.

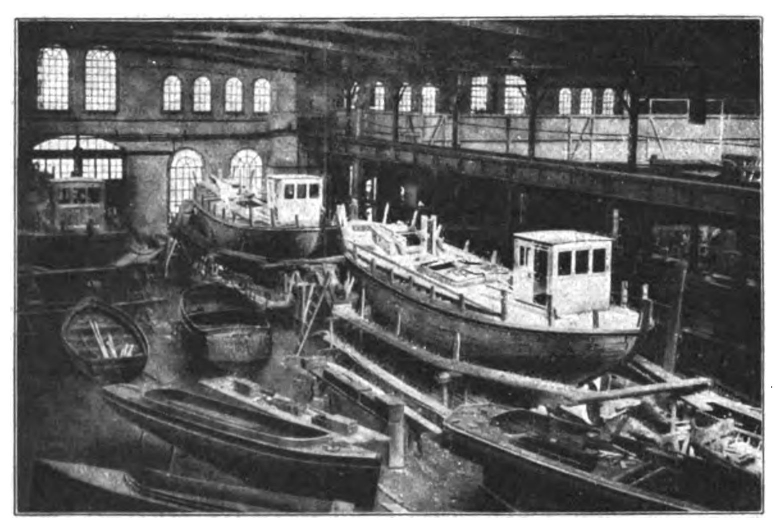
Eine Herkulesarbeit ist getan: die Arbeiterschaft, meist ein wertvoller Stamm besonnener Leute, hat sich des Kannegießerns und radikalen Terrors entschlagen. Der Stücklohn ist wieder eingeführt und erfreut sich steigender Beliebtheit. Man arbeitet fleißig und interessiert. Die Werke haben sich in den großen Dienst wirtschaftlichen Wiederaufbaus eingegliedert. Ganz anders sieht es schon aus als zur Kriegszeit. Man spürt auch äußerlich die Umstellung. Die Kriegsmaschinen, die Granatendrehbänke, Geschützrohre sind verschwunden. Dafür sind neue Maschinen eingezogen, die Gegenstände für den täglichen Gebrauch in Haus und Bureau herstellen. Auch flicken sie Lokomotiven, richten Eisenbahnwagen her oder bauen ganz neue. In den Werften legen sie Fischkutter, Motorboote, Segeljachten auf Kiel, hämmern Turbinen, Schiffskessel und Glühkopfmotore und fertigen kleine Dieselmotoren für Kleingewerbe und Motorräder. Auch Torfbagger und Dampfer bis zu 6000 Tonnen liefern sie fix und fertig. Aus den Geschützgießereien sind Hüttenwerke, aus den Feuerwerkslaboratorien und Gewehrfabriken sind Apparate- und Metallwarenfabriken geworden. Werk Dachau, dessen technisch vollendete Einrichtungen zur Pulvergewinnung unter strenger Aufsicht der Entente zerschlagen wurden, führt seinen Betrieb als Fabrik von Möbeln und landwirtschaftlichen Maschinen weiter.

Von der großen schweren Zeit sind nur Trümmerhaufen geblieben: die Berge zerschrotteter Lafetten, Geschützrohre, Protzen, Schutzschilde und Maschinen. Auch diese Schutthalden werden eines Tages verschwunden sein. Bald erinnert nichts mehr an gewesene Dinge. In den Abwässergruben schwimmen Karpfen und Schleie; sie sind zu Fischzuchtanlagen geworden.

Schon arbeiten einzelne Werke mit Überschüssen, die für den Weiterausbau verwendet werden, bis das Ganze voll leistungsfähig geworden sein wird. Dann ist aber ein Stück Arbeit geschafft, worauf Leitung und Arbeiter stolz sein dürfen. Denn ein Kampf ist siegreich beendet: der Kampf, neben den großen Industriewerken zu bestehen, die mit ihren reichen Erfahrungen, ihrem festen Besteller- und Abnehmerkreis unter viel günstigeren Bedingungen in die Zukunft hineingehen als jene dreizehn Riesenwerke, die auf ganz neuer Grundlage beginnen und sich ihre Millionenaufträge mühsam hereinholen müssen, um bestehen zu können. Denn auf Staatszuschuß ist nicht mehr zu rechnen. Das Volk, der Steuerzahler, will nun Taten sehen. Zumindest sollen sich die Werke aus sich selbst erhalten. Wenn sie ihre Anlagewerte schon verzinsen, so ist ein Schritt weiter auf der Bahn vorwärts getan. Ist es erst soweit, daß sie daran denken können, Abtragungsraten den Jahresüberschüssen zu entnehmen, dann ist das Spiel gewonnen.

Im Reichstag klangen bei Lesung des Haushalts der Deutschen Werke (März 1921) die Töne schon viel sanfter als früher. Man ist geneigt, dem Sorgenkinde Vertrauen zu schenken und den Beweis seiner Tüchtigkeit vorläufig erbracht zu sehen. Es zeugt von Weitblick und Verständnis für die Grundgesetze alles Neuerlernens, daß man in parlamentarischen Kreisen gegenüber einem jungen Gebilde, das durch Hunderte von Augen „Verantwortlicher" bewacht und kontrolliert wird, von öffentlichen Erörterungen absieht und ihm die nötige Atempause gönnt.

Was die Werke in einjähriger Tätigkeit geleistet hatten, zeigten sie auf der Leipziger Frühjahrsmesse 1921. Entsprechend der Vielgestaltigkeit ihrer Erzeugnisse trat die Deutsche Werke-Aktiengesellschaft als die wohl größte Ausstellerin auf. Sie braucht die Anteilnahme des Volks. Volkstümlich zu werden als Schauplatz deutscher Kraft und deutschen Fleißes ist ihr vornehmstes Streben. So ist sie ein Abbild deutschen Wesens: aus den Trümmern erstanden diese dreizehn Werkstätten als Horte zielbewußten Schaffens und friedlicher Arbeit.



Umgestellt! An Stelle von Kriegsschiffen baut man in Kiel jetzt Motor- und Segeljachten, Kutter, Fischerboote und Frachtdampfer. Auf der diesjährigen Kieler Regatta holten sich diese friedlichen Erzeugnisse 14 erste und 16 zweite Preise. Nahezu ein Dutzend großer Frachtdampfer für große Reedereien liefen schon vom Stapel.

Sommerbuchstaben. Von Max Jungnickel

Eine Schulkinderhand schrieb in ein Diarium einen Aufsatz.

Sommerlicht fiel segnend auf die weißen Seiten.

Wunderliche Buchstaben hat die Schulkinderhand gemalt.

Zuerst gingen sie schön gerade und ordentlich; manche gingen sogar stramm.

Aber die nachher kamen!

O Sommersonne! O blauer, lockender, lachender Himmel!

Die Buchstaben, die nachher kamen, waren ganz aus der Art geschlagen.

Von Drosselpfiffen waren sie zum Tanz verführt worden.

Kuckucksrufe hatten verschiedene Buchstaben umgeworfen.

Manche taumelten, als wären sie von Blütenduft betrunken gemacht worden.

Manche wieder liefen keck über die Linien; manche schwebten wie Schmetterlinge.

Viele sprangen wie Heupferdchen; andere flatterten wie lustige, blaue Fahnen.

War's ein Aufsatz? Ein Sommerbilderbuch?

Und der letzte Aufsatzpunkt saß da wie ein frecher Sperling auf einer Dorfgasse.



Er. Skizze von Joseph Stollreiter

Er war ein König – doch die Menschen hielten ihn für einen weltfremden Toren. Sie lächelten, wenn er sein Haupt so gütig hochtrug – und ahnten nicht, daß die Welt sein eigen war.

Die Sonne leuchtete für ihn, die Vögel sangen für ihn, und die Blumen dufteten für ihn. Für ihn ward das prächtige Schloß dort in dem feierlich-düsteren Park erbaut – was verschlug es ihm, daß ein anderer drin wohnte! Für ihn lachte das Meer in seiner unsäglichen Wunderweite, mit silbernem Glimmer innig überstreut, wenn er es auch noch nie gesehen hatte! Für ihn hatten die Mädchen und Frauen so blankgestrahlte, funkelnde Augen und so wunderbares, duftendes Haar. Für ihn putzte sich der Sternenhimmel manchmal so festlich, so alles überjubelnd heraus.

Und weil eben alles, alles für ihn war, hatte er eben nichts. Nicht einmal ein Mädel. Sie waren doch alle so schön, und er schaute so gerne in alle Augen und dachte sich Wunder in ihre Tiefen – und alle waren sein – zwei sind dies nicht immer so ganz...

Der junge Regenbogen sprang just für ihn von einem Weltende zum anderen, und er kletterte immer an ihm empor und schaute in andere, schönere Welten hinein.

Seine Augen waren nie ganz bei den Dingen, sie sahen weit dahinter unendlich viel Ungeschautes. Seine harten Schuhe waren ihm weicher als dem süßesten Prinzeßlein die seidenen – denn er trug sie mit Liebe und Zärtlichkeit.

So traf ihn der Krieg. Er fühlte ihn nicht.

In der Kaserne beim Stiefelputzen sah er schwarzseidene Blumen unter den Bürstenstrichen nicken und grüßen, und beim Zielen erschaute er weit hinter dem Ziele Wunder und unermessene Lichter. Er sprach wenig, reden zerriß ihm immer seine Gedanken und Träume – und die waren ihm doch so über alles kostbar.

Beim Wandern war sein Gesicht immer ganz besonders verklärt. Da schienen ihm die Stiefel hüpfende Schifflein, die ihn an fremde, sagenumblaute Gestade trugen – irgendwohin – einerlei! – es war ja immer nur seine Welt.

Als wir gen Frankreich fuhren und wir innig erglühten, wenn sich auf allen Bahnhöfen die Mädels um uns drängten, noch ein Wort, einen Blick der Hinausziehenden zu erhaschen, war er ganz still und weit. Seine Augen hatten einen Strahlenglanz von überirdischer Fülle. Und ein ganz kleines Mädchen deutete einmal auf ihn und sagte ganz voll Bewunderung: „Der ist wohl schon im Himmel!"

Er hat es nicht gehört. Aber die erste Kugel, die wir pfeifen hörten, traf ihn.

Es war eine barmherzige Tat des Schicksals – denn was sollte er wohl im Kriege und im Leben überhaupt?

Noch im Tode waren seine Augen voll Wundern, Blumen und fernen Sonnen – und wenn ich von Märchenprinzen und -königen lese, denke ich immer an ihn. Er war einer – und solche sieht man im Leben nur einmal.

Wer weiß, welche Blume aus seiner Asche erstand!

Wandernde Kontinente

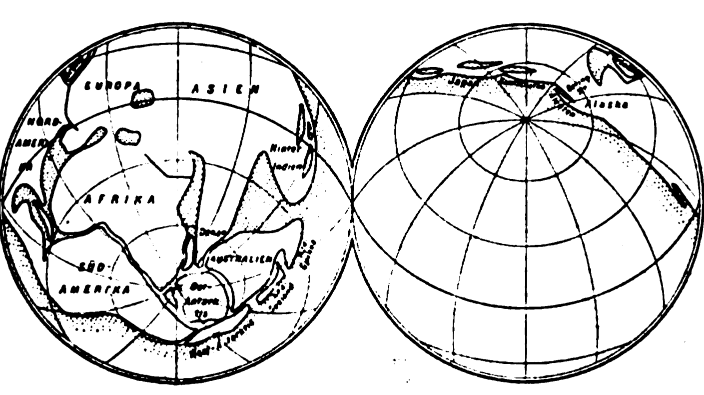
Von Prof. Dr. Alfred Wegener

Wer auf der Erdkarte die gegenüberliegenden Küstenlinien von Südamerika und Afrika vergleicht, dem muß der völlig gleiche Verlauf dieser beiden Linien auffallen. Nicht nur findet der große Knick der brasilianischen Küste sein getreues Ebenbild in dem gleichsinnigen Knick der afrikanischen Küste bei Kamerun, sondern auch die schwächeren Ausbuchtungen, die südlich dieser Knickstellen erkennbar sind, entsprechen einander genau, so daß jeder Vorsprung auf der einen Seite in eine gleichgeformte Bucht auf der anderen Seite hineinpaßt. Es ist dasselbe Bild, als wenn eine große Eisscholle längs einer unregelmäßigen Linie in zwei Teile zerbricht und diese Teile dann voneinander abtreiben, wobei die eine sich noch etwas dreht.

Diese Betrachtung ist der Ausgangspunkt einer neuen Auffassung über die Natur unserer Erdrinde geworden, die in schnell wachsendem Maße das Interesse wissenschaftlicher Kreise erweckt hat. Hiernach schwimmen die zumeist aus Gneis und Granit bestehenden Kontinentalblöcke — einschließlich ihrer von Flachsee bedeckten Schelfe — in einem zähflüssigen, nur oberflächlich erstarrten, etwas schwereren Tiefenmaterial von basaltartiger Zusammensetzung, das in den Tiefseeböden zutage liegt. Sie ragen nur etwa 5 km über die Oberfläche des letzteren auf, sind aber 50 bis 200 km tief hinabgesenkt, verhalten sich also ähnlich wie ein Eisberg im Wasser, vom dem ja auch nur ein kleiner Teil aufragt. Ähnlich wie sich die Haut in einem Milchtopf durch Schütteln zusammenfaltet und einen immer kleineren Teil der Milchoberfläche bedeckt, so hat sich auch die äußerste Gesteinshaut der Erde im Laufe der Erdgeschichte immer mehr zusammengefaltet und bedeckt jetzt in Gestalt der Kontinente nur noch ein Drittel der ganzen Erdoberfläche. Bei diesem Prozeß hat sie sich außerdem auch immer weiter zerteilt, und die heutigen Kontinente und großen und kleinen Inseln, die durch Tiefsee getrennt sind, bilden das Ergebnis dieser Teilungen. Das Revolutionärste an der neuen Lehre ist, daß diese einzelnen Schollen sich in horizontaler Richtung weit verschoben haben sollen, und zwar besonders in den letzten, bestbekannten geologischen Zeiten, im Tertiär und Quartär. So wird der ganze Atlantik von Spitzbergen bis zum Feuerland als eine einzige, riesig erweiterte Spalte aufgefaßt, die erst im Laufe dieser jungen Zeiten sich öffnete, indem die beiden Amerika sich immer weiter nach Westen fortschoben. An ihrem Vorderrand wurde dabei durch den Widerstand des alten pazifischen Tiefseebodens das riesige Andengebirge aufgefaltet. In älteren Zeiten lagen auch Antarktika, Australien und Vorderindien dicht um Südafrika gruppiert und bildeten mit diesem eine zusammenhängende Scholle, deren allmähliche Aufspaltung erst zur Absonderung dieser einzelnen Kontinente führte. Vorderindien berührte dabei mit seiner Westküste Madagaskar, mit seiner Ostküste Australien, und war mit Asien durch eine lange Halbinsel oder richtiger einen untermeerischen Schelfsockel verbunden. Im Tertiär zerriß es diesen Zusammenhang mit Madagaskar — Australien hatte sich schon früher abgespalten — und nun wurde das lange Verbindungsstück mit Asien nach Nordosten zusammengeschoben, so daß sich an seiner Wurzel die Faltenzüge des höchsten Gebirges der Erde, des Himalaja, auftürmten, und Vorderindien bis zu seinem heutigen Platz vordrang.

Es ist klar, daß eine Lehre, die so tief in unsere Grundvorstellungen über die Natur der Erdrinde eingreift, sich mit einer großen Menge von Beobachtungstatsachen auf den verschiedensten Gebieten, wie Geophysik, Geodäsie, Geologie, Paläontologie, Biologie, Tier- und Pflanzengeographie u. a. auseinandersetzen muß. Obwohl die Verschiebungstheorie schon zehn Jahre alt ist und schon viel über sie geschrieben ist, ist diese umfangreiche Arbeit heute doch erst in den ganz großen Zügen beendet. In der kürzlich erschienenen 2. Auflage meines Buches „Die Entstehung der Kontinente und Ozeane" (Nr. 66 der „Wissenschaft", Braunschweig 1920) habe ich versucht, einen wenn auch naturgemäß kurzen Bericht über diese Durchmusterung zu geben. Er bildet eine einzige Kette schlagender Vereinfachungen von bisher schwierigen, oder Lösungen von bisher unlösbar erscheinenden Fragen. Einiges davon sei im folgenden angedeutet.

Es ist erstaunlich, wie das Kartenbild der Erdoberfläche durch die neuen Vorstellungen Leben gewinnt. Die Westwanderung Amerikas kann man unmittelbar an dem Zurückbleiben der schmalen Antillenketten erkennen und ebenso oder noch besser an dem Südantillenbogen, der Feuerland und die Westantarktik quer über die Drakestraße hinweg verbindet. Hier war die schmalste Verbindung zwischen den beiden Kontinenten; und gerade hier sind sie voneinander abgerissen, und einige abgelöste Kettenglieder sind stecken geblieben, während die Hauptschollen nach Westen weiterzogen. Auch die bisher so rätselhaften Inselgirlanden Ostasiens werden uns jetzt verständlich als sich ablösende Randketten bei der allgemeinen Westwanderung der Kontinente. Neuseeland war früher eine ebensolche, Australien vorgelagerte Girlande, die sich aber völlig ablöste und stecken blieb, während die Hauptscholle nach Nordwesten weiterwanderte. Mit ihrem Nordrande, wozu auch Neuguinea gehört, kollidiert diese australische Scholle jetzt mit dem Schelf der Sundainseln, wie uns die gestörte Richtung von deren vorderster Inselreihe (Timor — Ceram) und — auf der anderen Seite von Neuguinea — die ganz herumgeschleppte Insel Neupommern zeigt.



Das Wandern der Kontinente. (Aus Wegener, „Die Entstehung der Kontinente und Ozeane", Verlag der Wissenschaft, Braunschweig.)

Besonders schlagend ist die Erklärung, die die neue Lehre für ein seit fünfzig Jahren bekanntes, aber bisher ganz unerklärtes geophysikalisches Gesetz gibt, nämlich für die Tatsache, daß auf der Erde nicht das mittlere Krustenniveau am häufigsten vorkommt, sondern zwei andere Niveaus, die um $2^1/_2$ km höher und tiefer als

dieses liegen und mit den Kontinentoberflächen und Tiefseeböden identisch sind. Wären alle Höhenunterschiede, wie man bisher annahm, durch Hebungen oder Senkungen von nur einem Ausgangsniveau aus entstanden, so müßte dies letztere doch immer am häufigsten bleiben. Statt dessen zeigen sich zwei solche Ausgangsniveaus, was nur erklärt werden kann durch die Annahme, daß es sich um zwei verschiedene Schichten des Erdkörpers handelt, so daß Kontinente und Tiefseeböden sich verhalten wie Eisschollen und Wasser.

Auch die Schwerebeobachtungen und die erdmagnetischen Beobachtungen harmonieren gut mit den neuen Vorstellungen. In der Erdbebenkunde konnte auf Grund derselben bereits ein Geschwindigkeitsunterschied der Bebenwellen über Tiefseeböden und Kontinenten vorausgesagt werden, der dann durch neuere Untersuchungen tatsächlich gefunden wurde.

Die Biologen haben schon längst ehemalige Landverbindungen gerade zwischen denjenigen Kontinenten angenommen, die nach der Verschiebungstheorie unmittelbar zusammengehangen haben. Die zahlreichen gleichartigen Versteinerungen und auch die Verwandtschaft der heutigen Tiere und Pflanzen nötigen zu der Annahme, daß früher ein ungehinderter Austausch bestand. Dies gilt namentlich für eine ehemalige Landverbindung zwischen Europa und Nordamerika, zwischen Brasilien und Afrika, zwischen Madagaskar (nebst Südafrika) und Vorderindien, zwischen letzterem und Australien und zwischen Australien und Südamerika (über Antarktika). Bisher nahm man jedoch an, daß diese Landverbindung durch Brückenkontinente gebildet wurde, die später versanken. Diese letztere Annahme ist nun, wie zahlreiche Autoren schon längst eingewendet haben, unhaltbar, weil man nach Herstellung aller Brückenkontinente die Wassermenge der Ozeane nicht mehr unterbringen könnte und auch, weil ein Versinken eines solchen ganzen Brückenkontinents von der einen Hauptstufe der Erdrinde auf die andere aus physikalischen Gründen ebenso unmöglich ist, wie das Versinken einer Eisscholle. Denn zahlreiche andere Erscheinungen zeigen, daß die Erdrinde auf ihrer Unterlage schwimmend im Gleichgewicht ist.

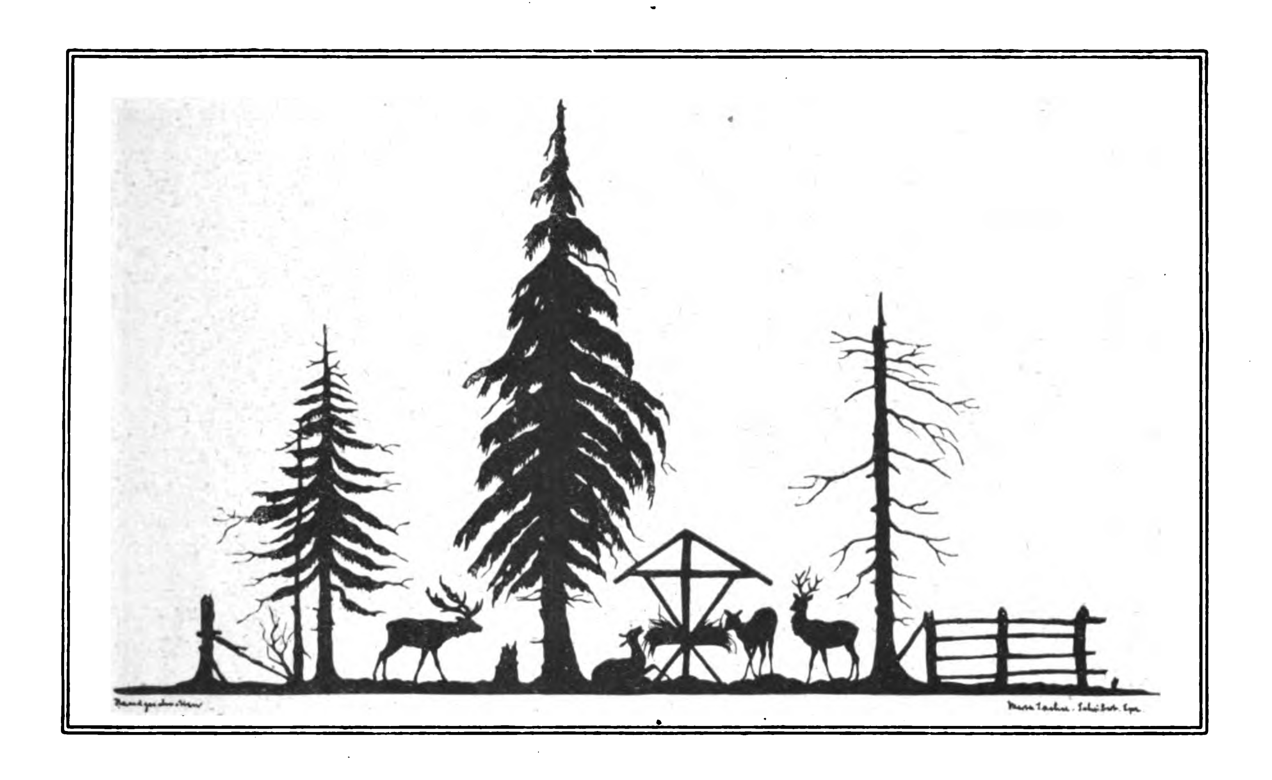
Auch die bekannten, aber bisher recht rätselhaften Elemente, aus denen sich die heutige Tierwelt Australiens zusammensetzt, erklären sich nun in überraschend einfacher Weise: das älteste Element, das am meisten Verwandte in Vorderindien und Ceylon hat und noch heute besonders in der Südwestecke Australiens haust, stammt aus der Zeit, als dieser Teil Australiens noch unmittelbar mit der Ostküste Vorderindiens zusammenhing; das zweite Element, das die charakteristischen Beutler enthält und nur Verwandtschaft mit Südamerika zeigt, entstammt der Zeit, wo zwar die Verbindung mit Vorderindien bereits abgerissen war, aber Australien noch fest mit Antarktika und über dieses auch mit Südamerika zusammenhing. Es ist kein Zufall, daß gerade diese Fauna im Gegensatz zur vorigen nur Tiere enthält, die Kälte vertragen, wie warmblütige Säuger und Fische, dagegen keine wärmeliebenden wie Reptilien und Regenwürmer. Das dritte, jüngste Element der australischen Fauna ist seit der Kollision Australiens mit den Sundainseln von diesen eingewandert und breitet sich in der Gegenwart mit großer Lebenskraft längs der Ostküste von Norden her aus, die altertümlichen Formen der vorigen Faunen rasch verdrängend. So hat diese schon von Wallace erkannte Dreigliederung der australischen Tierwelt mit ihren bisher so unverständlichen Verwandtschaftsbeziehungen endlich ihre Erklärung gefunden.

Für den Geologen ist es natürlich von besonderem Interesse, den Bau der ehemals zusammenhängenden Kontinentalränder zu vergleichen. Alte Faltenzüge aus der Zeit vor dem Abriß, die quer hinüberführten, gestatten eine sehr scharfe Kontrolle darüber, ob der von der Verschiebungstheorie angenommene unmittelbare Zusammenhang wirklich bestanden hat. Bei der atlantischen Spalte sind es sechs hinüberreichende Strukturen, die eine solche Kontrolle gestatten, und alle sechs Kontrollen stimmen: das Kapgebirge findet jenseits des Ozeans seine Fortsetzung in den Sierren von Buenos Aires, die nach der Zeit der Faltung (permisch bis triassisch) der Richtung des Faltenwurfes, den Gesteinsserien und ihrem Fossil-Inhalt völlig mit jenem identisch sind, obwohl heute mehr als 6000 km zwischen ihnen liegen und der Tiefseeboden auf dieser Strecke natürlich keine Spur eines Gebirgszuges aufweist. Das afrikanische Teilstück hat von Kamerun genau den gleichen Abstand wie das südamerikanische von Kap San Roque, der Nordostecke Brasiliens, so daß sie bei der Rekonstruktion gerade aufeinander passen. Ferner verändert das überall gefaltete Urgestein der großen afrikanischen und brasilischen Gneistafeln gerade an den korrespondierenden Punkten Kamerun und San Roque übereinstimmend die Richtung seiner Faltung: bis zu diesen Punkten streichen die Falten beiderseits parallel der Küste, von hier ab jedoch parallel zum Amazonas bzw. zum Oberlauf des Niger, die bei der Rekonstruktion gleichgerichtet werden. Weiter findet sich die Fortsetzung der durch Deutschland, Frankreich und Südengland hindurchstreichenden karbonischen Falten, die die großen Kohlenflöze enthalten, jenseits des Ozeans in den gleichfalls karbonischen Falten der nordamerikanischen Appalachen mit den dortigen reichen Kohlenschätzen; und dicht nördlich davon folgen hüben wie drüben noch zwei ältere Faltungen. Auch die Teilstücke dieser drei Faltungen, die die atlantische Spalte quer durchgerissen hat, passen bei der Rekonstruktion zusammen. Und das gleiche gilt schließlich auch für die Grenze der quartären Inlandeisbedeckung Nordamerikas und Europas.

Eine sehr schlagende Lösung hat ferner ein bisher rätselhaftes, ja widersinnig erscheinendes Ergebnis der Geologie gefunden, nämlich die Spuren eines Inlandeises aus sehr alten, permischen und karbonischen Zeiten, die man gleicher Weise in Brasilien, Argentinien, Falklandsinseln, Togo, Kongo, Südafrika (hier am schönsten), Vorderindien, West-, Mittel- und Ostaustralien gefunden hat. Nach der heutigen Lage der Kontinente wäre also eine ganze Halbkugel der Erde unter Eis begraben gewesen, während die entsprechenden Ablagerungen auf der anderen Halbkugel der Erde nirgends Spuren von Eis zeigen. Nach der Verschiebungstheorie dagegen rücken alle diese Gebiete für jene alten Zeiten konzentrisch auf Südafrika zusammen, so daß die Eisspuren nur noch das gleiche Areal bedecken wie die Spuren der viel späteren quartären Eiszeit auf der Nordhalbkugel. Der Gegenpunkt von Südafrika, an dem wir den Nordpol für die damalige Zeit anzunehmen haben, lag mitten im Stillen Ozean, so daß hier keine Spuren von Inlandeis entstehen konnten. Dagegen hat der Äquator dieser Zeit in unseren Steinkohlenlagern, und die nördliche Wüstenzone in Spitzbergen ihre Spuren hinterlassen.

Ein ganz besonderes Interesse knüpft sich endlich an die Verschiebungstheorie aus dem Grunde, weil nach ihr für mehrere Stellen der Erdoberfläche Aussicht besteht, die Abstandsänderungen der Kontinente durch wiederholte astronomische Ortsbestimmungen im Laufe einiger Jahrzehnte zu messen. Diese gleich bei der ersten Veröffentlichung der Theorie ausgesprochene Folgerung hat sich inzwischen für diejenige Stelle, wo gerade die größte Verschiebung zu erwarten ist, durchaus bestätigt. Die inzwischen (1917) veröffentlichten endgültigen Ergebnisse der Danmark-Expedition nach Nordost-Grönland zeigen nämlich, daß der Abstand Grönlands von Nordeuropa zur Zeit dieser Expedition (1907) um 1190 m größer geworden war als zur Zeit der zweiten deutschen Nordpolexpedition (1870), und um 1611 m größer als zur Zeit Sabines (1823). Da die mittleren Fehler dieser drei Längenbestimmungen nur 256 bzw. 124 und 124 m betragen, kann an der Realität der Verschiebung nicht mehr gezweifelt werden. Die sorgfältige Untersuchung, die der Kartograph der Danmark-Expedition J. P. Koch diesem Gegenstande gewidmet hat, hat also das historische Verdienst, den ersten exakten Nachweis einer Kontinentalverschiebung erbracht zu haben. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß es gelingen wird, auch noch an anderen Stellen die Abstandsänderungen der Kontinentalschollen messend zu verfolgen.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Das sterbende Volk

Roman von Grethe Auer (Fortsetzung)

Auch Dschilali hatte getanzt, und nicht als einer der letzten. Vor dem Magazin des Bu Schimrir kauernd, hatte er erst andächtig zugesehen, dann hatte die Erregung ihn erfaßt, er war aufgesprungen und in die Reihen getreten mit halbem Willen. Er hatte anfangs nichts anderes empfunden als ein kindisches Verlangen, die tolle Einförmigkeit dieser Bewegung, die er da seit Stunden vor sich sah, nachzuahmen, mitzumachen. Als er aufstand, tat er's mit Lachen. Mit der Erkenntnis der physischen Schwierigkeit kam eine Art Ehrgeiz über ihn, und mit der rasch eintretenden Müdigkeit Trotz und Scham, daß er nicht leisten sollte, was andere leisteten. Er tanzte weiter und empfand erstaunt, daß nach einer Weile die Müdigkeit wich, daß gleichsam eine Lockerung all seiner Muskeln eingetreten war, die ihm größere Sprünge, ein stärkeres Vor- und Rückwärtsbiegen des Körpers erlaubte. Er fühlte sich so weich, als wäre er von Gummi, während zugleich eine Art Nebel sich über sein Bewußtsein legte. Eine heftige Glut war in ihm und stieg ihm so brennend in Wangen und Augen, daß er die durch den Tanz verursachte Luftbewegung als Abkühlung empfand und durch stärkeres Schwingen diese Wirkung zu erhöhen suchte. Warf er den Kopf zurück, so starrte er eine Sekunde lang gerade in die Sonne, schwarze Blindheit folgte dem grellen Lichte, so daß vor seinen Augen ein unaufhörlicher jäher Wechsel von Schwarz und Glutrot war, dessen Schmerzhaftigkeit sich indes langsam abstumpfte und einem Kreisen farbiger Ringe wich.

Alle gewohnten Empfindungen waren Dschilali abhanden gekommen, denn auch seine Ohren reagierten nicht mehr auf das unaufhörliche, gleichförmige Getöse des Gesanges, und er war taub in dem Sinne, wie er blind war. Da begann die Entrückung, wunderliche Bilder, fremdartige Klänge brachten die gepeitschten Sinne von selbst hervor, sich selbst der Monotonie, die sie erstickte, entlastend. Je länger es dauerte, desto farbiger wurden die Bilder, desto heller die Klänge. Mit einem Rest von Bewußtsein sagte sich Dschilali, daß dies die Annäherung paradiesischer Abgesandter sein müsse, die gleich vor ihm stehen und ihn mit Wonnen, die aller Beschreibung spotteten, überschütten würden. Aber die Bilder und Klänge stiegen weiter auf und ab, und die himmlischen Boten erschienen nicht; ja, es dünkte Dschilali, als ob die Visionen blasser würden. Ein dumpfer Angstzustand erfaßte ihn, er suchte halb unbewußt nach einer letzten Tat, die ihn der Erscheinung eines Heiligen würdig machen, die sein Verdienst krönen sollte, faßte nach dem Beil eines Hamadscha, der vor ihm tanzte, und hatte sich im Nu eine Wunde an der Schulter beigebracht, viel tiefer und schmerzhafter als es die geschickt spielenden Derwische je getan hätten. Das Blut strömte und Dschilali erwachte völlig aus seinem Taumel. Er sah plötzlich wieder Bilder der Wirklichkeit, die Sonne, den Himmel, die weißen Mauern der Magazine, die tanzenden Aissaua, er seufzte tief und schmerzlich auf und hielt mit Tanzen inne. Augenblicklich brach er zusammen.

Er lag auf dem Boden, nur einen Schritt vor den Füßen der Tanzenden, die seiner so wenig achteten wie der übrigen Gefallenen und auch nicht imstande waren, die Bewegung ihrer Füße irgendwie zu berechnen. Er bekam häufig Tritte, die den Schmerz an seiner Schulter aufbrennen ließen wie eine Flamme. Jetzt empfand er auch plötzlich eine namenlose Pein in allen Muskeln seiner Glieder und seines Rückens, ein Hämmern im Gehirn und einen verzehrenden Durst. Über all diesen Schmerzen aber stand die Traurigkeit über das Verschwinden der Gesichte, einen Augenblick vor der höchsten, wonnevollsten Erfüllung, wie er glaubte, und diese Traurigkeit entlockte ihm Tränen. Er hatte nur den einen Gedanken, daß er sich erheben, daß er den Tanz wieder aufnehmen, daß er die Entrückung erzwingen müsse. Er versuchte sich unter

den Füßen der Tanzenden hervorzuwälzen und aufzustehen, und nach langen Mühen gelang es. Er stand jetzt, schwindelnd und zitternd in beginnendem Wundfieber in der Mitte des Kreises, ein grauenhaftes Bild aus Fetzen, Blut und Schmutz, ein Hohn auf alles Menschliche in ihm. Von den weißen Zähnen waren die Lippen weit zurückgetreten, die Augen blickten starr aus einer umgebenden Kruste von Blut und Erde, Tränen zogen lange Furchen in den Schmutz der Wangen und der Rest des Turbans hing schief über die Stirne.

Hätte Dschilali in diesem Augenblick sich selbst sehen können, es hätte ihn zur Besinnung gebracht.

Hilflos um sich blickend, sah der Halbbetäubte plötzlich eines jener zahlreichen Blutopfer der vorgerückten Entmenschlichung, und in seinem dröhnenden Gehirn tauchte dunkel ein Gedanke auf. Ein Opfer! Er hatte keines gebracht, drum waren die Heiligen ihm nicht erschienen! Drum war alles versunken, gerade in dem Augenblick, wo er die goldene Reita der Krieger Mohammeds, die silberne Gimbri paradiesischer Tänzerinnen schon hören konnte. Ein Opfer! Er müßte eines bringen, dann würde sein Bemühen nicht mehr erfolglos sein, dann würde die Wonne auf ihn niedertauen wie Regen im Oktober! Und er stürzte fort, den Kreis durchbrechend, und eilte taumelnd und stolpernd nach seiner Hütte.

Leute aus dem Elaunat hatten ihm vor einiger Zeit eine schwarze Bergziege verkauft, die war trächtig gewesen und hatte vor einigen Tagen gelammt. Die zwei zierlichen Jungen, deren langes, blauschwarz glänzendes Haar weicher als Seide war, bildeten Kiltomas ganze Seligkeit. Die anmutigen Tierchen, zutraulich wie solche, die nie Böses erfahren, umsprangen die Frau auf Schritt und Tritt, steckten ihre schönen schwarzen Schnäuzchen in den Kuskussu, knabberten an Körben und Matten, sogar an Geweben, ohne indes Schaden zu tun, und sprangen, wenn eine Bewegung Kiltomas sie erschreckte, wie von einer Feder geschnellt in die Ecke des Hofes an die Seite ihrer Mutter, an die sie sich saugend drängten, um gleich darauf wieder behutsam und neugierig der Herrin nachzutrippeln und ihre Hände zu beschnuppern.

Eben saß Kiltoma, das Mahl bereitend, vor ihrer kleinen Küche, während ein Zicklein rechts, eines links sinnend der mahlenden Bewegung ihrer Hände zusah, als das Hoftürchen sich öffnete und Dschilali, anzusehen wie ein Verdammter, eintrat.

Kiltoma schrie auf, und die beiden Zicklein schossen in die Ecke zu ihrer Mutter. Dschilali, ohne auf Kiltoma zu achten, taumelte auf die Tiere zu, um eines davon zu greifen, aber das Weib stand davor und drängte die Ziegen, rückwärts schreitend, tiefer und tiefer in die Ecke zwischen den Noallen. „Gib mir das Lamm," schrie Dschilali heiser vor Wut, aber Kiltoma, die wohl wußte, was er damit vorhatte, rief ein gellendes „Balak!" (Hüte dich!) und stieß ihn vor die Brust. „Ein Opfer! ein Opfer für Sidi Aissa," stieß Dschilali vordringend immer wieder heraus, aber tapfer und mitleidlos verteidigte Kiltoma ihre Lieblinge und drängte den Fiebergeschwächten siegreich von sich ab.

Da faßte den Mann Raserei und er tat, was er nie getan hatte, er schlug auf sein Weib los — nur um gleich darauf vor einem feinen, brennenden Schmerz auf seiner Wange zurückzufahren: Kiltoma hatte nur den Arm ausgestreckt und drei zarte rote Striche, auf denen Blutperlchen standen, zeigten die Gewandtheit ihrer schlanken Finger.

Was der Schmerz einer verseuchten Wunde nicht vermocht hatte, diese kaum empfindliche Berührung brachte es fertig: Dschilali ward auf der Stelle ernüchtert. Der Rausch wich einer kalten, boshaften Wut, und während Dschilalis Zähne aufeinanderschlugen und sein ganzer Körper schlotterte, stieß er doch mit grausamer Deutlichkeit verletzende Worte gegen sein Weib heraus: „Du Gsule! Du Kinderlose! Du dürrer Dornbusch, der keine Früchte bringt! Du Schamlose! des Verbrennens würdig! Du Schakal, mit dem man mich betrogen hat!" Und endlich, als alle Schimpfnamen versagten und dem immer noch nicht völlig Erleichterten kein Wort mehr einfiel, das tief genug verwundet hatte, kam's wie ein Peitschenhieb zischend vor Haß: „Enta talika!" (Du bist geschieden!)

Kiltoma stieß einen klagenden Schrei aus und schlug beide Hände vors Gesicht. Dschilali aber wiederholte stets lauter und aufgeregter wohl zehnmal das vernichtende Wort und sah nicht, daß sein Geschrei Zeugen herbeigelockt hatte, die hinter ihm den kleinen Hofraum mit Gebärden stummen Entsetzens füllten. Kiltoma sah es wohl, und sie wußte, daß das ihr Geschick besiegelte. Sie war so wahrhaft geschieden, als wenn der Kadi es gebucht hätte. Und sie brach in herzzerreißendes Weinen aus.

Dschilali hatte sich nun genug getan, die Blutwelle in seinem Gehirn ebbte etwas zurück, der würgende Zorn in seinem Herzen ließ nach. Da gewahrte auch er die Zeugen, erkannte, was er getan hatte und erschrak, daß es ihn siedend überlief.

Er wankte in die Hütte, ließ sich auf seine Matratze fallen und fühlte ein langsames Dunkelwerden auf seinen Augen. Bald war er ganz bewußtlos. Kiltoma rief eine Frau herein, bettete und verband den Fiebernden mit ihrer Hilfe, wusch ihm das Gesicht und stellte einen Wasserkrug und allerlei Eßbares neben sein Lager. Dann löschte sie das Küchenfeuer, nahm ihre Gewänder von der Stange, band die Ziege los und schritt, gefolgt von den vierbeinigen Getreuen, in die nächtlichen Gassen der Hüttenstadt hinaus. Ehe sie den Weg nach ihrer elterlichen Hütte einschlug, klopfte sie an des alten Uardudi Türchen und flüsterte Dschilalis Mutter eine Bitte zu, nach dem Kranken zu sehen.

15.

Dschilali genas langsam. Als er wieder auf dem Magazinhofe erschien, war sein Antlitz grau und welk, sein Auge erloschen, seine Haltung gebeugt. Der Bu Schimrir betrachtete ihn erschrocken, und die Arbeitsgenossen sprachen in scheuen Tönen zu ihm, wie tiefes Mitleid, das sich doch verbergen will, sie eingibt. Alle wußten um seine Scheidung, und alle kannten den Grund und den Verlauf des Zwistes. Alle wußten, daß Dschilali unter Selbstvorwürfen fast verzweifelte, und alle zerbrachen sich den Kopf, wie ihm zu helfen sein möchte. Aber war es schon nicht üblich, bei völliger Unbefangenheit und Klarheit der Dinge Fragen zu tun, die sich auf Familienangelegenheiten bezogen, so war es eine bare Unmöglichkeit, an diese Dinge zu rühren, wo sie offenkundig krank und wund waren.

Auch der Bu Schimrir hoffte nicht viel; er wußte, daß Menschen, die sich schämen, nicht gerade Aussprache suchen. Selbstanklagen verarbeitet man allein, denn es ist bei ehrlicher Einsicht in die eigene Torheit schmerzlich, sie sich noch von anderen vorwerfen zu lassen, und noch schmerzlicher, Entschuldigungen und Milderungsgründe anhören zu müssen, an die der, so sie spendet, selbst nicht glaubt. Araber empfinden in diesen Dingen sehr natürlich. Leere Worte vermögen sie nicht zu trösten, deshalb vermeiden sie sie, und Hilfe konnte in diesem Falle nur aus Dschilali selbst kommen. Das wußte er, das wußte der Bu Schimrir, das wußten alle. Deshalb schwiegen alle und warteten, und Dschilali wartete mit; denn er fühlte, daß er aus eigenen Kräften den Entschluß nicht würde fassen können, auf den es ankam.



Madonna mit dem Schmetterling

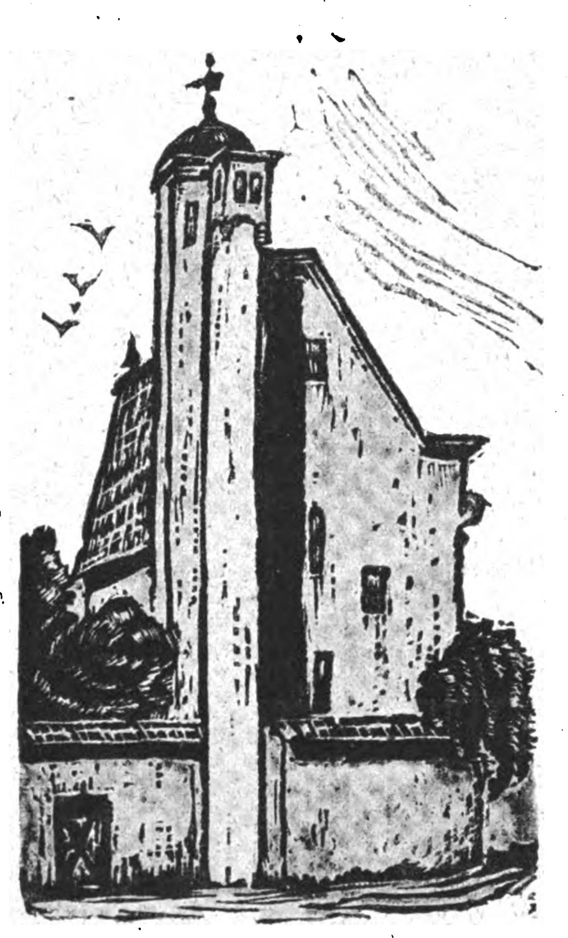
Nach einem Gemälde von Franz Stassen

Aus der Berliner Kunstausstellung 1920



Dschilalis Aussehen wurde immer trübseliger, und nach einiger Zeit begann auch seine Kleidung merklich der Pflege zu entbehren, so daß der einst so schmucke und eitle Mann sich von den ärmsten seiner Genossen kaum mehr unterschied. Das kam daher, daß Kiltomas Webstuhl stille stand, und daß Dschilalis Mutter, die ihren eigenen Haushalt zu versorgen hatte, dem selbständig gewordenen Sohne nicht mehr verpflichtet zu sein glaubte. Teilte er schon die elterlichen Mahlzeiten, so durfte doch kein Mensch mehr von einer Mutter verlangen, die Tag und Nacht die Hände voll Arbeit hat. Dschilali mochte sich eine andere Frau nehmen, wenn er nicht allein fertig werden konnte.

Etwas Ähnliches dachte und sprach Dschilalis Vater, der nach Art alter Leute Groll trug gegen alles, was seiner Bequemlichkeit und seinen täglichen Gewohnheiten zuwiderlief. Den verhärmten Sohn so in seiner Hütte herumsitzen zu sehen, nahm ihm selbst Freude und Ruhe, und er wußte sich gegen diesen Raub an seiner Gemütlichkeit nicht anders zu wehren als durch heftiges Schelten gegen Dschilali so wohl als gegen Kiltoma und deren Sippe. Natürlich suchte er alle Schuld an dem Zerwürfnis auf Kiltoma zu werfen und glaubte noch, dem Sohne damit eine Genugtuung zu bieten. Er tat so, was in seiner Lage jeder Weisere auch tun würde; es trieb ihn unwillkürlich, seinen Sohn und sein Schicksal zu rechtfertigen und dem Unglück eine Begründung zu geben.



Das alte Schloß in Butzbach.
Nach einem Linoleumschnitt von Hildegard Henning.

Aber Dschilalis Herz war nicht zu betrügen. Je mehr der Alte schalt, desto deutlicher empfand er die Unwahrheit, die in seinem Verhalten lag, die Grundlosigkeit all der Vorwürfe, und was er tatsächlich verloren hatte. Jeder Fehler, den der Alte an Kiltoma entdeckte, stellte einen ihrer Vorzüge ins Licht. Wenn von ihrer Magerkeit die Rede war, dann sah Dschilali, was er vorher nicht mit Bewußtsein gesehen hatte, die feinen Linien ihres jugendlichen Körpers, die katzenartige Grazie ihrer Bewegungen, er fühlte ihr Vogelgewicht auf seinem Arm und ihre Geschmeidigkeit an seiner Hüfte. Warf man ihr Kinderlosigkeit vor, so empfand er mit brennender Eifersucht im Herzen, daß er selbst eigentlich gar kein Kind begehrte, daß er Kiltomas ungeteilte Aufmerksamkeit für sich beanspruchte, und daß sie ihm Kind, Weib und Mutter war, wie seine Laune es verlangte. Wollte man sie faul und eitel schelten, so schrie er vor Zorn, denn ihre Handreichungen, ihre Geschicklichkeit, ihr ordnender Sinn fehlten ihm grimmig. Er stellte sich seine Hütte vor, wie sie drin geschaltet hatte, die heitere Belebtheit des Höfchens durch Hühner und Ziegen, das lustig prasselnde Feuerchen und die brodelnden, Duft entsendenden Töpfe, den rhythmischen Schlag des Webstuhls oder den leichten Tanz der Spindel, der die Katze mit funkelnden Augen und erhobener Tatze folgte, Kiltomas helles Lachen, wenn das Tier nach dem beweglichen Wesen sprang und verlegen das plötzlich still gewordene betrachtete: alles das stand vor ihm wie lauter Lust und Seligkeit. Er konnte ja alles bestreiten, was seine Notdurft forderte, er konnte sich die köstlichsten Gerichte bereiten, er konnte die Hütte sauber halten, das kleine Getier besorgen — hatte er nicht viel mehr als das bei dem Bu Schimrir getan?

Aber er tat es nicht. Er mochte keinen Topf anrühren, selbst kein Feuer entzünden. Er hungerte lieber, bis ihn sein Verlangen nach den Speisetöpfen der elterlichen Noalle trieb. Kiltomas Schatten stand in jedem Winkel seiner eigenen Hütte und trieb ihn mit sanft vorwurfsvollen Augen hinweg. Er betrat sie fast nur noch zum Schlafen.

Eines Abends, als er spät und müde sein Lager suchte, war er erstaunt, wahrzunehmen, daß irgend jemand die Hütte betreten haben mußte. Auf verglimmenden Kohlen, die leicht mit Asche bedeckt waren, brodelte ein Topf, ein fertiges Gericht duftete ihm entgegen und reizte seine Sinne zu plötzlichem Verlangen. Er aß und fühlte ein Behagen, sein eigenes zu essen. Als er am Morgen erwachte, sah er, daß der Hof gekehrt, alle Geräte geordnet und das vernachlässigte Vieh besorgt worden war, besser als es seine Mutter getan hatte, wenn sie sich gelegentlich seiner annahm. Jetzt erst fiel ihm auf, daß das Eselchen vor Hunger das Stroh der Hüttenbekleidung angefressen, und daß die Hühner sich einen Weg ins Freie gescharrt hatten. Er begann sich zu schämen. Zugleich aber fiel die Sehnsucht nach Kiltoma so brennend auf sein Herz, daß er weinen mußte.

An diesem Tage war Dschilali noch schlaffer und zerstreuter bei der Arbeit als sonst. Die unerwartet wiedergefundene Behaglichkeit einer Stunde hatte ihn so gewaltig an Kiltoma erinnert, daß er fast nicht aufhören konnte zu weinen. Jeden Augenblick fühlte er seine Augen heiß werden und seine Kehle sich zukrampfen und wußte nicht, in welcher Ecke er sich schnell verbergen sollte, um seine Mannheit wiederzugewinnen. Seine Mitarbeiter tauschten Blicke voll Mitgefühl und Sorge. „Er kommt von Sinnen," flüsterten sie einander zu. Der Bu Schimrir, der nicht zu fragen wagte, rief Dschilali mehrere Male in seine Nähe, bezeigte ihm Vertrauen in allerlei geschäftlichen Dingen und suchte durch Mitteilungen über politische Dinge, durch Stadtgespräche oder Nachrichten aus dem Innern des Landes seine Teilnahme zu wecken und ihm womöglich Freude zu bereiten. Dschilali blieb zerstreut und gequält.

Maßlos erstaunt war daher der Magazinherr nicht weniger als die ganze Arbeiterschaft, als am anderen Morgen Dschilali fast heiter erschien, sauber gekleidet und in einen neuen Haik gehüllt. Einige der weniger erfahrenen jungen Leute begannen ihn zu necken, die Männer aber verwiesen es ihnen alsbald und sorgten dafür, daß Dschilali unbehelligt blieb.

Am Nachmittag kam der alte Uardudi an, ängstlich, weil sein Sohn sich weder am Abend noch am Morgen bei einer Mahlzeit eingefunden hatte, mitleidslos und voll zum Überkochen von Vorwürfen. Der Bu Schimrir fing ihn ab, noch ehe er Dschilali zu Gesicht bekommen hatte, und beruhigte ihn mit dem Hinweis darauf, daß Dschilali völlig befähigt sei, für sich selbst zu sorgen. „Ihr werdet ihm Aloe ins Essen getan haben mit euerem Gerede," fügte er hinzu, seiner Sache gewiß. „Laßt ihn jetzt allein! Er sieht aus, als ob er gegessen hätte, und er arbeitet wie ein Gesunder. Ich halte meine Augen über ihn." Der Alte ging beschämt und brummend, ebenso verdrossen jetzt über Dschilalis Wegbleiben, wie er es die Wochen vorher über sein allzu häufiges Kommen gewesen war.

Dschilali erfuhr erst später von seinem Besuch und von der Abfertigung, die der Bu Schimrir ihm hatte zuteil werden lassen, und in der Dankbarkeit seines Herzens ging er hin und vertraute sich ihm an. Er wartete am Abend bei der Auszahlung, bis alle anderen Arbeiter den Hof verlassen hatten, dann näherte er sich dem Bu Schimrir, zeigte auf seinen neuen Haik und flüsterte geheimnisvoll: „Ich fand ihn gestern abend in meiner Hütte auf der Stange hängen."

Der Bu Schimrir wurde ganz rot, ein so freudiger Gedanke durchzuckte ihn. In Dschilalis Augen schauend, las er darin eine Bestätigung seiner Vermutung, fühlte, daß sein Zustimmen Dschilalis Hoffnung bestärkte und erschrak vor der Verantwortung. „Er wird vielleicht von deiner Mutter sein," versuchte er Dschilalis vielleicht verfrühte Freude zu dämpfen. „Sie hat gesehen, wie du herumgelaufen bist!" Dschilali lachte glücklich. Mütter bauen ihre Geschenke nicht so heimlich auf, sie schelten, wenn sie geben, und mahnen zur Dankbarkeit und zur Sauberhaltung des Geschenkten; seine Mutter war es nicht, die diese zarte Wolle wob.

Einige Tage verstrichen, in denen Dschilalis ganzes Wesen den Ausdruck freudiger Genesung trug. Er wurde immer lebhafter, sein Gesicht voller und fröhlicher, seine Augen blitzender, sein Mund beredter. Dann kam ein Tag, an dem er heimlich von der Arbeit weglief und nicht wieder kam. Diesem Tage folgte ein Rückfall. Zuerst sorgenvoll, verängstigt, erschien sein Gesicht bald wieder grau, erstorben, hoffnungslos; jede seiner Bewegungen verriet, daß er unter einer drückenden Last stand.

Der Bu Schimrir erriet leicht, daß Dschilali versucht hatte, den guten Geist, der seine Hütte in seiner Abwesenheit betreute, der ihm Gewänder wob und duftende Schüsseln ans Feuer stellte, in seinem Schaffen zu belauschen, daß er ihn dadurch verscheucht hatte, und daß er nun die Strafe des Entbehrens trug. Vierzehn volle Tage schlich Dschilali umher wie ein Gebrochener. Dann erschien er plötzlich wieder lächelnd und suchte die Augen seines Gebieters mit einem Blick voll Seligkeit. Da wußte dieser, daß das heimliche Walten in der Hütte wieder begonnen hatte, daß der Zauber einer großen vergebenden Liebe den beglückten Mann wieder umspann mit tausend kleinen Zeichen. „Sind wir nicht im Reiche von ‚Tausend und Einer Nacht?'" fragte er sich gerührt. „Und wer behauptete doch, daß diese Völker nichts von Liebe in höherem Sinne wüßten?"

(Fortsetzung folgt.)

Zeitgemäße Erinnerungen aus dem Jahre 1848

Von Friedrich Hebbel

Nur der Wahnsinn des Kommunismus, der resultatlose, der sich dennoch für einige Zeit geltend machen und den Boden der Kultur verwüsten kann, ängstigt mich ... Den habe ich immer befehdet, schon vor Jahren in Paris selbst, wo er ganz gescheite Deutsche angesteckt hatte.

*

Der Kommunismus, die wahnsinnige Ausgeburt fanatischer Köpfe, in denen die großen Ideen unserer Zeit nur halb reif wurden, scheint praktisch bei uns hervortreten zu wollen; er durchzog, Freiheit rufend und die Bäcker- und Tabaksläden plündernd, die Vorstädte ... Möchten diejenigen, die ihn theoretisch predigen, Zeugen dieser Szenen gewesen sein; sie würden ihn in seinem innersten Wesen kennengelernt haben.

*

Der Kommunismus kann momentan siegen, d. h. er kann sich so lange behaupten, bis er alle seine Schrecknisse entfaltet und die Menschheit mit einem für alle Zeiten ausreichenden Abscheu getränkt hat.

*

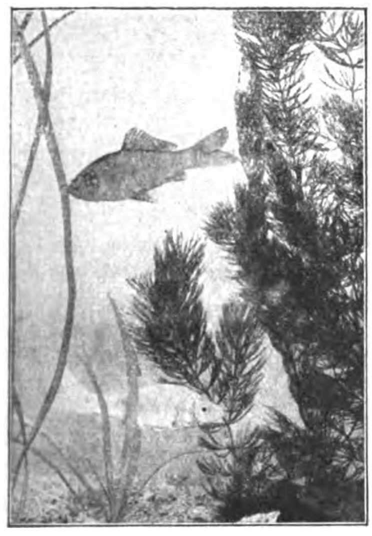
Ich kenne die Mängel und Fehler des Polizeistaates und habe nicht aufgehört, sie zu rügen, aber ich konnte in der Revolution des Jahres 1848 kein Heilmittel erblicken ... Übrigens lebe und sterbe ich allerdings der Überzeugung, daß die Welt sich zu reineren und höheren Formen durcharbeiten wird, wenn auch nicht auf dem Wege des Kommunismus und der dissoluten, alles auflösenden Kritik; die Bildung wird von selbst dazu führen, aber freilich verstehe ich unter Bildung nicht die freche Entwicklung einer einseitigen Verstandesrichtung, deren traurige Frucht eben das gegenwärtige zentrumlose Chaos ist, sondern die reine Entfaltung des ganzen Menschen, die nach meiner Überzeugung in der Pietät wurzelt und mit ihr schließt, da ohne diese die Emanzipation des Atoms in der Gestalt des schrankenlosesten Egoismus ja nicht ausbleiben kann, ein solcher Egoismus sich aber doch hoffentlich nicht für die Spitze der Menschheit ausgeben will.

*

Es kommt zuweilen wie für den einzelnen Menschen, so für ein ganzes Volk ein Moment, wo es über sich selbst Gericht hält. Es wird ihm nämlich Gelegenheit gegeben, die Vergangenheit zu reparieren und sich der alten Sünden abzutun. Dann steht aber die Nemesis ihm zur linken Seite, und wehe ihm, wenn es nun noch nicht den rechten Weg einschlägt. So steht es jetzt mit Deutschland.

*

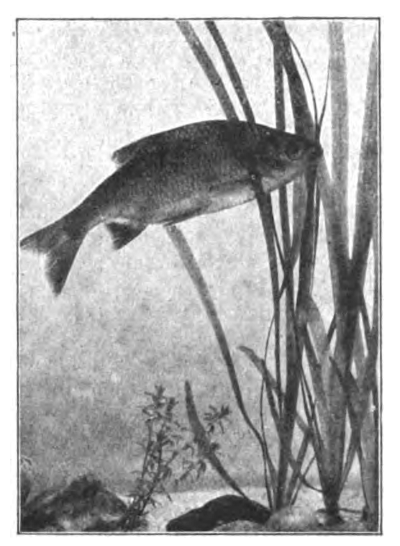
Es ist möglich, daß der Deutsche noch einmal von der Weltbühne verschwindet; denn er hat alle Eigenschaften, sich den Himmel zu erwerben, aber keine einzige, sich auf der Erde zu behaupten, und alle Nationen hassen ihn, wie die Bösen den Guten. Wenn es ihnen aber wirklich einmal gelingt, ihn zu verdrängen, wird ein Zustand entstehen, in dem sie ihn wieder mit den Nägeln aus dem Grabe kratzen möchten. (1860.)



Gold- und Silberfisch.



Schleierschwänze.



Moorkarpfen.

Aquariumrummel * Von Egon Freiherr v. Kapherr

Mit vier Abbildungen

Wir entnehmen diese humorvolle Skizze mit freundlicher Genehmigung des Verlags Richard Eckstein Nachf. G. m. b. H. dem Buch „Der Waldschreck und andere Tiergeschichten“ von Egon Freiherr v. Kapherr. Das reizvoll geschriebene, auf trefflicher Beobachtung aufgebaute Buch bildet den sechsten Band der „Bücherei von Berg und Wald“.

Um den Jäger, Fischer und Naturfreund, der verurteilt ist, längere Zeit in der Großstadt eine Mietswohnung zu bewohnen, ist's schlecht bestellt. Er vermißt die freie Natur schmerzlich, besonders aber die Tierwelt, an der sein Herz hängt und die ihm durch keine Vergnügungen oder Genüsse der Stadt ersetzt werden kann.

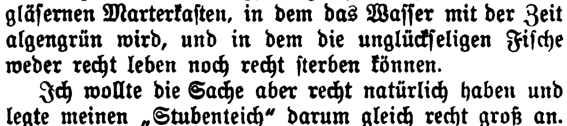
In dieser öden Steinwüste, deren Gleichförmigkeit nur selten durch das Flöten einer Amsel in irgendeinem Garten unterbrochen wird und die meist nur etwas Leben durch das Gezwitscher der Spatzen erhält, verdorrt das Herz des Waldmenschen. Ihn kränkt das Gerassel der Eisenbahnen, das Klingeln und Kreischen der elektrischen Straßenbahn, ihn ärgert das Gewimmel der zahlreichen, ach, so gleichgültigen Menschheit. Der rohe Schimpfton des Droschkenkutschers ist ihm ebenso zuwider wie das Geschwätz der Modedämchen, das plumpe Gespräch der Steineträger und Maurergesellen wie das Gewirre der Stimmen in Kaffeehaus und Kneipe. Ihn kränkt der Geruch nach schalem Bier und der schlechte Qualm der Zigarren und läßt ihn sehnsuchtsvoll zurückdenken an die reine Luft der Wildnis und den Duft des morgenfrischen Waldes. Und er bangt nach der Freiheit, sehnt sich hinaus aus Mauern und Pflaster ...

Und da kommt er auf allerlei Gedanken. Er will sich etwas schaffen, was ihn täglich und stündlich an die freie Natur erinnert — er sucht nach einem „Ersatz“ — und sei er noch so jämmerlich ...

So legte auch ich mir „Ersatz“ an: eine große Vogelvoliere und ein — Aquarium.

Ein Aquarium hat fast jeder Knabe einmal gehabt oder wenigstens gesehen — so einen kleinen gläsernen Marterkasten, in dem das Wasser mit der Zeit algengrün wird, und in dem die unglückseligen Fische weder recht leben noch recht sterben können.

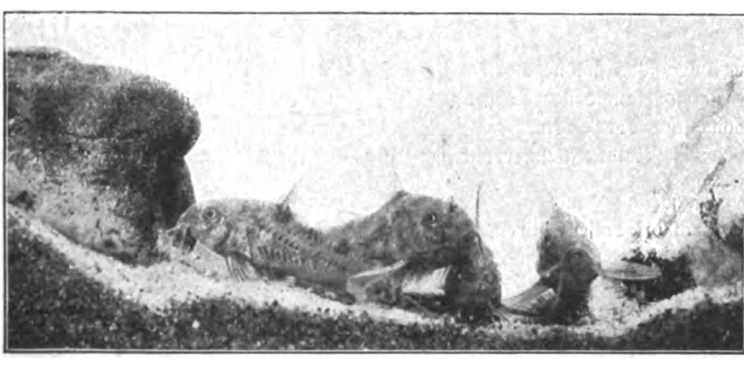
Ich wollte die Sache aber recht natürlich haben und legte meinen „Stubenteich“ darum gleich recht groß an.



Ich besaß aus meiner Junggesellenzeit eine große, blecherne Sitzbadewanne, etwa einen Meter und zwanzig Zentimeter Durchmesser haltend, mit hohen Rändern — ein einfaches, kreisrundes Ding. Eine moderne Stadtwohnung hat jederlei Komfort — hier war also die gute, treue Badewanne überflüssig geworden.

Das Alte wird eben durchs Neue beiseite gedrängt, das Gute durch Besseres ersetzt, und Undank ist der Welt Lohn. Die Badewanne wurde also Aquarium. Sie wurde auf einige kleine Schäden hin untersucht und erwies sich als durchaus zuverlässig und wasserdicht. Dann kam sie in eine Fensternische in den Erker, auf die erhöhte Fußdiele, so daß sie ständig das Licht zweier Fenster hatte.

Sodann kam eine Lage Sand auf den Boden, etwa zwei Zentimeter stark, darauf Torferde in etwa doppelter Stärke, dann wieder grober Sand und endlich Kies und kleine Steinchen. Das wurde alles mühsam herbeigeschafft. Sodann begann das Pflanzen verschiedener Wassergräser, die sorgfältig aus einem See herausgefischt wurden. Das verlangte eine förmliche Expedition. Wasserpest und ähnliche Kräuter wurden gepflanzt, stachlige Wassersterne wurden auf den Boden gelegt. Eine kleine Insel, bestehend aus Blumentöpfen und umgeben mit Pflastersteinen, die wir in Ermangelung besserer Sachen vorläufig von



Südamerikanische Zwergwelse.

einem Bauplatz — gemaust hatten, erfreute sich einer üppigen Vegetation von Sumpfpflanzen. Rings um das Aquarium kamen Blumentöpfe mit allerhand Gewächs. Nun konnte „der Guß beginnen". — Langsam und vorsichtig wurde das Wasser eingefüllt achtzehn volle, große Eimer. Nun blieb das Aquarium stehen, damit sich der — trotz aller Vorsicht doch etwas aufgewirbelte — Grund wieder setzen und das Wasser Stubentemperatur bekommen könnte.

Am anderen Tage kam vorsichtig noch eine Schicht groben Kieses und kleiner, sauberer Steinchen darauf und — gegen Abend — wurden die ersten Bewohner dem „Teich" übergeben. Zwei Goldfische, zwei Zwergkarpfen, zwei Schleierschwänze und zwei winzige Karauschen bildeten die erste Bevölkerung des Aquariums. — Einige Tage später wurden die Pflastersteine durch schön unregelmäßige, zackige Feldsteine, die wir mit vieler Mühe von einem Ausfluge mitgebracht hatten, ersetzt. Seither brachte jeder von uns von Ausflügen hübsche Steine mit, bis Grotten und Inseln entstanden waren und dem Ganzen ein wildromantisches Aussehen verliehen.

Die Karpfen waren faul, die Karauschen noch fauler, die Goldfische recht langweilig, und die Schleierschwänze noch langweiliger, ja — geradezu „ledern", ruhige Fresser und Schläfer, wie die faulen Mandarinen ihrer Heimat. Dem mußte abgeholfen werden. In den Teich kamen Froschlarven, sogenannte Kaulquappen, darunter eine stattlich große — die Larve der großen Teichunke. Nicht genug damit: zwei Hundsfische, hechtähnliche, winzige, bräunliche Fischlein, kamen hinein. Sie waren gleichfalls langweilig, denn sie standen fast den ganzen Tag auf einer Stelle und bewegten nur wirbelnd die breiten Brustflossen, starr auf die Wasserflöhe lauernd, die ich zur Nahrung der Fische ins Bassin gesetzt hatte und die lustig im Wasser herumwirbelten. Sie nahmen schnell ab, denn alles machte auf sie Jagd. Daher wurden sie zweimal wöchentlich durch neue ersetzt — und dadurch das Wasser klar und sauber gehalten.

Das war alles nichts. Ich mußte Leben unter die langweilige Bande bringen. Stichlinge gab es nicht — also besorgte ich drei kleine amerikanische Zwergwelse. Diese flitzten am ersten Tage emsig umher, ruhe- und rastlos — und ich glaubte nun, Leben in die Gesellschaft gebracht zu haben. Weit gefehlt: schon am nächsten Tage verließen die Welse nicht mehr die Grotten und Schlupfwinkel und kamen — als echte Nachttiere — nur bei Dunkelheit hervor. Wenn man sie sehen wollte, mußte man sich an das Aquarium heranschleichen und plötzlich das elektrische Licht andrehen. Dann flitzten sie eilig durcheinander, wimmelten hastig umher und — verschwanden alsbald wieder in den Grotten. —

Die Wasserflöhe hatten aber jetzt eine noch kürzere Lebensdauer, und die Kaulquappen nahmen ersichtlich ab. Ich habe die Welse in finsterem Verdacht gehabt und bin das Mißtrauen heute noch nicht losgeworden, obwohl viele Schriftsteller den Zwergwels als „harmlos" bezeichnen ...

Um endlich „Leben in die Bude" zu bekommen, kaufte ich einige Dutzend winziger Weißfische, knapp so groß wie der vierte Teil eines Zündhölzchens, und setzte gleichzeitig mit ihnen einen chinesischen Mondbarsch und einen brasilianischen Sonnenbarsch, beides prachtvoll gefärbte kleine Fische, ins Bassin.

Nun ging aber wirklich das „Leben" los. Die kleinen Weißfischlein verschwanden in wenigen Tagen, die Kaulquappen folgten. Bald fehlte einem Zwergkarpfen der halbe Schwanz, die Schleierschwänze hatten gar bald lückige Schleierflossen, und dem einen Hundsfisch fehlte nicht nur die Schwanzflosse, sondern bald auch ein größeres Stück seines schlanken Hinterkörpers. Wenige Tage später war er ganz verschwunden, und sein Artgenosse folgte binnen kurzer Frist. Bald darauf kam eine kleine Karausche dran. Es folgte ein Zwergkarpfen, sodann ein kleiner Goldfisch, eine Woche später erlag der zweite Karpfen seinen Wunden und wenige Tage darauf die letzte Karausche. — Ich hatte wirklich „Leben in die Bude" gebracht ...

Nur die größeren Goldfische und Schleierschwänze hielten sich, wenn auch etwas „angeknuspert", die frechen Zwergwelse und — die große Kaulquappe, aus der sich bald eine richtige, erst geschwänzte, dann ungeschwänzte, Teichunke entwickelte.

Ich fütterte meine Barsche eifrig mit kleinen Weißfischen, die mit einem feinmaschigen Senknetz in Menge gefangen wurden, die anderen Fische aber mit Fliegen, Käfern und Wasserflöhen. Sie wuchsen und gediehen.

Alles nimmt auf der Welt mal ein Ende. Ich zog wieder aufs Land, wo ich keinen „Ersatz" und daher auch kein Aquarium brauchte, um meine Freude an Natur und Kreaturen zu befriedigen. Ich schenkte daher die Fische meinen Nichten, die sie in ein Glasaquarium setzten. Hier lebten sie aber nicht mehr lange.

Nur die Goldfische und die chinesischen Schleierschwänze hielten sich. Faulheit erhält scheinbar gesund. Phlegmatiker sollen überhaupt länger leben als temperamentvolle Leute

Die runde Badewanne wechselte den Beruf — sie wurde Waschwanne. — So geht aller Glanz dahin ...

Reifezeit. Von Julius Hölling

Wir schritten durch das goldne Korn
auf schmalen und verschwiegnen Wegen,
in müdem Tone sang der Born,
der schlummerlos die Nacht am Ackerrand gelegen.

Und deine weiße, weiche Hand
strich kosend durch die vollen Ähren,
sie beugten sich ergebungsvoll zum Land,
als wenn die Erntetage schon gekommen wären.

Wir sprachen nicht ein einzig Wort,
nur daß sich unsre Blicke still berührten,
und eine ungekannte Sehnsucht zog uns fort,
erschauernd wir der Reife Wunder spürten.

In blauen Fernen träumte noch der Hag,
die Winde harften leise ihre Morgenpsalmen,
im Scharlachkleide ging vor uns der junge Tag
und segnete das Brot auf allen Halmen.



Das Dorf Purwin auf der Kurischen Nehrung.

Die Kurische Nehrung * Von Dr. Erich Jenisch

Mit drei Abbildungen

Im Sommer dieses Jahres begingen unsere durch polnisches Land von uns getrennten Brüder in West- und Ostpreußen durch eine Reihe festlicher Veranstaltungen den Jahrestag der Volksabstimmung, die über das Schicksal der gefährdeten Provinzteile im Sinne deutscher Einheit entschied. Mit allen Deutschempfindenden gedachte die Reichs- und Staatsregierung in Dankbarkeit der unwandelbaren, durch die Abstimmung im vergangenen Jahre bewährten Treue der Brüder und Schwestern in West- und Ostpreußen. Sie war ein leuchtendes Vorbild für das ganze deutsche Volk und ein erhebender Trost in schwerster Zeit, und sie bleibt ein Fels der Zuversicht auch für die treuen Volksgenossen in Oberschlesien. Der nachstehende Aufsatz führt die Universumleser in eine der eigenartigsten Gegenden Ostpreußens; er soll zugleich daran erinnern, daß ein zahlreicher Besuch Ostpreußens während der Reisemonate seinen Bewohnern zeigt, daß der polnische Korridor die deutschen Brüderstämme zwar äußerlich, nicht aber innerlich zu trennen vermag.

Sie ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebensogut als Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll, sagt Alexander v. Humboldt von der Kurischen Nehrung. Dem Weltkenner, der mit Künstlersinnen Kontinente gesehen hatte, stellte sich die Landschaft der Nehrung als einer jener großen Anblicke dar, die für den Menschen wesentliche Bedeutung haben, die mehr sind, als die meisten der zahllosen schnell wechselnden Reise-Eindrücke. Als ein wunderbares Bild erfaßte er sie, das nicht gesehen zu haben die Seele um ein Erlebnis ärmer macht. Nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts erst wurde die Nehrung als Landschaft entdeckt, und bald war es üblich, von ihr als der „Ostpreußischen Wüste" zu sprechen. Es gibt allerdings viel Sand und wenig Bäume auf ihr, und in jenen Zeiten, als mit der Festlegung der Wanderdünen noch nicht begonnen war, ist sie ohne Zweifel einer Wüste noch viel ähnlicher gewesen als heute, aber wenn man jene ältesten Schilderungen liest, in denen von Sonnenglut und Durstqualen die Rede ist, so scheint einem diese Art, die Nehrung zu sehen, kindlich und das Betonen der mehr oder weniger großen Ähnlichkeiten mit einer Landschaft, die man nicht kennt, nur ein Zeichen dafür zu sein, daß man das Wesentliche der Nehrung nicht wahrgenommen hat. Die Nehrung ist so einzigartig, daß man über ihrem einmaligen Anblick sehr bald alles Vergleichen vergißt und nur noch Auffassung für das Unvergleichliche hat.

Kein Künstler ist auf der Nehrung gewesen, dem sie nicht das Motiv eines Werkes geworden ist. Simon Dach und E. T. A. Hoffmann, Sudermann, Walter Heymann und Agnes Miegel als Dichter, Bischoff-Culm und Pechstein als Maler und eine große Zahl lebender und toter anderer, weniger Bekannter, haben ihr Wesen zu formen versucht, am entsprechendsten und großartigsten wohl Agnes Miegel in ihrer Ballade „Die Frauen von Nidden". Immer erregt die Hochdüne am stärksten die künstlerische Phantasie. Ihre ungeheueren Sandberge erscheinen den Dichtern und Schriftstellern als das Symbol des Erstorbenseins und des großen stillen Todes. „Not geboren und Not verkündend" nennt Simon Dach diese „hochgetürmte Wüste", und die Niddener Frauen der Miegel bitten, sie möge still ihr Leichentuch um sie schlagen.

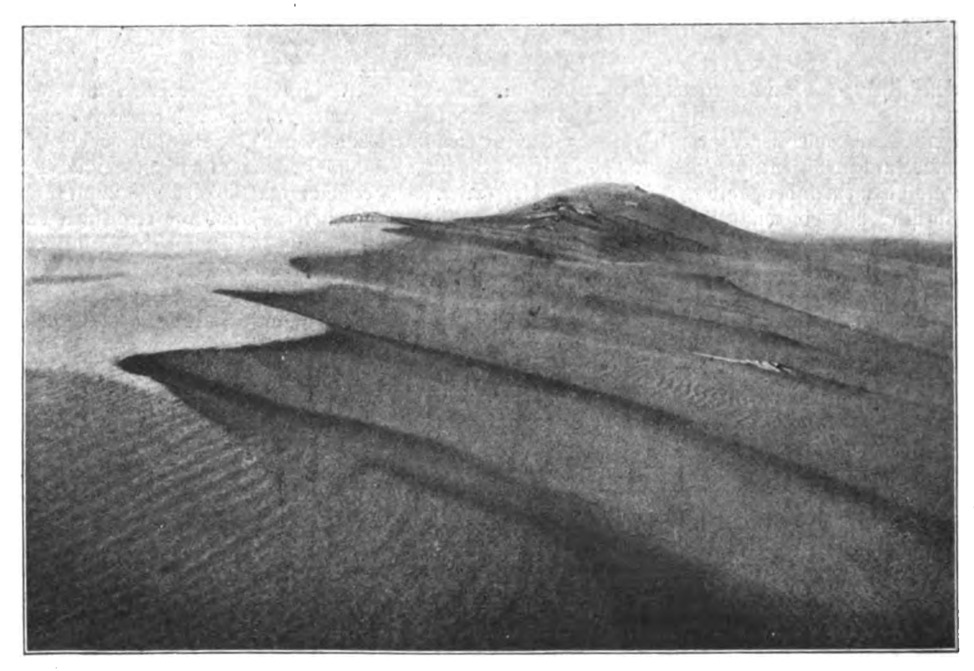
Längs der Nehrung, von ihrem Fuße bei Cranz bis zu ihrer Spitze bei Memel, zieht der ununterbrochene Zug der Wanderdünen hin. Auf dem schmalen, durchschnittlich nur zwei bis drei Kilometer breiten Landstriche zwischen der Ostsee und dem Kurischen Haff erheben sich diese Berge reinen, weißen, rinnenden, fliegenden Sandes bis zur Höhe von mehr als 60 Metern. Von der Seeseite her steigen sie sanft an, und steil fallen sie nach dem Haff ab, das ihren Fuß bespült. Nur an wenigen Stellen ist die Kette zerrissen, so daß Einsattelungen entstehen. Die bekannteste und größte ist „das Tal des Schweigens" bei Nidden. In ihm ist man fast ganz von den mächtigen Bergen eingeschlossen, und das Auge nimmt nichts wahr

als die flimmernde, blendende Weißheit des Sandes und die gleichmäßig strahlende Bläue des wolkenlosen Himmels. Je öfter man die Düne sieht, um so mehr verblaßt der Eindruck des trostlosen Todes, den sie zunächst erweckt. Sie erscheint vielmehr erfüllt von einem monumentalen, unheimlichen Leben. Bei dem leisesten Winde schon regt sie sich: unaufhörlich rollen die Sandkörner von ihrer Höhe ins Haff hinab und der Sturm löst ihren Kamm so auf, daß ihre Kontur wie in Rauch und Nebel gehüllt ist. Dann treibt oben der Sand in dichten Wolken und nadelscharf prallen die Körner auf die Haut. Doch stets wirkt die Düne in ihrer Großheit geschlossen, breit lagert sie auf der flachen, dünn bewachsenen Ebene, eine edle Linie umrandet sie. Das Licht färbt sie tausendfach. Bei trübem Wetter liegt sie einförmig bleich da, als hätte sie all ihr Leben in sich hineingezogen, bei dem klaren Licht der herbstlichen Nachmittagssonne aber spielt sie in unendlichen Farben. Dann leuchtet sie tief in einem rötlichen Gelb, und jede kleine Sandwelle auf ihr, jede Fußspur wirft in zarter Buntheit ihren Schatten. Aber nie verliert sie den Charakter des Unentrinnbaren, Naturgewaltigen; sie wirkt wie der gliederlose Körper eines trägen, schweren und gefährlichen Riesentieres.

> Ich bin die Unendlichkeit . . .
> Ich bin ein Gischt . . .
> Ich bin Gewalt, die Qual . . .
> Nachts kalte Geisterwand,
> In Sonne Widerbrand,
> Ich bin der helle Rand,
> Darin das Meer verzieht —
> Ich bin nur Sand. (Walter Heymann.)

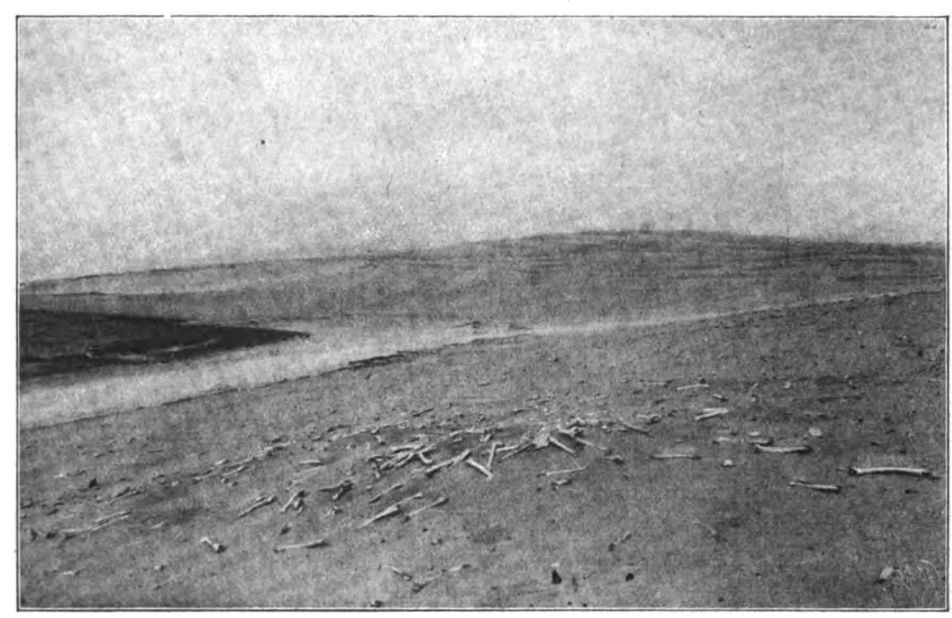
Jährlich rücken diese Berge, vom Winde bewegt, um sechs Meter vorwärts ins Haff hinein. Sie verschütten alles, was in ihrem Wege liegt. Ortschaften haben sie zugedeckt, über vorgeschichtliche Feuerstätten und über Friedhöfe sind sie hinweggewandert. Jetzt weht der Wind Tausende von Urnenscherben und zahllose Menschengebeine wieder frei. Martin Ludwig Rhesa, ein bescheidener Dichter um die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert, dessen Heimat dort versandete, hat in Hexametern den Untergang seines Karwaiten geschildert. So bilden die Dünen eine Gefahr für die Ortschaften der Nehrung, auch versanden sie allmählich die Fahrrinne der Dampfer im fischreichen Kurischen Haff, besonders in seinem nördlichen Teil. Seit den Freiheitskriegen und systematisch seit dem Französischen Kriege ist man bemüht, die wandernden Dünen festzulegen. Man fängt den vom Meere ausgeworfenen Sand an der künstlichen Vordüne auf, wo Strandhafer die treibenden Körner festhält. Die Hochdüne selbst wird mit großen Reisigquadraten besteckt. In ihrer Mitte ist eine kleine Zwergkiefer gepflanzt, deren Wurzeln in einen Lehmklumpen gehüllt sind. So wird dem Treiben des Sandes Einhalt geboten, und allmählich soll sich eine dünne Pflanzenschicht auf dem trockenen, unfruchtbaren Boden ansiedeln. Bei Pillkoppen ist die Düne erst kurz vor den Häusern des Dorfes zum Stehen gebracht worden. So bezwingt hier der Mensch die Naturgewalt und versucht, ihren sterilen Boden in Kulturland zu verwandeln. Hans Hoffmann hat diesen Kampf mit dem wandernden Sande zum Inhalt seiner Erzählung „Landsturm" gemacht. Auch Karl Bulcke verwendet ihn in seinem Roman „Treibsand". Das Buch führt seinen Titel nach jener geologischen Merkwürdigkeit, die sich mitunter am Fuße der Dünen zeigt. Das vom Druck der Düne emporgepreßte Grundwasser hält dort den Sand so in der Schwebe, daß der Boden fest aussieht, in Wirklichkeit aber wie Moor nachgibt. Man sinkt in ihn ein, ohne jedoch in Lebensgefahr zu geraten. Alle Geschichten, daß Menschen im Triebsand umgekommen oder sogar vierspännige Postwagen in ihm versunken sind, beruhen auf Erfindung.

Einst war die Nehrung mit dichtem Wald bestanden, und erst die übermäßigen Abholzungen Friedrichs des Großen, der in der Not des Siebenjährigen Krieges das Holz verkaufen mußte, ließen den Sand sein Zerstörungswerk beginnen. Zwischen Cranz und Sarkau, bei Rossitten, Nidden und Schwarzort stehen noch Reste des alten, schönen Waldes. Bei Schwarzort sind Kiefern so tief versandet, daß nur die Kronen über den Boden ragen. Weite Strecken der Nehrung tragen heute einen steppenartigen Charakter. Birken und Weiden stehen in Büschen zusammen, dazwischen gibt es auch sumpfige Stellen mit Erlenbestand. In solchen weg- und pfadlosen Gebieten hält sich der Elch auf, das edelste Wild der Nehrung. Er paßt in diese urwüchsige Natur hinein. Seine imposante, große und kraftvolle Figur, sein mächtiger Kopf mit den breiten Schaufeln, den großen Ohren und den lebendigen Augen hat etwas Hoheitsvolles. Und wenn man dem Tiere inmitten dieser Wildnis plötzlich gegenübersteht, und es, den Kopf stolz erhoben, lange unbeweglich herüberäugt, bis es dann ruhig im nächsten Busch verschwindet, hat man den Eindruck, als sei dieses Wesen der eigentliche Herrscher der Nehrung und der Mensch nur ein Eindringling in seinem Reich. Das Elch-



Der Preedin-Berg auf der Kurischen Nehrung, eine der höchsten Dünen der Welt.

revier nördlich von Nidden verdiente als Naturschutzgebiet vor forsttechnischer Bewirtschaftung, die seinen Charakter vernichten würde, bewahrt zu werden. Auch einem anderen Orte müßte dieselbe Schonung zuteil werden, dem Mövenbruch bei Rossitten. Hier haben Tausende von Möwen und anderen Wasservögeln ihre Niststätte. Nähert man sich am Spätnachmittag dem Bruch, wenn der leuchtende Himmel sich in den Wasserflächen des Moores spiegelt und die Schwarzen Berge als Silhouette dahinterstehen, so gibt das eintönige Geisreisch hoch in der Luft der abendlichen Landschaft ein melancholisch unruhiges Leben. In Rossitten befindet sich auch die von Professor Thienemann geleitete Vogelwarte, die der Erforschung des Vogelzuges dient. Denn gerade die Nehrung ist eine begünstigte ornithologische Beobachtungsstätte, weil sie von den Zugvögeln als Wanderstraße benutzt wird. Den Nehrungsbewohnern übrigens dienen im Herbst die von Norden her ziehenden Krähen als Nahrungsmittel. Sie fangen die Tiere in Zugnetzen und töten sie mit barbarischer Sitte durch einen Biß ins Genick. Hiervon rührt der Schimpfname „Kräjebieters" (Krähenbeißer) für die Nehrunger her.



Das Wandern der Dünen: Verschütteter und wieder aufgedeckter Friedhof bei Pillkoppen.

Den Menschentypus der Nehrung hat Bischoff-Culm gemalt. Es sind Kuren, ein Volk für sich, verschieden von den Deutschen, die bis Rossitten die Nehrung besiedeln, wie von den Litauern drüben auf dem Festland. Begünstigt durch die Isoliertheit ihres Gebietes, haben sie in Sprache, Tracht und manchem anderen ihren Volkscharakter bewahren können. In Nidden kann man Sonntags die Kurischen Frauen sehen, wie sie mit ihren faltenreichen, sattfarbigen Röcken, den kurzen Jacken und den kostbaren leuchtenden Schürzen und Kopftüchern zur Kirche kommen. Aber dieses alte Volkstum geht allmählich vor dem Deutschtum unter. Die Männer haben schon die alte Kleidung aufgegeben, und auf den Kirchhöfen tauchen immer mehr Kreuze zwischen den heimischen Leichenschildern auf. Nur noch selten finden sich die strohgedeckten, schornsteinlosen Häuser, in denen der Rauch durch den Boden zieht, wo er Netze und Fischereigerät konserviert, und aus einer Luke im Giebel zutage tritt. Statt dieser Holzbauten mit ihren in Grün und Blau hell angestrichenen Fensterläden und Türen und den Pferdeköpfen am Giebel werden jetzt nur noch die überall bekannten, charakterlosen Häuser aus Ziegelsteinen mit den roten Dachpfannen gebaut. Das Alte verschwindet unaufhaltsam, und der Menschenschlag selbst, als habe er sich überlebt, degeneriert. Selten heiratet ein Litauer nach der Nehrung und bringt frisches Blut herüber, und durch die zahlreichen Verwandtschaftsehen wird die Gesundheit so geschwächt, daß der Körper dem rauhen Klima der kalten Jahreszeit wenig Widerstand leisten kann und häufig der Tuberkulose zum Opfer fällt. Der Charakter des Kuren ist verschlossen, aber freundlich. Er neigt zum religiösen Sektenwesen. Männer wie Frauen sind gut gewachsen und haben meist ausdrucksvolle Köpfe. Sie sind Fischer, und treiben auch im Winter auf dem zugefrorenen Haff mit Pferden und Schlitten ihr Handwerk. Zur Zeit des Schaktarp, das heißt zu der Zeit, wenn das Eis so dünn ist, daß es nicht trägt und doch kein Schiff mehr durchläßt, ist die Nehrung fast ganz vom Festland abgeschnitten. Dann ist die Post die einzige Verbindung mit der Welt. In seiner Novelle „Schaktarp" schildert Ernst Wichert das Leben der Nehrungsbewohner. Aber seine Bilder bleiben an Eindringlichkeit weit hinter denen Bischoff-Culms zurück.

Schon darin unterscheidet sich der Charakter der Nehrung von dem der Wüste, daß ihr die Eintönigkeit fehlt. Sie ist keineswegs nur Sand, wenn auch die Hochdüne ihre bezeichnendste Landschaft ist. Dieselbe Großzügigkeit, die in der Dünenlandschaft herrscht und die dort dem Fremden am ehesten deutlich wird, findet sich auch in den Landschaften des Elchreviers, des Mövenbruchs und des nördlichen Teiles wieder, der weder hohe Dünen noch Wälder noch die Birkenbüsche der Palwe hat. Auch der Anblick der Siedelungen hat etwas von dieser Großlinigkeit. Die wenigen Häuser von Preil und Perwelk erscheinen trotz ihrer Armut über Armseligkeit erhaben, weil sie von Haff und Dünen umgeben sind, und mit ihnen zu einer Einheit verschmolzen. Nidden und Schwarzort liegen, lang am Ufer ausgestreckt, in bewaldeten Hügeln eingebettet. In Schwarzort herrscht der alte, hohe Kiefernwald so vor, daß er das für die Nehrung eigentlich Bezeichnende unterdrückt, während er in Nidden nicht diese überwiegende Bedeutung hat. Nidden gilt für das typische Nehrungsdorf; es wird auch am häufigsten von Malern aufgesucht. Durch den wachsenden Fremdenverkehr hat es jedoch viel von seiner Ursprünglichkeit verloren, und wer jetzt ein noch unerschlossenes Nehringsdorf kennenlernen will, wird das einsame, von nackten Dünen umgebene Pillkoppen aufsuchen müssen.

Nach dem Friedensvertrag muß Deutschland auf die nördliche Hälfte der Nehrung bis südlich von Nidden verzichten. Es verliert damit einen Landstrich, dessen volkswirtschaftliche Bedeutung sehr gering, dessen ästhetischer Wert aber sehr hoch ist. Gerade diejenigen Freunde der Nehrung, denen sie gewissermaßen persönlich nahestand, denen sie mehr war als ein Ort, wo man gut seine Ferien verbringt, werden über ihren Verlust trauern.

Das Fräulein im Sack

Novelle von El-Correï

Mit der Zeit gewöhnte man sich an das einsame Fräulein, das eines Tages — man wußte nicht woher — gekommen war, um im Gasthof „Zur goldenen Sonne" Wohnung zu nehmen... Sie verstand ein wenig von der Landessprache, selbst aber strengte sie sich nicht mit Reden an.

Bei schönem Wetter, und der Herbst meinte es dieses Jahr gut, durchstreifte sie die Campagna oder verweilte stundenlang in den Ölwäldern. Sie las oder malte. Und so unverständlich ihre deutschen Bücher den Landleuten waren, ebenso unverständlich waren jenen ihre Malereien, die weder durch schöne Farben noch durch lustige Szenen das Auge erfreuten. Sie malte meist nur Bäume; aber alles sah grau, unfroh und reizlos aus — ganz ebenso wie die Dame selbst, die man wegen ihres grauen taillenlosen Sackgewandes kurz „Signorina in sacco" („Das Fräulein im Sack") nannte. Mit diesem Namen stand die Einsame unter dem Schutze der ganzen Bevölkerung. Das Signum galt. Man machte sich damit ihre Person vertraut. Die Kinder trugen ihr gern Staffelei und Farbkasten, die Männer machten sie aufmerksam auf drohenden Witterungsumschlag, die Weiber sahen ihr teilnahmsvoll und wohlwollend nach, wenn sie so still und ernst an dem lauten, munteren Leben der Gasse vorüberging.

Sie nach ihrem Schicksal und ihrem Herkommen auszuforschen, das verbot der Respekt. So viel wußte man ja, daß monatlich ein Geldbrief kam. Davon bezahlte sie im Gasthof ihre Verpflegung. Als der Winter kam, machte sie noch keine Anstalten, auszuziehen. Im Gegenteil. Sie trat eines Tages in die Botega und kaufte sich wollenen Kleiderstoff. Dann ging sie zum Schuhmacher und bestellte sich derbe Stiefel, und dann saß sie in der Wirtsküche und nähte das Winterkleid, wieder wie einen Sack — sie nannte es „Reform" —, und diesen Sack trug sie dann tagaus tagein. Und tagaus tagein saß sie, wenn's stark regnete oder stürmte, bei den Wirtsleuten in der großen, blanken Küche und sprach nicht. Selten nahm sie den Ehrenplatz am Kamin an, nämlich den hohen Strohstuhl, auf dem man wie auf einem Thron saß nahe beim Feuer, die Füße auf der Kaminplatte, über sich den Rauchfang, auf dessen Gesims die roten Kupfergeschirre funkelten.

Ohne Murren aß sie alles mit, was auf den Tisch kam: Suppe, Polenta, Makkaroni; nur die Eier sott sie sich selbst und zwar auf eine sehr merkwürdige Weise. Sie tat die Eier nicht wie landesüblich in die heiße Asche, um sie zu erwärmen, sie tat sie in kochendes Wasser und trieb die Umstände so weit, die Minuten auf ihrer kleinen silbernen Uhr zu zählen. Waren knapp vier Minuten um, so beeilte sie sich, die Eier aus dem sprudelnden Wasser zu nehmen und schnell einen Moment in kaltes Wasser zu tauchen. Diese Methode wurde vom ganzen Dorfe sehr angestaunt.

Ihr unaussprechbarer Name aber lautete Friederike Sefferstädt — so stand es wenigstens auf dem Geldbrief, der aus einer Stadt kam, die niemand kannte, auch der Prete nicht. Und genau besehen, war die Signorina weder alt noch häßlich. Sie hatte ein hübsches ovales Gesicht und volle dunkle Scheitel. Ihre blauen Augen konnten ganz freundlich blicken, und der Schneider, der auch die Barbierstube hatte, gab einmal die Versicherung, daß er bereit sei, die Deutsche mit ihrem festen Monatseinkommen gleich zu heiraten. Ihre Schweigsamkeit sei ein Vorzug, der sie in seinen Augen vor anderen Frauen auszeichne...

Des Spaßes halber erzählte die Wirtin das der Signorina, und diese — sollte man es glauben — lächelte nicht einmal. Und als gelegentlich der Schneider hereinkam, nahm sie ihr Buch und verließ die Küche.

Das war doch merkwürdig! Ein Späßchen tat doch nicht weh, und der Ursolino, der Schneider, war doch ein bel giovinetto, ein hübscher Junge, schwarz und lustig, und wenn er zu seiner Gitarre sang, mußte er jedem gefallen.

So ging der Winter hin, und nach anhaltenden Regenstürzen zog der Vorfrühling mit seinem Düfterausch ins Land... Die Luft zitterte in der lauen Wärme, mit der es köstlich märzte; die Campagnen hatten einen blauen Veilchenteppich; da und dort erschloß schon ein Pfirsichbaum seine rosigen Blüten.

Die verräucherten Küchen wurden gelüftet. Die Campagnuolen sangen, in den Bäumen stehend, von denen sie das dürre Holz abschlugen, um den neuen Trieben Platz zu schaffen.

Neues Leben durchflutete alles und alle — nur die Signorina in sacco ging wie unberührt von den verjüngenden Mächten der Natur durch die Sonne. Ja, sie rastete in dieser gefährlichen Sonne trotz der Warnungen der Leute. Denn diese erste Märzsonne brachte Hitzschlag und Fieber, wenn nicht gar Irrsinn und Tobsucht.

Aber die Deutschen hatten wohl anderes Fleisch und anderes Blut. Die vertrugen die Hitze besser als die Kälte, ganz im Gegensatz zu den Leuten des Landes, die die Sonne flohen, und denen die Kälte so gut bekam.

Aber traurig war es anzusehen, wie die einsame graue Gestalt so unfroh durch den Frühling schritt und nicht teilnahm an den Wonnen alles Daseins...

Eines Tages aber kam noch eine andere einsame Gestalt die Straße her. Ein Mann mit einem Rucksack auf dem Rücken, einen Lodenhut auf dem Kopfe, mitten durch die Sonne.

Er trat in den weiten Hof der Trattoria Al sole d'oro, musterte die Loggia, wo die blühenden Nelkenstöcke auf der Brüstung standen, erstieg endlich die Treppe und gelangte in die Küche. Sein „Buon giorno" klang so befremdlich korrekt, daß sich die Wirtin hurtig vom Herde umwandte. Nun waren Touristen keine alltägliche Erscheinung in diesem weltfernen, welschen Dörfchen, aber der Rucksack war dennoch bereits zum Symbol gesteigerter Einnahmen geworden, und die gute alte Angelina bediente entzückt den Fremdling, der sich Wein, Brot und Salami geben ließ.

Sie fragte artig, woher er denn komme, und er erzählte in korrektem Buch-Italienisch von einer großen Fußtour, die er gemacht hatte. Er suche nun ein ganz ganz ruhig gelegenes Dörfchen; ob man denn hier ganz ganz ungestört lebe —?

Angelina versicherte, Pentone sei das reine Grab. Das schien dem Fremdling aber doch zu wenig einladend

zu sein und Angelina beeilte sich zuzugeben, daß Pentone auch seine Annehmlichkeiten habe, die sonst einem Grabe nicht eigen waren. Schöne Campagnen, guter Wein, Boccia und Musik. Und die Leute seien gutmütig und ehrlich gegen die Fremden.

Das befriedigte den Touristen ersichtlich. Und mit halber Stimme fragte er: „Kann ich ein Zimmer bei Ihnen haben? Und was kostet es?"

Er sprach etwas ängstlich, wie jemand, der sparsam ist oder es sein muß. Die Wirtin, der das nicht entging, stellte daher einen niederen Preis für volle Verpflegung, und bald war man handelseinig. Er legte seine Visitenkarte auf den Tisch nebst 10 Lire Angeld und bezog sein ödes Stübchen mit dem Maisstrohsack im Bett, aber der blühenden Campagna vor dem Fenster. Er prüfte aber nur den Tisch, den er vors Fenster rückte, um hier, wie er sagte, „fleißig zu arbeiten". Und als begönne sein Hirn schon tätig zu funktionieren, starrte er durch die Brillengläser auf die dunkel angestrichene Tischplatte...

Als die Wirtin nach unten kam, war der Schneider Orsolino in der Küche. Er studierte die Visitenkarte und buchstabierte erfolgreich: Adalbert Haas, Dr. philos.

„Was, ein Dottore zieht her?" rief er aus. „Der paßt nun vielleicht der Signorina!"

„Gott gebe es!" antwortete die Wirtin und rasselte geschäftig mit der Herdkette. „Jetzt wird die Signorina doch endlich etwas Gesellschaft haben. Schön ist er ja nicht, aber er ist doch auch ein Deutscher und von ihrem Stande, nehme ich an! Das wird eine Überraschung geben beim Abendessen. — Carolina —" schrie sie der schwarzlockigen Magd zu, die, singend, nasse Wäsche zum Trocknen über die Treppengeländer hängte und dabei mit blanken Augen herumkokettierte, „Carolina, hole noch Brot! Vorwärts, schnell!"

Zur bestimmten Stunde kam Friederike Seffersiädt die weiße Straße herauf, den Malkasten an einem Riemen über die Schulter gehängt, ein Klappbrett mit ihrer Studie unter dem Arm. Nebenher trollte ein Knabe mit der Staffelei.

Die Sonne war schon hinter den blauen Bergen verschwunden, trotzdem war es licht und glänzend in den Weingärten und Olivetten. Die Glocken der grasenden Ziegen gaben eine anheimelnde Musik, ohne die träumerische Stille der Landschaft zu stören.

Die junge Malerin blieb oftmals stehen und labte ihr Auge an dem Silberton des Ölbaumlaubes oder an dem frischen Grün der sprossenden Reben oder an dem Samt der Moose, die sich an Steinen, Stämmen und Erdbrüchen zu molligen Polstern wölbten. Das resignierte Gesicht der Einsamen sah wunschlos-zufrieden aus, und ihr Lächeln, mit dem sie das lebendige Glückssymbol betrachtete, das in Gestalt einer von ihrer rosigen Säuglingsschar umdrängten Schweinemutter ihren Weg kreuzte, hatte etwas von der weltentwöhnten Gleichgültigkeit einer innerlich ausgeglichenen Menschenseele.

Sie mußte sich etwas verspätet haben, denn als sie die Küche, die zugleich Gaststube war, betrat, saßen die anderen bereits bei der abendlichen Bohnen-Reissuppe.

Da war die Wirtin mit ihren trotz der 60 Jahre noch pechschwarzen Scheiteln, aber zahnlosen, gelben Gesichts;



Sommerstille am Wasser. Nach einem Temperabild von Georg Hering.

da ihr verheirateter Sohn mit Frau und Kindern; auch ein Handelsmann, der eingekehrt war, und endlich noch ein Fremder, der erschrocken und scheu von seinem Teller aufsah, als Friederike eintrat.

Sie aber erkannte sofort den Deutschen in diesem Manne mit dem dicken Kopf, der Brille vor den Augen, dem Touristenhemd und der Lodenjoppe. Und sie hätte ihn ungeachtet dessen als Deutschen erkannt an der Art, mit der er schnell, ohne zu grüßen, wieder in seinen Teller guckte und im Chorus der anderen „Buon sera" murmelte ...

Friederike nahm schweigend ihren Platz ein und aß. Es ward unheimlich still am Tisch, denn den italienischen Bauern war die Stimme in der Kehle gestockt. So etwas hätten sie doch nie für möglich gehalten ... Da trafen sich unvermutet im Ausland Landsleute, und anstatt sich beglückt die Hände zu schütteln, ignorierten sie einander und taten ganz fremd! Und es hieß doch sonst, die Deutschen seien gesellige, gute Leute ... Merkwürdig.

Die Mahlzeit ging zu Ende, und als er satt war, erhob sich Dr. Haas schnell vom Tisch, sagte, ohne sich seiner Landsmännin vorgestellt zu haben „Buon sera", griff nach seinem Lodenhut und trapste schleunigst mit seinen genagelten Schuhen von dannen ... Andern Morgens aber beklagte er sich bei der Wirtin über die Anwesenheit der Pensionärin. — Ärgerlich putzte er seine Brille und sagte: „Man kann schon an keinen Erdenwinkel mehr gehen, ohne diese emanzipierten Weiber zu treffen, die dann womöglich allerlei Ritterdienste von einem verlangen! Mir ist das Zusammensein sehr unangenehm, denn ich habe keine Zeit für Gesellschaftsspiele!"

Die alte Angelina starrte den Zornigen an, als entdecke sie irgendwelche Abnormität an diesem.

„Aber unsere Signorina ist ein bescheidenes, angenehmes Mädchen!" entgegnete sie. „Sie tut niemand etwas zuleide! Wie kann ein junger Signore gegen diese Signorina etwas haben! Ja, wenn sie alt und häßlich wäre wie ich, da könnte ich den Signore schon eher begreifen."

Dr. Haas aber sah die Alte mit wohlwollendem Blick an und erwiderte: „Ich habe gegen die ‚alleinstehenden Damen' etwas! Das sind Mann-Weiber, und man weiß nicht, wie man sich gegen sie verhalten soll. Sie erschweren dem Manne den Existenzkampf, sind ihm überall im Wege, ohne die Kulturaufgaben zu fördern, und verlangen dann noch ritterliche Rücksichten und Aufmerksamkeiten. — Ich bitte Sie, geben Sie mir künftig mein Essen in der Loggia oder sonstwo, ich will mich nicht durch gesellschaftliche Nötigung von meiner Geistesarbeit ablenken lassen!"

Und nun geschah das Unerhörte: der Signore mied den allgemeinen Tisch und wich schroff der Landsmännin aus, kaum daß er seinen Hut rückte, wenn sich eine direkte Begegnung ergab.

„Sind die deutschen Herren alle so?" fragte endlich einmal die Wirtin ihre Pensionärin.

„Nicht alle, aber viele sind so!" antwortete Friederike ruhig.

„Aber es ist ja gegen alle Natur und gegen alle gute Manier!" rief die einfältige Frau und schlug die Hände zusammen.

Friederike lachte — und es sah reizend aus, wie sie lachte.

„Statt der Natur haben wir die Kultur! Statt der guten Manieren den praktischen Egoismus!" antwortete sie und nahm gleichmütig ihr Buch vor die Augen. — —

Es stand aber dennoch in den Sternen geschrieben, daß sich die beiden nähertreten sollten. Und zwar sollte die magische Verbindung, die zwischen allen Lebenden zufolge der Naturgesetze besteht, materiell beeinflußt werden durch — die Statuten der Postverwaltung ... Der Posthalter von Pentone weigerte sich, dem Dr. Haas einen Wertbrief auszuhändigen, und die Wirtin war so böse auf den unhöflichen Deutschen, der nur der Hausmagd gegenüber den Höflichen herauskehrte, daß sie abschlug, für ihn zu bürgen. Und auch der Schneider Ursolino meinte, eine solche Visitenkarte und einen Paß, den niemand zu lesen verstände, könne jeder haben.

„Bringen Sie mir wenigstens die Bestätigung der Signorina, daß Sie der Adressat sind! Die Signorina kennen wir gut, sie soll mir als Bürge genügen!" forderte der Posthalter endlich barsch, denn auch er konnte den unzufriedenen Deutschen, der immer so schnell bedient sein wollte, Verspätungen konstatierte und mit Beschwerde bei der Postdirektion drohte, nicht leiden.

Dr. Haas ersuchte nun die Wirtin, die Sache zu vermitteln, die aber auch das ablehnte und schadenfroh meinte: „Wenn Sie die deutsche Sprache verlernt haben, so sprechen Sie nur Italienisch mit der Signorina! Sie wird schon verstehen, daß Sie Ihnen einen Dienst leisten soll!"

Dann lauerte sie der Signorina auf und beschwor sie, dem Doktor nicht den Gefallen zu tun. Er sei zu unartig zu ihr gewesen.

„Er hielt sich eben nicht für verpflichtet, artiger zu sein!" meinte Friederike, da kam auch schon der Philosoph auf sie zu.

Sein Gesicht trug den Stempel großer Verlegenheit. Dennoch tat er unbefangen und sagte, indem er knapp den Hut rückte: „Entschuldigen Sie, mein Name ist Haas — Doctor philosophiae! Die hiesige Post will mir das nicht glauben und zwingt mich, um Ihre Bestätigung zu bitten ... Es tut mir sehr leid, Sie inkommodieren zu müssen! ... Wenn Sie die Freundlichkeit hätten, Ihren werten Namen hier mit auf den Empfangsschein zu setzen ... Mein Paß ist in Ordnung, wie Sie sehen!"

Und er legte die Papiere und einen geöffneten Füllfederhalter auf den Tisch.

Friederike nahm den Halter schnell und schrieb ihren Namen auf den gelblichen Karton. „Das sind Schwierigkeiten, die man sich gefallen lassen muß!" sagte sie dabei.

„Ich danke Ihnen schön!" antwortete er und rückte am Hut.

„Keine Ursache!" entgegnete sie und ging schon wieder weiter.

Trafen sie sich nun irgendwo, so konnte Haas doch nicht umhin, ein paar Worte zu sprechen. Und eines Tages, als er sie malend traf, ließ er sich zu der persönlichen Bemerkung herab: „Warum machen Sie denn das eigentlich?"

Sie setzte frisches Weiß auf ihre Palette und fragte ruhig dagegen: „Warum haben Sie denn die alten Philosophen studiert?"

... Seitdem befanden sie sich im Kriegszustande. Und zwar ergriff Haas stets die Offensive, Friederike beschränkte sich auf Defensive. Sie verhöhnten sich gegenseitig ihrer überflüssigen Beschäftigung wegen, die doch nur eine zwecklose Reproduktion des Vorhandenen wäre und womit sie auf den Schultern ihrer Lehrer ständen ...

Haas aber ging noch weiter und griff Friederikes „Individualität" an.

„Die moderne Frau, so wie Sie eine sein wollen, ist ja überhaupt keine Frau mehr!" sagte er eines Tages, als er sie hoch oben in einem Senntal traf, wo die Kuhherden den Sommer verbrachten. „Eine Frau hat doch wirklich andere Naturaufgaben, als sich einsiedlerisch herumzutreiben und der Abstrakta zu leben!"

(Schluß folgt.)



Das sterbende Volk

Roman von Grethe Auer (Fortsetzung)

Diesmal war Dschilali klug. Er versuchte Kiltoma nicht mehr zu belauern, er versagte sich die Befriedigung einer brennenden Sehnsucht und ergab sich geduldig in den Willen, den sie ihm offenbaren würde, wann es ihr gefiel. Aber nach einiger Zeit kam doch eine Unruhe über ihn, die er kaum bemeistern konnte. Man sah seine Hände zittern, sein Auge flackerte, er hörte nur die Hälfte von dem, was man sprach.

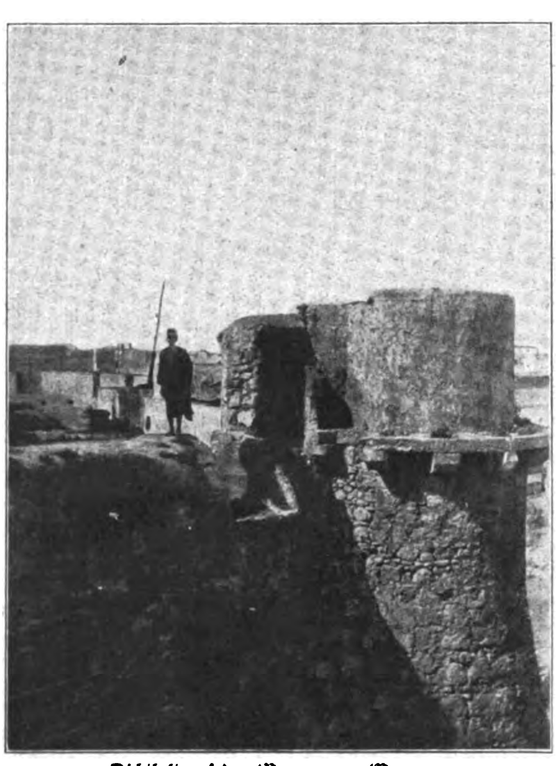
Der Bu Schimrir verstand nur zu gut die fliegende Qual dieser Spannung, und nach einigem Nachdenken wagte er es, sich sehr vorsichtig der Sache anzunehmen. Er bestellte Dschilali unter irgendeinem Vorwand in sein Gärtchen, ließ ihn ein Wiedersehen mit den Blumen und Sträuchern feiern, die er vordem gepflanzt und liebevoll gepflegt hatte, und fragte ihn endlich freundlich, ob er nicht versuchen wolle, auch in seiner Noalle ein paar Blumen zu ziehen, an denen sein Herz sich erfreuen möge, taugten sie auch nicht zu unmittelbarem Gebrauche.

Dschilali, jeder Romantik bar, war schwer von Begriffen. Daß er seinerseits seiner Frau ein Zeichen der Liebe geben könnte, war ihm noch nicht eingefallen. Alles, was er getan hatte, um ihr für ihre Hilfe zu danken, war seine Sorgsalt um die kleine graue Blechschachtel, die in der bemalten Truhe stand und sein Geld enthielt; die hatte er immer sorgfältig gefüllt gehalten, und sein Herz hatte es wie einen Gruß empfunden, wenn sie davon genommen hatte. Nun dämmerte ihm etwas von zarteren Huldigungsmöglichkeiten. Der Bu Schimrir wies ihm ein Efeugeranium, das mit einem Morgengewölk von rosa Blütendolden das ganze Gemäuer überwuchert hatte. Die langen, saftreichen Zweige bieten sich willig der Vermehrung, und die Zeit in jenen Landen ist immer günstig, solange noch Regen fällt. Dschilali löste ein paar Ranken, dankte verlegen, ging heim und pflanzte sie neben der kleinen Hütte mit dem Webstuhl ein. Ein Stückchen Gitterdraht, das von des Bu Schimrir Hühnerstall übriggeblieben war, wurde sorgsam über den Pflänzchen befestigt, um sie vor den Hühnern und dem Eselchen zu schützen. Dschilali war zumute, wie einem Knaben, der eine Mine geladen hat und des Aufflammens wartet.

Es erfolgte aber nichts Ähnliches. Die Pflänzchen wurden liebevoll begossen, betreut, angebunden, ein feines, scheues Zeichen von Einverständnis und demütiger Hinnahme neuer Pflichten. Ob Kiltoma eine Huldigung in der kleinen Luxusanlage gesehen hatte, war nicht festzustellen. Der Bu Schimrir hatte sich geirrt, wenn er geglaubt hatte, daß die Araberin etwas wie eine Frage, eine Bitte, eine Aufforderung, sich zu offenbaren, in der Sache gesehen hätte. Ihr Herr hatte eine Blume gepflanzt, eine dumme, nutzlose Blume, ein Spielzeug, das im Sommer täglich für eine halbe Unze Wasser brauchen würde! Ihre Pflicht war es, das Ding zu pflegen, und sie pflegte es.

Dschilali war indes doch in einem Punkte um etwas klüger als vorher. Er hatte den Talik ausgesprochen, er hatte sein Weib von hinnen gewiesen, er hatte die Gemeinschaft mit ihr gebrochen. Jedermann wußte es. Kiltomas Vater hatte eine Forderung aufgestellt zum Unterhalt seiner Tochter, eine vernünftige Forderung, die niemand hätte verweigern können. Sie aber kam, lebte nach wie vor in der Hütte ihres Mannes, kochte und spann für ihn und nahm von seinem Gelde so viel als sein Unterhalt verschlang. Sie also hatte den Talik nicht anerkannt? Sie also hatte mit einem Lächeln, so still und so fein, wie nur Kiltoma lächeln konnte, die Narrheit von sich geschoben, den Aberwitz verleugnet, die Roheit überhört? Sie diente ihm, als ob nichts geschehen wäre, und wenn er eine Pflanze, eine fremde, nutzlose, unsinnig kostspielige Pflanze in den Hof stellte, so kam sie und pflegte sie, als wäre es ein Zitronenbaum? Wenn nun statt der Pflanze — ja! wenn nun der Mann käme und sagte: „Pflege mich!", würde sie anders handeln? ihn verdursten lassen? Dschilali wirbelte der Kopf bei diesen Gedanken. Er konnte es sich nicht versagen, noch einmal das Wagnis zu unternehmen, das, wenn es mißlang, sein Glück auf immer kosten konnte.

So verließ er eines Tages wieder seine Arbeit und schlich vorsichtig an seine Noalle heran, zu einer Zeit, wo er Kiltoma darin vermutete. Er lauschte an der Umfassung, aber der Wald der Schilfrohre stand geschlossen vor ihm, und man mußte sie ein wenig zur Seite biegen, um hindurchzusehen. Er hörte Kiltomas Webstuhl klappern, dazwischen verstummen, hörte das Geräusch des Blasebalges am Feuer, das Knistern der brennenden Holzkohle, viele vertraute und ihm ach so wohlverständliche Laute. Als der Webstuhl seine dumpfe



Dschilali auf den Mauern von Mazagan.

Diese Aufnahme wurde uns von einem unserer Leser, der sie in Mazagan, dem Schauplatz unseres Romans, gemacht hat, zur Verfügung gestellt. Sie stellt die in Heft 38 geschilderte Szene dar, während die Photographie auf S. 491 den gesamten Schauplatz unseres Romans zeigt.

Musik wieder begann, wagte es Dschilali, durch das Geräusch gesichert, seine Hand durch das rauschende Röhricht zu schieben und einen kleinen Sehspalt zu öffnen. Sein Herz zitterte in gespannter Erwartung des Anblicks, den er ersehnte.

Wirklich trat Kiltoma bald darauf wieder aus der Webehütte, machte sich am Feuer zu schaffen und rührte in dem tönernen Topfe, der darauf stand. Dschilali sah ihre feine, leichte Gestalt, ihr kluges Gesicht mit den ernsten Augen, die schönen langen Hände, die Verkörperung all der Gewandtheit, Hilfsbereitschaft und gütigen Zartheit, die er in Kiltoma stets zu finden gewohnt war, und es ergriff ihn wie eine Offenbarung höchster Schönheit. Er hätte schreien mögen vor Glück und Schmerz zugleich, und es bedurfte einer fast unerhörten Willensanstrengung, um sich nicht durch seine lauten, stöhnenden Atemzüge zu verraten. Wie er Kiltoma belauschte und den fraulichen Ernst in ihrem Antlitz las, mit dem sie das kleinste Ding zu seiner Freude und Bequemlichkeit zurechtstellte, empfand er deutlich die Unverdientheit dieser Güte. und das Gefühl, das ihn beseligte und zugleich fast erstickte, war von Sinnenreiz und Leidenschaft weltenweit entfernt. Er hätte Kiltoma anbeten mögen, so wenig dies sonst in der Natur des Arabers liegt. Plötzlich hob Kiltoma den Kopf und blickte mit strengem Ausdruck gerade nach der Stelle an der Rohrpflanzung, hinter der Dschilali stand. Dschilali glaubte ganz regungslos geblieben zu sein, aber ein Atemzug, oder ein Schimmer seines weißen Hemdes mochte ihn verraten haben, denn auf Kiltomas Gesicht malte sich deutlich ein Zug des Unwillens. Dennoch blickte sie gleich darauf wieder still auf ihre Arbeit, ging vom Feuer an den Webstuhl und von diesem wieder ans Feuer, begoß auch die Geranienpflänzchen, hing eine gewaschene Gilabia Dschilalis zum Trocknen auf, und ging endlich, nachdem sie sich sorgfältig in ihren Haik gehüllt hatte, aus der Tür.

Dschilali raste im stillen hinter seiner Hütte. Er verstand sofort, daß sie ihn bemerkt hatte, aber, seiner Zaghaftigkeit sicher, ruhig ihre Arbeit vollendet hatte, ohne einen Überfall auch nur in Betracht zu ziehen. Das verdroß ihn bitter. Der Mann in ihm erwachte, und er beschloß zu wagen, jede Möglichkeit ins Auge fassend, da sein Zustand jetzt in seinen Augen ein schmählicher geworden war, den er nicht andauern lassen durfte.

Am anderen Tage ging er wieder von der Arbeit weg nach seiner Noalle. Aber nun verbarg er sich nicht mehr hinter der Rohrhecke, diesmal trat er ein, hastig, polternd, daß Kiltoma erschrocken emporfuhr. Dann stand er keuchend mit dem Rücken gegen die Tür gestemmt, um ihr die Flucht zu wehren.

Kiltoma stand ruhig vor ihm und sah ihn an. Es war etwas Ungnädiges in dem Blick, das Dschilalis Zorn reizte. „Kiltoma, was tust du hier?" fragte er heiser. Er empfand es plötzlich wie eine Beleidigung, daß sie hier war, und dabei drückte er mit seinem ganzen Gewicht gegen die Tür, daß sie krachte. „Was tust du hier?" fragte er noch einmal.

„Du hast keine andere Frau genommen, Herr," sagte Kiltoma einfach, nicht ohne Stolz. „Irgend jemand muß doch für dich sorgen, denn es wäre alles zugrunde gegangen."

Das war eine unbestreitbare Wahrheit, aber sie war nicht dazu angetan, Dschilalis wild kochendes Blut zu besänftigen. „Was bist du für eine Frau, Kiltoma?" rief er leidenschaftlich. „Ich habe dir den Talik gegeben vor Zeugen —"

„Ich habe es nicht vergessen, Herr!" sagte Kiltoma ohne jede Erregung. „Aber wie hast du ausgesehen? wie hat deine Hütte ausgesehen? Die Leute auf dem Markt haben davon gesprochen. Es ging nicht anders, ich mußte kommen."

Dschilali wurde immer böser. Der Hinweis auf sein Elend machte ihn aufzucken, und die Erkenntnis, daß er ihr Dank schulde, peitschte ihn mit glühender Rute. Er suchte nach einem Wort, um die Frau zu treffen, fand es nicht und wurde von Kiltomas flinkerer Fassungsgabe überholt. „Wenn du es aber befiehlst, Herr," sagte sie ganz demütig, „so werde ich von nun an nicht mehr kommen."

„Ich werde dich totschlagen, wenn du wieder kommst," schrie Dschilali außer sich. Kiltoma lachte auf. Dann ging sie zu dem Rosengeranium, an dem eine Blüte sich geöffnet hatte, knickte diese ab und steckte sie über ihr Ohr. Es sah keck aus. Unerschrocken trat sie dann auf Dschilali zu, berührte seinen Arm und sagte ganz heiter, indem sie ihren Haik zu drapieren begann: „Bitte, laß mich hinaus!"

„Nein!" rief Dschilali, dem jetzt die Tränen kamen.

„Soll ich also bleiben?"

„Nein!" rief Dschilali ebenso.

Kiltoma zuckte die Achseln und setzte sich nieder. „Ich warte, was du befehlen wirst, Herr!" Sie nahm die Blume von ihrem Ohr herab und begann leise damit über ihre Lippen zu streichen. Es sah aus, wie die gleichgültigste Spielerei. Dennoch drehte es Dschilalis Herz um. „Kiltoma," sagte er in ganz anderem Tone, „gehe nicht!"

Sie legte sofort ihren Haik wieder ab und ging gegen die Küche, als wolle sie sich an irgendeine Arbeit machen. Das Rosengeranium befestigte sie jetzt unter der dicken Seidenschnur, die ihre langen Ärmel gegen die Schulter hin raffte. Dschilali sah ihr zu, wie sie den Blasebalg nahm und das Feuer belebte, wie sie in den Topf guckte und Würze hineintat. Es war dasselbe Bild, wie er es tags zuvor hinter der Hecke gesehen hatte. Und nun behielt langsam die Reue den Sieg über den Zorn, aus der Raserei gekränkten Stolzes fiel er in eine solche krankhafter Demut, und er begann in wilden Ausdrücken sich selbst zu schmähen. Kiltoma zog die Brauen hoch und hörte mit offenbarem Mißbehagen zu. Ein Mann, der sich demütigt, das war ein Ding gegen Gottes Willen. Sie sah einen Augenblick hilflos um sich, dann blitzte ihr Auge auf, sie nahm die Tonschüssel, die auf dem Feuer stand, hob sie empor und ließ sie, aufschreiend als habe sie sich verbrannt, mit lautem Krach zu Boden fallen.

„Du Törin!" schrie Dschilali sogleich, seine Büßerrolle vergessend. „Kannst du nicht vorsichtig sein?"

Sie hob die Scherben auf und ihre feinen Schultern bewegten sich verräterisch. „Es macht nichts, Herr," sagte sie ganz freundlich, „ich habe noch eine Schüssel, und wenn du mir ein Huhn schlachten willst, so soll in einer Stunde dein Mahl vor dir bereit stehen!" Und Dschilali — ging und schlachtete ein Huhn für Kiltoma!

An diesem Abend verließ Kiltoma die Hütte nicht.

Der Talik wurde aufgehoben, und es war ein Freudenfest für alle, die Dschilalis Leidenszeit mit angesehen hatten. Kiltomas Vater machte keine Schwierigkeiten. Die öffentliche Meinung sorgte dafür, daß der Kadi keine machte. Und der kleine Haushalt in dem rohrumrauschten Hüttenring erlitt keine Störung mehr.

16.

Zwei Jahre später gebar Kiltoma einen Sohn, zwei andere, sowie Töchter, folgten in gegebenen Abständen. Dschilali war glücklich. Er trug jetzt einen Bart, und seine schmächtige Jünglingsgestalt hatte Breite gewonnen, Fülle und Rundung der Brust und der Hüften und starke Muskelstränge an Armen und Beinen. Statt des Esels

Dantes Tod. Nach einem Gemälde von Anselm Feuerbach



Phot.-Verlag Franz Hanfstaengl, München

ritt er ein starkes Maultier, und er ritt es mit einem Sattel aus rotem Tuch mit großen viereckigen Messingsteigbügeln. Er war ein Mann, und wer ihm begegnete, grüßte ihn als einen von Allah Gesegneten und von Menschen Geehrten.

Die Schafherde draußen auf den grünen Hügeln war wirklich gewachsen, und Dschilali besaß ein paar braune Zelte, dahinein setzte er seinen jüngsten Bruder und seinen ältesten Sohn, die mußten die Schafe hüten und tränken. Zur Zeit der Schur wohnte er selber draußen, und der Bu Schimrir kaufte die Wolle von ihm und zahlte erfreuliche Preise. Als die Knaben so alt waren, daß sie des Schutzes älterer Hirten entraten konnten, trennte Dschilali seine Herde von der des Protegierten und suchte neue Weidegründe in der unendlichen Steppe. Der Bu Schimrir hatte ihn zum Vollprotegierten gemacht, und kein Gouverneur der Welt konnte Steuern von ihm verlangen; aber Dschilali bot dem Gouverneur der Provinz, wo er sich niedergelassen hatte, freiwillig einen mäßigen Tribut, denn er dachte, daß Freundschaft einträglicher sei als Feindschaft, und daß vielleicht die Zeit nicht mehr fern sei, wo das Ansehen der Europäer in den Landen des Maghreb verblassen würde. Zeichen davon waren gegeben für den, der sie zu sehen begabt war.

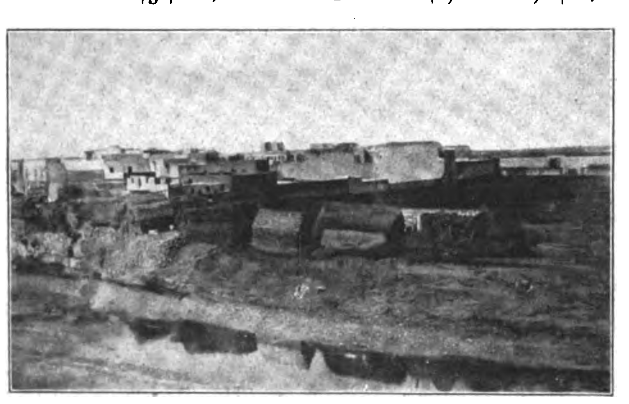
Der alte Gouverneur von Mazagan lebte noch. Er war weit über siebzig, und sein Gesicht war jetzt so weiß wie sein Bart, seine Gilabia und sein Maultier. Er ritt noch oft zur Moschee, und man sagte, daß er seine Augen gesenkt hielt, wenn er über den Sok ritt, um die Europäerhäuser, die sich jetzt weit hinaus erstreckten, nicht sehen zu müssen. Er hatte seinem Fremdenhaß nicht abgeschworen, aber die Zeit sprach seinen Gefühlen Hohn und er ward ein Vereinsamter mit seinen Prophezeiungen und seinen Flüchen. Als der alte Sultan Muley Hassan starb und ein spielsüchtiger Knabe den Thron bestieg, da weinte der Gouverneur und haderte mit Gott, daß er ihn den Untergang des Islams noch erleben lasse. Der Kalifa und seine nächsten Anverwandten schalten ihn schwachsinnig.

Man durfte ihm nichts erzählen von den herrlichen Ankäufen des jungen Sultans, die alle in Mazagan ausgeschifft und dem Karawanentransport überliefert wurden. Es fing mit Grammophonen, Spiegelkabinetten, Klavieren und Schreibmaschinen an, und endete mit Automobilen, Motorbooten, kleinen Eisenbahnen und Fernrohren; Teiche wurden ausgehoben, Schienenstränge gelegt, Straßen mit Zement begossen und Sternwarten gebaut, und die ernste Kasbah in Marrakesch, die in ihren meilenweiten Höfen nur Heeresmusterungen oder Eberjagden gesehen, wurde ein Weltausstellungspark mit allen Narrheiten der Gegenwart. Elektrische Motoren wurden aufgestellt, Rennbahnen für Radfahrer eingerichtet, Menagerien gebaut, Ateliers für alle möglichen Künste ausstaffiert. Als die farbigen Photographien erfunden wurden, erschien ein französischer Photograph bei Hofe, um den Sultan in der neuen Technik zu unterrichten, lange ehe die ersten Lumièrebilder in Europa bekannt wurden. Der Sultan photographierte gut und, allen Geboten des Koran zum Trotz, gern. Er war ein gewandter Radfahrer, der auch Sprünge über kleine, eigens vorbereitete Spalten nicht scheute, er konnte eine Lokomotive lenken, ein Motorboot bedienen, und sauste mit seinem Automobil in rasenden Geschwindigkeiten um die schöne Rennbahn, die er sich dazu gebaut hatte. Er beobachtete den Gang der Gestirne und legte Wassertropfen unters Mikroskop. Es war nicht sein Verdienst allein, daß er so fortschrittlich gesinnt war, denn er hatte einen englischen, einen französischen und einen italienischen Berater, deren Aufgabe es war, ihn über jede neue Entdeckung zu unterrichten. Sie waren Soldaten, Kaufleute und Gelehrte in einer Person, und sie wachten mit der gesammelten Eifersucht der drei Stände darüber, daß keines der drei Länder im Entdecken neuer Naturgesetze hinter dem anderen zurückblieb. So durfte der drahtlose Telegraph dem Sultan nur im Verein mit den leuchtenden Radiumuhren vorgestellt werden, und die dritte Macht, die keine gleichwertige Erfindung aufzuweisen hatte, stellte sich unversöhnlich, bis der Sultan, um keine Eifersucht aufkommen zu lassen, ein Kanonenboot bei ihr bestellte.

Es waren nicht die Gouverneure der sonnigen Provinzen, die diesmal den Luxus dieser unerhörten Ausgaben zu tragen hatten. Waren sie willig gewesen vor Muley Hassan, als einem Sultan nach dem Herzen des Allerhöchsten, so fanden sie den Mut zum Widerstand diesem Knaben gegenüber, der faul, feige und ein Verächter der Gesetze war.

Es kann nicht geleugnet werden, daß fremder Einfluß tätig war, diesen Mut zu stählen. Nicht alle Europäer waren so fluchwürdig, den Sultan zu unsinnigen Ankäufen zu verleiten, es gab auch solche, die das Verderbliche einer solchen Verführung einsahen und es den Gouverneuren vor Augen zu führen wußten. Ein junger Engländer, der eine Photographie des Sultans zu Rad — die faltigen Gewänder hoch übers Knie hinaufgerafft, die Muskeln der nackten Beine straff von angestrengtem Treten — bei den Großen der Kabylen herumzeigte, tat mehr für eine Revolution als ein Prediger des Mahdi. War es todeswürdiges Verbrechen, den Umriß einer Katze in den Sand zu zeichnen, was sollte mit dem Manne geschehen, der sich selbst der Abbildung bot und, wie man versicherte, auch Männer und Frauen seines Hofes dem verbotenen Verfahren unterzog? Mochte er sich immerhin entschuldigen, daß sein östlicher Bruder, der Sultan in Konstantinopel, desgleichen tue, war jener nicht ein Abtrünniger, ein Sunnite, und durfte der Verkünder der reinen Schia so vom Wege abirren? Die Gouverneure waren entschlossen, zu den Waffen zu greifen, ehe sie das Laster durch ihre Tribute unterstützten. Diejenigen von den Europäern aber, die so den rechten Glauben schirmen halfen, waren nicht nur gut und weise, sie waren auch mächtig und bereit, den eifrigen Gouverneuren Geld und Waffen zu leihen, damit sie ihren Standpunkt vor dem Sultan vertreten könnten. Und die Gouverneure nahmen Geld und Waffen von den guten Europäern, verschrieben ihnen dafür Stücke der wertlosen Steppe und gingen nicht mehr an den Hof, wenn der Sultan nach ihnen schickte.

(Fortsetzung folgt.)



Mazagan, der Schauplatz unseres Romans. Aufgenommen von einem Universumleser.



Dante und Vergil in der Hölle: Begegnung mit Paolo und Francesca. Nach einem Gemälde von **Julius Schmidt**.

Dante ⋆ Von Universitätsprofessor Dr. Berthold Wiese

Mit einer Kunstbeilage und vier Abbildungen

Vor sechshundert Jahren, am Tage der Kreuzeserhöhung, dem 14. September, starb im sagenumwobenen Ravenna einer der größten Dichter aller Zeiten, Dante Alighieri aus Florenz. Sein äußerer Lebensgang, von dem wir nur recht wenig wissen, ist bald erzählt. Er entstammt einer alten Florentiner Familie und wurde 1265 geboren, als die Sonne in den Zwillingen stand (Paradies XXII, 112 ff.; 14. Mai bis 13. Juni). Seine Mutter Bella starb früh, vielleicht schon bei seiner Geburt, und sein Vater Alighiero, der sich wieder verheiratete, war 1283 auch schon tot. Dante spricht nie von seinen Eltern, und so wissen wir nicht, welchen Einfluß sie auf die Entwicklung des Kindes gehabt haben. Aus seinem Jugendwerk, dem „Neuen Leben", können wir aber ersehen, daß er eine sorgfältige Erziehung genoß. Er hat die sieben freien Künste studiert, kennt schon Horaz, Lukan, Vergil und Ovid, beherrscht außer seiner Muttersprache Provenzalisch und Französisch, schreibt auch selber Verse, zeichnet, treibt Musik und pflegt anregenden Verkehr mit der vornehmen Gesellschaft. Männer wie der Dichter Guido Cavalcanti, der Maler Giotto, der Sänger Casella und viele andere werden seine Freunde, und der gelehrte Sekretär der Republik Brunetto Latino, dem er rührende Dankbarkeit bewahrte (Hölle XV, 79 ff.), nahm sich seiner väterlich an. Mit auf dessen Anregung vertiefte er sich in philosophische und theologische Studien und dehnte sein Wissen immer mehr aus. Dabei entzog er sich nicht den Pflichten des Bürgers gegen seine Vaterstadt. In den Jahren 1288 und 1289 nahm er am Kriege gegen die Aretiner teil und focht 1289 in der siegreichen Schlacht bei Campaldino als Freiwilliger im ersten Treffen zu Pferde. In demselben Jahre war er bei der Einnahme der den Pisanern gehörigen Burg Caprona zugegen (Hölle XXI, 94 ff.). Bald trat er dann auch in das politische Leben ein. Von 1295 an finden wir seinen Namen in öffentlichen Urkunden erwähnt als Teilnehmer an verschiedenen Ratsversammlungen.



Francesca da Rimini und Paolo. Nach einem Gemälde von Anselm Feuerbach.

Am 7. Mai 1300 führte er in Sachen des Welfenbundes der Toskanischen Gemeinden eine Gesandtschaft nach San Gimignano aus, und vom 15. Juni bis zum 15. August desselben Jahres saß er im Kollegium der 6 Prioren, der höchsten Behörde der Republik. Man darf sich aber nicht vorstellen, daß Dante eine überragende politische Rolle spielte. Bei der durchaus demokratischen Verfassung von Florenz konnte die Persönlichkeit immer nur in beschränktem Maße zur Geltung gelangen. Dantes Auftreten in den Parteistreitigkeiten der Stadt, in der sich die Welfen in zwei Teile gespalten hatten, die später (1301) Weiße und Schwarze genannt wurden, wobei Dante sich ersteren anschloß, genügte aber, ihn 1302, als die Gegenpartei das Heft in die Hände bekam, auf Grund einer langen Reihe verleumderischer Anklagen in die Verbannung zu schicken, aus der er nie zurückkehren sollte. Dante hatte sich etwa 1295 mit Gemma aus dem mächtigen Adelsgeschlechte der Donati vermählt und mußte Frau und Kinder in Florenz zurücklassen. In den ersten Jahren hielt er sich noch zu den Mitverbannten seiner Partei, die sich mit den vertriebenen Gibellinen vereinten und durch Gewalt in ihre Vaterstadt zurückzukehren suchten. Bald aber zog er sich, empört über das widerliche Parteitreiben, von ihnen zurück. Und nun begannen seine ruhelosen Wanderungen, die ihn durch beinahe ganz Italien, fast als Bettler, führten, und auf denen er kennenlernte, wie fremdes Brot und Salz schmeckt und wie schwer es ist, fremde Treppen auf und ab zu steigen (Paradies XVII, 55 f.). Wir wissen von seiner Anwesenheit in Verona bei Bartolomeo della Scala (etwa 1303 bis 1304), in der Lunigiana bei den Malaspina (1306), im Casentino, in Lucca. Als dann Heinrich VII. nach Italien kam (1310), jubelte Dante ihm zu und schloß sich ihm an. Die kühnen Hoffnungen, die er auf ihn gesetzt hatte, zerrannen aber mit des Kaisers Tode am 24. August 1313. Wo Dante die nächsten Jahre war, ist völlig unbekannt. Eine Rückkehr nach Florenz unter erniedrigenden Bedingungen im Jahre 1316 lehnte er ab. Damals wird er sich zu seinem Freunde Guido Novello da Polenta, dem Neffen der Francesca da Rimini (Hölle V, 73 ff.), begeben haben. Von hier aus besuchte er öfter Can Grande della Scala, den Herrn von Verona, dem er das Paradies gewidmet hat. Ein Fieber, das er sich auf einer Gesandtschaft nach Venedig, mit der ihn Guido Novellos betraut hatte, zugezogen, führte seinen Tod herbei.

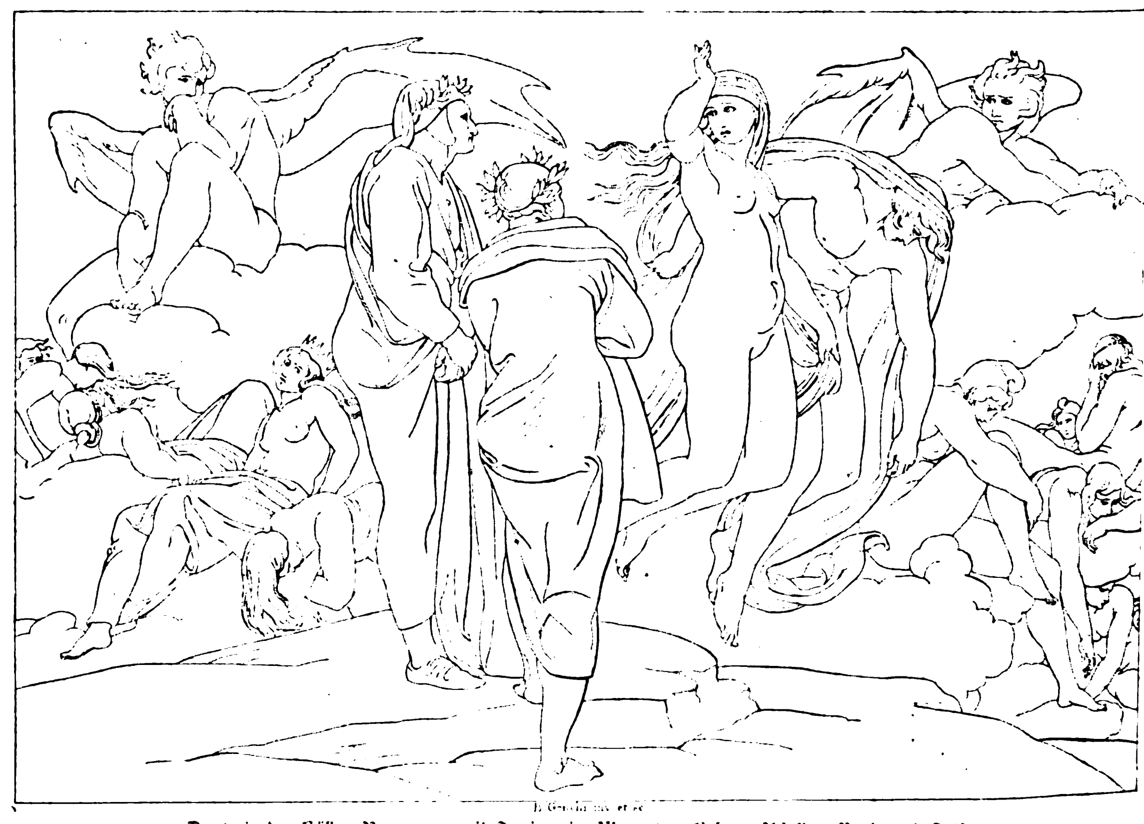
Die Dichterpersönlichkeit Dantes wird geweckt durch seine Liebe zu Beatrice, der Tochter des Folco Portinari in Florenz. Er begehrt sie nicht mit den Sinnen. Sie ist ihm der Inbegriff aller Vollkommenheit, ein Engel auf Erden, der denjenigen, der ihm nahen darf, zur Vollendung emporzieht. All sein keusches Empfinden ließ er in Lieder ausströmen und verband nach Beatrices frühzeitigem Tode eine Auswahl davon durch einen Prosatext zu dem „Neuen Leben" (1292), einem wunderbar stimmungsvollen Büchlein, trotz der uns störenden scholastischen Einkleidung und Zahlensymbolik. (Es erschien zugleich mit den lyrischen Gedichten neubearbeitet in Reclams Universal-Bibliothek.) Daneben hat Dante aber auch noch anderen Frauen flüchtige irdische Neigungen zugewendet, und einen Niederschlag davon finden wir namentlich in einer Anzahl Gedichte, die mit dem Worte „pietra" (Stein) spielen und die von unbezähmbarer Leidenschaft durchtränkt sind. Derselben Zeit wird auch eine Bearbeitung des altfranzösischen Rosenromans in Sonetten zuzuschreiben sein, und der garstige Sonettenwechsel mit seinem



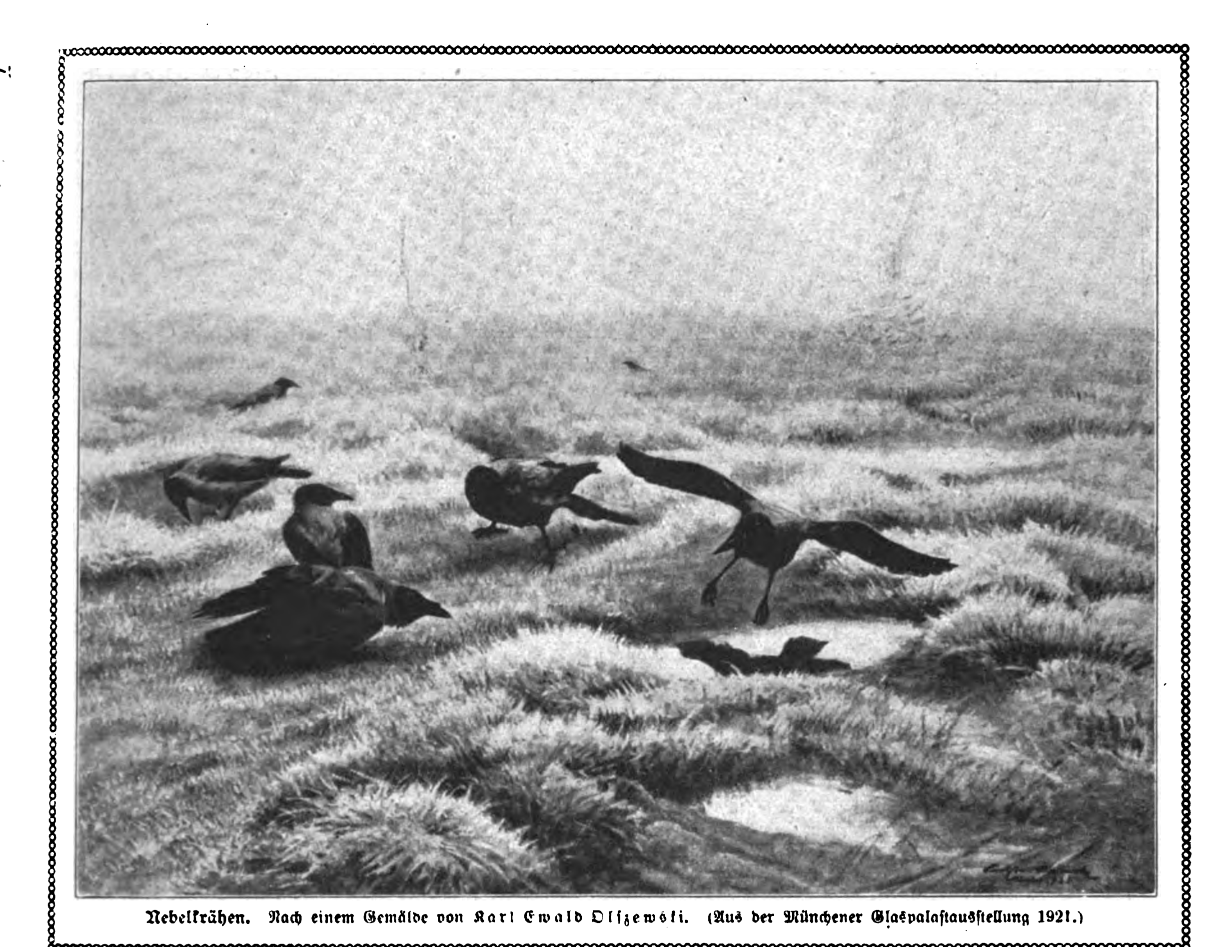
Dante im Himmel. Nach einer Zeichnung des Historienmalers und Radierers Jos. Koch, geb. 1768, gest. 1839.

Verwandten Forese Donati, der ebenso wie ein vorwurfsvolles Sonett seines Freundes Cavalcanti zeigt, daß der Dichter sich eine Zeitlang in unwürdiger Gesellschaft bewegte. Mit den älteren Jahren (1295 f.) wendet Dante sich aber immer mehr den Wissenschaften zu, und so entstanden seine philosophischen Gedichte, teils in ein prächtiges, allegorisches Gewand eingekleidet, daß man sie für tiefempfundene Liebeslieder halten könnte, teils dürre Lehrgedichte. Sie verkünden das Lob der Philosophie, verherrlichen die Gerechtigkeit, den wahren Adel, die edle Sitte, preisen die Mäßigkeit und dergleichen. Im „Gastmahl“ (1306—1309) unternahm Dante es, eine Anzahl dieser Kanzonen zu erläutern, um den Nichtgelehrten philosophische Bildung zu vermitteln. Das Werk, das eine Darstellung des Gesamtwissens jener Zeit geworden wäre, blieb unvollendet — nur die Einleitung und drei Abhandlungen sind geschrieben. Hier hat Dante eine große Neuerung eingeführt: er hat die Erklärungen italienisch statt lateinisch geschrieben. In langer Auseinandersetzung verteidigt er dies, und der geliebten Muttersprache widmet er noch ein besonderes, leider auch unvollendet gebliebenes Werk „Von der Volkssprache“ (1305 bis 1306), das er aber lateinisch schrieb, damit auch seine Widersacher sich mit seinen Ansichten beschäftigten. Ebenfalls lateinisch abgefaßt ist die Abhandlung „Von der Monarchie“, die aus den letzten Lebensjahren des Dichters sein wird, in der er sein politisches Glaubensbekenntnis niederlegt, eine Weltmonarchie mit dem deutschen Kaiser an der Spitze. Dieser übt allein die weltliche Macht aus. Dem Papste hingegen gebührt die geistliche Oberherrschaft.

Alle diese Werke sind aber nur Stufen zu dem Gewaltigsten, das Dante geschaffen hat, der „Göttlichen Komödie“ (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 796–800 a, b). Den Gedanken, ein solches Gedicht zu schreiben, deutet er schon im Schluß des „Neuen Leben“ an. Damals sollte es ein Werk zum Preise der Beatrice werden. Das ist es auch geblieben, aber Hölle, Erde und Himmel sind hineingezogen, und Beatrice ist zum erhabensten Symbol geworden. Es wurde ein Gedicht von dem sündigen Menschen, der durch seinen von der göttlichen Gnade erleuchteten Verstand (Vergil) zur Einsicht in die Abscheulichkeit der Sünden, zur Reinigung von ihnen durch Buße und zur Sündlosigkeit gelangt und sich nun, von Beatrice, der Offenbarung und ihrer Wissenschaft, geführt, von Erkenntnis zu Erkenntnis emporschwingt bis vor das Antlitz Gottes. Dante ist in seiner großen Schöpfung aber nicht nur das Symbol der leidenden Menschheit, er hat diesen ganzen Läuterungsvorgang an sich selber durchgekämpft, er hat sich schonungslos zur Klarheit über seine Fehler durchgerungen, hat sie in härtester Selbstüberwindung abgelegt und hat nun, jenseits von Gut und Böse, ein Einsamer, das Recht und die Pflicht über die Welt zu Gericht zu sitzen und sie nach seinen religiösen, sittlichen und politischen Forderungen zu beurteilen. So vollenden wir die Wanderung auch an der Seite des leibhaftigen Dante und der nicht minder greifbaren Gestalten seines Lieblingsdichters Vergil und der Jugendgeliebten. So zieht das ganze stürmische Zeitalter des Dichters, Gegenwart und Vergangenheit, in schier endlosen, scharf umrissenen, unvergeßlichen Bildern an unseren erstaunten Augen vorüber in der ganzen Stufenreihe der menschlichen Empfindungen, vom höchsten Jubel bis zum tiefsten Schmerz, von selbstlosester Liebe bis zum wildesten Haß, von stolzester Zurückhaltung bis zur freudigsten Hingabe. Was uns immer wieder an dem großen Werke fesselt, ist die machtvolle Persönlichkeit des Dichters, die Hauptquelle der unvergleichlichen dichterischen Schönheiten der Komödie. Dieser Zauber ist unzerstörbar, es sei denn, daß die Menschheit die Seele verlöre.



Dante in der Hölle: Begegnung mit Semiramis, Kleopatra, Helena, Achilles, Paris und Tristan.
Nach einer Zeichnung des berühmten Historienmalers und Zeichners Bonaventura Genelli, geb. 1798 in Berlin, gest. 1868 in Weimar.



Nebelkrähen. Nach einem Gemälde von Karl Ewald Olszewski. (Aus der Münchener Glaspalastausstellung 1921.)

Der Kampf um die Urzeugung

Biologisch-historische Plauderei von Heinz Welten

Anno Domini 1652 schrieb der gelahrte Herr Johann Baptist von Helmont, dem sie später in Brüssel ein Denkmal gesetzt haben, in seine opuscula medita inaudita, daß in einem Kasten sich Mäuse ganz von selbst bildeten, so in nämlichem Kasten sich etwas Mehl und — ein schmutziges Hemd befänden. Urzeugung! Der Naturforscher des 20. Jahrhunderts schüttelt verwundert den Kopf. Alles Lebende kann nur vom Lebenden stammen. Omne vivum e vivo! Wußte man das noch nicht im 17. Jahrhundert?

Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Die Zeiten ändern sich und wir ändern uns mit ihnen.

Ändern wir uns wirklich? — Schwerlich. Der Glaube an die Urzeugung hat sich lange erhalten; er lebt heute noch. Nur daß er in seinen Objekten bescheidener, vorsichtiger geworden ist. Man glaubt nicht mehr an die Urzeugung von Wirbeltieren, man behauptet nicht mehr Dinge, deren Unsinnigkeit jeder Tertianer erweisen kann. In dem Maße, in dem unsere Naturerkenntnis wuchs, wurden die durch Urzeugung, „aus nichts“, geschaffenen Tiere immer kleiner, wie ich in meiner Sammlung naturwissenschaftlicher Plaudereien „Biologische Studien und Probleme“ ausführlicher begründe. Zuletzt waren diese Tiere so klein, daß sie jenseits der Grenze des Erkennbaren blieben oder sie waren so selten, daß noch niemand ihre Entwicklung hatte eingehend studieren können.

Die Methode ist probat, fast kriminalistisch zu nennen. Sie erinnert ein wenig an den geheimnisvollen, nie erreichbaren, großen Unbekannten. Aber man tut den Biologen mit dieser Verdächtigung unrecht; sie streben nach Erkenntnis, und sie sind niemals zufriedener, als wenn sie für das, was sie behaupten, den Beweis zu erbringen vermögen.

Im Jahre 1675 ersand der Holländer Leeuwenhoek das Mikroskop. Eine neue Welt öffnete sich dem staunenden Auge, eine Welt von mannigfachsten Formen, von wunderlichsten, nie zuvor geschauten Geschöpfen, die in einem Wassertropfen lebten! Niemand hatte je die Eier dieser Geschöpfe gesehen, niemand hatte ihre Entwicklung beobachtet. Ganz von selbst waren sie entstanden und plötzlich waren sie da. Urzeugung!

Immer neue Beweise erbrachte das Mikroskop, je mehr es sich vervollkommnete, „... in gärungsfähigen Flüssigkeiten entsteht ein Kügelchen stickstoffhaltiger Substanz; es enthält eine Höhlung, wächst zu einer fertigen Zelle heran, überzieht sich schließlich mit einer Haut aus Zellstoff, und dieses alles geschieht, ohne daß man den Zeitpunkt der Entstehung des ganzen Gebildes angeben könnte.“

Also steht es in Schleidens Grundzügen der wissenschaftlichen Botanik, die um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts erschienen. Doch kaum zehn Jahre später wies Pasteur nach, daß die Luft voll von Keimen ist, aus denen die vermeintlichen Urzellen und Urtierchen sich bilden. Unsichtbar sind diese Keime, aber sie können sichtbar gemacht werden im Sonnenstrahl, der durch einen Spalt in das verdunkelte Zimmer fällt. Wirksam sind sie und wachsend und sich stetig vermehrend. Doch ihre Wirkung kann aufgehoben werden, wenn man die Luft durch Watte filtriert und die Flüssigkeit abkocht, in der

die Urtierchen sich entwickeln. Dann erscheinen keine Kolonien von Bakterien auf den Nährböden und keine Kügelchen stickstoffhaltiger Substanz vermögen sich zu bilden.

Liegt die Lehre von der Urzeugung jetzt am Boden, für alle Zeiten überwunden? Nein, sie ist nur um ein Stückchen weiter zurückgewichen. Von den Wirbeltieren, den Mäusen zu den Urtierchen, von den Urtierchen zu den stickstoffhaltigen Zellen, von den Zellen zu den Zellteilen.

Hier halten wir heute. Naegeli hat sie entdeckt, die winzigen Bruchstücke, aus denen sich die Zellen aufbauen, die „Probien“. Ist keine unter ihnen größer, denn 0,0001 Millimeter; nicht einmal unter dem besten Ultramikroskop wird die Probie sichtbar. Aber sie, nur sie, vermag sich durch Urzeugung fortzupflanzen.

Der Glaube an die Urzeugung würde kein so zähes Leben haben, wenn er nicht — notwendig wäre. Nur er gibt uns Antwort auf die Frage: „Wie ist das Leben auf der Erde entstanden?“

Die Deszendenztheoretiker folgern, daß aus ursprünglichsten einfachsten Lebensformen, aus mikroskopisch kleinen Zellen in steter Aufwärtsentwicklung die höheren Organismen, Pflanzen und Tiere sich gebildet haben. Doch diese „ursprünglichsten, einfachsten Lebensformen“, wie sind sie selbst entstanden?

Hier ist der Punkt, an dem alle Deszendenztheoretiker haltmachen und ihr Bekenntnis ablegen müssen, kein wissenschaftliches, sondern ein Glaubensbekenntnis. Hic Rhodus, hic salta! Der Sprung bleibt keinem erspart, der Sprung ins — — Dunkle.

„Urzeugung gibt es heute nicht mehr; aber Urzeugung hat es einmal gegeben,“ sagt Haeckel, und sehr viele stimmen ihm bei. Doch andere wollen auch davon nichts wissen, daß einstmals „zu Anbeginn der Welt“ fertige Lebewesen durch Urzeugung entstanden seien. Sie bilden — nach der Methode, die die Probien schuf — „Weltkeime“ und billigen nur ihnen die Urzeugung zu. Dritte streiten auch den Weltkeimen die Entstehung durch Urzeugung ab. Für sie sind die Weltkeime, aus denen sich die ersten Wesen entwickelten, wohl vorhanden; aber sie entstanden nicht auf der Erde durch Urzeugung, sondern sie kamen aus dem Weltenraum, in dem sie seit Jahrmillionen schweben.

Wie kamen die Weltkeime in den Weltenraum? Von der Venus, vom Mars, von anderen Gestirnen, die das Entwicklungsstadium, in dem sich die Erde heute befindet, längst überwunden haben. Vielleicht wurden die Keime durch Meteoriten befördert oder sie beförderten sich selbst, da sie, frei schwebend im Weltenraum, mählich auf die Erde niedersanken. Vielleicht wurden sie — da die Anziehungskraft der Erde, die Schwerkraft hier unwirksam sein muß — durch den Strahlungsdruck der Sonne gesandt oder sie ritten auf den elektrischen Strahlen des Nordlichts.

Weit gehen die Ansichten der Forscher auseinander. Lord Kelvin bekennt sich zu den Meteoriten. Arrhenius glaubt an den Strahlendruck. Sales-Guyon de Montlivent spricht von Samen, die der Mond auf die Erde sendet, Richter, den Flammarions Buch über die Anzahl der vielleicht bewohnten Welten belehrte, spricht von der „Attraktion vorüberfliegender Kometen oder Aerolithen, durch deren Hilfe die hoch in der Atmosphäre der Erde schwebenden mikroskopischen Geschöpfe auf einen ihnen zusagenden Weltkörper gelangen und sich auf ihm entwickeln können“.

All diesen Forschern ist eines gemeinsam: sie glauben an die Weltkeime, die von außen her auf die Erde gelangt sind. Wie aber sind diese Keime entstanden? Urzeugung? — Nur um ein Weniges hat sich die Kernfrage verschoben, um einige Jahrmillionen vielleicht. Aber sie wurde nicht gelöst.

Von den Urtierchen, den Zellen zu den Probien, von den Probien zu den Weltkeimen. Wieder heißt die Parole: Hic Rhodus, hic salta!

Wunderliche Kapriolen schlägt der Geist, der Unbewiesenes, Unbeweisbares glauben soll und sich gegen diese Zumutung wehrt.

„Urzeugung der Weltkeime? Nein! Niemals. Eine Urzeugung gibt es nicht. Sie ist auch nicht notwendig, um die Existenz der Weltkeime zu erklären. Denn die Weltkeime sind überhaupt nicht entstanden, sie sind — ewig.“

Also sagt Richter, sagen die meisten, die an die Weltkeime glauben. Nur wenige lehnen den Begriff der Ewigkeit ab, der dem Theologen, doch niemals dem Naturwissenschaftler eignen kann.

Zu den wenigen gehört Verworn, der zugesteht, daß es ihm unmöglich ist, sich die Entstehung lebender Substanz aus lebloser Materie vorzustellen, gehört Wiesner, der die ganze Frage als „derzeit indiskutabel“ ablehnt, gehört — vielleicht? — auch Helmholtz, der mystisch, wie weiland der Gott zu Delphi orakelt „Organisches Leben hat entweder zu irgendeiner Zeit angefangen zu bestehen, oder es besteht von Ewigkeit“ — ein Satz, der die Fruchtlosigkeit der ganzen, mit viel Fleiß und Eifer geführten Debatte vielleicht am besten erweist.

Ich habe mich so auf den Sommer gefreut. Von Charlotte Ball

Ich habe mich so auf den Sommer gefreut!
Er kam auch — doch wenn ich es recht bedenke,
Gab er mir mehr nicht als andere Zeit,
Brachte er mir keine Geschenke!

Ich habe mich so auf den Sommer gefreut! —
Nun blüht die Herbstzeitlose im Garten,
Ich aber ... ich mache mich langsam bereit,
Auf den fernen nächsten Sommer zu warten ...

Trostgedicht. Von Joseph Stollreiter

O klage nicht die Ewigen an,
Mein Freund! Es haben
Die großen Götter im Menschenherz
Das Glück vergraben.

Schatzgraben müssen wir in uns selbst,
Geduldig schürfen,
Daß wir des Lebens köstlichen Trunk
Einst würdig schlürfen.

Ein Äderchen Glück ist in jede Brust
Hineinverwoben —
Und wer es findet, der spielt und träumt
Mit den Sternen droben.

Das Fräulein im Sack * Novelle von El-Correï

(Schluß)

Friederike hatte ihren großen Strohhut abgelegt. Es war sehr heiß. Etwas ermüdet saß sie im Schatten einer aus rohen Quadern gefügten Sennhütte, über deren Dach sich die Zweige eines Feigenbaumes spannten.

„Nennen Sie doch die Naturaufgaben bei Namen!“ meinte Friederike nun, sich mit dem Taschentuch Kühlung fächelnd.

„Die kennen Sie wohl selber!“ entgegnete Haas und setzte sich schräg vor sie ins Gras. „Heiraten! Mutter sein —“

„Halt!“ rief Friederike, „wen heiraten?“

„Nanu, gibt's nicht Männer genug? Und wenn die Damen nicht alle Berufe be- und überbesetzen. dann wird der Mann auch eher in der Lage sein, einen Hausstand und eine Familie zu gründen!“

„Sie setzen voraus, daß der Mann unter allen Umständen der Frau auch wert erscheinen muß, für ihn zu sorgen, ihn zu lieben und sich ihm wirtschaftlich unterzuordnen?... Warum sind Sie noch ledig, wenn ich fragen darf?“

Dr. Haas wurde dunkelrot im Gesicht und rupfte eine kleine wilde Orchidee ab, die ihr braungelbes Samtblütchen neugierig emporreckte. Und zögernd erwiderte er: „Na, ich will's Ihnen eingestehen ... Es wird Sie ja nicht beleidigen, Sie als Moderne sind ja darüber erhaben und lachen mich höchstens aus —: die Frau von heute ist mir ein Greuel! Da haben Sie's! — Ich spreche natürlich jetzt nur von der Frau meines Standes! Entweder trifft man da die genußsüchtige, auf den Mann dressierte Kokette, oder den Blaustrumpf. Eins wie's andere ist mir abstoßend! Will man noch echte Weiblichkeit finden, da muß man — zu den Mägden gehen! Ja, lachen Sie nur! Da findet man noch wahre Herzensgüte, Natürlichkeit, Frohsinn und eine praktische Lebensauffassung.

„Ich glaube,“ erwiderte Friederike, „diese Betrachtung ist nicht ganz neu! Ich habe überhaupt immer das Unglück, an Ihnen sehr veraltete Ansichten zu entdecken ... das ist wohl eine Folge Ihres Studiums.“

Jetzt wurde Dr. Haas blaß. Sehr blaß.

Er packte plötzlich Friederikens Hand und fuhr auf: „Sie sind überhaupt eine böse, nichtsnutzige Kröte! So! Da haben Sie's! Mit Ihren Anlagen könnten Sie eine Prachtfrau sein; Sie könnten die Welt bereichern als Musterfrauenzimmer, statt dessen aber ertöten Sie Ihre wahre Weiblichkeit und setzen sich auf das hohe hölzerne Pferd der Selbständigkeit, der Kritik, der Weltverachtung und Lieblosigkeit! Ich wollte, ich hätte das Recht, Sie zu reformieren!“ ...

Seine Empörung hatte eine Note persönlichen Gefühls, und diese erschreckte Friederike. Sie entzog dem Manne ihre Hand und fragte: „Haben Sie den Sonnenstich, Doktor?“

Er schob die Brille zurecht und gab sich Mühe, Fassung zu erlangen. Die Beine anziehend, machte er eine Schwenkung nach rechts und sah in die Landschaft hinunter, die mit Ölwaldwipfeln grau und glänzend in der Tiefe ruhte. Ein Himmel in satter, glühender Bläue spannte sich darüber aus und tauchte mit dem Horizont zur flimmernden lombardischen Ebene herab.

Endlich sagte Dr. Haas, das Gesicht in die Hände stützend: „Spott ist eben alles bei Ihnen!... So ist eben Ihresgleichen! Und dann wundern sich die Damen, daß sie alte Jungfern werden und unbegehrt durchs Dasein sich werkeln und ärgern müssen!“

Hierauf bekam er keine Antwort.

Es blieb ganz still hinter ihm.

Nach einer Weile drehte er sich um.

Friederike lehnte an der Hauswand, sehr blaß und mit geschlossenen Augen. Ihre weiße Stirn leuchtete unter den dunkeln, glänzenden Scheiteln.

Wie sanft und edel war ihr Gesicht. Aber ihre Erscheinung war reizlos durch den geschmacklosen grauen Kittel, der das Auge geradezu beleidigte.

„Jetzt sind Sie mir natürlich wirklich böse!“ hub Dr. Haas endlich wieder an. „Aber denken Sie nur nicht, daß ich mit meinen Vorwürfen zu Ende bin! Warum tragen Sie z. B. dieses gräßliche Kleid? Eine Frau ist dazu da, die Welt zu schmücken und dem Auge wohlgefällig zu sein!“

Jetzt hob sie die Lider und richtete den Blick voll auf ihn, und ihm ward beklommen unter diesem offenen, von innen erleuchteten Blick. Auch das Lächeln, das sich warm und ruhig über ihre Züge legte, machte ihm Herzklopfen.

„Und was weiter?“ fragte sie.

Da stieß er mit gesteigerter Empörung hervor: „In einem Sacke leben Sie, körperlich und psychisch!... Sie verbergen ja auch alle Ihre Empfindungen! Sie sind gar nicht so weltverachtend. wie Sie scheinen!“

„Das stimmt! Ich muß Ihnen dieses Mal recht geben!“ versetzte sie nun. „Aber ich lebe nicht freiwillig so im Sack! Daß Sie auch das wissen!“

„So?“ fragte er lang gedehnt und mißtrauisch. „Wer zwingt Sie denn dazu?“

Da deutete sie mit ausgestrecktem Finger lächelnd auf den vor ihr Sitzenden —: „Sie zwingen mich!“

„Ich? Na, erlauben Sie mal! Mir scheint, jetzt haben Sie den Sonnenstich!“

Olivenhain. Nach einer künstlerischen Aufnahme von L. Schaller.

„Ich wußte im voraus, daß Sie nicht vermögen, mich zu verstehen!" erwiderte Friederike. „Ich meine natürlich nicht Sie persönlich, sondern ich meine die Menschenklasse, die Kaste, die Sie vertreten! Ja ja!... Und ich will Ihnen nun auch zu Ihrer Belehrung erzählen, warum und wieso ich im Sack einhergehe, persönlich und psychisch..."

Und nach kurzer Pause begann sie wieder: „Es ist noch nicht lange her, da trug ich diesen Sack nicht. — Ich war fröhlichen Sinnes, liebte meine Mitmenschen, liebte das Dasein und plante nichts Böses, im Gegenteil, alles Gute, alles Fortschrittliche, alles Schöne begeisterte mich, denn ich war begeisterungsfähig... Ich hatte jedoch das Unglück, arm zu sein, und damit nicht genug, ich hatte das noch größere Unglück, aus einer vornehmen, geistig verfeinerten Familie zu stammen! Unsere gegenwärtigen Verhältnisse gestehen aber eigentlich armen vornehmen Mädchen keine Lebensberechtigung zu! Zu den Arbeiterinnen kann man sie nicht kategorisieren, zu den „guten Partien", die man heiratet, aber auch nicht, und zu Dienstboten sind sie auch nicht zu verwenden... Wohin nun mit diesen Wesen, denen man auch die Zuflucht in ein Kloster versagt? Wenn sie dumm und unansehnlich sind, nun dann verlieren sie sich so im Gewühl des Alltags, aber wehe ihnen, wenn sie hübsch, begabt und temperamentvoll sind... Sie sind dann überall im Wege! Die Männer haben Angst, sich zu verpflichten, die Frauen fürchten die Konkurrenz. Die Armut der Mädchen stört, und man hat keinen Vorteil von diesem Umgang. — Sehen Sie, das habe ich durchgemacht. Wohin ich kam, stieß ich in unserer Gesellschaft auf Engherzigkeiten. Die Frauen verübelten mir meine gute Laune, mein hübsches Aussehen, mein bißchen Verstand, der es fertig brachte, einflußreiche Damen ihre geistige Minderwertigkeit, ihr weibliches Banausentum fühlen zu lassen! Die Männer aber, die wußten, daß mich keine Mitgift zierte, verletzten mich mit Rücksichtslosigkeiten und bornierter Gehässigkeit, weil sie sich nicht von mir bewundert und begehrt wußten. Ja, manch einer machte die trübe Erfahrung, daß die arme kleine Malerin vermöge ihrer natürlichen Verstandeskraft einen „Gelehrten", der es durch fleißiges Auswendiglernen wissenschaftlicher Lehrsätze nicht nur zu einem Titel, sondern auch zu einem einträglichen Amt gebracht hatte, geistig überlegen war. Nehmen Sie noch eine gescheiterte Herzensangelegenheit hinzu, die auch am Geldpunkt ihre Klippe fand, so können Sie begreifen, warum ich mich in den Sack begab. Die, die ich wirklich war, durfte ich nicht sein. Man feindete mich an, man duckte mich nieder, man zwang mich zu schweigen und meine guten Naturgaben zu verleugnen... Und da dachte ich bei mir: Gut! Jetzt verberge ich mich eben ganz! Ich räume das Feld! — Durch den Tod meiner guten Mutter gelangte ich gerade in den Genuß eines Familienlegats, und die monatlichen Sendungen machten mich unabhängig. Ich begab mich in meinen Sack und lebe nun fern aller Demütigung sehr friedlich mit mir allein! Die Welt da draußen braucht mich nicht, das heißt sie will mich nicht, brauchen könnte sie mich schon!... Und wenn Sie, Doktor Haas, wieder draußen sind, dann machen Sie mal die Augen auf, und Sie werden Scharen — Scharen — Scharen von meinesgleichen sehen, heimatlose Einsame, die verurteilt sind, physisch und psychisch im Sack zu leben, die nicht jung, nicht warmblütig, nicht gescheit sein dürfen, die vielleicht als Arbeitsmaschinen noch verwendet werden können, die aber als Menschen auf der Stufe ihres Herkommens keinen Platz haben! — Schimpfen Sie nicht mehr auf diese Wesen, wenn Sie Ihren Weg kreuzen, Herr Doctor philosophiae, sondern erkennen Sie die Ursache der Wirkung! Frohe Mägde können wir nicht sein — und Frauen und Mütter zu werden, das ist uns auch versagt. — So, und nun lassen Sie uns zu unserer Abendsuppe hinuntersteigen!"

Über Steingeröll und Felsenstufen kletterten sie hinab nach Pentone. Das lag still zwischen seinen Olivetten, und die Kamine rauchten schwach zur Abendmahlzeit. Frauen, Männer und Kinder saßen mit ihren Suppennäpfen auf den Schwellen und Treppen an der Gasse. Aus der Osteria an der Piazza drang das Brüllen der Morraspieler.

Dr. Haas hatte noch keine Silbe auf Friederikes Erzählung erwidert. Er blieb auch den ganzen Abend still und saß bis gegen Mitternacht schweigend und einsam in der Loggia unter dem Weinlaub, das voll und grün die Mauerbogen umkleidete.

Dr. Haas rechnete.

Er hatte monatlich einen kleinen Zinsenertrag. Durch Schriftstellerei verdiente er sich hin und wieder noch etwas dazu. Kämen ihre Zinsen dazu, da waren sie vor der Not geschützt und er war nicht unbedingt auf eine Anstellung angewiesen. Seinem Unabhängigkeitstrieb zufolge mied er gern eine Anstellung, die er auch lieber einem Bedürftigeren zukommen ließ. Und wie die gesellschaftlichen Verhältnisse lagen, so hatte er schon längst einsehen gelernt, daß man besser tat, sich auf sich selbst zu beschränken, anstatt sich in den brodelnden Hexenkessel des modernen Lebens zu stürzen, wo die feineren Elemente zugrunde gingen... Mit ihren Zinsen ließ sich zu zweien bescheiden und unabhängig leben, auf dem Lande, mal da, mal da... Ja, er sollte die Gelegenheit benutzen! Einen Lebenskamerad haben, war wohl doch eine schöne Sache, schöner, als so allein zu vegetieren, immer allein. Und sie würde gewiß froh sein, den Anschluß an ihn zu haben. Und sie würde im näheren Umgang finden, daß er auch nicht ganz ohne gute Eigenschaften war... Aber die Welt hatte ihn auch gelehrt, die zu verbergen. — Später konnte er ja auch mal eine Anstellung annehmen, für die Familie, dann hatte es ja einen Zweck. Und sie hatte dann an seiner Seite die gesellschaftliche Stellung, die ihr zukam, und sie brauchte nicht mehr im Sack zu leben...

Dr. Haas überlegte es sich noch die ganze Nacht, während er auf seinem Maisstrohlager lag. Andern Morgens machte er schließlich seinen Antrag...

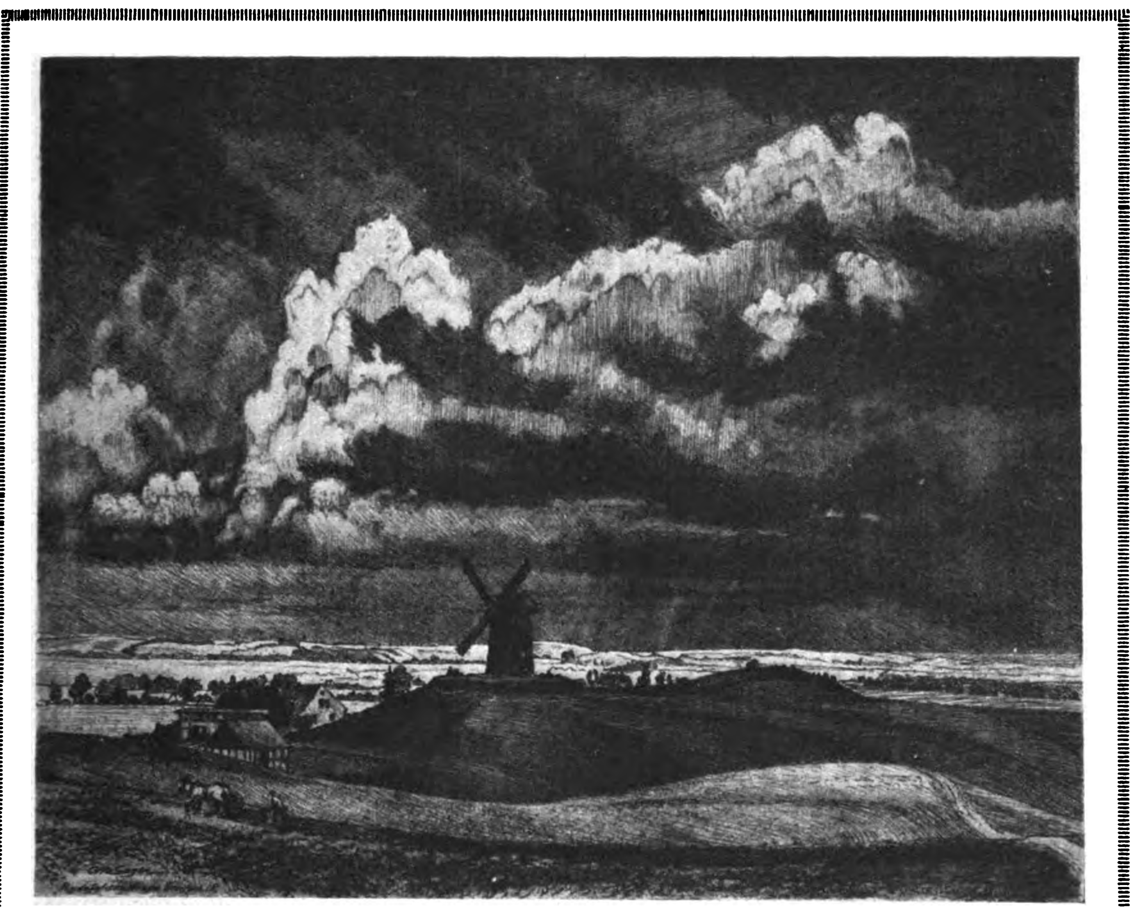
Am Abend hielt er Friederikens Antwort in Händen. Sie lehnte ab...

„Im Sack bin ich wenigstens die, die ich bin!" schrieb sie. „Mit dem Firmenschild Ihres Namens wäre ich die Vorspiegelung einer falschen Tatsache. Innerlich kämen wir nie zueinander, dazu haben wir uns beide schon zu sehr auf uns selbst gestellt und uns der Anpassungsfähigkeit des Gemüts entäußert. Die gegenwärtigen Lebensverhältnisse haben uns an die Peripherie des Lebens geschoben. Bleiben wir dort! Und lassen Sie uns verschwinden in der Unendlichkeit!"

Dieser Bescheid tat ihm aufrichtig leid, zumal er nun genötigt war, Pentone zu verlassen, denn der Malerin nun täglich noch zu begegnen, wäre peinlich gewesen. Er putzte seine Brille und zog, ohne auf das zu hören, was sich auch in seinem tief verborgenen Herzen regte, seine Karte zu Rate, um sich den Weitermarsch zu kombinieren. Dann legte er sich auf sein Maisstroh nieder.

Und im Traume sah er Friederike jung, lachend und reizend. Und er sah sich selbst, jung, als Student, das Ideal vor Augen, Begeisterung, Lebensfreude und Mut im Herzen. — Und dann kam eine Wolke, groß und mächtig, und nahm ihnen beiden Jugend und Frohsinn... Und sie gingen nun hoch oben durch eine gebirgige Einsamkeit, der eine dorthin, der andere dahin... Und ein Nebelmeer trennte sie...

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 1. September 1921 by Philipp Reclam jun., Leipzig.



Deutsche Heimat: Die Windmühle. Nach einer Radierung von Otto Sager.

Das sterbende Volk

Roman von Grethe Auer (Fortsetzung)

Waffen kamen nun ins Land, daß den Männern in den Kabylen die Herzen lachten. Waffen kamen in Zuckersäcken und in Teekisten, Waffen kamen in Baumwollballen und Zeltbahnen, Waffenteile kamen in Verkleidung zwischen Eisenwaren und landwirtschaftlichen Maschinen. Die meisten Waffen aber kamen in blechgefütterten Kisten, die über ihren verbotenen Inhalt hin mit Schweinefett ausgegossen waren. Kein Zollbeamter näherte seine Nase diesen Kisten, deren ranziger Geruch ihren Inhalt bezeichnete; die Lastträger, die sie durchs Zollhaus tragen sollten, weigerten sich, sie zu berühren: niemand hinderte die Europäer, die Kisten selbst aus den Leichtern auf ihre Karren zu schaffen.

In dem Maße, wie in den Kabylen sich die Waffen mehrten, wurden sie unruhig. Es ist eine alte Wahrheit, daß Rüstungen den Krieg machen, nicht der Krieg die Rüstungen. Der Kabylenscheich, der sechzig Männer mit Winchestergewehren um sich hatte, konnte die Boten eines Provinzgouverneurs, die Tribut fordern kamen, mit Hohngelächter heimschicken. Der Gouverneur, der sechzig Kabylen mit sechzig wohlbewaffneten Männern um sich versammeln konnte, brauchte dem Sultan nicht einen roten Kupferflus an Steuern zu erlegen, und die nachbarliche Provinz, die vielleicht schlechtere Weidegründe hatte, konnte mit Schrecken bedroht werden, wenn sie, von tückischen Berechnungen geleitet, sich etwa auf die Seite des Sultans stellen wollte. Es dauerte kein halbes Jahr, so loderten überall kleine Brände im Lande auf. Dann traten Männer auf, wortgewandte Betrüger oder gläubige Schwärmer, die dachten, daß man mit zwanzig bewaffneten Kabylen sich ein Weltreich gründen konnte, sofern man nur den richtigen Vorwand dazu fand; und die Kronprätendenten, Mahdis und unbestreitbaren Nachkommen des Propheten schossen aus der Erde wie die wilden Spargel.

Da mußte der junge Sultan seine Billardkugeln und Phonographen, seine Tennisplätze und Menagerien im Stiche lassen und zum Kriege rüsten. Sein Heer, von französischen und englischen Instruktoren seit Jahren gedrillt, konnte rechtsum und linksum machen wie ein Automat, und die Trommler konnten ihre Trommelschlegel wirbeln wie Highland drummer boys, und die Trompeter konnten blasen:

„As tu vu —
as tu vu
la casquette du père Bugeaud?“

so, daß man den Rhythmus beinahe erkannte. Die Armee war auch mit Waffen nicht übel versehen. Aber was galt das in diesem Augenblick? Wozu machte denn Europa die schönen neuen Erfindungen auf dem Gebiete der Kriegstechnik? Sollte man eine so gute Gelegenheit, dem Handel einen willkommenen Dienst zu leisten, unbenutzt lassen? Die neuesten Gewehrmodelle wurden bestellt,

Maximkanonen, rauchloses Pulver, elektrische Scheinwerfer, Dumdumpatronen. In Mazagan schlossen sich die Flügel des Marinetores Tag und Nacht nicht mehr. Dampfer auf Dampfer entlud die blitzenden Lasten. Und die Löhne für Tragkamele stiegen ins Ungeheure.

Wer aber bezahlte diese ungeheuren Rüstungen? Die Einnahmequellen des Sultans waren versiegt, die Gouverneure der Provinzen saßen drohend auf ihren festen Burgen, und wenn von Steuern die Rede war, sandten sie Boten an den Sultan und ließen ihm sagen: „Komm und hole sie dir.“ Da waren es die treuen Freunde des Sultans, die Beratenden, die Belehrenden, die Rat wußten: Italien, Frankreich und England stellten ihm ihre Reichtümer zur Verfügung, und Frankreich war es, das aus dem edlen Wettstreit als Sieger hervorging mit einer Anleihe von 60 Millionen Duros. Dafür verpfändete der Sultan die Einkünfte seiner Zollämter an die Franzosen; er hatte sie längst nicht mehr bekommen, denn die Zollbeamten hatten gelernt von den Gouverneuren und hatten ihre Gelder in deren Schutz gestellt. Nun saß ein französischer Zollkontrolleur an jedem Küstenplatze und nahm den Zollbeamten die Mühe des Verzollens ab. Und damit der Schmuggel der Waffen, der nun an einsamen Küstenplätzen, im Donner der Brandung an nächtlichen Klippen vor sich ging, nicht überhand nähme, damit auch die entflammten Kabylen nicht das Leben der Europäer in den Küstenstädten zu bedrohen versuchten, wurde eine französische Polizeitruppe ins Land gebracht, die hauptsächlich aus Algeriern bestand. Und zwischen diesen und den Maghrebiten liegt ein alter, tiefer Haß.

Für den Bu Schimrir kamen schwere Tage. Die französischen Zollkontrolleure setzten die Zölle nach ihrer Willkür fest, und da sie gute Patrioten waren, förderten sie den französischen Handel. Öl aus Marseille zahlte halb so viel Zoll wie Öl aus Barcelona, Ziegel aus Cadix doppelt soviel wie Ziegel aus Bordeaux. Zucker kam aus Frankreich über Algier ganz ohne Zoll ins Land. Mandeln, die nach Marseille gingen, wurden früher verschifft, als Mandeln, die nach Neapel gingen, und Häute, die nach Hamburg gingen, konnten wegen großer Übermüdung der Zollkontrolleure oft monatelang nicht verladen werden. Ich will nicht weiter erzählen, denn hier fängt meine Geschichte an, in die Politik hinüber zu spielen, und Politik gehört nicht in mein Gebiet. Nur soviel, daß der Bu Schimrir eines Tages fand, das Spiel wäre die Kerze nicht mehr wert, und das Land zu verlassen sich anschickte.

Er löste den Mietvertrag mit dem Gouverneur, der ihn wieder in dem Gemache mit der europäischen Ausstattung empfing. Er war nicht mehr in kriegerischer Stimmung, und die höhnische Frage, ob er denn jetzt die Fenster wieder zumauern solle, ehe er das Magazin verließ, diese Frage, die er wohl zu tun berechtigt gewesen wäre — er tat sie nicht! Er wußte jetzt, daß nichts mehr zuzumauern war. Hielt er sich noch für einen Bahnbrecher der Kultur? Bahnbrecher wie der erste Heuschreck des millionenhaften Zuges, der ein Loch in eine Rohrwand nagt, durch das die anderen eindringen, gierig, unersättlich, verheerend. Kultur — er schauderte.

Der alte Gouverneur, ein Achtziger jetzt, saß mit gekrümmtem Rücken und verfallenem Gesichte auf seiner kissengeschmückten Matratze. In seinen Augen war kein Haß mehr, nur tiefe Traurigkeit. Er wünschte dem scheidenden Kaufmann Glück und Segen auf seinem ferneren Weg. Und wieder kam der Sklave und stellte das Likörgerät mit den bunten Gläschen vor den Bu Schimrir hin. „Trinke, trinke!“ sagte der Gouverneur mit matter Freundlichkeit, „es ist von Euch, für Euch. Uns ist es verboten.“

„Von uns,“ sagte der Bu Schimrir dumpf, indem er das häßliche Gerät anstarrte und fünfundzwanzig lange Jahre an seinem Geiste vorüberrollen ließ. „Damit hat es angefangen, und mit Kanonen und Eisenbahnen hat es aufgehört. Wir haben Euch herrliche Dinge gebracht, wir Kulturmenschen!“

Der alte Gouverneur hob den Kopf und schaute den Bu Schimrir mit traurigem Erstaunen an. Des Europäers Gesicht war blaß, ein großer Schmerz stand darauf geschrieben, der Schmerz eines solchen, der keine Illusionen mehr hat. Der Gouverneur hob die Hand ein wenig, die Bewegung sah wie eine Beschwichtigung aus. „Es ist jetzt zu spät, darüber zu sprechen. Allah hat es so gewollt. Der Franzose kauft dem Sultan das Land ab. Bald wird es sein, wie in Algier, wie in Ägypten, wie in Syrien, wie in Indien. Der Eingeborene muß die Felder, die Dattelpalmen, die Weinberge, die seine Väter gebaut haben, von den Fremden in Pacht nehmen. Unser Volk hat nie gewußt, was Hunger ist, jetzt wird es das lernen!“

Der Gouverneur schwieg und der Bu Schimrir, der keine Worte der Erwiderung fand, blickte ihn ergriffen an. Eine Welle warmen Mitgefühls ging vom einen zum anderen. Der Gouverneur litt nicht tiefer um sein Volk als der Bu Schimrir, der mit der heiligsten Liebe unter diesem Volke gewandelt war. Er sah Dschilalis herrliche Jugendgestalt vor sich, er sah tausend andere, die ihm glichen, an seinem geistigen Auge vorüberziehn, freie, gesunde, freudige Menschen mit hellem Kopfe und warmem Herzen, bereit zu lernen, zu bewundern, nachzuahmen. „Was konnten wir ihnen bringen, und was haben wir ihnen gebracht?“ dachte er voll Wehmut. Er konnte sich selbst freisprechen in diesem Punkte, aber die Schuld seiner Brüder lag auf ihm und er trug sie wie eine eigene. „Dieses Volk war im Dienste des Schönen erwachsen und wußte es nicht; es hat kein unedles Gerät hervorgebracht, es hat keinen Gedanken gedacht, der nicht vornehm, männlich, kühn war. Wir haben seine Augen geblendet mit dem Schund unserer kranken Industrien, wir haben ihm Werte vorgegaukelt, die keine sind, es hat sich uns anvertraut, und wir haben seine Seele gemordet.“ Eine kalte Wut faßte den Bu Schimrir. Er hob plötzlich die geballte Faust und schlug in die bunten Gläser, daß die Scherben in sein Fleisch drangen. „Könnte ich alles so zertrümmern, was durch uns in dies Land gekommen ist,“ rief er leidenschaftlich, „ich wollte mein Leben dafür geben!“ Und er war in diesem Augenblick Träger der Reue einer ganzen Rasse.

Der Gouverneur schaute ihn an und sein milchweißes Gesicht belebte sich mit einem Hauch von Jugend. „Wir waren einst Feinde,“ sagte er mild, „laß uns als Freunde scheiden. Allah weiß, warum alles so kommen muß. Es gibt keine Flugbahn, die nicht zur Erde zurückkehrt. Es gibt kein Volk, das ewig groß bleibt. Auch Deines wird einst fallen!“

In des Bu Schimrir Seele stieg eine Ahnung auf. Er küßte die Hand des Gouverneurs, wie man eine Vaterhand küßt, und ging von ihm weg.

17.

Als der Bu Schimrir den Gouverneur verließ, wandelte ihn ein Gelüste an, noch einmal die engen Straßen der Stadt zu durchmessen, das Haus an der Stadtmauer noch einmal zu besuchen, und so gleichsam von seiner ganzen Vergangenheit Abschied zu nehmen. Überall starrte ihm der Fortschritt mit verzerrter Fratze entgegen. Wo der alte Jude Melluhl seinen kleinen Laden gehabt hatte, blitzten jetzt die großen Fenster eines Kaffeehauses, und wenige Schritte weiter befand sich ein Friseurladen, dessen

Herbstsonne



Gemälde von Oskar Graf

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München

wächserne Frauenköpfe mit den weitentblößten Schultern täglich das Empfinden des Arabers verletzen mußten. Oder verletzten sie nicht mehr? Grellfarbige Sonnenschirme, Tand von Frauengewändern lockten in jenem Laden, der nächste verkaufte Postkarten mit Bildern, von denen der Araber mit einem Fluche den Blick abwendet. Oder wandte er sich nicht mehr ab? Der Bu Schimrir sah die Männer und Jünglinge an, die an ihm vorübergingen. Viele hatten die weißen, leuchtenden Gewänder ihres Volkes abgelegt und knöpften sich ein in abgetragene europäische Gehröcke, aus vierter Hand gekauft. Die vorher in den weiten Falten ihrer Burnusse wie lichte Wolken die Gassen gefüllt hatten, drückten sich nun als dürftige Schatten die Mauern entlang. Wo war die stolze Schönheit dieser Männer?

An der Ecke, wo die Schenke, dies erste Kulturdenkmal, noch immer ihre unheiligen Düfte ausströmte, begegnete der Bu Schimrir Dschilali in Gesellschaft einiger junger Franzosen. Der schöne, elegante Araber war gern gesehen bei den Fröhlichen, und wer einen Ritt ins Land zu machen hatte, der nahm ihn als Führer und Dolmetsch; seine Ehrlichkeit machte ihn zum Träger wertvoller Sendungen und wichtiger Botschaften. Es war nicht zu verkennen, daß Dschilali im Begriff stand, mit seinen neuen Freunden die Schenke zu betreten, da rief der Bu Schimrir ihn an, und Dschilali, von dem Tone betroffen, wandte sich augenblicklich ihm zu und löste sich von den Franzosen mit einem eiligen Abschiedswort. Der Bu Schimrir nahm ihn mit. Er wollte noch einmal mit Dschilali die Stadtmauer umwandeln, und er wollte dort oben, im Anblick dessen, was Völker und Kulturen überlebt, von Dschilali Abschied nehmen. Was er ihm sagen wollte, sollte ein Vermächtnis sein.

Auf den Aussichtstürmen der Häuser standen da und dort französische Frauen, und mehr als eine dieser Frauen sah dem großen Araber mit heißen Augen nach. Bald klang es mit graziösem Tonfall: „Bonjour monsieur Dschilali!" von der einen, und mit frecherem: „Bonjour beau chasseur!" von der anderen Warte herunter. Denn Dschilali trug die schmucke blaue Jacke der Chasseurs von Afrika über seinem Hemde. Er tat als höre er die lockenden Stimmen nicht, er tat als sähe er nicht diese rosigen, lachenden Frauen, deren Augen schwärzer waren als die Augen seines Volkes, und deren Haare in allen Schimmern falscher Vergoldungen blitzten. Aber er begriff, warum der Bu Schimrir, rasch auf der Stadtmauer dahinschreitend, gerade der Stelle zusteuerte, wo einst das Haus der Carrara sie berührt hatte. Auch auf diesem Dache standen jetzt französische Mädchen, aus dem säulenumschatteten Hof stiegen die süßlichen, langgezogenen Vokale ihrer melodischen Sprache empor, die an klagende Laute junger Vögel erinnerten. Der Bu Schimrir, dem Hause den Rücken wendend, setzte sich etwas abseits von der Stelle, an der einst Nur-Sbah heraufgeklettert war, und Dschilali, einen Zwischenraum freilassend, setzte sich neben ihn. Zwischen beiden saß die Erinnerung.

„Schweine!" sagte Dschilali zwischen den Zähnen. Er war weit entfernt, das kokette Wesen für harmlos zu halten. Was diese Frauen für einen neckischen Zeitvertreib hielten, verstand er mit der Einfalt des Tieres. Stellten sie sich ihm gegen Abend in den leergewordenen Gassen der Hüttenstadt, so wandte er sich entweder verächtlich von ihnen ab, oder aber, kam eine zu guter Stunde, so schleppte er sie in eine Ecke, tat mit ihr, wie er einst in seinen wilden Jahren mit unvorsichtigen Mädchen getan, und wußte hernach nicht mehr, daß er sie gesehen. Hätte man versucht, Dschilali klarzumachen, daß europäische Frauen einen Stolz darein setzen, in Männern Gelüste zu wecken, die sie hernach nicht zu befriedigen gedenken, er hätte nur verständnislos die Achseln gezuckt. Ihn zu einer Mahlzeit zu laden und die Schüsseln dann unberührt wieder abtragen zu lassen, würde ihm ein gleich guter Witz erschienen sein.

„Es ist anders geworden in diesem Lande," sagte der Bu Schimrir nach einer Weile. „Anders, aber nicht besser."

Dschilali, der diese Bemerkung in keinerlei Beziehung zu seinen Gefühlen gegen freche Weiber bringen konnte, war anderer Meinung. „Besser, Herr, viel besser ist es geworden!" rief er unschuldig. „Geld kommt ins Land in Mengen! Wir können uns kaufen, was unser Herz begehrt."

„Und was geht aus dem Lande, Dschilali?" fragte der Bu Schimrir sehr ernst. Und weil Dschilali darauf nicht zu antworten wußte, fing der Bu Schimrir an, ihm eine Geschichte zu erzählen.

Er holte sehr weit aus. Er sprach von den ersten europäischen Kolonisten, die ihre Schiffe mit Glasperlen belasteten, wenn sie ausfuhren, und mit Gold, wenn sie heimkamen: die die Reichen arm machten, die Unabhängigen abhängig, indem sie ihnen Bedürfnisse schufen, die sie vorher nicht gekannt und die ihr eigenes Land nicht befriedigen konnte. „Und so," sagte der Bu Schimrir, „einmal abhängig von einem fremden Volke, gewinnt ein Land seine Freiheit nie wieder. Denn die Bedürfnisse wachsen mit der Schnelligkeit eines giftigen Unkrautes, und sie nagen und beißen, wie ein Griff in eine Opuntienhecke; der Fremde aber, der sie befriedigt, verlangt lachend den höchsten Preis dafür."

„Hat der Fremde keine Bedürfnisse?" fragte Dschilali, der mit klugen Augen den Worten des Freundes folgte. „Braucht er nicht unseren Weizen, unsere Eier, unseren Gummi, unser Wachs, unsere Häute? Können wir ihm nicht gebieten, wenn er seine Spiegel, seine Teekannen, seine Messer zu teuer verkaufen will?"

„Das konntet ihr," sagte der Bu Schimrir, „solange es euer Weizen, euer Gummi, euer Wachs war! Das hat eure Regierung gewußt, und darum hatte sie ein weises Gesetz: daß der Fremde keinen Boden besitzen durfte in eurem Lande. Dieses Gesetz, Dschilali, du weißt, daß es gefallen ist. Mit Automobilen, photographischen Apparaten und mit Spielzeug solcher Art hat der Europäer den Sultan bestochen, daß er das alte Gesetz preisgegeben hat und dem Fremden das Land verkauft. Du weißt, daß es so ist, Dschilali."

„Wir alle haben es gesehen," gestand Dschilali zu.

„Dschilali," fuhr der Bu Schimrir fort, „in zehn Jahren werden der Weizen, der Gummi, die Bohnenfelder, die Wachspresse, die Mandelwälder und die Viehherden dem Fremden gehören. Sein wird das Land sein, und, merke wohl, Dschilali: armer Leute Land zuerst. Denn der Fremde kauft das Land von der Regierung, und die Regierung verkauft das Land derer zuerst, die ihr wenig an Steuern gebracht haben. Immer und überall ist die Regierung der Verbündete der Fremden. Die Fremden klammern sich an die Regierung, um mit ihrer Hilfe das Volk zu betrügen, und die Regierung klammert sich an die Fremden, weil sie hofft, sich und das Ihre durch Schmeichelei zu erhalten. Dennoch ist ihr Lohn nur der, den in alten Zeiten ein listiger Eindringling von einer unbestechlichen Regierung empfangen sollte, der er die Waren seines Landes angepriesen hatte: der Lohn, zuletzt von allen gefressen zu werden."

„War es immer so?" fragte Dschilali.

„Es kann auch anders sein," sagte der Bu Schimrir. „In einer fernen Welt, weit im Westen, lebte ein großes Volk in Wäldern, die größer waren als euer ganzes Land, und reich an Wild. Die Fremden kamen, fällten

die Wälder und töteten oder vertrieben das Wild. Es ist bekannt, daß in diesen Jahren jeden Winter Tausende jenes Volkes Hungers starben. Da fingen sie an, gegen den Fremden zu kämpfen, und nun setzten die Fremden einen hohen Preis auf den Kopf jedes Eingeborenen, daß der Bruder vor dem Bruder nicht mehr sicher war und der Vater nicht vor dem Sohne. Heute leben von diesem Volke nur Trümmer von Stämmen, und die leben, haben kein Land."

Beide schwiegen eine lange Weile, dann fing der Bu Schimrir wieder an.

„Auf glücklichen Inseln lebte ein Volk vom Reisbau. Der Boden war ergiebig, und das Volk hatte leichte Arbeit und lebte doch im Überfluß — wie ihr jetzt noch, Dschilali! Die Fremden kamen, verbündeten sich durch reiche Geschenke mit der Regierung, und die Regierung verkaufte ihnen Land, das sie zu Kakaoplantagen benutzten. Dadurch gab es weniger Reis im Lande, und die, die ihr Land hatten verkaufen müssen, mußten nun kaufen, was sie an Reis zum Leben brauchten. Das Geld dazu aber mußten sie verdienen, indem sie in den Kakaoplantagen der Fremden arbeiteten. Da lernten sie, was schwere Arbeit war, Dschilali, und doch reichte der Lohn nicht für so viel Reis, daß sie und ihre Frauen und ihre kleinen Kinder satt wurden.

Es ging aber noch weiter, Dschilali. Denn die Fremden brachten Dinge ins Land, wie du sie jetzt auch kennst. Spielzeug und Tand, der das Auge blendet, oder der einen Schein von Bequemlichkeit vortäuscht. Diese Dinge kauften die Reichen und die Regierungspersonen, und um sie zu bezahlen, verkauften sie Land, denn das wollten die Fremden am liebsten. Je mehr Land sie aber verkauften, desto teurer wurde der Reis. Und weil viele ihr Land nach und nach ganz hinwarfen, so wuchs die Zahl derer, die in den Kakaoplantagen arbeiteten, und die Löhne wurden billiger. Von diesem Volke, Dschilali, sind mehr als drei Viertel am Hunger gestorben."

„Herr, dein Volk muß ein Volk von Teufeln sein!" rief Dschilali, am ganzen Körper zitternd.

„Siehst du es ein?" sagte der Bu Schimrir. „Laß mich weiter erzählen!"

„Am Oberlaufe eines gewaltigen Stromes lebt ein stilles, heiteres und schönes Volk, das euch verwandt ist und zu Allah betet wie ihr. Die Fremden aber wollten den Strom, und damit er ihnen dienen könne, wie sie es brauchten, so hatten ihre Weisen vorgeschlagen, den Strom zu dämmen und sein Wasser in einem großen See zu sammeln, damit es bereit sei für die trockene Zeit. Wo der See sich breiten sollte, lagen aber Felder und Hütten, kleine Felder und kleine Hütten, denn das Volk lebte bescheiden zwischen Strom und Wüste und das Land war nicht groß. Dennoch hatte es ihre Väter ernährt, jahrhundertelang.

Die Fremden kamen nun und füllten die Hände der Leute mit Gold, damit sie ihnen ihre Felder und ihre Hütten verkauften, und die Leute, die nie solche Mengen Geldes gesehen und seinen Unwert nicht kannten, gaben ihre Heimat dahin und zogen stromabwärts in die Städte, wo sie sich von ihrem Gelde Brot kaufen konnten; denn stromaufwärts gehend, dahin wo freie Wilde wohnten, hätten sie mit dem Gelde nichts anzufangen gewußt. Sie hatten keine Ahnung, wie schnell das Geld dahin ist in den Städten. Heute lebt alles, was von dem Volke noch übrig ist, als Lastträger im Solde der Fremden."

(Fortsetzung folgt.)

Affekt, Appetit und Magenverdauung

Von Prof. Dr. Karl Lewin, Berlin

Es ist eine auch dem Laien geläufige Erfahrung des täglichen Lebens, eine wie außerordentlich große Rolle unsere Psyche auf Appetit und Verdauung ausüben kann. Selbst die ausgesuchtesten Leckerbissen munden nicht, wenn wir in schlechter Stimmung sind, so gut wie wir freilich zuweilen auch vor Freude die Lust zum Essen verlieren können. Ist uns irgend etwas Freudiges begegnet, befinden wir uns in gehobener Stimmung, dann schmeckt uns meist auch das allerfrugalste Mahl besser als alle kulinarischen Genüsse. Wieviel macht nicht Anordnung und äußere Aufmachung beim Darreichen von Speise und Trank aus! Namentlich der Kranke, dessen Appetit infolge seines Leidens darniederliegt, weiß, wieviel von allem Äußerlichen, dem Aussehen der Speisen, der Art wie sie serviert werden, der geschmackvollen Anordnung des Eßtisches und vielen anderen scheinbar doch so nebensächlichen Dingen abhängt. Der bekannte Kliniker v. Leyden hat das den „Komfort am Krankenbett" genannt, und er hat diesen Dingen immer ein außerordentliches Interesse entgegengebracht und seine Schüler ermahnt, diesen Äußerlichkeiten gebührend Rechnung zu tragen. Mancher Kranke hat ihm dafür Dank gewußt. Denn alle diese Dinge, diese auf unsere Sinne einwirkenden äußeren Eindrücke sowohl wie die in uns durch Freud oder Leid erweckten Gefühle spielen für die Verwertung der von uns genossenen Nahrungsmittel zweifellos eine außerordentlich große Rolle, die sich direkt an den Vorgängen, die sich bei der Verdauung der Speisen im Magen abspielen, nachweisen läßt.

Es sind vor allem der russische Physiologe Pawlow und in Deutschland Bickel, denen wir eine eingehendere Kenntnis der Zusammenhänge von Affekt, Appetit und Magenverdauung durch klug erdachte und exakt durchgeführte Studien an Hunden verdanken. Beim Menschen boten seltene diesen künstlich geschaffenen Versuchsbedingungen sich entsprechende Krankheitsvorgänge hie und da Gelegenheit, eine Bestätigung der am Tier gewonnenen Erfahrungen auch beim Menschen zu erbringen. Die Absonderung des Magensaftes, welcher die Verdauung der in den Magen gelangten Speisen besorgt, steht, wie wir danach wissen, vollkommen unter dem Einfluß nervöser Einwirkungen. Zwei Phasen lassen sich dabei scharf unterscheiden. Wir wollen uns nicht mit der zweiten Phase beschäftigen, bei der es unter dem direkten Einfluß des in den Magen gelangenden Speisebreis zur Absonderung des Magensafts kommt, wahrscheinlich als Folge der direkten Reizung der die Magensaftabsonderung besorgenden Drüsen der Magenschleimhaut bzw. ihrer Nerven. Bei ihr spielen die außerhalb des Magens selbst gelegenen Nerven und Nervenzentren gar keine Rolle. Von den im Magen selbst befindlichen Nerven scheinen lediglich die den Magenausgang, den Pförtner, versorgenden nervösen Elemente die Magensaftabsonderung zu bedingen. Denn es ist sicher, daß bei Tieren, bei denen der Pförtner des Magens von dem übrigen Teile des Organs durch eine bestimmte Versuchsanordnung abgetrennt wird, wenn ihnen Nahrung in diesen isolierten Pförtnerabschnitt des Magens unbemerkt eingebracht wird, eine lebhafte Magensaftabsonderung





Die Weinprobe. Nach einem Gemälde von Peter Hasenclever.

erfolgt. Wird aber Nahrung ebenso unbemerkt in den übrigen abgetrennten Magenabschnitt eingebracht, so erfolgt nicht die geringste Absonderung von Magensaft. Wir legen hierbei Nachdruck auf die vom Tiere unbemerkte Einführung von Nahrungsstoffen in den Magen. Denn damit schalten wir die erste Phase der Magensaftabsonderung vollkommen aus, die als die psychische bezeichnet wird, und in der es zur Absonderung des „psychischen" oder „Appetitsaftes" kommt. Diese erste Phase verläuft ganz unabhängig davon, ob durch den Akt der Nahrungsaufnahme wirklich Nahrung in den Magen gelangt oder ob nur eine Scheinfütterung stattfindet. Versuche an Hunden, zuerst von Pawlow und später von Bickel unternommen, haben das bestätigt. Legt man nämlich den Tieren eine Magenfistel an, die den Mageninhalt nach außen entleert, und eine zweite Fistel oberhalb am Halse an der Speiseröhre, so tritt die Speise aus dieser letzteren heraus, ohne in den Magen zu gelangen. Es findet also nur eine Scheinfütterung statt. Trotzdem entleert sich bei dieser Scheinfütterung aus der Magenfistel der Magensaft, gleich als ob die Speise in ihn hineingegangen wäre. Ja es genügt, dem Hunde die Speisen nur zu zeigen, um die Magensaftsekretion in Gang zu bringen. Dasselbe zeigte sich bei Kranken, denen eine Magenfistel angelegt werden mußte, durch die sie wegen eines Speiseröhrenverschlusses direkt ernährt werden sollten. Auch hier war der Eintritt von Speisen in den Magen durch den Akt des Essens und Schluckens unmöglich. Dennoch aber sondert der Magen den Verdauungssaft fast wie beim normalen Verdauungsvorgang ab. Ja es genügten schon Erinnerungsbilder, Vorstellungen von Essen und Trinken oder die Absicht dazu, um die Magensaftsekretion in Gang zu bringen. Sicher spielen hier die Geruchsnerven der Nase wie die Geschmacksorgane der Mundhöhle eine Rolle. Aber auch die in der Hirnrinde lokalisierten Empfindungen, die als Triebe oder Affekte in die Erscheinung treten, vermögen die Absonderung des Magensaftes, ganz ohne daß Speisen in den Magen hineingelangen, in höchstem Grade zu beeinflussen. Und damit kommen wir zum Ausgangspunkt unserer Betrachtungen. Wir können bei Tieren und Menschen unter den geschilderten Umständen diese Beziehungen zwischen Magensaftproduktion als dem wichtigsten Faktor der Magenverdauung und Affekten, Vorstellungen freudiger oder trauriger Art usw. ganz objektiv nachweisen.

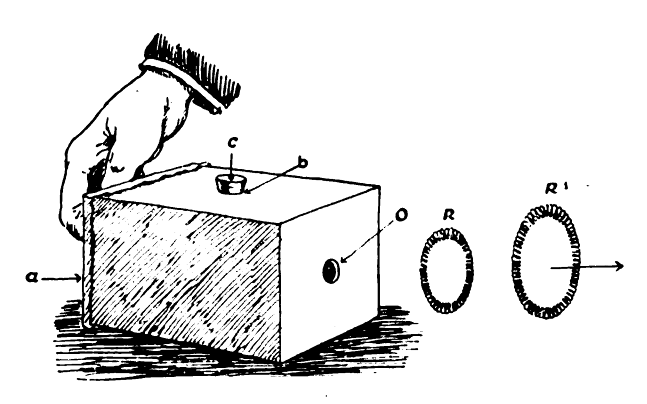
Die Magensaftsekretion erfolgt beim Menschen schon, wenn Vorstellungen erweckt werden, die mit dem Essen in irgendeinem Zusammenhang stehen, wie Eßzimmer, Geräusche beim Tischdecken und so weiter. Bogen konnte ein Kind, bei dem wegen einer Speiseröhrenverätzung eine Magenfistel angelegt werden mußte, sogar daran gewöhnen, auf einen Trompetenton, der seine gewöhnliche Essenszeit ankündigen sollte, Magensaft abzusondern. Berühmt geworden ist der Versuch von Bickel und Sasaki, durch den sie den Zusammenhang von psychischen Hemmungen und Magensaftabsonderung bei Hunden nachwiesen. Sie reizten einen in der oben geschilderten Art operierten Hund durch Vorhalten einer Katze zu heftigstem Zorn und erzielten durch diesen Ärger des Tieres das völlige Versiegen der vorher lebhaften Magensaftabsonderung oder ihr Ausbleiben unter Bedingungen, wo sie sonst immer aufzutreten pflegte. Bogen konnte bei dem erwähnten Kinde durch Schmerzeinwirkungen mannigfacher Art ebenfalls das Versiegen der Magensaftsekretion beobachten. Es wird danach ohne weiteres klar sein, und Fuld hebt das mit Recht hervor, eine wie große Rolle alle solche psychisch bedingten Reflexe bei der Magensaft-

sekretion namentlich des Kulturmenschen spielen und wie außerordentlich verschieden bei den einzelnen Menschen solche psychischen Einflüsse wirken müssen. Das um so mehr, weil wir aus allen diesen Versuchen wissen, daß der „psychische" oder „Appetitsaft" der Zündsaft ist, der die zweite Phase der Magensaftabsonderung veranlaßt, dadurch, daß der durch den Appetitsaft bereits veränderte Speisebrei nunmehr die Magendrüsen zur weiteren Produktion von Magensaft direkt reizt, also die zweite Phase auf das wirksamste beeinflußt.

Einen sehr interessanten Weg, diese Verhältnisse beim Menschen klarzulegen, hat neuerdings Heyer in München eingeschlagen. Er hat darüber auf dem letzten Kongreß für innere Medizin in Wiesbaden berichtet. Er hypnotisierte die Versuchspersonen und führte ihnen einen Magenschlauch ein. Dann suggerierte er ihnen die Aufnahme von Speisen der verschiedensten Art und saugte dann jedesmal den Magensaft durch den Schlauch ab. Es trat nach einer kurzen Zwischenzeit die psychische Sekretion des Magensaftes regelmäßig ein und zwar ganz verschieden, je nachdem er ihnen die Aufnahme von Brot, Milch, Fleisch, Bouillon usw. suggeriert hatte. Durch Angst- und Schrecksuggestion konnte er, wie in den Versuchen von Pawlow, Bickel usw., ein schnelles Absinken der Magensaftsekretion bewirken, und ein solches Versiegen der Sekretion konnte er sogar auch nach Suggestionen freudiger Art hervorrufen, was ganz im Einklang steht mit der schon eingangs erwähnten Erfahrung, daß unser Appetit auch unter dem Einflusse freudiger Gefühle zuweilen schwinden kann. Diese neue und originelle Versuchsanordnung Heyers bildet eine außerordentlich wertvolle Ergänzung der bisher meist am Tier gewonnenen Erfahrungen über den Zusammenhang von Psyche und Magensekretion.

Rauchringe ⋆ Von Eduard Juon

Daß die exakten Wissenschaften in ihrer letzten Entwicklung dazu gelangt sind, das Wesen jeder Energie, wie Wärme, Elektrizität, Schall usw., auf gewisse gesetzmäßig vor sich gehende Bewegungserscheinungen zurückzuführen, dürfte wohl allgemein bekannt sein. Durch mathematische Analyse der verschiedenen Bewegungsarten in der Welt der kleinsten Teilchen lassen sich für die meisten Erscheinungen der physischen Welt so einleuchtende Erklärungen finden, und die Schlußfolgerungen, die aus solchen theoretischen Betrachtungen gezogen werden, finden wir in der Natur mit solcher Schärfe und Regelmäßigkeit erfüllt, daß ein Zweifel an der Richtigkeit der modernen physikalischen Anschauungen kaum mehr möglich ist. Die Elektronentheorie geht noch weiter: sie spricht selbst der Materie ihren realen Bestand ab und erklärt auch diese — als Ausfluß von Bewegung kleinster Teilchen, der sogen. „Elektronen", die wir uns als begrenzte elektrische Kraftfelder mit unendlich kleinen materiellen Kernen in ihrem Zentrum zu denken haben. Durch die verschiedenartigsten Gruppierungen und Bewegungsarten dieser Elektronen und der Elektronengruppen im Raume werden uns die „Stoffe" der äußeren Welt sozusagen vorgetäuscht. Dem in der modernen mathematisch-energetischen Anschauungsweise nicht geübten Geist fällt es schwer, solche Erklärungen seiner Vorstellungskraft einzuverleiben. Es gibt jedoch einfache Beispiele, durch die die Änderungen in den mechanischen Eigenschaften materieller Körper infolge einer bestimmten ihren Gefügeteilchen erteilten Bewegung vor Auge geführt werden können. Ein 1 cm dicker Wasserstrahl, der von einer Höhe von 500 m frei und senkrecht zur Erde niederstürzt, würde in seinem unteren Teile infolge der seinen Teilchen durch die Anziehung der Erde verliehenen Beschleunigung so fest werden, daß er weder durch Säbelhiebe noch durch ein Beil durchgehauen werden könnte. Würden wir nicht wissen, daß es ein fließender Strahl ist, so müßte er uns als fester Stab von außerordentlicher Härte erscheinen, der uns durch nichts an das ihn bildende Material — das Wasser — erinnern würde. Sobald man aber diesem Stab die Bewegung seiner inneren Teilchen nehmen würde, müßte er wieder zu Wasser zerfließen.



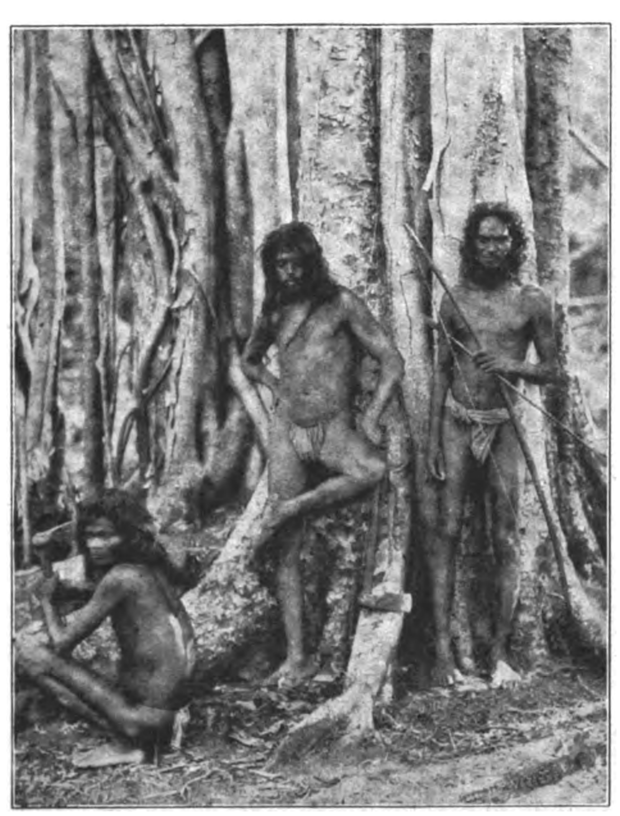
Ein kleiner Versuch, den jedermann bei gewisser Gewandtheit leicht ausführen kann, führt uns ähnliche Verhältnisse vor Augen. Man nimmt ein gewöhnliches Holzkistchen, wie es unsere Abbildung darstellt. Eine der Wände a wird durch ein elastisches Material, etwa durch eine stramm aufgezogene Gummiplatte oder durch nicht zu dicke Pappe ersetzt; in der gegenüberliegenden Holzwand schneidet man ein kreisrundes Loch o; oben eine beliebige Öffnung b, die durch einen Pfropfen c geschlossen werden kann. Füllt man das Kistchen durch b mit Rauch (etwa mittels einer rauchenden Zigarette) und klopft dann leicht von außen gegen die elastische Wand a, so tritt der Rauch durch die Öffnung o aus, indem er sich zu Ringen R R formt, die nur langsam in der Luft zerfließen. Mancher geschickte Raucher versteht es, solche Ringe direkt aus dem Munde zu blasen; oft lassen sich auch über größeren Fabrikschornsteinen ähnliche Rauchringe in der Luft beobachten. Jeder der Ringe besteht aus einer ganzen Reihe kleiner, senkrecht zur Achse des Hauptringes stehender Rauchringe, die sich in regelmäßig wirbelnder Bewegung befinden. Diese Bewegung ist es, die den Rauch zu den eigenartigen Gebilden formt. Aber auch die physikalischen Eigenschaften des Rauches werden durch diese innere Bewegung der Gefügeteilchen geändert: nähert man einem in unserem Versuch erzeugten Rauchring vorsichtig ein Messer in der Absicht, den Ring zu durchschneiden, so gelingt dies nicht; der Ring wird bei der Berührung mit der Messerklinge vorwärts geschoben, ohne zerstört zu werden. Noch deutlicher wird die Änderung im Gefüge des Rauches im Ring, wenn wir zwei Versuchskistchen einander gegenüberstellen und zwei Rauchringe gegeneinander schweben lassen. Bei dem Zusammenstoßen prallen die Ringe voneinander ab, ohne ihre Form zu verändern; der Stoff der Ringe erinnert hierbei viel eher an Gummi als an Rauch.

Das Ende der Weddas ⋆ Von Viktor Ottmann

Mit zwei Abbildungen

Es schwebt ein tragisches Verhängnis über den letzten Urvölkern der Erde. Von der Natur nur mit jenen Gaben und Waffen bedacht, die einst, vor dem Siegeszug der modernen Zivilisation, völlig ausreichend waren zum Kampf ums Dasein, verkümmern sie unter den gänzlich veränderten Verhältnissen einer neuen Zeit gleich zwecklos gewordenen Organen, fehlt es ihnen an Intelligenz und Anpassungsfähigkeit, um den Wettbewerb mit den weit überlegenen Rassen ihrer Umgebung aufnehmen zu können und gehen sie so, die einen schneller, die anderen etwas langsamer, unaufhaltsam zugrunde. Einige vermischen sich mit den Angehörigen kräftigerer Völker, so daß wenigstens Spuren von ihrem Blut und ihrer Eigenart noch ein paar Geschlechter hindurch nachweisbar sind, andere aber bleiben isoliert, erzielen keinen lebensfähigen Nachwuchs mehr und sterben aus. So sind, um nur einige Beispiele aus neuerer Zeit zu nennen, die Tasmanier völlig verschwunden, die letzten Australier werden ihnen bald folgen, die schönen Kanaken der Hawai-Inseln gehen durch Vermischung und Aussterben zugrunde, die Feuerländer Südamerikas, die afrikanischen Buschmänner, die Ainos in Nordjapan desgleichen, die Minkopies der Andamanen und alle anderen Zwergvölker sind dem Untergang geweiht. Es ist sehr bedauerlich, daß die Welt immer ärmer an Vertretern jener Rassen wird, deren Ursprung zu den grauesten Zeiten der Menschengeschichte und den Anfängen der Kultur zurückreicht.

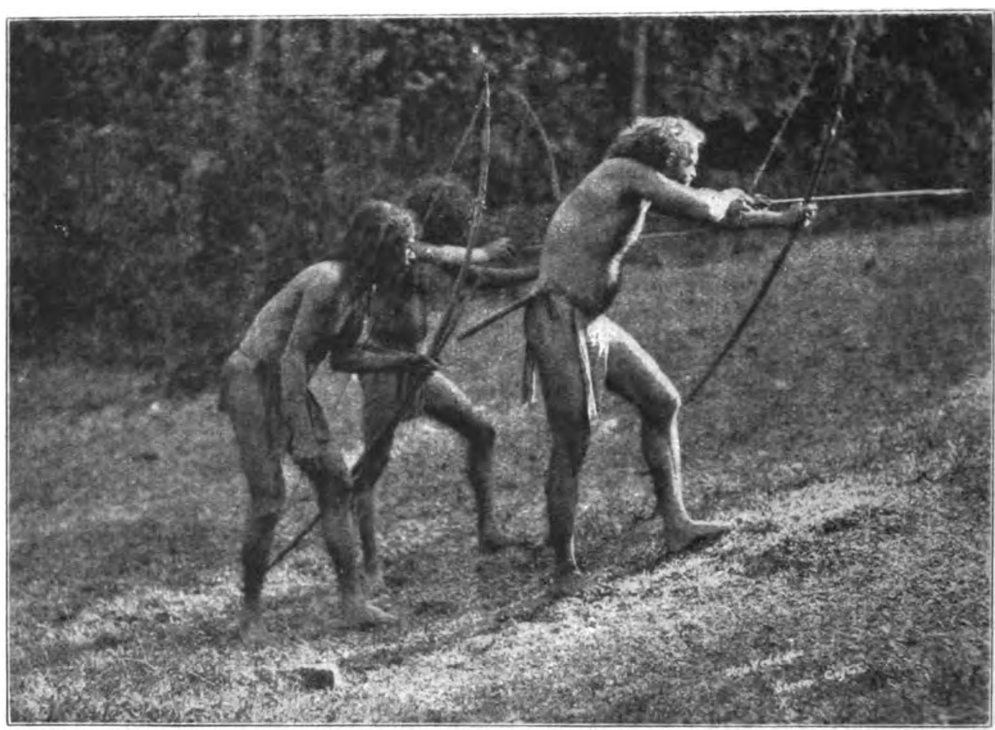
Auch die Weddas von Ceylon gehören zu den verschwindenden Urvölkern; sie sind die ältesten Bewohner der Tropeninsel, sie waren bereits auf ihr, ehe das angeblich arische Kulturvolk der Singhalesen vom indischen Festland herüberkam, um sich bald zum Beherrscher Ceylons aufzuwerfen. Wann und von wo die Weddas einmal auf die Insel gelangt sind, wissen wir nicht; möglicherweise lebten sie hier schon, als Ceylon noch, wie die uralten singhalesischen Chroniken berichten, aus zwei Inseln bestand, die sich erst später durch vulkanische Bodenhebung zur Einheit verbanden. Ihre Stellung unter den Menschenrassen ist umstritten und ungeklärt, selbst die Vettern Sarasin gelangen in ihrem auf eingehenden Untersuchungen beruhenden Monumentalwerk über die Weddas zu keinem abschließenden Urteil darüber. Jedenfalls ähnelt ihr negroides Aussehen am meisten dem der Australier. Die Weddas sind klein von Wuchs, durchschnittlich nur 150 cm groß, mager, von schokoladebrauner Hautfarbe, mit welligem Haupthaar, das sie in ungepflegten Strähnen herabwallen lassen, sonst aber nur schwacher Körperbehaarung, und gehen dort, wo sie sich selbst überlassen sind, fast völlig nackt, nur mit einem dürftigen Schurz bekleidet.



Weddas, die aussterbenden Ureinwohner Ceylons

Früher waren die Weddas über die ganze Insel verbreitet, bis sie von Singhalesen und Tamulen immer mehr in die mit Urwald bedeckten, schwer zugänglichen Gebirgsregionen des Innern zurückgedrängt wurden; heute trifft man sie nur noch in einigen schwach bevölkerten Gegenden des Ostens an, zwischen den Abhängen des Zentralgebirges und der Küste. Man unterscheidet zwischen den halbzivilisierten, seßhaft gewordenen „Dorfweddas“ und den „Felsenweddas“, die als sogenannte Wilde, das heißt als primitive, sonst aber sehr harmlose Menschen in den Wäldern unter überhängenden Felsen oder in natürlichen Grotten hausen und sich nach Urväterweise mit dem ernähren, was ihnen Pfeil und Bogen verschafft. Die Dorfweddas bieten eigentlich wenig Interesse, weil man sie zum großen Teil gar nicht mehr als richtige Weddas ansprechen kann, sie haben sich schon zu sehr mit Singhalesen oder Tamulen der untersten Klassen vermischt. Nach der letzten Volkszählung von 1911 soll es damals 5342 Weddas gegeben haben, aber die Verläßlichkeit der Ziffer wird von Kennern bezweifelt, da viele Mischlinge einfach als Dorfweddas mitgezählt worden sind. Vermutlich gibt es heute höchstens noch 2000 ganz oder einigermaßen reinblütige Dorfweddas und etwa 800 echte Felsenweddas.

Die Felsenweddas bilden keine größeren Gemeinden. Nur einzelne Familien, die den größten Teil des Jahres isoliert bleiben, schließen sich gelegentlich zusammen. Jeder Familie gehört ein besonderes Jagdgebiet, und sie hält streng darauf, daß ihr überliefertes Vorrecht auf diesen Besitz von den anderen respektiert wird. Hier jagen und fischen sie, hier stellen sie den Vögeln nach, hier graben sie nach eßbaren Wurzeln, hier suchen sie Honig und Bienenwachs — kurzum, von der Ausnutzung dieses Gebiets hängt ihre ganze Existenz ab. Nur zur Regenzeit suchen die einzelnen Familien etwas engere Annäherung, und dann erledigen die Familienverbände oder Warunges auch ihre allerdings sehr geringen gemeinsamen Interessen.


Weddas beim Bogenschießen.

Früher kannten die Felsenweddas keinerlei Kleidung, jetzt tragen sie, wie schon erwähnt, um die Hüften ein Stück Tuch, das sie, wie auch andere Dinge, von den umwohnenden Tamulen oder Singhalesen im Wege des Tauschhandels erwerben, denn Geld kommt nur höchst selten einmal in ihre Hand. Auch in jeder anderen Hinsicht sind die Urbewohner Ceylons sehr anspruchslos. Hausgerät fehlt so gut wie ganz. Pflanzliche Kost genießen sie nur in geringen Mengen und in ungekochtem Zustand. Ihre Hauptnahrung ist Fleisch, das sie meistens am Feuer rösten. Obwohl sie Heiden sind, verschmähen sie gleich den Buddhisten Rindfleisch, desgleichen das Fleisch vom Elefanten, Bären und Huhn. Dafür essen sie das Fleisch aller anderen Vögel, sowie vom Hirsch, vom Affen, vom Schwein und vom Leguan, der Riesen-eidechse. Feuer erzeugen sie, wo es ihnen an Streichhölzern fehlt, wie viele Naturvölker rasch und geschickt in der Weise, daß sie ein spitzes trockenes Hölzchen in die Aushöhlung eines anderen, mit den Füßen festgehaltenen Holzstückes setzen und mit größter Schnelligkeit darin wirbelnd umdrehen, bis das Holz heiß wird und ins Glimmen gerät. Mit den Zehen greifen sie fast ebensogut wie mit den Fingern, und dieses Talent kommt ihnen beim Klettern und Bogenspannen zustatten.

Alle von den Weddas angefertigten Werkzeuge und Jagdgeräte bestanden früher nur aus Holz, vor allem ihr unentbehrlicher Begleiter, der etwa zwei Meter lange Bogen samt den mit Vogelfedern beschwingten Pfeilen. In neuerer Zeit haben sie sich von den umwohnenden Tamulen und Singhalesen auf dem Tauschwege auch eisernes Werkzeug verschafft. Die Art und Weise, wie sie den Austausch zu bewirken pflegten, mitunter es auch heute noch tun, ist sehr bezeichnend für ihr scheues Wesen und ihre Furcht vor persönlicher Berührung mit Fremden. Sie schleichen sich nämlich nachts zum nächsten Dorf, legen dort Wildbret, Honig und was sie sonst gerade Gutes zu bieten haben, nieder und zugleich — da sie nicht schreiben können — ein aus Ton roh angefertigtes Modell des gewünschten Eisengeräts, vielleicht einer Axt, eines Hammers oder dergleichen. Nach einigen Tagen kommen sie dann abermals nachts angeschlichen und holen die von den Dorfbewohnern an derselben Stelle niedergelegte Tauschware ab. Es soll bei diesem seltsamen Handelsverkehr durchaus ehrlich zugehen. Könnte man das doch auch von den Handelsgeschäften der Kulturmenschheit ohne Einschränkungen behaupten!

Obwohl diese primitiven Urmenschen eine gut ausgebildete, ziemlich wortreiche Sprache haben, sind ihre geistigen Fähigkeiten doch nur gering. Sie haben keine Zeiteinteilung und können nicht sagen, wie alt sie sind; zu einer Betätigung höherer Art, abgesehen von ein wenig Schnitzerei, fehlt ihnen jedes Talent und jede Lust; sie haben nicht einmal den Trieb, sich zu schmücken. Dennoch wird von Kennern, wie den Vettern Sarasin, die Moral der Felsenweddas gerühmt. Sie leben in Einehe, halten streng auf eheliche Treue und gute Sitten und behandeln die Kinder mit Zärtlichkeit. Ihre religiösen Bedürfnisse beschränken sich auf einen dumpfen Dämonendienst und einen gewissen Ahnenkult, der freilich eigentlich nur Angst vor den Geistern der Gestorbenen ist. Es gibt aber auch gute Geister, die dem Wedda dazu verhelfen, daß er auf der Jagd viel Fleisch erbeutet, ihnen zu Ehren werden Tänze nach einem bestimmten Zeremoniell aufgeführt. Übrigens hat man den Weddas, wie manches andere Falsche, auch das nachgesagt, daß sie nicht lachen könnten. Das ist ein Irrtum, dadurch entstanden, daß die Urmenschen, wenn sie jemals mit Europäern zusammenkommen, aus Befangenheit und Scheu in einen gewissermaßen versteinerten Zustand geraten. Sich selbst überlassen, sind sie ein ganz munteres, bei geeignetem Anlaß auch gern lachendes Völkchen.

Wie lange noch, dann sind auch die letzten Weddas in die ewigen Jagdgründe dahingegangen, diese „Wilden", von denen Ernst Haeckel treffend schrieb, daß sie „viel interessanter sind durch das viele, das sie nicht besitzen, als durch das wenige, das sie besitzen".



Schwimmen! * Skizze von A. M. Frey

Es war nicht Vorsicht, auch nicht Ängstlichkeit des schwachen Weibes — es war schon etwas Krankhaftes! Wenn sie ihre Ausgangszeiten nach den Ruhezeiten der Straßenbahn richtete, um ja nicht von ihr überfahren zu werden — wenn sie von einem Spaziergang aus dem schlafenden Inneren der Stadt morgens um sechs Uhr nach Hause hetzte, weil der erste Frühwagen — wie ihr schien: gleich einem Dämon — gegen sie losgelassen wurde — so trug diese hingescheuchte Gestalt rührende Züge.

Untertags wagte sie sich nur am Arm des Gatten durch pferdeleere Gassen in den Park. Sieh: eine leichte Brise spielt dort hinten in den Fächern der Riesenkastanie! Aber sie wankt zur Seite. „Daniel," fragt sie, „kann der Sturm den Baum nicht knicken und zu uns herüberschleudern?"

Oder sie gehen über die kleine Brücke, unter der das Bächlein durchgleitet. Sie probt mit der Fußspitze die Haltbarkeit der einzelnen Bohlen, indes ihr Mann, bis sie sich hinübergezögert hat, seine kalte Verzweiflung ins Wasser speit. Eine unechte Sardine schnappt danach, aber Frau Thea schreit, ans Geländer gekrampft und matt in jedem Gelenkchen: „Um Gottes willen, reize das Tier nicht! Siehst du denn nicht, wie es schon nach mir beißt!"

Und diese Frau bestand darauf, schwimmen zu lernen.

Weshalb? Weil der Vater ihr den köstlichsten Badeanzug der Welt von Sofia bis Hamburg geschickt hatte. Dieser Verblendete, der die Tochter einst, als sie zum Schlittschuhlaufen ging, eigenhändig wattiert und ihr geraten hatte: „Wenn du meinst, du könntest hinfallen, mein Gold, dann übe lieber daheim auf dem Parkett!" Der setzte sie nun dem Gelüst nach dem fraglichsten Element der Erde aus.

Daniel versuchte, ihr aufzuschwatzen, man könne den sündhaft teuren Badeanzug gegen zwei Pinselohräffchen vertauschen und entgehe so der Notwendigkeit, sich naß zu machen. Aber sie wollte ihn seiner Bestimmung zuführen — sie war ganz nereidisch — sie wollte ins Wasser, wollte schwimmen und sprudeln und gurgeln.

Schon als Daniel ihr durch die Zeitung die beiden Gelehrten — den Professor der Navigation und den Schwimmeister — verschrieb, war er sich halb im klaren darüber, daß regelrechte Fluten kaum in Frage kämen. Aber wie sollte man schwimmen lernen ohne Feuchtigkeit?

Nach Beratungen mit dem Professor und jenem Schwimmlehrer, der Mitglieder regierender Balkanhäuser bis zur Absolvierung von Wannenbädern eisern herandressiert hatte, kam man überein, die Sensibilität der Dame verbiete es, sie einem öffentlichen Wasser zu überantworten. Demnach also Hausunterricht mit eigener Flüssigkeit. Herr Daniel besaß — war er auch reich — keine Villa mit Springbrunnen, kein Aquarium, überhaupt nichts Strömendes oder Plätscherndes; nur eine weitläufige Stadtwohnung im ersten Stock eines vornehmen Hauses.

Gut, also die Stadtwohnung müsse genügen, erklärte der Professor. Man habe hier ein längliches Eckzimmer mit nur einer Tür, einem festgefügten Boden und mit Fenstersimsen in Meterhöhe. Die notwendigen Einbauten seien spielend zu machen: an der einen Längswand ein Steg für den trockenbleibenden Gatten und die Lehrer; dann Querteilung der Tür und Dichtung der unteren Hälfte bis zum Flutspiegel. Weiter nichts und fertig.

Der Gatte hielt es für selbstverständlich, Möbel und Teppiche erst aus dem Becken zu entfernen. Aber der Navigationsprofessor hatte schwere Bedenken: man möge den Glauben der gnädigen Frau nicht dadurch stören, daß man ihr die gewohnte Umgebung raube; ein ihr fremder Raum erschrecke und lähme sie; zwischen Schreibtisch und Bücherschrank aber und vom Grund her umschimmert vom sanften Rot und Grün des Smyrnateppichs werde sie zutraulich und tändelnd lernen, was sonst ihr beizubringen wahrscheinlich unmöglich sei. Ob man gleichsam als Spielkameraden ein paar Goldfische —?

Aber Frau Thea war nicht davon zu überzeugen, daß unter ihnen ganz gewiß kein bissiger sei. „Und wenn sie mir zwischen die Füße kommen und mich zum Stolpern bringen, was dann?" rief sie schon weinerlich aus — wodurch den beiden Gelehrten übrigens klar wurde, wie sehr die Schülerin ihrer Aufgabe fremd gegenüber stand.

Die erste Stunde des Unterrichts — obwohl es Tag war, brannten über den Wassern sämtliche Lampen, wie Frau Thea gewünscht hatte, damit man jede ihrer Bewegungen genauestens wahrnehme — versammelte auf dem Steg, zu dem man durch den beweglichen Teil der Türe gekrochen kam: die Dame, bleich, aber reizend im erbarmungslosen Schwimmanzug; den Gatten mit einem gespreizten Netz; den Schwimmeister mit Gürteln, Korken, Schweinsblasen und Stricken; den Professor mit Blumenspritze, Thermometern, Anschauungstafel und Lehrbüchern.

Man kannte Frau Thea doch zu wenig. Man hatte sich das leichter vorgestellt, als es war. Der Professor hatte vermeint, sie einfach mit der Spritze näßen zu dürfen. Aber Frau Thea schrie auf und erklärte, dies nicht ertragen zu können.

Man beriet — „Wie, wenn ich erst den Badeanzug feucht mache und ihn dann feucht anziehe?" schlug Frau Thea vor. Daniel ließ warmes Wasser kommen, hieß die Gelehrten gehen, zog seine Frau aus, weichte den Stoff ein, half ihr in den nassen Anzug.

„Schnell, eh' er kalt wird!" jammerte sie. „Hu je, wie kalt! Links ist's zu warm, und hinten zu feucht. Gott, wenn ich fall'! Ist es sehr tief? Schau, wie ich trief'! Hu je, wie kalt."

Die Gelehrten eilten auf die Hilferufe im Laufschritt herbei. Der Schwimmeister gürtete die leise Wimmernde. Der Professor maß fieberhaft die Temperaturen an verschiedenen Stellen der Seefläche und nagelte die Anschauungstafel an den Türrahmen. Daniel hielt das Sprung- und Fangnetz unter die Gattin. Man zwang sie sanft zur Treppe. Zwei Stufen stieg sie abwärts. Die Wellchen umhüpften schon ihre Zehen. Sie fragte mit der Halswendung des Lammes, das geschlachtet werden soll, hinauf zu dem Professor: ‚Wieviel Grad?'

„Achtzehn Celsius, Gnädigste," meldete er mit einem plötzlichen Bückling, der fast ein Hechtsprung wurde —



Zeichnung von Hanns Langenberg.

doch verfing er sich im hilfreich hochgeschnellten Netz des Gatten. Es wäre auch verfehlt gewesen, jetzt schon Kopfsprünge zu demonstrieren, denn Frau Thea entzog ihre Sohle der Flut und sagte sehr bestimmt: „Niemals! Es ist barbarisch! Lernt man nicht im warmen Wasser ebenso gut? Ich denke: besser, denn man wird geschmeidiger sein als in der Starre dieser geschmolzenen Eiswüste. Jawohl: Eiswüste. Achtzehn Grad Celsius? Das sind — das sind ja keine zehn Grad Rabelais. Das will man mir zumuten? — Morgen, meine Herren, im warmen Wasser!" — Und sie zog sich zurück.

Der Professor ging sofort an die Durchwärmung des Bassins. Mit elektrischen Kochern, gleich Minen in die Flut versenkt, hoffte er, das Wasser auf Körpertemperatur zu bringen. Er arbeitete die ganze Nacht. Gegen Morgengrauen stieg ein erster atmender Hauch wohlig von der Fläche. Die Sache schien gewonnen — da barst mit einem ertrunkenen Knall der Bücherschrank und entleerte furchtbar vollgesogene Papierleichen, die ihn gesprengt hatten; — wie Dunstobst aufgequollene Atlanten trieben heraus, die ihre farbigen Bestandteile in Schleimlösungen dem Bade mitteilten. Bunte Tinten blühten langstielig aus einem Unterwasserschubfach des Schreibtisches: — neben dem Smaragdgrün das schmetternde Rot, mit dem alle Lehrer der Welt alle Schülerhefte bekriegen. Leim — wie gelöster Bernstein — stand in trägen Säulchen senkrecht im warmen Wasser, keimend aus allen möglichen Ritzen einstmals geleimter Gegenstände, die nun auseinanderfielen.

Als Frau Thea den Steg betrat, platzte gerade der Bauch des tödlich geblähten Lehnsessels und ergoß nach oben in einem Schwall, der über die Wasserfläche hüpfte, Werg und Roßhaar — gleich verfilzten Därmen mit Inhalt.

„Niemals!" erklärte Frau Thea in die mißfarbene, von Kadavern bedeckte Flut hinunter. „Soll ich Schlammbäder nehmen? Denkt euch was anderes aus!"

Der Professor erntete mitleidige Blicke des Schwimmmeisters. Daniel aber sagte: „Ich war von vornherein der Ansicht, daß Wasser in diesem besonderen Fall eines Schwimmunterrichtes überhaupt nicht das Rechte sei."

„Thea," versuchte der Gatte einen anderen Ausweg, „Liebste, könntest du dich nicht entschließen, mit ein paar kleinen Änderungen den himmlischen Badeanzug in das eleganteste Promenadenkostüm zu verwandeln?"

„Schwimmen!" befahl nur Frau Thea „Daß du es wagst, mich abbringen zu wollen! Dies Opfer bin ich dem besten meiner Väter schuldig."

„Kein Wasser ..." murmelte Daniel. „Demnach ... also ... vielleicht ..." es durchfuhr ihn zündend: „Mehl! Warum nicht einfach Mehl!"

„Mehl —?" wiederholte der Professor und legte den Finger an die Nase, räusperte Weisheit und erklärte gefestigt: „— wäre doch wohl nicht das Richtige. Mehl hat die Tendenz zu kleben. Dies dürfte zu bedenken sein, falls die gnädige Frau beim Schwimmen schwitzen sollte, was zu erwarten steht."

„Mehl ist mir überhaupt zu mehlig," beendete Frau Thea weitere Erwägungen.

„Aber Sand!" rief begeistert der Professor. „Sand, so fein, o mein Gott, so ganz ungeheuerlich fein — etwa wie Mehl!"

„Weshalb dann nicht gleich Mehl?" grinste schadenfroh der Schwimmeister, womit er zeigte, daß er nichts begriffen hatte.

„Sand, Sand, Sand!" sang der Professor und klammerte sich an die Aussicht, sein Ansehen wieder herzustellen. „Nach eigenem Verfahren! Streusand, Sandwasser, so fein, oh, ganz ungeheuerlich fein."

Aber Frau Thea vernichtete ihn, weil sie die zarten Schultern unwillig schüttelte: Sand sei zu sandig.

„Mehl — zu mehlig: Sand — zu sandig ... Gott, gib ein Wort," betete Daniel bei sich, „ein Wort, das sie nicht so leicht abtun kann."

Gott gab es. „Eiderdaunen," durfte Daniel sagen.

Niemand fragte. Alle fühlten: dies mußte das Richtige sein. Eine vom Professor geschaffene Saugmaschine zerstäubte zum Fenster hinaus den wässerigen Inhalt des privaten Schwimmraumes. Es regnete in Daniels Viertel einen Tag lang, und die Wetterwarte zerbrach sich darüber den Kopf. Inzwischen kaufte Daniel große Daunenballen: märchenhaft leicht und edel federnd, wenn die Fingerspitze nur daran stieß. Er wollte sie gleich vom Steg aus ins trocken gelegte Zimmer schütteln.

Aber der Professor duldete dies nicht. „Das Gebläse —," sprach er wichtig. „Ein Gebläse, schlangengleich in Bleiröhren kriechend über den Boden — mit zehntausend winzigen Löchern, aus denen in zehntausend kleinen Fontänen wärmste Luft hochsprudelt. Ach, wie köstlich!" Er wiegte sich flüsternd in der Hüfte.

„Fangen Sie an!" sagte Daniel drohend.

Als die Röhren sich über den Boden schlängelten und den leise singenden Chor der Hitzestrahlen hochsandten, ließ Daniel vom Steg aus den endlosen Schnee von Milliarden Daunen herniederstäuben.

Frau Thea war nicht sogleich bereit. Zu dem unerhörten Weiß dieser Badeflut paßte nicht die gleichfalls weiße Garnierung des Schwimmanzuges; man mußte da blaßrote Litzen wählen und aufnähen lassen. Aber dann erschien sie. Wieder ward sie gegürtet vom Schwimmeister. Und sie stieg vertrauend hinab — in die Arme einer ebenbürtigen Schwester. Der Gatte hielt das Netz, mit dem jetzt nichts Rechtes anzufangen war, unentschlossen über den wirbelnden Federchen. Der Professor holte sich eine kitzelnde Daune, die zu hoch geschwebt kam, aus der Ohrmuschel. Überhaupt flogen auf einmal viel Federn umher.

Frau Thea hing in den Strudeln, nur den Kopf überm weißen Gewoge „Eeeins — zwaaaidrei — vier!" kommandierte der Schwimmeister.

Der Professor deutete mit einem Stöckchen auf eins der Bilder der Anschauungstafel am Türrahmen. „Bitte, hierherschauen: erste und Grundstellung, gnädigste Frau!" bat er.

Aber Frau Thea beachtete ihn nicht und befolgte auch nicht die Tempi. Sie verfiel in eine krampfartige Starre — und nieste dann erlöst in die Federn.

Mächtige weiße Wolken fuhren ins Zimmer; dafür klaffte dort in der Flut, die sie beblasen hatte, gähnend ein Loch. Ihr Nasenkitzel zerplatzte ein zweites Mal — und die Männer auf dem Steg sahen einander nicht mehr im Gewölk.

Frau Thea gab das Glockenzeichen, sie empor zu ziehen. Man holte sie ans Ufer — sie nieste. Daniel beklopfte ihr den Rücken — sie nieste weiter. Sofern die Männer ihrerseits nicht niesen mußten, schauten sie der Dame in die Nasenlöcher.

Man brachte sie zu Bett und holte den Halsspezialisten — sie nieste. Nur in Pausen ächzte sie: „Daniel, sind es nun — deine dummen Federchen — oder hab' ich mich neulich — so sehr erkältet — als du mir den klitschnassen Anzug — aufgenötigt hast?"

Draußen hörte man die beiden Gelehrten explodieren. Daniel war unfähig, Theas furchtbaren Anklagen zu begegnen. Er nieste ein Loch in den Vorhang und den Spiegel von der Wand.

„Du antwortest nicht?" stöhnte sie. „Das sieht dir ähnlich! Aber trotzdem will ich's morgen in der Wanne probieren, gefüllt mit heißem Öl."

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 8. September 1921 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

Das sterbende Volk

Roman von Grethe Auer (Fortsetzung)

Dschilali holte tief Atem. „Herr," sagte er heiser, „du hast mich einmal gelehrt, daß der Europäer der Träger des Wissens und der Wahrheit ist; daß die Natur ihm gehorcht, daß Gott ihn bestimmt hat, über die Erde zu herrschen, damit er das Wissen und die Macht über die Natur allen Völkern bringe. Was du mir jetzt erzählst, klingt anders als die Worte, mit denen du meine Jugend genährt hast."

„Dschilali, ich habe ehrlich geglaubt, was ich sagte," antwortete der Bu Schimrir bekümmert. „Als ich in dies Land kam, mein ganzes Herz voll Liebe, da war ich erfüllt von dem Gedanken, daß wir berufen seien, Euch auf die Stufe menschlichen Wissens zu heben, auf der wir stehen. Ich habe umgelernt, Dschilali, und, glaube mir, ich habe eine bittre, bittre Schule hinter mir. Kulturbringer wollen wir sein? Kulturen*zerstörer* sind wir, wo wir erscheinen! Und hier haben wir etwas Vollkommenes zerstört."

Er senkte den Kopf auf die stützende Hand und seufzte tief und kummervoll. „Dies Land war die letzte Heimat eines großen und reinen Glaubens," fuhr er fort, nicht mehr zu Dschilali sprechend. „Was ist der Moslem des Ostens? Seine Moscheen sind entweiht von den Blicken neugieriger Reisender, seine Frauen sind angekränkelt von Ideen, die, aus europäischen Verhältnissen geboren, für europäische Verhältnisse passen, seine Reichen sind Affen europäischer Kultur, seine Armen sind Proletarier. Hier aber, hier lebte noch der Mensch, wie er aus Gottes Hand hervorging, lebte noch, wie die Patriarchen lebten, unbekümmert um Eigentum, reich von dem Segen einer verschwenderischen Natur. Er folgt mit seinen Schafherden dem wechselnden Grün der Weidetriften, er baut seine Felder ohne Mühe und zieht weiter, wenn der Boden erschöpft ist, und immer lebt er ohne Sorge um den morgigen Tag. Dem Armen reicht er Speise und Kleidung von seinem Überfluß. Seine Frauen kennen noch die Hingebung und die Bescheidenheit, und seine Söhne wachsen auf in der Weisheit einer alten Lehre, die ihnen genug gibt, um sich mit ihrem Schicksal, wenn es sie hart trifft, auszusöhnen. Er ist Hirte und Krieger, sanft wie der eine, und gewaltig wie der andre. Er ist frei von krankhaften Lastern, von den Giften nervöser Gewohnheiten, und er ist natürlich und mäßig in seinen Bedürfnissen. Als Kaufmann ist er listig, und doch so wenig habsüchtig, daß er die Herden nicht zählt und den Weizen nicht mißt, den er erntet, denn er gönnt dem Vorübergehenden, sich an seinem Besitz zu sättigen. Er kennt keine verschlossenen Schränke und keine Riegel an den Haustüren, denn die Diebe sind in diesem Lande so selten, wie die Hungrigen selten sind. Dschilali, ist diese Beschreibung deines Volkes übertrieben?"

„Ich glaube nicht, Herr!" sagte Dschilali, dem die Augen feucht wurden.

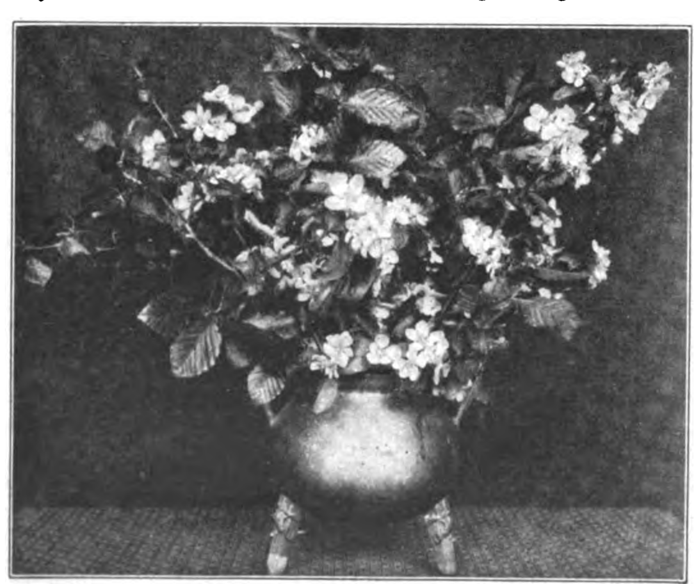
„Und nun kommt der Europäer und bringt ihnen den Hunger, und den Kampf um die Pfennige, und die Angst vor dem kommenden Tage. Er bringt ihnen die Liebe zum Golde, die Raffsucht über den Bedarf hinaus, er bringt ihnen Listen über ihre Listen und tückische Ausbeutung ihrer Unwissenheit. Er bringt ihnen das Mißtrauen und den Haß, denn er brüstet sich mit technischem Können, und was er ihnen verkauft, liegt weit unter dem Werte ihrer einfachen Handfertigkeiten. Er gibt ihnen ein Goldstück für eine Haferernte und verlangt zehn für einen Spiegel in Zinkgußrahmen. Er beraubt sie langsam und führt sie rettungslos dem Elend zu. Er bringt ihnen den Trunk, das Spiel, die Buhlerei, er vergiftet ihre Jugend und verseucht ihre Weiber. Es gibt keinen geistigen oder körperlichen Tod, den er sie nicht sterben läßt, und er nennt sich groß, wenn er sie ganz, bis auf den letzten Mann vernichtet hat. Die Größe Europas beruht auf der Ausrottung hundert anderer Völker, von denen jedes einzelne besser war als die weißen Teufel, die jenes hinausschickte.

Sie rühmen sich ihrer Siege und werden nicht rot, wenn sie erzählen, wie sie mit ihren Feuerwaffen wehrlose und nackte Wilde hinmähten. Dschilali! Dem Europäer ward Geist genug gegeben, um die ganze Welt mit Licht und Liebe zu erfüllen — und er hat sie mit Gold und Blut gefüllt."

Draußen auf der See schaukelten vier große französische Dampfer, jeder umlagert von Leichtern und Booten, die die Lasten aufnahmen. Das Gerassel der Kranenketten tönte von Zeit zu Zeit, vom Seewind getragen, herüber.

Dschilali, den des Europäers Worte aufgewühlt hatten, erhob sich und trat an die Mauerbrüstung. Noch dehnte sich die unbesiegte Bucht mit dem hohen Wellengang und der abwehrenden Brecherkette, aber das Geheimnis der Einfahrt kannten jetzt spanische und französische Bootsleute, und Dampfer um Dampfer brachte Zuwanderung geldgieriger Neulinge.

Dschilalis Blicke wanderten den Strand hinaus, der von Strandkörben, Zelten und Fähnchen bunt war, und wo weiß-



Blütenvase. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Elly Kugel.

häutige Frauen und Männer sich badend ergötzten. Wenn Dschilali zurückdachte an seine Jugend, dann schien es ihm, als wären Strand und Bucht damals um ein Vielfaches größer gewesen.

Die Sidi Musa-Straße herab jagte ein Automobil. Der Sand stieg dahinter empor wie die Wolke eines Dorfbrandes. Viel zu groß, zu massig, zu schwarz stand das Ungetüm in dieser Welt, wo alles zartfarbig, leicht und lieblich war. Der Bu Schimrir haßte das schönheitsfeindliche Ding, und sein Gesicht wurde noch trüber.

„Kilometerbreite Wege haben sie durch die Steppe gefahren, Blumen und Lerchenbrut zermalmend! Diese Ungetüme sind die Sinnbilder unserer Kultur. Alles vernichten, um Zeit zu gewinnen! Zeit! Haben wir hier gewußt, was Zeit ist? Selig haben wir unsere Hände am Morgen der Sonne entgegengestreckt, und dankbar haben wir ihr nachgelächelt, wenn sie unterging. Ihr freundlicher Strahl ist uns nicht zur Peitsche geworden auf der Jagd nach Gewinn. Warte, Dschilali, wie das Leben Euch erscheinen wird, wenn Ihr Tag um Tag mit der Sonne um die Wette laufen müßt, und wenn jede Minute gehascht, gefesselt, in Gold verwandelt werden muß! Noch wißt Ihr nicht, was Zeit heißt!“

Dschilali verstand ihn nicht. Von den Dampfern drüben lösten sich jetzt einige Leichter, nicht besonders hoch beladen, aber dennoch tiefgehend unter ungewöhnlichem Gewicht. „Munition,“ sagte Dschilali heiter. „Das drückt tiefer als Zuckerballen. Laß uns zusehen, wie sie durch die Brecher kommen!“

Sie sahen eine lange Weile schweigend dem Kampf der Menschenkräfte gegen die Elemente zu. Der weiße Gischt stand wie eine kristallene Wand, aber Leichter um Leichter stieg heran, auf den Wellen reitend wie ein Meergott, rannte an einer einzigen, dem unkundigen Auge kaum erkennbaren Stelle gegen die Brustwehr aus Perlen, durchbrach sie in einem Wirbel von Regenbogenfarben und glitt mit einem langen Ausholen seiner Ruder schnell und zielsicher in ruhiges Hafenwasser. Jetzt sah man auf den Kisten schon deutlich die Lademarke der großen Munitionsfabrik. Da wandte Dschilali sich dem Freunde zu und sagte, auf die anlegenden Leichter hinabweisend, nur das eine Wort: „Gegen wen?“

„Der Sultan gegen sein eigenes Volk,“ antwortete der Bu Schimrir. „Soweit haben es die Fremden gebracht.“

„Wir haben auch Waffen,“ sagte Dschilali ruhig.

Der Bu Schimrir sah ihn eine Weile schweigend an. Es gingen viele Gedanken durch seine Brust, er wollte Dinge sagen, die gesagt werden mußten, aber es war, als habe er sieben Garnknäuel zugleich losgelassen: sie liefen alle durcheinander und die Fäden verwirrten sich. Endlich haschte er einen Zipfel, den farblosesten von allen, und er versuchte, wohin er führen würde, und fragte: „Dschilali, was wirst du tun, wenn ich das Land verlassen haben werde? Wirst du in den Dienst der Franzosen treten?“

Dschilali antwortete offen: „So dachte ich, Herr!“

„Was sagt Kiltoma dazu?“ fragte der Bu Schimrir.

„Weiber sagen gar nichts,“ antwortete Dschilali stolz. „Aber sie ist in Angst wegen — wegen dieser Frauen, Herr!“ Er schloß leise, und sein Gesicht wurde knabenhaft verlegen.

„Hast du nicht Schafherden in der Uled Z'nain, Dschilali?“ fragte der Bu Schimrir.

„Meine Söhne hüten sie,“ erwiderte Dschilali.

„So geh zu deinen Söhnen, Dschilali, und hüte mit ihnen deine Herden,“ sagte der Bu Schimrir eindringlich. „Siehe, ich habe dich einst den Soldaten entrissen, jetzt gebe ich dich den Soldaten zurück, aber nicht denen des Sultans, sondern den freien Kriegern der Kabylen. Ich will dir alle meine Flinten lassen, Dschilali, und eine Kiste voll Munition. Zieh hinaus in die Steppe! Vielleicht beschert dir Allah noch viele Jahre friedlichen Lebens, denn das Land ist weit, und nicht überall wird der Boden die Fremden locken. Aber versprich mir, daß du gegen sie kämpfen willst, wenn sie die Hand ausstrecken nach dem, was euer ist! Es werden nicht viele Jahre vergehen, so wird das Volk sich erheben und die Kabylen werden sich sammeln gegen diese Unersättlichen. Dann sei von denen, die kämpfen, Dschilali!“

Er faßte die Hand des Arabers, die dieser ihm hinstreckte, mit brüderlichem Drucke. Nun sprachen sie nicht mehr, keiner von ihnen; denn beider Herzen trugen schwer an dämmernden Pflichten der Zukunft.

18.

Dschilali hatte seinem scheidenden Schutzherrn das Geleit nach dem Dampfer gegeben. Jetzt schritt er, während draußen der weiße Dampfer in den grauen Horizont sank, die Mole herein, gedankenverloren, an nahen Wandlungen seines Lebens bauend. Er war gerüstet zum Aufbruch in die Kabyle, ein Teil seiner Habe schon fortgeschafft, nur das letzte Gerät noch in der Hütte, die ein Brudersohn bereits übernommen hatte. Den nächsten Morgen dachte er aufzubrechen. Als er das Zollhaus verließ, um den Marktplatz zu überschreiten, traten an seine Seiten zwei Kaidsoldaten. Ihre Gesichter blickten ernsthaft unter den hohen, roten Mützen. „Der Gouverneur schickt nach dir,“ sagte der eine, indem er seine Hand sanft auf Dschilalis Arm legte. Dschilali verstand und erblaßte.

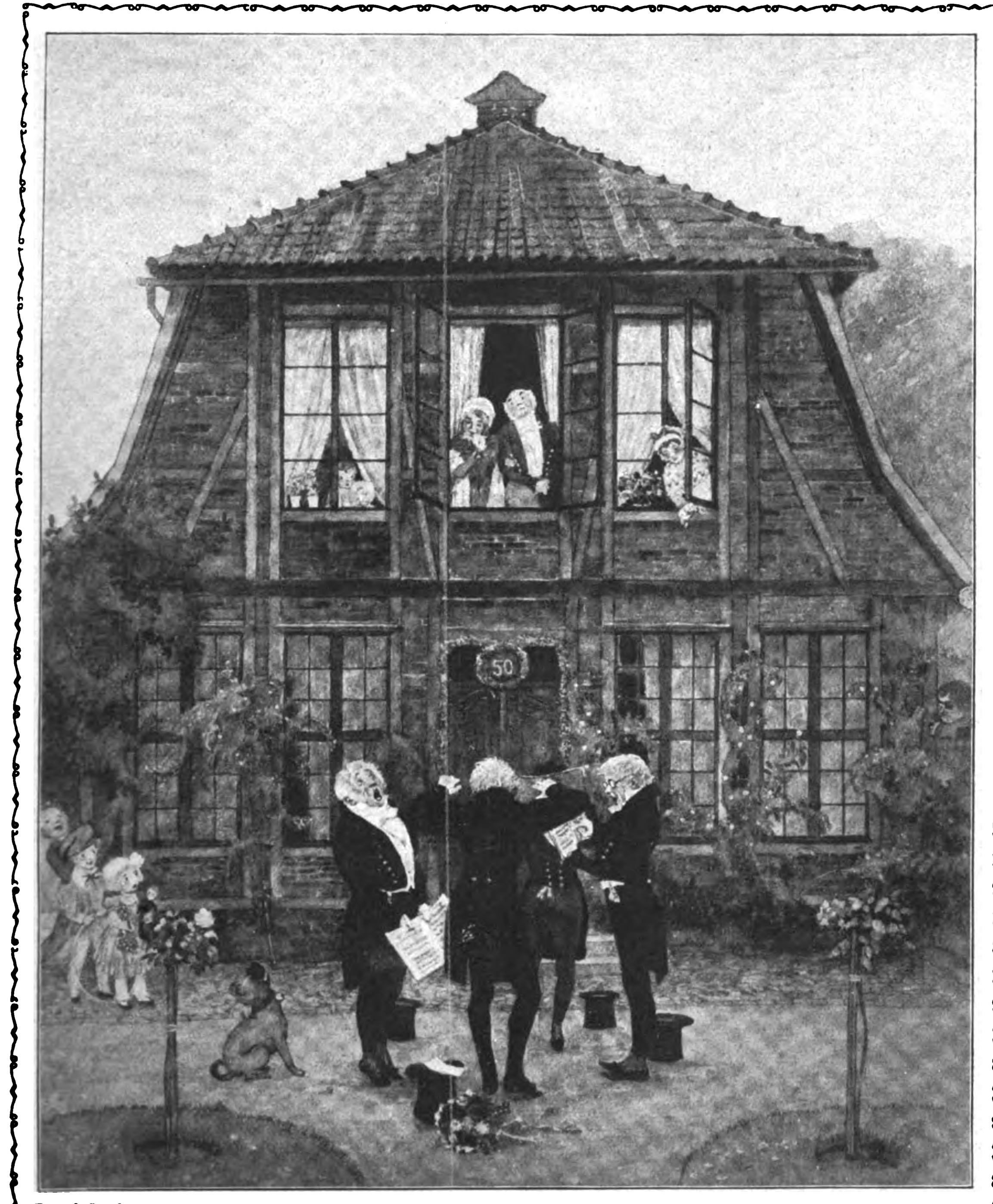
Er wurde ohne weiteres Verhör von der Straße hinweg ins Gefängnis geführt. Ein mittelgroßer Raum, in dem etwa zwanzig verkommen aussehende Menschen saßen oder lagen, nahm ihn auf. Die einen flochten Matten, andre banden Besen aus Palmettoblättern; alle sahen kreidig aus von langsamem Siechtum, alle schienen ruhig, ergeben, leidenschaftlos.

Dschilali mit seinen gebräunten Wangen und unruhig flammenden Augen stand wie ein Lebender unter Schatten. Die einzige Türe des länglichen Gemaches öffnete sich nach einem Hofe, an den andre, ähnliche Räume stießen. Auch diese waren erfüllt von solchen stillen, schemenhaften Menschen, meist ganz jungen Knaben oder Greisen über sechzig. Wenige richteten ihre Aufmerksamkeit auf den neuen Ankömmling, zwei oder drei grüßten ihn mit einem sanften Lächeln. Dschilali sah kein bekanntes Gesicht unter ihnen. Die Gefangenen waren Rebellen, Männer aus den Bergen, die in offenem Aufruhr gegen den Sultan, gegen die Regierung ergriffen worden waren, diese Tatsache ergab sich ohne weiteres aus dem Alter der Gefangenen: Männer zwischen fünfzehn und sechzig Jahren erleben dieses Schicksal selten.

Dschilali, der noch nicht fünfzig war, grüßte die Greise mit Ehrfurcht, die Knaben mit väterlichem Wohlwollen. Er ging eine Weile zwischen den Gruppen umher, bis er seine Nachbarschaft gewählt hatte. Dann ging er zum Wärter, der ein kleines Gemach neben dem Eingang bewohnte, kaufte sich eine Strohmatte und setzte sich auf seinen Platz. Der Wächter legte ihm die Eisen an die Füße. Dschilali zog die Knie hoch, legte seinen Kopf darauf und grübelte.

Gegen Abend kam Kiltoma und brachte Speise und etwas Geld an die Türe des Gefängnisses. Dschilali durfte sein Weib nicht sehen, vernahm aber ihre Stimme und empfing ihre Gaben. Da sie im Übermaß gebracht hatte, teilte er einigen Knaben von seinem Reichtum mit. Sie nahmen es mit einem scheuen Lächeln, und die Leerausgehenden sahen nicht hin, während jene ihr





Das Ständchen. Nach einem Gemälde von Franz Skarbina. (Mit Genehmigung der Kunstverlagsgesellschaft Wohlgemuth & Lißner, Berlin.)

Teil verzehrten. Andre Frauen kamen, auch Männer oder Kinder, die Essen für die Gefangenen brachten: deren Ernährung ist nicht Sache der Regierung, sondern Sache der Angehörigen. Wer keine Angehörigen hatte, lebte von der öffentlichen Mildtätigkeit, sofern er nicht für seinen Unterhalt arbeiten konnte.

Dschilali konnte das Mattenflechten und das Besenbinden verschmähen. Kiltoma sorgte für ihn aus treuem Herzen, und sie brachte auch dem Wärter und seinen Gehilfen Geschenke an Honig, Eiern und Butter, so daß diese Dschilali wohlgesinnt waren und ihn nicht beraubten. Es waren wortkarge, mürrische Männer, aber ohne Bosheit. Sie schalten nicht mit den Gefangenen, und wenn sie sich auch an ihnen bereicherten, sobald sie die dargebrachten Gaben verlockend fanden, so halfen sie ihnen doch wieder aus Eigenem, wenn solche Gaben aus irgendeinem Grunde einmal ausblieben. Seit Dschilali im Gefängnis war, der Mann, der ihnen als Krösus galt, waren sie sogar fast liebenswürdig.

Dschilali fragte nicht, warum er an diesen Ort gekommen war. Er fragte auch nicht, warum man ihn nicht vor den Richter stellte, und ebensowenig hatte er

die leiseste Hoffnung, jemals wieder diesen Räumen zu entrinnen. Er wußte ganz genau, woran er war.

In klarem Erinnern sah er sich, fast um ein halbes Menschenalter jünger, vor einem weißhaarigen Manne auf schimmerndem Reittiere stehen und fühlte deutlich einen langen, scharfen gehässigen Blick auf sich ruhen. Der Gouverneur vergaß nichts. Rasch und sicher hatte er zugegriffen. Dschilali sagte sich einsichtsvoll, daß er das Geschehene hätte vorausahnen können, und daß er ein Tor gewesen sei, ihm nicht auszubiegen. Der Bu Schimrir selbst hatte ihn zur Abreise nach der fernen Kabyle gedrängt. Er hatte den Grund nicht ausgesprochen, Dschilali hatte ihn erraten. Dennoch war er, leichtsinnig auf den Schutz vertrauend, der in dem Wohlwollen neuer Ansiedler bestand, in der gefährlichen Nähe des alten Feindes geblieben. Nun war nur geschehen, was geschehen mußte.

Dschilali verschwendete keinen Gedanken auf nutzlose Erwägung entschwundener Möglichkeiten. Er hatte sich schon wenige Stunden nach seiner Einkerkerung mit der Tatsache abgefunden, daß sein Leben zu Ende war und daß der Dschilali von heute mit dem Dschilali von gestern nichts mehr gemein hatte. Alle Regungen seines noch tätigen Geistes waren nun darauf gerichtet, sich den Aufenthalt in dem Gefängnisse zu erleichtern, und dazu verhalf ihm sein Reichtum. Kiltoma sandte selten ein Brot, in dem nicht einige silberne Münzen eingebacken waren. So gelang es Dschilali, eine Reihe kleiner Begünstigungen zu erkaufen, darunter auch die, Kiltoma zu sehen und zu sprechen.

Das erstemal geschah dies in Gegenwart des Wärters. Kiltoma weinte nicht, sie schrie nicht auf, sie stieß keine Anrufungen Gottes aus, als sie ihren Gatten wiedersah mit einer Kette zwischen den Füßen. Sie grüßte ihn so ruhig, als hätte sie ihn erst vor einer Stunde verlassen, und fing an, von geschäftlichen Dingen, von Botschaften ihrer Söhne, von der Hilfeleistung der Verwandten zu reden. Ihr Gesicht, das sie nicht mehr verhüllt trug, war gelb, trocken und sehr schmal, aber ihr Lächeln hatte noch jugendlichen Reiz, ihre Augen sanfte und warme Blicke. Ihre Reden und ihr Gebaren waren fast heiter.

Den Wächtern hatte sie einen großen Topf voll Butter hingestellt, dem Gatten einen gleichen, etwas kleineren. Sie sah ihn bedeutsam an, als er die Gabe in Empfang nahm, Dschilali antwortete mit einem innigen Blicke; er wußte, daß Geld unter der Butter lag.

Der Buttertopf bewirkte, daß die beiden Gatten sich die nächsten Male allein sehen durften. Das heißt, sie durften inmitten der übrigen Gefangenen nebeneinander stehen und sich flüsternd unterhalten, ohne daß ein Wächter sich blicken ließ. Kiltoma war stets voll geschäftiger Aufmerksamkeit. Sie wusch Dschilalis Eßnapf, brachte reine Untergewänder, eine Decke zum Schlafen. Und sie tat dies alles mit nicht anderer Miene, als ob sie daheim in ihrer Noalle wäre, um den Gebieter bemüht, wie es einer Frau zukam.

Die Wortlosigkeit, mit der beide ihr unerhört grausames Geschick hinnahmen, erleichterte ihnen sein Ertragen. Dschilali beriet durch Kiltomas Vermittlung seine Söhne in ihren Geschäften; er empfing durch sie Rechenschaft über den Fortgang seiner Besitzungen; so bewahrte er sich einen kleinen Anteil am Leben.

Dieses Interesse verblaßte indes, wie die Monate dahingingen. Er gewann den Eindruck, daß seine Söhne ohne ihn fertig wurden, daß sein Reichtum sich in ihren Händen vermehrte.

Kiltoma, die fast jede Woche kam, brachte immer reichere Gaben. Sie lebte demütig als Gast in einer der drei kleinen Noallen, die nicht mehr ihr gehörten; aber die Söhne brachten Weizen, Butter, Hühner, Früchte und auch Ladungen schimmernder Wolle zum Weben. Sie darbte nicht, ging anständig gekleidet und konnte den eingekerkerten Gatten so versorgen, wie es ihm dienlich war.

Die Gefangenen wie die Wächter grüßten sie fast mit Ehrfurcht und Dschilali mit Heiterkeit. Er sah immer noch gesund aus; nur seine Haut, der Luft und der Sonne entfremdet, begann nach und nach wächsern zu werden.

Wie die Bande mit der Außenwelt sich lockerten, knüpften sich neue in der Enge der Gefängnismauern. Hatten die Mitgefangenen den bevorzugten Mann erst mit leiser Scheu betrachtet, so ward ihr Herz bald gewonnen durch Dschilalis freigebige Spenden. Die Knaben zuerst schlossen sich an ihn an, langsamer näherten sich die Greise. Und bald fühlten sie, was sie nicht für möglich gehalten hatten: daß in der Seele dieses Städters ein Echo wachte für ihre Klagen.

Sie begannen damit, daß sie von ihren Dörfern sprachen, die sich auf grünen Hügeln breiteten, und von der Vielköpfigkeit ihrer Herden, die von Trift zu Trift weideten. Dieser hatte drei-, jener fünftausend Schafe, dieser zehn, jener fünfzehn Kamelstuten; dieser zwanzig, jener vierzig Pferde. Die Augen der Knaben begannen zu leuchten, wenn sie von ihren Wanderungen sprachen in der goldenen Luft der Freiheit, und von den Fährnissen, die sie bestanden hatten, wenn sie mit räuberischen Stämmen des Gebirges um einen Weideplatz gekämpft hatten.

Und während sie erzählten, erlebte Dschilali etwas Wunderbares: wenn sie Worte aussprachen, wie „Reiter", „Hügel", „Flinte", „Zelt", dann sah der Hörende plötzlich mit erschreckender Klarheit Bilder und Vorgänge, die er in Wirklichkeit lange nicht mehr oder selten gesehen hatte. Die starkduftende Weite der dampfenden Steppe dehnte sich vor ihm, Hänge, von Malven überwuchert, Teppiche leuchtender Blumenfelder, Ströme, deren Ufer von blühendem Oleander gesäumt waren, stiegen vor ihm auf. Er roch die schweren Düfte der Lavendelblüten, der Thymianpolster auf sonnenwarmen Steinen; er hörte knickende Asphodelenstengel vor andrängenden Pferdebrüsten knirschen, er sah die rötlichen Dolden sich neigen, wie der Ansturm vorübersauste, er vernahm schwirrende Flügel aufgeschreckter Lerchenbrut und über allem den scharfen Geruch des Pulvers, das lang hinrollende Donnern der Flinten und das Siegesgeschrei kampffroher Männer. Dörfer bräunlicher Zelte duckten sich zwischen Opuntienhecken und Maisfeldern, weiße Heiligengräber schimmerten aus Wäldchen silberner Oliven. Feuerchen blitzten, violetter Rauch hing träumerisch in gelben Morgenhimmeln. Berberfrauen, lang und blaß wie Kiltoma, sprangen leichtfüßig hügelan und haschten die weidenden Reittiere. Knaben in wehenden Hemdchen schirrten sie an und hielten die goldfunkelnden Bügel aus getriebenem Messing. Außerhalb des Dorfes standen in endloser Doppelreihe die Schafe, zum Melken zusammengekoppelt, Kopf gegen Kopf, und die bräunlichen Mädchen eilten mit Milchschüsseln herbei, die scheidenden Reiter zu tränken. Wachteltöne läuteten aus den Feldern, und hoch über dem Dorf stand eine Lerche mit zitterndem Flügelschlag und jubelte, als sollte sie die kleine Brust sprengen.

Alles das stand vor Dschilali, daß er darin zu leben glaubte und erschrocken zusammenfuhr, wenn der Erzähler verstummte und ein Seufzer der Lauschenden ihn zur Wirklichkeit zurückriß.

(Fortsetzung folgt.)







Einst und jetzt. Links: Alte Moorkate aus Torf, wie sie von den früheren Kolonisten in den Mooren errichtet wurden. Rechts: Ein neues Kolonistenhaus im Moor.

Das schlafende Hochmoor ★ Von Hans Schönfeld

Mit sechs Abbildungen

Was Ehr'n Piccardt vom Hochmoor hielt

Zu Coevorden in Holland hat der Diener Gottes, Pastor Piccardt, vor zweihundertfünfzig Jahren seinen gläubigen Seelen nach der Weise jener himmelssehnsüchtigen und erdenüberdrüssigen Zeit oft von der Kanzel herab verkündet: „Von Gottes strafender Hand sind die Ödländer und Hochmoore aufgebaut — ein Fluch für die Einwohner des Landes." Und die armen Erdenbürger glaubten ihm und fühlten sich von Gott gestraft und verlassen. Sie mieden die Stätte.

Das Hochmoor schlief auch im nahen Niederdeutschland. Man brauchte es nicht. Des Reiches Aufschwung, die gewaltige Ausfuhr, die alle Einfuhr überstieg, gestattete, dem arbeitenden Volk des riesigen Industrielandes aus der Fremde zuzuführen, was die eigene Scholle nicht genug zu bieten vermochte.

Das Hochmoor schlief. In unübersehbarer, herzbeklemmender Endlosigkeit dehnte es sich mit seinen giftfarbigen Tümpeln und schillernden Pfützen hin. Im Winter schien kein Unterschied zwischen diesem Himmel und dieser Erde. Alles ging ineinander über Grau in Grau. Im Sommer wuchs auf ihm grellfarbiges, saures und hartes Pflanzengebilde, das unangerührt verkam.

„Vingt millions de trop!" („Zwanzig Millionen zuviel!")

Clémenceau der arge, alte Tiger, des Name den deutschen Geschlechtern der Heutigen und Künftigen so fluchbeladen und gerichtet klingen soll wie der seines Landsmannes Mélac oder Davoust und Lerond, bot ewigen Gesetzen der Weltgerechtigkeit Trotz. „Zwanzig Millionen Deutsche sind zuviel auf der Welt," sagte er und überließ es Hunger, Verarmung, Gebietsschmälerung und Bürgerkrieg, die Vollstrecker seines Siegerspruches zu sein.

Hast du alter, vermessener Mann an jene endlosen Strecken im deutschen Tiefland gedacht, die nur des Weckrufes harrten, um aus vieltausendjährigem Schlafe endlich zu erwachen und unter kundiger Menschenhand lange gesammelte Kraft fruchttreibend zu entwickeln?

Das Moorwunder

Als die reisigen Scharen des ungebrochnen deutschen Heeres zurückgeflutet und in all die Rinnsale versickert waren, aus denen sie im Jahre 14 zusammenliefen, da ward's im Moor lebendig; dort wo der Kanal von Oldenburg westwärts streicht wohl dreißigtausend Meter weit. Da gingen die Feldgrauen ans Werk. Der Krieg war verloren; Deutschland mußte zusehen, aus Eigenem satt zu werden und von seinen Bodenschätzen der Welt abzugeben, um vom Erlös Rohstoffe zur Inganghaltung seiner Fabriken und Warenerzeugung hereinzubekommen.

Torf hieß das Zauberwort, das plötzlich Klang und Farbe gewann. Das Moor erwachte und gab seine Schätze her. In seiner Tiefe ruhte es millionenfach an Gewicht und Heizkrafteinheiten.

Die Menschlein krochen übers Moor und bohrten sich hinein. Sie ließen die sauren giftigen Standwässer ab, trockneten die moorige Oberschicht, und wenn diese kostbare Ausscheidung jungfräulicher Erde hinweggenommen und zu Preßsteinen verstrichen in die Städte und Dörfer gewandert ist, dann wird von den Ansiedlern das Neuland gewonnen. Oder man hat gleich nach der Entwässerung die Hochmoorkultur hergerichtet.

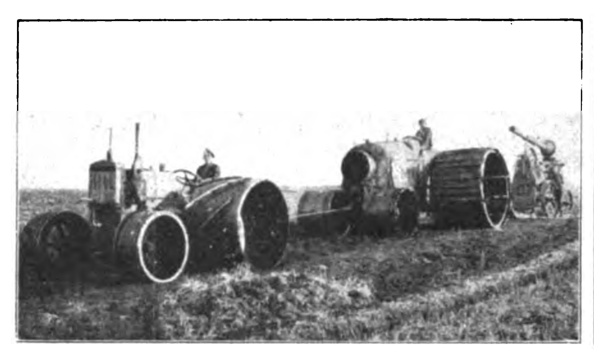


Anlage einer sogenannten „Pütte" zur Entwässerung des Moors. Das Moor, das sehr viel Wasser enthält, kann erst bearbeitet werden, wenn es gründlich entwässert ist.

Die Schlagader

Das Geheimnis, das Moor von seinem häßlichen äußeren Gewande zu befreien, ist die Schaffung einer großen Rinne: des Kanals. Dieser nimmt in Äderchen und Rinnsalen das tote Oberwasser des Ödlands hinweg und läßt die Oberfläche reif zur Bearbeitung werden.

Wo der Kanal läuft, setzten sich die Menschen fest. Wie sie's noch von der Front her kannten,



Ein Lanz-Kraftgespann und ein Lanz-Landbaumotor schleifen eine Lokomobile übers Moor.



Torfgewinnung mit elektrisch betriebenem Torfbagger. Tagesleistung bis 23 Wagenladungen.

nisteten sie sich in winzigen Hütten und Erdlöchern ein, in denen es eng aber warm und wohnlich ist. Die großen Torfstücke, viereckig abgestochen, wehren Sturm und Regen und den bösen Geistern des Moors den Zutritt.

Der Kampf des Menschen mit der Natur hob wieder an: aber ein sinnvoller Kampf, dem Segen beschieden ist. Wo ein sonderbares Häuflein solcher Torfhütten gestanden hatte, reckte sich nach Jahr und Tag eine Gruppe von Ziegelhäusern. Die erste Moorkolonie war da. Und die ertragbar gemachte Erde gab mit Lust her, was an unverbrauchter Kraft in ihr ruhte: Marschweiden, auf denen das Gras meterhoch, duftend und saftig steht, dem schönen buntscheckigen Oldenburger Milchvieh ein Labsal; Kohlgärten und Kartoffelfelder mit Erträgen, die den bescheidenen Siedler zuerst ungläubig vor Glück und Dankbarkeit dreinschauen lassen, prangen da, wo unlängst noch das Moorwasser giftig schillerte und tückische Blasen aus breiigem Boden quollen. Süd-Edewechter-moor hüben und drüben des Kanals, Moostropfen, Wildontonsmoor, Kamperfehn und Altgenoythermoor taufte man die neuen Siedelungen, die als vorgeschobene Menschenwerke den Dörfern am Rande des großen Moores vorgelagert sind. Sechzehntausend Hektar fruchtbares Neuland entrang man der wüsten Mark. Dahinter dehnt sich noch in mächtiger Tiefe das wilde Moor über ein Gebiet, dreimal so groß. Ein schmaler Pfad leitet zaghaft zu zwei meilenweit entfernten Dörfern. Am Westrand schlängelt sich vorsichtig die Eisenbahn vom Rhein nach Papenburg unfern der Ems. Diese Ödenei faßt an 100000 Hektar, genug für zwanzigtausend Siedler.

Noch schneidet die große Lebensader nicht hindurch. Dies Moor harrt noch der Weiterführung des Kanals bis zur Ems. Nach ihm rufen Hunderttausende. Die schon am Kanal sitzen — Siedler, Torf und Zementwerke, Ziegeleien und Schiffer —, vereinen ihren Ruf mit den heute noch erwerbslosen Volksgenossen: „Gebt bald die Mittel her, das große Werk in Angriff zu nehmen!"

Ein Viertel der Kosten zur Verbreiterung der Rinne sind schon bewilligt: 30 Millionen Mark. Eine drittel Milliarde wird der Kanal von Kampe bis Dörpen kosten, aber es ist nutzbringend angelegtes Geld, denn es schafft für Tausende Existenz- und Arbeitsmöglichkeit.

Der Segenspender

Als der verlängerte Ems—Hunte-Kanal wird die künstliche Rinne, die noch kein halbes hundert Meter Breite dem Lande nimmt, eine Segensquelle für Land und Volk werden. Wohl ist das Reich, in dessen Besitz jetzt alle Wasserstraßen übergegangen sind, arm und vermag die Mittel, deren es zum inneren Ausbau aller seiner Bodenschätze und Verkehrswege benötigt, nur bescheiden im Verhältnis zur Größe der Aufgabe zu bewilligen. Aber es ist schon tröstlich zu wissen, daß dem Volke Führer gesetzt sind, die die Höhe ihrer Pflichten kennen und dem niederdeutschen Kanal ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden. Von Elsfleth trägt die Hunte stromaufwärts schon tausendtonnige Seefahrzeuge. Die alte schmale Rinne aus dem Jahre 1856 muß von Stadt Oldenburg ab auf solch größere Schiffe verbreitert und vertieft werden. Von Stadt Kampe zur Ems sind 40 Kilometer neu zu graben. Zehntausende kommen dabei zu Arbeit und Siedlung. Die Hebung der deutschen Ernährungs- und Verkehrswirtschaft wird beträchtlich mit von der Durchführung dieses Werkes abhängen. Man denke doch nur: für dreieinhalb Millionen deutscher Volksgenossen wird das Neuland allein Kartoffeln liefern. Und nach Millionen von Tonnen zählt der brennreife, hochwertige Torf, der hier gepreßt wird. Dreiviertel Million Tonnen förderte man im Vorjahr, doch reichte der schmale Kanal nicht entfernt zu, diese Mengen wegzuschaffen. Aber wenn erst der Anschluß zur Ems und mit einem kurzen Stichkanal nach dem zweitgrößten Zukunftshandelshafen des Reiches, Wilhelmshaven — Rüstringen, hergestellt ist, dann soll heraus und herein schwimmen, was Arbeit, Brot und Lohn gibt: Torfstreu, Zement, Sand und Kohle. Und Clémenceaus gotteslästerliches Wort „Vingt millions de trop!" — es wird auch in diesem schmalen Zipfel des Vaterlands mit zuschanden. Sechsmal so dicht wie jetzt kann das einst verfemte Land der Irrlichter besiedelt werden. Dann zählt es immer erst 120 Bewohner auf den Geviertkilometer. Und was vom nordwestdeutschen Moorgebiet gilt, das besteht zu Recht auch für die Ödländer im Hannoverschen, in Pommern, in der Mark, in Ostpreußen und in Süddeutschland. Das Moor erwacht und wird zum Segen!



Ein Kartoffelfeld im Moor. Erträge bis 500 Zentner auf den Hektar sind keine Seltenheit. Im Durchschnitt trägt in Deutschland ein Hektar 268 Zentner.



Flug in den Wolken.

Dädalos und Ikaros

Ein Unrecht der Menschheit. Von Major a. D. Julius Ernst

Ikaros, der unglückliche Flugkünstler der alten Sage, dieser unvorsichtige Jüngling, ist durch sein Mißgeschick so unendlich viel berühmter geworden als sein Vater Dädalos. Warum spricht nun dennoch alle Welt stets von Ikaros und selten nur von Dädalos? Dieser heldenhafte, wirkliche Überwinder der Lüfte überflog der Sage nach mit unerschrockener Kaltblütigkeit das Meer und vollbrachte eine Tat, wie sie in Entfernung, Ausdauer und Schnelligkeit viele Jahrtausende später erst mit Hilfe der Motorenkraft – motorenlos bisher überhaupt noch nicht – übertroffen wurde. Ikaros' Mißgeschick bespricht die Sage und Literatur aller Zeiten. Selbst den Stoff zu einem Musikdrama hat sein Schicksal geliefert. In Romanen und Gedichten spielt er eine Hauptrolle. Selbst im Zirkus steht er bei bestimmten Spielen an erster Stelle. Er wird gefeiert, alle Eroberer der Lüfte verehren in ihm ihren großen Vorkämpfer, in Ikaros, der so kläglich im Ägäischen Meere versank, das er mit seinem Namen taufen wollte, während Dädalos, Ikaros' Vater, der wirkliche Held und Erfinder der Flugkunst ist.

Dädalos wollte der Gefangenschaft des Königs Maos im Labyrinth von Knossos auf Kreta entfliehen. Aber nur durch die Luft ist ein Ausweg möglich. Die Sehnsucht nach Freiheit macht ihn zum Erfinder. Sorgsam bekleidet er sich und seinen Sohn mit der geflügelten Rüstung. Dieser wunderbarste Übermensch des Altertums belehrt zuvor seinen Sprößling über all die großen unbekannten Gefahren des unbeschrittenen Luftweges, die ihnen drohen werden zwischen Himmel und Meer, zwischen Sonne und Erde.. Er empfiehlt ihm, die Sonne zu meiden. Er weiß, ihre Wärme wird das Wachs des Gefieders schmelzen. In der Nähe des Wassers droht weniger Gefahr, seine Kühle und gleichmäßige Temperatur gewährleisten vielmehr die Haltbarkeit der Flügel. Er prägt ihm ein: „Folge mir, bleibe genau auf meiner Spur, entferne dich nicht, am wenigsten aufwärts. Für uns ist die Sonne tückischer, als Winde oder Meereswogen es sein können. Bleibe unmittelbar hinter mir. Mache nichts nach deinem eigenen Kopf, es würde dein Unglück sein."

Dädalos übernimmt die Führung, er zeigt den Weg in Höhe und Richtung. Der junge Ikaros aber mißachtet die Ratschläge des Vaters, dessen vielseitiges Können und dessen erprobte Taten der Sohn wie kein anderer kennen mußte. Unbesonnen setzte sich der Sohn über die väterlichen Ermahnungen hinweg, die wachsgeklebten Flügel den heißen Sonnenstrahlen nicht auszusetzen. Er maßte sich an, an den Strahlen der Sonne sich zu erwärmen. Da schmolz das Wachs, das kunstvolle Flügelgewebe löste sich auf, jählings stürzte Ikaros in die Meeresfluten, ohne daß der Vater, der am Horizont bereits verschwunden war, ihm Hilfe hätte bringen können. So hat sich der Vorgang wahrscheinlich abgespielt.

Ikaros hat also nichts erfunden. Er war sich nicht einmal der Größe des ihm anvertrauten genialen Werkes bewußt. Er folgte nur den Spuren seines Vaters am Himmel. Er folgte ihm, wie ein Füllen auf der Weide

hinter der Mutter einherspringt. Aber Ikaros machte auch die tollen Seitensprünge eines Füllens, er bäumte sich hoch auf, wollte nicht gehorchen. Er dachte nicht einmal daran, irgendwo im Weltall einen der vielen Sterne zu erreichen. Er wollte sich nicht dem Zenit nähern, um sich in Lichtklarheit höherer Sphären zu baden. Er hatte weder Ideal noch Gedankenflug. Die Menschen aber machten ihn zu einem Abgott, zum Lufteroberer, zum Erfüller aller Träume, Vollender des Unmöglichen, Urgestalt derer, die nach Schönheit suchen, die noch erhabener ist, als die der olympischen Götterwelt. Die Flugkunst hat aus ihm einen Schutzpatron gemacht. Und nur infolge seiner Unvorsichtigkeit und seines Ungehorsams spielt er eine Rolle in der Geschichte, ist er im goldenen Buche der Flugkunst als Märtyrer verzeichnet, als das erste Opfer, dessen Name auf der ersten Seite in leuchtenden Lettern verzeichnet ist. Ihm folgt der „Schneider von Ulm" und dann so viele, viele andere.

Dädalos, der Vater, dagegen vollendete allein die Fahrt. In ununterbrochenem Fluge den widrigsten Winden trotzend, die gefährlichsten Stellen des Mittelländischen Meeres überwindend, landete er schließlich wohlbehalten auf Sikania oder Sizilien und trug dort dem König Cokales von Janika seine Dienste an.

So vielseitig wie er waren wenige Menschen seit Weltbeginn. Auf allen Gebieten betätigte er sich. Selbst die Heldentaten eines Herakles übertraf er an Zahl und Wert. Denn zu ihrer Ausführung verausgabt er im Gegensatz zu Herakles mehr geistige als physische Kraft. Dädalos, Sohn des Eupamalos, Urenkel des sechsten Athenerkonigs Erechtheus, von dem man heute noch auf der Akropolis einen Marmortempel erblickt, der von mächtigen Karyatiden gestützt wird, soll nach der Sage von Athen verbannt, nach Kreta geflüchtet sein.

Vielseitig waren seine Talente: Bildhauer, Ingenieur, Mechaniker und Dichter war er zugleich. In jedem Beruf und Handwerk war er bewandert, er war befähigt, alles zu begreifen, alles zu verstehen, und imstande, es zum Fortschritt menschlicher Kultur zu verwirklichen. Eben weil seine Erfolge ihren Eindruck nicht verfehlten, schrieb ihm das Altertum jene übermenschlichen Werke zu, die unter den schwierigsten, unglaublichen, fast unüberwindlichen Verhältnissen tatsächlich ausgeführt wurden: Trockenlegung der Sümpfe von Alabon, Errichtung der gewaltigen, unbezwingbaren Mauern von Agrigent. In Sizilien gibt es noch viel Sagen und Volksgesänge, die Dädalos zugeschrieben werden. Diodoros von Sizilien, Apollodoros, Plato, Pausanias, Aristoteles haben jahrelang umfangreiche Abhandlungen über Dädalos' Person und Werke verfaßt, ebenso über sein Fliegergenie, wie über seine Rollen als Erbauer des Labyrinths zu Kreta und als Schöpfer der klassischen ehernen Kuh. Es war die Kuh, die als Umhüllung der Pasiphal gedient haben soll, die in der Unnatur ihrer Liebe zu dem bekannten Stier entbrannt war und mit dem sie dann den Minotauros erzeugte. Es ist daher unverständlich, daß die Gestalt des Dädalos, die ganz besonders fruchtbar an fabelhaften Einbildungen und Vorstellungen ist, die Einbildungskraft tragischer Dichter des griechischen Altertums, ja selbst noch unsere großen Klassiker des 17. Jahrhunderts nicht mehr angeregt hat. Dädalos, Theseus' Zeitgenosse, eröffnete das weiteste Feld für die Betrachtung genialer Geister. Er spielte sicherlich eine Hauptrolle im Leben der Pasiphal, dieser vorzeitigen Messaline, und man kann annehmen, daß seine Gefangenschaft im Labyrinth, dessen Erbauer er war, auf grimmigste Eifersucht und das Rachegefühl des erzürnten Minos zurückzuführen ist.

Neben der Auffindung von Seewegen schreibt man Dädalos die neue Blütezeit der Bildhauerkunst infolge seiner überaus naturgetreuen Wiedergabe des Menschen zu. Vor seiner Zeit waren alle Statuen einzig und allein leblose Hüllen, die nur Rümpfe, Büsten und Köpfe sehen ließen, niemals Beine. Auf praktischem Gebiete aber bezeichnet man Dädalos als den Erfinder der Axt, des Brustbohrers, des starken Fischleims und einer beträchtlichen Zahl sonstiger nützlichen Handwerkszeuge.

Dädalos, dieser Sieger und schöpferische Geist, dieser übernatürliche Mensch, wäre aller Ehrungen würdig, würdig der dichterischen Behandlung und der wissenschaftlichen Untersuchung und Erforschung! Wer aber bekümmert sich um ihn? Wer spricht von ihm und seinen Taten? Wer würdigt die Entfaltung seiner einzig dastehenden Großtat? Wer hebt die umfassende Größe seines Genies hervor? Wer erinnert sich überhaupt noch, daß der Name Dädalos nur sein Beiname war? Daß er der „Vielseitige" hieß? Kein Mensch! Seit Jahrhunderten! Wie ungerecht doch die Welt ist. In Sage wie Fabeln wird Stümpern, Pechvögeln Begeisterung und Verehrung gezollt — dieser wirklich Große und seine Taten sind vergessen.

Es kommt wohl vor ... Von Charlotte Ball

Es kommt wohl vor, daß wir in harter Trauer
Wie Fremde durch vertraute Räume gehen.
Dann wächst die Nacht um uns gleich einer Mauer,
Durch die wir keines Freundes Antlitz sehen.

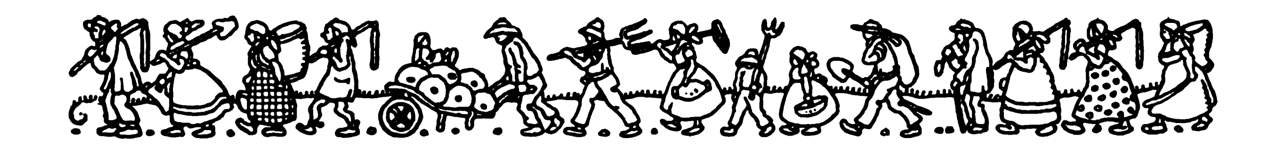
Und alle Worte, alle gütevollen,
Emporgeblüht aus einem lieben Munde,
Die zarten ... kleinen ..., die uns trösten sollen,
Verwelken in der Kälte solcher Stunde.

Trost. Von Willrath Dreesen

Jeder Weg führt an den Brunnen Leid.
Tauche, sinke, weinend zwar, doch mutvoll!
Sicher entsteigt dem dunklen Spiegel der Starke;
Sieht vom Grund, aufatmend aus Schauern der Tiefe,
Mitten am Tag über sonnigen Wipfeln die Sterne.

Großstadt. Von Leo Heller

Straßengänger ab und auf.
Wagen hin und her.
Fremd im Schritt und fremd im Lauf.
Jeder Kopf hat Ziel und Plan,
Doch das Herz ist leer.
Ungehörter Seufzerlaut ...
Ungehörter Schrei ...
Niemand achtet, keiner schaut.
Aneinander jagt die Welt
Seelenlos vorbei.



Engel, die Magd

Aus dem Holländischen von Wally Moes

Wer einen blühenden sauberen Bauernhof sehen wollte, der mußte den Schaperschen Hof aufsuchen. Es gab wohl Größere im Dorf, aber gewiß keinen, der besser gepflegt und unterhalten war.

Die Lage, weit hinten auf dem Zevenend, war günstig und freundlich.

In weitem Kreis standen die alten schweren Lindenbäume vor dem breiten Haus mit seinen hellblinkenden Scheiben und sauberen Gardinen. Seitwärts dehnte sich ein saftiger Weideplatz mit darangrenzendem Gemüsegarten; der Heuboden, der Schafstall, die Scheuern und Hühnerställe waren geräumig und stattlich; alles, drinnen wie draußen, trug das Gepräge von Gediegenheit, Ordnung und Fleiß. Nirgends wurden die Milcheimer, die Kannen und Butterfässer regelmäßiger und sorgfältiger angestrichen, nirgends hatte das Vieh besseres Lager, nirgends kauften die Metzger lieber ihre Kälber und Schweine.

Die Schapers waren aber auch mit Herz und Seele bei der Sache — Bauern durch und durch. Das Vieh, die Ernte, das Wetter füllten alle ihre Gedanken aus — für anderes blieb ihnen keine Zeit übrig.

Die Familie bestand aus zwei Schwestern, Mie und Griet, und ihrem Bruder Ysik. Zum Heiraten war keines von den dreien gekommen; es wäre zu schade gewesen das Besitztum zu verteilen, und sie saßen ja auch gut beieinander! Zu dreien konnten sie bequem die Arbeit bewältigen; das war viel vorteilhafter als fremde Hilfe dazu zu nehmen.

Sehr bedauerlich war es daher, daß Mie in mittleren Jahren von einem ernsten Leiden befallen wurde, das sie zwang, sich jeder Tätigkeit zu enthalten. Sie mußten also dran glauben und nach reiflicher Überlegung eine tüchtige junge Magd ins Haus nehmen.

Das war Engelina Kool.

Engel, wie sie genannt wurde, zählte kaum fünfzehn Jahre, als sie zu den Schapers kam, aber sie war groß, stark und willig, tat ihre Arbeit vortrefflich und gewöhnte sich so gut ein, daß sie bald als völlig zur Familie gehörig betrachtet wurde.

Nach zehnjähriger Krankheit starb Mie, und einige Jahre später auch Griet; nun blieb Ysik mit Engel allein übrig. Diese war ein emsiges, flinkes Frauenzimmer geworden, wuchs ganz in die Rolle der Bäuerin und Hausfrau hinein. Ysik konnte ihr ruhig alles überlassen, denn sie war erfahren und sorgte für des Herrn Vorteil,



Die Aehrenleserinnen. Nach einem Gemälde von A. Millet.

als ob es ihren eigenen Nutzen gälte. So blieben die zwei zusammen und sie waren beide zufrieden.

Wieder vergingen die Jahre — die Sommer mit ihrer geschäftigen Heuzeit und mit all dem Säen und Mähen auf den Feldern — die Winter mit den Kühen zu Haus, die vollauf Arbeit gaben.

Yzik war inzwischen sechzig Jahre alt geworden, ein mürrischer Mann mit dickem roten Kopf und lederartigem runzligen braunen Nacken. Sein phlegmatisches Temperament, das nie Verlangen nach einem andern Leben in ihm hatte aufkommen lassen, nahm mit dem Alter zu; er schien noch weniger empfänglich für Eindrücke, die seinem täglichen Gedankenkreislauf fernlagen. Die Bauernarbeit war seine Lust und sein Leben. Engel zählte nun auch bald vierzig Jahre. Sie fühlte sich allmählich ganz als Herrin. Und für Yzik war es viel wert, das Hauswesen so gut versorgt zu wissen, während er ausging, um auf den Äckern zu arbeiten. Kam er denn nach Haus, so fand er alles in schönster Ordnung, das Essen war schmackhaft zubereitet, und dann saßen Herr und Magd sich zufrieden gegenüber.

Engel war groß und mager, aber nicht unschön; sie sah immer ordentlich aus, war gleichmäßig in der Stimmung und freute sich ihrer unbegrenzten Macht in Haus und Hof.

Keines von beiden wünschte es anders, oder dachte daran, daß es jemals anders werden könne, wenigstens nicht aus eigenem Willen.

Und dennoch kam es so.

Engel war die älteste Tochter aus einer zahlreichen Familie. Da sie so jung von zuhause weggegangen und nie mehr zurückgekehrt war, fühlte sie sich nicht sehr stark mit ihrem Elternhaus verknüpft. Ihr war's immer, als ob alles, was die Schapers betraf, sie viel mehr anginge. Dennoch hatte sie ihrer Mutter stets getreulich ihren Lohn abgegeben und wurde dafür von ihr gekleidet, wie dies in Laren Sitte ist. Ihre Brüder und Schwestern heirateten nach und nach — und nun waren nur noch Berta und Jan zu Haus. Da kam eines schönen Tags auch Berta mit der Nachricht, daß sie Bekanntschaft mit einem Bauern angeknüpft habe, einem Witwer mit Kindern — und daß sie bald heiraten würde.

Frau Kool, die alt und hilfsbedürftig war, sagte gelassen: „Dann muß halt Engel wieder nach Haus kommen.“

Als Engel dies hörte, erschrak sie sehr. Eigentlich hatte sie niemals mehr daran gedacht, daß sie nicht wirklich zu Yzik Schaper gehöre. Sie hatte allmählich alles dort als ihr Eigentum betrachtet. Da war keine Kuh, die sie nicht großgezogen oder bei deren Ankauf sie nicht dabei gewesen, kein Huhn, das sie nicht aus dem Ei hatte schlüpfen sehen. Die Schweine und Kälber waren stets fett geworden durch das Futter, das sie ihnen so gut und regelmäßig zutrug. Der Gemüsegarten, in dem sie viel arbeitete, war ihr Stolz. Und dann das große Zimmer! Das schöne Zimmer mit den gutgepflegten prächtigen Möbeln und dem blauen Porzellan darauf, das Spind mit den geheimen Schublädchen, zu denen sie die Schlüssel hatte. Und der massive runde Tisch; die soliden friesischen Stühle mit den hohen bequemen Lehnen, die große Hängeuhr mit ihrem gemütlichen Getick. Das alles sollte sie nun verlassen, als ob es sie nichts mehr anginge!? Es schien ihr unmöglich! Und dann der Herr selbst! Da schoß plötzlich ein Gedanke durch Engels Kopf, der ihr noch nie gekommen war. Sie mußte sich ein wenig setzen und gut nachdenken über das, was sich ihr so plötzlich aufdrängte.

Berta heiratete einen Bauern irgendwo — wohlan, so konnte sie ja ebenfalls einen Bauern heiraten — den Yzik! — dann blieb sie wo sie war und alles würde ihr wirklich gehören. Yzik war wohl alt, und schön war er auch nicht, aber sie war ja selbst auch nicht mehr jung und hatte eigentlich schon lange nicht mehr ans Heiraten gedacht. Und sie kam gut mit Yzik aus. — Aber wie sollte sie es ihm beibringen? Sie glaubte nicht, daß er jemals an eine Frau gedacht hatte; sein Sinn stand immer nur nach seinem Vieh und seinem Land. Aber sie wollte den Versuch wagen, er mußte gelingen, sie wollte hier nicht fort!

Pünktlich um zwölf Uhr kam Yzik nach Haus. Er hatte immer einen erstaunlich guten Appetit und tat Engels Kochkunst alle Ehre an. Sie waren nicht gewohnt, während des Essens viel zu sprechen. Yzik löffelte mit offenbarem Behagen die vollen Teller hinunter. Zufrieden lehnte er sich dann in seinen Stuhl zurück und steckte seine Pfeife an. Das war der passende Augenblick, um etwas mit ihm zu besprechen.

„Herr, ich hab' Euch heut eine Neuigkeit zu erzählen,“ begann Engel das Gespräch, „ich muß fort von Euch.“

„Was?!“ sagte Yzik, „du mußt fort von mir! Das wird doch nicht wahr sein! Hast du es denn nicht gut hier? Ich dachte, du würdest immer dableiben.“

„Das dachte ich auch — und ich möchte es ja auch am liebsten; aber nun muß ich heimkommen; Berta heiratet — ich muß statt ihrer nach Haus.“

Yzik schien es nicht ganz zu erfassen; die Dinge drangen nicht so rasch in seinen Kopf.

„Na, na, wir reden noch darüber, Mädchen. Es renkt sich vielleicht wieder ein. Du bist nun über fünfundzwanzig Jahre hier, da wirst du doch nicht so plötzlich fortlaufen!“

„Nein, es renkt sich nicht wieder ein,“ sagte Engel bestimmt, „es ist nichts daran zu machen. Warum habt Ihr eigentlich nie geheiratet, Herr?“

„Ich?“ sagte Yzik in verwundertem Ton, „geheiratet? Daran hab' ich nie gedacht! Weißt du, mit einer Frau ist man übel dran, ich hab' das genug bei andern gesehen. Die eine verschlampt den Haushalt, die andere vernascht das Geld, die dritte fängt Zank und Streit an und ist nie zufrieden. Ich bereu' es gar nicht, ledig geblieben zu sein, mir ist es recht so; ich bin zufrieden, so wie es ist.“

„Nun gut,“ sagte Engel, „aber das nimmt jetzt ein Ende, denn ich geh' fort; da müßt Ihr halt sehen, was Ihr kriegt.“

„Ach Gott, ja,“ seufzte Yzik, „die Mägde taugen heutzutag nicht viel; sie wollen immer ausgehen und denken mehr an Kleider und Tanz als an ihre Arbeit.“

Engel merkte wohl, daß Yzik keine Spur von Zusammenhang zwischen Heiraten und ihrer Person sah.

„Ihr werdet mich noch entbehren, Herr,“ begann sie nach einer kleinen Pause wieder.

„Und ob ich dich entbehren werde, Engel!“ sagte Yzik. „Du hast immer gut für mich gesorgt, das muß ich sagen. Was meinst du, ob deine Mutter dich nicht hier ließe und selbst eine andere nähme?“

„Was denkt Ihr, Herr! Mutter eine fremde Person nehmen, die sie bezahlen muß, solange ich noch da bin! Nein, da müßt Ihr Euch schon was anderes ausdenken!“

Yzik schüttelte sorgenvoll den dicken Kopf und sagte: „So jetzt muß ich aufs Feld. Du gehst doch noch nicht gleich?“

„Nein, Herr, wir können heut abend wieder darüber reden. Tag Herr!“

„Tag Engel! Denkst du auch an den Sack Roggen, der zum Müller muß?“

„Ich denk' an alles, das wißt Ihr wohl. Aber wenn ich fort bin, wird das anders für Euch werden.“



„Schweig, Mädchen! Ich kann's nicht glauben, daß du fortgehst! Ich hatte so fest geglaubt, du bliebest immer hier."

„Ihr müßt nochmals gut darüber nachdenken, ob Euch kein Mittel einfällt," rief Engel ihm nach.

„Wüßt' nicht, was ich erfinden könnte," brummte Yzik.

„Doch, doch, erfindet nur etwas; Tag, Herr."

„Tag Engel." Und der Bauer ging.

Solch ein Einfaltspinsel! dachte Engel; wie krieg' ich's nur in seinen dicken Kopf hinein! — Aber ich muß es erreichen; ich geh' von hier nicht fort — und es ist der einzige Weg.

Und sie beschaute den ganzen Tag schon alles im Haus mit anderen Augen als gewöhnlich. Es war, als nähme sie von Stunde zu Stunde festeren Besitz von allem, schloß alles noch mehr ins Herz und fühlte immer deutlicher, daß sie nicht weg könne.

Im Vorbeigehen wischte sie liebevoll mit der Schürze über das Büfett, wie schön es glänzte! Mit vorsichtiger Hand versetzte sie die Prunkstücke auf dem Spind und versuchte sie noch besser zur Geltung zu bringen. Dann sprach sie zu den Tieren und beruhigte sie: sie würde nicht von ihnen gehen, gewiß nicht; sie würde den Herrn wohl zu Verstand bringen! Sie hatte ihn ja recht gern, den Herrn, aber an ihm war ihr eigentlich am wenigsten gelegen.

Abends begann sie wieder Laufgräben anzulegen, um die Festung zu bestürmen:

„Habt Ihr Euch etwas ausgedacht, Herr?"

„Lieber Gott, nein, Mädchen! Ich kann nichts ausdenken."

„Ich aber wohl, Herr; Ihr müßt heiraten, dann seid Ihr versorgt."

„Bist du närrisch, Engel! Ich bin viel zu alt und ich wüßt' auch nicht wen."

„Geht, geht — es gibt noch manche, die Euch nähme, glaubt mir's! Ihr seid stramm und gesund."

Yzik saß vor Erstaunen mit offenem Mund da. Was für Zeug doch das Mädchen schwatzte! Er wollte sich lieber sein Pfeifchen anstecken. Sein Pfeifchen rauchen, das konnte er — aber etwas ausdenken, das war seine Sache nicht. Oder es müßte denn über die Schweine sein — wieviel sie nun wohl wiegen, oder ob seine Rechnung mit der Kuh, die kalben mußte, stimmte. Über solche Dinge konnte er mit Behagen ein Weilchen nachdenken; lang ging es aber auch nicht. Nun wollte er lieber zu Bett gehen, denn am folgenden Tag mußte er früh heraus, und war er auch kerngesund, er fühlte doch, daß er keine zwanzig Jahr mehr alt war.

„Ich geh' schlafen, Engel," sagte er nach einem Weilchen, „gehst du auch?"

„Ja, ich geh' auch; ich bin fertig. Gute Nacht, Herr!"

„Gute Nacht, Engel!"

Und Engel verschwand im Oberstübchen, wo sie ihre Schlafstätte hatte, während Yzik seine hohe Bettstelle im Vorderhaus erklomm.

Am folgenden Tag nach dem Essen begann Engel wiederum: „Herr, ich bin eben zu Haus gewesen, Mutter



Der alte Hof. Nach einem Gemälde von M. Freiin v. Freytag-Loringhofen.

sagt, daß ich bald kommen muß, spätestens in sechs Wochen. Wißt Ihr nun schon, was Ihr tut?"

„Ach Mädchen, fängst du schon wieder an! Wie soll ich so plötzlich wissen, was ich tue!"

„Habt Ihr keine Lust zum Heiraten, Herr?"

„Gott bewahre, Engel! Was würden die Leute sagen! So ein alter Kerl!"

„Na, Ihr müßt ja nicht gerade nach den Jüngsten ausschauen. Aber so eine von über Vierzig, so eine wie ich bin zum Beispiel."

„Schweig, Mädchen, ich hab' anderes zu tun! Als ich jung war, hatte ich keine Lust und keinen Sinn zum heiraten, und jetzt noch viel weniger. Ich begreife nicht, wie du an etwas so Verrücktes denken kannst, du bist doch sonst nicht so dumm!"

Engel seufzte sehr laut und kehrte Yzik den Rücken zu. Dann nahm sie ihren Schürzenzipfel, wischte sich damit die Augen und sagte mit weinerlicher Stimme: „Ich habe so großen Kummer, weil ich fort muß! Ich kann nicht drüber wegkommen, ich kann nicht! Mir ist, als sei ich viel mehr hier zu Haus, als bei mir daheim."

Yzik hatte Engel noch nie so gesehen und noch nie so sprechen hören; sein Erstaunen war grenzenlos.

„Was ist dir, Mädchen, du heulst?"

„Ich will hier nicht fort. Ich komm' nicht drüber weg! Ich geh' ja zugrund vor Heimweh und Schmerz!"

Und wieder wanderte der Schürzenzipfel an die Augen und Yzik bekam den Rücken der Magd zu sehen.

Er fühlte sich unbehaglich. Sein Leben war bis jetzt immer in größter Gemütsruhe verlaufen; nun fand er sich nicht zurecht in diesen Verwickelungen, und mit heulenden Frauen wußte er ganz und gar keinen Rat. Er stopfte sein Pfeifchen und setzte sich draußen auf die Bank, und bald sagte er: „Ich geh' zu Bett, gute Nacht Engel!"

„Gute Nacht, Herr!"

An den folgenden Tagen beschwor Engel bei den Mahlzeiten die Schreckbilder herauf, wie es gehen würde, wenn sie weg war; die Kleider vom Herrn würden nicht mehr unterhalten werden, gewiß sähe er bald wie eine Vogelscheuche aus, mit Löchern in den Strümpfen und ohne Knöpfe am Rock. Die Wäsche sah Engel im Geist schon ganz ruiniert. Kein Vieh würde zur Zeit sein Futter bekommen, und auch er fand wohl nicht immer etwas Eßbares, wenn er mittags hungrig nach Haus kam, und schlecht zubereitet war es auf jeden Fall. Alles würde verschmutzen und verfallen!

In dem trägen Gehirn Yziks begann die Zukunft dunkler und immer dunkler auszusehen; nach Verlauf einer Woche war er ebenso niedergeschlagen wie Engel selbst. Aber einen Ausweg fand er immer noch nicht, und Engel merkte, daß sie noch deutlicher werden müsse.

„Ich bleib' dabei," sagte sie wieder eines Mittags, „Ihr müßt heiraten. Wenn Ihr nun eine Frau fändet, gerade wie ich eine bin, würde Euch das denn so schlimm scheinen? Dann brauchtet Ihr auch keinen Lohn mehr zu bezahlen."

Yzik wollte gerade die Gabel, mit einer großen Kartoffel darauf gespießt, in den Mund stecken. Er blieb mit weit offenem Mund, regungslos vor Erstaunen sitzen. Ganz langsam ging ein Lichtchen bei ihm auf; aber dem schwachen Schimmer mußte Zeit gelassen werden zum Durchdringen. Er stopfte die Kartoffel in den Mund, kaute hörbar und schluckte; dann sagte er: „Was Engel? Wa—as?!"

„Nun müßt Ihr nachdenken und einen Entschluß fassen, Herr. Ich sage nicht noch einmal, was ich eben gesagt habe."

Yzik aß langsam seinen Teller leer, stopfte seine Pfeife und starrte in tiefen Gedanken vor sich hin.

Was hatte das Mädchen da gesagt? Eine Frau, gerade wie sie eine war, und dann brauchte er in Zukunft keinen Lohn mehr zu bezahlen? Sollte sie's am Ende gar auf ihn abgesehen haben? War dies der Grund, weshalb sie so schwer von hier fortkonnte?

„Aber," murmelte er zweifelnd, „dann würde alles ihr gehören, wenn ich sterbe; na, schließlich mitnehmen kann ich's ja doch nicht! Und ich brauche keinen Lohn mehr zu bezahlen; daß ich daran nie gedacht habe! Das hätte ich vielleicht all die Jahre sparen können! Ob sie's wirklich ernst gemeint hat?"

Engel merkte, daß es diesmal eingeschlagen hatte und sah mit Spannung dem Abendessen entgegen. Der Herr und die Magd saßen sich erst stillschweigend eine Zeitlang gegenüber. Sie vertilgten mit Appetit eine tüchtige Portion Buttermilch und Reisbrei; dann sagte Yzik: „Nun mußt du mir sagen, Engel, ob du heut mittag darauf angespielt hast, meine Frau zu werden?"

Engel nickte eifrig: „Ja, Herr; dann bleibt hier alles so wie es ist, nur daß Ihr keinen Lohn mehr zu zahlen braucht."

„Aber," sagte Yzik, „dann bist du die Frau und verlangst vielleicht eine Magd, um die Arbeit zu tun und dann komme ich dabei zu kurz."

„Bewahre, Herr! Ich tue alles weiter, wie ich es immer getan habe, das verspreche ich Euch fest; wann ich nur hier bleiben darf! Und Kleider braucht Ihr vorerst auch keine für mich zu kaufen, denn es hängen noch so schöne Sachen von Mie und Griet im Schrank, wenn ich die dann tragen darf?"

„Du mußt es selbst wissen, Mädchen, mir ist's recht. Jung bin ich nicht mehr, schön auch nicht, aber ich scheine dir nun einmal zu gefallen —"

„Gefallen, gefallen," fiel Engel ihm ins Wort, „was ist da von ‚gefallen' die Rede! Nein, ich finde es nur so schrecklich, von hier fort zu müssen, und wenn wir heiraten, ist uns beiden geholfen."

„Du hast recht, Mädchen! Es war dumm von mir, daß ich nicht früher dran gedacht habe. Das kommt, weil der Sinn mir nie nach dem Heiraten stand. Aber es ist so wie du sagst: ich spare den Lohn und du kannst hier bleiben. Morgen geh' ich zu deinen Eltern. Und jetzt geh' ich ins Bett; ich bin müd von all dem Nachdenken. Gute Nacht, Engel!"

„Gute Nacht, Herr!"

Am nächsten Tag hielt Yzik feierlichst bei Kool und seiner Frau um Engels Hand an; sie wurde ihm bewilligt; die Kools waren nicht wenig stolz auf den zukünftigen reichen Schwiegersohn.

„'s ist alles in Ordnung," sagte Yzik, als er nach Haus kam. „Morgen machen wir das Aufgebot und heiraten in vierzehn Tagen: aber ohne Hochzeitsfest, das ist dir doch recht, nicht wahr?"

„Ja, ja, ich gebe nichts auf Hochzeitsfeste — ich bin bloß zufrieden, daß ich hierbleiben kann."

„Und ich bin zufrieden," sagte Yzik, „daß ich weder eine neue Magd zu suchen noch in Zukunft Lohn zu zahlen brauche."

Vierzehn Tage später heiratete das Paar in aller Stille, Engel trug eine altmodische Jacke von Mie. Nach der Kirche gingen sie zu Kools und aßen dort ein bescheidenes Hochzeitsmahl. Abends saßen sie wieder, als ob nichts geschehen sei, an ihrem altgewohnten Platz einander gegenüber bei der Abendsuppe.

„Ich gehe zu Bett," sagte Yzik, „ich bin wahrlich müd von all dem ungewohnten Getue. Gute Nacht, Engel!"

„Gute Nacht, Herr!" erwiderte Engel; „ich will nur weiter Herr sagen — ich bin es so gewohnt."

Das sterbende Volk

Roman von Grethe Auer (Fortsetzung)

Dann erzählten andere. Kuhherden weideten in Schluchten ginsterbestandener Berge, der silberweiße Reiher saß in Scharen auf den Rücken der ruhenden Tiere, erregt sein Krönchen entfaltend, wenn die summenden Fliegen vor ihm gaukelten. Schwarze Bergziegen schossen in Rudeln zu Tal, und aus den Ginsterbüschen tönte der flötende Ruf des Wasserfinders, des Wiedehopfes. Auf der roten Erde rankte meilenweit die Weinrebe mit großen, schweren Trauben dunkler Beeren; reiften sie, so betteten die Knaben des Dorfes sie auf Stroh. Nachts kamen die Füchse und naschten von dem göttlichen Überfluß. Die Menschen wurden nicht ärmer davon. Wochenlang nährten sie sich in der Erntezeit von der süßen, fleischigen Frucht.

Und ein dritter: Kanäle schlängelten sich zwischen Palmengruppen dahin, im Schatten des fedrigen Jungwuchses barg sich die Rohrhütte des Besitzers. Die Palme stand königlich in freier Luft, wie ein Turban rundete sich die Krone mit den geschweiften Blättern, die Nahrung gab mit jungen Blattschossen und gewichtigen Fruchtbüscheln. Standen ihrer drei oder vier nahe beisammen, so neigten sie sich anmutig zur Seite wie tanzende Mädchen. Die Palme gab Hüttendach, Lagerstatt, Feuerung, Bast für die Körbe, die sie mit ihrem Segen füllte. Ihre Stämme dämmten das Erdreich ab, wo es die wasserspendenden Kanäle bedrohte, sie legten sich als Brückchen über die tiefen Erdrisse, sie sangen als Wachspressen im Dienste des Bienenzüchters oder als Handhaben im kreisenden Schöpfrad. Reich und geborgen lebt der Mensch unter den Palmen. Blaue Häher huschen durchs Gezweige, Schildkröten rudern die lehmigen Wasserläufe entlang, die wilde Taube erfüllt abendlich die Luft mit weichen Locktönen. Aus einzelnen erblühten Zitronenbüschen steigt der süßeste Duft.

Weiterhin, wo der Strom rollt, der die kleinen Kanäle speist, dehnen sich die Wälder der Granaten, der Oleander, der Orangen. Feuerrote Blüten, rosenfarbige Blüten, schneeweiße Blüten glänzen in dichten Geweben, wie Prunkgewande aus Fes oder Rabat, in unvergänglichen Seiden gestickt. Tausendstimmiger Vogelgesang hallt in den schwülen Wölbungen dieser ewig duftenden Dome. Um die Zelte häufen sich die Früchte in roten und goldenen Bergen, ohne daß das Blühen in den hohen Kronen sich erschöpft. Im Strom plätschert der größte aller Karpfen, am höhlenreichen Ufer sonnt sich der Otter. Wo das Wasser seicht ist, baden die Herden, regungslos stehen die Büffelkühe im Wasser, das Kinn ruht auf der spielenden Fläche, ein Reiher thront hoch auf den Hörnern. Flamingos, wie schwebende Oleanderblüten anzusehen, gleiten in langsamen Flügen einher. Und sicher auf luftgefüllten Schläuchen ruhend, schwimmt der Hirte, der Jäger, der Hüter der goldenen Ernten den Strom hinab, kreuzt er die glänzende Wasserstraße seines freien Reiches. Die Knaben, die aus solchen Bezirken stammten, nannten ihre Väter Könige und führten ihren Stammbaum zurück auf die Almoraviden, auf die Lemtuna, auf die sagenhaften Herrscher von Sidschilmassa. Und Dschilali zweifelte nicht an der Wahrheit ihrer Worte. Er kannte viele Könige, die in Zelten wohnten.

Die blassen Erzähler brauchten nur den zehnten Teil dieser Worte, um alle diese Bilder, und noch schönere, farbenreichere, in Dschilalis Seele wachzurufen. Es gefiel ihm, daß sie sich einstellten, wenn er das Auge fest auf die graue Wand seines Kerkers heftete, und daß sie wogten und woben wie Falten eines farbigen Kleides. Der Greis, der ein paar verdorrte Datteln aus seiner Tasche zog oder der eine Orangenschale in die Ecke warf, konnte mit einer einzigen Bewegung den Zauber entfesseln. Der Knabe, der ein berberisches Wort gebrauchte, oder der andre, der ein seltsames Schmuckstück aus dem Sus liebkoste, besaß dieselbe Macht. Ich habe schon gesagt, daß ein halbvergessener Name eine ganze Welt zu erschließen vermochte. Mitten im brausenden Leben stehend, hatte Dschilali nie gelernt, was Phantasie war. Jetzt begnadete sie ihn, die trostreiche Göttin der Gefängnisse, und gab ihm Reichtümer von nie gekannter Art.

Etwas anderes ereignete sich, als Dschilali zum erstenmal die Frage tat: „Und wie war es, als Ihr gefangen wurdet?"

Da ging ein langes Schweigen durch den dämmernden Raum. Verloren starrten die Augen ins Leere. Ein Seufzer stieg auf, dann war wieder Stille. Und endlich nach langer Zeit antwortete eine scheue Stimme: „Wir wissen es nicht."

Nach und nach ward auch das zur Gestalt. Fremde Männer, deren blaue und rote Gewandung in der zartgetönten Landschaft mit frechen Linien prahlte, waren gekommen und hatten ihre Pferde auf den Äckern der Landleute weiden lassen. Sie hatten Palmen gefällt, Orangenbäume geplündert, Ziegen geschlachtet, Häher und Reiher geschossen, diesen einige wenige Federn ausgerissen und die Kadaver auf den Weideplätzen verfaulen lassen. Sie hatten geschaltet, als ob das Land mit allem was darinnen war, ihnen gehörte. Und als die Ältesten des Douars sie zur Rede stellten, da hatten ihre Dolmetscher sie Rebellen genannt. Sie waren belehrt worden, daß die Kabyle im Aufstand gegen den Sultan begriffen sei, und daß der Sultan die fremden bunten Männer gesandt habe, um die Unbotmäßigen zu unterwerfen.

„Wir wußten nichts vom Sultan, und wir wußten nichts von einem Aufstand," sagte mit matter Stimme ein alter Mann. „Es war Sache unserer Kaids, dem Sultan die Steuern zu bringen, die er verlangte. Dafür gaben wir ihnen den Zehnten. Wenn sie die Abgabe versäumten, so durfte uns keine Strafe treffen." Die Worte verklangen im Raume. Es wußte keiner etwas zu erwidern.

Die fremden Männer fuhren fort zu hausen, wie sie begonnen hatten. Lerchen und Tauben schossen sie mit ihren gefährlichen Flinten in Fetzen, daß nichts davon übrig blieb. Es geschah nur, um der Lust des Mordens zu frönen. Sie schlachteten trächtige Schafe und knickten in roher Raffsucht die Äste der Fruchtbäume. Sie zertrampelten die Reben, sie zerstörten die Bienenstöcke. Und als die kleinen Mäuerchen, die arglose Friedfertigkeit nur zur Marke, nicht zum Schutz um die Dörfer gezogen hatte, ihrem Bubensinn keine Grenze mehr setzten, da kam es zum Kampfe.

Die Leute wußten selbst nicht, wie es geschah. Es war ein Wortwechsel gewesen, kurz, grell und hastig,

zwischen einigen Männern des Douars und einer Gruppe der blauroten Söldlinge. Keiner hatte den anderen verstanden. Die Dolmetscher konnten die eilig gegeneinander prasselnden Schmähworte nicht haschen, wie Hagel fielen sie hüben und drüben aufprallend nieder, verkollerten im Sande. Die Frauen in den Zelten hatten die Köpfe nicht erhoben um ihretwillen; es war nicht mehr, als die gewöhnliche Erregung, die seit der Ankunft der Fremden nicht zur Ruhe kam. Die Knaben lauschten neugierig und vergnügt hinter den Noallen, erschnappten fremde, lustig klingende Worte und probierten sie, in kindlicher Freude die zornigen Akzente nachäffend. Dann folgte ein plötzliches Verstummen, und fast in derselben Minute zischte es von allen Seiten durch die Luft und mitten im Dorfe fielen Menschen, die gar nichts von dem Streite wußten. Eine Frau, die Milch in ihrem Ziegenschlauche zur Butter schüttelte, legte sich plötzlich mit dem Gesicht vornüber in die Asche ihres Feuerchens. Ein Esel, der neben einer Hütte angebunden stand, tat ein paar wilde Risse, brach zusammen und hing leblos am Seile.

Dann hörte man das laute Donnern der Berberflinten, das langhin rollte wie Echo an Felswänden, und die Luft war blau von dem Rauche des grobkörnigen Pulvers. Geschrei ertönte; klagendes von erschrockenen Frauen und Kindern, kriegerisches von kämpfenden Männern. Pferde rissen sich los und stürmten laut wiehernd ins Freie. Ungeheure Scharen von Vögeln erhoben sich aus den Feldern und enteilten als dunkles Gewölke. Und nun folgte schneller und schneller jener unheimliche, zischende Ton, der wie ein Peitschenhieb aus unsichtbarer Hand traf, von allen Seiten zugleich traf, und niederstreckte, wen er berührte. Das Dorf begann zu brennen. Die entsetzten Frauen eilten zwischen verwundeten Männern und flüchtenden Kindern hin und her. Furchtbar und herzzerreißend ertönte das Wehklagen von Menschen und Tieren. Und dann, kaum eine halbe Stunde nach dem Anheben jenes Wortstreites, war alles vorüber. Das Douar umringt, Kinder, Frauen und Greise gefangen, in Gruppen gesondert, von Soldaten umstellt. Die wehrhaften Männer lagen fast alle am Boden. Nur eine kleine Zahl von ihnen, auf rasenden Rossen zur Flucht gewandt, trugen ihren Schrei nach Rache in die nächste Kabyle, deren Reihen verstärkend, deren Hütten zu kleinen Festungen umgestaltend und weihend. Was dort geschah, war kaum anders, als was sie daheim erlebt hatten. Sie kämpften gegen höllische Geister, gegen die keine Tapferkeit standhielt.

Es gab F'kihs, Heilige, Schriftkenner, die stählten die Herzen der Männer durch Gebete, die jede feindliche Zauberei entwaffnen mußten. Sie gaben ihnen das Wort Allahs, daß Gewehrkugeln sich im Fluge auflösen würden in rosige Duftwölkchen, daß Lanzen und Säbel in blitzenden Glasstaub zersprühen würden. Die Männer sangen die heiligen Worte mit gläubigem Vertrauen und tanzten den Reihen der Feinde entgegen, als wollten sie sie zum Feste holen. Sie lagen still, ehe das Zaubergebet nur halb verklungen war. —

Dschilali konnte bei solchen Schilderungen in Raserei verfallen und das Gewölbe mit seinen Flüchen erfüllen. Die stumme Ergebenheit, mit der er sein Schicksal ertragen hatte, wich vor der Erschütterung, die eine dreißig- oder vierzigfache Wiederholung dieses Schicksals hervorbringen mußte. Wie ein Pferd scheinbar empfindungslos stillehält, wenn der erste Schuß über seine Ohren wegpfeift, bei jedem weiteren aber wilder und wilder emporspringt, so hatte Dschilali den Schlag gegen sein Leben in Dumpfheit empfangen und in scheuer Verwunderung, daß nicht Schlimmeres erfolgte, weiter ertragen. Jeder Bericht der Gefangenen traf indes wie mit glühender Geißel die bisher kaum gefühlte Wunde.

Die Worte des Bu Schimrir wurden wach und bohrten von innen. Dschilalis Augen wurden rot von nächtlichen Fiebern, seine Hände zitterten, wenn er aß. Wenn nun Kiltoma erschien, dann war das Flüstern der beiden heiß, unruhvoll, von tiefen Seufzern oder leisen Ausrufen des Schreckens unterbrochen. Und auf Dschilalis verfinstertem Gesichte stand eine neue Entschlußkraft, ein neuer Lebenswille zu lesen.

Kiltoma ging zu den französischen Frauen, die einst so schamlos hinter Dschilali hergelächelt und die sich lange über sein plötzliches Verschwinden verwundert hatten. Sie brachte diesen Unreinen Geschenke, die silbernen Ringe von ihren Knöcheln, seidendurchwirkte Haiks, einen Fezzer Gürtel mit meterlangen Fransen. Sie weckte das Gedächtnis, das schlief, sie erzählte von unerhörten und unverdienten Leiden des schönen Mannes, sie peitschte das Mitleid und stachelte die Lust. Sie wußte dem zerfahrenen Gezwitscher der erregten Schönen Sinn und Richtung zu geben, und sie erreichte es, daß die ganze Europäerwelt von Dschilalis Schicksal wußte.

War vorher auch die Wahrheit von einigen vermutet worden, so war die Sache, als eine alltägliche, doch wenig besprochen gewesen. Jetzt gewann sie an Bedeutung. Gallische Mädchenphantasie wob schnell eine Heldensage um den gefangenen Araber, und es ward eine Kreuzespflicht, etwas zu seiner Hilfe zu tun. Mehrere einflußreiche Männer richteten auch Bitten um Begnadigung an den Gouverneur, aber der Greis, nunmehr bald neunzig, verharrte in gehässigem Eigensinn und schlug alles ab.

Fast ein Jahr noch mußte Dschilali zähneknirschend die gleichen Gedanken rollen, grell leuchtende Knäuel glühender Fäden, die sich alle um den einen, blutroten Kern wanden, der Rache hieß. Fast ein Jahr lang erschien Kiltoma allmonatlich in einem anderen Franzosenhaus, immer mit einem seltenen Stück alter Arbeit, und reizte mit leiser, sanfter Stimme die Leidenschaft müßiger Frauen. Und da endlich ereignete es sich, daß der Gouverneur starb.

Sein Nachfolger, der bisherige Kalifa, war nicht so unzugänglich. Ja, er gab nach kurzen Verhandlungen nicht nur Dschilali frei, er ließ sich auch leicht überreden, seinen Regierungsantritt nach abendländischer Herrschersitte durch einen allgemeinen Gnadenakt zu feiern.

Es war ihm peinlich, daß von dem Schicksal der Gefangenen so viel erzählt wurde, daß ein Sagenkreis von vornehmem Heldentum sie umwob, daß die Frauen vor dem Gefängnis vorbeipilgerten, als wäre es ein Heiligtum, und daß sie Früchte und Geld hineinsandten und mit den Wächtern kokettierten. Nur die europäischen Frauen, natürlich. Denn die Frauen der Eroberer sind von jeher mit ihren Herzen auf seiten der Unterdrückten gewesen, und man gönnt es ihnen: denn es ist eine schöne Genugtuung, das rote Gold des Gewinnes unter den weißen Rosen des Mitleids zu bergen.

Aber dem neuen Gouverneur schien, wie gesagt, die Teilnahme der anmutigen Damen bedenklich, und er gab sämtlichen Gefangenen, soweit sie noch lebten, die Freiheit. Was später das Gefängnis füllte, war minder interessant.

Die Retterinnen, die Dschilalis Bild in ihren abenteuerlustigen Herzen liebkosten, erlitten indes eine kleine Enttäuschung. Denn nicht, wie sie gehofft hatten, wandelte der schmucke Maure abendlich die Stadtmauer oder den Strand entlang, kein Neigen seines schmalen, vornehmen Nackens, kein Blitzen seiner weißen Zähne, kein Wink seiner langen, feinfingerigen Hand dankte ihnen für die Wärme ihrer Teilnahme. Dschilali verschwand an dem Tage selbst, da sich die Gefängnispforte ihm öffnete, samt Kiltoma für immer aus Mazagan.



Sport in Rot. Nach einem Gemälde von Professor Peter Paul Müller — Aus der Münchener Kunstausstellung 1919

19.

Es ist selten, daß ein Araber sozial empfindet; wenn er es tut, so geschieht es, weil er sein eigenes Geschick in dem der anderen spiegelt, oder weil ihm droht, was jene vernichtete. Dschilali hatte bei den Berichten der Gefangenen sehr viel an seine Herden in der Uled Z'nain gedacht, an die braunen Ziegenhaarzelte, in denen seine Söhne mit ihren Frauen und Kindern hausten, und an diese Söhne selbst, die nicht Steinschloßflinten, sondern Winchestergewehre trugen, die sie mit knabenhafter Freude gegen alles und gegen jedermann gebrauchten. Die Sorge war in Dschilalis Herz geschlichen, und sie war es, die jetzt die Flanken der beladenen Maultiere peitschte, auf denen er und Kiltoma durchs Land ritten, das braun war von den Gluten des Sommers.

Es war eine hastige und schweigsame Reise. Von Wasserplatz zu Wasserplatz ging es fast ohne Unterbrechung, kaum daß die heißesten Stunden des Tages der Rast gegönnt waren, wenn gerade ein Carubbe oder ein Argangebüsch ein wenig Schatten bot; denn zum Zelten nahm sich Dschilali nicht die Zeit. Kiltoma kochte dann etwas Tee, wozu sie das Wasser in tönerner Flasche bei sich trug; kaltes, tagealtes Brot aus der Satteltasche und Butter aus dem irdenen Krüglein bildeten die Nahrung. Während des Rittes durch die lachende Uled Fordsch labten Weintrauben und Melonen, die meilenweit auf erntebereiten Feldern lockten.

Bei einer solchen Gelegenheit, wo Kiltoma das purpurne Labsal vor dem ermüdeten Gatten ausbreitete, trat ein Mann an das Paar heran, der aussah wie ein gewöhnlicher Bauer, aber feierlich und in gespreizten Tönen redete. Er bedeutete Dschilali, daß von diesen Feldern keine Früchte gepflückt werden dürften, das Land gehöre dem Europäer — er nannte einen Namen — und er sei zum Hüter bestellt und befugt, auf Diebe zu schießen. Kiltoma starrte das Unwesen mit offenem Munde an; Dschilali indes aß gemütlich seine Trauben zu Ende und sagte: „So schieße doch!" Knurrend entfernte sich der Feldhüter, Dschilali rief ihm nach: „Hund! Schämst du dich nicht, der Fremden Hund zu sein?" Er packte seine Maultiertasche, wo es der Raum zuließ, mit Melonen und Trauben voll, und reizte den Wächter, der von ferne zusah, mit Reden. Die mußten aber ins Lebendige treffen, denn der Mann ging ohne Erwiderung von dannen.

In der Uled Z'nain fand Dschilali nur einige Knechte mit einem kleinen Teil seiner Herden. Er ward belehrt, daß ein großer Teil der Kabylen die Provinz verlassen habe, seit da und dort im Lande an weitschauenden Stellen französische Lager erstanden waren und Automobile über die Grassteppe rasten. In einigen Dörfern war es zu Händeln gekommen mit der unerwünschten Nachbarschaft, weil die stinkenden Karossen die Weide verdorben hatten; die Dörfer waren „gestraft" worden, und kluge Männer hatten erwogen, daß man weiterziehen solle in den unermeßlichen Raum des gesegneten Landes hinein und den Teufeln lassen, was sie einmal verpestet hatten. Man hatte die Pferdeherden bis auf wenige Lieblingstiere mit Glück an die Fremden verkauft, das übrige Getier vorsichtig in kleinen Trupps südostwärts getrieben, bis der Gürtel der befestigten Franzosenlager weit hinten lag. Eine kleine Steinwüste, die im Herdenschritt einige Tagemärsche breit war, war mühsam durchwandert worden; jetzt sammelten und bargen sich die Kabylen in den Schluchten eines Gebirgleins, das, dem Atlas vorgelagert, als zackige Rippe das Land durchquerte. Die Knechte und einiges Vieh hatte man zurückgelassen, um sich die Heimstatt zu sichern, falls man zurückkehren wollte; denn noch glaubten Hoffnungsfreudige an ein baldiges Abziehen der französischen Macht.

Dschilali sammelte auch noch diese Reste seines Viehbestandes und brach mit ihnen auf gegen das Gebirglein. Jetzt ging die Reise gemächlich dahin, mit Schafherden macht man keine Schnellmärsche, am allerwenigsten durch einen steinichten Landstrich, wo nur Disteln wachsen. Bei der Rast an der letzten Zisterne sah Dschilali von fernher einen Mann über die Ebene schreiten, riesenhaft im vergrößernden Duft der Steppe, einem wandelnden Turme vergleichbar. Das Ungetüm kam vom Gebirge her, das jetzt wie ein schwarzer Wall am Horizonte stand, ward kleiner im Näherkommen, enthüllte sich als ein Mensch und war der, den Dschilali hier zu treffen erhofft hatte: sein ältester Sohn. Er setzte sich an das Feuer, berichtete von dem Stande der Herden und über die Richtung, die er eingeschlagen. Noch war das Gebirglein frei von Franzosen, wenn man die Stelle vermied, wo die Karawanenstraße nach Marrakesch es schnitt: dort war der steile Engpaß zur Automobilstraße gesänftigt, täglich sauste es lärmend hinauf und hinab, und eine kleine Festung schielte von der Höhe in den klaffenden Schnitt. Dschilalis Sohn schlug vor, dem Gebirglein in nördlicher Richtung zu folgen und es da zu schneiden, wo die Pforte sich auftat in die weiten Gefilde der Beni Meskin und der Tadla. In jenen Gegenden wußte man, daß ein starker Bandenführer, El Hiba genannt, den Franzosen Widerstand leistete bis gegen Mekines hin.

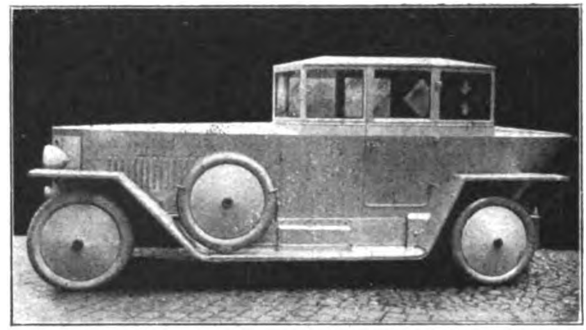
Den ganzen Sommer hindurch hielt sich Dschilali mit seinem kleinen Stamme in den Schluchten des Gebirgs auf, das von würzigen Gräsern, Buschwerk, Schatten und Kühlung mehr bot, als er erwartet hatte. An Milch und Fleisch war kein Mangel, aber das Brotgetreide mußte in Kamelladungen über den Höhenzug her aus dem fruchtbaren Demnat geholt werden. Als die Regenzeit kam und die Nächte an den Nordabhängen der Felsrippe kalt wurden, lockten die Kuskusschüsseln und die Honigfladen der Leute in den Ebenen. Dschilali zog ins Demnat hinüber, suchte und fand Ackerland und streute Samen, den er eingetauscht hatte gegen hundert fette Hammel.

Zwei Jahre blieb Dschilali im Demnat, dann störte ihn das Vorrücken der Franzosen von Marrakesch her. Überall tauchten wieder die kleinen befestigten Lager auf, sie schoben sich zwischen Kabyle und Kabyle, sie setzten sich neben die Zisternen und Flußübergänge, sie blinzelten über alle Höhen hinweg. Nicht, als ob direkte Feindseligkeiten von ihnen ausgegangen wären, aber es kam zu Hader und Streit, man wußte nicht wie, und das Behagen floh aus den Zelten. Als die nächste Regenzeit kam, bestellte Dschilali seinen Acker nicht mehr. Er nahm Abschied von Kuskussu und Honigfladen und ward wieder Nomade.

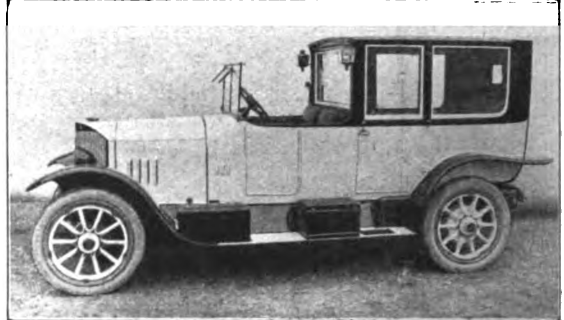
In der Tadla hatten die Franzosen El Hibas Scharen besiegt. Sie sollten auch Mekines halten, und es hieß, sie kämen in zahllosen Automobilen über den Mittelatlas. Sie mußten mit Dschinnen im Bunde sein, um so von allen Seiten zugleich das Land zu durchdringen. Noch öffneten sich herrliche Weiten im Süden. Die Hauptstadt in großem Bogen umgehend, folgte Dschilali den Rändern des Demnat, da wo der Atlaslöwe sanfte Hügelreihen wie vorgestreckte Pranken aufsetzte. Es war das schönste und wasserreichste Land, das Dschilali je gesehen, und ihm ward wohl bei dem Gedanken, daß es ihm Heimat bleiben solle.

Aber der Sommer hatte unerhörte Gluten in jenen Strichen. Schon im Juni war die Ebene ein schwefelgelber Leichnam, und die Herden fanden wie von selbst den Weg zu höher liegenden Triften. Und so begann Dschilalis Aufstieg in den Hohen Atlas.

(Schluß folgt.)



Elegante Sportlimousine der Firma Schebera in Berlin-Tempelhof.



Mercedescoupé von der Daimler-Motoren-Gesellschaft in Stuttgart-Untertürkheim.

Kraft und Schönheit

Von Ingenieur Robert Uhland, Stuttgart (Mit zehn Abbildungen)

Wenige, die in den wohlgepolsterten Sitzen eines modernen Automobils hingelehnt, sich dem angenehmen Gefühl des schnellen Dahingleitens hingeben, sind sich bewußt, welch eine Fülle geistiger Arbeit in dieser Errungenschaft der Neuzeit steckt, welch ein weiter Weg zu der Vollendung führte, in der heute das Automobil in neuzeitlicher Form und Ausführung als Verkehrsmittel dasteht.

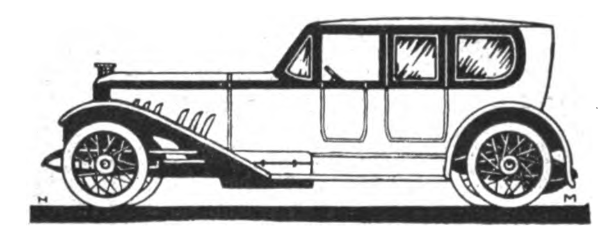
Anfänglich suchte man die Form des Pferdewagens beizubehalten und den Kraftantrieb gleichsam als Zutat zum gewohnten Fuhrwerk gelten zu lassen, und erst als man sich hiervon lossagte und den Motor vorn im Fahrzeug unterbrachte, war das Automobil im eigentlichen Sinne geboren. Gleichzeitig legte man den Boden des Personenraumes tiefer, machte ihn geräumiger und verwendete immer größere Sorgfalt auf Ausstattung und Ausführung des gesamten Wagenaufbaues.

So bildeten sich allmählich als Aufbauten der Personenkraftwagen einige ganz bestimmte Grundformen heraus, nämlich der Zwei- bis Dreisitzer, das Phaethon und das Doppelphaethon als offener Wagen einerseits und die Limousine, das Landaulet und das Coupé als geschlossener Wagen anderseits. Dabei sucht die äußere Gestaltung des Wagens durch geringsten Luftwiderstand die Erzielung hoher Geschwindigkeiten zu erleichtern. Der Kühler an der Stirnwand des Wagens erscheint nicht mehr flach, sondern nach vorn zugespitzt und die seitliche Linienführung des Wagenaufbaues wird in schlanker, schnittiger Linie ohne Unterbrechung bis hinten durchgeführt, so daß der Wagen dem Beschauer den Begriff der Geschwindigkeit vor Augen bringt. Durch Vergrößerung der Kühlerhöhe ermöglicht man die Durchführung eines wagrechten Linienzugs von der Kühlerspitze bis zur Wagenrückwand ohne irgendwelche Unterbrechung parallel zu der Wagrechten, mit der sich der Wagenkasten auf den Rahmen des Fahrgestells aufsetzt, und erreicht eine einfache edle Form, die durch die ziemlich flach gesprengten vorderen und hinteren Tragfedern noch weiterhin betont wird. Sämtliche Türgriffe — mit alleiniger Ausnahme derjenigen für den Eingang in den geschlossenen Wagenteil — sind innen angebracht, so daß sie die glatte Linie der Wagenaußenwand nicht stören; auch fallen vielfach die Seitenlaternen weg und man beschränkt sich auf die Scheinwerfer an der Stirnwand, beziehungsweise bei geschlossenen Wagen außer den Scheinwerfern und Frontlaternen auf die Innenbeleuchtung. Ausländische Wagenbauer sehen sogar im offenen Wagen überhaupt keine Türen vor, so daß der Wagen von oben her bestiegen werden muß, eine Zumutung, die der deutsche Wagenbesitzer wohl ablehnen würde.

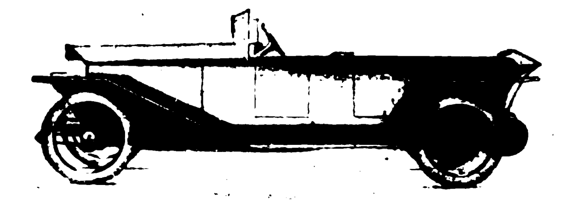
Das Bestreben, auch dem offenen Wagen seine schöne glatte Form zu erhalten, führte dazu, das störende Verdeck ganz verschwinden zu lassen; es wird jetzt in den erweiterten hinteren Wagenrand eingebaut und durch Deckel in der Farbe der Polsterung verschlossen. Wegen des besseren Schutzes vor dem hinten aufgewirbelten Staub ziehen aber viele das aufgelegte Verdeck doch vor, um so mehr, als es schneller gebrauchsfertig aufgeschlagen ist als das eingebaute.

In der Regel vom Besitzer selbst gefahren, hat der Zweisitzer seine beiden nebeneinander liegenden Sitzplätze in der Mitte, während meist im rückwärtigen Teil unter einer verschließbaren Klappe ein dritter Sitz vorgesehen ist.

Das Phaethon und das Doppelphaethon sind dagegen ganz allgemein schon reicher ausgestaltet. Daß alle Sitze Armlehnen erhalten, ist fast selbstverständlich. Der Führersitz und sein Nebensitz weisen nur Einstieg von links auf, während der rückwärtige Wagenteil auf beiden Seiten mit Türen zu versehen sein pflegt. Die Rückpolsterung des Führersitzes ist doppelwandig und dient oft zur Aufnahme der umlegbaren, einschiebbaren und versenkbaren, also als Notsitze ausgebildeten Mittelsessel, wenn diese



Karosserie der Kruck-Werke G. m. b. H in Frankfurt a. M.



Sechssitziges Sportphaethon mit neuartiger Verdeckanordnung der Firma Alexis Kellner in Berlin.





Inneres eines Mercedes-Landaulets mit Schlafeinrichtung von der Daimler-Motoren-Gesellschaft in Stuttgart-Untertürkheim.

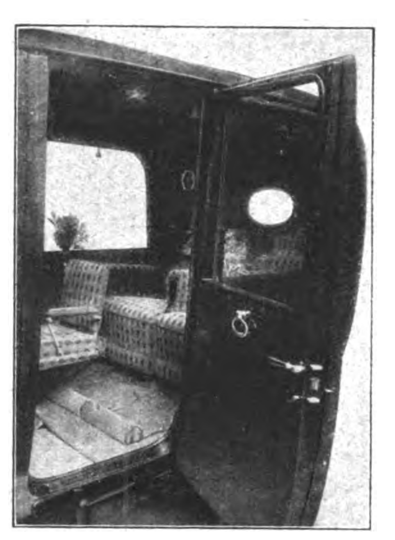
nicht in den Boden versenkbar angeordnet sind. Häufig enthält aber auch die Fahrersitzrückwand aufklappbare Wandtischchen, versenkbare Wandschränkchen, Bürstenbehälter, Papier- und Schreibwarenbehälter und dergleichen mehr.

Die Erfindertätigkeit wendet sich überhaupt diesen Mittelsitzen mit besonderer Vorliebe zu und man findet daher gerade hierin eine bewundernswerte Mannigfaltigkeit in Form wie in Bauart. Wenn ein solcher Sitz seitlich umklappbar oder zur Seite drehbar eingerichtet ist, um den Zugang zu den Hintersitzen zu erleichtern, so wird man dies berechtigt finden. Bedauerlich ist aber, daß die Mittelsessel meist Notsitze sind, während sie sich doch gerade an der Stelle des Innenraumes befinden, die den Stößen des über holprige Wege fahrenden Wagens am wenigsten ausgesetzt ist, an der man daher am bequemsten sitzt.

Als Hauptsitze gelten dagegen diejenigen im Wagenfond, und diese Rücksitze werden deshalb auch dementsprechend ausgestaltet, sowohl was Form und Aufbau, wie auch was Polsterung betrifft. Letztere hat sich allmählich bis zur Klubsesselpolsterung entwickelt. Lehne wie Sitz sind reichlich gepolstert und die Tiefe der Lehnenpolsterung hat schon dazu verleitet, hier einen Kofferraum anzuordnen, der natürlich die Weichheit der Polsterung notwendigerweise wieder vermindert.

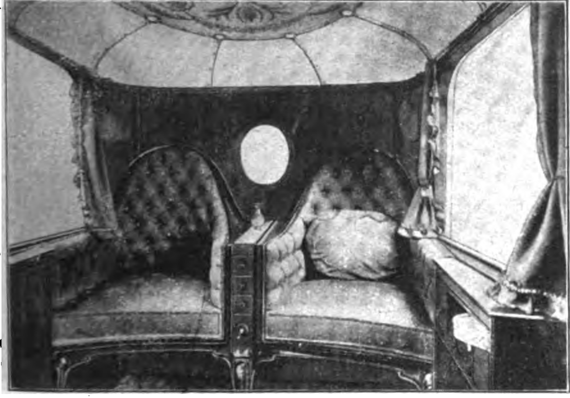
Für die eleganten Wagenaufbauten kommen vor allem leichte Holzarten zur Verwendung. Während des Krieges hat man auch Eisenblechkarosserien gebaut; diese werden aber unverhältnismäßig schwer. Deshalb werden solche aus Aluminiumblech immer beliebter und auch im übrigen werden im Karosseriebau diejenigen Erfahrungen verwertet, die man im Flugzeugbau hinsichtlich der Rumpfkonstruktion während der Kriegsjahre erworben hat. Kam es doch gerade hier besonders darauf an, an Gewicht auf das äußerste zu sparen.

Ganz besonders gaben aber die geschlossenen Wagenaufbauten, die Limousinen und Landaulets, Gelegenheit zu üppiger Innenausstattung und ausgeklügeltem Luxus. Daß die Kutschentasche, die Armschlingen, das Klapptischchen nicht fehlen durften, die sich in feinen Pferdewagen auch vorfinden, ist ja nur selbstverständlich. Aber der Karosseriebauer geht viel weiter. Die meist an der Unterkante des Vorderfensters angeordnete „Kantine" enthält vollständige Toiletteneinrichtung, hier ist ein Kartentisch, da ein Spieltischchen aufklappbar, ein besonderes Fach enthält Briefpapier und Schreibwaren. Der elektrische Zigarrenanzünder mit Selbstkontakt fehlt ebensowenig wie Aschenbecher, Duftstoffbehälter und Blumenglas. Selbstverständlich liegen verstellbare Fußrollen auf dem teppichbedeckten Boden, so daß sich der Fahrende beim scharfen Kurvennehmen mit den Füßen dagegenstützen kann, und ebenso selbstverständlich fehlen weder Spiegel noch Bilder in dem hocheleganten Kabinett. Daß es elektrisch beleuchtet ist mit Kristallschalen an der Decke, in den Ecken und im Fond, braucht kaum noch betont zu werden.

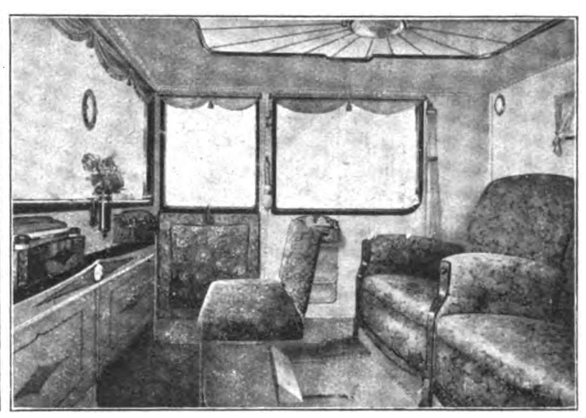


Inneres eines Luxuswagens. Karosserie der Firma Friedrich Trebst in Leipzig.

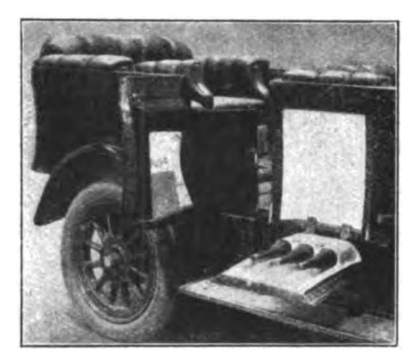
Solche mit ausgesuchter Eleganz ausgestattete geschlossene Luxuswagen haben häufig einen rings umschlossenen, verglasten Führersitz, oder der letztere ist vollständig ins Wageninnere mit einbezogen, mit eigener seitlicher Eingangstür. Diese Pullman-Limousinen werden mit Vorliebe als Reisewagen benutzt und nicht selten als Wohnwagen ausgestattet; es können Betten als Schlafgelegenheit darin aufgeschlagen werden. Bisweilen weisen sie sogar eine vollständige Kücheneinrichtung auf. Namentlich bei den weiten Strecken, mit denen bei Fahrten in Amerika gerechnet werden muß, hat sich aus



Das Innere einer Luxuslimousine der Karosseriefabrik Friedrich Trebst in Leipzig.



Innenausstattung einer Mercedes-Luxuslimousine von der Daimler-Motoren-Gesellschaft in Stuttgart-Untertürkheim.



Weinbehälter mit Eiskühler in einer Karosserie Schebera, Berlin-Tempelhof. Die Speisekastenbehälter befinden sich hinter dem zweiten Windschutz.

diesen Reiseautomobilen mit Übernachtungsgelegenheit der Wohnwagen als Anhängewagen heraus gebildet und beliebt gemacht. Selbstverständlich ist dieser keineswegs für große Reisen ein unbedingtes Erfordernis. Vielmehr bietet der hinten am Kraftwagen aufgeschnallte oder anderweitig befestigte Automobilkoffer Gelegenheit zur Unterbringung von Reisegeräten und Ausstattungsstücken der mannigfachsten Art. So z. B. findet man solche Kofferabteilungen mit Tafelgeschirr für eine mäßig große Gesellschaft, daneben Autokoffer für Kleider und Wäsche, Hutkoffer und besondere Stock- und Schirmbehälter. — Wesentlich vielseitiger noch sind die Wagenaufbauten der Nutzautomobile, vom Motoromnibus angefangen bis zur automobilen Feuerspritze, bis zum automobilen Turmwagen für Instandsetzungsarbeiten an der Straßenbahnoberleitung, vom Geschäftswagen des Warenhauses bis zum Ziegeleiautomobil und zum Brauereikraftwagen.



Wascheinrichtung für Warm- und Kaltwasser mit Seifennapf, Handbürsten, Bimsstein und Handtüchern in einer Karosserie Schebera in Berlin-Tempelhof.

Später Besuch ⋆ Von Ferdinand Lamey

Als Philanders Scheitel weiß geworden war und sein Bart wie Schnee, baute er sich an einem sanften Hang unter Buchen und Tannen eine Siedelei, den Rest seiner Tage in Ruhe und Beschaulichkeit, eins mit der Natur und still in seinem Gott, zu einem friedvollen Ende zu führen. Aber er hörte nicht auf, das Leben und die Menschen zu lieben und dem Gang der Welt mit wachen Sinnen und warmem Herzen zu folgen.

Gern schlug er auch das Buch der Erinnerung auf und verweilte bei Betrachtung der Freuden und Leiden seiner eigenen Vergangenheit. Dann stand er voll Dank und Andacht vor dem wunderbaren Gefüge des Schicksals und vor der unbegreiflichen Größe des Bauherrn.

✲

Der Tag war heiß gewesen. Nun sank der Abend aus heiteren Höhen langsam nieder, Wiesen und Felder, Wege und Stege wurden still, und aus dem Haine wehte erquickende Kühlung. Philander ruhte auf dem bemoosten Steinsitz vor seiner Hütte, und während die Dämmerung lautlos und gemächlich ihren ersten Einschlag unter den unbewegten Wipfeln von Stamm zu Stamm, von Ast zu Aste wob und in den Dörfern nah und fern die Betglocken gingen, ließ der Alte die Bilder des Tages noch einmal an seinem inneren Gesichte vorüberziehen.

Da war in aller Frühe, als er drunten am Bache Wasser schöpfte, der blutjunge Wanderbursche vorübergezogen, Strauß am Hut, ein mutiges Lied auf den Lippen. Hatte er nicht auch einmal so den Stab geschwungen und hinaus ins Weite gestrebt, aller Erwartungen voll?

Dann waren sie mit Sensen und Sicheln gekommen, das reife Korn zu schneiden. Auch er hatte manche Ernte eingebracht in heißen, sonnigen Tagen der Arbeit und des Werbens um Förderung eigener und fremder Kraft, um Liebe und Dankbarkeit.

Des Nachmittags aber hatte das Sterbeglöcklein in bangen Stößen erschluchzend zu ihm heraufgeklagt. Der Mann begrub sein Weib, die Kinder ihre Mutter. Wieviel hatte auch er schon begraben!

Nun, da die Sonne sich schon den tiefer aufblauenden Bergen im Westen zuneigte, war ein zärtlich verschlungenes Paar zum Wäldchen gewandelt, plaudernd und scherzend, und war unter die Bäume getaucht ins Heimliche, Traute. Dort verstummten die beiden. Es war nichts mehr von ihnen zu sehen noch zu hören.

Ein leises Lächeln ging über Philanders Züge. Er legte den Kopf zurück und schloß die Augen, in Erinnerungen ganz nach innen gezogen.

Die Abendglocken waren verhallt. Die Sonne war hinunter. Es dämmerte stärker, und unter den Bäumen wartete schon die Nacht. Philanders Gedanken gingen in langen, weichen Wellen.

So still war's auch damals an jenem Abend der Entscheidung, als er in zehrender Sehnsucht hinaushorchte in die ziehende Nacht, ihren nahenden Schritt zu erlauschen.

Ob sie kommt??

Jahre schwinden in neu zum Leben erwachter Empfindung dem Entrückten.

Die ganze drängende Macht jener Stunde faßt ihn noch einmal an. Ein Zittern läuft durch seine Glieder, und seine Seele brennt.

Wird sie kommen? — —

Jetzt! — Horch! — Was da? — Sind das nicht Schritte? — Täuscht ihn sein Ohr? — Es streift ein Fuß durchs Gras!! —

Philander öffnet weit die Augen und hebt das Haupt und starrt — und vor ihm steht beim letzten Schein des verglimmenden Tags im Tannendunkel schlank und scheu — sie, das Gesicht emporgewandt und gehalten von ihm, dessen Mund auf ihrem ruht.

Der Abend ist so still ⋆ Von Julius Hölling

Der Abend ist so still, so still.
Kein Windhauch regt sich,
kein Blatt bewegt sich,
und alles Leben sacht entschlafen will.

Kein Vogelflug durchstreift die Luft,
verstummt sind Lied und Laut,
der Himmel unergründlich blaut,
der Garten ist voll Goldlackduft.

Und leise steigt aus Ätherflut
in mildem Glanz
der Sterne Kranz.
Die Welt ruht gut in Gottes Hut.

Wie prüft man echte Diamanten?

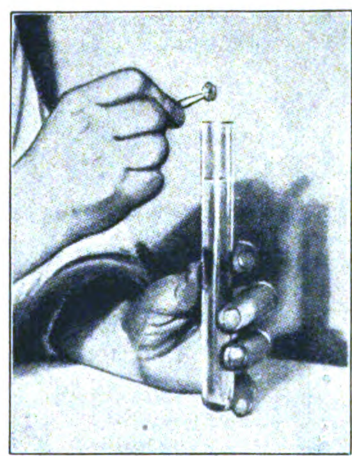
Ratschläge, die so leicht niemand befolgt. Von Margarete Weinberg

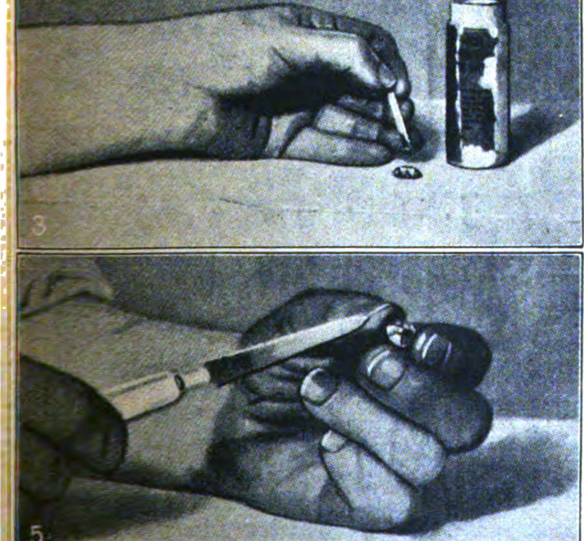
Mit sechs Abbildungen

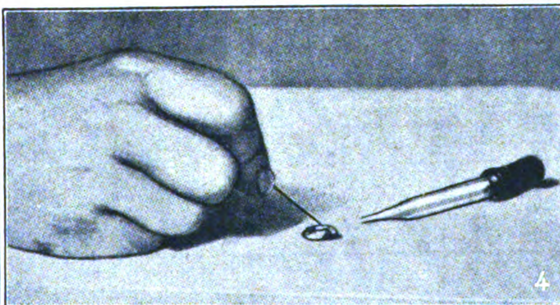
Wie man mit einem geschenkten Gaul verfahren muß, lehrt der Volksmund. Geschenkte Diamanten und Perlen auf ihre Echtheit zu prüfen, ist nicht weniger bedenklich. Gescheiter tut man, sich seine Illusionen zu erhalten und sie für echt zu tragen, ohne seinem Forschungsdrange allzu nachgiebig die Zügel schießen zu lassen. Sonst kann man leicht das Schicksal jener Dame teilen, die von einer reichen Freundin einst eine Perlenkette erbte und diese, um die Freude an dem erworbenen Schatze seinem vollen Werte nach auszuschöpfen, beim Juwelier abschätzen ließ, wo sie zu ihrer grenzenlosen Enttäuschung erfuhr, daß es sich um eine geschickte Nachahmung handelte, mit der vielleicht schon die Erblasserin selbst getäuscht worden war. Die Erbin mag ihre Neugier zu spät bereut haben. Solche Zwischenfälle lassen sich seit Inkrafttreten der Erbschaftssteuer freilich nicht mehr vermeiden; denn wer möchte sich der Gefahr aussetzen, ererbte Brillanten für echt zu versteuern, die schließlich gar keine sind? Er prüfe sie also, aber wenn er gewitzigt ist, so tue er es im verborgenen Kämmerlein und unter Ausschluß guter Freunde. Dann behalten wenigstens diese ihre Illusionen, was eigentlich noch wichtiger ist — dem Besitzer des fragwürdigen Schatzes soll es unbenommen bleiben, ihn auch nach Feststellung seines Unwertes gelassen weiter zu tragen, wenn ihm die Vortäuschung des Reichtums Freude macht oder wenn er gute Freunde damit ärgern will.

Unerläßlich ist die Fähigkeit, echte von falschen Diamanten unterscheiden zu können, für Leute, die mit solchen Geschäfte machen. Ihnen Ratschläge zu erteilen, hieße aber Eulen nach Athen tragen. Die nachstehenden wenden sich vielmehr an glückliche Erben und an die wenigen Käufer, die in heutiger Zeit noch aus Liebhaberei oder aus Geldüberfluß Diamanten anschaffen, oder schließlich um solche Zeitgenossen, die es für richtig finden, unter der Hand Edelsteingeschäfte zu machen. Sie mögen sich merken, daß es einige untrügliche Mittel zur Prüfung ihrer Echtheit gibt, nur sind sie freilich nicht alle im Laden des Juweliers anwendbar.

Der würde es sich zweifellos verbitten, wollte man mit dem feilgebotenen Edelstein eine Probe vornehmen, die sich auf das Dichterwort stützt: „Man kann den einen Diamant nur an dem anderen schleifen." Das Verfahren würde zwar zum Ziele führen, aber dem zu prüfenden Gegenstande möglicherweise schlecht bekommen. Wohl aber kann man die Tatsache, daß der Diamant der härteste von allen Körpern ist und andere ihm nichts anhaben können, zum Ausgangspunkte eines harmloseren Ver-









fuchs machen. Fährt man mit einer Nagelfeile an der geschliffenen Kante eines Steins entlang, so hinterläßt diese keinerlei Spuren — falls der Stein echt ist (Abbildung 5). Auf der ungewöhnlichen Härte des Diamanten beruht noch eine zweite Probe, der man ihn unterziehen kann. Erwärmt und mit Borax bedeckt, lasse man ihn in kaltes Wasser fallen (Abbildung 2). Er bleibt darin unversehrt, während ein nachgeahmter Diamant in Stücke bricht.

Eine dritte Prüfungsmethode gewährt ein auf weißes Papier aufgetragener schwarzer Fleck, den man durch den Diamanten und ein Stück Glas betrachtet (Abbildung 1). Erscheint jener dann verzerrt oder in mehrere Flecke verwandelt, so ist der Stein eine Fälschung. Diese kann man auch dadurch feststellen, daß man etwas Fluorwasserstoffsäure auf den Stein tropfen läßt (Abbildung 3). Sie löst den nachgeahmten Diamanten auf, während der echte sich unter ihrem Einfluß nicht verändert.

Ein Wassertropfen, den man auf einen wirklichen Diamanten fallen läßt, behält seine runde Form bei; man kann ihn mit Hilfe einer Nadel vorsichtig bewegen. Auf einer Nachahmung breitet er sich aus (Abbildung 4). Noch eine andere Wasserprobe ist zu empfehlen: man lege den Diamanten in ein gefülltes Wasserglas. Er ist darin deutlich zu erkennen, da sein Lichtbrechungsvermögen dem von Glas und Wasser sehr unähnlich ist (Abbildung 6). Eine aus Glas bestehende Fälschung bleibt in gleicher Lage kaum sichtbar.

Wie man sieht, bedarf es für den einigermaßen aufmerksamen Laien keiner großen Anstrengungen, um sich vor dem Ankauf nachgeahmter Diamanten zu hüten. Hiermit sind aber noch nicht alle Vorsichtsmaßregeln erschöpft, die er in solchem Falle zu beachten hat. Denn bekanntlich ist auch der Wert der echten Steine sehr verschieden und nicht allein von Gewicht und Farbe abhängig, sondern auch von ihrem Feuer. Je mehr sie davon bei gewöhnlichem Kerzenlicht zeigen, um so kostbarer sind sie. Als Maßstab für Güte und Wert der Diamanten dient Kennern die Stärke ihrer Fluoreszenz bei Bestrahlung mit dem violetten Lichte einer Bogenlampe. Daß für den Handelswert der Edelsteine auch die veränderlichen Verhältnisse des Weltmarktes maßgebend sind, sei nur beiläufig erwähnt. Das deutsche Volk hat durch den Verlust seiner Kolonien auch die Diamantenfelder eingebüßt, an die bei ihrer Entdeckung so große Hoffnungen sich knüpften. Diese kolonialen Diamantfunde waren immerhin in der ersten Zeit so nutzbringend, daß aus ihren Abgaben Teile des deutschsüdwestafrikanischen Eisenbahnnetzes gebaut werden konnten. Später wurde für ihre Verwertung eine Regie mit dem Sitz in Berlin eingerichtet, doch ließ die Diamantausbeute im Laufe der Jahre nicht unerheblich nach, und nunmehr sind wir völlig darauf angewiesen, unsere Diamanten, auch die für die industriellen Bedürfnisse, aus dem Ausland zu beziehen. Die in den letzten Jahren eingetretene Geldentwertung in allen Kulturstaaten hat die Preise für Diamanten außerordentlich gesteigert und damit wiederum den Anreiz zu Fälschungen wertvollerer Steine, die für den Schmuck in Betracht kommen, erhöht.

Tabelle zur Ermittlung des Wochentages für jedes Datum von 1801—1974

Tabelle I. Jahre.							Tabelle II. Monate.											
							Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember
1801	1829	1857	1885		1925	1953	4	0	0	3	5	1	3	6	2	4	0	2
1802	1830	1858	1886		1926	1954	5	1	1	4	6	2	4	0	3	5	1	3
1803	1831	1859	1887		1927	1955	6	2	2	5	0	3	5	1	4	6	2	4
1804	1832	1860	1888		1928	1956	0	3	4	0	2	5	0	3	6	1	4	6
1805	1833	1861	1889	1901	1929	1957	2	5	5	1	3	6	1	4	0	2	5	0
1806	1834	1862	1890	1902	1930	1958	3	6	6	2	4	0	2	5	1	3	6	1
1807	1835	1863	1891	1903	1931	1959	4	0	0	3	5	1	3	6	2	4	0	2
1808	1836	1864	1892	1904	1932	1960	5	1	2	5	0	3	5	1	4	6	2	4
1809	1837	1865	1893	1905	1933	1961	0	3	3	6	1	4	6	2	5	0	3	5
1810	1838	1866	1894	1906	1934	1962	1	4	4	0	2	5	0	3	6	1	4	6
1811	1839	1867	1895	1907	1935	1963	2	5	5	1	3	6	1	4	0	2	5	0
1812	1840	1868	1896	1908	1936	1964	3	6	0	3	5	1	3	6	2	4	0	2
1813	1841	1869	1897	1909	1937	1965	5	1	1	4	6	2	4	0	3	5	1	3
1814	1842	1870	1898	1910	1938	1966	6	2	2	5	0	3	5	1	4	6	2	4
1815	1843	1871	1899	1911	1939	1967	0	3	3	6	1	4	6	2	5	0	3	5
1816	1844	1872		1912	1940	1968	1	4	5	1	3	6	1	4	0	2	5	0
1817	1845	1873		1913	1941	1969	3	6	6	2	4	0	2	5	1	3	6	1
1818	1846	1874		1914	1942	1970	4	0	0	3	5	1	3	6	2	4	0	2
1819	1847	1875		1915	1943	1971	5	1	1	4	6	2	4	0	3	5	1	3
1820	1848	1876		1916	1944	1972	6	2	3	6	1	4	6	2	5	0	3	5
1821	1849	1877	1900	1917	1945	1973	1	4	4	0	2	5	0	3	6	1	4	6
1822	1850	1878		1918	1946	1974	2	5	5	1	3	6	1	4	0	2	5	0
1823	1851	1879		1919	1947		3	6	6	2	4	0	2	5	1	3	6	1
1824	1852	1880		1920	1948		4	0	1	4	6	2	4	0	3	5	1	3
1825	1853	1881		1921	1949		6	2	2	5	0	3	5	1	4	6	2	4
1826	1854	1882		1922	1950		0	3	3	6	1	4	6	2	5	0	3	5
1827	1855	1883		1923	1951		1	4	4	0	2	5	0	3	6	1	4	6
1828	1856	1884		1924	1952		2	5	6	2	4	0	2	5	1	3	6	1

Tabelle III. Wochentage.						
1	8	15	22	29	36	Sonntag
2	9	16	23	30	37	Montag
3	10	17	24	31		Dienstag
4	11	18	25	32		Mittwoch
5	12	19	26	33		Donnerstag
6	13	20	27	34		Freitag
7	14	21	28	35		Samstag

Erklärung.

Um festzustellen, auf welchen Wochentag irgendein Datum, z. B. der 2. September 1870, gefallen ist, suche man zunächst in Tabelle I die Jahreszahl 1870 und gehe nach rechts nach Tabelle II bis zu der unter September stehenden Zahl (4). Zu dieser Zahl 4 addiere man die Zahl des gegebenen Monatstages, in unserem Falle 2. Somit erhält man 6. Sodann gehe man nach rechts nach Tabelle III, wo man neben der Zahl 6 „Freitag" findet. Der 2. September 1870 war also ein Freitag.

Heilige Saat

Skizze von Hans Watzlik

Tief im Notwald hatte der Eibenstöcker einen kleinen versteckten Fleck Erde umgebrochen, dort wollte er heuer sein Korn bauen. Jahr für Jahr hatten ihm die Kriegsleute die Ernte verdorben, heuer sollten sie seinen Acker nimmer aufspüren.

Er wischte sich den beißenden Schweiß aus den Stirnrunzeln und half der müden Kuh, die ihm den Pflug durchs Unwegsame gegen das Dorf hin zog. „Halt dich still, Schelhorn!“ warnte er das Tier. „Die Bauernschinder dürfen uns nit hören.“

Wo vormals das Dorf gewesen, lag nur mehr Asche und verkohltes Gebälk. Im vergangenen Herbst hatten durchziehende Kroaten das, was nach langer Kriegszeit noch geblieben war, ausgebrannt und ausgemordet bis auf Wurz und Stengel; die letzten Leute waren aus dem unglückseligen Dorf geflohen.

Nur der alte Eibenstöcker hielt sich. Von aller Habe besserer Tage hatte er nur die dürre Kuh gerettet, die ihm am Acker half und ihn tröstete mit ihren stillen, geduldigen Augen.

Auf verwildertem Steig zogen Mensch und Tier den Pflug durch ein Dickicht in eine windschiefe, geborstene Scheuer. Dort drin hatten die Bauern während der übeln Jahre ihr Korn verborgen. Jetzt war die Scheuer leer.

Der Alte band die Kuh an einen Pfosten und legte ihr ein Bündlein Heu vor. Hernach kroch er auf den Boden hinauf unters Bretterdach. Droben lag ein Sack mit Saatgetreide, den öffnete er und wühlte mit dem Arm tief hinein und ließ die Körnlein durch die Finger rieseln und freute sich des Spieles. Schließlich schnürte er den Sack wieder sorglich zu, ließ sich mit ihm auf die Tenne hinab und lud ihn auf die Schulter. „Heut schlaf ich bei euch, meine lieben Körnlein,“ redete er. „Ich trau' nit, ein Schalk könnt' euch mir stehlen.“

Auf krummem Rücken schleppte er den Schatz zu seinem Schlupf, einer elenden Holzhütte, sie war den Soldaten zu schlecht zum Anzünden gewesen.

Davor stand ein Kreuz. Der Eibenstöcker hatte es aus dem öden Dorf her verpflanzt: Der Herrgott hat gern Leute um sich, und auch der Alte war froh, daß er jemand bei der Hand hatte, mit dem er dann und wann reden konnte. Dem Gekreuzigten war der eine Arm abgeschlagen, nicht einmal die bittere Rast am Kreuz hatten sie ihrem Herrgott vergönnt, und so hing er mit wilder Gebärde vom Holz nieder, als wolle er sich davon lösen.

Der Bauer rückte den Hut. „Einen neuen Acker hab' ich aufgerissen, Herrgott. Eine heimliche Stelle ist es, du selber tätest sie nit finden. Und morgen bau' ich das Korn. Die Zeit ist da: der Wiedehopf ist schon kommen, und der Saft steigt aus den Wurzen ins Holz.“

Der am Kreuz droben klapperte traurig im Wind.

„Was greinst du, Herrgott? Sei nit verzagt! Ich bleib' schon bei dir im Notwald, ich laß' mich nit auswurzeln. Siebzig Jahr schon haus' ich da. Und wo in aller Gotteswelt find' ich ein so mildes Wasser und eine so linde Luft wie daheim? Nein, nein, Herrgott, wenn du glaubst, ich renn' davon, da irrst du dich.“

In der finsteren Stube legte er ächzend den Sack ab. Dann stellte er Wasser auf den verfallenen Ofen und brockte in den Topf ein erdschwarzes, fast eisenhartes Brot. Das Feuer lebte auf, und Rauch erfüllte den Raum.

Der Bauer zog eine breite, plumpe Wiege herfür und trat sie, daß sie langsam schaukelte. „Darfst deinen Gang nit vergessen, Wiege,“ mahnte er. „Die Zeit kommt, da liegen wieder kleine Bauern drin, da wachsen die Kinder wieder wie das Grummet.“

Er ließ die Wiege gehen und dachte seiner Brut, die einst drin gelegen und nun verdorben war vor lauter Krieg und verschollen, und er summte, und um den verwitterten Mund spielte ein halbverlerntes Lächeln. „Ei ja, Flachs will ich auch bauen, den Kindern sollen wieder Hemdlein wachsen,“ nickte er.

Da lärmte es draußen. Ein Reiter klirrte vom Gaul herab und stieß das Haus auf. Ungestüme Augen brannten in einem zerfetzten, argen Gesicht.



Der Reiter und der Bauer. Nach einer Zeichnung von Prof. Anton Hoffmann.

„Was siedet auf deinem Ofen?“ rief der Fremde. „Rupf' mir auch eine Henne, Spitzbub!“

Der Alte nahm demütig die Haube ab. „Vergelt' dir Gott den Gruß, Herr Schwed'!“

„Her mit dem Geld, oder ich hau' dich, daß du elftausend schreist!“

„Bin ich der Talerschmied, Herr Reiter? Kann ich das Geld speiben? Ich hab' nix mehr. Fünfmal schon haben mich die Blutschinder ausgeraubt.“

Der Schwede bog sich den Bart. „He, schiltst du meinesgleichen? Verleugne dein Geld nit! Sonst soll dir das Mark aus dem Schädel heraushängen!“

Dem Alten flog eine schier schwarze Röte übers Gesicht, und er hob den Hut wie zum Schlag. Doch der Reiter stand prahlerisch in seiner üppigen Kraft und lachte: „Du machst mich nit blutrünstig, sieben wie dich steck' ich mir um den Hut. Jetzt, Kerl, tritt her und greif mir mein Fleisch und Blut an!“ Sein Eisen fauchte durch die Luft. Und er hielt dem Alten den Schwertknauf unter die Nase. „Da schmeck'! Da hinein sollt ihr noch beißen, bis euch die Zähne brechen!“

Der Eibenstöcker setzte sich schweigend zur Wiege hin.

Der Soldat aber riß den Topf vom Feuer und roch daran. „Bauernfraß!“ sagte er und spie darein. Hernach warf er sich in die Wiege, daß sie krachte. „Zum Fressen hast du nix, Alter. So wieg' mich! Säum' dich nit, runzel' nit die Stirn! Wieg' mich und sing'!“

Da trat der Alte die Wiege, knarrend bewegte sie sich unter der ungewohnten Last, und er sang eintönig dazu:

„Ist allweil wie g'wesen,
Wird wieder wie sein,
Ist alles vergangen,
Wird das auch vergeihn.“

Der Reiter in der Wiege rang um den Atem vor lauter Lachen. „Du Narrentanz, ist das ein seltsam Wiegenlied! Aber die Bauernzeit kommt nimmer, der Soldat ist ein ewiges Ding. Und nit ein Zaunstecken darf stehenbleiben in Deutschland.“

„Deutschland?“ fragte der Alte. „Was für eine Gegend ist das?“

„Haha, du grauer Schelm, das ist das Land, das jetzt unter dir verbrennt.“

Mitten im Wiegen fuhr der Bauer auf und lauschte starr wie in etwas Furchtbares. Dann rannte er davon.

Draußen plärrten und muhten rauhe Kehlen waldeinwärts, und des Eibenstöckers Kuh erwiderte in Heimweh nach Geschöpfen ihrer Art und verriet ihr Versteck.

Der Bauer kam gerade recht, zu schauen, wie die Schweden das Tier mit sich trieben. „Ihr Kriegsleut', ihr guten Kriegsleut',“ bettelte er, „die eine Kuh laßt mir! Wie kann ich sonst leben?“

„Friß Erde, wenn du Hunger hast.“

„Eggen muß ich mit ihr, Korn eineggen! Bitt' euch, laßt mir das Viehlein!“

„Spann' Wölfe vor die Egge!“ entgegnete einer, legte auf den Alten an und schoß.

Aufheulend vor Leid und Wut entrann der Bauer. Die Nährerin war ihm genommen, die Helferin, an deren warmen Leib er sich oft trostsuchend gelehnt hatte im schweren Winter!

Der Abend sank, Raben durchstöberten den Wald, darüber der Mond wie ein goldenes Kuhhörnlein leuchtete.

Durch die Wildnis glomm ein roter, wilder Schein, Rauch düsterte durch das Dämmer. Den Mann griff eine arge Ahnung, er keuchte heim zu.

Er hörte es prasseln und knallen. Seine Hütte brannte lichterloh. Er sprang hinein, die brennende Wiege riß er heraus. Hinter ihm brach das Dach sprühend ein, die Wände neigten sich, das Haus sank in Glut.

Mit verwirrtem Blick folgte der Mann den Gebärden des Feuers. Die Hände hingen ihm müd. „Jetzt hab' ich kein Dach mehr, muß schlafen auf unserem Herrgott seinem Laub und Gras.“

Eine jähe Erkenntnis überrannte ihn. „Ach weh und überweh, mein Getreid' verbrennt, meine gelben Saatkörnlein!“ Verzweifelt drang er gegen das Haus vor. Glut und zuckendes Licht wiesen ihn zurück.

„Das letzte Brot haben sie mir vom Maul gerissen,“ winselte er. „Oh, meine guten Saatkörnlein! Jetzt ist es aus mit mir.“

An das hohe Kreuz trat er, den einarmigen Heiland riß er herunter, reckte ihn gegen die Brust. „Da schau her, Herrgott, das ist deine Ordnung!“

Aber er erschrak vor seinem Wort, er legte den Gekreuzigten auf den Rasen, warf sich hin und betete wirr und heftig. Die zerschrundenen geplagten Hände, die Hände mit den wilden Aderstriemen hob er gefaltet empor, als hielte er sein Gebet weit von sich. „Herr, verzeih' mir die Sünd'! Aber ich trag' viel. Sechsmal im Feuer! Das letzte Korn hin! Ich trag' es nimmer.“

Der Wind hob ihm das graue Haar. Die Flammen trieben ihr grausames Spiel.

„Hätt' ich die Saat in den Schnee gestreut, der harte Winter hätt' sich erbarmt, hätt' sie aufgehen lassen! O weh um die liebe Saat!“ Er legte den Kopf auf das Heilandsholz und schluchzte.

„Irgendwann hat es Korn geregnet. Aber das geschieht nimmer, die Welt hat die Wunder verscheucht mit ihren blutigen Waffen.“

Er richtete sich auf. Die Sterne begannen den hellen, stillen Wandel.

Er murmelte: „Es ist allweil etwas, was den Himmel hält. Vorzeiten, wie der Tod im roten Mantel sich hat über die Moldau fahren lassen und die Pestilenz mitgebracht hat in den Wald, da hat mancher gemeint, die Welt hört auf. Sie steht heut noch. Aber mir hilft nix mehr. Ich muß davonrennen aus dem Notwald.“

Sterne kreisten, Wald sauste, und der Bauer saß die lange Nacht vor dem schwelenden Haus.

Doch als der Morgen im Gewölk glühte, sprang er von der Erde auf, wie eine gebogene Rute aufschnellt. Die alte Scheuer suchte er heim.

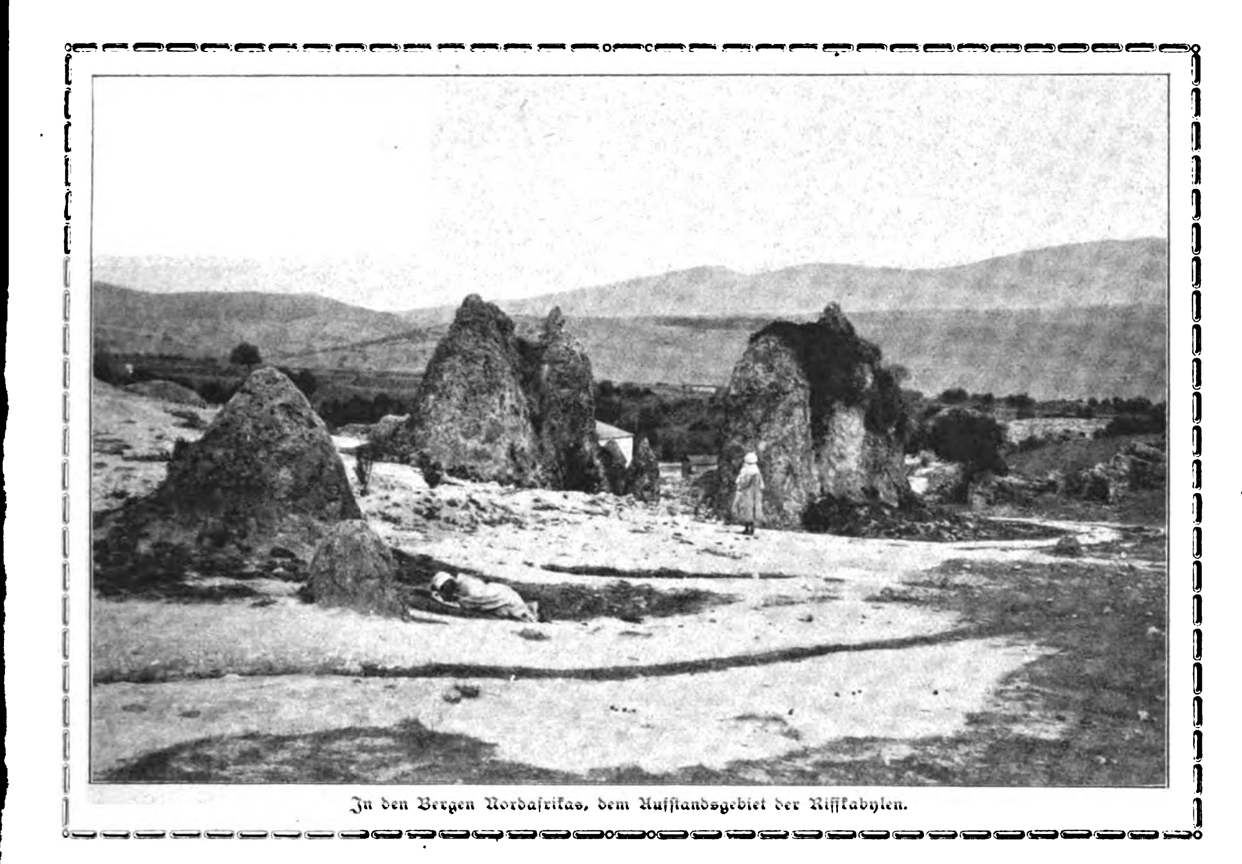
Drinn kniete er hin und tastete und spähte: da lag ein Körnlein auf der Tenne, dort ein zweites, ein drittes. Er legte sie in seinen Hut. Dort barg sich eines in jener Fuge, unter einem grauen Brett fand er ein vergessenes Häuflein. Auf allen vieren kroch er herum und sammelte. Er kletterte auf den Boden und holte aus allen Ritzen die kärglich verstreuten Reste alter Ernten, und als es Abend wurde, war der Hut fast voll.

Und dann kniete er tief im Notwald auf dem aufgetanen Feld, er stach mit dem Finger kleine Löcher in den Grund, legte in jedes zärtlich ein Korn und bedeckte es sanft und sorgsam mit Erde. Der Frost sollte keines davon töten, kein Vogel eins finden, kein Wind eins verwehen.

Zwei rauhe Tage kniete er gebückt über das mühselige Werk, und da es vollbracht war, sagte er: „Herrgott, ich dank' dir, daß du mir langsamem Manne die Geduld gibst. Und so soll es nit unter mir verderben, mein Flecklein Deutschland.“

Aus dem Gewölk fuhr ein starker Sonnenstrahl und berührte den Bauer, und ihm war, Gott senke ihm ein starkes Samenkorn in die Seele, und ihn schauderte.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Herausgeber für Deutschösterreich: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: Erich Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 22. September 1921 by Philipp Reclam jun., Leipzig.



In den Bergen Nordafrikas, dem Aufstandsgebiet der Riffkabylen.

Das sterbende Volk

Roman von Grethe Auer (Schluß)

Dschilali hatte nun fast drei Jahre lang das mächtige Massiv über sich lasten sehen, aufsteigend aus purpurnen Dünsten der Ebene und gekrönt von silberweißen Diademen, die durch Wolkenschleier blitzten. In blauen Schatten starrten seine Schluchten, hell glänzten die Gürtel seiner Wälder, schwarz drohten Hänge von Lavagestein dazwischen. Man kann ein aufgeklärter Mann sein und doch fühlen, daß da Geister wohnen, deren Rede den Sterblichen zerschmettert. Wären im Vorgelände die Rinnsale nicht versiegt, Dschilali wäre nicht hinangestiegen zu höheren Triften. Noch suchte er gegen Süden auszubiegen, wo er die Quellflüsse des Tensift und der Morbia wußte. Er schickte einen seiner Söhne auf Kundschaft nach Rahal, aber der fand die Flußufer von Franzosen besetzt, und wenn Dschilali nicht verdursten wollte, so blieben ihm nur die murmelnden Bäche des Atlas. Er ließ die Herden ziehen, wohin die Witterung der Feuchte sie lockte, und kam in das Land der Wunder.

Bänder von Zedernwald gürten die Flanken des Atlas. Als die einstigen Bewohner der flachen Küste zum ersten Male Baumstämme sahen, die an Höhe und Dicke dem Minare der Kutubia, dem größten der Welt, vergleichbar waren, glaubten sie sich von einem Schwindel erfaßt. Schon die Eichen und Thujas, die das Unterholz bildeten, waren höher und weitschattender als die Granat- und Feigenhaine von Azimur. Der alte Carrube auf dem Wege nach Settat, der für eine Sehenswürdigkeit galt, reichte nur eben an sie heran, und etwa noch die ältesten Bäume der Orangenwälder an der Morbia. In freundlicher Majestät standen diese Trabanten da, Duft ging von ihnen aus und tausendstimmiger Vogellärm, der den Laut der Menschen verschlang. Darüber aber erhoben sich in gemessenen Abständen die Zederntürme mit dem Stufenwerk ihrer mächtigen, dunklen Beastung, so unirdisch und so unwahrscheinlich groß, daß sie fast Entsetzen erregten. Um ihre Kronen kreisten in schwerem Fluge die Adler. Dschilali wagte kaum vorzurücken zwischen diesen Wächtern der Ewigkeit, aber die Schafe hatten sich bereits, toll vor Entzücken, ins feuchte Buschwerk geworfen und drängten vor, daß es prasselte. Bald erblickten die Wandernden auch einige Männer, die aus dem Schatten der Bäume sich lösten und ihnen entgegenkamen; Esel, mit Fallholz beladen, waren mit ihnen. Die Männer sahen rauh aus, grüßten in kehligen Berberlauten und wußten bereits von Dschilali und seiner kleinen Kabyle, deren Häupter sie gezählt hatten, wenn sie von der Höhe auf die Hügel des Vorlandes herabgeblickt hatten. Sie gaben freundlich die Richtung an, die Dschilali festhalten sollte, um aus dem Walde herauszukommen; denn es geht gegen den Instinkt der Eingeborenen, in einem Gelände zu zelten, das jedem Feinde Deckung gibt.

Der Waldstreifen war in wenigen Stunden durchschritten, vor den Wandernden öffnete sich eine Talmulde, grün und wellig, die klein schien und von einer unabsehbar zahlreichen Herde dunkelfelliger Rinder bedeckt war. Dschilali stutzte — ein zweiter Blick belehrte ihn eines Besseren, er drang lachend voran: was Vieh geschienen hatte, waren runde Blöcke von schwärzlich-roter Farbe, von denen der kleinste so groß war wie eine Hütte. Das Gras dazwischen war saftig und lang. Dschilalis jüngster Sohn wollte flugs das Tälchen durchqueren bis an die graue ansteigende Wand, die es begrenzte. Er kam nach mehreren Stunden sehr müde und böse wieder zurück. „Sind wir Frösche geworden?" rief er. „Dieses Tal frißt die Schritte nach Tausenden, du

glaubst zu gehen und bist immer an der gleichen Stelle! Dies ist wahrlich die Wohnung der Dschinne!" Dennoch schritten Dschilali und seine Söhne in langen Wanderungen das Tal ab, bis sie den Platz fanden, wo die Sonne am längsten blieb; denn der Wald wie die Bergwand warfen feuchten Schatten; den sucht man wohl am Tage auf, aber man errichtet kein Zelt darinnen. Ohnehin waren die Nächte in dieser Höhe kalt, so unerhört drückend die Glut am Tage war.

Die Wasserplätze im Gebirge waren selten und nicht ungefährlich; sie lagen in tiefen Schluchten, jahrtausendelang abgeschliffen von rieselndem Schneewasser. Die Berber hatten Rinnsale aus gehöhlten Baumstämmen angelegt und Steinblöcke zu Trögen ausgemeißelt an den zugänglichsten Stellen; ihre Kundschafter zeigten bereitwillig den Weg dahin und halfen beim Tränken der Tiere für eine Handvoll Patronen. Dschilalis Söhne kamen bald in Verkehr mit den Leuten, die sie ärmlich und gedrückt aussehend fanden. Sie klagten sehr, daß ihnen Brot fehle, und besonders fiel ein krankhaftes Aussehen der Frauen und Kinder auf. Alle schienen trotz der lastenden Glut zu frieren. Eines Tages kamen Dschilalis Söhne sehr nachdenklich von der Tränke zurück, betraten alle zugleich die Ahaime ihres Vaters, setzten sich still an das Feuer und redeten lange Zeit kein Wort. Dschilali sah sie der Reihe nach an, aber man fragt nicht nach dem Unheil, so schwieg auch er, bis der Älteste den Mund auftat und mit einer Bewegung seines Hauptes in der Richtung der Berberkabylen die Worte aussprach: „Sie haben hier überwintert!"

Dschilali tat, als habe er nicht gehört, er redete von andern Dingen; aber am andern Morgen rüstete er sich zu einem feierlichen Besuche, ließ zwei Säcke Getreide auf Maultiere laden und ritt zu dem Berberscheich, der ihm zunächst wohnte. Als er wiederkam, sah er alt und sorgenvoll aus. Er ließ, was er an Weizen und Gerste in den Satteltaschen der Kamele mit sich geführt hatte, einer genauen Schätzung unterziehen, und die Brotkost ward von da ab schmal in seinem Lager. Denn er wußte nun, daß er in der Regenzeit nicht hinabsteigen würde in die erblühende Steppe, keinen Tauschhandel auf den kleinen Landmärkten treiben mit Stämmen, die Überfluß an Körnern hatten. Dann befahl er den Frauen, die derbsten Gewebe zu weben, die sie je hervorgebracht hatten, und gerbte selbst das Leder zu hochschaftigen Stiefeln; die waren nicht so hübsch, wie wenn die Juden von Marrakesch sie genäht hätten, aber sie umschlossen die Beine wohl.

Es ist schwer, sich auf die Wirkungen eines Klimas vorzubereiten, das man nur vom Hörensagen kennt. Dschilali glaubte vorgesorgt zu haben für alle Möglichkeiten, aber als der Winter kam, brachte er mehr Schrecknisse mit sich, als die Phantasie eines Arabers sich auszumalen vermag.

Die ersten Oktoberregen, die unten in der Steppe das Leben in tausenderlei Gestalt weckten, waren hier, in zwölfhundert Meter Höhe, von beißender Kälte begleitet, und die Sonne, die in versöhnender Geschäftigkeit dem Regen auf dem Fuße folgt, hatte hier oben nicht die Kraft, den durchweichten Boden zu trocknen. Einige Wochen lang lebte der ganze Stamm in kräfteverzehrender Feuchtigkeit, in Schmutz und Schlamm, und die Wirkung des nassen Grases machte sich bei Schafen und Kamelen in schreckenerregender Weise geltend. Dann kamen Tage, wo jeden Morgen der Boden hart gefroren war und ebenso das Wasser in den Steintrögen; freilich lockte der Mittag das hungernde und durstende Vieh wieder zur Sättigung, aber die Sonne schien nur wenige Stunden, und der Abend kam mit dem Hauche des Todes.

Dschilali und alle Männer seiner Familie hatten fast Tag und Nacht zu arbeiten, um genügende Mengen Holzes zur Stelle zu schaffen und damit die Reihe der großen Feuer zu unterhalten, an die die zitternden Herden sich drängten. Die Luft lastete schwer auf dem Tale, und manchmal lag der Rauch wie eine Wolldecke über den Zelten. Fast der ganze Stamm hustete und fieberte; vornehmlich taten dies die Kinder, die das unbekannte Übel mit klagendem Gewimmer verfluchten. Es husteten auch die Schafe, und viele davon magerten ab. Dann kamen Schneefälle, die die Seele mit nie geahntem Grauen erfüllten: man wachte auf und sah das Zelt dunkel von der geisterhaften Ummauerung, und hatte man sich herausgearbeitet, so schienen die Herden hinweggerafft in eine blendende Unsichtbarkeit. Freilich dauerte auch dies nur Stunden, denn die Sonne hat hohe Gewalt in jenen Strichen, und es ist nur der Schnee der äußersten Gipfel, der ihr widersteht; doch lehrte es Dschilali die Notwendigkeit, Hütten aus Steinen und lehmigem Erdreich zu errichten. Söhne, Schwiegersöhne, Enkel, Sklaven und Freigelassene bauten um die Wette, langgestreckte rote Lehmkästchen reihten sich zu einem dorfartigen Gebilde zusammen, über Zederngebälk wölbte sich die gestampfte Deckschicht; das bot wenigstens Zuflucht, wenn die Sturmnächte kamen, der Wald heulte, fallendes Astwerk Donner entsandte, die die Bergwand verdoppelt wiedergab, und kein Feuer brennen wollte. Trotz dieser Verbesserung erkrankten immer mehr Menschen und Tiere, je länger der Winter fortschritt. Die Schafe gaben kaum noch Milch, und wären nicht die Kamelstuten gewesen, die sich gestreckten Halses ihre Nahrung von den Bäumen des Waldes holten, so hätte es auch an diesem Nötigsten gefehlt. Dieser erste Winter im Gebirge raubte Dschilali sein Weib und zwei zart veranlagte Enkel.

Es war ein schweres und sorgenvolles Leben, das die kleine Schar in den Gewandfalten des Atlasriesen führte. Wäre nicht das rege, fröhliche Berberblut in ihren Adern gewesen, die rastlose Tätigkeit ihrer Gehirne, die Leidenschaft der Arbeit, die sie vor ungeahnten Schwierigkeiten packen konnte wie ein herrliches Fieber, die dankbare Genußfreude, wenn es ihnen nur eben wieder erträglich ging, so hätte Irrsinn und Melancholie diese Kinder der milden Küstenstriche schon im ersten Winter befallen müssen. Verhältnismäßig am stärksten litten von Krankheit einige schwarze Sklaven Dschilalis, die aus dem südlichen Sus stammten; ein europäischer Arzt hätte sie auf den ersten Blick für schwindsüchtig erklärt. Sie aber empfanden von der Krankheit nichts als einen gesteigerten Lebenswillen, wollten mehr leisten als andere, und wären wohl schließlich in einem ihrer krächzenden, bellenden Lach- und Hustenkrämpfe auf dem Platze geblieben, wenn nicht das Schicksal ihnen einen schöneren Tod vorbehalten hätte. Ein kleines schwarzes Mädchen, das von demselben Übel befallen war, schleppte die Ansteckung in alle Hütten, in denen sie der Kinder wartete. Wären diese Menschen nicht erfüllt gewesen von einem unverwüstlich seligen Lebensglauben, sie hätten schaudern müssen vor dem neuen Gaste, der in ihren Reihen hauste. Aber das Leben solcher Naturkinder ist kein gehegtes Kapital von Wohlbefinden, Gesundheit und gemessenen Kräften, das man ausgibt nach Überlegung, das man auf Zinsen legt und von dem man zehren will bis zu hohen Jahren; es ist ein blinkendes Häuflein gemünzten Goldes, das man hinstreut, ohne es zu zählen, für Dinge, die nur den Wert des Augenblicks haben. Niemand in der Kabyle redete von Kranksein oder Heilung. Man hatte anderes zu denken, und es muß gesagt werden, daß die häßliche Pest in den seltensten Fällen Zeit hatte, ihr schleichendes Werk zu vollenden. Ein helleres Schicksal kam ihr zuvor.

Es gab eine kleine schwarze Felsenkuppe jenseits der Zedern, die wurde von Dschilali und seinen Freunden

oft bestiegen, und Begegnungen mit Berberleuten fanden vornehmlich dort statt. Von dieser Kuppe hatte man den vollen Blick in die Ebene, die von Tag zu Tag bunter erblühte, die in purpurnen, violetten und gelben Bahnen sich erstreckte wie ein Teppich. Kleine hellgrüne Gerstenfelder, blitzend wie Smaragde, zeigten die Stellen an, wo Zeltdörfer sich bargen, ein opalfarbiges Rauchwölkchen verriet die Erdfalte, in der sie sich verkrochen hatten. Die Schleppe des Atlas breitete einen Saum von Samt und Silber aus, Feigenhaine und Oliveten. Oben standen die Eichen noch kahl und Blumen sproßten spärlich, von unten aber stieg der Duft unendlichen Segens empor. Man konnte fast meinen, den Wohlgeruch dieser lieblichen Erde zu atmen, die Triller ihrer Lerchen zu vernehmen, die Sonnenwärme zu fühlen, die gütig darüber brütete.

Zum erstenmal wohl empfanden die Männer, was Sehnsucht heißt, Sehnsucht nach dem reinlichen, gesunden, mühelosen Leben, das sich ihnen in der heimischen Steppe darbot wie auf goldenen Tellern. Indes war es nicht um dieser betörenden Aussicht willen, nicht um ihre Herzen mit Bitterkeit zu füllen, daß die Männer der Berge die kleine schwarze Kuppe besuchten; sie hatten bessere Gründe. Sie spähten nach gewissen unscheinbaren, viereckigen, grauen Narben im schillernden Brokat der Steppe: häßliche, unruhig gemusterte, von verworrenem Gestäbe überragte Schandmale in der reinen Natur, die sich auf den ersten Blick als Werke europäischer Kultur erwiesen und seit dem Beginn der erlösenden Regenzeit in ziemlicher Anzahl und erschreckend geringen Abständen auftauchten. Die Bergleute nannten diese Flecke schlechthin und erschöpfend „Krätze"; in Wirklichkeit waren es befestigte Franzosenlager, die, von einem nordöstlichen und einem südwestlichen Ausgangspunkt vorgeschoben, eine Kette um den Fuß des Atlas bildeten; sie pflegten erst zu weichen, wenn die schwefelgelbe Glut des Sommers sie in ihrer Wacht ablöste. Nachts kreuzten sich die Lichtkegel ihrer Scheinwerfer wie weißflammende Schwerter über den Olivengärten des Voratlaslandes und über der welligen Steppe. Graue Bänder breit ausgefahrener Straßen gingen von diesen Lagern weg in allen Richtungen des Himmels, und auf diesen Straßen kroch das farblose Gewimmel der Automobilkolonnen einher. Es war freilich kein Grund einzusehen, warum ein wandernder Stamm nicht diesen Befestigungsgürtel schneiden und dahinter, weit in der endlosen Fläche, friedliche Weideplätze suchen sollte; Dschilali hatte auch bereits Kundschafter dahin ausgesandt. Aber deren Berichte deckten sich mit den Voraussagungen der kundigen Berber. Die Gouverneure der Provinzen hatten gemeinsame Sache mit den Fremden gemacht; sie schickten Reiter zu den Dorfscheichs und ließen Männer in Ketten legen und fortführen. Es hieß, daß die Franzosen diese nach Europa schickten, wo sie einen anderen verheerenden Krieg führten. Von jenen verschleppten Männern sei nie wieder Kunde in ihre Heimat gekommen.

In Dschilalis Seele tauchte eine ferne Erinnerung auf; deshalb lachte er ein wenig bei dem Berichte, zum Erstaunen des Erzählers. Dieser verstand das Lachen falsch und stimmte schließlich ein: „Ja," ergänzte er wegwerfend, „sie fangen nur Sklaven, Gottgezeichnete und halbe Tiere. Wer wird warten, wenn er die Reiter des Gouverneurs am Himmelsrande auftauchen sieht? Der Atlas ist groß." Und Dschilali blieb im Gebirge, in der Not, in der Freiheit.

Einer von Dschilalis Söhnen, der so auf Kundschaft ausgezogen war, hatte bei der Heimkehr ein Franzosenlager beschlichen und einen Sack Getreide direkt unter dem Scheinwerfer hinweggeholt. Unter den Oliven traf er im Morgengrauen einen Berber mit einem Esel, der ihm die Last heimbefördern half. Es wurden schöne weiße Brote gebacken, der Übermut ging durch die Zelte, das Abenteuer wurde als gefahrlos geschildert, und einige Zeit später brachen Vierzehn auf, um, Wall und Stacheldraht trotzend, ein Magazin zu berauben. Den Stacheldraht verstanden sie säuberlich abzuschneiden, den Wall nahmen sie wie die Heuschrecken. Als sie am besten Werk waren, wurde Alarm gegeben, die Scheinwerfer spielten, die Trommeln wirbelten, die Flinten knallten. Ans Licht befördert wurde ein erdolchter Posten und eine lange Spur verstreuten Getreides, die einem geplatzten Sacke entronnen war. Man brauchte nicht zu forschen, wohin sie führte; sie endigte, als der Sack leer war. „Also, dies fängt wieder an!" rief der französische Lagerkommandant verärgert, als er den Bericht vernahm: von den Vierzehn waren neun Stammgäste der Getreide- und Waffenmagazine vom verflossenen Winter her.

Es gibt heute bereits in Frankreich eine Reihe von Büchern, in denen die Heldentaten der Franzosen gegen die Söhne des Atlas für die Nachwelt aufbewahrt werden. Es entspricht dem ritterlichen Charakter dieses Volkes, daß der Tapferkeit des Feindes das vollste Lob nicht vorenthalten wird — ist dieses doch der beste Maßstab für die eigene Tapferkeit. Man möchte die Worte rauben, mit denen jene Historiker die kriegerische Zähigkeit, die Todesverachtung, die unermüdlichen Listen und die geheimnisvolle Behendigkeit der Atlasvölker schildern, von denen sie behaupten, daß sie heute noch den gleichen Schrecken vor sich her hauchen, wie zur Zeit Sallusts.

Im Zeitalter der Panzerautomobile und der Handgranaten klingt das erstaunlich. Aber man muß ihnen glauben, wenn sie beschwören, daß bei weitem nicht alle Panzerautomobile ihr Ziel erreichen, daß Maschinengewehre ihren Stand verlassen oder, verharrend, den Dienst plötzlich versagen, und daß die Berberpferde vor platzenden Granaten nicht scheuen. Man muß mit ihnen lächeln, wenn sie beschreiben, wie in einem Lager von dreihundert Mann sich eines Morgens dreihundert höchst Erstaunte anblicken, weil Waffen und Munitionsgürtel neben ihren Betten, ja, von ihren Leibern weg auf geheimnisvolle Weise verschwunden sind. Und man muß es psychologisch begründet finden, wenn sie trotz dieser anmutigen Anekdoten noch gern und oft das Märchen einfließen lassen von deutschen Agenten, die jene Atlasstämme mit Waffen neuester Konstruktion versorgen, oder von spanischen Händlern, die von der Küste her die Muluya aufwärts wandern und Patronen an die Berber verkaufen, das Stück zu zwei Franken. Man muß dies entschuldigen, denn in den Stil einer kriegerischen Epopöe paßt schlecht das Geständnis, daß ein halbverhungertes, eingeschlossenes Volk durch kecke Raubüberfälle so viele Waffen erbeuten kann, daß es nun schon fast acht Jahre dem Feinde Widerstand leistet, und noch schlechter jenes andre, daß die Patronen der spanischen Händler mit dem Gelde aus den geplünderten französischen Regimentskassen bezahlt werden.

Dschilalis Name verklingt im Lärm dieser Gerüchte. Seine Söhne und Enkel mögen unter denen sein, die in weißen Mänteln und auf tanzenden Pferden, die Gewehre über den Köpfen wirbelnd, ihre Fantasia vor den Feuerschlünden einer Batterie reiten; seine Sklaven unter denen, die nackt und schwarz wie Schlangen, das Messer im Munde, einen Posten beschleichen oder einen Wall überkriechen; seine Töchter von denen, die still und geduldig dem Hauche der Atlaswinter erliegen: sie alle aber sind von denen, die wir heute Brüder nennen sollten, Brüder vor den ungeheuer zermalmenden Schritten eines Schicksals, das nicht achtet, über wen sein Fuß dahingeht.

Ende

Vom Werden und Leben der Wörter

Von Dr. phil. Paul Laufterer

Unsere Sprache ist ein Wundergarten, in den man nur einzutreten braucht, um eine ungeahnte Fülle der merkwürdigsten Erscheinungen aufzudecken. Die Wörter der Sprache sind die Pflanzen dieses Gartens, und wie der Botaniker diese auf ihre Entstehung und Verwandtschaft untersucht, so verfährt der Sprachforscher mit den Wörtern. Der Laie sieht in einem Wort weiter nichts als einen unwandelbaren sprachlichen Ausdruck für ein Etwas; der Sprachgelehrte aber, der den Werdegang dieses Wortes kennt, erblickt darin eine durch viele Jahrhunderte sich erstreckende lebendige Entwicklung. Denn Wörter sind organische Gebilde; an Lebende gebunden, zeigen sie auch alle Erscheinungen des Lebens. Wie tierische oder pflanzliche Organismen Gestalt und Aussehen dauernd verändern, so wechseln auch die Wörter beständig Laute und Bedeutung.

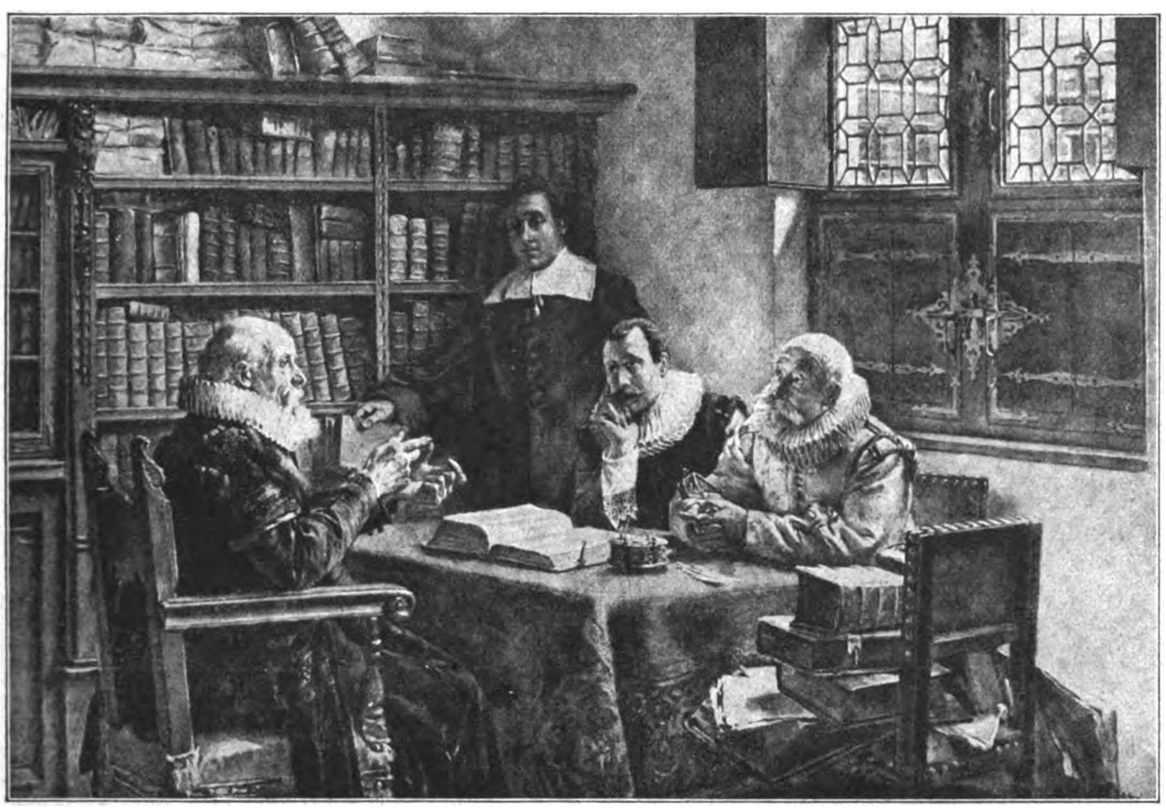
Verfolgen wir einmal das alltägliche Wort „Ding" bis in die graue Vorzeit unserer Muttersprache zurück, so treffen wir es in der ältesten Periode, im Gotischen, in der Bedeutung „Zeit" wieder. Dieser ursprüngliche Sinn des Wortes hat also selbständig, ohne gewollte Einwirkung der Menschen — denn jede sprachliche Veränderung vollzieht sich unbewußt — im Laufe der Zeit die Bedeutung „Ding" angenommen.

Diesem Wandel der Bedeutung sind nun fast alle Wörter unterworfen; er vollzieht sich aber nicht auf einmal, sondern wie wir es im Nachstehenden an einigen besonders dankbaren Beispielen erkennen, stufenweise in vielen Zwischengliedern, die sich eines aus dem anderen nach dem Prinzip der Ähnlichkeit ergeben; das heißt jede Bedeutung entwickelt aus sich heraus eine ihr begrifflich nahestehende, in unserem Falle also „Zeit" — „Zeitpunkt" — „Termin" — dann mit Spezialisierung auf ein besonderes Gebiet „Termin für eine Gerichtsverhandlung" — „Volksversammlung" (so noch im dänischen „Folke-thing" = Reichstag) — „Verhandlung auf dieser Versammlung" (steckt noch in „dingen" = über Lohn verhandeln) — „Gegenstand der Verhandlung", schließlich „Gegenstand" überhaupt. Fast alle diese Etappen lassen sich in den Schriftwerken der verschiedenen Jahrhunderte belegen. Es ist also eine kontinuierliche Entwicklungskette, bei der jedes Glied einen mehr oder weniger großen Teil des Begriffs stärker hervortreten läßt. Eine schöne Parallele zu der Entwicklung von „Ding" bietet die von „Sache". Es hieß ursprünglich „Streit", welche Bedeutung noch in „Widersacher" erhalten geblieben ist; dann spezieller: „Streit vor Gericht" — „Gerichtsverhandlung" und fällt hier mit der Entwicklung von „Ding" zusammen, weshalb jetzt „Ding" und „Sache" dasselbe bedeuten. Das Wort „Kapelle" bezeichnet anfangs einen „kleinen Mantel" (wie noch jetzt in englisch „cape"); es ging dann auf die Kirche über, in der der Mantel des heiligen Martinus aufbewahrt wurde, sodann dehnte sich dieser Name auf jede „Kirche" allgemein, später auf die in der Kirche wirkenden Musiker und schließlich in neuerer Zeit auf jede „Musikerschar" überhaupt aus. Wer würde wohl von selbst auf den Gedanken kommen, die beiden Bedeutungen des Wortes „Kapelle" = „Gotteshaus" und „Musikerschar" auf die eine „Mantel" zurückzuleiten?

Der Bedeutungswandel ist auch mit der Grund, weshalb uns bisweilen ältere Schriftsteller, altertümliche Lieder und Ähnliches so schwer verständlich sind. In Schenkendorfs Lied „Freiheit, die ich meine" hat „meinen" noch den ursprünglichen Sinn „lieben", wie auch Bürger von „dem Mädchen, das ich meine" singt. Oder die Stelle im „Faust", wo Gretchen erwidert: „Bin weder Fräulein, weder schön", ist nach unserem heutigen Sprachgebrauch gar nicht zu verstehen. Man muß dabei wissen, daß noch im 18. Jahrhundert „Fräulein" nur für adelige Fräulein gebraucht wurde; das bürgerliche Fräulein wurde „Jungfer" oder „Mamsell" genannt (vgl. Fräulein v. Barnhelm und Mamsell Franziska in Lessings Lustspiel „Minna v. Barnhelm"). Aus demselben Grunde ist uns der Text der Lutherbibel oft so unverständlich. Wenn Martin Luther beispielsweise schreibt „das Salz wird ‚dumm'", so kann man dieses ohne die Erklärung, daß das Wort „dumm" damals noch „geschmacklos" bedeutet, nicht verstehen.

Ein einfaches Mittel, die ursprüngliche Bedeutung der Wörter zu finden, haben wir nun in alten Redensarten, die zu einer Zeit entstanden sind, als das betreffende Wort noch den ursprünglichen Sinn hatte. So bedeutete „Leib" früher „Leben". Noch im Nibelungenlied lesen wir „die Helden verloren den lip", das heißt das Leben; in den erstarrten Redensarten „bei Leibe nicht", „wie er leibt und lebt", „leibhaftig", „leibeigen", „Leibrente" u. a. tritt die alte Bedeutung „Leben" noch deutlich hervor. „Kragen" war früher gleich „Hals"; aus dieser Bedeutung wurde „das, was sich am Hals befindet"; in „Geizkragen" für „Geizhals" ist noch der alte Sinn lebendig. Daß „Steuer" ursprünglich „Stütze" hieß, ist etwa noch in der Redensart „zur Steuer der Wahrheit" zu erblicken. Sehr bilderreich gestaltet sich die Entwicklung des einfachen Eigenschaftsworts „grün". Von einem alten Zeitwort, das „wachsen, blühen" bedeutet, abgeleitet, bezieht es sich zunächst auf die werdende Natur im Frühling und bezeichnet damit die grüne Farbe im Gegensatz zu der grauen des Winters. Hieraus entwickelt sich leicht die Bedeutung „frisch", da alles Grüne frisch ist. Diese tritt uns in einer Menge von Redensarten entgegen, wie „grüne Heringe", „grünes Obst"; in Bayern redet man sogar von „grünem Bier", der Gerber spricht von „grüner Haut", der Hutmacher von „grünen Haaren", das heißt von frisch abgezogenen Fellen. Mit dem Grünwerden der Natur im Frühling zieht die Freude und Liebe im Menschen ein; damit nimmt unser „grün" die Bedeutung „lieb" an. Hierher gehören Ausdrücke wie „einem grün sein" gleich „einem gewogen sein", „einen liebhaben", oder „die grüne Seite" in dem bekannten Volkslied, das heißt „die liebe Seite". Schließlich ist auch von „frisch" zu „jung" kein weiter Sprung mehr, und diesen Sinn treffen wir in einem „grünen Jungen", einem „Grünschnabel" oder in Schillers Worten „unsere Bekanntschaft ist noch grün".

Nicht selten läßt sich die Bedeutungsentwicklung auch kulturgeschichtlich erklären. Wir müssen dabei bedenken, daß jedes Ereignis unserer Geschichte auch eine Erweiterung der Sprache zur Folge hat: die Renaissance, die Reformation, die großen Entdeckungen und Erfindungen,



Gelehrte Erörterungen. Nach einem Gemälde von M. Gaisser. Phot.-Verlag Dr. E. Albert & Co., München.

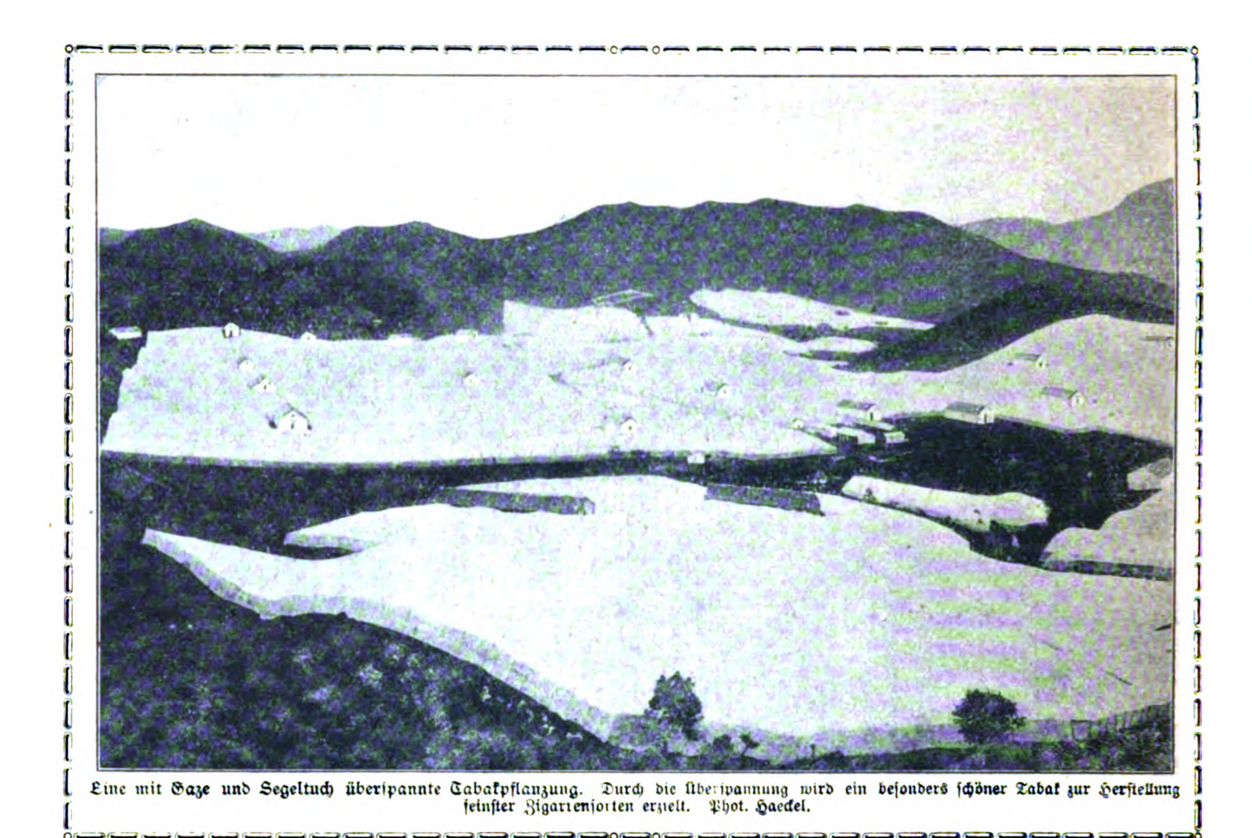
die Fortschritte der Wissenschaften, Literatur und Philosophie erzeugen ungezählte neue Gedanken, zu deren Ausdruck die Sprache neue Wörter schaffen muß. Sie entlehnt dann entweder aus anderen Sprachen oder gleicht alte Wörter der neuen Bedeutung an.

Das Wort „Messe“ in der heutigen Bedeutung Jahrmarkt gebrauchte man ursprünglich für die kirchliche Abendmahlsfeier; da aber früher mit der kirchlichen Feier immer ein Markt verbunden war, so wurde ihr diese Bedeutung bald übertragen. „Tisch“ stammt vom lateinischen „discus“ = „Wurfscheibe“ und hieß im Deutschen zuerst „Schüssel, Teller“ (siehe englisch „dish“ = Schüssel). Die nächste Stufe der Entwicklung war der Gegenstand, auf dem die Schüssel zu stehen pflegte, also der „Eßtisch“. Dieser eingeengte Sinn liegt noch jetzt vor in den Redensarten „den Tisch bereiten“, „zu Tische bitten“, „bei Tische sitzen“ u. a. Alsdann bedeutete es das Essen überhaupt (z. B. einen guten Tisch führen) und in neuester Zeit ist in den Bezeichnungen „Schreibtisch“, „Spieltisch“ usw. der ursprüngliche Sinn des Essens ganz weggefallen. „Sklave“ bedeutete ursprünglich „gefangener Slawe“, „Offizier“ höherer Beamter; der „Schalk“ war ein „Knecht“; „Welt“ ist eine alte Zusammensetzung „weralti“ = „Menschenalter“, die „Laune“ = lateinisch „luna“, „Mond“ (nach altem Glauben hing die Gemütsstimmung vom Mondwechsel ab), „Raub“ bedeutete „Gewand“ (weil es früher meist der Gegenstand des Raubes war); „Zimmer“ das zum Bau verwandte Holz (englisch timber = Bauholz) usw.

Eine seltsame Erscheinung ist nun eine bei vielen Wörtern eintretende Entartung der Bedeutung nach der schlechten Seite des Wortes hin. Das jetzt meist in üblem Sinne gebräuchliche Wort „Dirne“ bedeutete früher einfach „Mädchen“; so wurde es im Altdeutschen ohne Anstoß für die Jungfrau Maria gebraucht. Ein „Pfaffe“ war früher ein Geistlicher ohne üble Nebenbedeutung; „Knecht“ bedeutete sogar „Edelknabe“ (noch in englisch „knight“ = Ritter); ein „Kerl“ war ein „Ehemann“, der „Kammerjäger“ ein „fürstlicher Leibjäger“. Im Mittelalter gebrauchte man die jetzt nur noch auf Tiere sich beziehenden Ausdrücke „fressen“, „saufen“, „Maul“, „Fell“, „Futter“, „Fraß“ usw. ganz allgemein, sogar in feinster Gesellschaft, auch für die Menschen. Man konnte also von einer jungen Dame von ihrem „schönen Fell“ sprechen, ohne Anstoß zu erregen, wie es z. B. in einer alten Ritterdichtung heißt (Wigalois 872): „gar lauter war ihr Fell“; oder ein anderer Dichter erzählte von einem Hochzeitsmahl in damals durchaus korrekter Art: „nun will ich euch erzählen von ihrem Fraße“ (Erec 2. 30). Erst aus einem Gefühl für Geschmack und Mode heraus wurden die edleren Ausdrücke „essen“, „trinken“ usw. geschaffen und die alten derben hierauf für die Tiere gebraucht.

Weit seltener tritt das Gegenteil dieser Erscheinung ein, die Veredelung eines Begriffs. Einen anschaulichen Beleg hierfür bietet uns das Englische. Der „Steward“, jetzt „Kellner auf einem Schiffe“, hieß im ältesten Englisch „stigward“ = „Schweinestallaufseher“, später „Aufseher“ überhaupt, dann „Reichshofmeister“ und hat schließlich der königlichen Familie „Stuart“ den Namen gegeben. Im Deutschen treffen wir eine ähnliche Entwicklung in „Marschall“ aus altdeutschem „marc-skalk“ = „Pferdeknecht“, oder in „Seneschall“ = „alter Knecht“. „Minister“ hieß ursprünglich einfach „Diener“, „Baron“ früher „gewöhnlicher Kriegersmann“, ein „Schelm“ war ein „gemeiner Betrüger“, der „Dom“ ein einfaches Haus (lateinisch domus) und das „Münster“ gar nur die „Hütte eines Einsiedlers“.

Diese wenigen Beispiele, die beliebig vermehrt werden könnten, sollen nur zeigen, was für Triebkräfte am Werke sind, um den kostbaren Apparat unserer gegenseitigen Verständigung lebensfähig zu erhalten.



Eine mit Gaze und Segeltuch überspannte Tabakpflanzung. Durch die Überspannung wird ein besonders schöner Tabak zur Herstellung feinster Zigarrensorten erzielt. Phot. Haeckel.

Was haben wir an unseren Kolonialtabaken verloren?

Von F. Krause, Bremen (Mit zwei Abbildungen)

Unsere holländischen Vettern waren die unbestrittenen Herrscher auf dem Weltmarkte für Deckblatttabake. Ihre Stellung schien unerschütterlich zu sein; hatten doch alle Versuche, ein dem ostindischen Gewächs gleichwertiges zu erzielen, mit einem Mißerfolge geendigt, ganz gleich, an welchen Stellen des breiten tropischen Gürtels sie unternommen waren. Dieses Schicksal hatten auch Anbauversuche in den deutschen Kolonien Neu-Guinea und Kamerun Ende der achtziger bis Anfang der neunziger Jahre erlitten.

Es gehörte darum ein gut Teil Wagemut dazu, als im Jahre 1910 eine kleine Gruppe von Zigarrenfabrikanten unter Führung von Senator Biermann in Bremen und Geheimrat Landfried in Heidelberg es unternahm, den anscheinend aussichtslosen Kampf gegen das holländische Monopol noch einmal aufzunehmen, und die deutsche Tabakbaugesellschaft Kamerun in Frankfurt a. M. als Versuchsgesellschaft gründete. Die Anregung zu diesem Entschlusse hatte eine größere Anzahl Proben gegeben, die in 1909 der Farmer Räthke auf Veranlassung des damaligen Gouverneurs Dr. Seitz, des jetzigen Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft, als Resultat seiner im Gebiete des Manengubagebirges mit den verschiedenartigsten Tabaksorten vorgenommenen Versuche eingesandt hatte. Auf diese beiden Männer ist also die später hoffnungsvoll sich entwickelnde Kameruner Tabakkultur zurückzuführen. Die von Räthke vorgelegten Proben waren von mannigfaltigstem Charakter und ließen ein abschließendes Urteil darüber, ob gerade Kamerun die Vorbedingungen für die Kultur des Deckblattabakes bieten würde, nicht zu. Doch kaufmännischer Weitblick und patriotischer Sinn überwanden die anfänglichen Bedenken. Freilich trat die Einsicht hinzu, daß ein erneuter Versuch nur unter Leitung eines erfahrenen Fachmannes Klarheit über die wirklichen Aussichten einer später anzulegenden Kultur schaffen könne. Auf Vorschlag des deutschen Konsuls in Deli, dessen Vermittlung angerufen worden war, wurde B. Bolland verpflichtet. Die Wahl war eine außerordentlich glückliche. Bolland hatte in seiner zwanzigjährigen Tätigkeit als Tabakpflanzer, während deren er die Wachstumsbedingungen in den verschiedenen Tabakbau betreibenden Gebieten Sumatras kennengelernt hatte, nicht nur reiche und vielseitige Erfahrungen gesammelt, in ihm vereinigten sich auch Fleiß, Tatkraft und praktischer Sinn für die Behandlung von Eingeborenen. Im Oktober 1910 traf Bolland in Duala ein. Nach langwierigen und anstrengenden Landuntersuchungen entschied er sich für ein an der Nordbahn gelegenes Gelände, auf dem in unmittelbarer Nähe der Station Njombe im Herbst 1911 die ersten Versuchsfelder auf der kleinen Fläche von 10 Hektar angelegt wurden.

Räthke, der ebenfalls durch Vermittlung von Gouverneur Seitz mit dem Bremer Zigarrenfabrikanten Broeckmann in Verbindung getreten war, hatte inzwischen seine Versuche in erweitertem Maßstabe fortgesetzt und brachte als Ergebnis seiner Ernte des Jahres 1910, von der freilich die minderwertigen Sorten ausgeschieden waren, im September 1911 56 Ballen an den Bremer Markt, für die er den hohen Erlös von 434 Pfennigen für das halbe Kilo erzielte und damit einen von dem Bremer Großkaufmann Oldemeyer ausgesetzten Preis für das erste aus deutschen Kolonien brauchbare Deckblatt errang. Der erste Beweis, daß Kamerun sich für die Kultur des Deckblattabakes eigne, war erbracht. Kurz darauf, im Oktober 1911, wurde die Bremer Tabakbaugesellschaft

Bakossi m. b. H. gegründet, die die Räthkesche Farm übernahm.

Bolland kam im Frühjahr 1913 mit seiner gesamten Ernte aus der erwähnten Probenanpflanzung des Jahres 1911, die 101 Ballen umfaßte, an den Bremer Markt. Der Erlös betrug 355 Pfennige für das halbe Kilo. Wenn dieser Preis auch hinter dem von Räthke erzielten zurückstand, so war der Erfolg doch um so anerkennenswerter, als hier eine ganze Ernte mit allen Qualitätsunterschieden vorlag, die ein Urteil über den durchschnittlichen Charakter des Kameruner Tabaks zuließ. Die Wirkung blieb nicht aus. Die Deutsche Tabakbaugesellschaft Kamerun m. b. H. konnte sich im Mai 1913 in die Tabakbau- und Pflanzungsgesellschaft Kamerun A.-G. verwandeln. Der Sitz wurde nach Bremen verlegt. Auch in Hamburg war im Jahre 1912 eine Versuchsgesellschaft gegründet worden, die Hamburg-Kameruner Tabakbaugesellschaft m. b. H., die 1913 die erste Pflanzung anlegte. Außer den drei Gesellschaften befaßten sich noch einige Privatunternehmer mit der Tabakkultur, doch nur in ganz beschränktem Umfange.

In ihrer Gesamtheit kann man die Entwicklung des Kameruner Tabakbaus in dem kurzen Zeitraum von 1910 bis 1914 als eine geradezu stürmische bezeichnen, wenn man die ersten Entwicklungsjahre der jetzt weltbeherrschenden Delitabakkultur zum Vergleich heranzieht. Deli hatte in den ersten drei Jahren 1864 bis 1866 insgesamt nur 407 Ballen auf den Markt gebracht. Kamerun dagegen war in den drei Jahren 1911 bis 1913 mit insgesamt 2050 Ballen erschienen. Die Anbaufläche in 1914 betrug rund 950 Hektar, von denen die Hälfte allein auf die Tabakbau- und Pflanzungsgesellschaft Kamerun A.-G. entfiel. Die Kameruner Leistung ist um so höher einzuschätzen, als die Delipflanzer in den Chinesen einen geübten und arbeitsgewohnten Arbeiterstamm zur Verfügung hatten, während die Kameruner Pflanzer erst unter den größten Schwierigkeiten und mit unendlicher Geduld die Neger zur Plantagenarbeit erziehen mußten.

Der Einfluß der jungen Kultur begann 1914 sich nach verschiedenen Richtungen hin geltend zu machen. Zunächst war der Beweis erbracht, daß ein dem Delideckblatt vollkommen gleichwertiges Produkt in einer deutschen Kolonie erzielt werden konnte. Hatten die ersten Ernten auch einige Schönheitsfehler und Mängel im Geschmack gezeigt, die darauf zurückzuführen waren, daß die Kulturmethoden erst der geologischen und klimatologischen Eigenart des Landes angepaßt werden mußten, so hatten die Anfang 1914 verkauften Partien doch schon gezeigt, daß die Kinderkrankheiten überwunden waren. Brand und Farbe ließen nichts zu wünschen übrig. An Zugfähigkeit übertraf der Kameruner Tabak das Erzeugnis des alternden Delibodens. Ohne Zweifel hätte bei ungestörter Weiterentwicklung das Kameruner Deckblatt in qualitativer Beziehung den Sieg über das Deliblatt davongetragen. Anders stand es freilich mit der Produktionsmenge. Kamerun ist zu dünn bevölkert, als daß die dortige Tabakkultur an Umfang jemals auch nur annähernd die des glücklicheren Deli hätte erreichen können. Immerhin war damit zu rechnen, daß im Laufe der Jahre der deutsche Deckblattbedarf zu einem überwiegenden Teile aus der eigenen Kolonie hätte gedeckt werden können. Damit wäre auch das Ziel erreicht worden, das sich die ersten Unternehmer gesteckt hatten: die Durchbrechung des holländischen Monopols. Aus dem mit



Eine mehrere Wochen alte Tabakpflanzung. Um eine gute Wurzelbildung zu bewirken, werden die Tabakpflanzen während ihres Wachstums um den Fuß zwei- bis dreimal angehäufelt. Auftretendes Ungeziefer wird sofort entfernt.

Sicherheit zu erwartenden weiteren Aufschwung der Kameruner Tabakpflanzungen hätten nicht nur die Pflanzer Nutzen gezogen, die Vorteile wären auch der deutschen Schiffahrt, dem deutschen Handel und der deutschen Industrie zugute gekommen.

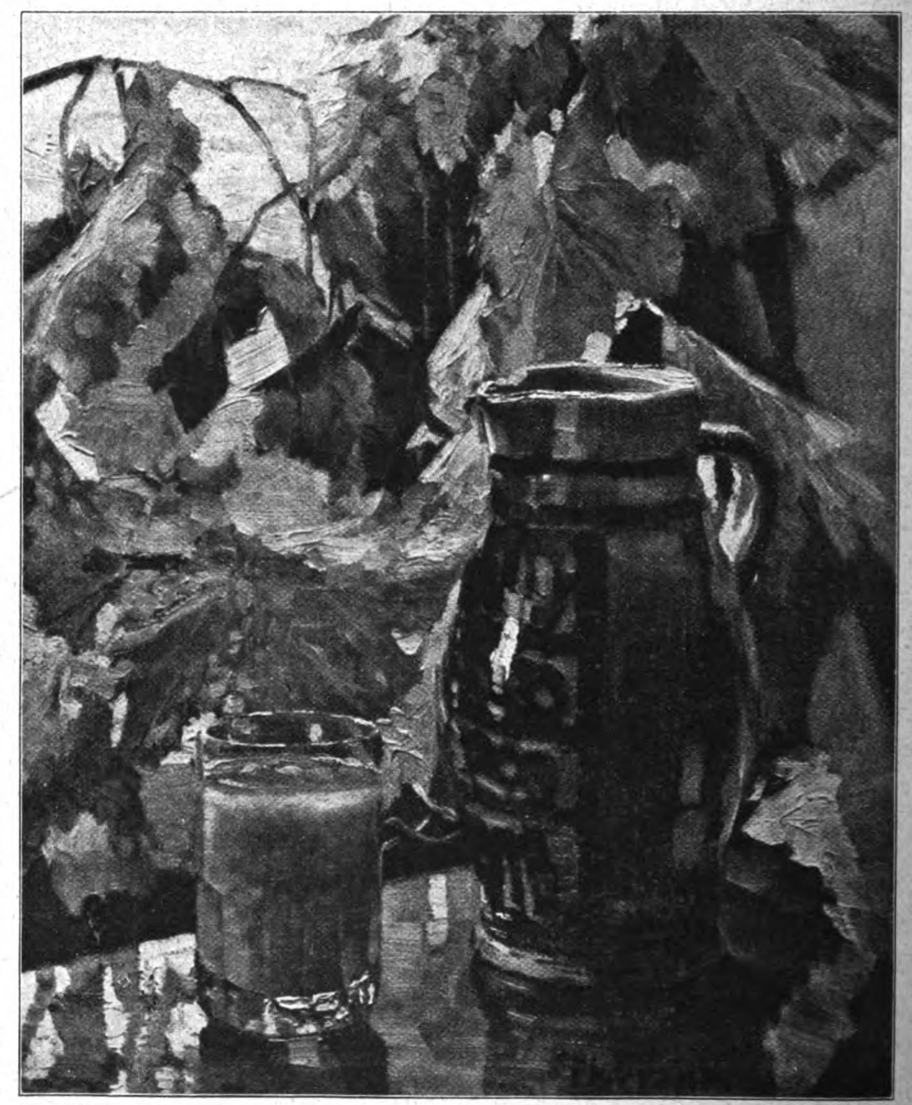
Darüber hinaus hatte die junge Kultur aber auch Werte geschaffen, die zunächst nicht in Erscheinung traten und auf moralischem Gebiete lagen. Sie bestehen in der Erziehung großer Negerscharen zu geregelter Arbeit und in ihrer Gewöhnung an Kulturmethoden, die im Laufe der Zeit auf die primitive Wirtschaftsweise der Eingeborenen befruchtend gewirkt hätten. Der Einfluß der jungen Kultur ging noch weiter: die jährlich wechselnden und sehr bedeutenden Arbeitermassen waren durch die Anwerbung für die Pflanzungen zum ersten Male aus ihrem Dorfleben herausgezogen worden, sie hatten die Unabhängigkeit von dem tyrannischen Willen ihrer Häuptlinge verspürt, sie hatten den Wert des Geldes kennengelernt, gleichzeitig aber auch begriffen, daß nur Arbeit die Grundlage für eine freiere und gefälligere Lebenshaltung schafft. Diese soziale Hebung des Negers zu einem selbständigen, sich seines Wertes bewußt werdenden Arbeiter ist ein hochzuveranschlagender Nutzen der großzügig angelegten Kameruner Tabakkultur.

Eine Darstellung dessen, was wir mit ihr verloren haben, wäre ohne Ausblick auf weitere Entwicklungsmöglichkeiten nicht vollständig. Es ist außer allem Zweifel, daß der steigende Erfolg der Kameruner Tabakpflanzungen gleichgerichtete Versuche auch in Ostafrika nach sich gezogen hätte. Sicher wäre es deutscher Gründlichkeit gelungen, ein hochwertiges Produkt zu erzielen, wenn auch nicht gerade Deckblatt nur, so daß mit der Zeit der Bedarf Deutschlands an tropischen und subtropischen Tabaken aus den eigenen Kolonien hätte gedeckt werden können.

Dem Verlorenen nachzutrauern ist zwecklos. Mit frischem Mute an anderer Stelle die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen, soll unsere Losung sein. Dann wird sich wieder einmal das Goethesche Wort bewahrheiten:

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Ängstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.



Herbst in der Pfalz. Nach einem Gemälde von Phil. Frank. Aus der Münchener Glaspalastausstellung 1921.



Charlotte Corday vor dem Revolutionstribunal. Nach einem Gemälde von G. Cain.

Gerechtigkeit ⋆ Groteske von Hans Tabarelli

Der Verteidiger erhob sich. Er sah in seiner schwarzen Schlankheit einem nächtlichen Laternenpfahl ähnlich, dessen leuchtender Kopf einen glühenden Lichtstreif ausspeit. Als berühmter Rechtsanwalt liebte er es, absonderliche, vom Normalen abweichende Straffälle zu verteidigen, und hier handelte es sich um einen gewiß außergewöhnlichen Fall, der seit geraumer Zeit eine ganze Stadt in Aufregung hielt, der an allen Stammtischen und in allen Kaffeekränzchen erörtert und dessen Motive man schwer verstehen konnte. So kam es auch, daß die entscheidende Schwurgerichtsverhandlung sehr zahlreich besucht war und daß sich die Anwesenden gleich von vornherein in zwei in bezug auf ihre Ansichten gegensätzliche Parteien geteilt hatten. Die einen waren davon überzeugt, daß man es mit einer besonders schlau angebahnten und bestechend klug berechneten Gaunerei zu tun habe, die anderen schworen darauf, daß Hilarius Redlich nur infolge seines ausgeprägt sozialen Sinnes mit dem nach ihren Begriffen recht minderwertigen, lückenhaften und reformbedürftigen Strafgesetzbuch in Konflikt geraten sei und daß ein nur halbwegs vorurteilsloser Gerichtshof in der fraglichen Angelegenheit zu einem Freispruch kommen müsse. Im Augenblick war die Zuhörerschaft, die bereits seit drei Stunden das Zeugenverhör und die unbequemen Holzbänke ertrug, in einen Zustand der Ermüdung versunken, der jedoch rasch wich, als man die Stimme des Anwaltes vernahm, der soeben mit seinen Ausführungen begann:

„Wie Sie wissen werden, meine Herren Geschworenen, lebt der Angeklagte, Herr Hilarius Redlich, bereits seit drei Jahrzehnten in dieser Stadt, wohlgeachtet und in allen Gesellschaftskreisen sehr beliebt. Die einen schätzen ihn mit Recht als einen Menschen, der freundlich und zuvorkommend gegen jedermann ist, dem man mit unumstößlichem Vertrauen alles aufs Wort glauben kann, was er spricht, dem jeder von Ihnen, meine Herren, ohne die geringsten Bedenken selbst eine bedeutendere Summe Geldes auf seinen guten Ruf hin anvertraut hätte, denn er ist der rechtlichste Mann, und ich glaube, lieber hätte er an seinem, durch jahrelangen Fleiß erworbenen Vermögen Schaden gelitten, als daß er jemanden, der mit ihm in irgendwelcher Verbindung stand, auch nur um einen Pfennig übervorteilt hätte. Die anderen wiederum hielten ihn hoch als Kaufmann und Gewerbetreibenden, denn die Buchdruckerei Hilarius Redlich galt als ein über alle Kritik erhabenes Geschäftshaus, in dem jeder Käufer in vornehmer Weise bedient wurde, das musterhafte Bücher führte und nur erstklassige Waren herstellte. — Meine Herren Geschworenen! Heute steht Herr Hilarius Redlich vor Ihnen, angeklagt der Banknotenfälschung, und man fragt sich zunächst: Wie kommt ein Mann, dessen jedem der Anwesenden wohlbekanntes Charakterbild ich Ihnen eben entwarf, der niemals Not gelitten und hinreichend für seine gewiß nicht zu weit gehenden Bedürfnisse versorgt war — wie kommt ein solcher Ehrenmann auf den Gedanken, den Staat zu schädigen und falsche Geldscheine herzustellen, die, man muß zugeben, so täuschend ähnlich waren, daß es fast ein Jahr dauerte, bis man die Fälschungen entdeckte?

Herr Hilarius Redlich hat als gewissenhafter Mensch auch darüber Buch geführt, und wir entnehmen seinem Tagebuch die Beweggründe für diese, auf den ersten Blick ungeheuerliche Tatsache, die ihn jedoch, vom richtigen Standpunkt aus betrachtet, zu einer Art Märtyrer stempelt. Druckereibesitzer Redlich war, wie bekannt ist, Mitglied verschiedener Wohltätigkeitsvereine und lernte so die große Armut und die namenlose Not gewisser Schichten der Bevölkerung kennen; er sah gleichzeitig, daß man mit den vorhandenen spärlichen und immer geringer fließenden Geldmitteln diesem Elend auf die Dauer nicht

abhelfen könne. Er selbst, für sich wohlhabend, war keineswegs in der Lage, Bedeutenderes zur Lösung der sozialen Frage beizutragen, da die dazu erforderlichen Summen sein Vermögen um ein Vielfaches überstiegen. Hilarius Redlich hat sich durch Wochen und Monate hindurch zerquält und darüber nachgedacht, wie er diesem Problem mit Erfolg näherrücken könnte. Zuerst erließ er Hunderte ergreifender, in eigener Druckerei hergestellter Rundschreiben, die er an alle möglichen Adressen verschickte, mit der Bitte, irgend etwas zur Besserung der erschütternden Notlage der leidenden Bevölkerung zu unternehmen. Er wandte sich persönlich an die Behörden und ging in die Zeitungsredaktionen, beschwor die maßgebenden Persönlichkeiten, ihm tatkräftig zur Seite zu stehen. Eine Zeitlang schien es, als ob tatsächlich eine Besserung der Verhältnisse einträte, es kam eine nicht unbeträchtliche Spende zusammen, die jedoch unter den überwältigenden Bedürfnissen der Armen, Kranken und Hilflosen gar bald aufgezehrt war. Schließlich kam Herr Redlich durch einen einfachen logischen Schluß auf folgende Idee: So und so viele Milliarden Banknoten werden jährlich hergestellt, wandern durch tausend und abertausend Hände, werden, wenigstens teilweise, unbrauchbar und wertlos, werden — und das ist wichtig —, wenigstens soweit es sich um Noten auf kleinere Beträge handelt, verloren oder sonstwie vernichtet, so daß der Staat bei dem Banknotengeschäft sozusagen einen illegitimen, unreellen Gewinn davonträgt, indem er soundso viele, im Laufe der Zeit in Verlust geratene Kassenscheine nicht einzulösen braucht. Verwendete man diese Millionen dazu, der darbenden Bevölkerung einer Stadt zu Hilfe zu kommen, so könnte in diesem natürlich engeren Rahmen immerhin Nennenswertes geleistet werden. Es bleibt also die Frage zu beantworten, wie man dieses buchstäblich verloren gegangene Kapital wiederherstellt, und Herr Hilarius Redlich beschloß also, Ersatz zu schaffen. Bei dieser Gelegenheit muß ausdrücklich betont werden, daß nur niedrige Noten, Noten bis zu hundert Mark, nachgemacht wurden. Man ordnete das neue, sehr schön ausgeführte Geld ganz wie das offizielle in gleichmäßige Päckchen, verwaltete es bankmäßig, kaufte damit Lebensmittel oder Kleider und ließ sie an die notleidende Bevölkerung verteilen.

Ich frage Sie nun, meine Herren Geschworenen, ist hierdurch jemand geschädigt worden? Der Lieferant nahm das falsche Geld für das echte, gab es wieder aus, und Tausende dieser Noten sind ihren regelmäßigen Weg gegangen, ohne daß sie jemand geringer eingeschätzt hätte als die echten. Der Geschäftsverkehr hat darunter nicht gelitten, der Staat und die Allgemeinheit, meine Herren, hat keine effektiv nachweisbare Benachteiligung erfahren — im Gegenteil, er hatte den Nutzen aus dieser Handlung, die nur engherzige Bureaukraten verbrecherisch nennen können, daß er, der Staat, der doch die Summe der Bevölkerung darstellt, in einer seiner sozialen Schichten, wenn auch örtlich begrenzt, gebessert und gehoben wurde.

Meine Herren Geschworenen! In Ihrer Hand liegen die gesetzlichen Möglichkeiten, Sie sind sozusagen die Werkzeuge der menschlichen Gerechtigkeit, die weitschauender sein muß, als es geschriebene Paragraphen jemals imstande sein werden, Paragraphen, die wohl für Normalhirne, nicht aber für Genies erdacht worden sind, und es kann für Sie kein Zweifel darüber bestehen, wie Sie zu entscheiden haben."

Die Erregung und Spannung der Menge hatte sich während der letzten Sätze des Redners immer mehr gesteigert und machte sich nun in temperamentvollem Beifall Luft, so daß die Rechtsfanatiker stark in den Hintergrund gedrängt wurden. Man rief Hoch und Bravo, es hatte den Anschein, als ob die Gerichtsverhandlung sich zu einer Huldigung für Hilarius Redlich gestalten würde, der still auf der Anklagebank saß, seine begeisterten Anhänger befangen anblinzte und nervös zusammenzuckte, als der Vorsitzende energisch Ruhe verlangte, widrigenfalls der Saal geräumt werden müßte. Die Anwesenden waren empört über diese Einschränkung der öffentlichen Gerichtsbarkeit, man vernahm Rufe. Ein hagerer Mensch begann eine Rede zu halten, in der das Wort „Reform" vorkam. Eine Frau weinte gerührt. Ihre Nachbarin beschwerte sich, daß man auf ihren Zehen herumtrat, und sie daher nichts sehen könne, was eine Rücksichtslosigkeit sei und deutlich beweise, wie sehr die Menschheit verroht sei; wie hätte sonst der menschenfreundliche Herr Hilarius Redlich überhaupt in Haft gesetzt werden können ...

Mit einem Male wurde es ruhig, denn aus der Tür, die in das Zimmer für die Zeugen führte, trat ein altes verhutzeltes Weiblein, das schluchzend vor den Richtertisch trat und um Entschuldigung für ihr verspätetes Erscheinen bat. Als sie des Angeklagten gewahr wurde, befiel sie ein Zittern, wie es einem lange verhaltenen Wutausbruch voranzugehen pflegt. Sie vermochte kaum zu reden, als der Gerichtshof ihre Vernehmung beschlossen hatte.

„Herr Richter, was gibt's da noch zu sagen? Wissen Sie, daß ich Prügel bekommen habe für den falschen Hunderter? Die Frau Müller hat behauptet, daß sie mich einsperren lassen will, denn sie weiß eh' schon. Die Polizei hat mich geholt, und meine Ehre ist dabei verloren gegangen. Kein Mensch hat mir zuerst geglaubt, daß ich das Geld von dem Lumpen da, von dem heuchlerischen, betrügerischen, bekommen habe. Totschlagen wollten sie mich, bis in die Wohnung haben sie mich verfolgt, kein Stück ist dort mehr heil, und die Fenster haben sie mir eingeschlagen. Wer wird mir den Schaden ersetzen, Herr Richter? Und die hundert Mark, Herr Richter, hab' ich in zwei Tagen verbraucht. Ist das nicht auch ein Verlust? Oh, der Lump, der Lump, der gemeine, Herr Richter ..."

Der Vorsitzende bat die Frau, sich zu mäßigen. Sie redete eine Zeitlang weiter. Der Verteidiger wurde unruhig. Die Geschworenen lauschten. Die Zuhörer aber rührten sich nicht. Endlich hörte die Frau auf. Der Staatsanwalt gab gegen seine Gewohnheit ein kurzes, rein sachliches Referat, und nur Hilarius Redlich schaute noch immer schüchtern und beinahe verwundert umher. Die Geschworenen zogen sich zur Beratung zurück, die sehr lange dauerte. Das Urteil lautete unter mildernden Umständen auf drei Monate Gefängnis, die durch die Untersuchungshaft als verbüßt erklärt wurden, so daß der Angeklagte nach Hause gehen konnte.

Hilarius Redlich verschwand bald darauf spurlos aus der Stadt, die ihn von nun an mied. Eine Zeit später stellte sich heraus, daß eine zweite, weniger gelungene Fälschung in Umlauf war; den Anlaß zu dieser neuen Entdeckung gab die falsche Hundertmarknote der seinerzeitigen Zeugin im Redlichprozeß, durch die man den Machenschaften des gewesenen Druckereibesitzers auf die Spur gekommen war. Aber dieser Falschschein stammte nicht aus seiner Werkstätte, er hatte ihn selbst eingenommen und ahnungslos weitergegeben.

Als der Verteidiger des früher verurteilten Druckereibesitzers Hilarius Redlich von dieser neuen Affäre erfuhr, sagte er zu seiner Frau: „Eigentlich hätte man die Alte sofort einsperren müssen, ich habe mir das damals schon gedacht. Aber dafür haben die Leute ja kein Verständnis."

Vom Glück in uns selbst

Von Bruno H. Bürgel

Wer nicht an der glatten Oberfläche klebt, wer tiefer hineinschaut in das Getriebe der Welt, dem kann nicht entgehen, daß die Menschheit heute, trotz all der tausend „Errungenschaften", die man lärmend preist, nicht glücklicher geworden ist, nicht tief im inneren Herzen zufriedener, sondern daß in den Stunden des Nachdenkens, des Auftauchens aus dem ungeheuren lärmenden Strudel, den der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts Leben nennt, eine seltsam beklemmende Leere sich fühlbar macht, ein Sehnen nach etwas Unbekanntem, nach Glück, nach Zufriedenheit, nach jenem Unnennbaren, das die Seele mit tiefer Freude erfüllt, mit einer Freude, die all das rauschende, lärmende, klingende, mit Trompetenfanfaren und flammenden Lichtgarben, mit Pomp und Sirenenlachen hinausgeschleuderte, mit Kampf und Streit und wilden Leidenschaften durchsetzte Leben in den riesigen Städten des zwanzigsten Jahrhunderts nicht zu geben vermag.

All die Menschen, die da von Vergnügen zu Vergnügen jagen, suchen vielfach nur die innere Leere zu betäuben, und daß tief im Herzen auch ihnen das Gefühl lebt, unfroh, enttäuscht vom Leben und einsam zu sein, das tritt zuweilen mit ganz überraschender Deutlichkeit hervor. Vor einiger Zeit besuchte ich einmal ein großes Varieté in der Reichshauptstadt, weil mich die Darbietungen eines dort auftretenden berühmten „Gedankenlesers" interessierten. Der Riesenraum war angefüllt mit der bekannten oberflächlichen Großstadtmenge, die sich „amüsieren" will. Die Darbietungen waren die üblichen, zum Teil auf sehr grobe Instinkte berechneten Sensationen. Viel Athleten-Kraftmeierei, viel wenig bekleidete Weiblichkeit, viel anzügliche Coupletsängerei. — Da traten plötzlich vier Leute in Biedermeiertracht auf, und diese vier Männer sangen in einfacher schlichter Weise, aber mit vorzüglichen Stimmen nichts anderes als ein paar alte deutsche Lieder. Jene Lieder aus Großvätertagen, in denen es von Lindenrauschen klingt, von alten Mühlen, die irgendwo in einem moosigen Grunde klappern, von mondbeglänzter Zaubernacht, von Lieb und Treu und Kinderseligkeit. Das alles paßte eigentlich ganz und gar nicht in das übrige Programm. Aber ich war erstaunt über die Wirkung. Die Sache wurde mir tatsächlich zu einem Erlebnis. Die Masse verhielt sich mäuschenstill, und eine immer stärker werdende Ergriffenheit breitete sich aus. All diese Leute empfanden urplötzlich mit überwältigender Stärke die tief gemütvolle Art, in der die Leute in Großvätertagen sangen, sie fühlten plötzlich den Gegensatz zu unserer kühlen, harten, materialistischen Zeit. Diese einfachen alten Lieder konnten nur deshalb an ihre Herzen greifen, weil im tiefsten Herzenskämmerchen ein jeder, trotz des zur Schau getragenen blasierten Großstädtertums, die Leere fühlte und die Empfindung barg, nicht glücklich und froh zu sein.



Waldweben. Von Professor Franz Hein.

Der kleine Vorgang zeigte mir, daß die Quellen des Wahren, des Reinen und Schönen in unserem Volke nicht versiegt sind, sondern daß sie verschüttet wurden vom Plunder des modernen Lebens, von der Kinoseuche und von der Tanzepidemie. Und zugleich erfüllte mich das kleine Erlebnis mit der Hoffnung, daß eine Zeit kommen mag, wo die klaren Quellen wieder einmal rauschen werden wie in verklungenen Tagen.

Wir alle sind Glückssucher, aber wie schwer ist es, zu erkennen, daß nicht der blinkende Plunder das Glück ist, daß es nicht gleißend auf dem Markt steht, sondern still und dem Auge des Toren unsichtbar abseits liegt.

Das Glück liegt nicht in den Dingen, sondern in den Menschen! Als ich noch ein kleiner, jämmerlich

bezahlter Arbeiter war, der sich in der staubigen Fabrik abmühte, beneidete ich den reichen Nachbar, einen emporgekommenen Viehhändler, der zur Sommerszeit in die Berge reisen konnte, von denen ich glaubte, daß meine Augen sie nie sehen würden. Viel später erst erkannte ich, daß ich unendlich glücklicher war als jener Mann, der von all der Schönheit und Großartigkeit, die die Allmutter Natur da aufgebaut, nichts empfand und nichts verstand. Er reiste dahin, weil er die Mittel hatte, weil es ihm vornehm erschien, weil es Mode war und „standesgemäß“, weil es sich angenehm dort leben ließ. Er langweilte sich in dieser einsamen, großen Natur, denn eines konnte er sich für all sein Geld nicht kaufen: die mitschwingende Seele, die da hört, was der Wald rauscht, was der Vogel singt und die himmelragenden Gipfel verschweigen. Ich aber lag in meiner blauen Bluse nach Feierabend still in dem Birkenwäldchen unweit des Hauses und dachte nach über Gott und die Welt, über Wolken und Sterne und Blumen und Tiere, sah Zauberschlösser in der Luft und hörte Stimmen in Gras und Busch. Das war nicht mein Verdienst, war Anlage, die man eben haben kann oder nicht haben kann, sicher aber ist, daß meine kleinen Feierstunden im Walde nach hartem Tagewerk und recht mäßig gefülltem Magen mir innerliche Erlebnisse wurden, die mein Leben bereicherten und die ich nie vergessen werde, während der reiche Viehhändler genau so leer und genau so ungeschlacht und protzig aus den Alpen zurückkam.

Ich hatte da einen gleichgesinnten und gleichgestimmten Freund. Auch er war ein junger Fabrikarbeiter gleich mir, aber beide erkannten wir schon damals, was für Freuden, was für Wunderwelten das Lesen guter Bücher eröffnen kann. Unsere Kameraden zogen des Sonnabends von Kneipe zu Kneipe, verspielten, vertranken, verjubelten das sauer Verdiente, und die schöne Sonntagsfrühe fand sie mit schmerzenden Köpfen und zerschlagen auf dem Heimwege. Der Sonntagabend war wieder den sehr robusten Tanz-(usw.)Vergnügungen geweiht. Das alles gab ihnen keine innere Freude, und der Montag sah sie ohne einen Pfennig und verärgert bei den Maschinen.

Wir aber lagen draußen auf dem Felde, am Waldrande, hatten uns ein paar der billigen Reclambändchen gekauft, lasen uns gegenseitig daraus vor und versuchten, Unverstandenes durch gegenseitige Aussprache zu klären. Was waren das für prächtige Sonntage, was stiegen für Welten auf, wie wurde die Phantasie beschwingt, wie weiteten sich das Wissen und der Blick! Für nichts oder für wenige Pfennige nur durften wir eintreten in das große Welttheater, wo die großen Dichter und Denker durch die Bücher zu uns sprachen, wo Waldkulissen sich dehnten, Wolkensoffitten sich leuchtend hinzogen, Vögel und Insekten musizierten und abends der Sternenbaldachin uns überwölbte.

Jener kleine Kamerad und ich, wir stiegen langsam empor, innerlich und äußerlich, unsere Freunde aber blieben wo sie waren, oder versanken!

So wichtig für die unteren Kreise der wirtschaftliche Aufstieg ist, so berechtigt ihr Kampf um politische und soziale Rechte, niemals werden sie dazu kommen, wirklich Anteil zu haben an den echten Gütern und Freuden dieser Welt, wenn sie nicht geistig reicher werden, nicht seelisch tiefer, denn politische Rechte und Mehrverdienst können niemals glücklicher machen. Erst die Art, wie wir diese Rechte anwenden, wie wir Güter gebrauchen, die wir erwarben, führt zu den Quellen echter Freude und echten Glücks.

Wenn das Glück in den Dingen läge, wenn es im Besitz läge, wie käme es dann, daß so viele Menschen, die sich jeden Wunsch erfüllen können, oder doch mit dem Gelde um sich werfen, innerlich so leer und unzufrieden sind und voll Unlustgefühl?

„Gemach, gemach!“ sagt Kaspar Grün. „Wenn ich nur zehntausend Taler hätte, so würde ich schon glücklich sein!“ Es ist ja möglich, daß Kaspar Grün in der Tat der eine von den Zehntausenden ist, die nun mit dem rein äußerlichen Mittel „Geld“ sich das Glück zu schaffen wissen, aber gewöhnlich ist es so, daß wir nach fünf Jahren jenen Kaspar Grün genau so wenig glücklich wiederfinden, wie wir ihn damals verließen, als er noch nicht die zehntausend Taler besaß. Die Kunst, sich mit Geld Glück zu zimmern, ist eben sehr schwer, ist auch wieder an die geistigen und seelischen Fähigkeiten und Anlagen des betreffenden Menschen gebunden. Sahen wir nicht, wie während des Krieges und nicht minder nach Ausbruch der Revolution Leute aus den alleruntersten Schichten durch Gerissenheit und Skrupellosigkeit sich Vermögen machten, mit denen sie nichts anzufangen wußten? Entstand nicht jene furchtbare Klasse neuer Reicher, die jedem Menschen mit nur einigermaßen gutem Geschmack auf die Nerven fällt? Wenn je Goethes Wort: „Bedeck' dein Haupt mit Millionen Locken, Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken, Du bleibst doch immer was du bist . . .“ sich als eine große Lebensweisheit erwies, hier war es der Fall! So wenig der teuerste Lackschuh, das seidene Kleid und der Zobelpelz einen Menschen vornehm machen können (denn der schärfer Blickende erkennt sofort die Maskierung), so wenig machte diese Leute das Geld glücklich! Kleider und Weine, gebratene Kapaunen, Theaterbesuche und Automobilreisen können eben nicht wahrhaft glücklich machen. Sie geben einem hohlen Herzen eine Zeitlang eine eben für hohle Menschen angenehme Abwechslung, befriedigen dem, der sich früher einschränken mußte, eine gewisse Lebensgier, aber langsam wird er auch dessen überdrüssig, und immer roher, immer aufregender, immer krampfhafter wird sein Versuch, die innere Leere zu übertönen. So sehen wir dann und wann durch kriminale Blitzlichter, die in nächtliche Spielsäle oder in verschwiegene „Tanz“-Zirkel dringen, wie diese Menschen ihre Lebensauffassung immer wieder in die Tiefe führt und wohin sie auf der Jagd nach dem Glück gelangen!

Wäre bei all solchen oberflächlichen Vergnügungen das Glück zu finden, dann wäre es sonderbar, daß gerade unsere größten, unsere weisesten und besten Männer und Frauen all dem, was jene vorübergehend reizt und beglückt, mit Verachtung aus dem Wege gehen!

Tief im Herzen wohnt das Glück, wohnt die Zufriedenheit. Dem Nächsten ein Helfer zu sein, dem Schwachen ein Stützer, mit Humor und Versöhnlichkeit der Menschen Fehler, des Lebens kleine Tücken zu ertragen, das erfüllt mit jener Freude und Ruhe, die des Glückes Ackerboden ist. Ackern aber ist Arbeit, und in der Tat kann kaum etwas so glücklich machen als Arbeit, Freude am Werk, am Streben und Vollbringen! Mit Recht sagt einmal Wilhelm v. Humboldt, daß ein Mensch, der nicht arbeitet, niemals ein glücklicher Mensch sein kann. Dann aber, nach getaner Pflicht, vermag ein Kleines uns in den Himmel zu tragen, das Herz mit Freude zu füllen: Ein Wandertag im Wald, die Fahrt auf einem stillen See, ein gutes Buch, ein Konzert, ein Versenken in die Wunder des gestirnten Himmels oder die Plauderstunde mit gleichgestimmten Lebensgenossen. Immer aber halte man sich Otto Ludwigs Wort vor Augen:

„Wer den Himmel nicht in sich selber trägt,
Der sucht ihn vergebens im ganzen Weltall!“





Für unsere Frauen

Verlegenheit und Aushilfe! Von Ruth Kohl

Mit sechs Abbildungen

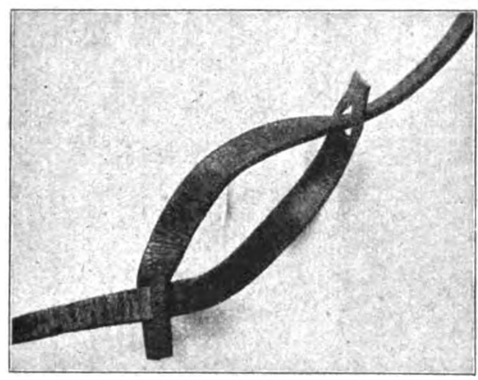
Einst war es ein lustiges Spiel für uns Kinder: Verlegenheit und Aushilfe! „Was würdest du tun, wenn . . .!“ Jetzt spielen wir es als Hausfrauen, nur daß es dabei nicht so ausgelassen zugeht, wie damals am Kindertische. Verlegenheiten gibt es in jedem Haushalt zu Dutzenden, und wohl uns, wenn wir dann immer eine schnelle und befriedigende Aushilfe wissen! Aus der Platte des Kindertisches ist ein Stückchen Politur herausgebrochen und auf unerklärliche Weise, wie das ja immer der Fall ist, abhanden gekommen. Wir haben hin und her gesonnen, wie dem Übel wohl beizukommen wäre, ohne den Tischler in Anspruch nehmen zu müssen. Wir holen ein Stück guter geleimter Pappe aus unseren Vorräten, das gerade die Stärke der Politurauflage hat, schneiden es nach einem vorher genommenen Papiermaß zurecht, so daß es genau in die Lücke der Politur hineinpaßt (Abb. unten links) und bestreichen es unten und an den Kanten dünn und gleichmäßig mit gutem Fischleim oder, besser noch, mit aufgelöstem Tischlerleim. So vorbereitet, schieben wir es in die gleichfalls bestrichene Lücke hinein, drücken es fest an und beschweren es, bis es vollkommen trocken ist. Danach überziehen wir es mit einem im Ton zu der Politur genau passenden Möbel- oder Spirituslack oder machen es mit gewöhnlicher Wasserbeize dunkel und mit Fußbodenwachs blank, aber immer so, daß die ausgebesserte Stelle sich im Aussehen von ihrer Umgebung möglichst wenig unterscheidet. Haben wir sorglich gearbeitet, so wird uns das auch gelungen sein und der Tisch nun wieder ordentlich und manierlich aussehen. Ebenso können wir es natürlich auch bei beschädigten Schränken, Stühlen und anderen Möbelstücken machen. — Weh, o weh! Welch ein Geschrei auf der Treppe! Wir fliegen hin, denn uns ahnt Unheil. Und unser Mutterherz hat sich nicht geirrt. Da hat unser Jüngster seinen dicken Kopf durch das Treppengeländer gezwängt, um besser sehen zu können, was da unten vor sich geht. Nun will er wieder zurück, und zerrt und zieht und weiß nicht, warum die Ohren, die doch erst so flink durch das Geländer schlüpften, nun nicht wieder aus den Stäben heraus wollen. Schon ist das Kindermädchen dabei, nun ihrerseits durch Ziehen und Streichen die Bösewichter zur Vernunft zu bringen, aber Fritzchen ist und bleibt gefangen! Nun eilen wir herzu. Ein Handtuch ist schnell zur Stelle. Wir legen es schmal zusammen, führen es durch die Stäbe des Geländers, legen es um den Kopf des armen Sünders, so daß die widerspenstigen Ohren sich ganz bescheiden anschmiegen müssen, und ziehen mit dem Tuche den inzwischen blaurot angelaufenen Schädel des kleinen Mannes ganz leicht und schmerzlos aus seinem Kerkergitter heraus (Abb. unten rechts). — Wir wollen eine Reise antreten und den Mantel, das Tuch, den Mundvorrat zusammenschnüren. Schnell den Lederriemen her. Das Paket ist etwas unförmig geraten, der Riemen muß straff angezogen werden — aber o weh! er reißt, und das gerade jetzt, wo die Zeit uns auf den Nägeln brennt. Was nun? Zum Sattler schicken? Ihn flicken? Keine Zeit mehr dafür, denn unser Zug wartet nicht. Also flink das Messer her, in beide Riemenenden einen scharfen Schnitt gemacht, je ein Riementeil durch den Schnitt des anderen gesteckt, festgezogen und — hurra! unser Riemen ist wieder heil, und die Bindestelle sieht sogar sehr anständig aus (Abb. umseitig oben links). — Ein andermal bricht aus der schönen Vase beim allzu inbrünstigen Abtrocknen aus dem oberen Rande ein Stück heraus. Nun, das scheint uns nicht schlimm, denn wir haben erst unlängst vom Markte einen ganz vorzüglichen Allerweltskitt mit heimgebracht, der den Schaden in kürzester Zeit heilen wird. Wir bestreichen die Bruchränder nach Vorschrift damit, und der Klebstoff hält auch famos zusammen — solange wir nämlich die Bruchstellen fest aneinanderdrücken. Lassen wir aber los, so läßt auch der Kitt seinen Patienten im Stich. Das ist ärgerlich, denn wir können doch unmöglich die Vase stundenlang in Händen halten. Wie helfen wir uns also aus der Verlegenheit? Einfach so, daß wir ein Stück Seidenpapier ebenfalls mit Kitt bestreichen und es hinter die Bruchstellen legen, damit die Stücke nicht auseinanderfallen können. Hilft auch das noch nicht genügend, so kommt ein zweites Stück Papier auch noch vorn gegen die Klebestelle. Ist alles vollkommen erhärtet, so lösen wir das Papier durch sorgsames Betupfen mit warmem Wasser ab und kratzen den Rest des Kittes mit einem scharfen Messer vollends los. — Großmutter klagt schon seit langem über das Spiegeln der Brillengläser, wenn das Tages- oder Lampenlicht seitlich darauf fällt. Sie rückt das Glas hin und her und möchte am liebsten immer die Hand dagegen halten, um das lästige Blinken und Funkeln abzublenden. Aber wer kann beim Nähen und Stricken eine der Hände entbehren? So müssen wir dem armen Großchen anders zu helfen versuchen. Wir nehmen ein viereckiges Stückchen dunkles Papier, etwas breiter als die Brillengläser hoch sind, runden es an der Seite, dem Glas entsprechend, etwas aus, wie die Abbildung es veranschaulicht, bohren mit einer Nadel zwei Löcher hinein, durch die wir den Brillensteg führen, und setzen die Brille nun zaghaft auf Groß-

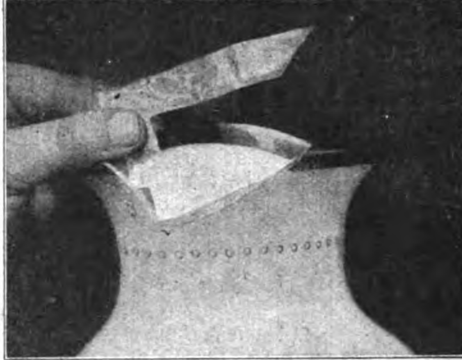






Links: Politurersatz. Mitte: Gefangen. Rechts: Befreit.







Links: Der ausgebesserte Lederriemen. Mitte: Die zerbrochene Vase. Rechts: Schutz gegen das Spiegeln der Brillengläser.

chens Nase. Aber siehe da! Die Sache ist gelungen, und unser Papierschildchen fängt die unangenehmen Strahlen des Lichtes auf, so daß kein Blenden und Flimmern mehr die Ruhe und das Behagen der guten Ahne stört (Abb. oben rechts). — So ließen sich noch mancherlei Winke für das tägliche Spiel „Verlegenheit und Aushilfe“ geben. Aber für heute mag es genug sein. Vielleicht hat diese kleine Auslese den Leserinnen Lust gemacht, noch mehr als bisher darüber nachzudenken: „Was würdest du tun, wenn ...?“ und uns ihre Erfahrungen mitzuteilen. Wir wollen gute Ratschläge gerne entsprechend honorieren und veröffentlichen.

Zeitgemäße Obstspeisen

Nudelauflauf mit Obst. 1 Pfd. Nudeln (oder von 1 ganzen Ei und 3 großen Löffeln voll Mehl selbstbereitete, in feine Nudelstreifen zerschnittene) wirft man in kochende Milch, kocht sie darin gar und dick mit etwas Salz und 20 Gramm Butter und läßt sie abkühlen. 1 Pfd. Äpfel, in dünne Scheiben geschnitten, mit Zitronensaft betropft und etwas gezuckert, läßt man 1 Stunde lang durchziehen. Haselnüsse oder Kürbiskerne werden gestoßen, mit 1 Teelöffel voll Zucker verrührt. — Nüsse, Äpfel, Nudeln gut gemengt werden in eine gebutterte Form gefüllt, die Oberfläche mit zerlassener Margarine bepinselt, mit ein wenig vanilliertem Zucker bestreut und die Speise reichlich $^3/_4$ Stunden lang in der Röhre gebacken. — **Kartoffelpudding.** 3 Pfd. den Tag vorher gekochte Kartoffeln werden geschält, gerieben, mit $^1/_2$ Liter heißer Magermilch, Salz, 1 Teelöffel voll Ei-Ersatz, 20 Gramm zerlassener Butter kräftig gerührt und geschlagen. 1 Pfd. halbierte, entsteinte blaue Pflaumen und 1 Pfd. geschälte, in feine Scheiben zerschnittene Äpfel (diese mit ganz fein zerschnittener Zitronenschale bestreut) werden auf verschiedenen Tellern mit je $^1/_2$ Teelöffel voll Zimtzucker und einigen Tropfen zerlassenem Süßstoff durchmischt, eine Weile stehen gelassen. Unter die Kartoffeln mengt man $^1/_2$ Teelöffel voll Natron, gibt einen Teil davon in eine große ausgebutterte Backform, die Pflaumen darüber und dann wieder Kartoffelmasse. Über diese kommen die Apfelscheiben. Der Rest Kartoffelmasse und wenn möglich $^1/_4$ Pfd. in etwas M[illegible]milch und Salz gekochte Suppennudeln, die mit einigen Tro[illegible] Süßstoff gemischt werden, bilden die oberste Schicht. Diese wird mit etwas gebräunter Butter begossen und zu einstündigem Backen in die heiße Röhre geschoben. Eine Vanillensoße schmeckt sehr gut dazu. — **Sago-Pudding.** 160 Gramm Sago kocht man mit $^1/_2$ Teelöffel voll Salz in 1 Liter Milch bei stetem Rühren auf nicht zu heißem Herd so lange, bis der Sago ganz glasig geworden ist, gibt noch 50 Gramm dicken, süßen Himbeersaft, 30 Gramm zerlassene Butter dazu, rührt tüchtig durcheinander und füllt alles in eine gut ausgebutterte Form. Noch wohlschmeckender wird die Speise, füllt man durch die Mitte eine dünne Schicht dick eingekochter Himbeeren. Man läßt den Pudding $^3/_4$ Stunden lang in der heißen Röhre backen, bestreut ihn vor dem Anrichten mit Zucker mit Vanillearoma und gibt kalte — je nach Möglichkeit und Wunsch gesüßte oder ungesüßte — Milch dazu. — **Weinbeerenkuchen.** $^1/_2$ Pfd. Mehl verarbeitet man mit 100 Gramm Butter zu gut gemengten Krümeln, mischt $^1/_2$ Teelöffel voll Salz, 30 Gramm Zucker, 2 Teelöffel voll zergangenen Süßstoff (immer erst Zucker, dann Süßstoff), $^1/_2$ Obertasse voll Magermilch, 1 Gelbei, 1 Teelöffel voll Ei-Ersatz, 1 Messerspitze voll gestoßene Vanille darunter, verarbeitet alles zusammen zu einem glatten Teig, der dünn ausgerollt auf ein gefettetes Blech gebreitet wird. Die Ränder werden etwas nach oben gebogen. Die Oberfläche wird mit etwas mit Süßstoff gemischtem Wasser gepinselt, dann der Kuchen in mittelheißer Röhre zirka 20 Minuten lang gebacken und darauf dicht mit süßen Weinbeeren belegt. Von 3—4 Blatt weißer, 1 Blatt roter in 2 Löffeln voll heißem Wasser aufgelöster Gelatine, 1 Eiweiß, 2 Löffeln voll Zucker, $^1/_2$ Löffel voll Arrak schlägt man einen steifen Schaum, breitet ihn glatt über die Beeren, setzt den Kuchen nochmals in die schwach erhitzte Röhre, läßt den Schaum etwas backen und garniert dann die Mitte mit einer aus Beeren zusammengesetzten Traube, die leicht gezuckert wird.

E. v. Schmidt.

Abb. 689. Kissen aus gelblichem Leinen mit Stiefmütterchen-Auflegearbeit. Material: Wolle. Farben der Stiefmütterchen 3 Töne Lila, 2 Töne Gelb und Braun, der kleinen gestickten Blüten Rot, Rosa, Weiß. Blätter Grün. Abb. 690. Leinenkissen mit Kettenstichstickerei. Flächen durchstopft. Material: Garn oder Wolle. Farben Grün, Schwarz, 2 Töne Rosa, Gelb, 2 Töne Lila, Braun, Rostfarben. Abb. 691. Kissen mit Filetmotiv. Abb. 692. Kissen mit Auflegearbeit. Material: Seide auf schwarzem Tuch oder Atlas. Rosen 3 Töne Rosa, Winden 5 Töne Lila und Zartblau bis Weiß, Blätter 2 Töne Grün. Entwurf und Ausführung der Abb. 689, 690, 692 Frl. Marie Skutsch, Berlin. Stechmuster gegen Voreinsendung von je 10 Mk. nebst 40 Pf. Porto durch die Geschäftsstelle des Universums, Leipzig, Inselstr. 22. Phot. Fritz Reinhard.

Verantwortlich für den Inhalt der Beilage „Für unsere Frauen“: Cornelia Kopp, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Schach
Redigiert von J. Mieses

Die nachstehende Partie wurde im Großmeisterturnier zu Göteborg am 6. August 1920 gespielt.

Unregelmäßige Eröffnung.

	Rubinstein Weiß.	Kostitsch Schwarz.
1.	d2–d4	e7–e6
2.	Sg1–f3	Sg8–f6
3.	e2–e3	c7–c5
4.	Lf1–d3	d7–d5
5.	0–0	Sb8–c6
6.	b2–b3	Lf8–d6
7.	Lc1–b2	0–0
8.	Sb1–d2	Dd8–e7
9.	c2–c4	b7–b6
10.	Tf1–e1	Lc8–b7
11.	e3–e4!	. . .

Am besten

11.	. . .	d5×e4
12.	Sd2×e4	c5×d4
13.	Sf3×d4	Sc6×d4
14.	Se4×d6	De7×d6
15.	Lb2×d4	Tf8–d8

Schwarz will sich den Doppelbauern auf f6 machen lassen, um die offene g-Linie zu haben. Er könnte, wenn er dies nicht wollte, auch 15. . . ., Df4, 16. Le3, Dh4 spielen.

16.	Ld4×f6	g7×f6
17.	Dd1–g4+	. . .

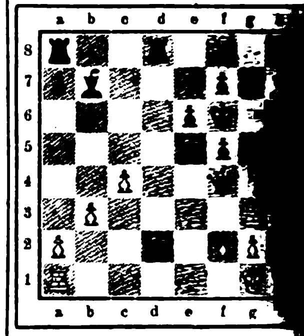
Beide Spieler glaubten hier besser zu stehen, denn sie hatten ja die Stellung erreicht, die sie erstrebt hatten. — Der Versuch 17. Dh5? ist fehlerhaft, denn nach 17. . . ., Dd3:, 18. Td3, Df5, 19. Tg3+, Kf8! (19. Dh6, Kh8) hat Weiß gar nichts.

17.	. . .	Kg8–h8
18.	Ld3×h7	f6–f5!

Der Läufer durfte natürlich wegen 19. Te3 nicht genommen werden. Das Nehmen des Bauern h7 ist, wie sich nun zeigt, von fraglichem Werte.

19.	Dg4–h5	Kh8–g7
20.	Te1–e3	Dd6–f4
21.	Te3–g3+	

Stellung nach dem 21. Zuge von Weiß.



21.	. . .	Kh7–f8?

Unüberlegt und inkonsequent ge- spielt. Die weißen Figuren auf dem Königsflügel haben sich in einem ge- scheiterten Angriffsversuche verirrt, und dem Lh7 ist der Rückzug abgeschnitten. Von dieser günstigen Sachlage sollte Schwarz Gebrauch machen. 21. . ., Kf6 war hierzu der gegebene Zug. Falls darauf 22. Lg6, so 22. . . ., Tg8, 23. Lf7:, Tg3:, 24. hg, D... und der weiße Läufer geht schließ... verloren. Nach dem Textzuge erzw... Weiß einen raschen Sieg.

22.	Tg3–g8+	Kf8–e7
23.	Tg8–g7	Td8–f8
24.	Lh7–g8!	Df4–e4
25.	Ta1–d1	Schwarz gibt a...

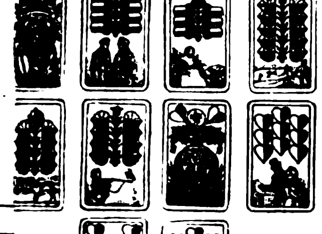
Rätsel und Spiele

Streichrätsel.

In einer Zeitschrift fand ein Bild ich vor;
Was dort beschrieben, zeigte es mir klar.
Doch als vier Zeichen plötzlich es verlor,
Das Bild nur eine Einbildung noch war.

Skataufgabe.

Mittelhand hat folgende Karten:



Es wird nach Werten gereizt. Mittelhand reizt bis 27, und als Vorhand diesen Wert hält, 30. Nun paßt Vorhand und Hinterhand reizt bis 36 und paßt dann ebenfalls, da Mittelhand den Wert hält. Mittelhand findet Grün Daus und König und sieht, daß sie offenes Null, da sie zum langen Grün die Sieben hat, schwerlich gewinnen kann. Was nun? Sie drückt Grün Daus und Zehn, spielt Grün und gewinnt es mit 61 Augen, obwohl sie keine Zehn hinbekommt. Vorhand hat 28 Augen in ihren Karten und spielt den König ihrer langen Farbe aus. Wie sind die Karten verteilt und wie wird gespielt?

Silbenrätsel.

Aus den folgenden Silben: a, bi, bin, dschub, e, en, es, fen, gen, gli, grä, heim, her, hi, i, loi, mi, mur, ne, ni, re, re, re, rin, spa, teln, thal, to, tü, türk, wer, za sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von vorn nach hinten gelesen ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1. Nebenfluß der Weser, 2. Hafen am Marmarameer, 3. Stadt an der Weser, 4. Stadt in Sachsen-Meiningen, 5. Sonntag vor Fasten, 6. Fluß in Frankreich, 7. Fluß im Somalland, 8. Stadt in Westfalen, 9. Strom in Ostasien, 10. Stadt im Elsaß, 11. Pityuseninsel, 12. Königreich, 13. Universitätsstadt. C.

Auflösungen aus Heft 52

Rösselsprung:

Handele raschen entschlossenen Mutes,
Das ist was Tüchtiges, Echtes und Gutes;
Doch das Bedenken, das zaudernde Grübeln,
Wiss', das gehört zu den schmählichsten Übeln.

Sanders.

Zusatzrätsel: Ober, Oberin.

Scharade: Hannibal.

Silbenrätsel: Hauskreuz.

Gleichklangrätsel: Der Tau — das Tau.

Briefkasten

Beantwortet werden nur Anfragen, die von allgemeinem Interesse sind. Anonyme Zuschriften finden keine Berücksichtigung. Briefliche Auskunft kann nur in Ausnahmefällen erteilt werden

K. K. in **N.** Landwirtschaftliche Institute zum Studium der Landwirtschaft gibt es in Preußen an den Univ. Königsberg i. Pr., Breslau, Kiel, Göttingen, Berlin, Halle a. S., Bonn-Poppelsdorf; in Bayern: Landwirtschaftliche Abtlg. der technischen Hochschule zu München, Akademie für Landwirtschaft in Weihenstephan b. Freising; in Sachsen: Univ. Leipzig und Jena; in Württemberg: Hohenheim b. Stuttgart, Landw. Akademie; in Hessen: Gießen, Univ.; in Braunschweig: Technische Hochschule, Landw. Abtlg. Eine Aufstellung der Besonderheiten und Vorzüge zu geben ist des Umfanges wegen nicht möglich. Wir empfehlen Ihnen deshalb den Menzel & v. Lengerkes Landwirtschaftlichen Hilfs- und Schreibkalender, 2. Teil, Verlag Paul Parey in Berlin SW, Hedemanstr. 10, in welchem Sie die Einzelheiten über die Lehrfächer, Vorlesungen, Übungen, Dozenten usw. finden. An allen Instituten, die mit der Universität verbunden sind, ist auch gleichzeitig der Besuch einer Universität erlaubt und möglich.

Primaner in **L.** Den „Gang" des Ofens nennt man das Schmelzverhalten der Massen in einem hüttenmännischen Apparat (Hochofen, Kupolofen, Frischfeuer usw.); und zwar spricht man von Gargang, bei der richtigen Temperatur, ent- sprechend niedrigstem Aufwand Brennmaterial und geringstem Be- die größte Vollkommenheit des talls erzielt wird. Im Gege- hierzu spricht man von abnormem rohem Gang. Je nach der Temp- tur gibt es auch einen kalten hitzigen, bei Mangel an Schl- einen dürren oder trockenen Ofeng-

Frau S. Die vierseitige Mo- schau erscheint im nächsten Heft. werden Sie geeignete Vorlagen fi-

Neuigkeiten für den Büchertisch

Während der durch die Verhältnisse bedingten Einschränkung des Papierverbrauchs müssen wir uns auf eine kurze Würdigung der uns zugehenden Neuerscheinungen beschränken. — Rücksendung findet nicht statt

Romane und Novellen.

Familie Brehmer. Roman von Emmy Hardt. (Verlag Richard Eckstein Nachf., Leipzig. Geh. 10 Mark.) Das Frauenschicksal, das die Verfasserin schildert, wird bei weiblichen Lesern besonderes Interesse finden. Sie führt uns in Kleinbürgerkreise Berlins, in jene Zeit aufstrebender Entwicklung der Weltstadt, da so viel Unkultur und glänzender Schein sich breit machte. Auch die Heldin wird das Opfer eines trügerischen Scheinglücks und findet unter Schmerzen den Weg zu sich selbst.

Das Unschuldslämmchen. Von Rudolf Presber. (Verlag Dr. Eysler & Co., Berlin.) Presbers Werk, in dem sich feine Beobachtungsgabe mit frischem Humor und Witz paart, wird ihm wieder zahlreiche neue Leser und Freunde zuführen.

Jugendbücher.

Höhenfeuer. Ein Lebens- und Trostbuch für freiheitliche Deutsche. Herausgegeben von Prof. Dr. Ed. Heyck. (Verlag Moritz Schauenburg, Lahr.) Diese Sammlung wertvoller deutscher Dichtungen ist ein treffliches Buch für unsere Jugend.

Die Selbstregierung der Schüler. Von Gustav Goggel. (Verlag Ernst Reinhardt, München. Geh. 5.70 Mark.) Der deutschen Jugend widmet der Verfasser dieses Werk, das eine Fülle von wertvollen Anregungen für die Neugestaltung des Erziehungswesens enthält. Kein Erzieher sollte daran vorübergehen, ohne ihm Beachtung zu schenken.

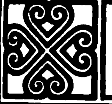
Kieselsteine. Erlebtes und Erlauschtes in Märchen erzählt für die reifere Jugend. Von Fr. Fandel. Farbenbild und Buchschmuck von Albert Seewald-Harz. (Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg 1920. Geh. 4 Mark.) Die Verfasserin bietet der reiferen Jugend mit dieser Sammlung sinnreiche Märchenerzählungen.

Neue Märchen. Zur Belehrung und Unterhaltung für Kinder mittleren Alters. Von Fr. Fandel. Farbenbild und Buchschmuck von Albert Seewald-Harz. (Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg 1920. Geh. 4 Mark.) Diese allerliebsten Erzählungen bereichern die Phantasie des Kindes und machen es vertraut mit der Schöpfung der Natur, wobei ihm zugleich wichtige Kenntnisse aus der Pflanzen- und Tierwelt beigebracht werden.

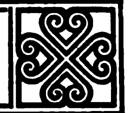
Haus- und Zimmergarten

Was notwendig zu tun ist. Im Gemüsegarten: Bei milder Witterung die Einwinterung noch bis später verschieben. Die Kohlarten wachsen noch. Die Wurzelgemüse stehen ohnedies gegen Frost geschützt im Boden. Blumenkohl, der noch keine Blumen hat, wird im Keller oder Mistbeet eingeschlagen. Endivienstauden sind ebenfalls zum Bleichen einzuräumen. Spätkartoffeln ernten. Petersilie und Schnittlauch in Kästen pflanzen und am Küchenfenster aufstellen. Tomaten zum Nachreifen in die Küche legen. Erdbeerbeete behacken und mit Dünger belegen. Spinat, Feldsalat und Schwarzwurzelbeete nach Frosteintritt mit trocknem Laub und Fichtenreisig bedecken. Leere Beete graben und in rauher Scholle liegen lassen. Im Obstgarten: Einernten des Winterobstes. Pflanzung junger Bäume und Beerensträucher. Ausputzen der Obstbäume. Wo Schorf- und andere Pilzkrankheiten aufgetreten sind, Einsammeln der Blätter und Verbrennen, Bespritzen der Bäume mit Obstbaumkarbolineumlösung, Anlegen von Kleberingen zum Abfangen des Frostspanners. Vertilgen der Wühlmäuse. Ausbessern der Zäune, Schutz der Bäume gegen Hasenfraß. Im Blumengarten: Nach den ersten Frösten Ableeren der Beete und Neubepflanzen mit Frühlingsblühern, Vergißmeinnicht, Silenen, Stiefmütterchen, Staudenphlox, Blumenzwiebeln. Den Rasen kurz halten. Abgefallenes Laub zusammenrechen. Alle immergrünen Topf- und Kübelgewächse bei Frostgefahr schützen und rechtzeitig einwintern. Die frostempfindlichen Zwiebel- und Knollengewächse in Sicherheit bringen. Die Zimmerpflanzen vorsichtig gießen, besonders in geheizten Räumen auf die nötige Luftfeuchtigkeit achten. Hyazinthen auf Gläser und in Töpfe setzen, dann kühl und dunkel stellen. Die Balkon- und Fensterkästen einwintern, sobald Frost einsetzt.

Sofort lieferbar ist wieder die monatelang vergriffen gewesene neue wohlfeile Ausgabe von „Gottfried Kellers Werken“. Sein Roman „Der grüne Heinrich“ und die Novellensammlung 2 „Die Leute von Seldwyla“ haben ihm die Unsterblichkeit verschafft. Wir machen unsere Leser auf das in der heutigen Nummer erschienene Inserat der Buchhandlung Karl Block, Berlin SW 68, Kochstr. 9, aufmerksam, in welchem durch Gewährung von Zahlungserleichterungen die Anschaffung jedermann ermöglicht wird.



Ratgeber für Reise und Erholung



Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten



Reiseführer Hendschels Luginsland
Verlag von Hendschels Telegraph, Frankfurt am Main



Unterrichts- und Erziehungsanstalten




Prospekte durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum in Leipzig

Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft
(Leitung von Gütern, Pflanzungen, Farmen, Faktoreien usw.) erteilt die
Deutsche Kolonialschule, Witzenhausen a. d. Werra
(Hochschule für In- und Auslandsiedlung).
Semesterbeginn Ostern und Herbst. Lehr- und Anstaltsplan kostenlos. Bei Anfragen Freimarke beifügen.

Wer schwach in der
Mathematik
ist, verlange gratis den Kleyer-Katalog vom Verlag L. v. Vangerow, Bremerhaven.



Moderne Laboratorien. Maschinenbau, Elektrotechnik, Gas- und Wassertechnik, Chemie, Bau-Ingenieure.

Gesellschaft zur Förderung des realen Wissens
m. b. H.
Leipzig, Dittrichring 17

Vorbereitungen auf die Reifeprüfungen der neunstufigen Anstalten, sowie Unter- und Oberprima auf Grund neuartiger — hohe geistige Durchbildung erzielender — Methoden für Damen und Herren. Tageskurse — Abendkurse. Beschränkung der häuslichen Arbeiten auf ein Minimum. Mäßige Honorare. Glänzende Erfolge.

Fernunterricht.

Umlernen muß heute die ganze Welt, jedoch gar mancher wird davon besonders schwer betroffen. Er muß den ihm lieb gewordenen Beruf aufgeben und steht damit vor einer fast unlöslichen Aufgabe. Das beste Mittel, sich einen neuen Beruf, eine bessere Stellung zu verschaffen, bietet die **Methode Rustin (5 Direktoren höherer Lehranstalten, 22 Professoren als Mitarbeiter)**, ohne Lehrer durch Selbstunterricht unter energischer Förderung des einzelnen durch den persönl. Fernunterricht. Wissensch. geb. Mann, Wissensch. geb. Frau, Geb. Kaufm., Geb. Handlungsgehilfin, Bankbeamte, Einj.-Freiw.-Prüfg., Abit.-Exam., Gymn., Realgymn., Oberrealschule, Lyzeum, Oberlyzeum, Mittelschullehrerprüfg., Zweite Lehrerprüfg., Handelswissenschaften, Landwirtschaftsschule, Ackerbauschule, Präparand., Konservatorium. **Ausführl. Prospekt über bestand. Examen kostenlos durch**
Bonneß & Hachfeld, Potsdam, Postfach 25.

Chemie- und Röntgenschule Stralsund
Roggendorf-Laboratorium Prosp. frei. Auf Wunsch Pension

Fischer'sche Vorbereitungsanstalt Berlin W. Zietenstr. 22.
Seit 1888 bestanden 5511, 1919: 91 Abiturienten einschl. Damen. Internat.

Nordhausen a. Harz • Jugendsanatorium Dr. Isemann
Heil- und Erziehungsanstalt für Entwicklungsgestörte
Ständiger ärztlicher Berater: **Geheimrat Prof. Dr. Gabriel Anton-Halle**
Vorbeugung und ärztliche Behandlung der nervösen Entwicklungsstörungen, erbliche Leiden, Wasserkopfbildg. Kinderlähmungen. Epilepsie. Psychopathie)
Heilpädagogischer Unterricht und Erziehung

Wald-Pädagogium Bad Berka/Th.
ber. Erziehungsschule nach Godesberger Art.
Gesundheit, tüchtiges Wissen, Kunst und Handarbeit.
Eingehendste Erziehung in Familienhäusern.
Auch Zarte gedeihen vortrefflich.
Schulgut von 150 Morgen sichert die Verpflegung.
Realschule-Gymnasium-Realgymnasium. Fernspr. 48.

Privat-Realschule mit Handelsfächern Ländliche Reform-Erziehungsschule. Lehrplan der Oberrealschule. Besondere Handelskurse. Familienleben im bestempfohlenen **Schülerheim.** Reichl. Verpflegung. Prosp. fr. durch den Direktor Dr. phil. Hans Knoll. **Unterneubrunn (Thür.)**

Wiener Dresden-A. Wiener Straße 11. ‖ Abiturienten- und Einjährigen-Examen; auch für Damen. — Klassenprüfungen. — Vorzügl. Pension.

Dresden-A., Lindengasse 3. :: **Erziehungsheim Kox** mit 10 kl. Privatschule. :: Erste Lehrkräfte. ::
Inhaberin H. Klostermann.

Pädagogium Traub
Frankfurt a. Oder 3
Buch und Drucksachen frei!
Schülerheim
Erziehungsschule von Sexta bis Oberprima. Vorbereitung für alle Klassen u. Prüfungen. Damen-Abteilung. **Verbandsexamen.**

Nervös veranlagte od. **schwachbegabte** junge Leute find. Individualbehandlg., evt. Lehrausbildg., in kl. Kreise. Eig. Heim in gr. Garten. Jahre in Trüpers Erziehungsheim. Prosp. **J. Wageners Gartenheim, Tinz/Gera-R.**

Eschwege (Hessen) Brückenst. 2. | **Haush.-Pensionat mit Kochschule** ☞ Prospekt durch die Vorsteherin G. Schiller

Eisenach / Töchterheim Elsa Beyer
Emilienstraße 12. Ziele d. Frauenlehrj. - Wissensch. u. fremdspr. Fortb. - Pflege d. Künste. - Gartenbau. - Säuglingspfl. - Samariterdienst. - Rhythm. - Gymnastik. - Bei beschränkt. Schülerinnenzahl liebev. Eingehen auf Eigenart.

Hannover Töchterheim Schirmer, Sextrostr. 7. Gründliche wissenschaftl., prakt., gesellschaftl. Ausbildung. Prospekt

Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-Franke
Einführ. in den Beruf der Frau. Ziele des Frauenlehrjahres. Illustr. Prospekt

Vorbereitungs-Institut Dr. KRAUSE, Halle a. Saale | Reichsverbds.-Ex., ehem. Einj., Prim.- u. Abitur.-Umschulg., bes. Damenkl. 408 Abitur., (davon 171 Damen), 440 Einj.

Coburg Stadlers Schülerheim Höhere Lehranstalt

Halle / Saale
Dr. Harang's Lehranstalt
Vorbereitg. f. Abitur., Obersek.-Reife, Reichsverbandsprüfg., sowie für alle Schulkl., Umschulung. 56 jähr. glänz. Erfolge. **Schülerheim.** Bericht frei.

Töchterheim Feodora
Eisenach, Bismarckstr. 14
Gründl. **hauswirtschaftliche** Ausbildung, wissenschaftl. Fortbildung, sorgfält. Gesundheitspflege. Ausk. u. Empf. d. d. Vorsteh. Frau **M. Bottermann**

Bad Sachsa, Harz. **Töchterheim Scheller-Witzell.** Sorgf. zeitgem. häusl. Ausb., Industriefäch., Wissensch., Mus., Erhol., vorzügl. Verpfl. Eig., schöngel. Haus. I. Empf. Prosp.

Bad Sachsa, Südharz, Töchterheim „Maria Erika". Höhenl., Ausb. i. Haush. u. Wissensch., Mal., Mus. Allgemeinbild. Selbstversorg. d. Schweine- u. Kleinviehzucht. Pension M. 3500.-. Prosp.

Bad Suderode (Harz), **Töchterheim Opitz,** schön am Walde gelegen. Gründl. Ausbild. im Haushalt, Förderung der Allgemeinbild., Musik, Tanz- u. Anmutsunterricht.

Weimar, Junkerstr. 6. **Töchterbildungsheim Elisabeth Krehan.** Wissensch., gesellsch. u. häusl. Ausb. Sorgf. Pflege. Herzl. Fam.-Leb., Garten. Vorz. Empf.

Weimar Harthstr. 24. Bildungsheim **„Töchterhort"**, staatl. beaufsicht. Wissensch., hauswirtsch. u. gewerbl. Ausbild. Satzungen durch die Vorsteherinnen Fräulein **M. Immisch** und **N. Kieß.**

Ausbildg. von Röntgenschwestern
Kursusdauer $1^1/_2$ Monat. Näh. auf Anfrage an **Elektrizitäts-Gesellschaft „Sanitas"**, Berlin N. 24, Friedrichstraße 131 d.

Weimar- Süd, Töchterheim **Arnoldi,** wirtschaftl., prakt., gesellsch. Ausb. Beste Pflege, mäß. Pr., vorz. Empf. d. d. Vorst.

Viele Unterrichtsanstalten lassen ihre Anzeigen in Zwischenräumen von 1—4 Wochen erscheinen, weshalb es sich empfiehlt, mehrere aufeinanderfolgende Ausgaben durchzusehen.

Verantwortlich für die Redaktion der Beilagen: Cornelia Kopp, Leipzig. Für den Anzeigenteil: Arthur Fischer, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig. — Für Deutsch-Oesterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigen-Annahme für Deutsch-Oesterreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes Nachf., A.-G., Wien I, Wollzeile 16.

Für unsere Frauen



Preisausschreiben für selbsterdachte Hand- und Handfertigkeits-Arbeiten

Meine Frau beteiligt sich nunmehr seit ungefähr zwölf Jahren an sämtlichen Preisausschreiben. Sie hat Muster zusammengeklebt, Schauspieler erkannt, Kleider komponiert, Zigarrennamen erfunden, Rätsel geraten, Burgeff-Verse gedichtet, Kinder, Bäume und Sofaecken photographiert, Zigarettenplakate gezeichnet, Puppen entworfen; mein letztes Paar wollene Friedensstrümpfe hat sie geopfert, um den Preis für Raupenfallen zu gewinnen. „Weil du die Wollenen doch nicht trägst, wenn es Raupen gibt“ — das war ihre Sommerlogik! Sie hat sozusagen unser glückliches Familienleben mit Preisausschreiben verschandelt. Denn glücklich waren wir stets nur so lange, bis wir wußten: „Diesmal war's wieder nichts!“

Da jedoch ein Preisausschreiben das andere jagt, leben wir eigentlich recht glücklich; ja ich möchte sogar behaupten, daß diese neuzeitliche Einrichtung erst die richtigen Kontrapunkte in unsere Ehe gesetzt hat. Unsere schönen Erinnerungen sind an ganz bestimmte Preisausschreibenmotive gebunden, die in frohen Schlagworten, wie z. B. „Burgeff Grün — Fahrt nach Wien“, „Bahlsen-Keks — für unterwegs“ ihren stimmungsvollen Ausdruck finden.

Ja, Preisausschreiben sind wunderschön. Sie haben leider nur das einzige Unangenehme an sich, daß ein Teil der Bewerberinnen leer ausgeht. Und es sind immer die Hoffnungsfreudigsten, die von der Gemeinheit der Preisrichter an die Wand gedrückt werden! Dies Gefühl hatte ich wenigstens, als ich das aus meiner einzigen Seidenjoppe angefertigte und nach Aussage meiner Frau ungemein praktische erstklassige Reisenecessaire unter den leidtragenden Nichtpreisträgerinnen von „Reclams Preisausschreiben“ entdeckte.

Doch ich muß ehrlich bekennen: meiner Seidenjoppe geschah recht! Wenn sie nicht aus alter Anhänglichkeit auch in ihrem neuen Berufe meinem Herzen immer noch gewissermaßen nahegestanden hätte, so würde ich das Urteil der preisrichternden Damen unterschrieben haben: Einfach scheußlich!

Und ich glaube wohl, daß es vielen Einsendungen so ergeht. Das Herz hängt daran — aber die gefühllosen Preisrichterinnen wissen nicht, daß unter dem unscheinbarsten Dinge das ganze Hoffen und Wünschen eines Menschenherzens pulst. Oder die Preisrichterinnen wollen beweisen, wie sehr ihnen das immer noch vorenthaltene öffentliche Richteramt zukommt.

Ich muß jedenfalls anerkennen, daß in dem nach peinlichster Überlegung gefällten Urteil der Damen eine Gerechtigkeit und Unparteilichkeit lag, ja sogar eine tiefgründige Seelenkunde zum Ausdruck kam, die für mich — selbst als Mann meiner Frau — etwas tief Verehrungswürdiges darstellt. Wenn ich gefragt worden wäre, dann hätte ich einfach die bildhübsche Teepuppe mit dem ersten Preise ausgezeichnet — punktum! Und so hätte ich mich andauernd von meinen Gefühlen hinreißen lassen. Aber die Damen rieben mir die Bestimmungen des Preisausschreibens unter die Nase. „Der Rokokokopf kostet 80 Mark“, „Der seidene Rock hätte für ein Kinderkleidchen gelangt“, „Der Tüll paßt für ein Fichu“, „Die Spitzen genügen für ein Taschentuch, und Taschentücher fehlen uns!“ Mehr habe ich von den tausend Gründen nicht behalten. Aber ich habe von der Gründlichkeit preisrichternder deutscher Damen so viel kennengelernt, daß ich meiner Frau Aufschluß

Abb. 868. Einsendungen für unser Preisausschreiben. Phot. Lisa König, Leipzig.

geben konnte, warum wir uns mit meinem Seidenjoppenreisenecessaire verkriechen mußten.

Ich hab's eingesehen! Ob's auch andere können? Nichts sieht der Mensch schwerer ein, als das Glück der anderen. Da wird dann die Hoffnung schon zur Erfüllung. Und die Enttäuschung kann nur ertragen werden, wenn man sich einreden darf, zu den Pechvögeln zu gehören.

Eins ist mir zum Bewußtsein gekommen, als ich diese ungeheuerliche Flut der Einsendungen von Handfertigkeiten betrachtete: Welche Fülle von praktischer Begabung und feinstem Geschmacksinn liegt in unseren deutschen Frauen und Mädchen! Wie bedarf es nur eines kleinen Anstoßes, eines ehrgeizfördernden Ansporns, um aus dem unscheinbarsten Material wahre kleine Kunstwerke herzustellen, die jedem Heim zur Zierde gereichen und die auch von weniger erfindungsreichen Händen nachgebildet werden können! Dies aller Welt und auch den im Ausland treudeutsch Gesinnten wieder einmal vor Augen führen zu können, bleibt das Verdienst von „Reclams Universum". **Horst Schöttler.**

Anschließend an die Ausführungen unseres Mitarbeiters geben wir nachstehend die Preisträgerinnen bekannt. Es erhielten:

1. Preis 200 Mk.: Runde Tischdecke „Sparsam und fleißig". Einsenderin: Frl. Lene Berg, Stralsund i. P.

Ein **2. Preis** 100 Mk.: Teepuppe „Nett und praktisch". Einsenderin: Frl. M. Bieweger, Leipzig.

Ein **2. Preis** 100 Mk.: Morgenjacke „Mosaik". Einsenderin: Frau Wanda Beyer, Cassel.

Ein **3. Preis** 75 Mk.: Sofakissen „Grünwald". Einsenderin: Frl. Martha Blau, Mühlhausen i. Thür.

Ein **3. Preis** 75 Mk.: Hökerstand „Störmthal". Einsenderin: Frl. Martha Lingert, Gautzsch b. Leipzig.

Fünfzehn **4. Preise** je 30 Mk.:

„Kynast", Tischdecke, Frl. E. Wenge, Saalberg im Riesengebirge.
„Babykaffeewärmer", Fr. E. Kirchhoff, Stuttgart.
„Elster", Kannenuntersatz, Fr. L. Schneider, Landstuhl, Rheinpfalz.
„Einfach und billig", Kissenplatte, Frl. L. Th. Fischer, Reichenbach, Oberlausitz.
„Puppengartenlaube" mit Möbeln, Fr. M. Sarazin, Landsberg a. d. W.
„Egerländerin", Babygarnitur, Frau Luise Steiner, Richtersgattin, Komotau.
„Charlotte", Gartentischdecke, Fr. Ch. Meinecke, Winsen a. d. Lahn.
„Und sammelt die übrigen Brocken", Kaffeewärmer, Frl. C. Martini, Friedrichroda i. Thür.
„Frühling", Kissen, Fr. M. Maiwald, Sprottau in Schlesien.
„Praktisch", Beutel, Hutgarnitur, Frl. H. Schwarz, Leipzig-Kleinzschocher.
„Lottepuppe", Basthut, Frl. H. Weymann, Naumburg a. S.
„Röschen", Kissen, Fr. E. Kirskalt, Würzburg.
„Trinchen", Puppe, Fr. E. Albers, Harburg a. E.
„Gänseblümchen", Deckchen, Frl. K. Knoll, Greiz i. V.
„Wäsche und Deckchen", Fr. E. Reichelt, Nieder-Lößnitz.

Da wir uns bewußt wurden, daß wir bei der Fülle der Einsendungen mit den ursprünglich von uns ausgesetzten Preisen noch nicht einmal einen kleinen Teil der wirklich wertvollen Handfertigkeits-Kunsterzeugnisse auszeichnen konnten, haben wir mit freiwilliger Verteilung von Trostpreisen eine weitere Anzahl hervorragender Einsendungen bedacht. Wir werden auch diese, häufig außerordentlich eigenartigen Bewerbungen um unser „Preisausschreiben", noch und nach veröffentlichen.

Trostpreise für die Damen:

Albers, Harburg a. E., Beutel „Lila"; **Baunack**, Leipzig-Plagwitz, Kuchenglocke; **Eberhard**, Gr. Salze-Elmen, Lampenschirm; **Escherich**, Wiesbaden, genähte Bilder; **Gerers**, Hildesheim, Hampelmann; **Kirchhoff**, Stuttgart, Ledertasche; **Klughardt**, Dresden, Dackel, Affen; **Knoll**, Greiz i. V., Beutel; **Küchler**, Bischofswerda i. S., Tintenwischer; **Lohse**, Bischofswerda i. S., Bubenmütze; **Pescheck**, Gauñitz b. Bautzen, Kaffeewärmer; **Peukert**, Kreuzburg, Oberschlesien, Puppen; **Schwarz**, Leipzig-Kleinzschocher, Gruppe: Flickenarbeit; **Seydel**, Leipzig-Schleußig, Ketten; **Starcke**, Berlin W. 62, Osterbeutel; **Stentzel**, Strasburg, Uckermark, Kragengarnitur; **Volke**, Nordhausen, Mädchenmütze; **Wendenburg**, Jechaburg bei Sondershausen, Apfelbaum; **Weymann**, A., Naumburg a. S., Ball; **Wittner**, Bretten in Baden, Kästchen und Puppe.

Allen freundlichen Einsenderinnen sagen wir unseren verbindlichsten Dank und teilen ihnen zugleich mit, daß die Rücksendung der Arbeiten schon in den nächsten Tagen erfolgt. Wer ganz leer ausgegangen zu sein glaubt, warte noch ein wenig mit dem Traurigsein, denn wir können uns nicht versagen, jede liebenswürdige Beteiligung an unserem Preisausschreiben durch eine kleine Aufmerksamkeit in Gestalt einer Buchspende bei der Rücksendung der Arbeit auszugleichen. **Reclams Universum.**



Für unsere Frauen



Gehäkelte Deckchen

In unserer schweren Zeit dürfen Geschenke keine großen Ausgaben verursachen. Unsere Deckchen sind sparsam im Materialverbrauch, und nur die Arbeit läßt unsere Gabe wertvoll erscheinen. Mutter stellt in ihrem Tassenschrank köstliche Tassen, Vasen oder andere Dinge aus, die bedeutend schöner wirken, wenn sie auf einem unserer kleinen Deckchen stehen. Auch Schwestern und Freundinnen haben an solch kleinen Deckchen, als Sammelgeschenke gedacht, viel Freude. Deshalb bringen wir heute eine ganze Anzahl verschiedener Muster, aus denen unsere fleißigen Leserinnen wählen können.

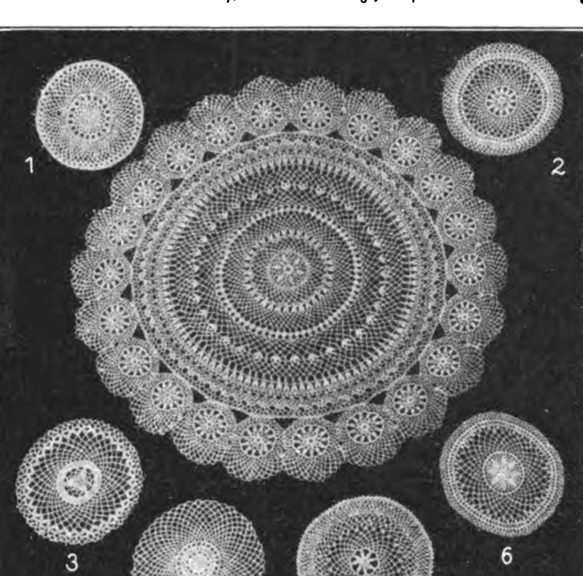


Abb. 869. Gehäkelte Deckchen. Entwurf: Frau E. Fröbel, Torgau. Phot. Lisa König.

Große Decke

Abkürzung: Lftm.=Luftmasche; f. M.=feste Masche; Stb.=Stäbchen; D.-Stb.=Doppelstäbchen; 3f. Stb.=dreifaches Stäbchen; Msz.=Mauszähnchen.

Wir beginnen mit 10 Lftm. 1. Runde: Zwölfmal je 2 Stb., 1 Lftm. 2. Runde: In jede Lftm. 1 Stb., 5 Lftm. 3. Runde: Über jedes 1. Stb. 3 Stb., 4 Lftm. Über jedes 2. Stb. 1 Stb., 4 Lftm. 4. Runde: Über jede 3 Stb. 5 Stb., 5 Lftm., auf jedes Stb. 1 Stb., 5 Lftm. 5. Runde: Über jede 5 Stb. 3 Stb. 5 Lftm., in jede 5 Lftm. 1 Stb., 5 Lftm. 6. Runde: Auf jede 3 Stb. und über jede 5 Lftm. 1 Stb., 5 Lftm. 7. Runde: In jede 2. Masche 1 Stb., 2 Lftm. 8. Runde: Je 7 Lftm., hinter jedem 2. Stb., 1 f. M. 9. bis 11. Runde: Je 1 Lftm. zunehmen. 12. Runde: In jedem Bogen 1 f. M., 5 Lftm., 1 f. M., 9 Lftm. usw. 13. Runde: In jede 5 Lftm. 1 Stb., 4 Lftm., in jedem Bogen 1 f. M. 14. Runde: Auf jedes Stb. 3 3f. Stb., oben in eins gefaßt 5 Lftm. usw. 15. Runde: 6 Lftm., 1 f. M. 16. bis 19. Runde: Je 1 f. M. zunehmen. 20. Runde: In jedem Bogen 1 3f. Stb., 5 Lftm., 5 D.-Stb. über dem 3f. Stb. 21. Runde: In jede 5 Lftm. 1 Stb., 1 Msz., 1 Stb., 5 Lftm. usw. 22. Runde: 8 Lftm., in jedem Bogen 1 f. M. 23. bis 26. Runde: Je 1 Lftm. zunehmen. 27. Runde: 6 Lftm., 1 Msz., 6 Lftm., 1 f. M. usw. 28. Runde: In jedes 1. Msz. dreimal 3f. Stb. oben in eins gefaßt, 1 Runde mit je 5 Lftm., 5 Lftm., 1 f. M. in jedes 2. Msz. 29. Runde: Je 8 Lftm., 2 Stb. 30. Runde: 9 Lftm., 1 f. M. 31. Runde: 10 Lftm., 1 f. M. 32. Runde: 11 Lftm., 1 f. M. 33. Runde: In jede 6. Lftm. der 11 Lftm. 1 3f. Stb., 1 Msz., 1 3f. Stb., 5 Lftm. usw. 34. Runde: In jedes Msz. 3 3f. Stb. oben in eins gefaßt, 5 Lftm., 3 3f. Stb. oben in eins gefaßt, 5 Lftm. usw. 35. Runde: Zwischen je 2 3f. Stb mit 1 Msz. 1 Stb. Lftm., in jede 5 Lftm. 1 Stb., 1 Lftm. 36. Runde: In jedes Msz. 1 f. M., 5 Lftm., auf jedes Stb. 1 Stb., 5 Lftm. 37. Runde: Über jedes Stb. 1 Kreuzstb. oben durch 5 Lftm. verbunden, 5 Luftm. usw. 38. Runde: 5 Lftm., 1 f. M. 39. Runde: 6 Lftm., 1 f. M. 40. Runde: Vom 1. zum 2. Bogen 1 Msz., in jedem 3. Bogen 1 Msz., 4 D.-Stb. durch Msz. verbunden. 1 Msz., 1 f. M. in den 1. Bogen, 1 Msz., 1 f. M. in den 2. Bogen usw. 41. Runde: 6 Lftm., in jedes Msz. zwischen die D.-Stb. 1 Stb. 42. Runde: Je 6 Lftm., 1 Stb. Die Randrosetten. Wir beginnen mit 8 Lftm. 1. Runde: 24 Stb. 2. Runde: In jedes 4. Stb. 1 Stb., 1 Msz., 1 Stb., 1 Msz. zum nächsten 4. Stb. 3. Runde: In jedes Msz. 1 f. M., 5 Lftm. 4. Runde: Über jede 5. Lftm. 4 3f. oben in eines gefaßte Stb., verbunden mit 8 Lftm. 5. Runde: In jede 8 Lftm. 11 f. M., auf jedes in eins gefaßte 3f. Stb. 1 Stb. 6. Runde: In jede 4 f. M. 1 Stb., 4 Lftm. 7. Runde: 5 Lftm., 1 f. M. 8. Runde: 6 Lftm., 1 f. M. Nun werden durch Msz., die man statt mit der f. M. mit einem Stb. arbeitet, die Rosetten mit der großen Decke verbunden, nachdem man dieselbe vorher entweder zusammengehäkelt oder genäht hat. Man kann diese Decke nun noch beliebig vergrößern, indem man noch einige Runden Lftm. mit f. M. anhäkelt, und zwar bei jeder Runde 1 Lftm. zunehmend. — **Deckchen Nr. 1.** Wir beginnen mit 6 Lftm. 1. Runde: 3 f. M., 3 Lftm., dies dreimal wiederholen. 2. Runde: In die Öffnung der 3 Lftm. je 1 Stb., 1 Lftm. Dies dreimal wiederholen. 3. Runde: 1 Stb., 2 Lftm., 1 Stb., 1 Lftm. usw. 4. Runde: 3 Stb., 3 Lftm. 5. Runde: 3 Stb., 4 Lftm. 6. Runde: 7 Lftm., 1 f. M. 7. Runde: 4 f. M., 3 Lftm., 4 f. M. in je 7 Lftm. einhäkeln. 8. Runde: In die 3 Lftm. 1 D.-Stb., 5 Lftm. zurück in die 1. Lftm., 1 f. M. Dies zweimal wiederholen. Wieder 5 Lftm., in die erste 1 f. M. und nun in die nächsten 3 Lftm. wie vorher. 9. Runde: In jedes Msz. je 1 Stb., 4 Lftm. 10. Runde: 1 f. M., 5 Lftm. 11. Runde: 1 f. M., 6 Lftm. 12. bis 16. Runde: Je 1 Lftm. mehr arbeiten. 17. Runde: 1 f. M., 6 Lftm. 18. Runde: In je 6 Lftm. 3 f. M., 3 Lftm. und wieder 3 f. M. 19. Runde: In je 3 Lftm. 1 D.-Stb., 1 Msz., dies zweimal wiederholen usw. — **Deckchen Nr. 2.** Wir beginnen mit 8 Lftm. 1. Runde: 24 Stb. 2. Runde: 3 Stb., 5 Lftm., 1 Stb., 3 Lftm. und dies so weiter in jedes 4. Stb. 3. Runde: 5 Lftm., 1 f. M. 4. Runde: In je 5 Lftm. 4 oben in eins gefaßte 3f. Stb., 8 Lftm. 5. Runde: In jede 4. f. M. 1 Stb., 5 Lftm. usw. 6. bis 10. Runde: Je 1 Lftm. zu nehmen. 11. Runde: 4 Lftm., 1 Msz., 5 Lftm., 1 f. M. usw. 12. Runde: Je 5 Lftm., 1 f. M. 13. Runde: 3 Lftm. in die ersten 5 Lftm., 1 D.-Stb., 3 Lftm. und über dem D.-Stb. 4 Stb. in die nächsten



Abb. 870. Schürze als Reisenecessaire. Phot. A. Matzdorff. (Beschreibung s. nächste Seite.)

Lftm., wieder 1 D.-Stb. usw. 14. Runde: In je 3 Lftm. 1 Stb., 1 Msz., 1 Stb. usw. 15. Runde: 6 Lftm., in jedes Msz. 1 f. M. 16. und 17. Runde: Je 1 Lftm. zunehmen. — **Deckchen Nr. 3.** Wir beginnen mit 8 Lftm. 1. Runde: Je 1 Stb., 3 Lftm. 2. Runde: Bei 1 Stb. beginnend: 3 Stb. über 3 Lftm., 1 Stb., 3 Stb. über 3 Lftm., wieder 3 Lftm. Dies zweimal wiederholen. 3. Runde: Über die 9 Stb. 7 Stb., 5 Lftm., 1 Stb., 5 Lftm. und zweimal wiederholen. 4. Runde: Über die 7 Stb. 5 Stb., 6 Lftm., 1 Stb., 6 Lftm., 1 Stb., 6 Lftm., 1 Stb. und zweimal wiederholen. 5. Runde: Über die 5 Stb. 3 Stb., 8 Lftm., 1 Stb., 8 Lftm., 1 Stb., 9 Lftm., 1 Stb., 8 Lftm. Dies zweimal wiederholen. 6. Runde: Über 3 Stb. beginnend: 3 Stb. in je 8 Lftm., 9 Stb. 7. Runde: In jedes 4. Stb. 1 Stb., 1 Msz. usw. 8. Runde: Zwischen die Msz. je 1 D.-Stb., 5 Lftm. 9. Runde: 6 Lftm., 1 f. M. 10. Runde: Je 1 Lftm. zunehmen. 11. Runde: 5 Lftm., 1 Msz., 5 Lftm., 1 f. M. usw. 12. Runde: In jedes Msz. 3 Zf. Stb. oben in eins gefaßt, 3 Msz., wieder 3 Zf. Stb. oben in eins gefaßt usw. 13. Runde: 8 Lftm., 1 f. M. 14. Runde: 9 Lftm., 1 f. M. — **Deckchen Nr. 4.** Wir beginnen mit 2 Lftm. In die 1. Lftm. 6 f. M., in die nächsten 5 f. M. je 2 f. M., dann viermal je 2 f. M. abwechselnd mit 1 f. M. 1. Runde: 3 Lftm. in die 2. f. M., 1 Stb., 3 Lftm. über die Stb., 3 Stb. wieder in die 2 f. M., 1 Stb. usw. 2. Runde: 6 Lftm. in je 3 Lftm., 1 f. M. 3. Runde: In je 6 Lftm. 7 f. M. 4. Runde: 3 Lftm. in jede 4. f. M., 1 Stb., 3 Lftm., 4 Stb. über die Stb. usw. 5. Runde: 6 Lftm. in je 3 Lftm., 1 f. M. 6. Runde: In je 6 Lftm. 7 f. M. 7. Runde: In jede 4. f. M. 1 Stb., 5 Lftm. 8. Runde: Je 5 Lftm., 1 f. M. 9. bis 10. Runde: Je 6 Lftm., 1 f. M. 11. und 12. Runde: Je 7 Lftm., 1 f. M. 13. und 14. Runde: Je 8 Lftm., 1 f. M. 15. und 16. Runde: Je 9 Lftm., 1 f. M. 17. Runde: Je 10 Lftm., 1 f. M. — **Deckchen Nr. 5.** Wir beginnen mit 2 Lftm., in die 1. Lftm. 6 f. M., in die nächsten 5 f. M. 2 f. M., dann viermal je 2 f. M. abwechselnd mit 1 f. M. 1. Runde: 10 Lftm., in die 4. zurück 1 f. M., 5 Stb., 1 f. M., unten an der Rosette 2 hlb. f. M., nun siebenmal wiederholen. 2. Runde: Mit hlb. f. M. hat man sich an die Spitze des Blättchens zu arbeiten, wo man mit 2 f. M. die neue Runde beginnt. 3 Msz., in jedes Blättchen 2 f. M. usw. 3. Runde: Zwischen jedes Msz. 1 Stb., 5 Lftm. 4. Runde: 6 Lftm., 1 f. M. 5. bis 8. Runde: Je 1 Lftm. zunehmen. 9. Runde: In jedem Bogen 1 f. M., 5 Lftm., 1 f. M., 10 Lftm. usw. 10. Runde: In je 5 Lftm. 1 D.-Stb., 5 Lftm., in je einem Bogen 2 Stb., 5 Lftm. usw. 11. Runde: 6 Lftm., 1 f. M. 12. Runde: 6 Lftm., 2 Stb. usw. 13. Runde: In je 6 Lftm. 1 Stb., 5 Lftm., 1 Stb., 1 Msz. usw. 14. Runde: Je 5 Lftm., 1 f. M. 15. bis 17. Runde: Je 1 Lftm. zunehmen. 18. Runde: In jedem Bogen je 1 Stb., 1 Msz., 1 Stb. usw. — **Deckchen Nr. 6.** Wir beginnen mit 8 Lftm. 1. Runde: Fünfzehnmal je 1 Stb., 1 Lftm. 2. Runde: 3 Stb., 3 Lftm., 2. Runde beginnend bei dem letzten Stb. einer 3 Stb.-Gruppe 1 Stb., 3 Stb. in die 3 Lftm., 1 Stb. auf den Anfang der nächsten Gruppe und dies siebenmal wiederholen. 3. Runde: Über die 5 Stb. je 7 Stb., 3 Lftm. 4. Runde: Über die 7 Stb. je 5 Stb., 3 Lftm. in die 3 Lftm. der vorhergehenden Runde, 1 Stb., 3 Lftm. 5. Runde: Über 5 Stb. je 3 Stb., 3 Lftm., 1 Stb., 3 Lftm., 1 Stb., 3 Lftm. usw. 6. Runde: Über je 3 Stb. 1 Stb., 5 Lftm., 1 Stb., 5 Lftm. usw. 7. Runde: Auf jedes Stb. 1 f. M. in je 4 Lftm., 4 f. M. 8. Runde: In jede f. M. über dem Stb. 1 Stb., 5 Lftm. 9. Runde: 6 Lftm., 1 f. M. 10. bis 12. Runde: Je 1 Lftm. zunehmen. 13. Runde: Je 5 Lftm., 1 Msz., 5 Lftm., 1 f. M. usw. 14. Runde: In jede f. M. 1 Zf. Stb., 1 Msz., in jedes Msz. 1 Stb., 1 Msz., 1 Stb. usw. 15. Runde: In jedes Msz. 1 Stb., 4 Lftm. 16. Runde: Auf jedes Stb. 1 f. M., über jede 4 Lftm. 1 f. M. 17. Runde: In jede f. M. über den Stb. 1 Stb., 4 Lftm. 18. Runde: 5 Lftm., 1 f. M. 19. Runde: 6 Lftm., 1 f. M.

Schürze als Reisenecessaire

Wie oft fehlt bei einer Nachtfahrt im Abteil der Raum, um die notwendigen Toilettengegenstände auszulegen. Auch bei Schiffsreisen, wo nichts liegen bleibt, was nicht niet- und nagelfest verstaut ist, bei Gebirgstouren und anderen Gelegenheiten bewährt sich die Schürze als Reisenecessaire sehr gut. Ein Stück Stoff oder Wachstuch wird, wie unsere Abb. 868 zeigt, zu einer zierlichen Schürze zurechtgeschnitten und mit Bindebändern und Taschen versehen. Erstere dienen zum Befestigen der geöffneten und zum Verschnüren der geschlossenen Schürze; in die aufgesteppten Taschen steckt man jeweils den gebrauchten Gegenstand. Ist der Schürzenstoff nicht fest genug, so empfiehlt es sich, ihn doppelt zu nehmen und am Rande einzufassen. Die Außenseite der Schürze kann man mit einer leichten Stickerei verzieren. Zusammengerollt nimmt diese Necessaireschürze nur wenig Raum in Anspruch und läßt sich leicht im Handgepäck unterbringen.

A.

Rätsel und Spiele

Rösselsprung.

einst	der	sich	lebt	er	le
her	dens	geht	ed-	lauf	nie
ge	bewunt	seln	ver-	mann	bens
els	ter-	le-	auf	der	nach
des	tied-	nen-	ge-	ge-	welt
un-	ein	gang	nach-	son-	stirn

Kreuz- und Querrätsel.

1	2
3	4
5	6

1—2 = europäisches Gewässer,
3—4 = deutscher Dichter,
5—6 = Blume,
1—4 = norwegische Landschaft,
2—4 = dänische Insel,
3—6 = bepflanzte Bodenfläche,
5—4 = Sagenheld,
2—5—6 = Wasserpflanze.

Rätsel.

„Als Knabe“, klagt das Mutterherz,
„Er unzertrennlich zu mir stand
Und wußte, daß in Not und Schmerz
Die beste ‚Eins‘ er bei mir fand!
Doch welch ein Wechsel mit den Jahren,
Verschlossen lebt er nun dahin,
Von allen, die ihm teuer waren,
Strebt er jetzt ‚zwei‘ mit hartem Sinn.“
„Muß ihn die weite Welt nicht locken?
Entsage, Mutter, das ist Pflicht!
Daheim am trauten Herd zu hocken,
Das ist des Mannes ‚Zwei‘ doch nicht.
Dein ganzes Sorgen drauf bestehe:
Wie wird er tüchtig für die Welt?
Daß nicht ‚eins-zwei‘ er untergehe,
Vielmehr sich halte als ein Held!“

Silbenrätsel.

Aus folgenden Silben: äh, braun, den, dol, e, e, e, em, flin, ha, hal, he, la, len, lys, mac, meln, mer, mit, o, ra, rant, re, re, re, ri, rich, schweig, ses, stau, te, u, wal sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von vorn nach hinten gelesen ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: Stadt an der Weser, Zahnmittel, griechische Göttin, Stadt am Dollart, deutsche Hauptstadt, Fruchtbehälter, Held der griechischen Sage, Fluß in Nordamerika, männlicher Vorname, Ruhmeshalle, Einsiedler, Erholungsstätte, Waffe, Hirschart.

Auflösungen aus Heft 37

Silbenrätsel: Dars, Teller, Darsteller.

Besuchskartenrätsel: Oberstudienrat.

Zugrätsel: Wer empfänglich nicht von innen, kann von außen nicht gewinnen.



Für Küche und Haus

Gefüllte Karotten. Möglichst gleichmäßige, dickere junge Karotten werden gut geputzt, am oberen Ende so tief wie möglich ausgeschabt, in Salzwasser getan und darin dreiviertel weichgekocht. Unterdessen nimmt man 2 bis 3 Pfund weichgekochte Schotchen, frische oder aus dem Weck, oder löst gettrocknete ein paar Stunden lang vorher in Wasser auf, schlägt sie durch, rührt sie mit 1 Teelöffel voll Mehl, etwas Salz, 20 g Margarine, 2 Eidottern, 1 Teelöffel voll Zucker auf dem Herde glatt und füllt die Masse in die Höhlungen der Karotten. Diese stellt man fest nebeneinander in eine Kasserolle, gießt eine Brühe von $^1/_4$ l kochendem Wasser mit 3 darin aufgelösten Maggibrühwürfeln und 30 g Margarine dazu und läßt die Karotten darin vollends weichkochen.

Grünes Gemüse. 2 Pfd. Spinat und $^1/_2$ Pfd. Sauerampfer kocht man mit Salz, gießt das Wasser ab, wiegt das Gemüse fein, gibt es mit 50 g Butter oder Margarine und 2 zerpflückten Sardinen in die Kasserolle und läßt es darin fertig schmoren. Zuletzt tut man noch 2 Löffel voll Semmelbröſel dazu und nachdem es vom Feuer genommen ist, 1 Teelöffel voll aufgelösten Süßstoff. Der Spinat wird bergartig angerichtet und kann mit den oben beschriebenen gefüllten Karotten verziert werden. E. v. Sch.

Gefüllte Gurken. Kurze, dickere, junge Gurken schält man, halbiert sie der Länge nach und schabt vorsichtig das Kerngehäuse heraus. Man reibt die Gurken mit einem Tuche trocken, salzt sie, läßt sie ziehen, setzt sie dann bei und kocht sie einige Minuten lang. Währenddessen bereitet man die Fülle. $^1/_2$ Pfd. aus dem Darm gelöster roher Bratwurst mischt man mit 2 in Wasser mit 3 Maggibrühwürfeln aufgeweichten Mundsemmeln, 1 knappen Eßlöffel voll feingewiegter Petersilie, Schnittlauch und Majoran, gibt eine Messerspitze voll Konfumawürze und 1 Eßlöffel voll zerlassener Butter dazu, rührt alles sehr gut durch und füllt die ausgehöhlten Gurken damit. Sie werden dann in eine Kasserolle mit zerlassener Margarine gesetzt und zugedeckt gebraten. Sch.

Gurkengemüse. Zarte Gurken werden geschält und in fingerlange Stücke zerschnitten. Man entfernt die Kerne, salzt die Gurkenstücke, dämpft sie in Margarine und Fleischbrühe oder Wasser weich und stäubt sie mit Mehl, das man zu einer sämigen Soße einkochen läßt. A. R.

Reisgericht. $^1/_2$ Pfund bester Vollreis wird mit reichlich Wasser kochend heiß gemacht, dann abgegossen und mit kaltem Wasser gekühlt. $^1/_4$ Pfund magerer roher Schinken und 1 große Zwiebel werden in feine Streifen geschnitten und mit 40 g Margarine hellgelb geröstet. Der Reis wird nun hineingetan, mit Salz, einer Messerspitze voll Paprika, 2 Eßlöffeln voll Tomatenmus gewürzt und mit genügend warmer Brühe (oder Wasser) übergossen, damit er langsam völlig ausquillt und weich wird. Er schmeckt vorzüglich zu gekochtem Rindfleisch oder Geflügel. Doch genügt er auch ohne Beigabe als Abendessen. B. J.

Alter deutscher Weinbrand **Asbach „Uralt"** Rüdesheim am Rhein



Tüchtige Vertreter gesucht!

3 gebauchte Schmortöpfe, mit Deckel, ca. 3–5 Lit., starke unbordierte Ware, zus. **nur M. 125.—. 1 Wasserkessel,** 4 Liter, fein poliert, **M. 68.—.** Diese 4 Teile zusammen **M. 190.—** einschl. Porto u. Verp. per Nachn. Illustrierte Preisliste gratis.
Aluminium-Versand F. BODE, ESSEN, Wernerstraße 44.

DER NEUE TRAURING

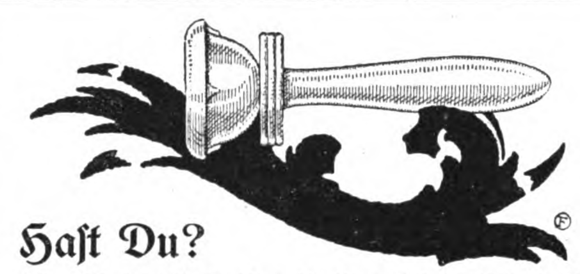






Charakteristisches Individualisieren der Trauringe zur Notwendigkeit geworden für seelisch veranlagte Gemüter gegenüber dem öden Schema des glatten Reifs.
In Gold von 200 M. aufwärts in Silber m. Gold 112 M in Silber 48 M.
Kunstwerkstätten W. Preuner Stuttgart
Durch jeden Juwelier evtl. Carl Berger Stuttgart-Cannstatt

Sommersprossencreme wirksamstes Mittel. 15 M. Apoth. Lauensteins Vers. Spremberg-L. 46.



Hast Du?

Heitere Frische, jugendliches Aussehen, voll durchblutet gesunde Haut schafft schnellstens der Wikö. — Ein kleines Werkzeug, ein großer Faktor vernünftiger Körperpflege. Kosmetisches Grundmittel 1. Ranges. — Entzieht sorgsam und gründlich alle Unreinheit, Mitesser und Pusteln, ebnet Falten und Runzeln. Um Jahre verjüngt ersteht ein Neues! — Dr. Hentschels Wikö-Apparat, D. R. G. M., verbürgt tägliche Fortschritte, deutlich spürbaren Erfolg vom ersten Gebrauche an. – Einfache Handhabung, wohltätigste Dauerwirkung. — Von jedem begehrt, der seine Kräfte kennt. — Preis mit Porto Mk. 21.50, eleg. Mk. 36.50; Wikö-Doppelkraft Mk. 31.50, eleg. Mk. 46.50. Wikö-Körperkraft Mk. 51.50, Wikö-Creme, bekannt wirksamste Qualitätscreme, Creme von Weltruf, große Tube Mk. 7.50, Dose Mk. 15.—. Nachnahme 80 Pf. mehr. — Einmalige Anschaffung.

Wikö-Werke Dr. Hentschel, Ba. 22, Dresden.



Hunde aller Rassen
Arthur Seyfarth, Köstritz 10, Thüringen.
Versand aller Rassehunde. Prämiiert mit höchsten Auszeichnungen. Das Werk **„Der Hund und seine Rassen, Zucht, Pflege, Dressur, Krankheiten" M. 35.–. Illustriertes Prachtalbum mit Preisverzeichnis und Beschreibung der Rassen M. 4.—. Illustrierte Hauptpreisliste M. 2.—.**

BRIEFMARKEN Vorzugs-preisliste **Paul Kohl,** G. m. b. H., Chemnitz 33U.





Krankenmöbel
Berliner Krankenmöbelfabr. Carl Hohmann
Berlin W 62, Lützowplatz 3.
Spezialfabrik für Selbstfahrer, Fahr-, Ruhe-, Tragestühle, Lesetische, Keilkissen
Liste 25.





Nur mit
Rex
bezeichnete
Conserven-Gläser
und
Einkoch-Apparate
sind allein echt.
Nachahmungen bringen Ärger und Verlust.
Rex-Conservenglas-Gesellschaft
Bad Homburg.



Beachtenswerte Mitteilungen

Eine Plakatausstellung während der nächsten Leipziger Messe. Wie man uns mitteilt, beabsichtigt die Leipziger Ortsgruppe des Bundes Deutscher Gebrauchs-Graphiker im Einverständnis mit dem Meßamt, auf der kommenden Herbstmesse eine Anzahl auf Grund von Preisausschreiben gewonnener, mustergültiger Entwürfe zu Plakaten an der Außenfront einer geeigneten Häusergruppe zur Ausstellung zu bringen.

Die bekannte Firma Albert Rosenhain, Berlin SW, Leipziger Str. 72/74, (neben den Kolonnaden) bringt wie alljährlich eine Reihe praktischer Gebrauchsgegenstände zum Verkauf, unter denen als besondere Neuheit ein gesetzlich geschützter Schreibstift „Diktator" sich allgemeiner Beliebtheit erfreut. Dieser Diktator ist ein außerordentlich praktisch und dauerhaft gearbeiteter Füllbleistift, bei dem die Mine von einer glasharten Stahlspitze dauernd festgehalten und daher ein sicheres Schreiben gewährleistet wird. Die Anschaffung dieses Schreibstiftes ist für jeden Privat- wie Geschäftsmann empfehlenswert.

Über **Westermanns Monatshefte** wurde der vorliegenden Nummer 38 ein Prospekt beigefügt, dessen Beachtung wir unsern Lesern empfehlen.

Die Motten kommen! Da heißt's aufpassen und rechtzeitig vorsorgen! Das beste Mottenmittel ist Globol, das die Motten tatsächlich tötet und nicht nur verscheucht! Globol ist überall zu haben.





Unterrichts- und Erziehungsanstalten

Prospekte durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum in Leipzig



Witzecke

Die kleine Sabine nähert ihre Lippen dem gefüllten Champagnerglase ihres Vaters, verspürt sofort ein scharfes Prickeln in der Nase und schiebt das Glas empört von sich:

„Pfui, wie schlecht ist dein Wein, Papa."

„Aber nein, Liebling, er ist ausgezeichnet . . ."

„Ganz böse ist er," widerspricht die Kleine, „sieh nur" — und dabei greift sie nach dem auf dem Tischtuch liegengebliebenen Drahtgeflecht, mit dem der Pfropfen gesichert war —, „er ist so wild, daß man ihm sogar einen Maulkorb angelegt hatte."

„Einen klügeren Menschen als den Professor dürfte es kaum geben! Er weiß alles."

„Doch! Meine Frau! Die weiß alles besser."

„Für die Kunst haben Sie wohl nicht viel übrig?"

„Bei den jetzigen Verhältnissen haben wir überhaupt nichts übrig."

Bei der Witwe Kulicke wohnt ein Schlafbursche, den sie auch in der Kost hat. Frau Kulicke ist nicht reich und empfindet es schmerzlich, daß ihr Kostgänger nicht zahlen kann, der wohl eine Arbeitsstelle hat, aber zu wenig verdient, um seinen Verpflichtungen nachkommen zu können.

Ein Nachbar meint: „Ich begreife nicht, daß Sie diesen Menschen mit durchschleppen. Schmeißen Sie ihn doch raus, wenn er kein Geld hat."

„Er hat mir fest versprochen zu zahlen."

„Aber wenn er doch nicht kann."

„Jetzt kann er, denn er ist seit Montag erwerbslos."

A.: „Fräulein Rehbein ist aber sehr schlank geworden; ich glaube, sie leidet an Unterernährung."

B.: „Das gerade nicht. Soviel ich weiß, leidet sie stark an Unterkleidung."



Ratgeber für Reise und Erholung



Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten

Badnerland betitelt sich eine mit zahlreichen Farbenphotographien ausgestattete Werbeschrift über die badischen Reisegebiete des Schwarzwaldes sowie Bodensees, Rheines und Neckars. Außer interessanten Schilderungen enthält das Büchlein eine Zusammenstellung der Verkehrsorganisationen aller wichtigen Bade- und Kurorte sowie Sommerfrischen in Baden, die auf Wunsch örtliche Einzelschriften versenden. Eine Übersicht der Hotelpreise 1921 ist außerdem beigefügt. Die Schrift kann durch den Badischen Verkehrsverband Karlsruhe, Rathaus, gegen Einsendung oder Übersendung von 1 Mark bezogen werden. (Postscheckkonto Karlsruhe 4422.)

Norderney. Das anhaltende herrliche Wetter hat die Vorbereitungen für die Eröffnung der diesjährigen Kurzeit wesentlich gefördert. Nach kühlen Vorfrühlingstagen hat plötzlich der Sommer mit all seinem Sonnenschein seinen Einzug in Norderney gehalten. Schon jetzt lustwandeln in den reizvollen Anlagen des Bades Gäste in erfreulicher Zahl, die die Vorzüge eines Nordseefrühlings auf Norderney sich zunutze machen, und die Wohltaten einer Vorsaison in vollen Zügen genießen. Wenn auch die Wassertemperatur es den Gästen noch nicht gestattet, sich in den Fluten der Nordsee zu tummeln, so erfreut sich doch alt und jung des sonnigen, warmen Wetters und der behaglichen Ruhe.

Das Sanatorium Tannenhof in Friedrichroda hat durch seinen Besitzer und leitenden Arzt Herrn Sanitätsrat Dr. Bieling während des letzten Winters eine weitere Verbesserung seiner ohnehin sehr umfassenden diagnostischen und therapeutischen Einrichtungen dadurch erfahren, daß ein neuer Röntgenapparat, ferner ein Diathermieapparat für die Behandlung mittels elektrischer Durchwärmung, eine Solluxlampe, die im Zusammenhang mit der Höhensonne benutzt, die Wirkungen der letzteren erhöht, aufgestellt worden sind. Die Einrichtungen des für einen nur beschränkten Patientenkreis bestimmten Hauses ermöglichen es dem leitenden Arzt, in steter persönlicher Fühlung mit den Kranken zu stehen und eine Behandlung auf um so sorgfältigerer klinischer Diagnose und Beobachtung aufzubauen. Zur Behandlung gelangen Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- und Stoffwechselleiden. Besonders hingewiesen sei auf die Studien des leitenden Arztes über die Örtelsche Terrainkur bei der Behandlung von Herzleiden und auf die spezielle Pflege der Psychotherapie für die Behandlung von Neurosen jeder Art. Den illustrierten Prospekt und die Aufnahmebedingungen sendet die Verwaltung des Sanatoriums gern zu.









Verantwortlich für die Redaktion des Frauenteils: Klara Straup, Leipzig. Für den Anzeigenteil: Arthur Fischer, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigen-Annahme für Deutschösterreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes Nachf., A.-G., Wien I, Wollzeile 16.



Für unsere Frauen



Zu unserem Preisausschreiben

Wir beginnen heute mit der Veröffentlichung der preisgekrönten Arbeiten. Die Decke Abb. 884, die den 1. Preis erzielte, eröffnet die Reihe, die aber je nach Gruppen und Materien geordnet, nicht in chronologischer Folge die schönen Arbeiten vorführen wird. Wir bitten daher unsere geschätzten Leserinnen, die Veröffentlichungen mit Interesse zu verfolgen, die ihnen sicherlich viele Anregungen und nachahmenswerte Vorlagen bringen dürften. — Die Decke „Sparsam und fleißig", von Fräulein Lene Berg in Stralsund gearbeitet, ist zusammengesetzt aus kleinen und kleinsten Flicken bunter und einfarbiger Seidenstoffe und Bänder. Form, Größe und Webart sind ebenso verschieden wie die Farben. Es läßt sich also nur beschreiben, wie diese wunderschöne Decke entstand, deren Zusammenstellung in künstlerischer Weise erfolgt ist. Fräulein Berg legte auf einen großen Tisch ein Stück Futterstoff und verteilte darauf die vorhandenen Stoffstückchen, die sie geschmackvoll nach Farben ordnete. Jedes dieser Stückchen wird nach dem Futterstoff zu umgebogen, damit es nicht ausfranst, und leicht aufgeheftet. Ist diese Arbeit getan, dann näht man die Fleckchen mit der Maschine fest und beginnt mit der Stickarbeit, die wiederum der Phantasie und dem Geschmack der Ausführenden den weitesten Spielraum läßt. Alle Reste von Seide, Garn, Wolle, Chenille, Gold- und Silberfäden, sowie kleine Perlen finden Verwendung; alle Sticharten, Blümchen, Blättchen, Sterne, einfache Linien sind ausgeführt und dämpfen die allzu große Buntheit, die sich ergeben könnte. Was diese Decke besonders reizvoll macht, ist der Umstand, daß die Stickerei sich stets über die Nähte hinzieht, in sich abgeschlossen ist und sich durch keinen Stoff- oder Farbenwechsel beeinflussen läßt. Dadurch wird die Zusammensetzung nicht betont, sondern als bizarre Laune angenehm empfunden. Die Umrandung besteht aus einer einfarbigen schweren Franse, zur Zimmereinrichtung passend. Doch kann man auch eine Bandrüsche oder nur eine einfache Einfassung wählen, nachdem man die Decke sauber abgefüttert hat.

Die gebildete Verkäuferin

Die veränderten Verhältnisse zwingen immer noch mehr Mädchen der gebildeten Kreise, einen praktischen Beruf zu ergreifen. Leider kommt für diese jungen Mädchen das Studium fast gar nicht in Betracht, da die Mittel dafür selten ausreichen, und manch ein Beruf, der sich den Töchtern einer früheren Generation erschlossen hat, kann heutzutage bei der dringlichen Erwerbsfrage gar nicht mehr erwählt werden. Es ist darum geboten, auf einen Beruf hinzuweisen, der in seiner jetzigen Form erst ganz kurze Zeit besteht: „Die gebildete Verkäuferin", die nur für bestimmte Gebiete, für einen ganz bestimmten Wirkungskreis in Frage kommt. Die gebildete und vor allem die praktisch und theoretisch sorgfältig ausgebildete Verkäuferin unterscheidet sich wesentlich von der üblichen Verkäuferin. In kleinen Geschäften wird sie kaum gebraucht werden; dagegen kommt sie für kunstgewerbliche Verkaufsstellen, für großzügige Mode-

Abb. 884. Runde Tischdecke „Sparsam und fleißig". Angefertigt von Fräul. Lene Berg in Stralsund i. P.

Phot. Elsa König, Leipzig.

häuser, für feine Juwelierläden und ähnliche Betriebe in Betracht, wo sie, dank ihrer guten Vorbildung und sorgfältigen Erziehung bald eine einflußreiche Stelle einnehmen dürfte. Der Beruf der gebildeten Verkäuferin ist interessant und nicht allzu anstrengend. Die Ausbildung dafür hat die Leiterin der Viktoria-Fortbildungs- und Fachschule in Berlin, Margarete Henschke, in den Lehrplan eingegliedert. Große Firmen, anerkannte Welthäuser interessieren sich bereits sehr stark dafür und haben der verständnisvollen Jugendführerin ihren Beifall ausgesprochen. Die Kurse sind kürzlich eingeführt worden, da das Geschäftsleben der gebildeten Verkäuferin jetzt die besten Aussichten bietet. Die Viktoria-Fortbildungs- und Fachschule in Berlin ist die einzige Lehranstalt in Deutschland, die solche Lehrkurse veranstaltet. Die Schülerinnen sollen sowohl kaufmännisch als auch kunsttheoretisch ausgebildet werden. Bekannte Welthäuser, große, achtbare Firmen haben die Absicht, die jungen Damen, die an solchen Lehrgängen erfolgreich teilgenommen haben, in ihren Verkaufsstätten anzustellen und ganz besonders zu berücksichtigen. Vor allem sollten sich solche junge Mädchen diesem Berufe widmen, die kunstgewerbliche Interessen besitzen, deren Talent oder materielle Mittel indessen nicht ausreichen, um Kunstgewerblerin werden zu können. Da der Kundenkreis unserer Großindustrie mehr denn je dem Ausland entstammt, wird sich die technisch vorgebildete Verkäuferin mit angenehmen Umgangsformen, sorgfältiger Erziehung und mit der fremdsprachlichen Ausbildung im Geschäftsleben der Großstädte sicherlich bald gut einführen. Besonders die Kenntnis der fremden Sprachen in Wort und Schrift muß betont werden; sie erleichtert den geschäftlichen Verkehr und sichert den Bewerberinnen die verschiedensten Vorteile. Die Viktoria-Fortbildungs- und Fachschule hat in ihrer staatlich anerkannten höheren Fachschule zwei Abteilungen eingerichtet: eine handelswissenschaftliche und eine künstlerische. Im handelswissenschaftlichen Kursus wird in den üblichen kaufmännischen Lehrfächern unterrichtet; die Schülerinnen der künstlerischen Abteilung erhalten neben einer kaufmännischen Ausbildung gründlichen kunsttheoretischen Unterricht (Kunstgeschichte, kunstgewerbliche Warenkunde, Zeichnen usw.). Durch kunstgewerblichen Anschauungsunterricht in Museen, Ausstellungsführungen, Besuche in Kunsthandlungen und Werkstätten werden die Schülerinnen den verschiedenen Interessenkreisen nähergebracht. Auch erhalten sie die notwendige Ausbildung für Kontor- und Verkaufstätigkeit in Kunsthandlungen und kunstgewerblichen Verkaufsbetrieben. Es ist nicht unwichtig zu bemerken, daß dieser Lehrkursus die beste Grundlage bildet für eine spätere Ausbildung zur Handelslehrerin an Verkäuferinnenklassen, die geplant sind. Die jungen Mädchen werden je nach ihren Interessen sich in der Praxis die ihnen geeignet erscheinenden Sonderfächer aussuchen, zumeist wohl das kunstgewerbliche Gebiet, das gerade in letzter Zeit in unseren Großstädten stark gepflegt wird und als Exportgeschäft immer weitere Ausdehnung erhalten dürfte. Die Aussichten der gebildeten, sorgfältig vorbereiteten Verkäuferinnen sind außerordentlich günstig; dieser Beruf ist neu, noch nicht überfüllt und wird gut bezahlt. Dauer der Ausbildung 1 Jahr bei wöchentlich 30—32 Unterrichtsstunden; Schulgeld 125 Mark vierteljährlich und 5 Mark Einschreibegebühren.

Else Levin

Johannisbeergelee

Wir haben immer reichlich Johannisbeeren im Garten, die ich in folgender Weise schon seit vielen Jahren zu einem prachtvollen Gelee verbrauche. Ich reibe die gepflückten Johannisbeeren mit einem Tuche trocken ab, streife die Beeren von den Stielen, zerdrücke sie in einer Schüssel mit einem Holzklotz und schütte die Masse auf ein an den Beinen eines umgekehrten Stuhles angebundenes Mulltuch. Der Saft läuft in eine zuvor gewogene Porzellanschüssel. Dann wiege ich nochmals und nehme auf je 1 Pfund Saft 1 Pfund Zucker, stelle die Schüssel in den Grudeofen (wer einen Herd hat, auf die Herdplatte) und lasse den Saft heiß werden, aber nicht kochen. Ab und zu rühre ich um, bis der Zucker zergangen ist, nehme den Schaum ab und fülle die Masse so heiß als möglich in leicht ausgeschwefelte Gläser, um sie sofort mit feuchtem Pergamentpapier zu verbinden. Nach drei Tagen etwa ist der Saft zu dickem Gelee gestanden. Es ist gut, das Pergamentpapier gleich nach dem Erkalten mit Eiweiß zu bestreichen. Jede Hausfrau wird entzückt sein, wie herrlich das Gelee aussieht und schmeckt und wie wenig Mühe die Herstellung macht.

E. L.

Übung macht den Meister

Um einen gut gespitzten Bleistift zu erzielen, ohne die Finger zu beschmutzen, verfahre man folgendermaßen: Der zu spitzende Stift wird auf eine harte Unterlage gebracht und mit der linken Hand festgehalten. Mit einem scharfen Messer hobelt man dann scharfe Späne herunter, während die linke Hand den Bleistift nach jedem Schnitt weiterrollt. Es empfiehlt sich, anfangs kantige Bleistifte zu nehmen; bei einiger Übung bekommt man späterhin auch bei den runden Bleistiften schöne, schlanke Spitzen, wie sie kein patentierter Bleistiftspitzer liefert.

A. K.



Für unsere Frauen



Verschiedene neue Sommerhüte

Unter den diesjährigen Sommerhüten gibt es eine Fülle ganz eigenartiger Modelle. Je mehr die Jahreszeit vorschreitet, und je zudringlicher die Sonnenstrahlen werden, um so größer werden natürlich auch die Kopfbedeckungen, denen das angenehme Amt obliegt, hübsche Frauengesichter zu schützen und zu „behüten". Die Glockenform, der schon im Frühjahr ein großer Sieg prophezeit wurde, hat sich durchgesetzt und zeigt sich in anmutigen Formen. Dem Wachsen und Blühen in der Natur entspricht auch das Wachsen und Blühen von Früchten und Blumen auf unseren Hüten. Das ist ein vorzeitiges, üppiges Sprießen von Pfirsichen, Aprikosen und Weintrauben auf den sommerlichen Kopfbedeckungen, daß es fast so aussieht, als wollten unsere Modistinnen für die gute alte Mutter Natur Anpreisungen für kommende Gaumenfreuden machen! Denn Lust bekommt man, in die grünen Weintrauben hineinzubeißen, die zu beiden Seiten rosiger Ohren herabhängen, oder von den dunklen zu naschen, die sich auf einem mit schwarzer Seide gefütterten und mit Marabufedern geschmückten Strohhut zusammenballen. Marabu- und Straußfedern erscheinen — ungekräuselt — nach langer Zeit wieder auf den Sommerhüten, die, einer Anregung aus dem Auslande folgend, sehr oft ganz schwarz sind. Während die im linden Sommerwinde wehenden Federn und Bänder anfangs immer nur einseitig die Wangen streiften, haben sie sich jetzt auf beide Seiten erstreckt, was des Reizes nicht entbehrt. Zu den hellen Sommerkleidern tragen die Damen mit Vorliebe große Hüte aus weißem Glasbatist, die mit weißen Flügeln oder mit in Pastellfarben gehaltenen Samtbändern und Blumen verziert werden. Der Farbenfreudigkeit in der Natur entsprechen die roten Rosen, der Klatschmohn, die Kornblumen auf den Hüten. Es gibt sehr elegante sommerliche Kopfbedeckungen aus weißem Tagal mit Krepp Georgette-Unterkrempen, die mit weißen Äpfeln und Spitzen garniert werden, andere aus schwarzem Liserégeflecht mit schwarzen Spitzen und bunter Blumengirlande. Dunkle lackierte Hüte mit weißer Innenkrempe, flachen weißen Blüten und schwarz-weißen Spitzenschleiern, Kopfbedeckungen aus schwarzem Liserégeflecht mit einem Kranz aus bunten Seidenblumen oder aus grasgrünem Tagalstroh mit weißem Seidenband und weißen Lederblumen oder solche aus schwarzem Tüll mit gelben Maréchal-Niel-Rosen, bei denen der Tüll wie ein sanfter Heiligenschein über den Hutrand fällt und das Gesicht zart beschattet, lassen erkennen, wie vielseitig die diesjährige sommerliche Hutmode ist. Manche Modelle muten uns spanisch, zum Teil auch asiatisch an. Denn die lang herabwallenden Schleier, die glatt oder mit Arabesken versehen zu beiden Seiten des Hutrandes auf die Schultern fallen, haben sich die berühmte Mantilla der schönen Spanierinnen zum Vorbild gewählt. Der Schleierschmuck entspricht in seiner Grundfarbe entweder der Kopfbedeckung, oder er ist ganz abweichend gehalten. Da Unlogik einen großen Teil des Reizes der Mode ausmacht, dürfen wir uns nicht wundern, daß schon jetzt vielfach Filz auf den Köpfen unserer eleganten Damenwelt thront. Filzhüte sehen zu den hellen Sommerkleidern wirklich originell aus, vor allem wenn sie sich mit breiten, bunten Sommerblumen schmücken. Man legt Blumengirlanden auf großrandige Filzhüte und winzige, drollige Bukette auf kleine. Auch die Verarbeitung von Filz und Stroh ist modern und außerordentlich fesch. Filzköpfe mit Strohrändern oder umgekehrt Strohköpfe, die mit Filz umrandet und mit schmalen bunten Bändern abgebunden werden, Bändern, die hinten oder seitlich oftmals verknotet über den Rücken oder auf die Schultern fallen, wirken ungemein anmutig. Es gibt auch ganz aus Band, Blättern oder Früchten zusammengestellte Hutköpfe mit Schleifen aus Roßhaar, die in Verbindung mit zarten Spitzenschleiern gebracht werden. Geschickten Frauenhänden wird es leicht gelingen, selbst aus altem Material ganz moderne Neuheiten zusammenzustellen. Ist doch Frau Mode in diesem Jahr so tolerant, daß sie beide Augen unter einer großen oder kleinen Glockenform zudrückt.

Gertrud Köbner.







Abb. 885—888. Oben: Hut aus weißem Glasbatist mit blauem Samtband und rosa Rosen. — Unten von links nach rechts: Schwarzer Marabuhut mit schwarzen Weintrauben. Schwarzer Tüllhut mit gelben Rosen. Strohhut mit schwarzen Straußfedern. Phot. Wide World Photos.

Wenn Frauen Geld verdienen müssen

Unsere Zeit spielt mit Menschenschicksalen, als wären es Seifenblasen. Was heute noch fest und glänzend dasteht, liegt vielleicht morgen schon im Staube, und so ist es denn gar keine Seltenheit mehr, daß die Frau und Mutter, die sich durch ihre Ehe geborgen und versorgt glaubte bis an ihr Lebensende, eines Tages gezwungen ist, mitzuverdienen oder gar eine ganz neue Existenz für sich und ihre Kinder zu schaffen. Wohl hat heute fast jedes Mädchen einen Beruf, dennoch wird es ihr in älteren Jahren schwer werden, in den einstigen Wirkungskreis zurückzukehren. Trotzdem sind für die Frauen immer noch mehr Erwerbsmöglichkeiten vorhanden, als für den älteren Mann, der seine Existenz verliert. Wer sich sein Leben neu formen muß, braucht zunächst helle Augen und Ohren, die hinauszulauschen und zu erkennen vermögen, was an Arbeitskräften gebraucht wird. Es wäre sehr gut, wenn auch die Frau in gesicherter Lebenslage sich darüber öfter informierte. Dann gilt es zu prüfen, bevor man sich entscheidet, wozu man Lust und Fähigkeit hat, und wie sich die Fähigkeiten am nutzbringendsten verwerten lassen. Gerade den Ausblick auf das letztere vergessen sehr viele Frauen. Wer nichts gelernt hat als die Wirtschaft zu besorgen, braucht sich darum durchaus noch nicht mit der einfachen Stelle einer Wirtschafterin oder Hausdame zu begnügen oder das Risiko mit Pensionären auf sich zu nehmen. Im Gastwirtschafts- und Hotelbetrieb werden Kräfte der verschiedensten Art gebraucht, nicht nur Köchinnen, sondern auch Wäsche- und Silberverwalterinnen usw. In den Heimstätten unserer Wohlfahrtseinrichtungen braucht man Hausmütter, Verwalterinnen, Beschließerinnen und dgl.; unsere Ferienkolonien schicken des öfteren Frauen mit fort, die für die Kinder kochen und sie betreuen müssen. Der Ausweg, auf den viele Frauen verfallen, das Zimmervermieten, sollte nur in dem Maße betreten werden, als man Möbel dazu hat, und wenn man die Miete im Notfall auch selbst beschaffen kann. Intelligente und tatkräftige Frauen können auch das Zimmervermieten großzügig ausgestalten. Es besteht heute überall der Wunsch nach Ledigenheimen, in denen einzelne Herren oder Damen ein behagliches wirkliches Dauerheim finden. Eine tüchtige Frau, die eine größere Wohnung gemütlich herzurichten weiß und auch für Leute mit eigenen Möbeln ein paar Zimmer offen hält, kann sich da wohl einen lohnenden Wirkungskreis schaffen. Ein Arbeitsgebiet, an dem gerade die gebildete Frau sehr oft nichtachtend vorübergeht, ist die industrielle Heimarbeit. Die Frage, wozu man Lust und Begabung hat, entscheidet hier, welch[e] Zweige man sich zuwenden will. Am besten lernt man in einer Arbeit[s]stube oder im Atelier der Fabrik selbst. Lehrgeld wird dann nicht e[r]hoben, aber meistens verlangt, daß die Lehrdame längere oder kürzere Ze[it] in der Arbeitsstube mitarbeitet. Es ist das auch das sicherste, denn e[s] gibt den besten Überblick über den ganzen Betrieb. Die industrielle Hei[m]arbeit bietet der Frau Gelegenheit, sich sehr rasch und ohne Anlagekapit[al] selbständig zu machen. Sobald man sein Fach erst gründlich verste[ht], übernimmt man selbst größere Posten aus der Fabrik und hält sich Wi[rk]arbeiterinnen, um mehr zu verdienen. In einzelnen Fächern, z. B. Wäsche-, Blusen-, Rocknäherei, Kinderkleider- und Putzanfertigung, ka[nn] man sich nebenbei nach Privatkundschaft umsehen, die natürlich bes[ser] bezahlt als die Fabrik. Es hat schon manche Frau als kleine Wäsch[e]näherin begonnen, die nach einigen Jahren ein hübsches, gutgehend[es] Ausstattungsgeschäft leitet. Die industrielle Heimarbeit eignet sich [für] Frauen, weil sie sie nicht aus dem Hause entfernt und sich in jeder Wo[h]nung betreiben läßt. Von Anfang an richte man aber sein Augenm[erk] darauf, die beste Arbeit auf seinem Gebiete zu leisten, denn nur di[e] wird gut bezahlt. Nicht auf das „schnell lernen“ kommt es an, sonde[rn] auf Gründlichkeit und Genauigkeit. Die Klagen über schlecht bezah[lte] Heimarbeit haben ihren Grund nicht zuletzt in der meist recht mang[el]haften Vorbildung der Arbeiterinnen. Die Frau, die verdienen m[uß], soll vor allen Dingen daran denken, daß es für sie keine Unmöglichkeit geben darf und auch keine Arbeit, die ihr nicht „standesgemäß“ genug [ist]. Standesgemäß ist alles, wozu man Talent hat, und was man aus[zu]gestalten und auf eine gewisse Höhe zu bringen weiß. Es gibt Frau[en], die sich daran stoßen, daß sie während der Lehre längere Zeit aus d[em] Hause fern sein müssen; wo bleibt da inzwischen der Mann, wer vers[orgt] die Kinder? Der Mann kann und muß sich eben in dieser Zeit, de[ren] Früchte ja auch ihm zugute kommen, selbst versorgen, Kinder kann m[an] in Krippen und Horten unterbringen. Das ist zwar nicht sehr angenehm, aber je energischer man für eine kurze Zeit die Zähne zusammenbei[ßt], um so schneller kommt man ans Ziel. Gerade die gebildete Frau [stößt] sich leider noch sehr oft an den Härten und Schroffheiten des Beru[fs]lebens. Das ist natürlich; aber man lasse die Empfindsamkeit nicht [allzu] sehr überhandnehmen. Im Berufsleben gilt am meisten die Frau, [die] etwas leistet und erreicht. Wer das aber will, der muß feststehen und [jede] Gelegenheit wahrnehmen, die zum Ziele führt.

Dorothe Goeb[el]

Schach
Redigiert von J. Mieses

Die nachstehende Partie wurde kürzlich im Turnier zu Wien gespielt, aus dem der deutsche Meister Sämisch als erster Sieger hervorging, während Euwe, ein erst zwanzigjähriger holländischer Meister, den zweiten Preis errang.

Unregelmäßige Eröffnung.

Euwe. Weiß.	Sämisch. Schwarz.
1. d2–d4	Sg8–f6
2. Sg1–f3	e7–e6
3. c2–c4	b7–b6
4. Sb1–c3	Lc8–b7
5. e2–e3	Lf8–b4
6. Lf1–d3	c7–c5
7. Lc1–d2	0-0
8. Dd1–c2	c5×d4
9. e3×d4	Sb8–c6
10. Ld2–g5	h7–h6
11. Lg5–h4	Lb4–e7
12. Dc2–e2	...

Falls 12. a3, um Sb4 zu verhindern, so 12 . . ., Sa5 nebst Tc8.

12. ...	d7–d5
13. Ta1–d1	...

Kein guter Zug; besser ist 13. cd.

13. ...	Sc6–b4
14. Ld3–b1	d5×c4
15. Sf3–e5	Ta8–c8
16. a2–a3	Sb4–d5
17. De2–c2	...

Es droht nun Sd5: nebst Lf6.

17. ...	Sd5×c3

(Siehe Diagramm)

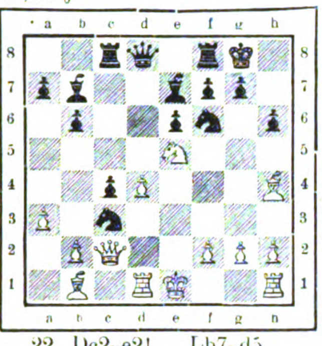
18. Lh4×f6	Sc3–e4?

Statt dessen hätte Schwarz mit . . ., Sb1: sein Bauernübergewicht bei guter Stellung behaupten können.

19. Lf6×e7	Dd8×e7
20. 0-0	Tf8–d8
21. Tf1–e1	f7–f5

Besser wäre Sf6.

Stellung nach dem 17. Zuge von Schwarz.



22. Dc2–e2!	Lb7–d5
23. Lb1×e4	f5×e4
24. De2–d2	Tc8–c7
25. Te1–e3	De7–g5
26. Dd2–e2	Td8–f8
27. Te3–g3	Dg5–f5
28. Td1–c1	b6–b5
29. Tc1–c3	a7–a5
30. Tg3–g6	b5–b4
31. a3×b4	a5×b4
32. Tc3–c1	Df5–f4
33. De2–e1	c4–c3
34. b2×c3	b4×c3
35. Tg6–g3	Df4–d2
36. Tg3–e3	Dd2×d4
37. Se5–g6	Tf8–f6
38. Te3–g3	Dd4–d2
39. De1–e3	Dd2×e3
40. f2×e3	Ld5–c4
41. Sg6–e5	Tf6–f1+

Weiß gibt auf, weil der c-Bauer nicht mehr aufzuhalten ist.

Praktische Ratschläge

Mottenfeind. In jedem Sommer hat man mit den Motten zu kämpfen. Besonders im Juli und August sind sie gefährlich, denn während dieser Zeit legen die Motten ihre Eier ab, und die aus diesen sich entwickelnden Larven, kleine weiße Maden, sind die Nager an Kleidungsstücken aller Art. Man hat daher im Juli und August eine besondere Sorgfalt anzuwenden, denn in heutiger Zeit, wo man sich nur sehr schwer neue Sachen anschaffen kann, würde der Mottenfraß die Besitzerin doppelt hart treffen. Daß die Motten die in Ruhe befindlichen, an dunklen Stellen aufbewahrten Wollsachen bevorzugen, ist bekannt. So droht also den Wintersachen und den wenig benutzten wärmeren Kleidungsstücken die größte Gefahr. Manche Hausfrauen glauben, daß es vollauf genügt, wenn die Schränke und sonstigen Aufbewahrungsbehälter der Kleidungsstücke kräftig nach Naphtalin und Kampfer duften; sie lassen die Sachen den Sommer über ruhen, um im Herbst die schreckliche Entdeckung zu machen, daß die Gegenstände vollständig zernagt sind. Der bloße Geruch von Naphtalin und Kampfer nützt nichts. Man muß den Tieren schon mit stärkeren Mitteln zu Leibe gehen. Vortrefflich ist Petroleum und Karbol. Man lege in Karbol getauchte Wattebäuschchen in den Schrank zwischen die Pelzsachen, stecke sie in die Polstermöbel, und man kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die Motten Reißaus nehmen. **Wer aber kein Karbol bekommt,** ot[…] dessen Geruch in seiner Wohnu[…] nicht verträgt, der greife nicht zu d[…] wohlriechenden Mottenvertilgung[…] mitteln, die keinen Erfolg erziel[…] Der Krieg hat uns ein ganz prächtig[…] Mittel, das auch sehr billig ist, besche[…] die Zeitung. Schon im Frieden kon[…]ten Motten die Druckerschwärze ni[…] leiden. Die Kriegsdruckerschwä[…] aber, mit ihrem sehr unangenehm[…] Geruch, wird von den Motten gera[…] zu gefürchtet. Darum ist es ein se[…] einfaches Verfahren, alle Garderobe[…]stücke, die den Sommer über ruh[…] in Zeitungspapier einzuschlag[…] Natürlich muß reichlich Papier ve[…]wendet werden. An keiner Ste[…] darf der Stoff herausschauen. A[…] ratsamsten ist es, etwas Roggenm[…] zu opfern und mehrere Bogen Z[…]tungspapier aneinander zu kleben, u[…] größere Papierflächen zu gewinn[…] Das Zeitungspapier wird sorgfält[…] übereinander geschlagen, damit [. . .] Motten nirgends durchschlüpfen kö[…]nen. Es ist gut, über die einhüllen[…] Schicht eine zweite Schicht Zeitung[…] zu legen, man ist dann noch siche[…] gegen den Mottenfraß geschützt. [. . .]kanntlich fliegen die Motten dem Li[…] entgegen. Da sie sich nun mit Vorli[…] in dunklen Räumen, die vor Luftz[…] geschützt sind, aufhalten, so richte m[…] sein Augenmerk auf diese Zimm[…] Hat man tagsüber umherschwirren[…] Motten bemerkt, so nehme man [. . .] Abend eine große Schüssel voll Wa[…] stelle ein brennendes Licht hinein u[…] lasse das Licht ruhig niederbrenn[…] Am folgenden Morgen wird m[…] tote Motten scharenweise in der Schü[…]

(Fortsetzung siehe übernächste Seite)

Rätsel und Spiele

Rösselsprung.

	bö-	fr.	gut	ge-	
fein	tut	deihn	fes	sam-	nicht
macht	b.	men	auch	wo	soll
kopf	muß	se-	ne	blut	bei-
kopf	herz	und	oh-	gen	glück
kopf	ne	oh-	und	herz	herz

1. Scharade.

An des Flusses seichte Stelle trat
Er, wo dieser zu durchwaten ist.
Doch da war es plötzlich eine Stadt,
Und in Deutschland ihr sie suchen
müßt.

2. Scharade.

Die erste Silbe das bist du,
Die zwei ein Stück der Elle.
Und wenn das Ganze findet statt
Muß einer von der Stelle.
Doch trüb ist solches Treiben,
Drum laß man's lieber bleiben!
R. G.

Zusatzrätsel.

Zweimal ein jeder Mensch es hat,
Es steht vor Angel, Note, Bad,
Vor Volk, Bank, Boden, Pfad, Kuß,
Ball,
Sack, Sohle, Spur, Tritt, Weg und
Fall. R. F.

Gleichung

$(a-b)+(c-d)=x$

Erklärung:
Wenn a dich treibt, gibt's keine Rast,
Dem b entschlüpft manch zarter Gast,
Das c fällt oft dem Schüler schwer,
Mit d schafft sich das Kind Gehör;
Doch allen Wandel dieser Welt
Umfaßt das x, das sie enthält.
G. J.

Kapselrätsel.

Du wartest mit dem Wort seit langer
Frist
Auf das, worin du selbst schon immer
bist.

Auflösungen aus Heft 41

Entzifferungsaufgabe:

*	r	l	m	t	g
o	a	b	c	d	e
i	f	g	h	i	k
u	l	m	n	o	p
a	q	r	s	t	u
e	v	w	x	y	z

Wo Klarheit herrscht, ist auch Ruhe oder entsteht doch nach und nach von selbst. W. v. Humboldt.

Zoologische Aufgabe: Terebella. (Tarantel – Elster – Ringelnatter – Entenmuschel – Bartgeier – Elefant – Lerche – Lemming – Ameisenbär. A. L.

Streichrätsel: Treue — Reue.

Scherzrätsel: Inn(Erinnerung).













finden. Da diesen fliegenden Feinden der Luftzug nicht angenehm ist, mache man in den Zimmern öfters Durchzug und hänge die Sachen an die frische Luft und in die Sonne. Die Sachen müssen sorgfältig durchgesehen werden, ob sich nicht irgendwo eine Motte darin verpuppt hat. Man lasse sich diese Mühe nicht verdrießen. Haben sich Motten in Polstermöbeln eingenistet, die man durch Klopfen und Bürsten nicht vertreiben kann, so muß man zu einer gründlichen Kur greifen. Man stelle unter die von Motten heimgesuchten Möbelstücke auf ein Schutzblech eine Kohlenschaufel mit ausgeglühter Preßkohle, gieße Essig darauf und decke das Möbelstück rasch mit großen Tüchern zu, die bis auf die Erde herabreichen müssen. Den entstehenden scharfriechenden Dampf lasse man langsam durch das Möbelstück hindurchziehen. Wenn das Verfahren zwei- oder dreimal wiederholt wird, dürfte jede Brut getötet sein. Teppiche kann man zum Schutz gegen Motten tüchtig mit einer starken Alaunlösung bespritzen und sie dann gut zusammenrollen. Da der Alaun nicht verdunstet, von den Motten aber geflohen wird, so ist dieses Mittel ebenfalls empfehlenswert. Trotz aller angewendeten Mittel ist es aber ratsam, die eingepackten und eingemotteten Stücke hin und wieder einmal nachzusehen. Man kann sich so am leichtesten vor Schaden schützen. M. Trott.

Schonung der Scheuerlappen. Eine erfahrene Hausfrau und geschätzte Leserin des Universum schreibt: „Unser Scheuerlappen ist schon wieder zerissen!" klagte neulich mein Mädchen und wies mir entrüstet den Delinquenten vor. Da er kaum drei Wochen alt war, teilte ich ehrlichen Herzens ihren Zorn und beschloß bei mir, Abhilfe zu schaffen. Ich hatte noch guten alten Bindfaden vorrätig, aus dem strickte ich mit starken Holznadeln ein längliches Stück, das etwas größer war als die Platte des Schrubbers. Dieses Tuch legte ich über den Schrubber, verschnürte es auf der Oberseite mit Bindfaden, daß es ganz fest saß und einen derben Überzug bildete. Seitdem halten meine Scheuertücher noch einmal solange, und das Aufwischen und Trocknen der Fußböden geht viel angenehmer und leichter vonstatten als früher, weil der harte Schrubber nicht unmittelbar auf das Scheuertuch drückt. Borstenbesen sollte man nie zum Aufwischen benutzen, denn die Borsten werden durch ständige Berührung mit dem nassen Tuch sehr schnell weich, legen sich um, und das Tuch wird vorzeitig durchgerieben. G. K.

Witzecke

„Hast du mir nicht versprochen, niemals wieder ungezogen zu sein?“
„Ja, Vater!“
„Und sagte ich dir nicht, du würdest Prügel bekommen, wenn du es doch wärest?“
„Ja, Vater! Aber — aber wenn ich mein Versprechen nicht gehalten habe, so brauchst du ja deines auch nicht zu halten.“

Baron (zu einem Diener, den er schon einmal wegen Trunkenheit entlassen hat): „Ich würde Sie schon wieder nehmen, aber trinken Sie nicht mehr!“
Diener: „Nee! — Noch immer 's alte Quantum!“

Gendarm (nach der Arretierung, als er die Personalien festgestellt hat): „So, nun wollen wir nach dem Arrest marschieren!“
Landstreicher (eine Mundharmonika hervorziehend): „Welchen Marsch soll ick denn anstimmen, Herr Wachtmeister?“

Kommerzienrat (zu Herrn Bär, der nicht tanzt und immer Eis ißt): „Lieber Herr Bär, ich sehe Sie immer Eis essen und nicht tanzen. Erlauben Sie, ich habe Sie doch als Tanzbär eingeladen und nicht als Eisbär!“

„Verlaß dich nur auf meine Augen, Ella. Ich führe dich!“
„O weh! Du hast so verführerische Augen!“

„Der Mieter über Ihnen hat sich wohl ein Klavier angeschafft?“
„Gott sei Dank!“
„Da freuen Sie sich wohl noch?“
„Nun habe ich doch einen Grund, ihn zu steigern.“

In einem Abteil 4. Klasse herrscht fast vollkommene Dunkelheit, denn eine einzige, in der Mitte des Wagens mit nur schwachem Gasdrucke an der Decke brennende Lampe vermag dieses nur notdürftig zu erhellen. Hinter Feldhausen kommt der Schaffner, um die Fahrkarten nachzusehen. Als er seiner Pflicht genügt hat, läßt er sich auf einem freien Platze nieder und setzt seine Tabakspfeife in Brand. Aus dem tiefen Dunkel spricht eine Frauenstimme: „Hier ist aber ein Abteil für Nichtraucher.“
„Det macht nischt, jute Frau. Es sieht's ja doch keener.“

Beachtenswerte Mitteilungen

Auf der ANUGA (Allgemeine Nahrungs- und Genußmittel-Ausstellung) **in Hannover** fiel der durch die künstlerische Eigenart des Gedankens wirkende Repräsentationsraum ersten Ranges der Weinbrennereien H. A. Winkelhausen, Stargard i. Pom., und Winkelhausen-Werke, A.-G., Magdeburg, besonders ins Auge. In einer Aufmachung, die das Entzücken aller Besucher erweckte, waren dort nur drei Flaschen, die führenden Marken der Firma, ausgestellt, und zwar: „Alte Reserve“, die deutsche Weinbrandmarke, „Cordelio“, Wermutwein, und „Deutscher Rum“. Die Fabrikate dieses Unternehmens, das im Herbst dieses Jahres sein 75jähriges Bestehen feiern wird, genießen Weltruf.

Lokomotiven und Lokomotivbau in Rußland. Das Juniheft der Hanomag-Nachrichten (Hannov. Maschinenbau A. G.) bringt außer einem Ergänzungsartikel zu einer früheren Abhandlung über „Lokomotiven und Lokomotivbau in Rußland“ eine Anzahl anschaulicher Abbildungen aus dem Überseeversand der Javanic-Lokomotiven nach Sumatra. Die diesem Hefte beigegebene Volkswirtschaftliche Beilage enthält einen Aufsatz über das Wirtschaftsleben 1920/21 von T. Kellen und eine Abhandlung über „Farbenhören und Tönesehen“ von Dr. Otto Hartmann. Der Verfasser führt sehr interessante Beispiele aus dem Gebiete der Mitempfindungen (Synopsien) an, die bei vielen Menschen so schwach entwickelt sind, daß sie gar nicht zum Bewußtsein kommen.

Witterungseinflüsse verderben die Haut; sie wird fleckig und spröde. Einen wirksamen Schutz dagegen bildet ein sehr fein vermahlener Puder. Er bedeckt das Gesicht als leichte, kaum merkliche Schicht, und macht es zart. Es muß selbstverständlich in einer Nüance gewählt werden, die sich dem natürlichen Farbtone der Haut anpaßt. Puder „Sylphide“ (Frau Elise Bock G. m. b. H., Charlottenburg 16) ist in allen Nüancen vorrätig und genügt qualitativ allerhöchsten Ansprüchen. Als besonderen Vorzug ist ein dezentes Parfüm, das auch von der empfindlichstem Frau angenehm empfunden werden dürfte, zu nennen.



Unterrichts- und Erziehungsanstalten



Prospekte durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum in Leipzig

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer; für den Frauenteil: Klara Skraup; für den Anzeigenteil: Arthur Fischer; sämtlich in Leipzig. — Druck und Verlag von Phil. Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigen-Annahme für Deutschösterreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes Nachf., A.-G., Wien I, Wollzeile 16. — Copyright 21. Juli 1921 by Phil. Reclam jun.



Für unsere Frauen



Körperkultur der reifen Frau

Welche Frau in vorgeschrittenen Jahren hätte nicht schon mit einem leichten Gefühl aufsteigenden Neides die weibliche Jugend beobachtet, wie sie in Turnspielen, durch Rudern und Schwimmen ihre Körper stählt, und dabei gedacht: Zu unserer Zeit gab es das nicht! Man spielte Krokett, plätscherte, wo sich Gelegenheit dazu bot, etwas im Wasser herum, und Rudern war nur den Glücklichen vorbehalten, die an Wasserläufen oder Seen wohnten. Sportlos ist die heutige Generation der reifen Frauen aufgewachsen, und mit Resignation nehmen sie es hin, ohne sich darüber klar zu werden, daß man durch geeignete Körperkultur die Muskeln und Gelenke wieder schmiegsam machen und durch Vernachlässigung oder Leiden entstandene Mißbildungen des Körpers beseitigen kann. Begüterte Frauen erzielten das ehemals in Kurorten und in Sanatorien, die übrigen wurden vor der Zeit steif, kränklich und mißmutig. Badereisen sind aber jetzt für weite Kreise unerschwinglich geworden, während die Not der Zeit wachsende Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Berufs- und der Hausfrauen stellt und geistige und körperliche Spannkraft verlangt wie nie zuvor. Es ist daher nicht nur Selbstzweck, sondern auch wirtschaftliche Notwendigkeit geworden, unser Kapital an Gesundheit und Arbeitsfähigkeit zu erhalten und, wenn möglich, zu vergrößern. Das ist nur zu erzielen, wenn die reifen Frauen die Erkenntnis gewinnen, daß sie mit diesem höchsten Besitz keinen Raubbau treiben dürfen, sondern sich durch bewußte Körperpflege abhärten und für den Lebenskampf stählen müssen. Körperpflege bedeutet aber nicht verweichlichendes Ausruhen, sondern systematisch durchgeführte Leibesübungen, um den geschwächten Organismus zu kräftigen und die Nerven zu beleben durch freundliche Eindrücke, die von den Alltagssorgen ablenken. In erster Linie kommt dafür das Wandern in Betracht, das von alleinstehenden Frauen selten ausgeübt wird, weil ihnen die dafür erwünschte Gesellschaft fehlt, häufig auch, weil es ihnen schwer fällt, sich von den kleinen oder größeren Pflichten ihres Lebenskreises für einige Stunden frei zu machen. Aufgabe der Frauenvereine wäre es, durch Einrichtung von Wandervereinigungen, wie sie der Deutsche Lyzeumklub im letzten Sommer schuf, anregend zu wirken. Seit kurzem sind in dieser Frauenvereinigung auch Kurse für Körperkultur eingeführt, in denen jetzt nach allen Regeln einer wohldurchdachten, ganz auf die Erfordernisse und Leistungsfähigkeit des Frauenkörpers eingestellten Kunst geturnt wird. Die einzelnen Übungen kosten allerdings etwas Mühe, die aber schon nach kurzer Zeit mit gesteigertem Wohlbefinden belohnt wird. Dazu kommt, daß durch die Heiterkeit unter den Teilnehmerinnen, durch das köstliche Lachen über die eigene Ungeschicklichkeit und die der anderen auch der Geist entspannt wird, so daß Sorgen und Mühen des Lebens versinken. Um recht vielen notbedrückten und arbeitsüberlasteten Frauen solche Stunden harmlosen Frohsinns, diese Neubelebung von Körper und Geist zu vermitteln, wurden diese Zeilen geschrieben. Gewiß könnte jede Frau auch allein wandern oder turnen — aber, ein kleiner Zwang, eine gewisse Anregung sind schon notwendig, um sich dafür „die Zeit zu nehmen" oder die — liebe Bequemlichkeit zu überwinden. Der Zeitaufwand und die Kosten der Wanderungen oder eines Kurses für Körperkultur sind nicht erheblich und werden in ungeahnter Weise ausgeglichen durch gesteigerte Arbeitsfähigkeit und Arbeitslust. Die Frauen, die heute in reiferen Jahren stehen, haben so viel für die körperliche Ertüchtigung der Jugend getan, sei es als verständnisvolle Mutter oder als in der Öffentlichkeit wirkende Frau, daß sie nun auch einmal an sich selbst denken dürfen, auch um sich ihrer Familie frisch und heiter zu erhalten und um ihre Arbeitsfähigkeit nicht zu verlieren. Unser schwergeprüftes Vaterland kann nur durch Anspannung aller Kräfte wieder aus seiner Not emporgeführt werden. Darum tun wir es der Jugend gleich — wandern wir, turnen wir, stehen wir nicht verzichtend oder an alten Vorurteilen haftend beiseite. Es gilt nicht nur die Jugend zu ertüchtigen, sondern auch die Frauen, die in des Lebens Mittag stehen, oder denen die Abendsonne scheint. Sie dürfen nicht vorzeitig altern, sie dürfen ihren Angehörigen nicht, mißmutig oder kränklich, das Leben verbittern. Starke, gesunde, frohmutige Frauen und Mütter braucht unser Land! Emma Stropp

Atemübungen

Um das Wohlbefinden zarter oder müde gearbeiteter Personen zu heben, empfehlen erfahrene Fachleute Schlafen bei geöffneten Fenstern und allerlei Atemübungen, die abwechselnd vorgenommen werden müssen. Ratsam ist es, damit im Sommer zu beginnen und mit der zunehmenden Abkühlung der Luft die Fenster entsprechend weniger weit offen zu lassen. Auch ist zu beachten, daß kein Luftzug herrschen und daß das Bett nicht unmittelbar am offenen Fenster stehen soll. 1. Übung: Tief einatmen, Atem anhalten, dann mit gestreckten Armen nach vorn den Rumpf schnell beugen und dabei den Atem schnell aushauchen. — 2. Übung: Tief einatmen, den Rumpf so tief wie möglich nach rückwärts beugen, wobei die Arme bald aufwärts, bald seitwärts gestreckt werden, Atem anhalten und bei langsamem Ausatmen in die Anfangsstellung zurückgehen. — 3. Übung: Langsam und tief einatmen, die Fersen dabei heben und die Arme seitwärts aufwärts heben, Brust herausdrücken. Dieselbe Übung nehme man vor, indem man die Hände so hoch wie möglich in die Seite stemmt und die Brust etwas preßt. A. W.

Schönheitspflege

Die Gurke, die frisch und eingelegt, als Salat und Gemüse, süß oder herzhaft zubereitet, sich größter Beliebtheit erfreut, spielt von alters her auch eine große Rolle in der Kosmetik. Da nicht jeder, wie einst Kaiser Tiberius, das ganze Jahr hindurch frische Gurken haben kann, stellt man Dauerpräparate her: Gurkenwasser, Gurkenmilch, Gurkenessenz, die dem Waschwasser in kleinen Mengen zugesetzt werden. Eine einfache Herstellungsart ist folgende: die Gurken werden geschält und ausgepreßt; den Saft läßt man kurz einkochen, rasch abkühlen und gießt ihn durch ein feines Tuch. Dann löst man 20 g gute Seife und 20 g Borax in je 1 Liter Gurkensaft auf, fügt $^1/_3$ Liter Weingeist hinzu und parfümiert nach Belieben mit etwas Kölnischem Wasser, Pomeranzenblüten- oder Rosenwasser. Auch mit Milch gemischt, ergibt der Gurkenextrakt einen sehr angenehmen Zusatz zum Waschwasser. — Gegen Sommersprossen wendet man Einreibungen mit frisch geschälten Gurken an. Man darf die Feuchtigkeit nicht abtrocknen; sie soll verdunsten. Daher empfiehlt es sich, die Einreibungen abends vorzunehmen. — Bei Kopfschmerzen lindert Auflegen von saftigen Gurkenscheiben auf Stirn und Schläfen sehr schnell das Leiden. — Die Samen der Gurke waren früher als kühlendes Mittel in der Heilkunde beliebt. — Der frische Saft wirkt gelinde abführend und ist als Volksmittel bei Lungenleiden in Gebrauch.

Alle Hinweise bezüglich der Herstellung von Essenzen usw. gelten vorzugsweise für Besitzer großer Gurkenkulturen. Bei dem hohen Stand, den gegenwärtig die Chemie erreicht hat, ist es entschieden wirksamer, gute, erprobte fertige Präparate zu kaufen, die in Großbetrieben rationeller hergestellt werden, als dies im Einzelhaushalt geschehen kann. Überdies kosten Versuche viel Zeit, Mühe und Geld, so daß man auch wirtschaftlich besser fährt, wenn man derlei Luxusmittel kauft und nicht selbst bereitet. H. Z.

Keine leeren Beete im Garten

Die Kleingartenbewegung hat durch den Krieg einen ungeahnten Aufschwung genommen und wird auch in absehbarer Zeit an Bedeutung nicht verlieren, sondern eher gewinnen. Angesichts der überaus hohen Preise für Beerenobst und alle Gemüsesorten muß mit dem Boden sparsam umgegangen werden. Jedes Stückchen Gartenland ist zu bepflanzen, und sobald ein Beet abgeerntet ist, sollte man es noch einmal bestellen mit Gemüsearten, die schnell wachsen und noch vor dem Winter geerntet werden können. Dazu gehört Spinat, der im August gesät wird und da meistens besser gedeiht als der im Frühling gewonnene. Man dünge das Land mit Jauche, grabe es um, säe den Spinat recht dünn und gleichmäßig aus, harke den Samen flach ein und gieße dann das Beet gut an mit der Gießkanne, der eine feinstrahlige Brause angesteckt ist. Die Bewässerungsfrage spielt bei allen Herbstkulturen überhaupt eine große Rolle, denn alle Samen und Pflanzen, die jetzt in den Boden kommen, wachsen sehr schnell heran, wenn sie gut bewässert werden. Alle schnellwachsenden

Gemüsearten sind äußerst nahrungsbedürftig, am meisten brauchen sie den Stickstoff, den man ihnen in Gestalt von flüssigem Dung, also Jauche, aufgelöstem Kuh- oder Geflügeldung oder aufgelöstem schwefelsaurem Ammoniak gibt. Bis Mitte August können auch noch Erbsen mit großem Erfolg gelegt werden, doch ist hierbei zu beachten, daß nur solche Sorten angebaut werden, die der Meltau verschont, z. B. Pyramidal. Ferner sollten nochmals Karotten ausgesät werden, um sie entweder in den Spätherbsttagen zu ernten oder in der Erde zu lassen. Die Beete mit langem, strohigem Mist bei Frostwetter abgedeckt, liefern uns den ganzen Winter hindurch frische zarte Karotten. Bohnen läßt man vor dem Auslegen zwölf Stunden lang im Wasser quellen, damit sie sich vollsaugen und schnell aufkeimen, da der Boden warm ist und die Keimdauer dadurch sehr verkürzt wird. Gequollene Erbsen- und Bohnensamen keimen schon in wenigen Tagen, wachsen schnell heran und ergeben im Oktober noch schöne Ernten. Vor allem muß man gutes Saatgut verwenden. Auch allerlei Salate kann man jetzt noch pflanzen und säen: Pflücksalat, Rapünzchensalat; Radieschen, Herbstrüben, Mangold, Kohlrabi, Schwarzwurzeln, Rosenkohl, Grünkohl usw. ebenfalls. Ich habe noch Anfang August Frühkartoffeln, die Sorte „Siebenwochen-Kartoffel" gelegt und, da die Vegetationsdauer dieser schnellwachsenden Erdäpfel nur fünfzig bis sechzig Tage beträgt, im Oktober eine schöne Ernte neuer Frühkartoffeln gehabt. Viel Gießen, viel Bodenlüftung und Unkrautvertilgung ist bei der Herbstbestellung nötig, denn bei intensiver Düngung und Bewässerung wird der Boden leicht hart und kalt; er muß also behackt werden, damit Luft und Wärme hineingelangen. Natürlich wächst auch das Unkraut üppig, das sorgfältig entfernt werden muß. Der Kleingarten sei peinlich sauber von Unkraut und von Ungeziefer. U. Lott

Die Erdbeerbeete nach der Ernte

„Du sollst pflegen den Grund und Boden deines Gartens, damit er nicht Dornen und Disteln, sondern hundertfältige Früchte dir trage. Also intensive Bodenbearbeitung" — das ist das erste der zehn Gebote für den Kleingärtner. Die Neulinge im Kleingartenbau wissen zumeist nicht, daß die Erdbeerpflanzen nach der Ernte noch gepflegt werden müssen. Nur zu oft sieht man abgeerntete Erdbeerfelder voller Unkraut. Solch ein vernachlässigtes Beet verwildert in kurzer Zeit, denn die Pflanzen treiben lange Ranken, an deren Knotenstelle je eine neue Pflanze entsteht, die Wurzeln treibt, sich im Boden festklammert und sogleich wieder neue **Ranken oder Ausläufer treibt. Den Mutterpflanzen geht dadurch viel Nährstoff verloren. Unmittelbar nach der Ernte ist es erforderlich, alle Ranken, die man nicht zur Erzeugung neuer Pflanzen braucht, sofort abzuschneiden und auf den Komposthaufen zu bringen. Man nehme die Hacke zur Hand, lockere die Erde zwischen den Erdbeerstauden, streue** etwas schwefelsaures Ammoniak dazwischen und hacke es gut in den Boden ein. Dann bewässere man die Beete gründlich, damit sich das Ammoniak auflösen und von den Wurzeln aufgenommen werden kann, wodurch die Staude sich ungemein kräftigt. Bei dem Lockern des Erdreichs wird aber gleichzeitig auch alles Unkraut vertilgt, das den Erdbeerpflanzen nicht nur den Nährstoff im Boden raubt, sondern ihnen auch den Platz am Licht und an der Luft streitig macht und sie zu ersticken droht. Eine geringere Ernte im folgenden Jahre und immer unansehnlichere Früchte sind Folgeerscheinungen schlecht betreuter Erdbeerbeete. Abgetragene Beete, die über drei Jahre alt sind, grabe man tief um, wobei man die alten Erdbeerpflanzen in den Boden mit eingräbt. Das Beet läßt sich noch zu neuer Aussaat für Bohnen oder Erbsen oder zur Anpflanzung von Herbstblättergemüsen verwenden. Bei Neuanlage von Erdbeerfeldern sorge man für kräftige junge Pflanzen. Man muß während der Erntezeit an jeder Pflanze drei bis vier Ranken laufen lassen. Wo sich eine junge Pflanze zeigt, hake man sie im aufgelockerten Boden fest, damit sie sich gut bewurzeln kann. Später sticht man die Ranke dicht an der jungen Pflanze ab und bringt diese in gut gedüngtes und locker gegrabenes Erdreich, damit sie sich dort kräftige und einen guten Wurzelballen mache, der ein sicheres Anwachsen ermöglicht, wenn die jungen Pflanzen im Herbst auf die Beete kommen. Die Erdbeere nimmt wegen ihres köstlichen Wohlgeschmacks unter unseren einheimischen Früchten entschieden den ersten Platz ein. In vielen Gegenden — ich nenne nur die Vierlande, Holstein, Schlesien, den Taunus — wird sie im großen angebaut, und ganze Gemeinden haben reichen Verdienst, denn auf gut gedüngten, sonnigen Feldern ist die Ernte fast immer gut. Um Erdbeeren im Herbst ernten zu können, setze man abgetriebene Pflanzen im Mai auf besonders hergerichtete Beete. Unter Vermeidung frischen Düngers hat man diesen Beeten einen recht nahrhaften Boden verschafft. Die gesetzten Pflanzen beginnen im Sommer zu blühen und Früchte anzusetzen. Ein warmer, sonniger Herbst begünstigt das Reifen und bei halbwegs günstiger Witterung kann im September geerntet werden. Charlotte Ullmann

Rätsel und Spiele

Pikettaufgabe.

Der Spieler in Vorhand erhält folgende Karten:



Da ihm ein Neunziger von hinten droht, den er nur durch einen Rommel in Rot oder vier Könige vermeiden kann, ekartiert er 5 Karten, und zwar seinen Fünfzehner; er findet zwei Blätter einer Farbe und eine Terz vom Ober, so daß sein Rommel von 6 Blatt gut ist. Der Kartengeber hat 2 Achten und 1 Sieben ekartiert und meldet einen Sechzehner und eine Terzmajor, insgesamt 19, und schreibt 24. Vorhand meldet noch 3 Könige, insgesamt 9, und schreibt mit der Lese 29. Welche Karten findet Vorhand? Welche Karten hat der andere Spieler?

Vielseitig.

Ich steh' vor Beere, Dohle, Kraut,
Vor Noten häufig man mich schaut,
Vor Punkt, Gewölbe stehe ich,
Vor Feuer, Fahrt, Gang, Gasse, Stich,
Vor Kröte, Muskel, Otter, Orden;
Auch bin ich zum Symbol geworden;
Als Ort bin gleichfalls ich bekannt,
Such' mich vor Schnabel, Spinne, Band,
Vor Ritter, Weg, Zug, Burg und Bein:
Was mag das für ein Wort wohl sein?

R. D.

Steigerungsrätsel.

An einen Teil des Zimmers lehnt
Er sich. Doch steigert man das Wort,
Ist's einer, den es in die Fremde zieht,
Der rastlos sich begibt von Ort zu Ort.

Vorsatzrätsel.

Vor Tell ist niemals es ein Mann,
Vor Affe er nicht klettern kann,
Vor Tusche braucht's der Artillerist,
Vor Ton er stets von Pappe ist.

Auflösungen aus Heft 42

Rösselsprung:

Kopf ohne Herz macht böses Blut,
Herz ohne Kopf tut auch nicht gut.
Wo Glück und Segen soll gedeihn,
Muß Kopf und Herz beisammen sein.

Fr. B.

1. Scharade: Er – Furt – Erfurt.

2. Scharade: Das Duell.

Zusatzrätsel: Fuß.

Gleichung:

a = Eile, b = Ei, c = Schreiben, d = Schrei; x = Leben.

Kapselrätsel: Geld du, Geduld.



Mitteilung an die Universum-Leser

Es ist uns gelungen, den anerkannt besten deutschen Plauderer, Horst Schöttler, zur regelmäßigen Mitarbeit an unserem „Universum" zu gewinnen. Unter Horst Schöttlers Leitung eröffnen wir eine neue Rubrik „Der Plauderer". Unsere Leser finden in diesen Spalten eigenartige Kurzgeschichten, Winke für Lebensführung, Hinweise auf wichtige Bücher, lustige Erzählungen in knapper Form. Wir hoffen, daß „Der Plauderer", der in der nächsten Nummer zu erscheinen beginnt, sich rasch die Gunst unserer Leser erwerben wird.

Reclams Universum.

Ein Gespräch...

Skizze von Rudolf Müller

Ich weiß nicht, ich weiß nicht, sagte die Frau Regierungsrat Wagner zu ihrer Jugendfreundin, der Kunstmalerin Hannelore Beyer, was mit meinem Jungen los ist, und sah ihren großen Jungen liebevoll bekümmert nach, als er eben nach galantem Abschied von den Damen mit einem Stoß Bücher unter dem Arm und verträumtem, mit großer Hornbrille bewehrtem Gesicht um die Ecke schwenkte.

Nun ist er aus dem Gymnasium heraus, und ich dachte, die ewige Lernerei würde aufhören, doch auf der Universität ist es dasselbe Lied ... Er geht vorgebeugt und seine Gesichtsfarbe ist blaß. Appetit hat er wie ein kleines Kind und für nichts weiter Interesse als für die Bücher. Wenn ich mir dagegen Ihren Klaus und die Hella ansehe, was für blühend gesunde, lebensfrohe Menschenkinder das sind, wird mir um meinen Heinz ganz weh zumut. Wo soll der wohl mal eine Frau herkriegen? ... Welches moderne Mädel sieht einen solchen blassen Büchermann an? ...

Aber liebste beste Frau Rat, das ist doch noch kein Grund zum Traurigsein ... Dafür gibt es doch eine unbedingt sichere und billige Medizin. Sie wissen doch ganz gut, was ich auszustehen hatte mit meinen Kindern. Ständig Mattigkeit und Appetitlosigkeit, bald hatte der eine dies und der andere das .... und heute, nichts dergleichen.

Ja, aber liebe Hannelore, wie haben Sie das denn fertig gebracht?

Wassersport, liebe Frau Rat, einzig und allein Wassersport.

Ach, Wassersport, liebe Frau Beyer, das hat er auch schon versucht, damals noch in der Sekunda, im Schüler-Ruderverein. Ihm gefiel es nicht, das ewige Trainieren, das Hocken auf dem Rollsitz, im unbequemen Boot und leichter Kleidung. Er ist nun einmal kein Kraftmensch.

Da haben Sie recht, liebe Frau Rat, und Rudersport meine ich auch gar nicht, da gibt es heute was viel Schöneres, den Paddelsport, ein moderner Sport, der außerordentlich im Aufblühen ist und allerorten schon getrieben wird.

Sie werden sie sicher schon gesehen haben, diese schmucken, schlanken Boote. Man nennt sie Paddelboote, Kanadier oder auch Kanus, weil die Ureinwohner Kanadas, die Indianer, die Vorbilder dazu geliefert haben. In Hamburg treiben schon Zehntausende Paddelsport, und allerorten sind blühende Vereine.

Ja, aber was gehört nun alles dazu? Gar nichts, liebe Frau Rat, gar nichts. Sie bekommen das blitzsaubere leichte Bootchen grün, weiß, blau, rot oder wie Sie es wünschen, lackiert, fix und fertig mit zwei Paddeln und zwei Rückenlehnen für ein billiges Geld. Sie brauchen nicht zu lernen und zu trainieren, Sie setzen sich hinein und nach wenigen Paddelschlägen fahren und steuern Sie schnell und sicher .... und Raum haben Sie für vier Personen und viel Gepäck.

Ja, da bin ich doch immer wieder auf den Fluß und den See angewiesen. Und wo soll ich das Boot da lassen?

Mitnichten, liebe Frau Rat, gerade Ihr Bächlein hier vor dem Hause genügt vollkommen. Sie können damit zum Fluß herunter oder zum See herauf. Das ist ja gerade der Reiz des Paddelsports, daß Sie die kleinsten, abgelegensten und idyllischsten Wässerchen befahren können, was mit keinem Ruderboot oder sonst irgendwie möglich ist. Auf dem See können Sie dann damit noch segeln, reizvoller und schöner als mit einem großen Boot... Uns hat unser Fokker-Kanadier, den meine Kinder im vorigen Jahr gekauft haben, so gefallen, daß wir alten Leute uns jetzt noch ein Boot nachbestellt haben, da die jungen oft gern allein fahren wollen und wir doch auch gern mal drei bis vier Personen mitnehmen.

Und haben Sie das Boot nun schon, Sie prächtige junge alte Frau?...

Freilich, liebe Frau Rat, gestern ist es gekommen, prächtig anzuschauen. Wir haben aber auch wieder einen Fokker-Kanadier gekauft. Wissen Sie, von der Firma, die während des Krieges unsere tüchtigen Fokker-Kampfflugzeuge gebaut hat. Die Leute bauen heute, da der Flugzeugbau ja leider verboten ist, Kanadier und Punts, reizende Klein-Autoboote, große Segelboote und Luxus-Motorboote ... Uns wurde gleich von den Freunden unserer Kinder gesagt: kauft nur einen Fokker-Kanadier. Diese Firma hat ihre alten erfahrenen Leute, die aus dem Flugzeugbau her genaue und peinlich saubere Arbeit gewohnt sind ... Es gibt vielleicht auch billigere Boote anderweitig, aber gerade bei einem Sportboot, an dem Sie jahrelang Ihre Freude haben wollen, ist nicht immer das Billigste auch das Beste.

Herzlichen, besten Dank, liebe Hannelore, für Ihren Rat — — — Wissen Sie, ich überrasche meinen Jungen und kaufe ihm ein solches Boot, dann machen wir miteinander die herrlichsten Fahrten.

Das machen wir, und nun auf Wiedersehen.

Ja, halt, aber die Adresse?

Richtig, die Adresse.

Schreiben Sie: Schweriner Industriewerke (so heißt die Firma nämlich heute), Schwerin in Mecklenburg Nr. 92.

Vielen Dank und viele Grüße, liebe Hannelore. Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!

Für Küche und Haus

Reisschnitten. 200 g Reis werden blanchiert, mit Wasser, Salz, 2 Maggibrühwürfeln, 1 Teelöffel voll Konsuma- oder einer andern feinen Würze weich und dick eingekocht. Zirka 1/4 Pfd. Corned beef klein geschnitten, 40 g Räucherspeck würflich geschnitten, zerlassen und angebräunt, werden mit dem Reis vermischt, ebenso eine Handvoll weichgekochte, kleingeschnittne Steinpilze oder Champignons. Die Masse wird etwa 3 cm dick auf flacher Schüssel oder Platte ausgestrichen, sie muß erkalten und ganz steif werden. Am nächsten Tage schneidet man mit breitem, scharfem Messer längliche oder viereckige Stücke, etwa 8–9 cm groß, paniert sie vorsichtig in Ei, Paniermehl oder Semmelkrume und bäckt sie in zerlaßner Pflanzenbutter auf beiden Seiten rösch. Junger grüner oder Gurkensalat schmeckt sehr gut dazu. E. von Schmidt.

Schokoladentorte. Erforderlich sind 3/4 Pfd. Weizenmehl, 1/4 Pfd. Mondamin oder Kartoffelmehl, 150 g Zucker, 3 Eier, 100—125 g Butter, 1/4 l Milch, 1 Backpulver. Butter oder Margarine rührt man zu Sahne, tut den Zucker hinein, dann die Eier, Milch, schließlich das Backpulver und nach und nach das Mehl. Hiervon macht man einen Teig, den man in runde flache Tortenspringformen tut (die Masse reicht für 2 Formen), die vorher stark mit Fett oder Butter ausgestrichen werden. Man bäckt sie bei mäßiger Hitze goldgelb. Nach dem Erkalten, es kann auch am nächsten Tage sein, schneidet man den flachen Kuchen vorsichtig quer durch — wenn man nur einen Boden gebacken hat, aus der Hälfte der Masse; dann genügt auch die Hälfte der Schokoladenkreme. Auf den unteren Boden streicht man dick folgende Schokoladencreme, legt den oberen Teil darüber und tut den Kuchen auf eine Tortenschüssel. Creme: 1/2 l Milch (auch von Trockenmilch herzustellen), 6 Eßlöffel voll Kakao, 4—5 Eßlöffel voll Zucker, 2 Eßlöffel voll Butter und 1 Eßlöffel voll Mondamin. Alles zusammengemengt und auf dem Feuer bis zum Dickwerden gerührt, erkaltet zwischen die Böden gestrichen. Meta.

Himbeer-Kaltschale. 1 1/2 l Himbeeren werden durch ein Sieb gestrichen, mit 175 g gestoßenem Zucker verrührt, mit Wasser verdünnt und mit dem Saft einer Zitrone abgeschmeckt.









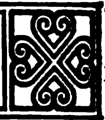






Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das Universum zu beziehen.



Unterrichts- und Erziehungsanstalten

Prospekte durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum in Leipzig




Ratgeber für Reise und Erholung

Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten

Bädernachrichten.

Die Höhenwege des Schwarzwaldes. Zu den großartigsten Leistungen der Schwarzwaldvereine zählt die Anlage der drei Höhenwege von Pforzheim nach Basel, Waldshut und Schaffhausen mit durchgehender einheitlicher Wegbezeichnung. Die Höhenwege I und II mit 322 bzw. 253 km Länge führen in einer durchschnittlichen Höhe von 1000 m, im Feldberggebiet bis 1500 m steigend, über den Kamm des Schwarzwaldes, Höhenweg III mit etwa 180 km Länge verläuft am Ostrande des Gebirges. Von allen größeren Orten führen Zugangswege zu den Höhenwegen, so daß die Wanderungen auch ab Karlsruhe, Baden-Baden, Freiburg usw. begonnen werden können. Vorschläge für Wanderungen auf den Höhenwegen I und II mit Einteilung in Tagesmärsche und Zeiteinteilung von Ort zu Ort, sowie für Wanderungen unter Berührung der im Bereich der Höhenwege gelegenen Badeund Kurorte und der interessantesten und meist besuchten Täler, Schluchten, Wasserfälle und Seen sind gegen Portoersatz durch den Badischen Verkehrsverband Karlsruhe, Rathaus, erhältlich.

Bad Kudowa. Das bekannte Herz- und Nervenheilbad Kudowa erfreut sich auch in diesem Jahre eines guten Besuches, ein Beweis, wie sehr die heilkräftigen Wirkungen seiner Bäder geschätzt werden. Außer den Mineralquellen besitzt Bad Kudowa Moorbäder, die als ein vorzügliches Heilmittel bekannt sind, ferner stehen ein Zander-Institut sowie alle zu einem modernen Bade gehörigen Einrichtungen, wie Elektrische, Heißluft- und Dampfbäder zur Verfügung der Kurgäste. Prospekte sind durch die Verkehrsbureaus und die Badeverwaltung erhältlich.

Neues aus **Bad Nauheim.** In der Johannisnacht herrschte im festlich geschmückten Kurhaus buntes Treiben einer fröhlichen Menge. Auf den Sportplätzen und dem neu angelegten Tontaubenschießstand wird vorzüglicher Sport geboten. Das Pelzhaus Schüler aus Leipzig führt im Konzerthaus bei Tee und Tanz eine Auslese seiner neuesten Pelzmodelle vor. Die Augustsportwochen versprechen ein besonderes sportliches Ereignis zu werden. Unterbringung bei stärkstem Besuch möglich. Gesellschaftsautos führen in die schöne Umgebung und zum nicht allzu fernen Rheine.

Verantwortlich für die Redaktion des Frauenteils: Klara Straup, Leipzig. Für den Anzeigenteil: Arthur Fischer, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigen-Annahme



Für unsere Frauen



Zu unserem Preisausschreiben

Die mit einem 2. Preis ausgezeichnete Teepuppe Abb. 889 ist von Fräulein Margareth Vieweger in Leipzig angefertigt und zum Preisausschreiben eingeliefert worden, mit dem trefflich gewählten Kennwort „Nett und praktisch". Die Dame berichtet uns:

„Jeder Frau macht es Vergnügen, ihren Teetisch so gefällig und reizend als möglich herzurichten. Eine Teepuppe darf dabei nicht fehlen, ist sie doch auch sonst ein hübscher Schmuck für das Damen- oder Eßzimmer. Überdies ist es eine sehr angenehme und die Phantasie anregende Arbeit, solche Puppe herzustellen. Ich verwendete vorhandene Reste dazu und



Abb. 889. Teepuppe. Abb. 890. Kaffeewärmer. Phot. Lisa König.

hatte außer für den Kopf und das Gestell keine weiteren Ausgaben. Man wattiert zuerst das Gestell und überzieht es innen und außen mit einem nach der Form passend zugeschnittenen hellen Waschstoffüberzug. Der untere Rand wird mit einer Stoffrisur bekleidet, möglichst in der Farbe des Kleides oder in einer harmonierenden. Die Frisur wird mit einem Köpfchen aufgenäht. Nun befestigt man den Kopf derart oben am Gestell, daß Ober- und Unterkörper im richtigen Verhältnis stehen; auch sind die Unterarme mittels der vorhandenen Drähte in der richtigen Lage zu befestigen. Durch Wattierung gibt man Oberarmen und Oberkörper eine natürliche Form, und dann geht man an das sehr angenehme und dankbare Geschäft des Ankleidens. Ich nähte je eine weiße und eine lachsrosa Seidenbluse mit angeschnittenen Halbärmeln und sehr tiefem, spitzem Ausschnitt; die weiße als Unterbluse. Ein feines weißes Tüllfichu mit Spitzen ziert den Halsausschnitt, ein Spitzenvolant schließt die Ärmel ab. Der glatte, gerade rosa Seidenrock ist oben eingekraust; 4 rosa Stickereivolants aus Chiffon, Reste eines Ballkleides, sind ihm etagenweise aufgesetzt. Der ziemlich breite Schneppengürtel hat eine steife Einlage und wird hinten geschlossen. Die vordere Mitte und der Rückenschluß sind mit Perlen verziert. Ein paar künstliche Veilchen am Ausschnitt und als Handstrauß, sowie eine Perlenkette um den Hals vervollständigen das nette und hübsche Gesellschaftskleid." Margareth Vieweger

Einen 4. Preis trug der drollige „Baby als Kaffeewärmer" Abb. 890 von Frau Emmy Kirchhoff in Stuttgart davon. Durchweg aus gebrauchtem Material gefertigt, kann er leicht nachgearbeitet werden. Besonders hübsch würde er sich in Jungmädchen-Kaffeekränzchen ausnehmen, da das pausbackige Kindergesichtchen viel Stoff zu Scherz und Lachen bietet. Die Einsenderin beschreibt die Herstellung folgendermaßen: „4½ bis 5 m Nickel- oder Eisendraht kann man in jeder Eisenhandlung für wenig Geld kaufen. Daraus fertigte ich mir das zu meiner Kaffeekanne passende Gestell und ließ es vom Klempner ein wenig löten, damit es dauerhaft wurde. Als Kopf diente mir eine zerbrochene Nippfigur, deren Kopf noch ganz und unversehrt geblieben war. Das Gestell

bekleidete ich nun mit warmem Futter. Es bestand aus Flanellabfällen und weißen Strumpflängen; man kann dazu natürlich auch andere warme Flicken benutzen. Der Kopf wird oben am Gestell gut befestigt, damit man den Kaffeewärmer anfassen kann. Als Kleid dienten mir Abfälle von einer weißen Batistbluse, zum Abschluß des Kleidsaumes nahm ich einfachen Tülleinsatz und häkelte unten Zäckchen daran. Einsatz und Häkelgarnrest hatte ich im Hause. Eine rosa Bandschleife mit langen Enden, von einer Friedens-Bonboniere stammend, band ich am Halse um das angereihte Röckchen. Zur Kopfbekleidung, die man auch weglassen kann, sind ein paar kleine Fleckchen nötig, die zum Ganzen passen. Die Farbenzusammenstellung richtet sich ganz nach den betreffenden Stoffabfällen, die man verwenden will. Mein Baby als Kaffeewärmer ist in weißen, getupften Batist gekleidet, die Zäckchen sind aus rosa Häkelgarn, wie die Bandschleife." Emmy Kirchhoff

Kaffee- und Teestündchen

Es war einmal — eine Zeit, in der man ein Stündchen behaglicher Ruhe und gemütlichen Plauderns noch schätzte und sich gönnte. Und damals kam man auf den Gedanken, vertraute Freundinnen und Familienangehörige am Tee- oder Kaffeetisch nicht von dienstbaren Geistern betreuen zu lassen, die Haustochter nicht hin und her zu schicken und so Unruhe in die gemütliche Tafelrunde zu bringen, sondern das Tischlein rechtzeitig zu decken, alle Vorbereitungen, bescheiden oder üppig, so zu treffen, daß die Bewirtung am Tische selbst von der Hausfrau leicht vorgenommen werden konnte. Wenn der Teekessel summte, oder das Wasser im Samowar brodelte, wie hübsch ließ es sich da plaudern! Wie anmutig konnte die Hausfrau die leeren Tassen wieder füllen, ohne daß für „Nachschub" zu sorgen war; denn diese behagliche Art des Tee- und Kaffeetrinkens beruht im wesentlichen darauf, daß die Getränke auf dem Tische heiß gehalten werden. Bevor die Teilnehmer erschienen, waren Tee oder Kaffee auf dem Herde bereitet. Besonders die Bereitung des letzteren kostete viel Mühe und Zeit, wie uns ein Rezept aus Großmutters Küchenbuch erzählt. Sie konnte einen vorzüglichen Kaffee kochen und hatte keine Kaffeemaschine, die auch heute noch sehr teuer ist. Großmütterchen schreibt: „Ich gieße auf den gemahlenen Kaffee kochendes Wasser, decke das Gefäß fest zu und lasse den Kaffee fast eine Stunde lang in der warmen Ofenröhre ziehen. Bis zum kochen darf es nicht kommen. Dann gieße ich den Kaffee durch den Kaffeesack in die heiß ausgespülte Kanne, die am besten in einem Topf mit heißem Wasser steht. Den Trichter stets gut zudecken. Dieser Kaffee schmeckt vorzüglich. Auf eine Tasse etwa ein halbes Lot Bohnen gerechnet." Die gute Großmutter! Ein paar Bohnen weniger tun es auch, wenn man die notwendige Sorgfalt bei der Bereitung des würzigen Trankes walten läßt, und besonders, wenn es sich um größere Mengen handelt. Für eine einzelne Tasse mag es bei dem halben Lot sein Bewenden haben.

Einen Wink, wie man das Kaffeearoma hebt, möchten wir unseren freundlichen Leserinnen nicht vorenthalten. Man stelle die Kaffeebohnen etwa 1/2 Stunde vor dem Gebrauch in einer geschlossenen Blechdose auf den warmen Herd oder in eine warme Ofenröhre, mahle den Kaffee schnell und schütte ihn in einen angewärmten Topf. Für eine Tasse rechnet man 1/2 Lot Bohnen, bei mehreren Tassen kann man bis auf je 1/4 Lot heruntergehen. Der gemahlene Kaffee wird mit dem vorher abgemessenen kochenden Wasser gebrüht, gut zugedeckt und in der heißen Röhre warmgestellt, wo man ihn eine Stunde lang ziehen, aber nicht kochen läßt. Durch den Kaffeesack oder ein Sieb gegossen, schmeckt er vorzüglich.

Da der Kaffee möglichst heiß sein muß, um seinen Wohlgeschmack voll zu erhalten, sucht man ihn vor dem Erkalten zu schützen und bedient sich der Kaffeehauben und Wärmer, die in allerlei Ausführungen, mehr oder weniger kostspielig hergestellt, immer mehr Aufnahme finden, weil sie neben dem praktischen Wert auch den ideellen besitzen, den Tisch zu zieren. Entsprechend der Größe der Kannen müssen die Kaffeewärmer größer und plumper sein als die zierlichen Teepuppen, die sich durchgesetzt haben, als Spiritus für den Teekessel nicht zu haben oder doch sehr teuer war.

Die Teebereitung ist sehr verschieden. Meistens werden die Teeblätter angebrüht und dann mit kochendem Wasser aufgegossen. Diese Bereitungsart ist wenig sparsam und hat den Nachteil, daß die ersten Tassen gewöhnlich „zu dünn“, die späteren „zu stark“ werden. Die russische Art, Teeextrakt zu bereiten, empfiehlt sich unter allen Umständen. Die Teeblätter werden besser ausgenützt, die Teestärke läßt sich je nach dem persönlichen Geschmack leicht regeln, und die Hausfrau hat nicht nötig, für neue Aufgüsse zu sorgen. Man nehme für je eine Tasse Extrakt etwa 2 gehäufte Teelöffel voll Blätter, schütte diese in eine mit kochendem Wasser ausgespülte Teekanne und gieße das sprudelnde Wasser darüber. Die Teekanne wird gut zugedeckt, die Ausfüllöffnung und das Loch im Deckel möglichst mit weißem Papier verstopft, und so läßt man den Tee 1/2 Stunde lang an heißer Stelle oder auf dem Samowar ziehen, aber nicht kochen. Von solchem Extrakt genügt 1 Teelöffel voll für ein Glas oder eine große Tasse Tee. Glas oder Tasse sollten auch heiß ausgespült werden, bevor man den Extrakt hineingibt und mit kochendem oder kochendheißem Wasser auffüllt. Der Extrakt hält sich kalt mehrere Tage; er kann vor jedesmaligem Gebrauch leicht angewärmt werden (in der Kanne natürlich) und erleichtert die schnelle Teebereitung. Am besten schmeckt der in einer Porzellankanne aufgebrühte Tee. S.-B.

Die Baumstützen

Es ist Pflicht eines jeden Gartenbesitzers, dafür zu sorgen, daß der reiche Obstsegen im Herbst auch gut geerntet wird. Die Freude an der Ernte kann dadurch in Frage gestellt werden, daß die Früchte vorzeitig abfallen, oder daß sie durch ihre von Tag zu Tag zunehmende Last Baum und Ast gefährden. Gegen beide Möglichkeiten lassen sich Vorbeugungsmaßnahmen treffen. Das vorzeitige Abfallen der Früchte bei anhaltender Trockenheit verhütet man durch reichliche Wassergaben; dem Abbrechen der Zweige und Äste begegnet man durch Anbringen von Baumstützen. Dabei wird nun leider von vielen Gartenbesitzern recht gedankenlos gehandelt. Man will dem mit reichem Fruchtansatz behangenen Obstbaum eine Erleichterung schaffen und glaubt, die erste beste Stange, die an ihrem oberen Ende mit einer Gabel versehen ist, sei gut genug dazu. Gewiß, eine Gabel, in die man den zu stützenden Ast legen kann, ist erforderlich; sie muß aber den Größenverhältnissen des Astes angepaßt sein, wenn sie sich ihm als eine wirkliche Wohltat erweisen soll. Jede Stütze mit einer spitz zulaufenden Gabel ist unbrauchbar, denn sie gestaltet sich zu einem wahren Marterwerkzeug für den Baum, das ihm nur schadet, nicht nützt. Man unterziehe sich doch nur einmal der kleinen Mühe, bei einigermaßen windigem Wetter einen in einer spitzen Stützgabel ruhenden Ast zu beobachten. Der Ast hat, da er fest eingeklemmt ist, keine Bewegungsfreiheit, kann also dem seitlichen Druck, der durch den Wind auf ihn ausgeübt wird, nicht nachgeben. Sein Ächzen und Quietschen zeigt deutlich an, wie unbehaglich er sich in der festen Umklammerung fühlt, Bast und Rinde werden abgescheuert. Die so entstehenden mitunter recht erheblichen Verletzungen bieten die beste Gelegenheit zur Bildung brandiger oder krebsartiger Stellen, die man sonst doch möglichst zu vermeiden sucht. Bei Steinobst veranlassen sie den gefürchteten Gummifluß. Nicht selten aber tritt als Folge der spitzen Gabel das ein, was man durch Anbringen der Stützen gerade verhüten wollte: der Ast bricht an der Auflagestelle ab, weil er dem Druck des Windes nicht folgen kann. Wer also seinen Obstbäumen durch das Stützen fruchtbeladener Äste eine wirkliche Wohltat erweisen will, wähle Stützen mit einer breiten, flachen, gerundeten Gabelung, und wer noch ein übriges tun will, der umwickle die Gabel mit Stroh oder mit Filzstreifen. Dann wird die Rinde des Astes am besten vor Verletzungen geschützt, und ein Abbrechen ist so gut wie ausgeschlossen. C. —n



Für unsere Frauen



Obsternte und Aufbewahrung im Stadthaushalt

Die Arbeiten im Obstgarten finden mit der Ernte ihren vorläufigen Abschluß. Im allgemeinen erfolgt die Ernte mit Eintritt der Reife. Dies gilt besonders vom Sommer- und Herbstobst, das am Strauch oder Baum seine Mundreife erlangt, während das Winterobst kurz vor dem Laubabfall, nämlich vor Eintritt der ersten stärkeren Fröste, abgenommen wird und erst später die sogenannte Lagerreife erlangt. Man unterscheidet darum die Edel- oder Mundreife von der Lagerreife. Hat das Obst am Baum oder auf dem Lager seine vollständige Entwicklung erlangt, so muß es bald verbraucht werden, da es bei der Überreife stark an Aroma einbüßt und dann schnell ungenießbar wird. Pflaumen, Pfirsiche und Aprikosen, ebenso Sommeräpfel und Sommerbirnen pflückt man vollreif; 2 bis 3 Tage früher nur, wenn man sie versenden möchte; sie reifen dann auf dem Transport aus. Obst, das leicht mehlig wird, auch die Herbstbutterbirne, die Champagnerrenette, die im Mai noch vorzüglich schmeckt, müssen unreif abgenommen werden. Dagegen können Weintrauben und manche Pflaumensorten, namentlich die gewöhnliche Hauszwetsche, auch im Zustand der Reife noch einige Zeit hängen, trockene Witterung vorausgesetzt. Sie wird dann nahe am Stiel ein wenig runzelig, zeichnet sich in diesem Zustande aber durch besonders reichen Zuckergehalt aus. Von vorsichtiger Ernte des Obstes hängt sehr viel ab. Man ernte möglichst bei trockenem Wetter. Zum Pflücken verwendet man nur die Hand, die der beste Obstpflücker ist. Man greife das Obst stets mit der hohlen Hand, möglichst ohne die Finger an die Früchte zu bringen. Bei kälterem Wetter und sehr empfindlichem Obst (z. B. Winterbirne Le Lectia) zieht man Handschuhe zum Pflücken an, da die Handwärme braune Flecke im Obst erzeugt. Zur Aufnahme der Früchte bedient man sich am besten eines Henkelkorbes aus Weidengeflecht, an dessen Henkel man mit einem Strick einen Holzhaken befestigt, der das Aufhängen des Korbes an Baumästen und Leitersprossen ermöglicht. Nur bei sehr großen Bäumen mit weit ausladenden Kronen ist es geboten, einen Obstpflücker (die „verlängerte Hand") zu gebrauchen, mit dem das Abernten allerdings viel langsamer vor sich geht. Außerdem bedient man sich der Leiter, für mittelgroße Bäume am besten einer festen Stehleiter, für hohe Bäume, hohe Wände (Spalier) und Hausgiebel der gewöhnlichen Leiter. Da bei Sommer- und Herbstobst nicht alle Früchte zur gleichen Zeit reifen, müssen die Bäume mehrmals durchgepflückt werden. Wohlduft der Früchte, Farbe und Weichheit des Fruchtfleisches, sowie Farbe der Kerne lassen den rechten Augenblick zur Ernte erkennen. Auch das starke Fallen der Früchte während der Nacht ist ein Anzeichen für die vorzunehmende Ernte. Sommer- und Herbstäpfel sind pflückreif, wenn sich der Stiel beim Drehen der Frucht leicht löst; das gleiche ist bei Birnen der Fall, wenn sich der Stiel beim Hochheben der Frucht leicht vom Fruchtholz trennt. Bricht man Fruchtholz mit ab, so schädigt man den Baum stark und beeinträchtigt seine nächstjährige Tragfähigkeit. Die Früchte müssen einzeln gepflückt werden, und die Körbe sind nicht zu stark anzufüllen, damit Druckstellen vermieden werden. Winteräpfel und -birnen pflückt man mit einem Male; bei günstiger Witterung läßt man sie möglichst lange an den Bäumen, wenn es irgend geht bis Ende Oktober, Anfang November; allerdings nur, wenn keine starken Nachtfröste zu befürchten sind, und wenn die Bäume noch gesundes Laub tragen. Ist das Laub gefallen, so muß auch die Ernte erfolgen. Gewöhnliches Mostobst (Rheinischer Bohnapfel — Reifezeit Januar bis Juni) und geringes, zur schnellen Verarbeitung bestimmtes (wurmstichiges) Obst kann unter Umständen auch vorsichtig geschüttelt werden, dann sind aber Heu oder Strohmatten unter der Baumkrone auszulegen. Während Sommer- und Herbstfrüchte bald verbraucht werden müssen, halten sich die Wintersorten des Kernobstes ziemlich lange auf dem Lager. Nach dem Pflücken werden sie zunächst sorgfältig sortiert. Alle beschädigten legt man zu baldigem Gebrauch beiseite, da sie auf dem Lager schnell faulen. Die unbeschädigten Früchte setzt man in einem luftigen Schuppen oder in einer gedeckten Laube zu kegelförmigen Haufen (nach Sorten!) auf. Hier bleiben sie ungefähr 14 Tage lang dunkel, aber luftig liegen, um den überschüssigen Wassergehalt auszuschwitzen, dann erst kann man sie in den endgültigen Lagerraum bringen. Eine Ausnahme machen die grauen Renetten, die leicht welken; man bringt sie gleich nach dem Pflücken in den Lagerraum und überdeckt sie mit sauberem Papier. Die Obstlagerräume sollen möglichst niedere und gleichmäßige Temperatur, jedoch nicht unter dem Gefrierpunkt, haben. Am besten eignen sich luftige Kammern und trockene Keller. Je mehr man das Tageslicht von den gelagerten Früchten fernhalten kann, und je geringer die Durchschnittswärme im Raume ist (+1 bis 3° C), um so länger zieht sich der Eintritt der Lagerreife hin, und um so größer ist darum die Haltbarkeit der Früchte. Äpfel können auch lagerreif noch längere Zeit liegen, Birnen müssen bald nach der Lagerreife verbraucht werden, da sich bei ihnen der Zucker dann in Stärkemehl verwandelt, wodurch sie fad und teigig werden. Feines Tafelobst legt man im Lagerraum am besten auf saubere Holzbretter, in Schränke und Horden ohne jede Unterlage und nur in einer Schicht. Immer muß die Breitseite der Frucht auf dem Brett aufliegen. Birnen liegen also immer auf der Kelchseite, das Stielende nach oben. Frucht liegt neben Frucht, jedoch so, daß sie sich möglichst nicht



„Die Apfeldiebe". Nach dem Gemälde von Hugo Kauffmann.
Phot.-Verl. Franz Hanfstaengl in München.

berühren. Die Lagerräume sind vor Einbringung des Obstes gründlich zu reinigen und dauernd sauber zu halten. Steigt die Temperatur in ihnen über +8° C, so muß man tüchtig lüften, damit keine Notreife eintritt. Für die leicht welkenden grauen Renetten ist ein luftfeuchter Lagerraum günstig, sonst ist aber zu große Luftfeuchtigkeit schädlich. Wo sie sich geltend macht, stelle man flache Gefäße mit ungelöschtem Kalk auf, der die Feuchtigkeit der Luft aufsaugt; den entstehenden Brei trocknet man im Ofen und kann ihn wieder verwenden. Bei sehr strenger Kälte sind die Früchte im Lagerraum vorübergehend durch aufgelegte Decken zu schützen. Wo es an geeigneten Lagerräumen fehlt, erzielt man auch durch folgende Methode gute Erfolge: Die ausgelesenen, im Schuppen abgelagerten Früchte werden einzeln in sauberes Seidenpapier eingewickelt und dann mit Heu oder Holzwolle in saubere Fässer oder Kisten verpackt (die Stiele nach unten). Die Deckel der Fässer oder Kisten müssen gut schließen, schon wegen der Mäusegefahr. Diese Behälter kann man in jedem kühlen Raum aufstellen, muß sie aber bei Frost ebenfalls mit Decken schützen. Für diese Verpackung eignen sich alle rauhschaligen Winteräpfel, einige gute Winterbirnen (z. B. Präsident Dronard) und große Zwetschen, die man aber ohne Seidenpapier einpackt. Die Früchte dürfen bis zum Verbrauch nicht umgepackt werden. — Nüsse. Haselnüsse werden im Oktober gepflückt, wenn sie schon lose im Kelch sitzen, Walnüsse müssen geschüttelt werden, wenn die grüne Schale geplatzt ist. Nüsse werden in leichten Säcken, die man abwechselnd von oben und unten aufhängen kann, an luftigen, kühlen, frostfreien Orten aufbewahrt, nachdem sie gut an der Luft abgetrocknet wurden. — Weintrauben. Die vorsichtig mit der Schere abgeschnittenen Trauben müssen trocken, dunkel und bei einer Temperatur von ungefähr +8° C aufgehoben werden. Trauben, die für kürzere Aufbewahrung bestimmt sind, schneidet man kurz über der Traube ab, versiegelt die Schnittfläche sorgfältig und hängt die Trauben an einem Bindfaden befestigt in einem trockenen, dunklen, vor Temperaturschwankungen geschützten Raum auf. Weintrauben, die man länger frisch erhalten will, schneidet man mit einem Stück des Tragholzes, ohne die Beeren zu berühren, ab. Das Ende des Tragholzes steckt man in Flaschen oder hohe Gläser, die mit Wasser (durch Holzkohle und Kochsalzzusatz desinfiziert) gefüllt sind. Die Gefäße mit den Traubenstöcken stellt man ebenfalls in einem wie oben beschriebenen Raum auf Stellagen, etwas geneigt, auf. So halten sich die Trauben bis Weihnachten frisch. — Tomaten oder Liebesäpfel. Ende August, in härterem Klima Anfang September, schneide man die Haupttriebe über den letztangesetzten Früchten zurück, ebenso einen Teil der Blätter, damit das volle Sonnenlicht auch alle tiefer hängenden Früchte noch ausreife. Man pflücke die gelbgewordenen Früchte täglich ab und lege sie zum Ausreifen am besten auf Holzwolle zwischen Doppelfenster, oben auf eine warme Grude, oder stelle sie auf einem Blech auf die kühlere Seite des Herdes. Bei Regenwetter nimmt man alle einigermaßen gelben Früchte ab, da sie durch Regen leicht rissig werden, und läßt sie wie beschrieben im Hause nachreifen. Vor dem Frost nimmt man alle, auch die grünen Früchte ab, und wenn man diese nicht g[...] wie Gurken in Steintöpfen, oder sauersüß, oder zu Marmelade verkoch[...] einmachen will, so kann man sie auf die in Amerika übliche Art au[...] reifen, indem man die unversehrten Früchte flach in den Keller l[...] und mit dicken Tüchern zudeckt. Oder man legt die grünen Früchte [...] ungeheizte Öfen oder auf Zentralheizungsroste, wo sie sich oft noch [...] röten. Auch kann man die ganzen Tomatenpflanzen mit den grü[...] Tomaten aus dem Boden nehmen und sie am Wurzelende an ein[...] Bindfaden in der Nähe des Herdes aufhängen, wodurch man den grö[...] Teil selbst der kleinen grünen Früchte noch zum Reifen bringt. [...] roten reifen Früchte bewahrt man am besten an kühlem, dunklem [...] nicht zu hoch geschichtet zwischen Holzwolle auf. E. Zeiß, Erf[...]

Marmelade aus unreifen Tomaten

Die letzten Tomaten reifen nur selten aus. Will man sich das künstl[...] Ausreifenlassen ersparen, ohne die Früchte umkommen zu lassen, so ver[...]wende man sie zu einer vorzüglich schmeckenden Marmelade, die ma[...] folgendermaßen bereitet. Die Tomaten werden trocken abgerieben, dur[...]gebrochen (nicht mit dem Messer zerschnitten), ohne Wasser, da sie sel[...] sehr wasserhaltig sind, in einem Steintopf weichgekocht und dann durch ein Sieb gerührt. Auf 5 Pfund so gewonnener Masse nehme man $2^1/_4$ Pfund Zucker, füge den Saft zweier Zitronen, ein kleines Stückchen Zitronensch[...] und ein wenig Zimt oder 2 Gewürznelken hinzu, koche alles zusammen, bis es die gewünschte Dicke hat, und fülle die Marmelade noch heiß in die Gläser, die man sofort mit Pergamentpapier verschließt. E. [...]

Der schlummernde Roggenkeim, eine unerschöpfliche Kraftquelle

In jedem Getreidekorn, das in die Mühle gelangt, schlummert in Form eines kleinen eigelbfarbenen Sprößchens der Keim, der prozentual viermal soviel Eiweiß, fünfmal soviel Fett und dreimal soviel natürliche Nährsalze als das Getreidekorn selbst enthält. Ein Bestandteil des Getreidekeimfettes ist Lecithin, der Hauptbestandteil der menschlichen Nerven- und Gehirnsubstanz. Die Nährsalze bestehen großenteils aus Kalk- und Phosphorverbindungen, die durch den Organismus der Pflanze hindurchgegangen sind.

Bis jetzt war es nicht möglich, den wertvollen Gehalt der Milch an Kalk und Phosphor, sowie an Vitaminen, den neuentdeckten Nährstoffen, zu ersetzen. Die schlummernden Getreidekeime kommen aber wohl dafür in Betracht und lassen sich für in der Ernährung Zurückgebliebene, im Wachstum gehemmte und tuberkulosegefährdete Kinder zur Verbesserung der Ernährung heranziehen. Der bekannte deutsche Ernährungsforscher und Professor für innere Krankheiten, von Noorden, hat neuerdings wieder in den Therapeutischen Halbmonatsheften auf die Bedeutung der schlummernden Getreidekeime als Phosphor- und Vitaminnährmittel hingewiesen.

Wir können in Deutschland jährlich 50 Millionen kg schlummernde Getreidekeime für Ernährungszwecke bereitstellen und würden damit eine unendlich große Anzahl von im Wachstum gehemmten Kindern und in der Ernährung zurückgebliebenen Erwachsenen kräftigen können und zwar mit einem ganz geringen Aufwand von Kosten, da der billige Preis des von der Natur gelieferten Rohstoffes — verglichen mit anderen gehaltreichen Nahrungsmitteln — in keinem Verhältnis zu seinem inneren Werte steht. Schon die Not der Zeit wird uns zwingen, die von der Natur in so reichem Maße gebotenen Kraftquellen zu benutzen und teure Mittel, vor allen Dingen solche von ausländischer Herkunft, zurückweisen.

Der Nahrungsmittel-Chemiker Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz, hat im Jahre 1911 zum erstenmal die Aufmerksamkeit der Wissenschaftler auf die ernährungsphysiologische Bedeutung der schlummernden Getreidekeime gelenkt.

Wer die erwähnten wissenschaftlichen Arbeiten, Koch- und Backrezepte für Krankenkost, sowie Darlegungen über das nach Dr. Klopfers Verfahren aus schlummernden Getreidekeimen hergestellte Kräftigungsmittel „Materna" zu erhalten wünscht, schreibe eine Postkarte an Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz, und verlange die kostenfreie Zusendung der Druckschriftensammlung Nr. 24.



LEITUNG: HORST SCHÖTTLER

An meine lieben Leser.

Meine harmlosen Plaudereien haben mir eine große Freude eingetragen. „Es fehlt Ihnen durchaus an Gründlichkeit, sehr geehrter Herr", tadelte mich ein Leser. Schon wenn das „Sehr geehrter Herr" so ans Ende gesetzt wird, habe ich Spaß daran. Aber dann: der Mann hat mir ganz aus der Seele gesprochen! Mir fehlt jede Gründlichkeit. Ich plaudere nur. Ich werfe einen Einfall kurz hin und gebe eine kleine Anregung zum Nachdenken. Mehr will ich nicht.

Aber der Deutsche will gründlich sein, sehr geehrter Herr. Und deshalb plaudere ich weiter. Wir ergänzen uns herrlich. Ich brauche eine Stunde für das, was dann wochen- und monatelang mit Gründlichkeit erwogen wird. Schließlich kommt dabei doch noch etwas ganz Vernünftiges heraus!

Henkell Trocken.

Ein Preisrätsel beschäftigt jetzt viele Gemüter. Ich bin zu schlau, um die Lösung zu verraten. Aber wenn man's beim richtigen Henkell anpackt, ist's kinderleicht. Dann kommt jedoch die Schwierigkeit: Wieviel richtige Lösungen sind zu erwarten? Wer das mit errät, gewinnt.

Da ich den ersten Preis (20000 Mk.) gewinnen will, rechne ich mir die Sache einfach mal aus: Das Preisrätsel wird in 50 Zeitungen mit durchschnittlich 122368 Lesern veröffentlicht, von diesen insgesamt 6118450 Lesern übersehen $12\frac{1}{3}\,\%$ leichtfertig das Inserat, und $7\,\%$ wissen nicht mehr, wohin die Lösung zu senden ist, $1\frac{3}{5}\,\%$ sind zu dumm, um das Rätsel raten zu können, $42\frac{1}{7}\,\%$ sind zu faul, um die Postkarte zu schreiben, $3\frac{1}{4}\,\%$ vergessen die Marke aufzukleben, $4\frac{2}{3}\,\%$ vergessen die Adresse zu schreiben, $\frac{6}{7}\,\%$ die Unterschrift, $\frac{3}{4}\,\%$ den rechtzeitigen Einwurf in den Briefkasten, $\frac{2}{5}\,\%$ gehen unterwegs verloren.

Es laufen also genau 1651982 richtige Lösungen ein. Rätselhaft bleibt mir nur noch, warum man da warten will, statt mir die 20000 Mk. gleich zuzusenden!

Fliegerhumor.

Im letzten Jahre des Krieges verunglückte ein Seeflugzeug bei Sturmlandung in Helgoland. Größte Aufregung, denn der Aufprall auf die Mole ließ befürchten, daß man den Flieger breitgedrückt wie Apfelmus unter dem zertrümmerten Flugzeuge hervorziehen würde. Die herzueilende Mannschaft hatte die Freude, den Offizier sich — anscheinend unverletzt — aus den Trümmern herausarbeiten zu sehen. Er hob nur das rechte Bein und betrachtete betrübt seinen Stiefel. „Verflucht noch mal," sagte er ärgerlich, „da habe ich bei der Schweinerei meinen Absatz verloren!"

Fortsetzung des „Plauderers" übernächste Seite.

W i tz e c k e

Zwei Berliner Eckensteher haben einen Zwanzigmarkschein gefunden.
Erster: „Mensch, det is aba jlänzend! Jetzt jehen wir aba jleich los und koofen uns in'r Kimmelbörse for neinzehn Mark Schnaps und bei'n Bäcker for eene Mark Brot."
Zweiter: „Aba Maxe! Ick jloobe, du bist brustkrank in'n Kopp! Nun saje mich blos, wat sollen wir denn mit det ville Brot?"

Eines Tages wartet im Salon bei Kriegsgewinnler Kniesebrecht ein Besucher des Hausherrn. In der „Pracht" macht sich das kleine Söhnchen zu schaffen, bis der Vater erscheint. An den Wänden hängen Kopien verschiedener schöner Bilder, darunter auch: „Der Schnapphahn" von Zaumbusch. Der fremde Herr fragt:
„Weißt du, was das Bild darstellt?
„Das ist mein Großvater."
„Wirklich?"
„Ja! Wenn er uns mal besucht, sieht er gerade so aus."

„Wenn du so faul bist, kommst du gewiß nächste Ostern nicht in die höhere Klasse."
„Ach, Vater! In der freien Republik gibt es doch keine Klassenunterschiede mehr."

„Rauchen Sie eine Zigarre mit, Herr Knopp? Leider bekommt man manchmal recht elendes Zeug."
„Ja ja! Meist die Geschenkten."

„Einen Hund haben Sie angeschafft? Ist er von besonderer Rasse?"
„Rasse Bratpfanne."

Herr Knopp kommt angeheitert heim. Im Schlafzimmer empfängt ihn seine Frau mit einer Flut von Schimpfworten. Er öffnet das Fenster.
„Weshalb machst du denn das Fenster auf?"
„Vielleicht wirst du mal wegen nächtlicher Ruhestörung verklagt."

Professor: „Wolf! Sie haben wieder eine ganz ungenügende Arbeit geschrieben."
Primus: „Wolf fehlt."
Professor: „Sehen Sie, Wolf, da sieht man so recht Ihren Leichtsinn, erst schreiben Sie solch schlechte Arbeit, und jetzt fehlen Sie noch!"















FORTSETZUNG

Geschmackvoll.

Das Betrachten der Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle ist einigermaßen unbequem. Man muß sich den Hals ausrecken, wenn man jede Einzelheit genießen will. Deshalb nimmt der Kenner seinen Rasierspiegel mit, und die Dame ihren Operngucker. In die Sixtinische Kapelle. Wahrscheinlich hat sich Michelangelo das auch so gedacht!

Gut abgeführt.

Clemens Brentano, dessen „Geschichte vom braven Kasperl" (Universal-Bibl. Nr. 411) zu den Perlen unserer romantischen Literatur gehört, war im persönlichen Verkehr ebenso witzig wie aufrichtig. Bei einer Gesellschaft hatte er einen wegen seiner Gesprächigkeit berüchtigten Herrn als Tischnachbarn. Als dieser im Laufe der Unterhaltung beiläufig erwähnte, er sei aus Mannheim, fiel ihm Brentano ins Wort: „Wie, aus Mannheim? Ich glaubte, Sie seien aus Schwetzingen." H–s.

Der kluge Hund.

Mein „Lump" ist treu wie Gold. Manchmal springt er aber doch über den Zaun. Teils dieserhalb, teils außerdem. Nach einigen Stunden oder auch Tagen kehrt er dann reumütig zurück.

Neulich mußte ich zufällig mal nach Berlin fahren. Meine Frau versuchte während meiner Abwesenheit Lump die Sache zu erklären. „Ach so," sagt da das Biest von einem Hunde, „weiß schon: Herrchen ist auch mal über den Zaun gesprungen!" So erzählte mir's meine Frau.

Die Franzosen.

Graf Gobineau fällt über seine Landsleute in dem Roman „Das Siebengestirn" folgendes, jetzt besonders beachtenswertes Urteil: „Ich bemerke, daß das französische Leben sich, wie um eine Achse, um die Furcht dreht, überlistet zu werden; überlistet durch die Menschen, überlistet durch die Gefühle, überlistet durch die Leidenschaften. Mit einem Wort: sie wollen alle scharfsichtige Leute sein, denen niemand und nichts auf der Welt etwas weismachen könnte."

Im gleichen Roman wird eine Engländerin folgendermaßen geschildert: „Sie war ein Mädchen vom Stamm der Sachsen, dazu geschaffen, sich und die anderen zu besiegen, und sie tat es; nicht ohne zu leiden, ohne Einspruch zu erheben, sich bei sich selbst zu beklagen, nicht ohne den Schmerz aller Stiche der empörten Phantasie zu empfinden, aber ohne eine Sekunde in ihrem Entschluß wankend zu werden, niemand anderes zum Zeugen ihrer Schwäche zu machen." („Das Siebengestirn", Roman vom Grafen Gobineau. Univ.-Bibl. Nr. 5052-55a.)

Ein wirksamer Schutz.

Der geistvolle Satiriker Saphir war seiner scharfen Zunge wegen so unbeliebt, daß sich in Berlin eine Vereinigung von Schriftstellern bildete, die den Zweck hatte, ihn literarisch unmöglich zu machen. Einst wurde Saphir vor Gericht über eine Klage vernommen, die Angely, der bekannte Lustspieldichter, gegen ihn angestrengt hatte. Dieser, den nichts mehr aufbrachte als eine Anspielung auf seine ungewöhnlich kleine Statur, behauptete, daß ihm Saphir nach dem Leben trachte. Saphir hörte die Beschuldigung ruhig an und sagte dann zu den Richtern: „Meine Herren, sehe ich aus wie ein Kindsmörder?" Die Wirkung, die dieses Bonmot auf die Richter ausübte, wurde Angely hinterbracht. Er geriet in solche Wut, daß er drohte, er werde sich an seinem Beleidiger tätlich vergreifen. Als Saphir dies hörte, meinte er gelassen: „Da werde ich mir zu meiner Sicherung hohe Stiefel machen lassen."

Was würden die beiden Todfeinde wohl sagen, wenn sie erführen, daß im Verzeichnis von Reclams Universal-Bibliothek ihre beiden Namen in Verbindung mit den Titeln ihrer bekanntesten Werke einträchtig beieinander stehen? H–s.

Wahres Geschichtchen.

Sie wanderten achtlos durch die Straßen Münchens. Weil sie beide so wortlos voll Glück waren, blieben sie unabsichtlich vor einem Schaufenster stehen. Dort sahen sie gleichzeitig zwischen den vielen Kunstwerken einen Bajazzo. Einen Mann, der darüber lachen mußte, daß ihm sein rotes Herzblut das weiße Gewand beschmutzte.

Da schauerte es ihnen. Im Weitergehen sprachen sie aufgeregt, zärtlich, beschwörend aufeinander ein.

Vier Wochen später war er vereinsamt; verlassen.

Irischer Humor.

Ein Ire und ein Schwede unterhalten sich über die Nationalität eines dritten. Der Schwede behauptet, daß, wenn der Vater auch ein Ire sei, der Sohn aber in Schweden geboren sei, letzterer eben ein Schwede sei. „Nein," sagt da der Ire, „denn wenn eine Katze im Backofen Junge bekommt, so sind es auch keine Kuchen." Gn.

Für Küche und Haus

Selleriegemüse mit neuen Kartoffeln. 2—3 schöne Sellerieknollen werden gesäubert, geschält, in Salzwasser mit 3 Maggibrühwürfeln weichgekocht, ebenso 1 Pfund schöne neue Kartoffeln. Die geschälten Kartoffeln und die Knollen werden in Scheiben geschnitten, die Selleriebrühe mit einer Mehlschwitze aus 2 Eßlöffeln voll Mehl und 50 g Margarine, 1 Messerspitze voll gestoßenem weißen Pfeffer und 1 gestrichenen Teelöffel voll Konsumawürze auf dem Feuer glattgerührt. Wenn diese Soße kocht, tut man die Sellerie- und Kartoffelscheiben hinein und gibt 1 Obertasse voll dicke, saure oder Buttermilch dazu. Nun läßt man alles noch einmal aufkochen, zieht das Gemüse vor dem Anrichten mit 1—2 Eiern ab und reicht Corned beef dazu, Schinken, Würstchen, gebratene Schnitzel oder Beefsteaks. Elisa.

Reistorte. Ein halbes Pfund Reis wird mit 1/2 Teelöffel voll Salz, 2 gestrichenen Eßlöffeln voll Zucker, der klein geschnittenen Schale einer Zitrone, mit Wasser bedeckt gekocht und nach und nach bei beständigem Rühren 1/2—3/4 Liter Milch und 25 g Margarine dazugetan. Wenn der Reis ausgequollen ist, rührt man 3 verquirlte Eigelb und 1 Teelöffel voll aufgelösten Süßstoff hinein. Dann füllt man in eine gut ausgefettete, ausgestreute Form ungefähr die Hälfte der Masse. Frisch eingekochte Birnen in großen Stücken werden, mit Vanillezucker bestreut, darauf gelegt und darüber der Reisrest getan. Die Torte bäckt bei starker Hitze 1/2 Stunde lang. Unterdessen wird das Weiß der Eier mit ein paar Löffeln voll Arrak zu steifem Schnee geschlagen, auf je 1 Eiweiß 1 Löffel voll Puderzucker dazu getan, über den Reis gebreitet und die Torte noch 5 Minuten lang in die Röhre geschoben, wo das Eiweiß fest werden muß wie Baiserschalen. E. v. Sch.

Brombeercreme. 1/2 Pfund gutgewaschene, abgetropfte Brombeeren kocht man mit knapp 1/2 l Wasser und dem Saft 1/2 Zitrone weich, läßt sie durch ein feines Sieb in einen Kochtopf laufen, in den man 2—3 Eßlöffel voll Zucker füllte, schüttet 1 1/2 Obertasse voll Haferflocken dazu, gibt etwas Salz, 20 g Butter hinein und kocht die Speise unter beständigem Rühren gar und dick ein. Dann nimmt man sie vom Feuer, rührt 2 mit Zucker verquirlte Gelbei durch und läßt sie 1 Stunde in der Kochkiste quellen. Wenn die Creme halb abgekühlt ist, zieht man den mit etwas Zucker steifgeschlagenen Schnee der Eier durch, schlägt sie noch ein Weilchen und füllt sie in Glasschalen, die man in kaltes Wasser, oder besser auf Eis stellt. Die Oberfläche verziert man mit besonders großen und schönen rohen Brombeeren, die man vorher herausgesucht, mit etwas Wasser bespritzte und mit Puderzucker überstäubte. Man legt um die Speise einen Kranz von Brombeeren und in die Mitte ein Häufchen, Kränzchen oder Streifen, je nach Geschmack. Man reicht Vanillesoße dazu. E. G.









Ratgeber für Reise und Erholung



Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten

Sommer- und Winterkurbetrieb **Bad-Nauheim** Am Taunus bei Frankfurt am Main

Hervorrag. Heilerfolge bei Herzkrankheiten, beginn. Arterienverkalkung, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmarks-, Frauen- u. Nervenleiden.
Sämtliche neuzeitliche Kurmittel — Gesunde, kräftige Luft — Herrliche Park- und Waldspaziergänge.
Vorzügliche Konzerte, Theater, Tennis, Golf, Krocket, Wurftauben-Schießstand. Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt.
Man fordere die neueste Auskunftschrift E 12 von der Bad- und Kurverwaltung Bad-Nauheim.

Überall vorrätig **RECLAM-BÜCHER** Jede Nr. M. 1.50

DIE BESTE LEKTÜRE AUF REISEN

DR. WIGGERS KURHEIM

Bayrisches PARTENKIRCHEN Hochgebirge

SANATORIUM

für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Kurbedürftige.
Fünf Aerzte — Auskunftsbuch
Gute, zeitgemäße Verpflegung. Ungestörter Dauerbetrieb.



Bei **Gicht, Rheumatismus,** Frauenleiden, Ischias, Adernverkalkung, Nervenleiden usw. hilft nachweislich die hochradioaktive

Wettinquelle

(2270 Macheeinheiten)

des Radium-Mineralbades

Brambach i. V.

Druckschrift R. U. 21 durch die Badeverwaltung.

Als Spediteur empfiehlt sich:

A. Warmuth, Berlin C. 2

Telefon: Amt Norden 9731—36. H. d. Garnisonkirche 1a.

Waldsanatorium

Sommerstein

bei Saalfeld in Thüringen

Schroth'sche Regenerations- u. a. Kuren

Aufklärschrift L 8. Äußerst wirksam!



Sorgs. ärztl. Behandlung u. gute Verpflegung. :: Näheres durch Prospekte.

Prospekte u. Auskünfte über Bäder, Sanatorien u. Pensionshäuser bitten wir von der Reiseauskunftsstelle von Reclams Universum zu verlangen.

Altenau, O.-Harz **Schützenhaus.** Kurhotel und Pension erstklassig. Vornehme Lage, direkt am Walde. Sommer und Winter geöffnet. Zimmer mit Balkon. Vorzügliche Verpflegung. Mäßige Preise. Eigene Konditorei. Bad. Telephon 5. Neuer Besitzer: **Mußotter.**

Jugendsanatorium Dr. med. K. Isemann

Nordhausen am Harz

Vorbeugung und Behandlung der nervösen Entwicklungsstörungen. Heilpädagogischer Unterricht und Erziehung.







Unterrichts- und Erziehungsanstalten



Prospekte durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum in Leipzig

Technikum Hainichen i. Sa.

Ausb. v. Ing., Techn. u. Werkmstrn. nach neuest. Method. in Masch.-Bau, Elektrotechnik sowie Eisenhoch- u. Brückenbau. Progr. frei. Sem.-Beginn i. Oktober u. April.

Bergschule Hochwaldhausen,

Post Herbstein (Oberhessen). Landerziehungsheim im Vogelsberg, waldreiche Höhenlage (500 m), günstige Ernährungsbed., politisch ruhige Gegend. Aufnahme v. Knaben u. Mädchen. Lehrziel: Reifeprüfung der höheren Schulen. **Keine Presse.** Gleichwertige Ausbildung v. Körper u. Geist (Gartenbau, Landwirtschaft, Handfertigkeit, Gymnastik, Sport, Kunst, Musik). Lehrplan eines Reformgymnasiums mit besond. Betonung der Biologie. Näheres d. Prospekt. **Leitung: Universitätsprofessor Dr. med. et phil. Steche.**

Ausbildg. von Röntgenschwestern

Kursusdauer 1½ Monat. Näh. auf Anfrage an **Elektrizitäts-Gesellschaft „Sanitas", Berlin N 24 v, Friedrichstraße 131d.**

Viele Unterrichtsanstalten lassen ihre Anzeigen in Zwischenräumen von 1—4 Wochen erscheinen, weshalb es sich empfiehlt, mehrere aufeinanderfolgende Ausgaben durchzusehen.

Wer schwach in der

Mathematik

ist, verlange **gratis** den Kleyer-Katalog vom Verlag **L. v. Vangerow, Bremerhaven.**

Berlin W Zietenstr. 22 **Dir. Fischer** Vorbereitungsanstalt f. alle Schulexamina. Gegründet 1888. Bis Ostern 21 bestanden: 5678 Zöglinge. Ostern 21 bestanden: 18 Abit.: 16 Reife für O. II. Internat. Damen.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den Frauenteil: Klara Skraup; für den Anzeigenteil: G. H. Gäbelein, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschöster[illegible] Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigen-Annahme für Deutschösterreich, die [illegible] den Balkan: M. Dukes



Für unsere Frauen



Künstlerische Decken

Die Spitzen-Tischdecke „Kynast" (Abb. 911), die mit einem 4. Preise ausgezeichnet wurde, ist aus alten, für den Gebrauch nicht mehr geeigneten Blusen, Schürzen, Stickerei- und Spitzen-



Abb. 911. Tischdecke „Kynast" aus Tüll-, Stickerei- und Spitzenresten. Entwurf und Ausführung Frl. Emma Wenge, Saalberg. Phot. Lisa König.

resten gefertigt. Die Stoffe werden sorgfältig gewaschen, getrocknet, mit Glanzplättstärke gesteift und gebügelt. Hierauf werden die neun Quadrate, aus denen die Decke besteht, angefertigt. Man schneidet aus Spitzen- oder Stickereistoff Vierecke, die man mit Einsätzen umrahmt. Sollte der Stoff nicht in gleicher Größe für alle Quadrate ausreichen, so setzt man so oft Einsatz an, bis die richtige Größe erreicht ist. Die Einsätze können verschiedene Muster haben, müssen nur in der Breite übereinstimmen. Ebenso fertigt man Quadrate aus glattem oder gemustertem Tüll an, verziert sie mit Spitzenfiguren und umrahmt sie mit Einsätzen. Hierauf werden die fertigen Quadrate durch Spitzen oder geschnittene Streifen aus Spitzen- oder Gardinenstoff verbunden. Was eben vorhanden ist, auch Stickereistoff, wird verwendet. Um den Außenrand der Decke setzt man nochmals Spitzeneinsatz und geschnittene Streifen und schließt mit einer Spitze ab.

Emma Wenge

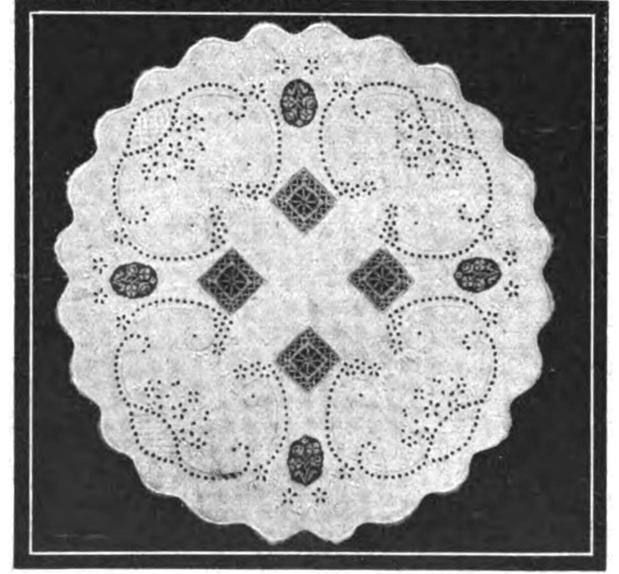


Abb. 912. Decke in Lochstickerei mit Filetmotiven. Entwurf Frau Meilick, Leipzig. Stechmuster 8 Mark. Phot. Reinhardt.

Bordüre in Ausschneidearbeit

Die Zeichnung ist so deutlich zu sehen, daß eine Erklärung nicht nötig ist. Der Einsatz eignet sich als Zwischensatz für alle möglichen Zwecke und kann sowohl mit weißem als auch mit farbigem Garn gestickt werden. Mit Kunstseide gearbeitet, würde sich das Muster sehr gut zu einem Handbeutel und auch für Kissen mit farbiger Seidenunterlage verwenden lassen. In weißem Stickgarn ausgeführt, ist der Einsatz sehr hübsch für waschbare Kissenbezüge und Schürzen.

Decke in Ausschneidearbeit

Unsere Abbildung 914, Originalmuster, zeigt ein schnell zu arbeitendes klares Muster in Ausschneidearbeit. Das runde Modell könnte, so wie es ist, als Deckchen für ein Toilettenkissen verwendet und recht wohl in farbigem Auroragarn, dessen Fäden man teilt, gestickt werden. Will man es für eine größere Decke verwenden, so wird das Muster, also das Deckchen, in die Mitte des Stoffes und eventuell auch noch in die vier Ecken gesetzt. Als äußeren Abschluß gibt man eine Reihe von den Sternen des Deckchens. So gut wie die obere Reihe des Deckchens aus zwei Sternblumen besteht, könnte sie auch aus vielen anderen, in der gleichen Weise zusammengesetzt, bestehen und würde dadurch zu einer Bordüre. Der Abschluß nach außen bleibt, wie er gezeichnet ist, die inneren Spitzen würden am Stoff selbst befestigt, der die Decke bilden würde. In gleicher Weise können die Sternblumen auch als Bordüre an Kleidern verwendet werden und an Ärmeln, Schoßtaillen und Blusen als Einsatz dienen. L. Martens

Winke für den Landaufenthalt

Wer kann sich wohl davor hüten, Grasflecke in Wäsche und Kleider zu bekommen, wenn er den Landaufenthalt nach Herzenslust genießen will. Der Waldboden, die Wiesen, Garten- und Rasenflecke laden zum Niedersetzen oder Lagern, und bald sind die Spuren davon in Gestalt der wenig geschätzten Grasflecke wahrnehmbar. Im Weißzeug werden sie mit Seife ausgewaschen und mit kochendem Wasser nachgespült. Sollten sie nicht ganz verschwinden, so kann man sie leicht schwefeln, muß dann aber gleich nochmals gründlich und mit Seife nachwaschen. Sehr gut entfernt man Grasflecke aus weißer Leinwand und ungefärbtem Baumwollstoff, wenn man sie, bevor sie in die Wäsche kommen, mit Spiritus ausreibt. Farbige Baumwoll- oder Wollstoffe behandle man mit Spiritus oder verdünntem Salmiakgeist. Ungefärbte Seide und Wolle werden am besten geschwefelt. — Obstflecke an Händen und aus echtfarbigen Stoffen entfernt man mit Zitronensaft oder verdünnter Zitronensäure. Färbige Woll- und Baumwollgewebe wasche man mit Seifenwasser oder Salmiakgeist aus, während man bei Seide und zartfarbigen Stoffen reinen Spiritus nehmen soll. Aus Weißzeug lassen sich Obstflecke leicht entfernen, wenn man die Stellen einige Stunden in ungekochte Milch oder Buttermilch legt und dann mit lauwarmem Seifenwasser nachwäscht. Auch Zitronensaft ist sehr zu empfehlen. In hartnäckigen Fällen greife man zu Chlorwasserlösungen, da das Schwefeln recht umständlich ist. Stets muß aber gut nachgewaschen werden. — Wagenschmierflecke. Die letzteren sind sehr schwer zu beseitigen. Am wirksamsten ist es, die Flecke mit ungesalzener Butter (oder dickem saurem Rahm) einzuschmieren und einige Stunden so liegen zu lassen. Dann reibt man sie mit Benzin ab auf einer elastischen Unterlage, die am besten aus einem zusammengelegten, weißen Tuch besteht. — Lehmflecke und Flecke von feuchter Erde wäscht man nicht, sondern läßt sie gut trocknen und reibt sie dann erst mit einem

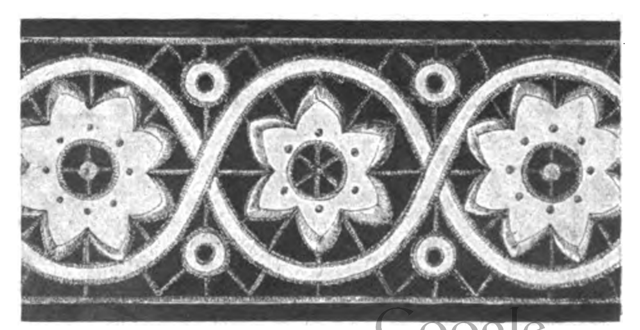


Abb. 913. Bordüre in Ausschneidearbeit. Entwurf Fr. L. Martens, Hamburg.

sauberen Tuche ab. — Wenn der **Strumpfhalter reißt** oder der Knopf am Leibchen abgeht, so kann man dem rutschenden Strumpf Halt geben, indem man eine Ecke am oberen Rande um sich selbst dreht, bis der Strumpfrand fest anliegt. Den entstandenen Zipfel schiebt man zwischen den Strumpfrand und das Bein. Für eine kurze Zeit genügt diese Nothilfe wohl. Schlimmstenfalls muß man das Eindrehen wiederholen. — **Nasse Lederschuhe und Stiefel** trocknen am besten, wenn man sie mit Zeitungspapier fest ausstopft und an die frische Luft, im Winter in einen durchwärmten Raum stellt, aber nicht in oder an den warmen Ofen; das Leder wird sonst hart und muß durch kräftiges, ziemlich lang andauerndes Bearbeiten mit Fett erst wieder geschmeidig gemacht werden. Sollten die Schuhe gar zu naß geworden sein, so empfiehlt es sich, die Papierfüllung, die die Feuchtigkeit anzieht, nach einigen Stunden zu erneuern. H. L.

Die Koloristin

Sehr wichtige Vorbedingungen für den Beruf einer Koloristin sind Farbensinn, zeichnerisches Können und künstlerisches Empfinden. Wie in jedem anderen Erwerbszweig, so ist auch in diesem eine gediegene Vorbildung von größter Wichtigkeit. In vielen jungen Mädchen schlummert ein schönes Zeichentalent, das nur verständnisvoll ausgebildet zu werden braucht, ehe sie als Volontärinnen in eine Kunstdruckerei eintreten, die im eigenen Hause kolorieren läßt. Das ist der billigste und schnellste Weg der Ausbildung. Der Andrang der Frauen zu allen Kunstzweigen und auf dem kunstgewerblichen Felde ist außerordentlich stark. Bleibt hernach die goldene Ernte aus, und reicht das Talent nicht zur großen Malerin, so haben diese mit Pinsel und Farbe vertrauten Kräfte die besten Aussichten, vorzügliche Koloristinnen zu werden. Die Übermalung der Porträtphotographien ka[nn] mit Aquarell-, Öl- oder Pastellfarben ausgeführt werden, Gravüren sollt[en] dagegen nur mit Aquarellfarben koloriert werden, damit der Grund ni[cht] ganz gedeckt wird. Durch die wirtschaftliche und namentlich auch durch d[ie] geistige Hebung aller Volksschichten wurde die Photographie ganz besonde[rs] populär. In Deutschland arbeiten ei[ne] große Anzahl Liebhaber- und Fachphot[o]graphen im Dienste der künstlerisch[en] Ideen, und die Kunstphotographien hab[en] eine außerordentliche Höhe erreicht. I[n] den großen Ateliers wird das Kolorier[en] der Bilder meistens von Künstlerinne[n] oder von ersten Retoucheusen besorgt. [Da] sich aber nur große Geschäfte eine te[uer] bezahlte erste Kraft halten können, [so] wird die Kolorierarbeit in Mittel- [und] natürlich noch mehr in kleinen Städ[ten] gewöhnlich aus dem Hause gegeben. D[as] Kolorieren von Photographien wird [gut] bezahlt, wenn es technisch fein und so[rg]fältig ausgeführt ist. Nur ist es, [wie] schon oben angedeutet, keine stän[dige] Beschäftigung, weshalb es vorteilha[ft] ist, das Kolorieren von Gravüren zu [be]treiben. Die Kunstwellen, die sich [in] überstürzender Eile über das brei[te] Publikum ergießen, fließen als sch[ier] Goldstrom in die Hände der Schaffe[nden]. Viel ernste Arbeit rührt sich um [die] künstlerische Gravüre, und immer wi[eder] tauchen neue schöne Möglichkeiten a[uf]. Hier bieten sich noch gute Aussichten für die Koloristin mit gutem Gesch[mack] und feinster Technik. Wer sicher in der Wahl der Farben ist, kann a[uch] abends bei elektrischem Licht arbeiten, sonst muß man das Tageslicht a[us]nützen. Das Kolorieren von Post- und Gratulationskarten wird schl[echt] bezahlt und ist eine geisttötende Beschäftigung. Dagegen ist das Kolori[eren] von Photographien und Gravüren eine leichte und angenehme Täti[gkeit], die viel Anregung und Abwechslung bietet. Charl. Ullm[ann]

Abb. 914. Decke in Ausschneidearbeit. Entwurf Frau L. Martens, Hamburg.



Für unsere Frauen



Leicht zu arbeitende Wäsche

Die tadellos ausgeführten Arbeiten Abb. 915, Wäschegarnitur, Taschentücher und Deckchen, deren Wirkung mit einfachsten Mitteln erreicht wird, wurden mit einem 3. Preise bedacht. Die Wäschegarnitur und die Taschentücher sind in der gleichen Technik ausgeführt. Nach Übertragen des Musters auf den Stoff, heftet man guten Waschtüll unter die klaren Stellen, unterlegt die Konturen — die feinen Striche mit einfachem Faden, die dickgestickten Stellen gefüllt — und führt die ganze Stickerei in gerader Stichlage aus. Nach Fertigstellung wird der Stoff über dem Tüll an den betreffenden Stellen weggeschnitten. — Das Taschentuch mit der Kante (rechts unten) muß in ganzer Größe mit Tüll unterlegt werden, während bei dem Tuch mit den verzierten Ecken (rechts oben) nur kleine Stücke untergeheftet zu werden brauchen. Der Randschluß wird in Langettenstich ausgeführt. — Die beiden kleinen Zierdeckchen sind aus Müllergaze hergestellt, ein Material, das jetzt käuflich wohl kaum mehr zu erlangen ist; doch findet sich vielleicht in einem oder dem anderen Hause noch ein Stückchen dieses feinen seidenen Gewebes. Nach Übertragen des Musters — Durchzeichnen mit Bleistift — werden bei dem runden Deckchen (rechts oben) der Grund der Blumen, bei dem viereckigen (links unten) der Grund der Randborte mit Wasserfarbe getönt und dann das Muster in beliebigen Farben gestickt. Bei dem runden Deckchen ist der gefärbte Grund zartes Rot, die Stickerei in graublauer und weißer Seide ausgeführt; gehoben und belebt wird das Muster durch die goldgelbe Umrandung. Bei dem viereckigen Deckchen ist der Randgrund ebenfalls rot; die vollgestickten Punkte und Ovale sind weiß, die senkrechten Linien goldgelb gestickt. Punkte und Ovale sind rot umrandet. Die Randlangetten bei beiden Deckchen werden in Weiß ausgeführt. Natürlich kann auch anderes Material zur Herstellung verwendet werden.

Else Reichelt

Abb. 915. Wäsche und Zierdeckchen. Entwurf und Ausführung: Frau Else Reichelt, Nieder-Lößnitz. — Täuflingskleidung „Egerländerin". Entwurf und Ausführung: Frau Luise Steiner, Komotau in Böhmen. — Phot. Elsa König

„Egerländerin,"

die entzückende Taufgarnitur, die aus altem Material hergestellt ist und ebenfalls einen 3. Preis errungen hat, wird gewiß auch den ungeteilten Beifall unserer verehrten Leserinnen finden und vielleicht zur Herstellung aus neuem Material anregen. Trotz des hohen Preises für gutes Häkelgarn stellt sich diese Täuflingsgarnitur billiger als eine aus Batist oder Spitzen hergestellte. Überdies hat sie den Vorzug, viel dauerhafter zu sein. Die geschätzte Einsenderin schreibt: „Als unser lieber Junge zur Welt kommen sollte (es war im Herbst 1918, also in der allerbösesten Zeit), fahndete ich nach einem hübschen Taufzeug für den Erstling. Die Börse durfte es natürlich nicht in Anspruch nehmen, denn unbemittelte Staatsbeamte haben jetzt für derlei nichts übrig. So ging ich denn, im Kramkoffer Nachschau zu halten, und siehe da, ich war mit meiner Ausbeute zufrieden. Zwei alte, in irischer Häkelarbeit gefertigte Schmuckecken für Blusen, noch aus meiner Mädchenzeit stammend, die jahrelang zu unterst im Koffer schliefen, mußten herhalten, unseren Liebling zu schmücken. Ich trennte zunächst die Randspitze und den Fond auf und legte mir die einzelnen gehäkelten Blüten und Blätter, die seinerzeit nach Mustern einer Handarbeitszeitung gefertigt waren, sorgfältig beiseite, das abgewickelte Garn dazu, und nun ging es an die Arbeit. Einen einfachen Kimonoleibchenschnitt für ganz kleine Kinder fand ich bald; ich zeichnete ihn mir auf starkes Papier auf und schnitt ihn aus. Es muß natürlich das ausgebreitete Leibchen in seiner ganzen Größe aufgezeichnet werden. Dann merkte ich mir auch die Größe der Passe an und nähte nun längs dieser letzten Linie, in passender Reihenfolge, nach dem vorhandenen Material die einzelnen Blätter und Blüten fest auf das Papier an. Wo sich Ränder trafen, nähte ich sie wiederum fest zusammen, ohne aber das Papier mitzufassen. Darauf nahm ich den aufgetrennten Faden und begann den oberen unregelmäßigen Fond zu arbeiten, der aus Luftmaschenbogen besteht, die zurückgehend mit von Pikots unterbrochenen festen Maschenreihen behäkelt sind. Dem Halsrand fügte ich das bekannte irische Randspitzchen an. Dann kam das eigentliche Leibchen an die Reihe. Hier arbeitete ich nur den einfachen Fond aus Luftmaschen und Pikots, immer genau den Randkonturen der Zeichnung folgend. Beide Fonds, der obere sowie der untere, sind an der Blütenreihe begonnen. Als ich die ganze Zeichnung behäkelt hatte, trennte ich den Blütenkranz vom Papier ab und häkelte nun Ärmel und Seiten genau wie bei Kimonoblusen zusammen. Den unteren Rand sowie die Ärmel versah ich mit dem

gleichen Spitzchen wie den oberen Rand. Eine alte rosa Batistbluse, der ich zur Dämpfung noch einen Rest weißen Batist auflegte, ergab das Futter. Ein Restchen feine Spitze, beim Aussteuernähen erübrigt, ziert den Rand, dem ich noch ein schmales weißes Bändchen zum Schmucke beigab. Das Häubchen ist auf dieselbe Art ausgeführt wie das Leibchen; für den Kopfteil verwendete ich ein Stückchen Tüll. Ich glaube, diese Beschreibung dürfte genügen. Es finden sich gewiß noch alle möglichen Variationen, wie man die Sache je nach vorhandenem Material und eigenen Gedanken verschieden gestalten kann."

Luise Steiner

Schwarzwälder Stubenwagen

Sieht er nicht traulich und behaglich aus, dieser weidengeflochtene geräumige Wagen mit seinem zierlich gedrechselten Untergestell und den ruhig und sicher rollenden festen Holzrädern? Ist's nicht, als ob er sagen wollte: mir könnt ihr euer Kleines ruhig anvertrauen, ich hüte es gut und gebe ihm Platz genug, daß es sich strecken und dehnen kann! Und in der Tat, es ist ein lieber, freundlicher Geselle, dieser Schwarzwälder Bauernwagen, der sich für die Stadt nur ein wenig reicher ausgestattet hat, als es für seine ländliche Heimat nötig ist. Statt der derben Kattunplane ein Verdeck aus geblümtem glänzenden Satin, ringsum noch mit einem gereihten Streifen aus einfarbigem Stoff verziert, hat er angetan. Bunt sind auch die Gardinchen, die der Sonne den Zutritt zum schlafenden Kinde verwehren, und bunt die Haltebänder für das Verdeck. Ein blumiges Bauernband ist durch die Hohlreihe im Korb unterhalb des Randes gezogen und gibt dem Gefährt ein besonders lustiges Aussehen. Der Wagen zeigt sich auf unserem Bilde in Naturfarbe und unlackiert; er ist aber auch mit buntem Anstrich, bauernblau, grün oder weiß zu haben, und in jedem Gewande sieht er reizend aus.

G. A. T.

Abb. 916. Schwarzwälder Stubenwagen. Phot. R. Matzdorff.

Schädlinge im Garten

Die Schnecken sind schlimme Feinde der jungen Pflanzen, die sie ganz abfressen. Das sicherste Vertilgungsmittel besteht im Wegfangen der Tiere spät abends oder morgens früh. Nach einem warmen Regen kann man sie leicht von den Blättern ablesen, ebenso wenn man zwischen die Pflanzen trockene Häcksel oder noch besser Gerstengrannen streut, was die Schnecken am Weiterkriechen hindert; oder man legt frisch abgeschälte Weidenruten abends quer über das Beet. Morgens früh sind sie dicht mit Schnecken besetzt, die dann sehr leicht vernichtet oder verbrannt werden können.

U.



Für unsere Frauen



Für den frühen Morgen

Der Schlafrock nimmt an Eleganz noch ständig zu. Schlafröcke mit echten Spitzen, die ein kleines Vermögen kosten, gehören nicht zu den Seltenheiten, und andere, die erhabene Stickerei oder Handmalerei auf schwerer Seide aufweisen, stehen den ersteren an Kostbarkeit nicht nach. Diese kleidsamen Gewänder weisen mehr oder weniger reiche Raffung auf, sind meist fußfrei gehalten und lassen einen Blick tun auf das zart bestrumpfte Bein und den seidenbeschuhten Fuß, die beide unbedingt den Farbton des Morgenrockes wiederholen oder ergänzen müssen. Die Ärmel sind fast immer angeschnitten und zeigen die weite Flügelform. Der Halsausschnitt darf besonders tief sein. Alles dies gilt für die elegante Morgenkleidung einer Frau, der die Lasten und Mühen der tätigen Hausfrau unbekannte Begriffe sind. Wer selbst Hand anlegen muß, verzichtet auf Seide und echte Spitzen. Auch muß der Schnitt in etwas von dem des eleganten Schlafrockes abweichen; die Ärmel werden eingesetzt, um die Bewegungsmöglichkeit nicht zu erschweren, und nicht so weit gehalten. Das zierliche Drum und Dran und die Halsumrahmung können auch bei denkbar schlichtestem Material von reizender Gesamtwirkung sein. Die wunderhübschen geblümten Wasch- und Kreppgewebe ergeben entzückende Morgenröcke. Neben dem eigentlichen Schlafrock spielt der Schlafanzug für die moderne Frau eine große Rolle. Diese Pyjamas sind in Schnitt und Ausstattung von der männlichen Schlafkleidung nicht wesentlich zu unterscheiden, stellen aber eine sehr bequeme Tracht dar; sie gehören allerdings nur ins Schlafzimmer. Man fertigt die Pyjamas mit Vorliebe aus hellfarbigen Stoffen an und verschnürt die lose Jacke. Besonders originell wirken die Schlafanzüge, wenn sich zu ihnen die Haube, das ausschließliche Attribut der Weiblichkeit, gesellt. Auch sonst beansprucht die Haube der Großmutter wieder einen großen Raum in der Morgenkleidung, wenn sie auch mehr einer Laune, denn einem Zwecke gleicht. Die modernen Hauben haben nicht mehr die Absicht, die fehlende Frisur zu ersetzen, wie ihre Ahnen es zu tun verurteilt waren, die höchst eindringlich zu sagen schienen: „Wir sind hier, weil wir eine Pflicht zu erfüllen haben, und wollen nicht kokett und kleidsam sein.“ Die leichtfertigen Enkelinnen dieser Hauben haben es dem Hut abgelauscht, das







Abb. 917. Morgenjacke „Mosaik“. Entwurf Frau Wanda Beyer, Kassel. Phot. Elsa König. Abb. 918, 919. Morgenkleider.

Gesicht vorteilhaft zu umrahmen. Sie kennen nur das eine Bestreben, das Gesicht anmutiger zu machen, und bedienen sich dazu duftiger Spitzen und Bänder, möglichst mit dem Anzug übereinstimmend, um diesem so einen neuen, pikanten Reiz hinzuzufügen. Die moderne Haube wird auch von jungen Mädchen getragen, während die pflichtbewußte Haube von ehemals den Weg „unter die Haube" als Voraussetzung forderte.

Lisa Westphal

✡

Unserem Preisausschreiben verdanken wir die hübsche, praktische Morgenjacke in Kimonoform „Mosaik" (Abb. 917), die mit einem 2. Preise ausgezeichnet wurde. Die Einsenderin, Frau Wanda Beyer aus Kassel, schreibt dazu: „Seit Jahren habe ich die abgelegten Krawatten und Selbstbinder meines Mannes sowie kleinere Seidenflicken gesammelt. Bei der Stoffnot vor zwei Jahren kam ich auf den Gedanken, sie zu verwerten. Ich zerschnitt die Krawatten usw. wahllos in kleine, ungleich geformte Stückchen und heftete sie auf ein vorher zugeschnittenes Matineemuster auf, so daß die Stückchen trotz ihrer Ungleichheit aneinanderpaßten. Ich hatte dabei das Bild eines Mosaikbodens vor Augen. Nach dem einfachen Aufheften wurden die Ränder umgelegt und mit farbigem Perlgarn (wofür man auch Garnreste ver-



Abb. 920. Kinderkleid. Entwurf M. Ganger, Berlin. Abb. 921. Kinderkleid. Entwurf Marie Wernicke, Berlin. Abb. 922. Kinderkleid. Entwurf Felicitas Bilewski, Berlin.

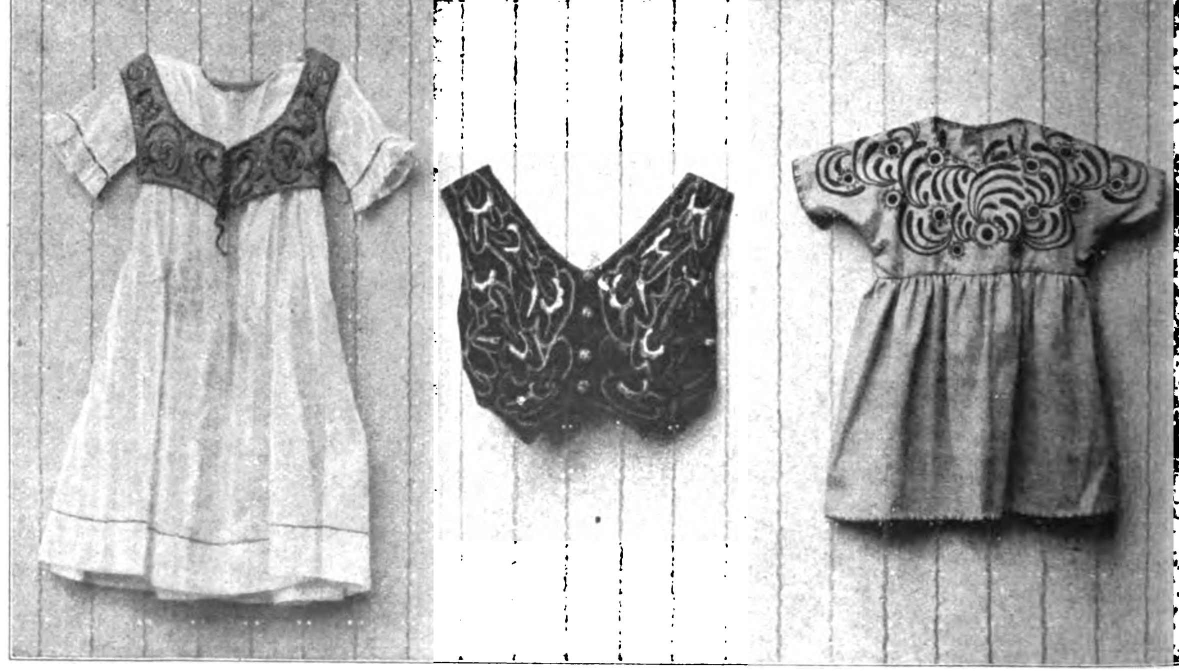


Abb. 923—925. Jungmädchenkleid, Überziehjäckchen, Kinderkleid. Entwürfe Frl. Charl. Neumann, Magdeburg.

wenden kann) mit Langettenstichen festgestickt. Ärmel, Gürtel und Halsausschnitt sind aus einfarbiger, abstechender, unterfütterter Seide angefertigt. Die ganze Jacke wird dann noch abgefüttert und am unteren Rande mit schwarzen Tressen eingefaßt." — Das Morgenkleid Abb. 918 eignet sich sehr gut für Handmalerei, die durch Schablonenmuster erleichtert werden kann, oder für Stickerei. Unser Modell ist aus mattblauer Seide gearbeitet und mit weißen Margueriten bemalt, deren gelbliche Kelche und schattierte grüne Ranken das Gewand anmutig beleben. — Die Abb. 919 zeigt einen Morgenrock aus blaßrosa Lindener Samt, der mit großen viereckigen Perlmutterknöpfen verziert ist. Um den Halsausschnitt und den unteren Ärmelrand zieht sich eine dicke Tollfaltenrüsche aus etwas kräftigerem rosa Seidenband. — Die Abbildungen 920 bis 922 zeigen drei außerordentlich reizvolle Kinderkleider, deren besondere Eigenart in ihrer Einfachheit liegt, in der geschmackvollen Anordnung der Materialien und in der sparsamen Verzierung. Das Kleidchen Abb. 920, aus rosa Stoff mit kurzen Flügelärmeln, hat als Ausputz ein grünes Überziehjäckchen, das mit leuchtenden Farben (Blaurot, Violett, Blau und Grau) behäkelt und vorn mit Troddelschnüren geschlossen ist. — Das Bolerojäckchen Abb. 926 wird aus gehäkelten Sternen verschiedener Größe gefertigt, zu denen man bunte Wollreste verwenden kann. Die Farben müssen grell, aber gut gegeneinander abgetönt sein.

Abb. 926. Gehäkeltes Jäckchen. Phot. Matzdorff.

Die großen Sterne, von denen man für eine mittelgroße Jacke etwa 35 Stück benötigt, werden wie folgt gehäkelt: 3 L. zusammenhäkeln, 2 L., nun 9—12 anderthalbfache Stäbchen in den Kreis häkeln (Faden einmal umschlagen, durch 1 L. durchziehen), zwischen 2 St. je 1 L. Der äußere Rand besteht aus Doppelstäbchen in kraß abweichender Farbe. In jedes Stäbchen häkelt man 2 St. mit je 1 L. Zwischenraum. Die kleinen Sterne, von denen man etwa 25 braucht, werden genau so, nur ohne die zweite äußere Randtour, gearbeitet. Man stellt sich ein gut passendes Jäckchenfutter aus einfarbiger Seide oder leichtem Wollstoff her, steckt die Sterne in passender Farbstellung darauf fest, häkelt einen Luftmaschenrand aus farbiger starker Wolle, der um die äußere Jackenkontur befestigt wird, und verbindet Rand und Sterne mit je 2—3 L. und f. M. Dieses Netz, das wie bei irischer Häkelei hergestellt wird, darf nicht zu lose sein und muß möglichst so verarbeitet werden, daß zu häufiges Abreißen des Fadens vermieden wird. Eine Holzknopfform, mit passender Wolle überhäkelt, bildet mit einer gehäkelten Öse den Verschluß dieses hübschen Jäckchens, das sich auch sehr gut ausnimmt, wenn es zu Dirndlkleidern getragen wird. — Das Kleid Abb. 921 ist ein hellblauer Hänger mit gleichfarbenem Überjäckchen. Dieses ist mit Überfangstichen aus kräftigem Blau fest gerandet und vorn auf gleichfarbige Wollschnur gezogen, die in Pompons endet. Das Jäckchen wird durch ein eingeknöpftes, gesticktes, quadratisches Schmuckstück zusammengehalten, das eine hübsche Stickerei in Durchbruchtechnik auf altrosa Grund in blauen Tönen zeigt. — Aus rosa durchbrochenem Stoff ist das Kleidchen Abb. 922 gefertigt und ganz leicht mit graublauer Stickerei verziert, die sich dem Stoffmuster anpaßt. Das festanliegende Leibchen endet in losen Zacken, an deren Spitzen zierliche weiße Wollblümchen angebracht sind; sie sind ganz leicht eingehängt und auch an dem Durchzug der Halbärmel angenäht. — Der Jäckchenmode folgt auch das Jungmädchenkleid Abb. 923, das aus hellblauem Voile gearbeitet ist, mit Überjäckchen aus sattblauer Seide. Rocksaum und Ärmelansatz sind mit Zierstichen in der gleichen Farbe geschmückt. Das Überziehjäckchen Abb. 924 aus dunkelrotem Tuch mit farbiger Wollstickerei ist sehr kleidsam, und das Kinderkleid Abb. 925 aus moosgrünem Wollstoff, dessen Leibchen mit Plattstichstickerei in bunter Wolle verziert ist, bequem für die kleine Trägerin und leicht anzufertigen. Rocksaum und Ärmel sind mit Knopflochstichen sauber gemacht,

Abb. 927. Kinderkleid. Entwurf Fr. Kommelle, Meuselwitz.



Abb. 928. Kinderkleid. Entwurf Fr. Lotte Herrlich, Altona.

für die man Wolle wählt, deren Farbe auch in der Stickerei des Leibchens vertreten ist. — Das Kinderkleidchen Abb. 927 besteht aus weißem, weichem Wollstoff und ist mit weißen Hohlsäumen verziert, die durch hellblaue Kreuzstichreihen betont werden. Um den Halsausschnitt, auf Schultern und Rücken sind hellblaue Blümchen gestickt. — Recht nett wirkt das einfache Kinderkleid Abb. 928, für das Waschpikee mit Stickerei aus rotem, waschechtem Stickgarn gewählt ward. — Die Abbildungen 929, 931 und 933 führen Kinderschürzen vor, die sich leicht herstellen lassen. Abb. 930 und 932 eignen sich auch für Erwachsene. Erstere ist auf den Schultern zusammengesetzt. Man steckt beim Anziehen den Kopf hindurch und gibt der Schürze Halt durch den losen Gürtel. Die herrschende Mode der verlängerten Taille betont Abb. 932, eine Schürze, die auch den Rücken schützt, was sich besonders bei der Gartenarbeit empfiehlt, wenn man zwischen Zweigen, Gestrüpp, Bohnenreihen usw. beschäftigt ist. Unsere Vorlage ist aus hellgrauem, kräftigem Waschstoff hergestellt und mit roter Zäckchenlitze verziert. Die großen Taschen sind sehr zweckmäßig; man kann Gartenschere, Bast, Bindfaden, Messer usw. gut darin verstauen. — Schnittmuster zu allen Abbildungen unserer Modenschau sind zu beziehen durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum in Leipzig, Inselstr. 22/24. Bestellschein und Bezugsbedingungen befinden sich auf der dritten Umschlagseite.

Abb. 929–933. Praktische Schürzen.



Für unsere Frauen



Die Hand und ihre Erziehung

Die Hand des Menschen ist zweifellos das kunstvollste Werkzeug, das je erschaffen worden ist. Ihre Beweglichkeit und Ausbildungsfähigkeit, die Feinheit ihres Tastgefühls, gepaart mit Kraft und Ausdauer, haben nicht zum wenigsten dazu beigetragen, den Menschen auf jene hervorragende Stelle zu heben, die er der lebenden und leblosen Natur gegenüber einnimmt. Wie man nun ein wertvolles, unersetzliches Instrument vor allen schädlichen Einflüssen zu bewahren, wie man seine Leistungsfähigkeit stets auf gleicher Höhe zu erhalten, ja, wenn möglich noch zu steigern versucht, so sollte man auch der Hand mehr Achtsamkeit und Pflege angedeihen lassen, als es leider in den meisten Fällen geschieht. Und man sollte damit schon beim Kinde beginnen. Kinder haben eine ausgesprochene Neigung, ihre Gliedmaßen zu mißhandeln, wodurch diese häufig für immer verunstaltet werden. Sie ziehen sich die Ohrläppchen lang, dehnen die Nasenflügel durch allerlei Unarten auseinander, zupfen und drehen an den Lippen oder schneiden Grimassen, die häßliche Falten auf der Stirn hervorrufen und nicht zur Verschönerung des Gesichts beitragen. Am meisten jedoch sind die Hände solchen törichten Spielereien unterworfen, vielleicht deshalb, weil es am wenigsten von den Erwachsenen beachtet und daher am seltensten gerügt wird. Die Klugheit aber gebietet, daß man auch gegen sie energisch zu Felde zieht. Man dulde nicht, daß die Kinder mit den Gelenken knacken, daß sie an den Daumen saugen, Nägel knabbern oder die Finger mutwillig ausziehen und pressen oder zu schwere Gegenstände heben und tragen. Das macht die Hände groß, breit, eckig und zu feinerer Hantierung ungeschickt. Auch die Fingerhaltung beim Schreiben und Klavierspielen ist nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der Hand und muß daher sorgfältig überwacht werden. Zeigen sich an der kindlichen Hand dicke Knöchel oder plumpe Fingerspitzen, so versuche man durch allabendliches sanftes Drücken und eine leichte Massage Besserung herbeizuführen, denn von der Gestaltung der Finger hängt die Form der Hand in hohem Maße ab. Bei einer wohlgebildeten Hand sollen die Finger schlank und lang sein und sich nach der Spitze zu gleichmäßig verjüngen. Die Gelenke dürfen nicht knollig hervortreten, die Nagelglieder weder dick noch plattgedrückt sein. Der Rücken der Hand soll eine feine, zarte Fettpolsterung zeigen, deren durchsichtige Haut die Adern leicht durchschimmern läßt. Um schön zu sein, muß die Hand ferner im richtigen Verhältnis zum übrigen Körper stehen. Es ist durchaus falsch, unbedingt eine kleine Hand als Gipfel des Wünschenswerten zu betrachten; am Arm eines starken, großen Menschen würde sie sogar wie eine Mißbildung wirken. Durchschnittlich soll die Länge der Hand bei Männern etwa ein Neuntel der Körperlänge betragen, bei Frauen etwas weniger. Schon in frühesten Zeiten war man geneigt, die Menschen nach Form und Ausdruck ihrer Hände zu beurteilen, und noch heute lassen sich viele Leute dadurch günstig oder ungünstig beeinflussen. Man spricht von edlen und aristokratischen, aber auch von rohen Händen. Im allgemeinen gilt eine feingeformte Hand mit zugespitzten Fingern als Ausdruck einer zart empfindenden, alles Unedle verabscheuenden Seele. Breite Handflächen und unförmige dicke Finger sollen materielles Wesen und Roheit anzeigen; lange, knöchern-dürre Finger gelten als Attribute des Geizhalses, kleine fleischige Hände mit kurzem, aber im Ballen stark gewölbten Daumen als Merkmal eines sinnlichen Temperaments; lange Finger mit „Trommelstockspitzen" deuten auf Unbefriedigtsein, weibliche Hände von männlich-kräftiger Form auf einen mutigen, energischen, aber auch trotzigen Sinn. Die Länge und Gestaltung der Nägel soll sich nach Länge und Form des Fingergliedes richten. Normalerweise sollen die Nägel die Fingerspitze nur um ein weniges, etwa 1 bis $1^{1}/_{2}$ Millimeter übertragen. Zu kurz geschnittene oder gar abgebissene Nägel sind ebenso unschön wie übermäßig lange, krallenartige, die nebenbei noch am Arbeiten und Zufassen hindern und die Finger auch zum feineren Tasten unbrauchbar machen. Ein gepflegter Nagel zeigt die sanfte Bogenform der Fingerspitze, er ist weder eckig, noch an den Seiten zu tief ausgeschnitten, sorgsam gefeilt und auf seiner Oberfläche glatt, von rosiger oder perlweißer Farbe. Was nun die Erziehung der Hand anbelangt, so muß diese wie jede andere Erziehung ebenfalls schon in früher Jugend beginnen. Von kleinauf leite man die Kinder zum richtigen Gebrauch ihrer Hände an, zeige ihnen, wie sie ihr Löffelchen geschickt zu halten, ihr Bilderbuch anzufassen, den Ball zu regieren, einen Gegenstand zu heben und zu tragen haben. Durch allerlei Handfertigkeiten mache man die kleinen Finger geschickt und gelenkig, übe sie in anmutigen Bewegungen und führe die Kinder dadurch zur Beherrschung ihrer Hände hin, die im späteren Leben so unendlich wertvoll ist. Menschen, die nicht wissen, was sie mit ihren Händen anfangen sollen, die sie vor lauter Verlegenheit in der Tasche, unter der Weste oder hinter dem Rücken zu verbergen suchen, die hilflos die Daumen umeinander drehen, wenn sie nicht gerade sonstwie beschäftigt sind, die nicht mit Messer und Gabel umzugehen verstehen und womöglich die Finger in die Luft spreizen, in der Annahme, daß dies der Gipfel der Feinheit sei, sind im höchsten Grade zu bedauern. Außer dem eigenen Gefühl der Unzulänglichkeit wirken sie lächerlich und haben die Folgen der elterlichen Achtlosigkeit zu tragen, unter denen sie oft schwer leiden. Haltung und Gebärde der Hand kennzeichnen die Er-



Abb. 934. Papierbrikett-Presse. Phot. Matzdorff.



Abb. 935. Kehrbesen-Befestiger.
Bezugsquelle: Heintze, Berlin, Friedrichstr. 7. Phot. Matzdorff.

ziehung und den Bildungsgrad des Menschen; sie vermögen der ganzen Erscheinung etwas Sympathisches und Fesselndes zu verleihen, können andererseits aber auch geradezu abstoßend wirken. Manche Frauenhand, die früher geschont werden konnte und alle Anzeichen liebevollster Pflege an sich trug, wird heute — der Ungunst der Zeit Rechnung tragend — freilich oft recht kräftig mit zufassen müssen. Ihre gute Grundform wird sie indessen auch bei gröberer Arbeit nicht verleugnen, und wenn sie achtsam behandelt und peinlich sauber gehalten wird, immer noch die gepflegte Hand erkennen lassen. Unbedingte Sauberkeit macht auch eine weniger gut gebildete Hand dem Auge angenehm. Nach jeder Schmutz ansetzenden Arbeit wasche man daher die Hände in warmem Wasser mit milder Seife und einer Bürste gründlich ab, denn je länger die Spuren der Arbeit daran haften bleiben, desto tiefer fressen sie sich ein. Kaltes Wasser ist ungeeignet, weil es den Schmutz nicht genügend auflösen kann; ebenso ungeeignet ist Scheuer- und Küchenseife, deren ständige Benutzung die Haut der Hand rot, rauh und rissig macht. Es gibt ja jetzt gute und milde Seife zu annehmbarem Preise, so daß wir unseren Händen dieses kleine Opfer bringen können. Auch Mandelkleie kann man sich selbst wohlfeil herstellen. Man verrührt 5 Tropfen Lavendelöl, 2 Tropfen künstliches Bittermandelöl (Benzoldehyd), 10 g Mandelöl (oder billigeres Provenceröl) mit 5 g Weizenmehl gut und gleichmäßig und setzt dann nach und nach unter Verreiben 85 g Weizenmehl hinzu. Zum Schluß empfiehlt es sich, die fertige Kleie durch ein großlöcheriges Sieb (Kartoffel- oder Kochsieb) zu reiben. Vor dem Waschen mit allzu heißem Wasser ist unbedingt zu warnen, denn auch dieses macht die Haut rot und glänzend, mehr noch die oft beliebte Zugabe von Soda oder Blitzblank zum Waschwasser. Sehr tadelnswert ist die Gewohnheit mancher Frauen, sich unter dem Strahl der Wasserleitung zu waschen. Abgesehen davon, daß es der Haut schadet, ruft es auch — namentlich im Winter — nicht selten Reißen und Rheumatismus hervor. Ist alle Küchenarbeit getan und die gründliche Säuberung der Hände geschehen, so reibe man sie mit einer leicht fettenden Kreme ein; abends mache man eine Einreibung mit doppelt gereinigtem Glyzerin und ziehe während der Nacht alte weiche und weite Militär- oder Wildlederhandschuhe über die Hände. Daß die Nägel bei aller Handpflege eine besondere Beachtung verdienen, bedarf wohl keiner weiteren Erwähnung. 4 g Weinsteinsäure in 100 g Wasser aufgelöst, mit 4 g Myrrhentinktur und 10 g Kölnischem Wasser vermengt, ergeben ein gutes Fingernagelputzwasser. Man befeuchtet damit die Nägel und poliert sie mit einem feinen Lederstückchen, am besten von einem alten dänischen Handschuh.

Gertrud Triepel

Papierbrikett-Presse

(Abbildung 934 auf vorstehender Seite.)

Mit dieser Presse kann jede Hausfrau sich aus Papier brikettartigen Brennstoff zur Feuerung selbst herstellen. Zeitungen, Abfallpapier u. dgl. weicht man in Wasser gut ein, bringt es unausgedrückt in die Presse, die fast bis an den Rand mit dem nassen Papier gefüllt wird. Die Presse muß während des Gebrauchs in einer Schüssel, einem Becken oder einer Wanne stehen, in die das ausgepreßte Wasser fließen kann. Darauf wird der Holzdeckel in die Form gesetzt und der Eisenarm langsam aber kräftig auf den Bügel nach unten gedrückt, damit das Wasser entweicht. Wenn es aus der Papiermasse herausgepreßt worden ist, löst man den vorn angebrachten Haken aus und drückt das zusammengepreßte Papier nach unten heraus. Nachdem die Briketts getrocknet sind, kann man sie als Heizmaterial verwenden. Bezugsquelle: Heintze, Berlin, Friedrichstraße 7. A. M.

Der Kehrbesen-Befestiger

Eine sehr praktische, einfache Vorrichtung führt unsere Abb. 935 vor. Man entfernt zunächst die Schraube mit der Mutter, die das Ganze zusammenhält. Dann schiebt man die kleine Hülle aus Eisenblech, die ringsherum mit scharfen Dornen versehen ist, über den Besenstiel und schraubt sie mit der Zwinge fest. Nun wird das Besenstielende mit dem Befestiger in das Schrubber- oder Kehrbesenloch gesteckt, wo sich die Dornen im Holz festklammern und dem Stiel guten Halt geben. M...s.

Ärztlicher Ratschlag.

Um das Schielen der Kinder zu verhüten, darf man sie nicht stets auf einem und demselben Arme tragen. Auch soll man ihnen nicht zu kleine und feine Spielsachen geben und darauf achten, daß sie die Sehobjekte nicht zu nahe haben, wodurch neben der Gefahr des Schielens auch die frühzeitiger Kurzsichtigkeit entsteht. Bei beginnendem Schielen verbinde man das richtig sehende Auge, damit das Kind nur mit dem schielenden Auge sieht, das dadurch gezwungen wird, sich richtig einzustellen. Im übrigen sei erwähnt, daß das Schielen gefahrlos und mit sicherem Erfolge operativ beseitigt werden kann. P. W.

Aus dem Handbuch der Ernährungslehre

Von Geh.-Rat Prof. Dr. von Noorden, Frankfurt a. M.

(Verlag: Julius Springer, Berlin) Seite 642

In den Getreidekörnern befinden sich als Gebilde eigner Art die Keimlinge (schlummernde Getreidekeime). Wer das ganze nur von äußerer Schale befreite Korn genießt, sei es in Form von Vollkornbrot, Grütze oder dgl., nimmt auch die Keimlinge zu sich. In dem gewöhnlichen Mehl und den aus Getreide hergestellten Erzeugnissen fehlen sie aber. Sie werden beim Mahlen schon durch geringen Druck ausgestoßen und mit der Kleie vom feineren Mehl abgesiebt.

In dem schlummernden Getreidekeim steckt wertvolle Substanz, gewissermaßen die Quintessenz von Bildungsstoffen, welche die Mutterpflanze der neuen Generation mitgibt, während der Mehlkern nur die Nahrung für den Keimling enthält.

Materna, die zerpulverte und durch leichtes Rösten im Vakuum entbitterte Substanz der schlummernden Roggenkeime ist ein goldgelbes Pulver von malzähnlichem Geruch.— In den schlummernden Roggenkeimen, die durch keinerlei chemische Eingriffe verändert werden, befinden sich mannigfaltige Eiweißbausteine, aus denen die junge Pflanze ihren Aufbau errichten soll und von denen man erwarten darf, daß sie auch dem Menschen wichtige Ergänzungsstoffe im Sinne des Röhmann'schen Vitaminbegriffs liefern.

Weiterhin ist der außerordentliche Reichtum an Nährsalzen in Betracht zu ziehen; Phosphorverbindungen überwiegen fast durchweg in organischer Bindung (Lecithin.) Die Zusammensetzung von Materna ist:

Feuchtigkeit	10 %
Eiweißstoffe	37 %
Fett	10 %
Mineralstoffe (Nährsalze)	5 %
Kohlehydrate (malzähnliche Stoffe)	37 %

Von keinem anderen pflanzlichen Rohstoff ist bisher eine so gute Ausnützung im menschlichen Organismus festgestellt worden.

Materna bewährt sich überall, wo der Ernährungszustand der Nachhilfe bedarf. Besonders gute Erfolge wurden bisher gerühmt bei schwächlichen Kindern und jungen Leuten, bei Blutarmen, bei Beginn der Tuberkulose und bei stillenden Frauen (Zeitschrift für diätetische Therapie 17. 202. 1913, Medizinische Klinik 1916. Nr. 53, Therapeutische Monatshefte 1917, Seite 9).

Materna ist das billigste Kräftigungsmittel, das sich z. Z. auf dem Markt befindet. 1/2-Pfund-Paket Mk 5.— (Apoth.)

Wer sich mehr für den schlummernden Roggenkeim als unerschöpfliche Kraftquelle interessiert, schreibe eine Postkarte an

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz

und verlange die kostenfreie Zusendung der Druckschriftensammlung Nr. 36, sowie Koch- und Backrezepte für Krankenkost.



LEITUNG: HORST SCHÖTTLER

Nicht möglich.

Und doch ist es möglich! Vor dem Kriege bewohnte ich am Gardasee einen uralten Palazzo. Eine breite Marmortreppe führte empor zu meinen Gemächern. Die Decken der Zimmer waren von einem Künstler des 16. Jahrhunderts gemalt, der Kamin meines Arbeitszimmers stand im Bädeker als Sehenswürdigkeit beschrieben; jedes einzelne Stück der kostbaren Einrichtung wurde von Kennern bestaunt. Wenn ich Gäste hatte, speisten wir von Porzellan mit dem Wappenschilde eines wohlbekannten Renaissancegeschlechtes. Die Zitronen klatschten in unseren Garten herunter wie faule Pflaumen. Im Januar blühten die Pfirsichbäume.

Und für all diese Herrlichkeit zahlte ich im Jahre 800 Mark — achthundert Mark! Einschließlich Küchengeräten, Leinenzeug, Glaswaren, Gasbadeofen.

Steuern? Während fünf Jahren ist mir kein Pfennig abverlangt worden. Alle Abgaben zahlte doch selbstverständlich der Besitzer des Palazzos, der die ungeheure Einnahme von 800 Mark = 1000 Lire hatte!

Cäsar und seine Glatze.

Sueton berichtet von Cäsar, er habe sich gewöhnt, das spärliche Haar über den Scheitel von hinten nach vorn zu legen; von allen Ehrenbezeigungen, die der Senat und das Volk ihm zuerkannten, habe er auch keine lieber angenommen und benutzt, als das Recht, stets einen Lorbeerkranz tragen zu dürfen.

Der Erfolg.

Es gibt viele Menschen, die Erfolg haben. Sie können ihn schon greifen, sie haben ihn fast in der Tasche — aber: zuletzt entschlüpft er ihnen doch noch!

Und es gibt wenig Menschen, die einen Erfolg erreichen. Sie wollen noch nicht an ihn glauben, sie wagen kaum ihn zu buchen — aber: er entflieht ihnen nicht!

Die vielen berauschten sich schon an der Aussicht des Erfolgs; und haben im entscheidenden Augenblick keine unverbrauchte Kraft einzusetzen. Die wenigen häufen zuletzt alles an, was bei den anderen nutzlos im voraus verpuffte; und damit erzwingen sie den Erfolg.

Du oder Sie?

Bei's Militär sagten wir alle Du zueinander; Gebildete und Ungebildete. Und wir freuten uns darüber.

Es war aber doch nicht das Richtige. Denn bald fingen die Gebildeten damit an, sich untereinander wieder zu siezen. Und damit verstärkten sie nur den Abstand, den sie zu Anfang aufgehoben hatten. Wenn man sich von dem einen gutmütig Du nennen läßt, aber zum andern

Fortsetzung des „Plauderers" übernächste Seite.



Fortsetzung

Herrn Sie sagt, unterstreicht man erst recht das Trennende.

Besser schon, man bleibt bei dem Sie; auch unter Kameraden. Dann hat man noch immer etwas, das die Freundschaft besiegelt.

Auch in der Liebe fehlt der süßeste Klang, wenn das Du zu früh schon die Scheidewand niederreißt.

Einst und jetzt.

Als Empedokles sich in den Ätna stürzte, warf der Krater seine Sandalen wieder hinaus.

Wenn das heute ein berühmter Mann unternähme! Ich fürchte: der Ätna würde die Stiefel als das Kostbarste behalten.

Zauberwurzeln.

In Leipzig werden noch heute am Johannistage die handförmigen Wurzeln zweier Knabenkrautarten — Orchis maculata und O. latifolia — verkauft und in getrocknetem Zustand von abergläubischen Leuten als Johannis- oder Glückshändchen im Geldtäschchen aufbewahrt, wo sie dann durch ihre bloße Anwesenheit bewirken sollen, daß dem Besitzer der schnöde Mammon nie ausgeht. Dieser Brauch weckt die Erinnerung an eine andere, als Zaubermittel einst vielbenutzte Wurzel, die der in Südeuropa und Asien beimischen Mandragora officinarum. Schon die Alten verwandten sie als Narkotikum vor schweren Operationen, häufiger jedoch zur Bereitung von Liebestränken und als Amulett gegen Hexerei, wie sie auch glaubten, daß die Wurzel den, der sie bei sich trage, unsichtbar mache. Im Mittelalter und noch bis ins 18. Jahrhundert hinein wurde mit der Mandragora ein förmlicher Kult getrieben, was wohl hauptsächlich darauf zurückzuführen ist, daß die fleischige, meist verästelte und an ihrem unteren Teile gespaltene Wurzel eine entfernte Ähnlichkeit mit dem menschlichen Körper hat. Man grub sie, gewöhnlich unter Beihilfe eines schwarzen Hundes, sehr vorsichtig aus und schnitzte aus ihr ein Figürchen („Alraun“ oder „Goldmännchen“), das mit kostbaren Kleidern angetan, mit Speise und Trank versehen und Sonnabends in Wein gebadet wurde, und dessen man sich zu allerlei magischen Zwecken bediente. Selbstverständlich trieb man mit solchen Alraunen einen schwunghaften Handel, der um so lohnender war, als sich immer Dumme fanden, die für einen derartigen Schutzgeist willig die höchsten Beträge zahlten. H—s.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das Universum zu beziehen.

Witzecke

„Wie prachtvoll weiß Ihre Wanne immer aussieht, Frau Ziesewitz!"
„Jawoll, — aber da darf mir ooch keener drin baden!"

Student (auf der Suche nach einer neuen Bude): „. . . also gut, Schulz, vom 1. Mai an werde ich mich vom Nachtwächter bei Ihnen en lassen."

Diener (der den andern besucht): „Ja, warum pfeift denn dein Herr Salon herum?"
Kollege: „Dem geht's wie mir, wenn ich Wein aus dem Keller muß. Die Gnädige ist so mißtrauisch —, jetzt ist nämlich die Zofe im n, und da muß er pfeifen, daß sie überzeugt ist, daß er die nicht küßt!"

A.: „Lieber Freund, ich bin nun den ganzen Abend bei dir gewesen möchte eigentlich noch ein wenig ins Café gehen; willst du nicht ommen?"
B. (mit einem Seitenblick auf seine Frau): „Ich bin eigentlich sehr lüsselig!"

„Darf ich Ihnen mit einem Gläschen Schnaps aufwarten, oder trinken lieber Tee mit Rum?"
„Mir ist's egal, was ich nach einem guten Essen für eine Zigarre e, wenn ich nach dem Tee mit Rum einen Schnaps getrunken habe," der Besuch etwas unverfroren. —

„Sie können mir doch einen volkstümlichen Ausruf nennen, der erz ausdrückt!"
„Herrgott, hab' i Hunger!"
„Gut. Jetzt sagen Sie mir noch eine Interjektion, die Freude aus-t!"
„Herrgott, hab' i an Durst!"

Schach
Redigiert von J. Mieses

Schachbriefwechsel.

Dr. U. K. in Ijuhy-Brasil.

In Turnieren und Wettkämpfen ist die Bedenkzeit in der Weise limitiert, daß jeder der beiden Spieler innerhalb einer Stunde eine gewisse Anzahl von Zügen (man einigt sich meist auf 15 bis 20 Züge) zu machen bat. Beim Wettkampf Capablanca–Lasker hatte jeder für je 15 Züge eine Stunde Bedenkzeit, d. h. nach höchstens zwei Stunden mußten 15 Züge und Gegenzüge geschehen sein. Die in der ersten Stunde ersparte Zeit kommt dem Spieler in der nächsten Stunde zugute; er hat also in einer Stunde 15, in zwei Stunden 30, in drei Stunden 45 Züge zu machen. — Die Schachbretter, die bei öffentlichen Wettkämpfen benutzt werden, sind ziemlich groß. Der „Deutsche Schachbund" besitzt solche von 45 cm im Quadrat. Die Figuren dürfen im Verhältnis zum Brett nicht groß sein, weil sonst die Übersichtlichkeit leidet. Das von Ihnen erwähnte „englische Modell" ist auch in Europa sehr beliebt. Die für den „Deutschen Schachbund" hergestellten Figuren sind diesem Modell ziemlich ähnlich.

Lösung der Aufgabe Nr. 76.

1. Db1×f5 g5–g4

Auf andere Gegenzüge folgt 2. Df–f3+ nebst 3. Tf1–d1 matt.

2. Le8–b5+! Sa7×b5
3. Kb3–c4 beliebig
4. Df5–d3 matt.

Lösung der Aufgabe Nr. 77.

1. Lb4–a3 Kc7–b6
2. Sc6–b4 Kb6×c5
3. Sb4–d5 matt.

1. . . . Kc7–d6
2. Sc6–e7 Kd6×e7
3. Tc5–c8 matt.

1. . . . Kc7–c8
2. Sc6–e7+ usw.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den Frauen... Klara Skraup; für den Anzeigenteil: G. H. Gäbelein, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & ... Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigen-Annahme für Deutschösterreich, die slawischen Staaten und den Balkan: ...



Für unsere Frauen



Mappen aus Pappe

Jede Woche erscheint ein Universum-Heft, jeden Tag kommt eine Zeitung ins Haus, und Zeitschrift wie Zeitung bringen eine Menge Anregungen, die eine sorgsame Hausfrau gern aufnimmt und ausbaut. Ist sie in der glücklichen Lage, sich mehrere Blätter halten zu können, so mehrt sich die wertvolle Ausbeute an praktischem und ethischem Material. Eine Freundin kennt Vorschriften für leckere Speisen, eine andere fand eine hübsche Plauderei, oder Streubildchen, die zusammengetragen hübsche Weihnachtsarbeiten ergeben, und die, als Kinderbilderbücher zusammengestellt, das Herz der Kleinen ebenso erfreuen wie die teuren gekauften Bücher. Alle solche Dinge wollen aufbewahrt sein, denn das treueste Gedächtnis hat sie nicht immer gegenwärtig. Auch fehlt in der Hast unserer Zeit oft die Möglichkeit, ein Weilchen stiller Sammlung zu finden, um nachdenken zu können, wo und wann man etwas erfahren hat, das für den vorliegenden Fall geeignet wäre. Da sind Sammelmappen eine sehr angenehme Nothilfe. Deshalb bringen wir zum Jahrgangsende Vorbild und Anleitung, wie man sich einfache Mappen sehr gut selbst anfertigen kann, in denen unsere verehrten Leserinnen aufbewahren, was ihnen wertvoll erscheint von Winken, Ratschlägen, Abbildungen und Beiträgen aus unserem Universum. Es ist handlicher, solche Auswahl gesammelt beieinander zu haben, als stets den ganzen Jahrgang durchblättern zu müssen, wenn man sich Rat holen will. Hat man etwas starke Pappe und ein paar Streifen schwarzen Kaliko oder irgendein farbiges Leinen zur Hand, so lassen sich die hier abgebildeten Mappen mühelos und schnell herstellen. Unsere Abb. 937 zeigt eine für Quartblätter berechnete Mappe, die aus je zwei grauen Pappstücken von 22 cm Höhe und 18 cm Breite besteht, die mit Lineal und scharfem Messer zugeschnitten wurden. Für die Ecken nimmt man einen $2^1/_2$ cm breiten und etwa 7 cm langen Streifen aus Kaliko oder Leinen, legt ihn so um die Ecke, daß sich rechts ein kleines Dreieck bildet, und die Enden des Streifens nach innen kommen (siehe Abbildung 936).

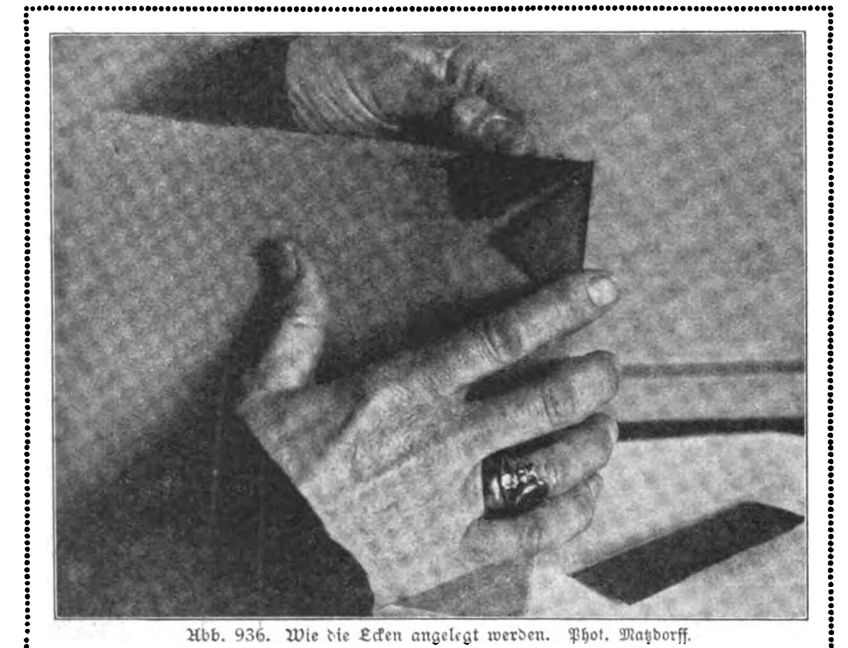


Abb. 936. Wie die Ecken angelegt werden. Phot. Matzdorff.

Der Streifen wird mit dickflüssigem Dextrin oder Fischleim befeuchtet, fest angedrückt und bis zum Trocknen leicht beschwert. Sind alle vier Ecken in dieser Art bekappt, so kommt der Mappenrücken an die Reihe. Hierfür muß der Stoffstreifen erheblich breiter — etwa 8—10 cm breit — sein, je nach der Menge des Inhalts, den die Mappe fassen soll. Auch dieser Streifen wird mit Klebestoff bestrichen und dann den beiden Mappenteilen so angelegt, daß er jederseits 2 cm über den Papprand übergreift. Zum besseren Halt wird dann auch noch von innen ein Stoff- oder nur ein Papierstreifen gegengeklebt, wie die Abbildung ebenfalls erkennen läßt. Auch die Ecken kann man in dieser Art innen sauber bekleben. Schließlich macht man mit einem scharfen Messer vorn in die Pappteile einen kleinen Einschnitt, schiebt das Ende eines schmalen Baumwollbandes hindurch, klebt es auf der Innenseite der Pappe fest und sichert es noch durch ein übergeklebtes kleines Zierschild aus Papier. Damit ist die ganze Arbeit getan, und die Mappe kann ihrer Bestimmung zugeführt werden.

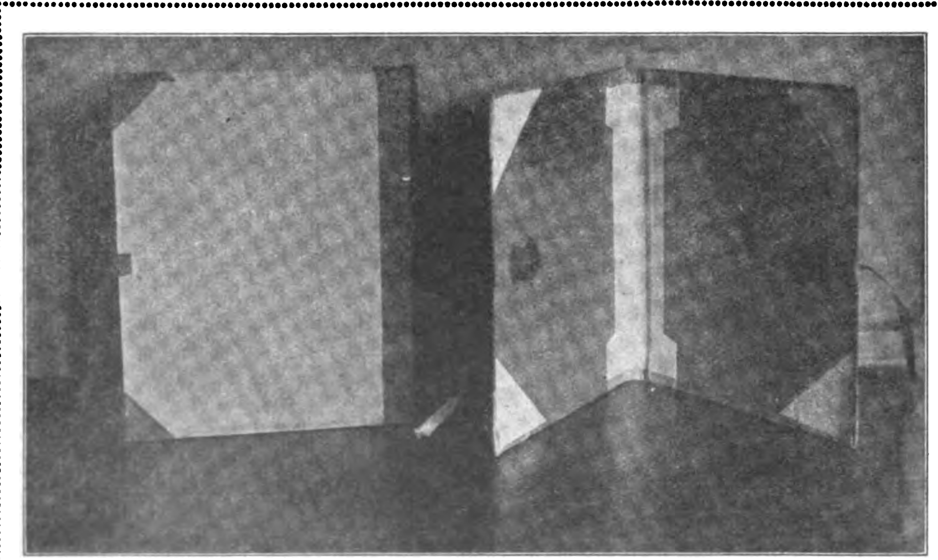


Abb. 937. Einfache Mappen aus Pappe. Außen- und Innenansicht. Phot. Matzdorff.

Bemerkt muß aber noch werden, daß bei Benutzung von anderm Stoff als Kaliko, die Schnittränder erst umklebt werden müssen, bevor Ecken und Rücken auf die Pappe geklebt werden, damit die Mappen auch ordentlich und sauber aussehen; Kaliko ist der einzige Stoff, der nicht ausfasert. Für Geschenkzwecke lassen sich diese kleinen praktischen Mappen sehr gut mit Feder oder Pinsel ausschmücken, [illegible] mit

hübschen Bildern bekleben. Bei den hohen Preisen, die jetzt für Leder- oder beklebte Stoffmappen gefordert werden, muß man es sich versagen, diese bequemen Behälter anzuschaffen, wenn man nicht zu Ersatzmitteln greifen will, in Gestalt der beschriebenen selbst herzustellenden Mappen aus dem billigen Material. — Macht man den Rücken nur schmal und die Pappen etwas höher, so kann man doppelt gefaltetes Löschpapier einlegen, das am Rücken durch ein buntes Seidenband festgehalten wird, und so eine Schreibmappe herstellen. G. A. T.

Knopfleiste für Bett- und Kissenbezüge

Der zweckmäßige Verschluß von Kopfkissen- und Federbettbezügen mittels Knopfleisten hat sich jetzt wohl allgemein durchgesetzt. Er erspart das häufige Annähen von Knöpfen, die meist schon in der nächsten Wäsche wieder zerrollt werden. Ein wenig beeinträchtigt wird die Freude an der Knopfleiste nur dadurch, daß nicht alle Bezüge die gleiche Anzahl von Knopflöchern aufweisen, zumal in einem alten Haushalt, der durch Nachschaffungen vervollständigt werden muß. Da legt uns eine praktische Hausfrau, Frau Charlotte Meinecke, die verbesserte Knopfleiste vor, die es entbehrlich macht, für jeden Bezug eigene Knopfleisten zu beschaffen. Die verbesserte Knopfleiste besteht aus zwei je 1 cm breiten Streifen aus doppeltem weißem Waschstoff, die an den beiden Längsseiten durchgesteppt sind. Die Streifen sind so lang, wie die Bettwäsche breit ist, also für Kopfkissen etwa 80 cm, für Federbetten 150 cm und werden dicht nebeneinander in ein weißes Leinenband eingenäht, das die Schnittfläche sauber macht. Dann schneidet man 7 cm lange Stücke von fingerbreitem weißem Leinenband und legt je ein Bandstück so über die beiden Leisten, daß die Enden auf der oberen Seite zwischen den beiden Leisten sauber übereinander gelegt und mit einem Knopf festgenäht werden können. Die so entstandenen Schlingen müssen sich verschieben lassen; deshalb ist der Knopf zwischen den beiden Leistenstreifen festzunähen. Die Zahl der Schlingen richtet sich am besten nach der höchsten Zahl der Knopflöcher in den betreffenden Bezügen. Hat man gelegentlich weniger Knopflöcher durchzuknöpfen, so läßt man die eine oder andere Knopfschlinge frei und verschiebt die zu benützenden Knöpfe je nach Bedarf. K.

Verwertung unreifer Pflaumen

Die unreif vom Baume abfallenden Pflaumen werden meistens als unverwertbar für Einlegezwecke angesehen, doch ist dies durchaus nicht der Fall. Sie ergeben bei richtiger Verarbeitung ein sehr gutes Kompott und ein wohlschmeckendes Gelee. Zum Kompott werden die halbreifen, kaum bläulich angehauchten Früchte genommen, mit einer starken Nadel mehrmals durchstochen und zwölf Stunden lang in kaltes Wasser gelegt. Am nächsten Tage kocht man die Pflaumen mit frischem Wasser, dem man etwas Salz zufügte (1 kleinen Teelöffel voll auf $^1/_2$ Liter Wasser), auf, schüttet sie auf ein Sieb, gibt sie dann in einen Steintopf und übergießt sie mit kochendheißem Zuckersaft. Man rechnet so viel Zucker, wie das halbe Gewicht der Pflaumen ausmacht. Nun läßt man sie wieder bis zum nächsten Tage stehen, kocht den Saft auf und gießt ihn wieder heiß darüber. Am dritten Tage wird der Saft mit etwas Zimtrinde und einigen Nelken dickflüssig eingekocht; die Pflaumen läßt man dann noch 15 Minuten lang darin kochen, füllt sie abgekühlt in Steintöpfe und verschließt diese luftdicht mit Blase oder Pergamentpapier. — Für Gelee werden die unreifen Pflaumen, auch kleine, grüne, eine Nacht gewässert, anderentags mit neuem kalten Wasser aufs Feuer und langsam zum Kochen gebracht. Man läßt sie dann auf der Seite des Herdes noch drei Stunden lang ziehen, seiht den Saft durch ein Mulltuch und verkocht ihn, wie den Saft von unreifen Äpfeln mit dem halben Gewicht Zucker zu Gelee, das sehr würzig, herzhaft und von schöner Farbe ist. M. Kr.

Praktische Ratschläge

Bei Kindern, aber auch bei Erwachsenen, verschiebt sich der mittlere Lederteil der Schnürschuhe, die sog. Zunge der Schuhe sehr leicht, so daß der oft andersfarbige Strumpf dadurch zum Vorschein kommt. Um dies zu verhüten, bohre man am oberen Ende der Zunge ein Loch und ziehe den Schnürriemen, ehe man ihn durch das letzte Schnürloch am oberen Schuhrande führt, hindurch. Die Zunge wird dadurch oben festgehalten und sitzt abends noch so stramm wie morgens beim Anziehen. — Brüchig gewordene Tüllgardinen lassen sich schwer stopfen, weil der neue Faden nicht mehr Halt findet in dem morschen Gewebe. In solchen Fällen kann man sich damit helfen, daß man auf die Löcher und Risse passende Tüllstückchen legt, die man vorher durch steife Stärke gezogen hat. Diese Flicken werden mit einem weißen Tuch bedeckt und solange mit heißem Eisen gebügelt, bis das Tuch trocken ist, worauf man es vorsichtig abzieht. Sollten die Ränder der geflickten Stelle nicht ganz trocken sein, dann bügelt man noch leicht darüber hin. Die so „geheilten" Gardinen bleiben wenigstens bis zur nächsten Wäsche ganz und brauchbar. Jos. Fuhrmann







Rätsel und Spiele

Magisches Dominoviereck.

Aus folgenden 16 Dominosteinen

$\frac{0}{3}, \frac{0}{4}, \frac{0}{5}, \frac{0}{6}, \frac{1}{2}, \frac{1}{3}, \frac{1}{4}, \frac{1}{4},$

$\frac{1}{5}, \frac{1}{6}, \frac{2}{3}, \frac{2}{3}, \frac{2}{4}, \frac{2}{5}, \frac{3}{3}, \frac{3}{4},$

ist ein magisches Viereck zu bilden, dessen Konstante 21 ist, d. h. es sollen 4 Reihen zu je 4 Steinen so zusammengesetzt werden, daß die Augensumme der Steine in wagerechter, senkrechter und Diagonalrichtung 21 beträgt. Der dritte Stein in der ersten wagerechten Reihe ist ein Pasch.

Lauträtsel.

Es liegt vor einer großen Stadt.
Wenn man hineingeschoben hat
Ein einzig Zeichen, nun dann suche
Es nur in irgendeinem Buche!

Rösselsprung.

wür-	len-	und	en-	blät-	a-
auch	will	ter	pri-	sich	lieb'
wei-	fel	frau-	und	und	sen-
dau-	kar-	ben	oft	ber-	den
glau-	ter	spiel	re-	ro-	gunst
ten-	ern-	wer's	ren-	wen-	gel

Gleichklang.

Wer mich besitzt, der ist ein armer Mann,
Wer mich begehrt, wird leicht das Leben tragen,
Wer mich entbehren muß, ist wohl daran,
Wer mich erstrebt, ist wahrlich zu beklagen.
Mich zu vergessen, böt wohl mancher Geld,
Indessen ist's ein Glück mich zu verlieren,
Und wer mich liebt auf dieser argen Welt,
Der wird ein traurig, ödes Leben führen. L. M.

Rätsel.

Der Ruth Gemahl, sinnvoll gewandt,
Dem hänge Tage an!
Und siehe dann, wie Unverstand
Wertvolles Gut vernichten kann.
A. A.-B.

Auflösungen aus Heft 35

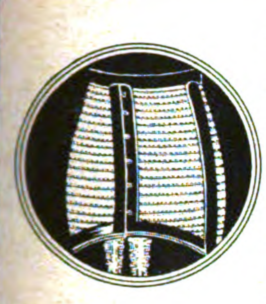
Kapselrätsel:
Nor(weg)en — Nor(d)en.

Abstreichrätsel:
Trappe — Rappe.

Mühlespielaufgabe:
21–1, 20–2
3–20, 15–21
19–23, 21–17
20–22, 4–21
23–10 (1, 10, 22)

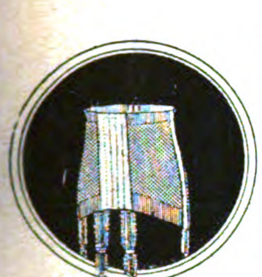
Rätsel: Ohren, Nero.

Steigerungsrätsel:
Tell—Teller—Elle.



„Gentila"-Figurverbesserer *und Hüftgürtel (à la mode française)*

zur Erlangung einer jugendlich schlanken, vornehm eleganten Figur und graziöser Haltung. Für jede Dame, die auf Schmiegsamkeit der Figur, Anmut und Grazie, Elastizität des Ganges Wert legt, unentbehrlich. / Verringert ganz beträchtlich durch andauernde milde Massagewirkung die Hüftenpartie in überraschender Weise u. verhindert Fettansatz u. Stärkerwerden des Unterleibes. Stützt das Kreuz, flacht den Leib ab und stellt die jugendliche Linie wieder her. / Bestes Mittel zur Wiedererlangung verlorener Formschönheiten, elegantester Korsettersatz aus kräft., luftdurchlässigem. elastischem Spezialgewebe. Acußerst angenehm im Tragen, läßt die Magenpartie frei, hindert nicht beim Atmen, gibt jeder Bewegung nach und ist auch für sporttreibende Damen von hohem Werte.



„Gentila", elast. Leibträger

sind die besten der Welt und werden von ersten Autoritäten dauernd empfohlen. Leicht, bequem, äußerst tragfähig und porös. Unentbehrlich als Stütze des Leibes bei

Korpulenz, Hängeleib, vor und nach der Entbindung, Nabelbruch, Wanderniere, Leber-, Herz- und Darmleiden, Wassersucht, Geschwulst, nach Leiboperationen, Verlagerungen und Senkungen der Unterleibsorgane

überhaupt für alle unterleibsschwachen und leidenden Personen. Schnüren den Leib nicht ein, geben jeder Bewegung nach, hemmen den Blutkreislauf nicht, sind dem Träger eine elastische und doch feste, aber angenehme Stütze, verringern Leib- u. Hüftenumfang. Die gleichmäßige, andauernde Massagewirkung der Binde auf die Unterleibsorgane fördert die Gesundheit. Keine lästig. Schenkelriemen od. Stäbe vorhand.



„Gentila"-Herrengürtel

zur Erhaltung und Verbesserung der Figur für Herren, die zur Starkleibigkeit neigen od. schon zu stark sind. Verbessert wesentlich die Figur, macht beleibte Herren schlanker, verleiht Haltung und Eleganz, verhindert Fettansatz und zu starke Ausdehnung der Bauchwand, schützt vor Leibschäden, stützt das Kreuz und gibt dem Träger mehr Sicherheit bei beruflicher u. sportlicher Betätigung. Die wohltätige Massagewirkung des Gürtels und sein günstiger Einfluß auf den Atmungsprozeß fördern die Gesundheit. Starkleibigkeit und Spitzbauch wirken unschön und stören die Harmonie der männlichen Erscheinung. Mein gesetzlich geschützter Gürtel ist zweckentsprechend und ausgeprobt, bequem, einfach, dauerhaft, und kein Herr sollte ohne diesen Gürtel sein.



„Liberty"-Gummistrumpf

bei Venenentzündung, Krampfadern, geschwollenen Beinen, verdickten u. schwachen Gelenken ist mein aus allerbestem Material genau anatomisch gearbeiteter, nahtloser Gummistrumpf „Liberty" unentbehrlich. Porös, leicht u. doch äußerst dauerhaft. Fester. aber wohltuender Halt. Erhöht körperl. Leistungsfähigkeit; beseitigt oder vermindert die Beschwerden. Vorzügl. Sitz. Kann in jeder Farbe, Garn- oder Seidengewebe hergestellt werden.

J. J. Gentil, Berlin 60, Potsdamer Str. 5 (am Potsdamer Platz).

Größtes Spezialgeschäft für Leibträger, Figurverbesserer, Hüftgürtel, Herrengürtel, Gummistrümpfe, Bruchbänder.

ATEL. LEFF LEIPZIG

Schimmel

Flügel Pianinos

in Friedensqualität

Gegründet 1885

Fordern Sie gefl. meinen Katalog L

Wilhelm Schimmel

KÖNIGL. HOF-PIANOFORTE-FABRIKANT

Fernsprecher Nr. 488 **Leipzig** -Stötteritz Weißestr. 20 24

Perleberger Versicherungs-Aktien-Gesellschaft,

Vertragsgesellschaft des Reichslandbundes,

versicherte im Jahre 1920 rund $2\frac{1}{2}$ **Milliarden Mark** an Viehwerten. Seit Bestehen der Gesellschaft wurden über **100 Millionen Mark** Entschädigung gezahlt.

Viehversicherungen in jeder Form.

Die Perleberger bietet weitgehendsten Versicherungsschutz sowie Deckung in jeder gewünschten Art.

Jedes Mitglied des Reichslandbundes erhält 5% Bundesrabatt.

In allen Abteilungen nur feste, angemessene Prämien. Schnellste Schadenregulierung.

Auskunft erteilen die Generaldirektion in Perleberg und die Geschäftsstellen, u. a. die **Verbandsleitung Leipzig, Konstantinstr. 6 III.** Telephon 5917.

Spezialhaus für

Linoleum

für Tische und Fußbodenbelag

Läuferstoffe * Wolldecken

Echte und deutsche

Teppiche

Kunstleder, Wachstuche, Friese, Kokos- und Drahtmatten, Wandstoffe

Richard Vogel, Berlin SW 68, Friedrichstr. 43

Fernsprecher: Zentrum 5930 und 1745

Schach
Redigiert von J. Mieses

Nachstehend geben wir die siebente Partie des Wettkampfes Capablanca–Lasker, die im April 1921 zu Havanna gespielt wurde.

Abgelehntes Damengambit.

	Capablanca.	Lasker.
1.	d2–d4	d7–d5
2.	Sg1–f3	e7–e6
3.	c2–c4	Sg8–f6
4.	Lc1–g5	Lf8–e7
5.	e2–e3	Sb8–d7
6.	Sb1–c3	0–0
7.	Ta1–c1	c7–c6

In der fünften Wettkampfpartie spielte Lasker hier b7–b6, was weniger gut ist. Es folgte 8. cd, ed, 9. Da4.

8. Dd1–c2 c6–c5

Hätte Schwarz den Bauern sofort nach c5 gezogen, so würde 9. dc gefolgt sein und nun kann Schwarz nicht Lc5: antworten, weil der Bd5 verloren geht. Nachdem aber die Dame die d-Linie verlassen hat, braucht Schwarz diese Fortsetzung nicht zu fürchten.

9.	Tc1–d1	Dd8–a5!
10.	c4×d5	Sf6×d5
11.	Lg5×e7	Sd5×e7
12.	Lf1–d3	Sd7–f6
13.	0–0	c5×d4
14.	Sf3×d4	Lc8–d7
15.	Sc3–e4	Se7–d5
16.	Sd4–b3	Da5–d8
17.	Se4×f6+	...

Wenn Weiß einen Springer nach c5 zieht, so könnte Tc8 die Antwort sein.

17. ... Sd5×f6

(Siehe Diagramm).

18. Dc2–c5! ...

Ein starker Zug. Es droht natürlich Lb5. Antwortet Schwarz 18. ..., b6, so folgt 19. Dd4 mit gutem Spiele für Weiß.

18. ... Dd8–b6!

Am besten. Der nun entstehende Doppelbauer ist kein Nachteil für Schwarz.

Stellung nach dem 17. Zuge von Schwarz.



19.	Td1–c1	Tf8–c8
20.	Dc5×b6	...

Auf 20. De5 oder Dg5 spielt Schwarz La4.

20.	...	a7×b6
21.	Tc1×c8+	Ta8×c8
22.	Tf1–c1	Tc8×c1+
23.	Sb3×c1	

Die Partie wurde hier als remis abgebrochen.

Rätsel und Spiele

Silbenrätsel.

Weite grüne Tannenwälder
Dehnen sich im ersten Wort.
Bist bei Tische du gesättigt,
Schieb das zweite sachte fort.
Wo im Spiel auf bunten Bühnen
Verse fließen, Tränen rinnen,
Menschenschuld durch Sterben sühnen,
Kann das Ganze Ruhm gewinnen.
A. A.-W.

Besuchskartenrätsel.

Bernd Stirot
Aue

Was ist der Herr?

Auflösungen aus Heft 36

Magisches Dominoviereck:

3		4	3	3	3	5	
2	3	4	1	4	1	6	
4	2	4		5	2	3	1
6	1	3	2	2	1	5	1

Lauträtsel: Vorort — Vorwort.

Rösselsprung:

Bauernregel.
Herrengunst und Aprilenwetter,
Frauenlieb' und Rosenblätter,
Würfel- und auch Kartenspiel
Wenden sich oft, wer's glauben will.

Gleichklang: Nichts.

Rätsel: Boas, Sabotage.

Zugrätsel.



Schach
Redigiert von J. Mieses

Abgelehntes Damengambit.

(Achte Partie des Wettkampfes Capablanca—Lasker zu Havanna.)

Lasker.	Capablanca.
Weiß.	Schwarz.
1. d2–d4	d7–d5
2. Sg1–f3	Sg8–f6
3. c2–c4	c7–c6

Eine wenig gebräuchliche, veraltete Spielweise; sie ergibt für Schwarz ein etwas gedrücktes Spiel.

4. e2–e3 Lc8–f5
5. Sb1–c3 e7–e6
6. Lf1–d3 ...

Diesen Läufer sollte Weiß nicht abtauschen, sondern ihn nach e2 entwickeln.

6. ... Lf5×d3
7. Dd1×d3 Sb8–d7
8. 0–0 Lf8–d6
9. e3–e4 d5×e4
10. Sc3×e4 Sf6×e4
11. Dd3×e4 0–0
12. Lc1–d2 ...

Auf 12. Lg5 folgt Dc7.

12. ... Dd8–f6
13. Ta1–d1 Df6–g6

Schwarz erstrebt den Damentausch, weil Weiß durch Tfe1 und Se5 im Mittelspiel Stellungsvorteil zu erlangen droht.

14. De4×g6 h7×g6
15. Ld2–c3 ...

Auch jetzt hat Weiß die etwas bessere Stellung.

15. ... Tf8–d8
16. Tf1–e1 Ld6–c7
17. Kg1–f1 ...

Ein Zug, der bei Lasker auffallend oft vorkommt.

17. ... Sd7–f8

Der Zweck dieses Zuges wird sofort klar.

18. Lc3–d2 f7–f6
19. h2–h4 ...

Um die Fortsetzung g6–g5 nebst Kf7 und Sg6 zu verhindern.

19. ... Kg8–f7
20. g2–g3 Sf8–d7!

Schwarz will mit Recht den Springer nach e7 spielen, denn dort steht er am besten.

21. Ld2–e3 Sd7–b6
22. Te1–e2 Sb6–c8
23. Td1–c1 Sc8–e7
24. Tc1–c3 a7–a6

Um 25. Tb3 mit 25. . . ., b5 zu beantworten.

25. a2–a4 Ta8–b8
26. b2–b4

(Siehe Diagramm)

Nun droht der für Schwarz unbequeme Zug a4–a5.

26. ... b7–b5

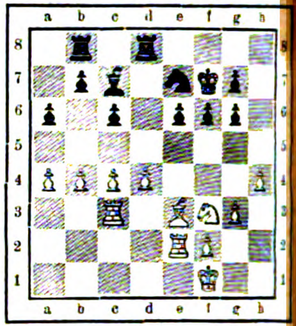
Die einzige richtige Erwiderung.

27. c4×b5 ...

Nach 27. ab, ab, 28. cb, Tb5: würde der Bauer b4 schwach werden.

27. ... a6×b5
28. a4–a5 Lc7–d6
29. Tc3–b3 ...

Stellung nach dem 26. Zuge von Weiß.



Nicht 29. Tb2? wegen 29. . . ., Sd5.

29. ... Se7–d5
30. Le3–d2 Tb8–c8

Lasker nahm hier das von Capablanca angebotene Remis an. Die meisten Spieler an seiner Stelle hätten wohl noch Gewinnversuche gemacht, die aber kaum Erfolg gehabt haben würden.

...ür Küche und Haus

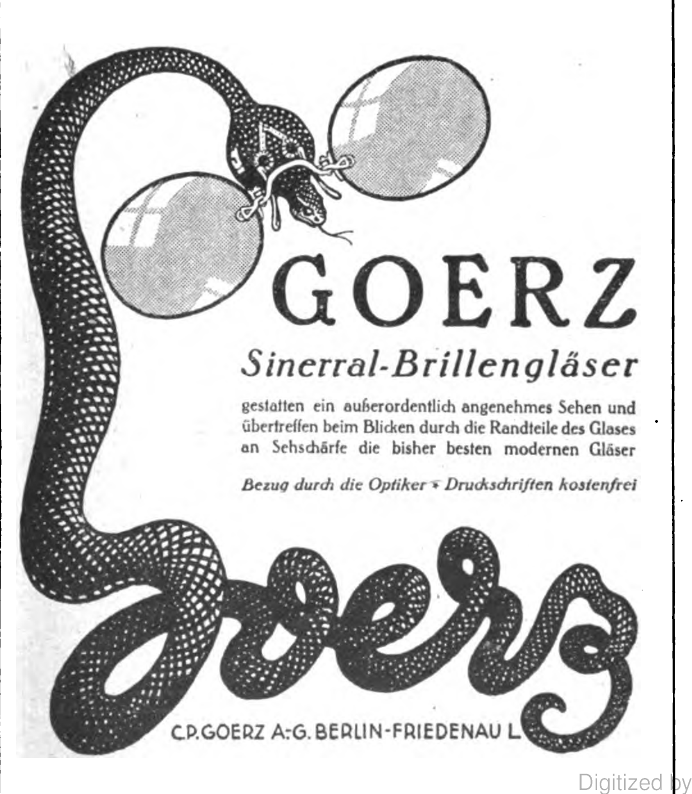
...erichte aus Gurken und Obst. ... Gurken reichlich und billiger als ... zu haben sind, sollte man sie ... Streckung von Kompotts oder für ...mmengekochte Gerichte, zu denen ...n dann noch Klöße oder Puffer reicht, ...wenden. Das zartfaserige Gurken...ch hat die Eigenschaft, das stärkere ...ma der Früchte aufzunehmen und ... etwas streng oder herb schmecken... Obst lieblicher im Geschmack zu ...ben. Man kann bei der Zu...ntung nach zweierlei Vorschriften ...fahren. Entweder kocht man die ...hälten, möglichst schlanken, je nach ...ieben in Würfel, Stifte oder ...eiben geschnittenen Gurken mit ...as ganzem Zimt, einer Nelke, ...onensaft und Schale in Wasser ..., nimmt sie mit dem Sieblöffel ...aus und kocht sodann in dem ...rkensaft das Obst weich, was sich ... hellfarbenem Obst, wie Äpfel, ...nen, gelbe Pflaumen, Rhabarber, ...chelbeeren, Quitten, Reinelauden ...nders empfiehlt. Oder aber man ...ührt umgekehrt: kocht erst die ...chte in reichlich Saft gar, nimmt ... mit dem Sieblöffel heraus und ...t die Gurkenstückchen im Fruchtsaft weich, die nun z. B. bei Kirschen, blauen Pflaumen, Johannis-, Erd-, Him- und Preiselbeeren eine schöne rote Farbe annehmen. Man süßt das Mischkompott mit Zucker, Kunsthonig, oder auch mit Süßstoff. Soll dieses Kompott als Mittagessen gelten, so kocht man Hefen-, Grieß- oder Kartoffelknödel dazu, oder auch Wasser- oder Milchreis, Spätzle usw. Sehr gut schmecken dazu die ganz einfachen und sehr sättigenden Haferflockenschaumkuchen nach folgender Vorschrift: Hafer- oder auch Gerstenflocken, je 100—125 g für die Person, werden am Abend vorher mit wenig Wasser und etwas Salz angekocht und in die Kochkiste gestellt. Der dicke Brei wird sodann mit 1—2 Eidottern und etwas Mehl verrührt, der steifgeschlagene Eiweißschnee daruntergezogen und mit Kokosfett oder Schmalz in der Eierkuchenpfanne zu ganz dünnen, knusperigen Kuchen gebacken, die mit Vanillezucker oder Zucker und Zimt bestreut, recht heiß aufgetragen werden. K. Sch.

Warmer Gurkensalat. Der wohlschmeckende und gut bekömmliche warme Gurkensalat ist in Norddeutschland sehr beliebt. Die geschälten, feingehobelten Gurken werden gesalzen, etwas stehengelassen und

(Fortsetzung siehe nächste Seite)









Schach
Redigiert von J. Mieses

Abgelehntes Damengambit.

(Achte Partie des Wettkampfes Capablanca—Lasker zu Havanna.)

Lasker. Weiß.	Capablanca. Schwarz.
1. d2–d4	d7–d5
2. Sg1–f3	Sg8–f6
3. c2–c4	c7–c6

Eine wenig gebräuchliche, veraltete Spielweise; sie ergibt für Schwarz ein etwas gedrücktes Spiel.

4. e2–e3 Lc8–f5
5. Sb1–c3 e7–e6
6. Lf1–d3 ...

Diesen Läufer sollte Weiß nicht abtauschen, sondern ihn nach e2 entwickeln.

6. ... Lf5×d3
7. Dd1×d3 Sb8–d7
8. 0–0 Lf8–d6
9. e3–e4 d5×e4
10. Sc3×e4 Sf6×e4
11. Dd3×e4 0–0
12. Lc1–d2 ...

Auf 12. Lg5 folgt Dc7.

12. ... Dd8–f6
13. Ta1–d1 Df6–g6

Schwarz erstrebt den Damentausch, weil Weiß durch Tfe1 und Se5 im Mittelspiel Stellungsvorteil zu erlangen droht.

14. De4×g6 h7×g6
15. Ld2–c3 ...

Auch jetzt hat Weiß die etwas bessere Stellung.

15. ... Tf8–d8
16. Tf1–e1 Ld6–c7
17. Kg1–f1 ...

Ein Zug, der bei Lasker auffallend oft vorkommt.

17. ... Sd7–f8

Der Zweck dieses Zuges wird sofort klar.

18. Lc3–d2 f7–f6
19. h2–h4 ...

Um die Fortsetzung g6–g5 nebst Kf7 und Sg6 zu verhindern.

19. ... Kg8–f7
20. g2–g3 Sf8–d7!

Schwarz will mit Recht den Springer nach e7 spielen, denn dort steht er am besten.

21. Ld2–e3 Sd7–b6
22. Te1–e2 Sb6–c8
23. Td1–c1 Sc8–e7
24. Tc1–c3 a7–a6

Um 25. Tb3 mit 25. ..., b5 zu beantworten.

25. a2–a4 Ta8–b8
26. b2–b4

(Siehe Diagramm)

Nun droht der für Schwarz unbequeme Zug a4–a5.

26. ... b7–b5

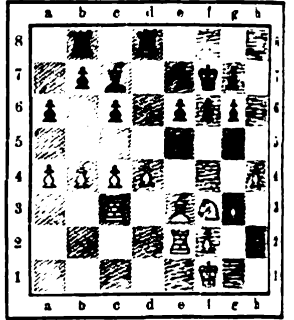
Die einzige richtige Erwiderung.

27. c4×b5 ...

Nach 27. ab, ab, 28. cb, Tb5: würde der Bauer b4 schwach werden.

27. ... a6×b5
28. a4–a5 Lc7–d6
29. Tc3–b3 ...

Stellung nach dem 26. Zuge von Weiß.



Nicht 29. Tb2? wegen 29. ... Sd5.

29. ... Se7–d5
30. Le3–d2 Tb8–c8

Lasker nahm hier das von Capablanca angebotene Remis an. Die meisten Spieler an seiner Stelle hätten wohl noch Gewinnversuche gemacht, die aber kaum Erfolg gehabt haben würden.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das Universum zu beziehen.

Für Küche und Haus

Gerichte aus Gurken und Obst. Wo Gurken reichlich und billiger als Obst zu haben sind, sollte man sie zur Streckung von Kompotts oder für zusammengekochte Gerichte, zu denen man dann noch Klöße oder Puffer reicht, verwenden. Das zartfaserige Gurkenfleisch hat die Eigenschaft, das stärkere Aroma der Früchte aufzunehmen und auch etwas streng oder herb schmeckendes Obst lieblicher im Geschmack zu machen. Man kann bei der Zubereitung nach zweierlei Vorschriften verfahren. Entweder kocht man die geschälten, möglichst schlanken, je nach Belieben in Würfel, Stifte oder Scheiben geschnittenen Gurken mit etwas ganzem Zimt, einer Nelke, Zitronensaft und Schale in Wasser gar, nimmt sie mit dem Sieblöffel heraus und kocht sodann in dem Gurkensaft das Obst weich, was sich bei hellfarbenem Obst, wie Äpfel, Birnen, gelbe Pflaumen, Rhabarber, Stachelbeeren, Quitten, Reinelauden besonders empfiehlt. Oder aber man verfährt umgekehrt: kocht erst die Früchte in reichlich Saft gar, nimmt sie mit dem Sieblöffel heraus und kocht die Gurkenstückchen im Fruchtsaft weich, die nun z. B. bei Kirschen, blauen Pflaumen, Johannis-, Erd-, Him- und Preiselbeeren eine schöne rote Farbe annehmen. Man süßt das Mischkompott mit Zucker, Kunsthonig, oder auch mit Süßstoff. Soll dieses Kompott als Mittagessen gelten, so kocht man Hefen-, Grieß- oder Kartoffelknödel dazu, oder auch Wasser- oder Milchreis, Spätzle usw. Sehr gut schmecken dazu die ganz einfachen und sehr sättigenden Haferflockenschaumkuchen nach folgender Vorschrift: Hafer- oder auch Gerstenflocken, je 100—125 g für die Person, werden am Abend vorher mit wenig Wasser und etwas Salz angekocht und in die Kochkiste gestellt. Der dicke Brei wird sodann mit 1—2 Eidottern und etwas Mehl verrührt, der steifgeschlagene Eiweißschnee daruntergezogen und mit Kokosfett oder Schmalz in der Eierkuchenpfanne zu ganz dünnen, knusperigen Kuchen gebacken, die mit Vanillezucker oder Zucker und Zimt bestreut, recht heiß aufgetragen werden. K. Sch.

Warmer Gurkensalat. Der wohlschmeckende und gut bekömmliche warme Gurkensalat ist in Norddeutschland sehr beliebt. Die geschälten, feingehobelten Gurken werden gesalzen, etwas stehengelassen und (Fortsetzung siehe nächste Seite)

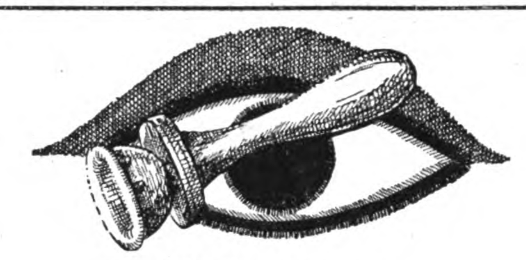
fest ausgedrückt. Indessen zerläßt man etwas geräucherten Speck, gießt ihn von den Grieben ab und hält ihn in einer, über einen Topf mit heißem Wasser gestellten Porzellanschüssel warm, verrührt darin 2 Löffel voll feingewiegter Kräuter, etwas Pfeffer und gibt zuletzt die ausgedrückten Gurken hinein. Nach Belieben kann man noch etwas Zucker an den Salat geben. — Eine andere, sehr einfache Art, Gurkensalat bekömmlicher zu machen, ist folgende: Die fein gehobelte Gurke wird gesalzen, gepfeffert und 10 Minuten lang stehen gelassen; dann verrührt man die Gurkenscheiben mit 1 Löffel voll gutem Senf, am besten Traubensenf. Dieser Gurkensalat schmeckt herzhaft, ohne den Magen zu belästigen, wie der mit Essig und Öl angerührte. Th.

Heringspastete. Zwei große gewässerte Salzheringe werden gewaschen, geschuppt und ausgenommen; Gräten, Rückgrat, Kopf und Schwanz entfernt, Fleisch und Rogen fein gewiegt, ebenso 2 hartgekochte Eier, 2—3 Perlzwiebeln und 1—2 Mundbrötchen, in Brühe geweicht, mit 1½ Teelöffel voll Mostrich glatt verrührt, dazugetan. 2—3 Löffel Milch, 1 rohes Ei, 50 g Margarine, möglichst eine gut verrührte Heringsmilch gibt man in die erste Mischung, treibt alles durch einen Durchschlag und rührt es 2 Minuten lang auf dem Feuer. Man füllt die Pastete in eine Porzellandose und verwendet sie kalt oder warm als Brotaufstrich oder als Abendgericht zu Bratkartoffeln. Will man die Pastete schärfer oder milder haben, so nimmt man mehr oder weniger Brötchen dazu. E.

Praktische Ratschläge

Behandlung der Kaninchenfelle. Kaninchenfelle sind gegenwärtig sehr gesucht; man fertigt aus ihnen gut bezahlte Nachahmungen von Luxuspelzwerk. Für bestimmte Sorten werden recht hohe Preise geboten, während die Felle vor wenigen Jahren noch wertlos waren. Wer also Kaninchen aufzieht, der gehe sorgfältig mit deren Fell um. Man töte das Kaninchen durch einen wohlgezielten Schlag hinter die Ohren und öffne ihm die Halsader mit einem scharfen Messer. Hat man es dann an den Hinterbeinen aufgehängt, so beginnt man mit dem Abbalgen, indem man zuerst rund um die Hinterbeine am ersten Gelenk einen Schnitt macht und das Fell bis zum Schwanze herab zwischen den Beinen einschlitzt. Dann streift man das Fell rund um die Afteröffnung ab, wie man einen Handschuh abzieht, so daß die innere Seite nach außen kommt; es geht ganz leicht. Ist man bis zu den Vorderbeinen gelangt, so muß man wieder etwas mit dem Messer nachhelfen, um das Fell ganz zu entfernen. Da es nicht nötig ist, auch den Kopf abzuhäuten, kann man das Fell rund um den Hals herum abschneiden. Nach dem Abbalgen muß es gestreckt und getrocknet werden. Fellstrecker kann man sich leicht selbst anfertigen, aus dünnen Brettern oder Eisendraht. Kaninchenfelle trocknet man an kühlem, trockenem Orte, am besten bei Zugluft, niemals in der Sonne. Sind die Felle getrocknet, so sortiere man sie nach Größe und Qualität für den Verkauf. Im allgemeinen werden die Winterfelle von den Händlern bevorzugt. Einige nehmen aber auch Sommerfelle, da das Kaninchen oft auch im Sommer sein Erstlingsfell trägt, das besonders geschätzt wird, weil es nicht wie das spätere, wo das neue Haar

(Fortsetzung siehe nächste Seite)









nachwächst, schwarze Stellen aufweist. Man unterscheidet vier Größen der Felle. Die geringsten Qualitäten werden zu Filzhüten verarbeitet und nach Gewicht gekauft, die besseren stückweise. M. W.

Ein guter Einfall. Bekanntlich nützen sich die Borsten eines Handbesens an der Spitze zuerst ab, so daß man mit Bedauern die nicht zu benützenden an der Griffseite betrachtet. So kam eine praktische Leserin unserer Zeitschrift auf den Gedanken, die abgenützten Borstenbündel an der Spitze des Handbesens herauszuziehen und ebenso viele der noch tadellosen am entgegengesetzten Ende. Diese letzteren hat sie nun mit gutem Leim, den man ja jetzt wieder fertig in Tuben erhalten kann, bestrichen und in die Löcher der abgenützten Bündel hineingedrückt. Der so erneuerte Besen leistet fast schon ein Jahr lang Dienste wie ein neuer, ohne daß eine Borste herausgegangen wäre. Zu Nutz und Frommen der sparsamen Hausfrauen geben wir diesen Rat weiter.

Stopfen. Um Risse in guten Stoffen, besonders in glattem Tuch möglichst unsichtbar zu stopfen, bediene man sich des Menschenhaares; bei dunklen Stoffen nimmt man dunkles, bei helleren blondes oder weißes Haar, und man wird staunen, wie wenig sichtbar das Gestopfte ist. J. F.-B.

Haarwuchsmittel. Die Wurzel der wenig geschätzten, wildwachsenden Klette besitzt den Haarwuchs fördernde Kraft. Wenn man den Haarboden wöchentlich drei- bis fünfmal tüchtig mit einem Wurzelabsud einreibt und gelegentlich etwas Klettenwurzelöl anwendet, so wird der Erfolg sich bestimmt einstellen. D. A.

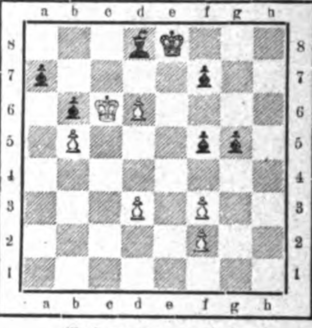
Schach

Redigiert von J. Mieses

Alle auf die Schach-Rubrik bezüglichen Zuschriften richte man an die „Schach-Redaktion von Reclams Universum"

Endspielstudie.

Von E. Dorasil in Troppau.



Weiß am Zuge gewinnt.

Die Lösung dieser Studie ist nicht schwierig, aber für weniger erfahrene Schachfreunde doch lehrreich.

1. f3–f4 g5×f4

Falls 1. . . ., g4, so 2. d4, Lb4, 3. Ke7 und Weiß gewinnt. Auf 1. . . ., Kf8 gewinnt Weiß mit 2. Kd7, Lf6, 3. Kc8 usw.

2. f2–f3 Ld8–f6
3. Kc6–c7 Lf6–e5
4. d3–d4 Le5×d6+
5. Ke7×d6 Ke8–d8
6. d4–d5 f7–f6
7. Kd6–e6 Kd8–e8
8. d5–d6 und Weiß gewinnt.

Lösung der Aufgabe Nr. 75.

1. Df1–h1 Sf2×h1
2. Sb4–d3+ usw.

1. . . . g5–g4
2. Dh1–h5+ usw.

1. . . . f4–f3
2. Dh1–h2+ usw.

1. . . . Ke5–d4
2. Sb4–c2+ usw.

1. . . . beliebig
2. Dh1–e4+ usw.

Aufgabe Nr. 74 wurde richtig gelöst von Willy Nowack in Budweis.


Meggendorfer Blätter


Boran
Krem
die Haut-Arznei


Globin
beste
Schuh-
Krem

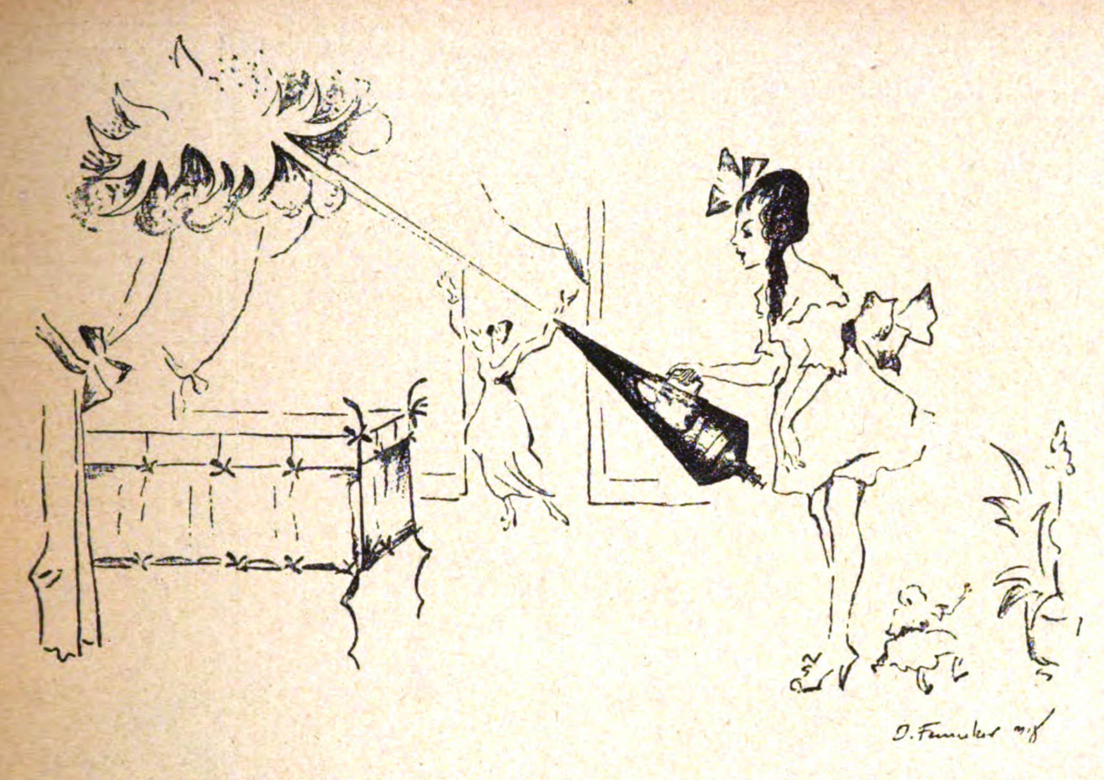

NG-Busch
Brillengläser
sind auf Grund der Tscherning-Gullstrand'schen Forschungen errechnet und vervollkommnet; sie gewährleisten:
Deutliches Sehen in jeder Blickrichtung!
Nitsche u. Günther OPTISCHE WERKE RATHENOW
NG EB
Emil Busch A.-G. OPTISCHE INDUSTRIE RATHENOW
NG-Busch Brillengläser sind in den optischen Ladengeschäften erhältlich.
Um uns vor minderwertigen Erzeugnissen zu schützen, die in letzter Zeit auch unter dem Namen „Menisken" massenhaft in den Handel gekommen sind, verwenden wir diese Bezeichnung nicht mehr, sondern bitten, nur noch auf das in jedes Glas geätzte Markenzeichen NG EB zu achten.

Praktische Ratschläge

Möbel aufzufrischen. Um gebrauchten Möbeln möglichst lange ein neues Aussehen zu erhalten, müssen sie sachgemäß behandelt werden. Öfteres Abreiben mit dem Fensterleder allein genügt nicht. Lassen sich doch z. B. Flecke auf diese Weise keineswegs entfernen. Wasserflecke auf polierten Möbeln reibe man so lange mit Petroleum und Wasser, bis sie verschwinden. Weiße Flecke, die durch Aufstellen heißer Gefäße entstehen, bedeckt man einige Zeit lang mit nasser Zigarrenasche. Man läßt einen Kork über dem Feuer ankohlen und reibt damit tüchtig die aschebedeckten Stellen; dann wäscht man mit klarem Wasser nach, trocknet ab und poliert zum Schluß mit einem wollenen Petroleumlappen. Mattgewordene Politur frischt man mittels einer Mischung von Rotwein und feinem Speiseöl auf. Man nimmt beides zu gleichen Teilen, reibt mit einem Wattebäuschchen die Flüssigkeit kräftig ein und poliert mit einem Leinenlappen nach. Um Mahagonimöbeln wieder ein frisches Aussehen zu verleihen, braucht man sie nur mit einem weichen Leinwandlappen, den man in lauwarmem Wasser anfeuchtet, abzureiben und dann mit einem Stück weicher trockener Leinwand nachzupolieren. Ledermöbel reinigt man mit Terpentin und einem wollnen Lappen. Etwaige Flecke lassen sich durch Essigwasser oder durch Wasser mit etwas Hirschhornsalz entfernen. Mattes Leder frischt man danach mit einer Mischung von Essig und Öl auf. (Kräftig nachreiben!) Glänzendes Leder reibt man mit Eiweiß ab. Lackierte Möbel verlangen besondere Vorsicht. Benzin und Terpentin sind streng zu meiden, da sie den Lack zersetzen. Man reibt sie nur mit einem feuchten, danach mit einem trockenen Tuch ab. Gegen den häßlichen und schädlichen Wurmfraß in den Möbeln wende man Petroleum an oder eine Mischung von Essig, geriebenem Knoblauch und Wermut. Man spritzt die Flüssigkeit in die Wurmlöcher. Entweder klebt man sie dann mit Bienenwachs zu, oder man muß das Verfahren wiederholen. H. B.

Versengen der Wäsche. Wie leicht und oft kommt es vor, daß man beim Bügeln die Wäsche versengt. Auswaschen nützt nichts. Ein ganz einfaches Mittel hilft in wenigen Minuten. Man befeuchte die versengte Stelle mit Wasser und lege dann das Wäschestück in die Sonne; nach einigen Minuten ist der gelbe Fleck verschwunden. J. F.-B.

Rostflecke zu beseitigen. Man gibt in ein ganz kleines Gefäß oder in einen Emailleschöpflöffel einen knappen halben Teelöffel voll Kleesalz (das bekanntlich stark giftig ist!), und füllt ihn mit Wasser. Dann hält man den Löffel über eine Gasflamme, bis das Kleesalzwasser kocht. Während eine zweite Person das Wäschestück hält, damit es der Flamme nicht zu nahe kommt, taucht man den Rostfleck in die kochende Lösung, wo der Fleck sogleich verschwindet. Darauf muß man in klarem Wasser nachspülen. Johanna.



Feuer breitet sich nicht aus, hast du Minimax im Haus

Minimax G.m.b.H., Berlin W 8, Unter den Linden 2 (E 60)

Berlin · Cöln · Hamburg · Stuttgart · Wien · Zürich · Prag · Stockholm · Valparaiso

---

Gute Bücher zu Geschenkzwecken!

Die reichste Auswahl guter Romane, Novellen, Erzählungen in schön gebundenen Ausgaben aus der modernen und klassischen Literatur bietet Reclams Universal-Bibliothek. **Jede Nummer kostet geheftet M. 1.50.**

Wundervolle, künstlerische

antike und moderne

Porzellan-Malereien

auf Gebrauchs- u. Luxusporzellan liefert, auch auf Bestellung, die

Keramische Werkstätte Dresden

Max Robra, Dresden-A. 24/13

Man verlange Kataloge

EXPORT

Simo-Vibrator

der dauerhafteste und betriebssicherste elektrische Hand-Vibrator.

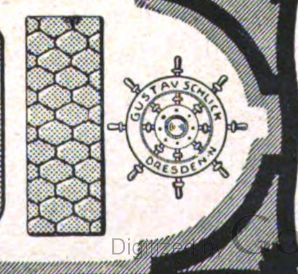
Unentbehrlich *für eine erfolgreiche Schönheits- und Gesundheitspflege in Verbindung mit dem elektrischen Gesichts-Dampfbad-Apparat mit Blaulichtbestrahl. „Modell Berlin"*



Heinrich Simons G. m. b. H.

BERLIN-TELTOW







GUSTAV SCHLICK-DRESDEN 25 N.6.

Schach

Redigiert von J. Mieses

Alle auf die Schach-Rubrik bezüglichen Zuschriften richte man an die „Schach-Redaktion von Reclams Universum"

Nachstehend geben wir die elfte Partie des Wettkampfes Capablanca-Lasker.

Damenbauernspiel.

Capablanca. Weiß. — Lasker. Schwarz.

1. d2–d4 d7–d5
2. Sg1–f3 e7–e6
3. c2–c4 Sg8–f6
4. Lc1–g5 Sb8–d7
5. e2–e3 Lf8–e7
6. Sb1–c3 0–0
7. Ta1–c1 . . .

Dieselbe Stellung ereignete sich auch in der ersten, fünften und siebenten Partie dieses Wettkampfes.

7. . . . Tf8–e8

Am besten geschieht vielleicht sofortiges c7–c6, was Lasker in der siebenten Wettkampfpartie spielte.

8. Dd1–c2 c7–c6

In der erwähnten Partie zog Lasker nach 7. . . ., c6. 8. Dc2, c5. Es ist nicht recht ersichtlich, warum es hier nicht 8. . . ., c5 spielte. Er würde dann dieselbe Stellung wie in jener Partie herbeigeführt und den Zug Tf8–e8 gewonnen haben.

9. Lf1–d3 d5×c4
10. Ld3×c4 Sf6–d5
11. Lg5×e7 Te8–e7

Der natürliche Zug ist doch wohl De7:.

12. 0–0 Sd7–f8
13. Tf1–d1 Lc8–d7
14. e3–e4 Sd5–b6
15. Lc4–f1 Ta8–c8
16. b2–b4 . . .

Um c6–c5 zu verhindern.

16. . . . Ld7–e8
17. Dc2–b3 Te7–c7

Da der c-Bauer nicht vorrücken kann, so ist die Stellung der schwarzen Türme ungünstig.

18. a2–a4 . . .

Weiß will den feindlichen Springer vertreiben und dann, nach e4–e5, seinen Springer über e4 nach d6 bringen.

18. . . . Sf8–g6
19. a4–a5 Sb6–d7
20. e4–e5 b7–b6
21. Sc3–e4 Tc8–b8
22. Db3–e3 Sg6–f4
23. Se4–d6 Sf4–d5
24. De3–a3 f7–f6
25. Sd6×e8 Dd8×e8
26. e5×f6 g7×f6
27. b4–b5 Tb8–c8
28. b5×c6 Tc7×c6
29. Tc1×c6 Tc8×c6
30. a5×b6 a7×b6
31. Td1–e1 De8–c8
32. Sf3–d2 Sd7–f8
33. Sd2–e4 Dc8–d8
34. h2–h4 Tc6–c7
35. Da3–b3 Tc7–g7
36. g2–g3 Tg7–a7
37. Lf1–c4 Ta7–a5

Der Turm bliebe vielleicht besser auf der siebenten Reihe, aber das schwarze Spiel weist bereits so viele schwache Punkte auf, daß sich kaum noch eine befriedigende Fortsetzung wird finden lassen.

38. Se4–c3 Sd5×c3
39. Db3×c3 Kg8–f7
40. Dc3–e3 Dd8–d6
41. De3–e4 Ta5–a4
42. De4–b7+

Stellung nach dem 42. Zuge von Weiß.



42. . . . Kf7–g6

Falls 42. . . ., De7, so 43. Le6+, Se6: 44. De7+, Ke7: 45. d5 und Weiß hat einen Bauern gewonnen.

43. Db7–c8 Dd6–b4
44. Te1–c1 Db4–e7
45. Lc4–d3+ Kg6–h6
46. Tc1–c7 Ta4–a1+
47. Kg1–g2 De7–d6
48. Dc8×f8+

„Billige Eleganz". — Schwarz gibt auf. — Eine von Capablanca recht gut, von Lasker aber auffallend kraftlos gespielte Partie.

Modenschau

Jugendblüte

Von dem Bestreben geleitet, unseren verehrten Leserinnen möglichst viele Anregungen zu geben, haben wir uns bemüht, eine „Lebensalternummer" zusammenzustellen, deren liebevolle Anordnung gewiß freudig begrüßt werden dürfte. Das junge Mädchen — die Braut — die junge Frau und werdende Mutter — der Erstling — sie alle sind bedacht worden und finden mannigfache Vorbilder für ihre Kleidung. Abb. 870 zeigt ein jugendliches Perkalkleid mit weißen Blenden, das sich leicht nacharbeiten läßt, wie das Dirndlkleid (Abb. 871), dessen weiße hemdartige Unterbluse besonders kleidsam ist. Von reizvoller Einfachheit und Wirkung ist das künstlerisch entworfene Tanzkleidchen Abb. 872 für ganz junge Mädchen. Es ist aus rosa Schleierstoff gefertigt und mit hellblau und mattrosa Seide gestickt. Der Gürtel ist gehäkelt, die Säume an Rock, Taille und Ärmeln sind mit der zartfarbigen Seide handgenäht. — Geleitet von kleinen Blumenstreuerinnen und Brautjungfern schreiten



Abb. 870. Kleid aus hellblauem Perkal mit weißen Blenden. Abb. 871. Dirndlkleid aus rosa-blau karierter Leinwand. Modelle: Bette, Bud & Lachmann, Berlin. Abb. 872. Tanzkleid aus rosa Schleierstoff. Entwurf: A. Heubes und H. Wilke, Charlottenburg.



An des Altares Stufen

drei Bräute zur Trauung. Das Festkleidchen Abb. 874 kann wie das Kleid Abb. 873 für die Brautjungfern in jeder beliebigen Farbe gewählt werden. Sehr hübsch nimmt es sich aus, wenn die Brautjungfern weißen, duftigen Stoff wählen und die Rüschenverzierung aus myrtengrünem Tüll. Die einfach-vornehme Machart ist gewählt worden, weil sie jeder Gestalt wohl ansteht. So ist die Vorlage ganz besonders dafür geeignet, daß alle Brautjungfern gleich gekleidet die bräutliche Schwester oder Freundin umgeben. Auch die kleinen Blumenmädchen sollten gleich gekleidet sein. — Ganz besonders sorgfältig sind unsere Vorlagen für die Bräute ausgewählt worden. Haben wir auch der herrschenden Mode der verlängerten Taille Rechnung tragen müssen, so sind doch Verzierung, Ärmel und ganz besonders die Art, wie die Schleier gesteckt wurden, neuartig und verschieden. Das Brautkleid Abb. 875 aus fließendem Crepe de Chine zeigt einen schürzenartigen, zweigeteilten, eingereihten Einsatz. Die schmale Schleppe kann fortfallen; sie ist wie ein Schürzenband hinten am Taillenabschluß angebracht. Das Muster der Spitze am Halsausschnitt und an den Ärmeln ist mit feinen Goldfäden nachgezeichnet. Die Rockeinsatzteile und der Schleier sind mit weißer Seide mit der Hand gesäumt. Der Brautschleier besteht ebenfalls aus Crepe de Chine; er hat oben einen 3 cm breiten Saum, dessen Abschluß doppelt eingekräuselt wird. Man näht den Schleier, wie unsere Abbildung zeigt, an den Kranz, so daß er von Ohr zu Ohr über Schultern und Rücken fällt. Der Schleier soll so lang sein wie der fußfreie Rock. — Der Schleier Abb. 877 ist in Biedermeierart gesteckt und für volle, runde Gesichtchen besonders kleidsam. Die zu Rosetten gefalteten oberen Ecken des Tülles schmiegen sich



Abb. 873. Kleid für Brautjungfern. Abb. 874. Kleid für Blumenstreuerinnen. Abb. 875—877. Brautkleider.

Praktisch und festlich

an die Schläfen und bilden eine hübsche Folie für den grünen Kranz. Das Kleid ist aus duftigem weißem Voile und mit Fileteinsätzen verziert. — Das Brautkleid Abb. 876 kann auch aus schwarzer Seide hergestellt werden. Durch die schlichte, anspruchslose Machart eignet es sich später als Gesellschaftskleid, was weniger bemittelten Bräuten oft recht angenehm sein dürfte. Die Stickerei an der Taille kann mit Seide oder mit Schmelzperlen ausgeführt werden. Das Kleid der älteren Dame Abb. 881 kann leicht in einfachem Stoff als Umstandskleid nachgearbeitet werden. Es ist nur nötig, das Spitzenvolant fortzulassen und den Gürtel unter der schlüpferartigen Taille mit Gummieinsätzen zu versehen. Die Brautmutter-Toilette aus schwarz-weißem Foulard (Abb. 880) hat einen Einsatz, dem Motive des Kleiderstoffes eingesetzt sind, und Unterärmel

878 879 880 881 882

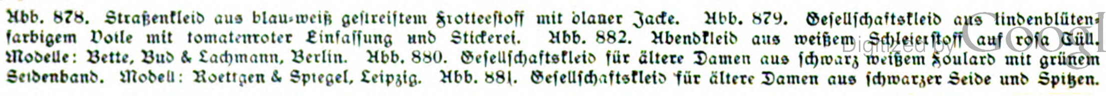


Abb. 878. Straßenkleid aus blau-weiß gestreiftem Frotteestoff mit blauer Jacke. Abb. 879. Gesellschaftskleid aus lindenblütenfarbigem Voile mit tomatenroter Einfassung und Stickerei. Abb. 882. Abendkleid aus weißem Schleierstoff auf rosa Tüll. Modelle: Bette, Bud & Lachmann, Berlin. Abb. 880. Gesellschaftskleid für ältere Damen aus schwarz weißem Foulard mit grünem Seidenband. Modell: Roettgen & Spiegel, Leipzig. Abb. 881. Gesellschaftskleid für ältere Damen aus schwarzer Seide und Spitzen.

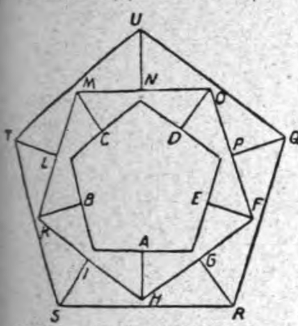


aus weißem Crepe Georgette. Jadegrünes Band in der ersichtlichen Anordnung belebt das vornehme Kleid, das noch eine Rose aus dunkelblauem Seidenband seitwärts am Gürtel ziert. — Ein einfaches Sommerkleid (Abb. 878) empfiehlt sich durch die bequeme Anziehmöglichkeit. Es ist in Schlüpferform und mit Seitenschluß gearbeitet. Die ganz aparte Jacke schmücken weiße oder abstechende Vorstöße und Knöpfe, falls das Jäckchen weiß gewählt würde. — Das lindenblütenfarbene Voilekleid Abb. 879 ist reizvoll durch die Zackenverwendung an Rock und Taille, besonders aber durch die Zusammenstellung mit dem sehr beliebten Tomatenrot, das auch für das seidene Gürtelband verwendet wurde. — Auf rosa Tüll ist das Sommertanzkleid (siehe Abbildung 882) gearbeitet, der die schönen Fileteinsätze in dem weißen Schleierstoff zart hervorhebt. Hellrosa Stickerei, Aermelsaum und Gürtelband vervollständigen das hübsche Modell. — Freudig erwartet wird der Erstling. Von den zierlichen Dingen, die den jungen Weltbürger schützen und schmücken sollen, möchten wir als besonders praktisch die beiden Jäckchen (oben) empfehlen, die aus kleinen Flickchen zusammengesetzt sind. Je vier Längsstreifen bilden die Vorder- und Rückenteile, vier kleinere Stückchen sind für die Ärmel verwendet. Die Stoffteile werden mit Langettenstichen aus waschechter bunter oder weißer Baumwolle oder Wolle — je nachdem man Pikee oder Flanell verwendet — zusammengesetzt. Auch Hexenstich eignet sich gut. Diese Nähte wirken wie eine Verzierung, die noch erhöht wird durch eine rüschenartige Häkelei mit Stäbcheneinsatz, in den man eine ebenfalls gehäkelte und in Quasten auslaufende Bindeschnur zieht. — Eine sehr zweckmäßige Neuerung läßt sich an dem Lätzchen (unten) leicht anbringen. Man näht an die beiden Seiten je einen zwei Finger breiten, sich verjüngenden Stoffstreifen aus Batist, führt sie unter den Ärmchen des Kindes nach hinten, kreuzt sie und bindet sie dann vorn zu einer Schleife. So verhindert man, daß der Latz dem schlafenden Liebling über das Gesichtchen rutscht und ihm das Atmen erschwert. — Schnittmuster zu den abgebildeten Modellen sind zu beziehen durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum in Leipzig, Inselstr. 22—24. Die Bezugsbedingungen befinden sich auf der dritten Umschlagseite.


Abb. 883. Erstlingskleidung.

Rätsel und Spiele

Hamiltonsche Rundreise.



Von den durch die Buchstaben A, B, C, D usw. bis U bezeichneten 20 Punkten der Schachtelfünfecke sollen auf einer Wanderung über die Linien 14 Punkte berührt werden, jeder jedoch nur einmal, und zwar soll die Wanderung in U beginnen, über Q fortschreiten und nach 12 weiteren Stationen enden, so daß ein Weiterwandern unmöglich ist. Zwei Lösungen.

Dreisilbige Scharade.

Mit Donner und Blitzen kommen
Daher die ersten beiden,
Des Dritten Stimme vernommen
Hat man oft früh schon beizeiten.
Das Ganze bewegt sich beständig
Und ist auf hohem Thron,
Doch ist es nicht lebendig
Und sagt auch keinen Ton. Th. K.

Kapselrätsel.

In einer Stadt auf märk'schem Sand
Ist eine Stadt enthalten,
In der, wie allgemein bekannt,
Die Eulen etwas galten. G. N.

Logogriph.

Mein erstes Wort, du hörst es jubelnd klingen,
Wenn aus der Fremde heim der Wandrer kehrt,
Wenn liebend ihn der Seinen Arm' umschlingen,
Dann strahlt sein Blick glückselig und verklärt.
Doch bitter wird das zweite er empfinden,
Wenn in der Ferne weit entlegnem Ort
Er niemals konnte ganz das erste finden,
Dann treibt das Ganze sicher ihn wohl fort.
Drum füge an das erste noch zwei Zeichen,
Dann bleibt das Wort das schönste seinesgleichen.

Auflösungen aus Heft 38

Rösselsprung:

Der edle Mann lebt nie vergebens,
Er geht einst, hemmt sich hier sein Lauf,
Nach Sonnenuntergang des Lebens
Als ein Gestirn der Nachwelt auf.
Tiedge.

Kreuz- und Querrätsel:

Nord	See
Wie	Land
No	Se

Rätsel: schutzlos.

Silbenrätsel: Hameln, Odol, Hera, Emden, Braunschweig, Ähre, Ulysses, Merrimac, Erich, Walhalla, Eremit, Restaurant, Flinte, Elen. Hohe Bäume werfen lange Schatten.

Neuigkeiten für den Büchertisch

Während der durch die Verhältnisse bedingten Einschränkung des Papierverbrauchs müssen wir uns auf eine kurze Würdigung der uns zugehenden Neuerscheinungen beschränken. — Rücksendung findet nicht statt

Philosophie. — Religion.

Das Gesetz des Lebens. Von R. Francé. (Verlag Theod. Thomas, Leipzig. Geb. 3 Mark.) Der bekannte Münchener Forscher, unser Mitarbeiter, baut seit einiger Zeit eine neue Synthese der so maßlos zersplitterten Wissenschaften auf, in Gestalt seiner „objektiven Philosophie“, die den Anspruch erhebt, an Stelle des Haeckelschen Monismus und seiner älteren Vorgänger ein restlos befriedigendes Bild der Welt und vor allem eine praktische Lebenslehre zu geben, die den Menschen befähigen soll, wieder zur Harmonie mit dem Weltganzen und dadurch zu einer neuen Kultur zu gelangen. Dieses Buch ist eine Werbeschrift seiner Ideen.

Die Leortragödie Ernst Haeckels. Von Dr. Adolf Heilborn. (Verlag Hofmann & Campe, Berlin.) Der Verfasser tritt in dieser Schrift für Haeckel gegen die Anschuldigungen des Professors Plate in überzeugender Weise und auf Grund von Briefen und Akten ein.

Die Kurve. Aufzeichnungen von Elisabeth Janstein. (Verlag Ed. Strache, Wien, Prag, Leipzig. Geb. 8 Mark.) Aufzeichnungen auf der Wanderung nach dem Selbst, geschrieben in dem Rhythmus einer gotterfüllten Seele.

Kulturgeschichte.

Die Sonne der Renaissance. Sitten und Gebräuche der europäischen Welt 1450—1600. Von A. von Gleichen-Rußwurm. (Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart. Geb. 60 Mark.) Der Verfasser sieht der Zeit, der offenbar seine besondere Liebe gehört, ins Herz und weiß ihr Innerstes klar und fesselnd vor Augen zu bringen. Seine große Gemeinde wird in diesem Buche die Krönung des umfassenden Werkes seiner sechsbändigen Geschichte der Sitten finden.

Geschichte der Völker und Kulturen von Urbeginn bis heute. Von Hugo Rachel. (Verlag Paul Parey, Berlin. Geb. 50.80 Mark.) Ein Werk, das in höchstem Maße das Interesse aller Gebildeten zu fesseln bestimmt erscheint. Die Beschäftigung mit der Geschichte wird zu einem geistigen Genusse; aller Ballast ist weggelassen, alles Wertvolle und wahrhaft Wissenswerte gründlich dargelegt und eine weltgeschichtliche Beurteilung ohne nationale Voreingenommenheit gewährleistet.

Unterhaltung.

Fünfundzwanzig Jahre Verlag Martin Warneck, Berlin. Aus Anlaß seines 25jährigen Jubiläums gibt der Berliner Verlag Martin Warneck eine Schrift heraus, die einen Überblick über die vielseitige Tätigkeit des Verlags bietet. Vorzügliche Beiträge seiner Autoren erhöhen das Interesse an diesem Dokument deutschen Verlegergeistes.

Die Flüchtlinge. Eine Geschichte von der Landstraße. Von Wilhelm Speck. (Verlag Martin Warneck, Berlin.) Diese Erlebnisdichtung voll psychologischer Tiefe und poetischer Gewalt, die seinen Ruf einst begründete, schenkt uns der Dichter von neuem in erweiterter Fassung.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich auf das Universum zu beziehen.

Für Küche und Haus

Schneemilch. 1 l Milch wird mit 10 g Zucker, $^1/_3$ Stange Vanille, 20 g geriebenen Mandeln oder Kokosflocken und ein klein wenig Salz aufgekocht. 1 gehäufter Teelöffel voll Kartoffelmehl wird mit etwas Milch angerührt, in die kochende Milch gegeben und einmal mit aufwallen lassen. Dann zieht man die Suppe mit einem Eigelb ab. Zum Eiweiß gibt man etwas Zucker, schlägt es zu Schnee, sticht mit einem Teelöffel Klöße ab, setzt sie auf die Suppe und läßt diese erkalten. Vor dem Anrichten überstäubt man sie mit Zucker und Zimt. B.

Zitronensuppe. 2 l Wasser werden mit $^1/_2$ Zitronenschale und 65 g Sago gekocht. Unterdessen rührt man einen Eßlöffel voll Weizenmehl mit $^1/_2$ Tasse voll Milch und einem Eigelb an, gibt den ausgepreßten Saft einer Zitrone dazu und läßt das Ganze unter fleißigem Umrühren in die kochende Suppe laufen, sobald der Sago klar und durchsichtig geworden ist. Das Ganze läßt man nun noch einmal aufkochen, nimmt es vom Feuer und süßt mit Zucker oder Süßstoff nach Geschmack. Das Eiweiß wird mit etwas Zucker zu Schnee geschlagen und als Klöße aufgesetzt. Die Suppe muß vor dem Servieren völlig erkalten, weil sie sonst nicht ihren vollen Wohlgeschmack hat. Hedwig.

Buttercremetorte. 1 Pfund Nußbutter wird zu Schaum gerührt, $^1/_2$ Pfund feines Schokoladenpulver, $^1/_2$ Pfund Puderzucker werden so lange damit verrührt und geschlagen, bis alles ein gelbbräunlicher Schaum geworden ist. Dann nimmt man immer ein Biskuit in die Hand, bestreicht es ziemlich dick auf einer Seite mit der Buttercreme, deckt ein zweites passendes Biskuit darauf und drückt die beiden fest zusammen. Creme darf nicht herausquellen. So richtet man die Biskuits vor, bis etwa $^4/_5$ der Buttercreme verbraucht ist. In einer mittleren Springform umstellt man den Rand mit den gefüllten Doppelbiskuits, legt dann auch den Innenraum mit gefüllten Biskuits aus und drückt sie fest aneinander, damit kein leerer Raum entsteht. Die Torte wird immer wieder mit flacher Hand sanft zusammengedrückt. Den Rest der Buttercreme streicht man auf die Oberfläche der Torte, bis auf einen kleinen Teil. Diesen tut man in eine dreieckige Tüte, der man die Spitze abschnitt, und spritzt daraus Figuren auf die Torte. Dann löst man die Springform ab, und die Torte steht fertig da. Sie schmeckt ausgezeichnet und hat den Vorzug, daß sie schnell fertig ist und keine Feuerung braucht. Elisa.





Unterrichts- und Erziehungsanstalten



Prospekte durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum in Leipzig



Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.
Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig

BENTZIN-CAMERAS



Curt Bentzin
Görlitz
Werkstätten f. photogr. Apparate

Badewannen mit direkter Gasheizung (D. R. P. 164659)
Rich. Ulrich, Eßlingen a. N.
Liste 20 frei

Sommersprossen

Das wundervolle Geheimnis ihres Verschwindens teilt allen Leidensgefährten kostenlos mit
E. Sternberg, Berlin SW. 68, Junkerstr. 29 B.



Gewächshäuser

Frühbeetfenster
Wintergärten
Heizungsanlagen
Heizkessel
liefern zur Zufriedenheit

Höntsch & Co.
Dresden-Niedersedlitz 192



Man sieht es

sofort, ob jemand den Wikö gebraucht. — Leute mit fahlgrauer und fleckiger Haut, mit Mitessern, Pickeln, Runzeln und Krähenfüßen haben ihn **bestimmt** nicht. Deutsche mit frischer, sportlich-straffer und junger Haut gebrauchen ihn sicherlich. — Dr. Hentschels Wikö-Apparat, D. R. G. M., führt Zellen und Poren täglich einen starken, beständigen Strom neubildender Kräfte zu. — Verbürgt schnelle, untrügliche **tägliche** Fortschritte. **Verjüngt wirksam um Jahre.** Ärztlich begutachtet, voll bewährt. — Für oft Enttäuschte endlich das Rechte. — Preis mit Porto Mk. 21.50, **eleg.** Mk. 36.50; Wikö-Doppelkraft Mk. 31.50, eleg. Mk. 46.50; Wikö-Körperkraft Mk. 51.50; **Wikö-Creme**, bekannt wirksamste Qualitätscreme, Creme von Weltruf, große Tube Mk. 7.50, Dose Mk. 15.—. Nachnahme 80 Pf. mehr. — Einmalige Anschaffung.

Wikö-Werke Dr. Hentschel, Ba. 23, Dresden.

Wichtig für jeden Haushalt!

RONGAO-SALBE

hervorragend begutachtet gegen
alle Hautkrankheiten
Flechten, Geschwüre, Hämorrhoiden
in Apotheken oder Pharmacia G. m. b. H. Schäfergasse 10, Frankfurt a. M.

Bücher

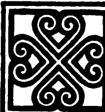
von denen man spricht
Verlangen Sie kostenlose Prospekte von Verlag Aurora (Kurt Martin) Weinböhla b. Dresden

Briefmarken

Preisliste 1921 kostenfrei
Gebrüder MICHEL, Apolda

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die inserierenden Firmen sich stets auf das „Universum“ beziehen zu wollen.





Ratgeber für Reise und Erholung

Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten



Sommer- und Winterkurbetrieb

Bad-Nauheim

Am Taunus bei Frankfurt am Main

Hervorrag. Heilerfolge bei Herzkrankheiten, beginn. Arterienverkalkung, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmarks-, Frauen- u. Nervenleiden.
Sämtliche neuzeitliche Kurmittel — Gesunde, kräftige Luft — Herrliche Park- und Waldspaziergänge.
Vorzügliche Konzerte, Theater, Tennis, Golf, Krocket, Wurftauben-Schießstand. Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt.
Man fordere die neueste Auskunftschrift E 12 von der Bad- und Kurverwaltung Bad-Nauheim.

Dr. Teuschers Sanatorium Oberloschwitz – Weißer Hirsch bei Dresden
für Nerven- und Innere Kranke.
Kleine Patientenzahl. Individuelle Pflege.
Bes.: San.-Rat Dr. H. Teuscher.



Sorgs. ärztl. Behandlung u. gute Verpflegung. :: Näheres durch Prospekte.

San.-Rat Dr. Wanke
Friedrichroda i. Th.
Kuranstalt für Angstzustände u. Nervöse

Bad Ems

*gegen Katarrhe der Luftwege (Asthma, Emphysem, Folgezustände von Influenza, Rippenfell- und Lungenentzündung), des **Nierenbeckens** u. der **Blase**, gegen Entzündungen der **Nieren**, die mit den genannt. Krankheiten zusammenhängenden **Herz- und Kreislaufstörungen, Katarrhe** des **Magens** und **Darms** sowie gegen Gicht und Rheumatismus.*

Trink-, Inhalations- u. Badekuren.
Kohlensaure Thermal-Bäder.
Emser Wasser (Kränchen).
Emser Pastillen (Staatl. Ems).
Emser Quellsalz (Staatl. Ems).

Volle Pension von 34 Mk. an.
Druckschriften durch die Kurkommission.

Staatl., unter fachärztlicher Leitung stehende **Anstalt für alle einschlägig. Untersuchungsmethoden.**
Einreise mit Polizeipaß, Aufenthalt unbehindert.

Dresden Hotel Westminster u. Astoriahotel a. Hauptbahnhof. Vornehmst. Famil.-Hs. Alle Zimmer m. Ferntel. ph., Warm- u. Kaltwasserzufluß. Privatbäder.

Görbersdorf i. Schl. **Pension Villa Buchberg.** Heilanstalt f. Lungenkranke. Prosp. d. Bes. M. Beuchler.

AXENSTEIN / SCHWEIZ
Vierwaldstättersee
— 750 M. ü. M. —
Weltbekannter vornehmer Höhenkurort. — Tennis. — Orchester.



Waldsanatorium
Sommerstein
bei Saalfeld in Thüringen
Schroth'sche Regenerations- u. a. Kuren
Aufklärschrift L 8. Äußerst wirksam!

Das
Schweiz-Karlsbad
Tarasp & Vulpera
1200 m Engadin 1270 m
10 Mineralquellen (kräftigste alkalisch-salinische Glaubersalz-Quellen), dazu äußerst günstiges staub- u. windfreies Höhen-Klima in wunderbarer Alpenwelt am schweizerischen Nationalpark. Unübertroffene Heilerfolge bei Verdauungs-, Stoffwechsel-, Nervenkrankheiten etc.
Sommersport
Man verlange Prospekte Nr. 16 durch Bade-Verwaltung Kurhaus Tarasp und durch Verkehrsbureau Vulpera

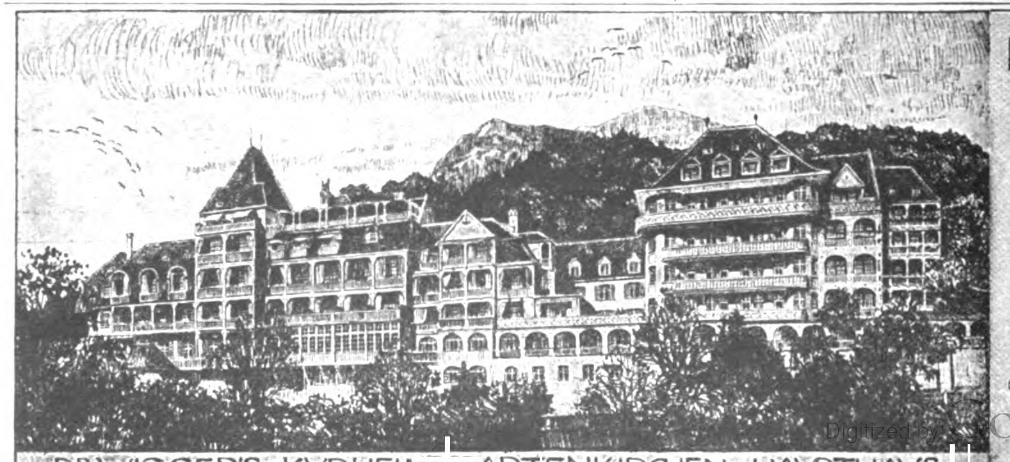
Oberhof i. Thür. Bedeutendster Sommer- und Winter-Kurort Mitteldeutschlands, 825 m ü. d. M.
Auch zur Nachkur besond. geeign. Erstklass. u. einfach. Hotels, Privatvillen u. Pensionshäuser. Größter Wintersportplatz Deutschlands. Golfspielplatz. Haltepunkt sämtlicher Schnellzüge. Prosp. u. Ausk. durch die Kurverwaltung.

Hotel Sanssouci Großer Park. Telephon 1. :: :: Auto-Garagen. :: ::

Park-Hotel Wünscher Bekanntes, vornehmes Familien-Hotel. Tel.: 7, 70. Bes.: E. Wünscher. Telegr.: Wünscher.

Schillings Hotel früher „Englischer Hof". Gutbürgerl. Haus, streng reell. Für Pensionäre u. Touristen. Telephon 17. C. Schilling.

Hollands Hotel Altbekanntes u. bestempfohl. Familienheim. Beste Küche, vorteilhafte Preise. Besitzer: M. Hoffmann.



PARTENKIRCHEN
(OBERBAYERN)
DR WIGGER'S
KURHEIM.
SANATORIUM
FÜR INNERE, STOFFWECHSEL-
NERVENKRANKE UND
ERHOLUNGSBEDÜRFTIGE
GUTE ZEITGEMÄSSE VERPFLEGUNG
AUSKUNFTSBUCH
5 AERZTE.

Bädernachrichten.

Wichtige Erleichterungen im Reiseverkehr von Norden nach der Schweiz und Italien sind dadurch eingeführt worden, daß die Zollrevision für Durchreisende bei Ankunft des Zuges in Basel, Badischer Bahnhof 1^{47} nachmittags, auf dem Bahnsteig vorgenommen wird und somit der Anschluß nach Bern und Luzern mit dem Nachmittagzug 3^{23} auf alle Fälle gesichert ist. Eine weitere Verbesserung tritt in der Weise ein, daß der D-Zug 44, Berlin ab 2^{03} nachmittags, Ankunft in Frankfurt a. M. 11^{27} nachts, um 11^{58} nachts Anschluß nach Basel findet.

Badenweiler. Vor kurzem wurde in Badenweiler das neu eingerichtete Inhalatorium eröffnet, wodurch dieser Kurort ein Heilmittel erhält, das ihm bei seiner günstigen klimatischen Lage für Behandlung von Erkrankungen der Atmungsorgane bisher gefehlt hat. Das neue Inhalatorium ist nach einem ganz modernen Prinzip (System Berger) eingerichtet, bei dem der Hauptvorzug gegenüber anderen Inhalationsapparaten darin besteht, daß alle Anforderungen in hygienischer Beziehung in weitestem Maße erfüllt sind.

Bad-Nauheim. Der Ruf der vielseitigen gesundheitspendenden Kurmittel dieses herrlich im Taunuswalde gelegenen Bades und seiner schönen Umgebung, deren ausgedehnte Anlagen unmittelbar hinführen zu den großen Tauruswäldern, und nicht zuletzt das eifrige Bemühen der rührigen Kurverwaltung, den Tausenden der Kurgäste aus allen Bevölkerungskreisen abwechslungsreiche, jedem Geschmack Rechnung tragende Unterhaltung zu bieten, bestimmen Bad-Nauheim nicht nur zu einem Aufenthaltsort für Kranke, sondern es wird auch von Erholungsbedürftigen jeder Art immer mehr aufgesucht, für die durch das glückliche Zusammentreffen der verschiedensten Faktoren dieses Bad zu einem geradezu idealen Aufenthalt wird.





Briefkasten

Beantwortet werden nur Anfragen, die von allgemeinem Interesse sind. Anonyme Zuschriften finden keine Berücksichtigung. Briefliche Auskunft kann nur in Ausnahmefällen erteilt werden

L. B. in Markranstädt. Salben- und Pomadendosen aus Blech lassen sich leicht öffnen, wenn Sie folgendermaßen verfahren. Man stellt die Dose aufrecht wie ein Rad auf den Fußboden, setzt sich auf einen Stuhl und rollt die Blechdose mit der Fußspitze ein wenig hin und her. Die Ferse halte man am Boden und übe nur mit der Fußspitze einen kleinen Druck aus.

S. W. in P. Gegen Verdauungslosigkeit raten wir Ihnen, falls Sie nicht zu dem vorzüglichen Pepsinwein greifen wollen, zu folgender Mischung, die bei Ersatz des Weines durch Wasser ihm vollständig entspricht. Man löst 4,8 g Pepsin, 4 g Glycerin, 6 g reine Salzsäure, 10 g Zucker und 4 g Pomeranzentinktur in 200 g Wasser. Wesentlich sind das Pepsin und die Salzsäure. Die Lösung wird zum Absetzen einige Tage lang stehengelassen und dann abgegossen oder filtriert. Man nimmt gleich nach den Hauptmahlzeiten je ein Likörglas oder einen Eßlöffel voll davon.

Frau Else in B. Unliebsame Löcher in der Tapete, die herausgezogene Nägel und Haken hinterlassen, verstopft man mit etwas geknetetem Brot und reibt dann vorsichtig mit dem Finger über die Stelle und die sie umgebende Tapete. Das Brot nimmt den gleichen Farbenton an, und die Stelle ist nicht mehr zu entdecken. Bei weißen und ganz hellen Tapeten reibe man ein wenig Puder oder Talkum auf die Stelle.

Werner H. Beim Obstpflücken auf hohen Bäumen ist es unangenehm und zeitraubend, wenn man mit jedem vollen Korbe herabsteigen muß. Dies kann man verhindern, wenn man sich ein Doppelseil mit einer Rolle anfertigt. Die Rolle wird am Baume befestigt, das eine Ende des Seiles am Korb und das andere an dem Gürtel des Pflückers. Durch einfaches Auf- und Niederlassen werden volle Körbe geleert und die geleerten wieder hinaufgezogen.





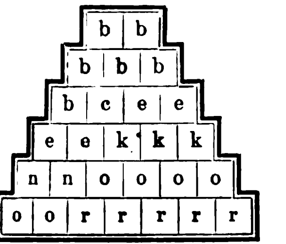
Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das Universum zu beziehen.



Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer; für den Modenteil: Klara Skraup; für den Anzeigenteil: Arthur Fischer; sämtlich in Leipzig. — Druck und Verlag von Phil. Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigen-Annahme für Deutschösterreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes Nachf., A.-G., Wien I, Wollzeile 16. — Copyright 30. Juni 1921 by Phil. Reclam jun., Leipzig.

Rätsel und Spiele

Stufenrätsel.



Die Buchstaben sind so zu ordnen daß in den wagerechten Reihen geographische Eigennamen entstehen. Dabei soll jedes folgende Wort außer einem neuen alle Buchstaben des vorangehenden Wortes enthalten. Umstellen der Buchstaben ist erlaubt. Die Wörter bezeichnen: Fluß in Sibirien, Badeort, Karstfluß, Stadt in Posen, Stadt in Westfalen, Berg.

Dreisilbige Scharade.

Das erste hat in seiner Art
Wohl jedes Ding der Welt,
Auf den zwei letzten wird bewahrt
Was man für wichtig hält
Der Gegenwart und spätren Zeit.
Vom Ganzen aber hat man heut
Wohl nimmermehr genug; —
Nun, Leser, wirst du daraus klug?

H. v. F.

Lautwechsel.

Mit s nimmt man es jeden Morgen,
Damit man nicht die Uhr vergißt;
Mit t macht sie oft sehr viel Sorgen,
Wenn der Betrag ein hoher ist.

Silbenrätsel.

Im Krug zum grünen Kranze,
Wo heut ich kehrte ein,
Laß, meine zwei, die „Blume"
Der vollen eins dir weihn!

Eins zwei und holde Veilchen
Blühn rings in duft'ger Zier;
Und Freikonzert der Vögel
Gibt's auch: O wärst du hier! N.

Auf der Bühne.

Wo eins-zwei sind, da ist es hell.
Wer drei-vier hat, des Puls geht schnell,
Wenn's Haus erstrahlt im Lichterglanze,
Erfaßt den Mimen oft das Ganze.

R. D.

Scharade.

Die ersten Silben sind bekannt
Als eine Stadt am Elsterstrand,
Die dritte Silbe nie man nennt,
Das Ganze man als Blume kennt,
Von der am Fenster wie im Garten
Die schönsten Blüten wir erwarten.

Renata Greverus.

Auflösungen aus Heft 39

Hamiltonsche Rundreise: 1. U, Q, P, O, D, C, B, K, I, S, T, L, M, N.
2. U, Q, R, S, I, K, B, C, D, O, N, M, L, T.

Dreisilbige Scharade: Wetterhahn.

Kapselrätsel: Rathenow (Athen).

Logogriph: Heim, Heimweh, Heimat.



Für Küche und Haus

Preiselbeeren mit Karotten einkochen. Zarte, saftige Karotten eignen sich vorzüglich zum Strecken der teuren Preiselbeeren und bieten noch den Vorteil, deren Schärfe, bzw. Säure zu mildern. 1 kg Karotten werden geputzt, auf dem Gemüsehobel zerkleinert, in 1 l Wasser mit 2 Eßlöffel voll Zucker weichgekocht und auf ein Sieb zum Abtropfen gegeben. 1 kg Zucker wird geläutert und darin $2\frac{1}{2}$ kg gut verlesene und gewaschene Preiselbeeren 10 Minuten lang gekocht. Dann gibt man sie mit den abgetropften Karotten in eine weite Schüssel und rührt die Masse, bis sie dicklich wird, worauf man sie in Steinkrausen füllt und mit Pergamentpapier verbindet. Das Mohrrübenkochwasser kann zu einer Obstsuppe oder Tunke verwendet werden. M. K.-S.

Gemüsemuscheln. Durch ganz wenig Zusatz von Hering oder Senf gibt man jedem Gemüse eine gute Würze. Man füllt kleine Muscheln mit Resten davon an, streut etwas geriebenen Käse darüber, bäckt die Muscheln einige Minuten im Ofen und richtet sie an. Man verziert die Muscheln mit Eierscheiben, roten Rüben, Sellerie und dergleichen, die vorher weich gekocht wurden. Diese Muscheln eignen sich sehr gut als Voressen mit einer Tasse Fleischbrühe oder nach der Suppe. R.

Bratenreste-Pastete. Allerlei Bratenreste, denen man auch Kochfleisch beimengen kann, legt man in eine















mit Butter ausgestrichene, feuerfeste Form, gibt Champignons, eingemachte oder frische, dazwischen, oder auch Steinpilze, streut geriebenen Parmesankäse darüber und übergießt das Ganze mit einer dicklichen Tunke, die man aus Butter, Mehl, Bouillon aus Fleischextrakt, etwas saurer Sahne oder Milch mit etwas Wein bereitet und gut mit Salz abschmeckt. Darüber kommt ein Teigdeckel aus folgender Masse: Man rührt 100 g Butter schaumig, tut 1 Ei und etwas Salz hinzu, dann 5 Eßlöffel voll Wasser und schließlich 1/2 Pfd. Weizenmehl, das mit 3/4 Päckchen Oetkers Backpulver vermischt ist. Diesen Teig knetet man gut, rollt ihn aus, legt ihn auf die Speise und bäckt sie, bis der Deckel gar und schön goldbraun ist. Man reicht die Speise in der Form zu Kartoffelsalat, den man mit Kresse oder Feldsalat verziert.

Meta.

Auflauf aus geräuchertem Schellfisch. Man kocht Kartoffeln in der Schale, möglichst am Abend vorher, und zieht sie ab. Vor dem Gebrauch schneidet man die Kartoffeln in Scheiben und legt eine mit Butter ausgestrichene feuerfeste Form damit aus, zieht den Schellfisch ab, entfernt Kopf und Gräten, zerpflückt ihn und legt ihn auf die Kartoffelscheiben, deckt mit Kartoffelscheiben zu, dann wieder eine Lage Fisch abwechselnd mit Kartoffelscheiben; obenauf kommt eine Schicht Kartoffeln. Dann läßt man etwa 100 g Butter auf dem Feuer hellgelb werden, tut reichlich feingeschnittene Zwiebeln dazu und wenn sie klar sind, einen gehäuften Eßlöffel voll Mehl. Zu dieser Mehlschwitze fügt man reichlich Salz, etwas Pfeffer und so viel Wasser oder vorhandene Bratentunke und etwas Milch hinzu, daß es eine bündige helle Tunke gibt. Diese gießt man über die Speise, schiebt die Form in den Ofen und bäckt den Auflauf goldbraun. Mit frischem Feld- oder Kopfsalat, Salz- oder Senfgurken, ist es ein schmackhaftes Gericht.

F.

Törtchen mit Creme. Aus 3/4 Pfd. Mehl, 1 Ei, 1/8 l Milch, 100—125 g Butter, 100 g Zucker, 1 Oetkers Backpulver knetet man einen Teig, den man auf dem Backbrett ausrollt. Aus der Hälfte des Teiges sticht man mit einem runden Glase Böden aus, von der andern Hälfte rollt man runde Streifen und setzt sie auf den Rand der Böden, die man mit etwas Eiweiß bestreicht, damit die Teigstreifen besser haften. Die Torteletts werden bei mäßiger Hitze dunkel gebacken und halten sich in geschlossener Porzellan- oder Blechdose frisch. Vor dem Gebrauch macht man eine Creme aus 1/2 l Milch, 1—2 Eßlöffel voll Butter, der Schale von 1 Zitrone, dem Saft von 2 großen Zitronen, 5 Teelöffeln voll Mondamin, 1 Ei und 2 Eßlöffeln voll Zucker. Man vermischt alles gut und rührt oder schlägt die Masse auf dem Feuer, bis sie dick wird. Ein klein wenig abgekühlt, füllt man die Tortelets hoch mit dieser Masse und setzt nach dem Erkalten und Steifwerden Apfelsinenschnitze oder Früchte darauf.

F . . n.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das „Universum" beziehen zu wollen.

Harmoniums

aus Friedensmaterial, edelste Hausmusik. Bei Notenunkenntnis mit Apparat sofort spielbar. Katalog für Harmoniums, Kleinmusikinstrumente und Pianos gratis.

G. H. Schulze, Zwickau, Sa.

Engros Telegramm-Adresse: Tonkunst Export

Umlernen muß heute die ganze Welt. Viele müssen den ihnen liebgewordenen Beruf aufgeben und stehen damit vor einer fast unlöslichen Aufgabe. Das beste Mittel, sich einen neuen Beruf, eine bessere Stellung zu verschaffen, bietet die **Methode Rustin (5 Direktoren höherer Lehranstalten, 22 Professoren a's Mitarbeiter)**, ohne Lehrer durch Selbstunterricht unter energischer Förderung des Einzelnen durch den persönl. Fernunterricht. Wissensch. geb. Mann, Wissensch. geb. Frau, Geb. Kaufm., Geb. Handlungsgehilfin, Bankbeamte, Einjährig-Freiwillige (Reichsverbandsexamen), Abit.-Exam., Gymn., Realgymn., Oberrealschule, Lyzeum, Oberlyzeum, Zweite Lehrerprüfung, Handelswissensch., Landwirtschaftsschule, Ackerbauschule, Präparand., Konservatorium. **Ausführlichen Prospekt über bestand. Examina kostenlos. Bonneß & Hachfeld, Potsdam, Postfach 25.**



Unterrichts- und Erziehungsanstalten



Prospekte durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum in Leipzig

Wer schwach in der **Mathematik** ist, verlange gratis den Kleyer-Katalog vom Verlag L. v. Vangerow, Bremerhaven.

Glauchau i. S.
Pädagogium
Erziehungs- u. Unterrichtsheim für nervöse, willensschwache, schwer lernende Knaben mittlerer u. höherer Schulen.
Prospekt bereitwilligst.

Technikum Hainichen i. Sa.
Ausb. v. Ing., Techn. u. Werkmstrn. nach neuest. Method. in Masch.-Bau, Elektrotechnik sowie Eisenhoch- u. Brückenbau. Progr. frei. Sem.-Beginn i. Oktober u. April.

Dresden-A., Kulmstraße 2. Töchterheim Timaeus-Büttner. Villa in fr., gesund. Lage. Sorgf. Ausbild. i. Haush., Fortbild. i. Wissensch. Näh. Prosp.

Thüringer Technikum Ilmenau
Ausbildung von Ingenieuren, Technikern und Werkmeistern in Maschinenbau und Elektrotechnik. Prospekt kostenlos.
Dir. Prof. Schmidt

Wald-Pädagogium Bad Berka i/Th.
der. Erziehungsschule nach Godesberger Art.
Gesundheit, tüchtiges Wissen, Kunst und Handarbeit.
Eingehendste Erziehung in Familienhäusern.
Auch Zarte gedeihen vortrefflich.
Schulgut von 150 Morgen sichert die Verpflegung.



Berlin W Zietenstr. 22 **Dir. Fischer** Vorbereitungsanstalt f. alle Schulexamina. Gegründet 1888. Bis Ostern 21 bestanden: 5678 Zöglinge. Ostern 21 bestanden: 18 Abit.: 16 Reife für O. II. Internat. Damen.

Pädagogium Traub, Frankfurt a. O. 3
Schülerheim. Erziehungsschule von Sexta bis Oberprima. Vorbereitung für alle Klassen und Prüfungen. Damen-Abteilung. Verbandsexamen. Buch und Drucksachen frei.

Thür. Handelsschule Fritz Reinhardt **Bad Ilmenau**
Theoretische und praktische Ausbildung zu höchsten kaufmännischen Beamten. $^1/_2$J.-, $^3/_4$J.- und Jahreskurse. Glänzende Erfolge. Prospekt umsonst.

Ausbildg. von Röntgenschwestern Kursusdauer $1^1/_2$ Monat. Näh. auf Anfrage an Elektrizitäts-Gesellschaft „Sanitas", Berlin N 24 v, Friedrichstraße 131d.

Damen-Bakteriologie- u. Röntgen-Schule. Bisher üb. 650 Damen ausgebildet. Dr. Buslik, Leipzig, Keilstr. 12. Lehrpl. fr.

Eisenach Pensionat Schmeißer, Schloßberg 19, nahe der Wartburg. Gründl. Ausbildg. im Haush. Fortbildg. in Wissenschaften. Beste Empf.

Wernigerode Frau Schotanus, Wissensch. u. Haushalt.-Pensionat. Eig. Haus am Walde. Gesellsch. Ausbildg., Sprach., Mal., Mus. Gepr. Lehrkr. i. H. I. Empf. Voller Preis 4000 M.

Viele Unterrichtsanstalten lassen ihre Anzeigen in Zwischenräumen von 1–4 Wochen erscheinen, weshalb es sich empfiehlt, mehrere aufeinanderfolgende Ausgaben durchzusehen.

Leutenberg i. Th. Höhere Lehranstalt, staatl. u. städt. unterstützt. Progymn., Realprogymn. u. Realschule. Abschlußprüfung: Ober-Sek.-Reife. Kl. Klassen. Umschulung. Vorzügl. Pension. Beste körperl. Fürsorge. Eintr. jederzeit. Prosp. d. den Leiter.

Lähn i. Riesengebirge bei Hirschberg. **Pädagogium. Landschulheim** auf deutsch. u. christl. Grundl. Gegr. 1873. Kl. Klass., real u. realgymn. Ziel. Einj. u. Vorber. auf Obersek. Streng gereg. Internat fam. Char. Beste Pflege, Unterr. u. Erziehg. Oekonomie. Sport. Wandern. Bäder. Med. Bäder im Sanat. Fernruf: Lähn 4. Prosp. frei d. d. Direkt.

Landerziehungsheim Bad Liebenstein (S.-M.) biet. liebev. geist. u. körp. Pflege. Unterr. in kl. Kl. Sorgf. Erzieh., liebev. Fam.-Leb., indiv. Behandl. Erzieh. z. Selbsttätigk. u. gern geübt. Pflichterfüll. in sachgem. Arbeitsstund. Handfertigkeitsunterricht., Waldwanderungen, Heilbäder. Dir. Dr. Claus.

Marburg a. L. Wissensch. Institut. Einjähr., Abitur., Primareife. Umschulg. Halbjahrskl. Besond. Damenkurse f. Matur- u. Ergänz.-Prüf. Gr. Zeitgew. Seit Herbst 1915 168 erfolgr. Extraneerprüf. 2 Villen, 1 Schulhaus, gr. Gärten u. Spielpl. Verpfleg. u. Erzieh. gewiss. geleitet. Einzelzimmer. Nachw. d. Erf. u. Prosp. d. Dir. J. Müller, Sybelstr. 14.

Wald-Pädagogium Bad Sachsa (Südharz) **mit Schülerheim.**
a) Privat-Realschule mit Berechtigung.
b) Vorbereitung zur Primareife.
c) Handelsfächer. Spanisch.
d) Erholung für Zarte und Schwache.
Dampfwäscherei. – Bäder. – Sportplatz. Direktor Günther.

Pädagogium Schwarzburg i. Thür.
Kleine Klassen **Reformanstalt** *Indiv. Behandl.*

Privat-Realschule mit Handelsfächern Unterneubrunn (Thüringen)
Ländliche Reform-Erziehungsschule. Lehrplan der Oberrealschule. Besondere Handelskurse.
Familienleben im bestempfohlenen Schülerheim. Reichliche Verpflegung. Prospekt 3 frei durch den Direktor: Dr. phil. Hans Knoll.

Erste deutsche Chemieschule von Dr. G. Schneider in Dessau 7. Prosp. fr.

Leipzig Täubchenweg 9. Töchterbildungsheim Frau Dir. Marie Hoffmann. Wissenschaftl., gesellschaftliche u. häusliche Ausbildung.

Obst- u. Gartenbauschule für Frauen gebild. Stände (früher Holtenau b. Kiel), seit Juli 1918 nach Kitzeberg (Villenkolonie) b. Kiel verlegt. Aufnahme neuer Schülerinnen Anfang April u. Anfang Oktbr. jed. Jahr. Näh. d. d. Prosp.

Marie Voigts Bildungsanstalt, Erfurt i. Th.
Hauswirtschaftliche Frauenschule.
Haushaltungsschule = Schülerinnenheim.
Seminare für Hauswirtschafts-, Handarbeits-, Turnlehrerinnen.
Gute Verpflegung. — Auskunftsheft.

Bad Suderode (Harz). Töchterheim Opitz, schön am Walde gelegen. Gründl. Ausbild. im Haush. Förderung der Allgemeinbild., Musik, Tanz- u. Anmutsunterricht.

DRESDEN-A., Schnorrstr. 61. **Villa Angelika** — Töchterheim Pohler. Erste Profess. f. Wissensch., Musik, Malen, Sprachen durch Nationallehrerinnen. Gesellschaftsform., Tanz, Tennis. Haushalt., Kochen durch staatl. gepr. Lehrerin.

Dresden-A. Goethestraße 12 **Sophie Voigts Töchterheim** verbunden mit Höherer Koch-, Haushaltungs- und Gewerbeschule. Sorgfältige Ausbildung in allen Zweigen des Haushaltes. Fortbildung in Wissenschaften u. Musik. Beste Verpfleg. Eigene Villa. Ausführl. Prospekte.

Eisenach, Bismarckstr. 14. Töchterheim Feodora gibt Tocht. aus gutem Hause gründl. hauswirtsch. Ausbildung nebst ernster geist. Fortbildg. (Frauenlehrzeit). Frau Marie Bottermann, Vorsteherin, versendet Prospekt und Arbeitsplan.

Eisenach / Töchterheim Elsa Beyer
Emilienstraße 12. Ziele d. Frauenlehrj. – Wissensch. u. fremdspr. Fortb. – Pflege d. Künste. – Gartenbau. – Säuglingspfl. – Samariterdienst. – Rhythm. – Gymnastik. – Bei beschränkt. Schülerinnenzahl liebev. Eingehen auf Eigenart.

Bertaheim Eisenach Richardstr. 4. Gründl. Ausbild. in Hauswirtschaft, Fortbild. in Wissenschaft, Sprachen, Musik, Nadelarbeit usw. Sorgfält. Erziehung, beste Verpfleg. Prosp. durch die Vorsteherin.

Eschwege (Hessen) Brückenst. 2. Haush.-Pensionat mit Kochschule. Prospekt durch die Vorsteherin G. Schiller.

Halberstadt Harz. Töchterheim Becker. Gründl. hauswirtschaftl. Ausbildung. Wissenschaftl. Fortbildung. Beste Verpflegung. I. Ref.

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrkr. Hauswirtsch., Handarb., Schneid., Fortbild., Gartenbau. Hygien. Einrichtungen. Elektr. Licht. Sport. Prosp.

Weimar Barthstr. 24. Bildungsheim „Töchterhort", staatl. beaufsicht. Wissensch., hauswirtsch. u. gewerbl. Ausbild. Satzungen durch die Vorsteherinnen Fräulein M. Immisch und M. Kieß.

Wilhelmshöhe bei Cassel. Gesunde Lage im Habichtswalde, 450 m. **Fischers Privat-Töchterheim** Deutsches Frauenlehrjahr für Töchter gebildeter Stände. Wissensch. Fortbild., gründl. Ausbild. i. Haus, Küche u. Garten. Pflege v. Mus. u. K... ...ssa. Gymn. u. Sport. Pr. G...

In Zuschriften an die hier vertretenen Unterrichts- und Erziehungsanstalten nehmen Sie bitte auf ... Universum

Witzecke

Der Herr Professor Wirrkopf korrigierte die mathematischen Arbeiten der Sekunda. Im ersten Heft ist zu seinem Ärger kein Löschblatt. Er schreibt neben die Zensur in großen Zügen: „Löschblatt fehlt!", nimmt aus dem nächsten Heft das Löschblatt, legt es in das eben korrigierte und schließt es. Als er nun das nächste Heft aufschlägt, fehlt das von ihm herausgenommene Löschblatt. Wutentbrannt ob dieser Nachlässigkeit schreibt er wieder sein „Löschblatt fehlt" darunter, nimmt aus dem nächsten Heft das Löschblatt und schließt das korrigierte. Der Vorgang wiederholt sich bis zum letzten Heft. Die Folge war, daß alle 32 Schüler zum Direktor liefen. Die ersten 31 zeigten, daß sie trotz des vorhandenen Löschblattes die gegenteilige Bemerkung hatten, und der 32. schwur Stein und Bein, ein Löschblatt hineingelegt zu haben. Der Herr Professor Wirrkopf wußte darauf nichts zu erwidern, er war einfach baff!

Die Tochter: „Der Herr von Klausberg hat mir heute seine Liebe gestanden."
Der Vater: „Da wird er mir wohl morgen seine Schulden gestehn."

„Hat denn Ihr Mann schon jemals etwas von der Jagd mit heimgebracht?"
„O ja! Mehrmals schon Husten und Schnupfen und neulich sogar das Podagra."

„Eure Frau hat Euch ausgesperrt, Sepp? Donnerwetter! Ich würde ihr einmal den Mann zeigen!"
„Mach' ich! Ich laß sie nicht raus."

„Ihr erwartet zur Hochzeit Eurer Tochter trotz der Verkehrsschwierigkeiten eine große Anzahl auswärtiger Gäste, Huber? Werdet Ihr sie denn unterbringen?"
„Da bin ich unbesorgt. Mehr Kopfzerbrechen macht es mir schon, wie ich sie wieder fortbringe."

Wamperl (im Wirtshaus): „Eine Gemeinheit. Jetzt warte ich schon zwei Minuten und habe noch kein Bier. Wo das Leben ohnehin so kurz ist!"

„Sie wollten doch ein halbes Jahr im Sanatorium bleiben?"
„Allerdings, aber ich bin begnadigt worden!"

Neuigkeiten für den Büchertisch

Während der durch die Verhältnisse bedingten Einschränkung des Papierverbrauchs müssen wir uns auf eine kurze Würdigung der uns zugehenden Neuerscheinungen beschränken. — Rücksendung findet nicht statt

Politik.

Politische Geschichte der Deutschen. Von Albert von Hofmann. 1. Band. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. Geb. 40 Mark.) Der erste Band dieses auf vier Bände angelegten Werkes führt von den Urzeiten bis zum Ausgang der Karolinger in Deutschland. Der Verfasser hebt von den Anfängen an jene Volkseigenschaften und gesamtpolitischen Grundbedingungen, die als wesentlich und entscheidend die ganze deutsche Entwicklung begleiten und bestimmen, hervor. Die Darstellung ist durch eine tief innerliche, allem Parteiwesen ferne nationale Gesinnung, durch aufrichtige Liebe zu allem Guten und Starken im deutschen Wesen bestimmt. Dieses kraftvoll hervortreten zu lassen, ist der Verfasser um so inniger bemüht, je tragischer er die lähmenden und selbstmörderischen Schwächen der deutschen Volksart empfindet.

Niederbruch und Aufstieg. Wege zu Deutschlands Errettung. Von einem Staatsmann. (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig. Geb. 16 Mark.) In der großen Reihe politischer Auslassungen beansprucht dieses Buch besondere Aufmerksamkeit in seinen sachlichen, von keiner Parteinahme getrübten Ausführungen. Der Verfasser geht über den Rahmen der zeitgeschichtlichen Berichterstattung hinaus und zeigt sich als praktischer Politiker, der den Geist des deutschen Geistes und der Zeit erkannt und den reinen und starken Willen hat, dem deutschen Volke Wege der Wiederaufrichtung zu weisen. Über allem steht der Glaube an die deutsche Willenskraft, eine Erneuerung zu bewirken. Möge das Buch in recht viele Hände gelangen, den Lauen zum Erfassen der Gegenwartsaufgaben aufzurütteln und den Tätigen zur Mitarbeit zu gewinnen.

Arbeitsfreude. Was wir von Amerika lernen können. Von Alma Hedin. (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig. Geb. 16 Mark.) Sven Hedins Schwester gibt eine anziehende, übersichtliche Schilderung dessen, was sie kürzlich in den Vereinigten Staaten erlebt und auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge gelernt hat. Der berühmte Forscher fügte zu dem Buch unter dem Titel „Der 9. November!" einen dreißig Seiten umfassenden Beitrag, durch den das Werk auch nach der politischen Seite hin ganz besonderes Interesse verdient.

Romane.

Sonnenuntergang. Eine Liebe des Abschieds. Roman in vier Teilen von Reinhard Vogel. (Felsen-Verlag, Buchenbach. Geb. 14 Mark.) Zwei Menschen ringen gegen- und umeinander mit allen Kräften „und müssen sich doch betrüben und gar zu Tode quälen", wie Heine sang. Ein ergreifender Seelenkonflikt!

Rittmeister Segendorf. Roman von E. Krickeberg. (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57.) Mit großem Geschick sind die Vertreter des hohen Adels einerseits und des starken bodenständigen Bauerntums anderseits und alle ihre Vorzüge und Fehler geschildert

Ein Opfer der Marquise von Pompadour. 35 Jahre in Staatsgefangenschaft. Von Masers de Latude. (Verlag Robert Lutz, Stuttgart. Geb. 17 Mark.)

Papst Alexander VI. und Savonarola. Ein Sittenroman aus der Renaissance. Von Kurt Delbrück. (Richard Mühlmann, Verlagsbuchhandlung Max Grosse, Halle a. S. Geb. 19.80 Mark.)

Peter Andersag. Ein Tiroler Roman von H. v. Schrott-Pelzel. (Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck. 24 Mark.)

Aphrodite in Ägypten. Von L. Couperus. Deutsch von Else Otten. (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.) Wenn auch nicht ganz so wertvoll wie Couperus' Dichtung Babel, so ist dieses Werk doch reich an farbenprächtigen und phantastievollen Schilderungen und Gestalten.

Der Herr Kammersänger. Roman von Georg Hirschfeld. (Verlag Dr. Eysler & Co., Berlin. Geb. 12 Mark.)

Atavara. Roman von Sophus Bonde. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. Geb. 18 Mark.) Sophus Bondes frisches, angeborenes Erzählertalent bewährt sich auch in diesem neuen Roman, der uns die Schicksale eines unehelichen Kindes von seinen frühen Jugendtagen bis zu den Mannesjahren erzählt.

Die grüne Schlange. Moderner Gesellschaftsroman aus den Revolutionstagen. Von Margarete Böhme. (Verlag Dr. Eysler & Co., Berlin SW 68. Geb. 7.50 Mark.)

Ursula Wittgang. Von Heinrich Zerkaulen. Die Chronik eines Lebens. (Verlag J. Schnellsche Buchhandlung, Warendorf i. W. 1921. Geb. 4.75 Mark.)



Briefkasten

Beantwortet werden nur Anfragen, die von allgemeinem Interesse sind. Anonyme Zuschriften finden keine Berücksichtigung. Briefliche Auskunft kann nur in Ausnahmefällen erteilt werden

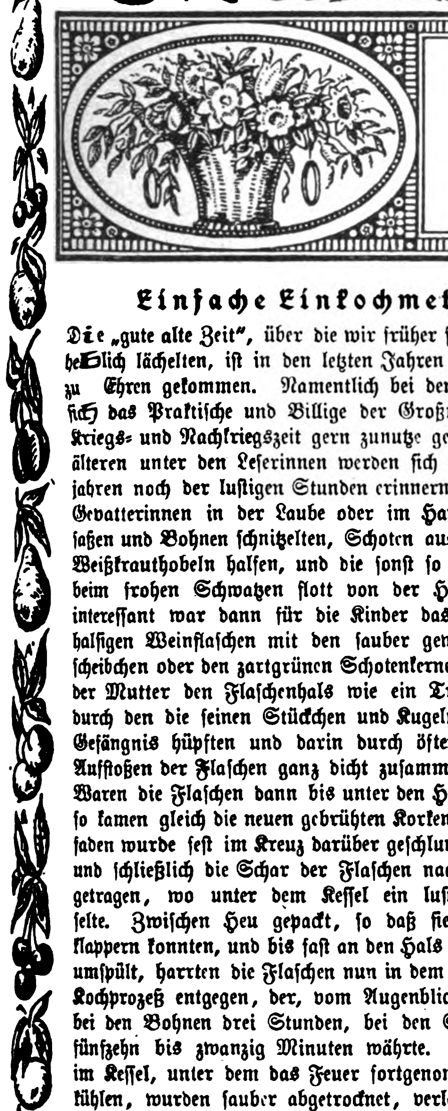
Kleine Wißbegierige. Die Speisekarte wurde vor etwa 400 Jahren zum ersten Male angewandt. Ein französischer Herzog kam auf den Gedanken, seinen Gästen bekanntzugeben, welche Tafelgenüsse ihnen bevorständen, damit sie je nach ihrer Neigung die Gerichte wählen konnten, von denen sie essen wollten. Sein Vorgehen fand bald Nachahmung, und die Speisekarte wurde nach und nach zu einem nützlichen Berater in Privat- und Gasthäusern.

C. W. in N. Fettige Flaschen werden gereinigt, indem man kleingeschnittene Kartoffelschalen, Salz und kaltes Wasser in den Flaschen hin und her schwenkt.

B. E. in L. Zur Erfrischung und Parfümierung der Haut und zur Belebung der Hauttätigkeit dienen Toilette-Essige, die man sich wohlfeil und leicht selbst herstellen kann. Die beiden folgenden Vorschriften sind erprobt und empfehlenswert. 1. Man mischt 15 Tropfen Perubalsam, 30 g Lebensbalsam, 4 g Benzoëtinktur, 20 g Rosenwasser und 7 g 20prozentige Essigsäure mit 40 g Spiritus. – 2. Man setzt 5 g Benzoëharz, 1 g Gewürznelken, 2 g Lavendelblüten, 2 g Majoran und 1 g Zimt mit 60 g Spiritus und 140 g gutem Weinessig an und läßt diesen Ansatz 8 bis 14 Tage lang an einem warmen Orte unter täglichem Umschütteln und gut verschlossen ziehen. Nach dieser Zeit läßt man ihn ruhig absetzen, gießt ihn klar ab oder filtriert ihn, was noch besser ist.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das „Universum“ zu beziehen.





Einfache Einkochmethoden

Die „gute alte Zeit", über die wir früher so manchmal überheblich lächelten, ist in den letzten Jahren wieder ein bißchen zu Ehren gekommen. Namentlich bei den Hausfrauen, die sich das Praktische und Billige der Großmutterküche in der Kriegs- und Nachkriegszeit gern zunutze gemacht haben. Die älteren unter den Leserinnen werden sich aus ihren Kinderjahren noch der lustigen Stunden erinnern, wenn Basen und Gevatterinnen in der Laube oder im Hausflur beisammensaßen und Bohnen schnitzelten, Schoten auspellten oder beim Weißkrauthobeln halfen, und die sonst so langweilige Arbeit beim frohen Schwatzen flott von der Hand ging. Hochinteressant war dann für die Kinder das Füllen der weithalsigen Weinflaschen mit den sauber gewaschenen Bohnenscheibchen oder den zartgrünen Schotenkernen, wenn die Hand der Mutter den Flaschenhals wie ein Trichter umspannte, durch den die feinen Stückchen und Kugeln in ihr gläsernes Gefängnis hüpften und darin durch öfteres Schütteln und Aufstoßen der Flaschen ganz dicht zusammengepreßt wurden. Waren die Flaschen dann bis unter den Hals hinauf gefüllt, so kamen gleich die neuen gebrühten Korken hinein; ein Bindfaden wurde fest im Kreuz darüber geschlungen und verknüpft und schließlich die Schar der Flaschen nach dem Waschhaus getragen, wo unter dem Kessel ein lustiges Feuer prasselte. Zwischen Heu gepackt, so daß sie nicht aneinander klappern konnten, und bis fast an den Hals von kaltem Wasser umspült, harrten die Flaschen nun in dem großen Kessel dem Kochprozeß entgegen, der, vom Augenblick des Kochens an, bei den Bohnen drei Stunden, bei den Schotenkernen nur fünfzehn bis zwanzig Minuten währte. Dann mußten sie im Kessel, unter dem das Feuer fortgenommen wurde, verkühlen, wurden sauber abgetrocknet, verlackt und schließlich im trockenen Keller aufrechtstehend verwahrt. Diese einfache Großmuttermethode eignet sich auch für den modernen Haushalt sehr gut. Und sind die Portionen kleiner und der Waschkessel daher entbehrlich, so genügt zum Kochen ein hoher und weiter Koch- oder Waschtopf. Statt des Heues kann Holzwolle benutzt und der Kochprozeß dann auf dem Küchenofen vorgenommen werden. Früchte lassen sich ohne Zucker ebenfalls auf diese Art für den Winter aufbewahren. Die Früchte dürfen nicht überreif sein, müssen aber schon ihr volles Aroma haben. Jede fleckige oder angefaulte Frucht ist zu entfernen. Die übrigen werden gewaschen, mit weichem Tuche abgetrocknet, in saubere, trockene, gut ausgeschwefelte Flaschen gefüllt, fest eingeklopft und geschüttelt und dann zwei Stunden lang hingestellt. Danach klopft man die Flaschen noch einmal gegen den Handteller, füllt, wenn nötig, Früchte nach, verkorkt und verbindet die Flaschen und kocht sie, zugedeckt, wie oben angegeben, fünfzehn Minuten lang. Reife und unreife Stachelbeeren, Kirschen, Johannisbeeren, Pflaumen, Mirabellen eignen sich besonders dazu. Erst beim Gebrauch werden die Früchte gesüßt, am besten mit vorher gekochtem und wieder erkaltetem Zuckersaft. Hat man keinen Apparat zum Ausschwefeln der Flaschen, so setzt man einen Trichter über den brennenden Schwefelfaden, doch so, daß der Luftzug nicht ganz abgeschnitten ist, und stülpt die Flasche über den Trichterhals. Eine weitere gute Vorschrift aus der guten alten Zeit ist das Aufbewahren gekochter Früchte in geschwefelten Gläsern, Flaschen und Krügen. Die Früchte werden genau wie zum Kompott vorbereitet, auch ebenso gesüßt, gekocht und sofort heiß in reine, geschwefelte Gläser usw. gefüllt. Gleich nach dem Einfüllen bedeckt man das Gefäß mit einem anderen, genau darauf passenden, mit Schwefeldampf vollgesogenen Gefäß, nimmt dieses dann fort und schließt die Gläser, Flaschen usw. luftdicht zu, letztere mit gebrühten Korken, Gläser und Töpfe mit feucht gemachtem Pergamentpapier, Schweinsblase oder mit Pergamentpapier, das man in Eiweiß oder flüssige Gelatine tauchte. Damit die Gläser beim Einfüllen des kochenden Obstes nicht springen, wärmt man sie vorher durch Umwickeln mit feuchten heißen Tüchern an und steckt einen silbernen Löffel beim Füllen in das Glas. Auch ohne Schwefeln, durch einen Zusatz von Salizyl — auf 500 g Früchte etwa ½ g Salizyl —, lassen sich die Früchte vor dem Verderben schützen. Die Früchte werden wie zu Kompott gekocht, gesüßt oder ungesüßt noch heiß mit dem Salizyl vermischt, das aber nicht mitkochen darf, erkaltet in Gläser oder Krausen gefüllt, mit einem gut passend zugeschnittenen, mit Rum angefeuchteten Papierblättchen bedeckt und die Gefäße dann mit Pergamentpapier zugebunden. Etwas umständlicher, aber sehr gut für diese Art Früchte ist auch ein Verschluß, den man aus einem Gemisch von 2 Pfund Kolophonium (das man schmilzt und durch Gaze laufen läßt) und 100 g zerlassenem Rindertalg oder von 1 Pfund Harz und 125 g Schweineschmalz herstellt. Jede dieser Massen erhärtet zu einem fest schließenden Stöpsel, unter dem die Früchte sich jahrelang halten. Beim späteren Öffnen hält man den Gläserhals kurze Zeit in heißes Wasser und hebt den Pfropfen dann mit Hilfe eines angeglühten Messers heraus. Der Pfropfen kommt gleich in kaltes Wasser, wo er sofort wieder erhärtet. Er kann immer wieder benutzt werden.

Ganz „alte Methode" ist das Einlegen von Gemüsen in Salz. Bohnen z. B. werden abgefädelt, gewaschen, mit Tüchern trockengerieben und dann abwechselnd mit Salz (auf 10 Pfund Bohnen 1 Pfund Salz) fest in den Steintopf gedrückt. Schoten, die zarter sind, füllt man besser in weithalsige Flaschen, die man verkorkt und verlackt. Auf 2 Pfund Schotenkerne rechnet man 300 g Salz, beides wird vor dem Einfüllen tüchtig miteinander vermischt.

Alles Eingemachte aber hält sich nur, wenn die beim Einkochen und Aufbewahren benutzten Geräte blitzsauber, Obst und Gemüse tadellos und frisch sind, und man sich weder Zeit noch Mühe verdrießen läßt, alle Vorschriften peinlich genau zu befolgen. Auch hierin können uns die Hausfrauen der guten alten Zeit zum Muster dienen, die sich mit ganzer Seele ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit widmeten und, wenn es hieß: Einkochen! durch nichts in der Welt sich von ihrem Platz am Herde fortlocken ließen! G. Feld.

Winke für das Einlegen von Schnittbohnen

Die Bohnen werden abgefädelt, gewaschen, mit Tüchern trockengerieben und dann geschnitzelt. Man muß recht achtgeben, daß angefaulte oder kranke Bohnen nicht mit zerschnitten und eingelegt werden. Die zum Einlegen verwendeten Steintöpfe

sind oft auch Bazillenträger, wenn sie vorher nicht sehr gründlich gereinigt und möglichst ausgeschwefelt, oder mit einem Büschel Stroh, Sägespänen oder Holzwolle ausgebrannt werden. Dieses Ausbrennen muß natürlich mit größter Vorsicht und nur bei vorher erhitztem Topfe erfolgen, sonst würde leicht ein Zerspringen vorkommen, aber es ist mit das sicherste Reinigungsmittel. Der Topf wird danach noch mit heißem Wasser ausgebürstet und umgestülpt getrocknet. Nach dem Einfüllen der Bohnen legt man ein weißes Tuch in den Topf, über das man ein passendes Brettchen eindrückt und mit entsprechend großem Feldstein beschwert. Um sowohl die Gärung der eingesalzenen Bohnen, als auch den leicht etwas strohigen Geschmack zu vermeiden, mengen viele Hausfrauen unter das Salz etwas klaren Zucker, der bekanntlich ein gutes Konservierungsmittel ist. Man rechnet auf 10 Pfund Bohnen 1 Pfund Salz und 200 g Zucker. Das Einlegen erfolgt abwechselnd in der Art, daß auf je eine dicke Schicht Bohnen eine dünne Schicht Salz und Zucker, die man vorher gut vermengt hat, getan wird. Der Geschmack der auf diese Art eingelegten Bohnen ist sehr lieblich und die Schaum- und Schlammbildung auf der Oberfläche im Einlegetopf bedeutend geringer, als bei nur mit Salz eingedrückten Bohnen. Der Stein, das Brett und das Tuch müssen hin und wieder abgewaschen werden. Man kann beliebig viel aus den Töpfen gebrauchen, nur muß man den zurückbleibenden Inhalt wieder gut bedecken. Thea.

Tomatenverwertung

Reife, fehlerfreie Tomaten reibt man mit einem weichen Tuche gut ab, sticht sie mit einem ganz dünnen, gespitzten Hölzchen mehrmals ein und legt sie in die Weckgläser. Dann löst man $1^1/_2$ Teelöffel voll Salz in je 1 Liter Wasser auf, gießt diese Flüssigkeit über die Früchte und sterilisiert sie $^1/_4$ Stunde lang. — Wenig bekannt dürfte das vorzüglich schmeckende Tomatengelee sein, bei dessen Bereitung man in der für Einmachezwecke noch nicht sehr beliebten Gelatine eine gute Helferin findet. Die Tomaten werden mit wenig Wasser weichgekocht und in ein Tuch geschüttet, das man an die Beine eines umgekehrt auf den Tisch gesetzten Stuhles bindet. Auf je 5 Pfund des in der vorher gewogenen Schüssel aufgefangenen Saftes nimmt man $3^1/_2$ Pfund Zucker und 10 Blatt weiße Gelatine. Man kocht dann den Saft bis zur Geleedicke ein, die man bekanntlich erprobt, indem man ein klein wenig Masse auf einem flachen Porzellanteller erkalten läßt. Sobald die Probe ergibt, daß der Saft geliert, füllt man ihn heiß in die vorbereiteten Gläser und läßt ihn erkalten. Vor dem Zubinden legt man ein passendes Blättchen Rumpapier auf das Gelee, das vorzüglich schmeckt. E. B. — Bei reichlicher Tomatenernte kann man ein Trockenmus herstellen, das sehr haltbar ist und keine Töpfe, Gläser oder Büchsen zur Aufbewahrung erfordert. Die abgeriebenen Tomaten werden im eigenen Saft ganz zerkocht, durch ein Sieb gestrichen und dann wieder so lange gekocht, bis sie einen dicken Brei bilden. Diesen breitet man auf einem Backblech aus, das man mit weißem Papier belegt hat, und läßt ihn an der Luft oder an warmer Stelle gut trocknen. Vom Papier gelöst, hebt man die Tafeln, in die man die trockene Masse zerschnitten hat, an trockenem Orte auf. Die Verwendung ist sehr sparsam. K. — Tomaten-Soße zum Aufbewahren. Schöne reife Tomaten stellt man in einem Steintopf über Nacht in einen ziemlich ausgekühlten Ofen und läßt sie darin völlig weichbacken, aber nicht zerplatzen. Dann streicht man sie durch ein Sieb, nimmt zu je 1 Pfund Masse 15 g feingehackte Schalotten, 30 g Salz, 20 g weißen Pfeffer und $^1/_4$ Liter Weinessig, kocht ein bis auf Rahmdicke und füllt die ausgekühlte Masse in weithalsige Flaschen, die fest verkorkt an kühlem Ort aufzubewahren sind. Beim Gebrauch kocht man einige Löffel davon mit Fleischbrühe auf. U. S.

Vorzügliche eingelegte Saftbirnen

Da es häufig vorkommt, daß die eingelegten Birnen an Farbe und Aussehen einbüßen, grau werden und auch oft, wo es sich nicht um sehr feine, aromatische Sorten handelt, fade schmecken, sollte man Birnen in Verbindung mit Johannisbeer- oder Preiselbeersaft einkochen, ein Verfahren, das sich vorzüglich bewährt hat und Zucker spart. Die Zubereitung ist folgende: Zuerst wird den Beeren (man kann auch halb Preiselbeer-, halb Johannisbeersaft nehmen) der Saft entzogen, durchgeseiht und zur Hälfte mit Wasser verdünnt. Man süßt ihn nach Geschmack, und je nachdem es sich um mehr oder minder süße Birnen handelt, schält man diese, schneidet sie in Hälften, oder bei großen Sorten in Viertel, und legt sie, damit sie nicht braunfleckig werden, in Zitronen- oder schwaches Essigwasser. Dann schichtet man sie recht eng in die Gläser oder Steintöpfe, gießt den kochend heißen Johannisbeer- oder Preiselbeersaft darüber und sterilisiert sie fünfzig Minuten lang bei 90 Grad. Irgendwelche Würzen, wie Zimt, Nelken, Zitronenschale werden bei dieser Einlegeart nicht verwendet, da sie das feine Beerensaftaroma beeinträchtigen würden. Die Birnen nehmen eine köstliche rosa Farbe an, schmecken vorzüglich und halten sich trotz geringer Zuckerzugabe tadellos. M. Kn.

Rätsel und Spiele

Entzifferungsaufgabe.

*					
	a	b	c	d	e
	f	g	h	i	k
	l	m	n	o	p
	q	r	s	t	u
	v	w	x	y	z

Verteilt man auf die fünf Felder der ersten wagerechten Reihe die in der Entzifferungsaufgabe vorkommenden Mitlaute und auf die Felder der ersten senkrechten Reihe die fünf Selbstlaute, so erhält man den Schlüssel zu der folgenden Geheimschrift: Letu gurolamigotita migolalamamomita omata rogamomi lagamigo tutogola gomutama:agomita totumomi muromomi gamuto muromomi retumu magorulomata. Le re Migaluloturulota.

Zoologische Aufgabe.

Aus den Silben: a – bart – bär – che – e – el – en – er – fant – gei – gel – le – lem – ler – mei – ming – mu – nat – ran – rin – schel – sen – ster – ta – tel – ten – ter sollen 9 Tiernamen: ein Spinnentier, ein Rabenvogel, eine heimische Schlange, ein niederes Krustentier, ein Raubvogel, ein Dickhäuter, ein Singvogel, ein nordisches Nagetier und ein zahnarmes Säugetier gebildet werden; die Anfangslaute derselben nennen einen prachtvollen Ringelwurm des Meeres.

Streichrätsel.

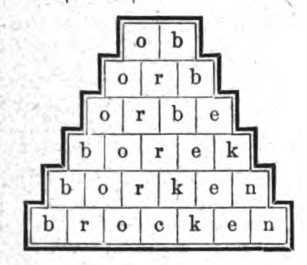
Hältst du mich stets in deinem Herzen fest,
So kann's getrost ein jeder mit dir wagen;
Doch weh! wenn du ein Zeichen fallen läßt,
Was dir dann übrigbleibt, ist schwer zu tragen. L. M.

Scherzrätsel.

Es wird ja vielerlei vergessen,
Was man die Kinder lernen läßt.
Sehr zu bedauern wohl. — Indessen
Sitzt doch auch manches eisenfest.
Welch Fluß — ich frage alt und jung,
Weicht nie aus der Erinnerung?
M. H.

Auflösungen aus Heft 40

Stufenrätsel:



o	b					
o	r	b				
o	r	b	e			
b	o	r	e	k		
b	o	r	k	e	n	
b	r	o	c	k	e	n

Dreisilbige Scharade: Wertpapier.

Lautwechsel: Weste, Weite.

Silbenrätsel: Maßlieb.

Auf der Bühne: Lampenfieber.

Scharade: Geranie.

Neuigkeiten für den Büchertisch

Während der durch die Verhältnisse bedingten Einschränkung des Papierverbrauchs müssen wir uns auf eine kurze Würdigung der uns zugehenden Neuerscheinungen beschränken. — Rücksendung findet nicht statt

Völkerkunde — Forschung.

Beschreibende Völkerkunde. Von Prof. Dr. Michael Haberlandt, Direktor des Museums für Völkerkunde in Wien. (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co. Sammlung Göschen Nr. 802. 1920. 4.20 Mark.) Das inhaltreiche Bändchen wird sicher seinen Teil dazu beitragen, das Interesse an der Ethnographie in weitesten Kreisen lebendig zu erhalten und zu befriedigen.

Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neuern Völkerkunde. Von Dr. Wilhelm Koppers. (Volksvereins-Verlag G. m. b. H., München-Gladbach. 7 Mark.)

Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega. Von Adolf Erik Freiherr von Nordenskiöld. Volks- und Jugendausgabe. (Verlag Brockhaus, Leipzig. Geb. 12 Mark.) Brockhaus hat in seine Sammlung „Reisen und Abenteuer“ das seit langem vergriffene Werk Nordenskiölds „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega“ in einem handlichen, reich mit Abbildungen und mit zwei Karten ausgestatteten Auszug aufgenommen, der jungen und alten Lesern empfohlen werden kann.

Jan Krabsereuter. Seine Taten, Fahrten und Meinungen. Aufgezeichnet von Hans Müller-Schlösser. (Verlag Erich Reiß, Berlin.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das Universum zu beziehen.

Religion.

Der Weg der Liebe. Von O. S. Marden. (Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart. 10 Mark.) „Liebe deinen Nächsten als dich selbst!" — Dieses Gebot wird hier in fünfundzwanzig lebensvollen Kapiteln und in einer Fülle beweiskräftiger Beispiele in die Beleuchtung des praktischen Lebens gerückt, und jeder nachdenkliche und vorurteilsfreie Leser muß sich von der Tatsache überzeugen, daß die Betätigung wahrhafter Nächstenliebe eine Quelle innerer Kraft und ein Wegweiser zum Lebensglück ist.

Wer und Was bin Ich. Weltanschauung, Gottesbegriff, Christentum, Volkstum in Philosophie, Glaube, Religion und Geschichte. Eine neue deutsche Theologie. Von Erich Russell. (Verlag Julius Boltze, Freiburg i. Br.)

Buddhismus. Buddha und seine Lehre. Von Dr. Hermann Beckh. Bd. I. Der Buddha. (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co, Berlin u. Leipzig. 1919.) Es wurde vom Verfasser angestrebt, ein lebensvolles Bild des geschichtlichen Buddha, der Art seines Lehrens und Wirkens herauszuarbeiten, insoweit dieses im Rahmen einer so kurzgefaßten Darstellung eben möglich ist.

Die Welt der Gestorbenen. Von Erich Schlaikjer. (Verlag der Täglichen Rundschau, Berlin.) Ein interessanter Beitrag zu okkulten Problemen.

Die Sintflut kommt wieder. Ein Nachweis der Wiederkehr der großen Weltkatastrophe auf Grund astronomisch-geologischer Feststellungen. Von Karl Brandler-Pracht. (Reform-Verlag Futuria, Berlin.)

Briefkasten

Beantwortet werden nur Anfragen, die von allgemeinem Interesse sind. Anonyme Zuschriften finden keine Berücksichtigung. Briefliche Auskunft kann nur in Ausnahmefällen erteilt werden

Frau H. R. in Sonneberg in Thüringen. Die Herstellung von Lindenblütenwasser im Haushalte ist nicht möglich, da es ein Destillationsprodukt ist und nur lohnt, wenn sie im großen vorgenommen wird. Lindenblütenwasser ist eine Lösung des in den Lindenblüten enthaltenen ätherischen Öles in Wasser. Eine solche Lösung tritt auch ein, wenn die Blüten mit recht heißem Wasser in einem festverschlossenen Gefäße gebrüht werden. Jeder Lindenblütenaufguß ist daher eigentlich auch als Lindenblütenwasser anzusehen. Die frisch gepflückten Blüten enthalten natürlich mehr ätherisches Öl als die getrockneten. Aus den (am besten frischen) Blüten kann man aber im Haushalte sich selbst eine Tinktur herstellen. Man nehme 50 g frische oder 10 g getrocknete, von Kelch, Stielen und Staub befreite Blüten und übergieße sie in einer fest verschließbaren Flasche mit 100 g stärksten Alkohols, lasse diesen Ansatz 8—14 Tage lang unter täglichem Umschütteln stehen, presse ihn dann sehr kräftig durch ein Leinwandsäckchen und filtriere ihn nach dem Absetzen. Tröpfelt man von dieser farbigen Tinktur soviel in Wasser, bis es gerade anfängt, ein klein wenig trübe zu werden, so hat man einen ganz vorzüglichen Ersatz für das destillierte Lindenblütenwasser. Ist in einer Apotheke ätherisches Lindenblütenöl erhältlich, so genügt ein einziger Tropfen davon, 100 g warmem, nicht heißem Wasser zugesetzt, um einen vollständigen Ersatz für Lindenblütenwasser zu haben.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das „Universum" beziehen zu wollen.

Für Küche und Haus

Gemüse-Frittura. Junge, geschälte Kohlrabi, in Hälften oder Viertel geschnitten, 10 geschabte Karottchen, 10 losgelöste Röschen eines Blumenkohlkopfes, 10 geschälte Spargelkopfstücke (die anderen Stückchen kann man zu Suppe verwenden), werden einzeln in Salzwasser weichgekocht. Von einer frischen Gurke schneidet man 10 etwa $2^1/_2$ cm dicke Stücke und schmort sie einige Minuten lang. Je nach der Jahreszeit kann man auch halbierte Schwertbohnen, Sellerieſtücke, Schwarzwurzeln, Kürbis- und Melonenscheiben nehmen. Von $^1/_2$ Liter Milch, 225 g feinem Mehl, 8 Tropfen Maggiwürze, etwas Salz, einem Ei rührt man einen glatten, dicken Teig, in den man die Gemüsestücke taucht. Man nimmt sie mit einem silbernen Löffel heraus, legt sie nicht zu dicht in die Pfanne und bäckt sie in halb Fett und halb Margarine oder Butter auf beiden Seiten hellbraun und knusprig. Es ist hübsch, wenn sie recht verschiedene Formen haben. Man richtet auf heißer Schüssel an, umgibt die Fritturastücke mit grünem Salat und Eierscheiben, auf die man etwas Tomatenmus tut. Elisa.

Gefüllte Wecken (schnell bereitetes Gebäck). Von kleinen Mundsemmeln schneidet man auf der gewölbten Seite einen talergroßen Deckel ab und schabt mit silbernem Löffel das weiche Innere heraus, das man trocknet und zu Paniertrume verwendet. Die Semmeln taucht man $^1/_2$ Minute lang in heiße Milch, füllt sie mit einer dicken Marmelade aus Stachelbeeren, Johannis- Him- oder Preiselbeeren, die man, je 1 Pfd. Beeren, mit dem steifgeschlagnen Schnee von 1 Eiweiß verrührt. Dann drückt man den Deckel wieder auf die Öffnung, schlägt das Eigelb, bepinselt damit die ganze Semmel, bäckt sie in der Eierkuchenpfanne in steigendem Pflanzenfett recht rösch und richtet sie, mit Zimtzucker bestreut, auf heißer Schüssel mit kalter Vanille- oder Schokoladensoße an. v. Sch.

(Fortsetzung übernächste Seite.)

Für Küche und Haus

Kirschauflauf. 2 Pfund Kirschen werden ausgesteint und mit 2 Eßlöffel voll Zucker bestreut, zum Durchziehen hingestellt. Der nach ungefähr 2 Stunden gezogene Saft kommt in ein Litermaß, das mit Wasser aufgefüllt wird. In diesem Liter Fruchtwasser kocht man 10 Minuten lang, ständig rührend, 100 g feinsten Weizengrieß, tut 1/2 Teelöffel voll Salz dazu, nimmt den Grieß vom Feuer, stellt ihn in kaltes Wasser und schlägt ihn zu einem steifen Grießschaum (etwa 1/2 Stunde lang), der während des Schlagens mit 1 Löffel voll Zucker und 1 Teelöffel voll in Wasser aufgelöstem Süßstoff gesüßt wird. Ist der Schaum locker und steif, werden etwa 4/5 der Kirschen in eine Glasschale geschüttet und der Schaum ganz glatt darüber gestrichen. Aus dem übrigbleibenden 1/5 Kirschen verziert man den Schaum mit kleinen Biederme er'tänzchen. Oder man behält etwas Grießschaum zurück, zieht die ganzen K.rschen durch den Schaum, richtet ihn auf einer Schüssel an und verziert diesen Kirschenberg mit Häufchen von dem zurückbehaltenen Grießschaum. Man bestreut die Speise noch mit Zimtzucker und richtet sie recht kalt an. E. v. Sch.

Spinatklößchen. Eine Mischung von Spinat mit Sauerampfer, etwas Grieß oder gekochten Kartoffeln verrührt, mit Salz und Pfeffer gewürzt, kann nebst einem Ei zu kleinen Klößchen verarbeitet werden. Man wälzt sie in Krumen, Grieß oder Mehl, legt sie sorgfältig in die Pfanne und schmort sie gar. Es ist eine Abwechslung und vortreffliche Beilage zu jedem Fleischgericht. A.

Praktische Ratschläge

Pflege der Zähne und der Mundhöhle. Die Reinigung der Zähne und des Mundes geschieht meist in falscher oder ungenügender Weise. Man gurgelt einfach und putzt die Außenseite der Zähne. Man verfahre folgendermaßen: Zunächst putze man die Zähne mit einer ziemlich harten Bürste und zwar die oberen von oben nach unten, die unteren von unten nach oben. Es ist äußerst wichtig, daß auch die inneren Seiten der Zähne mit der Bürste gereinigt werden, ganz besonders bei Rauchern. Man vergesse auch nicht, die Innenseite der Wangen und das Zahnfleisch innen und außen mit der Bürste abzureiben. Das dabei anfänglich etwa blutende Zahnfleisch wird bei längerem Gebrauch der Bürste so gekräftigt, daß das Bluten aufhört und die Zähne viel fester von dem kräftiger gewordenen Fleische umschlossen werden, also vor dem vorzeitigen Ausfallen besser geschützt sind. Nach dem Reinigen gurgele man tüchtig und werfe das Mundspülwasser im Munde hin und her, damit auch die Wangen, das Zahnfleisch und die Zähne tüchtig abgespült werden. Als gutes Zahnpulver kann man wohl die mit etwas Pfefferminzöl vermischte Schlemmkreide ansprechen und als vorzüglichsten Zusatz zum Mundwasser Chlorsaures Kali, von dem man einen halben oder knapp vollen Teelöffel in einem Glas warmem Wasser auflöst. P. W.

Kopfschmerz. Ein einfaches Mittel gegen Kopfschmerz sind Wechselfußbäder. Die Füße werden abwechselnd in heißem (40—50°) und kaltem Wasser (15°) je 3 Minuten lang gebadet. Durch die dadurch beschleunigte Blutzirkulation wird der Kopfschmerz bald beseitigt. Auch abwechselnd heiße und kalte Umschläge auf das Genick sind zu empfehlen.

Mittel gegen Kopfschuppen. Man löse 15 g Doppeltkohlensaures Natron und ebensoviel Borax in $\frac{1}{2}$ l kaltem Wasser und wasche damit den Kopf täglich und zweimal wöchentlich mit Seifenspiritus.

Blutarmut und Bleichsucht. Die Leidenden sollten fleißig Luft- und Sonnenbäder nehmen, recht tief atmen und viel Rohkost genießen: Erd- und Heidelbeeren, Kirschen, Äpfel, Spinat, junge Nesseln, Mohrrüben und Grünkohl. Kurze kalte Sitzbäder und Güsse nach Verordnung sind empfehlenswert. P. S.

Verantwortlich für die Redaktion des Frauenteils: Klara Straup, Leipzig. Für den Anzeigenteil: Arthur Fischer, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 8. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräun[illegible] — Anzeigen-Annahme für Deutschösterreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes Nachf., A.-G., Wien I, Wollzeile 16.



Der Plauderer

LEITUNG: HORST SCHÖTTLER

Übertreibung.

Er grollte. Nichts war ihm recht. Jeder seiner Gedanken war eine Anklage. „Die Kofferschlüssel sind nie zu finden; den Wecker kann ich im Eisschranke suchen. Kostbare Stoffe hast du zwischen altem Plunder vergraben, Perlen liegen verloren in den Ritzen des Fußbodens, sogar den Kasten mit meinen Liebesbriefen hast du vergessen!“

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Dies alles glaubst du nur,“ sagte sie leise, „weil du gestern ein vergessenes, vertrocknetes Stückchen Kuchen in der Keksdose fandest!“

Preisfrage: Wo liegt die Übertreibung?

Erschrecklich.

Ein ausgewachsener Mensch lauert hinter der Tür, schleicht heran — und fährt plötzlich auf einen anderen Menschen los. „Oh, jetzt habe ich dich aber erschreckt,“ sagt er triumphierend. Der andere widerspricht mit verbissenem Zorn und will nicht zugeben, daß der Streich gelungen ist.

Kinder sehen das und spielen „Erschreckens“. Mit mehr oder weniger üblen Folgen für ihren Charakter.

Es ist erschrecklich, mit welcher Gedankenarmut wir oft das „Liebet euch untereinander“ pflegen.

„Behüt' Dich Gott, es ...“

Auf der letzten Leipziger Messe ging folgender Witz von Mund zu Mund. Ein Meßfremder kommt in sein Quartier, blickt wenig erfreut die Einrichtung an und fragt die Wirtin: „Hier hat wohl der Trompeter von Säkkingen gewohnt?“ — „Nein — warum denn?“ — „Nun, weil's so häßlich eingerichtet ist!“

Ein paar Monate später hörte ich diesen Witz in einer Kleinstadt folgendermaßen erzählen. Der Fremde kommt in sein Quartier und sagt zur Wirtin: „Hier hat wohl der getreue Ekkehard geschlafen?“ — „Nein — warum denn?“ — „Nun, ich meine nur so: es wär' so schön gewesen!“

Zweierlei.

Auf dem Sonnenberg bei Luzern belästigte mich einmal ein Engländer, indem er ohne weiteres in seiner Muttersprache Auskunft von mir verlangte, wie hoch der Pilatus sei. Ich blickte ihn entgeistert an und antwortete: „Tschingschulamongakoksetbetamtschingko“.

Außerdem spreche ich auch noch Englisch; auch Französisch und Italienisch. Wenn ich eine Auskunft erbitte, kann ich jede Sprache. Wer jedoch von mir etwas wünscht, der muß sich erst mal entschuldigen, wenn seine Bildung so mangelhaft geartet ist, daß er die deutsche Sprache nicht beherrscht.

Spruch.

Einen mit Weisheit Gesalbten darf man nicht warm werden lassen, sonst trieft er. (Ebner-Eschenbach. Aus: „Kunterbunt“, Univ.-Bibl. Nr. 3799.)

Fortsetzung des „Plauderers“ nächste Seite.





FORTSETZUNG

Auch eine Kritik.

Ein Dragoner-Gefreiter schrieb nach der Lektüre von Schönthans Aphorismen- und Gedichtsammlung „Der Kuß“ an den Verlag Reclam: „Ich meine, das sagt und beschreibt man nicht, Küssen nämlich. Das tut man!“

Was ist Ambra?

Wohl über kein Heilmittel des Altertums und des Mittelalters ist so viel gefabelt worden wie über die heute nur noch in der Parfümeriefabrikation verwendete Ambra, die auch unter der Bezeichnung grauer Amber oder Agtstein in den Handel kommt und jetzt noch buchstäblich mit Gold aufgewogen wird. Die im frischen Zustande wachsartige, im trockenen bimssteinartige und krümelige Masse von gelblichgrauer Farbe ist ein Darmsekret des Pottwals und wird in Klumpen bis zu 90 kg Gewicht aus dem Innern toter Wale, häufiger aber noch durch Auffischen aus dem Meere — besonders an den Küsten von Madagaskar, Surinam, Java und Japan — gewonnen. Sie löst sich nicht in Wasser, wohl aber in heißem Alkohol, in Äther und Ölen. Der widerliche Gestank der frischen Ambra verwandelt sich erst mit der Zeit in den eigentümlich aromatischen Duft, der diesem merkwürdigen Naturprodukt zu seiner Bedeutung im Drogenhandel verholfen hat. Das Seltsamste jedoch ist, daß dieser Wohlgeruch nicht von der Materie selbst, sondern von einer in ihr lebenden Bakterie herrühren soll. H–s.

Eine ungemütliche Frage.

In Genua befragte jemand einen Fremden, ob er zum Friedhof wolle. „Nein, danke, ich habe noch Zeit,“ antwortete er gemütlich.

Wahres Geschichtchen.

Der Kriegsfreiwillige Neumann erzählte während des Urlaubs, daß er in einem polnischen Bett habe schlafen müssen und daß ... „Flöhe“, sagte der Vater mit Kennerschaft. „O Gott, o Gott,“ jammerte die Mutter, „mein armer Junge, was hast du denn da gemacht?“ Der kleine Neumann blickte seine Mutter verwundert an. „Nischt,“ antwortete er gelassen, „nur ‚Dalldorf‘ habe ich gesagt. Weil ich glaubte, meine Wanzen wären verrückt geworden!“

Unterm Holderbusch.

Was ist Flieder, was ist Holunder? Das weiß in einigen Gegenden Deutschlands nur noch der Botaniker. Meist nennt der Volksmund den Flieder Holunder und den Holunder Flieder. Das schadet weiter nichts. Schlimm ist nur, daß die Unordnung neuerdings auch in die Käsefabrikation hineingetragen worden ist. Unsere Altvorderen tauchten die gelblich-weiße Holunderblüte in die Käsemasse und stellten einen sehr appetitlichen Holunderkäse her. Dies Rezept erscheint alljährlich in den verschiedensten „Ratschlägen fürs Haus“, jedoch mit dem Erfolg, daß man dann Flieder statt Holunder nimmt. Käse ist Käse! Auch der Fliederkäse schmeckt nicht schlechter als gezuckerte Veilchen oder Rosenblättertabak. Aber ich kann solchen Fliederkäse nie ohne tiefste Beschämung genießen: Wir sind leichtfertig geworden! Wohin würden wir gelangen, wenn die Unordnung mal so weit ginge, daß man ungestraft auch die Namen Cajus Gracchus und Tiberius Gracchus verwechseln dürfte!

Eine trinkfeste Familie.

Unter einem kleinen Rest verstand man bei mir zu Hause so ungefähr eine drittel Flasche. War es eine besonders gute Marke, so teilten sich darein Großmutter, Mutter und Kind nebst übrigen Anverwandten.

Was man in besseren Gegenden unter einem kleinen Rest versteht, erfuhr ich vor Jahren in einer Familie

Fortsetzung des „Plauderers“ nächste Seite.



FORTSETZUNG

in Bremen. Nach dem fidelen Sonntagsbraten befragte der würdige Hausherr lächelnd seine Familie: „Na, Kinder, wollen wir mal einen guten Tropfen trinken?" Und ohne Antwort abzuwarten, befahl er der fast noch würdigeren Haushälterin: „Bringen Sie doch bitte mal den kleinen Rest 78er Lafitte herauf".

Der kleine Rest bestand aus 33 oder 36 Flaschen. Ganz genau weiß ich das nicht mehr. Das weiß ich aber noch genau, daß der für eine mittlere Kalbskeule berechnete Familienbestand genügte, um mit dem kleinen Rest bis zum Abendbrot aufzuräumen.

Die Familie lebt noch. Nur der Rotspon soll von der Bildfläche verschwunden sein.

Schlau.

Dem Meister gab jemand ein Hemd und sprach: „Verkaufe es auf dem Markte". Allein das Hemd war gestohlenes Gut, und der Meister wußte dies. Er nahm es und trug es auf den Markt. Einer aus der Menge stahl ihm auf irgendeine Weise das Hemd. Der Meister machte kehrt, und als er zurückkam, sagte der Eigentümer des Hemdes: „Für wieviel hast du es verkauft?" Der Meister antwortete: „Weil kein Geschäftsverkehr war, habe ich es zum Einkaufspreis gegeben." (Aus: Mehemed Tewfik, Die Schwänke des Naßr-ed-din und Buadem. Universal-Bibliothek Nr. 2735.)

Die Einführung des Kaffeegenusses im Abendlande.

Bei der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 unternahm ein mit Sitten und Sprache der Osmanen genau vertrauter Wiener Bürger namens Kolschitzky das kühne Wagnis, in türkischer Kleidung mitten durch das Belagerungsheer hindurch einen Brief des Kommandanten Grafen Starhenberg zum Oberbefehlshaber der Entsatzarmee, dem Herzoge von Lothringen, zu bringen. Er traf auch glücklich beim Herzog ein und kehrte auf demselben Wege nach Wien zurück. Außer reichen Geldgeschenken erhielt der mutige Mann später, als Kara Mustapha geschlagen und das ganze türkische Lager in die Hände der Sieger gefallen war, die Erlaubnis, die vielen von den Türken zurückgelassenen Säcke mit Kaffeebohnen, mit denen man nichts anzufangen wußte, an sich zu nehmen und in Wien eine Kaffeeschenke zu errichten. Es war die erste im christlichen Europa. Die zweite wurde im Jahre 1694 in Leipzig eröffnet, und zwar in dem noch heute in der Kleinen Fleischergasse bestehenden, durch das steinerne Bildnis eines kaffeetrinkenden Türken gekennzeichneten Hause „Zum Kaffeebaum".

H–s.

Schach

Redigiert von J. Mieses

Endspielstudie.

Von A. Selesnieff in Berlin.



Weiß am Zuge gewinnt.

1. e3-e4+! . . .

Mit dem sofortigen Schlagen des Turms erreicht Weiß nichts: 1. Lc4:, fg, 2. Lf3:, (oder 2. fg, f2, 3. Lg2, Kg4, 4. Kd3, Kg3: 5. Lf1, Kh2 usw.) gf, 3. Lg2, Kg4, 4. Kd3, Kg3, 5. Lf1, Kh2, 6. e4, Kg1, und das Spiel ist remis.

1.	. . .	Kf5×e4
2.	e2×f3+	Ke4–e5
3.	g3×f4+	Ke5–e6
4.	f4–f5+	Ke6–e5
5.	f3–f4+	Ke5–e4
6.	f2–f3+ und Weiß gewinnt.	

Sechs Bauernschachs hintereinander mußte der zwischen e4 und e6 hin und her pendelnde schwarze König aushalten. Eine kleine, originelle Studie.

Schachbriefwechsel.

G. N. in Hamburg. In Aufgabe Nr. 73 folgt nach 1. Lf7, Dg1: 2. Lb2, Ka2: (es drohte Ta1 matt). 3. Le6+Kb1, 4. Sa3 matt. — Ihr Lösungsversuch von Nr. 75 1. Df2: scheitert an dem Gegenzug 1. . . ., Sd5. — **W. N. in Budweis.** Wir geben Ihnen noch einige Ausführungen zur Lösung von Nr. 68. 1. Dd8, Sd8, 2. Lb5 usw.; 1. . . ., Td8, 2. Lf5 usw.; 1. . . ., Sd4, 2. Lb5 usw. Im übrigen droht 2. Lf5.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das „Universum" zu beziehen.

Witzecke

„In den zerrissenen Stiefeln willst du den Ausflug mitmachen? Da schauen ja die Strümpfe heraus."
„Die Strümpfe sind aber doch ganz."

„Vater, was ist das, a Autodidakt?"
„Das ist aner, der was a Auto stehln will und glaubt, er kann so mir nix dir nix gleich fahrn."

Examinator: „Welche vulgäre Bezeichnung gebraucht man für As_2O_3?"
Prüfling (nach längerem Besinnen): „Herr Professor! Es liegt mir auf der Zunge —"
Examinator: „Spucken Sie es rasch aus! Das ist ja Arsenik!"

Zu einem vermögenden und wohlbeleibten Junggesellen kommt eine kinderreiche Nichte. Sie bittet den Onkel um eine Unterstützung.
„Was das Leben jetzt kostet! Allein das Schuhwerk für die Kinder! Wir fühlen uns durchaus nicht wohl in unserer Haut."
„Ich muß jeden Pfennig zu Rate nehmen und komme selbst kaum durch. Aber beruhige dich; ich vermache dir meine Haut."

„Vater hat gestern einen riesigen Affen mit heimgebracht."
„Da gehn wir wohl heute in den Zoologischen Garten?"
„Weshalb denn?"
„Wir müssen den Affen doch wieder fortbringen."

O mei, sagt der Hiasl,
Beim Zott in der Eh',
Da geht's oft hoaß oba,
Gibt's G'schroa g'nua und Weh'.

Ma glaubt's sei grad gar net,
Wenn sie und er fluacht.
Die leb'n nur in d' Eintracht
Wenn ma's mal b'suacht.

Mutter (nachdem der Vormund ihres Kindes ihr heftige Vorwürfe gemacht hat): „Von Ihnen laß ich mir überhaupt gar nix sagen. — Sie sind schon gar kein Vormund mehr, Sie sind 'n Vormaul."









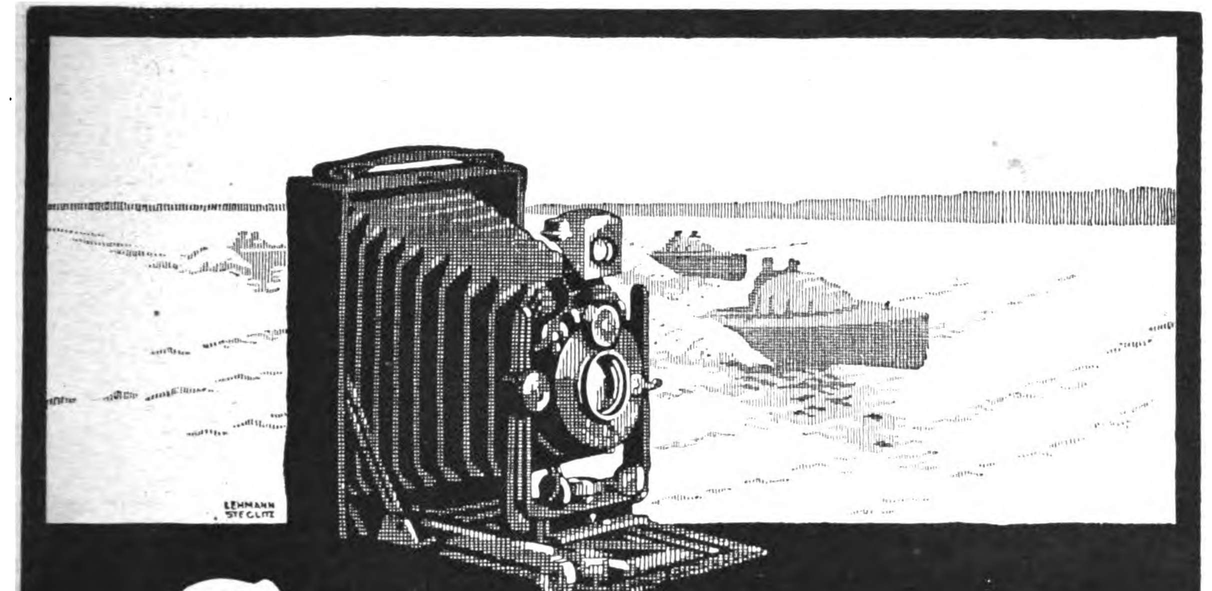


Ratgeber für Reise und Erholung



Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den Frauenteil: Klara Skraup; für den Anzeigenteil: G. H. Gabelein, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Frick & Co.



Goerz TENAX

mit Goerz Doppelanastigmat

Die Kamera, wie sie sein soll!

leicht, handlich, zuverlässig. Erhältlich in den Photo-Geschäften. Katalog kostenfrei.

Optische Anstalt **C. P. GOERZ, BERLIN-FRIEDENAU 7** Aktien-Gesellschaft

MERCEDES AUTOMOBILE

STADTWAGEN
KRANKENWAGEN
OMNIBUSSE



TOURENWAGEN
LIEFERUNGSWAGEN
ZUGMASCNINEN

DAIMLER-MOTOREN-GESELLSCHAFT
STUTTGART-UNTERTÜRKHEIM

Schach

Redigiert von J. Mieses

Alle auf die Schach-Rubrik bezüglichen Zuschriften richte man an die „Schach-Redaktion von Reclams Universum“

Die nachstehende Partie wurde im Meisterturnier des „Deutschen Schachbundes“ zu Hamburg am 19. Juli gespielt.

Spanische Eröffnung.

	Gregory.	Brinkmann.
1.	e2–e4	e7–e5
2.	Sg1–f3	Sb8–c6
3.	Lf1–b5	a7–a6
4.	Lb5–a4	Sg8–f6
5.	Sb1–c3	b7–b5
6.	La4–b3	Lf8–e7
7.	0–0	d7–d6
8.	d2–d3	. . .

Eine von Anderssen mit Vorliebe gespielte Variante der spanischen Partie. Wenn Schwarz rochierte, so setzte er mit h2–h3, g2–g4 und Sc3–e2–g3 fort.

8.	. . .	Sc6–a5

Schwarz unterläßt die Rochade, um den Gegner nicht Gelegenheit zu geben, das Anderssensche System in Anwendung zu bringen.

9.	h2–h3	Sa5×b3
10.	a2×b3	Lc8–b7
11.	Sc3–e2	. . .

Hier mußte zunächst Te1 geschehen.

11.	. . .	d6–d5!

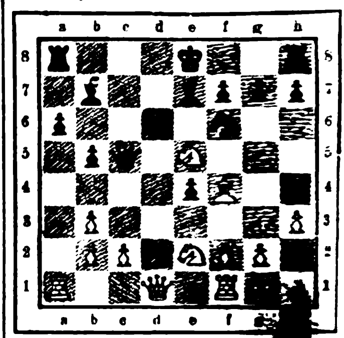
Die richtige Antwort.

12.	Sf3×e5	d5×e4
13.	d3–d4	. . .

Wiederum ein verfehlter Zug, wie die Antwort des Gegners sofort zeigt.

13.	. . .	c7–c5!
14.	d4×c5	Dd8–c7
15.	Lc1–f4	Dc7×c5

Stellung nach dem 15. Zuge von Schwarz.



16.	Se2–g3?	. . .

Weiß läßt sich auf [illegible] Kombination ein.

16.	. . .	g7–[illegible]
17.	Sg3–h5	. . .

Schwarz kann nun [illegible] g5×f4 spielen (wegen 18. S[illegible]), noch auch Sh5:, (wegen [illegible]: mit der Drohung Df7+), aber er hat einen naheliegenden Zug, der die gegnerische Kombination widerlegt.

17.	. . .	Ta8–d8!

Dies hatte Weiß offenbar beim 16. Zuge ganz übersehen.

18.	Sh5×f6+	Le7×f6
19.	Dd1–h5	Lf6×e5
20.	Dh5×g5	Le5–d4

und Schwarz, im Mehrbesitze einer Figur, gewann nach einigen Zügen.

Neuigkeiten für den Büchertisch

Während der durch die Verhältnisse bedingten Einschränkung des Papierverbrauchs müssen wir uns auf eine kurze Würdigung der uns zugehenden Neuerscheinungen beschränken. — Rücksendung findet nicht statt

Wanderer und Gefährte. Von Dettmar H. Sarnetzki. 310 Seiten. (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1921. Geb. 20 Mark. In Halbleinen 26 Mark.) Daß dies Novellenbuch in unserer Zeit der Sprachschluderei, des brutalen Stoffhungers, der nervösen Gier nach aufpeitschenden Akrobatenkunststücken bald einen großen Leserkreis finden wird, möchte ich bezweifeln. Wer aber seine tiefsten Freuden darin sucht, zu sehen, wie die seelischen Erlebnisse eines Menschen von hoher Kultur ihren vollendeten Ausdruck finden in einer untadeligen, aufs feinste ausziselierten Form, wer noch zu verweilen weiß bei zartesten Schönheiten der Sprache und immer wieder Einkehr halten möchte in wunderbaren Landschaften der Seele, der wird dies Buch zu seinen erlesenen Lieblingen unter den Büchern stellen, in die Nachbarschaft der Besten, Reifsten, die wie dieser Dichter bei ihrem Schaffen von nichts anderem sich bestimmen ließen als von ihrem äußerst gepflegten sittlichen und künstlerischen Gewissen. Diesem Buch, das übrigens vielseitig und voller Spannung im guten Sinne ist, möchte man vor den allermeisten der letzten Jahre einen starken Erfolg wünschen. Untergehen, übersehen werden kann es unter keinen Umständen. D.

Die Grundprobleme der theoretischen Volkswirtschaftslehre. Von Prof. Dr. Wolfgang Heller. 104 Seiten. Wissenschaft und Bildung, Band 162. (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig. Geb. 8 Mark.) Eine Arbeit, die von ihren Lesern ein ausgesprochenes Interesse verlangt. Wer aber schon systematisch vorgeschult ist, wird in dem recht klar geschriebenen, übersichtlich gegliederten Buch viel Anregung, Klärung und Nutzen finden.

Pessimismus. Von Oswald Spengler. Schriftenreihe der Preußischen Jahrbücher Nr. 4. (Verlag Georg Stilke, Berlin 1921. 19 Seiten, 3 Mark.) Mit dieser Schrift, die ursprünglich als Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern erschienen war, greift Spengler in die immer noch lebhafte Diskussion über den ersten Band seines „Unterganges des Abendlandes“ ein. Zu welchem Ende, weiß man nicht recht. Die Gegner seiner Weltanschauung wird er doch nicht bekehren und unbedingten Anhängern bringt sie kaum etwas Neues. Neben dem großen Werk, dem man das Pathos der Spannung und Richtung auf ein großes Ziel nicht abstreiten kann, fallen die Hobelspäne dieser Gelegenheitsschrift ganz beträchtlich ab.



Beiwerk zur Frauenkleidung

Das Beiwerk ist heute von großer Bedeutung für die Frauenkleidung. Darum nehmen wir eine kleine Auslese davon in unsere heutige Modenschau auf. Ein flottes Schleifchen am Halsausschnitt der Bluse, ein aparter Kragen, ein hübscher Einsatz oder ein kleidsames Fichu erhöhen und verändern den Gesamteindruck der Kleidung ganz außerordentlich. Großer Beliebtheit erfreuen sich die Bastwesten und Kappen aus dem gleichen Material, die sich besonders für Seebäder durchgesetzt haben, da sie den Einwirkungen

891

892

893

Abb. 891. Fichu aus Seidenbatist mit Plisseegarnierung. Abb. 892. Weste, Kappe und Handtasche aus Bast. Modelle Friedmann & Weber, Berlin. Abb. 893. Fichukragen aus Glasbatist mit Spitzengarnierung.

Damen- und Kinderkleider

von Sonne, Wind und Regen standhalten und ihr Aussehen nicht verändern. Man trägt sie teils zum Schutz gegen Regen, teils auch zum Schmuck; denn Frau Mode hat sich dieser Schöpfung angenommen, hat das bescheidene Mattgelb mit Farben bedacht und läßt die Westen und Kappen mit bunter Seide füttern und mit eingefärbten Bastfäden sticken, vorwiegend mit kräftig roten und blauen. Das wirkt sehr reizvoll bei trübem, sehr lustig bei hellem Wetter. Und da Fransen beliebt sind, hat man auch das Ausfransen der Bastwesten vorgenommen und verziert die Kappen mit Fransenstreifen oder -büscheln. Unsere Abb. 892 zeigt eine Vervollständigung: die Basttasche, in der man die Badesachen oder kleine Einkäufe verstauen kann. Die Musterung ist mittels bunter Bastfäden bewirkt und kann mit der Verzierung von Weste und Kappe übereinstimmen. — Das kleidsame Fichu Abb. 891 und der Fichukragen Abb. 893 wandeln ein einfaches Mantel- oder Reisekleid schnell in ein Nachmittagskleid um. Für tief ausgeschnittene Kleider empfehlen wir die hübschen Einsätze, wie sie unsere Abb. 909 zeigt. Man trägt sie auf der Reise und Straße und legt sie im Hause mit dem Hut und Mantel ab. — Die Batisttaschentücher Abb. 905 lassen sich leicht selbst arbeiten; sie sehen sehr elegant aus und stellen sich bedeutend billiger als fertig gekaufte. Man verbindet den Rand mit dem Mittelstück durch gehäkelte Mausezähnchen, säumt diesen Rand außen mit Rollnaht und besetzt ihn mit einem schmalen geklöppelten oder Zwirnspitzchen. So spart man Stoff; denn der Rand kann aus schmalen Streifen zusammengesetzt werden, während man bei den mit Recht beliebten Hohlsäumen das ganze Tuch aus einem Stück schneiden muß.



Abb. 894. Kleid aus gestreiftem Flanell mit Samtleibchen. Abb. 895. Hauskleid aus kariertem Wollstoff. Abb. 896. Matrosenkleid für Mädchen
Entwurf Helene Meilick, Leipzig. Abb. 899. Jungmädchenkleid aus blauem Frotteestoff. Abb. 900. Mantel

Für Sommer und Frühherbst

Neben den praktischen Sommerkleidern bringen wir heute schon hübsche Vorbilder für herbstlich kühle Tage. Abb. 894 besteht aus einem dunkelrot und weiß gestreiften Flanellrock und dazu passendem dunkelroten Samtleibchen. Die weiße, hemdartige Unterbluse mit weiten Ärmeln und Schalkragen ist aus leichtem Wollstoff gearbeitet. — Auch für das Hauskleid Abb. 895 wurde ein leichter Wollstoff gewählt. Unser Modell aus blaugrauem Stoff mit weißen Streifenkaros hat einen besonders kleidsamen Kragen und Ärmelaufschläge aus weißem Glasbatist, die abknöpfbar sind und schnell gewechselt werden können, besonders wenn man sie doppelt besitzt. Das Gürtelband aus Samt und die Stoffrose am Ausschnitt sind tomatenrot. — Aus orangefarbenem Seidentrikot und dunkelblauem Samt ist das Nachmittagskleid Abb. 901 gefertigt; die Ornamente auf dem Trikotüberkleid sind mit dunkelblauer, die Ornamente auf dem Samtunterkleid mit orangefarbener Seide gestickt. — Der kleidsame Mantel Abb. 900 aus bräunlicher Affenhaut ist recht zweckdienlich für regnerisches Wetter und kühle Abende. Das leichte und angenehm wärmende Material erobert immer mehr Herzen und sichert sich einen bevorzugten Platz in der Herbstbekleidung, den auch das geschorene Affenpelzwerk behaupten wird. — Das Matrosenkleidchen Abb. 896 läßt sich leicht auch für größere Mädchen arbeiten. Es ist aus weißem Cheviot, mit marineblauem oder schwarzem Kragen und ebensolcher Schleife belebt. Ersterer hat eine weiße, mehrfach durchsteppte Chevioteinfassung. — Abb. 898 eignet sich für kleine Mädchen und Knaben. Das Kittelchen aus weißem Waschvoile ist mit Perlgarn in leuchtenden, modernen Farben (Halbmonde orange, Kästchen rostbraun, Zweige lila) bestickt.



… 6 bis 12 Jahren. Abb. 897. Kirschrotes Voilekleid. Modell Bette, Bud & Lachmann, Berlin. Abb. 898. Kittelchen für Kinder von 2 bis 4 Jahren. … Affenhaut. Abb. 901. Nachmittagskleid aus Seidentrikot mit Samt. Modell R. M. Maaßen, Berlin.

Ärmel und Halsausschnitt sind umhäkelt; gehäkelt ist auch das Gürtelchen. — Reizvoll wirkt das einfache Jungmädchenkleid Abb. 899 aus blauem Frotteestoff mit Kragen, Latz, Ärmelaufschlägen, Gürtel und Knöpfen aus weißem Frotteestoff. — Ein elegantes Nachmittagskleid, das auch im Winter für kleine Gesellschaften sehr geeignet ist, führt Abb. 897 vor. Der schlichte, etwas länger gehaltene Plisseerock besteht aus kirschrotem Voile, während die schlüpferartige Taille aus weißem Voile mit kirschroten Mustern gearbeitet ist. Diese Muster lassen sich nach Belieben mit der Hand oder Maschine sticken. Die Russenhemdärmel, die angeschnitten sind, zieren kleine kirschrote Seidenknöpfchen, die den Ansatz des kirschroten Stoffes decken. An dem weißen Gürtel ist der kirschrote Einsatz vorn und hinten auch mit den kleinen kirschroten Seidenknöpfchen besetzt. Knöpfe und Fransen in allen Größen und Breiten dürften als Verzierung der Herbst- und Winterkleidung überwiegend in Frage kommen. Trägt man doch schon jetzt vielfach die kostbaren Straußenfedern an Hüten und Spitzengewändern geteilt, nicht gekräuselt, so daß sie Fransen imitieren. Und da unsere Damen sich nur schwer dazu entschließen wollen, längere Röcke anzulegen, täuscht Frau Mode sie dadurch, daß sie die etwas weniger engen Röcke am unteren Rande mit schweren — schmäleren oder breiteren — Fransen besetzen läßt. Ein derartig verzierter Kleiderrock ist reizvoll, denn er enthüllt beim Ausschreiten, was er scheinbar verhüllt, wenn die Trägerin in Ruhestellung verharrt. Solch schützende Hülle kommt auch weniger schön geformten Gliedern zugute, weshalb ihr ein Sieg beschieden sein dürfte. Nicht so dem Versuche, die Hüftenbreite zu betonen, womit ganz gewiß die Rückkehr zur eingeschnürten Taille vorbereitet werden soll. — Schnittmuster zu allen Abbildungen unserer Modenschau und das Stechmuster zu dem Kinderkittel Abb. 898 sind zu beziehen durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum in Leipzig, Inselstraße 22—24. Bestellschein und Bezugsbedingungen befinden sich auf der dritten Anzeigenseite.

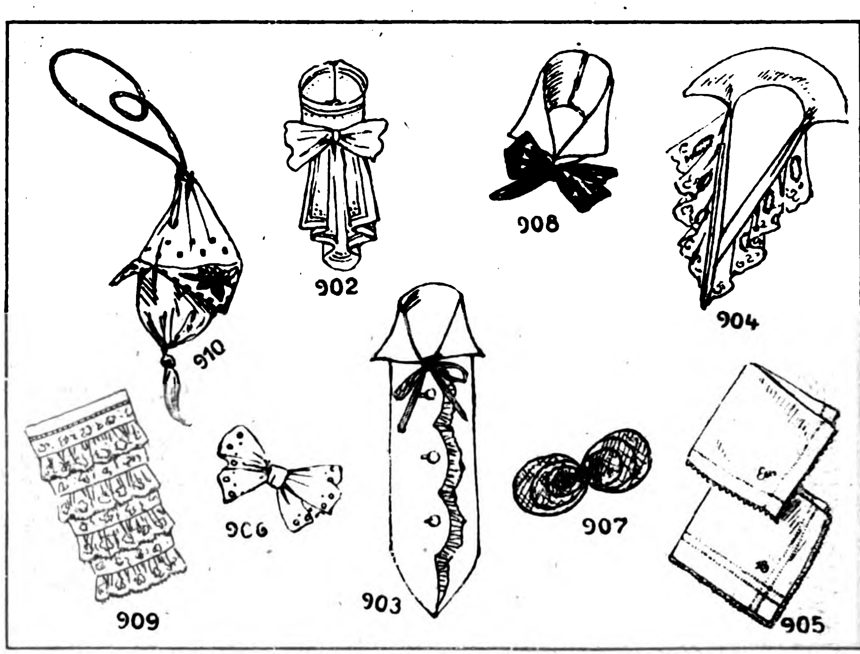


Abb. 902. Jabotkragen aus Mull mit Stickerei. Abb. 903. Einsatz aus Batist. Abb. 904. Fichükragen aus Tüll und Spitze. Abb. 905. Batisttaschentücher. Abb. 906. Schleife aus weißem, gesticktem Tüll. Abb. 907. Schleife aus schwarzem Tüll, weiß umrandet. Abb. 908. Leinenkragen, hinten zu schließen. Abb. 909. Einsatz aus Valenciennespitzen für tiefausgeschnittene Kleider. Abb. 910. Eleganter Beutel aus Seide mit Stickerei.

Rätsel und Spiele

Trennungsrätsel.

„Seht", sprach der reiche Bauersmann,
„Hier diese schönen Felder an
Und meinen einz'gen Knaben.
Wenn ich die Augen zugemacht,
Wird einmal diese ganze Pracht
— Getrenntes Wort."

„Ja," sagte drauf der Nachbarsmann
Und sah ein wenig neidisch an
Den hübschen kleinen Knaben,
„Dann hat er wohl sein täglich Brot
Und mehr, ist über jede Not
— Vereintes Wort."

Wortpaarung.

Der eine legt rein äußerlich
Aufs „Wort" den größten Wert;
Mit „andrem Haupt" trägt es mit sich,
Wer gar zu wohl sich nährt!
Der dritte aber sieht sein Heil,
Nichts wen'ger als bescheiden,
Nicht im Besitz von einem Teil,
Nein erst „in allen beiden!"

Gleichklang.

Wenn auf dem Land sie zahlreich sind und schön,
Kann froh der Landmann sich die Hände reiben,
Doch will man in den Städten sie erhöhn,
So kann das manchen in Verzweiflung treiben.

Silbenrätsel.

Wenn dich die erste hat bezwungen,
So freue dich, wenn dir gelungen
Die zweite sicher zu erfassen;
Mit ihr kannst du dich drauf verlassen,
Daß du erreichen wirst dein Ziel,
Wenn's dir auch sauer werden will.

Das Ganze stets zur Erde fällt,
Wenn es nichts hat, woran sich's hält,
Und sollt' es nur die zweite sein,
Wird es doch dankbar dich erfreun.
Ja, ohne seine guten Gaben
Würd'st du die erste gar nicht haben.

E. M.

Tauschrätsel.

Genthin, Garnice, Talca, Selke, Denver, Domnau, Dorking, Burgstädt, Temes, Karschi, Barrow, Gabun, Kanton, Bega, Baden, Lagow, Seesen, Tondern, Lausitz, Bingen. Von jedem der vorstehenden Eigennamen ist die letzte Silbe zu streichen und eine der unten angeführten Silben davor zu setzen, so daß neue geographische Eigennamen entstehen. Die Anfangslaute der neuen Wörter ergeben ein Sprichwort. Beispiel: Taler, Malta. Die Silben sind: bal, char, da, eib, el, el, em, grim, ha, in, kan, na, ob, ra, re, sa, saar, telg, tu, un.

Auflösungen aus Heft 44

Bilderrätsel: Erfülle Deine Pflicht, Etwas Höheres gibt es nicht.

Scherzrätsel: Hecht — sechs.

Versteckrätsel: Bega, Rhein, Orb, Theta, Kelz, Elze, Nun.-Brocken.



LEITUNG: HORST SCHÖTTLER

Laß ihn sägen.

„Du hast aber geschnarcht!“ Es gibt Leute, die nicht anders können. Ich meine nicht das Schnarchen. Sie können nicht anders, als bei jeder Gelegenheit, wo sie jemand erwachen sehen, ihm zuzurufen: „Du hast aber geschnarcht!“ Bei ihnen schnarcht jeder; sie horchen ängstlich hin und freuen sich schon auf den Augenblick, wo sie das Zurückkehren aus dem Traumland in den Alltag mit einer Bosheit zieren wollen.

Ich habe einmal zuhören müssen, wie ein alter Herr auf der Fahrt nach München einige Bretter kurz und klein zersägte. Seine Gattin blickte ein paarmal um Entschuldigung bittend zu mir hin; denn dies Schnarchen war wirklich kräftiger als ruhestörender Lärm. Doch als der Schnarcher erwachte, sagte sie liebreich zu ihm: „Du hast aber schön geschlafen!“ Das war ein verklärtes Erwachen. Und es waren vornehme Menschen. Das Schnarchen werden wir nicht aus der Welt schaffen können. Mehr Liebe können wir aber hineinbringen.

Das blutende Bildnis des Dorian Gray.

Es ist anzunehmen, daß dem Verfasser des bekannten Buches, Oskar Wilde, die durch Prof. Ehrenberg erfolgte Entdeckung des Bazillus „monds prodigiosa“ bekannt gewesen ist. Das Bildnis zeigt blutige Hände, die dem Mörder furchtbarstes Grausen einflößen; die Erklärung dieser möglichen Erscheinung ist verblüffend einfach: die Farben, die einen stärkehaltigen Grundstoff enthielten, boten einen guten Nährboden für den Spaltpilz, der einen roten Farbstoff ausscheidet.

G–n.

Das Herz.

Wenn ich mal viel Zeit haben werde, will ich eine Geschichte schreiben: Was das Herz alles erträgt. Seit länger als zwanzig Jahren beschäftige ich mich mit diesem Plane. Doch das Herz ist ein so unglaubliches Ding: es werden mehr als zwanzig Jahre dazu gehören, um all das erzählen zu können, was ein menschliches Herz ertragen muß.

Familienleben.

Heute ist unsere „Witwe“ gestorben. Nun liegt das Haus des Nachts in Trauer, und kein freundlicher Lichtstrahl dringt hinaus zu dem einsamen Wanderer.

„Die Witwe“ war eine ganz kleine Petroleumlampe und noch dazu mit Sparbrenner. Aber sie leuchtete rührend zuverlässig von meinem Fenster aus durch den Kiefernwald und bis hinüber zur Landstraße. Mancher von den fernen Dörflern hat mir gestanden, daß dieser kleine Lichtschimmer ihm bei nächtlicher Heimkehr Richtlinie und Beruhigung gewesen ist.

Im Kriege, während eines Urlaubs, hatte ich das Lämpchen gekauft. Weil die Einsamkeit des Waldhauses nachts gar zu schaurig für Weib und Kinder war. Und mit der vorausrechnend tragischen Gemütsroheit des Urlaubers hatte ich das kleine Ding „Das Öllämpchen der Witwe“ getauft. Heimlich. Aber bald sagten wir alle nur noch „Die Witwe“.

Aus Lebensfreude und Dankbarkeit haben wir das Dingelchen dann noch jede Nacht angebrannt. Aber heute hat Jung-Bauschan seine Zähnchen in eine herabhängende Decke verwikkelt — und dabei hat „die Witwe“ dran glauben müssen. Wir standen vor den Glasscherben und trugen eine sehr liebe Erinnerung zu Grabe.

Jung-Bauschan hat den Vorteil davon. Er war mit seinen knapp

Fortsetzung des „Plauderers“ übernächste Seite.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf „Reclams Universum" beziehen zu wollen.

Bestellschein für Normalschnitte

Wir liefern zu allen Modellen in unserer Modenbeilage gebrauchsfertige Schnittmuster, und zwar für Damen in drei Größen (Größe I: 90 cm Oberweite, Größe II: 96 cm Oberweite, Größe III: 102 cm Oberweite); für Kinder jeder Altersstufe. Die Schnitte sind nur zu beziehen durch die Schnittmuster-Abteilung von Reclams Universum, Leipzig, Inselstraße 22. Es kosten: Blusen, Röcke, Jacken, Hemden, Beinkleider, Unterröcke je 2.40 Mk.; Kleider, Nachthemden, zusammenhängende Wäschestücke, Kostüme, Mäntel je 3.60 Mk.; Kinderkleider 2.80 Mk.; Kinderwäsche 1.50 Mk. **Der Betrag ist nebst 60 Pfennig für Porto voreinzusenden.**

Bezeichnung ob Rock, Taille, Kleid, Bluse, Kostüm, Knabenanzug, Mädchenkleid usw.	Normalschnitt-Nummer unter der Abbildung	Größennummer des Schnittes oder Alter des Kindes
....	....	....
....	....	....

Der Betrag von .... Pf. und .... Pf. Porto (für Deutschland 60 Pfg., für Deutschösterreich 60 Pfg., das weitere Ausland 1.20 Mk.) liegt dieser Bestellung in Briefmarken bei — folgt per Postanweisung oder Postscheck (Konto 295). Da in letzter Zeit nicht eingeschriebene Briefe häufig verloren gehen, empfiehlt sich die Ueberweisung des Betrages durch die Post, wobei die Bestellung auf dem Abschnitt erfolgen kann. Unter Nachnahme versenden wir Muster nicht.

Name: ....

Ort: ....

Straße und Hausnummer: ....

Die Einsendung dieses Bestellscheins ist nur als Brief zulässig, nicht als Drucksache.

Name und genaue Adresse deutlich!



Fortsetzung

zwei Monaten noch nicht ganz heimisch bei uns geworden. Jetzt hat er uns „den ersten Schmerz getan". Sein Hundeleben wird sich in Erinnerung an unsere „Witwe" wesentlich freundlicher gestalten.

Theater.

Man spielt oben und unten. Mancher klatscht Beifall, weil's nun einmal dazu gehört. Aber während er mit den Händen klatscht, zischt er mit der Zunge.

Amerikanisch.

Drüben ist es noch schwerer als bei uns, eine Liebeserklärung anzubringen, ohne erst mit allem Trara vorgestellt und eingeführt zu sein. Man hilft sich sehr praktisch. Man fragt die betreffende junge Dame einfach: „Would you open my letters?" („Würden Sie meine Briefe öffnen?") Antwortet sie „Ja", dann kann die Sache weitergehen; heißt's aber „Nein" — nun, dann muß man eben einer anderen Dame die Briefe schreiben.

Urteilsfähigkeit.

Ich hatte ein indisches Gedicht vorgelesen. Eine der Damen eröffnete mit Lebhaftigkeit die Debatte. „Es erinnert fabelhaft an einen Dichter, den ich zwar noch niemals gelesen habe" . . .

Das Urbild von Schillers „Taucher".

Der durch Schillers Ballade unsterblich gewordene Taucher ist keineswegs ein Erzeugnis dichterischer Phantasie, sondern hat wirklich gelebt. Der Engländer Brydone, der Entdecker der landschaftlichen Reize Siziliens, berichtet über den merkwürdigen Mann, der Colas hieß und ein Messinese war, folgendes: „Er soll, wie man sagt, etliche Tage lang in der See gelebt haben, ohne ans Land zu kommen, und hat daher den Zunamen Pesce, ‚der Fisch', erhalten. Er war wegen seines Schwimmens und Tauchens so berühmt, daß einer von ihren Königen, Friedrich, hinkam, um seine Künste mit anzusehen. Dieser königliche Besuch gereichte dem armen Pesce zum Verderben. Denn, da der König seine außerordentliche Stärke und Behendigkeit bewunderte, hatte er die Grausamkeit, ihm den Vorschlag zu tun, nahe bei dem Strudel Charybdis zu tauchen, und um ihn desto mehr zu reizen, warf er einen großen goldenen Becher hinein, der seine Belohnung sein sollte, wenn er ihn wieder heraufbrächte. Pesce machte zwei Versuche und setzte die Zuschauer durch die lange Zeit, die er unter Wasser blieb, in Erstaunen; allein bei dem dritten wurde er, wie man vermutet, von dem Strudel ergriffen, indem er nicht wieder zum Vorschein kam. Sein Körper wurde einige Zeit hernach bei Taormina, etwa dreißig englische Meilen davon, gefunden.

H–s.

Rätsel und Spiele

Silbenrätsel.

Mein erstes hörst du oftmals klingen
Bei Freude wohl und auch bei Schmerz,
Du hörst es oft wohl auch beim Singen,
Wenn ganz erfüllt davon dein Herz.
Fügst du die zweite nun hinzu
Und pflegst es mit der rechten Liebe,
Dann fühlest stets Behagen du,
Wenn's draußen kalt und naß und trübe.
Dann nimm mein letztes du zur Hand
Und schütze dich vor seinen Gluten;
Gar oft wird's letzte angewandt
Als Stab und Schutz vor Himmelsfluten.

Logogriph.

Wirst im Rätselwort du sehen
Zweimal e und einmal t,
Werden Blumen darauf stehen,
Wenn entweicht des Winters Schnee.

Aber wird im Worte stehen
Einmal e und zweimal t,
Darfst du drin zur Ruhe gehen
Und vergessen Leid und Weh.

Metamorphose.

Sagt an, ist das nicht staunenswert?
Steh' ich vor Affe, Mücke, Pferd,
So ändert gleich sich deren Sinn.
Vor Affe stets ein Mensch ich bin,
Vor Pferd kann's keinen Reiter tragen,
Vor Mücke nie zu stechen wagen.

Doppelsinnig.

Es tun's die Bäume, tut's der Strauch,
Es tun's die Küh' und Pferde auch,
Es tut's der beste Freund zuweilen,
Flehst du ihn an, mit dir zu teilen.

Rösselsprung.

	leid	nos-	dich	hal-	
	im	her-	nen-	sen	
ge-	ge-	er-	te	le	schein
be	maß	son-	sein	tra-	wert
	al-	will	summ-	kla-	
	freu-	im	gen	es	
		fred	gen		

Auflösungen aus Heft 45

Trennungsrätsel: er haben, erhaben.

Wortpaarung: Hülle und Fülle.

Gleichklang: Mieten.

Silbenrätsel: Weinstock.

Tauschrätsel: Hagen, Ungarn, Natal, Grimsel, Emden, Radom, Indor, Saarburg, Telgte, Dakar, Elbar, Rega, Balkan, Elbe, Saba, Tula, Eibsee, Kanton, Ohlau, Charbin. — Hunger ist der beste Koch.



LEITUNG: HORST SCHÖTTLER

Aufrichtg ohne i.

Als ich diesen Druckfehler im „Plauderer" entdeckte, versuchte ich mich wahnsinnig zu ärgern. Aber der verantwortliche Korrektor beruhigte mich mit den Worten: „Aufrichtg gesagt," — aha! dachte ich — „die Druckfehler sind doch dazu da, daß sie gemacht werden!"

Der Mann hat recht. Außerdem, aufrichtig gesagt: wer, außer mir, hat den Druckfehler wohl entdeckt?

So ist der Mensch.

Vor fünfzehn Jahren habe ich mir ein Häuschen gebaut. Am ersten Tage bin ich mit Hammer und Nagel von Stube zu Stube gegangen. Auch in meinem Arbeitszimmer habe ich Nägel eingeklopft: dort mußte gleich neben der Tür das gewohnte Brett festgenagelt werden, an dem ich Rock und Hut aufhängen konnte.

Die beiden Nägel für das Brett waren etwas zu kurz geraten. Schon am zweiten Tage merkte ich, daß das Ding herunterfiel, sobald ich nach dem Hute griff oder den Rock hinhängte. Ich nahm mir ernstlich vor, die Sache zu ändern. Viele Jahre trug ich mich mit dem Gedanken. Denn es ist sehr unbequem, wenn man sich immer wieder bücken muß, nur um ein locker sitzendes Brett aufzuheben und neu anzuhängen. Aber es fehlte mir stets an Zeit fürs Nageln. Oder wenn ich Zeit hatte, war zufällig der Hammer verborgt, oder es waren keine längeren Nägel im Hause.

Vorhin hatte ich endlich mal alles beieinander — aber da fehlte wieder die Zange, um die alten Nägel herausziehen zu können. Jetzt geb' ich's endgültig auf!

Haus Neuerburg.

Noch einige Jahre vor dem Kriege begegnete man den Neuerburg-Zigaretten nur auf den Rauchtischen einiger Kenner. Das Aroma war ausgezeichnet; immerhin: es blieb ein Wagnis, ausgerechnet von dem orientfernen Trier aus den Feldzug für die unverschleierte deutsche Herkunft von Qualitätszigaretten eröffnen zu wollen. „Wenn der Kerl wenigstens noch in

Fortsetzung des „Plauderers" übernächste Seite.

Schach

Redigiert von J. Mieses

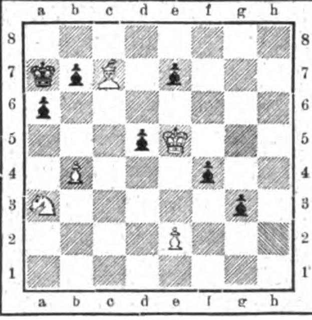
Alle auf die Schach-Rubrik bezüglichen Zuschriften richte man an die „Schach-Redaktion von Reclams Universum“

Mitteilungen aus der Schachwelt.

Ein nationaler Kongreß des „Deutschen Schachbundes“ fand in der Zeit vom 16. bis 30. Juli in Hamburg statt. Bei dieser Gelegenheit wurden ein Meisterturnier und zwei „Hauptturniere“ abgehalten. Am Meisterturnier beteiligten sich zwölf Spieler. Die deutschen Meister von internationalem Ruf fehlten allerdings leider sämtlich. Den ersten Preis gewann mit $8^1/_2$ Zählern Post, den zweiten mit $7^1/_2$ Sämisch, den dritten Schlage (7), den vierten John ($6^1/_2$), den fünften und sechsten teilten Carls, Krüger und Schories (6). Dann folgten: Wagner ($5^1/_2$), Ahues ($4^1/_2$), Brinkmann (4), Zander (3), Gregory ($1^1/_2$). — Im ersten Hauptturnier errangen Hilse (Bremen) und Wegemund (Berlin) gemeinschaftlich die beiden ersten Preise. Dritter wurde Kunstmann, vierter Schönmann, fünfter Blümich, sechster Richter. — Der erste Preis im zweiten Hauptturnier fiel an Preuße. Den zweiten bis vierten teilten Blechschmidt, Emmerich und Westphal.

Endspielstudie.

Von S. Krenzisky in Lund.



Weiß am Zuge macht remis.

Eine geistreiche, wenn auch für geübte Löser nicht sehr schwierige Studie.

1. Sa3–b5+ . . .

Ein Zug, der dem naiven Schachfreund zunächst unbegreiflich erscheinen wird.

1.	. . .	a6×b5
2.	Ke5×d5	g3–g2 (oder a.)
3.	Lc7×f4	g2–g1D

Falls 3. . . ., e6+, so 4. Ke4 nebst Le3+ usw.

4. Lf4–e3+! Dg1×e3

Weiß ist patt.

a.)

2.	. . .	e7–e6+
3.	Kd5–e4	g3–g2
4.	Lc7×f4	g2–g1D

5. Lf4–e3+, und das Bauernendspiel wird remis.





Der Plauderer

Fortsetzung

Hamburg oder Bremen wohnte; dort riecht's gleich nach Tabak," sagte mal ein Seeoffizier, weil er sich selbst bemitleidete, daß er ohne seine Neuerburg-Zigarette nicht mehr auskommen konnte.

Heute sieht man schon bei jedem zehnten Raucher die „Güldenring" oder die „Löwenbrück", die „Overstolz" oder die „Manengold". Reklame? Ja! Aber nur erfolgreich durch eine Höchstleistung in der Qualität.

Da kann's schließlich noch dahin kommen, daß jeder dritte Raucher ohne die „Neuerburg" nicht mehr leben kann.

Das Hof-Thermometer.

Hackländer, der unterhaltsame Erzähler und erfolgreiche Dramatiker, für den unsere Eltern und Großeltern schwärmten — einige seiner besten Werke sind in der Universal-Bibliothek erschienen —, war bekanntlich jahrelang der allmächtige Günstling König Wilhelms I. von Württemberg, der ihm eine Wohnung im Schloß angewiesen hatte. Die Einrichtung war fürstlich, und im Vorzimmer harrten beständig zwei Lakaien der Befehle des Herrn Hofrats. Um so erstaunter war Hackländers Freund, der Schauspieler Karl Meixner, als er, den berühmten Mann an einem kalten Winterabend des Jahres 1849 besuchend, das Vorzimmer leer, den Hofrat aber in ein Bärenfell eingewickelt auf der Ottomane liegend fand und von ihm aufgefordert wurde, sich ebenfalls eines bereitgehängten Pelzes zu bedienen. Auf seine erstaunte Frage, was das alles zu bedeuten habe, erwiderte Hackländer lachend: „Spüren Sie denn nicht, daß es hier eisig kalt ist? Gestern bin ich pensioniert worden, und heute haben die Kerle nicht mehr eingeheizt!" J. H.

Was du nicht willst, daß man . . .

Wer würde wohl so töricht sein, sein Kind auf den Arm zu nehmen und es ins Feuer zu tragen? Aber im Freibad kann man täglich sehen, wie ein Vater sein verzweifelt schreiendes Kind auf den Arm nimmt und ins Wasser trägt, um das arme Wurm kräftig unterzutauchen — statt ihm Zeit zu lassen, sich an das fremde Element zu gewöhnen.

Feuer und Wasser sind nicht zu vergleichen? Alter Freund, beim Feuer bist du nur selbst nicht daran

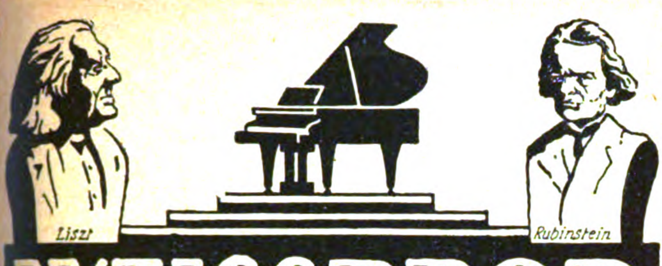
Fortsetzung des „Plauderers" übernächste Seite.



Ratgeber für Reise und Erholung

Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten





WEISSBROD
FLÜGEL ★ PIANOS
Hof-Pianofortefabrik R. WEISSBROD Eisenberg-Thür.

Handel und Wandel

Roman von

F. W. Hackländer

Reclams Universal-Bibliothek Nr. 5065–67
Preis geheftet Mk. 4.50, gebunden Mk. 6.–

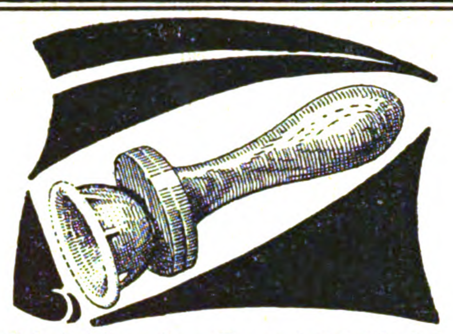
*

Von den zahlreichen Werken Hackländers gehört „Handel und Wandel", die Geschichte eines jungen Kaufmanns nach eigenen heiteren und trüben Erfahrungen des Verfassers dargestellt, noch heute zu den lesenswertesten Romanen. Die Handlung ist reich und bewegt, die Charaktere sind voller Anschaulichkeit und Tiefe, und mit dramatischer Steigerung führt der Dichter die vielverschlungenen Intrigen, die scharfgezeichneten Gegensätze der einzelnen Typen zur erschütternden Katastrophe und das Ganze zum versöhnenden, vollbefriedigenden Ende. Von Hackländer haben noch folgende Schriften Aufnahme in die Universal-Bibliothek gefunden: Die beiden geistreichen Lustspiele „Der geheime Agent" (Nr. 2290) und „Magnetische Kuren" (Nr. 2341); ferner des Autors humorvolles Buch „Das Soldatenleben im Frieden" (Nr. 4979–80 a) nebst biographischer Einleitung und der in Hofkreisen spielende Roman „Der Augenblick des Glücks" (Nr. 4968–70 a).

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen
Philipp Reclam jun. Leipzig



Briefmarken u. Notgeld
Preisliste kostenlos. **Max Herbst**, Markenhaus, **Hamburg 49.**

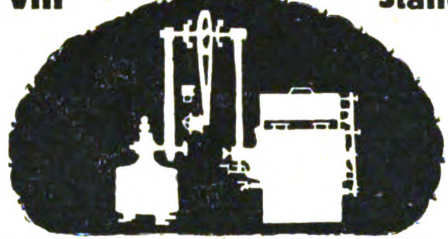


Ich seh' meine Frau jetzt täglich

mit dem Wikö in der Hand. Er hat sie wieder frisch und jung gemacht, alle Hautunreinheiten, Falten und grauen Teint wirklich behoben, durch sorgsame atmosphärische Saug- und Druckwirkung heraus- und weg-„retuschiert". Diese glänzende Methode, die direkt auf die Ursache geht, verbürgt vollen Erfolg, deutlich spürbare Wirkung vom ersten Tage an. – Ärztlich empfohlen, vollbewährt. Zuverlässig kosmetisches Grundmittel 1. Ranges. D. R. G. M. Bald sieht meine Frau mich täglich mit dem Wikö in der Hand! –
Preis mit Porto Mk. 21.50, eleg. Mk. 36.50; Wikö-Doppelkraft Mk. 31.50, eleg. Mk. 46.50; Wikö-Körperkraft Mk. 51.50; Wikö-Crem[illegible] bekannt wirksamste Qualitätscreme, Creme von Weltruf, große Tube Mk. 7.50 [illegible] Mk. 15.–. Nachnahme 80 Pf. mehr. Einmalige Anschaf[illegible]

Wikö-Werke Dr. Hentschel, Ba[illegible] [illegible]esden.

Techn. Messe Leipzig 28. 8. – 3. 9. 21
Halle VIII **Stand 603**



Volldampf-Wäscherei-Anlagen

mit elektromotorischem Antrieb, besonders geeignet für größere Haushaltungen, Landhäuser, Güter, Heilanstalten, Pensionen, Anstalten usw., **waschen sauber und schnell ohne Reiben und Zerren,** machen unabhängig von Waschfrau und Waschanstalt und ersparen bis zu 75% an Zeit, Geld und Leuten. Verlangen Sie kostenlos und unverbindlich unsere umfangreiche Empfehlungsliste und Druckwerk Wä. 399.

J. A. John A.-G., Erfurt-Jlversgehofen





Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das Universum zu beziehen



Fortsetzung

gewöhnt! Ich möchte dich mal zappeln sehen, wenn man dort solche Gewaltkur mit dir versuchte!

Der Schieber beim Diner.

Bewegt sich die Richtung des Gespräches, wie es üblich ist, zum Theater hin, so können dem Schieber folgende kleine Fingerzeige als erleichternde Orientierung dienen: Jene Oper, in der ein Schwan vorkommt, heißt „Lohengrin", das Stück, in dem ein Pudel auf die Bühne läuft, ist der „Faust"; nach Obst geschossen aber wird in dem „Wilhelm Tell" von Schiller.

Aus dem soeben erschienenen, wohlwollenden Hilfsbuche von Max Brinkmann: „Kleiner Knigge für Schieber." (Verlag Carl Henschel, Berlin.) Daß auch der Nichtschieber Genuß an dem 5-Mark-Büchlein des bekannten Kladderadatsch-Humoristen haben kann, zeigt der Anfang des Kapitels:

Der Schieber im Theater.

Schier unerschöpflich ist dieses Thema. Wer denkt dabei nicht gleich an den über Nacht reich gewordenen Berliner Fettwarenhändler, dem von einem Freund geraten wurde, durchaus die Wagnersche Oper „Der fliegende Holländer" zu besuchen. „Also Emma," sprach er zu seiner Gattin, die 30 Jahre lang treu und unverdrossen hinter dem Ladentisch bedient hatte: „Geh zur Theaterkasse, verstehste, und hole uns für Sonnabend zwei Bülljette für den „Fliegenden Holländer". Die Dame hatte aber kein sehr gutes Gedächtnis, und an der Theaterkasse spielte sich folgende Szene ab. Die Schiebersgattin: „Bitte für mich und meinen Mann zwei erste Plätze für den Fliegenden Emmenthaler!" Kassierer (kopfschüttelnd): „Jiebt's ja jarnich!" Schiebersgattin: „Dann war's Elbinger oder Tilsiter! Harzer war's bestimmt nicht!" Kassierer (lächelnd): „Vielleicht dann — Holländer, gnädige Frau?" Schiebersgattin (erfreut): „Stimmt! Ein Fettkäse war's."

Sonnenwasser.

Man legt die Betten in die Sonne und man weiß, wie köstlich sonnengebleichte Wäsche riecht. Die Jugend legt sich selbst stundenlang mehr oder minder vernünftig in die Sonne.

Aber darauf ist noch keiner gekommen, daß er Sonnenwasser benutzt. Nein, das muß aus einem tiefen Brunnen oder ganz frisch aus einer dunklen Wasserleitung stammen! Bis endlich jemand entdecken wird, daß die Heilwirkung der Fluß- und Seebäder dem Sonnenwasser zu danken ist.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den Frauenteil: Klara Skraup; für den Anzeigenteil: G. H. Gäbelein, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigen-Annahme für Deutschösterreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes

Rätsel und Spiele

Dominoca-Aufgabe.

Aus 18 Steinen eines Dominospiels von 28 Steinen soll folgende Figur gebildet werden:

2	2	2	3	3	3
0	0	1	4	0	0
4	5	1	4	2	3
4	5	1	4	2	3
4	5	1	4	2	3
6	6	6	5	5	5

Welche Steine werden dazu verwendet und wie liegen sie?

Silben-Ergänzung.

— di —
— kut —
— do —
— zil —
— ra —
— ku —
— lo —
— chen —

An Stelle der Striche in vorstehender Figur wolle man die 16 Silben: a, ba, ei, el, is, kal, laub, li, lus, me, nis, o, sa, stu, ta, um, so einstellen, daß dreisilbige Worte entstehen, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, und deren Endbuchstaben, ebenfalls von oben nach unten gelesen, zwei Blumen ergeben.

Silbenrätsel.

Aus folgenden Silben: be, bo, chim, den, der, don, el, el, ger, hau, ho, lip, lun, ners, nor, ras, san, se, sen, so, tag, trow, wus sind acht Eigennamen zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von vorn nach hinten gelesen die Namen zweier Königreiche ergeben. Die Namen bedeuten Stadt in Thüringen, höchster Berg in Südamerika, Strauch, Ostseebad, deutscher Fluß, Wochentag, Kegelschnitt, Himmelsgegend.

Kapselrätsel.

Konnte er, der Herr war von Millionen,
Da, wo Ungeziefer war, je wohnen?
Doch hier liegt er mitten drin. Wie allbekannt
Wird ein Elendswurm das Rätselwort genannt.

Auflösungen aus Heft 47

Silbenrätsel: Ofenschirm.

Logogriph: Beet, Bett.

Metamorphose: Gras.

Doppelsinnig: Ausschlagen.

Rösselsprung:

Tummle dich im Sonnenschein,
halte Maß im Klagen;
Freude will genossen sein,
Herzeleid ertragen.

Alfred Ewert.



LEITUNG: HORST SCHÖTTLER

Wahres Geschichtchen.

Ich habe neulich ein wahres Geschichtchen ausgeplaudert von dem blutenden Herzen des Bajazzo. Da sagen mir jetzt die Leute: das ginge nicht; wahre Geschichtchen seien immer lustig! Wo steht denn das geschrieben? Ich habe immer gefunden, daß die traurigsten Geschichten — die Romane, die sich mit ein paar Worten erzählen lassen — am wahrsten sind.

Zu viel.

Neulich begegne ich einer mir sehr gut bekannten, herzerfrischend blühend aussehenden Dame, die ich seit langem nicht traf. Sie ist braungebrannt und hat blitzendweiße Zähne. Durch diesen Kontrast veranlaßt, sage ich nach den üblichen Erkundigungen: „Sie haben wirklich wundervolle Zähne . . .!" Sie: „Sie sind heute der vierte! Nun fragen Sie mich bloß nicht auch noch, ob ich mit Pebeco putze!!" S–n.

Die grüne Fahne des Propheten.

„Also in Indien ist die Revolution ausgebrochen", sagt meine Frau beim Kaffee zu mir. Ich kenne das. Sobald sie mit „Also" anfängt, kann sie bei aller Gutherzigkeit ein gewisses triumphierendes Gefühl nicht verbergen. Deshalb gehört es zu meiner Ehefriedsamkeit, daß ich ihr die Morgenzeitung überlasse. Sie feiert beim Lesen fortgesetzt Triumphe! Über mich. Und manchmal auch über die böse Welt. Dann aber sofort wieder über mich. Weil ich nichts glauben will!

Im Vorortzug kann ich die Wirkung der Zeitungsüberschrift weiter studieren. „Mit England steht's auch faul: in Indien ist die Revolution ausgebrochen!" Die paar Menschen, die ohne diese Erquickung vom Kaffeetisch kommen, sind an den Fingern einer Hand abzuzählen.

Spät am Abend lese ich dann die Zeitung. „Privattelegramm unseres Pariser Korrespondenten: Der „Matin" gibt eine Meldung des „New York Star" wieder, daß in Indien . ."

Wir haben erlebt, daß die grüne Fahne des Propheten vierteljährlich mindestens einmal von jeder Zeitung entfaltet wurde. Wir wissen genau, daß von der indischen Revolution weder morgen noch nach Wochen wieder die Rede sein wird. Und trotzdem: „In Indien herrscht Revolution!" Der gute Deutsche ist so bieder, daß er einen Tag lang an die Tatsache glaubt, auch wenn der Ente handgreiflich auf der Stirn geschrieben steht: „Unser Pariser Korrespondent meldet, daß der Matin eine Nachricht des New York Star wiedergibt . . ."

Tüftelei.

An den kümmerlichen Resten mancher Mumie haben sich ganze Generationen von Gelehrten die Zähne ausgebissen. — Diese Stilblüte stammt von mir und beweist, daß man Komisches noch komischer ausdrücken darf.

Fortsetzung des „Plauderers" übernächste Seite.

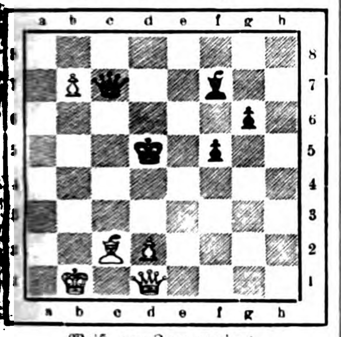
Schach

Redigiert von J. Mieses

Alle auf die Schach-Rubrik bezüglichen Zuschriften richte man an die „Schach-Redaktion von Reclams Universum"

Endspielstudie.

Von A. Troitzky.



Weiß am Zuge gewinnt.

Ein älteres, wenig bekanntes Erzeugnis des großen russischen Endspielkomponisten. Die Lösung ist sehr interessant.

1. Lc2–e4+ f5×e4

Der König kann nicht nehmen, weil 2. Dc2+ den Damentausch herbeiführen würde, worauf der Bb7 nicht mehr aufzuhalten ist. Auf 1. . . . Kd6 gewinnt Weiß durch 2. Dg1! denn nun droht sowohl Dg3+, als auch Da7. Auch auf 1. . . ., Kd4, Kc5, Ke5 folgt 2. Dg1. Auf 1. . . ., Ke6 gewinnt Weiß durch 2. Db3+ nebst b7–b8D.

2. Dd1–b3+ Kd5–c6!

Falls 2. . . ., Kd6, so 3. Dg3+ nebst b7–b8D.

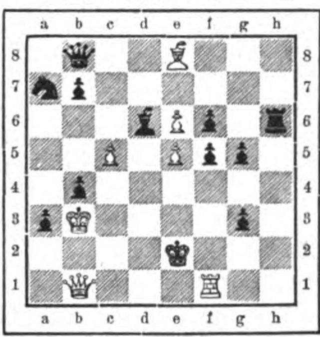
3. b7–b8S+ . . .

Das ist die Pointe: der Bauer muß in einen Springer verwandelt werden.

3. . . . Kc6–d6
4. Db3–g3+ und Weiß gewinnt.

Aufgabe Nr. 76.

Von W. Roese in Hamburg.



Matt in vier Zügen.

Auf dem Hamburger Schachkongreß wurde auch ein Lösungsturnier veranstaltet, wobei den Teilnehmern sechs Probleme zur Lösung vorgelegt wurden. Unter diesen befanden sich der obige, eine scharfe Idee darstellende Vierzüger, sowie der nachstehende Dreizüger, der im nationalen Hamburger Problemturnier den ersten Preis errang. — Als erster reichte J. Mieses nach etwa einer Stunde und zehn Minuten die ausführliche schriftliche Lösung aller sechs Aufgaben ein.



Der Plauderer

FORTSETZUNG

„Brüder, überm Sternenzelt . . .“

Zum Modernsein gehört jetzt, daß man an „den Gott in seiner Brust“ glaubt. Das ist alles. „Höher hinauf geht's ja nicht,“ belehrte mich einer der philosophisch angehauchten Jünglinge.

Leider begegnet man diesen Urteilsfertigen immer nur in der engen Stadt. Wenn man sie einmal unter den vollen, heiligen Sternenhimmel führen könnte, dann wäre wohl Gelegenheit, ihnen zu sagen: Dort kreisen hinter den Welten immer neue Welten; Welten von einer Ausdehnung, für die unserem Verstande jedes Begriffsvermögen fehlt. Und da glaubst du armseliges Menschenkind schon der geistige Schlußpunkt der Schöpfung zu sein? Tausenderlei Wesen, die den Gott in ihrer Brust stärker als du zu verstehen vermögen, thronen über dir! Freue dich, daß auch du als Christ einen Gedankenschimmer von dem höchsten Gotte hast.

Klopstock.

Wir kennen den Namen von der Schule her und haben über ihn gelacht. Über den Dichter lächeln viele noch heute — ohne ihn zu kennen! Vor 150 Jahren schon empfand und sang Klopstock:

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne;
„Vater unser, der du bist im
Himmel.“

Begeisterung.

Jeden, der die Schlacht am trasimenischen See auswendig kennt, hat es einmal nach Italien gezogen. Mich auch. Natürlich für recht lange Zeit. Aber deshalb multiplizierte sich der Zug bei mir mit sechs: fünf Menschen und ein Hund.

Es war verheerend. Um Fracht zu sparen, reiste ich im Wintermantel; meine Frau hatte sich als Eskimoweib verkleidet. Wir erstickten fast in der Augusthitze. Die Kinder schleppten Arme voll Bären, Puppen und Büchern mit sich. Der Hund bat jeden Mitreisenden durch seelenvolle Blicke um Entschuldigung, daß seine Hütte nicht im Gepäcknetz unterzubringen war.

Als wir am Gardasee anlangten, hatte ich noch 2 Mark, 1 Krone und 10 Lire in der Tasche.

Aber wir jubelten auf: Italien!

Nur der Hund kniff den Schwanz ein. Er rieb mitleidig seine Schnauze an meinem Knie. „Mensch, das bißchen Vergnügen hättest du zu Hause bequemer und billiger haben können“, sagte sein Hundeverstand.

Großzügig.

„Die fortgeschritteneren Völker erkennt man schon an ihrer Kul- und Literatur.“ — Die Stilblüte stammt nicht von mir; wer als Knabe zu den Füßen dieses Lehrers gesessen hat, weiß schon, wen ich meine.



Witzecke

Lehrer (in der Geschichtsstunde): „Was ist das deutsche Reichsgericht?"
Paul: „Dicke Erbsen und Sauerkohl!"

Herr: „Warum willst du eigentlich aus meinem Dienst gehen?"
Diener: „Weil ich Ihren Zorn nicht ertragen kann!"
Herr: „Ach, mein Zorn! Kaum ist er da, ist er auch schon wieder weg!"
Diener: „Schon; aber kaum ist er weg, ist er auch schon wieder da!"

„Gehst du mit ins Löwenbräu?"
„Bedaure, ich habe kein Geld!"
„Komm doch mit! Ich esse ein Rumsteak, da kannst du zusehn."

Einst hat das Herze ihm geglüht
Für seines Nachbars Lore,
Doch schickte man den Freiersmann
Mit Spott hinaus zum Tore.

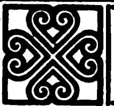
Drob nahm er, weil er lindern wollt'
Den Schmerz, Zuflucht zum Glase,
Das Herz ist längstens abgekühlt,
Heut glüht nur noch die Nase!

Neuigkeiten für den Büchertisch

Während der durch die Verhältnisse bedingten Einschränkung des Papierverbrauchs müssen wir uns auf eine kurze Würdigung der uns zugehenden Neuerscheinungen beschränken. — Rücksendung findet nicht statt

Die rühmlichst bekannten „Bücher der Rose" des Langewiesche-Bran[dt-]Verlags haben eine Bereicherung erfahren. Für 19.80 Mark ohne weit[ere] Zuschläge kann man in jeder Buchhandlung das auf holzfreies Pap[ier] gedruckte und vornehm mit Leinenrü[c]ken eingebundene Werk „Ahn[en] und Enkel", Erinnerungen von Julius R. Haarhaus erwerbe[n]. Ich empfehle dieses Buch zum Ankauf. Es ist so fein, so bescheiden [—] und so interessant, wie der uns erst durch Langewiesche-Brandt näh[er] gekommene tote „Kügelgen". Haarhaus lebt. Man ehre das Werk dies[es] Schaffenden; anderenfalls wird man sich vor dem Enkel schämen müssen, daß es im Bücherschranke fehlt. Schöttle[r]

Jahrbuch der jungen Kunst. Herausgegeben von Professor Dr. Geo[rg] Biermann. (Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig 1920.) D[as] Buch ist gleich unentbehrlich für alle, die das Bedürfnis haben, den [...] befremdenden Schöpfungen der jungen Kunst zum mindesten gerecht [zu] werden und zuzusehen, was an dem „Expressionismus" denn eigentli[ch] daran ist, wie für die, die in ihnen die notwendigen, selbstverständliche[n] Äußerungen des Geistes einer neuen Zeit, ihrer Zeit sehen. Wenn da[s] Unternehmen fortgesetzt wird und in jedem Spätherbst ein neues Jahr[-]buch erscheint, dürfte es einmal die wichtigsten Äußerungen der hervo[r]ragendsten Kunstschriftsteller und feinfühligsten Freunde der jeweils jung[en] Kunst in sich vereinigen. Dreier



Ratgeber für Reise nnd Erholuug

Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten



Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den [...] Klara Skraup; für den Anzeigenteil: G. H. Gäbelein, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: [...] Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigen-Annahme für Deutschösterreich, die slawischen Staaten und den Balkan [...]

Rätsel und Spiele

Naturrätsel.

Heiße Mittagssonnenstrahlen
Brüten über der Natur,
Wie gelähmt von Durst und Qualen
Atmet „ganzes Wort" sie nur.
Doch am Himmel sieht man's drohen,
Eine Faust gleichsam geballt,
Jetzt — Ein jähes Blitzesloben,
„Eins" bricht's „zwei" mit Allgewalt.
G. J.

Logogriph.

Dem Worte, das ich hab' im Sinn,
Verdanken wir das Leben;
Streicht vorn man ab, schreibt hinten hin
Ein e, wird sich ergeben,
Falls man dem neuen Wort noch gibt
Ein a an zweiter Stelle:
Ein Wort, das zu erleuchten liebt
Und Finsternis macht helle.
Renata Greverus.

Silbenrätsel.

2, 3 war 1 mir immerdar,
1 leider ist noch immer rar,
Drum ist's uns 1, trifft eine 2 man an,
Bei der man 4 ganz heimlich kaufen kann.
Das Ganze ist ein Trank von edler Art,
Der heute leider immer teurer ward.

Kostbar.

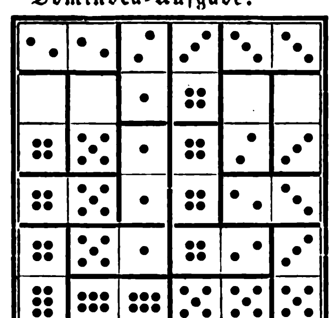
In allen Kreisen, groß und klein,
Wird es mit s zu finden sein,
Mit m von Wirkung wunderbar,
Sehr hoch im Preise und sehr rar.

Worträtsel.

Ich bin ein Schaf, doch hab' ich nur zwei Beine,
Auch Wolle findet man am Körper nicht bei mir;
Die Ansicht andrer ist niemals die meine,
Ich bin bekannt dafür im ganzen Stadtrevier.

Auflösungen aus Heft 48

Dominoca-Aufgabe:



Silben-Ergänzung:
Studium
Kalkutta
Adonis
Bazillus
Israel
Okkult
Salome
Eichenlaub
Skabiose. — Maßlieb. E. W.

Silbenrätsel: Sangerhausen, Chimborasso, Holunder, Wustrow, Elbe, Donnerstag, Ellipse, Norden. — Schweden. Norwegen.

Kapselrätsel: Lazarus.

Schach

Redigiert von J. Mieses

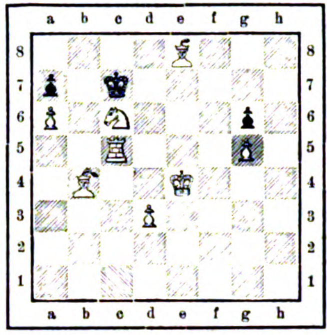
Schachbriefwechsel.

K. W. in L.-Gutritzsch. Man kann nur mit einem Zuge eröffnen. — Wenn der König schon gezogen hat, kann man nicht mehr rochieren. — Anfragen können wir nur im Schachbriefwechsel des Blattes, aber nicht durch direkte Korrespondenz beantworten.

Aufgabe Nr. 77.

Von C. H. Morano in Mannheim.

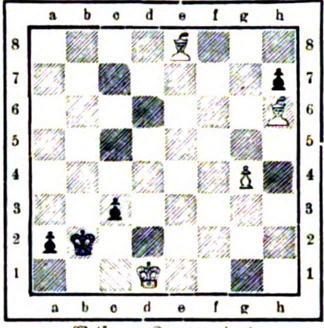
Die Lösung nachstehenden Problems wird einem geübten Löser nicht viel Schwierigkeiten bereiten, aber es zeichnet sich durch anmutige Wendungen aus.



Matt in drei Zügen.

Endspielstudie.

Von S. Krenzisky in Lund.



Weiß am Zuge gewinnt.

Eine nicht schwierige, aber recht interessante Studie.

1. Lh6-c1+ . . .

Dieser und die beiden nächsten Züge sind ziemlich naheliegend.

1.	. . .	Kb2-b1
2.	Le8-a4	a2-a1D
3.	La4-c2+	Kb1-a2
4.	g4-g5	Da1-b1

Schwarz hat nichts Besseres: auf 4. . . ., Db2 würde natürlich 5. Lb2: nebst 6. Lh7: folgen.

5.	Lc2×b1+	Ka2-b1
6.	Lc1-a3!	. . .

Nur auf diese Weise läßt sich der Gewinn erzwingen.

6.	. . .	Kb1-a2!
7.	Kd1-c2!	Ka2×a3

8. Kc2×c3 und Weiß erobert den Bauern h7, worauf der g-Bauer zur Dame geht.



Verkaufsstellen
durch Plakate kenntlich.
Fritz Schulz jun. A.-G., Leipzig

Herrenanzugstoffe
ab Fabrikort billigst. Muster frei.
Postschließfach 30. Spremberg L. 46.





Ratgeber für Reise und Erholung

Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten





Dr. WIGGER'S KURHEIM - PARTENKIRCHEN - HAUPTHAUS

PARTENKIRCHEN
(OBERBAYERN)
Dr. WIGGER'S
KURHEIM.
SANATORIUM
FÜR INNERE, STOFFWECHSEL-, NERVENKRANKE UND ERHOLUNGSBEDÜRFTIGE.
GUTE ZEITGEMÄSSE VERPFLEGUNG
AUSKUNFTSBUCH
5 AERZTE.



San.-Rat Dr. Wanke
Friedrichroda i. Th.
Kuranstalt für Angstzustände u. Nervöse.

Bad Harzburg Eden, Hotelpension. Erstklassig, vornehme Lage. Sommer und Winter geöffnet. Zimmer mit Bad. Fließendes kaltes u. warmes Wasser. Bes.: Wilh. Kirchhoff, Kurhauspächter.



Dr. Teuschers Sanatorium Oberloschwitz - Weißer Hirsch bei Dresden
für Nerven- und innere Kranke.
Kleine Patientenzahl. Individuelle Pflege.
Bes.: San.-Rat Dr. H. Teuscher.



Dr. Möllers Sanatorium
Dresden-Loschwitz
Gr. Erfolge i. chron. Krankh.
Bill. Zweiganst.- Brosch. fr.

Dresden Hotel Westminster u. Astoriahotel a. Hauptbahnhof. Vornehmst. Famil.-Hs. Alle Zimmer m. Ferntelepb., Warm- u. Kaltwasserzufluß. Privatbäder.

Görbersdorf, Schles. Heilanstalt am Buchberg f. Leichtlungenkranke d. Mittelstandes. Prosp. d. d. Bes. M. Seuphler.

„Haus zum breiten Stein", vornehmes Fremdenheim
Erfurt i. Thr. Dalbergsweg 28, am Theater, 12 Min. v. Bahnhof. Ruhige Lage. Neuzeitl. einger. sonnige Zimmer. Gute Verpfleg. Mäßige Preise. Fernr. 2360. Erste Empf.

Überall vorrätig **RECLAM-BÜCHER** Jede Nr. M. 1.50
DIE BESTE LEKTÜRE AUF REISEN



LEITUNG: HORST SCHÖTTLER

Der Führer.

Man will zum Bergesgipfel. Aber man ist hilflos wie ein Kind. Man braucht den Mann, der die Stufen einschlägt, der gegen jede Gefahr Sicherheit bietet, der mitten auf dem schwierigen Wege das Auge ins Weite, Große und Schöne richtet: man braucht den Führer.

Führer zu sein all denen, die zu reinen Bergesgipfeln emporstreben, das ist die Aufgabe des deutschen Geistes.

Charakterköpfe.

Bei Verhandlungen geht's mir oft so, daß der andere sagt: „Ich stelle also fest, daß Sie Ihre Meinung geändert haben; denn noch vor vierzehn Tagen glaubten Sie, daß . . .“

Dann lache ich. Ich kann nicht anders! Wenn ich vierzehn Tage lang Verhandlungen führe, dann tue ich's in der Absicht, eine Einigung zu erzielen, oder solange die Gegengründe in mir zu verarbeiten, bis ich mich ganz zu der Meinung des anderen bekehre. Ich kenne nichts Angenehmeres, als einem anderen nach reiflicher Überlegung sagen zu können: „Sie haben recht.“

Wenn ich jedoch statt wohlzuerwägender Gegengründe nur der „Feststellung“ meiner Meinungsänderung begegne, dann lache ich. So plump darf man mit mir nicht verhandeln wollen, daß man mir zeigt, welches Gewicht man auf das unentwegte Festhalten an der vorgefaßten Meinung legt!

Marke Douglas.

„Vor sieben Jahren war's; vor sieben Jahren . . .!“

Wer so seine Erzählung beginnt, hat sofort das Ohr der Zuhörer. Die Sieben ist eine aufregend poetische Zahl. Was vor acht Jahren, oder selbst vor zwölf, fünfzehn Jahren war, läßt uns ungeheuer gleichgültig. Aber die Sieben stimmt jede Seele sofort weich und empfänglich.

Ein ehrlicher Kerl.

Heute habe ich eine Bekanntschaft gemacht. Eine sehr einbringliche Bekanntschaft! Saß da ein biederer Erzgebirgler mit in meinem Eisenbahnabteil. Und weil ich eine Brille trage, faßte er zu meiner Weltkenntnis Zutrauen. Er erzählte mir seine Lebensumstände: kleiner Angestellter, geringes Gehalt, und — fünf Jungen!

Was er die wohl werden lassen sollte, wollte er wissen. Ich riet zum Handwerk. Nachdem er mir geschildert hatte, welch kluge und brave Burschen seine Jungen seien, erklärte ich mich sogar bereit, ihm bei der Unterbringung der Lehrlinge behilflich zu sein.

„Sie können meine Jungen mit gutem Gewissen jedem Meister empfehlen,“ sagte er mir stolz, „das sind noch anständige, gut erzogene Kinder, kein solches Diebsgesindel!“

Wir schieden als dicke Freunde. Zum Schluß fragte er mich, ob ich

Fortsetzung des „Plauderers“ übernächste Seite.







Rätsel und Spiele

Aufgabe zum Einsiedlerspiel.

		1	2	3		
		4	5	6		
	8	9	10	11	12	
14	15	16	17	18	19	20
	22	23		25	26	
		28	29	30		

Von den 25 (durch Zahlen angedeuteten) Steinen sollen 24 geschlagen werden, so daß der Stein auf 10 Einsiedler wird, indem er im 14. Zuge 7 Steine schlägt und auf Feld 24 gelangt. Es wird nur in senkrechter und wagerechter Richtung geschlagen, wenn das Feld hinter dem Nachbarsteine leer ist; es ist erlaubt, mehrere Steine hintereinander zu schlagen, wenn sie in passender Stellung stehen.

Skatscherz.

Der Spieler in Vorhand hat folgende Karten:









Mittelhand reizt bis 27 und paßt; Hinterhand reizt bis 48 und paßt dann ebenfalls. Vorhand will offenes Null (Null ouvert) aus der Hand spielen, legt die Karte auf, verspricht sich und sagt offenes Großspiel (Grand ouvert). Die Gegner bestehen darauf

Jubiläums-Brand
Winkelhausen
1846 1921
Die deutsche Weinbrandmarke
75

Krankenmöbel
Berliner Krankenmöbelfabr. Carl Hohmann
Berlin W 62, Lützowplatz 3.
Spezialfabrik für Selbstfahrer, Fahr-, Ruhe-, Tragestühle, Lesetische, Keilkissen.
Liste 25.



Metallbetten
Stahlmatratzen, Kinderbetten
direkt an Private. Katalog 102 frei.
Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das „Universum" zu beziehen.



Studenten-Utensilien-Fabrik. Älteste und größte Fabrik dieser Branche. Emil Lüdke, vorm. Carl Hahn & Sohn, Jena i. Th. 25. — Goldene Medaille. — Man verlange gr. Katalog.

Chr. Tauber
Photo-Haus
Wiesbaden U.
Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Jllustr. Preisliste Nr. 12 kostenl.
Direkter Versand nach allen Weltteilen



Musik-Instrumente
jeder Art kaufen Sie am besten und billigsten direkt aus der Fabrik von
Ernst Hess Nachf.
Klingenthal i. Sa. Nr. 40
Harmonikafabrik-Musik-Instrum-Versand.
Auf mehreren Weltausstellungen ausgezeichnet. Aufträge v. 9 M an postfrei-Garantie: Zurücknahme od. Geld retour-Katalog an Jedermann umsonst u. postfrei.



Sitzendorfer
Porzellan-Manufaktur
Alfred Voigt, Sitzendorf i. Th.
Schwarzatal Gegründet 1850

Kunst-Porzellan

Zu beziehen durch alle feineren Porzellangeschäfte und Kunsthandlungen

..Vorhand offenes Großspiel spielt. „..., dann sollt ihr mich auch ... machen," sagt Vorhand, spielt ... Wenzel aus und gewinnt offenes ...spiel. Mittelhand und Hinter... haben gleichviel Augen in ... Karten und jeder drei Farben ... Wie sind die Karten verteilt?

Scherzrätsel.

..s wird daraus, wenn man uns
bringt an einen Fluß?
..r dummes Zeug und weiter
nichts," ich sagen muß.

Worträtsel.

.. bin ein Fluß, doch ohne Wasser,
..d wo ich bin, hat's keine Not,
.. habe Neider viel und Hasser,
..e ringen um ihr täglich Brot.

..uflösungen aus Heft 49

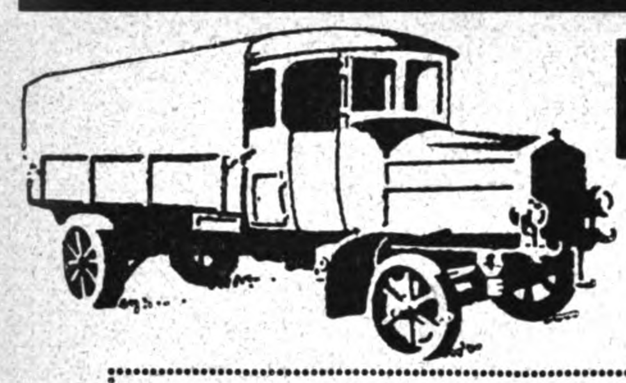
..aturrätsel: lautlos.
..ogogriph: Eltern, Laterne.
..ilbenrätsel: Liebfrauenmilch.
..ostbar: Radius, Radium.
..orträtsel: Streithammel.





Parfümierte Karten von „Rosa centifolia" u. anderen Spezialparfüms stehen grat. u. franko zur Verfügung

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich auf das Universum zu beziehen.



BÜSSING

Lastwagen, Omnibusse
Raupenschlepper
(Landwirtschaftliche Zugmaschinen)

Vertreten auf der Deutschen Automobil-Ausstellung zu Berlin vom 23. 9. bis 3. 10. 21. Stand Nr. 6

H. Büssing Spezialfabrik für Motor-Lastwagen, Motor-Omnibusse und Raupenschlepper (Landwirtschaftliche Zugmaschinen) **Braunschweig**

Jeder Logenbruder
sollte das Freimaurerlied „AM TOR" besitzen. Preis 2 Mk. Komp. v. Br. Max Fest, Text von Br. A. Bloß. Verlang. Sie ferner kostenlose Zusendg. unseres Verlags- u. Editionsverzeichn.
Steingräber-Verlag / Leipzig
Verlag d. Zeitschrift für Musik

Soeben erschien das Buch:

Sommersprossen

Ein Ratgeber für Leidensgefährtinnen. — Aus dem Inhalt: Wie jeder seine Sommersprossen gänzlich beseitigen kann. — **Die Winterbehandlung** der Sommerspross. - Die sicher wirk. Methode. — **Kein Wiedererscheinen** der Sommersprossen. — Tausende Danksag. Preis des Buches 6 ℳ portofr. Postscheckkonto 20810. Nachnahme 1 ℳ mehr.
Taunus Verlag, Frankfurt a. M. 77 a.



W. Witte
Fabrikation nordischer Blockhäuser
Osterwieck, Harz.
Aelteste Spezialfabrik Deutschlands.
Erstklassige Referenzen,
Musterbücher bereitwilligst.





Selbstrasierers Freunde
sind der Hara-Apparat (verbessertes Gillette-System), versilbert M. 40, vergold. M. 60 und die Hara-Supra-Edel-Klinge Dtzd. M. 22.
„Hara"-Stahlwarenf. N.27, Cassel
Postsch.-K. Frankfurt a/M. 26315







J. A. HENCKELS
ZWILLINGSWERK :: SOLINGEN
empfiehlt
Bestecke, Messer, Scheeren, Nagelpflege-Artikel
und im besonderen
Rasierapparat „Zwilling"
gebogenes Profil mit 12 besten dünnen Klingen.
Hauptniederlage: **BERLIN W 66**, Leipziger Str. 117/118.
Eigene Verkaufs-Niederlagen:
Cöln a. Rh. :: Dresden-A. :: Frankfurt a. M. :: Hamburg
München :: Wien.

Kamille heilt! Nicht der Geruch, sondern der Gehalt macht's.

Leupold's **Kamillen-Haarwasser**
hergestellt aus feinsten Kamillen-Extrakten, ist **das beste Mittel gegen Kopfjucken, Schuppenbildung und Haarausfall.**

Leupold's **Kamillen-Shampoon**
die idealste Kopfwäsche; **macht das Haar weich, voll und seidig glänzend.**

Leupold's **Kamillen-Hautcreme**
(Kamillengehalt garantiert) beseitigt aufgesprungene und rote Hände, blasse Wangen, graue Haut, und ist bei täglichem Gebrauch das sicherste Mittel zur Erreichung einer **blütenzarten Haut.**

Leupold's **Kamillen-Bäder**
(garantiert reine Kamillenblüten in Leinensäckchen), das beste zerteilende und erweichende Mittel gegen alle **Geschwülste, brandige Geschwüre** und **rheumatische Anschwellungen.**

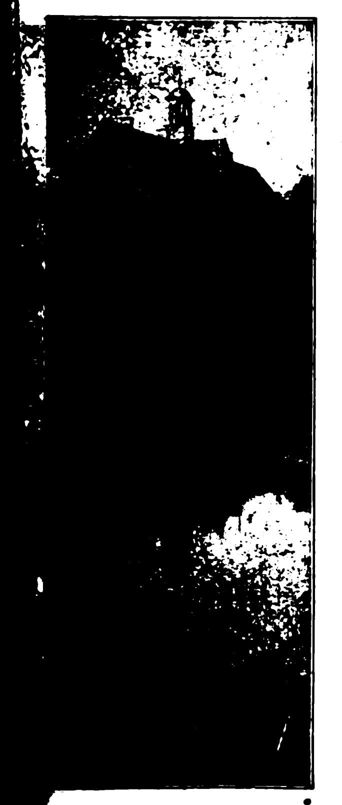
Verlangen Sie Aufklärungsschriften meiner Kamillenspezialitäten.
Hans Leupold, Fabrik chem. Präpar., **Chemnitz 8,** Abt. Versand.

Preisausschreiben
für
Berichte aus den Sommerferien.

Die schöne Ferienzeit ist zu Ende. Aus zahlreichen Zuschriften haben wir ersehen, daß es vielen Universum-Lesern auf Grund unserer Beratungen gelungen ist, sich die gewünschte Erholung zu verschaffen. **Es gilt nunmehr, die diesjährigen Reise-Erfahrungen der gesamten Universum-Gemeinde nutzbar zu machen.** Wir richten deshalb die Bitte an alle Leser, aus den während der letzten Ferien gehabten Eindrücken das Empfehlenswerteste zusammenzustellen und uns mitzuteilen.

Wir brauchen **erprobte Ratschläge**, die unseren wanderfrohen oder erholungsbedürftigen Mitmenschen im nächsten Jahre Freude, Sonne, Gesundheit, Erholung sichern sollen. Die Berichte bedürfen also keiner stilistischen Ausschmückungen und sind so knapp als irgend möglich zu halten. Besonderer Wert ist jedoch zu legen auf recht genaue Angaben über Entfernungen (Kilometer- oder Stundenangaben), Unterkunftsmöglichkeiten, empfehlenswerte Gasthäuser, Wegschwierigkeiten, beachtenswerte Sehenswürdigkeiten, Dauer usw. sowie über alle in Betracht kommenden Unkosten.

Als Belohnung für die besten Einsendungen setzen wir folgende Preise aus:



1500 Mk. in 5 Preisen von je 200 Mk. und 5 Preisen von je 100 Mk. für die besten **Vorschläge zu einer Ferienreise**, entweder als Fußwanderung, oder als Rad-, Auto-, Paddelbootfahrt in deutschem Land einschließlich Deutsch-Österreich – also durch die deutschen Wälder oder durch die Fluß- und Seengebiete, durch die deutschen und österreichischen Gebirge und Hochgebirge, oder durch Nord- und Ostseeländer usw.

1000 Mk. in 4 Preisen von je 150 Mk. und 4 Preisen von je 100 Mk. für die besten Vorschläge zum genußreichen **Aufenthalte an den bekannten Kur- und Badeorten** unter besonderer Berücksichtigung leichter Spaziergänge, Sportgelegenheiten, Besuch von in der Nähe liegenden Burgen, Denkmalen usw. (Die Heilwirkung der Quellen ist nicht zu erörtern, da die Wahl des Kurortes selbstverständlich nur vom Arzte bestimmt werden kann.)

600 Mk. in 3 Preisen von je 100 Mk. und 6 Preisen von je 50 Mk. für kurze Schilderung der **Vorzüge bestimmter Nord- und Ostseebäder.**

300 Mk. in 1 Preis von 100 Mk. und 5 Preisen von je 40 Mk. für Nennung von schön gelegenen, wenig bekannten und **besonders preiswerten Sommerfrischen.**

100 Mk. in 4 Preisen von je 25 Mk. für die **eigenartigsten Vorschläge, wie und wo man seine Ferien am besten verbringt.** – Gesamtpreise:

3500 Mark.



Die Verteilung von Trostpreisen sowie den Ankauf von nicht preisgekrönten Arbeiten behalten wir uns vor.

Die Berichte müssen auf eigenen Erfahrungen beruhen; „Selbstempfehlungen" werden zurückgewiesen.

Die Einsendungen müssen **bis spätestens 15. November ds. Js.** an Reclams Universum, Abteilung für Reiseberatung, Leipzig, Inselstraße 22 erfolgen. Die genaue Anschrift des Einsenders ist links am Kopf jeder Einsendung anzugeben. Die Bekanntgabe der Preisträger erfolgt in „Reclams Universum" am 15. Dezember, die Versendung der Preise wird daran anschließend sofort vorgenommen.

Wir werden die praktischsten Ratschläge in einem Druckheft zusammenstellen, das wir vor Beginn der nächstjährigen Reisezeit zur Verfügung der Universumleser halten.

Leipzig, September 1921.

Reclams Universum / Abt. für Reiseberatung.

Hausbrandersparnis

Abermals naht der Winter, und abermals fügt er zu den sonstigen Geboten der Sparsamkeit auch das, den Hausbrandverbrauch nach Möglichkeit einzuschränken. Da heißt es vor allen Dingen, rechtzeitig alle Schäden an den Heizanlagen ausbessern zu lassen, die deren Wirksamkeit in Frage stellen. Schlecht instand gehaltene Öfen verrichten ihren Dienst naturgemäß genau so mangelhaft wie unvernünftig aufgestellte. Immerhin ist im ersten Falle leichter Abhilfe zu schaffen als im letzteren. Denn zum Umbau einer Ofenanlage wird man sich bei den heutigen hohen Arbeits- und Materialpreisen nur im äußersten Notfalle entschließen. Um so wichtiger ist es, bei Neubauten den durch eingehende Untersuchungen erfahrener Fachleute ermittelten Tatsachen Rechnung zu tragen. Man merke sich beispielsweise, daß ein an der Außenwand des Zimmers befindlicher Kachelofen sich zwar schneller anheizt, weil die Luftströmung dies begünstigt, dafür aber auch aus naheliegenden Gründen rascher abkühlt. Außer der Stellung des Ofens ist auch seine Gestalt zu berücksichtigen; vorteilhafter als ein schmaler hoher erweist sich ein solcher von niedriger breiter Form. Er erwärmt das Zimmer zwar langsamer, gewährt aber bessere Wärmeverteilung und hindert infolge langsamerer Wärmeabgabe ein zu rasches Sinken der Zimmertemperatur. Wichtig ist wie gesagt die rechtzeitige Vornahme notwendiger Reparaturen an den Heizanlagen. Undichte Kamine erfüllen selbstverständlich ihren Zweck nur unvollkommen; schlecht schließende Feuertüren hindern die Wärmeentwicklung; sie abmauern zu lassen, ist ein ausgezeichnetes Mittel, höhere Wärme zu erzielen. Ein anderes besteht darin, Rost und Aschenfall vor dem Anfeuern gründlich zu reinigen, auch jenen gegebenenfalls höher legen zu lassen, falls das Feuerloch im gemauerten Herde zu tief angebracht ist. Moderne Kochherde sind mit einer eingebauten Grude versehen, die sich als sehr vorteilhaft erweist, da Grudekoks ein billiger Brennstoff ist und die ständig vorhandene Wärmequelle die Bereitung heißen Wassers, auch das Wärmen von Speisen zu jeder Tageszeit gestattet. Fast die gleichen Dienste leistet ein kleiner Grudeofen, den man auf die Herdplatte aufstellen läßt. Von großer Bedeutung ist die sachgemäße Behandlung der Brennstoffe selbst. Gehörig zerkleinert entwickeln sie mehr Wärme, als wenn man sie in großen Stücken einlegt. Holz und Torf soll man daher nur in Faustgröße, Kohlen in Eigröße verwenden; auch achte man darauf, daß die Roste gut belegt sind, da sonst eine zu niedrige Temperatur erzeugt wird. Das tägliche Feueranmachen kann man sich bei Kachelöfen ersparen, wenn man beim Schließen des Ofens die Glut mit Asche bedeckt; sie hält sich dann bis zum anderen Morgen. Bei Plattrostöfen muß man die frische Feuerung vor die Glut legen, bei Füllöfen die nachgeschüttete von oben anzünden, um die beste Wirkung zu erzielen. Fest zusammengerolltes, mehrfach übereinandergelegtes Zeitungspapier leistet beim Feueranmachen gute Dienste als Ersatz für Holz und Kohlenanzünder. Die nachgelegte Feuerung darf die Glut nicht bedecken, sonst entweichen unverbrauchte Gase durch den Kamin, eine Vergeudung, die überdies Explosionsgefahr birgt. Solche droht bekanntlich auch bei schlecht gehaltenen Gasanlagen. Im übrigen fällt sie auch für den Gasverbrauch und seine bestmögliche Ausnutzung ins Gewicht. Die richtig brennende Flamme ist an ihrem grünen Kern zu erkennen, riecht und rußt auch nicht; brennt die Flamme violett, so lasse man sie nachsehen und die Störung beseitigen. Bei richtig brennender Flamme bleibt der Brenner selbst vom Hahn bis zum Brennerkopf kühl, desgleichen ein Bügeleisenerhitzer, den man in Tätigkeit gesetzt hat; bei falsch brennender Flamme erwärmen sich diese Teile und bewirken so Wärmevergeudung. Bei Gasfeuerung ist dafür zu sorgen, daß der Topfboden die Herdplatte nicht abschließt; ein Zwischenraum zwischen beiden gestattet den heißen Verbrennungsgasen, die Topfränder zu umspülen und so die Wärmewirkung zu steigern. Die Flamme muß der Größe des Topfbodens entsprechend eingestellt werden. Schlägt sie an dessen Rändern in die Höhe, so wird Gas verschwendet. Das Gleiche geschieht bei sprudelndem Kochen in offenen Töpfen, wodurch übrigens auch die Schmackhaftigkeit der Speise leidet. Das Kochen größerer Mengen stellt sich billiger als das von kleinen Portionen; um zwei Liter Wasser zum Kochen zu bringen, braucht man beispielsweise nicht das Vierfache der Gasmenge, die einen halben Liter Wasser auf 100 Grad erhitzt. — Schlechte Wärmeleiter, die man nach dem Prinzip der mit Zeitungspapier und Holzwolle ausgefüllten Kochkiste als Fußbank, Speisenwärmer, feuerlose Kocher usw. verwendet, erübrigen die Benutzung einer Wärmequelle zum Warmhalten des einmal auf die erforderliche Temperatur erhitzten Inhalts. Zehnfach übereinandergelegtes und fest gerolltes Zeitungspapier, das man beliebig mit einem alten Stoffrest überzieht, dichtet, zwischen die Doppelfenster gelegt, deren Fugen ab und verhindert so die Abkühlung des Zimmers, deren Heizung demgemäß am folgenden Tage erleichtert wird, besonders wenn man rechtzeitig die Glut mit Asche überdeckt oder abends ein in Papier gewickeltes Brikett in den Ofen gelegt hat.

Marg. Weinberg

Schach
Redigiert von J. Mieses

Die nachstehende Partie wurde im Meisterturnier zu Hamburg am 23. Juli gespielt.

Damenbauernspiel.

Brinkmann. Weiß.	Post. Schwarz.
1. d2–d4	d7–d5
2. Sg1–f3	Sg8–f6
3. c2–c4	e7–e6
4. Sb1–c3	Lf8–e7
5. Lc1–g5	b7–b6

Meist wird hier zuvor Sb8–d7 gespielt.

6. c4×d5	e6×d5
7. e2–e3	Lc8–b7
8. Lf1–d3	Sb8–d7

Die Rochade an dieser Stelle wäre gefährlich, denn es folgt 9. Lf6: nebst h2–h4 mit starkem Angriff.

9. 0–0	0–0
10. Dd1–e2	a7–a6

Um 11. La6 nicht zuzulassen.

11. Ta1–c1	c7–c5
12. d4×c5	b6×c5!

Schwarz muß mit dem Bauern schlagen, damit nicht das Feld d4 dem feindlichen Springer zugänglich wird.

13. Tf1–d1	Dd8–b6
14. Td1–d2	Db6–e6

Dieser Zug findet unseren Beifall nicht.

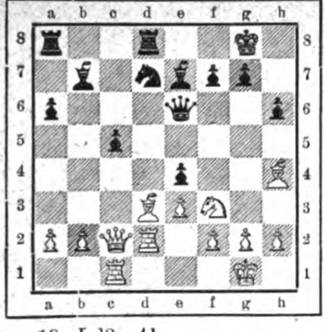
15. De2–d1!	. . .

Um 15 . . ., Se4 zu verhindern, was nunmehr wegen 16. Le4: nebst Td7: nicht geschehen darf.

15. . . .	Tf8–d8
16. Dd1–c2	h7–h6
17. Lg5–h4	Sf6–e4
18. Sc3×e4	d5×e4

Besser ist 18. . . ., Lh4:

Stellung nach dem 18. Zuge von Schwarz.



19. Ld3–c4!	. . .

Damit beginnt ein interessantes Manöver, durch welches in wenigen Zügen eine Entscheidung zugunsten von Weiß erzwungen wird.

19. . . .	De6–g4
20. h2–h3	Dg4–h5
21. g2–g4!	Sd7–e5

Schwarz ist gezwungen, die Dame für zwei Figuren hinzugeben, denn falls 21. . . ., Dg6, so 22. Le7: und Schwarz kann, der ungedeckten Dame wegen, nicht e4×f3 spielen.

22. Td2×d8+	Ta8×d8
23. g4×h5	Se5×f3+
24. Kg1–h1	Le7×h4
25. Tc1–d1	. . .

Das ist notwendig, denn es drohte 25. . . ., Td2 nebst Tf2:.

25. . . .	Td8–d3
26. Lc4×f7+!	. . .

Der schnellste Weg zum Gewinn.

26. . . .	Kg8×f7

Auf 26. . . ., Kh8 folgt 27. Td3: nebst Dc5:.

27. Td1×d3	e4×d3
28. Dc2–b3+	Kf7–f6
29. Db3×b7	Sf3–e1
30. Db7–c6+	Kf6–f7

31. De6×c5 und Schwarz gab nach einigen Zügen auf.



LEITUNG: HORST SCHÖTTLER

Einsicht.

Kürzlich war ich im Hochgebirge. Wundervoll! An einer Stelle glaubte ich sogar, ernsthaft in Gefahr zu sein. Soviel Zuversicht hatte ich jedoch noch, daß mir in der wenig erquicklichen Lage der Gedanke an meine Geldbörse kam. Und zwar so: wenn du jetzt das Ding verloren haben solltest, mußt du die ganze wüste Kletterei noch mal durchmachen!

Hinfassen durfte ich nicht, sonst rutschte ich sofort ins Jenseits. Endlich hatte ich wieder festen Boden unter mir. Auch die Börse war nicht verlorengegangen.

Durch Nachzählen des Geldes konnte ich dann feststellen, daß mir im Augenblick der vermeintlichen Gefahr mein Leben nicht mehr als zweiundvierzig Mark fünfundfünfzig Pfennig wert gewesen war; oder eigentlich nur die Hälfte: denn ich hätte ja die gefährliche Stelle vor und zurück nochmals überwinden müssen.

Bisher hatte ich mich weit höher eingeschätzt!

Vor der „Schule von Athen".

Ich stand in den Vatikanischen Stanzen vor Raffaels „Schule von Athen". Da gesellte sich eine offenbar den besten Gesellschaftskreisen angehörende alte Engländerin zu mir und bat mich um eine Erläuterung des Bildes. Ich nahm meine Kenntnisse des Englischen zusammen und erklärte ihr, der Künstler habe in diesem gewaltigen Gemälde die verschiedenen Richtungen der alten Philosophie und ihre Hauptvertreter dargestellt, zeigte ihr auch Platon, Aristoteles und einige andere. Zu meiner Überraschung fragte mich die Dame, nachdem sie das Bild anscheinend mit dem größten Verständnis durch ihre Stielbrille betrachtet hatte: „Well, Sir, but where is Schopenhauer?" Überzeugt, daß einer so gründlich gebildeten Lady mit weiteren Belehrungen doch nicht zu helfen sei, deutete ich auf eine beliebige Gestalt im Vordergrunde. Sie sah den Mann lange mit unverkennbarer Bewunderung an und verabschiedete sich dann von mir unter lebhaften Danksagungen. J. H.

Ein bescheidener Knabe.

Ich hatte mal eine Kleinigkeit über das Werk eines noch unbekannten Schriftstellers geschrieben. Er kam zu mir, um mir zunächst auseinanderzusetzen, daß die Kleinigkeit nicht groß genug sei. „Und dann enthält Ihre Besprechung auch einen Fehler!" äußerte er vorwurfsvoll. „So?" „Ja, Sie schreiben von mir: ‚ein deutscher Dichter'; es muß aber unbedingt heißen: ‚der deutsche Dichter!'"

Vielleicht hätte ich den Kerl die Treppe hinunterwerfen sollen. Aber das bringe ich nicht fertig, sobald ich über einen Menschen lächeln muß.

Fortsetzung des „Plauderers" übernächste Seite.

Rätsel und Spiele

Gedenk-Rösselsprung.

gleich-	die	weis-	teil	nes	mel
heit	der	lichts	him-	sen	sich
schuf	mä-	daß	er	und	sei-
je-	al-	er-	durch	je-	des-
Si-	tung	ü-	leuch-	tung	gab
les	steigt	brei-	lei-	zeigt	dem
	ge	tend	ber-	ih-	
		nen	ver-		

Rätsel.

Versuch' das Wort zu spielen gleich,
So rasch sich's spielen läßt!
Die beiden ersten Zeichen streich',
Und lies verkehrt den Rest.

Dann nennt es dir ein Instrument,
Voll majestät'scher Kraft,
Als Spielzeug man es gleichfalls kennt,
Das lust'ge Kurzweil schafft.

So mancher arme Invalid,
Der Aug' und Bein verlor,
Von Haus zu Hause damit zieht,
Und klagt dir etwas vor.

Th. Knauthe.

Lautwechsel.

Das Wort mit „B“ sei wohlbedacht
Und liebenswürdig vorgebracht.
Mit „M“ ist's Anfang nicht noch Ende,
Doch bringt's mitunter eine Wende
Im Schicksalsgang und vielen Dingen.
Und allen möge wohlgelingen,
Sich an das Wort mit „S“ zu halten,
Wie's ziemt den Jungen wie den Alten.

Renata Greverus.

Gleichklang.

Sie war im Wort, das Wort war auch in ihr.
Sie hat voll Wort sich oft gefragt: „Ob mir
Wohl hilft im Worte hier der Aufenthalt,
Daß ohne Wort ich kann abreisen bald?

Auflösungen aus Heft 50

Einsiedlerspiel: 1. 25–27–13; 2. 23–21–7; 3. 11–25; 4. 10–24; 5. 9–23; 6. 30–18; 7. 29–17; 8. 28–16; 9. 7–9–23; 10. 13–11–25; 11. 3–11; 12. 2–10; 13. 1–9; 14. 10–8–22–24–26–12–10–24.

Skatscherz: B. rW, sD, sK, sO, s9, s8, s7, gO, rK, e10. — C. sW, eD, eK, eO, e9, e8, e7, gK, rO, s10. Skat: eW, rD.

Scherzrätsel: Uns Inn, Unsinn.

Worträtsel: Überfluß.



FORTSETZUNG

Schleudert das Stachelschwein dem Angreifer seine Stacheln entgegen?

Daß dies geschehe, berichten schon die alten Naturforscher Plinius und Oppian und nach ihnen viele Autoren des Mittelalters und sogar der neueren Zeit. Ernst zu nehmende Beobachter des merkwürdigen Nagetiers haben diese Tatsache bestritten, aber wie in jedem naturgeschichtlichen Aberglauben, so scheint auch in der Fabel von der Schießkunst des Stachelschweins ein Körnchen Wahrheit zu stecken. Das erschreckte oder gereizte Tier schnellt nämlich die für gewöhnlich dem Rücken anliegenden Stacheln durch eine außerordentlich heftige Muskelzusammenziehung nach vorn, und hierbei geschieht es in der Tat zuweilen, daß sich einzelne der ohnehin recht wenig tief in der Haut sitzenden, etwa 30 cm langen Stacheln lösen und mehr oder minder weit weggeschleudert werden. So erzählt J. Vosseller, wohl der beste Kenner des Stachelschweins, daß ein Farmer, dem ein solches Tier in ein für Leoparden aufgestelltes und an einen Baum gekettetes Fangeisen gegangen war, die Rinde dieses Baumes bis über Manneshöhe mit Stacheln gespickt gefunden habe. Wenn diese Angabe, woran man wohl nicht zu zweifeln braucht, auf Wahrheit beruht, so würde daraus hervorgehen, daß es sich bei dem Wegschleudern der Stacheln nicht um einen willkürlichen, der Verteidigung dienenden Vorgang, sondern nur um eine ganz unwillkürliche und gelegentliche Erscheinung handelt. H–s.

Auch ein Ausgleich.

Mein Freund Klusemann verfehlt nie, seinen kleinen Schülerinnen begreiflich zu machen, wie weise in der Natur alles eingerichtet ist. Gestern besprach er mit ihnen die bekannte Tatsache, daß bei der Verkümmerung eines Organs gewöhnlich ein anderes

Fortsetzung des „Plauderers" übernächste Seite.

Wir bitten die werten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das „Universum" zu beziehen.



Fortsetzung

um so besser entwickelt ist, daß z. B. Blinde meist ein außerordentlich feines Gehör haben usw. Da meldet sich die geweckte Liese Müller zum Wort. Strahlenden Auges sagt sie: „Meine Freundin Trude hat ein zu kurzes Bein, dafür ist das andere aber ein ganzes Stück länger." J. H.

Ausschuß.

Der Wahnsinn läuft Sturm; jedoch es nützt alles nichts: man muß mit ihm Verhandlungen führen. Also wird ein Ausschuß gewählt. Der Erfahrenste und Weiseste kommt an die Spitze. Aber er ist ein uralter Papa, über den die stürmische Jugend lacht.

Man soll die Jugend ernster nehmen. Verhandlungen mit ihr kann nur ein Mann führen, der ihr in jeder Beziehung überlegen ist, und der nicht als hilfloser Greis dasitzt, sobald der Boden seiner Autorität unter ihm wankt.

Die Alten gehören in den Ausschuß; ganz recht. Aber wenn sie wirklich weise sind, dann werden sie an ihre Spitze einen Mann wählen, der vor der Gegenpartei nichts anderes voraus hat, als daß er von den erfahrensten Köpfen beraten wird.

Schlagfertig.

Papst Leo XIII. war nicht nur ein grundgelehrter Herr und ein Meister des lateinischen Stils, sondern auch im Gespräch von verblüffender Schlagfertigkeit. Als er einst nach einem Konsistorium einem der Kardinäle, der vor seinem Eintritt in den geistlichen Stand neapolitanischer Kavallerieoffizier gewesen war, und von dem das Gerücht ging, er habe in seiner Jugend ein sehr flottes Leben geführt, eine Prise anbot, lehnte der also Geehrte diese mit den Worten ab: „Eure Heiligkeit, dieses Laster habe ich nicht." Leo XIII. erwiderte mit feinem Lächeln: „Eminenz, wenn es ein Laster wäre, würden Sie es sicher haben!" J. H.

Auch die Kunst geht nach Brot.

Der berühmte Tiermaler Auber war ebenso talentiert wie geschäftstüchtig. Einmal malte er ein Stillleben mit Kaninchen und erwartete eine etwas verschrobene Kundin, der ihr Hündchen alles war, als Käuferin. Auber wußte dies und baute darauf seinen Plan. Er überstrich die Kaninchen mit rohem Fleisch; der Hund roch es, bellte und wedelte. Die Herrin nahm es als Zeichen des Gefallens und — kaufte das Bild! G—n.

Witzecke

„Was machen Sie denn nun, wo Sie das große Los gewonnen haben?"
„Ich kaufe mich im Villenviertel an! Dort habe ich lauter gute Bekannte, denn in dem Bezirk war ich bis jetzt Briefträger."

Onkel: „Na, Otto, was möchtest du werden, wenn du groß bist?"
Otto: „Am liebsten möchte ich ein Gerippe in der Schreckenskammer vom Panoptikum werden!"

„Dreimal habe ich mir schon das Leben nehmen wollen."
„Und jedesmal ist Ihnen wohl der Mut ausgegangen?"
„Nein. Allemal kam ich in die Gassperrstunde."

„Mein Mann bringt von seinen Fahrten immer etwas mit heim. In letzter Zeit sehr oft Geflügel."
„Oje, da bringt mein Mann höchstens geflügelte Worte mit."

Splitter.

„Kleider machen Leute", sprach man einst wie heute.
Hierzu, Freund, bemerk' ich schlicht: Leute wohl, — doch Menschen nicht!

Wie mancher raubt und betrügt, um — anständig leben zu können.

Erst wenn man andere ernten sieht, bedauert man meist, nicht auch selber — gesät zu haben!

„Viele Köpfe, viele Sinne", spricht man oft so vor sich hin;
Wär's nicht richt'ger, zu behaupten: „Viele Köpfe — wenig Sinn"?

Aus Handel und Industrie

Bei den großen Nürnberger Motorrad-Rennen vom 24. August sind wiederum mit Wanderer-Motorrädern hervorragende sportliche Leistungen erzielt worden. Aus dem 15-Kilometer-Rennen für Maschinen bis zu 1,9 P.S. ging Urban, Löbau, auf „Wanderer" 1,9 P.S. bei einer Fahrzeit von 12 Minuten, 1 Sekunde als Sieger hervor, während Schuster, Chemnitz, das offene Rennen über 15 km in der vorzüglichen Zeit von 11 Minuten, 12 1/5 Sekunde gewann. Auch das Ergebnis der großen Zuverlässigkeits-Prüfungsfahrt Magdeburg–Nürnberg vom 21. August brachte der Marke „Wanderer" einen durchschlagenden Erfolg. Sachs, Reichenbach, mit einer Wanderer-4 1/2-P.S.-Getriebemaschine, und Destinon, Seehausen, auf 2 P.S. erzielten in ihren Klassen die beste Gesamtleistung und wurden dafür mit je einem ersten Preise ausgezeichnet.

Das 75jährige Geschäftsjubiläum feiern in diesem Monat die Weinbrennereien H. A. Winkelhausen in Pr.-Stargard (Starogard). Im Jahre 1846 gründete der Kaufmann Winkelhausen nach seiner Übersiedlung von Danzig nach Pr.-Stargard ein Kolonialwaren- und Destillationsgeschäft, aus dem die jetzige Weltfirma entstanden ist. Schon im Jahre 1911 bezeichnete die reichsamtliche Statistik diese Firma als „die größte Kognakbrennerei" im Lande. Außer dem Stammhause in Pr.-Stargard verfügt sie über je eine Brennerei in Gensac la Pallue (Grande Champagne), in Stargard (Pommern) und in Magdeburg, die Spritfabrik W. Sultan in Thorn-Mocker, eine Glashütte in Danzig, eine Maschinenfabrik, zwei Sägewerke mit Kistenfabrikation, eine Strohhülsenfabrik, eine Spunde-, Korken- und Faßfabrik, riesige Bassins für Rohwaren, zahlreiche Eisenbahn-Kessel- und Bottichwagen, Lastautos und Gespanne. 1200 Angestellte und Arbeiter stehen in ihrem Dienst. Die rühmlichst bekannten Marken sind: Weinbrand „Alte Reserve", „Weinbrand-Verschnitt", „Deutscher Rum", Wermutwein „Cordelio".

Geheimer Kommerzienrat Gustav Ritter von Philipp, Generaldirektor der Fritz Schulz jun. Aktiengesellschaft, Leipzig und Neuburg an der Donau, der Fabrikantin von Globus-, Geol-, Geolin-Putzmitteln usw., beging am 1. September sein 40jähriges Geschäftsjubiläum. Der in weitesten industriellen Kreisen bekannte und verehrte Jubilar führte das Unternehmen, dem er zunächst 19 Jahre als Mitinhaber angehörte und seit 1900 als Generaldirektor vorsteht, zu seltener Blüte empor. Neben dem steten Ausbau seines Werkes innerhalb der deutschen Grenzen, legte er durch Begründung ansehnlicher Fabriken in Österreich, England und Amerika beredtes Zeugnis auch im Auslande von deutschem Können und deutscher Tatkraft ab.

Cocarette I nennt sich ein neues, sehr handlich und formenschön gearbeitetes Filmkamera-Modell der Contessa-Nettel-A.-G., Stuttgart. Der außerordentliche Erfolg der 4×6 1/2 Piccolette hat die Firma veranlaßt, diesen Typus einer Rollfilmkamera weiter auszubauen und zunächst das Format 6×9 als Cocarette I in den Handel zu bringen. Die neue Cocarette ist ein Werk bester Präzisionsmechanik und zeigt hinsichtlich der Konstruktion einige sehr beachtenswerte Neuerungen. Dem Übelstand des Nichtplanliegens des Films hat die Firma dadurch Abhilfe zu schaffen gewußt, daß sie für den Film eine Schienenführung in den Filmträger eingebaut



Ratgeber für Reise und Erholung



Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten

Bädernachrichten.

Bad Salzbrunn. Wundervolle Herbstsonnentage machen den Aufenthalt in dem lieblichen Ort besonders angenehm. Erfrischende kühle Luft am Morgen, der wohltuende Erwärmung folgt, lockt zu Ausflügen in die nahen Berge mit ihrer jetzt so klaren Fernsicht. Allen Müden, die einmal ausspannen wollen und allen denen, die im Sommer ihre Badereise nicht machen konnten, sei Bad Salzbrunn mit seinen Gesundbrunnen empfohlen. — Zimmer mit mäßigen Verpflegungspreisen sind wieder frei geworden. Tägliche Kurkonzerte und andere Veranstaltungen. Die Kuranstalten bleiben bis 15. Oktober in vollem Betriebe. Ab 16. September wird nur noch die halbe Kurtaxe erhoben.







Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer, Leipzig; für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den Frauen... Klara Skraup; für den Anzeigenteil: G. H. Gäbelein, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigen-Annahme für Deutschösterreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G., Wien I, Wollzeile 16. — Copyright 22. September 1921 by Phil. Reclam jun., Leipzig.

Schach

Redigiert von J. Mieses

Alle auf die Schach-Rubrik bezüglichen Zuschriften richte man an die „Schach-Redaktion von Reclams Universum“

Die nachstehende Partie wurde im Meisterturnier des Hamburger Schachkongresses im Juli 1921 gespielt.

Damenbauernspiel.

	Brinkmann. Weiß.	Post. Schwarz.
1.	d2–d4	d7–d5
2.	Sg1–f3	Sg8–f6
3.	c2–c4	e7–e6
4.	Sb1–c3	Lf8–e7
5.	Lc1–g5	b7–b6
6.	c4×d5	e6×d5
7.	e2–e3	Lc8–b7
8.	Lf1–d3	Sb8–d7

Die Rochade an dieser Stelle wäre gefährlich, denn es folgt 9. Lf6: nebst h2–h4 mit starkem Angriff.

9. 0-0 0-0
10. Dd1–e2 a7–a6

Um 11. La6 nicht zuzulassen.

11. Ta1–c1 c7–c5
12. d4×c5 b6×c5!

Schwarz muß mit dem Bauern [schla]gen, damit nicht das Feld d4 [dem] feindlichen Springer zugänglich [wir]d.

13. Tf1–d1 Dd8–b6
14. Td1–d2 Db6–d6

Dies erweist sich als nicht empfehlenswert.

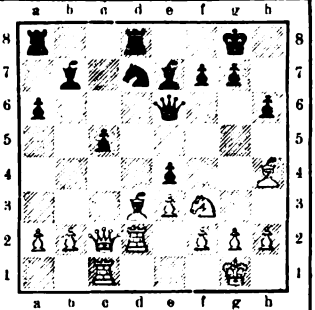
15. De2–d1! . . .

Um 15. . . ., Se4 zu verhindern. [E]s darf nunmehr wegen 16. Lc4: Td7: nicht geschehen.

15. . . . Tf8–d8
16. Dd1–c2 h7–h6
17. Lg5–h4 Sf6–e4
18. Sc3×e4 d5×e4

Besser ist 18. . . ., Lh4:.

Stellung nach dem 18. Zuge von Schwarz.



19. Ld3–c4! . . .

Damit beginnt ein interessantes Manöver, durch welches in wenigen Zügen eine Entscheidung zugunsten von Weiß herbeigeführt wird.

19. . . . De6–g4
20. h2–h3 Dg4–h5
21. g2–g4! Se7–e5

Schwarz ist genötigt, die Dame für zwei Figuren hinzugeben, denn falls 21. . . ., Dg6, so 22. Le7: und Schwarz kann, der ungedeckten Dame wegen, nicht e4×f3 spielen.

22. Td2×d8+ Ta8×d8
23. g4×h5 Se5×f3+
24. Kg1–h1 Lc7×h4
25. Tc1–d1 . . .

Dies ist notwendig, denn es drohte 25. . . ., Td2 nebst Tf2:.

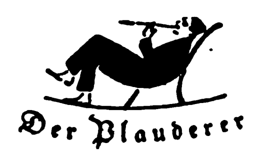
25. . . . Td8–d3
26. Lc4×f7+! . . .

Der schnellste Weg zum Gewinn.

26. . . . Kg8×f7

Auf 26. . . ., Kh8, folgt 27. Td3: nebst Dc5:.

27. Td1×d3 e4×d3
28. Dc2–b3+ Kf7–f6
29. Db3×b7 Sf3–e1
30. Db7–c6+ Kf6–f7
31. De6×c5 und Schwarz gab nach einigen Zügen auf.



Der Plauderer

LEITUNG: HORST SCHÖTTLER

Die gute alte Zeit.

Unsere Großmütter erzählen uns gern, wie arbeitsam unsere Väter oder Großväter gewesen seien. Sie waren es; gewiß. Aber damals verdiente der Handelsherr noch damit Geld, daß er höchst persönlich kalligraphisch schöne Briefe an seine verehrte Kundschaft schrieb. Wenn's hoch kam, brachte er davon täglich fünf Stück zuwege.

Und heute diktiert man fünfzig Briefe. Während die elektrische Straßenbahn draußen vorbeisaust und der Lärm von Maschinen das Wort übertönt! In ein paar Stunden wird die Geistesarbeit geleistet, die früher nicht in einer Woche zustande kam. Bei der Handarbeit treiben Maschinen und moderne Hilfsmittel unablässig zur Schnellarbeit.

Nur wer nicht selbst am Webstuhl seiner Zeit steht, schüttelt den Kopf und erzählt das Märchen, wieviel arbeitsamer man früher gewesen sei.

Der Fachmann.

Neulich fuhr ich mit dem Nachtzuge nach München. In meinem Abteil saß ein ungemein freundlicher Herr. Er überließ mir gern die eine ganze Breitseite zum Schlafen und nahm es auf sich, die später einsteigenden Reisenden auf seiner Seite mit unterzubringen.

„Ich schlafe ja doch nicht," erklärte er mir. „Ich bin nämlich Lokomotivführer und fahre zu einem Spezialkursus nach Regensburg, und — ja sehen Sie: wenn ein anderer den Zug fährt, dann — ja, dann fühle ich mich ungemütlich! Ich beobachte jedes Signal, ich passe genau auf, ob er nicht zu schnell durch die Kurven geht, ich sehe nach der Uhr, ob uns nicht der Nachläufer in den Rücken kommt, ja ich rechne mir sogar aus, wo die Güterzüge rangiert werden, die wir passieren müssen!"

Ganz gegen meine Gewohnheit habe ich auf der Reise schlecht geschlafen. Der Lokomotivführer machte mich nervös. Ich habe noch nie einen Menschen gesehen, der solche Hundeangst beim Eisenbahnfahren hatte!

Nur beim Fliegen habe ich Ähnliches erlebt: wenn ein junger, sichrer Fliegerleutnant durch Zufall gezwungen wurde, seine Knochen einem hohen Vorgesetzten anzuvertrauen, der durchaus selbst am Steuer sitzen wollte.

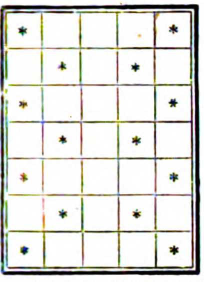
Walt Withman.

Man hört jetzt hier und da mal seinen Namen nennen, auch wohl eins seiner Gedichte vortragen. Es mutet an wie dadaistisches Gestammle. Der gute Walt — und Walt Witbman war ein wahrhaft guter Mensch! — ist viel zu einfach und zu natürlich für unsere Zeit. Es werden vielleicht noch mal hundert Jahre vergehen müssen (Walt wurde 1819 geboren), bevor der gesamte Erdkreis die Er-

Fortsetzung des „Plauderers" übernächste Seite.

Rätsel und Spiele

Füllrätsel.



Bühnendichtg.
Krankheit
Französischer Revolutionär
Gegerbte Tierhaut
Vorstellung im Schlaf
Theaterleitg.
Bilderrätsel

AAAAAA B DDEEEEEEGILLMM MPRRRRRRRSTTUU.

Die obigen Buchstaben sind in die Figur so einzutragen, daß die Querreihen nebenstehende Bedeutung haben, und daß die Buchstaben in den mit Sternchen gekennzeichneten Feldern, von oben nach unten gelesen, zwei griechische Göttinnen ergeben.

Doppelsinnig.

Ist es ein gutes Sommerkleid,
So ist es praktisch und gescheit,
Man läßt es dunkel färben.
Wenn es ein alter Onkel ist,
Den ohne Frau und Kind ihr wißt,
So könnt ihr etwas erben.

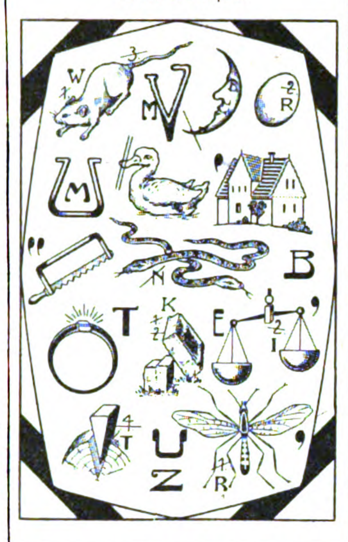
Besuchskartenrätsel.

Kurt v. Resedal

Gera

Was ist der Herr?

Bilderrätsel.



Auflösungen aus Heft 51

Gedenk-Rösselsprung:

Er, dessen Weisheit alles übersteigt,
Erschuf die Himmel und gab ihnen Leitung,
Daß jeder Teil sich jedem leuchtend zeigt
Durch seines Lichts gleichmäßige Verbreitung.
(Dante, gest. 14. 9. 1321.)

Rätsel: Allegro, Orgel.

Lautwechsel: Bitte, Mitte, Sitte.

Gleichklang: Sorge.



Fortsetzung

innerung an den Geburtstag des großen Mannes feiert.

Wer reif genug ist, schon jetzt den Propheten verstehen zu können, dem werden Walt Withmans „Grashalme“ zum Erlebnis werden. Die Universal-Bibliothek erwarb sich das Verdienst, eine vorzügliche Übertragung durch Johannes Schlaf vornehmen zu lassen und das Bändchen mit einem Bilde Walt Withmans zu schmücken. Liebe, Güte und Freude leuchtet aus dem Auge des Mannes, der seiner Zeit um Jahrhunderte vorauseilte.

Geistige Nahrung.

Reclams Universum kostet vierteljährlich 20 Mark und erscheint jede Woche. Für diesen geringen Betrag arbeitet ein großer Redaktionsstab. Außerdem sind aber auch noch die Druckkosten und das Papier zu bezahlen. Infolgedessen hat der Verlag die Beliebtheit des „Universum“ in den letzten Jahren mit Opfern bezahlt, die in die Hunderttausende von Mark gingen. Ohne den Anzeigenteil wäre es ganz unmöglich, heute noch eine so weitverbreitete Zeitschrift, die auch den Auslandsdeutschen den Zusammenhang mit der Heimat vermittelt, durchzuhalten. Gleicherweise kann auch die deutsche Industrie ohne ein solches Weltblatt wie das „Universum“ nicht den Markt beherrschen. Trotzdem gibt es immer noch freundliche Leser, die am liebsten gar keine Anzeigen sehen möchten. Aber daß sie auch die Wurst nur mit Schale kaufen können, das — ja das ist doch selbstverständlich!

Auch eine Lesart.

Wir gingen durch die Mathildenstraße in München. Meine Kusine machte sich ein Vergnügen daraus, die Schilder der vielen Pensionen zu studieren.

„Wie drollig,“ sagte sie plötzlich und las laut:

Pension Wahnfried
vorm. Nizza

Warum heißt diese Pension denn nur vormittags Nizza und die übrige Zeit Wahnfried?“

Ich wußte es auch nicht. Ich hätte natürlich behaupten können, daß es „vormals Nizza“ heißen soll. Aber das tut man nicht. Man freut sich, wenn jemand etwas Phantasie in die langweiligen Schilder hineinbringt.

Witzecke

Junggeselle (mit seinem Diener den Tisch für Gäste deckend): „Nette Bescherung das, wir haben ja die Zigarren vergessen!"
Diener (treuherzig): „Oh, wir Schafsköppe!"

„Susanna, ich hoffe, daß Sie gut auf meine Lieblinge achtgegeben haben, während ich fort war."
„Gewiß, gnädige Frau. Ich vergaß nur, die Katze zu füttern."
„Ich hoffe, das arme Tier hatte nicht zu sehr zu leiden."
„Aber nein, gnädige Frau. Sie fraß den Kanarienvogel und den Papagei auf."

„Fanden die Herren nicht auch, daß mich die neue Robe himmlisch kleidet?"
„Gewiß! Einer bat mich sogar, ihn dem Badeengel vorzustellen."

— „Denken Sie, meinem Sohn, dem Schneiderlehrling, ist ein Bügeleisen auf den Fuß gefallen."
Nachbarin (mitleidig): „Der arme Junge! Wie konnten Sie ihm aber auch solch ein gefährliches Handwerk lernen lassen!"

— „Mann, was rührste denn die ganze Zeit in der Suppe, ist sie zu heiß oder schmeckt sie nicht?"
— „Keines von beiden. Ich bin bloß in so 'ner rührseligen Stimmung."

„Was macht ihr denn hier für Lärm, ihr Rangen?"
„Wir wählen einen Kinderrat. Vater will wieder heiraten."

„Wie geht es Ihnen denn, Herr Klemm?"
„Danke, vorzüglich! Ich muß alle vier Wochen meine Anzüge weiter machen lassen."









In Heft 1 des neuen Jahrgangs

beginnen wir mit Einführung der Rubrik **„Neue Bücher“**. Die außerordentlich praktische, neuartige Anordnung setzt unsere Leser in den Stand, stets **sofort** einen Überblick über die letzten Neuerscheinungen des Büchermarktes zu gewinnen. Kurze aber genaue Angaben über Preis und Umfang der Bücher werden dazu beitragen, die Auswahl zu erleichtern. Wir hoffen, daß diese neue Rubrik unseren Lesern die vielseitig gewünschte engere Fühlung mit dem Fortschreiten der deutschen Geistesarbeit ermöglicht.

Redaktion des Universum

Abteilung: Bücherbesprechungen

Ein Buch von der königlichen Macht reinen Frauentums erschien im Verlage von Max Koch, Leipzig-Stötteritz, unter dem Titel: Lienhard, Von des Weibes Wonne und Wert. Näheres über dieses künstlerisch ausgestattete Werk ist aus dem der heutigen Nummer beiliegenden Prospekte zu ersehen. Wir empfehlen die Beilage der geneigten Beachtung unserer Leser.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das „Universum“ beziehen zu wollen.

…ntwortlich für die Schriftleitung: Gottlob May… für den Plauderer und Bücherbesprechungen: Horst Schöttler, Machern (Bez. Leipzig); für den Frauenteil: …ra Skraup; für den Anzeigenteil: G. H. Gäbelein, … — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutschösterreich Herausgeber: Friese & Lang…


32101 064300195

